This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

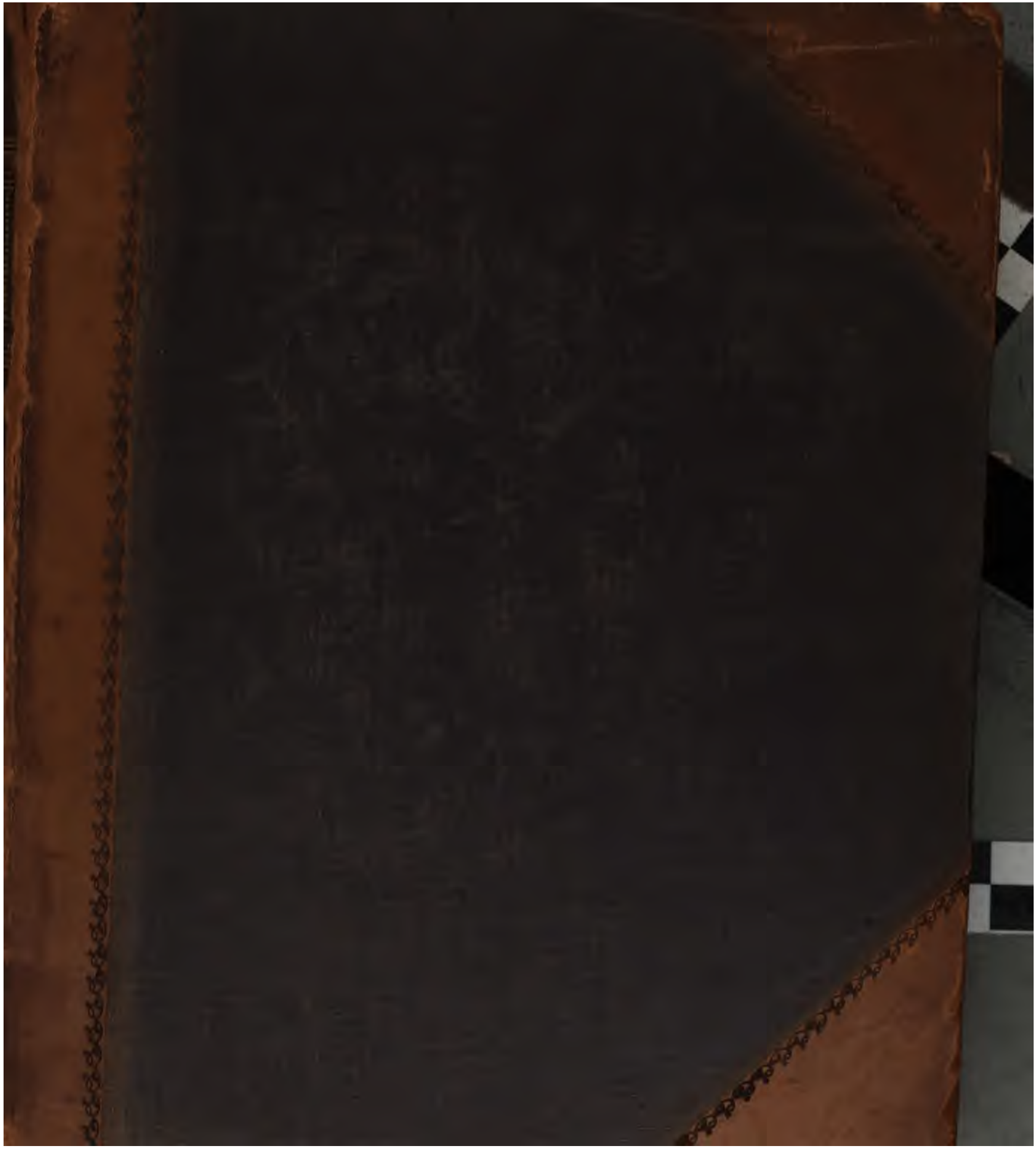
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



699

Per. 27635 d. 29
1866

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1865.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1865.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

Register.

Abende, deutsche. Novellensammlung. 188.
Actien-Volkstheater, münchener. 830.
Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1865. 778.
Album für Deutschlands Töchter. Sechste Auflage. 810.
Allingham, W., Fifty modern poems. 351.
Alm. R. von der, Die Urtheile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen. 165.
Altmüller, K., Gedichte. 145.
Ambros, A. W., Geschichte der Musik. Zweiter Band. 200.
An die Leser. Vom Herausgeber. 1.
Angelucci, A., Nicolo Piccinini ed il ducato di Milano. 443.
Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Herausgegeben von E. Kneschke. 206.
Appell, J. W., Werther und seine Zeit. Neue vermehrte Ausgabe. 792.
Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Herausgegeben von J. Durig, A. Huber, J. Ladurner, D. Schönherr und J. V. Zingerle. 718.
Arming, F. W., Weiß und Schwarz. 502.
Arndt, F., Hardenberg's Leben und Wirken. 69.
Ashe, T., Pictures and other poems. 351.
Auerbach, B., Auf der Höhe. 465. — Das „Athenaeum" darüber. 703.
Augier, E., Der Pelikan (Fils de Giboyer). 285.
Aus dem Leben des Generals Wardenburg. Drei Vorträge. 454.
Autor, H., Jenseits des Faro. 625.

Bacher, J., Lady Seymour. 405.
Bahlmann, A., Eine Reise nach Rom. 625.
Balladen, zwanzig, von einem Schweizer. 145.
Banck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Erster Band: Aus der deutschen Bühnenwelt. 75.
—— Literarisches Bilderbuch. Erster Band. 826.
Baer, K. E. v., Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. Erster Theil: Reden. 248.
Barth, H., Reise durch das Innere der europäischen Türkei von Rustschuck über Philippopel, Nilo (Monastir), Bitolia und den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862. 136.
Bartsch, K., s. deutsche Classiker.
—— Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. 750.
—— Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. 31.
Basedow, A. von, Weidmannsfahrten. 549.
Bateman, Geraldine. 495.
Batz, K. W., Gedichte. Zweite Auflage. 327.
Baudissin, Graf U., Ein pseudonymer Hauslehrer. 694.
Baumbach, A. von, Die hessischen leichten Truppen im Feldzuge von 1793 am Oberrhein. 125.
Baumgärtner, H., Die Naturreligion oder was die Natur zu glauben lehrt. 713.
Bechstein, L., Thüringens Königshaus. 316.
Beethoven's Briefe. Herausgegeben von L. Nohl. 557.
Beiträge, weimarische, zur Literatur und Kunst von K. Brüger, Fr. Dingelstedt, K. Eitner u. a. 778.
Beitzke, H., Geschichte des Jahres 1815. Erster Band. 129. Zweiter Band. 618.
Bekk, A., William Shakspeare. 613.
Benedix, R., Briefsteller für Liebende für alle Lagen des Lebens. 551.
—— Doctor Treuwald. 254.
Beneke, A., Kunterbunt. 188.
Berchtold, J., Die Entwickelung der Landeshoheit in Deutschland. Erster Theil. 330.
Berger, K., Ulrich von Hutten. 402.
Berlepsch, Schweizerführer. 815.
Bernhardt, T., Machiavelli's Buch vom Fürsten und Friedrich's des Großen Antimacchiavell. 733.
—— und K. von Noorden, Zur Würdigung Johann Wilhelm Loebell's. 474.
Besser, W. F., Drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze. 37.
Bianchi, N., Storia documentata della diplomazia Europea in Italia. 441.
Bibliothek ausländischer Classiker (Meyer). 30. Elfte bis dreiundzwanzigste Lieferung. 798.
Bibra, E. Freih. von, Reiseskizzen und Novellen. 189.
Biedermann, s. Harthausen.
Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." 794.
Birch-Pfeiffer. 253.
Birkenbühl, K., Sonette aus dem Orient. 145.
Björnson, Björnstjerna-, Maria Stuart in Schottland. 254.
Bluntschli, s. Geschichte der Wissenschaften.
Bodenstedt, F., s. Jahrbuch.
—— als Dramaturg. 829.
Bohlen, Agnes von, Das Buch der Mutter für Haus und Erziehung. Zweite Auflage. 815.
Bojanowski, P. v., Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789. 794.
Bölte, Amely, Fanny Tarnow. 313.
Boner, Ch., Transsylvania. 798.
Bonnet, J., Lebensbilder aus der Reformationszeit. Deutsch bearbeitet von F. Merschmann. 202.
Bornhak, G., Geschichte der Franken unter den Merovingern. Erster Theil. 709.
Bosio, F., Poesie di illustri Italiana contemporanei. Erster Band. 463.
Böttger, A., Gesammelte Werke. Erster Band. 46. Zweiter Band. 661.
Bournot, M., Meta. 423.
Brachvogel, A. E., Beaumarchais. 241.
—— Prinzessin Montpensier. 110.
Brandes, H. R., Ausflug nach Portugal im Sommer 1863. 377.
—— Ausflug nach Spanien im Sommer 1864. 377.
Braun von Braunthal, Neuhof. 584.
Breitenstein, J., 'S Vreneli us der Bluemmatt. 283.
Bresciani, A., Edmund. Aus dem Italienischen von K. Braun. 625.
Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. von Holtei. Er-

ſter Artikel. 257. Zweiter Artikel. 273. Dritter Artikel. 289.
Briefe und Tagebuchblätter der Gräfin C***. 78.
Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebſt Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Enſe. Erſter Artikel. 161. Zweiter Artikel. 177.
Briefwechſel zwiſchen Varnhagen von Enſe und Oelsner nebſt Briefen an Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Aſſing. 529.
Brugſch, H., Aus dem Orient. 135.
Brunier, L., Friedrich Ludwig Schröder. 524.
Buch, das, merkwürdiger Kinder. Zweite Auflage. 815.
Buch's, D. S. von, Tagebuch aus den Jahren 1674—83. Herausgegeben von G. von Keſſel. 437.
Bucher, J., Das Leben Jeſu von D. Fr. Strauß nach der neuen „für das deutſche Volk" bearbeiteten Ausgabe in ſeinen Grundgedanken für chriſtliche Leſer beurtheilt. 165.
Büchmann, G., Geflügelte Worte. 282.
Büchner, L., Das Schloß zu Wimmis. 360.
Buckle, H. T., Geſchichte der Civiliſation in England. Deutſch von A. Ruge. Zweite Ausgabe. Erſter Band. Erſte und zweite Abtheilung. 142. Zweiter Band. 769.
Bulwer-Lytton, Sir Edward, Poëms. 222.
—— Novels. 318.
Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt), Den Frieden finden. 89.
Butz, K., Fort Sumter. 270.
Byr, R., Auf der Station. Erſtes Bändchen. 359.

Campbell, John, des Anglo-Afghanen, Wanderungen und Abenteuer unter den wilden Stämmen Centralaſiens. Von ihm ſelbſt mündlich erzählt und niedergeſchrieben von H. O. Fry. Aus dem Engliſchen. 330.
Canale, M. G., Nuova storia della republica di Genova dalle origini all anno 1797. 443.
Casyari, O., Die Sprache als pſychiſcher Entwickelungsgrund. 730.
Chamiſſo's, A. von, Werke. Fünfte Auflage. 94.
Cherbouliez, V., Graf Koſtia. Deutſch von Wellauer. 513.
Chézy, W., Helle und dunkle Zeitgenoſſen. — A. u. d. T.: Erinnerungen aus meinem Leben. Zweites Buch. Drittes und viertes Bändchen. 233.
Chronik der Gegenwart, herausgegeben von F. Retzer und J. Strobel. 511.
Citate, die, der Engländer. 559.
Cleß, G., Medicimiſche Blumenleſe aus Shakſpeare zu eigener und ſeiner Collegen Kurzweil. 495.
Cochrane, B., Historic pictures. 366.
Cornelius, K., Die Zug- und Wanderthiere aller Thierklaſſen. 523.
Cotta, K., Aus Wald und Stadt. 357.
Crelinger, Auguſte. 270.
Cubaſch, K., Salvator. 268.
Curtius, E., Göttinger Feſtreden. 602.
—— Griechiſche Geſchichte. Zweiter Band. Zweite Auflage. 797.

Dahn, F., Prokopius von Cäſarea. 701.
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. In Jamben übertragen von K. Eitner. 492.
Dante-Feſt in Florenz. 254. 270. 318. 350. 365.
Dante-Verein, deutſcher. 622.
Daumer, G. F., Das Chriſtenthum und ſein Urheber. 165.
Dedenroth, v., Der Winterfeldzug in Schleswig-Holſtein. 36.
Delff, H. K. H., Ideen zu einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft des Geiſtes und der Natur. 680.
Delitzſch, Das große Gebet der drei ſchweizeriſchen Urcantone. 158.
Dempwolff, C. A., Aus dem luſtigen Wien. 569.
Denton, W., Serbien und die Serben. Frei bearbeitet von D. von Cölln. 300.
Deutinger, M., Renan und das Wunder. 165.
Deutſche Bibliothek. Sammlung ſeltener Schriften der ältern deutſchen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen verſehen von H. Kurz. Fünfter und ſechster Band: Hans Jakob Chriſtoffel's von Grimmelshauſen Simplicianiſche Schriften. Dritter und vierter Theil. 250.
—— Siebenter Band: Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. 445.
Deutſche Claſſiker des Mittelalters. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Zweiter Band: Kudrun. Herausgegeben von K. Bartſch. 427.
Deutſche Inſchriften an Haus und Geräth. 298.
Deutſche Journaliſtik, ein Mangel derſelben. 13.
Deutſche Schaubühne, redigirt von F. Wehl. (Januarheft.) 95.
Deutſcher Dichtergarten. Organ für die gegenwärtige poetiſche Literatur unſers Volks. 749.
Diefenbach, L., Novellen. Zweiter Cyklus. 727.
—— Vorſchule der Völkerkunde. 141.
Diezmann, A., Leichtes Blut. 43.
Ditfurth, M. von, Aus dem Leben des königlich bairiſchen Oberſten Karl Freiherrn von Ditfurth. 453.
Dohm, König Lear. 254.
Dollfus, Ch., De l'esprit français et de l'esprit allemand. 449.
Döllinger, J. von, König Maximilian II. und die Wiſſenſchaft. 555.
Döring, A., Shakſpeare's Hamlet ſeinem Grundgedanken und Inhalt nach erläutert. 820.
Donath, E., Glauben und Schauen. 550.
Dranmor, Poetiſche Fragmente. Zweite Auflage. 143.
Dräxler-Manfred, Wohlthaten. 501.
Dulk, A. B., Jeſus der Chriſt. 433.
—— Albert. 542.
Dumas-Girardin, Le supplice d'une femme. 365.
Dumas Père, Alexander, über ſeine Vorträge in Wien, und das Vorleſen von Dichtwerken überhaupt. 782.
Dürenberg, F. L. S. von, Die Symphonien Beethoven's und anderer berühmter Meiſter. 200.
Dühring, E., Carey's Umwälzung der Volkswirthſchaftslehre und Socialwiſſenſchaft. 826.

Eberwein, J., Schiller's Rudolſtädter Sommer. 423.
Eckardt, L., Leſſing und das erſte deutſche Nationaltheater in Hamburg. 613.
—— Vorſchule der Aeſthetik. Erſte und zweite Lieferung. 60.
Edwards, S., Private history of a Polish insurrection. 798.
Egloffſtein, Gräfin Auguſte von und zu, Aus einem Tagebuche. Zweite Auflage. 422.
Eichthal, G. de, De l'usage pratique de la langue grecque. 430.
Eigenthum, das geiſtige. 670.
Eitner, K., ſ. Dante.
Elze, K., Sir Walter Scott. 22.
Emmel, Die Schlacht bei Hanau am 30. und 31. October 1813. 125.
Epigramme, einige neulateiniſche neu überſetzt. 783.
Erneſti, Luiſe (Malwine von Humbracht), Aus alter und neuer Zeit. 600.
—— Die Ariſtokratin und der Fabrikant. 375.
Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον, redigirt von Marinos P. Vretos. 191.
Eyſell, G. F., Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. 245.

Fabri, F., Zeit und Ewigkeit. 667.
Fatra, Matra, Tatra. (Von F. Friederich.) 377.
Fechner, G. T., Die drei Motive und Gründe des Glaubens. 396.
Ferrazzi, G. J., Manuale Dantesco. 796.
Fichte, J. H., Pſychologie. Erſter Theil. 65.
Fichtner, Karl Eine Skizze ſeines Lebens und künſtleriſchen Wirkens. Von G. C. 806.
Fidus, R., Gottfried Kinkel. 458.
Finckenſtein, R., Die Schöpfung. 666.
Fiſcher, J. G., Neue Gedichte. 753.
Förſter, E., Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zweiter bis vierter Band. 81.

Förſter, E., Reiſe durch Belgien nach Paris und Burgund. 569.
Fouqué, Baronin de la Motte-, Reinhold. 188.
Fraas, O., Vor der Sündflut. Erſte bis vierte Lieferung. 248.
Frankl, L. A., Libanon. Dritte Auflage. 95.
Frantz, K., Die Wiederherſtellung Deutſchlands. 417.
Frenzel, K., Büſten und Bilder. 331.
—— Charlotte Corday. 119.
Freppel, Kritiſche Beleuchtung der Erneſt Renan'ſchen Schrift: Das Leben Jeſu. Aus dem Franzöſiſchen von C. A. Kallmus. 165.
Freytag, G., Die verlorene Handſchrift. Erſter Artikel. 7. Zweiter Artikel. 17. — Die Kritik darüber. 79.
Friedberg, E., Ehe und Eheſchließung im deutſchen Mittelalter. Eheſchließung und Eheſcheidung in England und Schottland. 111.
Frieſen, H. Freih. von, Briefe über Shakſpeare's Hamlet. 616.
Fritz, J., Von 1815—65. 554.
Frohſchammer, J., Ueber die Aufgabe der Naturphiloſophie und ihr Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft. 337.
Fuhlrott, C., Der foſſile Menſch aus dem Neanderthal und ſein Verhältniß zum Alter des Menſchengeſchlechts. 810.
Fürſt, L., Dornröschen. 327.

Gasparin, Gräfin, Vesper. Aus dem Franzöſiſchen. 584.
Galen, P., Die Tochter des Diplomaten. 817.
Geib, A., Gedichte. 550.
Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. 39.
Geiger, A., Das Judenthum und ſeine Geſchichte. Erſte Abtheilung: Das Judenthum und ſeine Geſchichte bis zur Zerſtörung des zweiten Tempels. Zweite Auflage. 507.
Geißler, R., Geſchichten. 501.
Genaſt, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauſpielers. Dritter Theil. 805.
Germonik, L., Die Joſephskapelle. 145.
Gero. Eine poetiſche Erzählung. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. 548.
Gervinus, G. G., Geſchichte des 19. Jahrhunderts ſeit den wiener Verträgen. Siebenter Band. 94. 405.
Geſang und Oper. Kritiſch-didaktiſche Abhandlungen in zwangloſen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. Viertes und fünftes Heft. 201.
Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Neuere Zeit. Erſter Band: Geſchichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik. Von J. C. Bluntſchli. 184.
Geſchichte Julius Cäſar's. (Von Napoleon III.) Erſter Band. 225.
Geſchichte Julius Cäſar's und das Drama „Jules César". 254.
Geſchichtskalender, europäiſcher. Herausgegeben von H. Schultheß. Fünfter Jahrgang. 591.
Geſpräche aus der Unterwelt zwiſchen Machiavelli und Montesquieu, oder die Politik Machiavelli's im 19. Jahrhundert. Von einem Zeitgenoſſen. 553.
Giſeke, H. L. R., Käthchen. 139.
—— R., Dramatiſche Bilder aus deutſcher Geſchichte. 495.
Giehne, F., Deutſche Zuſtände und Intereſſen. Erſtes Heft. 491.
Girardin, E. de, Le supplice d'une femme. 318.
Glaßbrenner, A., Gedichte. Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 239.
Glökler, J. P., Schwäbiſche Frauen. 283.
Gneiſt, ſ. Harthauſen.
Göhring, C., Eichenblätter. 502.
Göldlin von Tiefenau, Metaphraſen. 545.
Goldſchmidt, W., Fragmente. 375.
Goltz, B., Ein Jugendleben. Neue umgearbeitete Auflage. 143.
Göring, F., Eddin. 423.
Goethe, ſ. Werther-Anekdoten.
—— Zu deſſen „Hermann und Dorothea". 747.
Goethe's Briefe an Freiherrn von Schuckmann. 366.
Gotthardi, W. G., Weimariſche Theaterbilder aus Goethe's Zeit. 804.
Gottſchall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Dritte Auflage. 811.
—— Reiſebilder aus Italien. 625.
Graul, K., Indiſche Sinnpflanzen und Blumen zur Kennzeichnung des indiſchen, vornehmlich tamuliſchen Geiſtes. 677.
Gravenhorſt, C. T., Odyſſeus' Heimkehr. 545.
Grieben, H., Dante Alighieri. 622. 717.
Grimm, H., Neue Eſſays über Kunſt und Literatur. 331.
—— Ueber Künſtler und Kunſtwerke. 255.
—— R., Gedichte. 425.
Grimm's „Michel Angelo", die „Edinburgh Review" darüber. 415.
Gröger, Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Predigten. 300.
Große, E. und F. Otto, Wohlthäter der Menſchheit. 815.
Grothe, W., Schildhorn und Teufelsſee. 547.
Grube, A. W., Aeſthetiſche Vorträge. Erſtes Bändchen. 235.
—— Eliſabeth, geb. Diez, Dramen: Jacobe von Baden. Die Lützower. Wittekind, der Sachſen-Herzog. 596.
Guerrazzi, F. D., Vita di Andrea Doria. 443.
Gundling, J., ſ. Unterwegs und Daheim.
—— Der Jeſuit. 358.
Günnel, Schleswig-Holſtein. Land und Leute. 793.
Guntram, K., Kaiſer Karl der Fünfte. 547.
Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiſte. Volksausgabe. 207.
Gutzkow, K., Eine Shakſpeare-Feier an der Ilm. 614.
—— Deſſen fünfundzwanzigjähriges dramatiſches Schriftſtellerjubiläum. 253.
Guzman's, A., Erinnerungen aus dem italieniſchen Feldzuge des Jahres 1859. Herausgegeben von R. Hamerling. 125.

Haar, B. ter, Zehn Vorleſungen über Renan, „Leben Jeſu". Deutſch von G. Doemer. 165.
Habicht, L., Der Stadtſchreiber von Liegnitz. 377.
Hahn, K. A., Mittelhochdeutſche Grammatik. Neu bearbeitet von Friedr. Pfeiffer. 126.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ben-David, ein Phantaſiegemälde von Erneſt Renan. 165.
Halm's, F., Werke. Siebenter Band: Neue Gedichte. 481. Achter Band: Dramatiſche Werke. Sechster Band. 497.
Hamerling, R., Ahasverus in Rom. 705.
Harleß, A. von, Aus dem Leben in Lied und Spruch. 604.
Harriſon, C., Der Fluch des Hauſes oder der Finger Gottes. 158.
Hartwig, G., Gott in der Natur, oder die Einheit der Schöpfung. 520.
Haſche, T., Die Räthſel der Natur und des Lebens. 355.
Haſe, K., Das Leben Jeſu. Fünfte verbeſſerte Auflage. 588.
Harthauſen, A. Freih. von, Das conſtitutionelle Princip, ſeine geſchichtliche Entwickelung u. ſ. w. Erſter Theil: Die Repräſentativ-Verfaſſungen mit Volkswahlen. Von K. Biedermann. — Zweiter Theil: Vier Abhandlungen über das conſtitutionelle Princip von J. Held, R. Gneiſt, G. Waitz, W. Koſegarten. 106.
Hebbel, F., Demetrius. 150.
—— Geſammtausgabe ſeiner Werke. Erſter Band. 734.
Hegel in England. 318.
Heinrichs, Emilie, Der Commerzienrath. 694.
Held, ſ. Harthauſen.
Heller, S., Die Wanderungen des Ahasver. 548.
Heller von Hellwald, F., Erinnerungen aus den Freiheitskriegen. Herausgegeben von F. von Hellwald. 457.
Herbert, L., Im Fluge. 358.
Hermann, A., Jenſeits des Meeres. 401.
Heſekiel, G., Vier Junker. 97.
Heſte, F., Die Arbeit. 666.
Hettner, H., Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts. Erſter und zweiter Band. Zweite Auflage. 797.
Heyſe, P., Hans Lange. 15.
Hildebrand, Dr., und ſeine Fortſetzung von Grimm's Wörterbuch. 254.
Hoefer, E., Altermann Ryke. 267.
—— Geſammtausgabe ſeiner Werke. 351.
Hofmann, F., Weihnachtsbaum für arme Kinder. 24ſte Chriſtbeſcherung. 815.
Hoffmann von Fallersleben, Ruda. Polniſche Volkslieder der Oberſchleſier, übertragen. 750.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1865.

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BIBLIOTECA·BOLLETTINO

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1865.

Register.

Abende, deutsche. Novellensammlung. 188.
Actien-Volkstheater, münchener. 830.
Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1865. 778.
Album für Deutschlands Töchter. Sechste Auflage. 810.
Allingham, W., Fifty modern poems. 351.
Alm. R. von der, Die Urtheile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen. 165.
Altmüller, K., Gedichte. 145.
Ambros, A. W., Geschichte der Musik. Zweiter Band. 200.
An die Leser. Vom Herausgeber. 1.
Angelucci, A., Nicolo Piccinini ed il ducato di Milano. 443.
Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Herausgegeben von E. Kneschke. 206.
Appell, J. W., Werther und seine Zeit. Neue vermehrte Ausgabe. 792.
Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Herausgegeben von J. Durig, A. Huber, J. Laburner, D. Schönherr und J. V. Zingerle. 718.
Arming, F. W., Weiß und Schwarz. 502.
Arndt, F., Hardenberg's Leben und Wirken. 69.
Ashe, T., Pictures and other poems. 351.
Auerbach, B., Auf der Höhe. 465. — Das „Athenaeum" darüber. 703.
Augier, E., Der Pelikan (Fils de Giboyer). 285.
Aus dem Leben des Generals Wardenburg. Drei Vorträge. 454.
Autor, H., Jenseits des Faro. 625.

Bacher, J., Lady Seymour. 405.
Bahlmann, A., Eine Reise nach Rom. 625.
Balladen, zwanzig, von einem Schweizer. 145.
Banck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Erster Band: Aus der deutschen Bühnenwelt. 75.
—— Literarisches Bilderbuch. Erster Band. 826.
Baer, K. E. v., Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. Erster Theil: Reden. 248.
Barth, H., Reise durch das Innere der europäischen Türkei von Rustschuck über Philippopel, Rilo (Monastir), Bitolia und den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862. 136.
Bartsch, K., s. deutsche Classiker.
—— Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. 750.
—— Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. 31.
Basedow, A. von, Weidmannsfahrten. 549.
Bateman, Geraldine. 495.
Batz, K. W., Gedichte. Zweite Auflage. 327.
Baudissin, Graf U., Ein pseudonymer Hauslehrer. 694.
Baumbach, A. von, Die hessischen leichten Truppen im Feldzuge von 1793 am Oberrhein. 125.
Baumgärtner, H., Die Naturreligion oder was die Natur zu glauben lehrt. 713.
Bechstein, L., Thüringens Königshaus. 316.
Beethoven's Briefe. Herausgegeben von L. Nohl. 557.
Beiträge, weimarische, zur Literatur und Kunst von K. Brüger, Fr. Dingelstedt, K. Eitner u. a. 778.
Beitzke, H., Geschichte des Jahres 1815. Erster Band. 129. Zweiter Band. 618.
Bekk, A., William Shakspeare. 613.
Benedix, R., Briefsteller für Liebende für alle Lagen des Lebens. 551.
—— Doctor Treuwald. 254.
Beneke, A., Kunterbunt. 188.
Berchtold, J., Die Entwickelung der Landeshoheit in Deutschland. Erster Theil. 330.
Berger, K., Ulrich von Hutten. 402.
Berlepsch, Schweizerführer. 815.
Bernhardt, T., Macchiavelli's Buch vom Fürsten und Friedrich's des Großen Antimacchiavell. 733.
—— und K. von Noorden, Zur Würdigung Johann Wilhelm Loebell's. 474.
Besser, W. F., Drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze. 37.
Bianchi, N., Storia documentata della diplomazia Europea in Italia. 441.
Bibliothek ausländischer Classiker (Meyer). 30. Elfte bis dreiundzwanzigste Lieferung. 798.
Bibra, E. Freih. von, Reiseskizzen und Novellen. 189.
Biedermann, s. Harthausen.
Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." 794.
Birch-Pfeiffer. 253.
Birkenbühl, K., Sonette aus dem Orient. 145.
Björnson, Björnstjerna, Maria Stuart in Schottland. 254.
Bluntschli, s. Geschichte der Wissenschaften.
Bodenstedt, F., s. Jahrbuch.
—— als Dramaturg. 829.
Bohlen, Agnes von, Das Buch der Mutter für Haus und Erziehung. Zweite Auflage. 815.
Bojanowski, P. v., Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789. 794.
Bölte, Amely, Fanny Tarnow. 313.
Boner, Ch., Transsylvania. 798.
Bonnet, J., Lebensbilder aus der Reformationszeit. Deutsch bearbeitet von F. Merschmann. 202.
Bornhak, G., Geschichte der Franken unter den Merovingern. Erster Theil. 709.
Bosio, F., Poesie di illustri Italiana contemporanei. Erster Band. 463.
Böttger, A., Gesammelte Werke. Erster Band. 46. Zweiter Band. 661.
Bournot, M., Meta. 423.
Brachvogel, A. E., Beaumarchais. 241.
—— Prinzessin Montpensier. 110.
Brandes, H. R., Ausflug nach Portugal im Sommer 1863. 377.
—— Ausflug nach Spanien im Sommer 1864. 377.
Braun von Braunthal, Neuhof. 584.
Breitenstein, J., 'S Vreneli us der Bluemsmatt. 283.
Bresciani, A., Edmund. Aus dem Italienischen von K. Braun. 625.
Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. von Holtei. Er-

ſter Artikel. 257. Zweiter Artikel. 273. Dritter Artikel. 289.
Briefe und Tagebuchblätter der Gräfin C***. 78.
Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebſt Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Enſe. Erſter Artikel. 161. Zweiter Artikel. 177.
Briefwechſel zwiſchen Varnhagen von Enſe und Oelsner nebſt Briefen an Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Aſſing. 529.
Brugſch, H., Aus dem Orient. 135.
Brunier, L., Friedrich Ludwig Schröder. 524.
Buch, das, merkwürdiger Kinder. Zweite Auflage. 815.
Buch's, D. S. von, Tagebuch aus den Jahren 1674—83. Herausgegeben von G. von Keſſel. 437.
Bucher, J., Das Leben Jeſu von D. Fr. Strauß nach der neuen „für das deutſche Volk" bearbeiteten Ausgabe in ſeinen Grundgedanken für chriſtliche Leſer beurtheilt. 165.
Büchmann, G., Geflügelte Worte. 282.
Büchner, L., Das Schloß zu Wimmis. 360.
Buckle, H. T., Geſchichte der Civiliſation in England. Deutſch von A. Ruge. Zweite Ausgabe. Erſter Band. Erſte und zweite Abtheilung. 142. Zweiter Band. 769.
Bulwer-Lytton, Sir Edward, Poëms. 222.
—— Novels. 318.
Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt), Den Frieden finden. 89.
Butz, K., Fort Sumter. 270.
Byr, R., Auf der Station. Erſtes Bändchen. 359.

Campbell, John, des Anglo-Afghanen, Wanderungen und Abenteuer unter den wilden Stämmen Centralaſiens. Von ihm ſelbſt mündlich erzählt und niedergeſchrieben von H. O. Fry. Aus dem Engliſchen. 330.
Canale, M. G., Nuova storia della republica di Genova dalle origini all anno 1797. 443.
Caspari, O., Die Sprache als pſychiſcher Entwickelungsgrund. 730.
Chamiſſo's, A. von, Werke. Fünfte Auflage. 94.
Cherbouliez, V., Graf Koſtia. Deutſch von Wellauer. 513.
Chézy, W., Helle und dunkle Zeitgenoſſen. — A. u. d. T.: Erinnerungen aus meinem Leben. Zweites Buch. Drittes und viertes Bändchen. 283.
Chronik der Gegenwart, herausgegeben von F. Retzer und J. Strobel. 511.
Citate, die, der Engländer. 559.
Cleß, G., Mediciniſche Blumenleſe aus Shakſpeare zu eigener und ſeiner Collegen Kurzweil. 495.
Cochrane, B., Historic pictures. 366.
Cornelius, K., Die Zug- und Wanderthiere aller Thierklaſſen. 523.
Cotta, K., Aus Wald und Stadt. 357.
Crelinger, Auguſte. 270.
Cubaſch, K., Salvator. 268.
Curtius, E., Göttinger Feſtreden. 602.
—— Griechiſche Geſchichte. Zweiter Band. Zweite Auflage. 797.

Dahn, F., Prokopius von Cäſarea. 701.
Dante Alighieri's Göttliche Komödie. In Jamben übertragen von K. Eitner. 492.
Dante-Feſt in Florenz. 254. 270. 318. 350. 365.
Dante-Verein, deutſcher. 622.
Daumer, G. F., Das Chriſtenthum und ſein Urheber. 165.
Debenroth, v., Der Winterfeldzug in Schleswig-Holſtein. 36.
Delff, H. K. H., Ideen zu einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft des Geiſtes und der Natur. 680.
Delitzſch, Das große Gebet der drei ſchweizeriſchen Urcantone. 158.
Dempwolff, C. A., Aus dem luſtigen Wien. 569.
Denton, W., Serbien und die Serben. Frei bearbeitet von D. von Cölln. 300.
Deutinger, M., Renan und das Wunder. 165.
Deutſche Bibliothek. Sammlung ſeltener Schriften der ältern deutſchen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen verſehen von H. Kurz. Fünfter und ſechster Band: Hans Jakob Chriſtoffel's von Grimmelshauſen Simplicianiſche Schriften. Dritter und vierter Theil. 250.
—— Siebenter Band: Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. 445.
Deutſche Claſſiker des Mittelalters. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Zweiter Band: Kudrun. Herausgegeben von K. Bartſch. 427.
Deutſche Inſchriften an Haus und Geräth. 298.
Deutſche Journaliſtik, ein Mangel derſelben. 13.
Deutſche Schaubühne, redigirt von F. Wehl. (Januarheft.) 95.
Deutſcher Dichtergarten. Organ für die gegenwärtige poetiſche Literatur unſers Volks. 749.
Dieſenbach, L., Novellen. Zweiter Cyklus. 727.
—— Vorſchule der Völkerkunde. 141.
Diezmann, A., Leichtes Blut. 43.
Ditfurth, M. von, Aus dem Leben des königlich bairiſchen Oberſten Karl Freiherrn von Ditfurth. 453.
Dohm, König Lear. 254.
Dollfus, Ch., De l'esprit français et de l'esprit allemand. 449.
Döllinger, J. von, König Maximilian II. und die Wiſſenſchaft. 555.
Döring, A., Shakſpeare's Hamlet ſeinem Grundgedanken und Inhalt nach erläutert. 820.
Donath, E., Glauben und Schauen. 550.
Dranmor, Poetiſche Fragmente. Zweite Auflage. 143.
Drärler-Manfred, Wohlthaten. 501.
Dulk, A. B., Jeſus der Chriſt. 433.
—— Albert. 542.
Dumas-Girardin, Le supplice d'une femme. 365.
Dumas Père, Alexander, über ſeine Vorträge in Wien, und das Vorleſen von Dichtwerken überhaupt. 782.
Dürenberg, F. L. S. von, Die Symphonien Beethoven's und anderer berühmter Meiſter. 200.
Dühring, E., Carey's Umwälzung der Volkswirthſchaftslehre und Socialwiſſenſchaft. 826.

Eberwein, J., Schiller's Rudolſtädter Sommer. 423.
Eckardt, L., Leſſing und das erſte deutſche Nationaltheater in Hamburg. 613.
—— Vorſchule der Aeſthetik. Erſte und zweite Lieferung. 60.
Edwards, S., Private history of a Polish insurrection. 798.
Egloffſtein, Gräfin Auguſte von und zu, Aus einem Tagebuche. Zweite Auflage. 422.
Eichthal, G. de, De l'usage pratique de la langue grecque. 430.
Eigenthum, das geiſtige. 670.
Eitner, K., ſ. Dante.
Elze, K., Sir Walter Scott. 22.
Emmel, Die Schlacht bei Hanau am 30. und 31. October 1813. 125.
Epigramme, einige neulateiniſche neu überſetzt. 783.
Erneſti, Luiſe (Malwine von Humbracht), Aus alter und neuer Zeit. 600.
—— Die Ariſtokratin und der Fabrikant. 375.
Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον, redigirt von Marinos P. Vretos. 191.
Eyſell, G. F., Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. 245.

Fabri, F., Zeit und Ewigkeit. 667.
Fatra, Matra, Tatra. (Von F. Friederich.) 377.
Fechner, G. T., Die drei Motive und Gründe des Glaubens. 396.
Ferrazzi, G. J., Manuale Dantesco. 796.
Fichte, J. H., Pſychologie. Erſter Theil. 65.
Fichtner, Karl Eine Skizze ſeines Lebens und künſtleriſchen Wirkens. Von G. C. 806.
Fidus, R., Gottfried Kinkel. 458.
Finckenſtein, R., Die Schöpfung. 666.
Fiſcher, J. G., Neue Gedichte. 753.
Förſter, E., Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zweiter bis vierter Band. 81.

Förster, E., Reise durch Belgien nach Paris und Burgund. 569.
Fouqué, Baronin de la Motte-, Reinhold. 188.
Fraas, O., Vor der Sündflut. Erste bis vierte Lieferung. 248.
Frankl, L. A., Libanon. Dritte Auflage. 95.
Frantz, K., Die Wiederherstellung Deutschlands. 417.
Frenzel, K., Büsten und Bilder. 331.
—— Charlotte Corday. 119.
Freppel, Kritische Beleuchtung der Ernest Renan'schen Schrift: Das Leben Jesu. Aus dem Französischen von C. A. Kallmus. 165.
Freytag, G., Die verlorene Handschrift. Erster Artikel. 7. Zweiter Artikel. 17. — Die Kritik darüber. 79.
Friedberg, E., Ehe und Eheschließung im deutschen Mittelalter. Eheschließung und Ehescheidung in England und Schottland. 111.
Friesen, H. Freih. von, Briefe über Shakspeare's Hamlet. 616.
Fritz, J., Von 1815—65. 554.
Frohschammer, J., Ueber die Aufgabe der Naturphilosophie und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft. 337.
Fuhlrott, C., Der fossile Mensch aus dem Neanderthal und sein Verhältniß zum Alter des Menschengeschlechts. 810.
Fürst, L., Dornröschen. 327.

Gasparin, Gräfin, Vesper. Aus dem Französischen. 584.
Galen, P., Die Tochter des Diplomaten. 817.
Geib, A., Gedichte. 550.
Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. 39.
Geiger, A., Das Judenthum und seine Geschichte. Erste Abtheilung: Das Judenthum und seine Geschichte bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. Zweite Auflage. 507.
Geißler, R., Geschichten. 501.
Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Dritter Theil. 805.
Germonik, L., Die Josephskapelle. 145.
Gero. Eine poetische Erzählung. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. 548.
Gervinus, G. G., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen. Siebenter Band. 94. 405.
Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. Viertes und fünftes Heft. 201.
Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Erster Band: Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik. Von J. C. Bluntschli. 184.
Geschichte Julius Cäsar's. (Von Napoleon III.) Erster Band. 225.
Geschichte Julius Cäsar's und das Drama „Jules César". 254.
Geschichtskalender, europäischer. Herausgegeben von H. Schultheß. Fünfter Jahrgang. 591.
Gespräche aus der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu, oder die Politik Machiavelli's im 19. Jahrhundert. Von einem Zeitgenossen. 553.
Giseke, H. L. R., Käthchen. 139.
—— R., Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte. 495.
Giehne, F., Deutsche Zustände und Interessen. Erstes Heft. 491.
Girardin, E. de, Le supplice d'une femme. 318.
Glaßbrenner, A., Gedichte. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 239.
Glökler, J. P., Schwäbische Frauen. 283.
Gneist, s. Harthausen.
Göhring, C., Eichenblätter. 502.
Göldlin von Tiefenau, Metaphrasen. 545.
Goldschmidt, W., Fragmente. 375.
Goltz, B., Ein Jugendleben. Neue umgearbeitete Auflage. 143.
Göring, F., Eddin. 423.
Goethe, s. Werther-Anekdoten.
—— Zu dessen „Hermann und Dorothea". 747.
Goethe's Briefe an Freiherrn von Schuckmann. 366.
Gotthardi, W. G., Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. 804.
Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Dritte Auflage. 811.
—— Reisebilder aus Italien. 625.
Graul, K., Indische Sinnpflanzen und Blumen zur Kennzeichnung des indischen, vornehmlich tamulischen Geistes. 677.
Gravenhorst, C. T., Odysseus' Heimkehr. 545.
Grieben, H., Dante Alighieri. 622. 717.
Grimm, H., Neue Essays über Kunst und Literatur. 331.
—— Ueber Künstler und Kunstwerke. 255.
—— R., Gedichte. 425.
Grimm's „Michel Angelo", die „Edinburgh Review" darüber. 415.
Gröger, Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Predigten. 300.
Große, E. und F. Otto, Wohlthäter der Menschheit. 815.
Grothe, W., Schildhorn und Teufelssee. 547.
Grube, A. W., Aesthetische Vorträge. Erstes Bändchen. 235.
—— Elisabeth, geb. Diez, Dramen: Jacobe von Baden. Die Lützower. Wittekind, der Sachsen-Herzog. 596.
Guerrazzi, F. D., Vita di Andrea Doria. 443.
Gundling, J., s. Unterwegs und Daheim.
—— Der Jesuit. 358.
Günnel, Schleswig-Holstein. Land und Leute. 793.
Guntram, K., Kaiser Karl der Fünfte. 547.
Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste. Volksausgabe. 207.
Gutzkow, K., Eine Shakspeare-Feier an der Ilm. 614.
—— Dessen fünfundzwanzigjähriges dramatisches Schriftstellerjubiläum. 253.
Guzman's, A., Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859. Herausgegeben von R. Hamerling. 125.

Haar, B. ter, Zehn Vorlesungen über Renan, „Leben Jesu". Deutsch von G. Doemer. 165.
Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. 377.
Hahn, K. A., Mittelhochdeutsche Grammatik. Neu bearbeitet von Friedr. Pfeiffer. 126.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ben-David, ein Phantasiegemälde von Ernest Renan. 165.
Halm's, F., Werke. Siebenter Band: Neue Gedichte. 481. Achter Band: Dramatische Werke. Sechster Band. 497.
Hamerling, R., Ahasverus in Rom. 705.
Harleß, A. von, Aus dem Leben in Lied und Spruch. 604.
Harrison, C., Der Fluch des Hauses oder der Finger Gottes. 158.
Hartwig, G., Gott in der Natur, oder die Einheit der Schöpfung. 520.
Hasche, T., Die Räthsel der Natur und des Lebens. 355.
Hase, K., Das Leben Jesu. Fünfte verbesserte Auflage. 588.
Harthausen, A. Freih. von, Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwickelung u. s. w. Erster Theil: Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Von K. Biedermann. — Zweiter Theil: Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip von J. Held, R. Gneist, G. Waitz, W. Kosegarten. 106.
Hebbel, F., Demetrius. 150.
—— Gesammtausgabe seiner Werke. Erster Band. 734.
Hegel in England. 818.
Heinrichs, Emilie, Der Commerzienrath. 694.
Held, s. Harthausen.
Heller, S., Die Wanderungen des Ahasver. 548.
Heller von Hellwald, F., Erinnerungen aus den Freiheitskriegen. Herausgegeben von F. von Hellwald. 457.
Herbert, L., Im Fluge. 358.
Hermann, A., Jenseits des Meeres. 401.
Hesekiel, G., Vier Junker. 97.
Heste, E., Die Arbeit. 666.
Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. 797.
Heyse, P., Hans Lange. 15.
Hildebrand, Dr., und seine Fortsetzung von Grimm's Wörterbuch. 254.
Hoefer, E., Altermann Ryke. 267.
—— Gesammtausgabe seiner Werke. 351.
Hofmann, F., Weihnachtsbaum für arme Kinder. 24ste Christbescherung. 815.
Hoffmann von Fallersleben, Ruda. Polnische Volkslieder der Oberschlesier, übertragen. 750.

Holland, H., Deutsche Charakterbilder aus verschiedenen Jahrhunderten. 172.
Holst, K., Blumen am Wege. 425.
Holtzmann, H. J., Predigten, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Heidelberg. 380.
Honegger, J. J., Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts. 393.
Horn, J. F., Sophonisbe. 389.
Horváth, M., Kurzgefaßte Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. 295.
Hosäus, W., Prinz Louis Ferdinand. 593.
Hub, J., Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Vierte Auflage. 158.
Huber, A., Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse. 828.
Hugo, Victor. 543.
—— Les chansons des rues et des bois. 798.
—— William Shakspeare. Deutsch von A. Diezmann. 343.
Hundt von Hafften, Von dem Geiste der Verfassungen in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Italien und Preußen. 417.
Hutterus, Tod desselben. 813.

Illustrirte Monatshefte für die gesammten Interessen des Judenthums. 399.
Ist das Genie seiner Zeit feindlich? 687.

Jacoby, J., Heinrich Simon. 476.
Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. Bodenstedt. Erster Jahrgang. 689.
Jeitteles, A., Neuhochdeutsche Wortbildung. 127.
Jordan's Shakspeare-Uebersetzung. 334.
Journalistentag, der deutsche. 398.
Jung, A., Fr. Wilhelm Joseph von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. 62.
Jugendalbum für 1865. 815.
Jütting, W. A., Biblisches Wörterbuch. 127.

Kahle, H., Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem. 47.
Kampschulte, F. W., Zur Geschichte des Mittelalters. 121.
Kavanagh, Julie, Beatrice. 190.
Keller, E. F., Geschichte Nassaus von der Reformation bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs. 527.
Kertbeny, K. M., Erinnerungen an Charles Sealsfield. 109.
Kies, L., Cypressen. 145.
Kirchmann, J. von, Erinnerungen aus Italien. 625.
—— J. H. von, Ueber die Unsterblichkeit. 756.
Klein, J. L., Geschichte des Dramas. Erster und zweiter Band. Erster Artikel. 561. Zweiter Artikel. 577.
Klitsche de la Grange, Antoinette von, Die Vestalin und der Gladiator. Aus dem italienischen Manuscript übersetzt vom Einsiedler von Ovindoli. 817.
Klüpfel, K., s. National-Bibliothek.
Knaake, J. K. F., Beiträge zur Geschichte Kaiser Karl's V. Briefe Joachim Imhof's an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547. 108. 739.
Knak, G., s. Matblumen.
Kneschke, E., s. Anthologie.
Knesebeck, E. von dem, Leben des Freiherrn Hugh von Halkett. 731.
Kobell, F. von, Geschichte der Mineralogie. 364.
Koch, F., Deutsche Grammatik. Vierte Auflage. 126.
Köchlin, Henriette, Das Weib dem Weibe. 145.
Köchy, K., Das neue Leben. 423.
Koffka, W., Iffland und Dalberg. 785.
Köhler, L., Die neue Richtung in der Musik. 202.
—— R., s. Kunst.
—— Dante's göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. 623.
Kompert, L., Geschichten einer Gasse. 204.
Kosegarten, W., s. Harthausen.
Koester, H., Ulrich von Hutten. 595.
Kreyßig, F., Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte. 721.
—— Ueber die sittliche und volksthümliche Berechtigung des Shakspeare-Cultus. 613.
Krieg, der deutsch-dänische, im Jahre 1864 in gedrängter chronologischer Uebersicht nach authentischen Quellen und eigener Anschauung zusammengestellt von einem preußischen Offizier. 36.
Krieg, der, gegen Dänemark im Jahre 1864. Bearbeitet von G. Gr. W. 38.
Kriegsberichte, illustrirte. 39.
Kudrun, s. Deutsche Classiker.
Kuhn, A., Die Idee des Schönen in ihrer Entwickelung bei den Alten bis in unsere Tage. 60.
Kühne, G., Mein Tagebuch in bewegter Zeit. 374.
—— Gesammelte Schriften. Vierter bis sechster Band. — A. u. d. T.: Deutsche Charaktere. Erster bis dritter Theil. 369.
Kunst über alle Künste ein bös Weib gut zu machen. Eine deutsche Bearbeitung von Shakspeare's The Taming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben von R. Köhler. 615.
Künstleralbum, Düsseldorfer. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. Sechzehnter Jahrgang. 812.
Künzel, H., William Shakspeare. 613.
Kurz, s. Deutsche Bibliothek.

La biche au bois. 254.
Lamartine, A. de, Shakespeare et son oeuvre. 343.
Landsberg, E., Natur und Gemüth. 355.
Lassalle, Ferdinand. Ein literarisches Porträt. I. 10. 25. II. 55. III. 100.
—— Arbeiterlesebuch. 103.
—— Arbeiterprogramm. 103.
—— Das System der erworbenen Rechte. 55.
—— Der Lassalle'sche Criminalproceß. 104.
—— Die Feste, die Presse und der frankfurter Abgeordnetentag. 104.
—— Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. 104.
—— Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. 105.
—— Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos. 25.
—— Die Wissenschaft und die Arbeiter. 104.
—— Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder: Kapital und Arbeit. 101.
—— Macht und Recht. 104.
—— Ueber Verfassungswesen. 104.
—— Was nun? 104.
Laube, H., Der deutsche Krieg. Erstes und zweites Buch. 211.
Laugel, A., Der Mensch der Vorwelt. Deutsch mit Zusätzen von H. Hartmann. 504.
Lauser, W., Die Matinées royales und Friedrich der Große. 348.
Lautier, G. A., Die Versöhnung von Intelligenz, Natur und Offenbarung oder von Idealismus, Materialismus und Christenthum. 713.
Lecerf, Emilie, Poetische Kränze. Zweite Auflage. 422.
Leland, Ch., Heine's Book of Songs. 63.
Lemcke, K., Populäre Aesthetik. 60.
Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken gezeichnet von F. Pecht. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. Erste Lieferung. 811.
L'Ettrée, Marie und Luise, Mutter und Tochter. Herausgegeben von R. von Meerheimb. 358.
Levysohn, A., Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. 287.
Lewald, A., Der Insurgent. 744.
—— Fanny, Von Geschlecht zu Geschlecht. 117.
Lewes, G. H., The forthnightly Review. 478.
Liebig, J. von, Chemische Briefe. Fünfte Auflage. 798.
Lieder des Königs von Schweden. 430.
Lindau, P., Aus Paris. 286. 721.
Lindner, A., William Shakspeare. Schauspiel. 614.
Lindner, E. O., s. Schopenhauer.
—— Zur Tonkunst. 199.
Lingg, H., Gedichte. Fünfte vermehrte Auflage. 14.
Linton, W. J., Claribel and other poems. 351.
Lippe-Weißenfeld, E. Graf, Bene fate fratelli. Elend und Hülfe. 94.
Liszt, Franz. 319.
Literarische Plaudereien. 253. 269. 285.

318. 334. 350. 365. 382. 398. 414. 429. 446. 462. 493. 542. 558. 574. 606. 622. 638. 654. 670. 734. 749. 765. 782. 797. 813. 829.
Literatur-Bilder, zwei. 174.
Loebell, J. W., G. E. Lessing. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von A. Koberstein. 567.
Löher, F., Sicilien und Neapel. 625.
Lohmann, P., Frithjof. 402.
—— Ueber die dramatische Dichtung mit Musik. Zweite Auflage. 124.
Lohn, Anna, Aus Norden und Süden. 569.
Lomnitz, A., Hermann. 387.
Lomonossow. 270.
Loeper, H. von, Gedichte. 664.
Lorm, H., Das Forsthaus. 15.
Lowenthal, E., Eine Religion ohne Bekenntniß. 14.
Lubojatzky, F., Vor Leipzig und in Jütland oder vor und nach funfzig Jahren. 358.
Ludwig, Otto. 253.
Lutze, A., Das Galgenmännlein. Zweite vermehrte Auflage. 389.
—— Gedichte. Zweiter Theil. 425.
—— Herzog Heinrich und Marie, oder der Triumph der Liebe. 425.
Lyell, Sir Charles, Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde ꝛc. Nach dem Englischen. Mit eigenen Bemerkungen und Zusätzen von L. Büchner. 504.
Lyrik, ihr Verhältniß zum Publikum. 382.

Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. Dietze. 540.
Mahler, H., Ueber die Eider an den Alsensund. 38.
—— Wieder in den Krieg. Fortsetzung von „Ueber die Eider an den Alsensund". 38.
Mai, B., Homburg. 375.
Maiblumen. Lieder einer Stillen im Lande, dargereicht von G. Knak. Zweite Auflage. 604.
Maltzan, H. Freih. von, Meine Wallfahrt nach Mekka. 329.
Mand, J. E., Lieutenantsleben. 601.
Manners, Lady John, Gems of German poetry. 607.
Mannstein, H., Denkwürdigkeiten der kurfürstlichen und königlichen Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. 201.
Mancello, Dante's jüdischer Freund. 686.
Marbach, J., Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen. Zweite Auflage. 815.
Marchi, F., Cento lettere. 443.
Maercker, F. A., Das alte und das neue Rom. 383.
Marenzi, F. Graf von, Zwölf Fragmente über Geologie. Zweite Auflage. 821.
Marggraff, Hermann. Ein Nachruf. 3.
Markham, C. R., Zwei Reisen in Peru. 220.
Marr, Heinrich. 270.
Marryat, Miss, Love's Conflict. 190.
Martens, H., Neun Monate unter dem Danebrog. 793.
—— von, Die würtembergische Landwehr im Jahre 1815. 125.
Martin, Unter den Sternen. 145.
—— H., Sonnenblumen und Nachtschatten. 677.
Märtyrer, die, von Karthago. 401.
Marx, A. B., Erinnerungen. 364.
Meerheimb, R. von, Von Palermo bis Gaeta. 657.
Meißner, Alfred. 269.
Mendelssohn-Bartholdy, K., Graf Johann Kapodistrias. 516.
Mercker, A., Turnerfeindinnen. 90.
Meyer, J., Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von D. F. Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum. 588.
Meyerbeer, Rouget de Lisle und Goethe. 590.
Meyer-Merian, T., Die Nachbarn. 145.
—— Dienen und Verdienen. 762.
Meyr, M., Ewige Liebe. 514.
Michelet, J., Die Bibel der Menschheit. Aus dem Französischen. 713.
—— La Régence. 155.
Michiels, A., Geheime Geschichte der österreichischen Regierung seit Ferdinand II. bis auf unsere Zeit. 294.
—— Dasselbe. Neue Folge. 294.
Millien, A., Les poëmes de la nuit. Humouristiques. Paulo majora. 462.
Milow, S., Gedichte. 425.
Möbius, P., Die deutsche Shakspeare-Feier. 613.
—— Shakspeare als Dichter der Naturwahrheit. 613.
Möllhausen, B., Reliquien. 584.
Moltke, M., Auch ein Büchlein Lieder. Zweite vermehrte Auflage. 794.
Mommsen, T., Römische Geschichte. Vierte Auflage. Erster Band. 143. Zweiter Band. 797.
Moret, E., Die Sirenen von Paris. 158.
Morgenstern, Lina, Das Paradies der Kindheit. 815.
Mosen, J., Otto III. 655.
Mosenthal, Pietra. 15. 766.
Möser, A., Gedichte. 677.
Moß, H., Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. 509.
Mügge, T., Gesammtausgabe seiner Werke. 21ster Band. 351.
Mühlbach, Luise, Der Große Kurfürst und seine Zeit. Erste Abtheilung. 514.
Mühlfeld, J., Unterm Verhängniß. 89.
Müller, A. und K., Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel. 810.
—— Baron J. W. von, Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Zweiter Band. 49.
—— B., Maximilian II., König von Baiern. 555.
Müller von Königswinter, W., Eine Fahrt durchs Lahnthal. 763.
—— Von drei Mühlen. 727.
—— Zum stillen Vergnügen. 515.
Mund, K., Gedichte. 662.
Musenalmanach, schlesischer, für das Jahr 1864. Herausgegeben vom Schlesischen Dichterkränzchen. 145.
Musset, A. de, Gesammtausgabe seiner Werke mit Illustrationen. 285.
—— Oeuvres complètes. 607.
Mylius, O., Geheimnisse der Bastille. 158.

Nach fünfhundert Jahren. (Gedicht zur Jubelfeier der wiener Universität.) 638.
Nachtrag, neuester, zu E. Renan's Leben Jesu, und zwar zu allen bisherigen Ausgaben dieses vielgelesenen Buchs ꝛc. 165.
Napoleon I. und der Almanach von Gotha. 46.
Napoleon III., s. Geschichte.
Naseweis, Ernst, Des Herrn Magister Merks seltsame Ansichten über literarische Zustände. 552.
National-Bibliothek, deutsche. Herausgegeben von F. Schmidt. 26ste Lieferung: Kaiser Maximilian I. von K. Klüpfel. 737.
Naturforschung und Humanität. Versöhnungswort und Parteistimme eines Mediciners. 355.
Nemmersdorf, F. von, Doge und Papst. 817.
Nerucci, G., Saggio di uno studio sopra i parlari vernacoli della Toscana. 367.
Neumann, H., Dionysy. 549.
Neumann-Strela, K., Mit dem Zopf. 763.
Niffel, F., Dido. 385.
—— Die Zauberin am Stein. 385.
Nohl, L., s. Beethoven.
—— Beethoven's Leben. Erster Band. 201.
—— Mozart. 201.
Nöldeke, W., Sophie, Kurfürstin von Hannover. 574.
Noorden, s. Bernhardt.
Notter, F., Die Johanniter. 673.

Oehlmann, W., Die Elemente des Schönen und die Geisteskräfte des Menschen. 238.
Ohneſorge, F., und Marie, Spreu. 145.
Oehri, F. J., Die Welt nach ihrer Erhabenheit und nach dem Leben der Natur. 248.
Oelckers, T., Humoristische Geschichten. 694.
Oordt, A. M. van, Proeve eener geschiedenis van het protestantische kerkgezang. 198.
Oosterzee, J. J. van, Das Bild Christi nach der Schrift. Uebersetzt von F. Meyeringh. 165.
Opel, J. O., Valentin Weigel. 300.
Orestes, ein altenglisches Drama. 223.

Otto, F., Der große König und sein Rekrut. Dritte Auflage. 815.
—— Luise, Mädchenbilder aus der Gegenwart. 763.

Palingenesie der Hölle. In vier Gesängen. 550.
Patkul. — Des Livländers Johann Reinhold von Patkul Kampf und Tod. 401.
Perkmann, R., Zur Geschichte der wiener Universität. 638.
Perty, M., Anthropologische Vorträge. 337.
—— Ueber das Seelenleben der Thiere. 806.
Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Neithardt von Gneisenau. Erster Band. 305.
Petsch, W., In Schleswig-Holstein. 793.
—— Mein Feldtagebuch. 793.
Peucker, General von, Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten. Erster Theil. 214.
Pfaff, J. G., Der Sohn Amithai's oder das Zeichen Jonas'. 145.
—— Die Reise in den Mond. 165.
Pfeiffer, s. Deutsche Classiker.
Pflaume, K., Hermann der Cheruskr. 547.
Piderit, T., Gehirn und Geist. 337.
Pistor, K., Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Erster und zweiter Band. 90.
Platen, ein Brief desselben. 510.
Plaudereien aus der englischen Literatur. 190.
Plessen von Tiefenhausen, Baron, Patkul. 597.
Ploennies, Luise von, Lilien auf dem Felde. 604.
Pollaveri, D., Campoformio. 443.
Ponsard. 543.
Portius, K. W., Das Wesen der Sinne und der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. 823.
Preller, L., Römische Mythologie. Zweite Auflage. 797.
Prohl, Hedwig, Sei willkommen. 815.
Prölß, R., Katharina Howard. 389.
—— Sophonisbe. 389.
Productivität, die, der dramatischen Dichter. 590.
Programm der städtischen Realschule zu Königsberg in Preußen. (A. Schmidt: „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakspeare's in Frankreich.") 613.
Proudhon. 285.
Prutz, R., Herbstrosen. 361.
Putlitz, G. zu, Um die Krone. 254. 654. 765.

Raab, F., Ein Maitag. 366.
Raabe, W. (Jakob Corvinus), Drei Federn. 609.
Raccolta di Trattati e delle convenzioni conchiuse fra il regno d'Italia e i governi esteri fino al Gennaso 1865, del Ministerio per gli affari esteri. 442.
Radenhausen, C., Isis. Der Mensch und die Welt. 170.
Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Fünfter Band. 94. 635.
Rapp, G., Augustinus. 423.
Rasch, G., Vom verrathenen Bruderstamme. Der Krieg in Schleswig-Holstein von 1864. 36.
Rätia, herausgegeben von K. von Moor und Ch. Kind. Zweiter Jahrgang. 718.
Rau, H., Garibaldi, Italiens Held und Schwert. 43.
Raven, Mathilde, Eine Rolle Gold. 458.
Reicke, R., Der Kriegsrath Scheffer und die Königin Luise. 767.
Reinsberg, Baronin von (Ida von Düringsfeld), Niko Veliki. 88.
Reißmann, A., Allgemeine Musiklehre. 200.
Renieris, M., Ueber die Bestimmung des griechischen Volks und der griechischen Sprache. 431.
Retcliffe, J., Das schwarze Buch von Berlin. 158.
Richter, K., Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. 478.
Riel, K., Natur und Geschichte. Einleitung: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze. 123.
Riese, A., Friedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden im Jahre 1678—79. 441.
Ring, M., Neue Stadtgeschichten. 725.
Roeber, F., Sophonisbe. 389.
Robert, K., Paul Bruno. 726.
Rochholz, E. L., Briefe über die Rechtschreibung, gerichtet an eine deutsche Frau. 31.
Röder von Diersburg, s. Wilhelm von Baden.
Rödinger, F., Die Gesetze der Bewegungen im Staatsleben und der Kreislauf der Idee. 697.
Rogeard, Les Propos de Labiénus. 238.
—— Anti-Cäsar, Gelegenheitsbemerkungen des Labienus. 238.
—— Cäsariana. Aperçus eines Despoten. Deutsche Ausgabe. Erstes Heft. 510.
Rogge, F. W., Aus Westminster-Abtei. Dritte vermehrte Auflage. 662.
Rohde, F., Die wahren Ursachen vom Verfall der deutschen Theater. Zweite Auflage. 77.
Rollett, H., Gedichte. 660.
Röpe, G. R., Ueber die dramatische Behandlung der Nibelungensage in Hebbel's Nibelungen und Geibel's Brunhild. 431.
Roquette, O., Susanne. 458.
Rosen, Ein schlechter Mensch. 254.
Rudhart, F. M., Geschichte der Oper am Hofe zu München. Erster Theil: Die italienische Oper von 1654—1787. 805.
Rudloff, Bertha von, Gedichte. 145.
Ruß, K., In der freien Natur. 824.
—— Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben. 824.
Rüffer, E., Aspromonte. 762.
Rüstow, W., Annalen des Königreichs Italien von 1861—63. Zweites bis viertes Buch. 193.
—— Der deutsch-dänische Krieg 1864. 33.
—— Geschichte Julius Cäsar's von Kaiser Napoleon dem Dritten, commentirt. 639.

Saar, F. von, Kaiser Heinrich der Vierte. Erste Abtheilung: Hildebrand. 598.
Sackmann, J., Plattdeutsche Predigten. Herausgegeben von F. Voigts. Neunte Auflage. 412.
Šafařík, P. J., Das serbische Schriftthum. 287.
Salvius, U. von, Scenen aus dem Kriegsleben in Schleswig 1864. (12 Blätter.) 39.
Salzbrunn, Alice, Album der Malerei und Musik. 813.
Sand, George, die Experimentalbühne derselben. — Théâtre de Nohant. 207.
Santlus, Zur Psychologie der menschlichen Triebe. 428.
Schade, O., Deutsche Handwerkslieder. 175.
Schaefer, J. W., Zur deutschen Literaturgeschichte. 669.
Schanz, J., Hymnen der Völker. 270.
—— Schiller. Platen. Byron. Rhapsodien aus Vergangenheit und Gegenwart. 87.
—— Zur Dante-Feier. 270.
Schatzmayr, Anastasius Grün's Dichtungen. Vorlesung. 303.
Schellenberg, Im Golf von La Spezia und am Comersee. 625.
Schenkel, D., Die protestantische Freiheit im Kampfe mit der kirchlichen Reaction. 588.
Scherenberg, E., Stürme des Frühlings. 145.
Scherr, J., Studien. 652.
Schick, S., Heideblumen. 550.
Schiller, Charlotte von, und ihre Freunde. Dritter Band. 773.
Schiller, K. G. W., Lessing im Fragmentenstreite, nach Form und Inhalt seiner Polemik gewürdigt. 567.
Schiller's Calender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm. 156.
Schiller's „Räuber", der französische Uebersetzer derselben. 478.
Schilling, J. A., Psychiatrische Briefe oder die Irren, das Irresein und das Irrenhaus. 355.
Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge Herausgegeben von T. Oelsner. 223
Schmid, Ludwig im Bart. 111.
—— H., Im Morgenroth. 43.
Schmidt, A., Milton's dramatische Dichtungen. 126.

Schmidt, E. von, Die Zwölfgötter der Griechen, geſchichtsphiloſophiſch beleuchtet. 255.
—— F., ſ. National-Bibliothek.
—— K., Die Anthropologie. Erſter Theil. 444.
—— M. H., ſ. Geſang und Oper.
Schneider, K. E., Das muſikaliſche Lied in geſchichtlicher Entwickelung. 199.
Schopenhauer. — Eine Kritik ſeiner Aeſthetik. (Lindner, E. O., „Zur künſtleriſchen Weltanſchauung.")
—— Ein Gedenkvers deſſelben. 415.
—— Jean Paul über ihn. 190.
Schötter, J., Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen. 766.
Schriftſtellertag, der deutſche. 558.
Schücking, L., Die Markedenterin von Köln. Zweite verbeſſerte Auflage. 73.
—— Frauen und Räthſel. 139.
Schultz-Schultzenſtein, C. H., Leben—Geſundheit—Krankheit—Heilung. 337.
Schumburg, A., In neuen Formen. 425.
Schwab, E., Land und Leute in Ungarn. I. 569.
Schwäbiſche Volkslieder. Beitrag zur Sitte u. Mundart des ſchwäbiſchen Volks. 283.
Schwarz, K., Predigten aus der Gegenwart. Dritte Sammlung. 380.
Schweichel, R., In Gebirg und Thal. 763.
—— Jura und Genferſee. 458.
Schweitschke, G., In Dantem Sexcentenarium. 286.
Seeberg, Anton in Amerika. 388.
Selb, A. Freih. von, Aus der Verbrecherwelt. 232.
—— Wunderliche Reiſen. 232.
Sepp, Thaten und Lehren Jeſu mit ihrer weltgeſchichtlichen Beglaubigung. 165.
Shakſpeare in Deutſchland am Tage ſeiner Jubelfeier. Ein dramatiſcher Scherz und Ernſt in einem Vorſpiel und zwei Acten. 614.
—— William, als Lehrer der Menſchheit. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken nebſt einer Einleitung. Von H. Marggraff. 617.
Shakſpeare-Notizen. 46.
Siewert, Auguſte, Ein Waiſenkind. Zweite Auflage. 374.
Siegsgrüße. Eine Auswahl altchriſtlicher Hymnen und Lieder, aus dem Lateiniſchen überſetzt von H. Stadelmann. 300.
Slaviſche Blätter, herausgegeben von Abel Lukſić. 287.
Smidt, H., Kipper und Wipper. 725.
Solitaire, M., Erzählungen bei Mondenſchein. 609.
Söltl, J. M., Max der Erſte, König von Baiern. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 555.
Sophokles, König Oedipus. 15.
Spielberg, O., Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinſtädters. 501.
Splittgerber, F., Schlaf und Tod nebſt den damit zuſammenhängenden Erſcheinungen des Seelenlebens. Erſte Lieferung: Das Leben der Seele im Schlaf und Traum. 599.
Stadelmann, ſ. Sionsgrüße.
Städler. — Aus Städler's Nachlaß. Vermiſchte Aufſätze herausgegeben von ſeinen Freunden L. Rudolph und E. Goldbeck. 795.
Stahr, A., Ein Jahr in Italien. Dritte Auflage. 798.
Steffen, N., Geſammelte Schriften. Erſter und zweiter Band. 744.
Stifft, A., Im Sturme des Lebens. 762.
Stirling, J. H., The secret of Hegel. 318.
Stobbe, A., Luſtſpiele und Gedichte. 795.
Stolberg-Stolberg, Gräfin Luiſe zu, Die grüne Stube. 79.
Strand, E. am, Das Ehrenwort. 360.
Strauß, D. F., Der Chriſtus des Glaubens und der Jeſus der Geſchichte. 588.
Strodtmann, J. S., Satura. Erſtes Heft. 729.
Stumpf, T., Die politiſchen Ideen des Nikolaus von Cues. 479.
Sturm, J., Hausandacht in frommen Liedern unſerer Tage für ſtille Morgen- und Abendſtunden. 811.
—— J., Stilles Leben. Gezeichnet von Frauenhand. 824.
Süßkind von Trimberg. 399.

Tandler, J. F., Geſungenes und Verklungenes. 665.
Tanner, A., Vorleſungen über den Materialismus. 485.
Taſchenbuch, hiſtoriſches. Herausgegeben von F. von Raumer. Vierte Folge. Fünfter Jahrgang. 586.
Taylor, B., Hannah Thurſton, die Emancipirte. Deutſche vom Verfaſſer autoriſirte Ausgabe. 572.
Tegnér, E., Die Frithiofs-Sage. Ueberſetzt von G. von Leinburg. Dritte Auflage. 333.
—— Dieſelbe. Ueberſetzt von K. Simrock. 333.
—— Dieſelbe. Deutſch von H. Viehoff. 333.
Thorwaldſen, eine Biographie deſſelben ins Engliſche überſetzt. 190.
Thumſer, Der Bürger-Kaiſer. 597.
Thürmayer, L., Rakoczy und Pandur oder die Entdeckung der Heilquellen in Kiſſingen. 405.
Thurnwald, A., Lehrbuch der mittelhochdeutſchen Sprache für Gymnaſien. 126.
Tilly. Trauerſpiel vom Verfaſſer der „Sieben vertraulichen Briefe an Napoleon III." 404.
Trautmann, F., Leben, Abenteuer und Tod des Theodoſius Thaddäus Donner u. ſ. w. 12.
Treitſchke, H. von, Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze, vornehmlich zur neueſten deutſchen Geſchichte. 113.
Trevelyan, G. O., Cawnpore. 366.
Trollope, A., A history of the commonwealth of Florence. Erſter und zweiter Band. 366.
Turgénjew, J., Erzählungen. Deutſch von F. Bodenſtedt. Erſter Band. 502.

Ueber das Wort: Schmalzgeſellen. 575.
Uhland, The songs and ballads, translated by W. W. Skeat. 607.
Univerſitätsfeſt, das wiener. 638.
Unterwegs und Daheim. Erſter Band: Deutſch und däniſch. Novellen von J. Gundling. — Fünfter Band: Kriegs- und Lagerbilder aus dem jetzigen ſchleswig-holſteiniſchen Kriege von J. von Wickede. 189.
Urlichs, L., Skopas' Leben und Werke. 236.

Vacano, E. M., Blaues Blut. 74.
—— Theaterplaudereien. 366.
Vámbéry, H., Reiſe in Mittelaſien von Teheran durch die turkmaniſche Wüſte an der Oſtküſte des Kaſpiſchen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. 488.
Varnhagen von Enſe, K. A., Tagebücher. Aus dem Nachlaß deſſelben. Siebenter und achter Band. 631.
Vincke, G. Freih. von, Im Bann der Jungfrau. 514.
Virchow, R., Ueber die Erziehung des Weibes für ſeinen Beruf. 748.
Voget, H., Die Geliebte des Königs. 386.
—— Liebe und Leben. 386.
Vogt von Hunolſtein, P., Marie Antoinette. Ein Lebensbild in Briefen von eigener Hand, nach den Originalhandſchriften herausgegeben. 543.
Voigtmann, C. E., Dr. Max Müller's Bau-Wau-Theorie und der Urſprung der Sprache. 728.
Volksbühne, die. 574.
Vom franzöſiſchen Theater. 590.
Von der Eider bis Düppel. Von einem Offizier. Zweite unveränderte Ausgabe. 36.

Wachenhuſen, H., Am Wanderſtab. 569.
Wachsmuth, K., Das alte Griechenland im neuen. 764.
—— W., Geſchichte von Hochſtift und Stadt Hildesheim. 279.
—— Niederſächſiſche Geſchichten. 279.
Wächter, O., Johann Albrecht Bengel. 637.
Wagner, H., Entdeckungsreiſen in die Heimat. Zweiter Theil: Stadt und Land. 815.
—— Richard. 829.
—— Triſtan und Iſolde. 429.
Wahrmund, A., Franz von Sickingen. 403.
Waitz, ſ. Harthauſen.
Waldmüller, R. (E. Duboc), Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco. 824.
Warnkönig, L. A., Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieſes Prinzen. 740.
Warum ſoll ich meines Bruders Hüter

sein? Eine Geſchichte aus dem norddeutſchen Dorfleben von K. Ge. 744.
Was iſt „Schwulſt“ in der Poeſie. 319.
Weber, K. von, Moritz Graf von Sachſen, Marſchall von Frankreich; ein engliſches Urtheil darüber. 335.
Weber's, Karl Maria von, Biographie, von Max Maria von Weber; ein engliſches Urtheil darüber. 335.
Weber, E. W., Zur Geſchichte des weimariſchen Theaters. 802.
Weidemann, Die neueſten Darſtellungen des Lebens Jeſu von Renan, Schenkel und Strauß hiſtoriſch und kritiſch beleuchtet. 165.
Wehl, F., Der Mann der Todten oder Ewige Liebe. 824.
Weil, J., Die alten Propheten und Schriftgelehrten und das Leben Jeſu für das deutſche Volk von Dr. Dav. Strauß. 165.
Weilen, J., Edda. 15.
Weinberg, J., Alte Träume 145.
Weis, L., Gedanken zur Poeſie und Philoſophie. 337.
Weiſe, K., Lorber und Roſe. I. Georg Derfflinger. 547.
Welcker, F. G., Tagebuch einer griechiſchen Reiſe. 742.
Wendt, F. M., Friſches Grün. 425.
Werther-Anekdoten, zu den. Goethe und Johann Moritz Schwager. 302.
Wesdorf, F., Stand und Bildung. 265.
Weſthoff, F., Stoff, Kraft und Gedanke. 469.
Wickede, J. von, ſ. Unterwegs und Daheim.
Wickram, ſ. Deutſche Bibliothek.
Widter, G., Volkslieder aus Venetien. Herausgegeben von A. Wolf. 271.
Wießner, M., Die Akademie der bildenden Künſte zu Dresden von ihrer Gründung 1764 bis zum Tode von Hagedorn's 1780. 122.
Wietersheim, E. von, Geſchichte der Völkerwanderung. 534.
Wilbrandt, A., Geiſter und Menſchen. 458.
Wilhelm von Baden. — Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie Markgrafen Wilhelm von Baden aus den Feldzügen 1809—15. Herausgegeben von Freih. P. Röder von Diersburg. 455.
Willatzen, P. J., Altisländiſche Volksballaden und Heldenlieder. Zum erſten mal überſetzt. 424.
Winkelmann, E., Geſchichte Kaiſer Friedrich's II. und ſeiner Reiche 1212—1235. 28.
Winterfeld, A. von, Humoriſtiſche Soldatennovellen für Sofa und Wachtſtube. X. 458.
Winterfeld, E. von, Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg von 1864. 36.
Wiseman, William Shakspeare. 286 Deutſche Ueberſetzung. 526.
Witte, Karl. 286.
Wittich, von, Die italieniſche Armee in ihrem heutigen Beſtande 1865. 749.
Wolf, A., ſ. Widter.
—— Marie Chriſtine, Erzherzogin von Oeſterreich. 296.
Wolffohn, Wilhelm. 543.
Wood, Mrs. Henry, Die Grafentöchter. Deutſch von J. N. Heynrichs. 726.
Wurzbach, E. von, Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich. Erſter bis dreizehnter Band. 493.

Zeiſing, A., Kunſt und Gunſt. 684.
Zeit, die, an ſich. Vom Verfaſſer der Vorhofklänge. 667.
Zeitungs-Ente, was iſt eine ſolche? 174. Die wahrſcheinliche Deutung derſelben nochmals. 271.
Zingerle, J., Die Alliteration bei mittelhochdeutſchen Dichtern. 159.
Zuerſt komm' ich. Luſtſpiel. 15.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1865.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** werden von jetzt an von Hofrath Dr. **Rudolf Gottschall** herausgegeben und erscheinen wöchentlich in einer Nummer von zwei Bogen. Tendenz und äußere Einrichtung bleiben im wesentlichen die bisherigen, in einem langen Zeitraum bewährten; in letzterer Hinsicht ist nur die Aenderung getroffen, daß die kleinere Schrift künftig nicht mehr für längere Artikel, sondern nur für Auszüge und das Feuilleton benutzt wird. Die Zeitschrift wird sich bestreben, durch möglichst rasche Besprechung der neuen literarischen Erscheinungen, insoweit solche für das größere Publikum Interesse haben, sowie durch Frische und Lebendigkeit der Darstellung den Rang, welchen sie in der deutschen Journalistik einnimmt, auch ferner zu behaupten; sie hofft, nicht nur den ihr so lange treugebliebenen Leserkreis zu behalten, sondern denselben noch erweitert zu sehen.

Um die Aufnahme der Zeitschrift in Lesecirkel und öffentliche Locale wie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den **Preis des Jahrgangs von 12 Thlr. auf 10 Thlr. ermäßigt.**

Bestellungen auf die **Blätter für literarische Unterhaltung**, auf den ganzen Jahrgang (10 Thlr.) oder das erste Vierteljahr (2½ Thlr.), werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Die vorliegende **erste Nummer des neuen Jahrgangs** ist in allen Buchhandlungen als Probenummer **gratis** zu haben.

Inhalt: An die Leser. Vom **Herausgeber.** — Hermann Marggraff. Ein Nachruf. Von **Emil Müller-Samswegen.** — Gustav Freytag's neuer Roman. Erster Artikel. Von **Rudolf Gottschall.** — Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Porträt. I. Von **Rudolf Gottschall.** — Eine neudeutsche göttliche Komödie. Von **Gustav Hauff.** — **Feuilleton.** (Ein Mangel der deutschen Journalistik; Hermann Lingg; Die Religionsgenossenschaft der „Cogitanten"; Drama und Bühne.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

An die Leser.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung", das älteste von den jetzt bestehenden kritischen Organen der deutschen Journalistik, treten mit dem neuen Jahrgang mit einigen äußern und innern Veränderungen vor das Publikum, ohne indeß den bisher festgehaltenen Aufgaben und Zielen, ohne dem Geiste, in welchem sie bisher redigirt worden sind, untreu zu werden. Der unerwartete und allgemein bedauerte Tod Hermann Marggraff's, des letzten Herausgebers, hat eine langjährige, ehrenvolle und verdienstliche Leitung unterbrochen. Indem der Verfasser dieser Zeilen an seine Stelle tritt, fühlt er die Verpflichtung, sich mit wenigen Worten über die Grundsätze auszusprechen, welche ihm bei der Leitung des Blattes maßgebend sein sollen.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" werden nach wie vor als ihren Hauptzweck betrachten: durch ein möglichst vollständiges Bild aller der deutschen Nationalliteratur angehörigen neuen Erscheinungen ihre Leser im lebendigen Fluß, in der frischen Strömung des literarischen Lebens zu erhalten; sie werden diesen Zweck zu erreichen suchen durch eine Kritik, welche nicht blos in der abstracten Würdigung des literarischen Stoffs besteht, sondern sich bestrebt, auch ein anschauliches und lebensvolles Bild der einzelnen Erscheinungen zu entwerfen. Mit der Kritik wird, wie bisher, die Reproduction Hand in Hand gehen. Charakteristische Proben aus Dichtungen und Dramen, Mittheilungen des Gedankenganges bei wissenschaftlichen Schriften, der Begebenheiten und Erlebnisse bei Romanen und Reisewerken werden nicht nur für das Bedürfniß „literarischer Unterhaltung" sorgen, sondern auch die Leser in den Stand setzen, sich selbst ihre Lieblinge unter den Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart auszuwählen und sich unter der Fülle der den literarischen Markt überschwemmenden Erscheinungen leicht und sicher zu orientiren. Die „Blätter für literarische Unterhaltung"

werden ferner in noch erhöhterm Maße als bisher es sich zur Aufgabe stellen, hervorragende Dichtungen und Schriften möglichst rasch, selbständig und an bevorzugter Stelle zu besprechen, um die durch die Menge des Dargebotenen zerstreute Aufmerksamkeit des Publikums von Haus aus auf das Bedeutende hinzulenken. Sie glauben damit gleichzeitig eine Pflicht gegen die Literatur zu erfüllen, indem die unterschiedslose Behandlung bewährter Talente und strebsamer Anfänger oder überhaupt des Bedeutenden und Unbedeutenden nur dazu dienen kann, die Verwirrung und Rathlosigkeit zu vermehren, mit welcher das Publikum, infolge der überallhin lockenden Reclamen, den literarischen Markt besucht. Nach dieser Seite hin sollen unsere Blätter ein literarischer Rathgeber, ein Leitfaden bei der Wahl der Lektüre sein, und würden sich freuen, in dieser Eigenschaft auch am häuslichen Herde willkommen geheißen zu werden, um so mehr, als sie durch Mittheilung der gelungensten dichterischen Proben auch gewissermaßen eine Anthologie der jüngsten Gegenwart vertreten.

Als kritisches Organ werden die „Blätter für literarische Unterhaltung" sich nach wie vor bestreben, ebenso unabhängig wie unparteiisch über den literarischen Erscheinungen der Zeit zu Gericht zu sitzen. Strenge Kritik gegenüber den hervorragenden Talenten, aber auch warme Anerkennung des Gelungenen, — Ermuthigung eines verheißungsvollen Strebens, Zurückweisung aufdringlicher Mittelmäßigkeit — das soll ihre Parole sein! Sie werden nicht kritisch feuerfeste Lieblinge mit jenem unerschütterlichen Cultus feiern, der sich durch das verfehlteste Werk nicht irremachen läßt, sondern bei einem und demselben Autor Gelungenes preisen und Verfehltes abweisen. Was aber die Mitarbeiter betrifft, deren bewährter Stamm uns erhalten bleibt und sich durch neue Kräfte vervollständigt, so werden die „Blätter für literarische Unterhaltung" sich bestreben, das schwierige Problem zu lösen, die Meinungsfreiheit der einzelnen zu erhalten und doch einen harmonischen Zusammenklang hervorzubringen.

Einer Fahne freilich bedarf jedes literarische Unternehmen, bedarf auch die Kritik der Gegenwart, wenn ihre Stimme nicht im Geräusch des literarischen Marktes verhallen soll! Unwandelbar ist das Gesetz der künstlerischen Schönheit, doch taucht es unter in dem Wechsel der Erscheinungen und empfängt den Reiz ewiger Neuheit aus der Hand der sich ablösenden Epochen. Dehnbar ist der Maßstab der Kritik gegenüber den Dichtergrößen, welche verschiedenen Jahrhunderten das Gesetz der Schönheit dictirt haben; doch die maßgebende Bedeutung derselben beruht darauf, daß sie auf der Höhe ihrer Zeit gestanden und dem Bewußtsein ihrer Gegenwart den höchsten Ausdruck gegeben haben. Das gilt von Aeschylos und Sophokles, wie von Dante und Shakspeare. Es ist die Fahne der modernen Bildung, welche die echte Poesie der Gegenwart hochhalten muß, wenn sie eine Poesie der Zukunft werden will! Alles, was nicht aus dem Geiste unserer Zeit herausgedichtet ist, bleibt schwächliche Nachdichtung und trägt von Haus aus den Stempel des Dilettantismus. Ebenso aber ist alles, was diesem Geiste huldigt, doch in platter Hingabe, ohne künstlerischen Adel und Schwung, dem Gericht der Kritik und früher Vergänglichkeit verfallen.

Das soll aber auch die „Fahne" dieser Blätter sein, das Ideal unserer Kritik: die moderne, vom Geiste des Jahrhunderts getragene und nach künstlerischen Zielen strebende Dichtkunst! Ehre den berufenen Talenten, die diesem Ideale nacheifern; doch Krieg dem nachahmenden Dilettantismus, in welcher Gestalt er erscheinen mag, er sündigt gegen den Geist der Zeit; Krieg dem flachen Realismus, er sündigt wider das Gesetz der Kunst!

Unter dieser Fahne sollen die „Blätter für literarische Unterhaltung" tapfer mitkämpfen in der Bewegung der Geister, die sich in der Literatur fixirt! Es handelt sich um keine Tendenz, welche das klare Spiegelbild dieser Bewegung trüben könnte; im modernen Geiste liegt ihre selbstleuchtende Kraft, und die Erscheinung, die nicht Antheil an ihm hat, verfällt von selbst rascher Verdunkelung.

Möchten die bisherigen Freunde der „Blätter für literarische Unterhaltung" ihnen auch fernerhin treu bleiben und möchte es unserer Zeitschrift gelingen, warmen Antheil an den literarischen Bestrebungen der Gegenwart in immer weitern Kreisen zu verbreiten! Denn die Literatur begleitet nicht nur den Aufschwung des nationalen Lebens, sie hilft ihn schaffen, und mit dem Augenblick, wo das deutsche Volk sich von seinen Dichtern und Denkern lossagt, wirft es nicht nur die schönsten Lorbern der Vergangenheit, sondern auch die verheißungsvollsten Kronen der Zukunft in den Staub, das einzige Palladium, welches ihm auch als Nation Macht, Größe und Einheit verbürgt!

Hermann Marggraff.

Ein Nachruf.

Mit den Lebenden wird meist in diesen Blättern verhandelt, die nachfolgenden Zeilen aber gelten einem Todten. Sie gelten einem edeln Todten, dessen Andenken in den „Blättern für literarische Unterhaltung" fortlebt und fortleben wird auch über die Zeit hinaus, da die Lücke, welche sein Scheiden in die Bedeutung dieser Blätter gerissen, wieder ausgefüllt ist. Auf ein Leben der rastlosesten Thätigkeit blicken wir mit schwerem Herzen zurück, auf ein Leben der peinlichsten Sorge, der wehmüthigsten Hoffnung, das in echt deutschem Fühlen auf die Befriedigung des Gemüths hinarbeitete und das diese Befriedigung wol nie ganz empfand, das nicht verstandesmäßig kalt bleiben wollte und des Herzens Schlag wol oft unterdrücken mußte; ein Leben, so bescheiden an Wünschen, so reich an Wollen, so eifrig im Können und doch nur ein Bruchstück von Leben, täglich hoffend, täglich suchend, die Befriedigung des eigenen Ich dem Geist und Seele erschöpfenden Dienste der Literatur unterordnend und doch die Harmonie des leiblichen und seelischen Daseins nie voll empfindend: ein wehmuthreiches Leben, das in trüben Stunden die Sehnsucht des Herzens mit Klagen besang:

Geschöpf voll Witz und Aberwitz,
O Menschenkind, du tolles!
Du ringst nach Glück und Seligkeit —
Dein Ringen, sprich! Was soll es?

In koketter Weise hat die Göttin der Poesie mit diesem Leben gespielt. Sie hat ihm zuerst freundlich zugelächelt, sie hat ihm ihre Hand zutraulich entgegengestreckt und dann sich von ihm abgewandt, dies Leben immer aufs neue an sich gelockt und immer aufs neue betrogen. Kein Wunder, daß es sich zu Tode gerungen, daß es zuletzt die Fahne der Literatur nur noch mit müder Hand hochhalten konnte.

Weder ein vollständiger Nekrolog, noch ein streng kritisch-literarischer Artikel sollen diese Zeilen sein. Nur ein Erinnerungsblatt für den Heimgegangenen, nur eine kleine Grabschrift, wie sie die „Blätter für literarische Unterhaltung" ihrem frühern Herausgeber schuldig sind, nur ein Zeichen der Dankbarkeit von einem der vielen, welche sich als gleichgesinnt im Dienste der Literatur an ihn anschlossen, ihm als Führer freudig folgten und durch sein Abscheiden aufs tiefste betrübt sind. Dieses Erinnerungsblatt würde aber nur halb scheinen, wenn es Hermann Marggraff's nicht in doppelter Hinsicht: in seiner Bedeutung für die Poesie im allgemeinen und für diese Blätter im besondern, gedenken wollte.

I.

Hermann Marggraff, am 14. September 1809 zu Züllichau geboren, trat schon frühzeitig in den Dienst der Literatur, sicher mit den rosigsten Hoffnungen, wie sie eine heitere Jugend von dem freien literarischen Leben hegt. Schon im Jahre 1830 brachte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Rudolf nicht etwa ein Bändchen, sondern einen ziemlich umfangreichen Band Gedichte zu Zerbst auf den poetischen Markt. Wie es nicht anders sein konnte, so wechselte in diesem Bande das anmuthig, scherzend, hangend und bangend Empfundene, aber noch unvollkommen Ausgedrückte mit dem wirklich Poetischen und Annehmbaren ab. Hermann Marggraff bekundete entschieden lyrisches Talent, aber mehr nach der Seite des Volksthümlichen und Humoristischen, als nach Seite des Hinreißenden und Pathetischen. In jener Zeit mochte die Lyrik noch ein dringendes Bedürfniß der schöngeistigen Welt sein, in der Gegenwart ist sie das kaum noch, aus mehr als einem Grunde. Gleichwol ließ es Marggraff an diesem Erstlingsbande genug sein und gab erst im Jahre 1857 eine neue Sammlung „Gedichte" (Leipzig, Brockhaus) heraus. In diesem Bande stand er ganz auf eigenen Füßen und bewährte solche Selbstkritik, daß er in die neue Sammlung von 140 ältern Gedichten nur 43 und die Balladen mit theilweise großen Aenderungen aufnahm. Da man hauptsächlich den volksthümlichen Ton seiner Balladen lobte, so ließ er seine Balladen noch einmal in besonderm Abdruck 1862 als „Balladenchronik" (Leipzig, Brockhaus) erscheinen. In der harten Schule des Lebens und einer mehr als zwanzigjährigen literarischen Arbeit war Marggraff's ursprünglich heitere Seele vielfach umdüstert; wir begegnen daher auch in der zweiten der Gedichtsammlungen oft jenem eigenthümlich schwermüthigen, dem Pessimismus Raum gebenden Tone, wie er sich gerade bei den besten Humoristen so leicht festsetzt. Hauptsächlich die vierte Gruppe der Gedichte, „Durch Kampf zum Frieden!" betitelt, gibt dafür den sprechendsten Beweis. Diese schwermüthige Stimmung greift wol am tiefsten in „Böser Tag":

Es ist als ob mir flammend
Ein jedes Angesicht
Zum Tode mich verdammend
Mein letztes Urtheil spricht.
Die Erde ist voll Schrecken,
Der Himmel voller Graus
Und Ungethüme strecken
Die Krallen nach mir aus.

Gleich einem Grabtuch lagert
Sich ringsum die Natur;
Erschöpft und abgemagert
Ist alle Creatur.
Ein schläfrig dumpfes Dehnen
Zuckt durch das ganze Sein,
Die Wesen alle gähnen —
Der Weltgeist selbst schläft ein.

Wer wollte mit solchen Stimmungen rechten, selbst wenn er sie nicht gutheißen möchte? Wer wollte aber nicht um so mehr in die tiefe Resignation freudig einstimmen, wie sie der „Frieden mit der Welt" bietet:

Was sich als heitres Leuchten
Auf andrer Wangen malt,
Und was aus wonnefeuchten
Geliebten Augen strahlt,

Und jede Lust und jede
Gestillte Noth und Pein,
Und jede süße Rede —
Es ist ja alles dein!

Das sind doch reiche Gaben
Für dich und jedermann,
Daran ein Herz sich laben
Und sich erfrischen kann.
So viel ist dir beschieden,
So viel zur Lust bestellt!
Drum schließ mit dir den Frieden,
Und schließ ihn mit der Welt!

Für einen Lyriker, der „niemals Dichter von Profession gewesen", dürfen diese Strophen sicherlich als höchst werthvoll erscheinen, selbst wenn man ihnen, wie Marggraff's Lyrik überhaupt, ein größeres Maß von Schwung wünschen sollte. Was Marggraff in diesen und ähnlichen Gedichten aussprach, das war vielleicht schon zu innerlich, als daß es für die Außenwelt paßte. Dasselbe ließe sich auch von seinen dramatischen Versuchen sagen, mit denen er zu Ende der Dreißiger debutirte. Zwar „Elfriede", ein Trauerspiel, in Gubitz' „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" 1841 abgedruckt, kennen wir nur vom Hörensagen; bei den beiden andern aber: „Kaiser Heinrich IV.", 1837 in dem von Willkomm und Alexander Fischer herausgegebenen „Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater", und „Das Täubchen von Amsterdam", zuerst 1838 im zweiten Bande desselben Jahrbuchs erschienen, ist uns diese Bemerkung zur Gewißheit geworden. Beiden Stücken fehlt es nicht an redlicher Auffassung der geschichtlichen Gegensätze, an dramatischer Kunst, die Charaktere den Ideen dienstbar zu machen, an einzelnen Scenen, die durch den Reiz seelischer Empfindung wie liebliche Blüten hervorragen, überhaupt nicht an all dem, was sie über die Kategorie blos achtungswerther dramatischer Versuche hinaushöbe. Sollen wir unter den beiden letztgenannten Dramen eine Wahl treffen, so würden wir uns für das „Täubchen von Amsterdam" entscheiden. Der tragische Ausgang des „Täubchen" freilich würde dem modernen überreizten Theatergaumen zu schlicht und überwunden erscheinen, dafür stechen aber in den Scenen zwischen den Geliebten so schöne Einzelheiten hervor, daß dies „Täubchen" auch heute noch eine ihm nachträglich von einigermaßen berühmter dramatischer Hand gewordene Concurrenz leicht auf sich nehmen könnte. Ja, der Versuch, durch knappere Einrichtung des Ganzen ein für die Gegenwart brauchbares Bühnenstück zu erzielen, würde sicher nicht ganz unbelohnt bleiben. Ueber den „Kaiser Heinrich IV." werden wir uns eines Urtheils enthalten können. Ist es doch selbst sehr gewandten dramatischen Federn bisjetzt mit der Dramatisirung dieses wie anderer mittelalterlich deutschen Stoffe stets nur halb gelungen.

Wie in Marggraff's Lyrik, kann auch in seiner Dramatik der Sprache und Charakteristik der „Mangel an Pathos und Tiefe der Empfindung" vorgeworfen werden. Wir finden wenigstens in einem übrigens sehr warm gehaltenen Artikel von Robert Prutz („Deutsches Museum", 1864, Nr. 10) diesen Mangel ausdrücklich berührt. Wenn wir uns diesem Urtheile anschließen, so geschieht es doch nur mit der Umgrenzung, deren ein so allgemeines Urtheil bedarf. Für Marggraff überdies sollte es uns nicht schwer fallen, Gründe über Gründe aufzuführen, welche ihn geradezu von diesem Vorwurf absolviren. Pathos und Tiefe der Empfindung allein bedingen nicht immer die Größe eines Dichters. Die Größe eines jeden Dichters, wie Künstlers überhaupt, ob man ihn nun als eine Größe ersten oder untergeordneten Ranges ansehe, besteht darin, seiner ganzen Individualität Entsprechendes zu geben. Die Harmonie zwischen dem individuellen Sein und den Leistungen eines Dichters bedingt den wahren Werth desselben. Diese Harmonie muß für ihn schwerer ins Gewicht fallen, als etwa die Bemerkung, daß er in dieser und jener Hinsicht einem Mustermaßstabe von gewissen dichterischen Eigenschaften nicht ganz genügt habe. Ist doch dieser Mustermaßstab ein wandelbarer und je nach den Stimmungen der Kritik verschiebbar. Für eine Individualität, wie sie Marggraff besaß — wir werden sie wol als eine eigenthümlich weibliche bezeichnen dürfen —, fällt jeder Vergleich mit andern poetischen Individualitäten leicht zum Nachtheil aus. Bei einem Dichter soll nur das gelten, was zu vollem poetischen Ausdruck gekommen ist, nicht die innere Tiefe der Empfindung, welche sich nicht ganz an die Welt hinzugeben vermag! Gerade gefühlvoll discrete Naturen, wie Marggraff war, finden in so rückhaltloser Hingabe eine schnöde Entäußerung des grundeigensten, nur ihr selbst gehörigen Seins und Empfindens. Nicht der nach außen gehende Schein der poetischen Kraft und Empfindung macht die Größe einer solchen Individualität aus, sondern der subtile, das ganze Innere reinigende und hebende Rückschlag auf das eigene Ich: ein Rückschlag, der einen sehr nagenden und peinigenden Charakter annehmen kann, wenn die Individualität durch des Lebens ganze Stellung zu einer fortwährenden Selbstentäußerung und Concurrenz mit poetischen Größen gedrängt und gezwungen wird. Um nicht kokett und indiscret zu erscheinen, muß sie den Vorwurf übermäßiger Nüchternheit oder Trockenheit, poetischer Mattheit und Lauheit, wol des Mangels poetischer Originalität über sich ergehen lassen.

Das mildeste Urtheil, das wir über Hermann Marggraff als Dichter fällen können, ist freilich in gewisser Weise das härteste, das überhaupt gefällt werden kann: solche Individualität wie er, sollte, um die Harmonie zwischen dem eigenen Wesen und Thun voll zu empfinden und zu bewahren, ganz auf den Dichterruhm, wie ihn unsere Literaturgeschichte kennt und als weise Richterin klassificirend austheilt, verzichten. Sie sollte, wo sie sich gedrängt fühlt, das Leben und Dasein durch das poetische Wort zu umranken und zu schmücken, dies nur für sich allein und gar nicht mit Rücksicht auf die Außenwelt thun. Noch gelingt es der Aesthetik nicht, einen Satz wie den: „Es wäre einer der größten Maler, auch wenn er ohne Arme geboren", für die Poesie dahin zu deuten und auszulegen oder fest geltend zu machen: „Du brauchst keinen

Vers gedichtet, den poetischen Markt nie mit einem Werke beschwert zu haben und du bist doch ein großer Dichter, da dir die harmonische Veredlung deines Seins als das Höchste gilt."

Wir werden uns deshalb nicht gerade wundern dürfen, daß sich Marggraff poetisch nach einer Seite wandte, die von der literarhistorischen Kritik mehr oder weniger stiefmütterlich behandelt wird. Marggraff liebte die Humoristik. Er bethätigte diese seine Vorliebe durch drei Romane oder Erzählungen, deren erste er unter dem Titel: „Justus und Chrysostomus Gebrüder Pech" als Zeit- und Lebensbilder 1840 in zwei Bänden zu Leipzig herausgab. Schon 1841 folgte als zweiter humoristischer Roman, ebenfalls zu Leipzig in zwei Bänden: „Johannes Makel. Bunte Schicksale einer häßlichen, aber doch ehrlichen deutschen Haut", und zu diesem gesellte sich 1856 „Fritz Beutel. Eine Münchhauseniade" (Frankfurt a. M., Meidinger).

Wundern darf uns diese Vorliebe für die Humoristik nicht, wenn sie auch die Aesthetik nicht recht begreift. Denn anstatt daß wir diese Vorliebe mit der oben berührten weiblich poetischen Seite in Marggraff's Individualität im Widerspruch stehend erkennen sollten, schöpfen wir aus ihr gerade rückschließend einen weitern Beleg für seine nach innen gekehrte Individualität. Um nur nicht groß zu scheinen, verkleinert sie sich selbst gern und zeigt im Spiegelbilde des Lächerlichen nur die Verkehrtheiten und Kleinlichkeiten des Lebens. Das Ideal bleibt ihr ein Unnahbares, zu dem sie nur aufblicken kann mit einer scheuvollen Verehrung und nicht wie der pathetische Dichter, der ohne weiteres mit dem Ideale fraternisirt. Dadurch erreicht sie freilich nur wenig, und die Vorwürfe gegen sie fallen wie welke Blätter zur Herbstzeit, Vorwürfe, daß sie sich gar nicht über die Misère des Lebens erheben und nur in dem unschönen und vergänglichen Kleinbürgerthum festkleben könne.

Auf einen Streit mit der Aesthetik wollen wir uns nicht weiter einlassen. Wir wollen nur noch aufzählen, was Marggraff an Werken außerdem schuf. Da fände sich zunächst eine Sammlung Gedichte: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit" (Leipzig 1847), mit vielem Fleiße zusammengestellt, und gleichfalls ein Sammelwerk, jedoch auf anderm Gebiete: „Hausschatz der deutschen Humoristik" (2 Bde., Leipzig 1860). Dann das dem literarisch-kritischen Feld angehörige Buch: „Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche" (Leipzig 1839), und ein Heftchen: „Schiller, Lessing, Pestalozzi. Drei Prologe (Leipzig 1861). Zu erwähnen bleiben noch: „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund", als Einleitung zur wohlfeilen Ausgabe des Briefwechsels (Leipzig 1859), dann Ernst Schulze's Biographie zu der Gesammtausgabe von Ernst Schulze's Werken, ferner Marggraff's frühere Betheiligung an dem Blum-Herloßsohn'schen „Allgemeinen Theaterlexikon" und endlich das posthume, an anderer Stelle noch näher zu berührende, 1864 bei Brockhaus erschienene Buch: „William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer Einleitung." Doch damit haben wir Marggraff den Dichter eigentlich schon verlassen und uns Marggraff dem Schriftsteller und Journalisten zugewendet. Mit diesem werden sich die nachfolgenden Zeilen zu beschäftigen haben.

II.

Von einer besondern Aufzählung der journalistischen Gesammtthätigkeit Hermann Marggraff's werden wir absehen dürfen. Marggraff hat sich unter den verschiedensten Verhältnissen und in den verschiedensten Kreisen journalistisch bethätigt: diese Bemerkung genüge. Für uns fällt diese Thätigkeit hauptsächlich von dem Jahre 1854 ab ins Gewicht, zu welcher Zeit er dem ehrenvollen Antrage der Verlagshandlung gefolgt war, um als Herausgeber an die Spitze dieser „Blätter für literarische Unterhaltung" zu treten. Zehn volle Jahre und darüber (bis zu seinem am 11. Februar 1864 erfolgten Tode) hatte er diese Stelle inne und füllte sie, abgesehen von einer mit den Jahren eintretenden nur zu natürlichen geistigen Müdigkeit, oder sagen wir besser einem Ueberdrusse an dem schriftstellerischen Zwange unausgesetzter Thätigkeit, mit dem Wohlwollen und der Bescheidenheit aus, welche charakteristische Eigenschaften seines liebenswürdigen Gemüths bildeten.

Wer die Thätigkeit auf literarisch-kritischem Felde nicht aus eigener Erfahrung kennt, der ahnt kaum ihre Schwierigkeit, ihre Mühseligkeit. Denn von allen literarischen Thätigkeiten ist sie die am wenigsten lohnende. Gleichwol darf sie für die aufreibendste gelten, da sie im Gemüthe des Kritikers mehr pessimistische Eindrücke als irgendwie erhebende, kräftigende zurückläßt. Sie füllt die Seele des ihr dienenden Schriftstellers, wenn er sich die Kritik eine Herzens- und Gewissenssache sein läßt, mit mehr Zweifeln als Hoffnungen. Zwar haben sich im Laufe der Zeit durch das Tagesrecensententhum bequeme Ausgänge aus den Engpässen der Kritik gefunden. Allein diese Kritik erfreut sich zumeist des ehrenvollen Ruhms, der Literatur in der Verflachung immer um einige Spannen voraus zu sein; sie muß natürlich aus einer literarischen Zeitschrift, welche unter den Einflüssen der Wissenschaft steht, ausgeschlossen bleiben.

Wohlwollende Stimmen in der Presse haben wol von einer besondern Schule von Kritikern, welche sich um Hermann Marggraff gesammelt hätten, gesprochen; nicht gleich wohlwollende dagegen haben in Marggraff's Kritik die zu geringe Schärfe tadelnd hervorgehoben.

Von einer Schule, die Marggraff gebildet, darf wol nur in gewissem Sinne die Rede sein. Wenn man unter Schule das Schwören auf des Meisters Wort versteht, so lag Hermann Marggraff nichts ferner, als der Stifter einer kritischen Schule zu sein. Zu einem Gottsched fehlte es ihm zu sehr am Glauben an seine eigene Unfehlbarkeit; wie hätte sein rücksichtsvolles Gemüth jemals von denen, die mit ihm zu gleichem Zwecke arbeiteten, eine vollständige Abhängigkeit ihrer Anschauungen und Aussprüche von den seinigen verlangen können! Wie hätte er sich auf eine absolute Unterordnung der Mit-

arbeiter stützen und steifen mögen! Höchstens nur in dem Sinne, daß diese Unterordnung, diese Abhängigkeit eine freiwillige zu nennen, daß sie auf ein Sympathisiren mit dem literarisch-kritischen Principe Marggraff's zurückzuführen.

Wir sagen literarisch-kritisches Princip? Und nicht wohlwollende Stimmen betonten gerade die zu geringe Schärfe seiner Kritik, oder sprachen ihr gar das Princip ab! Mit Recht, wenn sie die Kritik für eine griesgrämige, pedantische Matrone ansahen, die nie eine andere Regung als die der Rüge und Ablehnung laut werden lassen dürfe. Das hohe Paraderoß der bloßen Ablehnung verstand Hermann Marggraff allerdings wenig zu tummeln. So wenig, daß er am liebsten gar nicht ablehnte. Darum aber müssen wir der Marggraff'schen Kritik ein positiveres Princip zusprechen, als den kritischen Richtungen, welche sich nur auf die absolute Strenge der Besprechungen etwas zugute thun können und mögen. Vergesse man nur nicht, daß eine literarisch-kritische Zeitschrift etwas wesentlich anderes ist als ein Literaturgeschichtswerk, anders behandelt, anders geleitet und auch anders gelesen sein will. In einem wissenschaftlichen Literaturgeschichtswerke mag das Princip in der absoluten Strenge der Urtheile bestehen und durch diese auch imponiren, in einer literarisch-kritischen Zeitschrift aber wahrlich nicht. Eine literarisch-kritische Zeitschrift muß und will vielseitiger und weltmännischer auftreten, sie muß und soll in gewisser Weise leben und leben lassen. Thut sie das nicht, so wird sie, solange sie neu ist, vielleicht interessiren oder durch die Eigenartigkeit ihrer Urtheile verblüffen, früher oder später aber den Weg alles Fleisches gehen. Nun, den Weg alles Fleisches sind im Laufe dieses Jahrhunderts schon viele, sehr viele Literaturzeitungen gegangen.

Leicht könnte es nun als eine schale Lobrednerei ausgelegt werden, wenn wir Hermann Marggraff etwas von der Kunst des kritischen „Leben und Leben-Lassens" zuschrieben. Dennoch hat sich dies Princip, wie es unter seiner Aegide in diesen „Blättern" jahrelang ausgeübt ward (vielleicht nur unter seiner nominellen Aegide, immer aber doch unter seiner Aegide), gewiß nicht zum Nachtheil der Literatur bewährt. Auch das ist bei der täglich massenhafter anschwellenden Literatur schon ein nicht zu unterschätzendes Verdienst.

Wenn es nun in einer Literaturzeitung gilt, das gesammte Gebiet der schönwissenschaftlichen Literatur der Gegenwart u. s. w. zu umfassen, groß wie klein ohne Ansehen der Person gerecht zu werden, dem Neulinge sowol wie dem Veteranen, jedoch mit der besondern Rücksicht, daß das Hervorragendere auch einen größern kritischen Platz, eine größere kritische Wärme in Anspruch nehme, dabei die Beziehungen zu den Literaturen des Auslandes gleicherweise zu pflegen, wie auch durch die Verbindung mit der deutschen Literatur der Vergangenheit weitere Gesichtspunkte für die Kritik zu erhalten: so verkennen wir gleichwol nicht die Schattenseiten dieses Princips, die sich als eine Einseitigkeit und Farblosigkeit der Urtheile überhaupt geltend machen können. Die stete Sorge, ja allen gerecht zu werden, kann möglicherweise zur Befangenheit des kritischen Urtheils führen. Und es wird doch bei der peinlichsten Sorge von Zeit zu Zeit immer nöthiger werden, einen größern und immer größern Abhub aus den Massenproducten, als unter der Kritik stehend, beiseitezuwerfen.

Kein Wunder, wenn Hermann Marggraff in dem steten literarischen Hinundher etwas ermüdete. Und doch wollte er nicht ermüden, nicht Pessimist werden, nicht in der Literatur das Kind mit dem Bade ausschütten. Wie gern er anerkennende Worte schrieb, wie gern er das Löbliche suchte, wo es nur immer zu finden war, das zeigte er fort und fort auch an anderer Stelle, wir meinen in seinen Theaterkritiken für die „Deutsche Allgemeine Zeitung". Auch hier hielt Hermann Marggraff an den poetischen Träumen der Jugend fest, wie sehr sie ihn selbst betrogen, wie gaukelrisch sie sich stets erwiesen hatten und tagtäglich aufs neue erwiesen. Einen gewissen Zwiespalt konnte Hermann Marggraff nun freilich lebenslang nicht überwinden, den Zwiespalt zwischen Gewerbe und Kunst, zwischen Schriftstellerthum und Dichterthum, zwischen den Ansprüchen einer die Lebenszeit ausfüllenden Thätigkeit und den Sondergelüsten der Genialität. Was Hermann Marggraff speciell für das Zustandekommen einer Schiller-Stiftung gethan, das brauchen wir nicht weiter auseinanderzusetzen; wie er auf eine Organisation des Schriftstellerstandes sogar hindrängte, indem er für den Schriftsteller einen charakteristischern Namen suchte, das ist den Lesern dieser „Blätter" bekannt genug. Wie nahe lag es nun, scharf die Consequenz auszusprechen: der Schriftsteller überhaupt ist für die Literatur der Gegenwart das, was für frühere Zeiten der Dichter speciell war; der Dichter hat in dem Schriftsteller aufzugehen und gilt in der bürgerlichen Gesellschaft nur insoweit, als er Schriftsteller ist und sein will. Vor einer solchen Forderung mochte Hermann Marggraff erschrecken, und flüchtete sich deshalb so gern in das Arkadien der classischen Zeit, unter die Fittiche Schiller's und Goethe's, dort in der Aetherluft der Lebensharmonie die Widersprüche des modernen Dichterlebens zu verschmerzen.

So ruhe denn in stiller Erde, du müde Seele! Du hast gekämpft und gerungen und bist besiegt ins Grab gesunken. Besiegt und zugleich siegend. Siegend mit der Fahne der wahrsten, reinsten Humanität, kämpfend für die Standarte der geistigen Entwickelung des Menschenthums. Eine Feder war dein Schwert, ein Palmenzweig dein Schild. Die Palme hast du geschwungen, die Palme des edelsten Friedens, die aus der innern Freiheit des Menschen sprießt. Du hast nichts nach außen scheinen, aber alles nach innen sein wollen. Du buhltest nicht um die Gunst der Großen, du schmeichelteſt nie den Starken, du heultest nicht mit den Wölfen irgendeiner Parteimeinung: wahrhaft frei wolltest du sein, mit Milde rathen und helfen, wo du nur konntest, und in allen Lagen des Lebens und unter dem oft schweren Drucke deines Berufs deine Hand rein und deine Seele wahrhaft behaupten.

Wo du irrtest, da waren es liebe Träume der Jugend, die dich täuschten. Siegend bist du ins Grab gesunken und doch auch besiegt. Eine zerbrochene Leier nur können wir auf dein Grab legen. Man wird dir keine Standbilder setzen, dein Bildniß nicht mit Lorber krönen, deine Geburtstage nicht mit Saus und Schmaus begehen. Die Göttin der Poesie wird deinen Namen nicht unsterblich preisen; aber dem Strome der wandelbaren Tagesmeinungen sollst du entzogen sein. Ein stilles, friedliches Plätzchen in der Literatur ist dir geworden. Die Mitwelt kennt dich, sie denkt mit Rührung an dich; die Nachwelt mag dich vergessen. So wird dir wohl und die Erde dir leicht sein. Ein Grabeshügel mit Epheu überwuchert, ein Grabeshügel mit einer Trauerweide beschattet, ein halbverwittertes Kreuz darauf — so wird es und so muß es sein. Es werden nicht viele kommen und dich suchen; die aber kommen, das sind Leidensgefährten, müde Wanderer wie du. Und eine Thräne von diesen wiegt so viel, als all die Worte, mit denen man deines Lebens Bedeutung umkleiden und verkünsteln konnte. Eine edle deutsche Seele warst du — der Ruhm wiegt Lorberkränze auf. **Emil Müller-Samswegen.**

Gustav Freytag's neuer Roman.

Erster Artikel.

Nach dem glänzenden Erfolge, welchen „Soll und Haben" davongetragen, mußte ein neues Werk Freytag's selbstverständlich mit großer Spannung erwartet, mit großer Theilnahme aufgenommen werden. Die Aufgabe des Dichters war eine schwierige: einen Erfolg, der zum Theil durch die Wahl des Stoffs mitbedingt war, jetzt ohne diese Hülfe zu erreichen; denn wo fand sich zum zweiten male ein Stoff, der gerade diejenigen Kreise zu fesseln vermochte, welche sonst für die Reize der Poesie ziemlich unempfänglich sind? Es ist wol keine Frage, daß auch die Gründlinge des literarischen Parterre für „Soll und Haben" besondere Sympathien zeigten und daß der „Kaviar" von Schröder und Comp. nicht „Kaviar" fürs Volk war, sondern demselben trefflich mundete. Wie sollte ein so glänzender Erfolg überboten werden können? Freytag ist ein viel zu künstlerisch strebsamer Autor, als daß er durch pikante Ueberreizungen andere Stoffe, welche nicht die ganze Armee des Kleinhandels bis zu den „Triariern" hinter sich stehen hatten, gewaltsam zu einer solchen Höhe des Effects zu steigern versucht hätte; im Gegentheil, er wählte einen Stoff von exclusiver Bedeutung, in einer etwas höhern Sphäre gelegen, und verließ sich, was den Erfolg betrifft, auf den Zauber seiner realistischen Darstellungsweise und seines drolligen Humors. So schuf er ein Werk, dem wol der glückliche Wurf von „Soll und Haben" fehlt, welches aber im ganzen gedankenreicher ist und einen Anlauf zu höhern Zielen nimmt, nicht ohne dabei auch höhere Maßstäbe herauszufordern und die Sicherheit und Vollendung einzubüßen, welche das in sich abgeschlossene Genre von „Soll und Haben" darbot:

Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern von Gustav Freytag. Drei Theile. Leipzig, Hirzel. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

„Soll und Haben" war eine Verherrlichung des soliden Bürgerthums und seiner gesunden Tüchtigkeit, gegenüber der in Verfall gerathenen Aristokratie, welche sich in ihren Speculationen mit dem sie beraubenden und besiegenden Judenthum begegnet. Freytag's Muse ist eine blonde deutsche und von Haß gegen die semitische Rasse erfüllt. Es ist das deutsche Bürgerthum, das er schildert, und das keine Ader hat von jener französischen Bourgeoisie, welche die Mercadets von Balzac, die Montjoies von Feuillet, die Maître Guerin von Augier vertreten. Deutsche Arbeit ohne jeden schielenden Seitenblick auf die Evangelien der Zukunft, die jenseit des Rhein gepredigt werden, solide, tüchtige, hausbackene Arbeit, die etwas Ordentliches vor sich bringt, deutsche Sittlichkeit ohne jeden frivolen Beigeschmack, unter deren erwärmenden Strahlen die wirthliche und sittsame Jungfrau zur tüchtigen Hausfrau heranreift — das war das Programm der Muse Freytag's, ein Programm, welches in der saubersten Niederländerei und in einer Folge köstlicher Genrebilder die entsprechende Ausführung fand. Die Idylle hatte sich aus den bebänderten Jacken der Geßner'schen Schäfer, aus den Schlafröcken der Voß'schen Landpfarrer auf die Lesepulte der Comptoirs geflüchtet, führte dort mit Humor das Hauptbuch, handelte und witzelte mit den galizischen Juden, speiste bei der Firma Schröder zu Tisch oder blickte aus einem gefüllten Wäschschrank heiter lächelnd auf die Tochter vom Hause, welche über die feingemusterten Servietten hinweg des bewährten Freundes gedenkt. Die Kritik des gesunden Menschenverstandes unterließ nicht hervorzuheben, welch ein gewaltiger Fortschritt gegen das Irrlichteliren der Romantiker, Jungdeutschen und Neufranzosen in dieser ernst-sittlichen und gediegenen Auffassung des Lebens liegt, welch eine bedeutsame Reaction gegen das ungesunde, blasirte Element der Literatur, ja sie pries „Soll und Haben" als eine demokratische Großthat und zugleich als den Sonnenaufgang echter Poesie.

Dagegen erhoben sich zahlreiche und gewichtige Stimmen, die in dieser Darstellung bürgerlicher Tüchtigkeit denn doch das geistige Streben vermißten, in welchem der deutsche Volksgenius seine tiefsten Wurzeln schlägt, die außerdem solche brave, tüchtige, brauchbare Helden für alle andern Firmen empfehlenswerther fanden, als für die Firma der Poesie, und welche die meisterhafte Technik photographischer Musterbilder nicht in eine Linie setzen wollten mit der künstlerischen Conception vom Geist getragener Gestalten. Hatte doch dieser Realismus keine Spur von jener Begeisterung, von jenem göttlichen Wahnsinn, von welchem das Auge des Dichters rollt; gefiel er sich doch darin, Bewegungen, die, sowenig sie deutschnationale Sympathien erwecken können, wie der polnische Aufstand, doch nur aus opfermuthiger Begeisterung hervorgegangen waren, auf sein Niveau herabzuziehen, indem er sie nur von der Seite ihrer äußerlichen, allerdings ordnungswidrigen und verwilderten Erscheinung schilderte!

Wenn Novalis in Goethe's „Wilhelm Meister" schon einen nüchternen ökonomischen Roman sah, was hätte er zu „Soll und Haben" gesagt, welches in der That einige Kapitel der Nationalökonomie in poetischen Mustern zu illustriren schien?

Diese Bedenken einer, von dem Reiz des Details unbestochenen Kritik waren für Freytag keineswegs verloren; sie trieben ihn an, in einem neuen Werke zu zeigen, daß, was man „Soll und Haben" zum Vorwurf gemacht, nicht eine Schranke seiner Begabung, sondern eine Schranke seines Stoffs gewesen und daß er wol eines idealen Gedankenschwungs fähig sei, wenn die erfundene Handlung sich zum Träger desselben eigne. Alles, was nur an akademisches Leben, an die deutschen Gelehrtenkreise erinnert, war in „Soll und Haben" mit einer gewissen Absichtlichkeit vermieden worden; jetzt griff seine Muse in diese Kreise hinein, in die akademischen Kreise des wissenschaftlichen Strebens, um sich auch hier heimisch zu zeigen und hier Gedankenfrüchte zu brechen, welche an den Spalieren der kaufmännischen Lebensprosa nicht reifen konnten. Wir verkennen nicht, welch innerer Zusammenhang zwischen beiden Romanen besteht, und wie Freytag nicht blos zufällig oder um die Vielseitigkeit seines Talents zu zeigen, sich einen Stoff gewählt, der allerdings auf den ersten Blick mit dem Inhalt von „Soll und Haben" eine so geringe Verwandtschaft hat, wie die Manuscripte der Gelehrten mit den Hauptbüchern der Kaufleute oder wie der berühmte Name einer Facultätswissenschaft mit einer berühmten Firma in einem Materialwaaren- und Wollgeschäft. In Wahrheit werden beide Romane von einer und derselben Auffassung unserer gesellschaftlichen Zustände getragen und bilden zwei concentrische Kreise mit dem gleichen Mittelpunkt. Ja, trotz der in die Augen fallenden Unähnlichkeiten, ist der Gang der Handlung und die Pointe der Entwickelung in beiden Romanen durchaus verwandt. Freytag ist der Apostel des deutschen Bürgerthums, in dessen gesunder Kraft er die Bürgschaft einer bessern und freiern Zukunft unserer Nation begrüßt. Das Bürgerthum vertritt aber auch die geistige Arbeit, bei dieser geistigen Arbeit sucht der neue Roman das deutsche Volk. Die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts gehört dem Bürgerthum; die höhern Kreise der Gesellschaft können nur von ihm empfangen; sie schauen bewundernd oder neidisch zu seiner Höhe empor oder sie kokettiren mit ihm, suchen es auszubeuten für ihre großen und kleinen Zwecke. Wie der materiellen Tüchtigkeit in „Soll und Haben" der materielle Verfall entgegentritt, so hier der geistigen und sittlichen der geistige und sittliche. Wenn aber dort die Gleichartigkeit der Lebenssphären verlangt, daß die Stände, welche eben die materiellen Interessen vertreten, der bürgerliche Kaufmann und der adeliche Grundbesitzer, sich gegenüberstehen, so wird sie hier dadurch gewahrt, daß dieser Gegensatz sich an den bürgerlichen Gelehrten und den Fürsten nebst seinem Hof, an die höchste schaffende und empfangende Bildung vertheilt. Und wie dort der schlichte Bürger, durch die Feinheit adelicher Sitte gebannt, in den Zauberkreis eines adelichen Fräuleins geräth, aus dessen Netzen er sich noch zu rechter Zeit unter die Fittiche einer soliden Firma rettet, so fällt hier der Gelehrte mit seiner jungen, schönen Gattin in die Netze des Hoflebens, aus denen sie beide nach mancherlei Kämpfen zu ihrem häuslichen bürgerlichen Herde zurückflüchten.

In beiden Romanen ist es der Triumph des Bürgerthums über die verfallende Aristokratie, über Grund- und Hofadel, es sind die Posaunenstöße des Tiers-Etat, der auserlesenen Klasse des Volks, vor denen die Mauern des Vorurtheils zusammenstürzen! Und wenn dort der Grundadel sich mit den Tendenzen der Zeit einläßt, industriell zu werden und zu speculiren anfängt, so gereicht ihm das sowenig zum Heil, wie hier dem Fürsten, der Prinzessin, dem Hofadel, wenn sie sich mit der Wissenschaft einlassen, die in ihren Kreisen nur entarten kann! Die Kluft ist eben unausfüllbar, der Krieg unvermeidlich im Bienenkorb der Gesellschaft zwischen den Drohnen und Arbeitsbienen, welchen letztern allein der Stock und die Zukunft gehört!

Das ist der gemeinsame Grundgedanke beider Romane, das der parallele Gang der Handlung!

Wie aber, wenn die Wissenschaft zu Resultaten kommt, welche auch dem Glauben und Meinen des Bürgerthums unbequem sind, welche am alten Haushalt der Ahnen rühren, eine Kluft aufreißen zwischen dem neuen Gedanken und der hergebrachten Weltanschauung, wenn sie das solide und arbeitsame Philisterthum gegen sich in die Schranken ruft, sich eine ausdauernde Verfolgung zuzieht, wie sie über so viele Männer des geistigen Fortschritts, nicht von Höfen, nicht vom Adel, sondern gerade von der Masse, von dem ehrbaren Bürger, oft von den hochgelahrten Männern der Facultäten selbst verhängt wurde?

Wozu, wird man uns einwenden, ein anderes Thema aufwerfen, als der Dichter sich selbst gestellt hat? Wozu Conflicte aufsuchen, die seiner Erfindung fern liegen? Nur um zu zeigen, daß diese Erfindung nicht in die Tiefe geht; denn die geistigen Conflicte sind tiefer und bedeutender als die Conflicte der Stände, die für den oberflächlichen Realismus wie eine aufgestellte Schachpartie den ganzen Kampf der Gegenwart zu enthalten scheinen; nur um nachzuweisen, daß diese Wissenschaft, welche Freytag schildert, keine Ader hat von jener schöpferischen Größe, welche der Welt fortgeholfen hat; daß aber ein Conflict, in welchem noch dazu die berechtigte Seite in einer gedrückten Gestalt und mit halber Kraft erscheint, auch vom künstlerischen Gesichtspunkte aus seine Bedeutung verliert. Freytag hat nicht die freie Wissenschaft, sondern die todte Gelehrsamkeit geschildert, die solide, tüchtige geistige Arbeit. Die Reflexionen seines Helden erheben sich wol zu wissenschaftlichem Adel; aber seine ganze Handlungsweise, auf welcher der Roman beruht, ist die des geistigen Arbeiters, der ein brauchbares Werkzeug suchen geht, das ihm ein Traum gezeigt, und dabei nahe daran ist, für diese somnambule Marotte alle höchsten Lebensgüter in die Schanze zu schlagen. An und für sich wäre es unbillig, an ein Kunstwerk einen andern Maßstab anzulegen, als der aus

seinen eigenen Dimensionen hervorgeht — hier ist aber die Architektonik des ganzen Baues gestört, indem wir auf Treppen, klein wie die Leitern der Lilliputer, die sie an Gulliver's Leib angelehnt, zu dem im Gewölk der socialen Fragen verdämmernden Giebel hinanklettern sollen, statt auf einer majestätischen Freitreppe zu ihm emporzusteigen. Es bestraft sich der Mangel an geistiger Bedeutung bei dem Haupthelden aber damit, daß die Handlung selbst nie in lebendige Spannung versetzt, weil das Motiv derselben kein großes Streben, sondern eine kleinliche Marotte ist.

Für die gesunden und klaren Geister der realistischen Schule ist freilich auch ein Faust ein überwundener Standpunkt! Und doch ist der große Faustmonolog das unsterbliche Programm deutscher Wissenschaft, ihres unermüdlichen Zweifelns und Strebens, ihrer rastlosen Vertiefung in die Geheimnisse des Alls. Es sind die ewigen Conflicte des ringenden Geistes! Ein deutscher Gelehrter muß etwas vom Faust in sich haben, wenn er eine poetische Gestalt sein soll. Als tüchtiger Arbeiter in seinem Fach ist er brauchbar für die Facultät, doch nicht für die Poesie. Der Held unsers Romans, Professor Werner, hat keine Ader vom Faust, desto mehr Verwandtschaft aber mit — Wagner. Oder kann der an Monomanie grenzende Eifer, mit welchem er der „verlorenen Handschrift" nachjagt, ein passenderes Motto finden, als jene verzückten Verse des wackern Pedanten:

Entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder,

Diesem Studiengenossen läßt der allerdings stark romantische Faust, der an keine solide Arbeit gewöhnt ist und sich über verlorene Manuscripte nie den Kopf zerbrochen hat, vielleicht aber wegen dieses strafwürdigen Leichtsinns in gelehrten Dingen zuletzt vom Teufel geholt wird, folgende empfindliche Kritik zutheil werden:

Wie doch dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Werner selbst und die Gelehrten in unserm Roman erinnern an die Gelehrten des bühnengerechten Conversationslustspiels, das auf unsern Bühnen heimisch ist, etwa an die „Hochzeitreise" von Benedix. Doch, wird man uns einwenden, ist dies ein Tadel? Sind das nicht liebenswürdige Stücke, und steht es dem Autor nicht frei, sich das Genre zu wählen, in welchem er seine Figuren großziehen will, wie der Gärtner die chemischen Bestandtheile der Erde, aus denen er seine Varietäten zieht? Ohne Zweifel, doch dann muß der Grundton mit Consequenz eingehalten werden! Wenn unser Professor, nach dem alten Manuscript wie nach dem Stein der Weisen suchend, sein Weib in Gefahr bringt, das Opfer fürstlicher Leidenschaft zu werden; wenn er selbst nichts hört, nichts sieht, was um ihn vorgeht, und nahe daran ist, von dem Duodez-Tiberius für eine um den alten Thurm flatternde Dohle gehalten und „aus Versehen" erschossen zu werden; wenn wir über diesen unsichtbaren Tacitus, der den Helden fortwährend äfft und narrt, in ernste Verwickelungen gerathen, so steht die Theilnahme und Spannung, die uns zugemuthet wird, nicht im richtigen Verhältniß zu den kleinlichen, halb komischen Motiven. Kleine Ursachen, große Wirkungen — ist ein Thema, das nur für das Lustspiel paßt. Wenn aber Lustspielmotive zu tragischen Situationen führen, so erhalten wir einen künstlerischen Zwitter: die Tragikomödie!

Es ist nicht zu verkennen, daß der Autor selbst das Bewußtsein hat, daß sein Held von dem bösen Geist einer gelehrten Marotte im Kreis herumgeführt wird, während ringsum fette grüne Weide ist. Freytag zeigt mehrfach, daß er mit souveräner Ironie über diesem Streben seines Helden steht; er läßt ihn da ein schönes junges Weib finden, wo er ein altes Manuscript suchte, und noch einmal, als er nach seiner gelehrten Odyssee, nach seinen Irrfahrten zu den Phäakenkönigen und zauberreichen Prinzessinnen wieder den Rauch der Heimat aufsteigen sieht, als er in der Grotte, welche das erste Bekenntniß der Liebe hörte, sein treues Weib wiedergefunden — da erscheint wie ein Kobold im Fetzen eines Meßgewandes der Hund, der ihn zum letzten male zu den verschwundenen geistigen Schätzen der Tiefe lockt. Doch diese ironische Darstellungsweise, welche an den Großmeister der romantischen Schule erinnert, so fein, sinnig und humoristisch ihre Erfindungen sind, läßt keine rechte Erwärmung für die Handlung selbst zu und wirft ein verkleinerndes Licht auf die Gestalt des Helden. In der That erinnert dieser an den wackern Anton in „Soll und Haben", der ohne seinen geistig überlegenen Doppelgänger doch wenig genießbar wäre; er ist ebenso fleißig und sittlich, tüchtig wie jener; er hat überdies ein warmes Gefühl für alles Gute und Brave, für sein Volk, für seine Wissenschaft; er zeigt Männerstolz vor Fürstenthronen und ist von Taciteischer Offenheit, doch dabei auch so liebenswürdig kurzsichtig, so verrannt in seine Marotten, daß er als ein echter Lustspielprofessor erscheint. Er ist indeß jedenfalls ein edler Charakter, mit jenem Zauber der Naivetät geschildert, der Freytag's Muse eignet und der auch mit besonderm Reiz um die schöne Ilse schwebt, um diese in eine höhere Tonart transponirte „Lorle", welche dem leidenschaftlich für sie entbrannten Fürsten gegenüber in die Situation einer verheiratheten Emilia Galotti geräth; doch kühl und zart, zart besonders wegen der kühlen Darstellung, schildert der Autor die ganz leisen Versuchungen im Herzen seiner Helden, während er Fürst und Hof, das innere Ungenügen, mit welchem die schwere Aufgabe der Fürstlichkeit von alt und jung durchgeführt wird, mit einer über den Rahmen der Erfindung hinausgehenden Tragik darstellt. Alle diese Scenen klingen an die „Valentine" an.

Besser geht es dem gelehrten jungen Freunde, der das Interesse für die Handschrift, wenn auch in ermäßigtem Grade theilt. Er hat mit keinem Fürsten zu kämpfen, dem der Macchiavelli noch im Blute steckt, sondern erobert seine Julia glücklich aus dem Zwiespalt der Montecchi und Capuleti, der feindlichen Filz- und Strohhut-

fabrikanten. Er hat nur das brave Herz eines in den sonderbarsten Grillen verhausten und in die Arabesken des krausesten Humors eingesponnenen deutschen Bürgers zu besiegen. Diese zweite Handlung hat mit der Haupthandlung des Romans, deren Raum sie beengt, nur einen lockern Zusammenhang, bewegt sich aber durch eine Reihe höchst sauberer und amusanter Genrebilder, von denen nur einzelne zu weit ausgeführt sind oder an das Triviale grenzen. Was diese Genremalerei betrifft, in welcher die Stärke der Freytag'schen Begabung besteht, so erscheint der Autor in diesem Werke nicht nur als ein Hofemann, sondern auch als ein Steffeck, indem seine Hundemalereien mit der Feder den Vergleich mit den Bildern nicht zu scheuen brauchen, die auf der Staffelei des berliner Thiermalers stehen.

Im ganzen erinnert die Darstellungsweise Freytag's bald an Dickens, bald an Goethe; sie ist fast durchweg glatt, fein, sauber, wohl erwogen, in Einzelheiten künstlerisch vollendet, trefflich, wo es die Darstellung eines naiven Empfindens, einer idyllischen Scene gilt, doch ohne Kraft und Schwung, ohne hinreißende Magie in der Darstellung der Leidenschaft, im Ausdrucke der Begeisterung.

Wir haben den Grundgedanken des Romans, sein Verhältniß zu „Soll und Haben", die Composition und die Darstellungsweise im allgemeinen besprochen. Es bleibt uns noch übrig, durch genaueres Eingehen auf die einzelnen Situationen und Charaktere unser Urtheil über ein Werk zu beweisen und zu vertiefen, welches in seinen Vorzügen und seinen Schwächen doch immer ein eigengeartetes Talent und das sorgsame Streben nach künstlerischer Vollendung bekundet. **Rudolf Gottschall.**

Ferdinand Lassalle.

Ein literarisches Porträt.

I.

Der Tod Ferdinand Lassalle's hat ein abenteuerlich bewegtes Leben in romanhafter Weise geendet und gleichzeitig ein wissenschaftliches Streben unterbrochen, welches noch auf verschiedenen Gebieten bedeutende Resultate versprach. Es ist hier nicht der Ort, auch nur in skizzirten Umrissen ein Lebensbild des dahingeschiedenen Schriftstellers zu geben, so verlockend immerhin die Aufgabe erscheinen mag, für den Reichthum von pikanten Begebenheiten, welche dies Leben bildeten und miteinander oft in auffallendem Widerspruch stehen, den einheitlichen Faden aufzusuchen; es wird uns dies an einer andern Stelle vergönnt sein. Wir haben es hier nur mit dem Schriftsteller Lassalle zu thun, dessen Hauptwerke eine wissenschaftliche Höhe anstreben, zu welcher äußere Lebensgeschicke nicht hinanreichen. Doch gerade als Schriftsteller hat Lassalle das Los, viel bewundert und viel gescholten, aber wenig gekannt zu sein. Wol sind seine der Polemik und der Agitation angehörigen Schriften in weitern Kreisen gelesen worden; doch seine größern Werke entziehen sich durch ihre streng wissenschaftliche Haltung dem Urtheil des großen Publikums. Man begnügt sich damit, die günstige Meinung, welche die Autoritäten der Fachwissenschaften über dieselben geäußert, anzuführen und, namentlich auf das Urtheil Alexander von Humboldt's gestützt, Lassalle für einen großen Gelehrten zu erklären, obwol die Competenz des Naturforschers für die Gebiete, auf denen Lassalle sich hervorgethan, mehr als zweifelhaft erscheinen muß. Wir haben noch nirgends einen Versuch gefunden, das letzte socialistische Auftreten Lassalle's aus seinem Werke über die Theorie der erworbenen Rechte zu erklären, oder mindestens den Nachweis, worin der Zusammenhang zwischen den einzelnen Schriften des Philosophen und des Agitators besteht. Man läßt in der Regel die voluminöse Gelehrsamkeit als etwas Abgeschlossenes und Unnahbares auf sich beruhen, indem man sich dabei beruhigt, dem Autor in Anerkennung seiner grundgelehrten, mit Citaten aus griechischen Philosophen und aus dem Corpus juris reich ausgestatteten Schriften ein epitheton ornans zuzuwenden und hält sich dann an die leichtgeflügelten Broschüren, deren göttliche Grobheit so einleuchtend, deren agitatorischer Trotz so herausfordernd ist. Dennoch hat gewiß auch das große Publikum ein Recht, von den literarischen Blättern zu verlangen, daß sie ihm mindestens ein Bild von jenen größern Werken entwerfen und ohne den ganzen Apparat der Wissenschaft mit hereinzuziehen, doch den Gang und das Ziel dieser Untersuchungen klar zu machen und näher zu rücken suchen. Es wird dann von selbst ein Licht auf den wenn auch anscheinend noch so lockern Zusammenhang fallen, der zwischen Lassalle's Theorie und seiner Praxis bestand.

Auf den Schlüssel, der uns diesen Zusammenhang erschließt, können wir indeß schon von vornherein hinweisen. Lassalle war immer und überall Philosoph und zwar ein Philosoph der Hegel'schen Schule, der wie sein Meister über alle Gebiete des Wissens das Netz seines Systems auszuspannen suchte. Er war kein Philosoph der praktischen Lebensweisheit und hat auf die Horazischen Lehren einer, die rechte Mitte predigenden Moralphilosophie stets mit Verachtung herabgesehen. Daher ein so romanhaft bewegtes Leben, das wie eine bis zum Schlusse fortgesetzte Sturm- und Drangepoche erscheint, in auffallendem Widerspruche mit dem Scharfsinne und der Klarheit des Philosophen; daher ein so lärmendes Auftreten, welches zu der Anschauung unsers Volks von den „stillen Denkern" so wenig passen will! Welch ein Unterschied zwischen dem großen Philosophen der Prinzessinstraße in der Stadt der reinen Vernunft, welcher mit seinem rothen Regenschirm so pünktlich auf dem Philosophendamme spazieren ging, daß man die Uhren nach ihm zu stellen pflegte, und zwischen dem Autor des „Heraklit", der sich vor den Geschworenen wegen eines Kassettendiebstahls zu vertheidigen hat, der in Berlin als eifriger Antiduellist ins Handgemenge mit einem Beleidigten geräth und am Fuße des Jura durch die Kugel eines andern Gegners fällt! Welch ein Unterschied, wird man uns zurufen, auch in der geistigen Bedeutung!

In der That wollen wir Lassalle nicht mit Kant in eine Linie stellen. Lassalle hat kein neues System geschaf-

sen. Gleichwol war er ein eminenter philosophischer Kopf, ein Meister der Dialektik. Wer den achtzehnjährigen Studenten in Kießling's Keller in Breslau über philosophische Probleme disputiren hörte, der mußte über eine geistige Gewandtheit erstaunen, welche die härtesten Nüsse der Hegel'schen Philosophie, an denen sich die andern die Zähne zerbissen, wie im Spiele aufknackte, welche besonders organisirt erschien für die Bewältigung jener Schwierigkeiten des speculativen Denkens, an denen der gesunde Menschenverstand zu scheitern pflegt. Auch war er sich schon damals wohl bewußt seiner Ueberlegenheit über manche stotternden oder mit nichtssagender Suade begabten Katheder-philosophen und zeigte jene, oft an Anmaßung grenzende Sicherheit und Unerschütterlichkeit, die ihn während seines ganzen wissenschaftlichen und öffentlichen Auftretens nicht verlassen hat. Ein eminenter philosophischer Kopf — und er hat kein System geschaffen, wird man uns einwenden? Doch wer wird heutzutage philosophische Bedeutung in der Systemmacherei suchen oder dieselbe als einzige Probe für das organisatorische Talent des Denkers anerkennen? Gerade Lassalle hat den glänzenden Beweis geliefert, daß dies sich auch in anderer Weise bethätigen kann, während eine große Zahl von Systemen und Systemchen mit lauter neuerfundenen Absolutheiten ebenso rasch verschollen wie aufgetaucht ist. Diese System-philosophen, von denen immer einer den andern bekämpft, waschen sich gegenseitig den Kopf, aber mit Wasser aus dem Lethe.

Lassalle hatte sich eine andere Aufgabe gestellt, in deren Durchführung wir die eigentliche Bedeutung seiner wissenschaftlichen Werke finden. Er wollte die Philosophie nicht blos über den einzelnen Wissenschaften, wie den Geist über den Wassern schweben, nicht blos als Gesetzgeberin sich mit allgemeinen Bestimmungen begnügen lassen; er suchte sie in das ganze Detail des Wissens hineinzuarbeiten, mit ihren Hebeln die schwierigsten Einzelfragen in Bewegung zu setzen, sie fruchtbar zu machen für jene zahlreichen Probleme, welche sie bisher mit falscher Vornehmheit den Fachwissenschaften überlassen, indem sie die Bewegung der Begriffe als eine nur in sich selbst kreisende und verlaufende Strömung in einem allgemeinen Aether hielt, der durch jede Berührung mit den Specialitäten zersetzt worden wäre. Um den Begriff aber in das feinste Geäder jeder einzelnen Wissenschaft hineinzuführen, dazu gehörte zweierlei: eine bedeutende Kraft des Scharfsinns und der Dialektik und ein ebenso bedeutendes positives Wissen. Beides besaß Lassalle in hohem Maße. Von Natur mit der ersten ausgerüstet, eignete er sich das zweite mit einer Ausdauer an, welche um so bewundernswerther erscheint, als Lassalle sich niemals auf sein Studirzimmer beschränkte, sondern für die Gretchen und Helenas ebenso empfänglich war, wie der mit Hülfe des Junker Voland emancipirte Faust. Es war etwas in ihm von der moussirenden Genialität des pariser und londoner high life. Nimmt man hierzu seine öffentliche Thätigkeit in Volksversammlungen und vor Gerichten, so kommt eine beträchtliche Zeitsumme und ein bedeutender geistiger Kraftverbrauch heraus, welche nicht nur dem Studium entzogen wurden, sondern auch jede geistige Sammlung stören und hemmen mußten. Es spricht für die außerordentliche Elasticität Lassalle's, daß er trotz dessen mit eisernem Fleiße sich Kenntnisse angeeignet hat, welche von Philologen wie von Juristen gleichmäßig anerkannt werden.

Lassalle's Stellung innerhalb der Hegel'schen Schule ist eine durchaus eigenthümliche. Auf der einen Seite bewegt er sich ganz in der Ausdrucksweise des Meisters selbst und verschmäht die volksthümlichen und freien Uebersetzungen, welche sich das Junghegelthum gegenüber der dem Anschein nach unbeholfenen Schulsprache Hegel's erlaubte. Doch gerade Lassalle fand für seine feine Dialektik, die er durch hundert gewundene Kanäle in die einzelnen Wissenschaften hinüberführte, für diese, wir möchten sagen, bis ins Gasförmige aufgelösten Begriffssubtilitäten, deren Leuchtkraft sich dabei nur um so glänzender bewährte, im alten Hegel die geeignetsten Formen und Retorten des chemischen Gedankenprocesses, während die junghegel'sche Schule, in ihrem Eifer volksthümlich zu sein und rasch greifbare Resultate zu erzielen, doch vieles verdunsten ließ, was sich nicht schnell genug als praktisches Residuum niederschlug.

Auf der andern Seite war Lassalle weit entfernt von jenem öden Schematismus der althegel'schen Schule, welcher nur eine Schattenwelt des Begriffs zu schaffen vermochte. Gerade in seinem Streben, die einzelne Wissenschaft bis in ihre äußersten Ausläufer durch den Begriff lebendig zu machen, die Specialität durch das innere Feuer desselben umzugestalten, finden wir eine wesentliche Fortbildung des Hegel'schen Systems. Man hatte Hegel schon mit Recht nachgerühmt, daß er, ungleich andern Philosophen, sich nicht mit der Metaphysik begnüge, daß sich ihm nicht nur das ganze System der Wissenschaften begrifflich gliedere, sondern er auch jede einzelne speculativ zu bewältigen suche; ja seine Gegner hatten ihm vorgeworfen, daß sein Begriff an und für sich inhaltsleer und nur „der Fangarm" sei, sich des ganzen empirischen Materials zu bewältigen, daß er sich nicht fortbewege und erfülle durch eigene Kraft, sondern nur durch Hereinnahme eines von außen gegebenen Inhalts.

Mag der Vorwurf begründet sein oder nicht — es ist diese Seite der Hegel'schen Philosophie, welche in Lassalle einen schöpferischen Fortbildner fand, ja der Weg, den er eingeschlagen hat, mag als der einzige erscheinen, die Abneigung der Zeit gegen eine anscheinend unfruchtbare Speculation zu überwinden. Den Begriff auch als die Seele der ins einzelne gehenden Forschung nachzuweisen, seine sieghafte Energie zu bethätigen auf allen Gebieten, welche nur der sich gegen ihn auflehnenden Empirie verfallen scheinen, die Versöhnung der positiven Wissenschaften mit der Philosophie — das war Lassalle's Endziel. Lassalle hat durch zwei, äußerst umfangreiche Monographien zunächst das Gebiet der „Geschichte der Philosophie" und das der „Rechtsphilosophie" in dem eben angedeuteten Sinne bereichert. Das erste Werk: „Heraklit", wird in der Regel als ein philologisches, das zweite: „Das

System der erworbenen Rechte", als ein juristisches bezeichnet, und man hat mehrfach seine Verwunderung über diese hin- und herspringende Gelehrsamkeit an den Tag gelegt. Man wollte in diesen Leistungen auf verschiedenen Gebieten, von denen ein jedes, um vollkommen beherrscht zu werden, die Arbeit eines Menschenlebens erfordert, nur den Ausdruck der Eitelkeit, die Koketterie mit einem vielseitigen Wissen sehen. Gewiß mit Unrecht! Beide Werke sind philosophische: in dem ersten ist die Philologie, in dem zweiten die Jurisprudenz nur die Hülfswissenschaft der Philosophie. Diesen Werken gereicht es zur besondern Auszeichnung, daß Lassalle den Apparat der Hülfswissenschaften in einer Weise beherrscht, welche auf die meisten den Eindruck machte, als gehörten seine Schriften dem Kreise derselben an. Allerdings erheben sie den Anspruch, in die Philologie und Jurisprudenz entscheidend einzugreifen, doch eben nur als Muster wahrhaft philosophischer Behandlung des positiven Wissens! Ihr Hauptvorzug besteht in der Consequenz, mit welcher der Grundgedanke durch die Fülle des Stoffs hindurchgeführt wird, eine Consequenz, die so unerschütterlich ist, daß man keine einzige Folgerung widerlegen kann, ohne vorher die principielle Voraussetzung des ganzen Werks als falsch nachgewiesen zu haben.

Eine nähere Betrachtung des „Heraklit" und des „System der erworbenen Rechte", soweit sie die äußern und innern Schranken d. Bl. erlauben, führt uns in den Kreis ernster wissenschaftlicher Probleme ein; doch wir werden nicht von diesen Werken Abschied nehmen, ohne Achtung vor einer hervorragenden wissenschaftlichen Kraft und ohne das Bedauern, daß diese Kraft der Wissenschaft durch die agitatorische Aufregung entzogen, der Nation durch einen zu frühen Tod entrissen wurde.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine neudeutsche göttliche Komödie.

Leben, Abenteuer und Tod des Theodosius Thaddäus Donner, weiland Doctor der Philosophie, Privatgelehrter, Poet, Universalmalcontent, Socialjustizdeutscheinheitsentdecker und Hausbesitzer zu Happelsdorf, dessen Seele bei Lebzeiten in das „provisorische Jenseits" verzückt wurde. Eine neudeutsche göttliche Komödie. Zu Schreck, Staunen, Kopfschütteln, Trost und Kurzweil für Hoch und Nieder ans Licht gestellt und erzählt von Franz Trautmann. Mit Dr. Donner'schen Handzeichnungen. München, Fleischmann. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein langer, langer Titel, übrigens ganz bezeichnend für das 359 Seiten große Werk, das im breitesten, von Wiederholungen strotzenden, das Verschiedenartigste durcheinandermengenden Stil geschrieben ist. Hamann hat einen solchen Stil einen Wurststil genannt. Ich für meine Person habe mich durch das Werk mit Schrecken, Staunen und Kopfschütteln hindurchgearbeitet, Kurzweil und vollends Trost habe ich blutwenig darin gefunden. Andere sind vielleicht glücklicher gewesen; ein so breitspuriger Humor, wie er sich hier kundgibt, ist eben nicht jedermanns Sache. Die Inhaltsanzeige allein nimmt sechs Seiten ein. Der erste Theil beschäftigt sich mit Diesseits und Jenseits. Der Literat Donner geräth über seine eigene bedrängte Lage, über die Uebel der Zeit und namentlich über die „Unerledigtheit der deutschen Suprematie- und Hegemoniefrage" in einen Zustand gelinder Verzweiflung; er beschließt die deutsche Einheitsfrage in einem Buche zu lösen, findet in des Buchhändlers Eugenius Hyacinth Triptolemus Nelkenweiß Schreiben eine verneinende Antwort und faßt den großen Entschluß der Selbsttödtung. Da erscheint ihm mitten im Kohlendampfe der hibernische Ritter Tondalus, der nach einem bekannten Volksbuche zur Strafe für sein gottloses Leben drei Tage lang in die Hölle und ins Fegfeuer versetzt wurde, zuletzt auch „die wirklichen Freuden des ewigen Himmels bezeugschaftete" und durch diese Vision nachhaltig gebessert ward. Dieser Tondalus, der vor 700 Jahren lebte, ist der Ahnherr Donner's; der Name Donner ist aus Tondalus entstanden. Der Urenkel wird nun gleichfalls, zwar nicht in das absolute, ewige, aber doch in das provisorische Jenseits entrückt, wo der Lohn, die Strafe und die Reinigung für alle heutigen socialen Uebelstände stattfinden; am Ende dieses Jenseits befindet sich die verschleierte Gestalt der neuen Urgermania; sobald von dieser Gestalt der Schleier fällt, ist das Räthsel der deutschen Einheit gelöst. Der Anweisung des Tondalus gemäß tritt nun unser weder umsturzhaft noch „bockbeinig conservativ", sondern legitim-liberal und deutsch-patriotisch gesinnter Privatgelehrter die Reise ins Jenseits an, ohne Führer, nur mit einem Seelenstab und Bannwort ausgerüstet, hält in der Hölle und im Fegfeuer alle Qualen aus und widersteht allen lockenden, verführerischen Gewalten, die ihn von der Urgermania abziehen wollen.

Unser legitim-liberaler Held satirisirt nun über Theater-Intendanten und Directoren, Kapellmeister, „Acteure und Actricen", sodann über sämmtliche „Preisconcurrenzausschreibungscomitémitglieder, welche zum voraus wissen, wem der Preis zufällt", über Hyperdemokraten, Absolutisten, norddeutsche Gardelieutenants und pommersche Junker, über solche, die bald liberal und bald conservativ und über die, die nicht kalt und nicht warm sind, über alle Philister, über alle Verfassungsfeinde und Absolutisten, über den Nationalverein, den italienischen Carbonarismus und den Skandinavismus. Hier bemerken wir schon die schwache Seite des Buchs. Es ist aus lauter Verneinungen zusammengesetzt und der „legitim-liberale" Standpunkt des Dr. Donner dürfte als ebenso chimärisch und verschwommen erscheinen, wie die andern Parteirichtungen, die er zur Hölle verdammt. Als Privatgelehrter muß natürlich Donner vor allem die literarischen Verkehrtheiten geißeln; daher der Spott über die Salonschriftsteller, die politischen Reclamenfabrikanten und Ententverbreiter, über die Schriftsteller, die sich mit fremden Federn schmücken u. s. w. Solange wir freilich mehr eine schreibende und lesende, als eine handelnde Nation sind, muß auch in der Satire die literarische Welt in den Vordergrund treten. Unter den Verdammten befinden sich ferner auch die, „welche das Landgeschrei «ultra-

montan!« erheben, wenn sie nur ein Wort von Glauben und Religion hören". Ei, warum denn nur diese und nicht auch die Ultramontanen selbst, die katholischen und protestantischen Jesuiten, als die getreuesten Helfershelfer der absolutistischen „Verfassungsfeinde", als das größte Hinderniß der Einheit Deutschlands? Warum übergeht denn der Verfasser, der meines Wissens in Baiern zu Hause ist, diese Herren so ganz mit Stillschweigen? Ach ja, eine neudeutsche göttliche Komödie, die alles andere ist, als im Geiste des großen Florentiners gehalten! Welchen Stoff zur Satire hätten nur die tiroler Vorgänge geboboten! Aber freilich — „legitim-liberal" in der Politik und wahrscheinlich auch in der Religion ist des Verfassers Losungswort. Ja kein Name genannt, das wäre gefährlich! Daneben werden alle, „die sich mit nichtigen Nachrichten aus dem Leben notabler Autoren beschäftigen", sowie die musikalischen Dilettanten der Hölle übergeben. Dat veniam corvis, vexat censura columbas, d. h. kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. (Nur einmal, aber ganz im Vorbeigehen, ohne alle weitere Ausführung, S. 138, finden wir neben den Störchen der Indifferenz die Vampyre der Glaubensluft, wörtlich der „Glaubensluft". Sehr vorsichtig statt „Glaubenswuth".)

Mit Uebergehung des Reinigungsorts, wo die Seelen „ausgeklopft und gebürstet werden, daß auch der letzte Staub davonfliegt", wenden wir uns zum Paradies, wo es provisorische Belohnungen gibt, z. B. für norddeutsche Predigtamtscandidaten, welche sich schon auf der Universität verlobten, für sämmtliche Besitzer österreichischer Staatspapiere, für ungedruckte Lyriker, sogar für die, welchen es auf Erden an Geld zum Briefmarkensammeln fehlte und auf die es nun von allen Seiten Briefmarken regnet. Endlich gelangt er zur Urgermania; eine Inschrift zu ihren Füßen besagt unter anderm:

Willst du für kurze Zeit Dictator werden?
Ruf' laut es aus — der Schleier ist beschworen —
Und Einheit spendend kehrst du heim auf Erden!

Er ist bereit dazu; wie er aber der Gestalt den Schleier abziehen will, empfindet er etwas wie einen Blitzstrahl auf seiner linken Seelenwange. Die Vision ist vorbei; Donner erwacht und ist so weit wie am Anfang.

Auch im zweiten Theil des Buchs, der weitere literarische Plane und politische Sorgen des Doctors erzählt, bleibt alles resultatlos. Neben dem Titelblatt des Buchs findet sich ein Schattenriß Donner's, er hat hier schneeweiße Haare, und zwar nach S. 233 vor Gram über den unvermutheten Tod seines Verlegers Triptolemus Nelkenweiß, nach S. 264 vor Kummer und Angst wegen des Fehlschlagens aller Mittel, seine Gedanken in den Bereich der politisch-ästhetisch-germanischen Unitätslogik zu erheben, und von diesen Sorgen und unruhigen Träumen gehen ihm sogar die weißgewordenen Haare aus und alle Perrüken, die er sich aufsetzt, bekommen weiße Haare. Auf dem Todesbette sagt er, er habe das Räthsel gelöst, die Urwurzel alles Leides (die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich) reiße sich selbst aus und zwar Anno domini achtzehnhundert — neun — und — —. Hier stirbt er. Also jedenfalls vor 1900 kommt die deutsche Einheit.

Bei der Beerdigung ruft Dr. Donner vom Himmel die Worte, in denen offenbar das ganze Werk gipfelt: „Man will euch nur prüfen! Ehrt euch durch ästhetisch-populären Willen, so wird man euch ehren müssen durch dynastischen Liberalismus in national-legitimer Weise, denn allem kann die Satisfaction vorenthalten werden, nur nicht einem edeln Ehrgefühl." Der dritte Theil gibt posthume Beilagen von S. 327—356 theils in Prosa, theils in Versen, von sehr verschiedenem Werthe. Eine davon, das hohe Lied von Tamerlan und Bajazet oder der Untergang der Nationalitäten erschien in den münchener „Fliegenden Blättern".

Unser Urtheil über das Buch ist schon im Bisherigen enthalten. Es mag manche Leser anziehen, und jedes Buch ist ja doch nur für Geistesverwandte des Verfassers geschrieben; aber ein gereinigter, classisch gebildeter Geschmack wird von dem Schneeflockengewirbel der seltsamsten Einfälle und krausesten Witz- und Wortschnörkel zurückgestoßen werden. Von Dante ist keine Spur; mir erscheint das Werk als eine Zusammenschweißung von Jean Paul und Fischart. Vom erstern sind die Visionen und Zukunftshoffnungen, sowie die literarischen Wehklagen, vom zweiten die Ueberfülle, der vollgepfropfte Stil dieser seltsamen himmlisch-irdischen Geschichtsklitterung.

Gustav Kauff.

Feuilleton.

Ein Mangel der deutschen Journalistik.

Es ist vielfach darüber geklagt worden, daß die Kritik in Deutschland wie eine Stimme in der Wüste verhallt, daß sie aufgehört hat, eine Macht zu sein, welche auf die öffentliche Meinung einen maßgebenden Einfluß ausübt. Es ist dies eine Thatsache, die mit Recht beklagt wird; denn die Willkürherrschaft der Mode ergreift das Scepter, welches der Kritik aus der Hand gefallen ist. Die Gleichgültigkeit der Menge, der stets verneinende Geist der Zeit, die Protectionswuth, die sich aus Eitelkeit mächtig erweisen will, indem sie das Mittelmäßige erhebt, machen es heutigentags den wahrhaften Talenten schwer, durchzudringen, und verwirren die Rangordnung derselben in bedauerlicher Weise. Es ist keine Frage, daß das Misverhältniß zwischen Werth und Schätzung der Autoren in der Jetztzeit größer ist als je zuvor, und daß es der Zukunft vorbehalten sein muß, das Bleibende von dem Vergänglichen zu sondern.

Wir wollen hier nicht auf die zahlreichen Ursachen eingehen, welche das Ansehen der deutschen Kritik lahm gelegt haben, und nur eine derselben ins Auge fassen — die gänzliche Vereinzelung der kritischen Stimmen und den vollständigen Mangel an gegenseitiger Rücksichtnahme. Sehen wir uns die politische Tagespresse an! Welcher Austausch der Ansichten, welches Hinundher der Polemik, welches Citiren und Bekämpfen! Wie ein elektrischer Strom von Pol zu Gegenpol zieht es sich durch sie alle, wie durch eine gemeinsame Kette hindurch! So trägt und stützt ein Organ das andere, wie verschieden auch ihre Richtung sein mag, so bildet sich eine öffentliche Meinung, so tritt jede Erscheinung, jedes Ereigniß in vielseitige Beleuch-

tung, doch immer in den Brennpunkt des Interesses. Ganz anders in den kritischen Journalen! Ein Organ existirt für das andere so wenig, als ob es nicht in Deutschland, sondern bei den Antipoden erschiene; jedes Blatt geht seinen Weg für sich, ohne sich nach rechts oder nach links umzusehen! Hier finden wir diesen, dort jenen Maßstab der Kritik, hier diesen, dort jenen lorbergekrönten Meister des Gesanges, hier diese, dort die entgegengesetzte Richtung! Doch das ist alles abgeschlossen für sich, jedes kritische Conventikel hat seinen eigenen Heiligen! Die natürliche Folge davon ist, daß es auch in den verschiedenen Kreisen des Publikums verschiedene Berühmtheiten gibt. Von vielen hier Hochgefeierten ist dort noch der Name unbekannt; es herrscht eine hermetische Absperrung zwischen den einzelnen Kreisen. Ja selbst in den Literaturgeschichten für Schule und Haus ist der Ruhm selten ein „obligatorischer", und es ist dem guten Willen der Literarhistoriker anheimgestellt, wen sie über die Schwelle ihres Pantheons eintreten lassen! In der einen fehlt oft ein Name gänzlich, der in der andern im Vordergrunde steht. Eine andere Folge ist das Verhausen in bestimmte Lieblingsneigungen und Grillen. Es gibt harmlos fortvegetirende Literaturblättchen, in denen ein ganz absonderlicher Cultus mit literarischen Erscheinungen getrieben wird, welche sonst spurlos vorübergehen, Blättchen, die gleichsam eine aparte Literatur für sich haben.

Es ist der Zweck dieser Zeilen, gegen die gegenseitige Absperrung der Journalistik zu protestiren und zu einer anknüpfenden, sei es nun zustimmenden oder bekämpfenden Rücksichtnahme der einzelnen Journale aufzumuntern, nach dem Vorbilde des in der politischen Tagespresse organisirten Verkehrs. Ein solcher Verkehr wird allen Journalen zu statten kommen, bei Theilnahme des Publikums förderlich anregen, Einseitigkeiten corrigiren, die Reclame unmöglich machen, überhaupt Kritik und Literatur in wünschenswerthen Fluß bringen. Das fortwährende Monologisiren der Journalistik, mag es nun aus Concurrenzrücksichten, aus falscher Vornehmheit oder aus Bequemlichkeit hervorgehen, kann der Literatur nicht zum Heile gereichen und das Publikum nur bestimmen, die Gleichgültigkeit, welche jeder, nur auf sich selbst hörende Redner gegen den andern hegt, auf sie alle zu übertragen.

Hermann Lingg.

Die Gedichte Hermann Lingg's erscheinen jetzt in einer fünften, vermehrten Auflage (Stuttgart, Cotta). Seitdem die erste in d. Bl. (Nr. 13 f. 1855) besprochen worden, hat sich die Gestalt der Sammlung nicht unwesentlich verändert. Sie erscheint jetzt in fünf Rubriken getheilt, in denen das Sinnverwandte zusammengestellt ist: „Geschichte", „Vermischte Gedichte", „Reiseblätter", „Weltleben", „Sonette". Den Schluß bildet ein größeres Fragment aus dem epischen Gedichte: „Die Völkerwanderung." Außerdem hat sich die Zahl der Gedichte bedeutend vermehrt, ohne daß der Dichter ein neues Genre in den Vordergrund gestellt hätte. Einzelnen Gedichten sind etwas mattere Doppelgänger beigesellt, wie z. B. „Die Tanzwuth" dem „Schwarzen Tod". Der kosmopolitische Charakter der Lingg'schen Muse hat im ganzen noch Fortschritte gemacht. Die Sammlung macht fast den Eindruck eines Pantheon, in welchem die Götter aller Nationen in Gebeten und Hymnen gefeiert werden. Die Poesie Lingg's hat etwas Seltsames, Fremdartiges, etwas vom Wundervogel Phönix, und wie dieser sein Nest sich aus aromatischen Myrrhen baut, so baut sie es sich aus Mythen von exotischem Duft. Lingg erscheint als ein Freiligrath mit antikisirender Färbung, der nicht blos die Giraffe, sondern alle Sagenthiere der Creuzer'schen Symbolik in sein poetisches Wappen aufgenommen hat. Am meisten Neues bieten die italienischen Reiseblätter, welche den historischen Zug des Dichters nicht verleugnen. Selten ist er der Gegenwart zugewendet — das Landschaftsbild ist ihm Träger mythischer oder geschichtlicher Erinnerungen. Doch erscheinen uns die alcäischen Strophen als kein Fortschritt, ebenso wenig die auf eine überwundene Epoche unserer Lyrik zurückweisenden Reminiscenzen an die mythologischen Handbücher:

Auch dort, wo Typhon's Zorn in den Kratern rollt,
Wo donnernd ausströmt Rauch und unendlich Glühn,
Aus Asche blüht auch dort der Weinstock —
Singe, ja singe, Lyäus, Singer!

Typhon und Lyäus — das ist etwas Rococo! Wie viel schöner singt der Dichter, ohne Typhon's Hülfe, auf dem Besuv:

Unendlich einsam fühlt' ich mich;
Mir war's, als ob der warme,
Aus meiner Brust, der Odem wich,
Als sänk' ich schon den kalten
Planetischen Gewalten
Versteinert in die Arme.

Und eine Sehnsucht ging mich an
Nach oft geschmähten Banden;
Mich zog's nach allem Weh und Wahn
Des Erdenlebens wieder.
Erhöhter stieg ich nieder,
Als oben ich gestanden.

Im „Weltleben" überläßt sich der Dichter seinen vorsündflutlichen Phantasien, so z. B. in der „Elefantenwanderung", mit den urweltlich klingenden Reimen: Mastodonte, Horizonte, Elefanten, Tubanten u. s. f. Doch geht durch diese Dichtungen ein bedeutender Zug; der kosmische Gedanke und energische Formbeherrschung adeln den spröden Stoff. „Die Völkerwanderung" scheint der Dichter, nach dem vorliegenden größern Fragment, in ganzer Ausdehnung als geschichtliche Entwickelungsepoche, als ein Epos ohne Helden behandeln zu wollen, das sich nothwendig in Episoden zersplittern muß. Doch dieser großen Strömung fehlt die ethische Bedeutung, mag auch das Naturgewaltige den Dichter locken, das in diesen Bewegungen liegt, mag er statt der Elefanten und Mastodonte die Hunnen und Vandalen auf ihren Wanderungen poetisch begleiten. In diesen Ottave rime, die mit seltener Energie behandelt sind, ist meistens ein großer oder mindestens kecker Wurf der Darstellung; eine aus griechischen Tempeln, christlichen Kirchen und nordischen Steppen aufgewühlte Mythenwolke schwebt oft in bizarren Bildungen über den wandernden Völkern und ihren Schlachten; die griechische Insel, ein Idyll der Apostasie und Eudoxia zeigen das Bestreben, auch ein individuelles Geschick in die weltgeschichtlichen Fresken zu verweben. Dennoch macht das mitgetheilte Fragment den Eindruck, als könne die Dichtung selbst nur ein großes Fragment bleiben, und wüchse sie auch zu kolossaler Größe, nur ein epischer „Torso"; denn auch eine energische Plastik der Darstellung kann den widerstrebenden Stoff nicht bändigen, in welchem überdies kein moderner Lebensgeist pulsirt. Lingg wird gewaltige Skizzen schaffen ähnlich wie Kaulbach's „Hunnenschlacht"; aber die traumhafte Größe verträgt sich nicht mit epischer Klarheit, und diese Göttermaschinerie, die alle Hebel des verschiedenartigsten Volksglaubens in Bewegung setzt, ist zu sehr aus dem philosophischen Bewußtsein der Gegenwart herausgeboren, entbehrt zu sehr der Naivetät, um die unverfälschten Wirkungen der Volksepopöe auszuüben.

Die Religionsgenossenschaft der „Cogitanten".

In seiner Schrift: „Eine Religion ohne Bekenntniß" (Berlin, Selbstverlag des Verfassers, 1865) ladet Eduard Löwenthal, der Verfasser des Werks: „System und Geschichte des Naturalismus", alle diejenigen, welche sich keinem der bestehenden Glaubensbekenntnisse anschließen können oder wollen, ein, einen neuen Religionsverband zu bilden, und entwirft gleichzeitig die Statuten dieser Genossenschaft, welche ein Cultuspräsidium, einen Cultusmagistrat und einen Cultusminister besitzen soll. In der Andachtshalle werden Vorträge gehalten; die Cogitanten

haben nur Civilehe und Civilbegräbniß. Der §. 7 der Statuten protestirt gegen die Untersuchungs- und Schuldhaft, und will persönliche Freiheitsstrafen blos für Verbrechen der persönlichen Vergewaltigung gelten lassen. In der Politik sind die Cogitanten monarchisch-gesinnt und für eine Vertretung, die auf corporativem Wahlrecht beruht. Auch die „Feste" der Cogitanten und ihr Volksunterricht sind hier im voraus bestimmt. Wie in Platon's Republik scheint Poesie und alles, was in den Bereich der Aesthetik gehört, von dem Stifter ausgeschlossen. Zum Anschlusse an die „Religion ohne Bekenntniß" meldet man sich bei der Expedition des Kritisch-literarischen Instituts in Berlin, Gürtelstraße 5. Bei dieser Religion tritt doch jedenfalls an die Stelle des religiösen Bekenntnisses ein philosophisches, politisches, naturwissenschaftliches, juristisches — keine Gemeinde läßt sich ohne etwas Gemeinsames denken. Nun werden aber viele gewiß mit dem Naturalismus Löwenthal's einverstanden sein, und doch vielleicht an das directe allgemeine Wahlrecht oder an die Schuld- und Untersuchungshaft glauben? Und diejenigen, welche nicht daran glauben, werden doch in das Schuldgefängniß wandern müssen, solange das Gesetz des Staats es verlangt. Durch Programme und auf Subscription läßt sich keine Religion bilden, weder mit noch ohne Bekenntniß!

Drama und Bühne.

Das Bühnendrama gehört, solange es nicht im Buchhandel erschienen, der Literatur im engern Sinne des Worts nicht an. Gleichwol sind die zur Aufführung gekommenen Dichtungen oft hervorragende literarische Erscheinungen und treten vor ein weit größeres Publikum, als die meistens nur den Recensenten bekannten Bücherdramen, welche nie das Licht des Proscениumslampen erblickt haben. Doch während sich die theatralische Chronik der „Revue des deux Mondes" in der glücklichen Lage befindet, nach der Aufführung eines französischen Dramas in Paris ein gültiges Endurtheil über den Werth und den Erfolg desselben fällen zu können, bringen es die vielen Hauptstädte deutscher Nation mit sich, daß ein Stück, um einen durchgreifenden Erfolg zu bewähren, die Feuerprobe an sehr verschiedenen Theatern bestehen muß, wobei sowol der Geschmack des Publikums, als auch die Standpunkte der Kritik oft in auffallende Widersprüche gerathen. Dennoch hat die literarische Chronik der Gegenwart die Pflicht, von dem Thatsächlichen Notiz zu nehmen, und aus den Hauptbüchern der Kritik eine ungefähre Bilanz zu ziehen.

Auch in der letzten Herbstsaison sind mehrere Dramen namhafter Dichter über die Bühnen gegangen. Paul Heyse's „Haus Lange" kam in Wien und Berlin zur Aufführung; der Erfolg der drei ersten Acte wurde durch die beiden letzten beeinträchtigt, welche matt und schablonenhaft ausgehen und viel Unwahrscheinliches und Schwächliches bringen. Paul Heyse geht in seinen Bühnenstücken tapfer auf den volksthümlichen Effect los und entschädigt sich damit für seine, im reinen akademischen Aether verschwimmenden Kunstdichtungen. Man rühmt indeß den drei ersten Acten des neuen Dramas eine sichere Technik, gelungene genreartige Charakterzeichnung und einen das Publikum erwärmenden Fortgang der Handlung nach. Der Stoff ist aus der pommerschen Geschichte entlehnt, der Held ein Bauer, welcher der moralische Retter des Herzogssohnes Boleslaw wird.

Mosenthal's neue Tragödie: „Pietra", hat den Rundgang über die meisten deutschen Theater vollendet und ist namentlich am berliner und dresdener Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen, wenngleich sich dieser Erfolg nicht als nachhaltig zu bewähren scheint. Dies Drama, der Geschichte der italienischen Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen entnommen, hat einen wilddüstern Charakter und zeichnet auf den blutrothen Hintergrund das Bild einer leidenschaftlichen Liebe. Das Stück ist grell und oft zu äußerlich effectvoll; in der dramatischen Oekonomie ist ähnlich wie in der „Deborah" dem Zufall eine für die Tragödie unberechtigte Geltung eingeräumt; auch geht eine wilde, nur im Schlußact ermattende Jagd der Leidenschaft, eine Fieberhitze der Handlung und der Diction durch das ganze Stück. Gleichwol gibt der Schwung des Ausdrucks vielen Scenen höhere dichterische Bedeutung und der Wurf des Ganzen zeugt von dramatischer Technik und dramatischem Talent.

„Edda", von Joseph Weilen, ist mit großem Erfolg in Breslau, mit geringerm in Dresden und Leipzig zur Aufführung gekommen, während neuerdings namentlich die drei ersten Acte am wiener Burgtheater eine glänzende Aufnahme fanden. Der talentvolle Dichter des „Tristan" beweist darin einen entschiedenen Fortschritt, daß er die romantischen und sagenhaften Motive fallen läßt und menschliche Conflicte auf dem Boden des nationalen Lebens aufsucht. Die Handlung versetzt uns in den Dreißigjährigen Krieg, in den Freiheitskampf der Ostfriesen gegen den wilden Freischarenführer Carpezan, der sie unterjochen will. Die Gattin des letztern, Edda, ist ein Friesenkind, was sie erst im Verlauf der Handlung von ihrer Mutter Erseba erfährt. Schwankend zwischen Gattenliebe und Patriotismus, folgt sie dem letztern und führt die Friesen in den Kampf gegen die Söldlinge. Vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, wird sie durch den Obersten begnadigt, dieser aber fällt als ein Opfer der entrüsteten Soldateska. Die Friesen behaupten am Schlusse ihre Freiheit. Jedenfalls ist der tiefere tragische Conflict in die Seele des Obersten verlegt, während der Ausgang der Tragödie für die Heldin nur einen innern ungelösten Zwiespalt der Empfindung zurückläßt. Die Volks- und Soldatenscenen sind kräftig, mit realistischer Tüchtigkeit dargestellt, während die lange Vorgeschichte oft hemmend in die Handlung eingreift, die friesische Rütliscene an ein großes Muster allzu sehr erinnert und das Kriegsgericht in zu weiter Ausführung retardirend wirkt.

Wie diese Stücke, so krankt auch das Drama von Hieronymus Lorm: „Das Forsthaus", das eine mehr familienhafte Episode aus der Zeit der westfälischen Fremdherrschaft behandelt, an dem letzten Acte, dem unmotivirten versöhnenden Schluß, und konnte es deshalb am wiener Burgtheater zu keinem Erfolge bringen. In diesen vier Dramen verräth die gleichmäßige Schwäche des letzten oder der beiden letzten Acte, daß es der Technik unserer dramatischen Dichter noch an jener nachhaltigen Sicherheit fehlt, welche auch die Katastrophe mit spannenden Momenten zu beleben weiß.

Die Aufführung des Sophokleischen „König Oedipus" mit Lachner'scher Musik am dresdener Hoftheater muß als ein schätzbares künstlerisches Experiment, doch immer nur als ein Experiment betrachtet werden, das auf die Entwickelung unserer Bühne keinen Einfluß ausüben kann, während die Beeiferung des berliner Hoftheaters, den französischen Novitäten nachzujagen und das Lustspiel „Moi" in der Bearbeitung: „Zuerst komm' ich", zur Aufführung zu bringen, mit verdientem Mißerfolg bestraft wurde, der auch die Aufführung dieses Stücks am wiener Carltheater begleitete.

Bibliographie.

Genf und James Fazy. In Fragmenten aus der Feder eines mehrjährigen fremden Beobachters. Leipzig, Payne. Gr. 8. 15 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. 7ter Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Goltz, B., Ein Jugendleben. Zweite umgearbeitete Auflage. 1stes Bdchn. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Deutsche Handwerkslieder. Gesammelt und herausgegeben von O. Schade. Leipzig, Vogel. 16. 1 Thlr.

Kabsch, W., Das Pflanzenleben der Erde. Eine Pflanzengeographie. Nach dem Tode des Verfassers mit einem Vorworte versehen von H. A. Berlepsch. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 4 Thlr.

Keferstein, H., Pädagogische Wanderungen. Cöthen, Schettler. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Klüpfel, K., Sechster Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. — A. u. d. T.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1863—1864. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Zum stillen Vergnügen. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Schücking, L., Frauen und Räthsel. Roman. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch im neuen Jahre fortfahren, als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ, ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens zu nehmen, unbeirrt durch Maßregeln, die sie deshalb betreffen, wie das neuliche Verbot in Preußen. Sie darf andererseits wol zuversichtlich hoffen, daß Ereignisse solcher Art ihr das Vertrauen und die Sympathien des deutschen Volks nur in erhöhtem Grade zuführen werden.

Umfang und Format der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleiben unverändert. Dagegen wird sie vom neuen Jahre an, bei der ruhiger gewordenen Zeit, nur einmal täglich in einem ganzen Bogen erscheinen, statt wie 1864 täglich zweimal in je einem halben Bogen, womit die immer zahlreicher ausgesprochenen Wünsche der Abonnenten, jene frühere Erscheinungsweise wieder eingeführt zu sehen, erfüllt werden. Sie wird vom 1. Januar 1865 an außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags ausgegeben. Die Versendung nach auswärts erfolgt stets mit den nächsten nach dem Erscheinen abgehenden Posten.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Namentlich wird das tägliche Feuilleton noch erweitert und der Rubrik Handel und Industrie ein größerer Raum gewidmet werden.

Der Abonnementspreis beträgt wie bisher vierteljährlich 2 Thlr. Die Bestellungen auf das mit dem 1. Januar 1865 beginnende neue Abonnement sind von allen auswärtigen Abonnenten (sowol von den bisherigen als von neueintretenden) sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die **dritte Sammlung** von:

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Diese dritte Sammlung von Predigten des berühmten, wegen seiner freisinnigen theologischen Richtung ebenso gefeierten als vielfach angefeindeten Kanzelredners enthält: I. Festpredigten, II. Predigten über freie Texte, III. Predigten über die Zehn Gebote.

Die erste und zweite Sammlung der Predigten von Carl Schwarz erschienen zu gleichen Preisen in demselben Verlage, die erste bereits in zweiter Auflage, und sind gleich der dritten Sammlung, geheftet oder gebunden, in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum stillen Vergnügen.

Künstlergeschichten von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese neuen Künstlergeschichten des beliebten rheinischen Schriftstellers — „Zum stillen Vergnügen" nach dem Schilde eines Wirthshauses benannt, in dem fast nur Maler, Musiker und Poeten Einkehr zu halten pflegen — tragen denselben Charakter gemüthlichen Humors und ansprechender Natürlichkeit, der in Wolfgang Müller's frühern Schriften vorherrscht und ihnen so zahlreiche Freunde erworben hat.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Vier Burgen.

Deutsche Adelsgeschichten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anmuth der Erfindung, leichte, gefällige Darstellung, und vor allem ein frischer, ungekünstelter Humor sind die Vorzüge, wodurch diese Erzählungen sich der Lesewelt empfehlen. Der halb heitere, halb tragische Widerspruch mittelalterlicher Adelstradition gegenüber dem modernen Zeitbewußtsein und beider Versöhnung durch die Liebe lieferte den Stoff, aus dem die poetische Laune des Verfassers eine Reihe lebenswahrer, anziehender Scenen und Bilder gestaltet hat.

Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 9 Ngr.

Erster Band. **Karl Immermann und sein Kreis.** 1 Thlr. 24 Ngr. Zweiter Band. **Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend.** 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet in diesem Werke dem deutschen Publikum culturgeschichtliche Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst: im ersten Bande eine in Novellenform gekleidete Lebens- und Charakterskizze Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Münchhausen" ein Liebling von Tausenden geworden ist, nebst einer Porträtirung des Kreises, in welchem der Dichter sich bewegte; im zweiten Bande ein literarhistorisches Genrebild „Aus Jacobi's Garten", worin ein Besuch Goethe's bei Jacobi den Mittelpunkt bildet, und eine Künstlergeschichte aus Beethoven's Jugendzeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre Verfassungsstreit.

Beiträge zur jüngsten Geschichte Oesterreichs.

Von einem Ungar.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die ungarische Frage ist wol noch nie mit solcher Gründlichkeit und besonnenen Mässigung und zugleich mit so patriotischer Wärme behandelt worden, wie in dieser soeben erschienenen Schrift eines der hervorragendsten Politiker Ungarns. Die darin ausgesprochenen Ansichten verdienen allseitige Beachtung und werden viel zur Verständigung unter den einander entgegenstehenden Parteien beitragen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 12. Januar 1865.

Inhalt: Gustav Freytag's neuer Roman. Zweiter Artikel. Von Rudolf Gottschall. — Walter Scott. Von M. E. Lessing. — Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Porträt. I. (Beschluß.) Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Hohenstaufen. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Eine neue „Bibliothek ausländischer Classiker"; Zur deutschen Orthographie; Eine Anthologie altdeutscher Liederdichter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gustav Freytag's neuer Roman.

Zweiter Artikel.

Seltsam ist die Ouverture, mit welcher Freytag seine „Verlorene Handschrift" eröffnet: eine Ouverture voll stimmungsvoller Lyrik, aber so beziehungslos zur nächsten Handlung, daß man nothwendig Beziehungen auf den ganzen Inhalt des Werks darin suchen muß. Wir überlassen es den Auslegern der Zukunft, den tiefern Sinn dieser durch den Stadtwald flatternden Nebel zu erforschen, in dem „knienden Weib" und dem „kopflosen Kaiser" vorspukende Symbole der gequälten Ilse und des gemüthskranken Fürsten zu entdecken. Der Romanleser, der seinen Weg durch diese Nebel sucht, wandelt ganz allein durch dieselben, kein Held, keine Figur des Romans begleitet ihn; wer die Handlung nicht kennt, kann sie ihm diese Schemen nicht erläutern; er erwartet vielleicht, daß die hier angeschlagenen lyrischen Accorde die Stimmung des Romans vorbedeutend wiedergeben, doch sucht er vergebens nach Stellen ähnlicher Naturlyrik in dem ganzen Werk. Wir können daher diese dissolving views aus dem Stadtwalde nur für ein allzu künstlich ersonnenes Vorspiel ansehen, hinter dessen Coulissen der Dichter allerdings mit dem stolzen Bewußtsein steht, die nebelhaften Täuschungen des Lebens, die seinen Helden verfolgen, in recht bedeutsamer Decorationsmalerei dargestellt zu haben, während der ahnungslose Leser nichts vor sich sieht als ein Landschaftsbild — einen Stadtwald, Mondschein, Nebel!

Wir treten in die Stube des Professors Felix Werner, der seinen jungen Freund, den Doctor Fritz, in ein gelehrtes Geheimniß einweiht. Er hat ein altes Mönchsbuch gekauft, das Leben der heiligen Hildegard, mit Recepten, Wirthschaftsregeln, allerlei Bemerkungen der Mönche, mit einem Verzeichniß der Kirchenschätze des Klosters Rossau. Unter diesen Kirchenschätzen befinden sich mehrere Handschriften, vor allem eine mit dem Titel: „Das alt ungehür puoch von ußfahrt des Swigers." Eine spätere Hand hatte in lateinischer Sprache dazugeschrieben: „Das Buch ist latein, fast unlesbar, fängt an mit den Worten: Lacrimas et signa und endet mit den Worten: Hier schließt der Geschichten — actorum — dreißigstes Buch." Werner macht hierbei die scharfsinnige Conjectur, welche ihm von Haus aus die Bewunderung der Philologen sichert, daß der alte deutsche Titel eine ungeschickte Uebersetzung der ersten lateinischen Worte der Ueberschrift des alten Annalentitels: Taciti ab excessu sei; daß die Handschrift daher ein Tacitus sein müsse. Wir übergehen die weitere gelehrte Begründung dieser Conjectur. Die Hauptsache ist, daß der Professor auch die Ueberzeugung gewinnt, die Handschrift sei nicht unauffindbar, denn auf der letzten Seite des Buchs stand in kirchlicher Geheimschrift, unterzeichnet von Tobias Bachhuber, die Notiz: „Beim Herannahen des wüthenden Schweden habe ich, um den verzeichneten Schatz unsers Klosters den Nachstellungen des brüllenden Teufels zu entziehen, dies alles an einer trockenen und hohlen Stelle des Hauses Bielstein niedergelegt. Am Tage Quasimodogeniti 37." Also während des Dreißigjährigen Kriegs am 19. April 1637. Schloß Bielstein aber liegt nahe bei Stadt Rossau und nicht weit von der Universitätsstadt, wo die Handlung spielt.

Wir folgen jetzt dem Hauptgange der „gelehrten" Handlung, indem wir die parallelgehende Folge der heitern Genrebilder aus dem „bürgerlichen Leben" für spätere Betrachtung aufsparen. Die „Reise ins Blaue" beginnt nach einer anmuthigen, Freytag's stilistische Classicität athmenden Beschwörung:

> Seliger Geist des Frater Tobias Bachhuber! Wenn du etwa deine Ferienzeit im Himmel dazu verwendest, auf unsere arme Erde zurückzukehren, und wenn du dann bei Nacht durch die alten Räume des Schlosses gleitest, deinen Schatz hütend und unberufene Neugierige schreckend, o so winke freundlich dem Manne zu, der jetzt naht, dein Geheimniß ins Sonnenlicht zu tragen; denn er sucht wahrhaftig nicht für sich Gewinn und Ehren, sondern er beschwört dich als ein Redlicher im Dienst guter Gewalten.

Die Entdeckungsreise der Freunde nach Schloß Bielstein führt zwar nicht zu dem gewünschten Resultat, obgleich alle hohle Stellen des Schlosses von ihnen durchsucht wreden; doch sie gibt dem Dichter Veranlassung zur Schilderung einer Idylle, welcher wir unter allen

Partien des Romans den Preis zuerkennen möchten. In der That athmet diese Idylle einen echt ländlichen Zauber und das Goethe'sche Gleichmaß der Darstellung! Es ist eine epische Idylle im Homerischen Sinn gedacht, nichts von stimmungsvoller Landschaftsmalerei, von lyrischen Naturergüssen. Das Behagen ländlichen Familienlebens, der ganze Haushalt eines Guts wird ungezwungen dargestellt, indem die nach der Handschrift suchenden Freunde das Schloß von oben bis unten, vom Dach bis zum Giebel durchwühlen. Die Feldarbeit tritt in frischer Tüchtigkeit von uns hin, alle Gestalten klar und scharf, als höben sie sich ab vom Abendhimmel. Der Morgen auf dem Lande im Wirthschaftshofe, das erwachende Leben der geflügelten Hofbewohner, der Sonnenuntergang, der Gewittersturm — das sind alles treffliche Naturbilder von echt idyllischem Gepräge. Es ist als ob Freytag's Held selbst vom Hauche der frischen Landluft erquickt, zu wärmerer Beredsamkeit aufthaue; denn alles, was er über die Bedeutung der Wissenschaft sagt, hat Schwung und geistige Tragweite; schön ist z. B. sein Ausspruch über die Frömmigkeit:

Die warme Empfindung des einen ahnt eine ewige Vernunft in allem, was ihr unbegreiflich erscheint, und sie nennt diese in kindlichem Vertrauen mit dem ehrwürdigsten und herzlichsten Namen. Und wieder andere suchen emsig die einzelnen Gesetze und Kräfte des Lebens zu beobachten und ihren großen Zusammenhang ehrfurchtsvoll zu verstehen, und diese sind es, welche der Wissenschaft dienen. Wer glaubt und wer forscht, beide thun im Grunde dasselbe, sie üben die höchste Bescheidenheit, denn sie empfinden, daß alles einzelne Leben, eigenes und fremdes, unendlich klein ist gegen das große Ganze. Und wer, vom Blitzstrahl getroffen, noch zu glauben vermöchte, ich gehe zum Vater, und wer in solchem Augenblick mit Bewußtsein zu beobachten vermöchte, wie sein Nervenleben aufhört, sie haben beide ein gottseliges Ende.

Der Contrast zwischen dem Landwirth und dem Gelehrten geht in anmuthigen Zügen durch die Idylle hindurch; beide verständigen sich, indem jeder die Tüchtigkeit des andern anerkennt. Mit welcher neckischen Göttermaschinerie Freytag die Heroen seines Epos zu umgeben weiß, zeigt die folgende Stelle:

Als die beiden Männer nebeneinander der Sonne entgegenschritten, beide tüchtige Männer und doch so verschieden an Haupt und Gliedern, in Haltung und Inhalt, da hätte wol mancher den Gegensatz mit warmem Antheil betrachtet; aber wer nicht die Augen eines Schatzgräbers oder Geisterbanners hatte, der konnte doch nicht bemerken, wie verschiedenartig das unsichtbare Gefolge kleiner Geister war, welches beiden um Schläfe und Schultern flatterte, Schwärmen unzählbarer Vögel oder Bienen vergleichbar. Die Geister des Landwirths waren in heimischer Wirthschaftstracht, blaue Blusen oder flatternde Kopftücher, darunter wenige Gestalten in den unbestimmten Gewändern von Glaube, Liebe, Hoffnung. Hingegen um den Professor schwärmte ein unabsehbares Gewühl fremder Gebilde mit Toga oder antiken Helmen, im Purpurgewand und griechischer Chlamys, auch nacktes Volk in Athletentracht und solche mit Ruthenbündeln und mit zwei Flederwischen an den Hüten. Das kleine Gefolge des Landwirths flog unablässig auf die Ackerbeete und wieder zurück, der Schwarm des Gelehrten achtete nicht sehr darauf und hielt sich gesammelt.

Die gelehrte Frau vom Lande, Frau Rollmaus mit ihrer Halbwisserei und ihrem, durch das Conversations-Lexikon befriedigten Wissensdurst, bildet eine humoristische Episode der Idylle, deren Hauptinteresse sich an die Gestalt der schönen Ilse und an die erwachende Neigung knüpft, welche zuletzt den Professor dauernd an die Tochter des Landwirths fesselt. Ilse ist eine wahrhaft naive Erscheinung, wie überhaupt von allen Dichtern der Gegenwart nur Freytag naive Gestalten zu schaffen vermag. Auerbach's naive Figuren haben meistens zugleich ein sehr starkes Bewußtsein ihrer Naivetät; es sind oft kokette Plaudertaschen. Freytag's Ilse ist naiv im edeln Stil, im Stil der Antike: man mag dabei an die wäschetrocknende Phäakentochter Nausikaa denken, wie sie dem umirrenden Fremdling gegenübertritt. Von der ersten Begegnung bei dem Begräbniß des kleinen Kindes, bei welchem sie uns nicht nur im Reize ihrer Schönheit, sondern auch im Lichte edler menschenfreundlicher Gesinnung erscheint, bis zu jener entscheidenden Scene vor der Grotte, vor der sie im leichten Morgengewand steht, und von wo der den Hang hinuntergleitende Pantoffel als absichtsloser Freiwerber dem Professor in die Hände fällt und ihn anregt, sein Barfüßele liebend in die Arme zu schließen — welch eine Folge anmuthiger Bilder, in denen sich das Wachsthum einer herzlichen Neigung zweier klaren Gemüther so ungezwungen ausprägt. Diese Idylle mit dem fein ironischen Zug, daß der nach todten Schätzen grabende Professor statt derselben in einem reizenden Weib einen lebendigen gefunden, gewönne als solche mit der Ehe einen harmonischen Abschluß und würde uns ein classisch vollendetes Gesammtbild vor Augen stellen. Der weitere Fortgang der Handlung bringt zunächst den Nachtheil, daß das nachhaltig fortwirkende Motiv, der Eifer, mit welchem der Professor nach der verlorenen Handschrift sucht, zu vielen äußerlichen Staub aufwühlt, dann aber die Gestalt des Helden selbst trübt, indem derselbe wie mit einer Monomanie behaftet erscheint. Die weiterreichenden Fäden sind durch die Zigeunerepisode, die an und für sich zu blaß, überdies der abgetragensten Romantik angehört und hier, wie in Spielhagen's „Problematischen Naturen" die schwächste Partie des Werks bildet, ferner durch den Besuch des Fürsten leise mit der Idylle verknüpft.

Professor Werner führt seine junge Frau in die Stadt; es wird ihr schwer, im Stadtleben heimisch zu werden. Fremdartig gemahnen sie die gelehrten Herren, deren Porträts und Photographien — wir wissen nicht, ob nach der Natur gezeichnet — Freytag mit großer Virtuosität komischer Genremalerei wiedergibt. Der liebenswürdig zerstreute Professor Raschke, namentlich Struvelius mit dem gesträubten Haar und seine Gattin mit der sapphischen Locke treten am meisten in den Vordergrund. Eine kleine Episode bringt hier die etwas stagnirende Handlung vorwärts: nicht zum Vortheil der Composition, indem einige spätere Motive der Haupthandlung vorweggenommen werden; auch nicht zum Vortheil des Helden, der in eine kleinliche gelehrte Zänkerei verwickelt an unserm Interesse verliert. Struvelius glaubt in einem Fidibus-Palimpsest ein Stück Taciteischer

Annalen entdeckt zu haben und schreibt darüber eine Abhandlung. Doch er ist dabei das Opfer einer Fälschung. Werner beweist ihm mündlich und schriftlich, daß die Stelle aus einem alten Kirchenvater abgeschrieben sei, indem sich in den künstlich vereinzelten Worten ein Druckfehler der Ausgabe des Kirchenvaters wiederfinde. Der gelehrte Krieg führt zu mancherlei drolligen Scenen, welche auch den anschaulich, wie der Backfischball in „Soll und Haben", doch minder drastisch geschilderten Magisterball beleben. Ilse und die Struvelius feiern zuletzt ein Versöhnungsfest. Ueber allen diesen Bildern aber ruht eine gedrückte Stimmung; es ist der Kreis des gelehrten Handwerks, in den Freytag uns einführt; es sind Conflicte von Pedanten, die uns fesseln sollen. Die einzige geniale Persönlichkeit ist der wie ein Schatten vorüberhuschende Magister Knips, ein geistiger Proletarier, der von den Brocken lebt, die vom Tisch der gelehrten Herren fallen, dabei aber selbstschöpferisch ihre Weisheit am Narrenseil führt, indem er derselben durch gefälschte Manuscripte Nahrung gibt.

Mit dem jungen Erbprinzen, welcher unter Leitung eines Mentors die Universität besucht, tritt ein neues Element in die akademischen Kreise und in Ilse's Salon. Werner ist Rector, der Erbprinz ihm empfohlen. Psychologisch fein ist das scheue Wesen des Erbprinzen geschildert, der unter dem Zwang seiner Stellung seufzt, während sein freundlicher Mittheilung bedürftiges Herz unter dem Zauber einer erwachenden Neigung steht. Sein Schwanken und Zagen, ehe er die Frau Rectorin mit der Buttermaschine als Christgeschenk überrascht, und die Vorübungen, die er mit diesem landwirthschaftlichen Instrument unternimmt, sind mit vielem Humor, lebendig ist der Commers geschildert, dem er beiwohnt, und das Duell, das er auf Ilse's Rath besteht. Denn Ilse ist einflußreiche Rathgeberin geworden und setzt sogar, durch Vermittelung des Erbprinzen, einen von ihrem Vater gewünschten Chausseebau durch.

Bis hierher verläuft auch die ernstere Haupthandlung in einer Folge von Genrebildern, in denen sich das gelehrte deutsche Philisterthum und die Frische des akademischen Lebens gleichmäßig abspiegeln. Die ernstere Wendung tritt ein, als der Fürst in die Handlung einzugreifen beginnt. Doch der ganze bisherige Verlauf des Romans weist so wenig auf tragische Katastrophen hin, daß wir durch dieselben vollkommen überrascht werden. Die Stimmung des Fürsten selbst ist eine tragische, er empfindet die Einsamkeit seiner Stellung; der Hof erscheint ihm als eine todte Maschinerie, die sein Wille lenkt; dunkle, an den Pavillon und seine Liebesabenteuer geknüpfte Erinnerungen steigen in ihm empor; nun erwacht die Neigung zu Ilse, die zur Leidenschaft wird. Er hat den Professor und seine Gattin an den Hof gerufen, damit Werner sein Antikencabinet ordne und gleichzeitig die Nachforschungen nach dem Manuscript fortsetze, welches nach einer in alten Acten enthaltenen Mittheilung in einer Kiste auf ein Schloß Solitude gebracht worden sein soll. Ilse fühlt sich unbehaglich, sie sieht sich aus den Hofkreisen ausgeschlossen. Der Fürst muß befürchten, daß der Professor durch die Misstimmung seiner Gattin dem Hofe abtrünnig wird. Um ihn länger zu halten, läßt er durch den Magister Knips, den er als gelehrten Helfer des Professors in Dienst genommen, eine Handschrift fälschen und in einer Truhe auf dem Boden im Sommerschloß der Prinzessin verstecken. Ein jedenfalls unwürdiges Versteckspiel, als Motiv schwächlich und in Bezug auf den Fortgang der Handlung rasch verpuffend! Denn während Werner sich täuschen läßt und sich dadurch in eine Linie mit Struvelius stellt, entdeckt Raschke, der zerstreute Gelehrte, augenblicklich die Fälschung. Der Besuch des Fürsten bei der einsamen Ilse hat aber kein anderes Resultat, als diese zur Flucht zu veranlassen, welche sie mit Hülfe Hummel's und des Oberamtmanns Rollmaus, die beide zu diesem Zweck von dem Dichter rechtzeitig angeworben werden, bewerkstelligt. Sie flieht nach Bielstein, wo der Professor in der Grotte sein Wiedersehen mit ihr feiert, während in sein Liebesglück der Hund des Hutmachers ironisch hereinblickt, in die Fetzen eines alten Meßgewandes gehüllt, das er aus einem Winkel der Höhle herausgegraben. Noch einmal wird nach den Klosterschätzen gesucht, doch man findet nur die Deckel des Tacitus. Der Fürst ist inzwischen auch nach Bielstein gekommen, wohin er seinen Sohn und Nebenbuhler, den für Ilse erglühenden Erbprinzen, verbannt hat, damit er sich dem Studium der Landwirthschaft in Muße widme. Er kommt an, als der Fluß die Gegend überschwemmt hat; über den schmalen Steg schreitend, erblickt er die Zigeunerin, welche ihm wild einen Gruß der „blonden Frauen vom Steine" entgegenruft; er erblickt den Sohn, der ihm entgegenfliegt; er tritt mit Widerwillen zurück, gleitet aus und fällt ins Wasser, ohne Nachhülfe eines Verrina: ein Unfall, dessen Folgen ihm den Tod bringen.

Freytag sucht in diesem dritten Bande, wo sich die Handlung zu einer ernsten Höhe gesteigert hat, die Spannung durch die grellen Hülfsmittel des Leihbibliothekenromans aufrecht zu erhalten, ohne den Erfolg, welchen Dumas und Sue so mühelos erreichen. Zu diesen grellen Hülfsmitteln rechnen wir die durch den Fürsten befohlene Fälschung der Handschrift, die Begegnung zwischen dem Fürsten und dem Professor auf dem Schloß der Prinzessin, die Entführungsscene mit der Zigeunerin, die wie eine Jahrmarktsstaffage in die Handlung eingreift, die Ueberschwemmung, den Sturz ins Wasser u. s. w. Daß diese drastischen Mittel so wenig wirken, das liegt nicht an der stilistischen Vorsicht, mit welcher Freytag von ihnen Gebrauch macht, nicht an der kühlen Darstellungsweise, welche diesem Autor eigen ist. Es liegt an der Incongruenz des letzten tragischen Drittheils des Romans mit den zwei Drittheilen Lustspiel; wir sind nicht in der Stimmung, so gewaltsame Lösungen zu erwarten; es sind Ueberraschungen, die uns mehr befremden, als ergreifen. Es liegt ferner daran, daß wir um die Heldin des Romans keine sonderliche Angst empfinden. Sobald für Ilse keine innere Gefahr mehr droht, sobald nicht mehr die flüchtigste Regung für den Fürsten spricht,

was haben wir zu befürchten? Dasselbe gilt von der Prinzessin: dieser leise Anflug der Neigung, welche sie so verständig fortzuraisonniren weiß, ist doch zu spinnwebig, um den Professor oder auch die Leser fesseln zu können. Der Hauptgrund aber, welcher uns dem Verlauf der Handlung mit einem gewissen Unbehagen folgen läßt, ist die Unangemessenheit zwischen den weiterreichenden Intentionen des Autors und den Situationen selbst. Freytag fühlte das Bedürfniß, den Tacitus nicht blos in irgendeiner hohlen Stelle unter der Erde schlummern, sondern seinen Geist auch lebendig noch unter den Lebenden umgehen zu lassen. Deshalb sollte der kleine Fürstenhof im verjüngten Maßstabe ein Abbild jenes verfallenen Cäsarenhofs der Weltstadt sein. Der Professor schildert dem Fürsten in einer an und für sich schönen und schwunghaften Stelle den Krankheitsproceß des römischen Despotismus in allen seinen Stadien. Die Wirkung ist eine vernichtende, der Fürst macht die Nutzanwendung auf sich selbst und bricht, sobald er allein ist, mit einem lauten Schrei zusammen. Die Intention des Verfassers tritt hier ganz klar hervor; doch der Leser gibt sich ihr mit Zögern hin, ja er protestirt innerlich gegen dieselbe; denn diese Nutzanwendung ist eine gewaltsame. Die Krankheit der römischen Cäsaren war die Krankheit der Weltherrschaft, die Krankheit der Welt selbst, die ihnen in Herz und Hirn reflectirte — wie sollte ein kleiner deutscher Fürst, der durch Liebesabenteuer blasirt ist, in eine Parallele mit den Cäsaren des Tacitus gestellt werden, ohne daß diese Unähnlichkeit schlagend genug hervorträte, um die Aehnlichkeit ironisch zu beleuchten? Hier aber gerade nimmt der Dichter eine aufrichtig ernste Miene an und zeigt die Absicht, ein großartiges psychologisches Gemälde mit Taciteischem Pinsel auszuführen. Das Gefühl, daß das bloße Herumsuchen nach dem Manuscript in Staub und Moder seinen Helden zu kleinlich erscheinen lassen würde, wenn nicht die geistige Bedeutung des Tacitus diese maulwurfartige gelehrte Wühlerei einigermaßen rechtfertigte, hat den Autor zu Parallelen veranlaßt, deren Ungehörigkeit allzu schnell einleuchtet, um ihnen die gewünschte drastische Wirkung zu gönnen.

Wo daher Freytag's Muse einen höhern Aufschwung zu nehmen sucht, hat man das Gefühl, daß ihr die Flügel künstlich eingesetzt, nicht natürlich gewachsen sind, indem Motive und Situationen nicht zusammenpassen. Auf diesem Boden kann einmal die Tragödie nicht gedeihen. Den großen Geschicken müssen ihre Geister vorausgehen, doch das können nicht die Kobolde und Purzelmännchen des genrebildlichen Humors sein.

Was freilich die Genrebilder des Hoflebens betrifft, so sind sie mit der Trefflichkeit gezeichnet, die Freytag's hierfür organisirtes Talent nie verleugnen wird. Auch die einzelnen Charaktere, namentlich die Prinzessin, sind nicht ohne jenen Duft und Adel, der an Goethe'sche Gestalten erinnert. Solange wir uns in der Sphäre sinniger Reflexion und zarter Neigung bewegen, wird Freytag als ein glücklicher und ausprechender Seelenmaler erscheinen; bei jedem Anlauf zu tragischer Größe und Bedeutung versagt ihm die poetische Kraft, ja, was noch schlagender für diese Schranke seines Talents spricht, selbst sein fein organisirtes künstlerisches Gewissen und seine überaus saubere und durchdachte Technik, die von jedem Tüppelchen auf dem i Rechenschaft zu geben weiß, lassen ihn im Stich.

Wenn die Haupthandlung des Romans zu einer Tragik anschwillt, die durch eine gesunde Entwickelung des ihr zu Grunde liegenden Lustspielmotivs nicht hervorgebracht werden könnte, so bewegt sich dagegen die Nebenhandlung, die ihr fast parallel läuft, durch lauter Genrebilder von harmloser und selbstgenügsamer Bedeutung. Der einzige Tadel, der sie trifft, ist das vielleicht zu weit gehende Behagen, mit welchem der Dichter den Thier- und Stillebenmalern ins Handwerk greift. Auch auf diesem Gebiete muß Lessing's „Laokoon" Geltung haben, wenngleich er nur aus großen und ernsten Mustern seine Beispiele nimmt. Wir wollen dem Dichter keinen Vorwurf aus den Hundetragödien machen, die er uns vorführt, obschon das vergiftete Scheusal keinen wohlthuenden ästhetischen Eindruck macht, und auch der gerettete „Speihahn" als eine unheimlich-niedrige Erscheinung durch den Roman hindurchgeht: in diesen Bildern ist Leben, Bewegung, Physiognomie, ja etwas von dem Geist, der in Kaulbach's Thierbildern so ironisch waltet. Wir tadeln nur Stellen wie z. B. die folgende:

> Wenn man die Wurst ansah, wie sie so vergnügt dalag in runder Fülle, ohne innere Kämpfe, mit blauem Band umwunden, da war es unmöglich zu verkennen, daß auf dieser Erde trotz falschen Scheins und leerer Anmaßung doch auch Gediegenes zu finden war. Und als die Männer das gute dicke Ding betrachteten, erweichte sich ihr Herz zu einem leisen Lächeln und einer mildern Auffassung menschlicher Schwäche.

Hier verfällt die komische Darstellungsweise offenbar ins Manierirte und Triviale. Das Behagen, welches das Stilleben eines Malers athmet, läßt sich nicht in dichterischen Werken ausdrücken, ohne daß die Poesie zur Strafe dafür, die Grenzen der Künste nicht beachtet zu haben, jede Wirkung, auch die komische einbüßt. Wohin sollte es führen, wenn man einen Hering mit Kartoffeln, eine Kaffeetasse mit Butterstemmeln und dergleichen Stillleben so charakter- und seelenvoll darstellen wollte, wie Freytag jene vergnügte Wurst darstellt? Der Idealist, der invita Minerva dichtet, verfällt in Schwulst, der Realist in Trivialität. Dafür liefern mehrere Stellen der „Verlorenen Handschrift" den schlagendsten Beweis. Abgesehen indeß von diesen mislungenen Versuchen, die Victualien des Fleischerladens und andere todte Dinge humoristisch zu beleben, abgesehen von einigen zu weitschweifig ausgeführten genrebildlichen Episoden, bewegt sich diese zweite Handlung in ihrem gleichmäßigen Element mit Behagen und Sicherheit fort. Der Strohhutfabrikant Hahn und der Filzhutfabrikant Hummel stehen sich als Concurrenten und feindliche Nachbarn gegenüber, obgleich diese beiden Sphären culturhistorischer Thätigkeit in neuester Zeit meistens vereinigt sind. Die Lindenstadt Leipzig, welche Anspruch darauf erhebt, in diesem Roman geschildert oder mindestens mit allerlei feinen, localen Anspielungen bezeichnet zu sein, will sich auch hier au

Straßen, Localitäten, Persönlichkeiten besinnen, an welche des Dichters Schilderung anklingt. Doch welcher Dichter nähme nicht vielen Rohstoff zu seinen Romanen aus dem eigenen Leben, obgleich er in seiner Bearbeitung bis zur Unkenntlichkeit umgeformt wird, und woher sollte namentlich der realistische Autor seine Lebensbilder nehmen, wenn er nicht einige Bürger und Hausbesitzer nebst ihren Töchtern und Hunden als Modelle vor seiner Staffelei oder seinem photographischen Kasten sitzen hätte? Und wer kann untersuchen, wieviel dabei retouchirt ist, nicht um Aehnlichkeit, sondern um Unähnlichkeit zu erreichen? In der That gehört eine feine Beobachtungsgabe dazu, eine solche Fülle realistischer Züge zusammenzutragen und selbst dem Hundeschwanz als dem Thermometer der Hundeseele in seinen auf- und absteigenden Bewegungen eine prüfende Aufmerksamkeit zu schenken. Wie unerschöpflich ist der Reichthum an chicanösen Zügen im Verkehr der feindlichen Nachbarn! Die Chicane ist für diese Bürger die süße Gewohnheit des Lebens und Wirkens! Namentlich arbeitet der wilde Hummel mit einem Fonds gediegenster Niederträchtigkeit en detail, die allerdings durch den seltensten Edelmuth en gros ausgeglichen wird. Dieser Hummel ist eine echt deutsche Natur, sein Gemüth verbirgt sich unter lauter barocken Ecken und Kanten. Vielleicht hat der Autor die Contraste etwas auf die Spitze getrieben, indem er ihn dem gehaßten Nachbar mit einem so bedeutenden Kapital unter die Arme greifen läßt, um ihn vom Untergang zu retten. Doch gibt es im deutschen Bürgerthum solche widerspruchsvolle Gemüther, welche ihr Gefühl so zu verbergen wissen, wie die Schildkröten ihr zartes und schmackhaftes Fleisch unter einem Rückenschilde verbergen, den ein Lastwagen nicht zu zermalmen vermag. Jedenfalls ist Hummel die erquicklichste Figur des Romans; man erholt sich bei ihm, dem sichern und selbstgewissen Besitzer, von den Vexirfahrten, mit denen die Gelehrten einem Gute nachjagen, dessen Existenz mehr als zweifelhaft ist. Hummel ist ein Eigenthümer, der als Römer dem Gott Terminus bei Tag und Nacht Opfer gebracht hätte; jeden Uebergriff in seine Einfriedigung, selbst den wohlmeinendsten, der ihm Geschenke bringen und Freude machen soll, weist er mit finsterer Energie zurück. Ebenso macht er Ernst mit der patria potestas über seine Tochter, welche den unglücklichen Einfall hat, den jungen Doctor Fritz Hahn, den Sohn seines Gegners, zu lieben. Er sucht die Gemüther der Liebenden zu verfeinden; er tauscht ihnen selbst die gegenseitigen Pathengeschenke bei einer gemeinsamen Taufe um, indem er ein elegantes Taschentuch in einen bemalten Jahrmarktslappen verwandelt und ein paar Glacéhandschuhe gar in eine mit Krallen versehene Handbekleidung. Es bedarf der über das Haus Hahn hereinbrechenden Katastrophe, um das hartgesottene Herz des paterfamilias zu erreichen. Fräulein Laura Hummel ist ihres Vaters ebenso eigengeartete Tochter. Ein bereits in „Soll und Haben" mit Glück verwerthetes Motiv, das Tagebuch und Notizenfeuilleton des Backfisches, wird hier von neuem in weiterer Ausspinnung benutzt. Diese städtische Laura mit ihrem Bildungsanflug und der gelehrten anonymen Correspondenz mit dem Geliebten, mit ihrem kindischen Eigensinn und ihren harmlosen Sentimentalitäten ist in einen hübschen Contrast gestellt zu der ländlichen, aber geistig-hohen Gestalt der Ilse.

Diese zweite Handlung bewegt sich durch eine Folge heiterer Bilder von drolliger Erfindung und Ausführung; die klare Anschaulichkeit maßvoller Darstellung wird fast durchweg vom Leser mit Wohlbehagen empfunden. Freilich ist die Verknüpfung dieser Handlung mit der Hauptaction eine rein äußerliche und durch keinen Grundgedanken in der Art vermittelt, wie etwa Shakspeare in mehrern seiner Dramen concentrische Kreise der Handlung mit dem gleichen Mittelpunkt zu schaffen verstand.

Freytag's Roman ist jedenfalls eine wegen ihrer Vorzüge schätzbare Bereicherung unserer Romanliteratur, wenngleich die künstlerische Composition verfehlt genannt werden muß. Wie „Soll und Haben" enthält auch dieser Roman eine Folge trefflicher Genrebilder; er ist gedankenreicher als jener, aber er scheitert dafür auch bei einem höhern Anlauf, den er zu nehmen versucht. Der Autor wird gewiß geneigt sein, auf ein dämonisches Charakterbild, wie das des Fürsten, den Hauptaccent zu legen; wir finden gerade diesen Charakter „jungdeutsch", psychologisch am wenigsten begründet, und empfehlen ihn und die Uebertreibungen, welche in der Beleuchtung mit Taciteischen Reflexen liegen, der zersetzenden Kritik eines Julian Schmidt. Ueberhaupt wollten wir jener überschätzenden Betrachtungsweise einen Riegel vorschieben, welche den neuen Roman wie „Soll und Haben" als eine große sociale That anzupreisen gesonnen wäre. Wir protestiren im Namen der deutschen Wissenschaft dagegen, daß diese kleinlichen und genrehaft gezeichneten Gelehrten, den Helden des Romans mit eingeschlossen, sie würdig repräsentiren sollen; wir protestiren gegen die eifrige Verherrlichung der realistischen Darstellungsweise, als ob in ihr das Heil der deutschen Dichtkunst läge! Sie ist berechtigt für genrehafte Lebensbilder, doch nicht ausreichend für tiefere Conflicte des Geistes und der Leidenschaft. An dem vielen Gelungenen in diesem Roman werden sich die Leser gern erfreuen, doch sie werden auch die Schranke des Freytag'schen Talents noch mehr als in „Soll und Haben" herausfühlen, indem dieselbe dort die äußere Schranke des Romans war, während sie hier in den Roman selbst hereinfällt.

Freytag hat, wie wir aus dem von Holtei mitgetheilten Briefe an Ludwig Tieck ersehen, selbst das Bewußtsein, daß ihm eine Malerei mit „kleinen Strichen" am besten gelingt! Wo er geschmackvoll, sinnig, launig bunte Steinchen musivisch zusammenträgt, da entsteht ein in seiner Art köstliches, wohlproportionirtes, höchst anmuthendes Gebilde. Doch wo wir dagegen den Schwung der Freske erwarten, da verstimmt uns die Mosaik!

Rudolf Gottschall.

Walter Scott.

Sir Walter Scott. Von Karl Elze. Zwei Bände. Dresden, Ehlermann. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Publikum dürfte dies Buch etwas verwundert darüber empfangen, daß kurze vier Jahre nach dem Erscheinen der ansehnlichen Lebensbeschreibung Walter Scott's von Felix Eberty (2 Bde., Breslau 1860) bereits eine neue Bearbeitung desselben Stoffs nothwendig oder wünschenswerth geworden sein sollte, während auch Lockhart's umfangreiche Denkwürdigkeiten aus Walter Scott's Leben 20 Jahre früher der deutschen Literatur schon nicht fremd geblieben waren. Auch auf uns verfehlte dieser biographische Wetteifer nicht, einen bedenklichen ersten Eindruck zu machen, wiewol wir den Gegenstand als einen äußerst würdigen erkennen und die in mehr als einer Beziehung so wunderbare Gestalt des großen Schotten durch Eberty's Darstellung dem Verständniß von uns Deutschen noch keineswegs meisterhaft übermittelt halten.

Um uns mit dem Unternehmen Karl Elze's zu versöhnen, bedurfte es der vollbrachten Durchlesung seiner beiden Bände. Denn auch der Anfang des ersten ließ uns noch sehr zweifelhaft. Der Verfasser beginnt nämlich mit einer Auseinandersetzung über die schottischen Marken, die schottische Clan-Verfassung und über Clan und Familie Scott, die uns im Verhältniß zum Umfange des ganzen Werks viel zu gedehnt erscheinen wollte. Was müssen, fragten wir uns dabei, die hochmüthigen Bewohner der britischen Inselwelt für einen Begriff von unserer vielgerühmten Gelehrsamkeit bekommen, wenn sie den deutschen Biographen des schottischen Dichters Vorerinnerungen über des letztern Nationalität machen sehen, wie sie die europäisch civilisirte Welt unserer Tage etwa über das neuerschlossene Japan noch bedarf, wenn eine Nachricht von der Ermordung des Siogûn die Blicke wieder einmal nach dem fernsten Osten lenkt, oder wie sie in Betreff der Verhältnisse Innerafrikas nöthig werden, wenn südlich von der Wüste Sahara ein deutscher Reisender seiner Forschbegierde und dem Fanatismus mohammedanischer Negervölker zum Opfer fällt? Oder würde es uns etwa nicht lächerlich erscheinen, wenn ein Engländer Uhland's Leben mit dem ersten verzeichneten Auftreten der Sueven beginnen und durch einen Ueberblick der Geschichte, Verfassung und Volksgebräuche Schwabens einleiten wollte?

Sei dem wie ihm wolle — nach Durchlesung des ganzen Werks von Elze können wir diese anfänglichen Bedenken nur noch anführen, um sie selbst als nicht stichhaltig oder gänzlich unerheblich zu bezeichnen. Denn die Gesammtwirkung, welche Elze's Darstellung hervorbringt, ist eine so befriedigende, eine so lebendige, daß wir die angewandten Mittel nicht bemäkeln dürfen. Ein Schriftsteller, der originell tüchtige Absichten und das Vermögen sie durchzusetzen verräth, verdient es gewiß, daß man ihm nicht von vornherein mit der guten Lehre, wie er es hätte thun müssen, entgegenkommt. Mehr noch, er verdient, daß man sein Besserwissen voraussetze und neue Lehren aus seinem Werk entnehme, statt allgewohnte schu meisternd darauf anzuwenden. Da es Elze gelungen i uns zum ersten male das aus sehr gewöhnlichen und au ganz räthselhaft fremdländischen Zügen bestehende Bil Walter Scott's, des privilegirten Sinecureninhabers, d aristokratischen Landbarons, des unerschöpflich reiche Schriftstellers und des bankrotten Literaturspeculante vollkommen verständlich zu machen, so glauben wir nu gern, daß er unsere Bedürfnisse besser gekannt hat, al wir sie selber kennen, und lassen uns, selbst auf d Gefahr hin von Altengland deshalb belächelt zu wer den, Elementarlehren über schottische Nationalverhältnif von ihm gefallen, die wir uns vorher längst zu wisse schmeichelten.

Wir haben alle Ursache zu glauben, daß es den me sten unserer Landsleute in ihrem Verhältniß zu dem „gr ßen Unbekannten" nicht viel anders ergangen sein ma als uns selbst. Der durch jedes seiner Werke uns inn ger Befreundete wurde uns nur desto fremder, je meh wir äußerlich von ihm erfuhren. Nur einseitig ließ si eine recht menschlich lebenswarme und wahre Vorstellun von ihm gewinnen, wie zu einer solchen Washington Ir ving (in seinem „Abbotsford und Newstead Abbey") d glücklichsten Umrisse geliefert hat. Wir sahen da den b häbigen Landedelmann mit seinen antiquarischen Liebhab reien, von treuen Hunden umsprungen, lahmen Fuß über die schottische Heide schreiten. Aber wie paßt z diesem von Irving so anmuthig gezeichneten, soliden un bescheidenen Bilde des Gastfreundes von Abbotsford d Kunde von dem fabelhaftesten Bankrott und von der g müthlosesten Vielschreiberei, welche je bei einem Literate vorgekommen? Wie paßt andererseits zu dem gesunden Hu mor, zu der feinen Ironie, zu dem freien Blick, den d Verfasser der Waverley-Novellen fast in jedem sein Werke an den Tag legt, jene torystische Parteibornir heit, die ihn Großen gegenüber bis zur fadesten Speiche leckerei herabsinken lassen konnte, während sie ihm vo den Kleinen beim Streit um die Parlamentsreform Ver wünschungen und Auspfeifen, ja bei wiederholter Au dringlichkeit sogar ein Kothbombardement zuzog?

Ein einheitliches Gesammtbild dieses so widersprechend Züge in sich vereinigenden Wesens fehlte nach unser Meinung bisher noch überall, und jeder ein tieferes Ver ständniß suchende Verehrer Scott's mußte sich die übe lieferten Nachrichten und Einzelheiten auf eigene Faust, gut es gehen wollte, zusammenreimen. Und das ist auch, was wir an Eberty's fleißigem Werke schlechter dings auszusetzen hatten: das Material war nicht inei andergearbeitet zu einer deutlichen, auf den ersten Bli erkennbaren und gesundem Sinne sich einprägenden Ge stalt. Es steckte das Nöthige drin in Eberty's Buch aber es kam nicht das Nöthige heraus. Die Menge d Leser freilich spürt einen derartigen Grundmangel kau und genießt die einzelnen Seiten der Biographie des Dich ters gleich den einzelnen Werken des Dichters in ähn licher Art wie die Menge der Reisenden sich an dem ver gnüglichen Nacheinander einer bunten Bilderreihe rechts un

laſſt vom Wege genügen läßt, ohne ſich um den großen Zuſammenhang von Land und Leuten weiter den Kopf zu zerbrechen. Auch fragt es ſich noch ſehr, ob die Engländer, denen die Sache doch viel näher lag, in Bezug auf das Intereſſe ein Geſammtbild von Walter Scott zu erhalten uns Deutſchen wirklich ſehr voraus geweſen. Eine Stelle in Varnhagen's „Tagebüchern" zeigt dieſen bedeutenden deutſchen Literaturkenner mit einer geiſtreichen engliſchen Schriftſtellerin einig in äußerſt unzulänglicher Würdigung Walter Scott's (allerdings eigentlich nur des Schriftſtellers Walter Scott). Der preußiſche Plutarch ſchrieb 1841 zu Kiſſingen in ſein Tagebuch:

Lady Morgan ſtimmt ganz in mein Urtheil über Walter Scott ein, er habe ein ſchönes Talent der Schilderung, wie ein niederländiſcher Maler, aber Tiefe der Gedanken fehle ihm, der Geiſt werde nicht durch ihn bereichert, und das Herz nicht durch ihn erfreut; ſein übergroßer Erfolg ſei durch die Umſtände und durch die Parteiung bewirkt; ſein Bekanntwerden fiel in die Zeit, da England auf dem Feſtlande wieder auflebte, ſeine Sprache und Literatur dem verhaßten franzöſiſchen Einfluſſe willkommen entgegentrat, der Adel, das Alterthum, das den Zeitfragen Fremde ſich wieder Bahn brachen; er iſt kein Autor erſten Ranges, kaum zweiten, nur dritten, die Nachwelt wird ihn ſchon an ſeinen Ort ſtellen. (Varnhagen, „Tagebücher", I, 322.)

Wäre Walter Scott hiermit in der That bewältigt und an ſeinen Ort geſtellt, ſo dürfte noch manch anderer Dichter den zuvor behaupteten vornehmen Platz räumen müſſen; wir fürchten ſogar, Homer ließe ſich dann durch ähnliches Raiſonnement entthronen, die Nibelungen ſich in die vergeſſene Manuſcriptenkammer zurückverweiſen und Ariost ſich mit den Worten ſeines Fürſten abfertigen: „Wo nimmt Meiſter Ludwig all das krauſe Zeug her?"

Aber die Wahrheit iſt, daß nicht Tiefe der Gedanken, ſondern eine lebhaft quellende Phantaſie und ein kryſtallklar hinflutender Erzählungsſtrom den Epiker zu etwas Großem macht. Wodurch hätte er den Geiſt zu bereichern, als durch den Reichthum ſeiner Bilder, wodurch das Herz zu erfreuen als durch das Wohlbehagliche der Situationen, bei denen er uns raſten läßt? Die Tiefe der Gedanken iſt eine ganz moderne, ſozuſagen unepiſche Forderung an den Epiker, und wenn wir auch einſehen, daß ſie eben wegen ihrer Modernität für die Schöpfungen der Gegenwart von großer Wichtigkeit ſein muß, ſo brauchen wir uns doch von ihr nicht theoretiſch die ſchöne Wirkung bereits vorhandener Werke der Erzählungskunſt verkümmern zu laſſen, nachdem ſie dieſe Wirkung in der Praxis abzuwehren nicht vermögend geweſen iſt.

Durch eine richtige Auffaſſung der Natur und Weſenheit epiſcher Kunſt gelingt es Elze, zunächſt die unerhörte dichteriſche Wirkung Walter Scott's zu verſtehen und verſtändlich zu machen, ohne daß er nach herabſetzenden Gründen zu greifen braucht. Walter Scott hatte ſich dasjenige Feld der Dichtkunſt gewählt, auf welchem er ſeinen ganzen Reichthum (an Sinn) ausgeben und umſetzen konnte, ohne durch ſeine anderſeitige Armuth (an Geiſt) behindert zu werden. Denn dieſe Armuth an Geiſt kann man ruhig zugeben: es wird damit die künſtleriſche Größe nicht angetaſtet. Bei den herrlichſten und verſchiedenartigſten Künſtlern aller Nationen ſtößt man auf Züge, die das Vorwalten deſſen, was wir „auf der Höhe des Tags" Geiſt nennen und gar einen großen Geiſt, gar wunderbar in Frage ſtellen. Bei uns Deutſchen ſcheint hierin eine Ausnahme ſtattzufinden, aber nicht zum Vortheil unſers Reichthums an Kunſtwerken. Bleiben wir hier allein bei den Schriftſtellern, ſo waren unſere größten neuern drei, Leſſing, Schiller und Goethe, unzweifelhaft zugleich große Geiſter im vollen Wortverſtande, aber vielleicht war es auch das gerade, was ſie verhinderte, an poſitiven Kunſtwerken die friſche Productivität eines Euripides, Calderon, ja Shakſpeare zu erreichen. Bei letzterm freilich iſt es Sünde, die Befürchtung auszuſprechen, daß er irgendeine Größe nicht beſeſſen habe, und wenn ihn die Sage beſchuldigt, ſeine eigene Grabſchrift:

Laß, Freund, um Jeſu willen, du
Den hier verſchloſſnen Staub in Ruh'.
Geſegnet, wer verſchont den Stein;
Verflucht, wer ſtöret mein Gebein! —

alſo verfaßt und angeordnet zu haben, ſo kommt die Geiſtloſigkeit hoffentlich auf die Sage und nicht auf Shakſpeare. Aber kann man jetzt z. B. die dramatiſch äußerſt wirkſame Haltung der Plebejer in „Coriolan" von Geiſt dictirt finden? Wenn „ja", ſo muß man gewiß unter Geiſt etwas ſehr anderes begreifen, als diejenigen, welche eben dem Verfaſſer der Waverley-Novellen Mangel an Geiſt vorwerfen. Denn wie wenig der bloße Mangel an Sentenzen zur Begründung deſſelben dienen würde, weiſt Elze im Hinblick auf Homer ſchlagend nach. Walter Scott will Epiker ſein, nichts als Epiker; die Gelegenheit zu Sentenzen hat für ihn keine Anziehungskraft; die Verſuchung, Geiſt haben zu wollen und Geiſt zu zeigen, kann ſich vor dem Eifer ſeines Erzählungstriebes kein Gehör verſchaffen. Ohne den großen Schotten über Gebühr zu feiern, dürfen wir als einigermaßen auf ſeine Art und Kunſt anwendbar, ſogar noch eine auf Homer bezügliche Stelle aus Goethe's „Italieniſcher Reiſe" hierherſetzen. Goethe ſchrieb an Herder von Neapel den 17. Mai 1787:

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe u. ſ. w. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſaglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe, als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meine Gedanken kurz ſo ausdrücken: „Sie ſtellten die Exiſtenz dar; wir gewöhnlich den Effect; Sie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; Sie das Angenehme, wir angenehm" u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können.

Und wie vielen der neuern Leſer mag gerade dieſe bewegliche aber unbewegte Schilderungsweiſe der alten Dichter ſchon als ein Mangel an Geiſt erſchienen ſein?

Von ihr, von dieser Schilderungsweise und der etwa darin liegenden Beschränktheit, darf man auch bei Walter Scott in bescheidenem Maße reden. Ueberhaupt aber läßt sich, wie Elze das gezeigt, durchweg der Nachweis führen, daß jegliche Art von Schranke, die Scott's Geist und Vermögen gesetzt war, seiner epischen Kunst mehr zugute gekommen als gefährlich geworden ist.

Betrachtet man seine äußere Art zu schaffen, so findet sich schon da das Beschränkte oder Geistlose in günstigster Wirksamkeit. Wohl redete sich Walter Scott selbst die aristokratische Schrulle auf, sein Schriftstellermetier nicht offen treiben und zeigen zu dürfen. Aber hinter den Coulissen arbeitete er mit einem rechten soliden Werktagsfleiß, ohne von Stimmung, Stunde, Gesellschaft, Bequemlichkeit und Lage merklich beeinflußt zu erscheinen. Anspruchslos, schlagfertig, thatkräftig machte er in der Stille sein Tagewerk ab; die gehorsame Mitwirkung des innern Menschen ward unter allen Umständen fraglos von ihm vorausgesetzt. Nicht aristokratisch finden wir das, sondern so recht handwerksmäßig, aber im glücklichen Sinne jener tüchtigen Männer aus alter Zeit, denen sich Handwerk und Kunst vermählte und der Genius bei umstandslosester Behandlung nicht aus dem Dienste lief. Freilich muß der Genius ein wenig beschränkt, er muß gewissermaßen ein Genius ad hoc sein, um dem Meister unter solchen Umständen treu zu bleiben.

Fangen wir indeß auf diesen Blättern nicht erst an, dem Zusammenwirken von Scott's Stärken und Schwächen näher betrachtend nachzugehen; denn an Kürze, Gedrängtheit, Schärfe und Uebersichtlichkeit hat es Elze selbst in allem Wesentlichen nicht fehlen lassen. Wir sehen nicht ein, wie sich das Verständniß Walter Scott's, des ganzen Mannes, schneller sollte vermitteln lassen, als durch Elze's Buch selbst. Durch einen Auszug, eine Inhaltsangabe kommt das Buch lediglich in Gefahr, seinen Vorgängern, von denen es sich doch sehr zum Vortheil unterscheidet, ähnlich zu erscheinen. Als das Charakteristische an ihm haben wir bereits genügend hervorgehoben, daß uns nach Elze's Darstellung keine Seite von Scott's Wesenheit mehr unverständlich, mehr räthselhaft bleibt. Elze hat die Züge seines Helden vielleicht hin und wieder etwas grob und kantig hingestellt, aber tritt man in eine gewisse Entfernung (und der richtige Standpunkt findet sich ganz von selbst), so geht das Bild wirkungsvoll in eins zusammen, die Haltung erscheint bis ins Kleinste wohl motivirt und lebenswahr und die verschiedenen Seiten einander nicht mehr widersprechend. Wie dieser Liebhaber des patriarchalischen Landlebens ein Gegner des einträglichen Ackerbaus, dieser noble Sheriff und Advocat der subalterne Bureauchef eines Gerichtshofs, dieser vaterländisch begeisterte epische Dichter ein industrieller Lohnschreiber, dieser freie Brite ein devotest Unterthäniger, dieser stolze Feudalbaron zugleich ein durch Wechselreiterei zu Grunde gerichteter Drucker und Verlagshändler sein konnte, das alles wird nicht blos als nebeneinander möglich, sondern — unter den obwaltenten Bedingungen — als auseinander nothwendig folgend vor unsern Augen deutlich dargestellt. Der Verfasser hat hierin, also in der Hauptsache, das Mögliche gethan. Wie schade, daß wir, nachdem wir dies anerkannt und ausgesprochen, sein Buch nicht rückhaltlos den weitesten Kreisen empfehlen können.

Aber man urtheile selbst: fast sämmtliche Citate aus dem Englischen — sowol die in als die unter dem Text — sind in englischer Sprache gemacht. Also Karl Elze hat mit Willen und Bewußtsein nur für ein Publikum gearbeitet, das der fremden Sprache mächtig genug ist, um ihre feinsten Poesien zu verstehen. Wie viele Deutsche sind so gute Engländer, daß die unverfälschte Wiedergabe aller englischen Stellen ihren Genuß an dem deutschen Buche erhöhen kann? Aber so gute Deutsche gibt es jetzt gar viele, die einen auf deutsche Literatur bezüglichen Fehler, wie den I, 148 zu findenden, gewaltig übelnehmen werden. „Auch Schiller's «Geisterseher»", heißt es da, „der im «Musenalmanach» von 1797 erschien, war bereits 1789 geschrieben."

Der „Geisterseher" war 1789 allerdings bereits geschrieben, zugleich auch schon gedruckt und nachgedruckt. Aber was der „Musenalmanach" von 1797 — der berühmte Xenienalmanach — damit zu thun haben sollte, vermögen wir nicht zu ergründen.

Vielleicht wäre indeß hiernach die Vermuthung verzeihlich, daß Karl Elze das Studium der deutschen gegen das der englischen Literatur überhaupt ein wenig hintangesetzt habe. Diese Vermuthung nicht gerade überhandnehmen zu lassen und uns eine kleine nationale Genugthuung zu geben, ist durch eine Anmerkung (II, 191) gesorgt, wo Elze von dem englischen Schriftsteller Croker sagt: „Am bekanntesten ist er durch seine treffliche Ausgabe von Boswell's «Johnson»." Daß Croker uns gerade durch seine Ausgabe von Boswell's „Johnson" bekannt ist, müssen wir zugeben, aber dagegen, daß diese Ausgabe trefflich sei, hat Macaulay in seinem berühmten Essay über Samuel Johnson protestirt, indem er sie „schlecht zusammengetragen, schlecht angeordnet, schlecht geschrieben und schlecht gedruckt" nennt, also in jeder Beziehung das Gegentheil von „trefflich".

Doch das sind Kleinigkeiten, die nur darum besonders unangenehm in die Augen fallen, weil Elze's Werk sich, wie gesagt, in der Hauptsache als vortrefflich erweist. Sollte es jemals eine zweite Auflage erleben, wie wir bei der großen Menge derer, welche sich noch heutzutage an Walter Scott's Werken ergötzen, wünschen wollen, so möge der Verfasser aus dem Text wenigstens alle englischen Worte ausmerzen; erst dann wird seine verdienstliche Arbeit, die Verdeutschung eines der fremdesten Lebensbilder, vollständig beendigt sein.

M. E. Lessing.

Ferdinand Lassalle.

Ein literarisches Porträt.

I.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Sehen wir uns zunächst den „Heraklit" näher an, Lassalle's erstes größeres Werk:

Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos. Nach einer neuen Sammlung seiner Bruchstücke und der Zeugnisse der Alten dargestellt von Ferdinand Lassalle. Zwei Bände. Berlin, F. Duncker. 1858. Lex.-8. 8 Thlr. 20 Ngr.

In der Geschichte der griechischen Philosophie nimmt Heraklit eine der hervorragendsten Stellen ein. Die Mottos von Lassalle's Werk erläutern seine Bedeutung durch Aussprüche unserer ersten Philosophen und Philologen. Hegel sagt: „Bei Heraklit ist zuerst die philosophische Idee in ihrer speculativen Form anzutreffen. Hier sehen wir Land; es ist kein Satz des Heraklit, den ich nicht in meine Logik aufgenommen", und Böckh: „Herakleitos verdiente, wenn, wie den Dichtern, also den Weltweisen einer bestimmt wäre, den Preis des Lorbers."

Diese Anerkennung ist um so glänzender, je weniger wir von Herakleitos ein organisch gegliedertes System besitzen, je mehr wir an einzelne Aussprüche gewiesen sind, welche uns von den griechischen und römischen Autoren aufbewahrt und erläutert werden und die zum Theil wie vieldeutige Orakelsprüche gemahnen. Die Aufgabe, die sich Lassalle in seinem Werke gestellt hat, ist nun gerade, aus diesen fragmentarischen Ueberresten der Heraklitischen Philosophie das System in seiner geschlossenen Ganzheit herzustellen, wie etwa ein Cuvier aus einzelnen Knochenüberresten das ganze Skelet des vorsündflutlichen Thiers wieder aufbaut. Dazu gehört zunächst der sorgfältigste Fleiß im Zusammenlesen der einzelnen Fragmente, die sich sehr zerstreut, nicht nur bei den Autoren des Alterthums, sondern auch in den Schriften der Kirchenväter vorfinden. Diesen Fleiß hat Lassalle bewährt, und eine große Zahl bisher nicht berücksichtigter Stellen aus und über Heraklit zusammengetragen. Nach dieser Seite hin ist sein Werk von einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit. Dann gehört dazu die scharfsinnigste Quellenkritik, um jedes dieser Fragmente in das rechte Licht zu rücken. Es kommt darauf an, dasselbe herauszuheben aus dem oft willkürlichen und tendenziösen Zusammenhang, in den es der Autor gerückt hat, mag er es nun in den eigenen Gedankengang verwoben oder als Beitrag zu einer Charakteristik Heraklit's selbst mitgetheilt haben. Auch hierin hat sich Lassalle's Scharfsinn meistens auf das glücklichste bewährt! Hauptsächlich aber gehört zum Aufbau eines Systems aus einzelnen, übriggebliebenen Bausteinen ein tüchtiges architektonisches Talent, welches die Grund- und Eckſteine gleich von den übrigen zu unterscheiden weiß, welches, nachdem es einmal den Baustil des Ganzen erkannt, jedes einzelne an den rechten Platz setzt und alles beiseiteläßt, was die consequent ausgeprägte Physiognomie des Bauwerks stören könnte.

Es gehört dazu eine Art von speculativer Intuition! Wer sich nur mühsam den Bauriß zusammenzeichnet, wird nicht zu Stande kommen, wenn nicht von Haus aus das Ganze, wie mit einem Zauberschlag emporgewachsen, vor seiner Seele steht! Lassalle besitzt diese Intuition! Doch droht dabei die Gefahr, zuweilen „modernen" Kitt zu verbrauchen und eine künstlerische Ineinanderfügung und Abrundung anzustreben, welche das Muster neuerer Systeme vor Augen hat, aber doch mit dieser Ausarbeitung im einzelnen dem Denker des Alterthums fern lag. Denn zwischen Heraklit und Aristoteles ist doch noch eine weite Kluft! Lassalle hat das System oft zu künstlich zusammengefugt und nicht genugsam die Naivetät beachtet, mit welcher die ältern Philosophen und auch Heraklit ihre Aussprüche thaten. Es waren Orakelsprüche, die zwar aus einer abgeschlossenen Weltanschauung hervorgingen, aber diese Weltanschauung hatte sich noch nicht zum festen System krystallisirt, welches mit Bewußtsein seine einzelnen Kreise auseinanderhielt. So geht z. B. gerade aus der Darstellung Lassalle's, welcher Heraklit's „Ontologie" und „Physik" in gesonderten Abschnitten behandelt, für jedes unbefangene Urtheil die Ueberzeugung hervor, daß beides bei dem ionischen Philosophen zusammenfiel, und auch Lassalle wird gerade durch die Sonderung zu ermüdenden Wiederholungen und Weitschweifigkeiten verführt. Wenn man die Aussprüche Heraklit's als einzelne Punkte betrachtet, durch deren Verbindungslinien die Figuration seines Systems entsteht, so hat Lassalle, um diese kreisförmigen oder geraden Verbindungslinien zu ziehen, vielfach den Zirkel und das Lineal Hegel's benutzt; ja man kann sagen, er hat das System Heraklit's durch das System Hegel's hindurchgezeichnet. Dieser Vorwurf würde größer sein, wenn nicht in der That Hegel die Hauptsätze Heraklit's in sein System aufgenommen und gerade dasjenige Moment, welches Hegel von seinen Vorgängern, von Schelling, Fichte und Kant unterscheidet, die dialektische Bewegung der Begriffe und ihr Umschlagen ins Gegentheil, in Heraklit bereits eine wohlverbürgte Vertretung gefunden hätte.

Lassalle beginnt sein Werk über den dunkeln Epheſier mit einem Blick auf die Quellen und auf die Literatur, auf die Charakteristik Heraklit's durch frühere deutsche Werke. Er geht dabei namentlich auf Schleiermacher zurück, von dem er behauptet, er habe für Heraklit ganz so viel gethan, wie viel für einen so speculativen Philosophen vom Standpunkt der Reflexion aus überhaupt zu leisten möglich war. In Hegel's flüchtiger Skizze dagegen findet er die gewohnte Meisterschaft, obgleich er die Anerkennung der geschlossenen Abrundung des Systems und seines ideellen Höhenpunktes in ihr vermißt. Dann geht Lassalle zu einer vorläufigen Erörterung über den Zusammenhang Heraklit's mit orphischen und orientalischen Religionslehren über, spricht sich über die symbolische Darstellungsweise desselben aus und skizzirt das System in den Grundzügen und im Verhältniß zu seinen Vorgängern. Nach Vorausschickung des vorläufigen und allgemeinen Grundrisses sucht Lassalle nun das System aus den einzelnen Fragmenten und Zeugnissen in organischer

Gliederung aufzubauen und behandelt zuerst und am eingehendsten die „Ontologie", dann die „Physik", „die Lehre vom Erkennen" und die „Ethik". Indem er die einzelnen Fragmente nach diesem Plane in bestimmte Gruppen ordnet, widmet er in der Regel einem jeden ein besonderes Kapitel, in welchem er dasselbe zunächst mit allen Hülfsmitteln philologischer Forschung behandelt, in die richtige Form zu gießen und sinngetreu zu übersetzen sucht, dann aber ihm seine Stelle und Bedeutung innerhalb des Systems anweist. Die meisten dieser Kapitel sind ein schöner Beweis dafür, wie die Wortinterpretation philosophischer Aussprüche, die an und für sich leicht stockt und nicht vom Platze kommt, durch die höhern philosophischen Gedanken in Fluß gebracht wird. In der That ist die Philosophie selten so philologisch eingehend wie hier, die Philologie selten so philosophisch tiefblickend aufgetreten. Nach dieser Seite hin können sie als ein Beispiel der von Lassalle angestrebten Versöhnung des positiven Wissens und der Speculation dienen. Aus dem Grundgedanken des Systems erläutert sich der Wortlaut der einzelnen Aussprüche, und umgekehrt fällt durch die klare Feststellung des Wortlauts wieder ein Licht auf den Grundgedanken des Systems.

Diesen findet Lassalle in der Identität des Gegensatzes in der Einheit, dem Zugleichsein des Sein und Nicht in beständig processirender Bewegung. Feuer und Fluß sind ihm nur Symbole derselben. Lassalle kehrt sich gegen die verkehrte Auffassung, als sei eine rein sinnliche Existenz wie das Feuer für Heraklit das Princip gewesen, in ähnlicher Weise wie etwa für Thales das Wasser. Gleichzeitig wendet er sich gegen die Ausleger, welche wie Schleiermacher von ihrem Reflexionsstandpunkte diese Einheit des Sein und Nicht bei Heraklit nicht anerkennen und Aristoteles tadeln, daß er sie dem Ephesier untergeschoben. Lassalle sagt hiergegen: „Es ist fast jeder Satz Heraklit's nur eine Variation oder Entwickelung dieses Einen Themas. Heraklit hat hauptsächlich nur diesen Einen Gedanken gehabt, den seine Bearbeiter ihm absprechen." Gegenüber denjenigen, welche Heraklit zu einem bloßen Naturphilosophen machen wollen, weist Lassalle auf die charakteristische und gänzlich übersehene Eigenthümlichkeit Heraklit's, daß bei ihm das rein Dialektische und Logische da ist, aber noch unter dem Krystall des Natürlichen verborgen ruht. Die Weltharmonie, die sich durch das Entgegengesetzte ergießt, stellte Heraklit zunächst unter dem Symbol von Bogen und Leine dar; dann war ihm der Krieg ein Bild für das Gesetz des processirenden Gegensatzes. Alle Bewegung im Gebiete der realen Existenz, alle sinnliche Bewegung ist bereits gehemmte, beharrende, mit dem eigenen Gegensatze, dem Elemente des verharrenden Seins gemischte und dadurch getrübte Bewegung. Deshalb ist Natur der Krieg, weil sie nichts ungemischt und rein in sich enthält.

In gleicher Weise erklärt Lassalle den „ὁδὸς ἄνω κάτω", den Weg nach oben und unten, als die Einheit des Entstehens und Vergehens oder das begriffene Werden, die ἀναθυμίασις nicht als Dampf, Dunst, Verdunstung, sondern als die Aufhebung des bestimmten sinnlichen Seins selber. Die andern tiefsinnigen Aussprüche des Heraklit über Leben und Sterben, der Seelen Auf- und Niederweg, „die feuchte und trockene Seele", führt Lassalle sämmtlich auf den Grundgedanken des Systems zurück, der sich in diesen verschiedenen Formen herauszuringen sucht. Eine solche Form ist auch der „Fluß". Alles Sein ist in einem beständigen Fluß, und man kann nicht zweimal in denselben Strom hinabsteigen. Auch das περιέχον, das man fälschlich als ein äußerlich Umgebendes und Umschließendes angesehen, ist nur das wahrhaft Allgemeine, das innere Werdensgesetz des Alls. Bei der Darstellung der Theologie Heraklit's sucht Lassalle nachzuweisen, wie derselbe sich auf dem Substrate der religiösen, besonders der orphischen Vorstellungen bewegt, aber dabei die sinnlichen Anschauungen in den reinen Begriff erhebt. Der in dem Weltbilden spielende Demiurg — beiläufig eine an die indische Sage anklingende Vorstellung — ist Zeus selbst, der sich als Dionysos in das sinnliche Sein, als Apollo in die geistige Einheit dieser Unterschiede wandelt; aber diese seine Wandlungen sind, da er sich in beiden Phasen gleichmäßig erhält, nur ein untergangsloses und des Ernstes des Gegensatzes beraubtes Spielen seiner mit sich selbst. Der Demiurgos, als Vernunftgesetz gefaßt, ist der Logos. So hat Lassalle diese ganze wuchernde Fülle der Wendungen und Symbole, welche die „Ontologie" Heraklit's enthält, mit vielem Scharfsinn auf den einen Cardinalpunkt seines Systems zurückgeführt.

In der „Physik" tritt Lassalle von einer andern Seite noch einmal an diese Bestimmungen heran, nicht ohne in häufige Wiederholungen zu verfallen, wie überhaupt seiner Darstellung, die sich in einer, aus allen Quellen der philosophischen Terminologie gespeisten Wortfülle gefällt, im ganzen die Knappheit fehlt. Nur so läßt sich das Anschwellen einer Monographie zu einem so übermäßigen Umfang erklären. Zunächst erklärt Lassalle in der Physik das Feuer Heraklit's, das nicht die physikalische Existenz, sondern die gedankenmäßige, logische Wesenheit des Feuers bezeichnet, erläutert den vielfach misverstandenen Begriff der ἐκπύρωσις und versucht das Herstellen einer Heraklitischen Reihe. Da die „Physik" Heraklit's natürlich die damaligen physikalischen Kenntnisse zur Voraussetzung hatte, so findet sich in diesen Untersuchungen vieles, was nur von Interesse für den Alterthumsforscher ist. Von größerm Interesse ist Lassalle's Hinweis, daß Heraklit zum ersten male vom Standpunkte der philosophischen Speculation den physiologischen Gedanken des Stoffwechsels und seines ewigen Kreisens erfaßt habe. Auch in Bezug auf die Lehre des Erkennens findet Lassalle diese Verwandtschaft zwischen der modernsten emancipirtesten Physiologie und dem ältesten ionischen Philosophen (II, 337):

Wie bei Heraklit Sein nur Bewegung ist, so ist ihm auch das Denken nur Bewegung. Wenn unsere modernste Physiologie in den Satz ausbricht: der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs, und ihn wie einen Wahlspruch auf ihr Banner schreibt, so hat, freilich ohne das, was wir heute physiologische Vermittelung und Begründung nennen, schon Heraklit a priori ganz denselben Gedanken ausgesprochen und ihn zur Grundlage

seines Philosophirens gemacht. Sein ist ihm nichts als stoffliche Veränderung, Denken und Erkennen nur die correspondirende Veränderung in der Seele, das Mitmachen jener stofflichen, das Sein constituirenden Veränderung durch die Seele.

Das Gesetz des Daseins war für Heraklit auch das Gesetz des Erkennens. Dagegen wandte er sich gegen die aparte Vernunft der einzelnen, gegen die Privatvernunft, die mit dem allgemeinen Gesetze nicht übereinstimmt, gegen das leere Meinen und Träumen. Die wahre Vernunft ist ihm nur das Bewußtsein der im Universum ausgegossenen Vernünftigkeit. Außer dieser absoluten Erkenntniß, welche die Welt als Proceß begriff, war ihm nach seinen eigensten Worten alles andere absoluter Irrthum, Traum, Schlaf, Dünkel, Unvernunft, Krankheit, jenes eitle Wähnen, wegen dessen er jedem, der darin begriffen, sich aus Scham das Haupt zu verhüllen befahl. Ebenso gering dachte er von der Vielwisserei: Vielwisserei erzeugt nicht Vernunft. Nicht in der Kenntniß des einzelnen Gewordenen, sondern in der des Werdens von allem besteht die Vernunft. Ebenso wendet er sich gegen die aus sinnlicher Wahrnehmung und Gewißheit hervorgehende Erkenntniß: schlechte Zeugen sind den Menschen die Augen und Ohren derer, die rohe Seelen haben! Die Sinne nennt er „Lügenschmiede und -Zeugen"; das Wahre, nämlich daß die absoluten Gegensätze identisch sein sollen, entschlüpft durch seine Unglaublichkeit dem Erkanntwerden. Die Seele selbst ist bei ihm an sich bereits alle Vernünftigkeit und Erkenntniß. Bei der Untersuchung über die Methode des Erkennens, über den Weg, auf welchem die Seele zu der Erkenntniß jener von den Sinnen verdeckten Wahrheit kommt, entwickelt Lassalle die Stellung der Heraklitischen Philosophie innerhalb der Geschichte der Philosophie und ihre Schranke in folgender Weise (II, 350):

„Mit der Philosophie Heraklit's ist also bereits der Gedanke als Princip des Daseins gegeben, und wir stehen an einem epochemachenden Abschnitt in der Geschichte des Geistes, an welchem die Naturphilosophie in die Philosophie des Gedankens umzuschlagen im Begriff ist, ja nach ihrem innersten, sich selbst noch verborgenen Principe bereits umgeschlagen ist! Noch mehr, mit jener Erkenntniß, daß die Seele identisch mit dem das All durchziehenden λόγος und also die absolute Bewegung des processirenden Gegensatzes ist, ist nicht nur die Gedankennatur der objectiven Wirklichkeit, es ist auch die — eigene Natur des Gedankens erkannt, Bewegung ins absolute Gegentheil und in diesem mit sich selbst identisch zu sein! Heraklit muß deshalb der Vater der objectiven Logik genannt werden.

„Aber ebenso wenig darf der Punkt übersehen werden, nach welchem es seiner Philosophie, und zwar in ihrem innersten Principe selbst, noch wesentlich ist, Physik zu sein. Denn das erst ergibt das concrete Verständniß Heraklitischer Philosophie und des merkwürdigen historischen Uebergangspunktes, den sie in der genetischen Entwickelung des Geistes bildet, zu sehen, wie bei ihr Physik und (objective) Logik in Einen Krystall untrennbar zusammenschießen, wie sie ebenso sehr noch Physik, als schon Logik ist, d. h. wie ihr Princip selbst — denn nur von diesem kann hier die Rede sein — noch ebenso wesentlich physisch als logisch ist.

„Diese physische Seite ist folgende: die Seele ist, wie wir gesehen haben, deswegen alle Erkenntniß, weil sie derselbe Proceß, dieselbe absolute Bewegung und Umwandlung wie das objective Dasein ist, dessen Bewegung mitmachend sie dasselbe erkennt. Die Seele ist somit Erkennen, nicht als in sich selbst reflectirte, sondern als objectiv-seiende; noch nicht als wissende, in sich oder für sich seiende, sondern selbst noch als daseiende genommen. Sie ist Erkennen noch als Substanz, noch nicht als Subject."

Hiermit weist Lassalle die Schranke einer Philosophie nach, welche trotz derselben zum ersten male wahrhaft System ist. Nach einem Blicke auf die Philosophie der Sprache, in welcher ein Versuch liegt, diese Schranke zu überwinden, eine Philosophie, die in dem Axiom gipfelt, „durch die Namen gehe der Weg zur Erkenntniß der Dinge", nach einer Beleuchtung der beiden, mit Heraklit sich beschäftigenden Dialoge Platon's, des „Kratylos" und „Theätetos", von den neuen, durch die vorausgehenden Untersuchungen gewonnenen Standpunkten aus wendet sich Lassalle zur „Ethik" des Ephesiers, deren Quintessenz in wenigen sinnvollen Aussprüchen enthalten ist. Die Liebe zum immerwährenden Ruhm, den die Besten wählen als das größte Los der Sterblichen, ist die ethische Spitze seines Systems. Den Besten gegenüber stellt er die wie das Vieh sich mästende Menge, die das Glück nach dem Verächtlichsten an uns mißt. Die Menge gilt ihm für schlecht, nur wenige sind ihm gut. Hoch steht ihm das Gesetz. Das Volk muß für dasselbe kämpfen, wie für eine Mauer. Auch alle menschlichen Gesetze werden genährt von dem Einen Göttlichen; denn dieses herrscht soweit es will und genügt allem und überwindet alles. Er war ein Aristokrat des Geistes; die ionisch-demokratische Massenherrschaft konnte er nur hassen und den Ostracismus, der die Besten trifft, als einen strafwürdigen Frevel hinstellen.

Das ist in flüchtiger Skizzirung das Werk Lassalle's über den dunkeln Ephesier: ein Werk von Fleiß, Gelehrsamkeit und einem Scharfsinn, der gewaltig das anscheinend Widerstrebende unter die nachzuweisende Einheit zurückbeugt und dem es jedenfalls gelungen ist, eine von Einem Gedanken getragene Concordanz sämmtlicher Heraklitischen Fragmente hervorzubringen. Lassalle's speculative Kraft wirkt gleichsam galvanoplastisch, nicht nur kritisch zersetzend, sondern auch ein festes und zusammenhängendes Gesammtbild schaffend. Was aber bewog Lassalle, aus der Geschichte der Philosophie gerade den Ephesier zu einer großen „Monographie" auszuwählen, die er 1846 begann und nach einer Unterbrechung durch zehnjährige praktische Kämpfe erst 1855 vollendete? Am meisten lockte gewiß die Dunkelheit und Räthselhaftigkeit des Ephesiers gleichzeitig seinen kritischen Scharfsinn und philosophischen Tiefsinn, um „misverstandenes Wort, deutend nach ältestem Sinn" wiederzugeben. Er wollte durch Lösung des schwierigsten Problems nachweisen, wie die Geschichte der

Philosophie, die nicht mehr als Sammlung von Curiositäten, als eine Zusammenstellung von willkürlichen oder zufälligen Ansichten angesehen werden kann, indem der Gedanke selbst als ein historisches Product erkannt ist, geschrieben werden müsse. „Die Zeit wird kommen", sagt Lassalle, „wo die Geschichte der Philosophie ebenso wenig wie diejenige der Religion, der Kunst, des Staats oder der Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaft als eine isolirte Disciplin für sich geschrieben, sondern alle in ihrer concreten Wechselwirkung in dem Pantheon des historischen Geistes — und so erst in ihrer lebendigen Entstehung und Einheit — werden aufgefaßt und dargestellt werden."

Abgesehen von diesen wissenschaftlichen Zielen mochte Lassalle auch noch eine persönliche Sympathie zu dem dunkeln Epheser hinziehen. Der Logos desselben war ein Feuergeist von Anbeginn, und es war Sturm in seiner Natur, wie Lassalle selbst in der Beleuchtung der „Ethik" ausruft! Auch in Lassalle's Natur war Feuer und Sturm, ein Sturm, der ihn rastlos hin- und hertrieb, vom einsamen Studirpult zur Agitation der Massen, jener Massen, über welche der dunkle Heraklit die volle Schale seines vornehmen Zorns ausgegossen, als niedern Genüssen hingegeben, als in ihrem Dünkel unfähig die Wahrheit zu erkennen und das Gesetz zu schaffen!

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Hohenstaufen.

Geschichte Kaiser Friedrich's II. und seiner Reiche 1212—1235 von E. Winkelmann. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Keinem Abschnitt der hohenstaufischen Periode haben in neuester Zeit so eingehende Forschungen sich zugewandt wie der Regierung und der Persönlichkeit Friedrich's II. Das weit zerstreute urkundliche Material ist von dem unvergeßlichen Friedrich Böhmer in seinen Regesten des Kaiserreichs von 1198—1254 schon seit 1849 kritisch verzeichnet worden. Es war die letzte und reifste Frucht seiner großartigen Thätigkeit auf dem Felde der allgemeinen Reichshistorie, eine Arbeit, die jeder mit immer neuer Bewunderung in die Hand nehmen wird. Die 1852 begonnene, in ihrer Art ebenso großartige Sammlung des ganzen Urkundenvorraths in der „Historia diplomatica Friderici II.", von Huillard-Bréholles, ermöglicht die Benutzung eines so reichhaltigen Materials, in einer meist zuverlässigen Gestalt, wie es in keinem andern größern Abschnitt der eigentlich mittelalterlichen Geschichte bisjetzt zu Gebote steht. Es läßt sich allerdings manches gegen die Anordnung dieser Urkundensammlung sagen, auch ist es nicht schwer, dem Herausgeber an einzelnen Stellen oft nicht unbedeutende Versehen nachzuweisen, doch im ganzen bleibt es ein Werk von eminenter Bedeutung für die Wissenschaft. Wenn man erwägt, wie dürftig und in welcher unzuverlässigen Gestalt dasselbe Material noch Böhmer vorgelegen hat und wie er sich Schritt für Schritt mühselig durchringen mußte, so läßt sich denken, mit welch anderm Erfolge jetzt die geschichtliche Forschung arbeiten wird, die sich auf ihn und auf Huillard-Bréholles stützen kann. Schirrmacher's „Kaiser Friedrich II." liefert dafür den vollgültigen Beweis. Da die Gediegenheit dieses Werks als allgemein anerkannt vorausgesetzt werden darf, so mag es hier mit seiner bloßen Erwähnung genug sein. Unter den jüngsten Forschern, die sich auf gleicher Bahn mit Schirrmacher bewegen, hat der Verfasser des vorliegenden Buchs schon durch einige Specialuntersuchungen seinen Beruf genügend documentirt. Auch dieses Buch ist mehr eine gegliederte Kette solcher Specialforschungen als eine erschöpfende Darstellung des ganzen Gegenstandes. Und mit Recht, denn derselbe ist innerlich und äußerlich, nach seinem Gehalt und seiner Ausdehnung im Gebiete der Weltbegebenheiten so reich, daß er fürs erste eigentlich unerschöpflich genannt werden darf. Man vergegenwärtige sich nur die allgemeinsten Umrisse davon. Die an sich schon einen universellen Charakter tragende Idee des römisch-deutschen Kaiserthums hat damals durch die systematische Ausdehnung des politischen Gesichtskreises auf den Orient infolge der Kreuzzüge sich gleichsam über ihre natürliche Anlage ausgespannt. Friedrich II. mußte, er mochte wollen oder nicht, die Fäden einer so complicirten und so ausgedehnten Politik in die Hand nehmen, wie keiner seiner Vorgänger und keiner seiner Nachfolger auf dem Throne Karl's des Großen. An den Wendepunkt zweier großer Entwickelungsperioden des Mittelalters gestellt, konnte er nicht anders als den Versuch machen, den Anforderungen der nur ideell, aber nicht thatsächlich abgeschlossenen Vergangenheit und der schon real gewordenen Neuzeit gerecht zu werden. Seine Persönlichkeit war in bewunderungswürdiger Weise darauf angelegt, ihn dabei bis zu dem äußersten Maß des für eine Menschenkraft Möglichen zu unterstützen. Durch Blut und Legitimität der Erbe der Traditionen des idealen Kaiserthums, wie es sein Großvater Friedrich I. verkörpert zu haben schien, Erbe aller der Pflichten, welche diese Würde ihrem Träger auferlegte, aber zugleich auch aller Rechte und Ansprüche, die damit untrennbar verbunden waren, ist er ebenso durch Blut und Legitimität Erbe des normannischen Königthums in Unteritalien, in welchem sich, wenn auch in der Hülle der mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsformen die moderne Auffassung der Regierungsgewalt und des Verhältnisses der Unterthanen zu ihr früher als anderswo innerhalb des Kreises der abendländischen Welt herausgebildet hatte. Die äußersten Pole damaliger Auffassung des Lebens, zunächst des Staats, lagen in seiner Persönlichkeit nothwendig wie im Keime vereinigt, der extremste Idealismus der ritterlichen und kaiserlichen Idee und der extremste nüchternste Realismus jener normannischen Freibeuter, welche die ganze Welt und alle menschlichen Zustände nur darauf ansahen und danach behandelten, wie sie von ihnen zu den Zwecken des Sinnengenusses und des Gelderwerbs ausgebeutet und ausgeplündert werden könnten. Weil dies gewöhnlich ebenso sehr mit roher Gewalt, mit Einsetzung körperlicher Kraft und physischen

Muths als mit der kältesten Schlauheit und pfiffigsten Berechnung geschah, kann ein Blick, der sich nur an die äußerlichsten massigen Eindrücke hält, leicht über die wahre Beschaffenheit dieses Zweigs der Vorfahren Friedrich's II. getäuscht werden. Die Form ihrer großen Kriegsthaten ist die nämliche, wie die des ganzen kriegerischen Treibens dieser Zeit, und so liegt der falsche Schluß nahe, daß auch die innere Haltung des Geistes, die doch das eigentlich Maßgebende und Charakteristische ist, auch dieselbe gewesen sein müsse. Doch ließe sich nicht leicht ein verkehrterer Schluß ziehen als dieser: es wäre gerade so, als wollte man behaupten, eine Maske sei die Person wirklich, die sie vorstelle.

Schon damit ist der über alles bisherige Maß ausgedehnte Umfang vorgezeichnet, den die Persönlichkeit eines einzigen Mannes allseitig zu berühren und auszufüllen bestimmt war. Rechnet man dazu noch die reichsten individuellen Anlagen des Verstandes und der Phantasie, die sich gleichfalls selten in dieser Zahl und in diesem Maße innerhalb einer Menschenbrust vereinigt gefunden haben — darin sind bekanntlich Freunde und Feinde, und welche Feinde! in vollkommener Uebereinstimmung —: eine solche Anlage konnte sich nicht damit begnügen, den Anforderungen gerecht zu werden, die von außen her, durch die Verhältnisse, in die der Mann hinein geboren und gestellt war, an sie herangebracht wurden, wie es ein Talent mäßiger Art gethan haben und wol in Hinsicht auf äußern Erfolg besser dabei gefahren sein würde als Friedrich II. Sein Genius trieb ihn unwiderstehlich über die Schranken des Gegebenen und Selbstverständlichen hinaus, und darin, in Verbindung mit der von seiner Persönlichkeit unabhängigen Doppelstellung, die ihm angeboren und angestammt war, liegt sein Verhängniß. Er ist eine durch und durch tragische Figur, wenn auch wahrscheinlich zu einem Helden eines modernen Trauerspiels nicht geeignet. Er selbst ist nicht überwunden, aber doch bis zum Tode matt gekämpft untergegangen; aber die Ideen, die er verfochten hat, sind sämmtlich von der Zukunft adoptirt und zum Siege geführt worden. Was sonst Jahrhunderte gebraucht haben würde, um sich zu krystallisiren und lebenskräftige Form zu gewinnen, ist durch die Glut des Kampfes, die von seiner übermächtigen Geistesgröße in die Zeit geschleudert wurde, innerhalb weniger Jahrzehnte gereift worden. Selten zeigt die Weltgeschichte im Verlaufe einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ein so verändertes Antlitz, wie wenn man 1212, den Anfang der selbständigen Thätigkeit Friedrich's, mit 1250, seinem Ende, vergleicht.

So würde schon eine biographische Darstellung, die diesen Mann zu ihrem Mittelpunkt nähme, eine Fülle der verschiedensten und wichtigsten Zeiterscheinungen berücksichtigen müssen, die sie einer Darstellung der ganzen weltgeschichtlichen Entwickelung der Periode fast gleichbrächte. Sobald aber die Person des Kaisers nur als ein Moment neben den andern gefaßt wird, erweist sich der Reichthum des geschichtlichen Restes geradezu überwältigend. Niemals während des ganzen Mittelalters hat eine ähnliche Bewegung der Geister auf allem und jedem Gebiete, wohin man nur den Blick richten mag, stattgefunden. In der Kirche ist es die Zeit eines Innocenz III., eines heiligen Dominicus und Franciscus, der Albigenserkriege und der tiefsinnigsten Meister der philosophischen Speculation und der religiösen Poesie. Albertus Magnus und Thomas von Calano gehören ihr an, ebenso wie die heilige Elisabeth und Ludwig der Heilige von Frankreich. Im weltlichen Leben fällt die vollste Pracht der entfalteten Blüte des Ritterthums und seiner Bildung hier zusammen mit der kräftigsten Aeußerung der bürgerlich-realistischen Tendenzen, wie sie sich in den lombardischen freien Städten und mit derselben oder noch größerer innerer Intensität, wenn auch mit geringerer äußerer Virtuosität in dem deutschen Städteleben darstellen. Dazu in Deutschland das jetzt zur völligen Reife gediehene Streben der einzelnen Glieder des Reichs, der geistlichen und weltlichen Fürsten, nach staatlicher Autonomie, während das Kaiserthum gerade jetzt in seiner möglichst gesteigerten Auffassung mehr als früher die Voraussetzung seiner schrankenlosen Allmacht festhält. Die politische Bewegung der Hauptländer der damaligen cultivirten Welt ist aber wie in gewisser Hinsicht die Folge der Persönlichkeit Friedrich's II., so noch mehr deren bedingende Voraussetzung. Beide sind in keinem Falle voneinander zu trennen, und wenn man die eine darstellen will, muß man nothwendig das Verständniß der andern zur Grundlage nehmen. Sieht man nun vollends von den obern Schichten, der eigentlich officiellen Welt in Kirche, Staat und Gesellschaft in die Tiefe und Breite derselben, in das eigentliche Volk, so gärt und treibt es hier mit einem revolutionären Ungestüm, der schon damals jenes große Resultat ganz nahe zu stellen schien, welches erst im Anfang des 16. Jahrhunderts theilweise erreicht wurde.

Auch hier ist die Person des Kaisers das eigentliche Ferment. Nicht als wenn er ein Demagog oder nur ein Mann des Volks im eigentlichen Sinne gewesen wäre — dazu war niemand weniger geneigt als er: sondern der Instinct der Massen erkannte in ihm zwar dumpf und beschränkt genug, aber doch mit ungebrochener Energie seinen wahren Vorkämpfer für die religiöse, politische und sociale Befreiung, die in der Wirklichkeit erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte ins Leben trat und bis heute noch nicht vollständig vollzogen ist. Die feste Zuversicht, daß er nicht sterben könne, und daß er wiederkommen müsse, „um die Pfaffen zu stören", hat das Volksgemüth nicht verlassen, auch wenn ein Betrüger nach dem andern, der sich diesen Glauben zu Nutzen machen wollte, im Feuertode sein Verbrechen büßte. Gerade das Volksleben ist es, auf welches der Forscher in dem geschichtlichen Material dieser Zeit weniger geführt wird, wenn er sich blos an Urkunden und Geschichtschreiber hält oder vielmehr sie so verwendet, wie sie gewöhnlich verwandt werden. Es ist selbst hierin noch so viel zu bewältigen, daß es nicht wunder nehmen darf, wenn auch der rege Fleiß, der sich in neuester Zeit dieser Geschichtsperiode zugewen-

det hat, gewöhnlich noch auf der altherkömmlichen Bahn bleibt. Eine Erweiterung des bisherigen Gesichtskreises ist es schon, wenn auf die staatlichen Einrichtungen, nicht blos auf das geltende Recht im engern Wortsinn, sondern auf die Staatsverwaltung mehr und mehr Rücksicht genommen wird. Dadurch wird der gesammte historische Stoff schon mehr unter allgemein culturhistorische Gesichtspunkte gebracht, unter denen er, wenn sie gehörig erweitert werden, eine überraschende Fruchtbarkeit gewähren muß.

Schon ist von Schirrmacher in seinem bereits genannten großen Werke damit trefflich begonnen worden, auch Winkelmann selbst hat in einer frühern Untersuchung und noch mehr in einigen Excursen, welche zwischen die fortlaufende Darstellung seines Buchs eingeschoben sind, allerlei Interessantes berührt. Doch kann sich das alles erst mit der Zeit erzeugen und zusammenschließen, und wird erst dann seine wahre Bedeutung erhalten, wenn es gelingt, die Geschichte des Volks als ein selbständiges und zwar als das Hauptmoment der Zeitgeschichte herauszukehren. Selbstverständlich wird man dabei für unsere deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung an die Geschichte des deutschen Volks denken. Es bedarf jetzt keines Hinweises mehr, daß dies das eigentliche, von Natur gegebene Feld der Thätigkeit für unsere deutsche Wissenschaft ist. Unsere ganze jüngere historische Schule, die mit so zahlreichen und so tüchtigen Kräften arbeitet, wie keine vor ihr und neben ihr, ist sich dieser Aufgabe bewußt und erfüllt an ihrem Theil ihre Pflicht gegen den Volksgeist, dem sie ihre Existenz verdankt, von Jahr zu Jahr immer vollständiger.

Natürlich kann durch eine solche feste Ansiedelung unserer historischen Wissenschaft auf ihrem natürlichen Boden, auf dem sie einzig gedeihen wird, nicht ausgeschlossen sein, daß sie von hier aus auch die Fremde berücksichtigt. Die Geschichte aller europäischen Nationen ist ja schon seit dem Beginn der christlichen Zeit ein so eng verflochtenes Ganzes, daß man den Theil nicht betrachten und verstehen kann, ohne daß man den Blick auch auf das Ganze richtet. Aber es ist wohl zu unterscheiden zwischen einer vorurtheilsfreien und gewissenhaften Kenntnißnahme fremder Erscheinungen, wozu der deutsche Geist um so besser befähigt ist, je fester er auf seiner Originalität ruht, und jenem amphibienartigen überall und nirgends Zuhausesein, wie es als ein Erbfehler krankhafter Einflüsse in unserer deutschen Volksentwickelung auch vor nicht gar langer Zeit unsere historische Wissenschaft zeigte. Der Universalismus der Wissenschaft wird am besten gefördert durch einen recht verstandenen Particularismus. Es gibt bei uns immer noch manche wunderliche Leute, welche sich keine andere Art von historischer Objectivität denken können, als wenn sie möglichst entkleidet von aller nationalen und patriotischen Substanz, wol gar in systematischer Feindseligkeit, oder doch wenigstens in kleinlicher Nörgelei gegen das vaterländische und volksthümliche Element sich äußert. Diese Leute haben den Ausdruck „ghibellinische Geschichtschreibung" wie eine Art Schimpfname für jede Darstellung mittelalterlicher Dinge und Personen aufgebracht, welche auf einem reinen und tiefen Gefühl für die Ehre und die Tüchtigkeit unsers Volks ruht. Für sie wird auch das vorliegende Buch „ghibellinisch" heißen müssen, denn auch durch dieses geht, ohne daß er sich auf ungehörige Weise hervordrängte, jener Zug des wärmsten Interesses für das Heiligste, was ein gesundes Herz besitzt, für die Geschicke des Vaterlandes und des eigenen Volks, was gewöhnlich von jener Seite als „Ghibellinismus" ausgeschieden und fast mit methodischer Geschichtsfälscherei auf eine Linie gestellt wird. Diese wird die deutsche Wissenschaft, wie sich von ihr mit unumstößlicher Sicherheit behaupten läßt, auch für die Zukunft andern überlassen, die seit Jahrhunderten eine oft naive, immer aber nicht gerade ehrenvolle Virtuosität darin entfaltet haben. Der deutsche Geist kann nicht anders als wahrhaftig sein: dies ist sein uraltes Erbtheil, das sich nirgends offenkundiger darstellt als im Felde der geschichtlichen Erzählung. Es wäre interessant genug, nicht blos die fremde Geschichtschreibung unserer Tage, sondern auch die vergangener Zeiten von dem Gesichtspunkte bewußter oder unbewußter Entstellung geschichtlicher Facta mit der deutschen Geschichtschreibung zu vergleichen, die auch schon im Mittelalter ehrlich gewesen ist.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Eine neue „Bibliothek ausländischer Classiker".

Neben den bisher erscheinenden „Bibliotheken classischer Schriften des Auslandes", unter denen die von F. A. Brockhaus herausgegebene eine hervorragende Stellung einnimmt, wird jetzt eine neue angekündigt: „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut). Dem Programm zufolge sollen in derselben alle als classisch erprobten und anerkannten Hauptwerke der verschiedenen Literaturen, alle Meisterwerke der englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, der skandinavischen wie der slawischen Literatur, ferner die Hauptwerke des classischen Alterthums, insonderheit der Griechen, endlich einiges Geeignete aus dem Orientalischen und das Beste aus dem reichen Schatze der Volkspoesie, von den berufensten und befähigtsten Kräften übersetzt werden. Eine neue Uebertragung sämmtlicher Dramen Shakspeare's wird in Aussicht gestellt. Das erste Heft bringt Shakspeare's „Macbeth" in einer Verdeutschung von Wilhelm Jordan. Jordan beherrscht die deutsche Sprache wie wenige; eine gewisse Sprödheit und Energie seines Ausdrucks macht ihn auch geeignet, das Fremdartige und oft Bizarre, welches für die Diction Shakspeare's charakteristisch ist, angemessen wiederzugeben. Schon als Uebersetzer der Shakspeare-Sonette hat er die durchaus nicht leichtfließende, sondern wegen ihres Gedanken- und Bilderreichthums schwer, aber mit einer gewissen Hoheit sich fortbewegende Diction Shakspeare's charakteristischer getroffen als Bodenstedt, dessen Shakspeare-Sonette sich so anmuthig graziös wie selbständige Meisterwerke lesen. Diese Vorzüge Jordan's bewähren sich auch in der Uebersetzung des „Macbeth"; sie ist kernig, treu und doch ohne alle Verzerrungen der Syntax. Für Jordan's Formgewandtheit sprechen z. B. die Hexenlieder am Kessel:

Um den Kessel schlingt den Reihn,
Giftgekröse werft hinein,
Kröte, die du, um zu schwitzen,
Einunddreißig Tage schliefst
In des kalten Steines Ritzen
Und von gift'gem Schleime triefst,
Sei es dir zuerst beschieden,
Hier im Zaubertopf zu sieden u. s. w.

Zur deutschen Orthographie.

Das einige Deutschland wird gewiß eher zu Stande kommen, als eine „einige" deutsche Orthographie. Das Richtige wird uns einleuchtend bewiesen, wer aber soll damit den Anfang machen und der Gefahr trotzen, mit Setzern, Correctoren und der gesammten elementaren Schulweisheit in Conflict zu gerathen! Es geht also mit der Orthographie, wie mit allen andern weiblichen Wesen, die nach Wallenstein immer auf ihr erstes Wort zurückkommen, wenn man Vernunft geredet stundenlang. Oft recht launig, aber auch gründlich und beweisend redet zu uns orthographische Vernunft E. L. Rochholz in seinen „Briefen über die Rechtschreibung, gerichtet an eine deutsche Frau" (Aarau, Christen). Wir erfahren hier die richtige Lehre vom Dehnungs-H, das wir falsch ansetzen und die vom stummen H, das wir richtig ansetzen sollen; wir erfahren die anscheinend harmlose, aber für die Praxis sehr revolutionäre Regel, daß das ie in den Wörtern berechtigt ist, in deren Wurzel oder Wortbildung ein Vocal der u-Reihe auftritt, das i dagegen in den Wörtern, in deren Wurzeln ein Vocal der i- oder e-Reihe erscheint. Wir haben also Bine, Rise, schrib, schwig u. s. w. zu schreiben. Ein anderes Kapitel ist dem Zwickauerischen Deutsch gewidmet, dessen wir uns schuldig machen, wenn wir Hülfe, Würde u. dgl. aufs Papier bringen. Ferner wird uns mitgetheilt, wo f und v, wo ß und ff zu setzen sind, nach den Regeln der Germanisten, denen die Volksdialekte zum Theil entsprechen. Eine noch häkeligere Sache als die Orthographie ist die Interpunktion, mit welcher früher nur die Frauen auf gespanntem Fuße lebten, während gegenwärtig niemand zu sagen weiß, wie er mit ihr steht. Mit den Kommas z. B. war man früher verschwenderisch, jetzt ist man geizig geworden. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" z. B. läßt die Kommas selbst in den Relativsätzen weg. Rochholz spricht sich bei diesen zu Gunsten der Kommas aus. Weinhold will die Appositionen in keine Kommas eingeschlossen sehen. Die vielen Apostrophe und Ausrufungszeichen fallen mit der Geniepoche der Stürmer und Dränger zusammen und tauchen immer wieder mit einzelnen genialen Marodeurs dieser Epoche auf. Sehr witzig sagt Jean Paul: „Wo ein deutscher Vers übel zu Fuß ist, weil ihn ein ungeschickter Dichter so verstümmelt laufen ließ, da ist auch das hölzerne Bein des Apostrophs für das gesunde weggeschossene kein Ersatz, es macht den Krüppel nicht behendig und den Todten nicht lebendig. Der Apostroph ist da nur ein Grabstein für ein unter der poetischen Operation daraufgegangenes Wort." Charakteristisch für die deutsche Orthographie ist das Register von Schriftstellern aus den drei letzten Jahrhunderten, welches Rochholz anführt, eine Musterkarte zweckloser, widerspruchsvoller, gröblicher Schreibereien und gerade in den Namen eben solcher Männer, in deren Hand Sprache und Literatur gegeben war. Zur Ergänzung dieses Kapitels über deutsche Namenschreibung führen wir noch folgende humoristische Studie aus der Rochholz'schen Schrift an: „Die preußische Kreuzzeitung gibt Ihnen in der Uebersicht der heutigen Nummer die ewig wiederkehrende Namensreihe des abgetretenen und des regierenden preußischen Ministeriums zu lesen, diese von Bodelschwingh-Holzbringk, diese von Bernstorff-Bismarck, diese von Roon und von der Heydt. Betrachten Sie einmal diese consonantisch überfruchteten Meerwunder, diese aus Doppelbuchstaben gezogenen Riesenkürbisse adelig gespreizter, feudal-bureaukratischer Namen. Lieben Sie etwa diesen barocken Ueberfluß an Manteuffel und Bincke, diese Doppelgängerei von Zwillingsbuchstaben? Unmöglich! Denken Sie nur an die zwei Taschenuhren in den beiden Westentaschen des Großvaters, Gott hab' ihn selig; so oft er spazieren ging, ließ er rechts und links das doppelte Uhrgehänge über die spinatgrüne Seidenhose herunterbambeln. Diese Verloken der alten Zopfzeit sind nun außer Mode, aber diese Doppelbuchstaben häufig, diese Buchstabenrepetiruhr tragen wir noch immer an uns, man nennt sie hier und da sogar teutonisch, teutsch, stammadelig."

Eine Anthologie altdeutscher Liederdichter.

Die hochwichtige und trotz mannichfacher Mängel immer noch werthvolle und unentbehrliche Sammlung der Minnesinger von von der Hagen ist eine reiche Fundgrube, aber kein Buch für die genießende Lektüre und vollends für den Unterricht rein unbrauchbar. Von den hervorragenden Lyrikern des Mittelalters sind besondere Ausgaben allerdings vorhanden, aber einen Gesammtüberblick über die Lieder- und Spruchdichtung nach Inhalt und Form, Zeit und Persönlichkeit konnte der Nichtforscher gar nicht oder aus den Beispielen in Lesebüchern und Anthologien nur sehr unvollkommen gewinnen. Es fehlte an einem zusammenfassenden Lesebuche, an einer Auswahl der besten und bezeichnendsten Leistungen sämmtlicher oder fast sämmtlicher Minnesänger, und dieses Bedürfniß ist jetzt durch eine Ausgabe von Karl Bartsch, dem für unser Alterthum so unermüdlich thätigen Gelehrten, fürs erste befriedigt. Diese Auswahl: „Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts" (Leipzig, Göschen, 1864), bietet Lieder und Sprüche von 97 Dichtern, eine Zahl, welche sicher um so bedeutender erscheinen mag, als sich die meisten gewöhnt haben, ihre Anschauung von der mittelhochdeutschen Lyrik an einige wenige Namen zu knüpfen. Außer dem kritisch bearbeiteten Texte gibt Bartsch eine ganz vortreffliche Einleitung, welche zwei Abtheilungen enthält. Zuerst entwirft er eine allgemeine historische und sachliche Charakteristik der ritterlichen Lyrik mit beständiger Verweisung auf die Quellen, sodann läßt er in 97 kleinen Abschnitten folgen, was über Zeit, Heimat und Leben der in die Sammlung aufgenommenen Dichter bisher ermittelt worden ist. Die „Anmerkungen" sind vorzugsweise kritischer und grammatischer Art. Den Schluß bildet ein fleißiger „Glossar" nebst „Namenverzeichniß", welches, da kein eigentlicher Commentar gegeben ist, dem Verständnisse, namentlich der Ungeübtern, einigermaßen zu Hülfe kommen wird. Eine so gediegene und dabei so praktische Ausgabe wie diese jüngste Sammlung von Bartsch läßt die früher beliebten kahlen und kalten Textabdrücke altdeutscher Schriftwerke nachgerade in einem fast komischen Lichte erscheinen.

Bibliographie.

Allianzen. Ein Blick auf die gegenwärtige, politische Situation. Nicht von einem Literaten. Berlin, Janke. Gr. 8. 3 Ngr.

Beißke, H., Geschichte des Jahres 1815. 1ster Bd. Berlin, Kobligk. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Braun von Braunthal, Neuhof. Historischer Roman. 3 Bde. Wien, Typogr.-liter.-artist. Anstalt. 8. 3 Thlr.

Brehm, und L. F. Zimmermann, Bilder und Skizzen aus dem Zoologischen Garten zu Hamburg. Hamburg, Lührsen. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bresciani, A., Lorenzo, oder der Conscribirte. Liguriſche Erzählung von 1810—1814. Aus dem Italienischen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 22½ Ngr.

Briefe und Tagebuch-Blätter von Gräfin C * * *. Wien, Lechler. 8. 2 Thlr.

Damaris. Von S. Gräfin S., der Verfasserin der „Wege zum innern Frieden". Berlin, A. Duncker. Br. 8. 22½ Ngr.

Deinhardt, J. H., Leben und Character des Wandsbecker Boten Matthias Claudius als Beilage zu seinen Werken. Gotha, F. A. Perthes. 8. 9 Ngr.

Dräxler-Manfred, C., Wohlthaten. Aufzeichnungen für edle Herzen. Stuttgart, Koch. 16. 18 Ngr.

Eisbolz, F. v., Veteranen-Lieder. Leipzig, Weber. 16. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tegnér, E., Die Frithiofs-Sage. Uebersetzt von G. v. Leinburg. 3te, neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Arnold. 8. 18 Ngr.

Tölle, W., Die Wissenschaft der Religion. 1ster Bd. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane
von
Marie Sophie Schwartz.
Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet, worin die bereits erschienenen sowie alle künftig erscheinenden Werke der Verfasserin Aufnahme finden werden.

Der erste Band, enthaltend den ersten Theil des in zweiter Auflage erscheinenden Romans: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke", ist nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

„Knospen und Blüthen."
POESIEN,
verfasst von deutschen Jünglingen und Jungfrauen für die Jugend Deutschlands.
(Unter Leitung mehrerer Freunde deutscher Dichtkunst.)

Erscheinen vom 1. Januar 1865 ab wöchentlich in gross Quart 1 — 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 10 Sgr. = 36 Kr. Rh. Sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. — Das Nähere der Aufruf.

Frankfurt a. M., im November 1864.

J. Sander's *Selbstverlag.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dinorah.
Gedicht in drei Gesängen
von
Hermann Neumann.

Miniaturausgabe. Cartonnirt 20 Ngr.

Den früher erschienenen Dichtungen des Verfassers, wie „Nur-Jehan" und „Des Dichters Herz", schließt sich dieses neue Gedicht würdig an, sowol was zarten, sinnigen Inhalt als was Reinheit und Gewandtheit der Form betrifft. Die elegante Ausstattung macht das Buch auch vorzüglich geeignet zu einem literarischen Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jugendleben.
Biographisches Idyll aus Westpreußen von
Bogumil Goltz.

Zweite umgearbeitete Auflage.
In vier Bändchen zu je 20 Ngr.

„Ein Jugendleben" bietet Wahrheit und Dichtung aus dem Leben des bekannten und geschätzten Verfassers, und sein origineller Geist spiegelt sich darin auf das liebenswürdigste ab. Es enthält einen Schatz von Poesie, Humor und Lebensweisheit, der ihm eine bleibende Stelle in der deutschen Literatur sichert und es jedem Familienkreise als reichen Quell anregender Unterhaltung empfiehlt.

Damit dem Buche die verdiente Verbreitung im deutschen Volk zutheil werde, ist bei dieser zweiten, vom Verfasser aufs sorgfältigste umgearbeiteten Auflage der Preis fast um die Hälfte billiger als bei der ersten gestellt worden.

Das erste Bändchen ist in allen Buchhandlungen vorräthig; Fortsetzung und Schluß werden in kürzester Frist folgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist von diesem Werke die zweite Hälfte des achten Halbbandes (Preis 18 Ngr.) erschienen, womit die von Prof. Holtzmann herausgegebene Uebersetzung und Erklärung der Bücher des Neuen Bundes nunmehr vollständig vorliegt. Auch die Vollendung der Uebersetzung des Alten Bundes durch Prof. Kamphausen darf binnen kurzem erwartet werden, sodaß alsdann die ganze erste Abtheilung des Werks: die Uebersetzung und Erklärung der Bibel, vollständig erschienen sein wird.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt bisjetzt bereits Folgendes vor: Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., siebenter 26 Ngr., achter (erste Hälfte) 20 Ngr., achter (zweite Hälfte) 18 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., vierter 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Theodor von Küstner.

Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin. Zur Geschichte und Statistik des Theaters. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rückblick auf das leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des leipziger Stadttheaters. Nebst allgemeinen Bemerkungen über die Bühnenleitung in artistischer wie finanzieller Hinsicht. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorstehende Werke des kürzlich verstorbenen, um die deutsche Bühne so hochverdienten Generalintendanten **K. Th. von Küstner** fanden bei ihrem Erscheinen ungewöhnliche Theilnahme in den verschiedensten Kreisen und können als werthvolle Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters namentlich den zahlreichen Freunden des Heimgegangenen empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 19. Januar 1865.

Inhalt: Der deutsch-dänische Krieg von 1864. Von Karl Gustav von Berneck. — Emanuel Geibel's neueste Gedichte. Von Rudolf Gottschall. — Neue Romane. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Shakspeare-Notizen; Napoleon I. und der Almanach von Gotha; Adolf Böttger; Ein Lehrbuch über volksthümliche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der deutsch-dänische Krieg von 1864.

Schon im Laufe des Kriegs, der nun durch den Frieden zu Wien beendigt ist, sind viele Schriften erschienen, welche, dem Gange der Ereignisse unmittelbar folgend, theils den ganzen Feldzug, theils einzelne Abschnitte desselben zur Darstellung brachten. Die Meinung über den bleibenden Werth solcher Schriften mag eine sehr verschiedene sein, immerhin haben sie wenigstens den frischen Eindruck der Thatsachen abgespiegelt, wenn auch natürlich die wahren Ursachen und Triebfedern derselben, soweit sie sich der öffentlichen Kenntniß entzogen haben, erst in späterer Zeit zu einer stichhaltigen Kritik der höhern Kriegsleitung führen können. Wir dürfen wol den Gang des kurzen, mit so vollständigem Erfolge gekrönten Feldzugs als allgemein bekannt voraussetzen und wollen uns hier begnügen, unsern Lesern nur eine gedrängte Analyse der uns eben vorliegenden Werke zu geben, ohne dieselben nach einer begründeten Reihenfolge zu gruppiren.

1. Der deutsch-dänische Krieg 1864 politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit Kriegskarten und Plänen. Zürich, Schulthess. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Die Einleitung stellt kurz und klar die Entwickelung der Streitfrage dar, seit dem Königsgesetz 1660, welches durch einen Staatsstreich Dänemark in ein Erbreich verwandelte und dem neuen Erbfolgegesetz von 1665, welches nach dem Erlöschen des Mannsstammes der dänischen oder ältesten Linie des oldenburger Hauses deren weibliche Descendenz mit Ausschluß der Agnaten (Augustenburg, Glücksburg, Gottorp) zum Throne bestimmte, aber weder von letztern, noch von den schleswig-holsteinischen Ständen anerkannt wurde. In der Persönlichkeit Christian's VIII., der zwar ein freisinniger und gebildeter Mann, aber durch und durch Däne war und die mögliche Lostrennung der Herzogthümer zu verhindern strebte, in seiner Abneigung gegen den Herzog von Augustenburg, dem er vergeblich sein Erbrecht abzukaufen gesucht, und in seiner Vorliebe für seine Schwester, welche durchaus ihrem Sohn, dem Prinzen Friedrich von Hessen, den Thron verschaffen wollte, wird der Schlüssel zu den nächsten Ereignissen gefunden. Diese werden nun zusammengefaßt, vom „offenen Briefe" 1846 an, bis zu dem Warschauer Protokoll 1849 und Londoner Tractat 1852, der Verzichtleistung des Herzogs von Augustenburg für sich und seine Familie, gegen welche nur der Bruder desselben protestirt hat, und der Vereinbarung Preußens und Oesterreichs mit Dänemark über die Nichteinverleibung Schleswigs. Den Verhandlungen mit dem Bunde weiht der Verfasser seine bekannte ironische Schärfe; aber er geiselt nicht die Bundesversammlung allein, sondern kurz gesagt alle Parteien und hervortretenden Personen. Lord Russell nennt er einen Staatsmann von weltberühmter Nullität, den Nationalverein eine Assecuranzcompagnie für die Besetzung vacanter Stellen in den Kammern, die neueste Entsagung des Herzogs von Augustenburg zu Gunsten seines Sohnes eine unwürdige Komödie, der Fortschrittspartei spricht er das Recht ab, sich eine demokratische zu nennen, und wie er sich über den „Herzog Friedrich" äußert, möge man im Buche nachlesen, ebenso über von der Pfordten, den „Hauptbiedermann". Die Ironie nimmt den Charakter bittern Grimms an, wenn von dem Hülfscomité, von dem kläglichen Versuch der Selbstbesteuerung, dem Compromiß mit den Großdeutschen und dem Centralausschuß die Rede ist. Von einem deutschen Parlament, „solange Deutschland in 30 und ungerade souveräne Staaten getheilt ist und sehnsüchtig nach einem neuen Souverän verlangt", will der Verfasser nichts wissen, „es würde nur mehr Abgeordnetensitze schaffen, auf denen Mitglieder des Nationalvereins ihrer Redewuth ein Genüge thun könnten". Letztern zeiht er wiederholt des Particularismus, und findet dessen Schwärmen für eine neue souveräne Dynastie mit dem Streben nach der Einheit ganz unverträglich. Für das letztere „möchte die Durchführung des Gedankens der Mainlinie immer noch vortheilhafter sein". In Preußen unterscheidet und kennzeichnet er die Partei Bismarck, die der Königin und des Kronprinzen, die Militärpartei und das Abgeordnetenhaus, „vorzugsweise aus Leuten der Fortschrittspartei zusammengesetzt, aber längst schon zu einer bloßen Rednerbühne geworden".

Die Darstellung der politischen Entwickelung der Angelegenheiten bis zum Beginn des Kriegs schließt mit der

ebenso treffenden, als bedeutungsschweren Bemerkung, „daß die Correspondenz des Prinzen von Augustenburg mit dem Kaiser Napoleon durchaus nicht vereinzelt dastehe, sondern auch eine Anzahl der Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten, in der Furcht, von Oesterreich und Preußen mediatisirt zu werden, hoffnungsvoll ihre Blicke auf Napoleon richten, zu allem andern also auch noch Aussicht auf einen Rheinbund sei und es wol nur am Kaiser Napoleon liege, ob er den neuen Rheinbund für seine Zwecke schaffen und benutzen wolle oder nicht". Die Situation hat sich seitdem zwar geändert, aber diese Gefahr wird bei jeder neuen Wendung, welche die erwähnte Furcht wieder erweckt, Deutschland von neuem bedrohen, bis letzteres eine Neugestaltung erlangt hat, die seinem wahren Heile entspricht. Der Verfasser wendet sich nun zum Kriegsschauplatz, den er mit gewohnter Sicherheit schildert, nicht blos nach seiner Configuration, sondern auch der taktischen Bedeutung nach. Besonders das Knickland ist ganz vortrefflich dargestellt. Er sagt mit Recht: „Ein Land von zu großer, wie ein Land von zu geringer Ausdehnung bietet sich nicht stark zur Anwendung der strategischen Hülfsmittel dar, deren das militärische Genie sich zu bedienen pflegt, um die großen entscheidenden Siege zu erfechten, die als die Blüten der Kriegskunst von der Welt bewundert werden." Bei der geringen Breite der Halbinsel konnten die Dänen an einem Abschnitte eine strategische Aufstellung nehmen, und den Feind auf das einfache Draufgehen beschränken, dann in eine zweite, dritte u. s. w. weichen. So zuerst im Danewerk, das mit seinen natürlichen und Kunsthindernissen eingehend betrachtet wird. Daran knüpft sich die Beleuchtung der möglichen Vortheile, welche daraus zu ziehen, der Rückzugslinie auf Flensburg und Alsen, die militärische Betrachtung dieser Insel und der düppeler Stellung, ferner der Stellung von Fridericia. Zur Zeit, als diese Betrachtung niedergeschrieben wurde, waren diese Stellungen noch nicht gefallen, und es ließ sich nicht vorhersehen, wie lange der Glanz der Gegenwehr schimmern und ob letztere durch ihre Dauer noch Verwickelungen in der Politik und daraus die Intervention bringen würde. Das ist der Uebelstand bei Werken, welche mitten in den Ereignissen geschrieben werden, daß die Vorbemerkungen mit den spätern nicht immer harmoniren. Nach dem Kriegsschauplatze werden die gegenseitigen Streitkräfte ins Auge gefaßt. Die Bundeskriegsverfassung geben wir preis. Daß sich der Verfasser die Gelegenheit nicht entgehen lassen würde, gegen die preußische Reorganisation zu kämpfen, ist von seinem Standpunkt aus nur consequent. Wir sind weit entfernt, alle Erfolge des Kriegs, wie es wol manchen Orts geschieht, der Reorganisation zuzuschreiben, und theilen die Ansicht Rüstow's, daß die preußische Armee jene Erfolge auch mit einer andern Organisation errungen haben würde; die Hauptpunkte aber, worin der Werth der neuesten liegt, werden nur immer ignorirt und der Streit auf ein ganz anderes Feld geschoben. Nicht die Thaten der Streiter, sondern die erhöhte Schlagfertigkeit der ganzen Armee auch im Frieden, die Schnelligkeit, mit welcher einzelne Theile mobil gemacht und auf den Kriegsschauplatz geworfen werden können, und endlich die Schonung anderer Interessen des Landes, welche jede Mobilisirung der Landwehr bis in die einzelnen Familien hinein verletzt, das und manches andere noch muß hervorgehoben werden. Daß die Landwehr nicht zum „Nothnagel" herabsinken, sondern nur ihre ursprünglichen, durch die Kriege aller Zeiten hindurch gehenden schönen Bestimmung, die schon in ihrem Name liegt, zurückgegeben werden soll, glauben wir verbürgen zu können. Die Bedenken, welche in unserm Werke über die Ausbildung der preußischen Truppen, als zu wenig auf das Feld berechnet, geäußert worden, hat der Krieg widerlegt. Ueber den angefochtenen Grundsatz: die Truppen möglichst in ihrer taktischen Formation an den Feind zu bringen, verweisen wir auf die französischen Generale, namentlich MacMahon, welche denselben noch im italienischen Kriege von 1859 immer befolgt haben. Die Tirailleurschwärme voran, die Bataillonscolonnen möglichst geschlossen und in Verbindung miteinander! Auch die Behauptung, daß die österreichische Marine für den deutsch-dänischen Krieg durch die Stellung Italiens in Schach gehalten und ziemlich unwirksam gemacht sei, ist durch das Auftreten einer österreichischen Flotte in der Nordsee widerlegt worden. Wenn das Werk ein halbes Jahr später geschrieben wäre, würde es, ohne an Frische zu verlieren, mehr aus einem Gusse sein. Eine zweite Auflage wird das bewirken.

Der Behandlung der Kriegsereignisse sind alle die Vorzüge nachzurühmen, welche wir bereits in vielen frühern Werken des Verfassers in d. Bl. anerkannt haben. Wo die Thatsachen dazu führen, lesen wir scharfe Bemerkungen eingeflochten, so über das Verhalten der Bundesmehrheit, welche das Vorgehen der Alliirten nicht hindern kann und sich deshalb zähneknirschend fügt, ihnen aber allerhand „kleine Hindernisse und Unbequemlichkeiten" bereitet; ferner über die Parlamente, für welche der Verfasser „keine, aber auch gar keine Sympathien" hat; über die schwarz-roth-goldene Fahne, „statt deren die Deutschen wenn Deutschland es noch einmal zu Einem Staatswesen bringt, wol auf Einfarbigkeit halten werden, wenngleich wir nicht gerade für die weiße Farbe stimmen".

Aus der Schilderung und Kritik der Operationen und Gefechte heben wir nur einiges hervor. Daß der Angriff bei Missunde, wie Rüstow aus der großen Artilleriemasse schließt, eine ernstere Absicht gehabt, ist neuerdings durch das Werk des Gr. W. (s. unten) bestätigt worden. Die Räumung des Danewerks findet er vollkommen gerechtfertigt, da ein Offensivstoß gegen die Oesterreicher und die preußische Garde, vor der Ankunft des Prinzen Friedrich Karl im Rücken, um erfolgreich zu sein, mehr Energie bedingt hätte, als hier zu finden war. Die Organisation des Nachrichtenwesens tadelt er; wir haben Klagen darüber schon im badischen Feldzuge gehört und uns bei anderer Gelegenheit selbst darüber ausgesprochen. Die Pause, welche mit der Besetzung von Flensburg in den Kriegsbegebenheiten eintrat, füllt in der

Werke ein Blick auf den Eindruck, welchen der Verlust des Danewerks auf die Dänen gemacht, auf die innern Verhältnisse der alliirten Armee und auf ihre Beziehungen zu den Bundestruppen in Holstein, wie auch auf die Thätigkeit des Bundes. Diesem Intermezzo gehen einige kritische Bemerkungen über den bisherigen Gang des Kriegs voran, welche constatiren, daß die dänische Armee weder aufgerieben, noch mehr geschwächt war, als es gewöhnlich durch einige nicht bedeutende Gefechte geschieht, und daß sie von neuem in festen Stellungen stand, minder ausgedehnt, concentrirter, mit bequemern kürzern Rückzugslinien als das Danewerk. Die bekannten Differenzen wegen der sechs Dörfer, der Hornviehlieferungen und der Telegraphen, das Einrücken der Preußen in Holstein und die Vorgänge am Bundestage wegen der von der Pfordten'schen Anträge und der darauffolgenden von Oesterreich und Preußen über den Oberbefehl sind interessant genug dargestellt, sehr ergötzlich die Charakteristik des modernen Anhängsels der Kriegführung: der „Amateurs", zu denen er als besondere Klasse die Correspondenten rechnet. Von diesen bezeichnet er ironisch Tempelley, „wol auch die Klytämnestra von Gotha genannt, weil er sich der Abfassung eines Dramas «Klytämnestra» schuldig gemacht", und Gustav Rasch, „den Mann des verlassenen Bruderstammes, doch von Frau Elpis Melena auch «Streiter Italiens» genannt".

Als Einleitung zu den folgenden Operationen werden deren Möglichkeiten besprochen, wobei sich der Verfasser gegen die Theilung der Armee zum Angriff der Düppeler Schanzen und zum Marsch nach Jütland erklärt, indem es politisch von der höchsten Wichtigkeit gewesen, sich der Alsen und der Insel Alsen zu bemächtigen, um ganz Schleswig zu haben, dessen Occupation die Verbündeten angekündigt hatten, viel wichtiger als Fridericia, auch leichter. Die Politik habe ferner gerathen, Mäßigung gegen Dänemark zu zeigen; wenn dasselbe nach dem Verluste von Schleswig dennoch auf seinem Widerstand beharrte, war es immer noch Zeit, ihm auch Jütland mit seinen Hülfsquellen zu entreißen. Daß die Verbündeten nach englischer Idee gar nicht dazu berechtigt gewesen, weist er entschieden zurück, wie auch später das unverständige Geschrei der Engländer über die Beschießung von Sonderburg. Den Begebenheiten vor Düppel, nachdem einmal die beiden Operationen zu gleicher Zeit beschlossen worden, widmet er eine besondere Aufmerksamkeit, und was er über Recognoscirung gegen eine Festung oder verschanzte Stellung sagt und von dem Angriff auf dieselbe, wobei er die alte, auf das Vauban'sche Approchirsystem begründete Ansicht verwirft, ist aller Beherzigung werth. Nachdem er die kleinen Begebenheiten vor Düppel bis zum 22. Februar erzählt hat, berichtet er von der zweiten Operation, dem Einrücken und Vordringen in Jütland, nebst der Beschießung von Fridericia, und wendet sich, nachdem er die Besitznahme von Femarn und das erste Seegefecht erwähnt, wieder den Düppeler Schanzen zu, wo er den Stillstand der preußischen Waffen rügt. Wir müssen uns versagen, darauf näher einzugehen; was darüber officiell zu erklären ist, wird sich in dem Werke des Gr. W. finden, wir weisen hier nur auf Rüstow's Bemerkung S. 437 hin. Die Darstellung der Belagerung ist mit der vollkommenen Fachkenntniß des Ingenieurs geschrieben, die Erstürmung der düppeler Stellung vortrefflich dargestellt. Den Betrachtungen über die Resultate des Tags von Düppel sind noch strategische und politische hinzugefügt; wir lassen gewiß die einfache und berechtigte Bemerkung über Geschehenes im Interesse der Wahrheit gelten, und haben solche, auch wenn sie von einer Seite kam, deren Ueberzeugungen nicht die unserigen sind, nie als Ausfall behandelt; ob aber alles, was hier gesagt ist, in jene Kategorie gehört, überlassen wir dem Urtheil der Leser des Werks. Dasselbe wird hierauf rasch seinem Ende zugeführt: die Conferenz, der Waffenstillstand, der Wiederbeginn der Feindseligkeiten, die Einnahme von Alsen, die Vorbereitungen zum Uebergange nach Fünen, die vollständige Besetzung von Jütland, die Ereignisse zur See und auf den friesischen Inseln, der neue Waffenstillstand, der Präliminarfriede, dann Schluß.

Die Bemerkungen über die Verhandlungen am Bunde und den Frieden selbst sind sehr interessant, wir schließen uns dem, was über den deutschen Particularismus gesagt ist, vollkommen an. „Derselbe geberdete sich fürchterlich, er bewies, daß die deutschen Fürsten und Regierungen nicht allein schuld daran sind, daß Deutschland nicht ein und ein großes Reich ist." Dazu wird denn der Götzendienst mit dem „legitimen Prätendenten, gegen welchen sich bald ebenso legitime Protestanten erhoben", eine Eulenspiegelei genannt, „welche die ganze Hohlheit des sogenannten liberalen Fortschrittsthums mit bengalischem Feuer beleuchtet". Die Friedensbedingungen werden zum Schlusse erörtert, deren erster Artikel, die Abtretung der Herzogthümer an die Großmächte, den Kern der Dinge bildet. Der Verfasser findet sie nothwendig, „an wen sonst hätten sie abgetreten werden sollen? An den Deutschen Bund? Dieser hatte außer mit Reden in der Bundesversammlung, außer mit der unschuldigen Execution, die kein Krieg war und kein Krieg sein sollte, dem König von Dänemark nie etwas gethan!" In seiner offen ausgesprochenen Richtung, nach welcher Rüstow schon den Gedanken der Mainlinie als einen Fortschritt zur künftigen Einheit Deutschlands betrachtet, findet er die Annexion der Herzogthümer an Preußen der Begründung eines neuen kleinen Staats vorzuziehen. Die deutsch-dänische Frage hält er mit dem Definitivfrieden noch nicht am Ende, denn es müsse noch die Auseinandersetzung Oesterreichs und Preußens unter sich und mit dem Bunde, die Prüfung der verschiedenen Erbansprüche und was damit zusammenhängt kommen, und auch in Dänemark könne die Frage nach der Thronberechtigung Christian's IX., die nur auf dem hinfällig gewordenen Londoner Protokoll beruhte, ernstlicher aufgeworfen werden. Die Idee, daß nun ganz Dänemark in den Deutschen Bund treten solle, findet der Verfasser in der Hoffnung, daß der Bund möglichst bald zu Grunde gehe und ein deutsches Reich

aus ihm werde, so übel nicht, doch würde sie gewiß ohne einen allgemeinen Krieg schwerlich durchzuführen sein.

Wir haben bei dem Werke, das bereits eine große Verbreitung erlangt hat, länger verweilt, weil es neben der militärischen Action auch die politischen Verhältnisse und besonders diese, wir erkennen das an, mit möglichstem Streben nach Unparteilichkeit behandelt. Der Standpunkt des Verfassers und seine Anschauung über kommende Dinge, von denen er Deutschlands Zukunft abhängig macht, ist von ihm auch hier nicht verleugnet und überall mit Energie vertreten worden. Das hat uns aber, die wir, von andern Principien ausgehend, ebenso fest auf dem unsern stehen, nie verhindert, den Werth seiner Werke im vollen Maße anzuerkennen.

Zu den kleinern Schriften, welche sich mit gedrängter Darstellung der Kriegsereignisse begnügen, gehört:

2. Der Winterfeldzug in Schleswig-Holstein. Von von Deduroth. Mit einer Karte. Berlin, F. Schulze. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser erklärt seine Aufgabe mit der Erstürmung der Düppeler Schanzen für beendigt. Allerdings verspricht der Titel nur den Winterfeldzug, doch hätte er wol noch den bald darauf folgenden Schluß des Kriegs bringen können. Die Schrift ist eine Zusammenstellung der Thatsachen nach den öffentlichen Berichten; sie gibt auch das Urtheil wieder, das zuweilen über die Bajonnetangriffe der Oesterreicher ohne viel einleitendes Feuer laut wurde. Man schrieb diese den Erfahrungen des italienischen Kriegs, dem Einfluß des Wetters auf die österreichischen Gewehre u. s. w. zu; wir glauben aber, daß es jeder taktischen Lehre vollkommen entsprach. Wer wird sich mit unnützem Herumschießen aufhalten, wenn der Feind so gedeckt steht, daß er durch Feuer nicht zu vertreiben ist! Die Oesterreicher haben vollkommen richtig gehandelt.

3. Der deutsch-dänische Krieg im Jahre 1864 in gedrängter chronologischer Uebersicht nach authentischen Quellen und eigener Anschauung zusammengestellt von einem preußischen Offizier. Mit zwei erläuternden Karten. Wittenberg, Herrosé. 1864. 4. 10 Ngr.

Vorausgeschickt wird die Stärke und Zusammensetzung der alliirten und dänischen Armee. Dann folgt in drei Columnen die Darstellung der Kriegsbegebenheiten bei der preußischen Gardedivision, dem österreichischen und preußischen Corps. Es ist nur eine Uebersicht, mehr hat der Verfasser auch nicht geben wollen.

4. Von der Eider bis Düppel. Eine Skizze vom Kriegstheater. Von einem Offizier. Zum Besten der Hinterbliebenen der Gefallenen der k. k. österreichischen und königl. preußischen verbündeten Armee. Zweite unveränderte Ausgabe. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1864. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Arbeit, wie das Vorwort sagt, beansprucht nicht, eine erschöpfende Darstellung der kriegerischen Ereignisse zu sein oder einen militärgeschichtlichen Werth zu haben. Sie soll, neben einer kurzen Erzählung der Thatsachen, zum größten Theil Selbsterlebtes eines Touristen auf dem Kriegsschauplatze schildern und ist für das größere Publikum bestimmt. Diesem können wir sie wegen ihrer frischen und lebendigen Darstellungsweise empfehlen. Der Verfasser, der sich immer nennen könnte, ist in dem Zeitraume, den er schildert, bei der österreichischen Armee gewesen und gibt über deren Kriegsleben und Thaten, wie über ihre Verluste einen sehr detaillirten Bericht.

5. Der schleswig-holsteinische Krieg von 1864. Von C. von Winterfeld. Potsdam, Döring. 1864. Gr. 8. In Abtheilungen zu 15 Ngr.

Dies Werk, obgleich nicht umfangreich, hat auch die politischen Verhältnisse in seinen Rahmen gezogen. „Schleswig-Holstein und sein gutes Recht" ist der erste Abschnitt betitelt, in welchem das Land und seine Bewohner, das Nothwendige aus seiner frühern Geschichte und seine Verhältnisse vom Wiener Congreß bis zum Tode Friedrich's VII. geschildert werden. Der Verfasser spricht sich entschieden gegen die im Warschauer Protokoll gewahrten russischen Ansprüche und für die der Augustenburger aus. Der Einleitung folgt „Der Krieg für Schleswig-Holsteins gutes Recht." In diesem Theile wird nur die thatsächliche Entwickelung der Ereignisse betrachtet, ohne auf die Verhandlungen der in Zwiespalt gerathenen deutschen Regierungen, den Abgeordnetentag und andere Versammlungen, in denen das Recht Schleswig-Holsteins und die Hülfe für diese Länder berathen wurden, einzugehen. Doch werden einige gelungene Charakteristiken eingefügt, in der pikanten Weise, welche den Verfasser auf anderm benachbarten Gebiete so beliebt gemacht haben. De Meza's „kleiner Krieg mit den Straßenjungen" ist ganz ergötzlich geschildert. Auch das Colorit einzelner Scenen, wo die Schilderung statt des bloßen Berichts eintritt, ist sehr ansprechend. Das Werk wird daher für jeden, welcher nicht blos die Thatsachen im Zusammenhange lesen, sondern sie zugleich interessant vorgeführt haben will, eine willkommene Lektüre sein. Der Schluß ist uns noch nicht zugegangen, wir hätten die weitern Consequenzen des Verfassers gern gehört.

6. Vom verrathenen Bruderstamme. Der Krieg in Schleswig-Holstein im Jahre 1864. Von Gustav Rasch. Leipzig, O. Wigand. 1864. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bei seinem Erscheinen wurde dies Buch in Preußen verboten, jetzt ist es freigegeben. Wenn jene Maßregel wol durch die revolutionären Tendenzen, zu denen sich der Verfasser offen bekennt, hervorgerufen worden ist, so muß man das Werk bei näherer Beleuchtung doch nicht für so gefährlich gehalten haben. Es ist der Generalin Haug gewidmet, als „Tochter des verrathenen Bruderstammes und Gemahlin eines edeln Streiters der Revolution". Die kurze Widmung spricht dann „von der Schlacht des Jahrhunderts, die für die großen und erhabenen Grundsätze der Demokratie, für die Freiheit und Nationalität der Völker, für Polen, für Ungarn, für Italien, für das große gemeinsame deutsche Vaterland geschlagen wird. Der Tag ist bereits angebrochen, Millionen Streiter werden auf dem Kampfplatz erscheinen." Vorderhand doch wol nur „in Worten bis auf den letzten Mann"! In der Vorrede wird dann das Beiwort „verrathen" erklärt.

Allerdings ist sie im Frühjahre 1864, vielleicht vor dem Londoner Congreß geschrieben; seitdem sind von all den Forderungen, welche der Verfasser als unbestrittene Rechte der Herzogthümer stellt, doch die meisten, namentlich die mit gesperrter Schrift als den Hauptpunkt bezeichnete „vollständige Lostrennung von Dänemark für immer" erfüllt worden, freilich die beiden letzten nicht: „freie Wahl der künftigen Regierungsform und künftige Stellung unter den Staaten — Europas!" Wir bescheiden uns, über die erstere ein Prognostikon zu stellen und finden die zweite, was Europa betrifft, etwas hoch: eine Stellung in Deutschland wäre wol auch genug. Warum aber doch ein besonderer Staat wieder, wenn die Einheit Deutschlands auf der Fahne steht? Der Verfasser spricht indessen an einer spätern Stelle deutlich aus, was eigentlich sein Kernpunkt ist; er nennt es eine Lüge, daß die politische Gesinnung in den Herzogthümern eine höchst conservative sei, und behauptet, „daß das Volk mit Herzog Friedrich ein schleuniges Ende machen würde, wenn es ihm einmal gelüsten sollte, gegen das von ihm beschworene Staatsgrundgesetz von 1848 zu regieren". Darin liegt also der Schlüssel zum Titel des Werks. „Verrathen" ist der Bruderstamm so lange, als ihm dies Grundgesetz vorenthalten bleibt. Der angedrohten Revolution widerspricht aber fast jede Schilderung in dem Werke selbst, in welchem sich der Verfasser über den gesetzlichen, jeder revolutionären Initiative abgeneigten Sinn, über die unerschütterliche Neigung zur bürgerlichen Ordnung beklagt, welche ihn sowol in Holstein als auch in Schleswig bei seinen jetzigen wie frühern Agitationen zur Verzweiflung gebracht hat. Ob in den Herzogthümern für das Grundgesetz von 1848, falls dasselbe definitiv beseitigt, eine Revolution ausbrechen wird, müssen wir abwarten.

Der Verfasser hat mit glühendem Eifer schon seit mehrern Jahren für das deutsche Recht derselben gewirkt, indem er die Dänenwirthschaft an den Pranger stellte. Sein neues Werk ist eigentlich nur eine Fortsetzung des frühern, indem es neues Material hinzufügt, man könnte es eine Personalchronik dänischer Schergen und Helfershelfer nennen, denn sie sind alle darin bezeichnet, und es wird von Herzen bedauert, daß sie nicht von der Volksjustiz zerrissen worden sind. An den angeführten Thatsachen haben wir keinen Grund zu zweifeln. Weniger Werth legen wir auf die angeführten Auslassungen einzelner Soldaten über die Kriegführung. Den ganzen militärischen Theil des Buchs wollen wir überhaupt unbesprochen lassen, der Verfasser wird wol selbst kein Gewicht darauflegen, da er ihn trotz des Programms im Vorwort nicht einmal zu Ende geführt hat. Kriegsoperationen, Gefechte und Schlachten richtig darzustellen und zu beurtheilen, reicht bloßer Dilettantismus, selbst der gesunde Menschenverstand nicht aus, dazu gehören gründliche militärische Kenntnisse. Den eingeflochtenen Charakterschilderungen stimmen wir dagegen meist zu, nur den „greisen Feldmarschall" kennt der Verfasser doch nicht, wenn er meint, seine vielen Sonderbarkeiten, selbst sein fehlerhaftes Deutsch seien nur Maske, um seine Individualität zu verbergen. Wer jemals den alten Herrn vor den höchsten Machthabern gesehen hat, kann auch nicht glauben, daß er sich wegen seines Verfahrens gegen Rasch bei diesem entschuldigt habe. Ueber seine Strategie mag derselbe denken wie er will, wenn er aber sagt, daß der Feldmarschall „kein großer Taktiker" sei, so muß man annehmen, daß ihm Taktik und Feldherrnkunst gleichbedeutend sind, denn in taktischen Manövern ist gerade der Feldmarschall ausgezeichnet. Große Anerkennung verdient dagegen die Gerechtigkeit, mit welcher der Verfasser den Präsidenten von Zedlitz trotz seiner Ausweisung schildert; wir finden das um so ehrenhafter, als seine Partei selten politischen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der erste Band des Werks enthält die Bundesexecution in Holstein, über welche unbarmherzig der Stab gebrochen wird; der zweite den Krieg in Schleswig, der aber, wie gesagt, nicht beendigt ist, sondern mit dem dithyrambisch geschilderten Sturm von Düppel schließt. Vielleicht folgt daher noch ein dritter Band.

7. Drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze. Von W. F. Besser. Halle, Mühlmann. 1864. 8. 10 Ngr.

Das kleine Büchlein hat in der kurzen Zeit bereits die dritte Auflage erlebt, gewiß für das Werk eines Geistlichen in unsern unkirchlichen Tagen eine bedeutende Empfehlung. Der Verfasser, evangelisch-lutherischer Pastor zu Waldenburg, als theologischer Schriftsteller bekannt, erhielt vom Oberkirchenrath den Auftrag, nach dem Kriegsschauplatze sich zu begeben, um bei den in der ganzen Armee zerstreuten vor dem Feinde stehenden Soldaten lutherischer Confession die Seelsorge wahrzunehmen. Es war nach dem Sturme von Düppel, die Truppen standen theilweise in Nordschleswig und Jütland, dem Verfasser kam dort seine Kenntniß der dänischen Sprache zu statten, nicht allein der Bevölkerung wegen, sondern auch um dänische Verwundete und Gefangene seiner Mission theilhaftig zu machen. Man kann sich keinen größern Contrast denken, als zwischen dem vorher besprochenen Buche und diesem: wenn man dort den Agitator auf seinen Eisenbahnfahrten sieht, überall eifrig bemüht, die Bevölkerung, über deren Mangel an revolutionärer „Initiative" er sich beklagt, zur Selbsthülfe gegen die dänischen Beamten, wenigstens zu einiger „Pression" zu reizen, so begleitet man hier den Diener des Herrn auf seinen schweren Wegen durch die Lazarethe und Krankenstuben, wo er, fern von jeder Selbstverherrlichung, Verwundeten und Sterbenden die Wohlthaten der Religion bringt. Seine Darstellung des Erlebten ist oft tief ergreifend und enthält viele schöne Züge echter Bruderliebe auch zwischen Feinden; sie ruht auf dem festen Bekenntniß, das sich auf jeder Seite ausspricht, aber sie schließt auch heitere Elemente nicht aus, wie das Feldleben sie darbietet. Der wahre Glaube bedingt ja keine Kopfhängerei, wie Luther persönlich bewiesen. Vielen, welche dort theuere Verwandte verloren haben, deren hier Erwähnung geschieht, auch andern, welche dem Verfasser begegnet sind, wird das Büchlein eine willkommene Erinnerung sein.

8. Ueber die Eider an den Alsensund. Blätter aus meinem Kriegstagebuche vom 1. Februar bis zum 20. April 1864. Von Heinrich Mahler. Nebst einer Beilage: Ordre de bataille der dänischen Armee vor dem Feldzuge und Angabe der Uniformirung derselben. Berlin, Frank. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
9. Wieder in den Krieg. Blätter aus meinem Kriegstagebuche vom 29. Juni bis zum 1. August 1864. Von Heinrich Mahler. Nebst 4 Beilagen. Fortsetzung von „Ueber die Eider an den Alsensund". Berlin, Frank. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nicht eine Feldzugsgeschichte im strengen Sinne des Worts, sondern ein Erinnerungsalbum an den ersten Theil des zweiten schleswig-holsteinischen Kriegs, umrankt von feuilletonistischen Arabesken, ein Bild vom Gesammtleben im Kriege, der doch nicht allein nur aus dem Toben des Kampfes besteht, wollte der Verfasser geben. Er wohnte dem Feldzuge als Feldcorrespondent der „Hamburger Nachrichten" und der „Nationalzeitung" bei und hat, was er in bewegter Zeit aufgezeichnet, später in der behaglichen Ruhe des Waffenstillstandes erweitert und gesichert, um es in zusammenhängender Folge zu veröffentlichen. Daraus ist das lebensfrische, anziehende Buch entstanden, das uns vorliegt. Es gibt eine so treue und richtige Darstellung des Kriegslebens, wie sie nur ein Augenzeuge, der selbst Militär gewesen ist und darum das Verständniß nicht blos für die kriegerische Action mit ihren Waffendetails, sondern auch für die Soldatennatur mitbringt, liefern kann, wenn er sich, wie der Verfasser gethan, den Truppen kameradschaftlich anschließt und die Gefahren in unmittelbarer Nähe des Kampfes nicht scheut. Ein ansprechender Humor und eine gewandte Sprache erhöhen das Interesse. Der Takt, der sich überall bekundet, hat auch wol dem Verfasser dazu verholfen, daß er gute Aufnahme gefunden und manches gehört und gesehen hat, was andern nicht vergönnt worden ist. Von der Ausweisung des Dr. Rasch, welchen der Verfasser als seinen Freund vorführt, lesen wir hier kein Wort, da wol andernorts sattsam darüber gesprochen worden.

Die Beilage über die dänische Armee wird zur Orientirung vielen Lesern willkommen sein. Die erste Waffenruhe führte nicht zum Frieden, der Verfasser konnte daher eine Fortsetzung seines Werks unter dem Titel: „Wieder in den Krieg" schreiben, sie enthält die Geschichte des zweiten Theils des Feldzugs und zwar nicht blos der Preußen, sondern auch der Oesterreicher, während die erste Schrift nur die Bewegungen des combinirten preußischen Corps verfolgte. Wir lesen also nicht blos die Eroberung von Alsen, sondern auch die Ueberschreitung des Liimfjords und die Befreiung der westfriesischen Inseln. Der erweiterte Plan wird den Lesern willkommen sein, welche zugleich alle Vorzüge, welche der interessanten Schrift in ihrem ersten Theile nachzurühmen waren, in dem zweiten wiederfinden: dieselbe Frische der Darstellung in den ergreifenden wie in den heitern Scenen des Kriegs, die treffliche Schilderung von Land und Leuten (hier in Jütland) und den guten militärischen Blick. Eine Charakteristik Hammer's berichtigt die Annahme, daß sein Thun etwa nur dänischer Fanatismus gewesen; es war lediglich vom nüchternsten Interesse und persönlichsten Egoismus geleitet, um sich die vielen einträglichen Aemter, welche er auf seine Person zu cumuliren verstanden, wie seinen Privatbesitz zu decken und sich deshalb als Beherrscher der Inseln zu geriren. Allerdings eine andere Figur, als Scott's „Lord of the Isles". Ein wohlverdientes Gedenkblatt ist auch den Johannitern auf dem Kriegsschauplatze gewidmet. Als Beilage erhalten wir die specielle Ordre de bataille des Corps des Prinzen Friedrich Karl und Zeichnungen dänischer Artilleriegeschosse, welche den Mann von Fach bekunden. Darunter war uns besonders das eigenthümliche achtzehnpfündige Shrapnel interessant.

10. Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Bearbeitet von G. Gr. W. Mit Beilagen, Karten und Plänen. Berlin, A. Duncker. 1865. Lex.-8. In Lieferungen zu 12½ Ngr.

Wenn die bisher besprochenen Werke sämmtlich für das allgemeine Publikum bestimmt sind, so wird dies letzte, das uns zugegangen ist, zwar auch jedem, der sich bereits eine politische Anschauung gebildet hat und sich nun aus einer ganz zuverlässigen Darstellung über die Kriegsbegebenheiten belehren will, von Nutzen, ganz besonders aber der militärischen Welt das wichtigste und werthvollste sein. Es ist das einzige, welchem noch andere Quellen, als die öffentlich bekannt gewordenen, zu Gebote gestanden haben, und kann daher mit der Berechtigung einer ebenso gewissenhaft treuen als authentischen Geschichte des dänischen Kriegs auftreten. Der Verfasser hat sich nur mit seinen Initialen bezeichnet; warum? sehen wir nicht ein, da in der beigefügten Ordre de bataille kein anderer dieselben führt und er sich seiner Arbeit wahrlich nicht zu schämen hat. Voranschicken wollen wir gleich, damit der verständige Leser nicht nach Dingen sucht, die er nicht erwarten kann, daß manches strategische Fragezeichen auch hier nicht gelöst wird; dazu ist es aber, wie wir schon im Eingange unserer Analyse ausgesprochen haben, noch nicht an der Zeit. Der Verfasser sagt darüber am Schlusse der kurzen Einleitung, in welcher er alle Befürchtungen berührt, die beim Beginn des Kriegs über die preußische Armee, und deren Führung und Verwaltung laut geworden:

> Mit der Politik werden wir uns nur insoweit zu befassen haben, als dies zum Verständniß des Ganzen nothwendig ist und die einzelnen Bewegungen, Gefechte und Ruhepausen dadurch ihre Begründung finden. Die diplomatische Geschichte dieses Feldzugs bietet aber sicher ebenso viel Interesse, wie die militärische und hat, in gleicher Weise wie diese, auch ihre Glanzpunkte aufzuweisen. Einer spätern Zeit muß es vorbehalten bleiben, diese Geschichte, gemeinsam mit der militärischen zur detaillirten Darstellung zu bringen. Die Fäden der einzelnen hier thätigen Kräfte sind dann, bis zu ihrem Ursprunge hinauf und bis zu ihrer Einwirkung auf die Kriegshandlungen hinab, zu verfolgen. Dazu ist es noch zu früh. Wir müssen uns an das halten, was an die Oberfläche getreten ist, an die Thatsachen selbst.

Mit dieser Anschauung wird man vollkommen einverstanden sein.

Das Werk beginnt natürlich auch mit den Ursachen

des Kriegs. Wie zäh die Dänen noch während der ersten Waffenruhe waren, beweist ein Schreiben ihres Obercommando, das dem Verfasser vorgelegen hat; in demselben wurde Schleswig noch immer officiell „Südjütland" genannt. Dann folgt die Formation der verbündeten Armee und ihr strategischer Aufmarsch hinter der Eider. Der letztere wurde durch die Sicherheit beschleunigt, mit welcher die Eisenbahnverwaltungen ihre schwere Aufgabe, größere Truppenmassen und Kriegsmaterial aller Art in ununterbrochener Folge zu befördern, ohne Störung und ohne den geringsten Unfall gelöst haben, um so verdienstvoller, als darüber hier noch gar keine Erfahrungen gemacht waren. Die allgemeine Ordre de bataille, wie sie in drei Beilagen mitgetheilt wird, enthielt die Eintheilung für administrative und geschäftliche Beziehungen und für die Handhabung der Rechtspflege, und ist für den ganzen Feldzug dieselbe geblieben, dagegen für die taktischen Verhältnisse — für das Gefecht — eine andere Eintheilung nöthig wurde, die natürlich im Laufe der Zeit mehrern Aenderungen unterlag. Diese specielle Ordre de bataille weist eine vierte Beilage nach. Der Plan für den ersten Theil des Feldzugs lief in großen Zügen darauf hinaus, daß das zweite und dritte Corps die Danewerke in der Fronte angreifen und den Feind dort fesseln sollte, während das erste Corps (Prinz Friedrich Karl) die Danewerkstellung bei Missunde öffnete. Ueber die Verpflegung der Armee lesen wir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes hier wie an andern Stellen eingehende Nachrichten. Stellung und Streitkräfte des Feindes werden zunächst geschildert; ein trefflicher, sauber ausgeführter Plan der Danewerksschanzen erläutert die detaillirte Beschreibung in der Beilage; Betrachtungen über die Möglichkeit einer activen Vertheidigung derselben knüpfen sich daran.

Zum Beginn der Feindseligkeiten übergehend, schildert der Verfasser den Uebergang nach Schleswig und die folgenden Gefechte in ihren Einzelheiten, wodurch kriegsgeschichtliche Werke für den Militär um so werthvoller werden. Die Idee, welche dem Stoß auf Missunde und dem großartigen Artilleriefeuer zum Grunde lag, setzt er vollständig auseinander: es galt, den Feind in die Schanzen zu werfen, diese dabei kennen zu lernen und sich bei günstigen Chancen vielleicht des Brückenkopfs, wol gar des Uebergangs selbst zu bemächtigen. Dadurch bestätigt sich Rüstow's Annahme und beseitigt sich die Kritik des Dr. Rasch. Motive, welche die Dänen veranlaßt haben mochten, sich bei Oberselk und Jagel zu schlagen, wozu kein Grund war, sucht der Verfasser darin, daß ihre Vertheidigungsanstalten am 3. Februar noch nicht fertig waren. Wir wollen hier neben dem Vorzuge der genauesten Gefechtsberichte noch die allgemeinen Schilderungen erwähnen, durch welche das Werk sich vor Trockenheit bewahrt und das Interesse der Leser sichert. Sie sind höchst gelungen, z. B. die des Bivuaks im Schneegestöber, ohne Stroh und Feuer, auf dem Marsche nach Arnis. Die Dänen hatten diesen strategisch so geführdeten Flügel in unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Es läßt sich dies nach der Ansicht des Verfassers fast nicht anders erklären, als daß sie einen Winterfeldzug [illegible] halten haben und durch den Angriff [illegible] ständig überrascht worden sind: daher [illegible] Meza's beim Empfang der Sommation, [illegible] zeichnung des Angriffs als Ueberfall der Alliirten [illegible] Beitrag zur Charakteristik des Nachrichtenwesens [illegible] dabei: es waren Relais gestellt; ein Kürassier-Unteroffizier, welcher, auf einem Zettel mit Bleistift geschrieben, die nöthige Meldung vom Abmarsche des Feindes weiter bringen sollte, fand den nächsten österreichischen Husarenposten schon abmarschirt und vertraute, als sein todmüdes Pferd nicht mehr fortkonnte, einem Feldpostillon, dem er begegnete, den Zettel an, welcher hierauf spurlos verschwunden ist. Uebrigens wäre, da er durch viele Hände gegangen und naß geworden, auch nichts mehr darauf zu lesen gewesen. Komisch, aber lehrreich!

Das Werk erscheint in fünf Lieferungen, die in rascher Folge veröffentlicht werden sollen. Bis zum Abschluß unserer Besprechung hat uns nur der Anfang vorgelegen, der für die Fortsetzung die günstigsten Erwartungen hegen läßt.

Außer den genannten Schriften über den deutsch-dänischen Krieg sind noch einige andere erschienen; da sie aber nicht zu unserer Einsicht gekommen sind, glauben wir uns einer bloßen Angabe ihrer Titel enthalten zu können.

Außerdem haben alle illustrirten Zeitschriften natürlich Bilder aus dem Kriege gebracht, theils hervorragende Persönlichkeiten, theils locale Ansichten oder Kriegsscenen aller Art. Gegen die letztern wird allerdings mancher kundige Leser seine Bedenken haben, da sie, wenn auch noch so gut gezeichnet (was auch nicht immer der Fall ist), doch oft ein sehr geringes militärisches Verständniß zeigen. Wir haben aber auch deren sehr gelungene gesehen, in Hackländer's „Ueber Land und Meer", in der „Illustrirten Zeitung" und besonders Camphausen's vortreffliche Illustrationen in der neuen Zeitschrift „Daheim", denen er selbst den erläuternden Text: „Ein Maler auf dem Schlachtfelde", gegeben hat. J. J. Weber in Leipzig läßt „Illustrirte Kriegsberichte" erscheinen. Wahrhaft genial gezeichnet, der unmittelbarsten Theilnahme an den Ereignissen entnommen, sind die „Scenen aus dem Kriegsleben in Schleswig 1864", 12 Blätter von U. von Salpius, Hauptmann im preußischen Generalstabe; vortrefflich ausgeführt im lithographischen Institut von Korn in Berlin. Der ganze Reinertrag ist für die Kronprinzstiftung bestimmt.

Karl Gustav von Berneck.

Emanuel Geibel's neueste Gedichte.

Gedichte und Gedenkblätter von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1864. 8. 1 Thlr.

Geibel's lyrische Muse ist unermüdlich in ihrer Productivität. Den „Neuen Gedichten" folgen diese „Gedichte und Gedenkblätter", welche viel Anmuthendes, wenig Bedeutendes bringen. Im ganzen bleibt Geibel der Richtung treu, Klänge einfacher Empfindung voll und rein anstönen zu lassen; daneben findet sich eine reichhaltige Gnomenpoesie, sinnvoll, doch ohne epigrammatische Schärfe.

Die Oden in antiken Strophen bezeichnen ein neues Gebiet, auf welchem sich Geibel versucht. Ueberhaupt erscheint Geibel's Empfindungswelt in einer neuen Beleuchtung. Die Lebenssonne wirft schräge Strahlen; es liegt etwas wie Resignation in der Luft. Die Seele zehrt von Erinnerungen und phantasirt sich in die Lebensbilder der Vergangenheit zurück, welche dadurch in wehmüthigen Reflexen erscheinen. Die Liederpoesie in dieser Sammlung trägt eine „spätsommerliche" Physiognomie zur Schau.

Und wardst du alt, vergiß der Pein
Und lerne dich am Widerschein
Vom Glück der Jugend sonnen!

Und so sonnt sich seine Muse in Erinnerungen! Er fährt im Nachen über die Flut, in der sich Lübecks Thürme spiegeln; Gesang und Scherz, am Steuer sitzt ein sechzehnjähriges Kind, den wilden Epheukranz im Lockenhaar:

Und plötzlich stand es vor der Seele mir,
Mein ganzes Glück, mein ganzes Leid von weiland
Und leise Sehnsucht fiel mich an nach dir,
Du meiner Jugend fernverschollnes Eiland!

Oder mit dem schnaubenden Dampfroß der Halde entlang brausend, träumt es ihm von alten Tagen, von einem schönen Monat Mai, in welchem ihm des Waldes schlanke Fee, die lockendunkle Melusine, erschien:

O denk' ich dran, so fliegt ein Schauer
Noch heut' mir durch die müde Brust;
Erquickend fließt in meiner Trauer
Ein Sonnenblick vergessner Lust.
Mag nimmermehr dies Herz genesen,
Sind Glanz und Frühling längst vorbei;
Glückselig bin auch ich gewesen,
Es war im schönen Monat Mai.

Doch einen Anakreon, Hafis und den alten Goethe selbst, der auf dem westöstlichen Divan im Arm der Suleikas so wonnig geruht und in seinem „Tagebuch" noch eine späte Wirthshauseroberung gefeiert hat, belehrt der Dichter der „blonden Minne, von der nur Gott im Himmel weiß", eines Bessern:

Darum setze dich zur Wehr,
Glänzt ins alternde Gemüthe
Dir der Schönheit Strahl, und hütte
Dich vor nichtigem Begehr.
Minneglück will Jugendblüte,
Und du änderst's nimmermehr.

Dennoch ist die Sehnsucht noch wach im Herzen des Dichters:

Daß holde Jugend nur zur Liebe tauge,
Ich weiß es wohl, und daß mein Lenz entschwand;
Doch sehn' ich mich nach einem treuen Auge,
Doch sehn' ich mich nach einer weißen Hand.

Mit dieser elegischen Grundstimmung hängt es zusammen, daß der Dichter liebt, auch Bilder der Kindheit und Jugend heraufzubeschwören, Bilder, in deren harmlose Heiterkeit er sich mit Wehmuth versenkt. Er erzählt uns „Schulgeschichten" in sechsfüßigen Jamben. Der Reiz dieser Plaudereien besteht in der ihnen zu Grunde liegenden Sehnsucht nach dem Glücke jener idyllischen Beschränktheit, denn sonst ist der Humor nicht gerade Geibel's starke Seite. Auch die Anekdoten, die er uns von dem Rector, dem verkörperten „kategorischen Imperativ", erzählt, haben für die Welt geringern Werth. Wir nehmen nur von der Erklärung Act, daß der Rector ihm für einen Conjunctivus, den er in Bezug auf das Factum einer Prügelei vorbrachte, eine Maulschelle ertheilte:

Nimmer hab' ich mich seitdem
Des Conjunctivs beflissen, wo's ein Factum galt,
Selbst nicht bei Hof. Und das war manchmal schwer genug.

Dagegen befleißigt sich Geibel in seinen „Gedichten" öfters des Conjunctivus. Und wir halten dies für einen keineswegs gleichgültigen Vorzug. Es gibt Lyriker, für welche der Conjunctiv nicht existirt, und zwar nicht etwa wegen des peremtorischen Charakters ihrer Lyrik, die auf alles gerade losstürmt und nichts in Frage stellt, sondern einfach wegen ihrer Abneigung gegen Flexionen, die in ihren Versen keinen Platz finden. Der Conjunctivus ist das sicherste Maß für die Sprachgewandtheit unserer Poeten. Die den Conjunctiv setzen, wo er hingehört, das sind unerschrockene und gute Dichter!

Wie die Schulgeschichten, bringt auch die „Lachswehr" (so heißt ein Garten am Ufer der Trave unweit Lübeck) allerlei Jugenderinnerungen und spätere Lebensbilder. Das schönste dieser plauderhaften Souvenirs in Sechsfüßlern ist wol „Eutin", mit stimmungsvollen Naturbildern, in welche die Erinnerungen an Heinrich von Voß und Maria von Weber geschickt verwebt sind.

Unter den „Balladen" heben wir namentlich zwei hervor, „Bothwell" und „Omar", weil sie jene Energie des Gedankens und der Darstellung athmen, durch welche der Tod des Tiberius charakterisirt wird. Bothwell empfiehlt sich selbst am besten:

Wie bebte Königin Marie,
Als durchs geheime Pförtlein spat
Mit ungebognem Haupt und Knie
In ihr Gemach Graf Bothwell trat!

Ihr schön Gesicht ward leichenweiß;
Sie zuckt' und sah ihn fragend an;
Er wischte von der Stirn den Schweiß
Und sagte dumpf: „Es ist gethan."

„Es ist gethan, dein süßer Mund
War nicht für Buben solcher Art,
Heut' Abend um die achte Stund'
Hielt Heinrich Darnley Himmelfahrt." —

Sie schrie empor: „Verzeih dir Gott!
Nimm all mein Gold, nimm hin und flieh!"
Da lacht' er laut in grimmem Spott:
„Was soll mir Gold für Blut, Marie?

„Ich liebe dich, und wenn ich mich
Der Höll' ergab zu dieser Frist:
So war's um dich, allein um dich,
Weil du der schönste Teufel bist.

„Die Hand, die einen König schlug,
Greift auch nach einer Königin."
Er rief's, und Grau'n in jedem Zug,
Starr wie ein Wachsbild sank sie hin.

Er hub sie auf: sie fühlt' es nicht,
Daß ihr ins Fleisch sein Stahlhemd schnitt;
Ihr lockig Haupthaar wallte dicht
Um seine Schulter, wie er schritt:

Er stieß den Ring an ihre Hand,
Er schwang sie vor sich fest aufs Roß,
Und jagt' ins wetterschwüle Land
Hinaus mit ihr gen Dunbar-Schloß.

Schwarz war die Nacht, als wäre rings
Erloschen jeder Stern des Heils;
Nur manchmal in den Wolken ging's,
Gleichwie das Blitzen eines Beils.

„Omar" ist nicht so dramatisch, aber schwunghaft und gedankenvoll. Wir sehen den Khalifen in die Thore der Ptolemäer einziehen; ein Greis fleht ihn, den Geisterbort des Alterthums zu schonen, der dort in hunderttausend Rollen schläft, wo die Sphinxe am Thore Wacht halten; er beschwört, der Zukunft die Vergangenheit zu retten. Doch Omar ist ein Starkgeist, der von dem Büchermust nichts wissen will:

Schon allzu lang am unfruchtbaren
Vielwissen siecht die Welt erschlafft;
Der Staub von mehr als tausend Jahren
Liegt wie ein Alp auf jeder Kraft.
Des Lebens Baum ließ ab zu lauben,
Seit dran der Wurm des Zweifels zehrt;
Wo ist ein Herz noch, frisch zum Glauben!
Wo ist ein Arm noch, stark zum Schwert!

Daß endlich diese Dumpfheit ende,
Bin ich gesandt, vom Herrn ein Blitz.
Auf! Schleudert denn die Feuerbrände
In der verjährten Krankheit Sitz!
Und wenn, umwogt vom Flammenmeere,
Der aufgethürmte Wust zergeht,
Ruft: Gott ist groß! Ihm sei die Ehre!
Und Mahomed ist sein Prophet!"

Nächstdem ist „Schön Ellen" eine ansprechende Ballade. Sie behandelt eine Episode aus dem letzten indischen Kriege, die Rettung der Belagerten in Lucknow durch die heranmarschirenden schottischen Regimenter. Die Ballade ist im Volkston gehalten, welcher bekanntlich eine unbestimmte Färbung liebt. Doch geht hier die Nachahmung des Lakonischen etwas zu weit. Denn die Volksballadensänger durften entweder voraussetzen, daß das ganze Volk wisse, wo Jungdietrich und Jungwalter und Robin Hood, wo diese und jene Nonne und Heilige gehaust — oder es war ganz gleichgültig, da diese Helden der Sage einer unbeschränkten Freizügigkeit sich erfreuten und sich überhaupt nicht an geographische Bedingungen kehrten. Doch bei einem modernen Stoffe, wo wir ganz genau den „Pirochston" hören und den Hochlandsplaid sehen, ist ein Rohrfeld nicht genügend, uns nach Hindostan zu versetzen. Da wollen wir denn doch auch wissen, wo die Handlung spielt. Bei der Fülle von Anekdoten, welche die Zeitungen alltäglich bringen, verhallt die Kunde eines einzelnen Vorfalls allzu schnell, und es heißt die poetische Licenz zu weit treiben, ihn als bekannt vorauszusetzen. Ein Balladendichter muß sich heutigentags mit Ritter's „Erdkunde" und mit der „Times" abfinden. „Schön Ellen" wäre immer noch romantisch genug geblieben, wenn wir auch wüßten, daß sie hinter den Kanonen von Lucknow den Marsch der Campbells gehört!

Die „Blutrache", eine größere Novelle in Versen und zwar in den fünffüßigen reimlosen Trochäen der serbischen Volkspoesie, behandelt einen anziehenden Stoff in schlichter, etwas breiter Schilderung.

Zu den gelungensten Partien der Sammlung rechnen wir die „Distichen vom Meeresstrand" und die „Erinnerungen aus Griechenland". Die Distichen athmen Meeresfrische und sind sinnig und gedankenvoll. Dabei trägt jedes Distichon einen abgeschlossenen Sinn, und keins derselben erinnert an die Hexameter und Pentameter, die man in Weimar und Jena machte:

Seid mir ihr Wogen gegrüßt, grünmähnige Rosse Poseidon's!
Freudig dem Brudergeschlecht wiehert der Pegasus zu.

Dir, o Brandung, vergleich' ich das Distichon, wie du heranrollst,
Spritzend dich brichst und zurückbrausend dich selber verschlingst.

Die Naturbilder des Meeres und des Waldes werden zu einer gedanklichen Spitze zurückgebogen; es ist eine meist schlagende Symbolik, welche auch die einzelnen Bäume des Waldes zu Trägern eines Gedankens verzaubert. Nur die Schlußdistichen klingen wieder ganz elegisch aus. Die Poesie erscheint, wie oft in dieser letzten Sammlung, nur als ein Spiegel für die Falten und Runzeln des alternden Dichters:

Nimmer begreift der Gesunde die Krankheit, nimmer die Jugend,
Daß ihr reiches Gemüth je zu verarmen vermag!

Die „Erinnerungen aus Griechenland" sind von diesen Sentimentalitäten frei — sie würden auch schlecht zur Heimat des Anakreon passen. Einzelne dieser Gedichte, gleich das erste z. B., gehören zu den formvollendetsten, welche Geibel geschaffen:

Zu dem schönen Griechenvolke
Uebers blaue Mittelmeer
Schifft' in dichter Schwalbenwolke
Wonnevoll der März daher.

Am Hymettos blühn die Wiesen,
Und ein warmer Strahlenguß
Röthet deine Säulenriesen,
Jupiter Olympius! u. s. w.

Doch wie in den frühern Gedichten aus Griechenland mahnt es den Dichter oft an die Heimat, durch deren schnee'ges Waldgebiet die erste Frühlingsahnung geht; er friert in einem heinisirenden Gedicht und sehnt sich nach Punsch und einem warmen Ofen. Kurz, er bleibt auch in Hellas ein echter Deutscher, ganz wie Mephistopheles, der sich in der classischen Walpurgisnacht nach den Hexen des Brocken zurücksehnt. Etwas an die classische Walpurgisnacht erinnern auch diese Gedichte bei aller Formvollendung. Von einigen Genrebildern und lyrischen Porträts abgesehen, zu denen wir die Schöne mit dem wilden Reichthum von Locken rechnen, die wie ein schwarzer Wasserfall auf den Teppich niederfluten und welche Geibel ohne jede classische Reminiscenz an Berenike, Kallimachos und Catull besingt, besteht die dichterische Methode dieser griechischen Erinnerungen doch wesentlich in der mythologischen Belebung der Landschafts- und Naturbilder, sodaß wir an Claude Lorrain und Poussin gemahnt werden. Er hört einen Hirten die Schalmei blasen, und träumt das leise Flötenspiel des großen Pan zu hören; er sieht

einen schönen Hirtenknaben, und meint, daß Erato ihn als Amme gesäugt; er erblickt unter den Palmen und Cypressen des reizenden Parichia ein göttergleich Geschlecht:

Und in fremder Märchenhülle,
Wenn sie dir vorübergehn,
Glaubst du Phöbus' Lockenfülle,
Aphroditens Reiz zu sehn.

Seine Freunde verwandeln sich ihm in die Helden Homer's, ihre Abenteuer in die Fahrten des Odysseus; schöne Frauen haben sie im Phäakenland getröstet, irgendeine Kalypso sie in ihrer Grotte gefesselt. Diese Darstellungsmanier ist etwas eintönig; sie würde ermüden, wenn Geibel sie nicht in höchst graziöser Weise und in außerordentlich wohltönenden Versen durchgeführt. Das Schlußgedicht des Cyklus bietet eine politische Parallele. Auf dem Schlachtgefilde von Chäronea, wo die Jugend von Athen verblutet, ruft Geibel dem alten Hellas zu:

Was half dir da der Musen
Verhängnißvolle Gunst,
Im göttergleichen Busen
Das heitre Licht der Kunst?

Der Tiefsinn deiner Weisen,
Der Sänger Lorberzier,
An jenem Tag von Eisen,
Was frommt' es alles dir?

Ach, krank im Kern des Lebens
Von eifersücht'ger Glut,
Verströmtest du vergebens
Dein letztes Heldenblut.

Weil du gelöst mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geflecht,
Sank, Schaft für Schaft zerbrochen,
Dahin dein ganz Geschlecht.

Mit eh'rnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
O schau' in diesen Spiegel,
Schau' her, mein Vaterland!

Eine solche Mahnung zur Einigkeit an die Deutschen bringt auch das Lied: „Seid eins!" Geibel hat stets die politische Lyrik gepflegt, soweit sie allgemein-patriotische Bedeutung hat — wir erinnern nur an seine schleswig-holsteinischen Sonette. Auch beim Ausbruche des letzten Kriegs singt er ein begeistertes Sonett:

Vorbei ist's endlich mit dem Dräun und Rügen,
Es spricht die That, wo Worte nichts verfingen;
Das Schwert durchhaut das Schmachgeweb der Lügen.

Vorwärts ihr Adler mit den starken Schwingen!
Schon athmet Deutschland auf bei euern Flügen,
Und stimmt die Harfen, euern Sieg zu singen.

Dann verherrlicht er den Sieg bei Düppel in einem volksthümlichen Lied. Es ist charakteristisch, daß alle Poeten, welche diese jüngsten Thaten der preußischen Armee besingen, in einen Bänkelsängerton verfallen, der aus der unglücklichen Nachahmung der Lyrik der Befreiungskriege hervorgeht. Gesungen werden diese Gassenhauer der Kreuzzeitungspoeten doch nicht, mögen sie jedes Regiment Nummer für Nummer ableiern. Um volksthümlich zu sein, wie der alte Arndt, da gehört noch etwas mehr, als das Räuspern und Spucken ihm abzusehen. Der Muse Geibel's steht natürlich diese patriotische Volksthümlichkeit wunderlich zu Gesicht. Einige doppeltgereimte Verse, wie:

Von Kugeln umsungen, vom heißen Tod umkracht,
Die märkischen Jungen, wie stritten sie mit Macht! —

oder:

Wohl mancher der Braven sank mit ihm in den Sand;
Du fielst, o tapfrer Raven, das Schwert in der Hand —

würden allenfalls mit Fontane und Hesekiel concurriren können. Dann kommt aber wieder ein Vers mit pindarisch klingender, für den Hymnus geeigneter Wortfügung:

Da galt's auf die Schanzen im Siegessturmgewog
Den Adler zu pflanzen anstatt des Danebrog.

Dies „Siegessturmgewog" verdirbt ja jedem Musketier und Pionnier den Geschmack an dem Gedicht — in welcher Kaserne kann das gesungen werden? Einheitlicher im Ton ist der „Gesang der Prätorianer", eine ironische, beziehungsreiche Verherrlichung des Imperialismus.

Auch unter den Oden in antiken Strophen, mit denen Geibel diese Sammlung bereichert hat, befindet sich eine patriotische: „Am 18. October 1863", eine antikisirende Paraphrase des letzten Gedichts der „Erinnerungen aus Griechenland", welche denn auch gegen dasselbe bedeutend in den Schatten tritt. Diese Poesie gleicht dem Meergott, der „sidonisches Schiffsgetrümmer" an den Strand wälzt; denn die in den verschlungenen alcäischen Strophen durcheinandergewälzten Perioden machen einen trümmerhaften Eindruck:

Doch nur zu bald im Strahle des Glücks, dem Nest
Aufs neu entkriechend, blähte der Eifersucht
Gewürm den Kamm, und wuchs, von keinem
Helden erstickt, zum beschwingten Drachen,

Der, gift'gen Pesthauch schnaubend und Brudermord,
Der Städte Mark zu weiden nicht müde ward,
Bis sterbend unter König Philipp's
Huf die zertretene Freiheit ächzte.

Aehnliche Satzbandwürmer kriechen auch durch die sapphischen und asklepiadeischen Strophen. Unsere Dichter sollten endlich einmal von diesen Studien zurückkommen und nicht gerade die uns ganz fremdartige, syntaktische Eigenthümlichkeit der alten Sprachen nachahmen. Die antiken Metren müssen verjüngt, so einfach wie möglich im Geiste deutscher Rhythmik wiedergegeben und durch den Reim volksthümlich gemacht werden, wie ich dies in meiner „Poetik" nachgewiesen zu haben glaube. Dann wird die beste Strophe dieser Geibel'schen Oden in das rechte Licht gesetzt werden:

Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung
Auf der langausrollenden, tongeschwellten
Woge des Rhythmus.

Die „Oden" Geibel's enthalten übrigens keine sonderlich schwunghaften Gedanken, sondern sinnige Betrachtungen über Welt und Leben, meistens in Zuschriften an die Freunde und in der maßvollen Behandlungsweise des Horaz. Einen höhern Anlauf nimmt das Gedicht: „Die Ostsee", hier ist dithyrambischer Schwung des Gedankens mit weltgeschichtlichen Perspectiven; aber in einer vor lauter Kunst und Künstelei unglücklichen Form. Des formlosen

Heine „Nordseebilder“ haben doch instinctiv in ihren, anscheinend die Prosodie verlachenden Metren, den ungezwungen schwunghaften Rhythmus getroffen, den diese einem Platen nachgekünstelten, choriambisch-choliambischen Verse verfehlen:

Andre Geschlechter erstanden,
Und froh des Markts wimmelte hier der Mastenwald,
Als um baltischen Bernsteinschmuck
Vom Pontus her und Kaspiens Sund stromhinauf
Gehüllt in Duft Indiens Hort nordwärts schwamm!

Dieser häufige choriambische Anprall bringt für das gesunde Gefühl eine knüppeldammartige Erschütterung hervor! Ein Beinbruch folgt dem andern, und wenn die Muse dabei einen höhern Aufschwung nimmt, so geschieht es gewiß aus trauriger Nothwendigkeit, weil sie auf diesen Füßen nicht mehr laufen kann!

Auch eine epistola ad Pisones bringt die in allen Formen sich versuchende Sammlung. Einem jungen Dramatiker wird die „Technik des Dramas“ in Hexametern gelehrt, fast noch trockener, als Freytag es in seiner prosaischen Anweisung zur Anfertigung von Dramen gethan. Geibel theilt dem Kunstjünger wenig Neues mit, rühmt vor allem die bühnliche Mache, die verstandesmäßige Fügung als sicherste Bürgschaft des Erfolgs. Wo er von der Wahl der Stoffe handelt, legt er den Nachdruck auf das ewig Menschliche:

Die Wetter im Busen
Sind dieselben noch heut', die vor Jahrhunderten grollten.

Ira furor brevis est — das gilt freilich von allen Zeiten. Doch der Dramatiker hat den Affect zu motiviren, und in dieser Motivirung, bei welcher die realen Zustände der Welt eine große Rolle spielen, thut sich jene Kluft auf, welche die Zeitalter trennt. Geibel selbst fügt die Einschränkung hinzu:

Denn das fesselt uns nur, was die eigene Brust als natürlich
Nachzuempfinden vermag. Fremdartiges läßt und Gesuchtes
Kalt, wie verschwenderisch auch der Poet mit Schmuck es
umkleide.

Diese Hexameter würden als Motto von Geibel's „Brunhild“ eine sehr ironische Bedeutung gewinnen. Gibt es ein unserer ganzen Cultur fremdartigeres Motiv, als das der Nibelungensage, die Bändigung der Brunhild durch Siegfried? Dergleichen Stücke, so talentvoll sie durchgeführt sein mögen, können von einem gelehrten Areopag den Preis erhalten; doch sie werden weder auf der Bühne, noch in der Nation Wurzel schlagen.

Bei dem Durchlesen der Geibel'schen Sammlung hat sich uns noch eine Bemerkung aufgedrängt. Wir finden zwar ein pietätvolles Gedicht auf König Max, sonst aber geht trotz der vielen gefeierten Göttinnen die „Bavaria“ ganz leer aus und wird nicht allzu freundlich auf den Dichter blicken. Schon die Feier der preußischen Siege dürfte in München nicht angenehm berühren, noch weniger aber die entschiedene Opposition, welche der Dichter gegen die Kirche richtet. Wie früher gegen links, wendet sich Geibel jetzt mit seiner Polemik gegen die rechte Seite:

Was einst Trost und Heil den Massen,
Ward zur Satzung dumpf und schwer;
Dieser Kirche Formen fassen
Dein Geheimniß, Herr, nicht mehr.
Tausenden, die fromm dich rufen,
Weigert sie den Gnadenschos;
Wandle denn, was Menschen schufen,
Denn nur du bist wandellos.

Selbst in alcäischen Strophen kämpft er gegen den Ultramontanismus:

Und während hier durch starrer Leviten Schuld
Des Volks Gemüth vom Brote des Himmes sich
Entwöhnt, und sternlos durch die Wildniß
Eines verfandenden Daseins hinirrt:

Hebt abermals kühnstrebende Priestermacht
Jenseit der Berg' ihr blendend Medusenhaupt,
Vor dessen Blick die kaum entsprungnen
Brunnen des Geistes zu Stein gefrieren.

Und in einem Sonett feiert er die geistige Freiheit:

Die Wissenschaft zertrümmert ohne Zagen
Manch dumpfe Schranke, die uns eingehegt;
Der Baum der Freiheit, der schon Blüten trägt,
Verheißt dereinst uns goldne Frucht zu tragen.

Wir machen auf diese Wendung aufmerksam — sie stimmt nicht zu dem Babelthurmbau, der in den „Neuen Gedichten“ das Symbol unserer Zeit war.

Die Verehrer Geibel's werden auch diese neuesten Gedichte willkommen heißen; sie bewähren dieselbe Formvollendung und den künstlerischen Adel, der Geibel's Stellung unter den Lyrikern der Gegenwart kennzeichnet. Doch fehlt im ganzen dem Liederton die Frische und vieles steht doch an der Grenze, wo die innere Nöthigung aufhört und die dilettantische Formenspielerei beginnt.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane.

1. Garibaldi, Italiens Held und Schwert. Historisches Lebensbild von Heribert Rau. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Leichtes Blut. Roman von August Diezmann. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr.
3. Im Morgenroth. Eine münchener Geschichte aus der Zeit Max Joseph's III. Von Hermann Schmid. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Als neue Romane haben wir die drei Werke bezeichnet, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen. Das erste Werk freilich: „Garibaldi, Italiens Held und Schwert“, von Heribert Rau, das für ein historisches Lebensbild gelten will, wird sich den Namen eines Romans verbitten. Offenbar aber kann dieses dreibändige Werk nicht als ein historisches Lebensbild betrachtet werden; es behandelt ja die Geschichte eines Mannes, der noch unter den Lebenden wandelt, und auch diese so ungenau, daß mehrere der wichtigsten Partien aus Garibaldi's Leben, z. B. sein Antheil an dem Feldzug von 1859 und die jüngste Schilderhebung für Italien mit dem Ausgang von Aspromonte ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Dagegen finden wir weitläufige Erörterungen über Dinge, die mit einer kurzen Skizzirung abzuthun waren, so II, 1—30

eine zum großen Theil aus Alexander von Humboldt's „Ansichten der Natur" entlehnte Schilderung der Pampas und Gauchos, III, 67—81 ein aus Hermann Lessing's „Torso und Corso" genommenes Urtheil über die Römerinnen. Dazu rechne man die gedehnten Belehrungen über des Verfassers religiöse oder vielmehr irreligiöse (denn die Religion gehört nach ihm blos ins Gebiet des unglücklichen Bewußtseins) und über politische oder vielmehr demokratisch-socialistische Ideale; man bedenke ferner, daß die zwei ersten Bände Garibaldi's Leben bis zur Rückkehr nach Europa im Jahre 1848 schildern, während der für uns wichtigste Theil dieses Lebens im dritten Bande abgemacht wird und auch hier mit den unnöthigsten Abschweifungen und unbegründetsten Lücken — und man wird das Urtheil nicht ungerecht finden, daß uns hier ein ohne die geringste Ahnung von Maß und Harmonie mit bekannter Fingerfertigkeit zusammengestoppeltes Machwerk der traurigsten Art vorliegt. Hier und da finden wir unter dem Text die Bemerkung: „Geschichtlich wahr" oder „Wahre Thatsache", oder eine Hinweisung auf Garibaldi's „Memoiren", auf G. Rasch's Lebensbeschreibung Garibaldi's und ähnliche Werke, sodaß wir nie wissen, was Geschichte und was eigene Phantasie des Verfassers ist. Mit Unwillen wendet sich die ernste Muse der Geschichte von einem so leichtfertigen Machwerk ab; aber auch die romanhafte Poesie will von einem Werke nichts wissen, das nur auf großartigen Papierverbrauch und Verbreitung unreifer und undeutscher Ideologie angelegt ist. So schwankt dieses „Lebensbild" oder richtiger Nebelbild unglückselig hin und her; um es aber doch irgendwo unterzubringen, möchten wir es als einen traurigen Nachzügler der verschollenen Ritterromane betrachten.

Der Verfasser möchte seinen Helden als einen der edelsten, tapfersten, vortrefflichsten Männer aller Zeiten, als die fleischgewordene Vermählung von Heroismus und Humanität darstellen; daß kein Licht ohne Schatten, kein Held ohne eine Achillesferse ist, fällt ihm nicht ein — und doch lag diese Erkenntniß so nahe. Im Gespräch mit Mazzini (I, 78 fg.) schwärmt Garibaldi, dem Mazzini's Worte ein Evangelium sind, mit diesem nicht nur für die Wiedergeburt Italiens, sondern auch für die großen Fragen der Menschheit überhaupt, für das junge Europa der Völker im Unterschied von dem alten Europa der Könige. Welche Sympathien aber Garibaldi für Deutschland, namentlich für Schleswig-Holstein im April 1864 in London an den Tag legte, ist bekannt. Den Verfasser freilich ficht es nicht im geringsten an, daß sein Held gegen so manchen braven Deutschen den Tod commandirt hat und als „Condottieri" (wie Rau mehrere male in der Einzahl sagt) in Tirol eingefallen ist. Er hat keine Ahnung von dem kritischen Dilemma, in das nach Vischer's wahrer Bemerkung bei einem Manne wie Garibaldi jeder echte Deutsche sich hineingestellt findet. Das ganze Werk ist wie in der Trunkenheit, in maßloser unkritischer Begeisterung geschrieben und kann bei urtheilslosen Köpfen nur Schwindel bewirken.

Zur doppelten Tendenz der Buchmacherei und des Garibaldischwindels gehört namentlich der verschwenderische Misbrauch, der mit Gedankenstrichen, Ausrufungszeichen und neuen Zeilen getrieben wird. Ein Beispiel (II, 119):

„Freunde! Brüder!", rief er jetzt und seine Stimme hatte fast wieder den alten Klang, „Gott der Herr, der seine Menschenkinder nie vergißt, hat sich auch unserer (statt: unser) in der Noth erbarmt. Wir haben Wasser!"

„Wasser!"

„Wasser?"

„Wo ist Wasser?" schrie es aus all den heisern Kehlen u. s. w.

Die stärkste Stelle aber findet sich I, 159. Hier fängt der Macher dieses Buchs nicht weniger als acht neue Linien mit acht uralten Begriffsbestimmungen von „beharrlich" an — nicht anders, als ob er für Leser schriebe, die an Gehirnerweichung leiden. Angehängt sind drei neue Absätze mit drei „Wohl dem, der" u. s. w.; zuletzt platzt der Knalleffect heraus: „Giuseppe Garibaldi war ein Mann nach diesen Worten."

Der Stil ist, wie sich von selbst ergibt, ungesund, aufgedunsen; er leidet, um diesen ärztlichen Ausdruck zu gebrauchen, an Hypertrophie. Auch sonst finden sich manche Spuren flüchtiger Eile, um nicht zu sagen von Schülerhaftigkeit, so z. B. Syrenen, Bachus, Tyber, Chalusieen, Entnüchterung (statt: Ernüchterung) oder Nüchternwerden. Unnöthige Fremdwörter sind: Domination, Refrain (Kehrreim), Chancen, clair obscur, hors de combat, fait accompli und viele andere.

Auch in August Diezmann's Roman: „Leichtes Blut" (Nr. 2), begegnet uns, wenn auch nur im Vorbeigehen, der unvermeidliche Garibaldi. Der reiche Bauer Gerber nämlich will, daß seine Kinder ebenso gebildet werden, wie die Kinder der Vornehmen. Seine Tochter Martha, ein liebliches, über ihre ländliche Umgebung weit hervorragendes Wesen, soll einem rohen, ungeliebten Bauerburschen ihre Hand geben und stirbt vor Jammer; der Sohn wird auf eine Universität geschickt, macht ungeheuern Aufwand, bestiehlt seinen Vater, der die Hand von ihm abgezogen hatte, begibt sich zu Garibaldi's Schar, ist zuerst für ihn und noch mehr für seine Gattin schwärmerisch begeistert und kämpft unter seiner Fahne gegen die Oesterreicher; aber die Enttäuschung bleibt nicht aus. „Ich habe Italien freimachen helfen — aus Noth. Die Begeisterung für die Sache hatte ich gar bald verloren." Zuletzt kehrt er als reuiger verlorener Sohn nach Hause zurück, findet aber seinen Vater todt. Doch bleibt und gedeiht des Vaters Werk — eine Fortbildungsanstalt für die ländliche Jugend, eine „Bauernakademie". Hier wird eine tief in die Gegenwart eingreifende Frage mit Geschick erörtert.

Die Hauptperson des Romans ist indessen der seine eigene Geschichte, namentlich sein Jugendleben und die spätere Erneuerung seiner Bekanntschaften und Freundschaften aus dieser Zeit erzählende Arzt Lenz. Hierher gehört namentlich seine tragische Liebe zu seiner Jugendfreundin Ella und seine endliche Vermählung mit einer

andern Jugendfreundin, Sophie, der Witwe des Generals von Weilen. Hier liegt denn auch die schwache, angreifbare Seite dieses in blühender, tadelloser Sprache geschriebenen, manche höchst originelle Scenen enthaltenden und von tiefer Kenntniß des menschlichen, namentlich des weiblichen Herzens zeugenden Romanwerks. Ella ist eine verheirathete Frau, aber ihre Ehe ist unglücklich, weil ihr Gatte ihre tiefern geistigen Bedürfnisse nicht versteht und nicht befriedigen kann. Die alte Liebe zu Lenz erneuert sich und Ella begleitet zuletzt den Doctor auf einer Reise in die Schweiz. „Sie feiern durch diese Reise jedenfalls ihren Eintritt in die Ehe. Halten Sie Ihr Glück rein von Schuld!“ ruft ihnen ein unglücklicher Bekannter zu, den sie hier unvermuthet treffen. Voll banger Ahnungen setzt Ella die Reise mit dem leichtblutigen Lenz fort: da, eben wie sie an einer kahlen Felswand hinreitet, wird ihr Pferd durch ihres Geliebten wahnsinnigen, längst auf ihre Liebe eifersüchtigen Schulfreund, den unheimlichen, dämonischen Walter, scheu gemacht und wirft sie in die Tiefe, wo sie einen grauenvollen Tod findet. Lenz bestattet die Geliebte und schreibt an ihren Gatten in allgemeinen, ausweichenden Ausdrücken. Dieser äußert seinen Schmerz über Ella's Tod und noch mehr über den Verlust ihrer Liebe; gekränkt habe ihn vor allem, daß Ella, die ihn doch gekannt, das Vertrauen nicht zu ihm gehabt habe, den Zustand ihres Herzens ihm zu entdecken. Dennoch leugnet Lenz im Gespräch mit einem Freund, daß er die Heiligkeit der Ehe angetastet habe, nimmt für geniale, lyrische Naturen, zu denen er sich selbst rechnet, eine freiere Stellung zum Sittengesetz in Anspruch und geht mit leichtem Blut (vgl. den Titel) über die angebliche Sünde weg. Eine unwiderstehliche Gewalt hatte ihn zwingend (?) zu Ella gezogen; sie hatten tief die Wahrheit des Ausspruchs Goethe's gefühlt: „Der Mensch ist ewigem Schwanken unterworfen, bis er zu dem Entschlusse kommt, zu erklären: Recht ist, was ihm gemäß.“ Gewiß; aber nicht, was dem empirischen, schlechten Ich, sondern was der höhern, idealen Natur des Menschen zusagt, ist in Goethe's Sinne das Rechte, und nicht was gefällt, sondern was sich ziemt, ist erlaubt, wie Goethe im „Tasso“ bemerkt. „Warum ist Goethe“, fragt Lenz, „der größte lyrische Dichter nicht blos unserer Zeit und unsers Vaterlandes, sondern aller Zeiten und aller Länder? Weil er am leidenschaftlichsten, am öftersten, selbst noch in seinem Alter liebte.“ Aber Goethe hat dessenungeachtet nie eine fremde Ehe verwirrt, auch bei Lotte und Frau von Stein nicht; seine Liebesverhältnisse blieben rein von Schuld.

Zuletzt verbindet sich Lenz mit seiner Jugendfreundin, Sophie von Weilen, die aus einer von Verachtung des männlichen Geschlechts erfüllten Kokette eine vortreffliche Frau wird. „Eine solche große Gabe Gottes kann aber nur der erlangen, dem der Himmel eine andere gute Gabe bescherte — leichtes Blut.“ Diesmal hat der Verfasser recht; denn die Ehe mit einer Koketten ist gewiß ein Glücksspiel. Aber in Betreff der armen Ella hat er, obgleich er nicht in Frivolität verfallen ist, die feine Grenzlinie zwischen Leichtsinn und leichtem Sinn nicht genug eingehalten. Das Werk macht daher keinen befriedigenden Gesammteindruck, ist aber reich an einzelnen Schönheiten. Ein Hauch feiner, vergeistigter Sinnlichkeit durchweht dasselbe, durchdringt die Schilderungen weiblicher Reize und offenbart sich besonders in der Bewunderung schöner Augen. Einzelne Partien, wie „Martha“ und „Die Eisjungfrau“ sind früher in der „Gartenlaube“ erschienen.

Hermann Schmid's „Im Morgenroth“ (Nr. 3) ist, wie der Titel sagt, eine münchener Geschichte aus der Zeit Max Joseph's III., spielt im Jahre 1758 und den folgenden Jahren und dreht sich hauptsächlich um die Stiftung der münchener Akademie und die Gründung eines deutschen Theaters in München. Bei jenem Werk ist hauptsächlich der freisinnige, jesuitenfeindliche Hofrath Lori, bei diesem der Schauspieler Nießer betheiligt. Der Kurfürst, von verschiedenen Seiten bearbeitet, schwankt zuerst, entscheidet sich aber zuletzt für die Sache des Fortschritts und der Geistesfreiheit. Von besonderm Interesse ist die Geschichte der schönen Maria, welche die Liebe zu Nießer aus misverstandener Frömmigkeit unterdrückt, in ein Kloster geht, hier durch verschiedene Cabalen sich zur Flucht verleiten läßt und nun zur Strafe lebendig eingekerkert wird, bis sie, nach jahrelanger Haft durch einen Zufall entdeckt und in Freiheit gesetzt, durch baldigen Tod zur ewigen Ruhe eingeht. Das Werk ruht auf tüchtigen geschichtlichen Studien und hat bedeutenden culturhistorischen Werth. Das Hauptgewicht fällt natürlich auf die Geschichte; das Romanhafte liegt hauptsächlich im Schicksal der Nonne. An Einheit fehlt es dem Werke gerade nicht, aber eine Hauptperson, die den lebendigen Mittelpunkt des Ganzen darstellte, läßt sich nicht nachweisen.

Das damalige München in seinen Entwickelungskämpfen, könnte man sagen, sei diese Hauptperson; nur sind die Männer, die hier auftreten, außerhalb Baierns zu wenig bekannt. Nahe liegt die Vergleichung mit H. Kurz' „Schiller's Heimatjahre“, einem Werk, das sein Verfasser zuerst „Bilder aus Schwabens Culturgeschichte am Schlusse des 18. Jahrhunderts“ betiteln wollte und nur aus buchhändlerischen Rücksichten umtaufte. Auch hier werden wir in eine wissenschaftliche Akademie eingeführt, auch hier stoßen die Geister der Vergangenheit und einer neuen Zeit aufeinander; aber welchen andern Eindruck machen die Namen Schiller, Schubart, Herzog Karl und viele andere, als Lori, Osterwald, Nießer, Sterzinger, Max Joseph! Dies ist die Hauptschwäche des Buchs; es ist zu specifisch bairisch und hat daher hauptsächlich für den geborenen Baier und für solche, die mit der bairischen Geschichte genauer bekannt sind, Interesse. Der Verfasser tritt an mehrern Stellen als beredter Vertheidiger seiner von manchen Seiten für bötisch gehaltenen Landsleute auf. „Ich liebe meine Landsleute“, ruft Lori, „weil ich sie kenne und weiß, daß ein trefflicher Kern in ihnen ist — der Keim zu allem, was andere Volksstämme geleistet haben.“ Den Grund der geistigen Verkümmerung findet der Verfasser mit Recht in der fortwährenden Bevormun-

dung durch die Jesuiten. Von diesem Gesichtspunkt aus ist dies Buch immer noch ein Wort zu seiner Zeit und eine wahrhaft verdienstliche That.

Im übrigen verdient das Werk innerhalb seiner bescheidenen Grenzen alles Lob und befriedigt die Ansprüche, die man an einen culturgeschichtlichen Roman stellen kann. Der Titel erklärt sich aus dem Inhalt. „Es beginnt wirklich zu tagen — die unheilvolle Nacht, der auch jenes reine Leben (die Nonne Maria) noch zum Opfer fallen mußte, entweicht vor den Strahlen des Lichts!. Und war es uns auch nicht vergönnt, den vollen glänzenden Tag zu schauen ... unsere Herzen haben ihn doch gegrüßt! Unsere Thränen schimmern ihm entgegen — im Morgenroth."

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Shakspeare-Notizen.

Das „Athenaeum" rühmt die von Macmillan und Comp. ins Leben gerufene Globe-Ausgabe von Shakspeare als ein Wunderwerk von Schönheit, Billigkeit und Gediegenheit. Ein kleiner Band enthält sämmtliche Werke, auch die Sonette und Dichtungen. Dabei ist der Druck vollkommen klar und lesbar. Inzwischen hat in Birmingham der erste Secretär der Herren Best und Horton, Joseph Hill, in dem Geschäftsbureau dieser Juristen einige Documente entdeckt, in denen des Poeten und seines Vaters John Shakspeare Erwähnung geschieht. Es sind Contracte, bezüglich auf Grundstücke, die zum Geburtshause in Henley-Street gehören. Einer derselben ist von besonderm Interesse, weil er des John Shakspeare im Jahre 1575 als eines Landeigenthümers (yeoman) und als damals in dieser Straße wohnend gedenkt. Eins der Documente hat ein Siegel mit den Anfangsbuchstaben „W. S."; doch weicht dies von dem bisher für Shakspeare's Siegel gehaltenen wesentlich ab. Während man so Shakspeare-Acten aus Schutt und Moder gräbt, hat man gleichzeitig eine angenehme Art entdeckt, sich mit Shakspeare zu beschäftigen. Ein Herr Corfield hat ein kleines Spiel erfunden, genannt „Evenings with Shakespeare". Einige mit dem Shakspeare-Text vertraute Herren und Damen sitzen um einen Tisch und spielen um einen Einsatz, wer im Shakspeare am besten Bescheid weiß. Es werden Karten vertheilt, jede Karte enthält eine Stelle aus Shakspeare und derjenige gewinnt, der das Drama und die Rolle richtig angibt, welcher diese Stelle entnommen ist. Während die Engländer mit Shakspeare spielen, macht die deutsche Kritik Ernst mit ihm. Die „Shakspeare-Studien eines Realisten", welche das „Morgenblatt" in seinen letzten Nummern mittheilte, zeigen das Streben der deutschen Kritik, sich von den hergebrachten Schablonen zu emancipiren. Bei Gelegenheit des „Timon von Athen" macht der Realist folgende sehr richtige Bemerkung: „Daß Handlung und Charakteristik im innigsten Verband miteinander stehen, daß auf ihrer Uebereinstimmung die tragische Wirkung wesentlich beruht, daß man nicht aus der nächsten besten Anekdote, Chronik, Novelle ein Sujet herübernehmen kann, um Geist, Witz, tiefe Weisheit, glänzende Bilder und Gedanken wie die Lichter am Weihnachtsbaum äußerlich daran aufzuhängen, das ist Shakspeare nie recht deutlich geworden. Er traf diese Art Dramen zu schreiben als die herkömmliche an; daß die Sujets romanhaft, unglaublich, ohne wahre Motivirung seien, das fand man in der Ordnung; man achtete nur darauf, was der Dichter aus den gegebenen Situationen noch weiter zu machen versteht. Daß der Stoff selbst zuvor in den Schmelztiegel der Phantasie geworfen werden und geläutert und verjüngt daraus hervorgehen müsse, das wußte man nicht und darum hat sich auch Shakspeare nicht über den Standpunkt seiner Zeit erhoben. Er glaubt, und das ist die wesentlichste Schranke seiner Kunst, es lassen sich wahre Charaktere in unwahre Situationen versetzen; seine Motivirung ist soweit unübertrefflich, als es sich darum handelt, dem gegebenen Charakter in der gegebenen Situation die entsprechenden Empfindungen und Worte zu leihen; daß aber die Situationen und Charaktere selbst vom Dichter innerlich zu erzeugen und harmonisch zu gestalten seien, dieser Forderung hat er selten genügt und sie sich in der Regel nicht einmal gestellt." Hier sind die ersten Ansätze zu einer Shakspeare-Kritik, zu der wir vor lauter Shakspeare-Apotheose bisjetzt gar nicht gekommen sind. Böte nicht die Motivirung der Situationen bei Shakspeare so manche schwache Seite, — unsere Ausleger, Tieck an der Spitze, hätten nicht nöthig gehabt, z. B. in Bezug auf das Verhältniß von Hamlet und Ophelia, so geistvolle Conjecturen zu machen, die doch nur den Mangel des Dichters selbst mehr bloßlegen als verdecken.

Napoleon I. und der Almanach von Gotha.

Der sechzehnte Band der „Correspondenz Napoleon's I.", der eben veröffentlicht wurde, zeigt, wie der Kaiser Muße fand, selbst den Almanach von Gotha zu censiren und ihm eine offizielle Redaction angedeihen zu lassen. Wir finden in diesem Bande einen Brief des Kaisers an den Minister des Innern, M. de Champagny, datirt vom 20. October 1807, folgenden Inhalts: „M. de Champagny — Der Almanach von Gotha ist schlecht gemacht; es geschieht in ihm des Grafen von Lille (Ludwig XVIII.) und aller deutschen Reichsfürsten Erwähnung, als wenn im deutschen Reiche keine Veränderungen stattgefunden hätten. Die Namen der «Familien von Frankreich» werden in unschicklicher Weise erwähnt. Ziehen Sie den gothaischen Minister zur Rechenschaft und machen Sie ihn aufmerksam, daß dies alles im nächsten Almanach geändert werden muß. Das Haus von Frankreich muß in gleicher Weise erwähnt werden, wie in dem kaiserlichen Almanach; weder der Name des Grafen de Lille, noch der irgendeines deutschen Fürsten darf noch länger vorkommen, ausgenommen diejenigen, welche laut der Statuten des Rheinbundes regieren. Sie werden verlangen, daß das betreffende Werk Ihnen vor dem Druck mitgetheilt wird. Gibt es noch andere Almanache in den Ländern meiner Verbündeten, in denen die Bourbons erwähnt werden oder in denen von der regierenden Dynastie in Frankreich in unpassender Weise die Rede ist, so werden Sie an diese Minister schreiben und dieselben unterrichten, daß Sie Kenntniß davon genommen und daß im nächsten Jahre eine Aenderung hierin eintreten muß. Napoleon."

Adolf Böttger.

Adolf Böttger läßt in sechs Bänden seine „Gesammelten Werke" erscheinen. Wir machen um so mehr auf diese Gesammtausgabe der Dichtungen des liebenswürdigen und formgewandten Poeten aufmerksam, als das deutsche Publikum im ganzen viel zu bequem ist, um sich aus eigenen Mitteln das Gesammtbild eines Autors zu entwerfen oder auch nur sich um die andern Schriften eines Dichters zu bekümmern, von dem es diese oder jene Dichtung liebgewonnen hat. Wer das Glück hat, ein Modepoet zu sein, der findet freilich auch für jede neue Dichtung ein bereitwilliges Publikum; denn die Flagge deckt das Gut. Böttger ist nie ein Modepoet gewesen, obwol er so gut Anwartschaft darauf hätte, wie viele Größen, deren lyrischer Ruhm an allen deutschen Klavieren geklimpert wird. Er ist der fruchtbarste unserer lyrisch-epischen Dichter; ein Blick auf den Inhalt der sechs Bände belehrt uns davon. Wir finden ernstere epische Dichtungen mit historischem Hintergrund: „Pau-

sanias", „Fall von Babylon", „Helena"; duftige Märchenepen, wie „Hiacinth und Lilialide" und die „Pilgerfahrt der Blumengeister"; heitere Dichtungen, wie „Till Eulenspiegel" u. a. Der erste Band enthält die lyrischen Gedichte, da ist viel Anmuthendes unter den Liedern, hübsche Naturpoesie. Böttger ist ein echter „Blumendichter"; er weiß die einzelnen Pflanzenbilder herauszuheben, ohne daß wir an die Botanisirtrommel erinnert werden. Unter den Sonetten sind viele stimmungsvolle, künstlerisch gefaßte Bilder. Einzelne sind formvollendet, z. B. das treffliche Winterbild: „Im Nonnenschleier liegen Hain und Pfade." Hin und wieder stoßen wir freilich auch auf abgeblaßte Byron'sche Wendungen. Die Richtung des Dichters auf Klarheit der Form, seine Abneigung gegen die falsche Genialität, die in verworrener Häufung von Gedanken und Bildern besteht, ist rühmend anzuerkennen. So sagt er selbst in einem Distichon:

Dunkelerglühende Phrasen und holprig verrenktes Geversle
Braue dein Hirn und die Welt schimpft dich gewiß genial.

Wir werden auf die „Gesammelten Werke" zurückkommen, sobald sie vollständig erschienen sind und eine Charakteristik des Dichters an sie knüpfen.

Ein Lehrbuch über volksthümliche Literatur.

Lange Zeit haben wir kein so seltsames und dabei so anmuthiges Buch zur Hand genommen, wie das von dem preußischen Seminarlehrer Hermann Kahle verfaßte: „Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem" (Berlin, Wiegandt und Grieben, 1864). Aus diesem Titel allein wüßte man sicher nicht, was man alles in der Schrift selbst finden würde, deshalb war es ganz in der Ordnung, daß sich der Verfasser eines Zusatzes bediente selbst auf die Gefahr hin, den Titel etwas geschmacklos lang zu machen, und so heißt es denn weiter: „Ein Hülfsbuch zum Studium deutscher, besonders der volksthümlichen Sprache und Literatur, sowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geschichte derselben. Für Seminaristen, Lehrer und alle Freunde der Volksstimme, Volkssprache und Volksschrift." Den Grundstock des Buchs bildet eine eingehende Betrachtung der beiden Hauptvertreter unserer volksthümlichen Literatur und Sprache: Claudius, des Norddeutschen, und Hebel, des Süddeutschen. Diesem Haupttheile hat nun der Verfasser „Gleichzeitiges" und „Gleichartiges" angereiht, was sicher auch für solche lehrreich und anziehend sein wird, die nicht den Lehrerkreisen angehören. Namentlich ist dem „Gleichartigen" ein großer Umfang eingeräumt worden. „Es umfaßt nicht blos das Beste und Merkwürdigste, was schon vor, besonders aber seit Claudius und Hebel für das Volk geschrieben worden ist, sondern auch alles das, was seit der frühesten Zeit der schaffende Volksgeist selbst hervorgebracht hat: das Volksmärchen, die Volkssage, das Volksräthsel, das Volksepos, das Volkslied, den Volksspruch, das Sprichwort, und nicht blos sozusagen das Literarische, sondern auch mancherlei Sprachliches, besonders dasjenige, was dem Bereich der Volkssprache angehört." Im ganzen geht es in der Schrift etwas kunterbunt her, und Kahle hat deshalb recht gethan, im Vorworte seine Verzichtleistung auf wissenschaftliche Construction bescheiden zu bekennen. Wir meinen aber doch, daß unbeschadet der Frische und Mannichfaltigkeit des Dargebotenen sich eine lichtvollere und consequentere Anordnung hätte erreichen lassen. Augenscheinlich hat sich der Verfasser in der betreffenden Literatur und namentlich in den gelehrten Partien derselben recht tüchtig umgesehen. Freilich liegt manchmal der Zweifel an eine gründliche Vertrautheit nahe. Wenn z. B. Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen" als nur dem wissenschaftlichen Bedürfnisse dienend angegeben werden, so genügt ein Blick in diese Sammlung (keine Grammatik), um sofort zu erkennen, daß sie außer jener Rücksicht auch recht gut zur Lektüre für den Ungelehrten geeignet ist. Ohne Zweifel wird Kahle's „Claudius und Hebel" vielen Freude machen und anregend und nutzbringend einwirken.

Bibliographie.

About, E., Der Fortschritt in politischer und national-ökonomischer Beziehung. Aus dem Französischen übersetzt von W. Heller. Prag, Steinhauser. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Banck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst. 1ster Bd. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bergmann, W., Tizian. Bilder aus seinem Leben und seiner Zeit. 2 Thle. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 3 Thlr.

Flammarion, C., Die Mehrheit bewohnter Welten. Deutsch von A. Drechsler. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fraas, O., Vor der Sündfluth. Eine Geschichte der Urwelt. 1ste u. 2te Lief. Stuttgart, Hoffmann. Lex.-8. à 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte und Gedenkblätter. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Neue Bilder aus dem Soldatenleben. 2 Bdchn. Berlin, Große. 16. 12 Ngr.

— — Eva, die Tochter des Quäkers. Historischer Roman. Berlin, Große. 16. 15 Ngr.

— — Neue militairische Humoresken. I. und II. Berlin, Große. Gr.-16. à 15 Ngr.

— — Manuela, die Tochter des Dictators. Berlin, Große. 16. 15 Ngr.

— — Santa Anna. Historischer Roman. Berlin, Große. 16. 10 Ngr.

Gravenreuth, Ch. Baronin v., Das Kind der Diebin. Historischer Roman. 2te Abth.: Der Depeschenraub. 3 Bde. Wien, Typogr.-liter.-artist. Anstalt. 8. 3 Thlr.

Klopp, O., Leibnitz der Stifter gelehrter Gesellschaften. Vortrag. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Koch, M., Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. Nach handschriftlichen Quellen. 1ster Band. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Kreißle v. Hellborn, H., Franz Schubert. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Kreyßig, F., Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte. Berlin, Nicolai. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Lanzen von Lynwood. Von der Verfasserin „Herzblättchen" ꝛc. Aus dem Englischen von Karoline Beck. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Lechner, M., Zur Erinnerung an K. F. Hermann, F. W. Schneidewin, K. F. v. Nägelsbach, Ludwig v. Döderlein. Aufsätze. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Neumann, H., Dinonysh. Gedicht. Leipzig, Buchhaus. 16. 20 Ngr.

Sacher-Masoch, L., Kaunitz. Kultur-historischer Roman. 2 Bde. Prag, Credner. 8. 2 Thlr.

Schiller, C. G. W., Lessing im Fragmentenstreite, nach Form und Inhalt seiner Polemik gewürdigt. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 12 Ngr.

Schillers Calender vom 18. Juli 1795 bis 1805. Herausgegeben von Emilie von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schmidt, K., Zur Erziehung und Religion. Pädagogische und theologische Reden und Abhandlungen. Cöthen, Schettler. 4. 4 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Kinder der Arbeit. Roman. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Thle. Leipzig, Gerhard. 8. 2 Thlr.

Simon, G., Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen. 1ster Bd. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Smidt, H., Kipper und Wipper. Erzählung aus Hamburg-Altona. Wien, Typogr.-liter.-artist. Anstalt. Gr. 16. 1 Thlr.

Stolz, J. N., Max der Zweite, König von Bayern. Ein Bild des Unvergeßlichen. Augsburg, Schlosser. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Sommer-Feldzug des Revolutionskrieges in Siebenbürgen i. J. 1849 von einem Veteranen. Vollständige Ausg. Prag, Credner. Gr. 8. 24 Ngr.

Uhlenhuth, E., Deutsche Heimatsbilder. Schilderungen aus dem heimischen Natur- und Culturleben. Berlin, Kastner. Gr. 8. 15 Ngr.

Ullmann's, C., Werke. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Volkserzählungen aus Schleswig-Holstein. 1ster Bd. Schleswig, Heiberg. 8. 15 Ngr.

Voß, J. H., Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Ausgabe letzter Hand. Leipzig, Müller. 16. 1 Thlr.

Wagler, F. A., Geschichte der Freiheitskriege von 1813—1815. Berlin, Koblgk. Gr. 8. 22½ Ngr.

Walpurg, K., Das Weihnachtsfest der Nieblinger oder der Karfunkel. Romantisches Schauspiel. Nürnberg, Stein. Gr. 16. 16 Ngr.

Weise, K., Lorbeer und Rose. Neue Dichtungen. I. Georg Derfflinger. Sonette. Berlin, T. Grieben. 16. 5 Ngr.

Weizsäcker, C., Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung. Gotha, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Westphal, R., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. 1ste Abth. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wöllwarth, Freih. v, Gedanken über das Charakterbild Christi von Dr. v. Schenkel. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolterstorff, A., Bilder aus dem römischen Alterthum. Halberstadt, Frantz. 8. 22½ Ngr.

Wörner, B., Amt und Welt. Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben. 1ster Bd. Augsburg, Schlosser. Gr. 16. 1 Thlr.

Yonge's, Miß, ausgewählte Erzählungen. Nach dem Englischen. I. 1ster Thl. u. III. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 2 Thlr.

Zöckler, O., Hieronymus. Sein Leben und Wirken aus seinen Schriften dargestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1865
aus dem
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.
4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.
Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.
Herausgegeben von **Robert Prutz.**
8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
8. Preis jährlich 2 Thlr. 12 Ngr. In monatlichen Heften von 5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.
Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.
8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

Bibliografia polska.
8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ½—1 Bogen.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.
Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Lemcke.**
8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.
Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Hermann Brockhaus.
8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.
Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**
Vierte Folge. Fünfter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die volkswirthschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für Deutschland, insbesondere für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Eine culturgeschichtliche Untersuchung von Karl Theodor von Inama-Sternegg. — II. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Von Ludwig Oelsner. — III. Römer und Germanen im 4. Jahrhundert. Von Rudolf Köpke. — IV. Der Kampf der Freiheitsmänner und der Geistlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Von Heinrich Wuttke.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 35. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1⅓ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon
für den Handgebrauch.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Vier Bände. Geheftet 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden in Leinwand 7 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

Die zweite Auflage dieses von der Kritik durchweg als trefflich anerkannten, allgemein beliebten Werks ist soeben vollständig geworden. Dasselbe hat daher den Vorzug vor sämmtlichen ähnlichen Werken, daß seine Artikel die neuesten Daten enthalten und daß es den hinzugekommenen Stoff bis auf die jüngste Gegenwart herab in sich aufnehmen konnte.

In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder andern rasch irgendeine Frage zu beantworten oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lektüre namentlich von Zeitungen ꝛc., wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren, weshalb es sich als ein unentbehrlicher Hausschatz empfiehlt.

Das Werk kann sowol auf einmal, geheftet oder gebunden, als auch nach und nach in 40 Heften zu je 5 Ngr. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lord Byron's Mazeppa, Korsar und Beppo.
In das Deutsche übertragen von **Wilhelm Schäffer.**
8. Geh. 20 Ngr.

Diese neue Nachdichtung dreier der beliebtesten poetischen Erzählungen Lord Byron's zeichnet sich ebenso sehr durch treuen Anschluß an das Original wie durch Wohllaut der Sprache vor den vorhandenen Uebersetzungen aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 26. Januar 1865.

Inhalt: Baron von Müller's Werk über Mexico. Von **Maximilian Perty**. — Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Porträt. II. Von **Rudolf Gottschall**. — Zur ästhetischen Literatur. — **Feuilleton**. (Schelling und Alexander Jung; Zur Heine-Literatur.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Baron von Müller's Werk über Mexico.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Von Baron J. W. von Müller. Zweiter Band. Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. *)

Der zweite Band des Müller'schen Reisewerks bietet eine so reiche Fülle interessanter Gegenstände dar, daß eine etwas nähere Betrachtung desselben geboten ist, welche zugleich geeignet scheint, die Orientirung für die Leser des schönen Buchs zu vermitteln.

Der Verfasser eröffnet diesen zweiten Band mit der Schilderung der prächtigen Hauptstadt Mexico, ihrer Lage und Umgebung, und läßt hierauf Darstellungen aus ihrer Geschichte, Bemerkungen über die Sitten ihrer Bewohner und die wissenschaftlichen Anstalten folgen. Dann richtet er seinen Blick weiter hinaus, durchstreift in verschiedener Richtung die Umgegend und liefert Nachrichten über die Stadt Guadalupe, das Kloster von Los Remedios, das Lavafeld von Guiacan. Hierauf folgt die Reise nach Cuernavaca, Cacahuamilpa und Tasco, und nach der Besteigung des Popocatepetl die Reise nach Puebla, Oaxaca und Tehuantepec, wo ihn leider die Nachricht vom bevorstehenden Hinscheiden seiner geliebten Mutter erwartete, welche den Verzicht auf weitere großartige Reisepläne veranlaßte, sodaß der Verfasser über den Isthmus nach Minatitlan und Veracruz sich begab und die Rückfahrt über die Havanna nach Europa antrat. Beim Uebergang über die Cordillere hatte er noch eine Schar deutscher Arbeiter getroffen, darunter auch würtembergische Landsleute, welche unter glänzenden, aber nicht gehaltenen Versprechungen zum Bau der neuen Straße über den Isthmus angeworben, sich in traurigem Zustande befanden und halbverhungert und in Lumpen gehüllt ihm ihre Klagen vorbrachten. Zahlreiche, zum Theil neue naturgeschichtliche Erkenntnisse, Nachrichten über wichtige Pflanzen und Thiere, deren Cultur und Zucht, über die Urbevölkerung des Landes und die Nachkommen der eingewanderten Europäer, Schilderungen der besuchten Städte, mancherlei Abenteuer ziehen sich durch das ganze Buch hin und erhalten die Aufmerksamkeit des Lesers durch die Mannichfaltigkeit des Stoffs wie nicht minder durch frische und lebendige Darstellung in fortwährender Spannung.

Unser Verfasser scheint nicht nur ein gewaltiger Jäger zu sein und in der öftern Begegnung mit Briganten große Geistesgegenwart und Tapferkeit entwickelt zu haben, sondern er hat auch ein ritterliches und galantes Element in seinem Wesen, wie manche Stellen seines Werks erweisen. In der Ertragung von Reisebeschwerden, die in einem schwach bewohnten, nur theilweise cultivirten Tropenlande außerordentlich groß sind, ist er Meister, schwebte aber doch auf der Reise über den Isthmus in Lebensgefahr. Glücklich, daß das Faß Rum, welches in der Voraussicht einer entscheidend schlimmen Wendung in Veracruz gekauft und mit dem Verfasser eingeschifft worden war, nicht die von ihm für möglich gehaltene Bestimmung erfahren hat, sondern in Europa zu einem angenehmern Gebrauche dienen konnte, wenn er seinen Freunden bei der dampfenden Bowle von den Leiden, Freuden und wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Reisen erzählte! Was den beklagenswerthen Verlust der frühern Sammlungen unsers Verfassers betrifft, welche er durch das Haus Rubio in Mexico an den preußischen Consul d'Oleyre in Veracruz adressirt hatte und die spurlos verschwunden sind, so scheint mir die dritte Vermuthung, die er hierüber aufstellt: sie seien etwa in Veracruz in unrechte Hände gefallen, die unwahrscheinlichste; die zweite, daß sie einer Räuberbande in die Hände gerathen seien, welche den für sie unnützen Inhalt der Kisten vernichtete oder in die nächste Barranca stürzte, hätte mehr Wahrscheinlichkeit, wenn nicht das Schweigen des Hauses Rubio auf die geschehene Anfrage verdächtig wäre, was Zweifel erweckt, ob sie überhaupt aus der Hauptstadt abgesandt wurden, und ob nicht dem Verfasser als einem Fremden feindselig gesinnte Personen die Absendung verhindert haben, vielleicht in der Meinung, daß bei den Sammlungen auch Papiere lägen, die unliebsame Aufschlüsse über mexicanische Verhältnisse geben könnten.

*) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes in Nr. 99 d. Bl. f. 1864. D. Red.

Wenn man auf einer der Höhen um Mexico angekommen ist, so erblickt man vor sich eine 9 Meilen lange und 6 Meilen breite Ebene, rings von Bergen umkränzt, die auf dem Azur des Himmels sich projiciren und von denen einige über der dunkelgrünen Nadelholzzone ihre mit ewigem Schnee bedeckten Häupter in die Wolken erheben. Die ganze weite Kesselebene von 244 Quadratlegnas Flächeninhalt war in sehr früher Zeit von einem See bedeckt. An der Stelle desselben sind jetzt fünf kleine, sehr seichte zurückgeblieben, in deren Mitte die imposante Stadt mit ihrer Masse von Thürmen und Kuppeln glänzend und strahlend schon aus weiter Ferne gesehen wird. Vor der Eroberung waren die Bergzüge, welche den weiten Thalkessel umsäumten, von dichten Wäldern bedeckt, welche durch die spanischen Kriegsleute und Colonisten bald ausgerottet wurden, sodaß die Umgebung Mexicos bis auf wenige Stellen nackt und sonnenverbrannt ist und statt der ausgedehnten Parks und Gärten der Aztekenherrscher und der Pflanzungen ihrer Unterthanen mit Ausnahme der grünen Seeränder und einzelner Palmen großentheils als grasarme Steppe daliegt. Damit war auch eine Hauptursache zur Verkleinerung der Seen gegeben, die seit Montezuma's Zeit wegen der so sehr verminderten atmosphärischen Niederschläge ungemein abgenommen haben, und die Entwaldung hatte zugleich eine größere Rapidität und Gewalt der Bergwässer zur nothwendigen Folge, gegen deren Verwüstungen von der spanischen Regierung die kostbarsten und langwierigsten Unternehmungen nöthig wurden. Der Verfasser schildert eingehend sowol die Arbeiten, welche zur Bändigung der Bergwässer, namentlich des Cuautitlan, als auch zur Tieferlegung der Seen durch den sogenannten Desagüe, einen Stollen durch die Berge, ausgeführt worden waren: Arbeiten, die schon von vornherein in ungenügendem Maßstabe angelegt, durch die Revolution von 1810 fast gänzlich unterbrochen wurden und bis auf die Gegenwart unvollendet geblieben sind.

Mit einer Idee von unermeßener Tragweite: der Verbindung des Atlantischen und Stillen Oceans scheint schon Cortez sich beschäftigt zu haben, indem er Flußbett und Mündung des Guatzacoalco und Chimalapa sorgfältig untersuchen ließ. Unter Philipp V. befaßte sich Cardinal Alberoni mit dieser Angelegenheit, aber die Eifersucht Englands ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen. Nach der Trennung Mexicos vom Mutterlande kam die Sache öfter zur Sprache, und 1842 erbat sich Don José de Garay von dem Präsidenten Santa-Anna das Recht, eine Dampfverbindung zwischen beiden Meeren einzurichten, was er aber aus Mangel an Arbeitskräften und Geld nicht ausführen konnte. Er trat daher sein Privilegium an zwei Engländer ab, die es aber nur dazu benutzten, auf dem Isthmus Mahagoni und andere werthvolle Hölzer schlagen zu lassen. Endlich kauften amerikanische Kaufleute jenen Engländern ihr Privilegium ab und gründeten die Tehuantepec Railroad Company of New Orleans zum Zweck einer Eisenbahnverbindung von Guatzacoalco zum Stillen Ocean. Es kam aber vorläufig nur zu einer Fahrstraße und die ganze Angelegenheit ging in die Hände der Louisiana-Tehuantepec-Compagnie über.

Aus der Geschichte des 17. Jahrhunderts findet sich die interessante Episode des Don Juan Manuel mitgetheilt, welche in die Kämpfe zwischen den drei Regierungsgewalten: dem Vicekönig, dem obersten Gerichtshof, der Audiencia und dem Erzbischof verwickelt war. Sie fand unter dem Vicekönig Marquis de Galves statt, welcher der bewaffneten, von der Audiencia und dem Erzbischof gegen ihn erregten Revolution nach tapferm Widerstande unterlag und sich im letzten Augenblicke noch aus dem brennenden und zusammenstürzenden Palaste mit dem ihm treuen Don Juan Manuel rettete. Der Vicekönig konnte nach Spanien gelangen, Don Juan nach Zacatecas, von wo er nach langen Jahren (1636) nach Mexico zurückkehrte, dort aber ungeachtet des Schutzes, den ihm der jetzige Vicekönig, Herzog von Escalona, angedeihen ließ, der Rache der Audiencia unterlag, sodaß man ihn eines Morgens am öffentlichen Galgen erhängt fand. Dem Volke redete man ein, die Engel hätten ihn erhängt.

Mexico hat sowol während der spanischen Herrschaft als nach Abschaffung derselben zahlreiche Aufstände erlebt und ein solcher war eben am Tage der Ankunft unsers Verfassers 1856 unterdrückt worden. Ausgegangen von dem reichen und mächtigen Kloster der Franciscaner, hatte er die Aufhebung desselben und die Erklärung seines Vermögens zum Nationaleigenthum zur Folge. Die Macht der Geistlichkeit ist auch im heutigen Mexico noch ungemein groß, ihre Einkünfte sind außerordentlich, sodaß manche Pfarrer doppelt so viel Einkommen beziehen als der Präsident der Republik. Der Verfasser wirft der jetzigen Geistlichkeit vor, daß sie das Volk in völliger Unwissenheit und Immoralität erhalte, erkennt aber an, daß das Ansehen, welches sie noch immer genießt, eine Nachwirkung der Verdienste sei, welche sie in den ersten 150 Jahren nach der Eroberung sich erworben hatte, wo die Geistlichen die alleinigen Förderer der Gewerbe und Künste waren und die alleinigen Beschützer der armen Indianer gegen die Brutalität der Conquistadores und ihrer Nachfolger. Der Verfasser sah einst das corpus Dei in einer prachtvollen Carrosse unter Begleitung einer rauschenden Militärmusik irgendeinem Vornehmen zuführen, wobei alle auf der Straße Befindlichen andächtig auf die Knie fielen, und er berichtet, daß dies so Sitte sei und daß Reiche und Hochgestellte sich um die Ehre streiten, die Carrosse als Kutscher zu führen. Zum wunderthätigen Marienbild in Guadalupe findet alljährlich am 12. December, wo nach der Legende die Heilige Jungfrau einem Indianer erschienen war, eine zahlreiche Procession zu Fuß und Pferd statt, welcher auch der Präsident Comonfort, Juarez' Vorgänger, beiwohnte. Der Verfasser, welcher sich auch im Gefolge des Präsidenten befand, als dieser am fünfunddreißigsten Jahrestage der Libertad y Indepedencia nach dem feierlichen Hochamt im Dom die Truppen defiliren ließ, schildert Comonfort's Figur als schlicht, keineswegs imponirend, doch bürgerlich würdig.

Die gelehrteste Gesellschaft in Mexico ist wol die für

Geographie und Statistik; sie hält ihre Sitzungen im Regierungspalast, welcher auf der Stelle der ersten Wohnung des Cortez erbaut ist. Der Verfasser theilt ein werthvolles Verzeichniß der hauptsächlichsten Documente mit, welche sich im Generalarchiv der Nation befinden, das im gleichen Palaste aufbewahrt wird. Die Bergschule, Colegio de la Mineria, hat eins der stattlichsten Gebäude der Hauptstadt inne, welches jedoch sehr mangelhaft aufgeführt ist, sodaß der eine Flügel sich bereits gesenkt hat.

Die Armee in Mexico, sehr ausgezeichnet unter der Herrschaft des Mutterlandes, ist nun ausgeartet und zuchtlos. Zum Theil hervorgegangen aus Guerrilleros, welche gegen Spaniens Macht gekämpft hatten, fanden die zahlreichen republikanischen Regierungen keine Grenze in der Belohnung derselben, und ließen alle Bandenführer mit den Titeln Kapitän, Oberst, General, welche sich diese selbst beigelegt hatten, in die Armee eintreten. Diesen folgten später noch eine Menge anderer Begünstigter, sodaß die mexicanische Armee auf dem Papier 36000 Mann stark, während sie in Wirklichkeit kaum 10000 auf den Beinen hat, gegen 30000 Offiziere und Hunderte von Generalen zählt, die alle Sold beziehen oder doch fordern.

Der mexicanische Geschäftsgang ist unvergleichbar weitläufig und schleppend; man kann gegen die Pedanterie, Eingenommenheit und den passiven Widerstand der dortigen Behörden kaum aufkommen. In den Verhältnissen des Besitzes und der Stellung ist durch die unaufhörlichen Revolutionen ein unglaubliches Schwanken herbeigeführt worden, sodaß die Söhne und Enkel reicher Leute sehr häufig in Dürftigkeit verfallen oder zum Proletariat herabsinken, zu welchem als eine eigene Klasse, nur in einigen wenigen Beziehungen den Lazzaronis Neapels vergleichbar, die äußerst zahlreichen Leperos gehören: ein müßig gehendes Volk, das in der größten Dürftigkeit sich die umständlichste Höflichkeit und spanische Grandezza bewahrt hat.

Die Sitten des weiblichen Geschlechts in der Hauptstadt bezeichnet der Verfasser als sehr locker und bürdet die Schuld hiervon — mit Recht oder mit Unrecht — der unzähligen Welt- und Klostergeistlichen auf, welche das Volk unbeschränkt beherrschen. Die Wasserträger, Aguaderos, versehen in Mexico das Amt der postillons d'amour und sollen in Einfädelung und Auflösung von Liebesintriguen, in Ausführung der delicatesten Aufträge unglaubliche Gewandtheit entwickeln. In der Stadt San-Agustin de los Cuevas, dem Tlalpam der alten Azteken, haben alljährlich um Pfingsten große Vergnügungsfeste statt, zu welchen die Bewohner der Hauptstadt in Masse kommen, wobei in San-Agustin ganze Straßen von Buden, Hütten, Zelten entstehen. Hier thun sich neben den nationalen Spielen auch die Höllen für die Hazardspiele auf, in denen die Mexicaner leidenschaftliche und verwegene Spieler sind, und glänzende Bälle stattfinden. Das Stiergefecht, corrida de torros, steht in Mexico noch sehr in Blüte. Der Verfasser, ein regelmäßiger Besucher, meint, obwol man vom moralischen Standpunkte aus verdammen müsse, dürften doch, so tief eingewurzelte Gebräuche einer Nation nicht so ohne weiteres verworfen und dadurch der Stab über ein ganzes Volk gebrochen werden. Uebrigens kämen grausame Scenen bei den Stiergefechten, welche die Völker spanischer Rasse als ein ritterliches Vergnügen und als eine Kunst studiren, in Mexico weit seltener vor als in Spanien; die verwundeten Pferde würden sogleich aus der Arena entfernt und rasch getödtet, und ebenso erhielten die Stiere gleich nach der ersten Verwundung den Todesstoß.

Unter den Landbesitzern unterscheidet man zwei Hauptklassen: die Hacendados, so genannt von hacienda, Vermögen, welche man etwa den europäischen Rittergutsbesitzern vergleichen kann (eine Hacienda soll übrigens nach den ältern Bestimmungen 21000 Morgen Grund umfassen), und die Rancheros, von rancho, Bauerngut, Hof, welche die Bauern oder Pächter sind. Der Verfasser spricht einigemal von der in Mexico für feinere Artikel herrschenden Theuerung und schreibt: „Wer nach Mexico geht, um als Kaufmann oder durch seiner Hände Arbeit Geld zu verdienen, findet reichen Lohn; wer aber, ohne seine geistige oder körperliche Arbeit zu verwerthen, dieses Land bereisen will, fülle seine Börse so reichlich als möglich, damit er nicht in Verlegenheit komme, denn die Preise für alle europäischen Genüsse sind erstaunlich hoch."

Das Los der Indianer ist bis zur Gegenwart ein sehr trauriges geblieben; die lange Knechtung und die Entziehung des Grundbesitzes haben sie zu einer apathischen, arbeitsscheuen, zum Theil wahrhaft verthierten Masse gemacht, welche von den Creolen und Mestizen, dem gente con razon, als gente sin razon behandelt und auch so genannt wird. Unser Verfasser geht aber doch wol zu weit, wenn er die Indianer Mexicos in geistiger Begabung und moralischem Werth unter die niedrigsten afrikanischen Schwarzen stellt, und den Ausspruch thut, sie schienen zur Sklaverei geboren und brächten es selbst im Umgang mit den Weißen nicht dazu, selbständig zu denken und zu handeln; ich meine, daß bessere Institutionen wol wieder, jedoch erst nach einer Reihe von Generationen, die Superiorität des mexicanischen Indianers über die Neger erweisen würden. Unser Verfasser führt selbst an, es sei ihnen der Sinn für Harmonie nicht abzusprechen, und er habe öfters von ihnen gut ausgeführte Musik gehört. Wenn die Charaktere der ehemals mächtigen Stämme trotz aller Schicksalsschläge sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so sind wol auch die Anlagen nicht untergegangen, welche diese Völker früher zur Bildung geordneter Staaten, zur Herstellung von Tempeln und Palästen, Wasserleitungen und Straßen in einem Grade befähigt haben, wie er von Negervölkern nie erreicht worden ist. Die Armuth, die Zerstreuung, die Verödung ganzer Gegenden haben freilich manche Indianer zu den allerprimitivsten Zuständen heruntergebracht; einzelne Familien leben ohne alle Wohnung, übernachten unter Bäumen auf im Freien aufgeschlagenen Rohrbetten; einige Steine bilden den Herd, andere dienen zum Zerreiben des wenigen Maises, den sie bauen, woraus sie

ihre Tortillas backen, Kürbisschalen zum Wasserschöpfen: das ist ihre ganze Habe.

In San-Jago Estata, einem Flecken auf dem Wege nach Tehuantepec, sah der Verfasser eine Procession, meist aus Indianern bestehend, mit lärmender Musik in die Kirche ziehen, wohin der Verfasser nicht folgte. Nach kurzer lautloser Stille erhob sich in dieser ein Höllenlärm, dadurch entstanden, daß jeder seinen Nächsten zur Buße für begangene Sünden nach allen Kräften abprügeln mußte. Bald erfüllte sich der Platz vor der Kirche mit Fliehenden und Heulenden, Verfolgten und Verfolgern, und wandelte sich in ein wahres Schlachtfeld um, sodaß viele stark bluteten und nur die Erschöpfung dem Spectakel ein Ende machte.

Es werden gelegentlich einige Untersuchungen über alte Denkmäler mitgetheilt, welche die frühern Völker dieser Gegenden: Azteken, Tolteken, Mayas u. s. w., errichtet haben; der Verfasser beschreibt den schönen aztekischen Aquäduct beim Kloster Los Remedios, der, ein tiefes Thal überspannend, 1600 Fuß lang, auf 50 von Pfeilern getragenen Bogen ruht, mit thurmartigen Bauten am Ende, um dem Wasser höhern Fall zu geben. Er schildert ferner die Wallreste, welche bei Quiotepec einen ganzen Bergrücken bedecken und offenbar fortificatorische Zwecke hatten, und die Tempel- und Palastruinen fast auf dem höchsten Punkte; der Tempel ist genau nach den Himmelsgegenden orientirt. Von den Steinen mit Sculpturen, indianische Götter darstellend, werden fünf abgebildet. Die Ruinen auf Monte-Alban bei Oaxaca werden im Grundrisse dargestellt; es sind noch Terrassen, Wälle, Mauertrümmer und Altarsteine aus grobem rothen Porphyr vorhanden. Die Ruinen auf dem Berge Moctecuzoma sind nur noch wenig kenntlich; es scheint, daß in bestimmten Abständen übereinander quadratische Mauern aufgeführt waren und so den ganzen Berg von 2000 Fuß Höhe zu einer ungeheuern terrassirten Pyramide gestalteten. Die so berühmten Ruinen von Mitlan sind jetzt größtentheils zerstört, und es besteht nur noch ein einziges Gebäude, aus großen gehauenen Steinen erbaut, durch Mosaiken aus bunten Backsteinen an den Außenwänden geschmückt, welche bunte Felder und vielverschlungene Figuren darstellen. Der mittlere Eingang ist oben enger als unten, wie man dieses auch bei den Thoren der altägyptischen Tempel findet; die Wände sind bekleidet mit geschliffenen Porphyrplatten und Mosaiken. Unser Verfasser versuchte, der weitern Zerstörung der Ruinen durch Rücksprache mit den Ortsbehörden vorzubeugen; da aber bis dahin die Steine zur Construction der Kirche und der Wohnhäuser des Dorfs dienten, so werden die Verordnungen kaum beachtet werden. Zwei abgebildete Thongeräthe, gefunden in einem Teocalli bei Tlacolula, nämlich ein hoher Ring wie eine Schüssel ohne Boden und eine Thonröhre mit Steinpfropfen an beiden Enden, dienten wol zum Cultus. Aus der Sammlung mexicanischer Alterthümer des Dr. Ortega zu Oaxaca werden mehrere sehr interessante und seltene Thonfiguren in Zeichnung mitgetheilt, Götzen darstellend, zum Theil bekleidet, zum Theil nicht, sowie die ausführliche Deutung derselben durch den Archäolog Professor Müller in Basel.

Die naturgeschichtlichen Bemerkungen des Verfasse beziehen sich auf die organische wie die unorganische Sch pfung, obwol sich seine Vorliebe mehr der erstern zuwe det. Auf dem Isthmus von Tehuantepec traf er Heerd des gelbschwänzigen Brüllaffen, dessen Stimme „dem Brü len des Tigers an Stärke, dem des Ochsen an Tiefe u dem Bellen des Hundes an Ausdruck gleicht". Von d größern Katzenarten Mexicos, dem Jaguar, Tiger genann dem Cuguar, welcher Löwe heißt, dem Ozelot ist wiede holt die Rede und der Verfasser erlegte deren selbst. Je Hacienda hat ihren „Tigrero", Tigerjäger, dessen Aufgab es ist, mit seiner Meute von Jagdhunden unaufhörli den Onzen und Pumas nachzustellen. Der Puma od Cuguar läßt sich, jung eingefangen, leicht zähmen un wird dem Herrn und den Hausbewohnern anhänglich. D bereits von Hernandez angeführte Katzenfrett heißt in Me xico Cacamitzli; den schwarzen mexicanischen Marder mi weißem Kopf nennt man Cabeza de vieja; zwei Kincajou den Viverren ähnliche Thiere, aber mit Greifschwan hielt der Verfasser lange lebend. Was die Vampyre be trifft, jene großen blutsaugenden Fledermäuse, welch schlafende Pferde und Maulthiere, selbst Menschen oft bi zur Erschöpfung schwächen, so ist es unrichtig, daß s während des Saugens mit den Flügeln fächeln, aber ric tig, daß sie in einer zweiten oder dritten Nacht das frü here Opfer wieder aufsuchen. Das sechsgürtelige Arm dill ist in der ganzen Terra caliente nicht selten, wo e Höhlen bewohnt und keineswegs so träg und indolent is wie es beschrieben wird, sondern unterhaltend, lebhaft, mi intelligentem Ausdruck der Augen. Von den Pangolin oder Ameisenbären besaß der Verfasser einen von kleinere Art, den er mit dem großen Neufundländerhunde eine Freundes kämpfen ließ; der Hund zog den kürzern, in dem ihn der Pangolin mit seinen starken Armen umfaß und so gewaltig drückte, daß er die Zunge lang heraus streckte und erwürgt worden wäre, hätte man ihn nicht befreit. Die atlantische Seekuh, eins der pflanzenfressen den Walthiere, welche diese Ordnung mit jener der Wie derkäuer verbinden, lebt zahlreich in einigen tief in den Wäldern versteckten Seen der Gegend von Minatitlan, dessen Bewohner ein- oder zweimal jährlich große Jagde auf dieses Thier anstellen. Hierbei werden Hunderte erleg deren wohlschmeckendes Fleisch man genießt, die Häut und das Fell als Handelsartikel versendet.

Die Kolibris, die Juwelen des Thierreichs, finden sic in Mexico in einer ziemlichen Anzahl von Arten un halten in Käfigen bei dickem Zuckerwasser 8—14 Tag die Gefangenschaft aus. Der Verfasser glaubt, sie näh ten sich allerdings von Insekten, aber der Blumennekta bilde eine wesentliche Zuthat. Hinsichtlich der Ansicht de Verfassers, man könnte sie in Europa wol in treibhaus artigen Pavillons mit sehr vielen blühenden Pflanzen er halten, möchte ich nur bemerken, daß gerade auf unser Treibhauspflanzen keine Insekten vorkommen und die — nicht nothwendig vorhandenen — Blattläuse und Schild

läuse wol nicht zur Nahrung für Kolibris dienen könnten, die daher nothwendig zu Grunde gehen müßten, wenn sie in der That wesentlich auf Insekten angewiesen sind. Der merkwürdige Wassermolch, Ajolotl oder Axolotl, von welchem sich die Heerschar des Cortez einige Zeit nährte, kommt auch heutzutage noch oft in den Seen um Mexico vor und wird daselbst gleich den Fliegenmaden, welche schon den alten Azteken zur Nahrung dienten, auf dem Markte verkauft. Der Geschmack des in Mexico heimischen grünen Leguans, welcher dem brasilischen sehr ähnlich ist, aber aufgerichtete Schuppen auf der Schnauze hat, soll vortrefflich sein und das Fleisch eines weiblichen Leguans das von Hühnern und Kapaunen übertreffen. Die Indianer jagen den Leguan mit Hunden oder fangen ihn in Schlingen, und weil dieses Thier lange Zeit ohne Nahrung aushalten kann, so fesseln es die Indianer auf die grausamste Weise monatelang, um es dann in der Fastenzeit als Fastenspeise zu verzehren. Einer andern Sippe gehört der sogenannte schwarze Leguan an, der gleichfalls verspeist wird.

Der Verfasser hat in Mexico eine neue Art von Termiten aufgefunden, welche er Termes Rosenhaueri nennt. Er beschreibt genau ihre Lebensweise, und theilt zugleich mit, daß, wie unser Goldkäfer seine Eier in Ameisenhaufen legt, der große Lupercuskäfer seine Eier in die Nester dieses Termiten absetzt, welche die Larven des Käfers mit Pflanzenkost ernähren. Die Cultur der Cochenille wird vorzüglich in Ocotlan betrieben, welcher Ort bei der Ankunft der Spanier in hoher Blüte stand und auch jetzt noch einen Theil des frühern Wohlstandes erhalten hat; in andern Landestheilen, besonders bei Tlacotalpam und Popantla wird eine andere Schildlaus, welche der Verfasser Coccus mexicanus nennt, zur Gewinnung eines thierischen Fettes, Axin, gezogen, welches die Eingeborenen als erweichendes und schmerzstillendes Mittel und auch als Firnis anwenden. Qualen durch die Mosquitos mußte auch unser Verfasser im reichsten Maße erdulden; nicht selten führen ihre Stiche Ablösung der Oberhaut und ein Wundfieber herbei, welches mit dem Tode endigt. Manche Theile Mexicos werden bisweilen furchtbar von der Heuschreckenplage heimgesucht, und zwar von andern verwüstenden Arten als jenen der Alten Welt; aber die zwei, welche der Verfasser näher schildert, verursachen nicht mindere Verheerungen, als die Wanderheuschrecke Asiens und Europas. Die mexicanische Spinne, Araña capullina, soll sich durch ihre Giftigkeit auszeichnen und ihr Biß Erwachsenen lebensgefährlich, Kindern unbedingt tödlich werden. Eine andere Art, Chintaplagua genannt, verursacht heftige Entzündung, Säuglingen den Tod; die große Vogelspinne soll nach dem Verfasser ein ängstliches, „harmloses" Nachtthier sein, was von einer Spinne überhaupt sicher nicht prädicirt werden kann. Sie soll ferner keineswegs kleine, auf der Erde brütende Vögel angreifen und nur von den kleinsten und weichsten Insekten leben; aber es liegen die bestimmtesten Beobachtungen vor, daß die großen Mygalen allerdings kleine Vögel und Erdeidechsen anfallen und auch hartschalige Käfer aussaugen. Im Hafen von Huatulco am Stillen Ocean, wo starke Perlenfischerei betrieben wird, machte der Verfasser selbst einen Tauchversuch und erbeutete eine Muschel, in welcher zufällig eine schöne und regelmäßige, wenn auch nicht große Perle enthalten war. Es wäre sehr erwünscht gewesen, wenn der Verfasser darüber Auskunft gegeben hätte, ob die Perlenmuscheln des Mexicanischen Golfs, sowie die von Tehuantepec und Californiens andern Arten angehören oder mit der orientalischen Meleagrina margaritifera identisch sind, was ich bezweifeln möchte.

Die wundervolle Pracht der Flora der mexicanischen Urwälder, welche die Spanier schon beim ersten Betreten in Erstaunen setzte, regt unsern Verfasser öfters zu begeisterten Schilderungen an. „Wer die höhern Berge von Teutlan im Staate Oaxaca und die Thäler der Sierra von Jalisco durchwandert hat, wird sich an der Mannichfaltigkeit der Blüten ergötzt haben, welche die frischen Ufer der Bäche schmücken oder von den Kronen mächtiger Bäume herabhängen. Einige sind in ihren Formen so seltsam als reich in ihren Farben; aber diese Kinder der heimatlichen Wildniß blühen und welken unbekannt gleich denen, welche der Schoß der Wüste gebiert. Glücklich, wer in ihrer hehren, schweigsamen Einsamkeit ihre Schönheit und ihren fesselnden Zauber beobachten kann." Er führt dann die „Floribunde" mit ihren weißen duftigen Glocken an und die Herzblume, eine Art Magnolie, von welcher eine einzige Blüte ein ganzes Haus mit Wohlgeruch erfüllt, die Tiger- und Rebenblume und die alle andern überstrahlende Blüte des Baumes Motecuzoma speciosissima. Und von den Ufern des Guatzacoalco schreibt er: „Es ist ein fruchtloser Versuch, die Schönheit dieser üppigen Wildniß beschreiben zu wollen, wo duftige Blütentrauben über krystallhellen Wellen schaukeln, und tausend Arten von Schlinggewächsen, mit Blüten bedeckt, sich an den mächtigen Stämmen der Ceubas (Baumwollenbäume) hinaufranken, als Guirlanden von Krone zu Krone sich hinüberschwingen und in reicher Fülle niedersteigend, phantastische Bogen, Lauben und Hallen bilden."

Die Mannichfaltigkeit der Producte, Bilder und Scenen auf dem Markte der Hauptstadt läßt die Märkte von London und Paris, Neuyork und Havanna weit hinter sich; auf ihm sieht man alle Erzeugnisse der gemäßigten und der Tropenzone vereinigt. Der Verfasser gibt eine Liste von Pflanzen, welche zu Weihnachten im Freien in der Hauptstadt in voller Blüte standen, wo neben europäischen Glocken- und Ringelblumen und Veilchen, der gallischen Rose, dem Goldlack, der Raute und unserer Klatschrose prächtige Salbeiarten, die Tabackspflanze, der orientalische Mohn, Cassia, das indische Blumenrohr u. s. w. vorkommen.

Das vorliegende Werk ist reich an ausführlichen Nachrichten über Nutzpflanzen aller Art und ihre Cultur. Der Anbau des Waids oder Pastels ist für Mexico um so wichtiger, als der Indigo manchmal misräth oder hoch im Preise steht; letzterer wird namentlich um Ixtaltepec häufig gepflanzt und zwar die aus Ostindien stammende Indigofera Anil; andere Arten sind ursprünglich in Mexico

heimisch. Tlalhopolotl ist der indianische Name der Wurzel von Helianthus glutinosus, deren Pulver die Indianer bei Ausrenkungen und gefährlichen Wunden mit großem Nutzen anwenden; der Camotillo, nach des Verfassers Vermuthung eine Aristolochia, soll nach Dr. Ortega ein vorzügliches Mittel gegen die Lustseuche sein. Der Balsambaum, welcher den peruanischen Balsam liefert, gedeiht in Mexico vortrefflich und wird 80 Fuß und darüber hoch; die köstlichste aller Südfrüchte, welche in Europa ganz unbekannt ist, weil sie den Transport nicht verträgt, ist die Cherimoya, Anona cherimolia. Der Federharzbaum, Siphonia elastica, kommt in den Waldungen am Guatzacoalco in erstaunlicher Menge vor. Die Arten der Palmen sind ebenso zahlreich, wie ihre Verwendung mannichfach; „die eine liefert Brot und Milch, eine andere Zucker und Wein, eine dritte Oel und Essig, eine vierte Milch und Wachs, eine fünfte Wachs allein, eine sechste Arznei und Geschirr, eine siebente Seile und Tauwerk, eine achte Papier und Kleidung, eine neunte Wohnung und Möbel".

Besonders charakteristisch für Mexico sind die Cactusgewächse, welche die vegetabilische Physiognomie mancher Gegenden bestimmen und unter welchen der sonderbar gestaltete Organos- oder Candelaber-Cactus ganze Forsten bildet. Ueber die Cultur der Vanille, ihre verschiedenen Sorten, die Behandlung der Schoten, welche das herrliche Arom im grünen Zustande nicht, sondern erst infolge der Präparation entwickeln, werden ausführliche Nachrichten gegeben. Die Vanille heißt in der Aztekensprache Tlilxochitl und hat ihre vorzüglichen Eigenschaften erst durch die Cultur erhalten, indem die wilde Pflanze nur wenige, nicht geschätzte Früchte trägt. Die Vanille, eine schmarotzende Orchidee, wird vorzüglich auf die balsamischen Harz-, Oel- und Gummibäume gepflanzt. Der Anbau des Cacaobaums wurde in den letzten Decennien sehr vernachlässigt. Die gurkenähnliche gelbe Frucht enthält in ihrem weißlichen Fleische einen säuerlichen Saft, der nach Entfernung der Samen (Cacaobohnen) ein erfrischendes Getränk liefert, aus dem auch eine Art Rum destillirt werden kann. Das aus den Bohnen bereitete Getränk nannten die Azteken Chocolatl, welches mit einiger Abänderung sich über alle Erdtheile verbreitet hat; wie zu Cortez' Zeit dienen auch jetzt noch die Bohnen als kleinste Scheidemünze. Die Tabakspflanze wächst in vielen Theilen Mexicos, wobei es unentschieden bleibt, ob sie vom amerikanischen Continent nach Westindien, namentlich Haiti, verpflanzt wurde, wo die Eingeborenen sie bei der Ankunft der Spanier anbauten, oder ob sie von den Antillen auf das Festland übergegangen ist. Im Anfang des 16. Jahrhunderts verpflanzte sie der Naturforscher Hernandez de Toledo von der Kleinen Antille Tabago nach Spanien, von wo sie sich bald weiter ausbreitete. Der im Staate Veracruz, an der Küste und in der Umgegend von Orizaba gebaute Tabak soll jetzt schon dem von der Havanna fast gleichkommen, aber in der Provinz Tabasco wächst eine Sorte, Simojovel genannt, der noch vorzüglicher ist als der beste Havanna. Der Verfasser meint, eine Art von Tabak sei lange vor der Entdeckung Amerikas manchen asiatischen Völkern bereits bekannt gewesen und beruft sich auf Pallas, welcher aus dem Umstande, daß in China und andern Theilen Asiens schon zarte Kinder rauchen, den Schluß zog, der Gebrauch des Tabacks müsse weit älter sein als die Entdeckung Amerikas. Unser Verfasser sah in Kairo in der Bibliothek der Moschee Mehemed-Ali's ein Manuscript arabischer Poesien aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, in welchem sich ein Loblied auf den Tabak und die Pfeife befand. Es fällt mir hierbei jedoch der Widerspruch auf, daß man, wenn im Orient das Tabackrauchen schon seit Jahrhunderten eingebürgert war, dann doch in Konstantinopel wie anderwärts noch im 17. Jahrhundert den Gebrauch des Tabacks bestraft hat, was doch offenbar auf eine neue Sitte deutet, die Widerstand erfahren hat.

Für die mexicanische Flora sei auch der Mancinellenbaum erwähnt, Arbor de Habilla genannt, dessen Schatten sogar man für giftig hält und dessen dickholzige Fruchtschalen bei der Reife platzen und mit solcher Gewalt umhergeschleudert werden, daß die Stücke gefährliche Wunden schlagen können. Der „Riesenbaum von Tula", ein gewaltiges Exemplar von Taxodium distichum, das vor mehr als 300 Jahren das Erstaunen der spanischen Eroberer erregt hatte, steht noch jetzt in voller Kraft. „Eine Welt von Pflanzen und Thieren umschlingt und belebt den Riesen und gedeiht auf seinen mächtigen Aesten wie ein zahlreicher Hofstaat, dessen Ausbeute allein schon ein interessantes Museum bilden würde."

Der Verfasser schildert öfters fast mit Andacht die Pracht des „südlichen Kreuzes". Seine Besteigung des Popocatepetl gelang beim zweiten Versuch, die Sonne schien hell und freundlich in den Krater, als er bei diesem angekommen war, und das bunte Gestein seiner Wände schimmerte in der ganzen Tiefe in herrlichen Farben; die Rauchsäulen der „Respiradores" stiegen senkrecht auf, aus der Tiefe ertönte ein unheimliches Brausen und aus den Spalten der verglasten Granitfelsen (?) drangen dichte Schwefeldämpfe hervor, während einzelne Vorsprünge von hohem Schnee bedeckt waren. Der Schwefel, der von diesem Vulkan gewonnen wird, gewähret eine schöne Revenue, indem die drei Respiradores jeden Tag 9 Centner reinen Schwefel ausstoßen sollen. Auf der Spitze Tlalnacasco, „Ohr des Vulkans", soll man hören, was auf dem höhern Popocatepetl gesprochen wird. Der Verfasser hält dies für wol möglich und meint gegen die allgemeine Annahme, die Intensität des Schalls nehme nicht mit der Höhe ab, wenn auch dessen Fortpflanzungsschnelligkeit; Lieutenant Foster habe auf einer Polarexpedition mit einem Matrosen bequem sprechen können, der 6696 Schritt entfernt war. Dagegen möge nur bemerkt sein, daß der Schall nicht mit der Temperatur abzunehmen braucht, wenn er, wie es wirklich der Fall ist, mit der Höhe, nämlich mit der Dichtigkeit der Luft abnimmt.

Die Tropfsteinhöhle von Cacahuamilpa, welche ehemals zur Feier religiöser Mysterien gebraucht wurde, mit ihren unheimlichen kolossalen Räumen, gewaltigen Stalak-

titen und optischen Täuschungen, dürfte wol Knochen urweltlicher Thiere enthalten, welche jedoch tiefes Nachgraben erfordern würden. Der sogenannte Buffadero bei Huatulco am Stillen Ocean ist ein von Reisenden kaum erwähntes bedeutendes Phänomen. Wenn man an der steilen Felsenküste hinfährt, hört man von weitem ein Brausen und sieht dann in etwa 50 Fuß am Felsen mit Donnerschall eine mächtige Wassersäule hervorbrechen und sich mehr als 100 Fuß in die Luft erheben, wo sie sich in Millionen schneeartiger Flocken auflöst, die dann als Sprühregen auf die Felsen herabstürzen, worauf bald ein neuer Wasserstrahl folgt. Das brandende Meer dringt nämlich mit Gewalt in eine Höhle der Felsen ein, welche nach oben in einen engen Kanal übergeht, durch den eine zusammengepreßte Wassersäule fontainenartig emporgeschleudert wird.*)

Maximilian Perty.

Ferdinand Lassalle.

Ein literarisches Porträt.

II.

Wie Lassalle im „Heraklit" die Alterthumswissenschaft mit philosophischem Geiste zu durchdringen bemüht war, so versuchte er dasselbe auf einem, wie er selbst sagt, nur scheinbar weit abliegenden Gebiete, der Rechtswissenschaft. Er glaubte für alle Subtilitäten des römischen Rechts, an deren Lösung der Verstand der Rechtsgelehrten sich vergebens abarbeitete, den Schlüssel in dem speculativen Begriffe gefunden zu haben, und wollte in einer großen Monographie, deren Thema zugleich für die sociale Frage von Bedeutung war, diese Versöhnung der Philosophie mit der positiven Rechtsgelehrsamkeit als eine wissenschaftliche That zur Geltung bringen, indem er, nach beiden Seiten hin reformatorisch wirksam, die Kraft des philosophischen Begriffs durch seine Bewährung in der Stofffülle des positiven Rechts zu erproben und zu stählen suchte, gleichzeitig aber in diesem Begriffe den leitenden Faden nachwies, der durch die Labyrinthe des letztern hindurchführte. In diesem Sinne schrieb er sein zweites Hauptwerk, das, wie der „Heraklit" und noch mehr als dieser durch den Reichthum des Wissens, durch die unerschrockene und siegreiche Consequenz, mit welcher er den einen Begriff in allen Rechtsbildungen bis in die feinsten Verästelungen des Systems als die treibende und gestaltende Kraft verfolgte, und durch die unermüdliche Polemik, die, an diesen Begriff wie an eine Mauer gelehnt, mit allen von den andern Seiten andrängenden Gegnern kämpfte, eine ebenso bedeutende wie vereinzelte Stellung einnimmt:

Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie von Ferdinand Lassalle. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1861. 8. 5 Thlr.

In der Vorrede nennt Lassalle die Hegel'sche Rechtsphilosophie nur die logische Disposition, den Plan, die Grundgliederung des Werks. Es wäre die nächste Aufgabe der Hegelianer gewesen, die Disposition zum Werke auszuführen. Doch hierzu ist nicht einmal ein Versuch gemacht worden. Die Philosophen begnügten sich, im Himmel ihrer allgemeinen Redensarten der groben Erde des realen Rechtsstoffs so fern wie möglich zu bleiben, statt sich zur philosophischen Erzeugung der positiven Rechtswissenschaft zu entschließen:

> Es ging der Hegel'schen Philosophie in Bezug auf das jus, wie es ihr fast in Bezug auf alle Fächer der realen Wissenschaften, mit Ausnahme der Theologie und etwa der Aesthetik, erging. Wenn man früher in der Natur von einem horror vacui sprach, so herrschte allen Ernstes bei den Hegelianern ein horror pleni, ein Grauen vor dem positiven Stoffe und seiner unnahbaren Fülle, während doch gerade nur aus dem concreten Detail des Empirischen die Wahrheit erkannt werden und auch nur in ihm die Schärfe ihres Beweises ruhen kann. Freilich ist die empirische Wissenschaft ein weit schwerer zu erlangendes und auch ein weit unnachgiebigeres und somit in beiden Beziehungen weit unbequemeres Element, als der geschmeidige Aether allgemeiner Redensarten. So ist es denn dahin gekommen, daß — was der gute Genius der deutschen Nation verhüten möge — aus der Hegel'schen Philosophie selbst, dieser Quintessenz aller Wissenschaftlichkeit, sich eine neue literarische Schöngeisterei zu erzeugen, daß sie sich in eine neue belletristische Geistreichigkeitsbrühe zu verwandeln droht, die man den unbegriffenen und ungewußten Dingen aufgießt.

Mit vollem Recht verlangt Lassalle von der Philosophie die Vertiefung in die empirischen Wissenschaften. Die Provinzen des Hegel'schen Universalreichs sind aber nach dem Tode dieses geistigen Alexander nicht wahrhaft erobert worden. In der Rechtsphilosophie hat man sich mit dem Versuche apriorischen Construirens begnügt, auf welchen die positiven Juristen mit Recht mistrauisch und geringschätzig herabsahen. Wären die Philosophen nicht bei den dünnen allgemeinen Grundlinien stehen geblieben, hätten sie sich mit dem bestimmten Inhalt der einzelnen positiven Rechtsinstitute eingelassen, so würde sich herausgestellt haben, daß mit den abstract allgemeinen Kategorien von Eigenthum, Erbrecht, Familie überhaupt nichts anzufangen, daß der römische Eigenthumsbegriff ein anderer sei als der germanische u. s. w., daß die Rechtsinstitute nur der Ausdruck des geistigen Inhalts der verschiedenen historischen Volksgeister und Zeitperioden und daher nur als solche zu begreifen sind. Das Hegel'sche System, in der Form, die ihm Hegel selbst gegeben, steht in Bezug auf die Geistesphilosophie überhaupt überall in absoluter Incongruenz zu den eigenen Principien und der Methode der Hegel'schen Philosophie. Diese letztern behalten gegen Hegel selbst recht; mit ihnen ist der Bau einer neuen Geistesphilosophie aufzuführen, zu welcher Lassalle in dem vorliegenden Werke einen wichtigen Baustein beizutragen glaubt.

Der erste Theil des Werks behandelt die „Theorie der erworbenen Rechte und der Collision der Gesetze" unter besonderer Berücksichtigung des römischen, französischen und preußischen Rechts. Den Kernpunkt desselben bildet die Frage nach der Rückwirkung der Gesetze, eine der schwierigsten und verwickeltsten, aber auch eine der wichtigsten des gesammten Rechtsgebiets. Lassalle weist in der Einleitung nach, wie verschieden die Anschauungen der

*) Der dritte (Schluß-) Band des Werks ist soeben erschienen und wird baldmöglichst besprochen werden. D. Red.

Gesetzgeber und der Juristen über dieselbe gewesen; er widerlegt namentlich die Theorien von Savigny und Bornemann, von denen der erstere die Rechtsregeln in Bezug auf diesen Gegenstand in zwei Abtheilungen mittheilte, in solche, die auf den Erwerb der Rechte, und solche, die auf das Dasein der Rechte Bezug nehmen und für die erstern den Grundsatz platzgreifen lassen wollte:

Neuen Gesetzen ist keine rückwirkende Kraft beizulegen.
Neue Gesetze sollen erworbene Rechte unberührt lassen.

Für die zweite Gattung dagegen sollte der entgegengesetzte Grundsatz gelten:

Neuen Gesetzen dieser Klasse ist rückwirkende Kraft beizulegen.
Neue Gesetze dieser Klasse sollen erworbene Rechte nicht unberührt lassen.

Bornemann sieht den von Savigny aufgestellten Grundsatz als einen nicht haltbaren an; doch auch gegen seine, auf die Absicht des Gesetzgebers zurückgreifende Theorie wendet Lassalle seine scharfsinnige Polemik. Die eigentliche Widerlegung dieser Anschauungen besteht allerdings in dem Werke selbst, welches er einen Versuch nennt, mit fester Hand die unzerbrechlichen Grundlinien des Begriffs zu ziehen, welche, wenn sie sich wahrhaft als solche erweisen, dazu dienen würden, nach rechts wie links die Ausschreitungen zu beseitigen. Die hohe Wichtigkeit einer solchen Aufgabe aber bedarf, um recht gewürdigt zu werden, nur einer kurzen Andeutung. Der inhaltliche Gedanke unsers Themas ist in seiner höchsten und allgemeinsten Auffassung kein anderer, als der Gedanke der aus der Rechtsidee selbst hervorfließenden und ihr entsprechenden Hinüberführung eines alten Zustandes in einen neuen. Gelänge es also, eine anerkannte Lehre der Wissenschaft herüberzuschaffen, so würde dieselbe mächtig dazu beitragen können, einerseits die Umgestaltungsarbeiten der Gegenwart zu erleichtern, andererseits den empörten schaumspritzenden Wogen das Ueberfluten auf den von dem individuellen Willen durchfurchten Acker wahrhaft erworbener Rechte zu wahren.

Das ist der Punkt, in welchem Lasalle's Werk mit den brennenden politischen und socialen Fragen der Gegenwart in Zusammenhang steht, obgleich es in streng wissenschaftlicher Haltung nur auf die Entwickelung des Princips selbst ausgeht. In der ersten Hälfte beweist er die Theorie und sucht sie festzustellen; in der zweiten macht er die Anwendung, gleichsam die Probe auf das Exempel. Die Sonderung dieser beiden Hälften erscheint uns etwas willkürlich; denn die Gruppirung der Rechtsbeispiele ist durch keine innere Nothwendigkeit geboten. Lassalle hätte ebenso gut aus jedem Rechtsfalle der zweiten Hälfte seine Theorie herausdestilliren und auf jeden der ersten die Anwendung machen können. Doch wird durch diese Willkürlichkeit der Anordnung die Consequenz der Durchführung nicht berührt. Lassalle geht von dem Begriffe der Rückwirkung selbst aus, welche er als einen Eingriff in die Freiheit und Zurechnungsfähigkeit des Menschen bezeichnet. Ein rückwirkendes Gesetz hebt das Wollen des Individuums auf, entstellt dies Wollen, auf welchem das ganze Privatrecht beruht. Mit dem freien Willen leugnet es auch das Wissen und Denken des Individuums, degradirt den Geist zur Sache. Anders verhält es sich mit Rechten, mit welchen das Gesetz als solches, ohne Vermittelung des individuellen Willens das Individuum befaßt; sie sind nichts als allgemeine Qualitäten und Befugnisse, die nur auf Grund des sie verleihenden Gesetzes dasind und also mit ihm fließen und verschwinden. Fest kann für das Individuum nur das sein, was es sich aus diesem Strom durch sein eigenes Thun und Wollen in rechtmäßiger Weise einmal abgeleitet, was es verseinigt hat. (Nur dies sind nach Lassalle die erworbenen Rechte.) Sonst kann von einer Rückwirkung überhaupt nicht die Rede sein, sondern nur von einem augenblicklichen Einwirken. Deshalb stellt Lassalle an die Spitze seine Untersuchungen folgende Sätze, deren Durchführung durch die Fülle der Gestaltungen des positiven Rechts den Inhalt des ersten Theils bildet:

Kein Gesetz darf rückwirken, welches ein Individuum nur durch die Vermittelung seiner Willensactionen trifft.

Jedes Gesetz darf rückwirken, welches das Individuum ohne Dazwischenschiebung eines solchen freiwilligen Acts trifft; welches das Individuum also unmittelbar in seinen unwillkürlichen, allgemein menschlichen oder natürlichen oder von der Gesellschaft ihm übertragenen Qualitäten trifft, oder es nur dadurch trifft, daß es die Gesellschaft selbst in ihren organischen Institutionen ändert.

Lassalle führt diese Axiome nun durch das weite Gebiet der Rechtsfragen durch, um sie im Feuer der Empirie zu stählen. Es würde die Grenzen d. Bl. überschreiten, wollten wir dem Scharfsinn des Autors in alle verwickelten Subtilitäten des Civilrechts folgen. Wir können nur constatiren, daß er vor keiner dieser Schwierigkeiten und Verwickelungen zurückbebt, daß er nicht blos die Regel, sondern auch die Ausnahme unter sein zwingendes Gesetz zurückbringt, nirgends freiwuchernde Spiele des Verstandes, sondern überall die Nöthigung des Begriffs sieht. Ein Beispiel aus dem Privatrecht möge genügen, die Consequenz der Lassalle'schen Darstellung zu veranschaulichen.

Wenn ein Gesetz das zur Volljährigkeit bestimmte Alter, wo es bisher auf 21 Jahre bestimmt ist, auf 25 Jahre fixirt, so ist dadurch mit Recht allen auch vierundzwanzigjährigen und also nach dem bisherigen Gesetz schon majorennen Personen die hierangeknüpfte, bereits vorhandene Handlungsfähigkeit wieder entzogen. Ein solches Individuum wird sich in nichts, weder über Gesetzgeber noch Richter beschweren können, da weder Alter noch Majorität ein Act seines Willens sind. Die bereits von diesem Individuum auf Grund ihrer Majorennität gethätigten Rechtsgeschäfte aber bleiben durchaus zu Recht bestehen, weil sonst freie Willensactionen nachträglich vernichtet und entstellt werden würden. Mit dieser einleuchtenden Bewährung seines Begriffs begnügt sich Lassalle nicht; er geht den Ausnahmen zu Leibe; er wirft die Frage auf, wie verhält es sich, wenn die Majorennität das Product einer Majorennitätserklärung ist, die z. B. auf Antrag des Vaters oder des Minderjährigen von dem vormundschaftlichen Gericht erlassen wird? Hier triumphirt wieder sein Begriff; denn dann ist die Majorennität durch individuelle Handlungen vermittelt, die nicht mehr vernichtet werden können. Kein Gesetz kann sie wieder aufheben.

Tiefer einschneidend wirkt Lassalle's Theorie auf dem

Boden des öffentlichen Rechts. Hier handelt es sich in der That um die wichtigsten Probleme der Politik, um das Recht der fortschreitenden Gesetzgebung gegenüber dem Bestehenden; ja, die zwei großen Parteien, die sich im Staatsleben gegenüberstehen, werden die Angelpunkte ihres Glaubensbekenntnisses in der Beantwortung dieser Frage finden müssen: Inwieweit können bestehende Rechte durch die Gesetzgebung aufgehoben werden? Lassalle spricht seine Grundanschauung hierüber in dem Satze aus: „Jedem Vertrage ist von Anfang an die stillschweigende Clausel hinzuzudenken, es solle das in demselben für sich oder andere stipulirte Recht nur auf so lange Zeit Geltung haben, solange die Gesetzgebung selbst ein solches Recht überhaupt als zulässig betrachten wird." Denn das einzelne Recht hat zu seinem Quell nur das allgemeine Rechtsbewußtsein des Volks selbst. Jedes einzelne Recht folgt der Umwandlung der Rechtssubstanz, aus der es hervorgegangen ist und in der es haftet. Durch diesen Nachweis stellt sich Lassalle mit Entschiedenheit auf den Boden der „Fortschrittspartei", dies Wort im weitesten Sinne des Worts genommen, und der glänzende Excurs, in welchem er den Ritter der Umkehr der Wissenschaft, den Neuplatoniker Stahl, mit seiner Theorie der erworbenen Rechte aus dem Sattel hebt, zeigt, wie wenig recht die Kreuzzeitung hatte, mit Lassalle zu sympathisiren:

Aus dem Gesagten ergibt sich mit einem Blick die ganze Hohlheit und tiefe Rechtswidrigkeit des sinnverwirrenden interessirten Geschreis, welches die Berechtigten jederzeit erheben, wenn der öffentliche Geist in seiner Fortentwickelung dazu gelangt ist, den Fortbestand eines frühern Rechts, z. B. Leibeigenschaft, Hörigkeit, Roboten, Bann- und Zwanggerechtigkeiten, Dienste und Abgaben bestimmter Natur, Jagdrecht, Grundsteuerfreiheit, fideicommissarische Erbfolge u. s. w. von jetzt ab auszuschließen. Von einer Rückwirkung, von irgendwelcher Kränkung erworbener Rechte kann in allen diesen Fällen gar nicht die Rede sein.

Lassalle entwickelt nun an den einzelnen, hier angeführten Beispielen seine Anschauung mit besonderer Berücksichtigung der französischen Revolutions- und der preußischen Reformgesetzgebung. Wir befinden uns hier auf dem Boden, wo die Theorie Lassalle's mit der Praxis seiner Agitation in Berührung tritt; ja, in einer Anmerkung von großer Tragweite lenkt er selbst auf das Gebiet des Socialismus über. Er behauptet, daß der culturhistorische Gang aller Rechtsgeschichte darin bestehe, immer mehr die Eigenthumssphäre des Privatindividuums zu beschränken, immer mehr Objecte außerhalb des Privateigenthums zu setzen. Man lasse sich hierüber durch den Schein des Gegentheils verblenden:

So hält man z. B. Abschaffung der Fideicommisse immer für eine Vermehrung der Freiheit des Eigenthums, für eine Aufhebung seiner Beschränkungen. Dies ist aber nur als factische Folge der Fall und äußert sich so für das Bewußtsein derer, die sie wünschen. Der Sache nach ist es vielmehr die Aufhebung der Eigenthumsfreiheit des Eigenthümers, diese und jene Bestimmung über sein Eigenthum treffen zu können, vermindert also den Umfang des Eigenthumsrechts.

Dasselbe sucht Lassalle in Bezug auf den Begriff der freien Concurrenz durchzuführen, welche man für unbeschränkte Freiheit des Eigenthums ausgebe, während sie doch gerade ein Privateigenthum beschränke, das im Zunftwesen garantirte ausschließende Recht auf Gewerbetrieb und Absatz. Weiterhin spielt Lassalle offen seine socialistischen Trümpfe aus, indem er die Tendenz der fortschreitenden Verminderung des Eigenthumsumfangs auf politischem und socialem Gebiet nachzuweisen sucht:

In socialer Beziehung steht die Welt an der Frage, ob heute, wo es kein Eigenthum an der unmittelbaren Benutzbarkeit eines andern Menschen mehr gibt, ein solches auf seine mittelbare Ausbeutung existiren solle, d. h. gründlich, ob die freie Bethätigung und Entwickelung der eigenen Arbeitskraft ausschließliches Privateigenthum des Besitzers von Arbeitssubstrat und Arbeitsvorschuß (Kapital) sein und ob folgeweise dem Unternehmer als solchem und abgesehen von der Remuneration seiner etwaigen geistigen Arbeit ein Eigenthum an fremdem Arbeitswerth zustehen solle. Das Wort „emancipiren", welches man jetzt in einem verwischten und dem Sprechenden undeutlichen Sinne auf jedes Freiheitsstreben anzuwenden pflegt, ist gerade dann ganz zutreffend, wenn man es in seinem ursprünglichen strengen Sinne auffaßt: e mancipio, außer dem Eigenthum erklären.

Wir sehen, in wie engem Zusammenhang Lassalle's rechtsphilosophisches Hauptwerk mit seinem agitatorischen Wirken steht, wie es gleichsam das Gedankenreservoir für die zahlreichen Kanäle bildet, welche er aus demselben in die Praxis der Arbeitergesellschaften hinübergeleitet hat. Man kann daher diese wissenschaftlichen Werke nicht mit den deutschen „Feuilletons" ignoriren und beiseitelassen, ohne damit Lassalle's öffentliches Auftreten als eine unerklärte und nur auf äußerlichen Effect berechnete Agitation zu verurtheilen.

Ausführlich entwickelt Lassalle die Theorie der Entschädigung bei der Aufhebung bestehender Rechte durch Prohibitivgesetze im öffentlichen wie im Privatrecht. Es erklärt sich aus seinen bereits angeführten Grundsätzen von selbst, daß er das Recht auf Entschädigung in allen den Fällen in Abrede stellt, wo eben das öffentliche Bewußtsein ein bestehendes Recht prohibirt, d. h. für ungültig erklärt. „Denn hier Entschädigung verlangen, das hieße vermöge der Kraft der Logik gar nichts Geringeres, als Klassen oder Individuen das Recht zusprechen, dem öffentlichen Geiste einen Tribut für seine Fortentwickelung aufzulegen."

Wenn Lassalle auf diesem Gebiete des öffentlichen Rechts keine „erworbenen Rechte" anerkennt, so wird ihm der Nachweis derselben um so schwieriger auf dem Gebiete des Privatrechts, wo es sich um gewisse Begebenheiten und Thatsachen handelt, welche alle Gesetzgebungen der Einwirkung neuer Gesetze entzogen haben. Soll hier seine Theorie nicht scheitern, so muß er den Nachweis führen, daß auch diese anscheinenden Begebenheiten aus Acten des persönlichen Willens hervorgegangen sind. Und in der That bemüht er sich, den Beweis zu führen, daß die durch das Familienrecht vermittelten Rechtsthatsachen, besonders die Erbschaften, und ebenso auch dolus, Zwang, Irrthum, negotiorum gestio, Usucapion, Klagverjährung, individuelle Willensactionen darstellen und gerade deshalb, und nicht als Begebenheiten, erworbene Rechte bilden.

So geistreich diese civilrechtlichen Deductionen sind,

so sehr Lassalle's Dialektik auch das spröde Widerstrebende flüssig zu machen versteht, so ist doch nicht zu verkennen, daß sowol hier als auch bei den spätern in das Detail des Civilrechts eingehenden Anwendungen die Theorie der Vorrede, daß die Rechtsphilosophie, als in das Reich des historischen Geistes gehörend, es nicht mit logisch-ewigen Kategorien zu thun hat, sondern nur mit der Verwirklichung historischer Geistesbegriffe, gänzlich in den Hintergrund gedrängt wird. Es fallen hier nur flüchtige Streiflichter auf die Entwickelung des römischen, des französischen, des preußischen Rechts. Lassalle nimmt seine illustrirenden Beispiele beliebig bald aus dem einen, bald aus dem andern Gebiete; er entwickelt den Begriff der Rückwirkung doch im Grunde als eine „logisch-ewige Kategorie", und nachdem er dieselbe a priori und durch einen Destillationsproceß, bei welchem er einiges empirische Material verflüchtigt, gewonnen hat, legt er ihn als kritischen Maßstab an die überlieferten Rechtsinstitute an. Dieser erste Theil ist daher eine Kritik der Gesetzgebungen und ihrer Interpretationen, wie z. B. des preußischen Obertribunals, dessen meiste Rechtsauslegungen er auf das entschiedenste verwirft.

Ganz anders verhält es sich mit dem zweiten Theile: „Das Wesen des römischen und germanischen Erbrechts in historisch-philosophischer Entwickelung", in welchem Lassalle Ernst macht mit dem Begreifen der Rechtsinstitute aus ihrem innern Wesen und aus der Eigenthümlichkeit der Volksgeister. Hier macht er zum Maßstab des einzelnen Rechtsinstituts nur den aus seiner ganzen Entwickelung im nationalen Geiste resultirenden Begriff. Doch freilich gehen auch die Socialreformer leer aus, welche vielleicht erwartet hatten, Lassalle werde, nach der Kritik des römischen und germanischen Erbrechts, à la Bazin eine das Erbrecht als den Angelpunkt unsers Eigenthums in seinem innersten Wesen aufhebende Kritik folgen lassen. Dergleichen reformatorische Thaten können doch immer nur aus einer logisch-ewigen Kategorie hervorgehen, einem Urbild, dessen unvollendetes Abbild in den bestehenden Erscheinungen zu größerer Vollendung fortzubilden ist. Der erste Theil hat diesen reformatorischen Zug, weil hier der Begriff läuternd und lichtend über dem desultorisch zusammengetragenen Material schwebt; der zweite, der wissenschaftlich weit höher steht, begreift die Rechtsinstitute in ihrer geschichtlichen Entwickelung; doch wenn uns auch das Wesen des römischen und germanischen Erbrechts mit voller Klarheit entwickelt wird, wo finden wir hier die Wendepunkte für die geistige „Weltwende", von welcher Lassalle in der Vorrede spricht? Hegel schickt seiner Rechtsphilosophie die Worte voraus: „Wenn die Philosophie ihr grau in grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden. Und mit grau in grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug." Eine weitere Ausführung dieses Hegel'schen Gedankens mit Bezugnahme auf sein Werk gibt Lassalle in der Vorrede:

> Das Anbrechen einer neuen Zeit besteht immer nur in dem erlangten Bewußtsein über das, was die bisher vorhandene Wirklichkeit an sich gewesen ist. Gelänge es wissenschaftlich nachzuweisen, daß der gesammte bisherige Rechtsstoff, und zwar der praktisch wie historisch vorhandene, seit seiner Entstehung zur Römerzeit, daß also das System des Rechts selbst einer ganz andern und höhern Durchsichtigkeit fähig ist, als diejenige, welche ihm bisher gelang, so würde dann hierdurch zugleich auch das wahrhaft wissenschaftliche Symptom gegeben sein, daß die Rechtswirklichkeit im Begriff ist, einer absolut entgegengesetzten Gestalt zuzueilen.

Lassalle geht weiter als Hegel. Dieser meint, wenn die Philosophie die Erscheinungen erkenne, müßten sie bereits „alt geworden" sein; jener, daß mit dem aufhenden Bewußtsein über das Bestehende dasselbe einer absolut entgegengesetzten Gestalt zugeführt werde. Also würde diesem Bewußtsein doch jene Verjüngungskraft beiwohnen, welche Hegel leugnet. Es war diese Stelle Hegel's der Ansatzpunkt für jene absolute Kritik, welche glaubte, alles, was sie begriff, überwunden zu haben, bis die Weisheit des einen Kritikers schon für den nächsten alt geworden war und immer der eine den andern überwand. Warum aber die Welt eine entgegengesetzte Gestalt annehmen solle, wenn, was bisher der bewußtlos wirkende Trieb geschaffen, jetzt zum bewußten Ausgangspunkte gemacht wird, ist auf dem Gebiet der Rechtswirklichkeit in der That nicht abzusehen. Das wäre doch nur der Fall, wenn das Bewußtsein alle Gestalten des bewußtlos wirkenden Triebes negirte, keineswegs, wenn es in einer Richtung mit ihm fortbaut. Wird das Erbrecht der Zukunft eine absolut entgegengesetzte Gestalt annehmen, nur weil Lassalle das Wesen des römischen und germanischen Erbrechts richtig erkannt hat? Wir wissen nicht einmal, ob er selbst hiervon überzeugt ist!

Wir wollen mit dieser Untersuchung nur die Bedeutung des Lassalle'schen Werks klar hinstellen, welches wol für eine reformatorische That in Bezug auf die philosophische Behandlung der positiven Rechtswissenschaft gelten kann, keineswegs aber als eine solche in Bezug auf die sociale Frage über die Berechtigung des Erbrechts überhaupt.

Was den erstern Punkt betrifft, so erscheint uns die Entwickelung des Wesens des römischen Erbrechts aus einem einzigen Begriff heraus so bedeutsam, daß wir glauben, die römischen Rechtshistoriker und Pandektenlehrer, so sehr sie sich gegen alles sträuben, was mit der Speculation zusammenhängt — und zwar mit Recht, insoweit es den bisherigen unfruchtbaren Schematismus derselben betrifft —, können das Werk Lassalle's nicht ignoriren, ohne sich ein Armuthszeugniß auszustellen. Mögen sie es widerlegen, wenn sie meinen, daß Lassalle sophistisch den Rechtssätzen Gewalt angethan habe, um sie zu Trägern seines Begriffs zu machen, daß er den Knoten oft zerhauen, wo er ihn nicht zu lösen vermochte, daß er mehr unter- als ausgelegt, daß diese Rechtsformen sich nicht so aus innerer Nothwendigkeit krystallisirt haben, sondern unter den Einwirkungen eines künstlichen chemischen Processes, einer von außen an sie herantretenden Dialektik —

sie werden nicht leugnen können, daß in der Darstellung Lassalle's eine ebenso unerschrockene wie eiserne Consequenz herrscht, und daß eine Menge von Schwierigkeiten und anscheinenden Unbegreiflichkeiten, welche der eleganten civilistischen Gelehrsamkeit zu den verschiedenartigsten Manipulationen eines sich hin- und herwendenden Scharfsinns Veranlassung geben, durch die Fackel des Lassalle'schen Begriffs wie mit einem Zauberschlage erhellt werden.

Ein näheres Eingehen auf das Werk würde uns auf das Gebiet der Fachwissenschaften und zu weit ab von dem Zwecke d. Bl. führen. Dennoch müssen wir die allgemeinen Grundzüge desselben, aus denen seine originelle und von den bisherigen Anschauungen gänzlich abweichende Auffassung erhellt, in Kürze mittheilen. Während fast allgemein bisher das Intestaterbrecht als das Principale des römischen Erbrechts angesehen wurde, sodaß das testamentarische nur die Bedeutung eines erlaubten Abweichens hat, behauptet Lassalle, daß das Testament das Principale ist und das Intestaterbrecht nur secundäre Bedeutung hat. Die Bedeutung des römischen Testaments besteht aber nicht in der Verfügung über das Vermögen, sondern in der Hervorbringung einer Willenscontinuität.

Das römische Erbthum ist die realisirte Willensunsterblichkeit; das Vermögen ist nur Accessorium des Willens; beides kann und muß vollkommen getrennt werden können. Hierin liegt nach Lassalle der wahre, stets übersehene Schlüssel zum Wesen des römischen Erbrechts. Aus der römischen Rechtsgeschichte beweist er, daß es in der That eine Zeit gab, wo der Erbe nur als Erbe des Willens erschien, ohne Erbe des Vermögens zu sein, eine Zeit des reinen jus civile, wo diese Spaltung herrschende Sitte war. Auch die formalen Testamentshandlungen des alten Rechts werden durch diese Auffassung erklärt, ebenso die Bedingungen der testamenti factio, indem das Testament als ein Product des historischen Geistesbegriffs anzusehen ist, und die testamenti factio darum juris publici war. Der römische Testator ist ein Gesetzgeber, darum testirt er in den Comitien. Seine Verfügung ist mit der ganzen Kraft des öffentlichen Geistes bekleidet. Im Tode steht dem Römer zu, was er im Leben niemals vermochte: im Tode verklärt er sich zum Gesetzgeber.

Auch der Begriff des suus heres, eine crux der Ausleger, erhält durch Lassalle eine einleuchtende Begründung: Der suus ist der Erbe und Fortsetzer eines Willens, mit dem er schon vorher identisch war; er ist nicht eines fremden, sondern seines eigenen Willens Erbe und Fortsetzer und wird darum auf das richtigste suus heres, sein eigener Erbe, Erbe und Fortsetzer seiner selbst genannt.

Gegenüber dem strengen Walten des historischen Begriffs der römischen Geistesstufe, wie er sich im civilrechtlichen Erbthum ausspricht, reagirt nun der Gedanke der Erbschaft als bloße Vermögensvererbung im prätorischen Recht und in der bonorum possessio, die sich zur hereditas verhält, wie das Legat zur Erbeinsetzung, indem das Legat, dessen verschiedene Arten (Vindications-, Donationslegat u. s. w.) Lassalle mit begrifflicher Schärfe und im geschichtlichen Entwickelungsgange des Rechts auseinandersetzt, ebenfalls die bloße Nachfolge in die Vermögensmaterie darstellt. Ueberhaupt verfolgt Lassalle den Kampf der Gegensätze durch die Rechtsgeschichte hindurch, bis sie, ohne ganz erloschen zu sein, sich doch im Justinianischen Recht zu einem gleichgültigen Nebeneinander abgestumpft haben.

Das Intestaterbrecht gilt Lassalle, wie wir gesehen, nach römischen Rechtsbegriffen nur für subsidiär. Er erklärt es als den Begriff des Volks oder des allgemeinen Willens, der in den gegliederten Kreisen und Genossenschaften, in welchen er vom Volke realisirt ist, vom Intestatgesetz zur Erbfolge berufen ward. Es ist ein Erbrecht der Reihen, ein Erbrecht der Colonnen, durch welche die römische Individualität auf ihrem Hintergrunde, dem allgemeinen Volkswillen, steht. Daher erklärt es sich, daß, wenn der Führer der Colonne ausgeschlagen, die Colonne selbst ausgeschlagen hat.

Einer der glänzendsten Excurse des Werks ist die Polemik gegen Huschke's Aufsatz über die Rechtsregel: „Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest." Lassalle stellt die Verstandesmethode, die von Huschke mit glänzendem Scharfsinn vertreten wird, in ihren Zermarterungen, dem Begriff ohne begriffliches Denken nahe zu kommen, und in ihren innern Widersprüchen dar. Wer nicht vom Begriff ausgeht, wird ihn nicht finden. Dieser Aufsatz ist brillant geschrieben und athmet Lessing'schen Geist.

Weit kürzer faßt sich Lassalle in der Darstellung des germanischen Erbrechts. Die germanischen Völker kennen nur Intestaterbrecht, ihr Erbrecht ist, was von dem römischen mit Unrecht behauptet wurde, wahres Familienrecht, nicht ein Recht auf Willenscontinuität, sondern ein Vermögensrecht, ein Recht auf den bei dem Eintritt in die Familie erworbenen Antheil an dem, an sich gemeinsamen Vermögen. In diesem Sinne erklärt Lassalle die innere Nothwendigkeit der Maxime: Le mort saisit le vif. Als die germanischen Völker, die gar kein Testament kennen, mit den Römern zusammentreffen, entlehnen sie von ihnen äußerlich den Gebrauch des Testaments, verstehen aber seine geistige Bedeutung nicht und fassen es als Vermögensverfügung auf. Das moderne, aus dieser Mischung hervorgegangene Testamentsrecht ist nach Lassalle nichts als ein großes Misverständniß, eine compacte theoretische Unmöglichkeit. Deshalb hat auch kein Philosoph einen wahrhaften und haltbaren Begriff des Testaments aufzustellen vermocht. Hegel's Erbrechtstheorie ist nur eine Theorie des Intestatrechts und die von Leibniz macht die Unsterblichkeit der Seele zu ihrer Voraussetzung. Lassalle schließt also sein Werk mit dem Nachweis der begrifflichen Unmöglichkeit des modernen Testaments. Was soll an dessen Stelle treten? Vielleicht jene Regelung der Hinterlassenschaften von Societäts wegen, von welcher er behauptet, daß sie im Princip im Code Napoléon und den meisten neuern Erbrechtssystemen bereits enthalten sei?

Die reformatorischen Winke am Schlusse des Werks weisen wieder auf die Vorrede zurück, in welcher Lassalle

die Aufgabe seines Werks als die wissenschaftliche Herausringung des unserer ganzen Zeitperiode zu Grunde liegenden politisch-socialen Gedankens bezeichnet. Ohne Frage ist die Theorie der erworbenen Rechte ein Angelpunkt für die politisch-sociale Bewegung der Gegenwart, und es wird aus Lassalle's Entwickelung manches neue Licht auf ihre bedeutsamsten Fragen fallen. Doch die wahre Bedeutung des Lassalle'schen Werks erscheint uns als eine wissenschaftliche; sie liegt in der Versöhnung der Rechtsphilosophie mit der positiven Rechtsgelehrsamkeit, in der Bewährung der philosophischen Methode bei dem unerschrockensten Untertauchen in die Fülle des empirischen Stoffs! Und selbst die Gegner Lassalle's werden die eminente geistige Kraft anerkennen müssen, die sich in der Theorie der erworbenen Rechte und namentlich in dem zweiten Theile des Werks das glänzendste Denkmal gesetzt hat.

Rudolf Gottschall.

Zur ästhetischen Literatur.

1. **Vorschule der Aesthetik.** Zwanzig Vorträge von Ludwig Eckardt. Erste und zweite Lieferung. Mit Holzschnitten und vielen Musikbeispielen. Karlsruhe, Bielefeld. 1863. Lex.-8. Jede Lieferung 18 Ngr.
2. **Populäre Aesthetik** von Karl Lemcke. Leipzig, Seemann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
3. **Die Idee des Schönen in ihrer Entwickelung bei den Alten bis in unsere Tage. Vorträge an die Künstler.** Von A. Kuhn. Berlin, v. Warnsdorff. 1863. Br. 8. 15 Ngr.

Wirkung auf die Massen — das ist jetzt das Endziel aller Thätigkeit in Politik und Religion, in Handel und Gewerbe, in Kunst und Literatur. Daher auf dem zuletzt genannten Gebiet die entschiedene Suprematie, ja man kann sagen Alleinherrschaft der populärisirenden Schriften. Chemie und Physik, Erdkunde und Himmelskunde, Zoologie und Anthropologie, Culturgeschichte und Technologie, kurz alles, alles wird populärisirt; man kann sich also nicht wundern, daß man auch die Aesthetik in populärer Form zu behandeln sucht. Hat sie doch eigentlich mehr als die meisten andern Wissenschaften Anspruch darauf, ein Gemeingut des Volks zu werden, da die Beschäftigung mit dem Schönen in schaffender oder genießender Weise alle Lebenskreise durchdringt und es somit für jeden Menschen ohne Unterschied von Interesse ist, über das eigentliche Wesen des Schönen zu klaren Vorstellungen zu gelangen. Im allgemeinen ist also hiergegen sicherlich nichts zu sagen, ja man muß es um so dankbarer anerkennen, als eine beträchtliche Zeit hindurch, besonders während der Herrschaft der Hegel'schen Philosophie, die Behandlung dieser Wissenschaft eine mehr als nöthig exclusive und esoterische gewesen ist. Damit aber ist natürlich noch nicht eine gleiche Gutheißung aller Arbeiten, welche dieser Richtung folgen, ausgesprochen: denn so hoch die populäre Form — wenn sie diesen Namen im wahren Sinne des Worts verdient — geschätzt zu werden verdient, kann sie doch nicht allein über den Werth oder Unwerth eines Werks, besonders eines wissenschaftlichen entscheiden; die Hauptfrage bleibt vielmehr immer die, was eigentlich in dem Werke geboten wird, ob dadurch die Wissenschaft eine gedeihliche Förderung erfährt, oder wenn es sich blos auf eine Neubearbeitung der früher gewonnenen Resultate beschränken sollte, ob es seine Vorarbeiten mit Verständniß und Gewissenhaftigkeit benutzt und dem größern Publikum wirklich Richtiges und Ersprießliches übermittelt hat.

Von einem Buche, bei welchem die Verarbeitung eines Stoffs für möglichst weite Kreise geradezu der erste und höchste Zweck ist, wirklich neue, die Wissenschaft wesentlich weiterführende Ergebnisse zu verlangen, würde ungerecht sein. Gründliche Erforschung der Wahrheit und Verständlichmachung der erforschten Wahrheit sind zwei Thätigkeiten, die sich nicht immer zu einer und derselben Zeit abthun lassen. Die Erforschung schwieriger dunkler Fragen erfordert Geistesoperationen und Untersuchungen, die sich nicht von der großen Masse ohne weiteres verfolgen und verstehen lassen, und die Anpassung eines bestimmten Inhalts an die Auffassungskraft der großen Massen verlangt umgekehrt eine Auswahl des Stoffs und Handhabung der Form, welche nur dem gelingt, welcher mit den der streng wissenschaftlichen Untersuchung bedürftigen Problemen schon vollständig im Reinen ist. Daher ist es unvermeidlich, daß in Werken von vorherrschend wissenschaftlicher Tendenz auch solche Partien vorkommen, welche selbst bei der größten logischen Klarheit und Schärfe über die Capacität oder Geduld der Menge hinausgehen; und aus demselben Grunde begegnet es den populärisirenden Werken so leicht, daß sie, wenn sie zugleich Eigenes und Neues bieten wollen, damit in der Regel nichts liefern, was als eine wesentliche Förderung der Wissenschaft angesehen werden könnte.

Das haben sich die meisten unserer jüngsten Aesthetiker nicht zum Bewußtsein gebracht. Auf der einen Seite wollen sie es dem großen Publikum recht bequem machen und ihm das Eindringen in die tiefsten Geheimnisse ermöglichen, ohne ihm irgendeine Anstrengung zuzumuthen; auf der andern Seite aber können sie auch der Lust nicht widerstehen, sich dem Publikum zugleich als Selbstforscher zu präsentiren, ja ihm wol sogar die Meinung beizubringen, als habe die Aesthetik bisher eigentlich so gut wie nichts geleistet, als seien alle frühern Anbauer derselben sogleich von falschen Principien und Gesichtspunkten ausgegangen und als seien erst sie selbst dazu auserkoren gewesen, sie zu einer Wissenschaft im echten und wahren Sinne des Worts zu erheben. Dies dem großen Publikum weiszumachen ist natürlich nicht schwer, zumal wenn man es nicht verschmäht, mit seiner dermaligen Scheu vor jeder Gedankenanstrengung zu liebäugeln und über diejenigen, die ihm früher noch eine Geistesarbeit zumutheten, mit einem salopen Witz hinwegzugehen. Sieht sich nun aber der mit der ästhetischen Literatur Vertraute das von diesen Bahnbrechern Geleistete an und vergleicht es mit den von ihnen so verächtlich abgefertigten Vorarbeiten, dann kann er nicht anders als an das „Parturiunt montes" und „nascetur ridiculus mus" zu denken: denn in der Regel beschränkt sich das Eigenthümliche auf die

Aufstellung eines nominell neuen Princips, und übrigens findet man in ihnen im großen und ganzen genau dasselbe, was schon die frühern Aesthetiker gebracht haben, im Ausdruck natürlich verändert, aber gewöhnlich nicht verbessert.

Das hier geschilderte Verfahren scheint jetzt dergestalt in der Luft zu liegen, daß sich nicht leicht jemand ganz davon frei macht. Auch die Verfasser der beiden vorangestellten unter den uns hier vorliegenden Werken haben sich ihm nicht in jedem Betracht zu entziehen vermocht, doch freut es uns anerkennen zu müssen, daß sie dabei nicht dieselbe Selbstüberhebung und Impietät gegen ihre Vorgänger, wie manche andere, bewiesen haben. Beide glauben zwar auch die Aesthetik auf einer neuen Grundlage aufbauen und das vor ihnen von Plato bis in die neueste Zeit als gültig anerkannte Princip derselben verwerfen zu müssen; aber sie haben doch daneben auch Worte der Anerkennung, lassen noch öfter den durch ihre Vorgänger errungenen Resultaten durch Benutzung und Weiterbildung derselben Gerechtigkeit widerfahren und geben zu erkennen, daß es ihnen wirklich darum zu thun gewesen ist, durch Studium früherer Arbeiten und Ausführung eigener Ansichten die Erkenntniß des Schönen weiter zu führen und mit den Anschauungen der Gegenwart in Einklang zu bringen. Beide haben ihre Aufgabe mit einer gewissen Wärme und Frische aufgefaßt und beide erweisen sich dabei als Männer, die sich mit der Betrachtung und Beobachtung des Schönen in der Natur und Kunst gern und fleißig beschäftigt, es mit offenem Sinn und gebildetem Geschmack erfaßt, ja sich auch in der poetischen Production desselben selbstthätig mit Erfolg versucht haben. Beide bieten daher neben dem, was sie als Erbschaft aus frühern Arbeiten überkommen haben, manche beachtenswerthe Beobachtungen, verwerthbare Modificationen früherer Meinungen und selbst einzelne aufhellende Lichtblicke, und beide besitzen in nicht geringem Grade die Eigenschaften, durch die sich jetzt das allgemeine Publikum am liebsten anregen und belehren läßt — nur daß Eckardt mehr einen enthusiastischen, weihevollen, Lemcke mehr einen witzigen, muntern Vortrag besitzt, jener mehr durch Heraufziehung der Leser in eine durch Decoration genießbar gemachte philosophische Denk- und Anschauungsweise, dieser mehr durch Hinabsteigung zur unmittelbar anklingenden realistischen Sprache des gemeinen Menschenverstandes wirkt und demgemäß jener mehr bei einer noch aus frühern Jahren stammenden Generation, dieser mehr bei der Jugend der unmittelbaren Gegenwart Anklang finden wird. Daß sie gerade diejenigen Eigenschaften besäßen, welche wir als die höchsten Vorzüge eines populären Stils betrachten, die schmucklose, ruhige Klarheit und die zwingende überzeugende Kraft eines streng logischen, gerade auf das Ziel losgehenden, weder rechts noch links abspringenden Gedankenfortschritts, das vermögen wir von beiden nicht zu sagen. Daher glauben wir zwar nicht, daß sie irgendjemand eine wirklich einheitliche, fest zusammenhängende und in sich abgeschlossene Erkenntniß und Anschauung des Schönen gewähren werden, aber wir halten es für wahrscheinlich, daß sie gerade dem jetzt herrschenden Wissenstriebe des großen Publikums eine entsprechende Anregung und Nahrung zu bieten vermögen.

Nun noch einige Worte über das von beiden aufgestellte Princip. Beide stimmen darin überein, daß sie es verschmähen, von der metaphysischen Idee des Schönen auszugehen und diese aus der höchsten oder absoluten Idee, der Idee des Göttlichen, des vollkommenen oder mangellosen Seins abzuleiten, beide weil sie fürchten, sich dadurch in transscendentale, unerfaßbare Abstractionen zu verlieren, und der Aesthetik eine concretere, unserer Sinnlichkeit und Phantasie näherliegende Basis zu geben wünschen. Beide stimmen auch darin überein, daß sie ihre Grundlegung als eine psychologische bezeichnen; im übrigen aber gehen sie sehr entschieden auseinander. Eckardt nämlich will das Verständniß des Schönen unmittelbar vom „schöpferischen Geist“ und zwar vom „höchsten schöpferischen Genius“, dem „ewigen Baumeister der Welt“, also unmittelbar von „Gott selbst“ ableiten; Lemcke dagegen perhorrescirt dies geradezu und sieht nur das menschliche Empfindungsleben als die Quelle alles Aesthetischen an. Die Begründung Eckardt's ist also eine theistische, die Lemcke's dagegen eine anthropologische, während die bisherige Begründung aus der „Idee“ von ihnen als eine metaphysische oder speculative bezeichnet wird.

Sicherlich haben beide geglaubt, damit einen neuen und unmittelbaren zum Wesen des Schönen führenden Weg entdeckt zu haben, und auf den ersten Blick mag es auch manchem andern so erscheinen. In der That aber haben sich beide getäuscht; in der That ist auch ihr Princip nur die „Idee“, dieselbe Idee, von welcher sie sich lossagen, und sie haben nichts gethan, als ihr einen andern Namen gegeben und sie einerseits etwas weihevoller, andererseits etwas profaner behandelt. Das ist der ganze Unterschied.

Bei Eckardt tritt dies am evidentesten hervor. Er will nicht von der „Idee“ des Göttlichen, sondern unmittelbar von Gott, dem lebendigen Weltschöpfer, selbst ausgehen. Ganz gut! Aber ist nicht was wir „Gott“ nennen, immer und immer nur der in uns wohnende Gottesbegriff, die aus der Welt und uns selbst gewonnene Gottesidee? Inwiefern ist also das theistische Princip Eckardt's auch nur im mindesten weniger metaphysisch und speculativ und mehr concret und psychologisch als das sogenannte metaphysische Princip? So lange Eckardt nicht wird nachweisen können, daß er Gott selbst von Angesicht zu Angesicht geschaut hat, wird er auch nicht darzuthun vermögen, daß sich sein Princip anders als nominell von dem Princip seiner Vorgänger unterscheidet. Denn auch von der „theistischen“ Fassung des Gottesbegriffs ist schon vor ihm Anwendung gemacht.

Bei Lemcke scheint die Differenz eine stärkere zu sein, weil er Gott möglichst ignorirt und nicht sowol vom Göttlichen zum Schönen hinab, sondern vom Sinnlich-Wohlgefälligen und Angenehmen zum Schönen emporsteigt. Trotzdem geht auch er, ohne es zu wissen, genau von demselben allumfassenden höchsten Begriff aus, von welchem

er nicht ausgehen will, nur daß er ihn nicht „die Idee“ oder „Gott“ oder „das Sein“, sondern das „Erscheinende“ nennt, indem er sagt, das Schöne sei eine „Art der Erscheinungen“. Oder wäre denn etwa das Erscheinende etwas anderes als das Seiende? Nämlich das Seiende in der Form gegenseitiger Affection? Das Seiende in der Form lebendiger Wechselbeziehung? Und ist nicht die Summe dessen, was in dieser lebendigen Wechselbeziehung steht, die Welt? Und die Vorstellung, die wir uns von der Einheit und dem Zusammenhang dieser Wechselbeziehungen machen, eben das, was die speculative Philosophie die Gottesidee oder kurzweg die Idee genannt hat? Hat also Lemcke, indem er vom Begriff des Erscheinens ausgeht, ein minder allgemeines, minder speculatives Princip aufgestellt als dasjenige, welches er verwirft?

Ich wüßte aber auch nicht, wie er es hätte vermeiden sollen. Der allgemeinste und höchste Begriff ist eben nicht zu vermeiden, weil er in allem steckt, oder richtiger, weil alles in ihm enthalten ist. Jeder Satz, jedes Urtheil, jeder Erkenntnißact ist die Subsumtion eines Einzelnen oder Besondern unter ein Allgemeineres, und diese Subsumtion geschieht stets mittels eines Schrittes durch das absolut Allgemeine, durch den Begriff des Seins hindurch, welcher zugleich der Begriff des Erscheinens und Werdens ist. Jede Erklärung will und soll uns sagen, was ein Ding ist. Wir können also auch das Schöne nicht erklären, ohne zu sagen, was es ist, d. h. welche Stellung es unter den verschiedenen Seienden einnimmt, welche Art des Seins es ist. Der Begriff des Seins ist daher, weil der höchste und allgemeinste auch der allerpopulärste Begriff, und eine populäre Aesthetik hätte am wenigsten Ursache gehabt, davor zurückzuschrecken. Unwillkürlich ist ihm denn auch Lemcke nachgekommen, und er darf sich dazu Glück wünschen, wenn auch ein wenig Originalität dabei verloren gegangen sein sollte. Wahr zu sein ist mehr werth, als neu zu sein.

Die dritte der obengenannten Schriften bildet zu den beiden vorigen insofern einen Gegensatz, als sie gerade auf diejenigen Erklärungen des Schönen, welche Eckardt und Lemcke nicht mehr wollen gelten lassen, einen ganz besondern Werth legt und sie von Plato bis auf die neuere Zeit verfolgt. Dem Verfasser gilt Schelling als der bedeutendste Aesthetiker; von allen spätern Arbeiten auf diesem Gebiete scheint er nichts zu wissen. Ueberhaupt hat die Uebersicht manche Lücken, und wir wissen nicht, warum den Künstlern, für welche dies Büchelchen bestimmt ist, gerade die Kenntniß der Entwickelung, welche die Begriffsbestimmung des Schönen in ihrer allgemeinsten Form durchgemacht hat, von besonderm Nutzen sein soll.

1.

Feuilleton.

Schelling und Alexander Jung.

Es klingt wie ein Märchen aus vorsündflutlicher Zeit, wenn wir hören, wie in früherer Epoche, wo man noch den Cultus des Genius feierte, sich ein schüchterner Sterblicher mit Herzklopfen der Pforte naht, hinter der er einen berühmten Mann zu treffen erwartete. Der Cultus des Genius ist bedeutend im Preise gesunken, seitdem man der Welt bewiesen, daß es keine „Genies“ mehr gibt und keine mehr geben kann, weil kein einzelner mehr über das Niveau der hochgebildeten und mit der Fülle aller Talente begnadigten Masse hervorzuragen vermag. Der modernste Cultus des Genius, der meistens die Schauspielerinnen und Sängerinnen verherrlicht, nimmt gewöhnlich jene Gestalt an, wie sie Heine in seinem „liebenswürdigen Jüngling“ geschildert hat; er tractirt mit Austern und Liqueuren, citirt und protegirt zugleich! Wie ganz anders noch vor fünf Lustren, als Alexander Jung den großen Philosophen Schelling in München besuchte und mit bebenden Gliedern, mit vibrirenden Nerven vor der Eingangspforte stand, die ihm das Heiligthum des Denkers erschließen sollte! Er berichtet über diesen Besuch in seiner Schrift: „Fr. Wilhelm Joseph von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München“ (Leipzig, Fr. Fleischer, 1864). Alexander Jung ist eine durchaus idealistische, der Begeisterung, der Bewunderung fähige Natur, anachronistisch für ein Zeitalter, welches mit der nivellirenden Wasserwage seine Größen mißt. Wir theilen die Bewunderung für Schelling's erste Schriften, es pulsirt in denselben ein genialer Drang, eine mindestens künstlerische Totalanschauung der Welt — und wenn Hegel mit mit einem Seitenblick auf dieselben von „der Nacht des Absoluten spricht, in der alle Kühe grau sind“, so kann man doch nicht leugnen, daß in dieser Nacht auch prächtige Sterne leuchten. Doch Jung's Besuch fällt in die Zeit, in welcher Schelling bereits mit Ergebnissen seiner neuern Forschungen ans Licht zu treten gedachte: Forschungen, von denen er selbst zu dem Besucher sagt, daß die gegenwärtige Welt keine Ahnung davon habe. Wenn Jung auch für diese „Philosophie der Offenbarung“ schwärmt, über welche Schelling ihm bedeutsame Andeutungen zu machen geruhte, so wird er mit dieser Schwärmerei in der Gegenwart wol ziemlich allein stehen; denn nichts hat mehr dazu beigetragen, die Philosophie in Miscredit zu bringen bei der jüngern Generation, als diese Purzelbäume der Schelling'schen Urpotenzen, wie er sie in seiner „Mythologie“ auf dem berliner Katheder vor den andächtig nachschreibenden Consistorialräthen und Generalen in Scene setzte. Jung's Schriftchen ist übrigens mit der Wärme geschrieben, welche diesen Autor eigenthümlich ist. Von Schelling's äußerer Erscheinung entwirft Jung das folgende lebendige Bild:

„Ich hatte Herrn von Schelling schon einmal gesehen, sprechen gehört, aber gleichsam nur sein Brustbild, seine Hermé, denn den andern Theil seines Körpers verdeckte mir das Katheder, auf dem er docirte. Auch hört sich eine Stimme ganz anders an im Hörsaal, unter vielen Zuhörern, als unter vier Augen, beim Beginn eines Dialogs ohne Zeugen.... Derselbe Mann stand jetzt vor mir mit noch ungebrochener Kraft, nicht etwa in sich gekehrt, nicht etwa gebückt, sondern aufrecht, immer noch kampfbereit, scharf dreinschauend, ohne auch nur im geringsten die gesellige Delicatesse zu verletzen, aber um sich zu vergewissern. Der Kopf nicht auffallend groß, aber von feinster, edelster Form. Wie deutlich offenbarte diese Stirn alle die streitenden Potenzen, die noch in keines andern Sterblichen Bereich gekommen waren! Aber höher aufwärts, nach den Schläfen zu, glich sich alles wieder aus, und der künstlerische Zug überwältigte hier idealisch, fast weich, jeden Gegensatz, sodaß das Auge des vor mir Stehenden, auch das der Seele, zur Ruhe des Anschauens gelangte, während nach Nase und Mund hin zwar stets noch das Ingenium des Dichters, aber auch eine

gewisse polemische Strenge und Schärfe sich kundgaben, die einen andern Frieden als einen blos provisorischen, weltlichen, vielmehr einen Platonischen, Johanneischen erringen wollten. Freilich das Haar, welches noch reichlich dieses seltene Haupt schmückte, war wie unter dem Nachtfroste eines Zeitalters, das in so vielen, aller Philosophie unfähig, alle Liebe zur Idealwelt vergeudet hatte, weiß geworden, und dennoch gab auch das der edeln, fest in sich gefügten Gestalt einen Zug der Würde und Erhabenheit mehr. Ich will noch der Kleidung mit einem Worte gedenken. So wenig hatte Herr von Schelling sich, wie es wol Gelehrten begegnet, vernachlässigt, daß er nicht gesucht, aber durchaus geschmackvoll, gewählt in seinem Anzuge erschien. Ein ins Braune spielender Ueberrock, mehr kurz als lang, schwarze Kravatte mit kaum hervorragenden, saubern Bäffchen, alabasterweiße Chemisette, gestreiftes, dunkles Beinkleid, unten am Fuße von Strippen straff gehalten, war des Mannes Costüm. Nichts Steifes, nichts von gelehrter Pedanterie, nichts von doctrinärer Gilde, aber auch nichts von jener angenommenen, aristokratischen Fashion, nichts von jenem hinter einem Ordensbande stolz sich errathen lassenden Incognito und Abandon eines hohen karlsbader Gastes, ob Gesandter, ob Minister, ob Graf, ob Fürst, man weiß es nicht; nein, bei Schelling eine auf sich beruhende Gravität, eine Hoheit von innen heraus."

Zur Heine-Literatur.

Von Heinrich Heine's „Buch der Lieder" ist eine Uebersetzung ins Englische von Charles Leland erschienen unter dem Titel: „Heine's Book of Songs" (Philadelphia, Leypoldt). Zwar ist die Heine'sche Manier in der englischen Sprache schwer zu treffen; gerade für seine „salope Grazie" fehlen die bezeichnenden Wendungen. Heine ist sowenig zu übersetzen, wie nachzuahmen. Dennoch hat die Leland'sche Uebertragung schätzenswerthe Vorzüge, namentlich die „Nordseebilder" sind treu und doch mit schwunghafter Energie wiedergegeben. Auch einzelne kleine Liederchen haben anmuthige Rundung. „Du bist wie eine Blume" lautet z. B.:

Thou'rt like a lovely floweret
So void of guile or art;
I gaze upon thy beauty,
And grief steals o'er my heart.

I fain would lay, devoutly,
My hands upon thy brow,
And pray that God will keep thee
As good and fair as now.

In demselben Verlag ist ein englischer Essay über Heinrich Heine von Mathew Arnold erschienen. Derselbe ist aus Artikeln englischer Magazine zusammengestellt und bietet im ganzen wenig Neues. Nur eine Stelle glauben wir aus demselben hervorheben zu müssen als einen neuen Beweis, wie sich bei allen Nationen die Ueberzeugung von der Aufgabe der „modernen Poesie", auch dem modernen Geiste zu huldigen, immer siegreicher Bahn bricht. Mit Recht betont Andrews bei Heine den „intense modernisme", seine rücksichtslose Zurückweisung des Stock-Classicismus und Stock-Romanticismus, sein Bestreben, alles unter dem Gesichtspunkte des 19. Jahrhunderts anzusehen. Er zieht hierbei eine interessante Parallele: „Wordsworth, Scott und Keats haben bewunderungswürdige Werke hinterlassen, weit gediegenere und abgeschlossene Werke, als diejenigen, welche uns Byron und Shelley hinterließen. Doch ihre Werke haben den einen Fehler — sie stehen außerhalb der großen Literaturströmung der modernen Epochen, sie wenden keine modernen Ideen auf das Leben an; sie bilden deshalb «kleinere Strömungen», und das gilt auch von all der andern heutigen Literatur, welche denselben Fehler hat, wie volksthümlich sie immer sein mag. Byron und Shelley werden lange fortleben, lange noch, nachdem man die Unvollkommenheit ihrer Schöpfungen erkannt hat, wegen ihres leidenschaftlichen, ihres titanischen Bestrebens, im Hauptstrom der modernen Literatur zu bleiben." Die Anwendung auf deutsche literarische Zustände ist unschwer. Es gibt sehr tüchtige und namhafte Kräfte in Deutschland, welche sich in diesen „Nebenströmungen", den „minor currents", fortbewegen, und denen keine Zukunft winkt, weil sie den Geist ihrer Gegenwart nicht begriffen haben.

Biblographie.

Böttger, A., Gesammelte Werke. 1ster Bd. Lyrische Gedichte. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Gr. 16. 20 Ngr.

Bresciani, A., Edmund. Schilderungen aus dem römischen Volksleben. Aus dem Italienischen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Briefe und Urkunden von Ludwig XVI., Marie Antoinette und Madame Elisabeth. Nach den Original-Handschriften veröffentlicht von F. Feuillet de Conches, getreu nach dem Französischen. 1ster Bd. Brünn, Rohrer. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Briefwechsel zwischen Varnhagen v. Ense und Oelsner nebst Briefen von Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Assing. 1ster Bd. Stuttgart, Krüner. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Büchner, F., Coligny. Drama. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Die betrogene Schöne. Lustspiel. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 16. 10 Ngr.

Camphausen, W., Ein Maler auf dem Kriegsfelde. Illustrirtes Tagebuch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Closter, E., Nordseeklänge. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Erzähler unterwegs und daheim. Novellen, Bilder und Skizzen von v. Winterfeld, Wallner, Rodenberg ꝛc. 1ster Jahrg. Berlin, Gerschel. 8. 7½ Ngr.

Friedrich, J., Johann Hus. Ein Lebensbild. 2 Abthlgn. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 5 Ngr.

Gasparin, Gräfin, Vesper. Aus dem Französischen. Berlin, F. Schulze. 8. 22½ Ngr.

Gothe, L., Die Maron-Neger oder Sklavenempörung am Red River. Erzählung. Berlin, Lindow. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 1stes und 2tes Bändchen: Pitt und Fox. Mazeppa. Leipzig, Brockhaus. 16. à 15 Ngr.

Gravenhorst, C. L., Odysseus' Heimkehr. Ein Heldengedicht. Nach den Grundlinien der homerischen Dichtung ausgeführt und den deutschen Frauen gewidmet. Hannover, C. Kämpfer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, R., Gedichte. Potsdam, Cabos. 8. 1 Thlr.

Gröne, B., Die Papst-Geschichte. 1ster Bd. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Gutmann, Dora, Gottesdienste. Ein Festcyklus zur Weihnacht. In Gedichten. Zürich, Höhr. 16. 11 Ngr.

Hackländer, F. W., Fürst und Kavalier. Stuttgart, C. Hallberger. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Vom Haidebaus. Das Loos der Wittwe. Der Blaubart. Knospenstudie. Londoner Ausstellungsfahrt. Stuttgart, C. Hallberger. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helfferich, A., Der Erbsacker. Eine culturgeschichtliche Untersuchung. Erste Hälfte: Das Princip des Erbsackers. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kalisch, D. u. C. Pohl, Namenlos. Posse. 2 Hefte. Berlin, Hofmann u. Comp. Hoch 4. 7½ Ngr.

Kertbeny, K. M., Erinnerungen an Charles Sealsfield. Brüssel, Ahn. 12. 12 Ngr.

Löwe-Calbe, Die gegenwärtige innere und äußere politische Lage Preußens. Vortrag. Nach dem Arends'schen Schriftsystem stenogr. und herausgegeben von H. Rollen. Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Luftschlösser. Von der Verfasserin von „Herzblättchen". Frei in das Deutsche übersetzt. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Mair, A., Reise-Lektüre. Heitere und ernste Bilder in bunter Reihe. Historische, poetische und satyrische Schilderungen, Novellen, Knallbonbons und Stern-Raketen. Weiden, Straub. 32. 12 Ngr.

— — Anna Rendot. Eine augsburger Stadtgeschichte. Weiden, Straub. 39. 4 Ngr.

— — Humoristisch-satyrischer Vergnügungszug durch Liebe und Leben mit Original-Lokomotiven und doppelter Dampfkraft. Weiden, Straub. 39. 12 Ngr.

Malsitz, A. v., Das unhistorische Fenster. Lustspiel. Weimar, Kühn. 8. 4 Ngr.

— — Photographie und Vergeltung. Lustspiel. Weimar, Kühn. 8. 6 Ngr.

— — Die Selbstbiographie. Lustspiel. Weimar, Kühn. 8. 4 Ngr.

Maltzan, H. Freih. v., Das Grab der Christin. Eine Legende. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 8. 27 Ngr.

— — Meine Wallfahrt nach Mekka. Reise in der Küstengegend und im Innern von Hedschas. 1ster Bd. Leipzig, Dyk. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer-Merian, T., Dienen und Verdienen. Eine Dienstbotengeschichte. Leipzig, Weber. 8. 24 Ngr.

Meyr, M., Ewige Liebe. Roman. 2 Thle. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Milow, S., Gedichte. Eingeführt von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. Heidelberg, Weiß. 16. 1 Thlr.

Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. 1ster Bd. 1760 bis 1810. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

In monatlichen Heften von 5 Bogen. Preis des Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit" beginnt unter obigem etwas verändertem Titel eine Neue Folge, deren Herausgabe Dr. Rudolf Gottschall übernommen hat. Sie tritt damit ganz in die Reihe der Zeitschriften ein und wird wie bisher sich bestreben, meist in größern zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. Journalcirkeln, Lesemuseen, öffentlichen Localen ist die in regelmäßigen Monatsheften erscheinende Neue Folge besonders zu empfehlen.

„Unsere Zeit" bildet namentlich auch für alle Besitzer des „Conversations-Lexikon" eine nothwendige Ergänzung desselben, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Das erste Heft ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig. Es enthält Folgendes:

Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. Erster Artikel. Ernest Renan. — Die neue Aera des Zollvereins. Erster Artikel. — Das Rettungswesen zur See. Von einem Seeoffizier. — Das deutsche Theater der Gegenwart. — Der ungarische Reisende Hermann Bámbery. — Feuilleton. (Nekrologe. Literatur. Theater. Erd- und Völkerkunde. Volkswirthschaft.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Staatsforstwirthschaftslehre.

Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe.

Von

Karl Heinrich Edmund von Berg,

königl. sächs. Oberforstrath und Director der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand ꝛc.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Zweck dieses allgemein geschätzten Werks ist, die große Wichtigkeit der Wälder und ihres Verhältnisses zum gesammten Staate klar zu machen, den Forstbeamten diejenige Stellung anzuweisen, welche sie einzunehmen mit Recht berufen sind, aber auch den richtigen staatsforstwirthschaftlichen Grundsätzen unter ihnen mehr Eingang zu verschaffen, und den Verwaltungsbeamten im weitesten Sinne die nöthigen Aufschlüsse über die allgemeinen Beziehungen der Forsten zum Staatsorganismus zu geben. Endlich dient das Buch als Grundlage bei Vorlesungen über diesen Theil der forstlichen Lehre, sowie als zweckmäßige Anleitung zum Selbststudium.

Als ein Wort religiösen Friedens für wahrhaft Gebildete wird empfohlen:

Die christliche Gemeinde des 19ten Jahrhunderts.

Ein Wort der Vereinigung an gebildete Christen aller Confessionen. Berlin, bei F. Geelhaar. Preis 3 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen.

Das „Deutsche Museum", welches mit 1865 den funfzehnten Jahrgang beginnt, hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter seinen Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Lesemuseen, Journalcirkeln, öffentlichen Localen kann das „Deutsche Museum" als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Preisherabsetzung.

L. Erk. Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) **1⅓ Thaler.**

Dies prachtvoll ausgestattete Werk, auf welches Gervinus in seiner Literaturgeschichte besonders hinweist, gehört unstreitig zu den classischen Werken unserer Literatur. Die Correctheit des Textes sowie der Melodien sichern ihm einen bleibenden Werth.

J. Mützell. Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16ten Jahrhundert, nach den Originaldrucken herausgegeben. 3 Bände. (6⅔ Thlr.) **2 Thaler.**

Berlin, im Januar 1865. **Th. Chr. Fr. Enslin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SECOND LIVRE DE LECTURE,

DE VERSION ET D'INSTRUCTION ALLEMANDE.

A l'usage des familles et des écoles françaises, pouvant servir de thêmes aux élèves allemands.

Par **B. SESSELMANN,**

Professeur à l'école supérieure de Nancy.

8. Geh. 12 Ngr.

Seinem „Premier livre de lecture", das bereits in vielen öffentlichen und Privatschulen Eingang gefunden hat, lässt der Verfasser hier einen zweiten Cursus folgen. Das Werkchen ist zunächst ebenfalls ein für französische Schulen bestimmtes Lese-, Uebersetzungs- und Unterrichtsbuch, jedoch so eingerichtet, dass es auch von deutschen Schülern und Schülerinnen als ein nützliches und erleichterndes Hülfsmittel zur Erlernung der französischen Sprache gebraucht werden kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 2. Februar 1865.

Inhalt: Immanuel Hermann Fichte's Psychologie. Von **Karl Fortlage.** — Eine Biographie Hardenberg's. — Unterhaltungslektüre. Von **Wilhelm Andreä.** — Zur Reform des deutschen Theaters. Von **Rudolf Gottschall.** — **Feuilleton.** (Aus dem Boudoir; Freytag's Roman und die Kritik.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Immanuel Hermann Fichte's Psychologie.

Psychologie. Die Lehre vom bewußten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewußtseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Von Immanuel Hermann Fichte. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewußtsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniß und von der Phantasie. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 4 Thlr.

Als der Unterzeichnete vor acht Jahren die damals erschienene „Anthropologie" des Verfassers, welche bestimmt war, gegenwärtiger „Psychologie" als begründende Vorarbeit und Einleitung voranzugehen, in d. Bl. als ein Ereigniß von Bedeutung in unserer Literatur begrüßte, sowol wegen der Kühnheit ihres Grundgedankens, als der Reichhaltigkeit seiner Ausführung, standen die Bestrebungen des Materialismus gerade in ihrer höchsten Blüte. Dieselben erwarben sich damals um die Philosophie wenn auch kein anderes, doch sicher dieses Verdienst, daß sie die Lücke deutlich zu Tage treten ließen, welche die ausschließend mit dem höhern Geistesleben beschäftigt gewesene Speculation bisher offen gelassen hatte in Betreff der nähern Erforschung des niedern Seelenlebens als des Lebens der Empfindungen und ihrer Zusammenhänge mit den animalischen Begierden, Instincten und Trieben. Zur Ausfüllung dieser wissenschaftlichen Lücke zeigten sich die bisherigen speculativen Methoden einerseits nicht ausreichend, andererseits zeigten die mislingenden Anstrengungen der materialistischen Systeme, daß hier mit den physikalischen Begriffen äußerer Beobachtung nicht durchzukommen sei, mithin folglich ein neues Laboratorium innerer Beobachtung für Naturforschung eröffnet werden müßte, wenn die Wissenschaft an diesem Punkte weiter rücken sollte.

Nun hatte es früher zwar auch keineswegs an Bestrebungen gefehlt, in die bezeichnete Lücke ergänzend einzutreten. Die Männer der Herbart'schen nicht minder, wie die der Fries'schen Schule, vor allen aber Beneke leisteten Achtungswerthes für die Begründung einer Wissenschaft innerer Erfahrung. Aber in ihren Arbeiten waren noch die Beobachtungen noch immer zu sehr mit speculativen Hypothesen vermischt, theils war darin das unbegrenzte Feld der Beobachtung zu frühzeitig abgeschlossen und ihm voreilig eine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit beigelegt, welche es noch keineswegs besaß. Ein dritter Hauptmangel aber bestand darin, daß es bei keinem dieser Versuche noch gelungen war, das wissenschaftliche Verbindungsglied zwischen innerer und äußerer Erfahrung dergestalt vor Augen zu rücken, daß darin ein leicht faßlicher und anschaulicher Begriff hervortrete, an welchem sich der Physiologe und Naturforscher über das Verhältniß beider Erfahrungsfelder schnell orientiren, und dadurch den Reichthum seiner äußern Empirie mit dem nicht minder großen der innern in eine genaue Verbindung setzen könne. Diesen anschaulichen Mittelbegriff stellte zuerst die Fichte'sche Anthropologie auf als den Begriff des inwendigen Seelenleibes.

Dieser Begriff, an welchen auch wieder die vorliegende Psychologie anknüpft, ist in der Wissenschaft seitdem zu einem stark wirkenden Ferment geworden, theils für solche, die ihn sich zur Aufgabe eines weitern darauf gebauten Forschens nahmen, theils aber auch für solche, die aus ihm ein willkommenes Schreckgespenst machten, um damit vor dem auf naturwissenschaftlichem Felde sich anbauenden Idealismus als vor einer schwärmerischen Geistesrichtung zu warnen. Es war aber auch zugleich (was wichtiger ist) mit diesem Begriffe den intelligentern Materialisten eine verständliche Handhabe geboten, welche sie ergreifen konnten, wenn sie wollten, um sich an ihr aus den unerquicklichen Niederungen und Sümpfen ihres unhaltbaren und im unaufhaltsamen Sinken begriffenen Standpunkts zu klarern und gesundern Höhen der Wissenschaft emporzuarbeiten. Es war endlich auch für die ältern Schulen und Richtungen des Idealismus in diesem Begriffe ein Prüfstein hingelegt, durch welchen man den in den Kreisen des Gewohnten und Hergebrachten festgebannten Parteigänger von dem freien und offenen Geiste, welcher nach Erweiterung der Wissenschaft strebt, unterscheiden lernen konnte.

Der Begriff steht unerschütterlich fest. Jedoch kann

dabei in Frage gestellt werden, ob der Ausdruck richtig gewählt war. In dieser Hinsicht steht die Sache so: Da der Ausdruck des Seelenleibes oder innern Leibes sich schlechterdings nicht auf etwas Physikalisches (wie ätherische Stoffe u. dgl.), sondern ganz allein auf die der Sinnempfindung vorausgehende aprioriſche Raumanschauung bezieht, so unterliegt er von dieser Seite her als ein zweideutiger jenem Tadel, welchen man täglich auch von solchen, die mit der Sache an und für sich vollkommen einverstanden sind, ausgesprochen hören kann. Auch wir selbst würden dafür sein, den Ausdruck mit einem passendern zu vertauschen — wenn es einen solchen gäbe. Hier aber liegt eine viel größere Schwierigkeit, als sich die vorschnellen Tadler klar machen. Denn welch ein anderes Wort, als Leib und Körper, bietet denn wol unsere Sprache für ein von psychischen Anschauungstrieben hervorgebrachtes und von Empfindungen erfülltes stereometrisches Volumen? Steht doch auch der Mathematik sogar für ein gänzlich leeres stereometrisches Volumen kein anderer Ausdruck zu Gebote, als der des Körpers. Sie gebraucht diesen Ausdruck fortwährend mit aller Unbefangenheit, und niemand denkt daran, ihr hierüber einen Vorwurf zu machen, als ob sie vermöge dieses Ausdrucks die Gestalten der Kugel, des Cylinders u. s. w. mit physikalischen Eigenschaften verunreinige.

Was den Seelenleib betrifft, so läßt sich zwar in der esoterischen Wissenschaft, sowie im gelehrten Kathedervortrag, alles Misverständniß leicht vermeiden durch eine willkürlich ersonnene und die Sprache des Lebens ganz umgehende Terminologie, indem man z. B. diejenigen Räume der Sinnanschauung, welche erst auf Anlaß von Empfindungen entworfen werden, die projicirten, diejenigen hingegen, welche der Empfindung vorausgehen, die subjicirten nennt. Dann ist der Seelenleib das System der subjicirten Räume unserer Sinnerkenntniß, wogegen die projicirten Räume derselben die Erkenntniß der physikalischen Gegenstände begründen. Dies ist die von Unterzeichnetem in der Praxis befolgte und als die beste bewährt gefundene Methode. So gut aber dieselbe taugt für den Kathedervortrag und seine Begriffsrechnungen, so schlecht taugt sie zugleich für die Anknüpfung der wissenschaftlichen Begriffe an die Begriffe des Lebens, welche doch auch keineswegs vernachlässigt werden darf. Denn nicht um der Schule, sondern um des Lebens willen ist die Wissenschaft vorhanden.

So oft wir nun aber in der Sprache des Lebens reden von unserm eigenen Leibe, meinen wir in den seltensten Fällen unsern physikalischen Leib, in den meisten jene subjicirten Räume der Sinnempfindung. Thun uns z. B. unsere Glieder weh, empfinden wir Schmerzen im Kopfe oder im Bauch, oder in der Brust oder in der Hand, fühlen wir Schwere oder Müdigkeit in unsern Beinen, fühlen wir Geschmäcke auf der Zunge, hören wir Töne im Ohr, so bezieht sich keiner dieser Ausdrücke auf das physikalische von ihm benannte Glied, sondern alle ganz allein auf die mit Empfindungen und Trieben erfüllten Oerter aus dem Schema der den Empfindungen subjicirten Räume, welche den gleichnamigen physikalischen Gliedern entsprechen. Wollte also auch die psychologische Wissenschaft sich hier des Ausdrucks der Leiblichkeit gern enthalten und alle Leibschmerzen in Seelenschmerzen verwandeln, weil niemals der Leib, immer allein die Seele den Schmerz leidet, so würde doch der Sprachgebrauch des Lebens dadurch nicht irre gemacht werden, immerfort die subjicirten Anschauungsräume unserer Empfindungen als unsern wirklichen lebendigen Leib zu bezeichnen. Denn dieser inwendige Leib mit seinen Genüssen und Schmerzen, Empfindungen und Trieben ist es einzig und allein, welchen wir um sein selbst willen im täglichen Leben mit sinnlicher Selbstliebe umfassen. Dagegen entfernen wir jeden Bestandtheil des Massenleibes, so bald derselbe nicht mehr als bloßes Mittel zur Unterstützung, Erneuerung oder Vermehrung der Empfindungen, Triebe und Genüsse dient, so schnell als möglich als ein nicht mehr zu unserm Leibe Gehöriges. Der physikalische Leib wird uns daher immer sogleich in demselben Grade fremd, in welchem er als physikalischer hervortritt; er wird zu einem uns angehörigen nur in dem Grade, als er unserm inwendigen Leibe als auswärtige Unterstützung und Hülfsmittel seiner innern Zwecke dient.

Wir haben es hier mit einem der großartigsten Beispiele für den Doppelsinn der Worte unserer Sprache zu thun. Solche Wortbedeutungen sind durch und durch von dialektischer Natur. Wer dieselben nach Standpunkten einseitiger Reflexion auf den einen Pol des Gegensatzes zurechtbeugen und wie am Spalier geradezwängen möchte, der versteht sich nicht auf ihren wundervollen Bau. Durch die physikalische Materie wird die Bedeutung des Wortes Leib nur zur Hälfte ausgefüllt, und der Physiker ist sehr im Irrthum, wenn er glaubt, daß mit seiner Wissenschaft die Leiblehre erschöpft sei. Ihr fehlt dazu nicht weniger, als die ganze andere Hälfte, nämlich derjenige Leib, welcher zugleich Mensch ist. Dieser hat gar nichts Physikalisches an sich. Denn zum Menschen gehört das Physikalische nicht. Sobald das Physikalische am Menschen hervortritt, tritt der Ekel hervor, aber nicht der Mensch. Das Wort Leib bezieht sich ebenso wenig, als das Wort Körper, blos auf die Materie oder das Physikalische. Beide haben das miteinander gemein, daß sie einen in bestimmte Grenzen eingeschlossenen Raum bezeichnen. Der Raum des Körpers kann ein erfüllter, er kann aber auch ein leerer sein. Im ersten Falle ist der Körper ein Leib, im zweiten eine stereometrische Figur. Der erfüllte Körper oder der Leib kann entweder mit Gegenständen der äußern Sinne oder des innern Sinns angefüllt sein. Im ersten Falle ist er ein physikalischer oder äußerer Leib, im zweiten ein Seelenleib, Empfindungsleib oder innerer Leib.

Die Schwierigkeit bei der Vorstellung des innern Leibes liegt daher nicht in der bloßen Bildung seines Begriffs. Um diese richtig zu vollziehen, hat man nur Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, welche zwar dadurch ungewöhnlich zähe und fest sitzen, daß sie mit gewissen

übertriebenen Anmaßungen der physikalischen Wissenschaft zusammenhängen, nichtsdestoweniger aber leicht durch strenge Begriffsanalyse sich in ihr Nichts auflösen lassen. Die Schwierigkeit liegt anderswo. Sie betrifft ein Problem, welches nicht mehr den Psychologen allein angeht, sondern zu dessen Lösung der Physiker in ebenso hohem Grade mitzuhelfen hat, ein Problem, zu dessen zukünftiger Lösung durch die von Reymond begründete Nervenphysik in Verbindung mit den hier eingreifenden schönen Untersuchungen von Weber, Fechner und Helmholtz ohne Zweifel schon nicht zu verachtende vorbereitende Schritte gethan worden sind.

Erscheint uns nämlich nach der Theorie des innern Leibes der menschliche Organismus als ein Bau, bei welchem ein aus dem Ewigen stammender und für Zwecke der Ewigkeit berechneter Grundriß sich mit irdischem Material vollführt, so fragt es sich, von welcher Art die Kräfte seien, mit denen bei diesem Architekturwerke gearbeitet wird. Sind dieses Kräfte von physikalischer oder von psychologischer Natur? Nach der Regel, daß Gleiches nur von Gleichem angewirkt wird, können es weder blos physikalische, noch blos psychische Kräfte sein, sondern es muß hier eine bisher noch unerforschte Naturgegend geben, in welcher entweder eine Vermischung und Durchdringung, oder ein organisches Ineinandergreifen, oder ein Umsatz und eine wechselseitige Verwandlung der einen Kräfte in die andern stattfindet. Für die letzte Hypothese, nämlich den Umsatz und die Verwandlung, entschied sich der Unterzeichnete im zweiten Theil seiner Psychologie *), wo er den Gedanken auszuführen suchte, daß es unter den Seelentrieben gewisse Agentien gibt (die Gestaltungstriebe), welche die Fähigkeit haben, aus dem subjicirten Raum des innern Leibes in den Massenleib als mitwirkende Kräfte seines physikalischen Zellenwachsthums entlassen, aber auch wieder aus dieser Verbindung mit den physikalischen Kräften der Krystallisation und des Stoffwechsels in ihren subjectiven Zustand als Seelentriebe des innern Leibes zurückgenommen zu werden. Für die Hypothese eines organischen Ineinandergreifens entschied sich Fichte, indem er das Verhältniß der niedern Kraftstufen zu den höhern auffaßte als ein Aufgenommensein des Niedern in das Höhere und Beherrschtsein durch dasselbe, oder als das Verhältniß des Besitzens und Besessenwerdens. Man könnte die erste Hypothese die des Influxus physicus, die zweite die der Harmonia praestabilita nennen. Sie führen im einzelnen zu verschiedenen Resultaten. Gemein aber ist ihnen der Grundbegriff des innern Leibes.

Dieser Begriff ist in der That der einzige, durch welchen für das Gebiet der Naturwissenschaft und seine speciellen Zwecke die Seele sich aus einem unbestimmten Abstractum in ein anschauliches Wesen umwandelt. Denn es ist unmöglich, sich einen anschaulichen Begriff zu machen von einem Triebwesen oder Kraftwesen, dessen Triebe und Kräfte nicht seien an einer Substanz, d. h. an einer dauernden Unterlage, an welcher ihre Wirkungen spielen und von wo aus sie sich verbreiten. Bei den physikalischen Kräften dienen als solche Unterlagen die Massen, deren Kräfte sie sind. Bei einem selbständigen Kraftwesen, wie die Seele, können die Kräfte oder Triebe keine andere Unterlage haben, als eine solche, welche sie sich selbst erzeugen. Eine solche ist der innere Leib, und er darf insofern auch wol die selbsterzeugte Substanz unserer Seele heißen, wofern man nur unter Substanz nicht blos das absolut Beharrende, sondern eine beharrende Unterlage überhaupt versteht. Denn weder ist die Seele eine aller Substanz und Unterlage entbehrende Thätigkeit, noch auch ist ihre spontane Thätigkeit selbst eine Substanz. Sondern sie erzeugt sich ihre Unterlage, von welcher sie getragen wird, als ihren innern Leib von stereometrischer Natur, durch welchen sie ihren Zusammenhang mit den physikalischen Stoffen und Kräften ins Werk setzt. Bis die Naturwissenschaften über diesen Punkt nicht ins Klare kommen, können sie unmöglich im Gebiete der Anthropologie und Psychologie erfolgreich mitarbeiten. Denn sie werden sonst immer voraussetzen, entweder die Seele entbehre alles Substanzbegriffs als eine substanzlose Thätigkeit, oder aber die Seele sei selbst eine Substanz, welche ihrer Thätigkeit vorausgeht. Weil nun beides gleich falsch ist, so kann beides in seiner Anwendung auf die äußere Erfahrung auch nur zu lauter falschen Folgerungen führen. Daß aber heutzutage bei vielen noch die Unfähigkeit so groß ist, die Idee des innern Leibes aufzufassen, beruht darauf, daß sie sich noch nicht gehörig in den Grundgedanken der Kant'schen Kritik hineingedacht haben, in den Gedanken, daß die Anschauung des Raums nicht auf empirische Weise von außen erworben, sondern auf spontane Weise von innen erzeugt wird. Wer sich dieses noch nicht verdeutlicht hat, der bleibt in der falschen Annahme vom Raume als einem von außen gegebenen oder aus äußern Eindrücken gewonnenen Bilde stecken, und kommt an dieser Stelle keinen Schritt vom Fleck. Sodaß man auch an diesem Falle als an einem unter vielen andern Beispielen sich überzeugen kann, wie sehr in unserer Zeit aller Fortschritt der Wissenschaft zuletzt hängt an der durch Kant herbeigeführten Reform der philosophischen Begriffe.

Wer nun aber in diesem Punkte den Kant'schen Weg weiter verfolgt, der kann zum Grundbegriffe in der Psychologie keinen andern bekommen, als den der producirenden Function oder des Triebes. Er muß daher als den störendsten und verderblichsten Irrthum in der Psychologie die Meinung bekämpfen, als sei der Trieb erst ein aus andern Verhältnissen unserer Innenwelt abzuleitendes Phänomen, als bestehe z. B. der Denktrieb aus gewissen Hemmungen und Verschmelzungen von Vorstellungen oder Denkbildern, oder der Anschauungstrieb aus dem Drängen und Drücken, Anziehen und Abstoßen von Anschauungsbildern, oder der Trieb nach Speise aus dem Emporarbeiten der auf sie bezüglichen Vorstellungen als der Empfindungsbilder ihres Genusses. Nichts kann verkehrter

*) „System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinns" (Leipzig, Brockhaus, 1855).

sein, als dieses Unterschieben gewisser von den Trieben hervorgebrachter Wirkungen an die Stelle der Triebe, wobei andererseits das Ursprünglichste in unserm Leben, Trieb und Spontaneität, zu einem oberflächlichen Phänomen herabgesetzt wird. Da es gleichwol eine ausgebreitete und angesehene Schule der Psychologie ist, welche sich in diesem Irrwahn befangen zeigt, so sehen wir ein Hauptverdienst der gegenwärtigen Fichte'schen Psychologie darin, denselben auf überzeugende Weise bis in seine innersten Schlupfwinkel beleuchtet zu haben. In dieser Beziehung ist besonders aufmerksam zu machen auf die vortrefflichen kritischen Bemerkungen über Herbart's Lehre vom Gefühle und Begehren auf S. 233—253. Jene Schule, welche in diesem Punkte im Irrthum befangen ist, pflegt Einwürfe gegen ihn gern so zu behandeln, als ob der Gegner zu denen gehöre, welche überhaupt nicht in specielle Untersuchungen über die Associations- und Gruppirungsgesetze unsers Vorstellungsgetriebes eingehen mögen, und in der Psychologie keine andere Methode zulassen, als die speculative. In diesem Falle wird ein solches Verfahren nicht mehr am Platze sein. Denn es ist dieses mal nicht auf dem Gebiete der Speculation, sondern der Specialuntersuchungen in den Problemen der Aufmerksamkeit, des Nachdenkens, der Erhellung und Verdunkelung der Vorstellungen, des Auffassens, Wiedererinnerns u. s. w., wo Fichte seinen Gegner aufsucht, um ihm überall an der Hand der Erfahrung die Verwechselung von Ursache und Wirkung nachzuweisen, die derselbe sich zu Schulden kommen läßt. Nicht aus den Vorstellungsbildern erst entwickeln sich Triebe, sondern die Vorstellungsbilder entstehen selbst durch Triebe und aus Trieben. Nicht das Product geht der Function vorher, sondern die Function dem Product. Wenn Mephistopheles zu Faust sagt: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben", so heißt es hier umgekehrt: „Ihr bildet euch ein, geschoben zu werden, während ihr selbst es seid, die da schieben." In ähnlicher Art hatte Kant seinem Zeitalter zugerufen: „Ihr bildet euch ein, euere Erkenntnisse zu empfangen, während ihr selbst es seid, die sie machen".

Nicht von außen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Der Trieb ist daher nach Fichte der Grundbegriff der psychologischen Wissenschaft. Der zur höchsten Intensität erhobene und dadurch erleuchtete Trieb ist das Bewußtsein. Durch diese Erleuchtung wird der Trieb in das Element der Erkenntniß übergeführt. Die Art, wie dieses geschieht, verfolgt Fichte auf speciellem Wege am Phänomen der Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit ist die Function des Bewußtseins in seinem Verhalten zum Vorstellungsinhalt, welcher durch sie erleuchtet wird. Die Aufmerksamkeit ist nicht erst die Folge dieser Erleuchtung, sondern ihre Ursache. Wer daher die Bewegungen und Schritte der Aufmerksamkeit versteht, der versteht die Natur des Bewußtseins und die Vorgänge seiner Entstehung.

Der größte Vortheil, welchen wir in der Psychologie dadurch gewinnen, daß wir den Begriff des Triebes allen ihren Untersuchungen zum Grunde legen, ist nun aber der, daß wir allererst an ihm eine Handhabe gewinnen, um uns über die Natur unserer individuellen Persönlichkeit sowol in ihrem Unterschiede von der schlechthin allgemeinen Vernunftthätigkeit, als auch in ihrem unzerreißlichen Zusammenhange mit derselben einen deutlichen, erfahrungsgemäßen und zugleich mit unserm moralischen Lebensbewußtsein in allen Punkten genau übereinstimmenden Begriff zu bilden. Die Meinung über den Vorstellungsmechanismus der Seele als Ursache ihrer Triebe bringt uns nämlich ohne Rettung in den Irrwahn, das Princip der Individualität viel weiter ausdehnen zu müssen, als es die Natur der Sache und das moralische Lebensbewußtsein gestattet. Denn nach dieser Ansicht wird die Seele zur Monade, zu einem egoistisch in sich abgeschlossenen Wesen, das mit andern seinesgleichen in keinen andern Beziehungen steht, als in den äußerlichen durch die Sinne. Die moralische Forderung des Humanismus, sein eigenes Ich in den andern Individuen, sowie in den Zwecken des Allgemeinen vergessen zu können, hört dadurch zwar nicht auf, sich als eine deutlich vernehmbare Stimme des Gefühls in uns geltend zu machen, schwebt aber nun gleichsam in leerer Luft als eine dem ganzen wirklichen Thatbestande unserer vom Schöpfer ganz anders construirten Persönlichkeit widerstreitende Forderung, eine Inconsequenz des moralischen Denkens und Fühlens gegen die wirkliche Natur der Dinge. Denn da der Monadismus, sobald er in die Praxis umschlägt, sich als Egoismus enthüllt, so ist er eine Theorie, welche sich nur dadurch hält, daß sie sich zwar in der Theorie für richtig, in der Praxis aber für falsch erklärt. Von diesem Zwiespalt befreit nun die Fichte'sche Grundtriebslehre auf die glücklichste Art, ohne dabei den Vorwurf zuzulassen, welcher gegen solche Bestrebungen bisher von den Gegnern gewöhnlich erhoben wurde, daß ein Preisgeben der Monadologie und ihres Individualismus alle empirische Untersuchung über das Vorstellungsgetriebe unserer individuellen Seele sogleich nur in den Untiefen einer speculativen Allgeistlehre wie in allesverschlingenden Strudeln versinken lasse. Im Gegentheil finden wir das Seelenindividuum oder die Monade von Fichte mit derselben Sorgfalt behandelt, wie von den eigentlichen Monadologen. Denn sie eben bildet das Feld der innern Erfahrung oder des innern Sinns. Aber es wird ihr kein größerer Spielraum gestattet, als ihr im Wesen der Dinge zukommt. Die Monade ist nicht ein Ursprüngliches, sondern ein Erzeugtes, ein innerer Triebleib, eine feste Unterlage oder Substanz, auf welcher die Associationsprocesse des gewordenen Vorstellungsinhalts spielen. Sie ist daher gegen andere ihresgleichen nicht egoistisch abgesperrt. Vielmehr sind die Thätigkeiten des Denkens und Anschauens aprioriſche und schlechthin universelle Thätigkeiten, an denen jedes Seelenindividuum je nach seinem Standorte seinen eigenleblichen Antheil nimmt. Wenn daher in der Idee des Humanismus die Forderung an die Seelenindividuen oder Personen liegt, sich nicht gegeneinander abgeschlossen, sondern in innern Zusammenhängen geeinigt zu denken, so entspricht nach dieser Theorie

die moralische Forderung vollkommen dem natürlichen Thatbestande, nach welchem die Monaden lebendige und keineswegs starr gegeneinander fixirte Erzeugnisse der einzelnen Triebindividuen innerhalb des alldurchdringenden göttlichen Urgeistes sind. Weil die monadische Abtrennung der Seelenindividuen voneinander von der Moral als ein zu überwindender Umstand in der Weltentwickelung behandelt wird, so kann sie unmöglich zu den Vollkommenheiten unserer Natur gehören, sondern gehört entweder zu den Mängeln oder zu den gleichgültigen Umständen, welche wir als Mittel zu etwas Besserm benutzen sollen. Wem dieses einleuchtet, der kann eine empirische Psychologie nur willkommen heißen, welche durch ein genaues Eingehen in alle die Punkte der empirischen Untersuchung, auf welche die monadologischen Theorien sich stützen, das Princip der Monadologie und des Individualismus zwar in seiner relativen Berechtigung vollkommen anerkennt, aber dasselbe zugleich in diejenigen Schranken einschließt, welche es nicht überschreiten darf, wenn es nicht in Irrthum und Verkehrtheit umschlagen soll.

Ebendaher kann nun aber auch in einer solchen Psychologie nicht mehr, wie bei den Monadologen, ein todter Vorstellungsmechanismus als der Grundbegriff hervortreten, sondern an die Stelle desselben tritt nun ein lebendiges System von Trieben, Denktrieben, Anschauungstrieben, Empfindungstrieben u. s. w., welche ihren durchherrschenden Grund keineswegs haben in dem abgesperrten Wesen der Individuen, sondern in erzeugenden und erhaltenden Urthätigkeiten von universeller Natur. Denn die Individuen erscheinen nun als selbständige und freie Urpositionen in dem Einen sie setzenden Urgeiste. Soweit ihre Selbständigkeit und Freiheit reicht, soweit reicht ihr Individualismus, soweit hat jedes seine eigene gegen die der übrigen undurchdringliche Sphäre, soweit hat jedes seinen eigenthümlichen Empfindungsraum, Anschauungsraum, Bewegungsraum, Phantasieraum, Gestaltungsraum, mit einem Worte seinen eigenthümlichen innern Leib. Und soweit seine Triebe innerhalb dieses innern Raumschemas wirken, haben dieselben eine abgesonderte oder individuelle Existenz für sich. Aber diese Absonderung ist nie eine vollkommene, sondern hat überall ihre veränderlichen Grade. Denn die Triebe haben die Fähigkeit, sich entweder tiefer in den egoistischen Bestand des innern Leibes einzusenken, dadurch daß sie sich in den unbewußten Zustand zurückziehen, oder höher in das Element des Allgemeinen emporzuheben, dadurch daß sie als Functionen der Aufmerksamkeit mit an der Erzeugung des Bewußtseins theilnehmen. Je mehr das letzte geschieht, desto mehr wird der Zusammenhang mit dem Allgemeinen hergestellt; je mehr das erste, desto mehr abgeschnitten. Und auch das physiologische Leben des äußern Leibes nimmt an diesen Vorgängen theil. Denn die tiefere Einsenkung der Triebe in den innern Leib bewirkt im äußern eine Verstärkung der Lebenskräfte, das Umgekehrte eine Entziehung derselben (zufolge S. 9—12):

Je mehr der Geist seine potentielle Kraft bewußtseinerzeugend verwendet, desto mehr entzieht er lebendige Kraft seinem bewußtlos organischen Wirken. Je weniger er umgekehrt diesem potentielle Kraft zuzuwenden genöthigt ist, desto mehr wächst in ihm die auf Bewußtsein und Vorstellungsleben zu verwendende. Die Bewußtseinsprocesse sind überhaupt daher auf den Ueberschuß potentieller Kraft angewiesen, welcher von den bewußtlos bleibenden organischen Processen übrigbleibt. Denn was an der eigenen Gesammtkraft des Geistes für den einen Trieb verwendet werden muß, das kommt an den übrigen in Abzug, ohne daß die specifische Kraft jedes besondern Triebes irgend umsetzbar wäre in die des andern.

In dem Grade also, als Triebe aus der Gesammtkraft des Geistes zu den individuellen Functionen des Organismus in Anspruch genommen werden, wird in den Thätigkeiten des Allgemeinen ein Sinken bemerkbar, und umgekehrt werden in dem Grade, als die Functionen des Individuellen ins Sinken kommen, Triebe für die Thätigkeiten des Allgemeinen disponibel. Die Thätigkeiten des Allgemeinen aber sind die Thätigkeiten des Denkens und Erkennens, zufolge des ewig wahren und nie zu vergessenden Ausspruchs des ältern Fichte, daß das Ich niemals denkt als Individuum, sondern stets als Allgemeines und mit Vernichtung seiner Individualität. Und an diesem Orte, in der Berührung des individuellen Vorstellens, Empfindens und Begehrens mit der in das Individuum eingreifenden schlechthin allgemeinen Denkfunction ist eben die Geburtsstätte des freien moralischen Willens, dessen Wesen auf keine andere Weise erfaßt werden kann als durch den Einblick in diese seine Mittelstellung von dialektischem Charakter, wonach er weder der Wille des Individuums als eines solchen, noch auch der Wille der schlechthin allgemeinen Denkfunction als einer solchen, sondern eine aus der Geburtsstätte beider Factoren als aus zwei Gelegenheit gebenden Ursachen hervorspringende Neugeburt ist, welche, da sie schlechterdings nicht aus ihren beiden Factoren allein begriffen werden kann, auf einen tiefsten Grund weist, welcher sich dann in unserer Seele öffnet, wenn die einseitig individuellen Thätigkeiten unsers Trieborganismus mit den einseitig universellen Thätigkeiten desselben in Berührung treten.

Karl Fortlage.

Eine Biographie Hardenberg's.

Hardenberg's Leben und Wirken. Nach authentischen Quellen von F. Arndt. Berlin, Fahlisch. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Talente und Verdienste Hardenberg's, eines der beiden großen stets zusammengenannten Dioskuren, welche Preußen aus seinem schmählichen Verfall so glänzend wieder emporrichteten, sind so helleuchtend und so allgemein anerkannt, daß sie ernstlich zu bestreiten sich kaum der größte Zweifler wird beikommen lassen. Hiermit rechtfertigt sich aber keineswegs die Art und Weise, wie der Verfasser sein Thema behandelt hat, der dem Glauben zu huldigen scheint, daß, weil sein Held ein großer Mann, ein talent- und geistvoller Staatsmann gewesen, darum nicht nur alles, was derselbe als Staatsmann geleistet und vollbracht hat, auch groß und trefflich gewesen sein müsse, sondern daß überhaupt Hardenberg, im harmonischen Zusammenklang mit dem, was er als

Politiker, Diplomat und Lenker des Staatsschiffs gewesen, ebenso groß als Privatmann, als Charakter, als Mensch entweder wirklich gewesen oder doch jedenfalls zu schildern sein müsse. Zwar geht der Verfasser nicht so weit, daß er absichtlich Thatsachen entstellte und Unwahres berichtete, wol aber weiß er auch für das, was sonst wol ziemlich einstimmig Tadel trifft, Erklärungsgründe zu finden, welche die Handlungsweise des großen Staatskanzlers in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen, welche darthun, daß, mochten auch die That, der Erfolg durchaus kein Lob verdienen und keine Billigung finden können, dennoch die Absicht, die leitenden Gründe Hardenberg's stets die wohlmeinendsten gewesen seien. Wo es sich aber um Hardenberg den Menschen, den Gatten und Familienvater handelt, da wird eine Nachsicht und Toleranz von dem Verfasser geltend gemacht, die dem deutschen Sittlichkeitsgefühl keineswegs entspricht. Hardenberg war nicht weniger als dreimal verheirathet und hat sich gerade ebenso oft scheiden lassen. Schon in Betreff der ersten Ehe mit der Gräfin Juliane von Reventlow sieht sich der Verfasser zu dem Geständnisse genöthigt:

Beinahe rücksichtslos gegen den äußern Anstand gab sich Hardenberg allen sinnlichen Genüssen hin; die Liebe, welche die Ehegatten einst füreinander gefühlt, war in beider Herzen längst erloschen.

Das Glück der zweiten Ehe scheiterte an derselben verwerflichen Ursache:

Jene leidenschaftliche Liebe, die Hardenberg einst für seine zweite Gemahlin (Sophie von Lenthe) genährt, die die alleinige Veranlassung zu diesem Ehebündniß und die theilweise zu der Trennung von seiner ersten Gemahlin gewesen, war nach wenigen Jahren wieder erloschen. Schönheit, Zartheit, eine reiche Empfindungsgabe, aufrichtige Erwiderung seiner Liebe hatten nicht vermocht, den in seinen Neigungen so Wankelmüthigen auf die Dauer zu fesseln. Seine Sinneslust überwog seine Gefühle für eheliches Glück u. s. w.

Noch weniger Ehre machte Hardenberg die Eingehung der dritten Ehe mit der Schauspielerin Charlotte Lengefeld, die sich erst von ihrem ersten Manne mußte scheiden lassen, um die zweite Ehe eingehen zu können; denn nicht nur daß diese dritte Gemahlin aller Reize des Körpers und Geistes entbehrte, so war Hardenberg damals bereits 57 Jahre alt, hätte also nach den vorausgegangenen bittern Erfahrungen und nach den frühern unangenehmen ärgerlichen Auftritten mit der Lengefeld, mit welcher er schon mehrere Jahre vor der Verehelichung zusammenlebte, Gründe und Veranlassung in Menge gehabt, der Welt nicht von neuem ein solch unerquickliches Schauspiel zu geben. Aber auch hier weiß man Entschuldigungsgründe:

Viele meinen, Hardenberg habe bei derartigen Handlungen sich oft gegen seine bessere Einsicht nur von seiner Herzensgüte leiten lassen; andere vermuthen, er habe in dem Widerstande seiner Familie gegen diese längst von ihr gefürchtete Verbindung nicht verletztes Sittlichkeitsgefühl, vielmehr nur ein Vorurtheil gegen die bürgerliche Abkunft der Geliebten zu erkennen geglaubt. Es sei daher das später erfolgte Ehebündniß durchaus nicht aus leidenschaftlicher Neigung von seiner Seite geschlossen worden, sondern weit eher, um seine freien Ansichten über Geburt und Stand, gegenüber den engherzigen seiner Familie, zu behaupten und trotz deren Widerspruch es thatsächlich zu beweisen. (?)

Doch lassen wir Hardenberg den Menschen, und wenden wir uns nur zu dem Politiker und Staatsmanne. Hier wird uns aus der Darstellung des Verfassers alsbald klar, daß es nicht das allgemein deutsche, sondern mehr das specifisch preußische Interesse ist, welches ihn in seiner Auffassungsweise der geschilderten historischen Vorgänge leitet und seiner Beurtheilung der einzelnen Handlungen und Maßnahmen des preußischen Staatsmanns überall zu Grunde liegt. Läßt sich nun auch für die letzte Periode des deutschen Kaiserreichs, für die Zeit seines Zusammensturzes und die nächstfolgende traurige Epoche der deutschen Erniedrigung für eine Vernachlässigung dieses deutschen Interesses bei einem preußischen Minister leichter eine Entschuldigung finden, und will man selbst eine solche Entschuldigung noch für die Zeit des Wiener Congresses und den Anfang des Deutschen Bundes aus dem Grunde gelten lassen, weil es erst eines längern Hineinlebens in die damals völlig veränderten Verhältnisse bedurfte, so erscheint es doch einigermaßen überraschend und unerquicklich, daß ein Schriftsteller aus der Mitte des 19. Jahrhunderts so wenig von dem deutschen Einheitsdrange erfüllt ist, daß sich auch nirgends ein Anklang, ein Hinweis auf das findet, was im Interesse Gesammtdeutschlands damals hätte geschehen sollen und was gerade auch Hardenberg in seiner Gesinnung und staatsmännischen Thätigkeit so vielfach vermissen läßt. Aber nicht allein läßt es sich in keiner Weise rechtfertigen, daß der Verfasser so wenig Sympathien für das allgemeine deutsche Interesse an den Tag legt, es ist auch das gröblichste Verkennen des specifisch preußischen Interesse, wenn Hardenberg gegen die Vergrößerung Frankreichs noch dazu am Rhein nicht das mindeste Bedenken hegt, weil dies Preußen nicht berühre (?). Ein solches politisches Bekenntniß ist gewiß höchst gedankenlos und nur aus der damaligen traurigen Zerfahrenheit der deutschen Zustände einigermaßen erklärlich, aber dennoch theilt uns der Verfasser wie etwas ganz von selbst Verständliches und nicht im mindesten Auffallendes die ganz vertrauliche und also auch sicherlich die wahre Ueberzeugung des preußischen Staatsmanns enthaltende, nach Abschluß des Basler Friedens an den General von Möllendorf erlassene Depesche mit, in welcher es unter anderm heißt:

Ich halte den Frieden für sicher, vortheilhaft und ehrenvoll. Für sicher, weil die Neutralität des größern Theils von Deutschland, besonders des nördlichen, festgesetzt und für die übrigen Reichsstände ebenfalls ein dreimonatlicher Waffenstillstand ausgemacht ist, wodurch bald das ganze Reich neutral sein wird. Für vortheilhaft, weil wir einen verderblichen und kostbaren, über unsere Kräfte gehenden Krieg endigen, dem Lande die Wohlfahrt des Friedens wiedergeben und besser im Stande sind, in Polen die Sachen gut zu beendigen, ferner weil wir Frankreichs Allianz und Freundschaft in der Folge für uns erhalten und, im Falle Frankreich das linke Rheinufer behält, wir nichts verlieren, sondern durch die zugesicherte Gebietsentschädigung eine gute Entschädigung erhalten können u. s. w.

Auch in späterer Zeit noch war Hardenberg trotz seiner geringen Zuneigung zu Napoleon für eine Allianz mit demselben. Er hatte kein Vertrauen zu kriegerischen Erfolgen, rieth Oesterreich im Jahre 1805 ernstlich von der dritten Coalition ab:

Wo sind die Männer von Begabung und allgemeinem Vertrauen, denen man die Leitung so großer Dinge anvertrauen kann? In der Situation, in der man sich befindet, ist selbst ein schwankender und ungenügender Friede tausendmal besser als ein Krieg u. s. w.

Dafür rieth Hardenberg stets zur Annahme des von Napoleon angebotenen Hannover, war dies doch eine territoriale Vergrößerung, und noch im Jahre 1808 schrieb er an den westfälischen Finanzminister von Bülow: „Meine Schuld war es nicht, daß im Jahre 1805 Preußen sich nicht mit Frankreich verband.“ In seiner wahrhaften Größe als Staats- und Finanzmann zeigte sich Hardenberg erst in der Zeit der schmählichsten Erniedrigung Preußens; der tiefe Fall des Reichs, dem er seine Dienste gewidmet, stählte seine Kräfte und riß ihn zu einer sonst ungewohnten Energie empor. Solange der Krieg dauerte, spornte er den König zu muthigem Aushalten und unerschütterlichem Festhalten an dem Bündnisse mit Rußland an, und als der Frieden unterzeichnet und Preußens vollständige Niederlage und Unterwerfung ausgesprochen war, gehörte er zu den wenigen, die den Muth nicht verloren, sondern auf bessere Zeiten hofften, aber nicht nur hofften, sondern auch selbst alles aufboten, um die bessern Zeiten baldmöglichst herbeizuführen. Daß aber der preußische Minister durchaus nicht im Zweifel darüber war, was Preußen noththat und was überhaupt die Neuzeit verlangte, darüber gibt uns eine in der Zeit unfreiwilliger Muße, ehe Hardenberg Stein's Nachfolger wurde, von dem erstern abgefaßte interessante Denkschrift vollständigen Aufschluß. Hier heißt es z. B.:

Wenngleich unserm Blick nicht vergönnt ist, tief in den Plan der Vorsehung einzudringen, so läßt sich doch als deren Zweck vermuthen: das Schwache, Kraftlose, Veraltete überall zu zerstören, und nach dem Gange, den die Natur auch im Physischen nimmt, neue Kräfte zu weitern Fortschritten zur Vollkommenheit zu beleben. Der Staat, dem es glückt, den wahren Geist zu fassen und sich in jenen Weltplan durch die Weisheit seiner Regierung ruhig hineinzuarbeiten, ohne daß es gewaltsamer Zuckungen bedürfte, hat unstreitig große Vorzüge und seine Glieder müssen die Sorgfalt segnen, die für sie so wohlthätig wirkt. Die Französische Revolution, wovon die gegenwärtigen Kriege die Fortsetzung sind, gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt, das Elende und Schwache, veraltete Vorurtheile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört; die Benachbarten und Ueberwundenen wurden mit dem Strome fortgerissen. Unkräftig waren alle die Dämme, welche man diesem entgegensetzte, weil Schwäche, egoistischer Eigennutz und falsche Ansicht sie bald ohne Zusammenhang aufführte, bald diesen, im gefährlichen Irrthume, unterbrach und dem verheerenden Strome Eingang und Wirkung verschaffte. Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltendgemachten Grundsätze entgegentreten könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und derselben eine stets wachsende Ausdehnung zu geben.... Also eine Revolution im guten Sinne, gerade hinführend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen, das ist unser Ziel, unser leitendes Princip. Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung, dies scheint mir die angemessene Form für den jetzigen Zeitgeist u. s. w.

Am meisten widerstrebte den von Stein und Hardenberg intendirten Neuerungen der Adel, die Feudalen. Dieser bevorrechtete Stand war nichts weniger als bereit, sein „altes Recht“ dem Besten der Gesammtheit zum Opfer zu bringen, und Hardenberg rechnete auf eine Unterstützung seiner Plane durch den Adel so wenig, daß er es in Bezug auf die beabsichtigte Repräsentativverfassung mit dürren Worten aussprach: „Unser Adel in seiner jetzigen Gestalt ist unfähig ein Oberhaus zu bilden“, auf welches darum zu verzichten sei. So kräftig und sicher als der Minister den Staat auf der Bahn des Fortschritts und der innern Entwickelung fortleitete, ebenso entschlossen zeigte er sich aber auch im Kampfe für dessen Freiheit und Selbständigkeit gegen die Napoleonische Uebermacht, nachdem der günstige Zeitpunkt zur Aufnahme dieses Kampfs herangekommen war. Mit großer Schlauheit und Feinheit wußte er anfangs die französischen Gesandten und Generale zu täuschen, den König nach Breslau in Sicherheit zu bringen, um dann die Maske fallen zu lassen. Von nun an wird zwar der Krieg energisch und voll todesfreudiger Aufopferung von dem preußischen Volk aufgenommen, aber die Verdienste des Staatskanzlers schwinden jetzt immer mehr, bis seine Politik sich endlich geradezu zu einer volks- und freiheitsfeindlichen gestaltete. Ohne Flecken als Staatsmann und Patriot stände Hardenberg nur da, wenn ihn ein günstiges Geschick mit Ausbruch der Freiheitskriege oder zum mindesten vor Abschluß des Friedens dahingerafft haben würde, während sein späteres Wirken alle seine Schwächen unnachsichtlich bloßgelegt und so den Lorberkranz, welchen Klio schon für ihn in Bereitschaft gehalten, Blatt für Blatt wieder entblättert hat. Schon der Fehdebrief, die Kriegserklärung, welche Preußen an Frankreich erließ, und deren der Verfasser gar nicht erwähnt, klang eher wie eine Entschuldigung der kühnen That, als daß sie einen entschiedenen, festen, selbstbewußten Ton angeschlagen, wie es sich geziemt hätte in einem Augenblick, wo der Würfel geworfen worden, der über die Existenz des Staats, über die Freiheit der Nation entscheiden mußte. Ebenso geht der Verfasser mit nur wenigen Worten über das Bündniß mit England, den Vertrag von Reichenbach hinweg, und doch war es das damals hervortretende, so schwache, ja leichtfertige Nachgeben des Staatskanzlers, welches Preußen später so schwer büßen sollte. Die englischen, russischen und österreichischen Staatsmänner prägten sich's tief in das Gedächtniß ein, wie leicht sich Hardenberg die von England gezahlten Subsidien verkürzen ließ, wie Preußen sich selbst als die hülfsbedürftige Macht hinstellte, die aus eigener Kraft nichts vermöge, und wie es unklugerweise versäumte, sich für den glücklichen Ausgang des Kriegs bindende Zusagen für die ihm gebührenden

Entschädigungen auszuwirken. So wich der Staatskanzler überall furchtsam zurück und entfernte sich in manchen Dingen so weit von dem ursprünglichen Ziele, daß er sich geradezu in die entgegengesetzte Richtung hineindrängen ließ. Mochte auch der wankelmüthige Charakter des Königs hieran viele Schuld tragen, Hardenberg's Handlungsweise läßt sich damit nimmermehr rechtfertigen, nach solch glänzender Vergangenheit hätte er sich selbst viel zu hoch halten sollen, um den schwächlichen Schleppträger des Metternich'schen Rückschrittsystems abzugeben. Kurz nach dem ersten Pariser Frieden war es noch möglich, daß Blücher auf einem Festmahl zu Berlin einen Toast auf den Fürsten Staatskanzler ausbrachte, in welchem er den Geist hervorhob, den Hardenberg den Verwaltungsbehörden einzuflößen gewußt und durch den er jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich gewesen sei, in der Lage, in welcher das Vaterland sich befunden, das zu leisten, was wirklich geleistet worden; diesem von Sr. Durchlaucht hervorgebrachten Geist sei es beizumessen, daß man im preußischen Staat jetzt nicht wisse, wo der Kriegerstand aufhöre und der Bürgerstand anfange; diese glückliche Verschmelzung sei ein charakteristisches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünsche,, daß jene Verschmelzung unaufhörlich bleibe, und versichere den Fürsten der Anerkennung und der achtungsvollen Ergebenheit des gesammten Heeres.

Diese Lobreden verstummten nur gar zu bald. So gern Hardenberg auf dem Wiener Congreß einerseits für die territoriale Vergrößerung Preußens und die Gewinnung militärischer Grenzen für dasselbe, andererseits, wenn auch gerade nicht für eine einheitliche Verfassung Deutschlands, so doch für präcise garantirte Feststellung der Rechte des Volks, für religiöse Gleichberechtigung, für Einführung von Repräsentativverfassungen u. s. w. gewirkt haben würde, so ließ er sich doch schließlich alles und jedes abstreiten, gerade so wie er zugab, daß Frankreich den Elsaß und Lothringen auch ferner im Besitz behalte. Der Verfasser bemüht sich umsonst uns glauben zu machen, daß die Kraft, Entschiedenheit und Willensenergie des Staatskanzlers theils durch zu angestrengte Arbeit in der letztverflossenen Zeit, theils durch das zunehmende Alter geschwächt worden sei, da der Zeitraum zwischen dem energischen Aufrufe des preußischen Volks zum Kampfe auf Leben und Tod und den Verhandlungen des Wiener Congresses doch ein gar zu kurzer ist, und schon hier Hardenberg sich so weit demüthigen konnte, daß er während der polnisch-sächsischen Differenzen, bei welchen sich Metternich als ein Hauptgegner der preußischen Forderungen erwies, dennoch an diesen einen so verzweiflungsvollen Brief richtete, gerade als ob Preußen von Oesterreich nach hartnäckigem Kampfe besiegt worden sei und nunmehr alles nur von dessen Gnade zu erwarten habe: „Machen Sie Mittel ausfindig, theurer Fürst, die Lage der Dinge, worin wir uns unglücklicherweise befinden, zu Ende zu bringen. Retten Sie Preußen in seinem gegenwärtigen Zustande."

Kann es dem Staatskanzler zur Rechtfertigung gereichen, wenn er denjenigen, welche den zweiten Pariser Frieden unter für Deutschland viel günstigern Bedingungen abgeschlossen sehen wollten, beistimmt und z. B. dem Regierungsrath Bulte schreibt: „Wenn der Frieden dennoch nicht hiernach abgeschlossen wurde, so ist Preußen außer Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Menschen und Mitteln, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen" u. s. w.

Preußen stand durchaus nicht allein, nicht vereinzelter, als zur Zeit, wo es den Krieg an das übermächtige Frankreich zu erklären kein Bedenken trug, im Gegentheil, jetzt hatte es das ganze deutsche Volk hinter sich. Aber leider war jetzt die Zeit gekommen, wo man von der Hülfe und den Sympathien des Volks nichts mehr wissen wollte. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen. Es scheint fast, als ob Hardenberg fürchtete, daß die Undankbarkeit gegen das Volk sich auch gegen ihn selbst kehren könnte, die feudale Partei ließ es wenigstens von jetzt ab nicht an Versuchen, den Staatskanzler zu stürzen, fehlen; war er ihr doch ein lebendiges Memento an die Zeit, wo sie selbst in jeder Beziehung in den Hintergrund gedrängt erschien. Uns wenigstens will es bedünken, als ob die Besorgniß, noch in seinem hohen Alter das Staatsruder aus den Händen geben und in den glanzlosen Privatstand zurücktreten zu müssen, mehr oder wenigstens ebenso viel Antheil daran hatte, daß Hardenberg sich nicht scheute, bei den Beschlüssen des Aachener und Karlsbader Congresses, desjenigen zu Verona u. s. w. mitzuwirken, als seine infolge des Alters zunehmende Schwäche. Hardenberg hatte sich offenbar überlebt und so sank er ruhmloser in die Gruft, als die Zeit seines Glanzes von 1808—13 hätte erwarten lassen. Dies scheint aber sein Biograph nicht einsehen zu wollen; ein Mangel an Einsicht, der nothgedrungen seinem sonst ganz verdienstlichen Buche zum Nachtheil gereichen mußte. 2.

Unterhaltungslektüre.

Das sicherste Kriterium eines guten, wir wollen sagen classischen Romans ist weniger das Vergnügen und Behagen, welches man bei der einmaligen Lektüre empfindet — denn auch ein in jeder Hinsicht schlechter Roman kann wenigstens durch einen reichhaltigen und interessanten Stoff momentan reizen und spannen —, als vielmehr das Bedürfniß, eine Erzählung mit immer gesteigertem Interesse und erhöhtem Genusse von Zeit zu Zeit wieder zu lesen. Es kommt dabei allerdings nicht auf die Dickleibigkeit eines Werks an, ebenso wenig wie der Umfang eines Musikstücks, eines Schauspiels oder eines Gemäldes den Werth desselben bedingt, sondern auf den innern Gehalt, auf die geschickte Handhabe und kunstfertige Bearbeitung des Stoffs. Ein solches Musterkunstwerk ist und bleibt der „Vicar of Wakefield". Und nicht Goethe allein fühlte das Bedürfniß, ihn alljährlich wenigstens einmal zu lesen. Wir alle lesen ihn stets mit neuem

Genuß, und es ergeht uns mit ihm, wie mit einem schönen Gemälde, einem classischen Marmorgebilde, einer Beethoven'schen Symphonie oder einem Shakspeare'schen Drama: je öfter wir dieselben genießen, desto mehr Schönheiten entdecken wir in und an ihnen. Wenn Goldsmith nichts weiter im Leben geschrieben hätte, dieser Roman würde ihn allein unsterblich gemacht haben, und doch ist es nur ein kleines, kleines Büchlein! Allerdings ist es schwieriger, mit einem reichen Material Maß zu halten — und „Maß halten ist gut", sagt schon der alte griechische Weise Kleobolus — als dasselbe bis ins Ungeheuerliche und Nebelhafte auszudehnen; wie es auch umgekehrt mehr Geistesaufwand und Mühe erfordert, aus einem geringfügigen und scheinbar unbedeutenden Stoffe ein wirkliches Kunstgebilde zu schaffen.

An unsern heutigen Roman- und Novellenschriftsteller wird von dem großen Lesepublikum nur die eine Forderung gestellt: die Erzählung soll spannen! Diese Geschmacksrichtung ist ohne Zweifel eine ebenso einseitige wie verdorbene, die sich mit starken Schritten der französischen nähert, und derjenige Roman- und Novellendichter, welcher sich dieser Forderung anbequemt, hat aufgehört, ein Erzieher des Volks zu sein und im Dienste der Schönheit zu arbeiten, und schriebe er noch so „pikant"! Das Pikante reizt nur für den Augenblick. Leider aber ist gegenwärtig nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch in allen übrigen sechs freien Künsten diese Richtung vorherrschend. Man will die Nerven kitzeln oder erschüttern und durch Massenwirkung imponiren. Das wahrhaft Schöne macht immer einen nachhaltigen, wohlthuenden Eindruck, sei es einen heitern oder ernsten, während hingegen Nervenkitzel und Nervenerschütterung dem genießenden Kunstfreunde niemals einen wirklichen, geistigen Genuß gewähren können. Der Genius der Kunst wendet sich zürnend von solchem Treiben ab.

Unsere guten classischen und die ihnen nahe stehenden Romane sind leicht zu zählen. Nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten sind Goethe's „Wilhelm Meisters Lehrjahre", so manches auch daran auszusetzen sein mag, Spindler's „Jude" und Hauff's „Lichtensteiner" noch von keinem Romanschriftsteller wieder erreicht. Dieses Kleeblatt wird noch grünen, wenn die größere Mehrzahl unserer neuzeitigen Romane, Novellen und „Criminalgeschichten" längst ihre flüchtige, kurze Pilgerreise vollendet haben und neben ihren Brüdern, den Ritter-, Räuber- und Geisterromanen in dem Staube der Leihbibliotheken ohne die Hoffnung einer Auferstehung den ewigen Schlummer schlafen. Derjenige Romanschriftsteller, welcher den angeführten drei classischen Erzählern am nächsten kommt, ist ohne Frage Levin Schücking, dessen Werth von einer unparteiischen Kritik seit Jahren anerkannt ist und dessen „Verdienste um deutsche Sitten- und Culturgeschichte", deren sich seine Romane erfreuen, ja auch bereits die allerehrendste Anerkennung gefunden haben. Es liegt uns zunächst zur Beurtheilung „Die Marketenderin von Köln" vor, welche in der neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften den Anfang bildet.

1. Die Marketenderin von Köln. Von Levin Schücking. Drei Theile. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Kritik hat mit Recht das warme, deutsch-patriotische Gefühl, welches in Schücking's Schriften herrscht, und die sittliche Reinheit, die sie für jeden Familienkreis empfehlenswerth macht, hervorgehoben. In einem Aufsatze im neunten Bande der „Gegenwart" heißt es über ihn unter anderm:

Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso wie durch den geistigen, wichtige Lebensfragen der Gegenwart behandelnden Inhalt für sich einnimmt.

Nicht mit Unrecht habe man Levin Schücking den Walter Scott seiner Heimat genannt,

jenes eigenthümlichen Westfalenlandes, dessen äußere Besonderheiten und landschaftliche Physiognomie, dessen Sitten und Sagen, Bräuche und Traditionen der Beschreiber und Schilderer schon viele gefunden haben, während es Schücking aufbewahrt blieb, aus diesen Zuständen das Facit des Dichters zu ziehen: die Darstellung, wie diese Eigenthümlichkeiten, diese Besonderheiten in den Sitten und dem Charakter des Stammes auf den einzelnen und seine Verhältnisse wirken, welche Conflicte sie in der Familie hervorrufen, zu welcher innern Entwickelung und zu welchen äußern Schicksalen des Individuums sie Anstoß geben.

Auch „Die Marketenderin von Köln" schildert hauptsächlich westfälisches und rheinisches Culturleben und versetzt uns in die Zeit der Französischen Revolution, während welcher in Deutschland noch unzählige kleine Despoten, weltliche wie geistliche, über ihre „Unterthanen" in patriarchalischer Weise die Krückstöcke und Krummstäbe schwangen und nach Gutdünken schalten und walten durften. Der Roman schildert uns in einzelnen meisterhaft gehaltenen Zügen den rohen Charakter jener Zeit, der um so greller hervortritt, als wenigstens in einigen Theilen Deutschlands bereits menschlichere und gebildetere Zustände zur Geltung gekommen waren. Was den Roman als Kunstwerk betrifft, so könnte derselbe als Musterroman aufgestellt werden. Da ist alles nach einem vorher wohlüberlegten Plane angelegt, und die schöne Harmonie des Ganzen wird durch nichts Ueberflüssiges und besonders durch keine nebensächlichen Ausschreitungen gestört. Die Schürzung des Knotens findet auf die einfachste Weise statt; ebenso bedarf die spätere Lösung desselben keines Alexanderhiebes. Sie ist ebenso einfach und natürlich wie die Verwickelung.

Die Charaktere sämmtlicher in dem Romane vorkommender Personen sind mit Consequenz durchgeführt, wie Mariens Vater, der Vogt zu Elsen, in seiner Häuslichkeit, sowie auch sein Factotum Schilling, Traudchen Gymnich, die Heldin des Romans, welche in ihrem Bestreben, den Studenten den Händen der intriguanten Gebharde und später denen Philipp's III. zu entreißen, Marketenderin wird, der kleine originelle Despot Philipp III. selbst, der Professor, der Tolle, Frau Gebharde, Ripperda — alle diese Personen sind mit seltener Gewandtheit vortrefflich geschildert und nöthigen dadurch den Lesern das höchste Interesse und manches heimliche

Lächeln ab, denn auch der Humor ist reichlich in der Erzählung vertreten und nicht allein in dem Vogt von Elsen und seinem Unterbeamten Schilling wirksam. Man merkt es überall: der Verfasser hat seine Menschen nicht aus den Büchern studirt; es sind handgreifliche, plastische Gestalten, aus dem wirklichen Leben genommen. Er hat eine feine Beobachtungsgabe und einen besonders scharfen Blick für die komischen Seiten der Personen, und wahrlich, wir würden uns in unserer Beurtheilung eine Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen, wollten wir seine vis comica nicht ebenso rühmend erwähnen, wie seine Schilderungen ernster Verhältnisse.

2. Blaues Blut. Handbuch der Noblesse. Moralische Vorlesungen von E. M. Vacano. Berlin, Lassar. 1864. Br. 8. 25 Ngr.

Der pseudonyme Verfasser, welcher wahrscheinlich der Junkerpartei angehört und in dessen Adern gleichfalls „blaues Blut" fließt, hat sich bereits durch einige Schriften: „Moderne Vagabunden" und „Quitte ou double" bekannt gemacht. Sein schriftstellerischer Ruhm wird durch dies vorliegende Buch wahrlich nicht erhöht. Das Ganze ist, wie Vacano in der Vorrede bemerkt, eine Nach- oder Ausarbeitung von „Moralischen Vorlesungen", welche Lola-Montez, eine Freundin des Verfassers, im Barnum-Museum zu Neuyork gehalten hat. „Da Lola Montez jedoch", so fügt er hinzu, „stets frei, oder nach oberflächlich angefertigten Notizen sprach, so wird der Leser begreifen, daß hier eine ziemlich selbständige Arbeit vorliegt, indem das Gehörte, und zwar erst jetzt, nach mehrern Jahren, aus dem Gedächtniß niedergeschrieben wurde." Es ist uns „unparfumirten Menschen" unbegreiflich, wie jemand im Jahre 1864 noch solchen Unsinn aufzutischen wagt! Wir waren wirklich lange in Zweifel, ob das Ganze nicht eine Ironie sein sollte; aber nein, je weiter wir in der Lektüre vordrangen, je klarer wurde es uns, daß der Verfasser den Unterschied der Adelichen und Aristokraten bis in die feinsten Nuancirungen zu seinem besondern Studium gemacht hat, daß die „Moralischen Vorlesungen vom blauen Blut" ernstlich gemeint und beide, das Buch sowol wie dessen Verfasser, ungeheuerliche Anachronismen sind. Er hat dies aber selbst geahnt und sich zu salviren gewußt. Um nämlich die Verantwortung für solchen Unsinn nicht selbst zu übernehmen, wird gewissermaßen Lola Montez vorgeschoben, und doch möchte Vacano auch der Ehre nicht verlustig gehen, der Verfasser des Werks zu sein, daher nennt er diese „Arbeit" (wer denkt bei diesem Ausdruck nicht an Karlchen Miesnick im „Kladderadatsch"?) eine „ziemlich selbständige".

Wir „unparfumirten Menschen" können indeß doch manches aus dieser Arbeit lernen, und ich kann es mir daher nicht versagen, den verehrten Lesern d. Bl. die Klassificirung der „Noblesse" hier vollständig mitzutheilen. Sie werden daraus zugleich ersehen, daß Vacano als „Exclusiver" auch einen exclusiven Stil schreibt. Er rührt in „aristokratischer Suffisance" ein solches Gemengsel von deutschen und französischen Wörtern zusammen, wie es heutzutage nur noch in jenen „exclusiven Sphären", sowie auch bei „Ladendienern", „Friseuren" und „gebildeten Hausknechten" vorkommt:

An der Spitze der Noblesse steht die Noblesse des Bluts. Aus ihr rekrutiren sich die Kasten der Exclusiven. Sie sind die einzige Noblesse, die für mich annehmbar wäre, wenn ich als Souverän geboren wäre. Zu ihnen gehören auch (obwol sie in ihrer ganz exceptionellen Stellung eigentlich außerhalb jeder Klassificirung stehen) die Souveräne der civilisirten Welt — natürlich nur jene, welche altadeliches Blut in den Adern haben —, also nicht Herr Louis Napoleon und Consorten. Die regierenden Häuser, deren Rassen am reinsten geblieben, sind die Bourbons von Neapel (10. Jahrhundert), die Oldenburg-Romanows in Rußland (freilich nur durch die Frauen, 14. Jahrhundert) und vor allem die Habsburg-Lothringer in Oesterreich. Habsburg-Lothringen ist unstreitig, auch wenn es nicht die Kaiserkrone trüge, das sowol in seinen Verbindungen als in seinen Nebenzweigen am reinsten erhaltene altadeliche Haus Europas, seit die Valois ausgestorben sind. Ein Geschlecht, welches sich nächst den Romanows auch in seinem traditionellen adelichen Gesichtstypus am reinsten erhalten hat und in seinem jetzigen Oberhaupte mit den schönen, etwas traurigen Augen, dem entschlossenen Munde und dem edel gezeichneten Profile seinen vortheilhaftesten Repräsentanten hat.

Es folgt nun die Noblesse des Degens, jene Noblesse, welche das meiste dazu beigetragen hat, die wahre Exclusivität zu untergraben, da sie gewöhnlich von jungen, frischen, blendenden Weltmännern und Offizieren repräsentirt wird, deren brillante Erscheinung dem alten Adel wol jenes brillante, aber nichtsdestoweniger philisterhaft-burschikose Wesen einzuimpfen vermag, welches trotz seinem momentanen Reize der Verfall der wahren Noblesse ist. Jeder an seinem Platz. Die nichtadelichen Offiziere gehören in die Kaserne oder in die Walhalla oder in das Heldenbuch der Geschichte — nur nicht in die Salons der Exclusivität.

Dann kommt die Noblesse des Amts, die eigentlich gar nicht mehr zählt, denn mit ihr beginnt jene Aristokratie, die eben nur Wappen, Namen und vielleicht die Revenuen dieses Standes hat, aber jeden Salon durch ihre spießbürgerliche Schreiberatmosphäre verdirbt. Da sind die adelichen Minister, die adelichen Präsidenten, die adelichen Beamten. Mit ihnen beginnt die Demi-Monde der Noblesse.

Noch eine Stufe tiefer steht die unmögliche(!) Noblesse des Geldes mit ihrem mosaischen Jargon und ihren Schachergeberden — eine Noblesse, die durch den Besuch Napoleon's bei Rothschild zu der ersten Noblesse des ruhmgekrönten Frankreich gestempelt wurde.

Noch eine Stufe tiefer, aber relativ etwas höher steht die abtrünnige Noblesse, welche ihr Wappen dadurch verleugnet und befleckt hat, daß sie ihrem sogenannten innern Drange folgte und in die Arena der Kunstwelt hinabstieg. Cavaliere, welche Romane und Novellen oder vollends Feuilletons schreiben, und welche dadurch dem „noblesse oblige" ins Gesicht schlagen. Es sind Zwitterwesen, welche weder dem Salon, noch dem Estaminet angehören — sie sind arrogant und demüthig — je nachdem. Zu schlecht für die Aristokratie, dünken sie sich doch zu gut für das Gros der sogenannten Genies. Sie sind nichts, eben weil sie etwas sein wollen. Noch schlimmer sind die Adelichen, welche sich auf die Bühne zu stellen wagen und ihren edeln Namen dem Gutdünken eines jeden preisgeben, der sie für sein Eintrittsgeld auszischen will. Und ein Marius von Candia, eine Maria Piccolomini, eine Budai Aprazin, eine de la Rose wagen noch auf ihre Billets das Siegel ihrer Ahnen zu setzen! Sie prätendiren selbst noch den Eintritt in die fashionablen Kreise, sie wollen noch einen exceptionellen Titel führen, nachdem sie von Nähterinnen und Stallknechten applaudirt worden sind und ihnen mit einer devoten Verbeugung gedankt haben!

Noch tiefer steht die Noblesse der Künstlerinnen. In unserer Zeit haben sogar Edelleute ihren Rang so sehr vergessen, daß sie Schauspielerinnen heirathen und ihnen den Namen ihres Geschlechts geben, den Namen, den ihre Mutter geführt hat. Bei jedem echten Edelmann ist das Selbstgefühl der Rasse stets mächtiger als der Enthusiasmus. Unsere Gesellschaft ist nicht so entartet, um diese tollkühne Vermischung (!) des besten und schlechtesten Bluts ohne Opposition acceptiren zu müssen. Wer seinen Rang so sehr vergißt, daß er das Wappen seiner Väter einem Weibe anhängt, welches sich für 5 Silbergroschen anzischen ließ, vernichtet seinen Stammbaum. Der Abstand zwischen dem Adel des Bluts und dem Adel der Kunst ist keine Chimäre! Ein Vollblutedelmann gleicht einem schönen ritterlichen Porträt, auf welchem sich der Hintergrund in unabsehbare duftige Fernen verliert. Man mag den Namen des Modells verfolgen bis ins graue Alterthum, man wird ihn immer auf dem Throne seiner Exclusivität finden. Der Künstler dagegen gleicht einem hübschen, farbenhellen Bilde, welches eben nur die Staffage hat. Hinter der Figur ist eine Bretterwand. Blickt man einen Blick hinter diese Wand, so sieht man einen — Barbier, einen Portier oder einen Vagabunden. Von einem Großvater ist gar keine Rede mehr.

Relativ höher, aber in den Augen der Welt niedriger steht die Noblesse der Armuth — Männer mit altadelichem Namen, die edel sind wie Könige und arm wie Hiob. Edelleute, welche ihren Stammbaum aufessen würden, wenn er nur eßbar wäre — Edelleute, welche den Tagelöhner um seine warme Suppe beneiden; Edelleute, die ihren schwarzen Frack bis an den Hals zuknöpfen, weil sie kein Hemd darunter haben; Edelleute, welche von den Farneses abstammen und von dem dicken Bilder an der Ecke protegirt werden möchten; Edelleute, welche mit 3 Silbergroschen in der Tasche hungern müssen, weil sie sich schämen, ein Groschenbrot zu kaufen; Edelleute, welche bei reichen Verwandten erzogen worden sind und dann hinausgestoßen wurden mit allen Bedürfnissen eines Schoskindes und mit der magern Börse eines Lazarus; Edelleute, die an weiche Teppiche und an Bonbons gewöhnt sind und die verhungern... nicht weil sie kein Brot, sondern weil sie keine Austern haben; es ist dies der Fluch einer unpassenden Erziehung, den nur jene Edelleute selbst begreifen können; sie hungern bei einer Schüssel, die einem Arbeiter ganz erträglich vorkommen würde. Sie darben neun Tage; am zehnten Tage fällt ihnen ein Thaler vom Himmel und — sie kaufen sich eine Flasche Eßbouquet, athmen den Duft ein und sterben dann glücklich.

Die letzte und unterste, aber nicht am mindesten glänzende Klasse ist die Noblesse der Gauner — Leute, welche keinen Tropfen adeliches Blut in den Adern haben und die sich einen vollklingenden aristokratischen Namen geben, die ein glänzendes Haus führen, die oft selbst nicht einmal Geld haben, sondern nur durch den Luxus ihrer Maitresse einen unbegrenzten Credit bekommen; die dann eines Tags verschwinden, nachdem man sich schon lange in die Ohren gflüstert, daß sie den von der Regierung bezahlten Spion der Aristokratie machen, daß sie die Geheimnisse der Familien an die Polizei verkaufen oder für irgendeine politische Partei Proselyten machen.

Wilhelm Andreä.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Reform des deutschen Theaters.

Unsere Bühnenzustände befinden sich in einer Krisis, in welcher allerlei unklare Gärungselemente oben schwimmen. Ob das deutsche Theater einen neuen Aufschwung nehmen oder dem sichern Verfall entgegengehen wird, das ist eine Frage der Zeit, mit deren Lösung im günstigen Sinne sich zahlreiche und tüchtige Kräfte abmühen. Vorschläge zur Reform des deutschen Theaters werden von den verschiedensten Seiten gemacht; aus allen spricht das Bewußtsein, das Theater habe in seiner jetzigen Gestalt jeden künstlerischen Halt, jeden Halt in der Nation verloren. Am bedenklichsten steht es mit den meisten größern Stadttheatern, die kaum ihre Existenz sich zu erkämpfen vermögen, trotz aller Zugeständnisse an den schlechten Geschmack, die sie mit größerer oder geringerer Bereitwilligkeit machen. Hier scheint das nächste zu erstrebende Ziel gerade die Sicherung der Existenz zu sein; denn wie sollten höhere Ansprüche befriedigt werden können, solange die Grundlage, die Möglichkeit künstlerischer Wirksamkeit fortwährend in Frage gestellt ist? Niemand hat das Recht, von einem Stadttheaterdirector zu verlangen, daß er für künstlerische Tendenzen materielle Opfer bringe oder das Bestehen seiner Direction zweifelhaft mache. Wo solche Alternativen möglich sind, da ist etwas „faul" in den Zuständen selbst. Erst in zweiter Linie hätte die Bühnenreform das Schauspielerwesen, die Lage der dramatischen Schriftsteller u. s. w. ins Auge zu fassen.

Einen geistreichen Beitrag zur Frage der Theaterreform und zur Charakteristik der modernen dramatischen Literatur finden wir in der folgenden Schrift:

1. Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst von Otto Banck. Erster Band: Aus der deutschen Bühnenwelt. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Man sieht zwar diesen Artikeln meistens ihren journalistischen Ursprung an; doch was im „Dresdener Journal", in der Wehl'schen „Schaubühne" zerstreut und im Einzelgefecht auftrat, das macht hier, nachdem der Autor zum Sammeln geblasen, in geschlossener Colonne einen ganz andern Effect und ist auch eben auf eine ganz andere Wirkung berechnet. Otto Banck ist ein Autor von großer Selbständigkeit des Denkens, der seinen Gedanken überdies eine prägnante und schlagende Form zu geben weiß. Er ist nicht gerade rücksichtsvoll in seinen Kritiken, und motivirt die Nothwendigkeit eines streng absprechenden Urtheils selbst in folgender Weise:

Wo sich leere bankrotte Geistesproducte zeigen, da sollte jeder, der urtheilsberufen ist, ohne kleinliche Rücksicht der Person dagegen in die Schranken treten und die schnöde Gutmüthigkeit und Heuchelei, die alles verdirbt, denen überlassen, welche ohne sie nicht leben und das Mittelmäßige erheben können, den sogenannten rechnungtragenden und rücksichtsvollen Kritikern. Da heißt es begütigend von allen Seiten: „Ein schwaches Erzeugniß mehr oder weniger wird doch die Literatur nicht zum Ruin führen! Das Büchlein, die Gedichtsammlung, das Stückchen ist so harmlos, so unschädlich!" Hinweg mit dieser Gutenkeltugend! Elende Werke sind nur so lange harmlos und unschädlich, als sie im Pulte liegen; sobald sie gedruckt oder aufgeführt sind, hört ihre Harmlosigkeit auf. Sie wirken dann, entweder positiv oder negativ, geschmackerhebend oder geschmackzerstörend. Nicht ein einzelnes Werk richtet so die Literatur zu Grunde, sondern der Ballast der ganzen Massen thut es, Hunderte, Tausende von Werken, die gesammte Vielschreiberei mit ihrer geist- und kenntnißlosen Blasirtheit, welche gar keine innere Berechtigung zum Produciren hat, dem Guten im Wege steht und das Beste mit ihrer Industrie unterdrückt und besudelt. Dies möglichst zu verhüten, muß man mit Vernichtung

des einzelnen beginnen, um so allmählich der Legion zu Leibe zu gehen, welche die Kunst und die Poesie als Milchkühe in ihren Augiasstall der Saloperie zieht.

Auch ist er weit davon entfernt, allgemein verbreitete Urtheile nachzubeten. Eine Probe seiner Unabhängigkeit von herrschenden Tagesmeinungen legt er namentlich in der Kritik der Kleist'schen Dramen ab, welche von den Zeitgenossen unterschätzt, in der Gegenwart aber wiederum überschätzt werden, indem namhafte Autoren, wie Feodor Wehl, Albert Dulk und auch Julian Schmidt selbst ihn zur Höhe eines Classikers emporzuschrauben suchen. Abgesehen indeß von dem krankhaften Somnambulismus, den man sich bei einem verliebten Mädchen unter dem Fliederbusch eher gefallen läßt, als bei einem brandenburgischen Militärchef, schlägt diese feudale Ebenbürtigkeitstheorie, auf welcher der versöhnende Abschluß des „Käthchen von Heilbronn" beruht, nicht dem modernen Bewußtsein ins Gesicht! Otto Banck weist sehr richtig darauf hin, daß im Käthchen eine Art „Stimme der Rasse" verherrlicht ist, indem das unbewußte Edelblut in ihr das Edelblut in ihm gespürt hat. Jedenfalls triumphiren nicht Tugend und Liebe, sondern die Heraldik. Das mag im Geist des Mittelalters berechtigt gewesen sein, doch unsere Dramen sollen aus dem Geiste der Gegenwart herausgedichtet werden. Auch „Prinz Friedrich von Homburg", an welchem unsere Dramaturgen den Begriff der höhern tragischen Collision erläutern, wird, trotz seiner dramatischen Vorzüge, das Publikum der Gegenwart immer kalt lassen. Banck trifft gewiß den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Auch dieses Stück ist, wie das «Käthchen», nur eine Poesie der Vorurtheile, «Prinz Friedrich von Homburg» verfolgt den Gedanken der militärischen Subordination bis zu dem Punkte hin, wo er bornirt wird. Auf diesem Punkte verweilt der Dichter und vermählt seine Poesie mit diesem trüben Elemente, statt sie darüber zu erheben."

Die Urtheile Banck's über Gutzkow, Hebbel, Freytag und die andern namhaften Bühnenschriftsteller der Gegenwart, Urtheile, welche sich nicht auf ein oberflächliches Dreinreden beschränken, sondern den Erscheinungen, der ganzen schriftstellerischen Individualität der Autoren selbst zu Leibe gehen, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Wir haben hier besonders denjenigen Theil der Schrift ins Auge zu fassen, welcher die gegenwärtigen Theaterzustände im allgemeinen charakterisirt und die Grundlinien für eine nothwendige Reform der deutschen Bühne zu ziehen sucht. Mit Recht macht Banck zunächst die Hoftheater verantwortlich für das, was zu Ungunsten der Kunst von ihnen geschieht; denn gerade sie sind in der Lage, künstlerischen Interessen dienen zu können. Um so schlimmer, wenn auch sie zu einem „Buhlen mit der Kasse" genöthigt werden, wie es zum Theil der „Nonplusultragagenetat" mit sich bringt. „Mit einem gefeierten Bühnenmitgliede par excellence, besonders wenn es jener Kunstsphäre angehört, die ihren sechsmonatlichen Urlaub singend oder tanzend verwerthen kann, vermag in raffinirtem Geldgewinn kaum noch der materiellste Speculant gleichen Stand zu halten." Das Misverhältniß zwischen der materiellen Lage der productiven, kunstschöpferischen Kräfte und der ausführenden Künstler ist durch diese übertriebenen Gagen auf das höchste gesteigert worden. Auch die Hoftheater sehen sich, nur um ihren Etat zu decken, genöthigt, zu Kassenstücken und Reißern ihre Zuflucht zu nehmen, ferner zur häufigen Erhöhung des Theaterentrée, ein ebenfalls verderbliches Manöver, indem dadurch, wie Banck meint, der gebildete Mittelstand, in welchem der Kunstsinn am tiefsten wurzelt, von der Bühne ausgeschlossen und mislaunig gemacht wird. Die Nothwendigkeit, Alltagsrepertoire einzuführen, gibt der Autor zu, doch verlangt er, daß auch in diesem gewöhnlichen Repertoire mit gutem Geschmack gewählt werde. Was das classische Repertoire betrifft, so verlangt Banck, daß dasselbe fortwährend mit der bewußten Kraft des guten Willens vermehrt und daß auch die bessern auf Ideenerweiterung und künstlerische Lebensauffassung berechneten Productionen der gegenwärtigen Literatur ihm einzuverleiben sind. Einen wichtigen und meistens nicht genügend beachteten Punkt bespricht Banck ebenfalls mit richtigster Auffassung. Es ist nicht genug, daß die Directoren die Novitäten talentvoller Autoren geben; sie dürfen dieselben auch nicht gleich wieder fallen lassen, wenn sie ihnen nicht bei der zweiten oder dritten Aufführung die ersehnten vollen Häuser machen. Wie traurig würde es mit den Stücken Shakspeare's und Schiller's aussehen, wenn sie jetzt zum ersten male auf einer Provinzialbühne zur Aufführung kämen! Würde das Publikum sich in einen „Hamlet" und „Don Carlos" so rasch hineinfinden, daß diese Trauerspiele, noch dazu bei ungenügender Aufführung, alsbald Zugstücke für die Kasse des Directors würden? So verständlich wie der „Goldonkel" und „Unruhige Zeiten" sind diese Dramen doch bei weitem nicht! Mit Recht sagt Banck:

> Der Werth von Novitäten kann nicht auf dem üblichen Wege von den Directionen geprüft werden: indem sie nämlich inhaltreichere und bedeutendere Productionen der Gegenwart in der Regel zwei- oder dreimal mit Zweifel und Zaghaftigkeit darstellen lassen, nach dem Ausbleiben überraschenden Beifallssturmes dem Stücke aber Lebensfähigkeit und Zugkraft absprechen und es dem Schicksal der Vergessenheit überliefern. In solchem Verfahren liegt sowol Kraft- und Geldverschwendung, als eine unstatthafte Anforderung an die Dichter. Diese sollen sich mit einem Schlage beim Publikum Gehör und Beifall erzwingen, obgleich doch selbst die größten Meisterwerke der Vergangenheit nur allmählich zum Durchbruch kamen und sich bei der Nation ihr Terrain successive eroberten. Die Massen müssen sich in jeden reichern Gehalt, in jede größere Composition, in jedes tiefere Gedankenleben erst nach und nach hineingewöhnen.

Gegen die Zeitverschwendung, vornehme Laßheit und Willkürherrschaft der einzelnen Mitglieder bei den Hoftheatern legt Banck ebenfalls seine kritische Lanze ein und verlangt echte dramaturgische Leitung und von künstlerischem Geist beseelte Leseproben, ein Verlangen, das schon oft gestellt, aber leider fast gar nicht erfüllt worden ist.

Was die Banck'schen Reformvorschläge betrifft, so steht ihm die Einführung der Tantième in erster Linie, mit einigen Modificationen, welche den bessern Autoren zugute kommen sollen. Die Billigkeit der Tantième und der

wohlthätige Einfluß, den sie auf die dramatische Production ausüben muß, sollte doch endlich über allen Zweifel erhoben werden. Doch in Deutschland ist es einmal Mode, das Vernünftigste immer wieder in Frage zu stellen. Läßt sich doch irgendein Gesichtspunkt auffinden, von dem aus man ihm mit Kritik oder Spott beikommen kann. Was Banck weiterhin über die Subvention der Stadttheater sagt, ist ein Palliativmittel, das sich mit Nutzen in Anwendung bringen läßt. Doch darf man darin mit Recht einen Schritt weiter gehen, und von den städtischen Communen nicht blos verlangen, daß sie die Privatspeculation unterstützen, wobei die, von derselben eingeschlagene Richtung noch immer zweifelhaft bleibt und eine Nöthigung zu künstlerischen Bestrebungen nicht vorhanden ist, sondern daß sie die Stadttheater gerade der Privatspeculation entziehen und sie selbst in die Hand nehmen, mit dem aufrichtigen Streben, aus ihnen städtische Ehrentempel der Kunst zu machen, in würdiger Rivalität mit den Nachbarstädten! Gegen die Organisation und Leitung der Bühnen von seiten des Staats erklärt sich Banck auf das entschiedenste, weil sich das freie Kunstleben der Bühne in einer rein bureaukratischen Organisation nicht vortheilhaft, praktisch und unabhängig selbstbewußt entwickeln, weil die Regierung hier nicht ohne Hülfe eines sachverständigen Comité eingreifen könne, ein altes Beamtenvorurtheil sich aber nicht damit befreunden würde, ein solches Comité zu wählen. Es sind, bei den jetzt bestehenden Staatseinrichtungen, allerdings Gründe vorhanden, welche es wünschenswerth machen, die Theater nicht unbedingt in Staatstheater zu verwandeln. Etwas anderes ist es mit der Oberaufsicht des Staats, welche, durch eine Centralbehörde für das Theater vertreten, darüber zu wachen hätte, daß bestimmte Voraussetzungen der Bildung bei den Schauspielern und Theaterdirectoren als unerlaßlich vorhanden seien. Der Buchhandel ist auch kein Staatsinstitut — dennoch müssen sich die Buchhändler einer von Staats wegen veranlaßten Prüfung unterziehen. Eine solche Centralbehörde brauchte nicht aus unabhängigen Sachverständigen zu bestehen, sondern aus gebildeten Beamten und Gelehrten. An den erstern würde es gewiß nicht fehlen, wenngleich die allgemeine Bildung allein einer bestimmten Kunst gegenüber sowenig ausreichen kann, wie sie bei den einzelnen Zweigen der Technik genügt. Doch würde die Einrichtung einer solchen Centralbehörde es von selbst mit sich bringen, daß die Studien der Administrativbeamten auch diese Seite der Kunstbildung besonders berücksichtigten, indem sich einzelne gerade auf diese Carrière vorbereiteten.

Außerdem verlangt Banck Theaterschulen, ein Theatergesetz, eine nach idealen Zielen strebende Kritik in den großen Zeitungen, und die Errichtung einer für ganz Deutschland berechneten Association zur Altersversorgung und zur Sicherstellung der Witwen und Waisen. Alle diese Forderungen sind im wesentlichen nichts Neues; doch indem sie immer wieder von neuem auftauchen und mit neuen Gründen vertheidigt werden, gewinnen sie zuletzt eine die Indifferenz aus dem Schlummer rüttelnde Macht. Erst wenn solche Reformplane geistiges Gemeingut geworden sind, ist ihre Verwirklichung in naher Aussicht. Erst was in der Theorie trivial geworden, wird lebensfähig in der deutschen Praxis.

Wir heben aus der Banck'schen Schrift noch zwei Abschnitte hervor, den einen: „Das moderne deutsche Drama unter dem Einfluß verschiedener Vorbilder", weil er ein tüchtiger literarhistorischer Excurs ist und den Einfluß des spanischen Dramas, Shakspeare's und der Franzosen auf unsere dramatische Literatur scharfsinnig verfolgt, den andern: „Die münchener Mustervorstellungen", weil er uns noch einmal einen Glanzpunkt neuer deutscher Theatergeschichte vorführt, jenes durch das Zusammenwirken erster Größen hervorgerufene künstlerische Ensemble, welches den deutschen Bühnen als Vorbild hingestellt zu haben ein dauerndes Verdienst Dingelstedt's ist.

Während Banck und mit ihm der dresdener Shakspeare-Verein mit allen Kräften auf die Einführung der Tantième als das zunächst erreichbare Ziel hinarbeiten, wird uns von anderer Seite diese Tantième als das Unheil des deutschen Theaters hingestellt. Dies geschieht in der Schrift:

2. Die wahren Ursachen vom Verfall der deutschen Theater. Eine Mahnung an alle, denen die Bildung Deutschlands am Herzen liegt. Von F. Rohde. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Baist. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Rohde spricht fortwährend von der Einführung der Tantième — als ob die Tantième in Deutschland eingeführt wäre! Sie besteht nur bei drei deutschen Hoftheatern als eine conventionelle, nicht einmal auf gesetzlicher Grundlage ruhende Einrichtung; sie wird außerdem in buntester Mischung mit Benefizvorstellungen von den zweiten Theatern Berlins und Wiens bewilligt. Diese noch kaum existirende Tantième, welche zum Gesetz zu machen das Streben der Theaterreformer ist, soll bereits den Verfall des Theaters bewirkt haben. Die materiellen Unterstützungen, zu denen auch der berliner Preis gerechnet wird, sollen Ursache an der dramatischen Vielschreiberei und Hyperproduction sein und das Theater zu Grunde richten! Sonderbarer Schwärmer! Man mag so schlecht denken, wie man will, von der Makulatur, welche von unberufenen Federn alljährlich mit vielen tausend Acten und Scenen vollgeschrieben wird; aber daß auch die größten Stümper nur durch die Tantième zur Production angeregt werden, das glauben wir Herrn Rohde nicht. Jeder hat seine kleine Hausmuse, der er verzückt ins Auge sieht; jeder schreibt in erster Linie für die Unsterblichkeit und erst in zweiter für die Tantième. Und welchen Schaden richten denn diese Bühnenmanuscripte an, die selten im Buchhandel erscheinen und nie das Licht der Prosceniumslampen erblicken? Sie beschweren den Pult und vielleicht das Gewissen eines Theaterleiters, der sie ungelesen nach Hause schickt; sie vermehren die Portoeinnahmen der deutschen Posten auf ihren Wanderungen; sie begeistern außer dem Dichter vielleicht noch seine Geliebte; aber sie hindern durchaus nicht, daß neben ihnen die

unsterblichsten Werke über die Breter gehen und das deutsche Theater in der unerhörtesten Blüte steht!

Doch Rohde bemüht sich auch, nachzuweisen, daß die erfolgreichsten und preisgekrönten Dramen keinen Werth haben. Gutzkow's „Uriel Acosta", Brachvogel's „Narciß", Freytag's „Fabier" und Hebbel's „Nibelungen" verfallen seiner Kritik. Er sagt dabei manches Beherzigenswerthe und hebt namentlich mit Recht hervor, daß die Stoffe der beiden letzten Tragödien nicht volksthümlich sind oder, wie wir sagen möchten, nicht modern. Doch unterschätzt er namentlich Gutzkow's und Hebbel's dramatisches Talent. Was den berliner Preis betrifft, so hat dieser, da er keinerlei Concurrenz ausschreibt, gewiß nicht die Schuld auf sich geladen, mehr dramatische Werke hervorgerufen zu haben, als auch ohne ihn das Licht der Welt erblickt haben würden. Rohde will eine ästhetische Behörde gründen, welche als Oberintendantur der deutschen Theater alle zur Darstellung bestimmten Dichtungen prüft. Keine Bühne darf ohne Genehmigung dieser Oberintendantur eine neue dramatische Dichtung zur Aufführung bringen. Vor ihrer Entscheidung findet keine Appellation statt! Doch wer schafft diese Oberintendantur? Wo hat sie ihren Sitz? Wer bekleidet sie mit der maßgebenden Gewalt in allen deutschen Bundesstaaten? Aus welchen Elementen wird sie gebildet? Der Dresdener Shakspeare-Verein hat ein dramaturgisches Lesecomité gebildet. Das wäre eine solche Oberintendantur, wenn ihm — die Macht zur Seite stünde. Dann aber ist eine einzige und unfehlbare Instanz in Geschmackssachen gefährlich und bedrohlich für die dichterischen Talente. Zerfahrenheit der Richtungen und Einseitigkeit des Urtheils gehören heutigentags zur signatura temporis — und kein ästhetischer Gerichtshof in Deutschland, wie er auch zusammengesetzt sei, wird sich von ihnen freihalten können. Das Theaterwesen möge man centralisiren, doch nicht das dramaturgische Urtheil. Ein Dichter, der jetzt in Berlin zurückgewiesen wird, findet in Wien die Pforten offen. Sein Stück wird als das Werk eines hervorragenden Talents mit Erfolg gekrönt, und kehrt denn auch auf dem Umweg über Wien nach Berlin zurück. Rien ne réussit que le succès! Jene Oberintendantur würde aber einen bethlehemitischen Kindermord an der ganzen dramatischen Production begehen. Ein Stück, das sie gezeichnet, wäre für immer verworfen. Nicht nur die materielle Unterstützung, die zwar nie ein Talent oder Genie hervorgerufen hat, aber ihnen doch die Wege bahnt, auch das Recht, sich von einer Instanz an die andere zu wenden, will Rohde den deutschen Dramatikern rauben — wir glauben, in ihrem Namen gegen diese Vorschläge protestiren zu müssen!

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Aus dem Boudoir.

Es gab eine Zeit, wo die Orakelsprüche einer Rahel deutsche Culturgeschichte machen halfen. Das Boudoir spielte eine größere Rolle als der Salon. Die Gedanken und Einfälle einer Frau waren eine literarische Macht; man konnte durch Briefe, Tagebücher und durch einzelne Sentenzen berühmt werden. Um berühmt zu werden, braucht man jetzt Bände, 20, 50 Bände — wie viel Mühe kostet es einer Luise Mühlbach, ihren Ruhm frisch zu erhalten! Dennoch gibt es immer noch einige Frauen, welche durch Albumblätter auf das Publikum zu wirken suchen, welche nicht so objectiv sind, sich aus dem Munde Napoleon's und Friedrich's des Großen mit den Lesern unterhalten zu können, nachdem sie die schriftstellerische Seelenwanderung in alle Größen der letzten Jahrhunderte angetreten haben, sondern einfach aus ihrem Boudoir heraus mit ihnen zu plaudern beginnen. Eine solche, in ihren Plaudereien recht originelle Dame ist die Gräfin C***, deren „Briefe und Tagebuchblätter" (Wien, Lechner) eben erschienen sind. Sie bringen Gedankenspäne, Sentenzen in deutscher und französischer Sprache, denen es durchaus nicht an Prägnanz fehlt. Und was ist eine Sentenz ohne Prägnanz? Eine Münze ohne Stempel, die man nicht in Curs setzen darf. Die Dame hat über Verschiedenes in der Welt recht frei- und starkgeistige Ansichten, über die Mode, die Mesalliancen, über das fade gesellschaftliche Treiben, sie wirft einige Typen in kecken Umrissen hin, sie ist durchaus nicht ohne Witz und ohne Esprit und verräth ein genaues Studium der französischen „aphoristischen" Schriftsteller. Ueber Gedankenreichthum und das Entstehen der Gedanken spricht sie sich in folgender Weise aus:

„Reichthum der Gedanken! Das klingt so einfach, als wäre es ein Reichthum wie ein anderer. Ich weiß, daß es der einzige Reichthum ist, den ich beneide. Der Dichter trägt eine Welt in sich. Seine Gedanken kann er wie die Edelsteine aus einem reichen Schacht einen nach dem andern herausholen, daß die Menschen sich daran erfreuen. Viele Gedanken haben, ist freilich noch kein Reichthum der Gedanken; die Menge macht es da nicht. Ich habe mich oft gefragt und in meinem Innern danach geforscht, was der Gedanke eigentlich sei, woher er komme, was ihn erwecke und was ihn befördern möge — das scheint mir aber unmöglich zu ergründen. Die Gedanken scheinen mir vergleichbar mit den Dämpfen, die aus einem siedenden Wasser emporsteigen; sie setzen sich an dem Gehirndeckel fest und fallen als Tropfen in das Bewußtsein, von dem sie dann gesammelt und verwendet werden können. Da möchte man freilich wieder fragen: Was ist das siedende Wasser? Soll es etwa die Seele vorstellen? Und wenn man so fragt und weiter fragt, dann kommt sehr bald der Augenblick, wo so ein dummer Mensch wie ich stehen bleibt und nicht weiter kann."

Das ist zwar wenig metaphysisch, doch immerhin originell genug. In ebenso origineller Weise rühmt sie ihre Fähigkeit im Abwehren und vergleicht sich mit einem zu schwer beladenen Kamel, das durch keine Hiebe und keine Stöße zum Aufstehen zu bewegen sei und durch seinen stummen Widerstand den Menschen zur Menschlichkeit zwinge. Unausstehlich ist ihr das Unbehagen, welches ein Mensch empfindet, allein mit sich selbst zu sein, ferner die Unwahrheit, der sie überall begegnet, bei Hohen und Niedern, bei Reichen und Armen, in den Salons und auf den Gassen. „Es gibt fast keine ausgesprochenen Charaktere mehr unter uns; wir stecken nicht nur in demselben Kleiderschnitt, auch das Wesen ist uniformirt; eine Charaktermaske in dieser Gesellschaft von Dominos würde mich entzücken." Daß die Dame auch recht drastisch schreiben kann, beweisen folgende zwei Tagebuchblätter: „Wieder eine unleidliche Frau habe ich kennen lernen. Sie überschüttete mich mit Honig und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, der Drang mich kennen zu lernen, sei mächtig in ihr gewesen. Ich denke, dieser Drang muß dem gleich sein, der einen bewog, Julia Pastrana und die Azteken zu sehen — das heißt die Neugierde zu befriedigen.

Nun habe ich aber keinen Bart wie die erstere, und fresse keine Würmer wie die letztern; und da ich kein Grauen einflöße, wird man meiner hoffentlich bald überdrüssig werden. —

„Die meisten Menschen urtheilen einseitig; ich möchte glauben, das liegt an der ungleichen Entwickelung ihrer Organe. Einige urtheilen immer mit dem Herzen; das thut nicht gut, denn der Verstand will doch auch sein Recht haben. Andere urtheilen nur mit dem Verstande und erscheinen deshalb hart und verletzend; und wieder andere mit dem Magen. Dieses Urtheil ist sehr ungleich, entweder leer oder verdorben, je nach dem Zustande, in dem sich das wichtige Organ befindet. Endlich urtheilen auch einige mit der Leber, der Milz, oder wol gar mit den Hühneraugen; haben diese letztern enge Stiefel an, dann sind sie so bissig und grimmig, daß kein Herz, kein Verstand und kein Witz dagegen aufkommen kann."

Eine große Wahrheit liegt in der folgenden Sentenz: „Je mehr man den Menschen gibt, je mehr wollen sie haben, und endlich läuft es doch darauf hinaus, daß man das Unterfutter ihrer Individualität werden und in ihnen ganz und gar aufgehen soll."

Ganz verschieden ist das Boudoir beschaffen, welches wir in der „Grünen Stube" der Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg (Berlin, Stilke u. van Muyden) erblicken. Diese grüne Stube ist keine Eremitage einer mit der Gesellschaft grollenden, witzsprühenden Einsiedlerin. Wir schlagen ein elegantes Miniaturbüchelchen auf, in welchem wir die grüne Stube, ihre vier Wände, ihr Ameublement, ihre Decorationen genau beschrieben finden. Was für ein Thema, rufen die Ungläubigen aus! Als wenn es sich blos um eine Theaterdecoration handelte! Diese „grüne Stube" wird belebt von wunderbarer Empfindungsmystik, die häuslich beginnt, aber dann sich zu den kühnsten Weltfahrten, ja zu kosmischen Wanderungen entschließt. Der Phantasus ist der kleine Rappe in dem smaragdenen Haus der Dichterin, der die schnellste Gangart mit der größten Sicherheit verbindet, gar nicht „frißt", sondern nur Thee mit kastalischem Brunnen bereitet, trinkt, aus einem Fläschchen, das sich von selber füllt. Auf ihm macht die Dichterin Ausflüge nach Jerusalem, nach dem Nordpol, nach Indien, nach dem Kaspischen Meere, in den tiefsten Schacht. Alle diese Reisebilder haben einen großen Vorzug vor Bahrdt und Burmeister, auch noch vor Mundt und Pückler-Muskau — sie sind so klein und zierlich, daß man sie als Devise in ein Bonbon packen könnte. Bisweilen verwandelt sich der Phantasus in einen Pegasus — dann hören wir Verse, die bald an Chateaubriand, bald an Freiligrath erinnern. Als Probe der „Mystik" der „Grünen Stube", welche noch über die „Blaue Blume" von Novalis hinaus ins Mineralreich sich erstreckt und in mancher Hinsicht an Steffens „Anthropologie" erinnert, in welcher auch die Steine eine „seelenvolle" Rolle spielen, führen wir die Leser in das folgende phantastische „Edelsteincabinet": „Die Form ist eben ein großes Geheimniß, selbst da, wo sie uns inhaltlos scheint, wie im Stein. Jedem Ding hat Gott einen Impuls, als Seele, gegeben, wodurch es eben eine Gestalt wird. Weiß der Mensch aber die Idee herauszunehmen, oder hineinzulegen, so bereichert er sich und andere mit dem vollen Schacht der scheinbar todten Dinge. Gehen wir z. B. nur die Scala der Steine durch, für die Gefühlsbetrachtung: der Diamant ist durchsichtig und farblos; darum ist er befähigt, das Licht, in allen seinen Farbenbrechungen, zu reflectiren. Seine Schönheit ist insofern keine eigene, sondern nur eine empfangene und empfangende. Er ist der Logos der Sonne. Demnächst kommen die durchsichtigen, farbigen Steine, solche, die neben dem Licht sich selbst noch in Farben reflectiren, als Smaragd, Rubin, Saphir u. s. w., Lichthelden möchte ich sie nennen. Nach diesen erscheinen, mit geringer Glanzbegabung, aber kindlichem Schimmer, der Topas, Amethyst, Aquamarin u. s. w. als sogenannte edle Menschen. Auf letzter Stufe begegnen wir den opaken, materiellen, egoistischen Steinen, wie Achat, Karneol, Heliotrop u. s. w. Unempfänglich für das Licht, ruhen sie noch in der Finsterniß ihrer eigenen Farbenbildung. Das ist die Stufe, worauf die meisten Menschen stehen." Und an diese poetische „Steinschau" knüpft sich unmittelbar eine Reflexion von mystischer Tiefe: „Es gilt nun ein ernstes Ringen von der untern grauen Stufe bis hinauf zur durchsichtigen, diamantenen Seligkeit, die nichts will, als die göttliche Gnade reflectiren. Dazu hat Gott dem Menschen die Freiheit des Willens gegeben. Diese besteht aber nicht in der Freiheit, das Böse wählen zu können, sondern darin, das Gute wählen zu wollen; denn die Freiheit ist ein göttliches Fideicommiß, auf Treu und Glauben anvertraut; nicht aber ein Allodium, das jeder durchdringen kann, wie es ihm gefällt."

Freytag's Roman und die Kritik.

Konstantin Rößler, der Verfasser eines Panegyrikus auf Gustav Freytag, veröffentlicht in den „Preußischen Jahrbüchern" eine ausführliche Beurtheilung der „Verlorenen Handschrift", die er zwar ein Werk von ungewöhnlicher Bedeutung nennt, der er aber doch die gleichmäßige Klarheit und Harmonie der Composition abspricht, wie sie „Soll und Haben" besitzt, indem er die Ungleichheit derselben namentlich im dritten Bande rügt. Dennoch nennt er den Werth der poetischen Elemente einen höhern, und räumt auch der Sprache einen höhern Rang ein. In mancher Hinsicht stimmt dies Urtheil mit dem Urtheil d. Bl. überein. Als Curiosum führen wir an, daß Rößler drei Klassen poetischer Production aufstellt: Classiker, Künstler und Virtuosen, und Freytag in die zweite Klasse „zu den Künstlern" stellt. Diese „streben dem höchsten Ziele, d. h. der Darstellung des höchsten Gehaltes durch reine und große Formen nach. Sie bezaubern nicht unwiderstehlich ihre Zeit, obwol sie die ganze Aufmerksamkeit erregen, weil ihnen die überquellende Fülle des natürlichen Lebens fehlt." Die Grenzen dieser Zwischenstufe des Künstlerthums werden indeß nach rechts und links zerfließen. Zum Classiker wird nur ein „großer Geist", von Tiefe und Eigenheit der Weltanschauung und der unnachahmlichen Prägnanz des Ausdrucks, der zugleich den ganzen Gehalt seiner Zeit in sich aufnahm. Bei den Künstlern Rößler's ruht der Nachdruck mehr auf dem „Streben"; es sind die „Talente", die Formtalente, denen manchmal etwas glückt, manchmal mislingt, auf die man aber niemals das Wort Platen's anwenden kann:

Nothwendigkeit
Ist dein geheimes Weihgeschenk, o Genius!

Die „Oesterreichische Wochenschrift" nennt die „Verlorene Handschrift" ein ungleich gereifteres Werk als „Soll und Haben": „Wir werden auch diesmal nicht selten an Boz und zwar an dessen liebenswürdigste Seiten erinnert, aber nur durch die unleugbare Geistesverwandtschaft beider Autoren; aus den Fesseln der Nachahmung des Briten hat sich der Deutsche jetzt vollkommen befreit." Ohne Frage hat Freytag in der „Verlorenen Handschrift" einen höhern Ton angeschlagen, als in „Soll und Haben". Doch begegnen wir ihm auch hier am liebsten in den Kreisen der idyllischen und humoristischen Genremalerei.

Bibliographie.

Minckwitz, J., Die Weisen des Morgenlandes. 2te verb. Aufl. Leipzig, Arnold. 8. 24 Ngr.

Moret, E., Die Sirenen von Paris. Roman. 1stes u. 2tes Heft. Berlin, Wehl u. Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Mozarts Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von L. Nohl. Salzburg, Mayr. 8. 2 Thlr.

Müller, B., Maximilian II., König von Bayern. 1stes bis 3tes Heft. Regensburg, Manz. Gr. 8. à 6 Ngr.

Nahlowsky, J. W., Grundzüge zur Lehre von der Gesellschaft und dem Staate. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 10 Ngr.

Neumann, W., Geschichte der messianischen Weissagung im Alten Testament. Bleicherode, Ruediger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Deutsches Novellenbuch. 1ster Bd. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oppel, K., Abenteuer in Feindesland. Eine Soldatengeschichte. Frankfurt a. M., Boselli. 16. 7½ Ngr.

Oppermann, G., Neue Mährchen. Neu-Ruppin, Oehmigke. Br. 8. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von

Rudolf Gottschall.

In monatlichen Heften von 5 Bogen. Preis des Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit" hat sich schon in ihrer bisherigen Gestalt der lebendigsten Theilnahme des deutschen Publikums erfreut. Selbstverständlich ist das Streben der Verlagshandlung darauf gerichtet, diese Theilnahme dem Unternehmen nicht nur zu erhalten, sondern auch durch zeitgemäße und zweckentsprechende Fortbildung desselben noch zu steigern und allgemeiner zu machen. Sie hat sich deshalb entschlossen, mit diesem Jahre eine Neue Folge von „Unsere Zeit" unter oben angegebenem Titel zu beginnen und hofft, daß dieselbe den bisherigen zahlreichen Lesern des Werks willkommen sein, aber ihm auch noch weitere Kreise eröffnen wird.

Der Zweck des Werks bleibt nach wie vor unverändert derselbe: ein umfassendes Gemälde der Gegenwart nach allen Seiten hin zu geben, in einer rastlos fortschreitenden Zeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie die Leser fortwährend zu orientiren, und zwar nicht blos durch kurze und flüchtige Mittheilungen, sondern indem ihnen der zeitgeschichtliche Stoff, sobald er zu einem bestimmten Abschluß gelangt ist, in größern, zusammenhängenden Abhandlungen vorgeführt wird. Die politischen und kriegerischen Bewegungen der Zeit, die Regungen und Conflicte der Nationalitäten; die Fortschritte auf dem Gebiete der Handelspolitik, der Nationalökonomie, der Industrie, Technik und Landwirthschaft, die neuen Entdeckungen in der Erd- und Völkerkunde; hervorragende Richtungen und Erscheinungen in Philosophie und Theologie, sobald sie über das blos fachwissenschaftliche Interesse hinausreichen, in Poesie, Musik und bildender Kunst: alle diese Gebiete werden nach wie vor in eingehender und fesselnder Darstellung behandelt werden. Den Männern, die sich auf diesen Gebieten auszeichnen, verdienten und berühmten Zeitgenossen, wird „Unsere Zeit" auch fernerhin in Biographien, welche aus authentischen Quellen geschöpft sind, Berücksichtigung und Würdigung zutheil werden lassen.

Auch die Tendenz der Zeitschrift bleibt die bisherige: sie wird ohne Rücksicht auf die politischen und kirchlichen Parteiwünsche des Tages, dem freien wissenschaftlichen und humanen Geiste huldigen, welcher Fortschritt und organische Entwickelung in den Schöpfungen des modernen Lebens anerkennt und allein befähigt sein kann, überall, selbst in dem einseitigen Treiben der Parteien, den höhern Gehalt und das innere Verhältniß zum großen Ganzen nachzuweisen.

Ebenso wenig sollen die Beziehungen des Unternehmens zum „Conversations-Lexikon" gelockert werden. Es wird auch ferner allen Besitzern des „Conversations-Lexikon" eine zweckmäßige Ergänzung desselben bieten, indem es theils die zeitgeschichtlichen Stoffe einer tiefer gehenden Erörterung unterwirft, als dies die äußere und innere Oekonomie des „Conversations-Lexikon" gestattet, theils die Darstellung der Ereignisse über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus bis zur unmittelbaren Gegenwart fortführt. In dieser Beziehung kann das Werk namentlich den Subscribenten auf die im Erscheinen begriffene elfte Auflage des „Conversations-Lexikon" als eine wichtige Ergänzung derselben empfohlen werden.

Wenn indeß die Redaction nach allen diesen Seiten hin von der bisher bewährten Einrichtung des Unternehmens nicht abzuweichen gedenkt, so wird sie doch andererseits suchen, demselben eine freiere Beweglichkeit zu sichern und es so dem Vorbilde der großen französischen und englischen Revuen allmählich näher zu bringen. Der journalistische Charakter wird deshalb künftig mehr als früher hervortreten. Wir zweifeln nicht, daß sich der Leserkreis der Zeitschrift durch diese, die Leichtigkeit im äußern Vertriebe fördernde Umgestaltung vermehren wird. In dieser Hinsicht kann das Unternehmen als ein neues betrachtet werden, welches namentlich allen Lese- und Journalcirkeln und dem ganzen mit der journalistischen Lektüre befreundeten Publikum empfohlen werden darf. Ist doch sein Ziel: an der großen Aufgabe dieses Jahrhunderts, an dem Erlösungswerke der Cultur und des befreienden Geistes, welches mehr oder minder sichtbar den Bewegungen der Zeit auf allen Gebieten zu Grunde liegt, sich zu betheiligen, wenn auch nur in der bescheidenen Stellung des unbefangenen Berichterstatters. „Unsere Zeit" will ein Spiegel der Zeitgeschichte sein und hofft deshalb auf die Theilnahme aller derer, welche das Bild der Gegenwart sich nicht aus einer Mosaik von Notizen zusammenstellen, sondern als ein harmonisches Ganzes anschauen und erfassen wollen.

Die Neue Folge von „Unserer Zeit" wird von Hofrath Dr. Rudolf Gottschall, der kürzlich von Breslau nach Leipzig übergesiedelt ist, herausgegeben und erscheint wie die frühere Folge in monatlichen Heften zum Preise von 6 Ngr. Dieser wohlfeile Preis ist trotz der Vermehrung des jährlichen Umfangs um 10 Bogen (jedes Heft enthält künftig 5 Bogen statt wie bisher meist nur 4 Bogen) unverändert beibehalten worden, um die Zeitschrift den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Inhalt des ersten Heftes:

Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan', Strauß und Schenkel. Erster Artikel. Ernest Renan. — Die neue Aera des Zollvereins. Erster Artikel. — Das Rettungswesen zur See. Von einem Seeoffizier. — Das deutsche Theater der Gegenwart. — Der ungarische Reisende Hermann Bámbery. — Feuilleton. (Nekrologe. Literatur. Theater. Erd- und Völkerkunde. Volkswirthschaft.)

Bestellungen auf den ersten Jahrgang der neuen Folge von „Unsere Zeit" werden von allen Buchhandlungen angenommen und ist das erste Heft nebst Prospect daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 9. Februar 1865.

Inhalt: Nachwort zum Jean Paul-Jubiläum. Von M. E. Lessing. — Eine Platenide. Von Rudolf Gottschall. — Unterhaltungslektüre. Von Wilhelm Andreä. (Beschluß.) — Eine neue Gesundheitslehre. Von Heinrich Birnbaum. — Feuilleton. (Neue geschichtliche Werke; Adalbert von Chamisso; Elend und Hülfe; Die „Deutsche Schaubühne"; Frankl's „Libanon") — Bibliographie. — Anzeigen.

Nachwort zum Jean Paul-Jubiläum.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. Zweiter bis vierter Band. München, Fleischmann. 1863. 8. 4 Thlr. 18 Ngr.

Am 21. März 1863 waren es 100 Jahre, daß uns Jean Paul geboren wurde und zur stillen Feier dieses Tags übernahm es Ernst Förster, diese Denkwürdigkeiten des Jubilars, seines Schwiegervaters, herauszugeben, deren ersten Band, enthaltend „Jean Paul's Briefwechsel mit Freunden", in Nr. 12 d. Bl. f. 1863 noch Hermann Marggraff besprochen und deren drei Fortsetzungs- und Schlußbände uns nunmehr zur nachträglichen Berichterstattung vorliegen. Irren wir nicht, so wird diese etwas trockene Vorerinnerung vielen unserer Leser ganz willkommen sein. Denn außerordentlich reich an Jubiläen ist unsere Zeit, und in dieser jubiläenreichen Zeit verhältnißmäßig sehr arm an Verehrern unsers Jean Paul. Gar still ist sein hundertjähriger Gedenktag im Vaterlande vorübergegangen und wir haben von keinem würdigern Feste, von keinem bedeutendern Denkmal gehört, als von diesem, welches wir der Pietät seines Schwiegervaters verdanken, das nun aber auch ganz öffentlich ist und Theilnahme verstattet, soweit die deutsche Zunge klingt. Sagen wir aber das nur sogleich: über ihren Mangel an hervorstechendem Enthusiasmus für eine Feier Jean Paul's, wie er dem Lebenden einst wiederholt entgegenkam, sind wir nicht geneigt, der Jetztzeit Vorwürfe zu machen, ja wir äußern, was uns selbst betrifft, ganz unverhohlen unsere Zufriedenheit, für den Cultus Jean Paul'scher Gefühlsüberschwenglichkeit zu spät gekommen zu sein und in der Größe wirklicher Lebensgestaltungen die höchste Befriedigung suchen zu dürfen, statt in dem Wuste eines Traumblütenflors, der selbst in der Dichtkunst kein gesundes Wesen unangetastet ließ. Welches lebensfähige Kind Jean Paul'scher Phantasie bliebe einen ganzen mäßigen Band hindurch lebensfähig? Zugegeben: die Lenetten mit ihrer Stammverwandtschaft; alles, was keinen höhern Lebensgeist hat, der anzugreifen wäre. Die übrigen, seien es Titanen oder hungernde Dorfschulmeister, bedürfen stets der heimlich stützenden Hand ihres Meisters, nehmt diese von ihnen weg, und sie brechen zusammen, die schönsten Formen in einen gallertartigen Ball, denn ach — durch Mark und Bein werden sie nicht getragen, und Mark und Bein ist zur selbständigen Existenz nicht weniger in der Poesie als im Leben nothwendig.

Aber die reale Seite fehlt seinen Geschöpfen und Schöpfungen durchaus nicht etwa gänzlich, sondern findet sich, sofern Jean Paul die Gegenstände durch Erfahrung beherrschte, oft genug mit bewundernswürdiger Schärfe ausgeprägt. Hier ist der Meister nach unserer Meinung sogar gewöhnlich zu sehr real. Armselige Zustände und thatlose Tröpfe sind kein sehr würdiger Vorwurf für die Dichtkunst, aber man muß zugeben, daß sie Jean Paul mit einzigem Talent auszubeuten verstand. Auch entstammt diesem seinem Talent der beste Theil des Genusses, den er uns bereitet, während der höhere Werth der Jean Paul'schen Dichtungen in etwas ganz anderm bestehen soll, nämlich in den Ideen, womit der Dichter sich selbst, seine Helden und seine Leser über die Kläglichkeit der behandelten kleinen Freuden und Leiden zu trösten pflegt. Und wahrlich, der Quell dieser Tröstungen fließt unversieglich bei ihm, und es wird mit Wohlgefallen daraus geschöpft werden, solange sich Männer durch herben Witz und Frauen durch süße Schwärmerei über die Schalheit eines mangelhaft ausgefüllten Daseins hinwegzusetzen haben.

Und wenn wir uns Jean Paul'schen Gestalten wie Siebenkäs und Lenette freundschaftlich nähern, uns in ihr Dasein mit Liebe vertiefen, wie reut uns dann schon das eben gesprochene kühle Wort! Freilich ist Jean Paul für unsere Zeit der Mann nicht. Aber wie sehr war er es nicht seiner Zeit! Bewiese es der Ruhm seiner Schriften nicht schon, die jetzt von Ernst Förster veröffentlichten „Denkwürdigkeiten Jean Paul's" müßten es mit Posaunenschall verkündigen, denn hier finden sich hundertfach die Zeugnisse, wie man ihn vergötterte. Einer des Jahrhunderts der Vernunft überdrüßigen Menschheit erschien er als der rechte Prophet des Cultus der Gefühle, des Herzens, des Gemüths, als ein noch ganz anderer

Prophet wie jene Romantiker, die Tieck und Schlegel, welche nur wenig später, fast gleichzeitig, doch immer nur die literarischen Kreise sehr bedeutend aufregten und beschäftigten. Jean Paul hatte ein wirkliches Publikum; Leute, die ihn nicht verstehen konnten, konnten doch für ihn schwärmen, und das ist etwas, was nicht am wenigsten für einen Dichter spricht.

Und kann denn eine Zeit, die der Erquickung an einem Jean Paul mehr bedarf als die unsere, nicht über kurz oder lang wiederkommen, nicht noch zehnmal wiederkommen? Unsere Empfindungen mögen nicht dafür sein, aber unsere Empfindungen befinden sich hier im Stande der Nothwehr und sind Partei. Wol bedünkt es uns oftmals, als gäbe es zwischen dem, was unserm Vertrauen nach und in menschlicher Weise ausgesprochen „ewig" leben wird, wie Lessing, Schiller, Goethe, und zwischen einem Jean Paul andererseits ganz merkliche Unterscheidungszeichen; aber wenn wir auf die bunte Reihe der Literaturdenkmale zurückblicken, welche sich aus den Wogen der vergangenen Jahrhunderte, ja Jahrtausende wirklich bis auf die bergende Scholle der Jetztzeit gerettet haben, so scheinen uns alle Unterscheidungszeichen trüglich und jeder Versuch, über die Dauer Jean Paul'scher Kunstwerke in die Zukunft hinein aburtheilen zu wollen, eitel Wind.

Was verstehen wir von der Zukunft? Ja was nur von der Vergangenheit, die uns doch so vieles hinterlassen hat, das wir greifen und fühlen, hören und sehen können? Nehmt doch nur diese Bände voll Briefwechsel zur Hand und lest da einmal nach, ob euch dies Leben noch so recht glaublich erscheint, ob euch diese Menschen noch vollkommen wie Fleisch von euerm Fleisch anmuthen? Freilich, auch sie aßen und tranken und zeugten Kinder und starben. Aber wie sie dachten und fühlten und sprachen — welch ein Abstand schon gegen heute, da uns doch kaum 60 oder 70 Jahre trennen.

Doch über diesen Abstand hat sich bereits Marggraff in seinem Artikel über den ersten Band des vorliegenden Werks genügend ausgelassen. Es handelte sich dort um die Männer, die Freunde Jean Paul's. Heute haben wir es zunächst mit den Frauen zu thun, und hier ist jener Abstand vielleicht auch um etwas weniger bedeutend, denn der weibliche Anschauungs- und Wirkungskreis ist natürlicherweise weit weniger starken Veränderungen ausgesetzt als der männliche. Welch ein Unterschied zwischen den Interessen eines regsamen deutschen Bürgers von 1799 und von 1864; die Frauen sind wol auch von diesen starken Wandlungen berührt und mit fortgenommen, aber doch nicht in derselben Weise. Liebe und Ehe, Haus und Herd, Kind und Kegel sind ihnen geblieben, also ihr Bestes und Hauptsächlichstes; sie wurden inzwischen natürlich davon betroffen, daß sich die Interessen des Mannes so ungeheuer änderten. Kein Jean Paul'scher Titan mehr, dann auch keine Titanide wie Charlotte von Kalb.

Die Titanide Charlotte von Kalb ist die erste von den fünf Damen, deren Briefwechsel mit Jean Paul uns der zweite, „Blätter der Liebe" überschriebene Band vorliegender Denkwürdigkeiten gibt. Sie war eine der merkwürdigsten Frauen jener Periode, aber — vergib, edler Geist — gewiß keine der liebenswürdigsten. Besagt das nicht schon der ihr von Jean Paul zugesprochene Beiname der Titanide? Und sie verdiente ihn mit mindestens ebenso viel Recht in mehrern Augen, als Jean Paul'sche Männergestalten Titanen heißen. Sie war kein Geschöpf, um glücklich zu sein, also auch keins, um glücklich zu machen. Wol fehlte ihr nicht das Hingebende, was Grundbedingung der Liebe des Weibes ist; aber auch ihre Anlehnung war schon so titanenhaft mächtig, daß der Mann dabei leicht das Gleichgewicht verlor und infolge dessen auch unmöglich das Gefühl des Wohlseins behalten konnte. Sie ahnte das Uebel solchen Misverhältnisses; aber daß sie sich dagegen auflehnte, es verbat und ableugnete, konnte ihr allerdings hier sowenig, wie anderswo die mächtige Empörung gegen die gemeine Natur der Dinge helfen. „Nenne mich nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne und Sonderbare."

So schrieb sie einmal (December 1798) in traurig richtiger Erkenntniß an Jean Paul. Aber das Verbot mußte nothwendigerweise unwirksam sein, wenn schon der Schluß desselben Briefs wieder lauten konnte (II, 65 fg.):

Schon bemerkst du die mächtigen Stürme der Seele, die an mein Wesen herannahten. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzo auf ewig die liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichten Sterne des neuen Lebens schaut.

Was kann Jean Paul, indem er diesen Brief aus der Hand legte, anderes gesagt und gedacht haben, als „Titanide"!

Schon auf eine große Mannesseele hatte Charlotte von Kalb Einfluß geübt, als Jean Paul in ihren Strahlenkreis gerieth. Kurz nach ihrer Verheirathung war es gewesen, daß der jugendliche Schiller zu Manheim im Jahre 1784 ihrer schönen, aber doch gefährlichen, eher zehrenden als nährenden Flamme so nahe gekommen war, daß er sich leicht die Flügel hätte an ihr verbrennen können. Wir behaupten nicht, daß ihr Einfluß auf Schiller ein schädlicher geworden. Aber er wurde es nach unserer Meinung nur darum nicht, weil Schiller sich ihm zu rechter Zeit zu entreißen vermochte. Zur Erstürmung des Olymps brauchte Schiller keine Hülfe, im Gegentheil: nur zu friedlicher Einheimung unter den Menschen. Er that deshalb außerordentlich wohl, im Frühling 1785 bereits Charlotte in Manheim zu verlassen und sich der zwar auch vom Enthusiasmus angetragenen, aber dabei auf festem irdischen Grunde fußenden Freundschaft Körner's in die Arme zu werfen. Mit aller Verehrung blieb Schiller fortan aus der Ferne der Titanide verbunden und geneigt, aber der Gebrannte wußte doch klüglich das Feuer zu scheuen, auch bei dem intimsten Wiederzusammentreffen in den weimarischen Kreisen. Sie indeß mußte wol ihrer Natur nach einen solchen Rückzug als Schwäche nehmen, bei einem großen Manne unerklärbar finden und über die größte Größe sich titanenhaft mitleidig hinwegzusetzen versuchen. Man fühlt dergleichen,

wenn sie z. B. 1796 nach einem Besuch bei dem mit Lotte von Lengefeld so glücklich verheiratheten Dichter an Jean Paul schreibt: „Er (Schiller) hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie (Schiller's Frau) kann es nicht." In der That, wir denken, Schiller war zu solchen Winken des Mitleids lediglich zu beglückwünschen.

Für Jean Paul war das Verhältniß zu einer Charlotte von Kalb bei weitem so gefährlich nicht, als es für Schiller einst gewesen war. Zwar fing auch Jean Paul mit für jedes weibliche Wesen aus der bessern Gesellschaft, dem er nahen konnte, gleich Feuer, als er Charlotte begegnete, obgleich er bei dieser Begegnung schon ein dreiunddreißigjähriger Mann, Schiller erst ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling war. Aber Charlotte war um zwölf Jahre älter geworden, um zwölf Jahre eines trübseligen Ehestandes, und das will mehr sagen. Die Glut ihrer Seele mochte dabei nicht um einen Grad abgenommen haben, aber was das betrifft, so konnte auch Jean Paul's robustere Natur ganz andere Temperaturen vertragen als Schiller's Organisation. Jean Paul war ätherisch nur in seinen Schriften; im Leben zu verhimmeln, zu verduften, fehlte ihm jede Anlage, obgleich er sich wol hütete, das seinen besten Kunden, nämlich den Kundinnen, ohne Noth ins Gesicht zu sagen. Feine Thees und Champagnerseien, ja wären es Nektarspenden gewesen, er nahm sie eben nur der lieben Eitelkeit, des äußern Effects wegen mit; im Herzen hielt er es unverbrüchlich mit bairischem Bier und selbstbereiteter Tinte.

So war für ihn kein großes Wagniß dabei, das Fegefeuer vornehmer Gesellschaft zu kosten und sich an weiblichen Feuerseelen zu wärmen. Jegliche Flamme nahm er wohlgefällig als Illumination zu seinen und seiner Muse Ehren, und verbrannte ja ein Herz dabei, das seinige gewiß nicht; das hatte eine derb gefestete Salamanderconstitution. Wir empfangen daher auch aus den schriftlichen Zeugnissen seines Umgangs mit Charlotte von Kalb lediglich den Eindruck, als ob nicht er, sondern sie der gefährdete Theil gewesen. Verstehe man es im edelsten Sinne, wenn wir sagen: die Titanide stürmte, stürmte immer und auf allen Seiten vergeblich, und wie vollständig auch die mächtig glänzenden Außenwerke in ihrer Gewalt und mit ihr verbündet schienen, die schmucklos, sozusagen hausbacken stilisirte Citadelle blieb unerschüttert.

Gerade ein halbes Jahr nach der Anknüpfung des Verkehrs finden sich in den vorliegenden Briefen schon die ersten Spuren dieses Verhältnisses. Am 29. Februar 1796 hatte Frau von Kalb sich zum ersten male brieflich an Jean Paul gewendet. Der Sommer brachte dann seinen ersten Besuch bei ihr und in Weimar. Am 1. September ruft er ihr schon von Hof aus zu: „Schreiben Sie bald und zanken Sie lieber, als daß Sie schweigen." Und tags darauf: „Sie sind schwerer zu prophezeien als der Friede und das Wetter, gerade dann, wenn ich's am besten meine, nehmen Sie's am schlimmsten auf; da, wo ich Ihren Zorn befürchte, erscheint Ihre Vergebung."

Deutlicher tritt ihre Art anzubringen in ihrem eigenen Briefe vom 16. October 1796 zu Tage, in welchem sie sich wie versuchsweise mahnend über einiges in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen vernehmen läßt (II, 32 fg.):

Die Stellen in Ihren Schriften über Weiber haben meist einen kleinen Irrthum.... Die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher..... Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie einige meinen, euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt; sonst ginge die Welt unter.... Ich sage dies alles in Beziehung auf Ihre Vorrede (zur zweiten Auflage des «Quintus Fixlein»). Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen keinen selig sprechen. Wenn es möglich ist, so hören Sie meine Bitte, und lassen Sie diese Vorrede nicht drucken, ich beschwöre Sie, ich flehe darum.

Und was ist Jean Paul's umgehende Antwort auf dieses Flehen, diese Beschwörung? „Da mich Ihre Gründe gegen die «Vernichtung» und «Mondfinsterniß» nicht überzeugen, so würde ich durch die Befolgung Ihrer Bitte mich selbst verleugnen."

So geht es wachsend fort in diesen Briefen; wir wollen nicht alle die betreffenden Stellen, die wir uns angemerkt haben, nun auch wirklich anführen: es wäre eine undankbare Mühe. Wozu die kleinen Schattenflecken aufsuchen und in ein System bringen, wo so viel Reichthum an Licht war? Wozu sich mit den unvermeidlichen Schwächen beschäftigen, wo sich eine so erhabene Kraft darbietet? Genug, merken wir uns, gegen Klagen über Untreue und Veränderung stand Jean Paul fest in dem Bewußtsein innerlichster Unwandelbarkeit; gegen Einwirkungen auf sein Schriftstellerthum hielt er seine ganze Individualität und Originalität unverrückt zum Schilde und gegen weibliche Eifersüchteleien blieb er taub im Verlaß auf einen gesunden Instinct, der ihn auch richtig durch mannichfache Anfechtungen zärtlicher, aber für ihn zu zärtlicher Natur, hinüberführte zu derjenigen, die er zum Weibe brauchen konnte, und nicht blos zur hochfliegenden Genossin schwärmerischer Stunden, zur schmachtenden Verehrerin und Correspondentin im Stile seiner „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke". Obgleich daher seine Billets an Frau von Kalb ganz ebenso Jean Paulisch schillern und leuchten wie jede Zeile, die er schrieb, obgleich er in diesen Lebenszeichen die Erwartungen der Freundschaft, Liebe und Bewunderung gewiß niemals täuschte; dennoch erscheint sie, die Titanide, in diesem Briefwechsel höher fliegend und ihn gewissermaßen wegen Unzulänglichkeit und allzu irdischer Bedürfnisse wegen zuletzt hinter sich lassend.

Ja nicht blos dem Menschen, dem Freunde Jean Paul, auch dem großen Schriftsteller gegenüber kann sie bisweilen also auftreten und erscheinen. Man bewundere zum Belege dessen folgenden Brief von ihr (II, 80 fg.):

Den 19. Juni 1799.

Heute ist der Tag, wo ich einen Brief von Ihnen erwartete und keinen erhielt. Ich will heute über ihr Buch („Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf") schreiben, was mir einfällt. Die Vorrede hat schöne Gedanken. Es kann sich eine bessere Zeit in stillen Gemüthern gestalten; aber sie wird es schwer, wenn der Mann für sich das Evangelium predigt, für die Frauen aber das strenge Gesetz. Auch gibt es Ansichten, die nichts wirken; keine Caricatur bessert.... Das

Testament für die Töchter ist eine zu leichte Arbeit für Sie. Ich muß einmal ein Testament für die Töchter schreiben, wenn ich einmal so dumm bin, meine eigenen Irrthümer zu bekennen. Das Testament der Männer an die Töchter lautet ungefähr so: Ihr habt kein Recht ans Leben; keine Liebe gibt's für euch; ihr werdet verachtet oder genossen; ihr müßt lieben und einen einzigen beglücken, aber ihr dürft weder Verstand noch Willen haben; keinen Wunsch, keine Freude, keine Theilnahme dürft ihr zeigen, nicht euer Verlangen allein, auch das unsere wird euch als Schuld angerechnet. Und Jean Paul wird solche Stellen, die ihn zu einem Falk gesellen, in andern Auflagen vermeiden. Ich kenne nichts Schwächeres und Lächerlicheres an einem Manne, als wenn er solche Offenbarungen des weiblichen Herzens kundthun möchte. Die Satire über die Schriftstellerei der Frauen finde ich nicht ganz wahr. Ich mag mit dem einen und dem andern nichts zu thun haben. Das glücklich liebende Weib wird kein Autor und bei einer Unglücklichen sucht niemand eine Freude. Sie kann es nie vergessen, daß sie ein Herz hat und daß sie lieben kann; kein Rausch, kein Rauch bringt sie um dieses Bewußtsein des Höchsten, und die Liebe, von der die Männer hin und wieder singen, ist dem Weibe die ewigste Wahrheit. Jean Paul muß sich in Acht nehmen, daß er nicht das Gesträuch zu kurz beschneide. Den wahren Genius wird er nicht aufhalten, aber manchen Druck vermehren und manche Dummheit befördern; und soll das Weib nicht sein, was es sein kann — denn Kinder haben und kochen und sticken kann auch geschehen, und der Verstand und die Mühe dient mit Grazie allem und jedem —, so laßt sie Schnorhammel sein und bleiben, für Vito Veit, Jacques und Jean.

Gewiß, und wenn wir uns auch gegen das volle Wesen der Frau von Kalb ablehnend ausgesprochen haben, gegen ihre hohe Bedeutung werden wir uns nicht verblenden und ihr zwischen einer Rahel und Bettina ihren Platz immerhin bewundernd einräumen. Weshalb sie im Besitze schönster Gaben des Genius doch weder recht gesegnet noch recht segensvoll erscheinen konnte, war noch zu erwägen und möglichst deutlich auszusprechen. Ihr Genius zeugt bei alledem für sich selbst genug. Horchen wir hin, wo es auch sein mag: sein hoher, edler, reiner Ton gewinnt immer wieder die Oberhand, und zum Zeichen, wie freudig wir das anerkennen, sei er nochmals redend angeführt und zwar über Dinge, über welche man Klarheit und superiore Behandlung bei ihm, als einem weiblichen und irdisch geadelten, jetzt schwerlich suchen möchte. Dieser Genius räth dem Freunde (II, 37):

Gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof, u. dgl.; halten Sie sich hoch und vermeiden Sie alle diese Gelegenheiten, es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere und endlich Reue; sie *achten nur den, der sie entbehrt!* Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren mache. Es ist nicht möglich, daß es anders ist, als es ist. Mir ist alles recht, wie es ist, aber ich gehe nur um mit dem, was mir behagt, oder bin lieber ganz getrennt von dem menschlichen Umgang. Es kommt bei den Couren, Gefälligkeiten und Pflichtübungen nichts heraus, man wird getreten. Hier muß man sich sehr rein halten.

Und wie köstlich über ein verwandtes Thema lautet erst das folgende Billet vom November 1799 (II, 85):

Du sollst den Namen deines Gottes nicht misbrauchen, d. h. du sollst dir keinen Titel geben lassen. Jeder ausgezeichnete Mensch, der sich einen Titel geben läßt, raubt sich einen Rang und bekennt einen Unglauben. Ein Titel ohne Amt ist mir so widerwärtig wie ein hölzernes Schaugericht. Ich mag nicht den Herrn Rath Richter becomplimentiren. Es sei denn, daß Sie einmal aus Dankbarkeit für eine Pension von 1000 Fl. einen Titel von einem Großen annehmen. Aber ich ahne, daß Titel, Rang, Adel und all dergleichen nicht lange mehr genannt werden.

So originell, hoch und kräftig vermochte keine von den andern vier Damen zu denken und zu sprechen, von denen uns hier „Blätter der Liebe" an Jean Paul überliefert sind, am wenigsten die letzte in der Reihe, Karoline Mayer, bei welcher das Herz des großen Dichters doch gerade das Ziel der Ruhe fand. Und dennoch geben wir dem Dichterherzen recht in seiner endlichen Wahl und fühlen mit ihm, wenn auch seine Wege, bevor es sich befriedigt fand, ein wenig stark in die Irre gingen. Zwei von den zwischeninne liegenden Verhältnissen, das zu Emilie von Berlepsch und jenes zu der an einen pommerschen Edelmann verheiratheten Französin Josephine von Sydow interessiren uns weniger, obschon das erstere, bereits 1797 angeknüpfte der noch in heller Blüte stehenden Freundschaft Charlottens unverkennbar Anlaß zu einer Eifersucht gab, die uns bei der edeln Titanide wol befremden dürfte. Bedeutsamer wollte sich der Bund mit Karoline von Feuchtersleben in den Jahren 1799 und 1800 gestalten; er festete sich bis zur Verlobung und Jean Paul's Herzenswandlungen erscheinen darin etwas bedenklich. Ein näheres Eingehen auf diese Irrwege ist für uns aber nicht geboten, denn es handelt sich hier um bereits ziemlich Bekanntes. Der in der Sammlung „Aus Herder's Nachlaß" (Frankfurt a. M. 1858) erschienene Briefwechsel Jean Paul's mit dem Herder'schen Ehepaare hat die Geschichte der Verlobung Richter's mit Karoline von Feuchtersleben und ihre Auflösung schon grell genug ans Licht gestellt.

Neuerdings sind auch noch gewisse Briefe der nächsten Verwandten Karoline von Feuchtersleben's besprochen worden, welche darthun, daß die eigene Familie dieser Dame alles aufbot, um die Verbindung mit Jean Paul zu hintertreiben, und also das Herz des Dichters von dem Vorwurf der Wankelmüthigkeit um ein gut Theil entlasten. Sei dem nun wie ihm wolle: der Bemerkung können wir uns nicht entschlagen, daß Jean Paul's Liebesgeschichten — abgesehen von aller Moral — im Vergleich mit denen anderer Schöngeister wenig Anmuth, wenig Ansprechendes haben. Manche Geliebte ist von manchem Dichter — um ganz prosaisch zu reden — sitzen gelassen worden. Für die betreffenden armen Mädchen mag es ziemlich gleich gewesen sein, in welchem Stile dies geschah; für uns, die fremden Leser, ist das ganz und gar nicht gleichgültig, und der Jean Paul'sche Stil dünkt uns ganz furchtbar unpassend, ganz besonders grausam und beleidigend zu solchem Zweck. Wir wagen dies Urtheil nicht etwa im reinen Hinblick auf die hierhergehörigen geschriebenen Briefe Jean Paul's, sondern im allgemeinen Sinne, d. h. ganz durchdrungen von Buffon's berühmtem Ausspruch: „Der Stil ist der Mensch selbst." Goethe z. B. ist oft getadelt worden wegen seines Benehmens gegen die sesenheimer Friederike; aber mag man moralisch davon verwundet werden, man

wird ästhetisch wieder versöhnt und empfängt durchaus den Eindruck, als ob es der armen Betroffenen selbst ganz ebenso gegangen sein müsse. Man könnte demnach recht wohl sagen: Goethe ließ seine Mädchen in seinem schönen Stile sitzen. Und das ganz Menschliche ist bei dieser Schönheit das günstig Entscheidende; denn nur weil Goethe dabei fortwährend auch das ganz Menschliche bei sich und vor unsern Augen festhält, behalten wir auch immer das Gefühl, daß nichts Menschliches ihm fremd sein möge, kein Fehlen, kein Irrthum und also auch nicht das schön menschliche Bedürfniß nach unserer Verzeihung. Ganz anders bei Jean Paul. Daß dieser Mensch, der bei jedem kleinen Morgenbillet, das er schreibt, die Seraphs-Laute anschlägt, hinterher mit den gröbsten Stiefeln, die je ein plumper Erdenwanderer trug, auftreten und wieder abgehen wird, dessen können wir uns unmöglich im voraus versehen. Es ist unangenehm, es ist widerlich. Und geben wir dem Dichter, wie vorhin gesagt, dennoch recht, daß er sich erst mit Karoline Mayer häuslich niedergelassen, so ist es die Natur seiner Freundinnen, wie sich solche in den vorliegenden Briefwechseln äußert, nicht seine eigene, was ihm zuletzt bei uns zugute kommt.

Auch Karoline Mayer knüpfte durch eine Extravaganz mit ihrem nachherigen Gatten an, indem auch sie sich so gut wie die andern Damen zuerst brieflich huldigend an den vielumworbenen Dichter wandte. Auch ihrer Verehrung fehlt es nicht an Ueberschwenglichkeit, ja an einer Art von religiösem Fanatismus, die uns manchmal bange macht. Anrufungen wie „Mein göttlicher Mensch" sprechen im Auge jedes Gesunden für eine den zeitigen Tod drohende Krankhaftigkeit der Liebe. Aber zu unserer Beruhigung stehen dicht daneben und überwiegen sogar in den Briefen dieser Karoline Mayer zärtliche Kümmernisse um Jean Paul's Westen, Kamisol und Mantel. Wir dürften nicht etwa niedern Sinnes nach dem bloßen Zeugniß, daß die gemeine Lebensnothdurft die größten Geister wenigstens zu unsersgleichen machte; nein, in diesem Jean Paul'schen Liebesbriefwechsel thun dergleichen Zeugnisse nur deshalb noth, um uns für die betreffenden Menschen wieder einmal menschlich zu interessiren. Die ewige Adoration, der ewige Seelenaufschwung, das ewige Wühlen in der Schatzkammer köstlicher Gedanken und Gefühle wird uns zuletzt verleidet, sodaß wir uns aus dieser überirdischen Atmosphäre ordentlich zurücksehnen nach der trockenen Lebensluft der alten verschrienen Aufklärer und Vernünftler. Und diese letztere ist es wirklich auch gewesen, welche das menschlich Wohlthuende in einer Karoline Mayer gezeitigt hat. Wir merken das an ihren ersten Briefen gleich, wo sie sich über ihre eigene Lage und Entwickelung klar und mit altberlinischer Rücksichtnahme auf die gesunde Vernunft ausläßt: eine Fähigkeit, die sie bei etwas gefährlichen Herzensanlagen offenbar der strengen Erziehung ihres der Aufklärungsperiode angehörigen Vaters zu verdanken hatte.

Mit scharfem Auge bei Licht betrachtet ist allerdings auch dies Liebesverhältniß Jean Paul's in seiner Gestaltung nicht schön, nicht erquicklich. Beide Theile, er, sowie das Mädchen, waren anderweit gebunden und verlobt, als sie sich im Juni 1800 zu Berlin kennen lernten; Jean Paul's Rückkehr nach Thüringen scheint dann im nächsten Monat nur noch stattgefunden zu haben, um die Verbindung mit Karoline von Feuchtersleben aufzulösen, anstatt um sie — wie es hieß — zu besiegeln. Als Jean Paul dann im Herbst zum zweiten male in Berlin auftritt, ist seine Hand frei. Nicht ebenso schlagfertig, sich früherer Verpflichtungen zu entledigen, sehen wir das Mädchen; da sie indessen dem großen Dichter schon so ganz ergeben ist, daß sich ihr Gewissen bei seiner Entscheidung unbedingt zu beruhigen verspricht, so appellirt sie leicht an ihn selbst und sein überreicher Geist ist natürlich um die Lösungsformel nicht verlegen. Aufs prächtigste, aufs feierlichste, aufs würdigste kommt er ihr damit entgegen und entscheidet zu Gunsten der alleinseligmachenden Kirche seiner Gefühle. Er ruft dem Mädchen zu (II, 265):

Setzen Sie den Schein Ihrer Liebe zu dem andern durch die lange Ehe fort, und Sie werden und machen unglücklich, Karoline! Hoffen Sie nicht, den Mann hinaufzuziehen; das kann kein Weib; umgekehrt, der Mann zieht dieses hinauf oder hinab. Alles ruft Sie von einem Altare weg, wo Sie Ihr Herz und Ihr Glück einer Gottheit opfern, die keine für Sie ist.

Sehr schön gesagt und auch sehr wahr, aber für uns doch nicht von derselben beruhigenden, gewinnenden und versöhnenden Wirkung wie für Karoline Mayer, die sich danach von ihrem frühern Partner wirklich schied, mit Richter verlobte und im Frühling 1801 verheirathete. Das Gesammtresultat, die glückliche Ehe, die jenen halbtrüben Vorgängen entstieg, muß uns indessen wol zufrieden stellen. Gern sehen wir die Liebende in dem großen Gatten völlig aufgehen, gern hören wir die den Briefwechsel schließenden Jubelrufe entzückter Hingebung. Einzustimmen ist hier unsere Sache nicht.

Eher könnte dies in Betreff solcher Huldigungen und Verehrungen von uns gefordert werden, wie sie uns, dem großen humoristischen Schriftsteller der Deutschen dargebracht, im dritten Bande vorliegender „Denkwürdigkeiten" überliefert sind. Hätte nur der treffliche Herausgeber einen bessern Nebentitel als „Blätter der Verehrung und des Dankes des literarischen und geselligen Verkehrs" für diesen seinen dritten Band gefunden, und unser Geschmack würde hier nichts weiter einzuwenden haben.

Wie maßlos auch die einzelnen Briefsteller ihre Bewunderung des Dichters manchmal äußern mögen, durchschnittlich ist das Maß von Jean Paul's literarischen Erfolgen kein übertriebenes gewesen und hätte — namentlich seit die fieberhafte Empfindsamkeitsperiode unserer Lesewelt erst vorüber war — wol ohne Schaden für die Gerechtigkeit des guten Geschmacks sogar an mancher Stelle noch einige Aufbesserung vertragen, was besonders jedes neue Actenstück, das über jenes bekannte Präbende-Versprechen Friedrich Wilhelm's III. zu Tage kommt, wieder aufs neue fühlbar macht.

Blätter, welche die Stellung eines großen Schriftstellers zu seinem Publikum und seinen schriftstellerischen Collegen zeichnen, werden das Interesse unserer die Literatur-

geschichte liebenden Zeit schon von selbst nach Würden in Anspruch nehmen. Wir können solche Blätter hier nicht ausbeuten, wie sie es verdienen. Als die wichtigste von Jean Paul's Literatenfreundschaften tritt auch in der neuen Sammlung aller betreffenden Papiere wieder jene mit dem Herder'schen Ehepaare hervor. Zugleich erscheinen die Herders, welche sich fast alle freundschaftlichen Verhältnisse durch einen Anhauch des Neides und der Uebelnehmerei trübten, vielleicht in keinem ihrer Briefwechsel liebenswürdiger als in dem mit Jean Paul. Es kam, was bei Herders viel sagen will, in diesem Umgange nur ein einziges mal ein erhebliches Zerwürfniß vor, und das war bei einer Gelegenheit, wo man Herder ganz unrecht nicht geben kann, nämlich bei dem unterbrochenen Verlöbniß mit der Feuchtersleben.

Eine ganz vortreffliche Stelle über diesen Gegenstand, d. h. über Jean Paul's Heirathspläne, findet sich auch in dem überhaupt sehr ansprechenden Briefwechsel mit dem alten gütigen Gleim. Der Dichter des „Titan" schreibt am 16. Juni 1800 an den preußischen Grenadier (III, 60):

Allerdings heirath' ich jenes Fräulein nicht, das die Herders Ihnen bezeichnet; nicht ihr Stand, sondern andere Unähnlichkeiten schieden uns. Aber die Ehe ist meinem Glück und meinem Gewissen unentbehrlich. Außer der Ehe verstrickt man sich durch die Phantasie in so viele Verbindungen mit Weibern, die immer eine oder gar zwei Seelen auf einmal beklemmen und unglücklich machen. Mein Herz will die häusliche Stille meiner Aeltern, die nur die Ehe gibt. Es will keine Heroine — denn ich bin kein Heros —, sondern nur ein liebendes, sorgendes Mädchen; denn ich kenne jetzt die Dornen an jenen Pracht- und Fackeldisteln, die man genialische Weiber nennt. Ein Wesen, wie Ihre Nichte war, ist mein Wunsch. Ohne Ehe treib' ich mich auf Kosten meiner Gesundheit in Städten und Cirkeln herum, wo ich zu viel spreche und trinke.

Ferner eine bedeutende Rolle im dritten Bande spielt Julie von Krüdener, im Umgange mit welcher Jean Paul vor allen Dingen wieder recht deutlich ein Talent die Frauen zu behandeln verräth, nicht gerade so, daß es uns gefällt, aber doch so, daß er den Frauen gefiel. Wie konnte er den Ton der Damen von etwas Adel und etwas Geist geschickter treffen, als indem er sie um Brieflein in französischer Sprache anflehte!? Es war gar nicht nöthig, daß diese französische Briefschreiberei wirklich in Gang kam, aber indem man Geschmack dafür aussprach, klopfte man schon vertraulich ans Allerheiligste eines aristokratischen Weiberherzens. Ueberhaupt gar zu rein, offen und natürlich darf man sich den originellen Geist in seinem literarischen Kundenverkehr nicht denken; eine fühlbare Rücksichtnahme auf die großen Erwartungen der Correspondenten preßt ihm Jean-Paulismen aus, auch wo sie freiwillig nicht gedeihen wollen, und gemacht sind diese Blumen ohne allen Reiz.

Von berühmten literarischen Namen enthalten außerdem die „Blätter der Verehrung u. s. w." verhältnißmäßig wenig. Johannes von Müller, Knebel, Tieck, Friedrich Schlegel, Platen und Rückert, Varnhagen und Rahel kommen zwar vor, aber mit meistentheils nur unbedeutenden Beiträgen.

Am fremdesten stehen wir dem vierten Bande der „Denkwürdigkeiten" gegenüber, und gerade hier sollte uns dies Bekenntniß am schwersten fallen, denn der Inhalt rührt hier von Jean Paul selbst her. Es sind übriggebliebene Einfälle, Bemerkungen, Betrachtungen und Dichtungen (Streckverse), die der Verfasser in ein größeres Werk zu verarbeiten keine Gelegenheit mehr gefunden, und die Ernst Förster nun zu einem „Buch der Gedanken" zusammengestellt hat, um einen vierten Band der „Denkwürdigkeiten" damit zu füllen. Er hofft uns keine abgestandene Neige, sondern frische Labung damit zu bieten. Und wir zweifeln auch gar nicht, daß in Jean Paul's unverarbeiteter Notizenhinterlassenschaft noch ein Schatz von Gedanken steckt. Aber was uns beim Anblick dieser Haufen von ungefaßten Perlen und Edelsteinen nicht aus dem Kopfe will, ist eine Aeußerung, die ein französischer Reisender gethan, der die Schätze des Sultans im Serail von Konstantinopel gesehen. Wenn diese Kleinodien, sagte er darüber, auf einmal umgesetzt würden, es wäre durch die Masse um den Werth geschehen, denn wo fänden sich nur die Menschen alle, die sie verbrauchen sollten!

Fürwahr, kennt man die 34 Bände von Jean Paul's Werken nur einigermaßen, man muß in Verlegenheit gerathen, was dann noch ein „Buch der Gedanken" von Jean Paul frommen soll. Sind denn nicht schon jene 34 Bände mit Gedanken (im hier festzuhaltenden Sinne), d. h. mit dem Schmuckwerk schimmernder, glänzender Einfälle, mit dem, was der Leihbibliothekleser „schöne Stellen" nennt, fast ganz und gar angefüllt? Enthält nicht schon jeder einzelne Roman dreimal mehr Juwelenmasse aus den bekannten Jean Paul'schen Gedankenspeichern als plastisch verarbeiteten Stoff aus den Marmorbrüchen der Poesie? Ist nicht die Maske fast jeder Figur, die uns dieser Dichter gezeichnet hat, so reich mit Gedankenflitter überfäet, daß kaum noch die Grundfarbe erkennbar bleibt?

Daß Jean Paul vollkommen unerschöpflich an solchen „Gedanken" war, kann dennoch nicht bezweifelt werden. Er hätte sich nicht ausgeschrieben und wenn er seine umfassende Gedankenbuchführung bis an den Jüngsten Tag fortgesetzt hätte. Nicht an Gedanken, sondern an Zeit, alle seine Gedanken zu Papier zu bringen, fürchtete er selbst oft Mangel zu haben. Und in Rücksicht darauf mag allerdings auch der Inhalt des vierten Bandes der „Denkwürdigkeiten" Jean Paul's noch dem Publikum wie ein aus dem Vollen geschöpfter Labetrunk statt wie ein unerquicklicher Rest zum Genusse dargeboten werden.

M. E. Lessing. *)

*) Wir haben den Lesern d. Bl. die traurige Mittheilung zu machen, daß Max Eduard Lessing, einer unserer tüchtigsten Mitarbeiter, am 20. December vorigen Jahres in Berlin gestorben ist. Lessing war ein Schlesier, 1827 zu Reichenbach geboren und ein Verwandter unsers großen Lessing. Was sind einige Artikel des Verstorbenen in unsern Händen, welche wir den Lesern nicht vorenthalten werden.

D. Red.

Eine Platenide.

Schiller. Platen. Byron. Rhapsodien aus Vergangenheit und Gegenwart; nebst einem Vorspiele „Den Dichtern", einem Zwischenspiele „Pro domo", einem Nachspiele „Ex Ponto" und einer Parabase. Dem Verwaltungsrathe der Allgemeinen Deutschen Schillerstiftung. Von Julius Schanz. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 10 Ngr.

Zu bann, zu ordnen, zu versöhnen,
Dies Amt, o Sänger, lernt verstehn,
Dann ruht ein Segen auf den Tönen,
Die lieblich euch vom Munde wehn;
Dann seid ihr in der Stürme Tosen
Die Felsen der Gerechtigkeit,
Die Anker für die Hoffnungslosen,
Die Gärtner für der Liebe Rosen,
Die Bildner einer neuen Zeit.

So ruft Julius Schanz den deutschen Dichtern zu, denen er in diesen Rhapsodien eine Art von Poetik bietet, anknüpfend an jene Dichtertrias des Titels und durchwebt mit mancherlei Empfindungen und Reflexionen persönlicher Art, welche der Dichtung den lyrischen Charakter sichern. Julius Schanz ist ein Schüler von Platen, ein talentvoller Schüler, wie die obenstehende schwunghaft und harmonisch austönende Strophe beweist. In einer Zeit, in welcher alles auf den Saiten Apollo's herumhackt und herumstümpert, ist die Bewahrung des künstlerischen Maßes, dessen Priester Platen war, gewiß ein anerkennenswerthes Verdienst. Doch man kann in der Verherrlichung Platen's auch zu weit gehen; man darf nie vergessen, daß den großen Dichter nicht allein die uneingeschränkte Herrschaft über die Form macht, sondern auch der Gedankenreichthum, die Größe und Originalität der Weltanschauung, vor allem aber die schöpferisch gestaltende Kraft der Phantasie. Nach diesen Seiten hin kann Platen weder mit Schiller noch mit Byron in eine Linie gestellt werden. Julius Schanz sagt:

Durch alle Lande werd' es laut verkündet
Und dem Geringsten werd' es offenbar:
Heut' nenne keiner Dichter sich vermessen,
Der nicht zu Platen's Füßen fromm gesessen.

In der That gehört Platen zu den Dichtern, von denen sich viel lernen läßt, weil sie eben keine unnachahmlichen Genies sind. Eher lassen sich die schönsten geflügelten Anapäste Platen's nachahmen, als ein schlechter Witz von Heinrich Heine in seinen schlotterigsten Versen. Julius Schanz gibt in dem ottave rime, in denen er Platen feiert, zugleich einen Ueberblick über die neuere Literatur, in welchem er meistens an die Dichter den Maßstab anlegt, ob ihre Poesie in der Sonnennähe oder Sonnenferne der Platen'schen Dichtung steht, ob sie ihn besungen und nachgeahmt haben: eine Uebersicht, in welcher Hebbel z. B. fehlt, in der uns aber eine Menge von Namen begegnen, die auf uns den Reiz der Neuheit ausüben oder mindestens den Lorberkranz eines Plateniden gewiß mit Verwunderung auf ihrem Kopfe fühlen.

Was lernen nun aber die Poeten, die fromm zu Platen's Füßen gesessen haben? Die Dichtung von Julius Schanz wird es uns am besten lehren. Zunächst immer mit der Poesie auf die Poesie zurückzukommen — jenen geheimnißvollen Kreis, den die sich in den Schwanz beißende Schlange beschreibt, den Kreis der Literaturgedichte und Literaturkomödien. In seinen größern Schöpfungen ist Platen selbst über diesen Kreis nicht hinausgekommen — seine „Liga von Cambrai" beweist seine Ohnmacht auf dramatischem Gebiete. Nur die „Verhängnißvolle Gabel" und der „Romantische Oedipus", und zwar wesentlich die Parabasen in diesen Komödien sind poetische Großthaten. Mit dieser Selbstbeschränkung, welche Platen immerhin damit entschuldigen mochte, daß ihn die Zeiten hindern, andere Stoffe zu wählen, daß nur ein freies Volk eines Aristophanes würdig sei, hängt es zusammen, daß die Nachahmer des Dichters immer vom Gesang singen, von der Poesie dichten, daß man fortwährend Ouverturen zu hören glaubt und endlich einmal hofft, der Vorhang werde in die Höhe gehen. Doch wo die Gestaltung anfängt, hört ihr Talent auf. So singt es und klingt es auch in der vorliegenden Dichtung von glänzenden Verheißungen:

Gemach, ihr Herrn, ich löse mein Versprechen,
Die Frucht der Hesperiden noch zu brechen — —

oder:

Nun ich's gethan, nun fühl' ich: ich gesunde
Und Lied um Lied entströmet meinem Munde —

oder:

Schaut mir in's Aug', ich hab' verlernt zu schwanken
Im Sängerkampf weltbildender Gedanken.

Ein Phönix aus dem Aschenhauf' der Zeiten,
Dem nichts mehr anklebt vom Chamäleone,
Will ich die morgenrothen Schwingen breiten,
Und euch erschüttern in gewalt'gem Tone.

Alles Programm und Ankündigung! Wir wollen aber gerade die „morgenrothen Schwingen" sehen und uns gewaltig „erschüttern" lassen. Wem fallen hierbei nicht die Heine'schen Verse ein:

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen baar, was sie verzehrt.
Schiller, Goethe, Herder, Wieland
Haben nie Credit begehrt!

Mit diesen auf die Zukunft lautenden Wechseln hängt es zusammen, daß die Plateniden sich viel mit ihrem Selbst, ihren Erlebnissen beschäftigen, ihre innere Entwickelung uns pragmatisch vorführen. Auch Julius Schanz klagt über Verkennung, über durchempfundene Bitterkeiten, über sein ganzes Lebenslos; er begrüßt eine aus mancherlei Verkümmerung sich emporringende Epoche eines neuen Aufschwungs. Gewiß hat der Lyriker das Recht, uns in dies Reich seiner Empfindungen und der sie bestimmenden Lebensverhältnisse einzuführen; wir freuen uns mit ihm über eine glückliche Wendung seines Schicksals; aber das höhere Interesse beginnt erst da, wo sich im persönlichen Erlebniß das allgemein Menschliche spiegelt. Diese Rücksicht nehmen die Plateniden nicht immer; sie drängen sich mit ihren Wünschen und Klagen, ihren Verheißungen und Schicksalen in den Vordergrund; sie nehmen das vollste Interesse des Publikums dafür in Anspruch! Und doch heißt es in der Poesie: Erst die Lyra, nachher der Rhapsode! Aus der Dichtung sollen wir uns für die Schicksale des Dichters interessiren — nicht umgekehrt!

Was unsere Poeten aber namentlich von Platen lernen können, das ist die Schönheit gefeilter Kunstform! Viele Verse von Julius Schanz bekunden, daß er nicht fruchtlos bei Platen in die Lehre gegangen. Ottave rime, wie die folgenden, sind eines die Form beherrschenden Meisters würdig:

Hoch rage sein Panier in unsrer Mitte,
Daß fröhlich es die Morgenwinde schwingen,
Klangvollen Takt in wohlbemessnem Schritte,
Gewaltig soll das deutsche Lied erklingen,
Wie's jener großen Tage Ruhm und Sitte,
Wo nicht verschmäht die Kaiser selbst zu singen,
Verfallen sei der Nacht, was wir getadelt,
Und was wir rühmen, ewig sei's geadelt!

Erhebt euch von der Erde Niederungen
Und lasset unter euch der Sorgen jede;
Mit Adlerklau'n, in stolzem Flug geschwungen,
Trag er zum Himmel uns, die Ganymede!
Von keiner andern Macht wird so bezwungen
Das Herz, wie von der Macht gediegner Rede,
Sie greift hinein in alle Seelentriebe
Und zähmt den Haß und weckt den Keim der Liebe!

Der Schönheit, die er trug im tiefen Sinne,
Der reinen Freiheit Priester und Verfechter
Verkünden wir von des Gedankens Zinne
Ihn laut als Vorbild kommender Geschlechter.
Was auch dem Leben einer abgewinne,
Das Höchste bleibt: ward er ein Mensch, ein echter!
Wen alle Kronen dieser Welt beglücken:
Es kann das Haupt ihm keine schönre schmücken.

Freilich sind nicht alle Verse von so edler Getragenheit und makelloser Form. Ein Schüler Platen's gibt uns das Recht, streng mit ihm ins Gericht zu gehen. Es fehlt nicht an schiefen Bildern, z. B.:

Und wenn ich tiefer grub das Bett dem Strome,
Strahlt reiner es Paläste, Burgen, Dome —

Nicht das Flußbett kann etwas widerstrahlen, sondern nur der Strom. Auch an prosaischen Wendungen fehlt es nicht, z. B.:

Es steckt in dir ein Dichter, Otto Banck!

Verse, wie der folgende:

Waldmüller, sagt, soll nicht mit uns er gehen?
Wohl, seine Ader strömte keine schwache:
„Irrfahrten", wenn auch keine Odysseen,
Und „Nachtgedanken" „Unterm Schindeldache"
Und „Merlin's Feiertage" ließ er wehen —
„Lascia passare!" winkt ihm zu die Wache,
Zeuch ein in Zion deiner „Nonne" willen —
Hier blüht dein Kranz, Poet der „Dorfidyllen"! —

sind in der Construction verworren, ein Conglomerat von allerlei, zum Theil undeutschen Wendungen und machen den Eindruck eines schlecht stilisirten bibliographischen Anzeigers in ottave rime.

Unreine Reime, wie „Hemd", „gestemmt" und „fremd" oder so gesuchte, wie Plastik, Scholastik, Drastik, die Veranlassung geben könnten, ein Fremdwörterbuch nachzuschlagen, dürften in einer Dichtung der Platen'schen Schule nicht vorkommen. Auch die Reinheit der Daktylen, welche Platen praktisch gepflegt und theoretisch verlangt, ist von Schanz nicht immer gewahrt, es finden sich einzelne, wie — ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑ hundertweis, Registraturen, die von dem Platen' klotzblock durch keine unausfüllbare Kluft geschie

Im ganzen sind von den vorliegenden Rho Schillergedichte die schwächsten, während die S Lobe Byron's die schwunghaftesten und künstler lichsten sind. Die Verherrlichung Platen's läßt lerische Einheit, bei einzelnen, rühmenswerthen ten, vermissen. Die Schlußparabase hat einige ten'schen Flügeln leichtbeschwingte Anapäste, wieder andere, die namentlich durch unrein etwas flügellahm sind.

Nach dieser Probe müssen wir in Julius schätzbares, künstlerisch strebendes Talent begr aber jetzt erst im Durchbruch begriffen ist un noch vor dem Spiegel der Platen'schen Muse lette macht. Man kann von Platen lernen, muß sich auch von ihm emancipiren. Hoffen dies dem Dichter, bei Wahrung des bereits Adels der Form, bald in einer nicht wieder teratur zurückgehenden Dichtung gelingen möge

Rudolf

Unterhaltungslektüre.

(Beschluß aus Nr. 5.)

3. Niko Veliki. Von der Baronin von Reinsbe Düringsfeld). Leipzig, Bergson-Sonenberg. 10 Ngr.

Eine fade und langweilige Erzählung! Ei ratheter Herr — ein Adelicher und obendrein ei Illyrien — macht in der Nacht auf der Eise schen Verviers und Lüttich, während der Sch Locomotive platzt, Bekanntschaft mit einem j paar. Der Gemahl, Adolf N., ist zufällig und sogar auch ein Graf, aber aus Estland, tet, höflich und liebenswürdig"; seine Gattin sich aus Amerika geholt. Wir dürfen also, Amerika keinen Adel gibt, voraussetzen, daß eine Bürgerliche ist. Der illyrische Graf — heißt er — „ließ das Fenster, das neben ihm unter und blickte heraus". Dann beginnt er Reisegefährten in einem „entschieden" fremden französische Unterhaltung; sie werden, da weit fahr vorhanden ist und der Zug sich wiede gung setzt, immer heiterer und lebhafter, bi „entschieden" gebrochen ist. Der Graf Adolf fort nach seiner Ankunft in Brüssel die „Mi folgenden Tage bekommt die Gräfin die „Mig beiden Grafen besuchen dann das Hubertustho Niko Veliki, der schöne illyrische Graf, den g hindurch gähnt, „als wollte er sich die Kin renken". Er hätte nur das Theater besuchen k „er liebte dasselbe entschieden nicht". Nachde das langweilige, blasirte Kleeblatt von sein etwas erholt hat, verliebt sich der illyrische G Reisegefährtin bis über beide Ohren. Hulda schen dem Hofe vorgestellt werden, und natürl es, denn der Wille einer gräflichen Frau muß

König heilig sein. Die Frau Baronin von Reinsberg lehrt uns nämlich, daß eine Frau entweder nur befehlen oder gehorchen kann. „Die Frau soll über oder unter dem Manne stehen; sie soll seine Sklavin oder Herrscherin sein.“ Natürlich, wenn die Frau neben dem Manne stände — das wäre doch gar zu bürgerlich! Doch weiter in unserer Geschichte! Auf dem königlichen Balle, der nicht fehlen durfte, lernt der illyrische Graf eine schöne Oesterreicherin kennen (in Oesterreich nämlich findet sich die Schönheit in der Aristokratie noch, während sie „beinahe überall von der Aristokratie zu dem Bürgerstande oder zu dem Volke herabgestiegen ist“). Die schöne Oesterreicherin macht den schönen illyrischen Grafen mit einer „reizenden“ Ungarin — sie ist gleich der Verfasserin auch eine Baronin — bekannt. Später macht Niko ihr seine Aufwartung und lernt daselbst die „liebenswürdige“ Julie von Z., wiederum eine Gräfin, kennen, deren siebzehnjährige Tochter Tony dem Grafen so sehr gefällt, daß er ihr fortan den Hof macht und den Frieden ihres jungfräulichen Herzens raubt. Plötzlich fällt es ihm ein, daß er die Gräfin Hulda doch mehr liebt; er reißt sich von Tony los, oder besser gesagt, er stößt die Liebende und Vertrauensvolle von sich ab, entdeckt Hulda in Gegenwart ihres Mannes seine Liebe und eilt in seine Heimat zurück, nachdem er zuvor noch die Industrieausstellung in Paris besucht hat. Dies ist die Geschichte von Niko Veliki. Daß die Baronin von Reinsberg auch sehr incorrect schreibt, daß sie ferner die Interpunktion entschieden vernachlässigt, Physiologie mit Psychologie verwechselt, präsentirt mit repräsentirt, zärtlich mit verzärtelt, manches höchst unnütze Fremdwort gebraucht und daß das ganze Buch von Druckfehlern (wir wollen sie wenigstens für solche ansehen) wimmelt, sei noch nebenbei bemerkt.

4. Den Frieden finden. Novelle von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Bromberg, Levit. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ein großer Abstand im Vergleich zu „Niko Veliki“! Ein Abstand wie Nacht und Tag! Diese Erzählung, die wir aus voller Ueberzeugung jedem warm empfehlen können, zeichnet sich sowol durch ihre echt novellenartige Anlage, als auch durch die ganze Ausführung aus. Ohne auf Irrwege zu gerathen, spinnt die Verfasserin in consequenter Weise den Faden ihrer Erzählung in tadelloser Form weiter und weiter, bis er sich auf die einfachste und natürlichste Weise von der Welt abwickelt, gerade so wie es das ästhetische und moralische Gefühl verlangt. Die Nemesis ereilt die Schuldigen, und die drei weiblichen Herzen, deren Leid und Kampf psychologisch wahr und mit richtigen Farben von der Verfasserin geschildert ist, sind in die Pforten eingetreten, wo jedes von ihnen in seiner Weise den Frieden finden kann: das schuldige durch den erhabenen Trost des Christenthums in Ausübung guter Werke, das stolze auf den Sonnenhöhen der Kunst, das letzte in einer neuen, zu echtem häuslichen Glück führenden Liebe“. Wir haben selten — wir möchten sagen noch nie — eine so vorzügliche Novelle von weiblicher Hand gelesen. Wir haben nur zwei kleine Erinnerungen hinzuzufügen. Die Verfasserin irrt sich, wenn sie das Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!“ für das neunte hält; es ist vielmehr das zehnte; auch möchte sie sich in Hamburg wol vergeblich nach der „belgischen Eisenbahn“ umsehen! Daß man von Hamburg nach Belgien gelangen kann, stellen wir nicht in Abrede, indeß könnte dies mittels der Eisenbahn doch nur auf einem bedeutenden Umwege geschehen.

5. Unterm Verhängniß. Ein Lebensbild von Julius Mühlfeld. Zwei Bände. Leipzig, Coldiz. 1864. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Tendenzroman, wie der Verfasser deren schon mehrere veröffentlicht hat und welcher zuerst in dem Feuilleton der leipziger „Mitteldeutschen Volkszeitung“ erschien. Der Inhalt ist in kurzen Worten folgender: Rudolf Buchholz, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der aber durch Unglücksfälle und falsche Speculationen an den Rand des Verderbens gebracht wurde und, um der Schmach eines Fallissements zu entgehen, sich selbst entleibte, studirt die Rechte. Eine stille Liebe in der neuen Heimat seiner Mutter, wohin dieselbe sich nach dem Tode ihres Mannes gewandt, gibt ihm Muth und Ausdauer zu dem ihm keineswegs zusagenden Studium. Eine Sängerin, eine blendende Erscheinung und Kebsweib eines Fürsten, wirkt so mächtig auf seine Phantasie und sein poetisches Gemüth, daß seine Jugendliebe dadurch momentan in den Hintergrund gedrängt wird und er infolge einer spöttelnden Bemerkung eines seiner Studiengenossen sich zum Ritter der schönen Dame aufwirft und sich für sie schlägt. Die Folge davon ist seine Relegation von der Universität. Nunmehr folgt er seinem innern Drange — er will sich zum Schriftsteller ausbilden, und findet auch bald ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit. Ein speculativer Buchhändler einer entfernten Stadt gewinnt ihn als zweiten Redacteur eines neugegründeten demokratischen Blattes „Blitz“, dessen technischer Redacteur, ein Factor Kitt, ebenso gesinnungslos ist wie der Buchhändler Edelreich. Beide belachen im stillen sein ideales Streben und seine edle Begeisterung für seine segensreiche Wirksamkeit und die Sache des Volks, und beuten sein Genie praktisch für sich aus. Er ist ihnen bald gänzlich unentbehrlich geworden, weil seine politischen Artikel sowol, wie sein Tendenzroman: „Der Weltpriester“, ihn zum Liebling des der demokratischen Richtung angehörenden Publikums gemacht haben.

Auf einer Reise zu seiner Mutter hält er um die Hand seiner Jugendgeliebten bei dem Vater derselben an. Dieser, ein königlicher Beamter, ein pietistischer Steuerrendant, weist ihn als einen verlorenen und verdorbenen Menschen, aus dem nichts „Ehrliches“, sondern ein Literat geworden sei, der revolutionäre Bücher schreibt, mit barschen Worten ab. Die gehorsame Tochter des Philisters zeigt ihm darauf schriftlich an, daß des Vaters Wille auch der ihrige sein müsse. Kurze Zeit darauf findet er Gelegenheit, die reizende Primadonna, welche des Fürsten überdrüßig ist, aufs neue zu bewundern. Seine alte Leidenschaft für sie erwacht mit neuer Glut. Er eilt noch

an demselben Abend zu ihr ins Hôtel de Pologne. „In arglosem Entzücken nahte er seinem Verhängniß und beugte verehrend sein Knie vor dem schönen Dämon, in dessen Zauberkreis er nun unlösbar gebannt war.“ Sie wird seine Gattin. Eine bald darauf ausbrechende Volkserhebung führt ihn auf die Barrikade und — ins Zuchthaus, wo er nach dem Richterspruch 20 Jahre zu verweilen hat. Sein Quälgeist wird hier ein pietistischer Onkel, der die Stelle eines Gefangenwärters bekommen hat. Des unglücklichen Sträflings Frau wird inzwischen von einem Knaben entbunden, verliert aber ihre schöne Stimme, deren Verwerthung sie in ihrer schrecklichen Lage als letztes Zufluchtsmittel ihres Unterhalts in Aussicht genommen. Sie weiß sich mit Hülfe einer alten Bühnenfreundin dem Fürsten wieder zu nähern, der entzückt ist, die solange von ihm vergebens Gesuchte wieder sein nennen zu können.

Buchholz wird bei einem Regierungswechsel begnadigt. Er eilt zu seiner Mutter — sie ist eben in Armuth und Elend verschieden, seine Jugendgeliebte aber begegnet ihm am Arme ihres jungen Gatten, eines Steuerbeamten. Er reist eiligst wieder ab und begibt sich in seinen frühern Wohnort, um seine Frau und sein Kind zu begrüßen. Entsetzen erfaßt ihn bei der Nachricht, daß jene wieder bei dem Fürsten lebe. Um sich die Reisekosten nach der Residenz verschaffen zu können, sucht er bei seinem ehemaligen Verleger Edelreich einen im Gefängniß verfaßten Roman zu verkaufen, doch Edelreich ist nach der Schweiz ausgewandert und sein Nachfolger im Geschäft, der ehemalige Redacteur Dr. Kitt, weist sein Anerbieten von der Hand, weil er dem herrschenden Geiste der Reaction Rechnung tragend, nur in pietistischer Literatur macht. Buchholz, der seinen Roman noch unter den Eindrücken der Revolution verfaßt hat, findet keinen Verleger für denselben. Darauf versorgt ihn seine ehemalige Wirthin mit etwas Reisegeld und er kommt endlich in der Residenz an. Er eilt zu seinem treulosen Weibe Ludmilla ins Schloß, von der er mit einer eisigen Kälte empfangen wird. „Sollte ich mich etwa wehrlos vom Hunger erwürgen lassen?“ erwidert sie auf seine Vorwürfe; „während du deine Thorheiten im Zuchthause hüßtest?“ Er fragt, ob das zu ihren Füßen spielende Kind das seinige sei. Nein, es ist ihr mit dem Prinzen erzeugtes Kind. Das seinige ist bei fremden Leuten. Auf seine Bemerkung, daß er sie verlassen und ihr nie wieder lästig fallen wolle, wenn sie ihm sein Kind überläßt, schreibt sie ihm einige Zeilen. Im Besitz derselben eilt er fort, holt sich sein Kind und geht nach der Schweiz, wo er bei dem gleichfalls dorthin ausgewanderten Buchhändler Edelreich als literarischer Tagelöhner ein kümmerliches Dasein fristet. Von Morgen bis Abend im Joche und mit Arbeiten beschäftigt, die seinen Geist nicht ausfüllen, fühlt er sich bald an Geist und Körper gebrochen und endet wie sein Vater — als Selbstmörder, seinen Sohn als Vermächtniß einer befreundeten Familie zurücklassend.

Die Diction des Romans ist schwungvoll, wie wir dieselbe bei Mühlfeld nicht anders gewohnt sind, die Einheit der Handlung ist gewahrt, aber wir vermissen die Versöhnung. Nimmermehr hätte er der Reaction den Triumph gönnen müssen, daß ein Geist wie der seines Helden durch ihre Keulenschläge vernichtet wurde, und nimmermehr hätte er dem Verhängniß eine so unbegrenzte Macht über den festen, ernsten, menschlichen Willen einräumen sollen. Die Schicksalsromane sind ebenso verwerflich wie die Schicksalstragödien.

6. Turnerfeindinnen. Erinnerungsblätter an das dritte deutsche Turnfest in Leipzig. Von A. Mercker. Wien, Schönwerk. 1864. Gr. 16. 15 Ngr.

Ein kleines allerliebstes, mit wohlthuendem Humor geschriebenes Büchelchen, welches den Zweck zu haben scheint, uns an einigen concreten Fällen, nämlich an dem Faden zweier sich befriedigend abwickelnden Liebschaften zwischen zwei fremden Turnern und zwei schönen Leipzigerinnen, die aus Turnerfeindinnen gar bald in Turnerfreundinnen verwandelt werden, uns all die gesehenen und genossenen Herrlichkeiten dieses schönen deutschen Festes noch einmal vorzuführen. Wer dasselbe selbst miterlebt hat, wird durch dieses Buch auf das lebhafteste wieder an jene unvergeßlichen Stunden erinnert, und dem Nichttheilnehmer verleiht es ein ziemlich getreues Bild derselben. Wir empfehlen es daher beiden Theilen und ebenso auch allen Turnerfreunden und Turnerfeinden.

Wilhelm Andreä.

Eine neue Gesundheitslehre.

Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Für alle Stände bearbeitet von Karl Pistor. In vier Bänden. Erster und zweiter Band. Leipzig, Voigt und Günther. 1864. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das ist ein gutes Buch. Wir haben es mit großem Interesse gelesen und erfüllen gern die Pflicht, dasselbe warm und nachdrucksvoll zu empfehlen. Es enthält einen reichen Schatz von Belehrungen, mit denen sich jeder Gebildete vertraut zu machen suchen sollte, und gibt das Ganze in einer so einfachen, klaren Darstellung, daß es ganz die Eigenschaft einer guten Hauslektüre für das gebildete deutsche Volk besitzt.

Unsere Literatur ist wahrlich nicht arm zu nennen, wenn es sich um die populären Schriften medicinischen Inhalts handelt, auch wissen wir, daß darunter sehr viel Ausgezeichnetes enthalten ist. Daher war es dem vorliegenden Werke nicht leicht gemacht, sich eine besondere Beachtung zu erringen. Wenn dies nun doch geschehen ist, so liegt der Grund dazu viel weniger in dem dargebrachten Stoffe selbst, als in der geschickten Bearbeitung und ansprechenden Vorführung desselben. Der Verfasser kennt seinen Leserkreis und versteht es vollkommen, diesen geistig zu fesseln und zu befriedigen. Er verfolgt jedes Thema mit der gemüthlichen Ruhe, Gründlichkeit und Sicherheit, mit dem durch vielfache Erfahrung gereiften Urtheil und Scharfblick eines gewissenhaften denkenden Arztes; er ist überhaupt ganz der Doctor, den eine gebildete Familie gern hat und dem sie unbedingtes Ver-

trauen schenkt. Aber, wie sehr ihm auch die Eigenschaften eines tüchtigen Hausarztes eigen sind, so ist er doch wieder weit davon entfernt, daran zu denken, daß sein Buch den Arzt ersetzen oder gar überflüssig machen solle, im Gegentheil weist er überall und sehr entschieden darauf hin, daß er die Familie nur insofern belehren will, als eine Einsicht in die Gesundheit und Krankheit des Menschen allgemein wünschenswerth erscheinen muß. So bringt der Verfasser ein besseres Verständniß zu Stande zwischen dem Arzt und den Familien, denen er mit Rath und That zur Seite stehen soll, und er bespricht gerade das mit größerer Ausführlichkeit, was für alle paßt, und was alle gern von ihrem Arzte hören möchten, wozu dieser aber nicht immer die erforderliche Zeit, oder die passende Ruhe und innere Aufforderung besitzt. Und man sollte denken, daß seine Arbeit auch allen strebsamen Aerzten eine sehr willkommene Erscheinung sein dürfte, weil ihre Dienstleistung viel besser verstanden und gewürdigt werden kann, wenn die Familie auch in medicinischer Hinsicht auf einer Bildungsstufe steht, welche das Verständniß zwischen beiden Theilen leicht macht.

Der Verfasser sucht eigentlich zwei Zwecke zu erreichen. Er will erstens eine allgemein faßliche Belehrung über die wahren oder wahrscheinlichen Ursachen der Krankheiten geben; dann will er aber auch zweitens auf die Mittel hinweisen, welche zur Erreichung und Erhaltung der Gesundheit vorzugsweise oder ausschließlich ihre Anwendung finden. Hätte er für die Männer von Fach geschrieben, so würde sein Werk eine allgemeine Aetiologie und Hygieine gewesen sein; da er aber für das gebildete große Publikum schreibt, so war es auch nöthig, seinem Werke einen hierzu passenden populären Titel zu geben. Eine solche Belehrung, wie sie das vorliegende Buch bringt, sollte in allen Schichten des Volks eine recht gesunde und tiefe Wurzel fassen. Sie ist ganz dazu geeignet, dem wahren Wohle des Menschen zu dienen. Dem Buche liegen daher auch höhere Humanitätsabsichten zu Grunde und man kann also auch in dieser Hinsicht wünschen, daß es viel gelesen und beherzigt werden möchte.

Das ganze Werk soll aus vier Bänden bestehen, wovon uns vorläufig die beiden ersten vorliegen. Nach dem in übersichtlicher Kürze gegebenen Inhaltsverzeichniß ist das Material, welches in dem Ganzen zur Darstellung kommt, ein sehr umfangreiches, und da möchte zur praktischern Verwerthung des Werks wol nöthig werden, daß dasselbe am Schlusse ein sehr specielles alphabetisches Register besäße, wodurch es auch als Handwörterbuch der Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen benutzt werden könnte.

Die vorliegenden beiden ersten Bände handeln in fünf Abschnitten über erbliche Krankheiten, über Erziehung, über das Geschlechtsleben, über Nahrungs- und Genußmittel, und über Gifte. Die beiden noch zu erwartenden Bände sollen in 11 Abschnitten folgende Gegenstände besprechen: Contagien und Miasmen, ansteckende Krankheiten, Seuchen, Parasiten, Hautpflege, Bekleidung, Wohnung und Wohnplätze, Witterungseinflüsse, Klima, Beschäftigung, Nervenleben, Charlatanerie und Geheimmittel, Tod, Scheintod, Schluß.

Wir wollen nun den Inhalt der vorliegenden beiden Bände näher ins Auge fassen. Ueber die Vererbung mancher Krankheiten und Unvollkommenheiten im menschlichen Körper bringt der Verfasser zunächst ein allgemein einleitendes Wort und geht dann besonders ein auf die Lungenschwindsucht, Skrofeln, Syphilis, Epilepsie, Geisteskrankheiten, Selbstmord, Taubstummheit, Krebs, Nervenleiden, Hautkrankheiten, Misbildungen, Gicht, Krankheiten der Haare und Zähne u. s. w. Schon dies bloße Aufzählen der zur Besprechung kommenden Gegenstände reiz jeden gebildeten Denker, dem Verfasser zu folgen, der dann aber auch von seiner Seite es nicht an den erforderlichen Mitteln der lebendigen Anschauung fehlen läßt. So erzählt er z. B. über die Taubstummheit, daß sie auf Erden viel verbreiteter sei, als man es für den ersten Augenblick für möglich halten sollte. Auf 1540 Menschen kommt durchschnittlich ein Taubstummer. In gebirgigen Gegenden kommt die Krankheit viel häufiger vor, als in den Flachländern. Mehr als zwei Drittel der Taubstummen haben ihr Leiden mit auf die Welt gebracht. Taubstumme oder auch nur harthörige Aeltern erzeugen leicht taubstumme Kinder. Das Leiden selbst schildert der Verfasser mit ergreifenden Farben und weiß seine Erfahrungen noch durch diejenigen anderer Aerzte zu unterstützen. Wir theilen von den vielen interessanten Beispielen nur eins mit, das der Verfasser der Bernhardi'schen „Zeitschrift für wissenschaftliche Therapie" entnommen hat:

Kürzlich wurde mir ein sonst gesunder und kräftiger Bauerbursche Namens K. zugeführt, der von Natur taubstumm, seit längerer Zeit auch in Gefahr ist, durch eine Augenentzündung des Sehvermögens beraubt zu werden. Bei Uebernahme seiner Behandlung nun ermittelte ich folgende Familienverhältnisse. Die Mutter des K. ist taubstumm, stammt zwar von gesunden Aeltern, hat aber noch einen gleichfalls taubstummen Bruder; zwei Schwestern derselben waren mit Gehör und Sprache begabt, lebten aber zur Zeit nicht mehr. Der Vater des K. verheirathete sich anfänglich mit der ältesten dieser Schwestern; er erzeugte mit ihr zwei gesunde Kinder, von denen er bereits Enkel gleichfalls ohne diesen Fehler besitzt. Diese Frau starb ihm und auf Zureden seiner Schwiegermutter heirathete er — wahrscheinlich aus bäuerisch-politischen Motiven — die taubstumme Schwester seiner verstorbenen Frau. Soviel sich hat erfragen lassen, scheint das Betragen und die Führung dieser während ihres ledigen Standes nicht auffallend gewesen zu sein. Dies änderte sich aber in der Ehe sehr bedauerlich. Das Weib zeigte, daß sie nicht über den thierisch-instinctiven Standpunkt hinaus cultivirt war. Leidenschaften, denen sie sich früher nur deshalb wahrscheinlich nicht hingegeben hatte, weil ihr keine Gelegenheit geboten war, die betreffenden Genüsse kennen zu lernen, bemächtigten sich ihrer in dem Grade, daß sie nicht allein die ihr obliegende Pflicht ehelicher Treue rücksichtslos ignorirte, sondern dem Geschlechtsgenusse gleich einem brünstigen Thiere in einer die öffentliche Sittlichkeit schamlos verletzenden Weise nachjagte. Jede ihr in den Weg kommende Mannsperson wurde Gegenstand ihrer Inclination, jedem durch das Dorf ziehenden Handwerksburschen lief sie in gleicher, durch hinreichend verständliche Gesten kundgebender Absicht nach. Dabei ergab sie sich dem Trunk und vernachlässigte ihr Hauswesen auf die liederlichste Weise. Diese traurigen Verhältnisse gaben hinreichend Grund

zur Trennung dieser unverständigen Ehe. Dieselbe erfolgte jedoch erst nach einer Reihe von Jahren, während welcher die K. sechs Kinder geboren hatte. Sie selbst fand Aufnahme in einem Arbeitshause, wo sie noch lebt. Mit den Kindern der taubstummen K. verhielt es sich nun wie folgt: das älteste Kind, eine Tochter, war taubstumm, das zweite dagegen, gleichfalls ein Mädchen, ist gesund, das dritte ist der wegen einer Augenentzündung in meine Behandlung gekommene Sohn, ihm folgte als viertes Kind eine gesunde Tochter, dieser eine taubstumme, und ein sechstes Kind war todt geboren.

So wurde durch die Verheirathung einer Taubstummen ihr Leiden dreifach vererbt. Durch solche Thatsache, welche wahrlich nicht als ein vereinzeltes Beispiel angesehen werden kann, gelangt man mit dem Verfasser zu der Ueberzeugung, daß es vom Standpunkte der Gesetzgebung wol der sorgfältigsten Prüfung werth sei, ob die Verehelichung Taubstummer nicht für ungesund zu halten und gesetzlich zu wehren sei. Die Einrede, daß hierdurch dem Rechte der menschlichen Freiheit nicht gehörig Rechnung getragen werde, ist allerdings wichtig; aber was kann man von einer solchen idealen Anschauung der persönlichen Freiheit anders als Trugbilder erwarten, welche für das wirkliche Wohl der Menschen gar keinen vernünftigen Halt haben. Man erkennt es klar, daß hier und in vielen andern damit verwandten Punkten, mehr geschehen müsse, als ein Abfertigen durch abstracte schöne Redensarten. Wir können es nicht anders als ein wichtiges Verdienst des Verfassers anerkennen, daß er diese Gelegenheit wahrnimmt, auch überhaupt ein Urtheil über die gesetzliche Zulässigkeit der Ehe vom Standpunkte der Gesundheit auszusprechen. Es geht hierbei noch vieles nach dem alten Schlendrian und nach trügerischen Humanitätsrücksichten, welche der wahren Humanität schroff und hart entgegenarbeiten.

Im zweiten Abschnitt wird die Erziehung des Menschen einer ebenso vernünftigen Prüfung unterworfen. Der Verfasser weist mit Nachdruck auf das viele Gute und selbst Vortreffliche hin, was unsere heutige geistige Entwickelung des Menschen bewirkt hat, aber er verliert dabei auch die beklagenswerthen Verkehrtheiten nicht aus dem Auge. Er sagt dabei mit ganz entschiedener Freimüthigkeit Wahrheiten, von denen man wünschen muß, daß sie nicht unbeachtet bleiben möchten. Wir wollen nur einiges herausheben:

Es ist überhaupt ein großer Fehler in einem Staate, wenn das öffentliche Unterrichtswesen auf den höhern Bildungsanstalten vorzugsweise nur Philologen zur Leitung und Einrichtung anvertraut wird. Die Staatsärzte sollten dabei eine umfangreiche Mitwirkung haben. Man sehe jetzt einmal einen Studien- oder Stundenplan einer gelehrten Vorbereitungsschule, eines Gymnasiums oder Lyceums an. Von 8—12 Uhr in der Schule sitzen; kaum Zeit, das Mittagsmahl mit dem der Jugend eigenen Heißhunger zu verschlingen, dann noch schnell etwas auswendig lernen für den Nachmittagsunterricht, Von 2—4 Uhr wieder in der Schule sitzen; jetzt schnell nach Hause, damit der etwas schwächere oder auch der nach weiterer Ausbildung strebende Schüler dem Privatunterricht in den Fachgegenständen, in der Musik beiwohnen kann. Dann geht es an das Abschreiben der Hefte, an die Aufgaben für den folgenden Tag. Ist das Abendessen vorüber, so muß noch vorbereitet, dieses oder jenes einstudirt oder memorirt werden. Ohne eine wahrhaft freie Erholungsstunde, ohne eine auch nur kärgliche oder doch unentbehrliche Bewegung in freier Luft mit Ruhe des Geistes genossen zu haben, legt sich der fleißige Schüler ins Bett und erquickt durch den Schlaf weder Körper noch Geist. Das heißt doch gewiß nichts anderes als den Menschen methodisch siech und krank machen! Und die Folgen dieses gesundheitswidrigen Unterrichts will man dann den Sommer über durch einige Turnübungen, bei welchen aus der langen Ruhe des Körpers plötzlich zu heftigen Körperbewegungen übergegangen wird, die manchmal eher eine Ermüdung und Erhitzung, als eine Erholung zu nennen sind, wieder ausgleichen! Was doch der Scharfsinn unserer Pädagogen nicht alles erfindet oder erspäht! Und die Ferienzeit soll auch wieder das Ihrige zur Ausgleichung beitragen! Es muß einer der ersten und wichtigsten Grundsätze in der Erziehungskunst sein, Körper und Geist gleichmäßig und gleichförmig auszubilden. Die Einwirkung zur Entwickelung der körperlichen und geistigen Anlagen muß daher nicht einmal eine zu große und dann wieder eine zu schwache sein, sondern sich in anhaltender Gleichförmigkeit bewegen. Damit dies aber möglich sei, vermindere man das Material, welches man den jungen Leuten auf den Gymnasien einzutrichtern bestrebt ist; man wird dann neben einem gesunden Körper doch tüchtige, selbständige Geister bilden können. Namentlich mäßige man das zu weit ausgedehnte, alle Geisteskraft lähmende Studium der alten Sprachen und verlasse einmal den irrigen Wahn, welchen täglich vorkommende Fälle genügend widerlegen, daß man ausschließlich nur durch die Philologie in die Theologie, Jurisprudenz, Medicin gelangen und ein tüchtiger, praktischer Mensch werden könne.

Der Verfasser berührt hier ein Streitfeld der allerempfindlichsten Art, worauf schon ein volles Jahrhundert für und wider gekämpft worden ist, ohne befriedigenden Erfolg gegeben zu haben. Die Sache nimmt vielleicht einen bessern Fortgang, wenn von den Fachmännern der Sanität entschiedene Einrede gethan wird, und auch auf ihren Rath Gewicht zu legen ist bei der Reorganisation unsers gesammten Schulwesens, wozu wir natürlich die Universität mit hinzurechnen. Diesen letzten Punkt faßt der Verfasser ganz besonders ins Auge; er deckt mit Muth alle dunkeln und faulen Partien auf, und zeigt, wie überall der widerwärtige Zopf der frühern Jahrhunderte sitzen geblieben ist; er macht auch Vorschläge zur Reorganisation, aber man wird sie wahrscheinlich überhören und unbeachtet lassen, wie alle ähnlichen, die schon früher gemacht worden sind. Es fällt sehr schwer, hier durchgreifend zu bessern; mit kleinen unwesentlichen Abänderungen glaubte man das Uebel schon von Grund aus geheilt zu haben, und gab sich der Hoffnung hin, als wäre damit den Schreiern genuggethan, denn mehr als unbegründetes Geschrei läge doch eigentlich in der Sache nicht. Die Hülfe ist hier sehr schwer zu erwarten, weil sie nicht von außen oder doch wenigstens nicht von unparteiischer Seite herbeigeschafft werden kann. Den körperlichen Bewegungen redet der Verfasser sehr natürlich ganz entschieden das Wort.

Ueber das Geschlechtsleben gibt der Verfasser nur kurze, aber sehr wichtige Notizen; auch behandelt er die ganze Sache mit rücksichtsvoller Delicatesse, worüber wir ihn nur loben können, weil gerade hierbei durch plattes Eingehen mehr geschadet als genützt wird. In dieser Hinsicht stellt der Verfasser die Lektüre des „Persönlichen Schutzes“ und anderer schlechten Bücher als ein

warnendes Beispiel zur offenen Anschauung. Wir können ihm nur beipflichten.

Der Abschnitt über die Nahrungsmittel und Genußmittel ist der umfangreichste von allen; er ist aber auch mit großer belehrender Gründlichkeit abgefaßt, und beide Bände nehmen daran theil und besitzen darin ihren wichtigsten Kernpunkt. Es hält aber schwer, daraus Mittheilungen machen zu können, welche die einzuhaltenden Grenzen nicht überschreiten. Erwähnen wollen wir nur die Wirkung des Cocakauens, wie sie Mantegazza an sich in Erfahrung gebracht hat. Der Verfasser erzählt:

Nachdem derselbe eine Drachme gekaut hatte, bemerkte er vermehrte Speichelabsonderung und empfand im Munde einen anfangs bitterlichen, später aromatischen Geschmack, im Magen das Gefühl von Wohlbehagen, wie nach einer mit gutem Appetit verzehrten frugalen Mahlzeit. Nach einer zweiten und dritten Dosis zeigte sich ein leichtes Brennen in der Mund- und Rachenhöhle, der Durst vermehrte sich und die Verdauung schien rascher vor sich zu gehen. Nachdem er das Kauen mehrere Tage lang fortgesetzt hatte, sah er bei sich und bei andern Personen, welche sich ebenfalls zum Kauen verstanden hatten, umschriebene, der Kleienflechte ähnliche Hautausschläge, und hier und da zeigte sich ein nicht unangenehmes Prickeln und Jucken der Haut. Auch mit dem wässerigen Aufgusse stellte er Versuche an sich an. Nachdem er einen solchen getrunken, beobachtete er eine bedeutende Beschleunigung des Pulses, eine weit bedeutendere als die, welche der Aufnahme von Kaffee, Thee und Spirituosen zu folgen pflegt. Ein Aufguß, der aus drei Drachmen der Blätter bestand, verursachte bald, nachdem er eingenommen war, eine fieberhafte Aufregung; der Puls stieg von 70 auf 134 Schläge in der Minute; Herzklopfen, Schwindel, Funkensehen, Kopfschmerz traten ein, es zeigte sich ein eigenthümliches Rauschen im Ohr, das Bestreben, das Freie zu suchen, ein Gefühl von vermehrter Kraft und der Drang zum Arbeiten. Trotz dieses aufgeregten Zustandes konnte er ganz geläufig lesen und schreiben. Ein aus vier Drachmen bereiteter Aufguß bewirkte ein eigenthümliches, nicht näher zu beschreibendes Gefühl, welches ihn von der ganzen Außenwelt isolirte, und es zeigte sich eine so unwiderstehliche Neigung zu Kraftäußerungen, daß er, obgleich kein Freund mehr vom Turnen, mit der Behendigkeit und Sicherheit einer Katze auf den Schreibtisch sprang, ohne die daraufstehenden zerbrechlichen Dinge im geringsten zu beschädigen, alsdann trat bei stets klarem Bewußtsein eine Art Erstarrung mit dem Gefühl des glücklichsten Wohlbehagens und mit dem Wunsche ein, einen ganzen Tag hindurch nicht die geringste Bewegung zu machen. Schließlich erschien ein lang andauernder, von bizarren, schnell wechselnden Träumen begleiteter Schlaf, welcher indessen keinerlei Mattigkeitsgefühl und ähnliche Unannehmlichkeiten im Gefolge hatte. Je mehr Blätter er zum Aufguß gebrauchte (er brachte es bis auf 18 Drachmen des Tags), desto länger und stärker waren die beschriebenen Erscheinungen. Aber wenige Stunden Schlaf restaurirten den kühnen Experimentator vollkommen und eine nach vierzigstündiger Nüchternheit eingenommene Mahlzeit wurde vortrefflich verdaut.

Die Erfahrungen, welche Pöppig und Wedell in dieser Hinsicht gemacht haben, ergeben kein so günstiges Resultat; dagegen redet Tschudi der Sache sehr das Wort. Er meint, daß ein mäßiger Genuß der Coca nicht allein unschädlich sei, sondern die Gesundheit sogar wesentlich fördere. Es fehle nicht an zahlreichen Beispielen eines hohen Lebensalters der Indianer, welche seit ihrem Knabenalter täglich dreimal ihre Portion Coca gekaut hatten. Ein Alter von 130 Jahren ist unter ihnen gar nichts Ungewöhnliches. Der Verfasser ist sogar der Meinung, daß die Coca ähnlich wie Wein, Kaffee und Thee heilsam auf die Gesundheit des Menschen einwirken könne, daß sie durch die Verminderung des Stoffwechsels den Körper schone und ihn befähige, bei karger Nahrung doch große Strapazen zu ertragen. Das Trinken des Cocathees beseitigt alle Beläſtigung des Athmens bei dem Bergsteigen, wovon sich Tschudi durch den unmittelbaren Versuch mehrmals überzeugt hat. Noch eifriger redet der Jesuit Don Antonio Julian der Coca das Wort, und wünscht nichts sehnlicher, als daß dieselbe in Europa einheimisch werden möchte; den Armen wäre nicht besser zu helfen, da es kein besseres Präservativ gegen Hunger und Durst gäbe.

Der letzte Abschnitt handelt von den Giften des Pflanzenreichs, Mineralreichs und des Thierreichs. Er ist nicht sehr umfangreich, berührt aber doch ziemlich alle wesentlichen Punkte der Toxikologie. Wir wollen nur etwas davon zur Mittheilung bringen und wählen ein Wort über das Gift im Mutterkorn:

Das Mutterkorn befördert bei der Geburt die Wehen und hat von dieser Eigenschaft den Namen. Man gibt zu diesem Zweck 2—10 Gran. Größere Gaben können folgende Vergiftungserscheinungen veranlassen: einen entzündlichen Zustand der Verdauungsorgane mit Würgen, Erbrechen, heftigen Schmerz im Unterleibe, verbunden mit Speichelfluß und Heißhunger, und eine krankhafte Affection des Nervensystems, welches in einem gelinden Kribbeln und Gefühl von Ameisenlaufen, in Lähmung und Krampf, Zuckungen, Starrkrampf, Blödsinn, Melancholie, Tobsucht und bei gänzlich gesunkenem Nervenein-fluß in brandigem Absterben, in Verdorren und Abfallen der Gliedmaßen, in dem sogenannten trockenen Brande besteht. Brech- und Abführungsmittel zeitig angewendet, hierauf schleimige und ölige Substanzen und dann zur Belebung der unterdrückten Thätigkeit der Nerven flüchtige, reizende Mittel, wie Kampher, Aether, machen die Behandlung aus.

Zum Schlusse des zweiten Bandes gibt der Verfasser noch ein kurzes historisches Wort über die Giftlehre, wobei er vorzugsweise Marx' geschichtliche Darstellung der Giftlehre zu Grunde legt. Die meisten Giftmorde kamen im Mittelalter vor, wo die Heilkunde noch ausschließlich in der Hand der Mönche war. Der erste Arzt, welcher es gewagt hat, die Gifte als Heilmittel zu verwenden, war Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, der vielfach verleumdet worden und erst neuerdings als ein Mann von wirklich großen Verdiensten erkannt worden ist.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden sehr häufig Versuche über die Wirkungen der Gifte an Verbrechern, an Hunden und an andern Thieren angestellt. Manche hohe Personen, z. B. Kaiser Ferdinand I. und Fürst Wilhelm von Hessen, gaben sich diesem Studium mit vielem Eifer hin. Die Zahl der Giftmorde nahm in dieser Zeit zu. Im 17. und 18. Jahrhundert beschäftigten sich die Naturforscher und Aerzte immer mehr mit den Giften und brachten diese Lehre allmählich auf die Stufe, auf welcher sie jetzt steht.

Aus der Zeit des 17. Jahrhunderts stammt auch der vielberufene Gifttrank Aqua-Tofana. Die Erfinderin soll die Sicilianerin Tofana gewesen sein, die zuerst in Palermo lebte, dann wegen obrigkeitlicher Verfolgung nach Neapel flüchtete. Hier trieb sie ihren Gifthandel lange Jahre mit grausigem Erfolge. Sie verkaufte ihren Trank

meistens an junge Frauen, welche sich von ihren Männern befreien wollten, um eine bessere Wahl treffen zu können.

Sie nannte es Manna des heiligen Nikolaus von Bari, da der Aberglaube unter dem Volke herrschte, daß aus dem Grabe dieses Heiligen ein für sehr viele Krankheiten wunderbares Oel hervorfließe. Nachdem durch diesen Trank mehrere hundert Menschen den Tod gefunden hatten, wurde die Giftmischerin im Jahre 1709 eingezogen, gefoltert und erdrosselt. Nach andern Angaben hat sie jedoch noch 1730 im Kerker gelebt. Die Aqua-Tofana soll ein klares Wasser ohne Geschmack, ohne Geruch und ohne Farbe gewesen sein; fünf, höchstens sechs Tropfen reichten hin, den Tod herbeizuführen, welcher langsam, ohne Schmerzen, ohne Entzündung, ohne Zuckungen und ohne Fieber erfolgte, indem die Kräfte und die Eßlust allmählich abnahmen, und Lebensüberdruß und ein beständiger Durst an ihre Stelle traten.

Das waren sehr verlockende Eigenschaften, welche aber gewiß ebenso in das Gebiet der Fabel gehören, wie die Vorausbestimmung des Todes auf Tag, Stunde und Minute. Ebenso liefen viele wunderbare Erzählungen über die Bereitung dieses schrecklichen Gifts im Volke umher. Am meisten Glauben hat die Fabel gefunden, daß es der Geifer des bei den Beinen aufgehängten und zu Tode gekitzelten Menschen gewesen sei.

Garelli, der Leibarzt Kaiser Karl's VI., behauptete, daß er aus dem Munde des Kaisers selbst, welchem die Acten über diesen Proceß vorgelegt wurden, gehört habe, die Aqua-Tofana sei nichts anderes als eine Auflösung von Arsenik gewesen. Nach andern waren Kantharide und Opium die wirksamen Bestandtheile. Es ist von dieser giftigen Flüssigkeit nichts für unsere Zeit zur Untersuchung übriggeblieben; aber die Annahme, daß sie Arsenik enthielt, hatte immer die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Damit wollen wir vorläufig die Besprechung dieses interessanten Werks beschließen. Hoffentlich wird der Schluß bald erscheinen, dann wollen wir den einstweilen abgebrochenen Faden unserer literarischen Unterhaltung wieder aufnehmen.

Heinrich Birnbaum.

Feuilleton.

Neue geschichtliche Werke.

Unsere Historiker von Ruf haben in jüngster Zeit theils fleißig an ihren größern Werken fortgearbeitet, theils neue Schriften veröffentlicht. Von Leopold Ranke's „Englischer Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin, Duncker u. Humblot) ist ein fünfter Band erschienen, welcher Karl's II. spätere Jahre behandelt und bis zur Katastrophe Jakob's II. geht. Von Gervinus' berühmter „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" (Leipzig, Engelmann) ist der siebente Band ausgegeben worden, welcher die deutschen Zustände im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts behandelt. Der Verfasser der gründlichen und trefflichen Biographie Stein's, G. H. Pertz, hat den ersten, von 1760—1810 reichenden Band einer Biographie Gneisenau's veröffentlicht: „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau" (Berlin, G. Reimer); während Beitzke, der Autor der Geschichte des russischen Kriegs 1812 und der deutschen Freiheitskriege 1813—14 jetzt eine „Geschichte des Jahres 1815" erscheinen läßt (Berlin, Koblick). Sie gibt das große Drama von 1815 in seiner Totalität, nicht blos die militärische, sondern auch die politische Geschichte des denkwürdigen Jahres, welche letztere noch einer zusammenhängenden Darstellung entbehrt. Wir werden auf alle diese Werke näher zurückkommen.

Adalbert von Chamisso.

Von den „Werken Adalbert von Chamisso's" ist die fünfte Auflage in sechs Bänden (Berlin, Weidmann) erschienen. Chamisso's Stellung in unserer Literatur ist eine eigenthümliche. Er gerieth in die Kreise der deutschen Romantik, doch sein leichteres französisches Geblüt hinderte ihn daran, in der deutschen Traumseligkeit aufzugehen. Der exacte Naturforscher und Weltreisende trug zu viele geistige Gegengewichte in sich, um die phantastischen Haltlosigkeiten der Romantiker mit durchzumachen. Interessant bleibt auch der deutsche Patriotismus des Franzosen, der z. B. sogar den zum Grabstein Blücher's bestimmten Granitblock am Zobten besingt. Gedichte, die Reise um die Welt, Chamisso's Biographie und Briefwechsel bilden den Inhalt der sämmtlichen Werke. Wie viel von ihnen auf die spättere Nachwelt kommen wird, ist eine offene Frage. Sehr vieles, was auch unsere guten Dichter singen, ist „Ballast" oder „Futter für Pulver", oft überlebt nur ein einziges gelungenes Gedicht selbst tüchtige Talente und bringt seinen Namen auf die Nachwelt. „Salas y Gomez" ist solch ein Denkstein für Chamisso's Ruhm, wie überhaupt seine epischen, mit machtvoller Getragenheit einherflutenden Terzinen unter seinen Gedichten wol den Preis verdienen. Für den Literarhistoriker ist seine Correspondenz sehr interessant; im Hauptverkehr stand er mit Varnhagen. Die berliner „Mittwochsgesellschaft", die sowenig wie später der berliner „Tunnel" eine Heimat des dichterischen Genies war, spielt ebenfalls in seinem Leben und Wirken eine nicht unbedeutende Rolle. Im Urtheil über seine poetischen Zeitgenossen im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war er streng genug. Raupach nennt er furchtbar, Immermann immer ungeschickt, „er kann auf die Bretter (worauf es am Ende doch ankommt) nicht kommen, er kennt sie nicht und ist andererseits ohne Takt und Geschmack und scheint fast Lust am Unreinen zu haben". Da hören wir den praktischen Franzosen, der mit Recht den romantischen Epigonen den Text liest. Dagegen hat er eine sympathische Ader für den jungen Freiligrath, der in der That in seinen kosmopolitischen und mit erotischem Reiz berauschenden Gedichten die Richtung Chamisso's in unserer Literatur fortsetzte.

Elend und Hülfe.

Unter dem Titel: „Bene fate fratelli. Elend und Hülfe" hat Ernst Graf Lippe-Weißenfeld, Mitglied des Johanniterordens (Berlin, Rauh) Aufsätze zusammengestellt, welche ein Bild und eine kurze Geschichte der meisten jetzt bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten und -Orden geben. Die Barmherzigen Brüder und Schwestern, die Johanniter, die Diakonissen, der Christliche Männer-Krankenverein zu Berlin und die neue schlesische Irren-Pflegeanstalt bei Bunzlau, die Gründonnerstags-Ceremonie der Fußwaschung, wie Sparkassen, Pennyvereine, Volksbibliotheken, Bibelfrauen ziehen in bunter wechselnder Folge vor unserm geistigen Auge vorüber. Alle diese Genossenschaften kämpfen unter den verschiedensten Zeichen doch für die Sache der Humanität, und verdienen, wo sich nicht aufdringliche Tendenzen in ihr Wirken mischen, den Dank der Menschheit. Das Werk des Grafen Lippe enthält eine Fülle thatsächlichen Materials, einen Reichthum statistischer Notizen und kann allen denen empfohlen werden, die sich über diese wichtigen Fragen unterrichten wollen. Die Anregung zu selbstthätiger Betheiligung wird nicht ausbleiben. Noch erwähnen wir, daß der Ertrag

des Werks zur Erleichterung des trüben Schicksals eines schwererkrankten, namhaften deutschen Dichters bestimmt ist.

Die „Deutsche Schaubühne".

Die von Feodor Wehl redigirte „Deutsche Schaubühne" (Leipzig, Leiner) ist von dem dresdener Shakspeare-Verein zu seinem Organ erwählt worden. Seit ihrem Bestehen hat die Zeitschrift die Reform der deutschen Bühne zu ihrem Zweck, und diesen Zweck nicht blos durch Reflexionen und Vorschläge zu erreichen gesucht, sondern in thatkräftiger und unmittelbar eingreifender Weise, indem sie theils selbst gediegene Dramen zur Mittheilung brachte, durch welche das Repertoire der deutschen Bühnen bereichert werden konnte, theils in einer kritischen Revue jeden Monat die Leistungen der einzelnen Theaterdirectoren einer eingehenden Beurtheilung unterzog. Da diese gewöhnt sind, in den Theateragenturblättern nur gelobhudelt zu werden, so konnte das selbständige Urtheil eines ästhetischen Tribunals, das nur nach den Maßstäben der Kunst entschied, nicht ohne Eindruck auf sie bleiben. Jedenfalls verdient die „Deutsche Schaubühne" die Unterstützung und Theilnahme aller derjenigen, denen es Ernst damit ist, das deutsche Theater mehr und mehr zu einem Mittelpunkt der künstlerischen Bildung und der geistigen Interessen der Nation zu machen. In dem Januarheft der „Schaubühne", welches ein Trauerspiel: „Adolf von Nassau", von Moritz Blanckarts mittheilt, beginnt Wehl seine Kritik der Wirksamkeit der deutschen Theater mit den folgenden beherzigenswerthen Worten:

„Nicht ohne ein gewisses Erschrecken kann man gewahren, daß in unserm Publikum der Sinn für das ernste Drama mehr und mehr verloren zu gehen und die Vorliebe für kleine Possen und Schwänke überhandzunehmen beginnt. Vor Jahr und Tag hieß es noch allgemein, daß mit kleinen Stücken nichts anzufangen sei und daß man den Abend füllende Dramen haben müßte, um Einnahmen zu erzielen. Heute ist es beinahe umgekehrt. Seit Wallner's Theater, die Thaliabühne in Hamburg und andere ähnliche Institute mit einactigen Komödien volle Häuser und glänzende Geschäfte machen, haben mehr oder weniger alle unsere Kunstanstalten sich in diese Richtung geworfen und dabei ihren Vortheil gefunden. Der Schauplätze, welche gegen diesen Zug anzuarbeiten sich angelegen sein lassen, sind nur noch wenige, und diese wenigen können sich eben nicht besondern Glücks rühmen, denn selbst in Berlin, Dresden und Wien klagt man über leere Räume bei classischen Dichtungen oder neuen Tragödien. Geht es so fort, so wird unser Repertoire bald nur noch aus prächtigen Ausstattungsopern und Schauspielen, Balleten, Possen, Offenbachiaden, Uebersetzungen aus dem Französischen und kleinen Lustspielen und Schwänken bestehen, kurz auf dem Standpunkte sein, auf dem sich derzeit etwa das englische Theater befindet."

Wehl schlägt außerdem vor, um in die Darstellung der Tragödie wieder mehr Kunststil zu bringen, das classische Repertoire neu zu gestalten, die Stücke der Classiker neu einzurichten und zu besetzen: ein Vorschlag, der ohne Zweifel dazu beitragen würde, das Interesse des Publikums neu zu beleben, und auch sonst beachtenswerth ist, indem einzelne Dramen Shakspeare's und Schiller's in einer Einrichtung gegeben werden, in der sie, wären sie nicht jedermann bekannt, vollkommen unverständlich bleiben müßten.

Frankl's „Libanon".

Ludwig August Frankl's „Libanon", ein poetisches Familienbuch (Wien, Pichler's Witwe und Sohn, 1864) erscheint in dritter Auflage. Es ist eine geschmackvolle Auswahl von Dichtungen, welche theils von jüdischen Dichtern aus dem Geiste des Judenthums heraus gedichtet sind, theils überhaupt Stoffe der jüdischen Geschichte behandeln. Auch viele christliche Dichter haben im Geiste der Byron'schen „Hebrew melodies" die Geschicke des auserwählten Volks elegisch gefeiert, bis die realistische Richtung der neuesten Zeit die mit der Silhouettenschere ausgeschnittenen „Beitel Itzig" zu ihren poetischen Vignetten wählte. Doch fehlt kaum einer der neuern namhaften Dichter in der Sammlung: Freiligrath, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Meißner, Gutzkow u. a. sind vertreten, und zwar nächst Byron mit den zahlreichsten Gedichten der Herausgeber selbst, dessen „Rose von Jericho" namentlich einen echt dichterischen Hauch athmet. Durch edeln Schwung stel uns außerdem der „Klagegesang der Kinder Juda in Rom" von Gregorovius, „Eines Dichters Bestattung", von Emil Kuh und Leopold Kompert's „Pflügerlied" auf.

Bibliographie.

Album für christliche Freundschaft und Liebe. Regensburg, Bößenecker. 32. 19½ Ngr.

Aphorismen über Adel und Standes-Ehre im Lichte des Christenthums. Von einem Mitgliede des preußischen Adels. Cöln, Frühbuß. 8. 12 Ngr.

Basedow, A. v., Waidmannsfahrten. Ein Geschichtlein in Reimen. Leipzig, Weber. 16. 24 Ngr.

Baumgarten, E., Ruth. Ein episch-lyrisches Gedicht. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 12 Ngr.

Bunge, R., Heimat und Fremde. Gedichte. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 16. 15 Ngr.

Cassel, P., Le roi te touche. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Damitz, Emma v., Die Preußen im Dänenkriege. Glatz, Hirschberg. 16. 5 Ngr.

Eckardt, L., Die Zukunft der Tonkunst. Vortrag. Leipzig, Kahnt. 8. 5 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. 5te Aufl. Leipzig, Günther. 16. 2 Thlr.

Das Erbfolgerecht Herzog Friedrich's VIII. auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel, Schwers. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ernst, J., Dorfmagnaten. Idylle aus dem zürcherischen Volksleben. Frauenfeld, Huber. 16. 24 Ngr.

Geib, A., Gedichte. Hamburg, Zeitungsladen der Neustadt. 8. 1 Thlr.

Gilm, H. v., Gedichte. 1ster Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Glaser, J. C., Graf Joseph Maistre. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 20 Ngr.

Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus. 1stes Heft. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 26 Ngr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman. 2tes Buch. Waldstein. 3 Bde. Leipzig, Haessel. 8. à 1 Thlr.

Zweierlei Maaß oder der Consistorialrath Prof. Dr. Krabbe und der Prof. Dr. Baumgarten vor dem akademischen Gericht in Rostock. Eine nothgedrungene Appellation an das deutsche Rechtsbewußtsein. Kiel, Homann. Gr. 8. 18 Ngr.

Mannheimer-Album. Ein Nachhall zur 70jährigen Geburtsfeier Sr. Ehrw. des Herrn Isak Noah Mannheimer. Herausgegeben von Maser Kohn Bistritz. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Möller, C., Geschichte Schleswig-Holsteins. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. 2 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller v. Königswinter, W., Von drei Mühlen. Ländliche Geschichten. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Pascal's, B., Gedanken über die Religion, nebst Briefen und Fragmenten verwandten Inhalts. Für die Gebildeten unserer Zeit bearbeitet von F. Merschmann. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pasqué, E., Das Griesheimer Haus. Eine Wald-, Jagd- und Spukgeschichte des 18. Jahrhunderts. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Petsch, W., In Schleswig-Holstein. Gedichte. Berlin, Schlesier. Gr. 16. 15 Ngr.

Das Pfarrhaus im Harz. Eine Erzählung von A. B. Berlin, Neumann. 8. 1 Thlr.

Pflaume, K., Hermann der Cheruskr. Ein episches Gedicht. Aschersleben, Carsted. 8. 7½ Ngr.

Piscator, C. L., Lebensbilder. Kurzweilig aber ernsthaft. 2 Bde. Berlin, Schlawitz. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ploennies, Luise v., Lilien auf dem Felde. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 1 Thlr.

Polko, Elise, Schöne Frauen. Handzeichnungen. 1ste Reihe. Wien, Schönewerk. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quednow, Mathilde, Weihnachtsgeister. Dichtung und Wahrheit. Münster, Brunn. 16. 12 Ngr.

Rau, H., Carl Maria v. Weber. Culturgeschichtlich-biographischer Roman in 3 Thln. Leipzig, Thomas. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Raumer, K. v., Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Sechste verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.

Reichenbach, M., Ein Roman aus den Zeiten der Schleswig-Holsteinischen Kriege. 1ste Abth. 2 Thle. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 2 Thlr.

Ring, M., Neue Stadtgeschichten. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon. Neue Folge. Herausgegeben von L. R. Gottschall. 1ster Jahrgang. 12 Hefte. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. à Heft 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke
von
Rudolf Gottschall.

8. Geh. In Bändchen zu je 15 Ngr.

Erstes Bändchen: Pitt und Fox. Lustspiel in fünf Aufzügen.
Zweites Bändchen: Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Rudolf Gottschall's Dramen, deren mehrere beliebte Repertoirestücke der deutschen Theater geworden sind, war bisher ein großer Theil noch nicht im Druck erschienen. Der Dichter legt dieselben jetzt in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vor. Theaterdirectoren und Bühnenmitgliedern wie überhaupt allen Freunden der dramatischen Literatur wird diese Gesammtausgabe gewiß willkommen sein. Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 15 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Preisherabsetzung.

L. Erk. Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) **1⅓ Thaler.**

Dies prachtvoll ausgestattete Werk, auf welches Gervinus in seiner Literaturgeschichte besonders hinweist, gehört unstreitig zu den classischen Werken unserer Literatur. Die Correctheit des Textes sowie der Melodien sichern ihm einen bleibenden Werth.

J. Mützell. Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16ten Jahrhundert, nach den Originaldrucken herausgegeben. 3 Bände. (6⅔ Thlr.) **2 Thaler.**

Berlin, im Januar 1865. **Th. Chr. Fr. Enslin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Staatsforstwirthschaftslehre.

Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe.

Von

Karl Heinrich Edmund von Berg,
königl. sächs. Oberforstrath und Director der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand ꝛc.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Zweck dieses allgemein geschätzten Werks ist, die große Wichtigkeit der Wälder und ihres Verhältnisses zum gesammten Staate klar zu machen, den Forstbeamten diejenige Stellung anzuweisen, welche sie einzunehmen mit Recht berufen sind, aber auch den richtigen staatsforstwirthschaftlichen Grundsätzen unter ihnen mehr Eingang zu verschaffen, und den Verwaltungsbeamten im weitesten Sinne die nöthigen Aufschlüsse über die allgemeinen Beziehungen der Forsten zum Staatsorganismus zu geben. Endlich dient das Buch als Grundlage bei Vorlesungen über diesen Theil der forstlichen Lehre, sowie als zweckmäßige Anleitung zum Selbststudium.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane
von
Marie Sophie Schwartz.
Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet, worin die bereits erschienenen sowie alle künftig erscheinenden Werke der Verfasserin Aufnahme finden werden.

Die ersten drei Bände, enthaltend den in zweiter Auflage erscheinenden Roman: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke", sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Soeben erschien im Verlage von **Georg Wigand** in Leipzig:

Thüringens Königshaus.
Sein Fluch und Fall.

Erzählendes Gedicht in sechs Gesängen
von
Ludwig Bechstein.
Aus dem Nachlasse des Dichters.

Preis eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr., eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 25 Sgr.

Diese Dichtung, der Schwanengesang **Ludwig Bechstein's** und jetzt erst nach seinem Tode veröffentlicht, schildert, vorzugsweise nach den Berichten des fränkischen Geschichtschreibers Gregor von Tours, den tragischen Untergang des Thüringischen Königshauses. Dem poesievollen, reizenden und gewaltigen Stoffe entspricht die dramatisch lebendige Darstellung, welche Wohllaut und Fluß der Sprache, Zartheit der Empfindung und Großartigkeit der Charakteristik vereinigt. Ohne Zweifel ist Bechstein's Gedicht eine der hervorragendsten Schöpfungen im Bereiche unserer epischen Poesie der Neuzeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Curstauben.

Novelle von **Karl Gutzkow.**

Miniaturausgabe. Cartonnirt. 12 Ngr.

Eine anziehende kleine Erzählung Karl Gutzkow's, die zumal in der gefälligen äußern Ausstattung vielen willkommen sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 16. Februar 1865.

Inhalt: Drei Zeitromane aus Einer Epoche. Von Hermann von Bequignolles. — Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Porträt. III. Von Rudolf Gottschall. — Ein Lehrbuch des Constitutionalismus. Von Aurelio Buddeus. — Zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Charles Sealsfield und K. M. Kertbeny; Drama und Theater; Ehe und Eheschließung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Drei Zeitromane aus Einer Epoche.

Es darf nicht geleugnet werden, daß die Gattung der Zeitromane, unter welcher ich diejenige Species der erzählenden Literatur verstehe, die sich die künstlerische Schilderung und Charakterisirung bestimmter Phasen des Cultur-, Sitten- und Geschichtslebens zur Aufgabe gemacht hat, durch eine Behandlungsweise befleckt wird, welche unter der Aegide einer scheinbar bedeutsamen und ernsten Aufgabe allerlei Klatsch und faden Anekdotenkram in die Welt setzt und nur dem Gelüste einer gedankenlosen und krankhaften Lesewuth fröhnt. Je mehr diesem durchaus verwerflichen Treiben das Bedürfniß des Tags entgegenkommt, und je mehr ihm eine gewisse Verwilderung des Geschmacks, die, trotz aller gepriesenen Glorie unserer modernen Cultur, im Gebiete künstlerischen und literarischen Lebens eingerissen ist, in die Hände arbeitet, um so gebotener erscheint die Pflicht, Bestrebungen, welche mit Ernst und Geschick einem edeln Ziele auf rechtem und geradem Wege zuschreiten, mit warmer Anerkennung zu begrüßen und ihnen eine gründliche Beurtheilung angedeihen zu lassen. Zu solchem Verfahren geben die drei neuesten Werke von George Hesekiel, Fanny Lewald und Karl Frenzel den erfreulichsten Anlaß. Während die erstern beiden sich in ihren jüngsten Arbeiten auf dem vaterländischen Boden bewegen, hat Karl Frenzel Gallien zum Schauplatze seiner Erzählung gewählt; alle drei Romane wurzeln indeß in den Zeiten der großen Französischen Revolution, und wenn auch die verschiedensten Lebensanschauungen und Ueberzeugungen in diesen Werken sich nicht verleugnen, so geschieht dies doch in so objectiver, die künstlerische Freiheit nicht beeinträchtigender Weise, daß nirgends eine befangene Tendenz Herrschaft über Stoff und Behandlung gewinnt. Wenn Karl Frenzel seinen Roman mehr auf dem Boden der gesammten Cultur jener außerordentlichen Zeiten aufbaut und kosmopolitisch im höchsten und edelsten Sinne des Worts dabei verfährt, so bietet Fanny Lewald ein Bild deutscher Besonderheit, das mehr in sich selbst abgeschlossen und für sich selbst geschaffen erscheint, indeß Hesekiel der deutschen Besonderheit noch tiefer ins Gehege geht und mit seinen märkischen Junkern einen frischen soldatischen Localton anschlägt, ohne sich indeß dabei in beschränktem Particularismus zu verfangen: die blutige Sonne jener Weltperiode leuchtete aufschreckend und zündend bis in die entferntesten Winkel der Erde und auch der verlästerte, träge, märkische Sand wurde roth und warm unter ihren unheimlichen elektrischen Strahlen, wenn auch — Gott sei Dank! — nicht im Sinne der Conventsmänner von Paris. Doch möge das Buch des märkischen Autors hiervon selbst erzählen:

1. Vier Junker. Roman in drei Büchern von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 4 Thlr.

Karl Josias von Templin, der Rüpel — Amandus Renger von Rabensberg, der Zierbengel — Traugott Heinrich von Marnow, der Eisenkopf — und Hans Carus von Margendorff, der eigentliche Held dieses Romans, — diese vier Junker hatten der grauen Excellenz auf Lygum, der Aeltermutter eines ganzen mit Kindern wohlgesegneten märkischen Familienconglomerats, arg zugesetzt und gar ernste Gedanken über die Zukunft der jungen Herren in ihrem feinen klugen Kopfe erregt, die sie ihrem Stiefsohn, dem General von Borg, in stiller Abendstunde sorglich und bedenklich mittheilt. Solche Damen, wie die graue Excellenz, waren noch zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts keine Seltenheit; allein der nivellirende Charakter der Zeit, welcher die Originale nicht duldet, sondern aller Welt den alleinseligmachenden Frack und die monströse Crinoline angezogen hat, setzte jene „alten Damen", die, als Haupt und Vorbild ganzer Familien in guter Sitte und feinem Takt, gewissermaßen die Gesellschaft zu deren Heil und Frommen beherrschten, auf den Aussterbeetat. Die graue Excellenz von Lygum war das Orakel ihrer Familie und, selbst als ihre sterbliche Hülle schon lange in der Ahnengruft ruhte, bildete ihr Andenken den Halt der Familienglieder und vereinigte sie in hochherziger Gesinnung und edler Treue. Aus ihrem Beispiel, keine Schmach zu erdulden und lieber die niedrigste Arbeit zu thun, als sich vor dem Unrecht zu beugen, sog der arme Traugott Heinrich von

Marnow die Kraft, das Haus seines Vaters, wo die böse Stiefmutter ihm schmählich und unwürdig begegnete, zu verlassen und in der weiten Welt sich eine anständige Existenz zu gründen, nachdem er den hämischen Stiefbruder Amandus einer derben wohlverdienten Züchtigung unterworfen und sich von des Pastors Tochter, Kerenhapuch, seinem treulosen Liebchen, für immer getrennt hatte.

Wäre Josias von Templin nicht mit gewaltigem Respect vor der grauen Excellenz erfüllt gewesen, sein besserer Mensch würde unter den rohen Gewohnheiten seines Wesens völlig zu Grunde gegangen sein, und wenn der Held dieses Romans, Hans Carus von Margendorff, irgendwie und irgendwann mit sich zufrieden zu sein besondere Ursache hatte, so gedachte er dabei gewiß dankbar der grauen Excellenz, die gleich einem Wesen göttlicher Art über seiner Jugend die schirmende Hand gehalten. Wie seltsam mochte ihm, dem Cornet der preußischen Leibcarabiniers, der Contrast erscheinen zwischen jener ehrwürdigen Matrone und der unheimlich phantastischen Gestalt der geheimnißvollen alten Dame, welche ihn auf so räthselhafte Weise in ihre prächtige Einsamkeit auf oder vielmehr hinter der Scheffelgasse lockte. Weil diese wunderliche Minette von Rothenburg — genannt das Kindergesicht — sich zur grauen Excellenz wie Schein zur Wahrheit, wie Irrlichtsschimmer zu lauterm Sonnenglanze verhielt, darum war sie dem Junker so unheimlich und darum gewann sie keinen nachhaltigen Einfluß auf ihn und sein Leben. Endlich: aus den blauen Sternen der schönen Rose, der ersten und einzigen Liebe des jungen Margendorff, leuchtete es wie aus den Augen der greisen Dame von Lygum, und die innige seelische Verwandtschaft zwischen dieser und der Erkorenen des Junkers Hans Carus machte das Herz des letztern so tief bewegt und für das ganze Leben seiner Erwählten verbunden. So lebte die graue Excellenz fort von Geschlecht zu Geschlecht: eine Seelenwanderung voll sittlicher Bedeutung und tiefen menschlichen Sinns. Es ist dies einer jener anmuthigen und liebenswürdigen Züge des vorliegenden Romans, an denen er durchaus nicht arm ist.

Doch zurück zu unsern Junkern: Heinrich von Marnow war, seinen Namen in Heinrich Marner verwandelnd, mit seinem treuen Jugendfreunde, Hiob Klinker, dem Bruder seiner ungetreuen Kerenhapuch, in das königliche Feldartilleriecorps eingetreten, hatte, von seinem Vetter Margendorff wieder erkannt, Gelegenheit gehabt, die ihm bewiesene Güte durch freundschaftliche Gegendienste zu erwidern und war durch die Liebe der hübschen Julie von der französischen Colonie in Berlin für Kerenhapuch's Untreue entschädigt worden. Hans Carus von Margendorff schwelgte in den Freuden der Hoffeste und nahm das Leben nicht eben wie ein Philosoph, sondern wie ein junger thatendurstiger Offizier, die Tage des Friedens vertändelnd, jeden Augenblick den Ruf der Kriegsdrommete erwartend. Und bald tönte sie auch für den Junker Hans wie für die ganze ruhmreiche Armee Friedrich Wilhelm's II. Es galt, das schwergefährdete Königthum jenseit des Rhein zu retten, und in uneigennützigster Weise zog der Preußenherrscher wie ein echter Ritter und Schirmer des Königthums von Gottes Gnaden in den Krieg. Diese poetische und romantische wenngleich höchst einseitige Tendenz jenes Feldzugs ist in Hesekiel's Roman mit frischen und lebendigen Farben dargestellt, und die Schilderung des Anzugs und Beginns dieser Fehde bildet einen der gelungensten und anziehendsten Theile der „Vier Junker".

Nicht minder eindringlich und anschaulich vergegenwärtigt der Autor die Zustände, welche zu jener Zeit außerhalb Paris in den Städten und sonderlich auf dem Lande in Frankreich herrschten, wobei denn die Haltung der deutschen Einschiebsel in den französischen Grenzdistricten und ihr zähes, ehrenwerthes, damals der gallischen Bewegung noch völlig gegnerisches Deutschthum eingehend gezeichnet und entwickelt wird. In einem solchen deutschen Winkel des Frankenreichs, zu Schloß Maasmünster, finden wir die liebliche Rose von Rothenburg, des Junkers, jetzigen Lieutenants von Margendorff erste Liebe, als Herrin, und erfreuen uns an dem schönen und menschenwürdigen Verhältniß, welches zwischen ihr und ihren Unterthanen besteht. Aber nicht lange mehr sollte der stille Frieden dieses anmuthigen Idylls dauern, denn auch dorthin warf die Revolution ihre Feuerbrände und ihre Mordbeile. Glücklich hatte Rose noch die Flucht ihrer schönen Schwester Idalie und des Bräutigams derselben, des ritterlichen Marquis von Langlier, ermöglicht, da schlug auch ihr die Stunde der Verbannung, und sie mußte ihr herbes Geschick noch unter dem tiefen Schmerze tragen, daß Hans von Margendorff's Herz ihr nicht mehr gehöre. Jener seltsamen und unheimlichen Dame, die schon einmal des wackern Junkers Geschick unter ihren Einfluß zu bringen gewußt hatte, war es gelungen, aus später erst zu Tage kommenden Gründen die Wege der beiden Liebenden zu scheiden, und erst, nachdem Margendorff im Feldzuge schwer verwundet worden und als Halbinvalide in die heimische Mark zurückgekehrt war, vermochte Idaliens Klugheit die auf falsche Voraussetzungen gebauten Plane der unheimlichen Dame von der Scheffelgasse, ihrer und Rose's Tante, zu beseitigen und die Liebenden zu vereinigen. Inzwischen hatte Heinrich Marner, ci-devant Marnow, mit seiner Julie und seinem Freunde Klinker in Preußisch-Polen ein Asyl gefunden, und Baron Amandus von Renger, der Zierbengel, als Spion entlarvt, mit Kerenhapuch auf französischer Erde einen entsetzlichen Tod gefunden. Junker Josias von Templin, der Rüpel, verwandelte sich unter Idaliens taktvoller Erziehung mehr und mehr in einen gesetzten und anständigen Cavalier, die Geheimnisse der seltsamen Dame von der Scheffelgasse finden ihre interessante Lösung und ein patriarchalisches, harmloses und friedvolles Familienglück vereinigt zu Schloß Schatzlow Rose von Rothenburg und Hans Carus von Margendorff in kindergesegneter, von keinem Sturm getrübter Ehe.

Dies ist die Geschichte von den vier Junkern, die sich hier selbstverständlich nur im Fluge referiren ließ. Das Erzählen und Plaudern versteht George Hesekiel aus dem

Grunde, und er darf sich in dieser Beziehung mit Holtei, dem Meister dieser Kunst, ebenbürtig vergleichen. Und weil der Verfasser der „Vier Junker" keineswegs blos erzählt, um zu erzählen, sondern dabei stets von dem ernstern Streben geleitet wurde, ein in sich abgeschlossenes, historisch berechtigtes und beglaubigtes Bild zu entwerfen, weil er es versteht, für die von ihm geschilderten Zustände ein warmes und lebendiges Interesse zu erregen und er sich dabei nie zu allgemeinen Redensarten und verschwommenen Raisonnements verirrt, so entbehrt sein Werk jener tiefern Bedeutung und jenes geistigen Gehalts nicht, ohne welche alles literarische Wesen nichts anderes ist als ein mehr oder weniger anmuthiges Spiel mit bunten Bällen. Nur aus der gründlichen Kenntniß seines Stoffs, der sein vollständiges Eigenthum geworden ist, arbeitet Hesekiel seine Romane und er ist dieser lobenswerthen Gewohnheit auch im vorliegenden Werke nicht untreu geworden. Am vollendetsten gelingt ihm hierbei die Schilderung alles dessen, was auf speciell brandenburgische und preußische Zustände sich bezieht, und er weiß auf diesem Gebiete selbst den trockensten und einförmigsten Dingen eine poetische und anziehende Seite abzugewinnen. Wie trefflich ist z. B. in den „Vier Junkern" die Schilderung eines märkischen Herbsttags und Abends, des stillen Lebens in den Häusern des damaligen Landadels von Brandenburg, des preußischen Soldatenwesens jener Zeiten, der Versuche des Preußenthums, in Polen festen Fuß zu fassen, und der kleinbürgerlichen Verhältnisse des damaligen Berlin!

Aber auch den französischen Zuständen jener Tage weiß der Autor gerecht zu werden, indem es ihm gelungen ist, ein lebendiges Bild von den Kämpfen der Parteien in den Landstädten und von dem Treiben der adelichen Emigranten zu entwerfen. Namentlich in letzterer Beziehung athmen seine Farben eine besondere Wärme und, ohne die Gebrechen dieser Partisanencorps zu verschweigen, hält er sich dabei doch mit Liebe an die großartigen Seiten ihrer Erhebung. Und in der That, wer vermöchte ohne Rührung diese Schar von Haus und Herd vertriebener, im raffinirtesten Luxus groß gewordener Edelleute zu betrachten, wie sie, gebrechliche Greise und zarte Knaben mit rüstigen Männern vermischt, schlecht bewaffnet und bekleidet, von Kummer und Entbehrungen aller Art aufgerieben, dahinziehen, um für ihren König Blut und Leben daranzusetzen! Man verwechsele diese Bravsten der Braven nicht mit den elenden charakterlosen Schlemmern, die, fern von der Gefahr, auf deutschem Boden Champagner tranken und deutsche Mädchen verführten, während ihre Brüder auf französischer Erde kämpften und bluteten! Das Zusammentreffen Goethe's, Chateaubriand's und Fouqué's, inmitten der Heerzüge der Preußen und Emigranten höchst zierlich und ohne jeden Apparat herbeigeführt, ist eine der liebenswürdigsten Episoden dieses Romans und muß ein Schmuck nicht nur des betreffenden Bandes, sondern des ganzen Werks genannt werden.

Hesekiel versteht sich in der That trefflich auf die Kunst der Verzierungen, und er weiß darin mit sehr glücklichem Takt jede Ueberladung und alles Ungehörige fern zu halten. Aber, indem er sich bestrebt, von den Zuständen, welche zu schildern seine Aufgabe ist, nichts Wesentliches zu übergehen, geräth er in den Fehler, daß in ihm der Historiker den Poeten überstimmt: denn nicht alles, was der Epoche angehört, in welcher die Handlung eines Romans sich vollbringt, muß deshalb in die künstlerische Behandlung gezogen werden; vielmehr wird dies erst dadurch nothwendig, daß die handelnden Personen und deren Entwickelung damit organisch verwachsen sind. Der Hintergrund, das Terrain, die Umgebung einer erzählenden Dichtung ist doch immer nur Folie, nur Staffage, nur Illustrirung und darf nie zur Hauptsache werden, wenn dadurch nicht sofort das Künstlerische verwischt, und statt des wirkungsvollen Bildes eine charakterlose Farbenmischerei zur Anschauung kommen soll.

Während sich der Autor der „Vier Junker" in den ersten beiden Bänden von dieser Sünde ganz fern hält und sozusagen auf vollem Strom mit breitem Segel steuert, wächst ihm im dritten Bande die Fassung über die zu fassenden Steine hinaus, und wir finden uns ohne Noth — denn Heinrich Marner hätte leicht näher an den Herd der Erzählung gerückt werden können — nach Polen geschleudert und neuen Zuständen und neuen Menschen, die ohne alle Beziehung zu den Hauptgestalten des Romans erscheinen, überantwortet. Diese Zustände sind an sich so interessant, diese Menschen erregen sofort so entschieden unsern Antheil, daß darüber die eigentlichen Kerngestalten des Romans, die durch zwei Bände unser Gemüth beschäftigten, vollkommen in Vergessenheit gerathen. Damit kommt eine Lähmung in das Ganze und kein noch so angelegentliches und beflissenes Vortreten der alten Freunde gegen Ende des Buchs vermag die erregte und belebte Stimmung der ersten Bände ihnen wieder zu gewinnen. In diesem Sinne kann man den dritten Band als überflüssig erklären und die Ansicht aussprechen, daß zwei Kapitel desselben genügt hätten, um das Ganze harmonisch und befriedigend abzuschließen, wennschon der letzte Band, an sich betrachtet, des Anziehenden, Anmuthigen und Lehrreichen Mannichfaches enthält. Dies ist der Hauptvorwurf, welcher sich gegen die „Vier Junker" erheben läßt und welcher dem Autor nicht erspart werden durfte.

Muß diese Erzählung ein preußisches Buch genannt werden und darf man diesen Poeten mit dem Namen eines Dichters der Mark Brandenburg ehren, glich sein Werk dem strammen Heerzuge der preußischen Kriegsvölker, einen entschieden soldatischen Charakter im besten Sinne an sich tragend, und waren demnach weniger die seelischen innern Zustände seine Aufgabe, als vielmehr das, was das Leben, Weben und Ringen des Menschen nach außen wirkt und darstellt, so erhebt das zweite Werk meiner diesmaligen Besprechung — der Roman Fanny Lewald's — Anspruch darauf, ein deutsches, ein gesellschaftliches, ein wesentlich auf die innere Seite des Menschen und seiner psychischen Kämpfe, wie Zeit und Nation sie bedingen, erbautes Buch genannt zu werden, und ich gedenke nachzu-

weisen, mit welchem Ernste und welcher Kunst die geistreiche Verfasserin ihrer schweren Aufgabe sich unterzogen hat. **Hermann von Sequignolles.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ferdinand Lassalle.

Ein literarisches Porträt.

III.

Ferdinand Lassalle's wissenschaftliche Werke hatten, bei aller geistigen Bedeutung, einen zu exclusiven Charakter, um den Namen des Verfassers in weitern Kreisen populär zu machen. Erst seine der Polemik und Agitation gewidmeten Schriften, seine socialen und politischen Reden in Volks- und Arbeiterversammlungen, seine zahlreichen Preßprocesse und Vertheidigungen, die Organisation der Arbeitervereine, die unter seinem Zeichen für die Interessen des vierten Standes ins Feld rückten, das Wohlwollen, mit welchem die feudale Partei in diesem auf die Bourgeoisie losstürmenden Radicalismus einen Bundesgenossen begrüßte, alle Bestrebungen seines unermüdlichen Feuereifers, wie die merkwürdigen Constellationen, welche sich an dieselben knüpften und zur signatura temporis gehören, haben dem Namen Ferdinand Lassalle's eine zeitgeschichtliche Berühmtheit gegeben. Die Presse, die von ihm verfolgte und geschmähte Presse, welche sich doch einmal heutigentags für ein weiterreichendes Wirken nicht entbehren läßt, fand Veranlassung, sich fortwährend mit ihm zu beschäftigen, und gerade die reactionäre Presse ermüdete nicht, ihm Weihrauch zu streuen als einem Mitkämpfer gegen die Mittelpartei, und dem Revolutionär und Republikaner fortwährend respectvoll die Hand zu drücken! Es genügt ein Blick in Lassalle's Schriften, namentlich in seine „Theorie der erworbenen Rechte", um die Anklage zu entkräften, als habe Lassalle im Dienste der feudalen Partei gewirkt!

In dieser ganzen öffentlichen Wirksamkeit verleugnete sich Lassalle's Eigenthümlichkeit keinen Augenblick. Er war auch in dieser Arena immer und überall Philosoph, ein Philosoph, der auf die letzten Gründe der Erscheinungen zurückging und ihre letzten Consequenzen zog, mochte er vor den Arbeitern des Wupperthals sprechen oder den berliner Richtern Collegien über nationalökonomische Stoffe lesen, ein Philosoph, der niemals den Umständen Rechnung trug, sich durch keine äußerlich eingreifende Macht in seinen Cirkeln stören ließ, sondern mit der größten Unerschrockenheit die Wahrheit verkündete, die aus der Schlußkette seiner Gedanken wie ein zündender Funke hervorsprang, gleichgültig, was dadurch in Flammen gerathen mochte. Ein Philosoph wird stets das praktische Hausmittel verschmähen, stets die Radicalcur verlangen. Die geistige Macht und Bedeutung, wie die Bedenklichkeit der Lassalle'schen Agitation, die sich unmittelbar an die Massen wandte, gehen aus dieser philosophischen Fassung und Stellung der socialen Frage hervor.

Betrachten wir zunächst Lassalle's polemische Schriften, so hat die eine derselben nur den Zweck, einen modischen Literarhistoriker an den Pranger zu stellen, während die andere, gegen Schulze-Delitzsch gerichtete, die Grundzüge seiner Socialreform enthält und als das Hauptwerk Lassalle's auf diesem Gebiete betrachtet werden muß. Die Schrift gegen Julian Schmidt ist bereits von Hermann Marggraff in Nr. 22 d. Bl. f. 1862 recensirt worden. Es ist keine Frage, daß sie dem Ansehen dieses Literarhistorikers in Deutschland den Todesstoß gegeben hat; denn wennschon Julian Schmidt durch die Sicherheit seiner Urtheile den Lesern imponirte, so besitzt Lassalle diese Sicherheit in einem weit höhern Grade, dabei eine größere Schlaghaftigkeit des Ausdrucks, sarkastischen Witz, eine mit der Keule niederschmetternde Grobheit. Man wurde an die Fabel vom Hecht und Hai erinnert:

So geht's, der kleinere Tyrann
Traf endlich einen größern an!

Julian Schmidt hatte durch flaches Absprechen über die großen Dichter der Vergangenheit und die ersten Talente der Gegenwart gewiß eine Züchtigung verdient. Gleichwol müssen wir gegen den Ton der Polemik, der in Lassalle's „Setzerscholien" herrscht, im Interesse der deutschen Literatur protestiren; denn diese wimmeln von persönlichen Injurien und Invectiven, mögen sie nun aus Aristophanes, oder aus Ariost und Bojardo entlehnt sein. Eine vernichtende Kritik kann sich aber immer äußerlich in den Grenzen des gesellschaftlichen Anstandes halten, es wird unserer Literatur nicht zum Heile gereichen, wenn sie in den Ton der gelehrten Klopffechtereien des vorigen Jahrhunderts zurückfällt. Man mag einen Gegner mit der Kugel tödten, doch ihm nicht mit der Zange das Fleisch vom Leibe reißen. Und was beweist uns Lassalle mit den einzelnen, willkürlich herausgerissenen Stellen aus Schmidt's Literaturgeschichte? Doch nur, daß der Autor „bisweilen" von Dingen gesprochen, von denen er nichts versteht, daß er „bisweilen" einen altklugen Ton angeschlagen hat, schiefe Bilder gebraucht, einen schlechten Stil schreibt u. s. w. Und auch dieser Beweis mislingt oft. So geht z. B. aus der von Lassalle angeführten Stelle durchaus nicht hervor, daß Schmidt den „Schwabenspiegel" für eine Sammlung lyrischer Gedichte der schwäbischen Dichterschule gehalten habe. Lassalle führt daher in diesem Falle seine Keulenschläge in die Luft. Ebenso wenig ist das, was Schmidt über Uhland und Platen sagt, so strafbar, wie Lassalle es hinstellen will. Und auch Lassalle's Behauptungen, in so fulminantem Ton sie hingeschleudert werden, sind eben Ansichten, wie die von Julian Schmidt, und in vieler Hinsicht der Correctur bedürftig. Lassalle's Kritik ist, trotz ihrer grimmigen Geberden, nur eine Abwehr, eine Schutzschrift für unsere Dichter und Denker. Und wenn er an einem schon von Heine ersehnten Beispiel zeigen wollte, wie Apollo den Marsyas schindet, so gereichen doch solche gewaltthätige Proceduren einer barbarischen Kritik unserer Literatur nicht zu sonderlicher Ehre.

Bedeutender und gehaltvoller ist Lassalle's zweite polemische Schrift:

Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder: Kapital und Arbeit. Von Ferdinand Lassalle. Berlin, Schlingmann. 1864. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift enthält das Programm der socialistischen Lehren, welche Lassalle vertritt, und wenn sie auch in Bezug auf „göttliche Grobheit" keinerlei Kraftäußerungen vermissen läßt, so tritt doch in ihr die persönliche Polemik gegen das Gewicht der sachlichen Auseinandersetzungen zurück. Soweit diese indeß sich geltend macht, erscheint der Ton derselben nicht minder verurtheilenswerth, wie der Ton in der gegen Julian Schmidt gerichteten Broschüre. Wir protestiren ein für allemal gegen eine literarische Polemik, welche den Gegner von Haus aus nicht als ebenbürtig betrachtet, und wenn man sich zu Gunsten derselben auf das große Beispiel Lessing's berufen wollte, so entgegnen wir, daß Lessing diesen Ton in der Gelehrtenwelt seines Jahrhunderts vorgefunden, daß er ihn erst angeschlagen, als er durch Invectiven und Verleumdungen der Gegner gereizt war, und daß er ihn bei alledem mit einer unnachahmlichen Grazie zu verbinden wußte. Lassalle aber begnadigt seine Gegner mit den „Maulschellen", die er ihnen vom hohen Pferde seiner wissenschaftlichen Bildung herab verabreicht; es ist der Ton der maßlosesten Ueberhebung, und hätten sich seine Gegner nur entfernt herausgenommen, einen ähnlichen Ton anzuschlagen, er würde ihnen gewiß entgegnet haben: „Quod licet Jovi, non licet bovi."

Doch von der äußern Form der Polemik abgesehen, ist diese Schrift mit Wärme der Ueberzeugung, mit Feuer der Beredsamkeit und mit der gewohnten kritischen Schärfe abgefaßt. Die Eigenthümlichkeit aller bessern socialistischen Schriften von Proudhon bis auf Lassalle besteht darin, daß sie in der Kritik und Analyse der bestehenden gesellschaftlichen Zustände eine bedeutende geistige Energie an den Tag legen, daß sie aber dasjenige, was an ihre Stelle treten soll, nur mit schattenrißartigen Contouren hinzeichnen. Es genügt ihnen, das Princip aufzustellen und seine Bewährung in der Praxis der Fortbewegung des geschichtlichen Lebens anzuvertrauen. Doch weder die „Anarchie" Proudhon's, noch der Staat der Zukunft, an welchen Lassalle seine Arbeiter verweist, sind von ihren Schöpfern hinlänglich ausgerüstet, um alle Bedenken siegreich niederschlagen zu können, mit denen eine anderweitige Analyse ihnen entgegentreten darf. So sehr übrigens Proudhon und Lassalle in der Kritik des „Kapitals" übereinstimmen, so groß ist die Differenz der beiden Socialisten in Bezug auf die künftige Gestalt der menschlichen Gesellschaft, von der sie das Heil derselben erwarten. Die „Herrschaftslosigkeit" Proudhon's, in welcher die verschiedenen Interessen, freier Handel, freie Arbeit, freie Wissenschaft nebeneinander hergehen und nur durch eine Artvon Regierung in Beziehung und Verhältniß zueinander gesetzt werden, ist weit verschieden von dem „organisatorischen" Staate Lassalle's, der die Arbeiter aus „Sachen" zu „Menschen" machen soll und daher mit einer durchgreifenden Autorität bekleidet sein muß.

Der Hauptgegensatz zwischen Schulze-Delitzsch und Lassalle besteht darin, daß Schulze praktische Zwecke vor Augen hat, zunächst erreichbare Zwecke, um die Lage der Arbeiter zu verbessern, während Lassalle als Philosoph, Prophet, ins Große gehender Reformator diese Auskunftsmittel principiell verwirft, weil durch dieselben nach seiner Ansicht nur ein Bau gestützt wird, den er niederreißen will. Schulze nimmt es mit der nationalökonomischen Theorie nicht so genau. Indem er die Arbeiter zur Betheiligung an seinen „Vorschußvereinen" anregen will, fordert er sie selbstverständlich auf, zu sparen, und fügt hinzu, „das Kapital ist in allen Fällen das unmittelbare Ergebniß eines Sparens; anders können Kapitalien überhaupt nicht zu Stande kommen"! Damit macht er freilich Lassalle die Widerlegung leicht, der ihm nachweist, wie heutigentags neue Kapitalien entstehen, und keineswegs durch Sparen. Man kauft ein Grundstück für 100000 Thaler, die sich mit 5 Proc. verzinsen; man gibt die Zinsen aus, ja jährlich noch 2000 Thaler mehr, verschwendet, verschuldet sich. Nach zehn Jahren verkauft man das Gut, und infolge der inzwischen gestiegenen Masse der Bevölkerung, der dadurch gestiegenen Preise des Getreides und der Bauplätze erlöst man jetzt 200000 Thaler, bezahlt seine 20000 Thaler Schulden und hat ein neues Kapital von 80000 Thaler in der Hand. Dies Kapital hat sich nicht durch Sparen gebildet, sondern durch die gesellschaftlichen Zusammenhänge.

Oder ich setze den Fall, ich habe bei Anlegung der Köln-Mindener Eisenbahn 100000 Thaler Actien al pari gezeichnet. Ich habe, ohne mich sonst irgend um diese Eisenbahn zu bekümmern, jahrelang erst 5, dann 8, dann 10, dann 12, dann 13 Proc. aus meinem Anlagekapital bezogen, also eine wahrhaft riesige Dividende, und ich habe sie unerbittlich bis zum letzten Heller ausgegeben. Ich verkaufe jetzt diese Köln-Mindener Actien, sie stehen 175 nach dem Curszettel, und ich habe jetzt ein neues Kapital von 75000 Thaler gewonnen in der Hand, ohne jemals einen Heller „aus meinem Einkommen angesammelt und gespart" zu haben. Wie hat sich dies neue Kapital gebildet? Durch die gesellschaftlichen Zusammenhänge, Herr Schulze! Der Personenverkehr ist gestiegen, der Güterverkehr ist gestiegen, durch die Erfindung eines englischen Ingenieurs vielleicht sind die Betriebskosten geringer geworden — kurz durch alle gesellschaftlichen Zusammenhänge, nur nicht durch meine Arbeit und durch mein Sparen repräsentirt jetzt die große Anlage, Köln-Mindener Eisenbahn genannt, und folglich auch jedes Bruchtheil (Actie) derselben wirklich einen um so viel höhern Kapitalwerth.

Auch gegen die Theorie der „Uebertragungen" des Kapitals, insofern sie den Schulze'schen Satz erläutern sollen, wendet sich Lassalle, und auf die vorausgesetzte Replik Schulze's: „Sehen Sie denn nicht, daß dieser Kapitalwerth von den Köln-Mindener Eisenbahnarbeitern und allen andern Gruppen von Arbeitern, die mit diesen auf dasselbe Resultat hinwirkten, hervorgebracht und Ihnen als dem Besitzer der Eisenbahnactien übertragen ist", entgegnet er, daß er das freilich sehe:

Wenn Sie das aber auch wissen, dann wüßten Sie ja eben alles, was ich Ihnen beweise! Dann wüßten Sie ja, daß diese „Uebertragung" keine freie ist — denn jene Arbeiter haben mir durchaus nichts übertragen wollen — daß sie überhaupt keine juristische „Uebertragung" ist, denn jener Kapitalwerth hat vor mir keinen andern rechtlichen

Besitzer gehabt — wie dies bei Raub, Diebstahl, Spiel der Fall ist —, sondern daß dies eben die ökonomische „Uebertragung" des heutigen Productionsprocesses ist, welche darin besteht, dem Kapitalisten den Arbeitsertrag der Arbeiter zuzuführen.

In der That ist die „Kapitalprämie", welche Lassalle bereits in seiner „Theorie der erworbenen Rechte" besprach, sein Hauptanklagepunkt gegen das Kapital. Kapitalprämie ist ihm aller Ueberschuß des Arbeitsertrags über den volksüblich nothwendigen Lebensbedarf der Arbeiter, der auf das Kapital in seinen verschiedenen Formen fällt. In der Unproductivität der Arbeit liegt also das Geheimniß der Productivität des Kapitals und umgekehrt. Ferner protestirt Lassalle dagegen, daß die Kapitalprämie „purer geistiger Arbeitslohn" sei. Wie viel der Lohn für die geistige Leitung betrage, das sehe man ja praktisch rein heraustreten. Wie viele Gutsbesitzer gebe es, die ihre Gütercomplexe durch Rentmeister, wie viele große Fabrikanten und Kaufleute, die ihre Geschäfte durch Geschäftsführer und Betriebsdirectoren verwalten lassen. Das verhältnißmäßig zu dem Geschäftsgewinn dieser Unternehmer so geringe Gehalt dieser Geschäftsführer sei natürlich alles, was sich jene Herren für ihre eigene geistige Thätigkeit berechnen können, wenn sie selbst das Geschäft führen. Und wo kämen gar die 13 Proc. Dividende her, welche die Köln-Mindener Eisenbahnactien den sich um die Geschäftsführung gar nicht bekümmernden Actionären abwerfen, wenn der Unternehmergewinn in der Vergütung der geistigen Thätigkeit der Geschäftsleitung bestände? Dagegen muß Lassalle doch selbst einräumen, daß in der Kapitalprämie, wenn nicht der Lohn für die geistige Thätigkeit, doch der Lohn für das „getragene Risico" liegt. Er geht über diesen Punkt sehr flüchtig hinweg — und doch ist er ein Schwerpunkt für die Theorie des „Kapitals". Möglich, daß in einer andern Organisation der Gesellschaft die Arbeit selbst dies Risico trägt — in der jetzigen liegt gerade in demselben die Hauptrechtfertigung für die von Lassalle angeklagte Kapitalprämie.

In Bezug auf die Kritik des Kapitals, auf die Auffassung der freien Concurrenz, auf den Nachweis, wie das größere Kapital das kleinere verschlinge, theilt Lassalle wenig Neues mit für diejenigen, welche Proudhon's Schriften, namentlich sein erstes Mémoire: „Qu'est ce que la propriété?" kennen. Dagegen wird sein einleuchtender Nachweis, daß das Kapital, wie alle „ökonomischen" Theorien, kein logischer Begriff, sondern eine historische Kategorie sei, mit den Waffen deutscher Wissenschaft geführt, und ist gleichsam nur eine Consequenz seines größern Werks über das „Erbrecht", in welchem er nachwies, wie sich alle Rechtsbegriffe nur aus ihrer geschichtlichen Entwickelung begreifen lassen.

Nachdem Lassalle das jetzige Verhältniß von Arbeit und Kapital scharf wenn auch einseitig kritisirt, indem er das Wesen dieser Epoche darin findet, daß der Arbeiter „als Waare und Sache" behandelt werde, ohne jene „menschlichen" Beziehungen, welche im Sklaventhum des Alterthums, in der Leibeigenschaft des Mittelalters, trotz der äußern, oft unmenschlichen Behandlung doch noch im Wesen der In stitutionen lagen, tritt er nun selbst an die Lösung d socialen Frage heran, und findet sie in der Forme Productivassociationen der Arbeiter mit Staatscredit! Da Kapital soll wieder zum todten, dienenden Arbeitsinstru ment degradirt, der Ertrag der Production an alle, d zu ihr beigetragen haben, nach Maßgabe ihrer Leistun vertheilt werden. Für Productivassociationen hatte sich au Schulze-Delitzsch erklärt; doch während dieser sie dur Selbsthülfe ins Leben rufen will, ruft Lassalle die Hül der Gesetzgebung und des Staats an; denn nur durch gro artige Associationen lasse sich gründlich reformiren, wä rend die kleinen immer wieder durch die freie Concurren und die großen Kapitalien erdrückt würden. Es müß immer ein ganzer Productionszweig in Einer Stu in eine Association vereinigt werden, während di sämmtlichen Arbeiterassociationen im Lande in einen Cr ditverband, und mindestens zunächst die Associationen de selben Productionszweigs in einen Assecuranzverband tre ten würden. Lassalle verspricht sich von dieser neuen Or ganisation eine großartige Bereicherung der gesammte Gesellschaft, sogar einen neuen Durchbruch der Kunst und verspricht der Nation, die sie zuerst durchführt, di Herrschaft auf dem Weltmarkte.

Zum Schlusse des Werks wendet sich Lassalle gegen di „öffentliche Meinung", die er mit Hegel'schen und Goethe schen Citaten verurtheilt und die mystische Göttin de „Zeitungscultus" nennt. Die Zeitungen aber sind für ihn das Organ der Spießbürgerclique. Herr Schulze i ihm ein Typus, der Ausdruck unsers Bürgerthums Ueberall findet er denselben Klassenausdruck; in der Lit ratur heißen sie Julian, in der Kammer Fortschritts partei, in der Presse Zabel und Bernstein, in de Oekonomie Schulze. Das Denken des Bürgerthums besorgen nach Lassalle die Zeitungen, von denen es das fertige Gedankenfabrikat bezieht. Eine ganze Wolke von Kraftausdrücken wirbelt Lassalle empor, um diesen „Zei tungspöbel" damit vollzustäuben. Wol darf man fragen ob das, was Lassalle „öffentliche Meinung" nennt, in seinen Augen eine ewige, unabänderliche oder nur ei historische Kategorie ist? Ist das letztere der Fall, so hä er aussprechen sollen, was an ihre Stelle treten werde ist das erstere seine Ansicht, so wird er ihr doch selb nie entfliehen können. Wozu eine Agitation und all d glänzende Aufwand von Beredsamkeit, als um eine neu „öffentliche Meinung" zu bilden? Zuletzt ist diese doch nur die Summe der herrschenden Ueberzeugungen, m tief oder wie oberflächlich sie auch begründet sein mög Aus der Summe der herrschenden Ueberzeugungen ab gehen die Reformen und die großen Umwälzungen de Gesellschaft hervor. Lassalle verlangt ja auch eine Pres des vierten Standes. Es ist also in Wahrheit nur di jetzige Gestalt der Presse und der öffentlichen Mei nung, gegen die er zu Felde zieht.

Wenn er für die Arbeiter Staatshülfe in Anspru nimmt, so fragt man sich freilich, wie dieser Staat be schaffen sein soll, der den vierten Stand zur Geltun

bringt? Lassalle gibt nur einen Fingerzeig für den einzuschlagenden Weg, welcher zu der für seine Tendenzen wünschenswerthen Reform des Staatswesens führen soll. Er verkündet das große Princip des „directen allgemeinen Wahlrechts", er verkündet es mit prophetischer Emphase. Er sieht den Blitz desselben schon in den Höhen zucken! „Auf diesem oder jenem Wege, bald fährt er zischend nieder. Seitdem dieses Wort ausgesprochen wurde, ist es zur Nothwendigkeit geworden. Bewaffnet, dann mit diesem Blitz rettet euch, rettet Deutschland!" Mit Lassalle geht hier die principielle Begeisterung durch. Der Boden der modernen Politik ist am wenigsten eine tabula rasa, auf welche sich mit Riesenlettern ein einziges Princip hinschreiben läßt. So vielverzweigt sind die Bedingungen unserer politischen Zustände, daß sie ähnlich jenem indischen Feigenbaum selbst mit ihren Zweigen wieder Wurzel schlagen und daß selbst die revolutionäre Axt, die den Hauptstamm umschlüge, durchaus nicht den Wald vernichtete, der aus ihm erwachsen ist. Nehmen wir an, das directe allgemeine Wahlrecht würde heute in Preußen proclamirt — würden wir dadurch den Idealstaat des Arbeiterthums erreichen? Ohne Frage würden in den Fabrikdistricten einzelne Arbeiter zu Deputirten gewählt werden; aber die bei weitem überwiegende Mehrheit der Wähler würde aus der ländlichen Arbeiterbevölkerung bestehen, welche zunächst gänzlich außerhalb der socialen Bewegung steht, für welche die Losungsworte derselben erst in eine ganz andere Tonart übersetzt werden müßten. Wenn sich daher auch die Reihen des im Parlament vertretenen Bürgerthums durch das directe allgemeine Wahlrecht lichten sollten — nicht den Arbeitern, sondern den feudalen Herren des flachen Landes würde das zugute kommen. Wir zweifeln nicht, daß das jetzige preußische Ministerium dies Zugeständniß an das rein demokratische Princip ohne alle Gefahr machen könnte, ja mit der vollen Aussicht, eine gefügigere Kammer zu erhalten. Die großen Hebel, welche auf die Massen wirken, hat die Reaction in Preußen mehr in der Hand, als die sociale Agitation. Doch selbst angenommen, ein Arbeiterparlament ginge aus den directen Wahlen hervor — würde nun der Staat des vierten Standes unmittelbar geharnischt wie Minerva aus dem Haupte des Zeus ans Licht springen? Da müßte doch dies Parlament auch mit einer sehr entscheidenden Gewalt bekleidet sein; da käme es doch wiederum auf alle die Verfassungsfragen an, um welche sich als um ihren Angelpunkt die gegenwärtigen politischen Kämpfe drehen; da würde doch der gute Wille der Regierung, die Stellung der Executive zur Arbeiterfrage wieder in erster Linie stehen. Ja eine despotische Executive, von einem Ministerium von Lassallianern in einem streng absolutistischen Staate ausgeübt, würde dies Programm Lassalle's rascher durchführen, als dies durch das bloße directe Wahlrecht möglich wäre!

In der That müssen wir Lassalle den Vorwurf machen, daß er das Princip seiner wissenschaftlichen Werke bei seiner Agitation zu sehr beiseitegesetzt, daß er von dem Generalisiren, welches er dort als eine sich dem Reichthum des Stoffs entfremdende Verallgemeinerung verdammte, sich in der Praxis nicht freimachen konnte. Namentlich beschuldigen wir ihn einer Vermischung der deutschen und französischen Zustände. Seine ganze Arbeiteragitation ist im wesentlichen eine Uebersetzung aus dem Französischen. Es ist nicht Proudhon, nicht Louis Blanc, nicht Cabet, es ist nicht dieser oder jener einzelne Autor, den er mit seinen philosophischen Randnoten illustrirt hätte; doch es ist der ganze, seinen Bestrebungen zu Grunde liegende brüske Gegensatz zwischen dem dritten und vierten Stande, der in dieser tendenziösen Allgemeinheit in Deutschland keineswegs so existirt, wie in Frankreich. Das deutsche Bürgerthum mag in einzelnen Spitzen des Creditsystems und der Industrie von der Färbung der französischen Bourgeoisie angehaucht sein; in seinem ganzen Kern hängt es weit inniger mit dem vierten Stande zusammen. Gerade die Bildungselemente unsers Bürgerthums, die wesentlich in unserer classischen Literatur liegen, haben ihm die Begeisterung für Humanität, die Richtung auf allgemeine menschliche Interessen eingeflößt. Lassalle sagt zwar, unsere Dichter und Denker seien wie Kraniche über die Häupter des Bürgerthums dahingeflogen und nichts von ihnen sei auf diese Masse gekommen, als der leere Schall ihres Namens. Dies mag auf einzelne Mitglieder der Haute-Finance und der Börse passen; aber es paßt durchaus nicht auf den Kern des deutschen Bürgerthums. Die großartigste Umwälzung zu Gunsten des vierten Standes, welche die neuere deutsche Geschichte kennt, die agrarischen Reformgesetze der Stein'schen Verwaltung, sind durch das bürgerliche Beamtenthum Preußens durchgeführt worden. Der vierte Stand in Frankreich hat seit Baboeuf seine Geschichte und seine Literatur; er ist eine Ziffer, mit der Frankreichs Staatskünstler rechnen müssen. In Deutschland ist dies anders. Ihn heranzubilden zur Sorge für seine Interessen, zur bewußten Betheiligung am Staatsleben ist eine verdienstliche Aufgabe, mögen noch so viele Irrthümer mit unterlaufen; denn für jede einseitige Theorie liegt die Correctur in den realen Verhältnissen selbst. Lassalle hat Unrecht, seinen Gegner zu verdächtigen, daß er nur für die Sonderinteressen des Bürgerthums, nicht für das Wohl der Arbeiter wirke. Dafür ist ihm selbst manche Verdächtigung nicht erspart worden, die sein allzu stürmisches, aber jedenfalls aus der Begeisterung philosophischer Ueberzeugungen hervorgehendes Wirken traf.

Lassalle's Werk gegen Schulze enthält sein socialistisches Programm und die geschlossenste Beweisführung für dasselbe. Seine zahlreichen kleinern Schriften, die er vor- und nachher veröffentlichte, führen nur einzelne Punkte dieses Programms weiter aus. Wir wollen sie mit kurzer Inhaltsangabe die Revue passiren lassen:

Arbeiterlesebuch. Frankfurt a. M., Baist. 1863. 8. 10 Ngr.

Arbeiterprogramm. Ueber den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. 8. 5 Ngr.

Das erste Schriftchen enthält Lassalle's Theorie in usum Delphini bearbeitet, die Uebersetzung derselben aus dem Philosophischen ins Volksthümliche und Praktische;

das zweite hat von allen die meisten Fata aufzuweisen und ist productiv geworden, indem es eine Zahl neuer Broschüren geheckt hat. Das Arbeiterprogramm zog Lassalle eine Verurtheilung zu viermonatlicher Gefängnißstrafe durch das berliner Stadtgericht zu wegen öffentlicher Aufreizung der Angehörigen des Staats zum Hasse und zur Verachtung und wegen Gefährdung des öffentlichen Friedens. Von allen Broschüren Lassalle's ist diese am meisten aus einem Gusse gearbeitet, volksthümlich, leidenschaftlich, und doch von einer glänzenden Dialektik durchdrungen. Sie hat einen wesentlich prophetischen Zug; sie schließt mit der Vorherverkündigung eines neuen Weltalters, welches dem vierten Stande gehört. Lassalle geberdet sich als ein Sieyès des vierten Standes. Was jener von dem dritten sagte, wendet dieser auf den vierten an. „Was ist der vierte Stand factisch, thatsächlich? Alles. Was ist er rechtlich? Nichts!" So könnte man den Grundgedanken der Lassalle'schen Schrift lakonisch zusammenfassen. Dieser Stand ist alles, weil seine Interessen die Interessen der Menschheit selbst sind — eine kühne, dialektische Wendung, auf deren Nachweis die ganze geschichtliche Entwickelung ausgeht, welche die erste Hälfte des Schriftchens bildet. Weil der vierte Stand der letzte und äußerste ist, der keine ausschließende Bedingung weder rechtlicher noch thatsächlicher Art, weder Adel noch Grundbesitz, noch Kapitalbesitz mehr aufstellt und aufstellen kann, weil wir alle Arbeiter sind, deshalb ist der vierte Stand gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht. Zur Kritik dieser Anschauung genügt es, ein Gleichniß heranzuziehen, welches ein geistvoller Autor bei einer ähnlichen Veranlassung aufgestellt hat. Dieser Autor ist kein anderer als Lassalle selbst, der in seiner Schrift gegen Schulze-Delitzsch den Say'schen Satz, daß alles Kapital nur in den realen Producten eines Landes bestehe, durch das folgende Bild in witziger Weise zu widerlegen sucht:

> Mich hat dieser „große" Satz von Say, trotz seiner relativen Wahrheit, immer an ein Räthsel erinnert, welches mir einmal beim Pfänderspiel aufgegeben wurde. Das Räthsel lautete: „Welches ist der Unterschied zwischen Napoleon I. und der Hebamme Müllern?" Ich konnte und konnte das Räthsel nicht rathen, trotz aller Anstrengung, und gab mich endlich gefangen, worauf mir nun als Auflösung mitgetheilt wurde: daß Napoleon I. ein Mann und die Hebamme Müllern eine Frau gewesen sei. Da sah ich nun freilich die Wahrheit dieser Auflösung vollkommen ein! In der That, wenn man erst abgeschmackt genug ist, alle concreten Bestimmtheiten in der Figur Napoleon's und der Hebamme Müllern fortzulassen, so kommt man zu der abstracten Gleichheit, daß sie beide Menschen gewesen seien, und hat man erst diese abstracte Gleichheit in der Hand, so ergibt sich dann als ebenso wahr von selbst, daß sie sich als Mann und Frau unterscheiden.

Genau ebenso, meint Lassalle, verhält es sich mit jenem Say'schen Satz, einer Wahrheit, welche darin besteht, daß von allen wirklichen concreten Bestimmtheiten des ökonomischen Processes abstrahirt wird — und genau ebenso, meinen wir, verhält es sich mit jenem Lassalle'schen Satz, daß alle Menschen Arbeiter sind und daher der vierte Stand gleichbedeutend mit dem ganzen Menschengeschlecht ist: ein Satz, der ebenfalls nichts weiter ist als die Abstraction von allen concreten Bestimmungen der Menschheit.

Infolge der Verurtheilung, welche ihm das Arbeiterprogramm zugezogen hatte, veröffentlichte Lassalle eine ganze Reihe von Vertheidigungsschriften:

Die Wissenschaft und die Arbeiter. Eine Vertheidigungsrede vor dem berliner Criminalgericht gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Lassalle'sche Criminalproceß. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. Gr. 8. 26 Ngr.

Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Vertheidigungsrede vor dem königl. Kammergericht zu Berlin. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

In der ersten Vertheidigungsrede tritt Lassalle für das, durch die Verfassung garantirte Recht der freien Wissenschaft in die Schranken, und behauptet die durchgängige wissenschaftliche Haltung seines Vortrags. Er protestirt dagegen, daß es ihm zum Verbrechen gemacht wird, den Vortrag vor Arbeitern gehalten zu haben, indem er ausruft: „dies gerade ist die Größe der Bestimmung dieser Zeit, auszuführen, was finstere Jahrhunderte nicht einmal zu denken für möglich gehalten haben, die Wissenschaft an das Volk zu bringen." Die Hefte über den Criminalproceß bringen die mündliche Verhandlung nach dem stenographischen Bericht und das Urtheil erster Instanz mit kritischen Randnoten zum Zweck der Appellationsrechtfertigung. Die bedeutendste von diesen Schriften ist die dritte, eine gründliche Untersuchung über Natur und Wesen der indirecten Steuer, mit einer Fülle unwiderlegbarer statistischer Daten ausgestattet und dictirt von warmer Begeisterung für das Wohl der ärmern Klassen.

Eine andere Gruppe Lassalle'scher Schriften hat zu ihrem Mittelpunkte die Verfassungsfrage:

Ueber Verfassungswesen. Ein Vortrag gehalten in einem berliner Bürger-Bezirksvereine. Berlin, Jansen. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Was nun? Zweiter Vortrag über Verfassungswesen. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. 8. 6 Ngr.

Macht und Recht. Offenes Sendschreiben. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. 8. 3 Ngr.

Die Feste, die Presse und der frankfurter Abgeordnetentag. Drei Symptome des öffentlichen Geistes. Eine Rede gehalten in den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf. Düsseldorf, Schaub. 1863. 8. 7½ Ngr.

In den drei ersten Schriften stellt Lassalle seine Verfassungstheorie auf, die allerdings von der Theorie der constitutionellen Lehrbücher wesentlich abweicht. Er legt den Nachdruck auf die thatsächlichen Machtverhältnisse des Landes; die geschriebene Verfassung, das Blatt Papier, hat für ihn nur Werth, wenn sie jene „ungeschriebene" deckt. In der zweiten Schrift erklärt er sich gegen den Scheinconstitutionalismus und räth als Hausmittel dagegen den Rücktritt der Kammern unter Protest. In der dritten behauptet er, daß auch ihm, wie dem Grafen Schwerin, „Recht vor Macht" gehe, daß er aber nicht seine Wünsche, sondern nur die thatsächlichen Verhältnisse

ausgesprochen habe. Wir nehmen ad acta, daß in allen diesen Schriften von dem „vierten Stande" nicht die Rede ist, sondern Lassalle dem deutschen „Bürgerthum" seine politischen Rathschläge ertheilt, um die Sache desselben zum Siege zu führen. Ganz anders verhält es sich mit der vierten Schrift, mit den in den Arbeiterversammlungen gehaltenen Reden. Hier wird Politik des vierten Standes, social-demokratische Agitation getrieben; hier heißt es Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse; hier wird der Rath ertheilt, Fortschrittsmänner zu wählen, damit sie sich gänzlich blamiren; hier sollen alle ihre Hände erheben und sich verpflichten, es den Fortschrittlern und Nationalvereinlern gedenken zu wollen, daß sie bis zum letzten Augenblick erklärt haben: sie wollen keine Revolution! Aber will denn Lassalle eine Revolution? Er leugnet es in seinen Vertheidigungsschriften, er leugnet mindestens, daß er dabei an eine Revolution mit Heugabeln und Bajonneten denkt! Warum gibt er diese Erklärung nicht den Arbeitern? Zehn gegen eins — viele denken dabei an Heugabeln und Bajonnete? Diese Reden athmen eine fieberische Erhitzung; die Wuth gegen die „schlechte Zeitungspresse" hat einen stark persönlichen Charakter. Doch auf den zerstörungswüthigen Radicalismus der Inquisition darf man entgegnen: brûler ce n'est pas repondre! Ueberhaupt sind diese Reden die ideenärmsten von allen, die Lassalle gehalten hat, und, indem sie eine Politik des Pessimismus predigen, auch die unfruchtbarsten; denn diese Politik hat immer nur sich selbst zerstört.

Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. Festrede gehalten bei der am 19. Mai 1862 vor der Philosophischen Gesellschaft und dem Wissenschaftlichen Kunstverein im Arnim'schen Saale veranstalteten Fichte-Feier. Berlin, Jansen. 1862. Lex.-8. 10 Ngr.

In dieser Festrede stellt Lassalle die Bedeutung Fichte's in dem Entwickelungsgange der deutschen Philosophie und seine für die deutsche Nation und den Einheitsstaat begeisterte Popularphilosophie dar. Der erste Theil dieser Rede hat für den festlichen Zweck zu viel wissenschaftliche Schwere; der zweite dagegen wird durch eine energische Beredsamkeit charakterisirt. Lassalle beherrscht seinen Stoff vollkommen und citirt niemals aus zweiter Hand.

Auch als Dichter hat sich Lassalle versucht. Sein Trauerspiel: „Franz von Sickingen", welches in einzelnen Scenen eine geistvolle Rhetorik athmet, aber kein dramatisches Talent verräth, ist schon in Nr. 10 d. Bl. f. 1862 besprochen worden.

Die Uebersicht über Lassalle's literarische Leistungen bietet auf den ersten Blick eine sehr buntscheckige Musterkarte dar. Hier ein großes Werk zur Geschichte der Philosophie, dort ein ebenso umfangreicher Beitrag zur Rechtsphilosophie; hier ein Trauerspiel, dort eine philosophische Festrede; hier ein literarhistorischer Essay mit vernichtender Polemik, dort eine nationalökonomische Schrift in polemischer Gewandung; hier Reden über Verfassungsfragen vor Bürgerbezirksvereinen, dort Reden gegen das Bürgerthum vor Arbeitervereinen; hier Vertheidigungsreden, welche die Länge und Form von „Collegien" annehmen, dort Programme und Episteln — wo ist der leitende Faden in dieser Entwickelung?

Die Gegner behaupten, daß dieser leitende Faden fehle, daß dies Hinundherspringen nur aus der Eitelkeit geistigen Virtuosenthums hervorgegangen sei. Ihnen erscheint Lassalle als ein Sophist, der sich mit großen Ueberzeugungen drapirt, die Begriffe mit außerordentlicher Gewandtheit herüber- und hinüberescamotirt, vor den Arbeitern anders spricht als vor den Bürgern, sich deshalb namentlich in seinen Gerichtsreden durch meisterhafte dialektische Fechterkünste Ciceronianischer Advocatur auszeichnet, in dem Bestreben aber, um jeden Preis eine große Rolle zu spielen, sich nicht scheut, auch die wilden Leidenschaften des Volks aufzuregen.

Wir können dieser Auffassung nicht beistimmen. Lassalle ist ein Meister der Dialektik, doch kein Sophist. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, sein letztes Wort zu sprechen und die anscheinend disparaten Elemente seiner Wirksamkeit auf ihren innern Einheitspunkt zurückzuführen. Wohl ist es gewiß, daß er sich noch nicht um die sociale Frage kümmerte, als er seinen „Heraklit" schrieb; er hätte sonst die wegwerfenden Reden dieses geistigen Aristokraten über das Volk mit seinen eigenen Randnoten begleitet, da er es auch sonst in dem Werke an modernen Beziehungen nicht fehlen läßt. Doch ist dies kein Vorwurf. Seine spätern Werke sind, mit Ausnahme der dilettantischen Studien in Literaturgeschichte und Drama, leicht unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen. Nicht Sophistik, nicht die Sucht, paradox zu sein — ein energischer reformatorischer Trieb war in Lassalle lebendig, und wie er als Philosoph überall auf die letzten Consequenzen drang, so war er als Mensch bis zu fieberhafter Erhitzung den Eindrücken des Augenblicks hingegeben. Wer seine größern wissenschaftlichen Werke ins Auge faßt, würde ihm gewiß die Gabe volksthümlicher Beredsamkeit nicht zugetraut haben. Und doch besaß er dieselbe in hohem Maße, weil er mit zündender Energie und im vollen Strom aus der Seele heraussprach. Das vermag kein Sophist; ein Eiertanz auf den Spitzen der Sophistik wird nie das Volk begeistern. Ueberhaupt wird der Radicalismus immer volksthümlich sein; denn die letzten Consequenzen sind einfach und in die Augen springend, während eine reichere Bildung dazu gehört, sich in den Vermittelungen zurechtzufinden, welche bei den vielfach verschlungenen Wegen unserer Cultur einmal unentbehrlich sind. Während Lassalle in seinen wissenschaftlichen Werken gerade den Begriff in diese reiche Welt des Details hineinzuarbeiten suchte, warf er in seiner praktischen Agitation die letzten Consequenzen seines Idealismus rücksichtslos in die Menge. Die Lösung derselben ist antik gedacht, indem sie an den Staat appellirt: „Der Socialismus als Zweck, die Politik als Mittel." Die Mission, die er den Arbeitern hinterläßt, ist in erster Linie eine politische. Es haben sich zahlreiche Arbeitervereine gebildet, welche unter diesem Zeichen kämpfen, für die Zukunft

und für eine weitaussehende Zukunft kämpfen ohne das Streben nach materiellen Vortheilen — das Werk eines Philosophen trägt nothwendig den Stempel des Idealismus. Vielleicht auch den Stempel der Abstraction; denn der vierte Stand als Stand ist in Deutschland noch eine Abstraction, wenn es auch an der ärmsten und zahlreichsten Klasse nicht fehlt. Die kleinen Schriften Lassalle's haben jedenfalls in den Arbeitervereinen ihre fortzeugende Kraft bewiesen, während seine größern Werke in ihrem wissenschaftlichen Werth die Bürgschaft nachhaltiger Wirksamkeit tragen. **Rudolf Gottschall.**

Ein Lehrbuch des Constitutionalismus.

Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker. Herausgegeben von August Freiherrn von Harthausen. In zwei Theilen. — Erster Theil. Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Dargestellt und geschichtlich entwickelt im Zusammenhang mit den politischen und socialen Zuständen der Völker von Karl Biedermann. — Zweiter Theil. Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip von Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz, Wilhelm Kosegarten. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir halten es für ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß gerade im gegenwärtigen, von so großen politischen Ereignissen erfüllten Momente die Wissenschaft dennoch stetig und eifrig bemüht ist, nicht sowol neue Staatstheorien zu entwickeln, als vielmehr die praktischen Ergebnisse der vorhandenen Staatsgestaltungen übersichtlich zusammenzufassen und die Lehrmeinungen der hauptsächlichsten Parteien nach ihren realen Erfolgen prüfend zu revidiren. Es geschieht dies aus den verschiedensten Standpunkten heraus, aus theoretisch-objectiven und praktisch-subjectiven, wie aus pragmatisch-historischen; immer aber mit deutlich erkennbaren realen Zielen, wenn auch offenbar häufig genug mit dem vollen Bewußtsein, daß deren mögliche Verwirklichung aller Wahrscheinlichkeit zufolge erst jenseit der Lebensgrenzen unsers zeitgenössischen Geschlechts liegt. Im letzten Jahre gehören unter anderm dieser Gruppe staatswissenschaftlicher Arbeiten größern Stils ebenso gut Fröbel's „Theorie der Politik", Dietzel's „Volkswirthschaft, Staat und Gesellschaft", wie Bluntschli's „Geschichte der Staatswissenschaften" oder selbst Diefenbach's „Vorschule der Völkerkunde" an. Gemeinsam ist allen das Bestreben, in der zusammenfassenden Betrachtung der thatsächlichen Ergebnisse unserer materiellen und geistigen Vergangenheit das Fundament für die Gestaltung der Zukunft zu gewinnen. Von wie verschiedenen Ausgangspunkten auch man seinen Weg nehmen mag, man kommt in der Erkenntniß zusammen, daß der Hauptmangel der praktischen Staatszustände in der mangelhaften Vermittelung zwischen der politischen und socialen Sphäre des Staatslebens zu suchen ist.

Das Sammelwerk, welches uns hier zunächst beschäftigt, verfolgt ebenfalls eine verwandte Idee, doch in besonderer Anwendung. Der durch seine Arbeiten über Rußlands inneres Leben rühmlichst bekannte Herausgeber will, in Zuneigung für die russische Nation und in Voraussicht der dem russischen Reiche bevorstehenden Neugestaltungen hinsichtlich seiner Verfassung, „daß den gebildeten Russen, den Staats- und Geschäftsmännern (nicht den russischen Fachgelehrten) eine richtige und klare Einsicht in das Wesen und die Principien des constitutionellen Systems, seine Geschichte und die Wirkungen bei dessen Einführung, Fortbildung und Ausbildung gegeben werde". Leichtfaßliche, concise und wahrheitsgetreue Darstellung erschien als das Haupterforderniß eines Werks, welches „gewissermaßen ein Lehrbuch zum praktischen Gebrauch, zur praktischen Ausbildung und zugleich ein Spiegel sein müßte, worin man Gutes und Böses, Ersprießliches und Gefährliches, was in den constitutionellen Systemen und ihren Anwendungen sich herausstellt, erkennen könnte". Der Herausgeber gewann als Bearbeiter dieser Aufgabe, deren specielles Programm er entwarf, die im Titel genannten staatswissenschaftlichen Autoritäten. Karl Biedermann hob im ersten Theil in der übersichtlichen Darstellung und vergleichenden Geschichte der modernen Verfassungen, namentlich der Wahlsysteme, ganz besonders das Moment hervor, daß die nach Zeiten und Ländern wechselnden Formen der repräsentativen Einrichtungen „ebenso wol die Wirkungen als die Ursachen der so verschiedenartigen politischen und socialen Zustände der Völker sind". Dagegen geben die andern Mitarbeiter (im zweiten Theile), Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz und Wilhelm Kosegarten, deren verschiedene politische Standpunkte genugsam bekannt sind, ihre wissenschaftlichen Votas ab über die politischen und socialen Wirkungen der verschiedenartigen Wahlsysteme.

Bestimmt nun auch der Herausgeber das Werk vorzugsweise für Rußland, so bemerkt er doch selbst: „Sämmtliche fünf Herren haben sich in ihren Arbeiten rein auf dem objectiven wissenschaftlichen Standpunkte gehalten und daher hierbei Rußland gar nicht speciell ins Auge gefaßt." Er hofft, eben deshalb werde man in Rußland das Werk desto unbefangener aufnehmen und daraus seinen Nutzen schöpfen können. Aber wahrlich, wir an unserm Theil halten dafür, daß auch die politische Bildung in Deutschland noch keineswegs so allgemein und hochstehend ist, um nicht ein derartiges Buch zu deren Erweiterung und Vervollständigung in weiten Kreisen mit lebhaftem Interesse aufzunehmen. Wir wollen hier zunächst nicht einmal an das reichhaltige Material thatsächlicher Belehrung in Betreff des einen oder andern der bestehenden Wahl- und Verfassungssysteme gedenken; aber besonders die praktische Erkenntniß, welche aus der Vergleichung der Verschiedenartigkeit hervorgeht, daß eben auch die Verfassungsgestaltungen nothwendig aus der Volksnatur herauswachsen, daß selbst die besten Institutionen des einen Landes noch durchaus keine Panacee für das andere werden, daß nicht der Gesetzgeber Volksfreiheit und Staatsglück fix und fertig verleihen, sondern nur die Consequenz des Volksgeistes die gegebenen Elemente lebensfähig und fruchtbringend zu gestalten, nur die Unablässigkeit staatsbürgerlicher Pflichterfüllung die Errungenschaften sichern

und unangreifbar berechtigen kann — diese praktische Erkenntniß erachten wir für einen Hauptgewinn, welcher dem aufmerksamen und selbstdenkenden Leser aus jeder einzelnen Abhandlung des Buchs erwächst. Diese scheinbar höchst selbstverständliche Erkenntniß fehlt jedoch auch noch in Deutschland nicht blos vielen politisch angeregten Kreisen, sondern scheint sogar manchen politisch anregenden noch kaum so recht in Blut und Leben übergegangen. Man vergißt im idealen Drange leider noch allzu oft, daß die abstracte Freiheit nichts als ein negativer Begriff ist, welcher eine bestimmte gesellschaftliche Ordnung verneint, an deren Stelle sich eine unbestimmte andere zu setzen versucht, während doch nur jene Forderungen praktisch berechtigt dastehen, die sich als culturmäßig begründet ausweisen. Einer der freisinnigsten modernen Politiker drückt denselben Gedanken concreter mit den Worten aus: „Mit der liberalen Schablone, nach der die Freiheit für jeden Ort und alle Zeiten auf Bestellung geliefert werden kann, ist in der Weltgeschichte blutwenig anzufangen.“ Gerade die vergleichenden Darstellungen des vorliegenden Werks sind nun vollkommen dazu angethan, diese Wahrheit mit ihren Beispielen zu illustriren; sie lehren mit den gegebenen Mitteln maßhalten, haushalten, aushalten.

Dies um so mehr, als Karl Biedermann, mitunter wol selbst mit nicht eben leichtem Verzichte auf kritische Excurse, aus Treue für den historischen Standpunkt es sich durchweg versagt hat, über den höhern oder geringern Werth, die Vorzüge oder Nachtheile irgendeiner Verfassungsnorm oder Wahlart nach den Grundsätzen einer bestimmten constitutionellen Theorie oder einer politischen Partei abzusprechen. Die thatsächlichen Erfahrungen sprechen bei ihm allerlei. Es sind darum auch blos ganz allgemeine Betrachtungen über die Natur der gesellschaftlichen Einrichtungen, ihre durch Verhältnisse und ethnologische Charaktereigenthümlichkeiten bedingten Verschiedenheiten und ihre in dem allgemeinen socialen Culturgesetz begründete Entwickelung bei allen Völkern, welche die Einleitung der eigentlichen historischen Darstellung bilden. Diese stellt die Entstehung, Befestigung und Ausbildung des Repräsentativsystems in England, seinem Mutterland, voran. Daran schließt sich die geschichtliche Uebersicht der sprunghaften Entwickelungen der repräsentativen Einrichtungen in Frankreich. Die Verfassungsgeschichte Deutschlands gliedert sich dann in die Schilderung der alten Reichs- und Landstände, der seit dem Befreiungskriege zur Erscheinung und Herrschaft gelangten Verfassungen, und endlich des Ganges der Constitutionalisirung in Oesterreich und Preußen. Auf der Basis dieser drei mehr oder minder national bedingten und bedingenden Grundtypen constitutioneller Entwickelungen konnten nun die andern Verfassungsmonarchien Europas in weniger ausführlichen Skizzirungen vorübergeführt werden, während die constitutionellen und repräsentativen Einrichtungen der schweizerischen und nordamerikanischen Bundesrepubliken den ausführlichen Abschluß der historisch thatsächlichen Darlegungen bilden. Nach dieser Wanderung durch die verschiedenen praktischen Verwirklichungen des constitutionellen Princips zieht Biedermann in „Zusammenfassenden Betrachtungen“ die Summe aus dem vorangestellten Material. Hier treten seine Ueberzeugungen selbstredend hervor, hier wendet sich auch die directe Mahnung an Fürst und Volk. Der maßvolle und streng gesetzliche Standpunkt des kampfbewährten Publicisten ist zu bekannt, als daß dessen Charakterisirung nicht von Ueberfluß erscheinen möchte; wir können nur auf die Lektüre des Buchs selbst verweisen.

Formell gewinnen jedoch Biedermann's zusammenfassende Betrachtungen, eben indem sie nur dem constitutionellen Princip, wie seiner praktischen Entwickelung durch das Volk und den Fürsten, doch ohne besondere Bezugnahme auf concrete Erscheinungsformen gelten, noch die Bedeutung einer Uebergangsbrücke zu den vier kritischen Arbeiten des zweiten Theils. Joseph Held in Würzburg erörtert hier zunächst „Die politischen und socialen Wirkungen der verschiedenen politischen Wahlsysteme“. Die Frage danach ist ihm eine Frage an das Schicksal, doch nicht an das blinde und regellose Fatum, sondern an jenes, von welchem der alte Arndt sagte: „Die Schicksale der Völker sind in Gottes Hand, doch auch in der Menschen Hand.“ Und in diesem Sinne führt er aus, wie die Wahlen die eigentliche Grundform des modernen Constitutionalismus sind. Deshalb werden für die Entwickelung desselben namentlich bedingend: Art, Entwickelung, Nationaleigenthümlichkeit der politischen Volksbildung, die besondere Staatsform und die Stufe der erreichten Staatseinheit, die Staatsgröße und äußere Machtstellung. Die allgemeinen socialen und politischen Wirkungen der modernen Wahlsysteme werden dann an den hauptsächlichsten Verfassungsstaaten nachgewiesen, um schließlich die praktischen Hauptresultate dieser Untersuchung zu ziehen.

Selbsterkenntniß, Selbstbescheidung, Selbsthingabe und Selbstgeltendmachung für das Staatsganze ist also die Basis und das Ziel der praktischen Bildung und daher der Maßstab der sogenannten Emancipation der Völker, eine Eigenschaftung, welche von jedem Wähler und Wählbaren nach seiner Individualität gleich gefordert werden muß. Sie ist die Garantie für die Staatsgemäßheit der Wahlen, die Grundlage einer wahren staatsbürgerlichen Gleichheit, die Basis eines jeden politischen Wahlrechts, dessen Grenzen sie zieht und dessen Erfolge sie versichert. In ihr liegt die politische Autorität jeder höhern, die politische Würde jeder geringern Bildung..... Entarteten, ganz staatswidrigen Specialitäten gebührt daher, auch wenn sie noch so hoch stehen, keine Repräsentation.

Rudolf Gneist, in Deutschland als der beste Kenner des englischen Verfassungslebens anerkannt, charakterisirt speciell „Das Repräsentativsystem in England“ durch dessen historische Skizzirung. Dieser fügt er dann ausführliche Erörterungen bei über die daraus resultirenden Verschiedenheiten in den Aufgaben des continentalen Verfassungslebens von denen Englands, dessen Verfassungsentwickelung uns „wenigstens den Gang zeige, welcher ohne gewaltsame Klassenkämpfe eine freie Verfassung erzeugen kann“.

Mit häufigem Hinweis auf die Biedermann'schen klaren und präcisen Schilderungen der verschiedenen constitutionellen Gestaltungen spricht sich Georg Waitz „Ueber

die Bildung einer Volksvertretung" aus, indem er die Fehler der in Kraft befindlichen Wahlsysteme nachweist und deren Corrective nach den verschiedensten Richtungen zu erklären bemüht ist.

Zuletzt endlich hört man einen principiellen Gegner der modernen Entwickelungen des Repräsentativsystems, indem Wilhelm Kosegarten „Die Volkswahlen und die Volksherrschaft in ihren politischen und socialen Wirkungen, mit besonderer Beziehung auf die Jetztzeit" einer eingehenden Kritik unterwirft. Sicherlich durfte aber in einem Werke, welches seinem Publikum nicht blos das Gute und Ersprießliche des Constitutionalismus vorführen, sondern gleichermaßen das Böse und Gefährliche, was „in den constitutionellen Systemen und ihren Anwendungen sich herausstellt", im Spiegelbilde warnend vorhalten will, auch eine Stimme nicht fehlen, welche mit ihren wissenschaftlichen Begründungen nicht vom Standpunkte des modernen Constitutionalismus ausgeht. Kosegarten's Arbeit ist gewissermaßen der Revers der Biedermann'schen Darstellungen. Von geschichtlich einleitenden Betrachtungen, welche sich mit den verwandten Staatsformen des Alterthums und Mittelalters beschäftigen, gelangt sie zu den historisch-kritischen Erörterungen über die Hauptrepräsentanten des heutigen constitutionellen Staats. England, Frankreich, Deutschland mit besonderer Bezugnahme auf Oesterreich und Preußen, Belgien und andere constitutionelle Monarchien Europas, schließlich Nordamerika und die Schweiz werden in Bezug auf ihre politische Zustände einer scharfen Kritik unterzogen. Allgemeine Schlußbemerkungen ziehen die Gesammtergebnisse dieser Auffassungen.

Zu Discussionen über Meinungen und Ueberzeugungen ist hier nicht der Ort. Es gilt nur, zu beherzigen und der Beherzigung anzuempfehlen. Man kann aber wol der entschiedenste Verfechter constitutioneller Ordnungen und volksthümlicher Staatsgestaltungen sein, ohne doch die gewichtigen Mahnungen zu verkennen, welche in den Schlußbetrachtungen Kosegarten's gelegen sind. Er sagt in diesen einleitend:

> Die Darstellungen, welche liberale Politiker von den Zuständen constitutioneller Staaten zu geben pflegen, gleichen einigermaßen den von den Ministern abgefaßten Thronreden constitutioneller Fürsten. Alles erscheint da in mildem Lichte; Uebelstände werden, wenn überhaupt, nur leicht und obenhin berührt, vortheilhaft scheinende Seiten dagegen möglichst colorirt, besonders wenn von Industrie und Handel die Rede ist; denn heutigentags meint man gewöhnlich, daß, wenn die Fabrik- und Handelsherren zufrieden sind, auch das Volk zufrieden sei.

Der mit Gneist's Worten redende Schlußsatz aber lautet:

> Die öffentliche Meinung ist etwas sehr Kleines, wo sie nichts ist als die Summe der Eindrücke, welche große und kleine Actienvereine, große und kleine Gewerbsgesellschaften, die Abonnenten großer und kleiner Zeitungen von den Tagsereignissen empfinden.

Aurelio Buddeus.

Zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts.

Beiträge zur Geschichte Karl's V. Briefe Joachim Imhof's an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547 mitgetheilt von J. K. F. Knaake. Stendal, Franzen und Große. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Originale dieser Briefe befinden sich, wie der Herausgeber mittheilt, auf der Bibliothek der St.-Katharinenkirche zu Stendal. Es ist zwar nicht wohl zu errathen, welcher Zufall sie dorthin gebracht hat, denn sie enthalten weder durch ihren Schreiber, noch durch ihre Adresse irgendeine Beziehung auf Stendal, nichtsdestoweniger ist an ihrer Originalität nicht zu zweifeln. Sie stammen von der Hand Joachim Imhof's, offenbar eines Mitglieds der vielgenannten nürnberger Patricierfamilie. Es sind eigentliche Neuigkeitsbriefe, die bekannten Vorgänger und Nebenläufer der ältesten Zeitungen. Sie sind zunächst an die Adresse der Gebrüder Enders (Andreas und Gabriel Imhof in Nürnberg gerichtet, aber, wie ihr Inhalt ergibt, auch für weitere Kreise, für alle Freunde und Bekannte, die sich für die Welthändel interessiren, bestimmt. Der Schreiber ist unsers Wissens bisher noch nicht weiter bekannt. Alles was seine Persönlichkeit betrifft, muß aus seinen Briefen entnommen werden. Daraus ergibt sich, daß er in dem kaiserlichen Heere eine nicht unbedeutende Charge bekleidet haben muß. Er scheint öfters bei dem kaiserlichen Geschützwesen verwandt worden zu sein, wenigstens ist sein speciellstes Augenmerk darauf gerichtet, und hierin zeigt er auch die eingehendsten Kenntnisse. Seine Stellung brachte ihn in fortwährenden persönlichen Verkehr mit den höchsten Befehlshabern, und von ihnen scheint er einen großen Theil der Neuigkeiten, die nicht durch unmittelbar persönliche Gegenwart erlebt werden konnten, erfahren zu haben, z. B. was er, auf dem burgundisch-französischen Kriegsschauplatze beschäftigt, von den gleichzeitigen militärischen Actionen auf dem italienischen Kriegsschauplatze erzählt, auch die Nachrichten über die verschiedensten diplomatischen Verhandlungen können nur aus solcher Quelle stammen, denn Imhof selbst hat an keiner davon theilgenommen. Die Briefe berühren in zwei großen Massen zuerst Begebenheiten der Jahre 1543 und 1544, dann des Jahres 1547. Die ersten gehören zu dem vierten Kriege Karl's V. mit Franz I. von Frankreich, der für den letztern bekanntlich einen sehr unglücklichen Ausgang nahm. Die hier mitgetheilten Briefe beziehen sich auf Situationen, in denen die Wagschale des Erfolgs noch hin- und herschwankte, bis sie sich endlich auf die Seite des Kaisers neigte. Leider brechen die vorhandenen Briefe gerade an der interessantesten Stelle ab, bei der Belagerung von St.-Dizier, die am 7. Juli begann und zu den merkwürdigsten kriegerischen Actionen der Zeit gehörte. Sie zog sich bis zum 17. August hin, wo die Einnahme der Festung erfolgte. Imhof's letzter Bericht ist aber schon vom 14. Juli datirt und schildert nur die ersten Vorbereitungen zum Angriff, bei welchem die kaiserliche Artillerie nicht die erwartete Wirkung that.

Die zweite Abtheilung der Berichte geht vom 27. April

1547 bis Ende Juli deſſelben Jahres. Sie umfaßt eine geſchichtlich noch merkwürdigere Periode, die eigentliche Kataſtrophe des Schmalkaldiſchen Bundes in Sachſen und die Pacification Böhmens durch den König Ferdinand. Der erſte Brief iſt vom 27. April datirt, alſo drei Tage nach der Schlacht bei Mühlberg. Imhof war nicht blos auf dem Schlachtfelde ſelbſt mit thätig, ſondern auch bei der Berennung und Uebergabe von Wittenberg. Desgleichen war er auch zu Halle am 18. Juni Augenzeuge der Unterwerfung des Landgrafen. Seine Darſtellung iſt inſofern von Intereſſe, als ſich daraus erſehen läßt, daß in der Umgebung des Kaiſers und König Ferdinand's auch nicht ein Wort von jenen verrätheriſchen Intriguen verlautete, durch welche die Garanten der Unterwerfung des Landgrafen, der Kurfürſt von Brandenburg und Herzog Moritz ſich täuſchen ließen, allerdings nur, weil ſie ſich täuſchen laſſen wollten, um den mislichen Handel ſo ſchnell als möglich abzuthun. Natürlich wird dadurch die Thatſache, daß Philipp und ſeine Beſchützer ſich betrogen ſehen, nicht im geringſten alterirt. Dies iſt durch urkundliche Zeugniſſe genügend feſtgeſtellt, aber es ergibt ſich doch daraus, daß die öffentliche Meinung keineswegs ſo leicht an einen Verrath zu glauben ſich geſtimmt fühlen konnte, wie es von proteſtantiſcher Seite damals und auch ſpäter ſofort behauptet wurde. Die ehrlichen Kriegsmänner im kaiſerlichen Heere, wozu Imhof zu rechnen iſt, waren der Ueberzeugung, daß mit dem Landgrafen zwar hart, aber eben nur nach Gebühr verfahren worden ſei.

Der Herausgeber hat die Briefe mit vollkommener Beibehaltung der Originalorthographie und Interpunktion abdrucken laſſen. Dieſe ſtrenge diplomatiſche Genauigkeit bietet hier wie anderwärts allerdings eine größere Garantie als das früher beliebte und auch jetzt noch nicht ganz abgekommene Verfahren, derartige Actenſtücke durch allerlei Veränderung „lesbar" zu machen. Doch hätte ſich hier wol ein Mittelweg einſchlagen laſſen. Die unglaubliche Verwilderung der deutſchen Schriftſprache dieſer Zeit, wo ſie von einer Feder, die des Schreibens offenbar wenig gewohnt iſt, gehandhabt wird, rechtfertigt, um die Mühe des Leſens zu erleichtern, die Durchführung eines gewiſſen orthographiſchen Schemas, das deswegen noch nicht pedantiſch zu ſein braucht. So hätte hier z. B. ſchon die Beſchränkung des Gebrauchs der großen Buchſtaben, auf die gar nichts ankommt, dem Auge viele Verwirrung und Noth erſpart. Auch die Interpunktion dürfte nach dem Vorgange anderer nicht weniger gewiſſenhafter Herausgeber derartiger Actenſtücke dem heutigen Gebrauche wenigſtens genähert werden. Für die Geſchichte der Sprache entſpringt zwar aus einer ſolchen völlig treuen Wiedergabe einiger Nutzen, doch iſt derſelbe in dieſem Falle zu gering, als daß ihm das, was hier die Hauptſache iſt, das ſachliche Verſtändniß nachgeſetzt werden dürfte.

Der Herausgeber hat den einzelnen Briefen einige erklärende Noten beigefügt, die ſich auf Ort und Zeit derſelben beziehen, hier und da auch die bisherigen Berichte über die gleichen Ereigniſſe berühren, obgleich hierin ein ſehr ſtrenges Maß gehalten worden iſt. Auch finden ſich einige Erklärungen ſchwieriger und undeutlicher Ausdrücke meiſt richtig, doch iſt S. 18 „geneuſt" unrichtig mit „neueſtens" übertragen; es heißt „genaueſt". „Dinen", was S. 35 fg. öfter mit Fragezeichen begleitet erſcheint, bietet keine Schwierigkeit, es iſt die Lokalpartikel „da innen"; „gemath", S. 45, iſt nicht „gemahnt", ſondern „gemattet, abgemattet".

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Charles Sealsfield und K. M. Kertbeny.

Charles Sealsfield, der große deutſch-amerikaniſche Unbekannte, ſtarb im Laufe des vorigen Jahres auf ſeiner Beſitzung: Unter den Tannen bei Solothurn. Die deutſche Literatur hat in ihm einen Schriftſteller von großem Weltblick, glänzendem Darſtellungstalent und echt humaner Geſinnung verloren. Doch die Perſönlichkeit dieſes Autors war zeitlebens von Räthſeln umgeben, niemals oder nur ausnahmsweiſe in die literariſche Debatte eingetreten; ja, auf nähere Aufſchlüſſe reſignirend, verzog man Sealsfield ſelbſt zuletzt gänzlich über ſeinen Werken. Erſt die Veröffentlichung einiger Beſtimmungen ſeines Teſtaments lenkte bald nach ſeinem Tode die Aufmerkſamkeit auf die myſteriöſe Perſönlichkeit des Deutſchamerikaners. Indem man ſich aus dieſen Beſtimmungen Sealsfield's Jugendgeſchichte zu componiren verſuchte, indem man abenteuerliche und romanhafte Zuſammenhänge entdeckte, welche dem großen Autor die Antecedentien eines deutſch-mähriſchen, flüchtig gewordenen Ordenspriеſters gaben, wurde natürlich auch das Verlangen rege, über den geheimnißvollen Unbekannten ſelbſt, über ſeine äußere Erſcheinung, ſeine Lebensweiſe, ſeine bürgerlichen Verhältniſſe Näheres zu erfahren. Dieſem Verlangen kommt der Ungar Kertbeny in ſeiner Schrift: „Erinnerungen an Charles Sealsfield" (Brüſſel u. Leipzig, Ahn, 1864) entgegen. Diejenigen, welche nähere Enthüllungen über die Herkunft Sealsfield's, vielleicht aus ſeinem eigenen Munde erwarten, werden ſich freilich getäuſcht fühlen. Kertbeny ſelbſt hält ihn zwar für einen Oeſterreicher, doch für einen öſterreichiſchen „Juden", aus Gründen, denen jede Beweiskraft fehlt. Er theilt dann am Schluſſe das Teſtament Sealsfield's mit, deſſen Hauptbeſtimmungen durch die Zeitungen bereits genau und richtig veröffentlicht worden ſind. Kertbeny muß nun ſelbſt zugeben, daß die Erbeseinſetzung der Familie Poſtel „einen freilich ſtarken Verdachtsgrund gibt, Sealsfield ſei mit jener Familie — die übrigens bis dahin den Namen Sealsfield kaum gehört haben mag und nicht wenig verblüfft geweſen ſein mag, als ihr jenes Teſtament eines ihr bis dahin Unbekannten mitgetheilt wurde — wenigſtens blutsverwandt geweſen". Alſo doch gewiß kein Jude, wie in den erſten Briefen gemuthmaßt wird! Es iſt übrigens immer tadelnswerth, aus Zeitungsartikeln ein Buch zuſammenzuſtellen ohne jede einheitliche Redaction, ſodaß der Anfang und das Ende nichts voneinander wiſſen. Ein Buch iſt ein Ganzes, ſo groß oder klein es ſein mag; Kertbeny aber häuft nur Materialien auf, welche wohl oder übel zuſammenpaſſen. Wenn ferner Kertbeny zugibt, daß Sealsfield mit der Familie Poſtel blutsverwandt geweſen ſein müſſe, ſo iſt durchaus kein Grund abzuſehen, warum er die Identität Sealsfield's mit jenem verſchwundenen Karl Poſtel in Frage ſtellt? Denn all die andern nähern Blutsverwandten werden der Familie wol bekannt geweſen ſein.

Abgeſehen von dieſer flüchtigen Zuſammenſtellung und dem plauderhaften Feuilletonston enthält das Büchlein indeß einige

dankenswerthe Mittheilungen. Die ländliche Wohnung des Dichters unter den Tannen, wie die Gewohnheiten seines einsamen Lebens, werden uns anschaulich geschildert. Ebenso interessant sind die Beziehungen des Dichters zu den Napoleoniden, namentlich zu Arenenberg und dem Prinzen Napoleon, den Sealsfield mit Eifer gegen die Anklage in Schutz nahm, als Junge ein Thierquäler gewesen zu sein. Er erzählte: „Er sei eines Tags, durch Briefe Joseph Bonaparte's, nach Arenenberg empfohlen worden. Er ging vom konstanzer Seegelände aus dahin zu Fuße promeniren. Einen Berg hinaufschreitend, sah er weiter vor sich einen Reiter, der plötzlich vor einem ihn anbettelnden barfußen Handwerksburschen anhielt, und nach einigem Wortwechsel — die Entfernung war zu groß, um das Gespräch zu hören — seine eigenen Stiefel auszog, sie dem Burschen zuwarf und unbeschuht weiter trottete. Als Sealsfield dem Burschen nahe gekommen, stand dieser, die erhaltenen Stiefel verlegen in Händen haltend, und grinste: «Sind mir ja viel zu klein; hab' ja keinen Fuß wie der schöne junge Herr: hätte übrigens lieber ein paar Batze genommen.» In Arenenberg angekommen, wollte Sealsfield, als die Conversation schon ihren vertrautern Lauf genommen, eben dies Abenteuer erzählen, — da trat der Prinz Louis Napoleon in das Gemach seiner Mutter, und der Gast erkannte den Reiter. Königin Hortense aber klagte später direct gegen Sealsfield, daß ihr jüngerer Sohn alles Eigenthumssinnes bar sei. Denn eines Tags habe er seine gesammte Garderobe bettelnden Zigeunern zum Fenster hinabgeworfen, denen man die theure Habe nur mit Mühe und gegen reiche Vergütung wieder abjagte. Auch könne man dem damals schon vierundzwanzigjährigen jungen Prinzen kaum irgend Geld zur Disposition überlassen; sogar auf dem Dorfe, blos unter Bauern, habe er schon in nächster halber Stunde keinen Sou mehr. Endlich, setzte Sealsfield hinzu, das Schloß war ja eine völlige Menagerie. Der Prinz hatte von Hunden und Pferden, bis herab zu Tauben, Vögeln, ja Fröschen und Eidechsen einen directen Acclimatisationsgarten, und ich sah ihn diese Thiere stets mit größter Zärtlichkeit behandeln."

Als Ursache, warum er Oesterreich und Deutschland geflohen, erzählte Sealsfield, er sei in einem österreichischen Badeorte auf der Promenade von einem Stabsoffizier insultirt worden, habe das nicht ruhig eingesteckt, sondern offen seine Indignation ausgesprochen, von da ab jedoch alle Lust verloren, in solch elenden Verhältnissen weiter leben zu wollen. Jedenfalls mußte seine Erbitterung gegen Oesterreich aus einer schweren Kränkung hervorgegangen sein, die ihn betroffen. Er gab ihr in seinem längstvergessenen, aber damals als Brandfackel verrufenen Buche „Austria as it is" (London 1828), als dessen Verfasser er sich Kertbeny gegenüber bekannte, einen rücksichtslosen Ausdruck. Das Buch wurde damals von der österreichischen Staatskanzlei und von dem ganzen Deutschen Bunde auf das strengste verboten.

Da von der persönlichen Erscheinung Sealsfield's bisher keine eingehende Schilderung veröffentlicht worden ist, so dürfte die folgende, von Kertbeny entworfene Photographie nicht uninteressant sein. Mindestens kann man ihr nicht nachsagen, daß sie in schönfärbender Weise retouchirt und übermalt worden sei: „Es saß mir gegenüber links auf dem Kanapee ein Mann, der wol schon mehr an Alter als das Jahrhundert zählte, aber nichts weniger denn zu auffallende Spuren davon trug oder gebeugt schien. Im Gegentheil; dem Aussehen und den Bewegungen nach hätte man wol erst auf Funfzig rathen können. Die Figur war nicht groß, aber auch nicht klein; nicht mager, nicht fett. Der Kopf dagegen schien kleiner, als die Schultern erwarten ließen. Der Blick zeigte sich tiefliegend und durch die Augengläser mit Anstrengung scharf scheinend. Die Stirne gab sich hoch, aber der Untertheil des Gesichts breiter. Stark war die Nase, aber plump; der große Mund schien, wahrscheinlich durch Mangel an Backenzähnen, eingekniffen, dadurch das Kinn vorstehender. Das kurze Kopfhaar war noch nicht weiß, blos salz- und pfeffergrau. Charakteristisch wies sich der kurz mit der Schere zugestutzte Schnurrbart dadurch, daß er über der Lippe noch schwarz geblieben, dann aber graumelirt sich mit dem spärlichen weißen Backenbarte zusammenzog, wodurch das Kinn ausrasirt hervortrat, und damals noch ein Tüpfchen Kinnbart hatte. Am meisten und nicht angenehmsten fielen die großen flachen Ohren auf, die breitgedrückt wegstanden, und oben wie fannisch zugespitzt waren. Man findet solche starke Löffel oft bei geistig bedeutenden Männern; im Gegensatze zu den zierlichen Muschelohren schöner Frauen, die Balzac die Ohren der Mütter und der Sklavinnen nennt. Die Hand — um auch Freund Adolf Wiedmann's Lieblingsthese gerecht zu werden — zeigte sich stark knochig, etwas behaart. Jedoch gleich beim ersten Erblicken dieser Erscheinung drängte sich mir eine Bemerkung sofort auf. Es war in der Physiognomie, wie in Tracht und in den Manieren auch nicht die Spur von dem, was wenigstens wir Continentalen uns unter einem geborenen Amerikaner oder Engländer, als angelsächsische Racetypik, vorstellen. Es war kein Mensch mit «zwei linken Armen», wie Heine sagt; auch nichts von jenem Spitzigen, sauertöpfisch Magern des echten Yankee. Die rothhaarigen Barbaren, das Volk stärkst-ausgeprägten Dranges nach Individualitätsrechten, ist typisch und social das uniformirteste der Welt. Jener Witz Clemens Brentano's, daß ein Maler ein paarhundert Porträte durch dieselbe Patrone anfertigte, dann dem Käufer blos den respectiven Schnurrbart hineinmalte, und dem Manne das dann als dessen Porträt ablieferte, dieser lustige Einfall ließe sich sehr leicht in England oder Amerika ausführen, und zwar bis herab auf das stereotype Costüm. Bei Sealsfield war das anders. Er trug — ein Greuel für Engländer! — eine hohe steife schwarze Seidenkravatte, von rückwärts zuschnallbar. Dazu so schlecht gemachte Hemden, wie der echteste Deutsche; einen alten verblichenen Hausflaus und Zwilchbeinkleider; auch ehrenwerthe ausgetretene Stiefel statt Rahmsohlenstiefletten. Im ganzen machte er mehr den Eindruck eines alten quiescirten Militärs, hätten ihm die Brillen nicht — daheim silberne, auswärts goldene — das Aussehen eines alten Schreibers gegeben."

Drama und Theater.

Brachvogel's „Prinzessin Montpensier" ist in Schwerin und Leipzig mit Beifall zur Aufführung gekommen. Es ist ein theatralisches Effectstück, in welchem namentlich der zweite und fünfte Act für ein tüchtiges dramatisches Talent sprechen. Eine nicht ungewandte dramatische Dialektik, glückliche den Charakteren aufgesetzte Lichter, Scenen, die auf der Bühne Lärm machen oder Glanz verbreiten oder Tableaux mit geschickt arrangirten Gruppen bilden, zeichnen die bessern Partien des Werks aus. Dagegen fehlt dem Stück durchaus die Ruhe und Harmonie des Kunstwerks; die kecken psychologischen Verwickelungen gipfeln nur in Effecten, gehen aber nicht lebenswahr genug aus innerer Vertiefung hervor; das Historische, zum Theil aus äußerlicher Tendenzhascherei hervorgegangen, wie die Versöhnung des Königs Ludwig mit den Bürgern, läuft oft unvermittelt neben der innern Handlung her, welche durch den äußern Spectakel allzu sehr in den Hintergrund gedrängt wird; die Diction aber wird durch unausgegorene Jamben gebildet und schwankt wie seekrank zwischen Vers und Prosa einher. Die Heldin ist halb Donna Diana, halb Jungfrau von Orleans, nur daß sie nicht für, sondern gegen den König von Frankreich ficht, und daß ihr Stolz nicht der Stolz der Liebe, sondern der Stolz ihrer fürstlichen Herkunft ist. Als sie am Schluß, gerührt durch die Opferfreudigkeit des Hauptmanns Tarascon, diesen Stolz besiegt, da legt der König das Heilpflaster auf die klaffende Wunde, indem er den Hauptmann zum Herzog erhebt. Diese das menschliche Interesse so rasch abkühlende Cur wirkt wie ein Sturzbad nach dem Kampf der Leidenschaft. In der That erinnert dies stets parate dramatische Hausmittel für einen versöhnenden Schluß, der selbst auf alle genealogischen Bedenken versöhnend wirkt, an jene Staatsprämien, welche den Bacca-

laureen von Nanking in den chinesischen Dramen ertheilt werden. Der Held wird Mandarin höherer Klasse, bekommt eine Kugel von Gold statt von Krystall an die Mütze und darf die Geliebte heirathen. Was übrigens die Geschichte betrifft, so geht Brachvogel immer weit in seinen poetischen Licenzen und pflegt namentlich historische Heldinnen Ehen schließen zu lassen von denen die Geschichte nichts weiß. Er hat gleichsam ein dramatisches Gretna-Green eröffnet, wo er seine Heldinnen hinter dem Rücken der Weltgeschichte traut. So hat er schon der Pompadour im „Narciß" einen Mann angetraut, von dem die Chronik des Oeil-de-Boeuf nichts weiß. Von der Prinzessin Lamballe weiß man nur, daß sie mit 40 Jahren sich in den jungen Grafen von Lauzun verliebte und sich heimlich gegen den Willen des Königs mit ihm vermählte. Von der unebenbürtigen Liebe und Heirath mit dem Troßbuben weiß die Geschichte nichts. Dagegen ist die heroische Betheiligung der Montpensier an den Händeln der Fronde und ihr Commando auf der Bastille historisch. Dem Haß gegen die Orleans, dem Brachvogel im „Beaumarchais" in so widerwärtiger Weise die Zügel schießen läßt, hat er in diesem Drama dadurch gehuldigt, daß er den Vater der Prinzessin in ein wenig schmeichelhaftes Licht stellt.

Ein Drama, das viel von sich sprechen machte, ist Schmid's „Ludwig im Bart", in München mit Beifall gegeben. König Maximilian hatte einen Preis für das beste Drama aus der bairischen Geschichte ausgesetzt. Schon bei dem ersten Wettkampf hatte Schmid seine Gegner um eine Nasenlänge geschlagen; doch sein Pegasus war dicht vor dem Ziel noch zu Fall gekommen. Sein Stück war zwar für das beste unter den eingesendeten erklärt und zur Aufführung vorgeschlagen worden, nach deren Erfolg erst der Preis ertheilt werden sollte; doch erhielt es denselben nicht, weil eben der Erfolg kein glänzender war. Diesmal hatte der Autor dasselbe Glück und Unglück, nur mit dem Unterschied, daß „Ludwig im Bart" bei der Aufführung sehr begeistert aufgenommen wurde. Den Preis erhielt Schmid wieder nicht. Soll der Preis dem besten oder einem guten Drama nach den Statuten ertheilt werden, insofern der Superlativ hier weit weniger ist als der Positiv? Wir kennen die Statuten nicht, doch nur das erstere scheint uns bei Preisausschreibungen begründet. Das Drama soll effectvolle Scenen haben, doch über einen geschichtlich zu weit gemessenen Zeitraum sich erstrecken. Auch wird die Berechtigung des Grundgedankens bestritten, indem der starrköpfige Eigensinn des Helden, mit welchem er, ähnlich dem Erbförster Otto Ludwig's, an seinem Rechte festhält, keine dialektische Fortbewegung und Entwickelung zuläßt.

Ehe und Eheschließung.

Emil Friedberg in Berlin theilt uns in einer Broschüre (Berlin, Mittler und Sohn, 1864) zwei Vorträge mit, welche er, den einen am 18. Februar 1863 zum Besten des Germanischen Museums, den andern im Wissenschaftlichen Vereine am 5. März 1864 gehalten hat. Der eine betitelt sich: „Ehe und Eheschließung im deutschen Mittelalter", der andere: „Eheschließung und Ehescheidung in England und Schottland", beide behandeln also sehr verwandte Themata. In gefälliger Form skizzirt uns der Verfasser im erstern Vortrage die Stellung des Weibes zum Manne im deutschen Mittelalter. Von jener Idealität, wie sie die Dichter lieben, findet sich in der Stellung des Weibes während des frühern Mittelalters wenig. Der Ehemann durfte sein Weib tödten, verkaufen, züchtigen. „Es sei mir gestattet, auf diesen Punkt näher einzugehen", bemerkt Friedberg, „und wenn ich auch Gefahr laufen sollte, eine Illusion meiner Zuhörerinnen in Bezug auf das deutsche Alterthum und Mittelalter zu zerstören, so bin ich doch durch die historische Treue genöthigt, auf Züge aufmerksam zu machen, die der Ehe ein eigenthümliches Gepräge gaben, und so kann ich doch auch im Gegensatz dazu auf die sittliche Tüchtigkeit hinweisen, die den deutschen Eheverhältnissen von jeher zu Grunde lag." „Man soll so Frauen ziehen, sprach Siegfried der Degen, daß sie üppigliche Sprüche lassen unterwegen", so heißt es im Nibelungenlied, und daß die Vorschriften des edeln Recken nicht bloße Theorie waren, davon zeugen die klagenden Worte Chriemhildens: „Auch hat er so zerbläuet darum meinen Leib." „Ziehe deine Freundlichkeit aus", sagt der Minnesänger Reimar der Zweter, „und greife nach einem großen Knittel, den miß ihr auf dem Rücken, immer besser und besser, mit aller Kraft, daß sie dich als Meister erkenne und ihre Bosheit vergesse." Doch die Zeiten übten auf das Verhältniß des Weibes zum Manne mildernden Einfluß. Besonders durch die Kreuzzüge und die Minnezeit wurde das Verhältniß wesentlich verändert. In aller Kürze entwirft uns Friedberg ein Bild der Eheschließung, wie sie im Mittelalter gebräuchlich war, berührt einzelne Gebräuche, die Einführung des Traurings und der kirchlichen Einsegnung und schließt mit einer kurzen Beschreibung einer nürnberger Hochzeit, deren Einzelheiten von einem hohen Rathe der Stadt gewissenhaft festgesetzt waren.

In dem zweiten Vortrage: „Eheschließung und Ehescheidung in England und Schottland", werden einzelne Data aus dem ersten wiederholt. Eine hervorragende Rolle spielen hier die heimlichen Trauungen, wie sie sich in England aus Abneigung des Volks gegen das öffentliche Aufgebot eingebürgert hatten und hauptsächlich im Fleet-Stadttheile Londons von daselbst als Schuldgefangene lebenden Geistlichen betrieben wurden. Wie groß dies Geschäft blühte: der übelberüchtigte Geistliche John Gaynham segnete während seiner einunddreißigjährigen Schuldgefangenschaft nicht weniger als 36000 Paare ein. Mit dem 25. März 1754 ward dieser Unfug der Fleet-Ehen abgeschafft, aber noch tags zuvor brachten es einzelne Fleet-Geistliche bis auf 200 Trauungen. War die heimliche Trauung nun auch in England abgeschafft, so florirte sie gleichwol noch in Irland und Schottland. Die Ehen in dem schottischen Dörfchen Gretna-Green sind ja mehrfach, so durch Achim von Arnim, poetisch illustrirt worden. Allein der Realismus und das Rechtsbewußtsein unserer Tage hat auch den Gretna-Green-Ehen einen Dämpfer aufgesetzt, obschon dem Widerwillen des britischen Volks gegen die Oeffentlichkeit der Eheschließung durch den Nutzen der Oeffentlichkeit noch lange nicht genug hat abgeholfen werden können.

Bibliographie.

Ritter, A., Verfall und Reform. Eine Schilderung deutscher Theater-Zustände nebst einem Vorschlag zur Reorganisation der Provinzial-Bühnen. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 4 Ngr.

Ritter, H., Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. 3ter Bd. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Thlr.

Rocholl, R., Graf Wolrad von Waldeck. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Hannover, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Rotenhan, J. Freih. v., Die staatliche und sociale Gestaltung Franken's von der Urzeit an bis jetzt. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands. Bayreuth. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Rüffer, E., Aspromonte. Historischer Roman. Prag, Dominicus. 8. 1 Thlr.

Salzbrunner, B., Bestaubte Blätter enthaltend Spiegelbilder des Menschenlebens. Nürnberg, Naw. 16. 18 Ngr.

Schick, S., Haideblumen. Gedichte. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 12. 1 Thlr.

Schirmer, A., Im Bade. Novelle. Wien, Markgraf. 8. 20 Ngr.

— — In der Residenz. Novelle. Wien, Markgraf. 8. 20 Ngr.

Schober, F. v., Gedichte. Ne, verm. Aufl. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schumburg, A., In neuen Formen. Gedichte. Stockholm. 16. 20 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Gesammelte Novellen und Erzählungen. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Matzen. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Seld, A. Freih. v., Aus der Verbrecherwelt. Erfahrungen. 2 Bde. Halle, Mühlmann. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Siegmund, F., Aus der Heimath. Ernst und Scherz aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen. 1stes Heft. Reichenbach, Schöpfer u. Wäge. Br 8. 5 Ngr.

Wesdorf, F., Stand und Bildung. Roman. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Neuestes Subscriptionswerk des Bibliographischen Instituts.

Bibliothek ausländischer Klassiker

in neuen deutschen Musterübersetzungen.

Zweck, Inhalt und Anordnung des Werkes:

Diese Bibliothek beruht — im Gegensatz zu andern derartigen Sammelwerken — auf einem festen abgerundeten Plan, nimmt aus allen ausländischen Literaturen nur die als wirklich klassisch anerkannten Hauptwerke auf, theilt diese nur vollständig mit und nur in neuen mustergültigen Uebersetzungen, sie vermittelt also ein charakteristisches Totalbild von den Erzeugnissen des Genius aller Nationen fremder Zunge. Beispielsweise nennen wir von bereits in Angriff genommenen zunächst erscheinenden Bestandtheilen unsers Programms:

Aus der englischen Literatur: **Chaucer's** Canterbury-Geschichten; **Shakespeare's** sämmtliche Dramen; **Milton's** Verlorenes Paradies; die besten Werke von **Swift, Pope, Goldsmith**; die grossen Humoristen des vorigen Jahrhunderts: **Sterne, Fielding, Smollet** etc.; **Defoe's** Robinson; **Macphersen's** Ossian; Lustspiele von **Sheridan** u. a.; **Burns'** Gedichte; die vorzüglichsten Romane und poetischen Erzählungen von **W. Scott**; die poetischen Werke von **Lord Byron, Shelley, Thom. Moore** und den vorzüglichsten Dichtern der sogenannten Seeschule, von **Tennyson** u. a.

Aus der französischen Literatur: Die bedeutendsten Lustspiele **Molière's**; eine Auswahl aus den Dramen **Racine's** und **Corneille's**; **Le Sage's** Gil Blas und Hinkender Teufel; **La Bruyère's** Charaktere; die schönsten Erzählungen von **Voltaire** und **Diderot**; die Hauptwerke **Rousseau's**; die Erzählungen von **Bernardin de St. Pierre** und **Chateaubriand**; Frau v. **Stael's** Corinne; das Beste aus den Poesien und Romanen von **V. Hugo, Lamartine, G. Sand, Töpffer** etc.; **Béranger's** Gedichte.

Aus der italienischen Literatur: **Dante's** Göttliche Komödie; **Boccaccio's** Decamerone; **Ariost's** Roland; **Tasso's** Befreites Jerusalem; Dramen von **Alfieri, Silvio Pellico** etc.; Erzählungen von **Manzoni, Ugo Foscolo** etc.; Poesien von **Leopardi, Giusti** etc.

Aus der spanischen und portugiesischen Literatur: **Camoen's** Lusiaden; die Romanzen vom **Cid**; eine Auswahl von Dramen aus der Blüteseit des altspanischen Theaters; **Cervantes'** Don Quixote; das Beste aus den Werken neuerer Dichter.

Aus den skandinavischen und den slavischen Literaturen **Tegnér's** Frithjofs-Sage; ausgewählte Poesien von **Björnstjerne Björnson, Stagnelius; Holberg's** Lustspiele; die besten Werke von **Oehlenschläger, Andersen, L. Nasch, Hertz**; ferner von **Lermontoff, Puschkin** etc.

Aus der orientalischen Literatur: **Sinesische Volkslieder** aus dem **Schi-king**, Dichtungen der Inder (**Savitri**, die Gattentreue, **Veda-Hymnen, Kalidasa's** Wolkenbote und Sakuntala), Lieder des **Hafis**, Arabische Lieder aus dem Koran und Sinnsprüche, die schönsten Blüten der hebräischen Poesie.

Aus dem Alterthum: **Homer's** Epen; die Dramen des **Sophokles** und **Aeschylus**; Auswahl aus **Euripides**; **Plautus'** Lustspiele etc.

Unter den „Meistern der Uebersetzungskunst", die sich uns zu dieser grossen Aufgabe bereits verbunden haben, nennen wir: Altmüller, Bartsch, Ehrenthal, Eitner, Moritz Hartmann, Hertzberg, Jordan, Kurz, Lobedanz, E. Meier, Rapp, Schäffer, L. Seeger, Spielhagen, Strodtmann, Viehoff, Zoller u. a.

Art und Weise des Erscheinens:

Die Bibliothek erscheint, obschon auf systematischer Grundlage, doch nicht in systematischer Ordnung, sondern in einer aus verschiedenen Literaturen bunt abwechselnden Folgenreihe von Bänden. Monatlich werden 2 solcher Lieferungen ausgegeben, die verschieden sind in Umfang und Preis, je nach der Ausdehnung des Inhalts, und zwar kosten sie im Abonnement wie im Einzelverkauf:

der Bogen Octav nur $^3/_4$ Sgr. (4 Nkr. östr.),
also Bände von unter 8 Bogen 5 Sgr. (30 Nkr. östr.)
„ „ 8—9 „ 6 „ (36 „ „)
„ „ 10—11 „ $7^1/_2$ „ (45 „ „)

Bei einer solchen ☞ noch unerreichten Niedrigkeit des Preises ist die Ausstattung eine so würdige und gefällige, wie man sie bisher nur an Pracht-Ausgaben gewohnt war. — Das Abonnement erstreckt sich auf **Serien** von je 50 Lieferungen. Jede Serie schliesst mit vollständigen Werken ab.

Erschienen:

1. Band, *Shakespeare's* **Macbeth,** deutsch von W. Jordan.
2. „ *Tegnér's* **Frithjofs-Sage,** deutsch von H. Viehoff.
3. „ *Shakespeare's* **Hamlet,** deutsch von L. Seeger.
4. „ *Töpffer's* **Rosa und Gertrud,** deutsch von K. Eitner.

Unter der Presse:

5. Band, *Shakespeare's* **Romeo und Julie,** deutsch von W. Jordan.
6. „ *Dante's* **Göttliche Komödie.** I. Die Hölle, deutsch von K. Eitner.
7. „ *Björnson,* **Novellen,** deutsch von E. Lobedanz.
8. „ *Dante's* **Göttliche Komödie.** II. Das Fegfeuer, deutsch von K. Eitner.
9. Band, *Byron,* **Dichtungen,** deutsch von W. Schäffer.
10. „ *Shakespeare's* **König Lear,** deutsch von W. Jordan.
11. „ *Dante's* **Göttliche Komödie.** III. Das Paradies, deutsch von K. Eitner.
12. „ *Burns'* **Gedichte,** deutsch von K. Bartsch.

Hildburghausen, Februar 1865.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 23. Februar 1865.

Inhalt: Heinrich von Treitschke. Von **Rudolf Gottschall.** — Drei Zeitromane aus Einer Epoche. Von **Hermann von Bequignolles.** (Schluß.) — Drei historische Vorträge. Von **Heinrich Rückert.** — Die Gründung der Akademie der bildenden Künste zu Dresden. Von **L. G. Helbig.** — Ueber das Verhältniß von Natur und Geschichte. Von **Eugen von Schmidt.** — **Feuilleton.** (Die dramatische Dichtung mit Musik; Kleinere militärische Schriften; Milton's dramatische Dichtungen; Populäre Schriften zur deutschen Sprachwissenschaft.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Heinrich von Treitschke.

Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte. Von Heinrich von Treitschke. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

In einer Zeit, in welcher sich so viele Fisteltöne kunstvoll heraufgeschraubter Ein- und Ansichten hören lassen, thut der volle Brustton der Ueberzeugung doppelt wohl, selbst für diejenigen, die dem Inhalte des Vortrags keine Sympathien entgegenbringen. Ein solcher voller Brustton geht durch diese Sammlung der Treitschke'schen Aufsätze hindurch. Sie sind ein Hymnus auf den preußischen Staat, nicht auf das Preußen von heute und gestern, sondern auf das Preußen der Zukunft, dem die große Mission anvertraut sei, den deutschen Einheitsstaat zu schaffen. Dieser Hymnus ertönt stets in den vollen Accorden einer schwunghaften Rhetorik, deren Tonfall bei einförmiger Satzbildung, bei der durchgängigen Vorliebe für Inversionen und bei einer, wir möchten sagen emphatischen Syntax ermüdend wirken müßte, wenn sie eben nicht immer der Ausdruck echter Begeisterung wäre. Nun wird vor der Hymnus auf Preußen sehr vielen in der Gegenwart recht mistönig vorkommen, nicht einmal wie ein verlockender Sirenengesang, vor dem man sich die Ohren verstopfen müßte, um nicht der Verführung zum Opfer zu fallen, sondern wie ein Kriegslied aus dem Lager der Feinde, das an die eigene Sicherheit zu denken mahnt. Doch auch diese werden zugeben müssen, daß Treitschke keiner jener Borussomanen ist, denen es nur darauf ankommt, wenn recht große Territorien von den schwarzweißen Grenzpfählen eingezäunt werden, sondern ein begeisterter Anhänger des einigen und mächtigen Deutschland, der Preußens Größe will um Deutschlands willen. Treitschke ist kein preußischer, er ist ein deutscher Patriot, freilich kein deutscher im Sinne der Triasidee, sondern abgeneigt der deutschen Dreitheilung, wie der Zweitheilung der Mainlinie, das ganze Deutschland verlangend, und zwar für Preußen, mag eins in dem andern aufgehen, so gut es eben will. Freilich, auch in diesem Einheitsstaat geht Deutschland nicht ohne Rest auf, auch diese Einheitspolitik der Zukunft geräth in die Brüche; denn die deutschen Stämme Oesterreichs werden aus diesem Deutschland ausgeschlossen, gewiß ein beträchtlicher und beklagenswerther Verlust an Land und Leuten.

Gleichviel, wir haben es hier zunächst nicht mit der Tendenz, sondern mit dem Charakter des Autors und des Werks zu thun. Beide sind aus einem Gusse; Treitschke hat keine Fiber vom Diplomaten, keine Ahnung von jener Talleyrand'schen Weisheit, daß die Worte nur da sind, um unsere Gedanken zu verbergen. Er spricht geradezu aus, was er denkt und will, und zwar sein letztes Ziel zuerst; wir wüßten von allen Zeitgenossen nur Einen, der sich hierin ihm an die Seite setzen ließe. Dieser Eine ist niemand anders, als der Papst Pius IX., der in seiner Encyclica den gleichen Mangel an jeder diplomatischen Ader und die gleiche rücksichtslose Siegesgewißheit an den Tag gelegt, freilich nur als Vertreter der Vergangenheit, während Treitschke überall als Anwalt der Zukunft auftritt.

Die Sammlung beginnt mit einer frischen und lebendigen geschichtlichen Studie: „Das deutsche Ordensland Preußen", der schwunghaften Darstellung einer Eroberung deutscher Cultur und Sitte, welche ebenso viele heroische Großthaten aufzuweisen hat, wie jene stillen, durch den Pflug des Landmanns und das Gesetz der Städte errungenen Siege. Natürlich kann in einer kurzen Skizze ein Stoff nicht erschöpft werden, welchen Johannes Voigt in einem bändereichen Werke behandelt hat. Doch das Verdienst des Essayisten besteht gerade darin, die Höhenpunkte der geschichtlichen Entwickelung scharf zu bezeichnen und die gleichgültige Breite des äußerlichen Verlaufs durch Einschnitte zu unterbrechen, wie sie die geistige Bedeutsamkeit der Ereignisse an die Hand gibt. Auch hat Treitschke diesen Aufsatz nicht ohne Grund an den Anfang seines Werks gestellt. Es sind die Propyläen des preußischen Ruhms, der hier gleichsam den deutschen in sich aufgezehrt hat, seit Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach den Orden säcularisirte, das Land Preußen als weltliches Erbherzogthum von König Sigismund zu Lehn empfing und an die Stelle des verschwindenden schwarzen Kreuzes der Deutschritter in sein Schild des Landes schwarzen Adler setzte. Und zugleich trost-

reich soll der Rückblick in den Spiegel der Vergangenheit der Gegenwart werden:

Vermissen wir in Preußens neuerer Geschichte sehr oft den leisesten Hauch von jener fortschreitenden Willenskraft, welche die Väter beseelte, müssen wir die vollendete Unfähigkeit einer Politik bestaunen, welche Altpreußen wieder aus dem Staatsverbande des deutschen Volks hinausgestoßen hat: so stärke sich uns beim Anschauen dieses wirrenreichen und dennoch stetigen Wandels einer großen Geschichte die vornehme Sicherheit des Gemüths. Kräftigen wir daran, was der Historie edelste Segnung bleibt — die Freiheit des hellen Auges, das über den Thorheiten der Lebenden das unabänderliche Walten weltbauender Gesetze erkennt.

Hierauf führt Treitschke in dem Aufsatze „Fichte und die nationale Idee" einen mächtigen Bundesgenossen für den deutsch-preußischen Einheitsstaat herbei. Jener deutsche Philosoph, welcher die Seligkeit des Ich darin findet, sich der Gattung zu opfern, welcher es aussprach: nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch nicht der Tod beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas; der mit einem unnachahmlich schönen Worte verkündete, die Befreiungskriege seien „der Anbruch" des deutschen Vaterlandes — jener Philosoph hatte prophetische Ahnungen einer Zukunft, in welcher dies erst aus dem Dämmer auftauchende deutsche Vaterland in voller Sonnenglorie vor aller Augen liegt. Doch auch den Weg zu diesem Ziel hat er mit Bestimmtheit angegeben. „Der Charakter der Deutschen", sagt er, „liegt in der Zukunft; jetzt besteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geschichte. Der Anfang derselben — daß sie sich selbst mit Bewußtsein machen. Es wäre die glorreichste Bestimmung." Lassalle in seiner Festrede über Fichte nennt dies einen Act wie den der Weltschöpfung, die dem metaphysischen Volk gestellte metaphysische Aufgabe, aus dem nur als Innerlichkeit existirenden Volksgeist sich sein Reich, den Boden seines Daseins erst zu erzeugen. Auch er meint, „wenn alle Glocken das Geburtsfest der deutschen Einheit, des deutschen Staats verkünden werden, wird auch das wahre Fest Fichte's die Vermählung seines Geistes mit der Wirklichkeit feiern". Als höchstes Ziel schwebte Fichte anfangs eine Republik der Deutschen ohne Fürsten und Erbadel vor, und Lassalle mochte sich den deutschen Einheitsstaat gewiß in dieser Weise denken. Treitschke dagegen hält sich an Fichte's spätere Anschauungen, nach denen Deutschland einen Kaiser braucht als Erzieher zur Deutschheit und Freiheit und das Kaiserthum an Preußen überträgt als an den eigentlich deutschen Staat, der als Kaiser kein Interesse hat zu unterjochen, ungerecht zu sein. „Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt es fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reich; nur so kann es fortexistiren, sonst geht es zu Grunde."

Die Methode, welche doch in der anscheinend willkürlichen Zusammenstellung der Treitschke'schen Artikel herrscht, bringt es mit sich, daß jetzt den Lichtbildern einige Schattenrisse folgen, daß die Bedeutung des deutschen Einheitsstaats jetzt illustrirt wird durch die Porträts einiger kleinstaatlicher Politiker, deren Wirken, bei allem Talent und gutem Willen, durch die Macht der Verhältnisse zur Nichtigkeit verurtheilt wurde. Diese Porträts entwirft Treitschke von Hans von Gagern und Karl August von Wangenheim. Er nennt Hans von Gagern einen wackern Mann, von keinem in Lauterkeit des Willens, von wenigen in Einsicht übertroffen: „Wenn wir dennoch in dem Leben des edeln Mannes so gar viel des Widerwärtigen erblicken, bald wahrhaft ungeheuerlichen Irrthum, bald verlorene Arbeit für reine Zwecke, bald das klägliche Schauspiel vergeudeter herrlicher Kräfte im engsten Kreise, dann überkommt uns beschämend das Bewußtsein der Unreife, der Verworrenheit, der Kleinlichkeit unserer Zustände." Es gibt „keine gesunde deutsche Staatskunst, solange wir als Volk politisch nicht existiren, solange wir einen deutschen Staat noch nicht besitzen oder nicht mindestens den Entschluß gefaßt haben, diesen einen deutschen Staat zu bauen, rund und nett, ohne jeden particularistischen Vorbehalt". Wir sehen, Treitschke vergißt sein ceterum censeo nicht, wenn er nassauische oder würtembergische Staatsmänner unter seiner Silhouettenschere hat. Er schneidet die Physiognomie dieser Staatsmänner scharf genug aus! Als Charakterskizzen haben die beiden Essays ihre unleugbaren Verdienste, denn der vertrauensselige, gutmüthige Gagern, der mit seinen Plansschmieden für die fremden Häuser der Oranier und Welfen wiederholt bis dicht an die Grenzen des Vaterlandsverraths gedrängt wurde, tritt ebenso lebenswahr vor uns hin, wie Karl August von Wangenheim, der liberale „würtembergische Staatsmann" mit seiner, in naturphilosophischen Kategorien geistvoll hin- und herdilettirenden Politik, der Vertheidiger der deutschen Triasidee, welche von Treitschke an dieser Stelle eine, wir möchten sagen mit dem ganzen Pathos sittlicher Entrüstung durchdrungene Kritik erfährt. Die geschichtliche Bedeutung Wangenheim's findet Treitschke darin, daß er sich vermaß, eine Lebensaufgabe unsers Volks zu lösen, welcher Preußen sich schwach versagte, und mit der Ohnmacht der Mittelstaaten den Kampf des deutschen Liberalismus wider Oesterreichs Herrschaft begann. Und so schließen wir auch von diesem Essay nicht ohne eine Moral für die Gegenwart, welche wiederum eine andere Variation auf das Grundthema des ganzen Werks bildet:

Preußen aber wird dann erst gesunden, wenn es begriffen hat, daß jene Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens die köstlichste Frucht unserer jüngsten Entwickelung und — durch menschliche Macht nicht wieder aufzulösen ist. Jeder Versuch, Preußens und Deutschlands Macht zu stärken auf Kosten deutscher Freiheit, wird an dem richtigen Widerspruche der Nation jämmerlich Schiffbruch leiden. Und eine häufige Wiederkehr solcher Niederlagen könnte endlich — was der Himmel verhüte — selbst die jugendliche Lebenskraft des preußischen Staats gefährden. Nur in den Vorderreihen des Liberalismus kann Preußen heute seine Macht behaupten und vergrößern.

Von Dahlmann, dem vielverketzerten Doctrinär, entwirft Treitschke ein pietätvolles Bild, welches gleichzeitig eine Verherrlichung der politischen Wissenschaft ist. Auch Treitschke gibt zu, daß Dahlmann der Genius des praktischen Staatsmannes versagt war; doch er entschuldigt ihn damit, daß alle Parteien Deutschlands an doctrinärem Wesen kranken, und weist auf das Beispiel der Engländer hin, welche die Locke und Bentham, obgleich sie kläglich

Schiffbruch litten, als sie einem wirklichen Staate eine Verfassung gaben, als Lehrer der Politik in hohen Ehren gehalten. Und daß Dahlmann auch in Bezug auf praktische Fragen oft das Bedeutsame und Richtige getroffen, sucht er aus seinem Auftreten in der ersten Kammer in Berlin zu beweisen, wo er bei einem Streit über den Artikel 109 der Verfassung für das nicht zu bezweifelnde Steuerbewilligungsrecht der Volksvertretung in die Schranken tritt mit den verheißungsvollen Worten: „Wenn wir heute weichlich nachgeben, so wird die Volksvertretung dieses Recht, welches ihr auf die Dauer nicht entgehen kann, nur gewinnen durch einen langen Kampf", wo er ferner, im Widerspruch mit den in seiner Politik vorgetragenen Lehren, vor der Bildung eines erblichen Herrenstandes warnte und unsere ersten Kammern nur dem belgischen Senat nachgebildet wissen wollte.

Die bedeutendsten Aufsätze der Sammlung sind die beiden letzten: „Bundesstaat und Einheitsstaat" und „Die Freiheit"; es sind Studien über die „deutsche Frage" und die endliche Lösung derselben, Studien, in denen die Vorzüge der unverschleierten Offenheit, welche wir dem Treitschke'schen Buche nachrühmten, am glänzendsten hervortreten. Auch verdienen sie die Bezeichnung „Studien" insofern, als wir die Arbeit des Gedankens in ihnen wahrnehmen können. Der Autor tritt nicht fix und fertig mit seinen Ueberzeugungen vor uns hin; wir sehen, wie er sich zu ihnen durcharbeitet, mit allem Ernst des Ringens, mit aller Consequenz in der Hauptsache, doch nicht, wie er in Bezug auf einen brennenden Punkt der politischen Frage später bewies, ohne Schwankungen und Zugeständnisse im einzelnen Fall. Treitschke wirft einen vergleichenden Blick auf die eidgenössischen, nordamerikanischen und die frühern holländischen Bundesstaaten und ihre Geschichte. Doch das Wesen dieser politischen Entwickelung ist ein anderes, als dasjenige, welches in Deutschland herrscht. Teutschland wird teutsch regiert, hat schon der alte Moser gesagt. In der Schweiz und in Nordamerika beruht die Bundesverfassung auf dem demokratischen Selfgovernment, in Deutschland dagegen auf der Souveränetät der Dynastie. „Wir dürfen nicht hoffen, unser von Feinden rings bedrohtes Vaterland durch eine Bundesstaatsverfassung auf die Dauer zu sichern." Sehr glücklich weist Treitschke darauf hin, daß Deutschland bereits einmal mit dem historischen Rechte vollständig gebrochen habe, durch die große Annexion vom Jahre 1803, welche ein Gebiet von mehr als 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Einwohner den deutschen Monarchien einverleibte, und durch die Revolution von 1806, die das gleiche Schicksal über 550 Quadratmeilen und weit mehr als eine Million Einwohner verhängte. Nicht blos die geistlichen Staaten, auch die Territorien der Städte, der Reichsritter, mehrerer Fürsten und aller Grafen und Herren waren vernichtet. Das heutige Herzogthum Nassau umfaßt auf 85 Quadratmeilen die Fetzen von 37 vormals selbständigen Territorien. „In der That", ruft Treitschke aus, „es bedarf einer eisernen Stirn, um in einem solchen Staate die Lehre der Legitimität zu predigen!"

Er spricht gleichsam der deutschen Nation das föderative Talent, der deutschen Geschichte die Bedingungen ab, unter denen sich ein Bundesstaat gestalten kann. Nach seiner Anschauung drängt alles in Deutschland zu einem Einheitsstaate hin. Ein Blick auf die Geschichte Preußens, auf die lebendige Staatsgesinnung der Preußen, auf sein unter den größern Verhältnissen rascher und bedeutsamer heranreifendes Parteileben soll uns nun die Mission Preußens zur Verwirklichung des Einheitsstaats anschaulich machen. Auch eine innere Nöthigung sucht Treitschke nachzuweisen:

Preußen kann schlechterdings nicht verzichten auf das Bestreben, auch fürderhin deutsche Lande mit seinem Gebiete zu vereinigen oder mindestens seine Nachbarlande seinem Einflusse dienstbar zu machen. Ein Blick auf die Karte muß jeden urtheilsfähigen Mann, der nicht seine Meinung hinter gleißnerischen Phrasen verstecken will, davon überzeugen, daß Preußens heutiger Besitzstand ein Provisorium ist.

Doch der Weg zu diesem Ziel? Da ist zunächst der Weg der moralischen Eroberungen, des friedlichen Wirkens. Ein innerlich einiges Preußen mit gesicherter Verfassung kann für das Gedeihen maßvoller Freiheit im ganzen Vaterlande Unberechenbares leisten. Preußen muß fortfahren, für Deutschlands Sicherheit und Wohlstand mehr zu leisten, als alle andern deutschen Staaten zusammen. Doch gegenüber diesen immerhin zweifelhaften „moralischen Eroberungen" verweist Treitschke auf die Zeit einer großen europäischen Krisis, wo die Grenzen aller Länder wanken, auf den wagenden „Muth einer nationalen Staatskunst". Von der nationalen Partei verlangt er, daß sie weit preußischer werde als bisher und die bereits geeinigte Hälfte Deutschlands als den Kern des zu schaffenden deutschen Staats ansehe:

Soll die große Erschütterung, welche früher oder später den Welttheil abermals heimsuchen wird, nicht wiederum unser Vaterland rathlos finden, so müssen der preußische Staat und die Patrioten außerhalb Preußens wohlgerüstet sein, zur rechten Stunde mit fühlbarem Nachdruck an die kleinen Höfe das Verlangen zu richten: Abtretung der Militärhoheit, der diplomatischen und handelspolitischen Befugnisse an die Krone Preußen, mit einem Worte: Anschluß an Preußen, Anschluß an die bereits geeinte Hälfte Deutschlands! Wie dieser Anschluß erfolgen wird, ob Preußen — was dem Geiste unserer Geschichte am meisten entsprechen würde — erobernd vorgehen wird, oder ob die kleinen Kronen mit geminderter Souveränetät erhalten bleiben: das wird abhängen von der Haltung der Dynastien und von dem Gange der Ereignisse, den keines Sterblichen Auge vorausschauen kann.

Treitschke's Ziel ist so klar, wie nur irgendein Programm es sein kann, klarer jedenfalls als der Weg, auf welchem er Deutschland diesem Ziele zuführen will. Denn wenn er es auch mit Recht ablehnt, eine Geschichte der Zukunft zu schreiben, so bieten doch auch die Verwickelungen der Gegenwart manchen Prüfstein dar zur Erprobung der Theorie. Mit Befremden sehen wir nun, daß Treitschke vor der nächstliegenden Thatsache einige Schritte zurückweicht. Er warnt Preußen vor kleinlichen Annexionsgelüsten:

Braunschweig oder Schleswig-Holstein oder Dresden, Preußens natürliche Festung gegen Süden, ist heute für Preußen zu keinem geringern Preise feil, als die Herrschaft über

ganz Deutschland: und doch darf solche armselige Begehrlichkeit nicht rechnen auf jene gewaltigen sittlichen Kräfte, welche eine kühne nationale Politik allerdings ins Feld führen kann.

An einer andern Stelle tadelt er den kleinen Ehrgeiz, der heute ohne Aussicht auf Erfolg den Theil verlangt, derweil er morgen das Ganze verlangen kann. In der That, diese Anschauung erschien uns so phrasenhaft begründet, daß sie uns wie ein liebenswürdiges Zugeständniß an befreundete Kreise vorkam, welche dem Cultus des Herzogs von Augustenburg anhängen. Uns fiel unwillkürlich die an Gustav Freytag gerichtete Widmung des Werks ein, in welcher gegen den Schluß hin der „verschworenen Freunde" am „runden Tisch" gedacht wird. Wie, ein Annexionspolitiker im großen Stil, der Preußens Macht in Deutschland unter Umständen selbst auf dem Wege der Eroberung zur Geltung gebracht wissen will, lehnt sich gegen die Anwendung seiner Theorie in dem ersten und zugleich günstigsten „praktischen" Fall auf, der ihm entgegentritt, in einem Fall, wo bereits preußisches Blut vergossen, preußische Siege erkämpft worden sind, wo über die Legitimitätsfrage noch sub judice lis est, wo zweifellos für jeden, der mit unbefangenem Blick die Dinge ansieht, die maritime Machtstellung Deutschlands im Norden in Frage steht, die allein durch Preußen gesichert werden kann? In der That, eine Theorie, die bei der ersten Probe so wenig besteht, geräth in Verdacht, nur ein Flitterwerk rhetorisch aufgeputzter Phrasen zu sein und ohne gesunden staatsmännischen Blick ins Blaue hinein zu declamiren. Das Warten auf eine „weltgeschichtliche Krisis" kann auf eine resolute Staatskunst nur wie ein einschläferndes Opiat wirken. In der Politik heißt es: Hic Rhodus, hic salta!

Inzwischen hat Treitschke selbst diese Inconsequenz eingesehen und in den „Preußischen Jahrbüchern" sich in Bezug auf die schleswig-holsteinische Frage zur Annexionspolitik bekannt. Es war dies eine nothwendige Ehrenrettung seiner Theorie; denn solange er Schleswig-Holstein gegenüber von „armseliger Begehrlichkeit" sprach, hatten seine Gegner und die Gegner Preußens das vollste Recht, die ganze von ihm so schwunghaft gepredigte Politik für eine Politik „armseliger Begehrlichkeit" zu erklären.

Der letzte Aufsatz des Werks: „Die Freiheit", erklärt sich gegen die Anschauung vom Staate als einer Schranke der Freiheit, indem er gleichzeitig den höchstmöglichen Grad der persönlichen Freiheit für die Bürger in Anspruch nimmt. Schwunghaft schildert Treitschke den Segen der persönlichen Freiheit, der sich in Deutschland vielfach geltend macht, namentlich auf dem Gebiete der Wissenschaft; denn die deutsche Wissenschaft ist die freieste und voraussetzungsloseste der Erde. Dennoch gibt es noch zahlreiche natürliche und conventionelle Schranken, welche die Gesinnung bald einzelner Klassen, bald der gesammten Gesellschaft verengern und dem Gedanken der persönlichen Freiheit entfremden. Dithyrambisch wie der ganze Aufsatz ist auch der Schluß desselben, in welchem Treitschke noch einmal seine Ueberzeugungen über diese Frage zusammenfaßt:

Wenn wir aber heute noch die Worte Humboldt's von der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit zur Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung freudig wiederholen, so liegt doch heute ein anderer Sinn in der alten Rede; denn diese Zeit ist eine neue, sie zehrt nicht blos von der Weisheit der Altvordern. Sie genügt uns nicht mehr, jene innere Freiheit, welche leidlos und freudlos sich abwandte von dem nothwendigen Uebel des unfreien Staats; wir wollen die Freiheit des Menschen im freien Staate. Wie die persönliche Freiheit, welche wir meinen, nur gedeihen kann unter der Segnung der politischen Freiheit; wie die allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, welche wir erstreben, nur da wahrhaft möglich ist, wo die selbstthätige Ausübung mannichfaltiger Bürgerpflichten den Sinn des Menschen erweitert und adelt: so führt uns heute jedes Nachdenken über sittliche Fragen auf das Gebiet des Staats. Seit die jammervolle Lage dieses Landes in gar so lächerlichem Widerspruche steht mit den gereiften Ideen seines Volks, seit wir edle Herzen brechen sahen unter der unerträglichen Bürde der öffentlichen Leiden, seitdem ist in die Herzen der bessern Deutschen etwas eingezogen von antikem Bürgersinne. Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weisend mitten hinein in unsere persönlichsten Angelegenheiten. Gibt es irgendeinen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein-menschlichen Pflicht zu sittlichem Muthe mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was du auch thun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du thust es für dein Volk.

Wir haben bisher eine Gruppe von Artikeln nicht erwähnt, welche das literarhistorische Gebiet streifen und deshalb mit dem politischen Grundgedanken der übrigen nur in lockerm Zusammenhang stehen, auch im ganzen unbedeutender sind als diese. Unsere Geschichte, sagt Treitschke mit Recht, ist nicht mehr enthalten in den Werken der Dichter und Denker; aber auch der würde nur ein Zerrbild des deutschen Lebens geben, wer blos zu berichten wüßte von den Landtagen und den Wandlungen der Volkswirthschaft. Auch die künstlerische Arbeit bildet einen wesentlichen Charakterzug der Zeit. Freilich, das Charakterbild Milton's ragt in die Gegenwart hinein nur als das Bild eines von politischer Parteibegeisterung entflammten, einem ernst-sittlichen Staatsideal nachstrebenden Dichters von einer an Härte grenzenden Strenge des Charakters. Das Neue in der Beurtheilung der Milton'schen Dichtungen besteht darin, daß Treitschke das von den Engländern wenig geschätzte lyrische Drama „Simson" einen erhabenen Hymnus in dialogischer Form, das ästhetisch vollendetste von Milton's Gedichten nennt. *) Was der Autor am Schlusse des Artikels über die Unart der modernen Kritik sagt, „welche nur allzu geneigt ist, die Frage nach dem Kunstwerthe eines Gedichts zu vermengen mit der Frage nach dem sittlichen Werthe des Dichters", das hätte er an die Adresse seines Freundes Gustav Freytag richten können, welcher in seiner „Technik des Dramas", z. B. in dem Schlußsatze derselben, dieser Unart sich in einer der wenigen pathetischen Wendungen des Werks schuldig macht. Ja, diese Unart gehört zu den Principien der Julian Schmidt'schen Kritik und Literaturgeschichtschreibung. Der Artikel: „Lord Byron und der Radicalismus", enthält viel Anregendes: er sucht Byron, den Menschen, in seiner Eigenthümlichkeit zu erfassen; doch die Eigenthümlichkeit des Dichters streift er allzu flüchtig. Er nennt das Unheil seines Thuns ebenso groß als seinen

*) Vgl. über Milton's „Simson" die Notiz im Feuilleton. D. Red.

Segen; er habe das Nothwendige vollbracht, die erstarrte europäische Literatur erweckt, ihr einen revolutionären modernen Geist eingehaucht, doch dafür auch auf Jahrzehnte hinaus geholfen, die jüngern Dichter zu verderben.

Die Anspielungen, welche Treitschke bei dieser Gelegenheit auf die neuern deutschen Dichter macht, sind sehr scharf, aber wenig glücklich. Wenn er dem Jungen Deutschland einen bananisischen, die nackte Prosa mit poetischen Flittern roh durcheinanderwerfenden Journalistenstil zum Vorwurf macht, so hätte er hinzufügen sollen, daß dies nur von der ersten journalistischen Gestalt des Jungen Deutschland gilt, während die Autoren dieser Richtung später die Bedeutung der Form in der Kunst wol zu würdigen wußten. Wenn er sagt: „Die politische Poesie führte endlich zur Zerstörung der Poesie selber: nur noch einige Schritte auf der von Byron betretenen Bahn — und die Dichtung, die so lange außerästhetischen Zwecken gedient hatte, verfiel jener gründlichen Misachtung, welche noch heute leider auf ihr lastet", so ist mit solchen vornehm hingeworfenen Redensarten eben gar nichts gesagt. Gerade die literarhistorischen Essays des Werks, Milton, Byron, Uhland (dem Treitschke trotz der großdeutschen Gesinnung, die dieser Dichter nie verleugnet hat, eine warmempfundene Studie widmet) hätten ihn darauf hinführen müssen, dies Wesen der politischen Lyrik, der es in der neuern deutschen Literatur keineswegs an begabten und würdigen Vertretern fehlt, näher zu ergründen und auseinanderzusetzen. Wenn Treitschke von der gründlichen Misachtung spricht, welche heute auf der Dichtung lastet, so mag diese Misachtung in manchen Kreisen, in denen die Staatsweisheit in Blüte steht, zu Hause sein; Julian Schmidt hat redlich dazu beigetragen, sie zu verbreiten. Es ist bedauerlich, daß Treitschke durch solche Wendungen sich einer Richtung anschließt, deren Einfluß auf die Literatur zwar jetzt im Verschwinden ist, die aber mit allen Kräften des flachsten Raisonnements daran gearbeitet hat, die schöne Literatur der öffentlichen Meinung zu entfremden. Wir sind der Ansicht, daß von den modernen Dichtern mehr auf die Nachwelt kommen wird, als von den modernen Politikern; denn der Apfel des Newton, der das weltbauende Gesetz offenbart, ist noch keinem derselben auf die Nase gefallen.

Und was so anziehend in diesen Studien Treitschke's auf uns wirkt, es ist weniger die Tiefe der politischen Einsicht, es ist der Glanz der Beredsamkeit, der Eifer und die Festigkeit glühender Ueberzeugung; es ist der Schwung des Ausdrucks, es ist, mit einem Worte, die gärende „politische Lyrik". Ja, die von Treitschke geschmähte politische Lyrik hat den Grundgedanken, den er in seinen Essays auseinanderfasert, bereits in sehr concentrirter, künstlerisch schöner Form ausgesprochen. Wir erinnern nur an Georg Herwegh's Gedicht: „An den König von Preußen!" Die Zukunftsconstructionen der Katheder-politiker sind oft sehr unglücklich ausgefallen; aber die Prophezeiungen der Dichter, der Vates des Alterthums, haben ebenso oft ins Schwarze getroffen.

Rudolf Gottschall.

Drei Zeitromane aus Einer Epoche.

(Beschluß aus Nr. 7.)

2. Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman von Fanny Lewald. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese Erzählung spielt gegen das Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der Freiherr Franz von Arten ordnete und schmückte mit seinem Hauskaplan die Zimmer seines stattlichen Herrenschlosses, um sie für die schöne junge Gattin, die er binnen wenig Tagen heimzuführen gedachte, wohnlich und heimlich zu machen. Der Freiherr vereinigte alles das, was zu jener Zeit den Mann von hoher Geburt und von weltmännischer Routine darstellte, auf ausgezeichnete Weise in seiner Person und indem vornehme Ruhe, feiner Takt, philosophische Bildung, geweckter Sinn für Kunst und Wissenschaft, große Gewandtheit des Geistes und französische Eleganz der Manieren und Tournure zu vollendeter Harmonie in ihm verschmolzen waren, fand sich nur eine Stelle in seinem Innern vergessen und verkommen: sein Herz hob sich nicht in dem lautern Pulsschlage eines edeln Gemüths und war unter dem Netze von Ornamenten und Arabesken, mit welchen die vornehme Bildung jener Tage seinen Geist und sein ganzes Wesen glänzend übersponnen hatte, marmorkalt geworden. Denn daß es nicht immer so conventionell in diesem Herzen ausgesehen, lehrt ein Brief, der dem Freiherrn behändigt ward, als er eben in behaglichen künstlerischen Erörterungen mit dem Hauskaplan sich ergeht, und nicht ohne Genugthuung an die Stunde denkt, wo er, der fast funfzigjährige Junggesell, die jugendfrische und blühend schöne Tochter des Grafen Berka als seine Gattin über seine Schwelle geleiten wird. Er steckt den Brief zwar unerröffnet in seine Tasche; allein er vermag die tiefe Erregtheit und Verstimmung seines Wesens, die dies Billet in ihm erzeugt hat, nicht zu bemeistern und zu verbergen. Mindestens hat das klare und durchdringende Auge des gleichalterigen Kaplans die psychische Veränderung des Freiherrn wohl bemerkt, und als dieser hastig in die Worte ausbricht: „Ich muß den Handel in Rothenburg zu Ende bringen — Pauline muß fort", bekennt ein feines Lächeln des würdigen Geistlichen, daß er einen Ausbruch dieser Art erwartet habe.

Nicht blos gemeinsame Jugenderinnerungen und Erlebnisse hatten zwischen dem Baron und dem Kaplan eine Art von Freundschaft erzeugt, welche bei dem erstern die Färbung vornehmer Herablassung, bei dem letztern das Gepräge überlegener sittlicher Kraft durchblicken läßt, sondern als Berather der Familie und Lehrer der verstorbenen Schwester des Freiherrn, mit welcher den Geistlichen eine von allen unlautern Beimischungen freie Liebe verband, war der fromme Herr ein ehrwürdiges Erbstück, gleichsam der geweihte Hausgeist des Arten'schen Geschlechts geworden. Und deshalb hielt sich der Baron vollkommen berechtigt, dem geistlichen Schirmvogte seiner Familie den heikeln Auftrag zu ertheilen, daß er die Angelegenheit mit Pauline ordnen und mit dieser Ordnung für die junge Gattin die Schwelle des Hauses reinigen

solle, welche ihr jungfräulicher Fuß nun bald betreten werde. Das Zwiegespräch, welches sich in dieser Richtung zwischen dem Freiherrn und dem Kaplan entspinnt, sowie die gesammte Introduction in den Roman zeigt die Verfasserin sofort von der glänzendsten Seite und, um den überaus harmonischen und echt künstlerischen Eindruck, welcher sich gleich bei Beginn der Erzählung geltend macht, vollkommen zu würdigen, muß gesagt werden, daß ein Hauch Goethe'scher Behandlungsweise darin weht, der sich übrigens nicht selten in diesem Werke wohlthuend und erquickend fühlen läßt.

Doch wer ist Pauline? Einst hatte der Freiherr in einer Anwandlung von Menschenliebe ein kleines Mädchen den Armen einer schrecklichen Seuche entrissen und so dem Leben erhalten. Die tiefinnige Dankbarkeit des armen Geschöpfs wuchs bald zu leidenschaftlicher Liebe für den Retter aus Noth und Tod, und dieser, abgespannt von dem Raffinement und der Frivolität seiner bisherigen Eroberungen, fand Geschmack an dem naturwüchsigen Wesen der Bauerdirne: die Glut ihrer Gefühle theilte sich ihm mit, sodaß sich zwischen beiden eine jener wilden Ehen schloß, gegen welche die damalige Zeit wenig Bedenken hegte. Ein Sohn war die Frucht dieses Bundes, und obschon der Baron diesem Sprößling gegenüber sich mit der ganzen frivolen Kälte seiner Zeit gegen die Stimme der Natur gepanzert fühlte, vermochte er doch über die Liebe zu Pauline nicht Herr zu werden, und selbst nach seiner aus Rücksicht auf einen erbfähigen Leibeserben eingegangenen Verlobung mit der jungen Gräfin Berka blieb Paulinens Bild lebendig in einer verborgenen Ecke seines Innern. Vergeblich wandte der Kaplan alle seine menschliche und geistliche Beredsamkeit an, um Pauline davon zu überzeugen, daß ihre Liebe ein Unrecht, ihr Verhältniß zu dem Freiherrn Sünde sei; zwar bestimmt er sie dahin, daß der Knabe in die Stadt auf Kost und Erziehung gegeben werde und sie selbst die Herrschaft Arten verlasse; aber als der Baron sich in seinen Wagen setzt, um zur fröhlichen Hochzeit nach Schloß Berka zu fahren, umfangen die Wasser des artener Burggrabens die Leiche des unglücklichen Weibes. Noch im Momente der Abfahrt vernimmt der Freiherr die entsetzliche Nachricht.

Diese Scene entrollt ein furchtbares, grell beleuchtetes Bild aus den Tiefen menschlichen Jammers voll ergreifender Wirkung, und der Schrei der Rache, welcher aus dem nassen Grabe eines schmählich geopferten Weibes zu dem Mörder dringt, kreist, ein Rabe des Unheils, um Schloß Berka und um die ahnungslose Braut. Wol gewann der Freiherr, im Zerpflücken und Abdampfen des Gefühls sehr routinirt, so viel Fassung, um strahlend die Säle von Berka zu durchwandeln und mit glücklichem Angesicht das Ja der Ehe am Altare zu sprechen; aber Angelika, die junge Gattin, fühlte die innere Gebrochenheit des einst so festen Mannes, und aus seinem in wildem Traume ausgestoßenen Angstrufe: „Pauline!" erkannte sie, daß in dem Herzen ihres Gatten eine Stelle war, die ihr nicht gehörte, nicht gehören durfte. Und so tritt die Reine und Unschuldige mit einem bangen Schauer in ein Haus der Befleckung und der Schuld. Schmerzvoll ringt sie in ihrem Innern nach Halt und Hülfe; aber sei es, daß ihr evangelischer Glaube in ihr kein Leben gewonnen hatte, sondern nur an ihr eine Gewohnheit war, sei es, daß, von eigenthümlichen Umständen und den Lehren des Kaplans unterstützt, die römische Kirche diesem kranken hülfeflehenden Herzen eher im Stande war, die rettende Arznei zu reichen, Angelika's Seele war dem protestantischen Bekenntnisse ihres Vaterhauses schon völlig entfremdet, als ein aufregendes Ereigniß sie für immer in die Arme der katholischen Kirche warf: Paulinens Körper, den man in der Tiefe des Gewässers nicht hatte herausfinden können, trieb eines Frühlingstags in entsetzlichem Zustande auf der Oberfläche der Flut, und Angelika's Augen blieb der furchtbare Anblick nicht erspart. Das ganze düstere Geheimniß enthüllte sich nun vor ihr, und als sie aus tiefer Ohnmacht zum Leben wieder erwachte, wußte sie, daß ihr Gatte ein Verbrecher sei.

Mit Meisterhand hat Fanny Lewald die schweren Kämpfe der Unglücklichen, die aus dieser finstern Wahrheit ihr erwachsen, geschildert, und wie Angelika endlich die Ueberzeugung gewinnt, daß sie ihrem schuldigen Gatten Retterin und Erlöserin werden müsse, dies aber nur dann könne, wenn sie einen Glauben mit ihm, den katholischen, bekenne. Mit feierlichem Pompe wird die Bekehrte in den Schos der alten Kirche aufgenommen, die Erbauung einer Kapelle als äußeres Sühnepfand gelobt, und gegenüber dem Fluche ihres streng protestantischen Vaters tröstet sie sich mit der Zuversicht, dem bereuenden Gatten jetzt Stütze und Leuchte zu sein; ihr war es heilige Ueberzeugung, ihm eine Form edlerer Zerstreuung, und indifferent, wie er in rein menschlicher Beziehung fühlte, half ihm der geistliche Apparat bequem hinweg über die Wallungen des Gewissens. Uebrigens schien es, als sollte wirklich Ruhe und Glück wieder einkehren auf Schloß Arten; denn der ersehnte Stammhalter wurde endlich geboren.

Aber schon ziehen neue Wolken über Angelika's so schwer errungenen Ehehimmel herauf: eine französische Herzogin und ihr Bruder, Verwandter des Freiherrn von Arten, bitten, vertrieben aus dem schönen Frankreich, diesen um ein Asyl auf seiner Burg und erhalten die freundlichste Zusage, nicht ohne die Ahnung der Baronin, daß für sie und ihr Haus kein Segen aus dieser Vereinigung hervorgehen werde. Und bald meldet der Unsegen sich an: der Freiherr beginnt, der geistreichen, lebhaften, koketten Französin gegenüber, sich neben seiner stillen, ernsten und frommen deutschen Hausfrau zu langweilen; die Religion hatte ihm durch die Hand der Gattin das Mittel zur Beruhigung seiner Gemüthsaffecte gereicht — jetzt war er geheilt, und nun ennuyirt ihn das grämliche Mittel: es lebe die französische Pikanterie! So fing ihn denn die Herzogin sehr bald in ihren Netzen und Angelika fühlt sich einsamer und verlassener denn je, trotz des geistlichen Beistandes jenes würdigen Kaplans und trotz der Aussicht, den Bau der Kapelle, ja einer Kirche — denn so weit hatten sich ihre und des Barons Pläne bereits

gesteigert —, nunmehr energisch in Angriff genommen zu sehen.

Aber Herbert, der junge Baumeister, welcher zu diesem Zwecke verschrieben worden und dessen Vater von dem Baron hochgeschätzt wurde, gefällt der Herrin des Hauses durchaus nicht: er trägt sich nach bürgerlich französischer Art und tritt mit bescheidenem, aber doch festem Bewußtsein der eigenen Würde auf — der Aristokratin von damals paßt dieses freie und ungenirte Wesen des bürgerlichen Mannes nicht, sie behandelt ihn mit empfindlicher Kälte und Geringschätzung. Daß aber unter dieser Gereiztheit ein Gefühl sich birgt, vor welchem Angelika sich fürchtet und hinsichtlich dessen sie sich selbst belügt, das findet die feine Herzogin sehr bald heraus. Es stimmt so recht zu ihren Planen, die Baronin aufzuklären, zu verstricken, zu protegiren, um sie schließlich zu beherrschen. Nur zu bald schlägt auf einem in Sachen des Kirchenbaues unternommenen einsamen Spaziergange für Angelika und Herbert die Stunde, seit welcher die Baronin weiß, daß sie den Freiherrn nie geliebt hatte. Zum ersten male war die volle Wonne glühender Liebesleidenschaft über sie gekommen und mit tiefschneidender Bitterkeit mußte die junge Frau erkennen, daß ihr ganzes Leben vergeblich war und daß sie das neidenswertheste Glück nur einen Augenblick genossen, um es für immer wieder von sich weisen zu müssen. Sie gestand es endlich dem Gatten in dem Bewußtsein, daß sie nur mit ihrer Phantasie ihm ungetreu geworden. Wie mochte sie glauben, daß ein Charakter von der Natur des Freiherrn ein Vergehen, welches seine Eitelkeit so tief verletzte, jemals vergessen würde: eisige, an Haß streifende Kälte war seine Antwort auf ihr reumüthiges Geständniß, und nur in dem Gefühle fand er dabei einige Genugthuung, daß er nun nicht mehr der allein schuldige Theil und daß aus der Bußpredigerin eine Büßerin geworden sei. Inzwischen war sein Vermögen durch die anläßlich des französischen Besuchs wie auch des Kirchenbaues enorm anwachsenden Ausgaben in einige Zerrüttung gerathen, seine damit in Verbindung stehende Anwesenheit in der Stadt hatte ihn und seine Gattin mit dem Sohne, den jene unglückliche Pauline ihm geboren, in Berührung gebracht. Der seltsame, eigenwillige, starrköpfige Knabe floh vor dem Anblicke seines Vaters und vor dessen unnatürlicher Kälte in die weite Welt. Angelika, in innerster Seele gebrochen, verfiel in schwere Krankheit, und bald erlöste sie ein sanfter Tod von ihren Leiden. Von ihrem Leichenbegängniß — sie ruht im Frieden der von ihr gegründeten Kirche — zurückgekehrt, stehen der Baron und der Kaplan unter den Klängen der katholischen Glocken und bekreuzen sich beide.

Es war still in dem Gemache. Die Nacht sank nieder, ohne daß sie es gewahrten. Sie hofften in ihren Herzen auf ein ewiges Bestehen dessen, was ihnen werth und heilig war, und vergaßen, daß es nichts Dauerndes gibt, daß alles sich wandelt und vergeht.

Und wie sehr war alles jetzt schon um beide verändert, ganz speciell in ihrem eigensten Lebens- und Wirkenskreise! Wachgerufen durch die Posaunentöne der großen Französischen Revolution, erhebt das Bürgerthum sein Haupt und tritt, durch Intelligenz gleichberechtigt, neben den stolzen Freiherrn, die Unterthanen seiner Herrschaft schütteln mächtig an den unnatürlichen Lasten und Ketten, die sie bedrückten, selbst das verachtete Judenthum stellte sich, gestützt auf seine erworbenen Schätze, fest auf eigenen Fuß und die schwere Zeit nöthigt nicht wenige Häupter des Adels, Hülfe bei den Parias der damaligen Gesellschaft zu suchen. Mußte doch auch der Baron von Arten in gleicher Weise an die Pforte des reichen Juden Fliep klopfen! Und wie nun die freidenkerische und frivole Richtung der Crême damaliger Aristokratie alles gethan hatte, um den Kirchenglauben des Volks zu untergraben, so hatte sie jetzt kein Recht zu erschrecken, daß der wilde Geist von jenseit des Rhein auch in Deutschland die Hand an die Altäre legte, denen sie selbst so wenig innere Achtung beweisen mochte. Alle Schuld rächt sich nun einmal im Leben und in der Geschichte, und wie das Gute und Hohe fortwirkende Segenskraft entwickelt, so wälzt sich das Böse von Geschlecht zu Geschlecht. Aber Gottes Gnade waltet auch über den Freveln und weiß ihnen zur rechten Zeit Stillstand zu gebieten vor dem Glanze endlicher Versöhnung.

Die weitere Entwickelung dieses Gedankens wird Fanny Lewald in der in Aussicht gestellten und organisch nothwendigen Fortsetzung der gegenwärtigen ersten Abtheilung ihres Romans, welche von ihr „Der Freiherr" benannt ist, hoffentlich nicht schuldig bleiben, und in den Schicksalen des jungen Freiherrn und des Bastardsohnes der armen Pauline dürfte sich die Schuld der alten Geschlechter sühnen und beschließen, auf daß der edle, so oft und so schnöde misbrauchte Geist echter und reiner Humanität auch hier siege und triumphire. Das aber mag, indem ich eine umfassendere Beurtheilung dieses schönen Werks bis nach seiner totalen Vollendung vorbehalte, noch mit rückhaltloser Anerkennung gesagt werden, daß keine Arbeit der Verfasserin eine so echt künstlerische Harmonie, eine solche Tiefe des Gedankens, eine solche edle Würde der Sprache und ein so individuelles charakteristisches Gepräge zur Geltung bringt, als dieser ihr neuester Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht". Wenn ihr die fernern Bücher dieses Werks ebenso wohl gelingen, dann darf sich dasselbe zu dem hervorragend Besten reihen, was die neuere Romanproduction geschaffen hat.

Führten die beiden soeben besprochenen Erzählungen gleichsam nur besuchsweise in das sonnige, damals blutberauschte Frankreich oder brachten fränkische Einquartierung auf deutschen Boden, so wird das ganze geschichtliche Interesse auf dem Boden Frankreichs concentrirt in Karl Frenzel's Roman von Marat's schöner Mörderin:

3. Charlotte Corday. Historischer Roman von Karl Frenzel. Hannover, C. Rümpler. 1864. 8. 1 Thlr.

Es war eine befremdliche Gesellschaft, die unter den Klängen des „Allons enfants de la patrie" vorüberziehender Freiwilliger von Paris in der Postkutsche nach Seine-Babylon wollte, über welchem, wie Frenzel schön

und bezeichnend sagt, „die Flügel der Morgenröthe, die es zuerst, im Sommer 1789, rosig und goldig umglänzten, schwarz geworden sind, wie die Riesenschwingen des Dämons“. Bürger Grollier mit dem Zunamen Fleischer Goliath und Bürger Bruneau mit dem Zunamen Friseur David — vortreffliche Patrioten im Sinne des „Bergs“, nur daß der kleine Haarkräusler die wunderschönen Locken der Prinzessin Lamballe nicht vergessen konnte —, ein seltsamer Passagier aus Caen, dem die würdigen Repräsentanten des Volks von Paris als einem verkappten Aristokraten und Spion Pitt's mistrauten (seine Handschuhe erschienen als Hauptgrund des Verdachts), ein stattlicher junger Mann aus Paris, dem der Traum von Freiheit und Gleichheit noch strahlend aus den Augen flammte, diverse unbedeutende Citoyens der großen untheilbaren Republik und ein junges schönes Mädchen von Caen, aus deren jungfräulichen Augen zuweilen ein eigenthümliches dämonisches Wetterleuchten zuckte, bildeten die Reisegesellschaft des Postwagens, welche, je näher sie Paris rückte, um so leidenschaftlicher angeregt wurde. Beim ersten flüchtigen Blicke erschien dies Paris so harmlos und friedlich, als wäre nie ein Tropfen Menschenblut in diesen freundlichen Straßen vergossen worden; aber in den Tiefen dieser scheinbar so indifferenten Bevölkerung kochte das Verderben und in der Atmosphäre schlummerten die Wetter.

Als der junge Beamte der Bürgerin Charlotte Corday am pariser Posthofe Lebewohl sagte, trug er eine leidenschaftliche Neigung im Herzen, und auch in den Augen des schönen Mädchens von Caen zitterte es wie eine Thräne der Liebe, aber bald zuckte ein dämonisches Leuchten darin, und es war, als wenn ein schwarzer Fittich über dem Haupte Charlottens rauschte, wie sie an der Seite des redseligen Friseurs dahinschritt, ihr Hotel zu suchen. Ehe sie dieses betrat, traf sie der flammende Blick jenes von den conventlichen Passagieren als Aristokraten beargwöhnten Reisegefährten, und Charlotte erbebte unter diesem Blicke. Es war das Auge des kühnen Royalisten Baron von Pontmartin, der unter dem Namen Lefranc in Frankreich seines Königs Sache vertrat; er allein wußte, welch furchtbarer Plan dies junge Mädchen nach Paris führte. Ein eigenthümliches, aus Bewunderung, Liebe und edler Humanität zusammengesetztes Gefühl trieb ihn den Spuren Charlottens nach, um die That zu hindern, die ihre schwärmende Seele beschlossen. Er hatte dem jungen Marcel Lecomte, dessen auflodernde Leidenschaft für Charlotte er wohl erkannt, während der Reise zugeflüstert: „Hüten Sie sich!“ Bald steht er zwischen Marat's kahlen unheimlichen vier Wänden und mahnt diese wilde Katze der Revolution, sich zu hüten vor einem nahen Unheil. Einst hatte Pontmartin Marat vor blutiger Schmach gerettet und deshalb durfte er ungefährdet vor diesem erscheinen, ja in des alten Royalisten Brust gab es eine Stelle, die Mitleid fühlte mit diesem Marat, dessen Mordlust nicht aus der schmutzigen Pfütze des Eigennutzes und der Herrschgier, sondern aus der Tiefe eines entsetzlichen Wahns quoll. Indessen hatte die Pflegetochter des alten Lecomte'schen Ehepaars, die liebliche Genoveva, in ihrem gläubigen Vertrauen noch nicht empfunden, daß Marcel Lecomte, ihr Verlobter, die alte Zärtlichkeit für sie von seiner Reise nicht mehr heimbrachte und er selbst, zwischen seiner leidenschaftlichen Neigung zu Charlotte und den politischen Stürmen, welche seine Rückkehr nach Paris in seiner thatendurstigen Brust neu erregt hatte, hin- und hergetrieben, konnte den Halt nicht finden, dessen seine Seele bedurfte. Um so lebhafter mußte ihn die Entdeckung bestürzen und erschrecken, daß sein Vater in einem entlegenen Pavillon dem Baron von Pontmartin ein heimliches Asyl gewährt habe: Marcel kannte die alten Verbindungen zwischen seinem Vater und dem Ritter des Königs nicht, wußte auch nicht, daß seine Verlobte Pontmartin's Tochter sei, und wurde zunächst von der Furcht bestrickt, welch entsetzliches Los seinen Vater und die Seinen treffen würde, wenn man verriethe, daß in dem Lecomte'schen Hause ein Royalist verborgen sei; auch stellte er sich Pontmartin als einen tückischen Feind Charlottens vor und wurde in dieser Meinung nur bestärkt durch den Umstand, daß der Baron zwischen ihn und Liebesverirrung seine zu Charlotte trat, nachdem derselbe durch Marcel's Vermittelung diese mit Genoveva, ihrer Klosterfreundin, zusammengeführt und dabei gehofft hatte, sie so von ihren düstern Planen abzulenken. Vergebens: Charlotte Corday mußte ihr Geschick vollenden und den langbewahrten Dolch in Marat's Herz stoßen. Schon einmal hatte sie diese Waffe gegen Marat gezückt. Sie hatte geglaubt, ihre Ehre gegen ihn vertheidigen zu müssen, als sie ihm, der in wilder Wetternacht Einlaß begehrt, mitleidig die Pforte ihres väterlichen Hauses geöffnet.

Damals begann der Haß gegen diesen Würger und Henker, in welchem sie später den Schänder und Verderber ihrer idealen Republik und der Menschheit zu erkennen glaubte, tiefer Wurzel zu schlagen in dem dithyrambisch aufgeregten, durch die Lektüre des Plutarch und der französischen Tragiker berauschten Herzen des jungen Mädchens, bis endlich der feste Entschluß in ihr reifte, durch die Tödtung Marat's die Republik der Humanität zu retten, das Vaterland zu befreien und die zahllosen Wunden zu schließen, aus welchen das edelste Blut Frankreichs entströmte. So vollzog sie die That wie eine römische Heldin und trat lächelnd unter das Beil der Guillotine, die nun ihr menschenmörderisches Werk erst recht begann: denn an die Stelle des ehrlichen grinsenden Marat trat der falsche lächelnde Robespierre. „Allons enfants de la patrie!“ und „Ça ira! Ça ira!“ Unter diesem Geheul des blutdürstigen Gesindels schoß sich Pontmartin an den Stufen von Charlotte Corday's Schaffot die Kugel durch den Kopf, nachdem er Marcel für Genoveva neu gewonnen und diese in Sicherheit wußte.

Die Luft des Sterbens kam über ihn — er weiß jetzt, wo Charlotte Corday ist .... im Nichts oder in Gottes Schoß. Und das Lied der Marseillaise braust weiter, majestätisch wie die rothe Wolke, die sich am Himmel entrollt, in sich tragend den Sturz aller Bastillen, aller Throne, die Auferstehung der Menschheit aus den Fesseln der Knechtschaft, in sich bergend den Tod und die Knospe der Freiheit und der Brüderlichkeit.

Obgleich ich diese schönen Worte, wie manche Ansicht dieses im hohen Grade fesselnden und geistreichen Buchs meiner Ueberzeugung nach in diesem Umfange nicht für richtig erachten kann — ein Satz, welchen zu erhärten hier nicht der Ort ist —, so glaubte ich, sie an dieser Stelle nicht verschweigen zu dürfen, weil in ihren Frenzel's Roman würdig ausklingt und sie gewissermaßen die Moral der Dichtung, ihre ethische und culturgeschichtliche Bedeutung enthalten. Indem ich nach einer Bezeichnung suche, welche das eigenste Wesen dieses inhaltvollen Werks mit einem Worte scharf kennzeichnet, weiß ich dasselbe nicht besser zu charakterisiren, als daß ich es einen dramatischen Roman nenne. Denn der Gedanke des Ganzen, die geschichtliche Thatsache, daß die Gewalt und der Rausch jener dämonischen Zeit in dem stillen Frieden des klösterlichen Gehegs und des ländlichen Hauswesens ein unschuldsvolles jungfräuliches Gemüth mit Adlerfängen packt und zu Thaten altrömischen Heldenthums fortreißt, diese revolutionäre Wiedergeburt der Jeanne d'Arc in einem künstlerischen Bilde zu fixiren, vollzieht sich im vorliegenden Buche von Phase zu Phase, von Act zu Act mit mächtig zum Schluß drängender Kraft, mit vollständiger Beherrschung des Gedichts durch die Heldin des Werks, und in jener strammen, geschlossenen und gedrängten Weise, wie solche vorzugsweise die Bühne verlangt und lohnt. Dabei verhalten sich die Charaktere trotz ihrer scharfen und bedeutsamen Zeichnung der Hauptgestalt gegenüber durchweg als begleitende Factoren, und alles das, was Schilderung ist, tritt so unmittelbar und so lebhaft in die Erscheinung, daß es sozusagen einen scenischen Eindruck ausübt.

Ist damit über diesen Roman ein außergewöhnliches Lob verdientermaßen ausgesprochen, so ergeben sich doch hieraus auch die Mängel des Werks, und diese bestehen wesentlich darin, daß der Autor den ebenmäßigen, episch ruhigen Strom der erzählenden Dichtung zu oft dämmt und unterbricht, daß namentlich in den Motiven für die Handlungsweise der Charlotte Corday eine gewisse Hast und Eile drängt und treibt und daß zu viel in einen ohne Noth zu engen Rahmen gepreßt wurde. Man wird mit Champagner übergossen und förmlich berauscht; aber der fortwährenden Spannung und Erregung fehlt die dem epischen Kunstwerke gegönnte, eigenartige Beruhigung und Erholung. Wie in dem von Karl Frenzel trefflich geschilderten sogenannten Volksfeste im Wirthshause „Zur Nation" ein Gewirr von Larven tobt und stürmt, sodaß alles wie in einem Wirbel von zuckenden Blitzen, ächzenden Wogen, dröhnenden Wettern ringt und weht, so verwirrt die Fülle der Persönlichkeiten und Ereignisse und deren fortwährender Zusammenstoß im ganzen Gemüth und Sinn, und es bedarf eines tiefen geistigen Athemzugs, um am Schlusse der Dichtung sich vollkommen klar und besonnen wiederzufinden. Doch auch diese Bedenken sind für die poetische Kraft des Autors ein reges Zeugniß und sollen das Endurtheil über seinen Roman nicht schmälern, welches demselben tiefes Verständniß der Geschichte, ungemeine Lebhaftigkeit der Darstellung, Feinheit und Originalität der Charakteristik und der Motivirung, schwungvolle Poesie und Diction zuerkennen muß. Aus der lebensvollen Vereinigung der historischen Wahrheit und der dichterischen Freiheit ist ein Kunstwerk vom edelsten Gepräge hervorgegangen. Mehr solche Schöpfungen, und der historische Roman unserer modernen Literatur wird sich bald aus seiner Verkümmerung erheben. Die Leihbibliothekslieferanten haben ihn heruntergezogen, und nur die Poeten von Gottes Gnaden können und werden ihn wieder zu Ehren bringen.

Hermann von Sequignolles.

Drei historische Vorträge.

Zur Geschichte des Mittelalters. Drei Vorträge von F. W. Kampschulte. Bonn, Cohen und Sohn. 1864. 8. 12 Ngr.

Die Veröffentlichung dieser drei Vorträge ist auf mehrfach geäußerte Wünsche der Zuhörer erfolgt. Sie scheinen im wesentlichen in der Form gedruckt zu sein, in der sie gehalten wurden. Insofern gehören sie weniger dem großen Publikum, als dem besondern, für das sie anfänglich bestimmt waren. Doch erhalten sie auch für jenes ein gewisses Interesse, sowol durch die Wahl der Gegenstände als durch ihre Auffassung und Behandlung. Die Themata: 1) „Ueber Charakter und Entwickelungsgang der Kreuzzüge"; 2) „Die Kaiserkrönung Karl's des Großen und das christliche Universalreich des Mittelalters"; 3) „Die westfälische Feme", stehen zwar in keiner nähern innern Beziehung zueinander, als alle einzelnen Erscheinungen der mittelalterlichen Geschichte, der sie angehören; aber sie sind zu denjenigen historischen Aufgaben zu rechnen, die, auch noch so oft behandelt, doch immer wieder von neuem den Blick des Forschers und die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen werden. Für ihre Auffassung und Behandlung an dieser Stelle ist es bemerkenswerth, daß wir es hier mit einem specifisch-kirchlichen oder katholischen Standpunkt zu thun haben, der sich zwar in neuerer Zeit allmählich mehr und mehr zur Geltung gebracht hat, aber doch noch immer als Ausnahme gegenüber der vom Protestantismus beherrschten Richtung der Wissenschaft zu betrachten ist. Auch wo diese letztere in einer eigenthümlichen politischen und kirchlichen Parteifärbung nur eine Spanne breit von jener sich zu trennen scheint, bleibt doch immer im Princip ein nicht zu tilgender Gegensatz, den keine Accommodation von der einen oder der andern Seite zu entfernen vermag.

Wenn der specifisch-katholische Standpunkt sich mit gründlichen Studien, unbefangener Liebe zur Wahrheit und einem gereiften und milden Urtheile über menschliche Zustände und Charaktere zu verbinden im Stande ist, so darf er auch auf protestantischer Seite nur auf Anerkennung zählen. Hier haben wir es mit einem solchen Vertreter der katholischen Geschichtswissenschaft im besten Sinne des Worts zu thun, daher wir denn auch nicht anstehen, den Eindruck, den wir von der Lektüre der drei Abhandlungen empfingen, als einen wohlthuenden und würdigen zu bezeichnen. Die unendliche Masse des Stoffs, welcher sich

in den Rahmen der Periode der Kreuzzüge spannt, macht es von selbst unmöglich, daß auf einigen Seiten etwas mehr als die allgemeinsten Umrisse der Ereignisse gezeichnet werden. Doch sind diese deutlich und charakteristisch wiedergegeben. Namentlich ist es anschaulich und richtig in großen Zügen dargestellt, wie der specifisch kirchlich-populäre Typus, den die Kreuzzüge der Idee nach tragen sollten, allmählich immer mehr zurücktrat hinter dem Interesse der weltlichen Politik und besonderer Gesellschaftskreise. Es ist eigentlich nur der erste Kreuzzug, in welchem Gott selbst — man kann es so ausdrücken — das ganze gläubige Christenvolk zum Kampfe und Siege geführt hat. Schon der zweite Kreuzzug von 1147, wesentlich durch Bernhard von Clairvaux in Bewegung gebracht, trug ein ganz anderes Gepräge von monarchisch-feudalen Zügen als der erste. Es war nicht zufällig, daß sich die zwei größten Herrscher der Christenheit an die Spitze des Heers stellten, der deutsche und der französische König, während an dem ersten Kreuzzuge nur Fürsten dritten und vierten Ranges sich betheiligten, die eben nur als primi inter pares Bedeutung gewinnen konnten, wenn ihre Persönlichkeit als solche danach angethan war. Ebenso versuchten die Führer des zweiten Kreuzzugs eine vollständige und systematische Organisation des Heers und die Durchführung eines bestimmten strategischen Plans: beides Dinge, von denen beim ersten Kreuzzuge keine Rede war. Hierin und in unzähligen andern kleinern Zügen tritt der Umschwung der Zeit deutlich genug hervor, der sich bei allen folgenden Unternehmungen gleicher Tendenz nur noch mehr verstärkt und in der letzten größern, in dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich's II., zu einer bloßen diplomatisch-militärischen Demonstration ausartet.

Es gereicht dem Darsteller in unsern Augen zu nicht geringem Verdienst, daß er unbefangen genug sein konnte, nicht blos dies Entwickelungsgesetz, sondern auch seine innere Berechtigung anzuerkennen. Parteiinteresse hat nach der einen und nach der andern Seite hin die Auffassung der Kreuzzüge bis auf den heutigen Tag so sehr getrübt, daß selbst da, wo nur eine bekannte Wahrheit ausgesprochen wird, dies als nicht überflüssig betrachtet werden darf, zumal wenn der einmal gegebene kirchliche und politische Standpunkt, wie es nun beinahe hergebracht ist, das Auge gegen dieselbe zu verschließen pflegt oder sie wenigstens nicht über die Lippen kommen läßt.

Die Kaiserkrönung Karl's des Großen gehört gleichfalls zu den bekanntesten Controversen der Geschichtsauffassung. Abgesehen von den Dunkelheiten in ihrer äußern Geschichte, ist es ihre allgemeine Bedeutung für Kirche und Staat, für die ganze Entwickelung des Mittelalters, worüber die Ansichten diametral auseinandergehen. Nach den vorausgegangenen unzähligen Detailforschungen ist hier freilich auch nichts weiter geschehen, um das undurchdringliche Dunkel, welches auf dem äußern Pragmatismus, sowie auf den einzelnen Scenen dieses welthistorischen Acts lagert, zu zerstreuen. Dazu bedürfte man nothwendig eines vollständigern und ungetrübtern Quellenmaterials, als bisjetzt zu Gebote steht. Doch ist dies hier nur die Nebensache: es kommt dem Verfasser hauptsächlich darauf an, die wahre Bedeutung der christlich-mittelalterlichen Idee des Kaiserthums und der Universalmonarchie darzustellen. Eine unbefangene Würdigung der Zeit aus der Zeit selbst — die wahre historische Objectivität — wird sich weder dazu verstehen, der Idee dieses Kaiserthums eine absolute Geltung zuzuschreiben, noch sie als eine schädliche Ausgeburt romantischer Träumer zu verurtheilen. Das sittliche Pathos in ihr verdient immer die höchste Anerkennung, ohne daß die Kluft zwischen der Wirklichkeit und der Idee verdeckt zu werden brauchte. Noch viel weniger ist mit einer solchen Anerkennung ihre absolute Berechtigung gegeben. Sie ist eine Geburt der Zeit und wie jede derartige in die Grenzen der Zeit eingeschlossen, sie hat wie jedes lebendige Gebilde ihre Lebensdauer, ihr Aufsteigen, Culminiren und Herabsinken bis zu ihrem völligen Vergehen, um sich durch andere zu gleichem Geschick bestimmte Gebilde ersetzen zu lassen.

Die dritte Vorlesung, über die Feme, verläßt den universellen Standpunkt der beiden ersten und wendet sich zu einer particulär deutschen Erscheinung. Auf diesem particulären Gebiete gibt es bekanntlich wenig Stoffe, mit denen sich die Forschung mit so großem Eifer und so geringem Erfolge beschäftigt hat. Auch hier werden nur die Resultate der neuern Arbeiten gegeben, ohne das selbständige Urtheil des Darstellers auszuschließen. Das Wesen des merkwürdigen Instituts in der Zeit seiner höchsten Lebensfülle darf als richtig verstanden bezeichnet werden, wie denn die gesammte neuere Forschung die Märchen und carikirten Traditionen der ältern Zeit, die sich hier reichlich abgelagert hatten, gründlich zu beseitigen wußte. Aber der Ursprung und die Bildungsgeschichte der Feme empfängt auch hier so wenig Licht, wie in den zahlreichen Monographien, in denen sich unsere bewährtesten Rechts- und Culturhistoriker an diesem Räthsel versucht haben.

Heinrich Rückert.

Die Gründung der Akademie der bildenden Künste zu Dresden.

Die Akademie der bildenden Künste zu Dresden von ihrer Gründung 1764 bis zum Tode von Hagedorn's 1780. Eine Skizze zu einer künftigen Geschichte der Akademie der bildenden Künste als Festschrift zu der Feier des hundertjährigen Bestehens der letztern am 12. November 1864 im Auftrage des akademischen Raths verfaßt von Moritz Wießner. Mit einem Bildniß C. L. von Hagedorn's. Dresden, Teubner. 1864. Gr. 4. 1 Thlr.

Die Gründung der Akademie der bildenden Künste zu Dresden vor mehr als hundert Jahren, deren Jubelfeier allerdings neun Monate später — am 12. November vergangenen Jahres — gefeiert worden ist, war zu seiner Zeit ein sehr bedeutendes Ereigniß. Demnach muß man es dem derzeitigen Secretär der Akademie, dem Regierungsrath Wießner, als ein sehr anerkennenswerthes Verdienst anrechnen, daß er in einer im Auftrage des akademischen Raths verfaßten Festschrift aus den Acten des akademischen Archivs und den kritisch gesichteten Notizen älterer gedruckten Quellen klar und anschaulich die

Gründung und Entwickelung einer Anstalt dargestellt hat, welche, in der für Sachsen so traurigen Zeit unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege durch fürstlichen Kunstsinn ins Leben gerufen, unter Hagedorn's umsichtiger Leitung einerseits die damals gegen den französischen Zopfstil formal antike Richtung kräftigst vertrat, andererseits den noch ganz spröden Boden sächsischer Kunstthätigkeit für spätere Zeiten lockerte und befruchtete. Denn blieb auch die Akademie bei dem gewaltigen Umschwunge der deutschen Kunst in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts längere Zeit zurück, so kam doch die neue Richtung in den letzten Jahrzehnten durch einheimische und fremde Meister (Rietschel, Hähnel, Semper, Schnorr, Ludwig Richter, Bendemann, Hübner, Peschel u. s. w.) und durch nicht wenige der Meister würdige Schüler zur schönsten Blüte.

Was in ältern gedruckten Quellen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Namen Akademie in Dresden vorkommt, beschränkt sich auf theilweise nicht ausgeführte Projecte mit der sehr beschränkten Tendenz einer Anstalt für Zeichenunterricht. Unter Friedrich August I. und II. fand meist ein solcher ziemlich dürftiger freier Unterricht statt, der von einem „Akademiedirector" genannten Hofmaler ertheilt wurde, erst von dem fleißigen Fehling, dann von Louis Silvestre und nach längerer Unterbrechung seit 1762 von Hutin. Nur den Gewerben mag dieser vorzugsweise für industrielle Zwecke gegebene Unterricht einigen Vortheil gebracht haben.

Gleich nachdem Kurfürst Christian die Regierung im October 1763 angetreten hatte, faßte er, unterstützt von seiner kunstsinnigen Gattin Marie Antonie, den Plan, eine Kunstakademie einzurichten und erhielt für diesen Zweck mehrere Gutachten von dem sächsischen Legationsrath von Hagedorn, dem Bruder des Dichters, worin dieser feingebildete und mit den damaligen Kunstbedürfnissen völlig vertraute Mann im Interesse einer fruchtbaren Kunstentwickelung und der technischen Bildung für die Gewerbe, namentlich für die meißener Porzellanfabrik mit möglichst geringen Opfern fremde, besonders deutsche Künstler nach Sachsen zu berufen, einen wohlgegliederten Unterricht für Zeichnen und Malerei, Plastik, Kupferstechen und Baukunst einzurichten und den Professoren einen Generaldirector vorzusetzen rieth. Er ging dabei mit Umsicht auf alle, besonders die finanziellen Verhältnisse ein, nannte die Namen und charakterisirte die Leistungen der zu benutzenden oder zu gewinnenden Lehrkräfte, empfahl vor allem die zweckmäßige Aufstellung der Antiken und die Berufung Winckelmann's nach Dresden, ja er wies sogar — weit vorausblickend — auf die Nothwendigkeit der Einrichtung von Realschulen und bis dahin auf Einführung des geometrischen Unterrichts in den Schulen hin. Zwar starb der Kurfürst schon nach einer dreimonatlichen Regierung, von der Hagedorn treffend in einem spätern Mémoire äußerte: „Son règne, quelque court qu'il ait-été, n'en paroîtrait pas moins long à la posterité, si l'on lui en pouvoit cacher les dates et ne lui montrer que les actions." Aber der für den unmündigen Sohn des verstorbenen Kurfürsten als Administrator zur Regierung berufene Oheim, Prinz Xaver, ging auf die Plane seines Bruders ein, ernannte Hagedorn sofort zum Generaldirector der Künste, Kunstakademien und Galerien in Sachsen, worauf nach weiterer Begutachtung Hagedorn's die Kunstakademie durch kurfürstliches Decret am 6. Februar 1764 ins Leben trat. Es standen zunächst unter dem Generaldirector für die Malerei drei Professoren als Directoren und Hauptlehrer für die Zeichen- und Malerschulen zu Dresden, Meißen und Leipzig (Hutin, Dietrich und Oeser), außerdem zwei Professoren und fünf aggregirte Mitglieder (darunter der für die akademischen Zwecke wenig brauchbare Perspectivmaler Canaletto, der sich deshalb auch eine Minderung seiner Pension gefallen lassen mußte) und einige Unterlehrer für den Elementarunterricht, für die Plastik ein Professor (Knöfler) und ein aggregirtes Mitglied, für die damals sehr begünstigte Kupferstechkunst drei Professoren und ein aggregirtes Mitglied (Zingg) und für die Baukunst die Hofbaumeister Krubsacius und Hölzer, und ein Lehrer der Architektur in Leipzig. Der bekannte Lippert hielt eine Zeit lang Vorträge über alte Kunstgeschichte als „Professor des Antiken" und ward später durch Casanova ersetzt.

Außerdem waren noch elf Pensionäre aus früherer Zeit, deren Gehalte im Todesfalle zur Verbesserung der Professuren verwendet werden sollten. Die Pensionen der im Auslande lebenden Künstler (darunter Rafael Mengs) wurden gestrichen, als sie die Rückkehr verweigerten. Das Budget betrug damals 13600 Thaler. Hagedorn leitete unter Xaver's Administration und unter dem jungen Kurfürsten die von ihm gegründete Anstalt bis zu seinem Tode mit der umsichtigsten Energie. Auch den berühmten Porträtmaler Graf hat er nach Dresden gezogen, doch übernahm dieser erst später eine Professur. Wenn auch damals die Erfolge nicht handgreiflich zu bemerken waren — der Landschafter Klengel war der einzige nennenswerthe Schüler der Akademie —, so wird doch niemand leugnen, daß Hagedorn im richtigen Verständnisse der damaligen, sich von der französischen Mode losreißenden Kunstentwickelung der neugegründeten Akademie die Stellung gegeben und erhalten hat, in der sie durch formal technische Bildung der unserm Jahrhunderte vorbehaltenen neuen Aera der nationalen Kunst vorarbeitete. Hagedorn's Porträt, ein schöner alter Kupferstich von Pause nach Graf, von dem die Platte noch vorhanden war, ist eine sehr erfreuliche Zugabe. **A. G. Helbig.**

Ueber das Verhältniß von Natur und Geschichte.

Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder von Karl Riel. Einleitung: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist gewiß ein echt wissenschaftliches Bestreben, die innigen Wechselbeziehungen aufzusuchen, welche die Dinge miteinander verbinden, die geheimnißvollen Kräfte zu enträthseln, welche herüber- und hinübergreifen, und die Einheit zu enthüllen, welche die entlegensten wissenschaftlichen

Gebiete umspannt. Jedoch dürfen dabei die wesentlichen Unterschiede nicht vernachlässigt werden, welche die Gegenstände auseinanderhalten, ihre Besonderheit bedingen und die wissenschaftlichen Grenzen feststellen. Denn nur durch deutliche Sonderung auf einheitlichem Grunde ist eine geordnete und sachgemäße Darstellung möglich. Bei vorwiegender Neigung nach der erstern Seite kann man so weit kommen, eine einzelne Wissenschaft mit der Gesammtheit der Wissenschaften zu verwechseln. Denn da alle Wissenschaften in dem System derselben miteinander zusammenhängen, so weist jede von ihnen rückwärts und vorwärts auf alle übrigen hin und kann somit sie sämmtlich in sich zu umfassen scheinen. Die Aufgabe der Philosophie aber ist keine andere, als das System der Wissenschaften in seinen Grundzügen zu entwickeln und darzustellen, nicht etwa nur dasjenige, was aus der Vernunft allein, abgesehen von der Erfahrung, erkannt werden kann. Sie verhält sich also zu allen besondern Wissenschaften ähnlich wie die Encyklopädie der Jurisprudenz zu den besondern juristischen Fächern. Wir können also dem Verfasser der Einleitung zu „Natur und Geschichte" recht wohl beistimmen, wenn er sich dahin ausspricht: „Darum muß auch Beobachtung und Erfahrung aufgehen in der Philosophie, wie diese in den Erfahrungswissenschaften; nicht um in ihnen unterzugehen, sondern um sie mit ihrem belebenden Hauche zu durchdringen, sie alle wieder zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen, und mit ihnen als das Herz und die Seele der Einen Wissenschaft den kühnen Eroberungszug fortzusetzen in die Höhen und in die Tiefen der Erscheinungswelt, soweit dies überhaupt vergönnt sein wird — dem Sohne der Erde."

Nicht aber können wir der Behauptung beipflichten, die Geschichte der Menschheit stehe nicht neben, sondern innerhalb der Natur und sei ein Theil der Erdgeschichte. Dies hieße sie zu einer Naturwissenschaft machen. Wir verkennen durchaus nicht die innige Beziehung zwischen dem Erdorganismus und der Menschheit, wenn wir auch diese nicht als Seele des erstern, sondern eher als Offenbarung des Erdgeistes betrachten möchten. Aber die Sprache nennt nun einmal dasjenige Princip, welches mit dem Menschen auftritt und auf dem Selbstbewußtsein beruht, Geist, und im Gegensatze dazu dasjenige, welches ohne Selbstbewußtsein thätig ist, Natur, und diesen Unterschied muß man festhalten, sollen nicht die Begriffe verwirrt werden. Was Goethe von seinem bekannten Märchen gesagt hat, es sei wie eine breitblätterige Pflanze, deren farbenreiche Blüte an der Spitze sich befinde, gilt auch von dem Verhältnisse zwischen Natur und Geist. Es sind zwar ursprünglich dieselben Bildungsgesetze, denen die Blüte in allen ihren Theilen und die Stengelblätter folgen; allein durch die eigenthümlichen Verhältnisse entwickelt sich nun einmal jene zu etwas Besonderm im Gegensatze zu diesen und kann und soll daher auch besonders betrachtet werden.

Nach dem voraus angegebenen Gange der Darstellung beabsichtigt der Verfasser zuerst das Welt- und Erdsystem in Umrissen zu zeichnen und sodann innerhalb desselben vom Entstehen der Menschheit an die Geschichte der Menschheit, welche mit der weitern Entwickelungsgeschichte des Erdganzen zusammenfalle, durch alle Zeiträume hindurch, Jahrhundert für Jahrhundert in Gesammtbildern vor Augen zu führen. In dieser Weise kann gewiß etwas sehr Verdienstliches und Bedeutendes geleistet werden, wenn auch unserer Ansicht nach die Philosophie der Geschichte nicht, wie der Verfasser meint, unmittelbar damit zusammenfällt. Die Induction ist in allen Erfahrungswissenschaften eine ganz nothwendige Voraussetzung der Deduction, macht aber diese nicht überflüssig. Die Geschichtswissenschaft im höchsten Sinne muß das bereitete historische Material nicht äußerlich, sondern logisch gliedern und den geistigen Zusammenhang ausdrücklich und ableitend hervorheben. Nach den kenntnißvollen und geistreichen Durchführungen der vorliegenden Einleitung läßt sich jedoch ein recht werthvolles, von dem Hauche hervorragender moderner Bildung durchwehtes Werk mit Recht erwarten.

Eggen von Schmidt.

Feuilleton.

Die dramatische Dichtung mit Musik.

Das Wagner'sche „Kunstwerk der Zukunft" spukt immer noch in vielen Köpfen. Wagner hat es mehr von der Seite der Musik erläutert; Peter Lohmann in seiner Schrift: „Ueber die dramatische Dichtung mit Musik" (zweite Auflage, Leipzig, Matthes, 1864) tritt von der Seite der Dichtkunst an dasselbe heran. Es soll im Drama nicht mehr gesprochen, sondern nur gesungen werden; was nicht gesungen werden kann, ist nicht dramatische Poesie. Das ist ungefähr der Mittelpunkt der paradoxen Gedankengänge, in denen sich das Schriftchen hin- und herbewegt. Solche Behauptungen zu beweisen, bedarf es natürlich einer Reform der Aesthetik, die sich seit Jahrtausenden auf Abwegen befindet, einer Reform, die indeß mit lauter leeren Abstractionen ins Werk gesetzt werden soll. Die erste Abstraction ist die des rein Menschlichen: „Es liegt vor allen, die sehen wollen, offen da, bis zu welchem Grade das Wesen der in sich selbst beruhenden Dichtkunst geschmälert, ihre Würde entweiht, ihr Inhalt verringert würde; jedes sogenannte historische Drama ist eine Travestie auf das Urbild dramatischer Kunst (!), jede sociale Tragödie ein Schlag in das Antlitz der reinen, unversetzten Schönheit (!). Der Mensch, wie er, ungefesselt von den beengenden Banden bestimmter Zeiten und Verhältnisse, seinen von Natur eingeborenen Anlagen, Bedürfnissen und Neigungen nach dasteht, der eine, ungetheilte Mensch ist das alleinige Material des dramatischen Dichters; in ihm stellt sich das von mir und meinen Gesinnungsgenossen so genannte, vielfach missverstandene rein Menschliche, der Rohstoff des echten Dramatikers, dar. Nur mit diesem rein menschlichen Stoffe vermag der dramatische Dichter seine eigensten Mittel in Anwendung zu bringen, nur so kann er die Empfindung voll und in unaufhaltsamem Strome walten lassen, — und nur so freilich kann dann auch die Musik ihrem tiefseelischen Wesen entsprechend allenthalben ihre Schwingen entfalten." Also der außerhalb der Geschichte stehende Mensch soll

der Held dieses zeitlosen „Dramas der Zukunft" sein. Wo finden wir ihn, vielleicht im Tanhäuser, in der deutschen Sage? Doch ist die Sage von „den beengenden Banden bestimmter Zeiten" frei? Das Suchen nach dem rein Menschlichen ist in der That eine recherche de l'inconnu, und kein Dichter wird es finden, wenn es ihm nicht vom Monde herunterfällt. Der Eifer gegen „das historisch-conventionelle Hülfs- und Schmuckwerk des recitirenden Dramas" geht durch das ganze Schriftchen, der Aerger über die Kleinkrämer der Aesthetik, welche daran festhalten. Soll dies „musikalische Drama" eine Regeneration der Oper anstreben, so mag es Geltung finden, so gut es kann; soll es die dramatische Dichtung überhaupt vertreten, so ist es eine einseitige Verirrung; denn es löst die dramatische Poesie in lyrischen Gefühlsdusel auf und reißt sie von ihrer Wurzel los, welche in geistigen Tiefen ruht. Es ist vergeblich, das Menschliche außerhalb der Geschichte suchen zu wollen — welchen Stoff man wähle aus alter oder neuester Zeit, die Cultur, die ihn trägt, beruht immer auf historischen Bedingungen. Ueberhaupt aber ist es thöricht, die Poesie von der Geschichte losreißen zu wollen. Große, für alle Zeiten gültige Meisterwerke ruhen auf ihrem Boden. Wendet sich Lohmann gegen das überwiegend Stoffartige mancher Geschichtsdramen, gegen die historischen Chroniken des Theaters, so hat er recht, ihnen gegenüber das ideal Menschliche zu betonen, das unter dem todten Wust erstickt wird. Doch die bewegenden Mächte der Geschichte sind echt poetische, ja die am meisten poetischen Motive. Auf der andern Seite ist es ebenso irrig, aus dem Drama den Gedankeninhalt ausscheiden zu wollen, in welchem sich die Größe der Weltanschauung eines Dichters, die wahrhaft dichterische Größe ausprägt. Was bleibt von Schiller, Shakspeare und Goethe, wenn wir diesen, oft in unsterblichen Sentenzen ausgeprägten Gedankeninhalt herausnehmen? Auch dann noch wenig genug, was sich in Musik setzen läßt. Die Fülle geistiger Nuancen und Motive, welche die Bedeutsamkeit der dramatischen Poesie ausmacht, geht verloren. Denn die Kunst in der Vereinfachung derselben suchen, heißt ebenso viel, wie die Staatsweisheit suchen in jener Rousseau'schen Rückkehr zur Natur, wo wir auf allen Vieren durch die Wälder kriechen! Und die Schauspielkunst? Wo bliebe ihr Reichthum, ihre Lebenswahrheit, ihre Nothwendigkeit? Man denke sich einen Hamlet und Wallenstein mit immer offenem Munde, der ein einziges Gefühl durch eine Reihe von Takten peitscht, mit den breiten sich wiederholenden Gesten der Oper! Diesen Bestrebungen gegenüber kann man nicht oft genug betonen, daß aller Fortschritt der Künste aus ihrer scharfen Sonderung hervorgeht, und daß es eine Reaction von den verhängnißvollsten Folgen sein würde, nach den romantischen Doctrinen des „Athenäums" alle Künste in einen Urbrei zusammenzurühren, wenn sich nicht diese Reaction für die Praxis immer als unfruchtbar, ja als unmöglich herausgestellt hätte.

Kleinere militärische Schriften.

Eine rege Thätigkeit der Production auf dem Gebiete der militärischen Literatur ist unverkennbar, indem auch mancherlei Episodisches dem Inhalt und Skizzenhaftes der Form nach auf den literarischen Markt gebracht wird. Zunächst liegt vor uns eine kleine Schrift: „Die hessischen leichten Truppen im Feldzuge von 1793 am Oberrhein. Nach Tagebüchern und andern Quellen in Tagebuchform bearbeitet und mit allerhöchster Genehmigung herausgegeben von August von Baumbach" (Hanau, König). Hessen-Kassel hatte für den Feldzug von 1793 eine kleine Brigade von 950 Mann, bestehend aus dem Husarenregiment, dritte Escadron, dem Jägercorps, zweite Compagnie, und einem leichten Infanteriebataillon zum Hohenlohe'schen Corps stoßen lassen. Die kleine Schrift schildert den Antheil derselben am Oberrheinfeldzug. Der letztere wäre als bekannt vorauszusetzen und nur insoweit zu geben gewesen, als es zum Verständniß des speciellen Gegenstandes nöthig war. Der Verfasser hat seinen Zweck dadurch beeinträchtigt, daß er die Stellungen und Operationen des Ganzen zu eingehend dargestellt hat. Daß sich die alte Tapferkeit der Hessen, welche sich in Amerika glänzend bewährt hatte, auch gegen die Franzosen wieder zeigte, wenn sie auch hier wie dort keine größern strategischen Erfolge bewirken konnte, versteht sich von selbst. Wir legen viel Werth auf Schriften, welche die einzelnen Thaten schildern, die vorliegende hätte wol noch mehr bringen können, wenn sie außer den beiden benutzten Kriegstagebüchern noch andere ähnliche Quellen gesammelt hätte, die sich jedenfalls finden ließen.

In einer Schrift: „Die Schlacht bei Hanau am 30. und 31. October 1813, in allgemeinerer Darstellung und Einzelbildern. Nach geschichtlichen Quellen und mündlicher Ueberlieferung" (Hanau, König, 1864), erklärt der bescheidene Verfasser, Lehrer Emmel, daß seine Absicht, da er kein Kriegskundiger, nur gewesen sein könne, die Einzelheiten, welche dem Schlachtgemälde noch fehlten, zusammenzustellen und so der Vergessenheit zu entreißen. Danach ist das Buch zu beurtheilen. Er hat mit großem Fleiße alles gesammelt, was ihm von noch lebenden Augenzeugen oder aus der Tradition über die Vorgänge jener für Hanau denkwürdigen Tage erzählt worden ist, und auf dem Fundament historischer Quellen zu einem Ganzen vereinigt, das, reich an interessanten Scenen und persönlichen Schilderungen, besonders für die lokalen Verhältnisse von Werth ist und daher den Mitbürgern des Verfassers eine willkommene Gabe der Erinnerung sein wird. Viele von ihnen haben ja an dem Werke mit gearbeitet, das vielleicht passender: „Hanau in den Tagen der Schlacht", als die „Schlacht bei Hanau" genannt worden wäre.

In die neueste Zeit führt uns das folgende Werkchen: „Albert Guzman's, k. k. Lieutenants, Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859. Mit lyrischem Anhang. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen. Herausgegeben von Robert Hamerling" (Wien, Schönewerk, 1864). Ein wahrhaft dichterisches Gemüth, dem nur noch die Reife fehlte, hat seine persönlichen Erlebnisse in dem italienischen Kriege von 1859 in den vorliegenden Blättern mitgetheilt, die keine Geschichte desselben sein sollen und sein können, weil der Verfasser, wie er selbst sagt, „das Ganze der Vorgänge und Zustände nicht aus der Vogelperspective überblicken konnte, nicht in den Hauptquartieren der Heerführer war und nie etwas von ihren Planen gewußt hat". Aber sie schildern das Soldatenleben selbst, die Eindrücke, welche der Verfasser gewonnen, die kleinen Zufälligkeiten, alles, was ihm selbst widerfahren, mit der Wärme und Ursprünglichkeit eines jugendlichen, poetischen und ritterlichen Sinnes. Ihn hatte beim Ausbruche des Kriegs der innere Beruf seinen technischen Studien entzogen, er trat als Cadet in das Regiment Prohaska und hatte das Schicksal, mit demselben keinen Theil am Kampfe zu nehmen bis zur Schlacht von Solferino. Auch von dieser, welche er im Bataillon des später in Schleswig 1864 ruhmvoll gefallenen Major von Jena mitgemacht, kann er nur schildern, was er selbst gesehen, und da auf diesem Theile des Schlachtfeldes, wo Benedek kämpfte, der Feind überall geworfen wurde, war sein Schreck um so größer, als ihm ein vorübergehender Hauptmann leise zuflüsterte: „Bataille perdue!" Das Manuscript ist unvollendet geblieben. Jedenfalls hat der frühe Tod in dem jungen Krieger ein dichterisches Talent dahingerafft, das bei günstiger Entwickelung eine schöne Zukunft vor sich hatte.

Als Nachtrag zu den mit großer Anerkennung aufgenommenen Tagebüchern des Oberstlieutenant von Martens (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1863) ist noch von dem verdienstvollen Veteran erschienen: „Die würtembergische Landwehr im Jahre 1815. Eine Erzählung aus einem Tagebuche der damaligen Zeit" (1864). Der Verfasser war Adjutant des Generals von Stockmayr, welcher die neugebildete würtembergische, aus drei Regimentern bestehende Landwehrbrigade befehligte und mit derselben zu dem Corps stieß, das unter Erzherzog Johann die festen Plätze im Elsaß zu blokiren hatte. Hier wurde

die Brigade der Division des Grafen Hochberg zugetheilt. Die Festung Strasburg, in welcher Rapp commandirte, umgehend, übernahmen die Würtemberger von den Oesterreichern die Blokade von Schlettstadt, dessen Besatzung unter St.-Suzanne fast von gleicher Stärke mit ihnen war. Durch einen Ausfall, bei welchem die Franzosen zwar bald zum Rückzug genöthigt wurden, doch aber die würtembergische Feldkasse erbeuteten, über die Unzulänglichkeit der Truppen vor Schlettstadt belehrt, verstärkte das Obercommando dieselben durch drei österreichische Bataillone. Nach der Capitulation der Festung rückten die Würtemberger zu dem Corps vor Hüningen, welches Barbanègre ohne irgendeine Hoffnung auf Entsatz mit beispielloser Zähigkeit festhielt, lange nachdem Napoleon schon auf dem Northumberland unter Segel gegangen war. Ludwig XVIII. soll ihm, wie Rapp, geheime Instructionen ertheilt haben, sich um jeden Preis zu behaupten, gegen seine, des Königs, Verbündete und Wiederhersteller! Er befürchtete wol, der Elsaß, sammt Strasburg, das deutsche Raubstück, könne Frankreich wieder abgenommen werden. Leider ist seine Befürchtung nicht in Erfüllung gegangen. Die würtembergische Landwehr nahm an der Belagerung von Hüningen rühmlichen Antheil, blieb nach der Uebergabe noch bis zum October im Elsaß und trat dann den Rückmarsch an, um im Vaterlande entlassen zu werden. Neben der militärischen Erzählung lesen wir gern die übrigen Schilderungen auch der persönlichen Erlebnisse, und dem Greise wird es nicht zur Indiscretion gerechnet werden, daß er das hübsche Verschen, das ihm eine junge Dame, Nichte zweier pensionirter Nonnen, bei denen er im Quartier lag, ins Stammbuch geschrieben, nach 50 Jahren mittheilt. Dasselbe lautet:

Ni du lieu la distance,
Ni du tems la longueur
N'auront jamais la puissance
De vous effacer de mon coeur.

Milton's dramatische Dichtungen.

Unter diesem Titel liegt uns gedruckt eine Vorlesung von A. Schmidt (Königsberg, Koch, 1864) vor, deren Ertrag zum Besten der königsberger Gustav-Adolf-Stiftung bestimmt ist. Auch ohne das Aushängeschild der Mildthätigkeit verdient das kleine Buch die Beachtung der literarischen Kreise. „Wenn ich den Versuch mache", sagt der Verfasser, „Ihr Interesse für Milton in Anspruch zu nehmen und sogar kühn genug bin, für die heutigen Mittheilungen über oder vielmehr aus Milton hier und da auf mehr als eine flüchtige Stunde zu hoffen, so bedarf es der Rechtfertigung, weshalb ich dazu nicht sein großes Meisterwerk, sondern zwei untergeordnete Dichtungen gewählt habe, die bei uns kaum dem Namen nach bekannt und ich weiß nicht ob jemals erträglich übersetzt sind. Erst durch die kleineren Schriften Milton's und namentlich seine beiden Dramen «Comus» und «Simson» ist es mir gelungen, ein Verhältniß zu dem «Verlorenen Paradiese» zu gewinnen." Nirgends trete der praktische Zug in Milton's Poesie so deutlich hervor als gerade in seinen beiden Dramen „Comus" und „Simson", von denen jenes die Gesinnung darlege, mit der der Jüngling sich zu den bevorstehenden schweren Kämpfen des Lebens anschicke, dieses die Stimmung, mit welcher er aus denselben scheide. „Comus", ein Maskenspiel, im Jahre 1634 von dem sechsundzwanzigjährigen Dichter verfaßt und zu Ludlow-Castle, dem Wohnsitze des Grafen von Bridgewater aufgeführt, sei in seiner Art ebenso gut ein Meisterstück wie „Don Quixote" und die Hamilton'schen „Contes" Meisterstücke des Ritterromans und des Märchens seien, voll polemischer Absicht, ein Protest gegen den bei Shakspeare's unmittelbaren Nachfolgern gebräuchlichen Bühnenton. Speciell richte sich der „Comus" gegen eine Art von lyrisch-dramatischen, damals bei Hofe sehr beliebten und von Ben Jonson, dem Hofdramaturgen und poëta laureatus, gefertigten Spielen. „Diese sogenannten Masken, in denen Götter, Nymphen, Satyrn, Flüsse, Städte, Mond, Sonne und Sterne, allerhand allegorische Figuren und namentlich auch Thiere, dargestellt durch Menschen mit den entsprechenden Thierköpfen, unter großem scenischen Aufwande aufzutreten pflegten, geben uns einen sehr niedrigen Begriff von dem Anstandsgefühl und der Sittlichkeit am Hofe Jakob's und Karl's I." Zur Beschämung der die Sinnenlust als höchstes Glück und echte Lebensweisheit preisenden Poesie habe Milton seinen „Comus" mit offenbar satirischer Absicht gedichtet, gleich als wolle er den Sensualismus Ben Jonson's und dessen Nachtreter noch überbieten. Seinerzeit machte das Stück den tiefsten Eindruck und circulirte jahrelang in unzähligen Abschriften, bis es auf des Musikers Lawes Betrieb 1637 anonym im Druck erschien. Der Verfasser meint, die Kritik der folgenden Jahrhunderte habe gegen die dramatische Anlage begründete Ausstellungen gemacht, da sie an dasselbe nicht mehr den moralischen, sondern den ästhetischen Maßstab legte, vielleicht wäre aber das Drama nicht mit ästhetischem Maßstabe vorzugsweise zu messen. Vierzig Jahre später fast, 1672, schrieb Milton seinen Schwanengesang, die Tragödie „Simson". Die Tendenz des Dramas ist nicht in Einzelheiten zu suchen: Milton, er, der erblindet, in dem Kreislaufe der englischen Revolution, welche mit der Rückkehr des alten Regiments endete, alle Arbeit seines Mannesalters um ihre Früchte betrogen sah, zeigte den Uebermüthigen, die im Siegestaumel schwelgten, die Guten verfolgten, die Bösen krönten, alles Heilige schändeten, nur das eine Gefühl, den unversöhnlichsten Haß. Auch der „Simson" verräth eine stark polemische Absicht, die auf den Gedanken hinausläuft, „daß der echte Werth sich aus jeder Verdunkelung wie der Phönix aus seiner Asche zu neuem Glanze erhebe".

Populäre Schriften zur deutschen Sprachwissenschaft.

Wenn trotz der Erfolge der durch Jakob Grimm begründeten historischen Grammatik der deutsche Sprachunterricht noch vielfach in den althergebrachten Gleisen wandelt und Leute zu Lehrern in der Muttersprache sich aufwerfen oder gezwungen werden, die vom Deutschen notorisch nicht mehr verstehen, als jeder halbwegs Gebildete einfach durch die Praxis lernen muß, so mehren sich doch auf der andern Seite in erfreulicher Weise die Anzeichen, daß die Wissenschaft auf das Leben doch nicht ohne Einfluß geblieben ist und daß an die Schule immer mehr die Nothwendigkeit herantritt, sich der Hülfsmittel zu bedienen, welche das gelehrte Studium darbietet oder im Gefolge hat. Es gereicht uns zu ganz besonderer Befriedigung, die Mittheilung machen zu können, daß Friedrich Koch's treffliche „Deutsche Grammatik" (Jena, Mauke), welche den Zweck hat, „die Resultate der historischen Forschungen J. Grimm's, soweit sie zum Verständnisse der jetzigen neuhochdeutschen Sprachformen nothwendig sind, kurz, übersichtlich, klar und in einer für den Schulgebrauch geeigneten Form darzulegen", vor einiger Zeit bereits die vierte Auflage erlebte.

Nicht minder erfreulich ist es, daß K. A. Hahn's „Mittelhochdeutsche Grammatik", die wol weniger dem Schulunterricht dient, als in Universitätsvorlesungen zu Grunde gelegt zu werden pflegt, nun endlich nach 23 Jahren in einer neuen Bearbeitung vorliegt (Frankfurt a. M., Brönner, 1865), welche nach Hahn's Tode Friedrich Pfeiffer übernommen hat. Eine sehr dankenswerthe Zugabe, welche das neue Buch erfahren, ist eine faßliche Darstellung der mittelhochdeutschen Metrik.

Ein neues „Lehrbuch der mittelhochdeutschen Sprache für Gymnasien" rührt von A. Thurnwald her (Prag, Tempsky, 1864), in der Hauptsache ein Lehrbuch nebst Glossar. In dieser Richtung haben die letzten Jahre überhaupt sehr viel, ja oft des Guten zu viel hervorgebracht. Wohin soll es führen, wenn jeder Lehrer sich gedrungen fühlt, die Welt mit einem neuen mittelhochdeutschen Lehr- und Lesebuche zu beglücken?

Auch die moderne deutsche Sprache, deren wissenschaftliche Erforschung gerade die Gegenwart sich angelegen sein läßt, findet praktische Berücksichtigung. In dieser Beziehung gedenken

wir des trefflichen „Biblischen Wörterbuchs" von W. A. Jütting (Leipzig, Teubner, 1864), welches eine Erklärung der alterthümlichen und seltenen Ausdrücke in Martin Luther's Bibelübersetzung enthält. Obwol, wie der Titel angibt, zunächst „für Geistliche und Lehrer" bestimmt, wird das Buch doch überhaupt solchen von Nutzen sein, die sich für Luther's Sprache, aus der ja unser heutiges Deutsch erwachsen ist, interessiren.

Einen besondern Zweig des Neuhochdeutschen behandelte „auf Grundlage der historischen Grammatik" und „für weitere Kreise" Adalbert Jeitteles in verständiger und anziehender Darstellung, nämlich die „Neuhochdeutsche Wortbildung" (Wien, Braumüller, 1865). Derartige Monographien halten wir für ganz besonders nutzbringend und nothwendig.

Bibliographie.

Andlaw, F. Freih. v., Sieben heilige Fürsten. Regensburg, Manz. 8. 12 Ngr.

Andeval, H., Ein Glückswechsel. Erzählung. Frei nach dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 8. 22½ Ngr.

Bausch, N., Aphorismen aus Schiller's Werken. Ulm. 8. 8 Ngr.

Boysen van Rienkarken, Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. (Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.) Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Brückner, G. F., Die Gottes- und Christusleugnung im Lichte der Vernunft und Offenbarung. Drei Vorträge. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. 29ster Jahrg. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin, Lessar. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Capadose, A., Erinnerungen aus Spanien. Aus dem Holländischen von L. J. van Rhyn. Leipzig, Bredt. 8. 15 Ngr.

Conradi, Johanna, Georg Stein oder Deutsche und Letten. Eine Erzählung aus der Gegenwart Kurlands. Riga, Kymmel. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1865. Herausgegeben von Frater Hilarius. 50ster Jahrg. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Denkschrift über das dem durchlauchtigsten Sachsen-Ernestinischen Hause zustehende Recht auf Succession im Herzogthum Lauenburg. Weimar. Lex.-8. 1 Thlr.

Dichterbuch der französischen Schweiz. Gesammelt und übersetzt von E. Peschier. Basel, Georg. 16. 1 Thlr.

Donath, E., Glauben und Schauen. Gedichte. Dresden, am Ende. 8. 20 Ngr.

Drobisch, T., Bunte Blätter. Gesammelte Novellen, Humoresken und Gedichte. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 21 Ngr.

Die Erbansprüche des brandenburgischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Berlin, Barth. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Gedanken und Vorschläge über eine Ausgleichung zwischen Oesterreich und Ungarn von L. O.....r. Leipzig, Serig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Giebelhausen, C. F. A., Nischt wie lauter Hack un Mack, Alles dorheenanneedasch. Ein Denkstein, der alten Mansfelder Mundart gesetzt. 1stes Heft. Hettstädt, Hüttig. 8. 7½ Ngr.

Gold-Sprüche für Jeden, für Jung und Alt, für Arm und Reich. Gesammelt aus dem Tagebuche eines Ungenannten. Berlin, Reichardt u. Zander. 8. 5 Ngr.

Grünhagen, C., König Johann von Böhmen und Bischof Nanker von Breslau, ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes mit dem Slaventhum im deutschen Osten. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 15 Ngr.

Gutram, K., Kaiser Karl der Fünfte. Wien, Bartelmus. Gr. 8. 2 Thlr.

Heller, S., Die Wanderungen des Ahasver. Wien, Typogr.-liter.-artist. Anstalt. 8. 20 Ngr.

Homeyer, G., Der Dreissigste. Berlin, Dümmler. 1864. Gr. 4. 1 Thlr. 22 Ngr.

Horn, J. F., Gedichte alte und neue, gute und schlechte. Kiel, Schröder u. Comp. 16. 22 Ngr.

Klokow, C., Der Hochverraths-Prozeß im J. 1864. Berlin, H. Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Langer, A., Wiener Volks-Bühne. 4ter Bd. Wien, Dirnböck. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Lasserre, H., Der Verfasser des Verfluchten. Eine wahrscheinliche Geschichte. Nach der 8ten Aufl. des Französischen übersetzt von W. Förster. Wien, Mayer u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Luthardt, C. E., Ueber die Darstellung des Schmerzes in der bildenden Kunst. Vortrag. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 3 Ngr.

Meyer, J., Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Moser, S., Göthe's zweiter Faust oder der geläuterte Walpurgissack. Weissenburg. 1864. 8. 1 Thlr.

Neumann, R., Ueber den Angriff auf die Düppeler Schanzen in der Zeit vom 15. März bis zum 18. April 1864. Ein Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Illustrirte tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Gestochen von den Gebr. Dalziel. 1stes Heft. Leipzig, Payne. Hoch 4. 5 Ngr.

Palingenesie der Hölle. In 4 Gesängen. Altona, Mentzel. 8. 12 Ngr.

Raabe, W., Ferne Stimmen. Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Das Reichs-Lied, humoristische Volksdichtung mit Fantasiebegleitung auf der Realposaune von 1865. München, L. Finsterlin. 1864. 8. 2 Ngr.

Rietmann, J. J., Shakspeare und seine Bedeutung. Festrede. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 5 Ngr.

Rollett, H., Gedichte. Auswahl. Leipzig, Wagner. 8. 2 Thlr.

Rothenfels, E. v., An der Weichsel. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Šafařik's, P., Geschichte der südslawischen Literatur. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von J. Jireček. III. Geschichte der serbischen Literatur. 1ste Abth. Prag, Tempsky. Gr 8. 2 Thlr.

Sauerländer, E., Goethe's Faust und die Schopenhauer'sche Philosophie. Eine kritisch-philosophische Abhandlung. Frankfurt a. M. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheve, G., Phrenologische Frauenbilder. Dresdens Schriftstellerinnen der Gegenwart. Dresden, Schöpff. 8. 24 Ngr.

Smetana, A., Der Geist, sein Entstehen und Vergehen. Philosophische Encyklopädie. Prag, Steinhauser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Smith, J. W., Eine englische Stimme über Franz Müllers Prozeß. Ist Müller gerichtet worden? und Hat Müller bekannt? Uebersetzt, beantwortet und mit Noten versehen von E. Eberstadt. London. 1864. Gr. 8. 3 Ngr.

Sophokles metrisch übersetzt von O. Fischer. 1stes Bdchn. König Oedipus. Tübingen, Osiander. 8. 5 Ngr.

Stolz, A., Besuch bei Sem, Cham und Japhet, oder Reise in das heilige Land. 3te Aufl., um ein gutes Stück vermehrt. Freiburg im Br., Herder. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stolz und Still. Eine Novelle. Berlin, Rauh. 8. 18 Ngr.

Stugan, C., Das Buch vom Lebensglück. Wien, Schönewerk. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Großherzoglich Oldenburgischen Successions-Ansprüche auf Schleswig-Holstein. Halle, Fricke. Gr. 8. 3 Ngr.

Sympathien und Antipathien. Erzählung für die Frauenwelt von der Verfasserin der „Mädchenträume" ꝛc. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 27 Ngr.

Tafel, F. J., Das Leben Jesu, nach den Berichten der Evangelisten gerechtfertigt und vertheidigt gegen die Angriffe des Dr. Strauß und des Unglaubens überhaupt. Aus dem Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von einigen Freunden des Verfassers. Basel, Balmer u. Riehm. Gr. 8. 24 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1865. Redigirt von F. Steinebach. 52ster Jahrg. Wien, Dirnböck. 8. 2 Thlr.

Traeger, A., Gedichte. 4te neu verm. Aufl. Leipzig, Keil. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tschudi, F. v., Alpwirthschaftliche Streiflichter. Eine Skizze St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 5 Ngr.

Tylor, A., Industrie und Schule. Mittheilungen aus England. Deutsch bearbeitet von B. v. Sugler. Stuttgart, Nitzschke. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ueber die gegenwärtige Regierung des heiligen Stuhls. Aus den Papieren eines Diplomaten. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 9 Ngr.

Urbas, O. E. v., Die Dichter Frankreichs. Eine Auswahl aus 70 französischen Dichtern. In fremden und eigenen Uebertragungen herausgegeben. Wien, Schönewerk. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vanderhausen, T., Naive Liebe oder Julchen und Walden in ihren Briefen. Dichtung. Leipzig. 16. 6 Ngr.

Volkmar, F., Edel und Adel. Wüstenleben und wüstes Leben. Roman. 1ste Abth. Die Kinder der Wildniß. 4 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Von Alsen bis zum Frieden. Eine Skizze vom Kriegstheater. Schluß des „Von der Eider bis Düppel" und „Von Düppel bis zur Waffenruhe." Von einem Officier (Knorr.) Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Waitz, G., Ueber die angeblichen Erbansprüche des königlich-oldenburgischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Ngr.

Waitz, T., Die Indianer Nordamerica's. Eine Studie. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Wartenburg, C., Ein kleines Kind. Weihnachts-Novelle. Wien, Schönewerk. 16. 20 Ngr.

Weiss, C., Aus dem Leben und der Natur. Dichtungen in hochdeutscher Sprache und Nürnberger Mundart. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 20 Ngr.

Westhoff, F., Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit. Münster, Brunn. Gr. 8. 2 Thlr.

Winterfeld, C. v., Der Schleswig-Holstein'sche Krieg von 1864. 2te Abth.: Düppel und Fridericia. Potsdam, Döring. Gr. 8. 17½ Ngr.

Die Wolke mit dem silbernen Hintergrund. Aus dem Englischen. Kiel, Schwers. 16. 12 Ngr.

Wood, Mrs. H., Die Grafen-Töchter. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Deutsch von J. N. Heynrichs. 3 Bde. Dresden, Wolf. 8. 3 Thlr.

Yonge, Miß, Kenneth oder der Rückzug der großen Armee. Aus dem Englischen übersetzt von Louise Marezoll. Leipzig, G. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Ruth und ihre Freundinnen. Aus dem Englischen übersetzt von Louise Marezoll. Leipzig, G. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne,
Appellationsgerichts-Vicepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.
(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: 1. Abth. 2 Thlr., 2. Abth. 3 Thlr., 3. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., 4. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Mit der soeben erschienenen zweiten Abtheilung des zweiten Bandes liegt das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, nunmehr in neuer, wesentlich bereicherter Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung" sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präcisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche."

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

In der Reihe von Handbüchern, die den Zweck haben, das lebendigere Verständniss des classischen Alterthums auch in weitere Kreise zu bringen, erschien soeben:

Römische Geschichte

von

Theodor Mommsen.

Erster Band.

Bis zur Schlacht von Pydna.

Vierte Auflage.

Mit einer Militärkarte von Italien.

8. Geh. Preis 2 Thlr. 5 Sgr.

Nachstehende Handbücher wurden bereits früher ausgegeben:

Römische Geschichte von **Theodor Mommsen.** Dritte Auflage. Zweiter Band. 1 Thlr. Dritter Band. 1 Thlr. 15 Sgr.

Griechische Geschichte von **Ernst Curtius.** Erster Band. Zweiter Abdruck. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 15 Sgr.

Römische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. (Erscheint im Frühjahr.)

Griechische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Römische Alterthümer von **Ludwig Lange.** Erster Band. Zweite Auflage. 1 Thlr. 20 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 10 Sgr.

Griechische Alterthümer von **G. F. Schömann.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Griechische und römische Metrologie von **Fr. Hultsch.** 24 Sgr.

Preisherabsetzung.

L. Erk. Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglichsten deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) **1⅓ Thaler.**

Dies prachtvoll ausgestattete Werk, auf welches Gervinus in seiner Literaturgeschichte besonders hinweist, gehört unstreitig zu den classischen Werken unserer Literatur. Die Correctheit des Textes sowie der Melodien sichern ihm einen bleibenden Werth.

J. Mützell. Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16ten Jahrhundert, nach den Originaldrucken herausgegeben. 3 Bände. (6⅔ Thlr.) **2 Thaler.**

Berlin, im Januar 1865. **Th. Chr. Fr. Enslin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HANDBUCH DER NEUERN UND NEUESTEN FRANZÖSISCHEN LITERATUR.

FÜR DEN SCHUL- UND PRIVATUNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN VON

KARL GRÆSER.

In zwei Bänden. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr. Gebunden in einem Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Herausgeber, Verfasser einer Reihe allgemein bekannter und geschätzter Lehrbücher, bietet in diesem Handbuch eine Auswahl aus den Werken der besten Dichter und Prosaisten Frankreichs seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, die in jeder Hinsicht den Zwecken des Unterrichts entspricht und jugendlichen Lesern reinen und anziehenden Lesestoff liefert. Eine ebenso nützliche als interessante Zugabe bilden die voranstehenden literarischen und biographischen Notizen über die Autoren der aufgenommenen Lesestücke.

Für Engländer erschien das Werk unter dem Titel:

A THESAURUS OF FRENCH LITERATURE SUBSEQUENT TO THE GREAT REVOLUTION. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction, and for private reading. By Ch. Græser. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Schaub'schen Buchhandlung in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig der Baier

und

Friedrich der Schöne.

Drama in 5 Acten von Karl Hugo (Hesse).

Preis 12 Sgr.

In dieser Dichtung ist das gewaltige Ringen der beiden Gegenkönige um die deutsche Krone in dramatischer Darstellung zur Anschauung gebracht. Der Stoff bietet die auffallendsten Beziehungen auf die gegenwärtige Lage Deutschlands, und der Autor hat sie mit patriotischer Wärme hervorgehoben. Die Diction ist blühend und in glatten Versen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 2. März 1865.

Inhalt: Das Jahr 1815. Von Hans Prutz. — Skizzen aus dem Osten. — Der Roman à trois. Von Rudolf Gottschall. — Zur Völkerkunde. Von Aurelio Buddeus. — Feuilleton. (Henry Thomas Buckle; Neue Auflagen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Jahr 1815.

Geschichte des Jahres 1815. Von Heinrich Beitzke. Erster Band. Berlin, Koblgk. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Als in den Octobertagen des Jahres 1863 aus allen Gauen Deutschlands begeisterte Scharen in den Ebenen von Leipzig zusammenströmten, die Daheimbleibenden aber in Stadt und Land sich zu festlichen Versammlungen vereinigten, da galt es, die funfzigjährige Wiederkehr der Tage zu begehen, welche dem deutschen Volke nach langen Jahren entwürdigender Knechtschaft seine Freiheit wiedergegeben und es von dem Joche des französischen Imperators befreit hatten, welche zugleich die Bethätigung einer tiefinnerlichen Umgestaltung, einer wahrhaft nationalen Wiedergeburt gewesen waren. Jetzt, im Jahre 1865, steht uns abermals eine funfzigjährige Gedenkfeier bevor, nicht freilich von so allgemeiner Bedeutung und nicht bezüglich auf ein so einschneidend epochemachendes Ereigniß, aber doch gewichtig und großartig genug, um die Deutschen ernst anzuregen und zu beschäftigen. Im Jahre 1863 feierten wir das funfzigjährige Gedächtniß der Befreiung Deutschlands, im Jahre 1865 haben wir das der gänzlichen, endgültigen Zerschmetterung der Napoleonischen Macht zu begehen. Daher concentrirt sich jetzt unser Interesse auch ganz besonders auf das eine gewaltige Ereigniß, dem dieselbe so bald nach ihrer Neubegründung so vollständig erlag, auf die Schlacht bei Belle-Alliance — eine Waffenthat, nicht blos in ihrem Erfolg, sondern auch in ihrem Verlauf im einzelnen großartiger und erhebender vielleicht als irgendeine andere selbst der eigentlichen Befreiungskriege. Mit gerechtem Stolze dürfen wir auf sie zurückblicken, und freudig wird sich die Brust eines jeden heben, der den rastlosen Blücher von seiner Niederlage bei Ligny begleitet auf das denkwürdige Schlachtfeld von Belle-Alliance und von da weiter bis zu seinem neuen siegreichen Einzug in Paris. Aber wie scharf contrastirt dagegen zum Theil das, was unmittelbar vor und hinter diesen ruhmreichen „hundert Tagen" liegt! Ein tiefer Widerspruch geht durch die Geschichte des ganzen denkwürdigen Jahres. Die, als es Wiedererringung der Freiheit galt, aufflammende nationale Begeisterung der Deutschen, welche sich infolge der langjährigen, namenlos harten Bedrückungen zu einem persönlichen Haß des ganzen Volks gegen Napoleon gesteigert hatte, wird von den Fürsten Europas zu einem Kampfe benutzt, der zunächst nur in ihrem dynastischen Interesse geführt wurde, um den gewaltigen Mann zu stürzen, dem sich einst dieselben Fürsten gebeugt hatten, den sie aber, nachdem er ihnen einmal unterlegen, sich gewöhnt hatten, als einen kecken Emporkömmling und Abenteurer zu verachten. Dasselbe Volk, das sich 1813 in heller, reiner Begeisterung um die Fahne der nationalen Freiheit geschart hatte, zog jetzt, ohne sich selbst darüber klar zu werden, mit demselben Opfermuth in den Kampf für das Princip der Legitimität, um dieselben Bourbons auf den Thron Frankreichs zurückzuführen, die eben erst ihre absolute Unfähigkeit in so schlagender Weise bethätigt hatten, um damit den Grund zu legen zu neuen Erschütterungen, die 15 Jahre danach den ganzen Erdtheil von neuem heftig durchzucken sollten.

Zu solchen Betrachtungen wurde Referent unwillkürlich geführt bei der Lektüre des obengenannten Werks; gleich die Vorrede, mit welcher der Verfasser sein Buch einleitet, erregt sie, und die Thatsachen, die er in seiner Darstellung dann vorzuführen hat, lassen den Leser immer wieder auf den tiefen innern Widerspruch zurückkommen, der die Ereignisse des Jahres 1815 erfüllt.

In dem vorliegenden Werke liefert Beitzke einen Nachtrag zu seiner früher erschienenen „Geschichte der deutschen Freiheitskriege 1813—14", welche so schnell zu einem Lieblingsbuche unsers Volks geworden ist und zur Verbreitung klarer Anschauungen und richtiger Urtheile über die große Zeit so Wesentliches beigetragen hat. Mit Recht hat er damals seine Darstellung geschlossen mit dem Pariser Frieden von 1814: denn damit war die Befreiung Deutschlands vollendet. „Der Kampf des Jahres 1815", sagt Beitzke darüber sehr richtig, „war mehr ein Kampf der alten Dynastien gegen den Eindringling. Es handelte sich von seiten Napoleon's nicht mehr um eine Wiedereroberung von Deutschland, oder gar um Wiederaufrichtung einer Weltherrschaft, sondern nur darum, ob

es ihm unter ganz neuen Verhältnissen möglich sein würde, sich auf dem Throne von Frankreich zu erhalten." Von diesem Gesichtspunkte aus faßt Beitzke die gesammten Ereignisse des Jahres 1815 auf, und im wesentlichen wird man denselben auch ohne weiteres als den richtigen anerkennen können, ohne doch alle Consequenzen, die der Verfasser daraus ableitet, bis ins einzelne gelten zu lassen.

Bescheiden weist Beitzke die Bezeichnung seines Werks als eines eigentlich historischen zurück, seine Absicht ist nur, „das große Drama in seiner Totalität vorzuführen". Daher hat er sich denn auch nicht weiter bemüht, durch Auffindung und Benutzung bisher unbekannter Quellen neues Material zu gewinnen, sondern hat seine Darstellung einfach auf die allgemeiner zugänglichen Werke gegründet. Unter diesen nennt er namentlich die Memoiren Fleury de Chaboulon's, des Secretärs Napoleon's, die bekannte Geschichte der Hundert Tage von Capefigue, und die Geschichte der beiden Restaurationen bis zum Sturze Karl's X. von Vaulabelle. Auf diesen Werken, zu denen dann noch das von Thiers hinzukommt, beruht das Beitzke'sche Buch. Danach wird man weder Neues noch kritische Forschungen in demselben erwarten dürfen. Das allein bestimmt ja aber auch nicht den Werth eines historischen Werks, zumal wenn es sich nicht an den kleinen Kreis der gelehrten Fachgenossen wendet, sondern seine Leser im Volke selbst sucht. Und das recht eigentlich thut auch dieses neue Werk von Beitzke, und es wird, denken wir, in seinem Erfolge der Geschichte der Freiheitskriege nicht nachstehen. Das ganze Werk ist getragen von einer ernsten, männlichen, würdevollen Auffassung der Geschichte, einer ungesuchten, reinen Empfänglichkeit für alles wahrhaft Große, durchhaucht von einem edeln Patriotismus, und aus der schlichten, ungeschminkten Sprache tönt uns die Wahrheitsliebe des echten Mannes entgegen. Es macht einen wohlthuenden Eindruck, einen Mann, der selbst noch in der geschilderten Zeit gestanden, zum Theil selbst noch handelnd in die Ereignisse mit eingegriffen hat, der sich noch in der Erinnerung begeistert für die große Zeit, die er durchlebt, denselben Mann doch auch so empfänglich zu finden für die Regungen und Bestrebungen der Gegenwart, so voll auch in ihr wirkend und schaffend. Gerade dadurch ist er ganz besonders berufen, dem heutigen Geschlechte die Thaten des frühern zu erzählen und sein Urtheil darüber zu leiten.

Der vorliegende erste Band führt die Geschichte des Jahres 1815 bis zu dem Augenblick, wo die Feindseligkeiten zwischen Napoleon und den Verbündeten von neuem ausbrechen sollen, bis zum Juni 1815. In den allgemeinsten Umrissen werden die Vorgänge des Jahres 1814 kurz zusammengefaßt und zwar vorzüglich mit Rücksicht auf den Eindruck, den sie auf das deutsche Volk machten. Deshalb wird die im letzten Bande des frühern Werks so trefflich dargestellte militärische Action in Frankreich nicht noch einmal wiederholt, sondern nur die Art und Weise geschildert, wie dieselbe und ihre Erfolge sich in der Stimmung des Publikums widerspiegelten, abwechselnd die Erwartungen und die Befürchtungen desselben erregten. Wie langsam war damals doch der Pulsschlag des öffentlichen Lebens! Zwölf Tage vergingen, ehe die wichtigsten, für die Schicksale ganz Deutschlands entscheidendsten Nachrichten vom Kriegsschauplatze durch einen Kurier nach Berlin gelangten. „Bis Wien wird ein Kurier wenigstens 14, bis Königsberg in Preußen 18 Tage gebraucht haben. Man kann hiernach rechnen, daß wol noch der ganze Monat April verging, bevor alle Zeitungen Deutschlands die inhaltschweren Ereignisse mittheilten und die ungeheuern Nachrichten in jeder Hütte bekannt waren."

Ein überwältigendes Gefühl der Freude, des Stolzes ging durch das endlich befreite Volk; seine Fürsten theilten es: „So ist das Reich der Tyrannei zusammengestürzt und wir haben das Werk der Weltbefreiung glorreich beendet!" ließ Friedrich Wilhelm III. nach Berlin melden. Sehr verschieden waren die Aeußerungen dieser Freude: während die einen von dem glorreichen Siege eine Verjüngung Deutschlands überhaupt hofften, ergoß sich der Siegesjubel der andern — und nicht der Minderzahl — in zügellosem Spott gegen den besiegten Napoleon. Selbst die herbe Enttäuschung, welche der Pariser Friede allen Patrioten brachte, vermochte nicht den Siegesjubel ernstlich zu stören; in den glänzenden Belohnungen, die den Generalen und Staatsmännern, welche das Befreiungswerk mit vollendet hatten, von ihren Herrschern zutheil wurden, in dem rauschenden Empfang der heimkehrenden sieggekrönten Krieger im Vaterlande fand die allgemeine Freude einen neuen glänzenden Ausdruck. Namentlich bei dem Einzuge der Sieger in Berlin verweilt der Verfasser genauer. Der bei dieser Gelegenheit ausgebrachte Toast Blücher's auf Hardenberg, worin er von diesem rühmt, er habe jene Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt, durch die allein die Befreiung möglich geworden, die es dahin gebracht, „daß man im preußischen Staat jetzt nicht wisse, wo das Militär aufhöre und der Bürgerstand anfange", dieser so recht rein und voll den Geist der großen Zeit athmende Toast gibt dem Verfasser Veranlassung, einen Blick zu werfen auf die vollständige innere, sociale Umgestaltung, welche durch die Theilnahme aller Stände an dem Befreiungswerke hervorgebracht war, namentlich aber auf die so gänzlich veränderte Stellung des Militärs in dem ganzen Staatsorganismus. Er faßt seine Auseinandersetzung, die gerade für die brennenden Fragen und noch ungelösten Kämpfe unserer Tage des Beherzigenswerthen so viel enthält, schließlich kurz zusammen in die scharf bezeichnenden Worte: „Der Bürgerstand hatte durch den Kampf sich nicht allein ebenbürtig dem Adel an die Seite gestellt und die Gleichberechtigung mit ihm thatsächlich erworben, sondern indem er in Masse aufgestanden war, hatte er das glänzend wiederhergestellt, was durch die Alleinhandlung des Adels vor acht Jahren schimpflich verloren worden."

Der Hinweis auf die später gemachten Versuche, diese schönste Errungenschaft der Freiheitskriege wieder zu be-

seitigen, veranlaßt den Verfasser, die Frage aufzuwerfen, woher es gekommen sein möge, daß der durch den glänzenden Aufschwung der ganzen Nation errungene glorreiche Sieg auf die nationale Kunst sogar keinen Einfluß geübt, daß weder die Dichtkunst noch die Malerei die Triumphe dem nachfolgenden Geschlecht überliefert, um denselben Heldengeist zu erzeugen und, stolz in dem Gefühle der Großthaten der Väter, zu ähnlichen Thaten zu begeistern. Es ist wahr, für die Entwickelung unserer nationalen Kunst sind die ruhmwürdigen Thaten der Jahre 1813 und 1814 fast spurlos vorübergegangen, die Deutschen sind mit um die schönste Frucht gekommen, die sonst derartige Ereignisse zu tragen pflegen. Wie das gekommen? Die beste Antwort auf diese Frage, glauben wir mit dem Verfasser, gibt die Geschichte des Jahres 1815 selbst.

Von dem Siege und seiner Feier wendet sich Beitzke dann zu dem Wiener Congreß, der recht eigentlich seinen Beruf darin zu suchen schien, das mit dem Blute der Deutschen Erkämpfte wieder zu vernichten oder doch wenigstens zu entwerthen, auf welchem gegenseitiges Fêtiren und rauschende Festlichkeiten den geheimen Neid und innern Zwiespalt doch nur schlecht zu verdecken vermochten, wo es einen Augenblick fast schien, als ob über die Vertheilung der Beute zwischen den Siegern selbst ein neuer Kampf entbrennen würde — bis auf einmal die so fabelhaft klingende Kunde von der Wiederkehr Napoleon's in Frankreich eintraf.

Wie dieselbe möglich geworden, wie sie einen so wunderbaren Erfolg haben konnte, das lehrt der folgende Abschnitt, der mit Recht überschrieben ist: „Die Misregierung der Bourbons." In knappem Rahmen wird da alles das vorgeführt, was die heimgekehrte Königsfamilie that, um den Thron so schnell wie möglich wieder zu verlieren. „Das französische Volk hatte die Bourbonen nicht zurückgerufen, sie waren allein durch die fremden Bajonnete zurückgeführt." In dieser einen Thatsache schon lag die größte Schwierigkeit, welche das wiedererstandene Königthum zu überwinden hatte. Wo es daher der äußersten Vorsicht, des Vergessens und Vergebens, des Fügens in neue Zustände, des Heranziehens ihnen noch fremder, ja feindlicher, aber doch unentbehrlicher Elemente bedurft hätte — was thaten die Bourbons da? Die Revolution und das Kaiserthum mit ihren welterschütternden Ereignissen — für die Bourbons waren sie nicht gewesen, sie wurden einfach aus der Reihe der historischen Facta gestrichen. Nur mit dem äußersten Widerstreben und schließlich doch nur, weil sonst die Erwerbung des Throns überhaupt auf dem Spiele zu stehen schien, gab Ludwig XVIII. endlich dem Drängen, namentlich des Kaisers Alexander, nach und octroyirte eine Verfassung, um sie dann vom ersten Augenblick an wie nicht vorhanden zu behandeln. Es würde zu weit führen, wollten wir hier, unserm Historiker folgend, das ganze lange Sündenregister der Bourbons durchgehen: die Beseitigung der dreifarbigen Fahne, die sie so oft zum Siege geführt, und ihre Ersetzung durch das nichtssagende Weiß des Königshauses beleidigten die ganze Nation, die absichtliche Zurücksetzung und Kränkung der glorreichen Armee entfremdete diese der neuen Regierung von vornherein, die einander Schlag auf Schlag folgenden reactionären Verordnungen, durch welche die Verfassung bald ganz illusorisch wurde, die Bedrohung des gesammten gegenwärtigen Besitzstandes durch die beabsichtigte Wiedereinziehung der einst zum Nationaleigenthum erklärten Güter der Emigranten — dies alles brachte es in wenigen Monaten dahin, daß immer offener und lauter der Wunsch nach Beseitigung der Bourbons ausgesprochen, unter den Augen des geradezu mit Blindheit geschlagenen Hofs und der Emigration Plane zu diesem Zwecke entworfen und Candidaten für den bald erledigten Thron in Aussicht genommen wurden. Namentlich dachte man damals an den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, und schon zettelte Fouché zu seinen Gunsten in Lille eine Militärverschwörung an: da erschien Napoleon.

Am 20. April 1814 hatte Napoleon Fontainebleau verlassen, um nach Elba zu reisen. Obgleich er von vier Commissaren der Verbündeten begleitet war, so entging er doch mehrmals, namentlich in Avignon, nur mit genauer Noth der Ermordung durch den leidenschaftlich aufgeregten Pöbel. Noch war er nicht lange in Elba, da traf ihn die Kunde von dem, was in Frankreich vorging. Von seinen Anhängern stets genau über den Stand der Dinge unterrichtet, fing er schon an, sich mit dem Gedanken an die Rückkehr nach Frankreich ernstlicher zu beschäftigen, als die geheime Sendung Fleury de Chaboulon's und seine Mittheilungen den Ausschlag gaben. Wesentlich wurde Napoleon's Entschluß übrigens mit dadurch bestimmt, daß ihm sicher die Nachricht zukam, die Verbündeten dächten daran, ihn noch weiter von Europa zu entfernen; schon damals war von St.-Helena die Rede. Vor allem dies, dann aber die Nichtzahlung der ihm ausgesetzten Jahresrente durch die Bourbons, sowie die Thatsache, daß man seinem Sohne die vertragsmäßig zugesicherte Nachfolge in Parma entzog, gaben Napoleon auch einen rechtlichen Grund für seine Handlungsweise an die Hand; seine Gegner hatten den Vertrag gebrochen, folglich hielt auch er sich dadurch nicht mehr für verpflichtet. Nachdem er so einmal den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, gefaßt hatte, folgten sich die Ereignisse schnell; am Abend des 26. Februar 1815 segelte er mit seinem kleinen Geschwader von Elba ab, am 1. März landete er bei Antibes.

Bei dem nun folgenden Zuge Napoleon's durch das Alpendepartement nach Grenoble, Lyon, Paris verweilt unser Verfasser mit entschiedener Vorliebe, ja mit Begeisterung. Und man muß ihm recht darin geben, es ist das eine That, der sich wenige an die Seite stellen lassen, die vielleicht den eigentlichen Glanzpunkt in dem an Ungewöhnlichem so reichen Leben des gewaltigen Mannes bildet. Auch wird der Glanz derselben noch gehoben durch die tiefe Finsterniß auf der Seite seiner Gegner. Die verblendete Selbstgenügsamkeit und stolze Siegesgewißheit der Bourbons und der ganzen Restauration wurde furchtbar zu Schanden. Sie, die Napoleon schon trium-

phirend für völlig besiegt erklärt hatten, sanken vor seiner machtvollen Erscheinung in ihr Nichts dahin: am 20. März 1815 zog der Kaiser unter dem Jubel der Armee und des ganzen Volks in Paris ein und nahm von den Tuilerien Besitz. Das Königthum der Bourbons war wie weggefegt, und nicht ein Arm hatte sich zu Gunsten desselben erhoben.

Von der überaus frischen und lebensvollen Darstellung des Zugs, durch den Napoleon an der Spitze von kaum 800 Mann Frankreich wie im Fluge eroberte, wendet sich der Verfasser darauf zu den Gegenanstalten, durch welche die Verbündeten die Erneuerung des Kaiserthums zu verhindern suchten. Er leidet denselben ein mit dem bezeichnenden Worte Stein's, welches derselbe nach Napoleon's Abdankung 1814 an seine Gemahlin schrieb: „So ist denn all das Lumpengesindel zu Boden." Und mit Recht knüpft der Verfasser daran eine kurze Betrachtung über die Gründe, in denen die sich von vornherein aussprechende unbedingte Unversöhnlichkeit der übrigen Fürsten ihren Ursprung hatte. Denn nur von hier aus wird der leidenschaftliche Haß, die blinde, sich selbst täuschende Verachtung begreiflich, mit der sich die Verbündeten dem großen Ereigniß gegenüberstellen. Der in den angeführten Worten Stein's sich aussprechende Geist war es, der den zu Wien versammelten Fürsten jene in ihrer Art einzig dastehende Erklärung dictirte, durch welche Napoleon, der von ihnen einst anerkannte, noch im Besitz des Kaisertitels gelassene, im Augenblick über Frankreich gebietende Monarch der Acht preisgegeben, für vogelfrei erklärt, fast möchte man sagen, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wurde.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an diesen gegen Napoleon geschleuderten Bannstrahl und seine Wirkungen anknüpft, sind von großem Interesse und wichtig auch insofern, als sich darin die Grundauffassung des ganzen nun folgenden Kampfes ausspricht. Auf die erste in dieser Hinsicht aufgeworfene Frage: „Wer war der Mann, der hier als Auswurf außerhalb der Menschheit erklärt wurde?" antwortet der Verfasser durch einen knappen, alles Außerordentliche seiner wunderbaren Laufbahn zusammenfassenden Abriß von Napoleon's Leben. Weiter muß er ausholen zur Beantwortung der zweiten: „Wie war es möglich gewesen, daß der Mann zu so erstaunlicher Höhe emporgekommen, da in Europa Könige doch aus der grauen Zeit des Mittelalters stammen?" Die welthistorische Bedeutung der Französischen Revolution sieht der Verfasser nun vor allem darin, daß durch sie der dritte Stand zur Geltung, ja für kurze Zeit zu einer fast weltbeherrschenden Stellung gekommen ist. Der eigentliche Repräsentant dieser Entwickelung ist ihm Napoleon selbst. Der dritte Stand aber und sein gewaltiger Vertreter sind auf denselben verhängnißvollen Abweg gerathen, der vorher den Absolutismus und das Feudalwesen ihrem Untergange zugeführt hatte: die Rechte aller andern nun ebenso misachtend, wie früher die seinen misachtet worden waren, hat er alles unter seine gewaltige Herrschaft beugen wollen und auf einige Zeit hat er in dem aus seiner Mitte hervorgegangenen und von ihm getragenen Imperator dem alten Europa seine eisernen Gesetze vorgeschrieben. Es war das eine Zeit des wunderbarsten Ruhms und des strahlendsten Glanzes, aber doch eine gewaltsame, frevelnde Ausschreitung: früher oder später mußte daher ein gewaltiger Gegenstoß erfolgen. Dies geschah, und Napoleon war gestürzt, gestürzt zunächst nicht eigentlich von den Fürsten, sondern von den Völkern, vor allem von demselben dritten Stande, den er in Frankreich mit ungeahntem Ruhme verherrlicht hatte, in Deutschland aber mit der zügellosesten Tyrannei unterdrückt und geknechtet. So sehr daher nun auch die von den Fürsten bei seinem Versuch zur Erneuerung seiner Gewaltherrschaft gegen ihn ergriffene Maßregel, die Aechtung, moralisch sowol wie völkerrechtlich den allergrößten Bedenken unterliegt, so sehr sie zunächst ihren Ursprung nur darin hatte, daß die Fürsten alle Macht gegen Napoleon noch unbedingt in den Händen zu haben glaubten, so fand sie doch bei dem Volke, vor allem bei den Deutschen den lebendigsten Widerhall. Der Grund davon lag darin, daß sie von dem Imperator zu furchtbare Bedrückungen hatten erdulden müssen. „Der Mann hatte zu viel materielles Elend über die Völker gebracht und drohte, wieder neues Elend über dieselben zu bringen, als daß seine persönliche Vernichtung nicht im allgemeinen wünschenswerth erschienen wäre." Und insofern kann man den von den Fürsten gegen Napoleon ausgesprochenen Bann allerdings ansehen als ein feindliches Verdammungsurtheil, welches die von ihm so lange und so grausam geknechteten Völker gegen ihn schleuderten. Auch entsprachen die Wirkungen desselben durchaus einem solchen, und man wird dem Verfasser darin beistimmen müssen, daß diese Aechtung allein schon hinlänglich erscheine, um Napoleon gänzlich zu vernichten. Denn daß es den Verbündeten mit der Durchführung des darin Ausgesprochenen wirklich Ernst war, beweisen die Maßregeln, die sie unmittelbar darauf ergriffen. Jene Aechtungsurkunde war vom 13. März 1815 datirt; schon am 21. März erneuerten England, Oesterreich, Rußland und Preußen den am 1. März 1814 zu Chaumont geschlossenen Tractat. Das letzte Ziel desselben war der Sturz Napoleon's gewesen, und so wurde es denn jetzt von neuem ausgesprochen, daß man mit ihm ganz persönlich den Vernichtungskampf führen, ihn um jeden Preis beseitigen wollte. Aber für wie gewaltig hielt man doch noch immer diese eine Person! Ein Heer von 600000 Mann sollte in Frankreich einbrechen, um ihn abermals zu stürzen. Die ganz kolossalen Dimensionen, welche man der beabsichtigten Intervention gab, strafen die Geringschätzung und Verachtung, mit der man von dem tollkühnen Abenteurer sprach, der nur durch eine ehrlose Militärverschwörung sich Frankreichs wieder bemächtigt habe, am schärfsten Lügen.

Napoleon hatte inzwischen die Herrschaft über das ganze Reich wieder gewonnen; doch sah er vollkommen klar, wie mislich seine Lage noch sei. Von dem Augenblick an, wo er bei Antibes seinen Fuß wieder auf französischen Boden gesetzt hatte, war es in Proclamationen

und Anreden immer wieder und wieder von ihm feierlich erklärt worden, er komme nur, um Frankreich von dem unwürdigen Joche der Bourbons zu befreien, in keiner andern Rücksicht wolle er an dem Bestehenden etwas ändern. Offen hatte er selbst sein früheres Regiment, seine Eroberungssucht, seine Kriege verdammt; Frieden wollte er mit dem Auslande halten, den Pariser Frieden ohne weiteres annehmen, um sich dann ganz der Sorge für das innere Wohl seines Reichs zu widmen; er selbst wollte die Wunden nun auch heilen, die er dem Lande früher geschlagen. An die Stelle des militärischen Despotismus seiner frühern Regierung sollte die organische freiheitliche Staatsentwickelung auf Grund einer Verfassung treten. Diese beiden Punkte: die Sicherung des Friedens mit dem Auslande und die Begründung des constitutionellen Systems im Innern sind es, um die sich Napoleon's ganze Thätigkeit bis zu dem Augenblick dreht, wo er Paris verläßt, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen. In beiden Punkten erreicht er sein Ziel nicht: sobald das feststand, war es eigentlich auch schon entschieden, daß dieses zweite Kaiserthum auch wieder, und schneller als das erste, dahinsinken sollte.

Die von Wien aus gegen ihn verhängte Aechtung machte eine Aufrechterhaltung des Friedens eigentlich von vornherein im höchsten Grade unwahrscheinlich; dennoch war der von Napoleon gefaßte Plan zunächst der einzige, von dem er eine Sicherung des neuerrichteten Throns hoffen konnte. Ganz entschieden zum Vernichtungskampfe bereit waren im ersten Augenblick nur Rußland und Preußen; in England war die Stimmung doch sehr gemischt, zunächst entschieden nicht für die Bourbons, die Frankreich aufzuzwingen man für ein Unrecht hielt. Die Entscheidung gegen Napoleon gab eigentlich der Herzog von Wellington, indem er eigenmächtig die Erneuerung des Vertrags von Chaumont in Englands Namen mit unterzeichnete. Auch Oesterreich durfte Napoleon eine Zeit lang für möglich halten zu gewinnen. Die geheimen Verhandlungen, welche zwischen ihm und Metternich geführt wurden, waren zwar ursprünglich von dem verrätherischen Fouché im Interesse der Bourbons angeknüpft, aber im Augenblick der Entdeckung sofort so ausgelegt, daß sie dem Kaiser hätten nützen sollen. Die Unterredungen, welche die geheimen Unterhändler mehrmals zu Basel hatten, führten schließlich dahin, daß Oesterreich sich zum Frieden bereit erklärte, wenn Napoleon abdanken wollte, um seinen Sohn unter einer Regentschaft an seine Stelle treten zu lassen. Dazu konnte sich Napoleon nicht verstehen — und es sank damit die letzte Hoffnung dahin, den Frieden zu erhalten. Denn auch der Versuch, seine Gemahlin Marie Luise nebst seinem Sohne zur Flucht aus Wien zu bewegen, scheiterte, nicht etwa an der Unmöglichkeit der Ausführung, nein, an dem Charakter der ehemaligen Kaiserin. Schmerzlicher vielleicht als irgendetwas hat gerade diese Erfahrung Napoleon berührt, und wenigstens andeutungsweise hat er der tiefen Entrüstung, die ihn erfüllte, Ausdruck gegeben.

Nach dem Mißglücken aller dieser Versuche war es entschieden, daß der Frieden nicht aufrecht erhalten werden könnte: Napoleon mußte das dem Lande bei seiner Wiederkehr gegebene Versprechen brechen, denn abermals stand er dem gesammten Europa gegenüber, freilich, wenn man so sagen kann, als der angegriffene Theil. Seine Stellung wurde dadurch tief erschüttert; unhaltbar aber wurde sie durch die Conflicte, in welche ihn die Erfüllung seines zweiten Versprechens verwickelte, der Versuch, ein constitutionelles Kaiserthum zu begründen. Gerade bei diesem Gegenstande verweilt der Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit; er gibt ihm Veranlassung zu allgemeinern Betrachtungen über den ganzen Charakter Napoleon's, die von großem Interesse sind, gegen die aber, müssen wir gestehen, in einer Hinsicht namentlich verschiedene Bedenken erhoben werden können. Unser Verfasser ist, wie sich das an mehrern Stellen besonders deutlich ausspricht, für Napoleon von der größten Bewunderung erfüllt, und bis zu einem gewissen, ja einem hohen Grade wird das jeder Unparteiische und für große Charaktere überhaupt Empfängliche sein. Aber nicht jeder wird darum der Auffassung beipflichten, die Beitzke von den constitutionellen Planen und Versuchen Napoleon's hat. Darin allerdings muß man ihm recht geben, daß der Zeitpunkt, um eine Constitution zu geben und die Grundlagen zu einem verfassungsmäßigen Staatsleben zu legen, gar nicht ungünstiger gewählt werden konnte. Ein Kampf mit dem gesammten Europa stand bevor: da bedurfte es der innerlichsten, einheitlichsten Concentration aller Kräfte des Reichs, für die Dauer eines solchen Kampfes war die Dictatur ganz an ihrem Orte. Das wußte und fühlte niemand besser als Napoleon selbst, daher suchte er der von ihm gewährten Verfassung eine Form zu geben, die doch noch eine möglichst große Machtvollkommenheit in seiner Hand ließ. Die Folge davon war, daß niemand mit dem Gewährten zufrieden war, daß man von allen Seiten sich beeiferte, das Mangelhafte und Schlechte daran aufzudecken. Was seiner Meinung nach Napoleon mit der von ihm verliehenen Constitution zunächst gewollt, faßt Beitzke dahin zusammen: „Sich selbst und seinem Ehrgeiz glaubte er einen nützlichen Damm gesetzt und dem demokratischen Element hinreichenden Spielraum gewährt zu haben." Damit aber, glauben wir, stellt er Napoleon's moralisches Bewußtsein zu hoch. Das, was Napoleon gethan, und die Weise, in der er es gethan, geben eigentlich doch keinen Grund, einen so hohen Grad der Selbsterkenntniß anzunehmen. Nicht um seinem Ehrgeiz, seiner Despotennatur eine Schranke zu setzen, gab er die Verfassung; nur deshalb vielmehr, weil ihm die tiefe Veränderung im französischen Volke nicht entgangen war, welche die bescheidenen constitutionellen Kämpfe unter den Bourbons erzeugt hatten. Das Königthum und die Restauration waren zum guten Theile nur deshalb ihm so schnell erlegen, weil sie versäumt hatten, sich eben durch eine volksthümliche Verfassung den Boden zu sichern, sich einen wirklichen Halt zu schaffen. Eine ähnliche Gefahr drohte ihm, wenn er nun seinerseits das despotische Regiment der Jahre 1804—13 wieder hätte aufnehmen wollen.

Die Verleihung der Constitution war daher nicht eine Handlung hervorgehend aus innerer Ueberzeugung oder gar aus einer richtigen Erkenntniß seiner Natur, sondern sie war nichts als ein Act der Klugheit, ein Zugeständniß, das die Selbsterhaltung ihm zur Pflicht machte. Von seinem Standpunkt aus macht es der Verfasser den Franzosen daher zu einem schweren Vorwurf, daß sie, statt sich mit dem Gegebenen für den Augenblick zu begnügen, vielmehr sofort den Kampf um Erweiterung der ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte begonnen hätten. Das aber liegt einmal im Wesen des constitutionellen Staats, und dann konnten die eben erst an den Bourbons gemachten Erfahrungen das französische Volk doch unmöglich bestimmen, erst alles in einem Verzweiflungskampfe gegen ganz Europa auf das Spiel zu setzen, und für den Fall des Siegs hinterher den Versuch zu machen, den dann doppelt gewaltig dastehenden Kaiser zu einer Erweiterung der Volksrechte zu bewegen. Die Constitution gab also unserer Auffassung nach Napoleon nur, weil er die Unmöglichkeit einsah, sich ohne eine solche die Herrschaft zu sichern; es war eine der Noth des Augenblicks gemachte Concession, nicht eine aus innerer Ueberzeugung entspringende Handlung.

Nun war aber Napoleon eine durch und durch despotische, cäsarische Natur: wollte er sich im Ernste den Schranken, die ein constitutionelles Staatsleben ihm setzte, fügen, so verzichtete er auf die Geltendmachung seiner größten Fähigkeiten, so gerieth er, möchte man sagen, geradezu mit seinem eigensten Wesen in Zwiespalt. Daher machen denn auch die feierlichen Acte, in denen er sich zuerst als constitutioneller Herrscher zeigte, das Maifeld (1. Juni) und die Eröffnung des Parlaments (7. Juni) im ganzen und großen doch nur einen sehr dürftigen Eindruck: das äußere Gepränge, das dabei entfaltet wurde, verdeckte die innere Hohlheit doch nur schlecht. Die Abgeordneten kamen zusammen mit dem in der Stille gehegten Vorsatz, zunächst das, was der Kaiser der Noth des Augenblicks gehorchend gewährt hatte, sich zu sichern und zu erweitern; Napoleon seinerseits „sah mit einer gewissen Bangigkeit den Kammerverhandlungen entgegen". So lähmten Sorge und Mistrauen das Staatsleben im Innern: daß es da einen so gewaltigen Kampf, wie er drohte, nicht siegreich würde bestehen können, konnte kaum zweifelhaft erscheinen.

Im ganzen also, will es uns scheinen, urtheilt der geehrte Verfasser in dieser Frage über Napoleon etwas zu gut, während er die Franzosen doch gar zu niedrig stellt. Auch verwickelt er sich insofern in einen Widerspruch, als er den gegen Napoleon geschleuderten Bann des gesammten Europa für vollständig hinreichend hält, um ihn jeder ernstlichen Sympathie selbst in Frankreich zu berauben, dabei aber den Franzosen, namentlich den Abgeordneten, einen schweren Vorwurf daraus macht, daß sie nicht rückhaltlos von dieser Sympathie erfüllt waren. Noch ein anderer Widerspruch ist uns aufgefallen: bei Gelegenheit der mit Oesterreich geführten Unterhandlungen, deren Verlauf dem Kaiser die Möglichkeit bot, durch neuen Verzicht auf die Krone Frankreich den Frieden zu erhalten, wirft Beitzke Napoleon, weil er nicht abgedankt, Ehrgeiz und Mangel an wahrer Vaterlandsliebe vor. Und doch spricht er es hinterher selber aus, daß das Eingehen auf diese Bedingung das Land widerstandlos den Verbündeten in die Hände geliefert haben würde. Das aber durfte Napoleon, wenn er Frankreich liebte, nicht zulassen. Die beiden Aeußerungen des geehrten Verfassers sind also doch nicht so recht miteinander in Einklang zu bringen.

Derartige Ausstellungen aber, wie wir sie uns hier erlaubt, gehen doch immer nur auf Einzelheiten, dem Werthe des ganzen Werks vermögen sie keinen Abbruch zu thun; der angenehme, erfrischende Eindruck, den das Buch macht, wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Die letzten Abschnitte dieses ersten Bandes bringen uns dann bis hart an die Schwelle des beginnenden Entscheidungskampfes. Der Verfasser berichtet von den fernern Schritten, welche die Fürsten zu Wien gegen Napoleon beschließen, von der umfangreichen Declaration vom 12. Mai, in der sie ihren Standpunkt genau bestimmen und zu rechtfertigen versuchen. Nachdrücklich weist er auf die eigenthümliche Alliance hin, welche die für das Legitimitätsprincip eintretende hohe Politik mit der von ihr sonst so ganz und gar nicht beachteten öffentlichen Meinung einging, die ebenso entschieden gegen die Duldung Napoleon's war, freilich aus ganz andern Gründen: der erbitterte Haß, namentlich des deutschen Volks gegen seinen langjährigen Unterdrücker verlangte den Vernichtungskrieg gegen denselben, und die ganze Presse war erfüllt von den leidenschaftlichsten darauf bezüglichen Ergüssen. Und während so ganz Europa zu einem neuen Kriege rüstet, sitzen die, welche ihn eigentlich heraufbeschworen, die Bourbons, zu Gent, umgeben von einer Schar dünkelhafter Emigranten, mit einem vollständigen Ministerium, das, um wenigstens irgendetwas zu thun zu haben, schließlich eine legitimistische Zeitung herausgibt. Zuletzt wirft dann der Verfasser noch einen Blick auf die Rüstungen, die Napoleon selbst zum Kampfe traf: so sehr er die Kräfte des erschöpften Landes anspannte, so war doch die Macht, über die er im Augenblicke des Ausbruchs gebot, viel zu gering, um den Heeren des vereinigten Europa Widerstand leisten zu können. Eben deshalb und weil die Verhältnisse im Innern sich mehr und mehr so gestalteten, daß nur ein Sieg, ein entscheidender Sieg ihm Erleichterung schaffen konnte, entschied sich Napoleon für die Offensive: bevor die gesammten Streitkräfte seiner Feinde im Felde wären, wollte er die ihm augenblicklich allein gegenüberstehenden Heere von Blücher und Wellington zurückwerfen.

Wie dieser Versuch nach einem ersten glücklichen Anlauf unmittelbar darauf gänzlich scheiterte und Napoleon die Krone kostete, das wird uns der zweite Band des Beitzke'schen Werks erzählen. Bis zu seinem Erscheinen, das nahe bevorstehen soll, scheiden wir von dem geehrten Verfasser mit dem wärmsten Danke für die schöne Gabe, die er unserm Volke auch in diesem Werke geboten hat. Möge die Aufnahme und Wirkung dieser trefflichen Jubiläums-

schrift die von ihm gehoffte sein; dann wird der funfzigjährigen Gedächtnißfeier der großen Ereignisse auch ein segensreicher Einfluß auf die Zukunft nicht fehlen!

Hans Prutz.

Skizzen aus dem Osten.

1. Aus dem Orient. Von Heinrich Brugsch. Zwei Theile. Berlin, Große. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bekanntlich hat der als ausgezeichneter Aegyptolog geschätzte Verfasser, der bereits in den Jahren 1853 und 1854 eine wissenschaftliche Reise nach dem Nilthale unternahm und darüber seine „Reiseberichte aus Aegypten" (Leipzig 1855) schrieb, und welcher dann auch in den Jahren 1860 und 1861 Persien bereiste, also mit dem Orient schon vielfach bekannt geworden ist, im Herbst 1864 seine bisherige Stellung in Berlin als Privatdocent an der dortigen Universität aufgegeben: er hat gewissermaßen die Wissenschaft mit der Diplomatie vertauscht und ist seitdem preußischer Generalconsul in Kairo. Was dabei die Wissenschaft in Europa unmittelbar verloren, indem sie einen ihrer treuesten und begabtesten Jünger an die Diplomatie abtrat, das kann sie dort in anderer Weise vielfach wiedergewinnen, da der Verfasser auf einem ihm schon vertrauten Gebiete durch seine Forschungen in dem Lande selbst, dem sie angehören, wissenschaftliche Zwecke um so thätiger und erfolgreicher zu fördern vermag. Inzwischen hat er noch kurz vor seinem Weggang nach dem Orient allen denen, die für den letztern ein allgemeines Interesse haben, mit vorliegenden Bildern „Aus dem Orient" ein angenehmes Erinnerungszeichen hinterlassen. Was er darin gibt, sind eine Reihe von öffentlichen Vorträgen, welche er innerhalb der letzten neun Jahre in Berlin, seiner Vaterstadt, gehalten und über Gegenstände, die sich auf dem Gebiete des neuen und alten Orients mit besonderer Bevorzugung Aegyptens bewegen.

Die Aufsätze des ersten Theils: „Ein Tag und eine Nacht in Kairo"; „Das Nilboot" und „Eine Wüstenreise", enthalten ausschließlich ägyptische Reiseerinnerungen auf dem Boden des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen. Wer an solchen Bildern, wie sie hier dem Leser dargeboten werden, im allgemeinen Geschmack und Freude findet, und wer an der Hand eines so wohlunterrichteten und kenntnißreichen Führers die eigenthümlichen Reize der Natur Aegyptens und der dortigen Sitten und Gebräuche kennen lernen will, „das Land der seltsamsten Extreme, die sich hier ebenso schnell berühren und mischen, als sie sich trennen und voneinander scheiden", der wird auch, während er die Bilder selbst betrachtet und sich damit beschäftigt, sich nicht nur an denselben erfreuen, sondern auch zugleich für Belehrung und für nähere Kenntniß ihres Gegenstandes mancherlei Gewinn sich aneignen. Der Verfasser weiß mit Leben und Geschmack die Gegenstände zu schildern und zu charakterisiren, die er darstellt, und er selbst gibt sich den Eindrücken mit einer Unbefangenheit hin, daß man es ihm gern glaubt, wenn er „weder übertrieben noch ausgeschmückt zu haben" versichert. Dabei ist auch die sprachliche Darstellung mit der Behandlungsweise selbst in vollkommenem Einklang, sie hat etwas von der durchsichtigen Luft unter dem „ewig klaren blauen Himmel" an sich, der, wie Brugsch sagt, „sein Zelt über die Wunderstadt Kairo ausgespannt hat".

Die Gegenstände selbst, die in den Schilderungen des bewegten und bunten Lebens in dieser Wunderstadt und der dortigen Natur, sowie bei Beschreibung des Stilllebens und der Wanderungen auf dem Nilboote und des Wüstenritts in die Lybische Wüste zur Darstellung kommen, treten mit plastischer Klarheit aus den Vorträgen des Verfassers dem Leser entgegen, und gewinnen und fesseln um so sicherer sein Interesse, je gewisser er dabei zugleich die Ueberzeugung hat, daß den Schilderungen eine durch langen Aufenthalt des Verfassers in Aegypten gewonnene genaue und tiefe Kenntniß des behandelten Stoffs zum Grunde liegt, wobei nichts Wesentliches für die Charakteristik des dortigen Lebens und Treibens übergangen worden. Dies gilt auch von den Schilderungen der südlichen Natur und des Südens überhaupt in seiner Milde, Ruhe und Klarheit, denen man hier begegnet, und worüber der Verfasser mit Worten entzückten tiefempfundenen Gefühls und warmer sehnsüchtiger Erinnerung sich auszusprechen liebt, die an die Empfindungen erinnern könnten, unter deren Einfluß einst Goethe sein „Nachgefühl" und ähnliche Lieder gedichtet. Und doch wird niemand, der auch nur in geringem Grade jene Eigenthümlichkeiten der südlichen Natur kennt, den Verfasser der Uebertreibung oder Selbsttäuschung zeihen wollen, wenn er einmal erklärt, daß „solche Nächte, wo Natur und Seele sich harmonisch verschmelzen, wo der Mund vergebens nach Worten sucht, um der gepreßten, empfindungsvollen Brust Luft zu machen, wo der Mensch, vom geheimnißvollen Zauber der seelenverwandten Natur überwältigt, Qual und Leid gern vergißt, nur der Süden mit seinen exotischen Formen, mit den einfachen Theilen seiner Naturgemälde zu bieten vermöge, in welcher sich das Stillleben der Seele inniger und getreuer abmalt, als in den unruhig beweglichen Elementen des nördlichen Himmels". Kann auch Europa „in seiner Mannichfaltigkeit verfeinerten Culturlebens viele Genüsse augenblicklicher geistiger Erhebung bieten", so sind doch „diese Genüsse künstlich und lassen in wenigen Fällen einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele zurück", und selbst die Naturschönheiten „übersteigen selten das Maß allgemeiner Bewunderung", denn sie werden allgewöhnlich „durch die durch Reisen erleichterte Bekanntschaft mit den mannichfachen Theilen, welche die Naturgemälde unsers Continents zu bilden pflegen".

Daß übrigens der Verfasser nichtsdestoweniger in Aegypten seinen Nationalstolz nicht unter den Scheffel gestellt hat, erwähnen wir nur im Vorbeigehen um der Sache selbst willen. Was er dabei erzählt, ist charakteristisch genug, auch weil es etwas Einzigartiges hat und weil da einmal Preußen und Gesammtdeutschland, dem Ausland gegenüber, zu Ehren kommen, während es sonst nur gar zu wahr ist, daß, wenn man von Nationen spricht, die Deutschen nicht zu nennen sind. Wo nämlich die Wunder des alten Aegyptens, die Werke und Denkmäler der

Pharaonen die Aufmerksamkeit, das Interesse und die Neugier der Fremden in Anspruch nehmen, da ist „der liebenswürdigste Europäer derjenige, welcher, durch besondere Studien begünstigt, die Schlüssel zum Verständniß der Hieroglyphen in der Tasche hat. Er ist die ausgesuchteste und willkommenste Person", und Brugsch spricht es frei aus, daß er dort Tage erlebt hat, wo die Bewohner der Nilbote in Theben „ihn mit Einladungen zu Diners und Soupers fast überschütteten". Und er setzt hinzu: „England, Frankreich, Rußland, Amerika rissen sich um den Vorzug, Preußen unter ihrer Flagge zu sehen." Es versteht sich von selbst, daß wir gern annehmen, es werde niemand dem verdienten und anerkannten Entzifferer der Hieroglyphen diesen gerechten Nationalstolz verübeln, der sogar in gewisser Beziehung in seinem „eigenen Herzenstriebe zur ägyptischen Steinwelt", wie hier der Verfasser II, 53 selbst sagt, seine sichere Begründung findet.

Im zweiten Theile der vorliegenden Sammlung „Aus dem Orient" zieht zunächst das aus einem altägyptischen Papyrus, unter Anwendung der Regeln der hieroglyphischen Grammatik, vom Verfasser treu übersetzte, 3000 Jahre alte ägyptische Märchen durch seine kunstlose Einfachheit, seine homerisch-kindliche, urmenschliche Anschauung und durch seine Sprache, die auf das lebendigste an den Ausdruck der biblischen Bücher des Moses erinnert, ebenso an, als es an und für sich durch seinen Ursprung und durch sein nachweisbar hohes Alter ehrwürdig ist. In anderer Weise enthält der zweite Aufsatz: „Moses und die Denkmäler", überraschende Aufschlüsse über die mosaischen Berichte der Schrift und weist den Zusammenhang nach zwischen den mosaischen Urkunden und den Ergebnissen der neuesten monumentalen Forschung und urkundlichen Nachweisen auf den altägyptischen Denkmälern, welche mit jenen mosaischen Berichten gleichzeitige Zeugnisse liefern. Der Vortrag: „Was sich die Steine erzählen", handelt in geistreicher Weise nicht blos von der geheimnißvollen geistigen Sprache der Steine im allgemeinen, sondern gibt zugleich nach dem, was uns die altersgrauen Steine der ägyptischen Denkmälerwelt berichten, mannichfache, nicht weniger überraschende Auskunft über den edeln Inhalt der Sittenlehre und klärt uns über den tiefen Ernst der Anschauung von der Bedeutung des menschlichen Lebens bei den alten Aegyptern und den tief wurzelnden religiösen Sinn bei ihnen auf, sodaß der Verfasser sich zu dem Ausspruch veranlaßt findet, die alten Aegypter hätten „ihre Mission in der Weltgeschichte als strebsames Culturvolk erfüllt".

Der Schlußaufsatz: „Germanen und Perser", der sich gleichmäßig auf dem Gebiete eigener Reiseerlebnisse des Verfassers wie der wissenschaftlichen Forschung bewegt, weist die geistige Stammverwandtschaft der Germanen und Perser und die Gemeinsamkeit ihrer Anschauungen auf den verschiedensten Gebieten des äußern und innern Lebens in den mannichfaltigsten Zügen und Beispielen nach. Namentlich von den drei ersten Stücken des zweiten Theils der Sammlung kann man sagen, daß sie gleichsam „eine geistige Reise in die älteste Vergangenheit darstellen", aber von allen darf man behaupten, daß sie unsere tiefere Kenntniß des Orients im allgemeinen vielfach fördern können.

2. Reise durch das Innere der europäischen Türkei von Rustschuk über Philippopel, Rilo (Monastir), Bitolia und den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862 von Heinrich Barth. Mit 2 Karten, 4 lithographirten Ansichten und 8 Holzschnitten. Berlin, D. Reimer. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei der Wichtigkeit, welche die Länder der europäischen Türkei immer mehr in Bezug auf ihre politische Entwickelung und dereinstige Neugestaltung gewinnen, erscheint auch ihre wissenschaftliche Erforschung und die Kenntnißnahme von ihren gegenwärtigen Zuständen und Verhältnissen als eine unabweisbare Nothwendigkeit. Die Wissenschaft und die Erkenntniß Europas muß diese Länder vorher erobern, ehe die christliche Politik und Cultur sie dereinst für sich gewinnt, und man kann ja wol noch mit Recht sagen, daß hier noch viel zu entdecken ist. Ein Beitrag zu solcher Kenntnißnahme und zur Vermittelung wissenschaftlicher Aufklärungen über einen Theil der europäischen Türkei ist auch die vorliegende „Reise". Ihren wissenschaftlichen Werth darf man im allgemeinen um so höher anschlagen, als nicht nur der Name des auf dem Gebiete der Geographie und Ländererforschung bekannten und bewährten Verfassers ihn verbirgt, sondern auch das von ihm bereiste und beschriebene Innere der europäischen Türkei einer genauern Kenntnißnahme ebenso würdig als bedürftig ist. Namentlich gilt dies von Bulgarien, das der Verfasser bei seiner Reise besonders kennen lernte, und von den Bulgaren, die er selbst „als den Hauptbestandtheil der Bevölkerung der europäischen Türkei und ein Hauptobject politischer Machination der Russen und Franzosen, als eine, der Zukunft vorbehaltene Volksgruppe von nationaler Selbständigkeit" bezeichnet.

Die Reise des Verfassers (vom 13. September bis Ende October) ging vom Nordosten der Balkanhalbinsel, von Rustschuk durch das bulgarische Tiefland und Hermus und Rhodope, berührte die bulgarische Metropole Trnowa und Filibe, führte durch Hochbulgarien, am Rilo-Dagh vorüber, über Prilip und Bitolia, durch Macedonien und das thessalische Olympusgebirge nach Saloniki, von wo dann die Heimkehr durch Griechenland erfolgte. Von Rustschuk bis Saloniki brauchte der Reisende 40 Tage. Barth selbst betrachtete diese Rundreise als eine Ergänzung früherer Reisen, welche er im Osten Europas unternommen, seiner Reise durch die Küstenländer des Mittelmeers in den Jahren 1845 — 47, und seines Ausflugs nach Kleinasien im Herbste 1858, auf welchem er die südöstliche europäische Halbinsel im Norden und Süden „nur gestreift und von ihrer breitern Basis um die orientalische Welthauptstadt Stambul selbst kennen gelernt hatte". Es war ihm daher darum zu thun, die innere Gliederung des südöstlichen Gliedes des europäischen Festlandes genau und unmittelbar kennen zu lernen und dasselbe durch diese lebendige Erkenntniß, sowie durch einen Einblick in das Leben seiner Bewohner in das

ine Heldin bona fide die Rolle, welche der zweiten zu-
kommt. Auch hier ist der Knoten ernst geschlungen, doch
ie Lösung eine versöhnliche.

1. Käthchen. Ein Roman von H. L. Robert Giseke. Vier Bände. Breslau, E. Trewendt. 1864. 8. 4 Thlr.
2. Frauen und Räthsel. Roman von Levin Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Robert Giseke ist keiner jener Erzähler, welche eine
eliebige pikante Geschichte vom Zaune brechen und in
ichtem Fluß drauflos erzählen, keiner jener Roman-
chreiber, deren Vorzüge in der Leichtigkeit bestehen, mit
er sie ihre Gestalten und Erfindungen von der Seele
oslösen, und welche in der Literatur dasselbe sind, was
m Salon die guten und amusanten Gesellschafter: oft
echt flache Bursche, aber was sie vortragen, hat eine
othwangige Frische. Es ist eine Lust, diesen Sanguini-
ern zuzuhören, wie die Geschichte unter ihren Händen
ächst. Sie besitzen das gleiche Talent, wie es Münch-
ausen besaß, nicht der Münchhausen Immermann's, son-
ern der ursprüngliche Träger dieses Namens. Gewiß
t dies Talent für die erzählende Darstellung nicht genug
u achten; doch deckt hier „die Flagge oft das Gut"; es
nd meist geistige Nichtigkeiten, die auf dem Flusse dieser
rmellen Begabung einherschwimmen. Die geistige Be-
eutung aber ist das A und O, der Anfang und das
nde der Dichtkunst bis in ihre Grenzgattungen hinein;
ur durch sie unterscheiden sich die großen Geister von
en kleinen, und der Romanschriftsteller, welchen Schiller
en Halbbruder des Dichters nennt, darf sie so wenig ent-
ehren wie der in reinerer Kunstform schöpferische Poet.
Diese geistige Bedeutung hat namentlich Gutzkow seinen
odernen Culturromanen eingehaucht, und man könnte
nen Theil der Autoren, für welche sie ebenfalls in er-
er Linie steht, und die außerdem in der ganzen Art und
Weise des Producirens an Gutzkow anklingen, die Gutz-
w'sche Schule nennen. Zu ihr gehören Giseke, Frenzel,
n mancher Hinsicht auch Schücking. Sie schaffen aus
inem Mittelpunkte des Gedankens heraus, ziehen ihre
Romanfäden aus ihm, wie die Spinne die Fäden, aus
enen sie ihr Netz webt. Der leichte Fluß des Erzäh-
ens wird oft durch diese Wucht des Gedankens gehemmt;
s ist schwerer, einen von vornherein durch ihn bestimm-
n Rahmen auszufüllen, als sich frei gehen zu lassen mit
em ganzen Behagen eines durch keine höhern Gesichts-
unkte beschränkten Erzählers. Daher hin und wieder ein
ngewandtes Einlenken, ein absichtliches Unterbrechen, eine
chwerfälligere Bewegung; denn außer dem Zusammen-
ng, der durch den Causalnexus der realen Verhältnisse
dingt wird und den die populäre Erzählungskunst aus-
ließlich berücksichtigt, macht sich hier noch ein geistiger
usammenhang geltend, der alles an die rechte Stelle
ckt und einem Grundgedanken künstlerisch unterordnet.
an wird vielleicht einwenden, daß dem echten Künstler
ild und Bedeutung gleichzeitig aufgeht. Dennoch wird
der Praxis der Schwerpunkt nach der einen oder der
ndern Seite hin fallen.

Robert Giseke hat für seinen Roman „Käthchen" (Nr. 1) allerdings einen geistigen Mittelpunkt festgehalten. Es galt einen jener socialen Begriffe, welche das Leben der Gegenwart beherrschen, dialektisch in Handlung umzusetzen. Welch eine Macht ist der „gute Ruf" — und doch — wie leicht zu schädigen, wie trüglich, wie ungerecht! Ja der „schlechte Ruf", der sich oft aus zusammenstäubenden Atomen unmerklich bildet — wie hängt er sich gespenstig an unsere Fersen! Wir ahnen ihn aus diesen oder jenen Anzeichen; doch können wir ihm nie recht ins Auge sehen, und er verschwindet, wenn wir ihn haschen wollen. Und doch, dies unnahbare, unsichtbare Schattenwesen kann mit dämonischer Tücke ein ganzes Leben zerstören! Gewiß eine dankbare Aufgabe für einen die Lebensmächte der Zeit erfassenden Romanschriftsteller, die Entstehungsgeschichte und verderbliche Wirkung des „schlechten Rufs" zu schildern, und diese Aufgabe hat sich Giseke gestellt!

Die Heldin des Romans ist keine vornehme Dame, welche um ihren guten Ruf nicht so besorgt zu sein brauchte, denn er ist keine Existenzfrage für sie, und es lebt sich oft recht gut und amusant auch mit einem „schlechten Rufe". Sie ist eine arme Waise vom Lande, welche aus ihrer dortigen Zufluchtsstätte, dem Hause eines Schullehrers, durch die Eifersucht der Schullehrertöchter vertrieben wird, die ihr es nicht verzeihen können, daß sie bei einem Studentenfeste die Zuneigung eines jungen Grafen sich erworben. Sie geräth jetzt in städtische Verhältnisse, ins Grisettenleben. Graf Hugo findet sie auf und verlobt sich mit ihr; doch die Verlobung geht zurück, weil ein neues „Gerücht" Käthchens guten Ruf zerstört. Immerfort hängen sich diese Gerüchte an ihre Fersen und treten ihr in den Weg, wo eine edle Zuneigung ihr Leben freundlicher gestalten will. Doch auch die Speculation sucht sich ihrer zu bemächtigen; sie gewinnt plötzlich einen Preis auf dem Markte des Lebens. Dann versinkt sie wieder ins tiefste Elend; sie wird gemieden wie ein Kind der Schande, und weiß nicht, woher diese Schande über sie kommt. Kaum wagt sie sich aus dem entlegensten Dachstübchen der Armuth ans Licht. Als sie sich einmal hervorwagt, begegnet sie einem Leichenzug, der die Leiche ihres einzigen, in der Ferne weilenden Beschützers, dessen Rückkehr sie so heiß ersehnt, zu Grabe trägt. Spät erst löst sich das Räthsel ihres Lebens. Ihr Elend, ihre Schmach gingen aus einer Verwechselung mit jener gleichnamigen Schulmeisterstochter hervor. Es ist rührend, wie vor Gericht der Schleier dieser geheimen Zusammenhänge zerreißt, wie das Gespenst, das sie verfolgte, erkannt wird und vor ihr zurückweicht. Auch fehlt nicht die rettende Hand der Liebe, die sie am Schluß in ein ländliches Pfarrhaus führt!

Wir sehen, es ist ein Roman à tiroir, dessen Verwickelungen aus dem Fasching des Lebens, aus seinen Maskeraden und Verwechselungen hervorgehen. Doch uns soll nicht blos der Maskenwechsel unterhalten: wir sollen die geheimen Mächte kennen lernen, welche das Verhängniß dieser bunten Welt bilden. Nach der Seite dieses

geistigen Zusammenhangs hin ist das Werk aus einem Grundgedanken heraus geschaffen. Wir sehen, wie dies Schattengebilde der Meinung als eine sehr reale Macht in das Leben tritt. Nicht nur das Unglück der Heldin wird durch ihren Einfluß hervorgerufen: als ein Opfer dieser Gerüchte fällt im Duell ein braver Student, der sich der Unschuld Käthchen's annimmt. Auf der schwanken Grundlage der nationalökonomisch ausgebeuteten „Meinung" baut sich das Schwindelglück des intriguanten Schalk, des Directors eines Credit mobilier, empor; diese Meinung „construirt" eine politische Verschwörung, auf welche ein speculativer Beamter seine Carrière gründet! So walten diese durch die Luft flatternden Gespinste dämonisch über dem Menschenleben und über der Gesellschaft!

Was nun aber die Entwickelung der realen Lebensverhältnisse selbst betrifft, so ist die Motivirung nicht immer von jener Durchsichtigkeit und Ungezwungenheit, wie sie die ohne künstlerische Grundgedanken producirenden Autoren besitzen. Man hat bei dieser oder jener Wendung wol ein Gefühl von Unsicherheit, ob sich die Dinge im Leben so zutragen können. Namentlich sind einige Episoden aus dem Grisettenleben mehr französisch als deutsch gedacht. Auch streifen einzelne Combinationen, besonders die politischen, zu sehr ans Phantastische, indem sich der Autor mit zu großem Behagen seiner brillanten Dialektik hingegeben hat. Dagegen sind wieder einzelne Lebensbilder, wie der Grisettenball, von pikantester Wahrheit; ebenso glückliche Streifbilder fallen auf die Beamtenwelt, deren Kreise der Autor mit vieler Lebenswahrheit schildert. Nur besteht ein Grundfehler des Werks wol darin, daß seine Heldin der echten Naivetät entbehrt, welche ihrem Geschick erst die rührendste Folie gegeben hätte. Doch naive Gestalten zu schaffen, vermögen gerade geistvolle Schriftsteller am wenigsten. Der Stil des Romans ist in Schilderungen und Reflexionen von großer Lebendigkeit, nur hin und wieder etwas manierirt.

Levin Schücking's Roman: „Frauen und Räthsel" (Nr. 2), bewegt sich zwar in einer gänzlich verschiedenen Lebenssphäre; doch er ist ebenfalls aus dem modernen Leben herausgegriffen, und die Grundlage der Verwickelungen macht auch ihn zu einem Roman à tiroir. Denn es sind zwei Prätendentinnen, die sich für die Halbschwestern eines kleinen Fürsten von Ebersburg halten und bedeutende Ansprüche an das fürstliche Haus geltend machen. Beide verfahren dabei bona fide. Je nachdem der Dichter in die eine oder die andere Schublade greift, um Beweisstücke für die Prätensionen der einen oder der andern Heldin hervorzuholen, gerathen die Resultate unsers Scharfsinns ins Schwanken, und auf immer neues Errathen angewiesen, sehen wir mit andauernder Spannung dem Schluß entgegen, der in der That die aufgegebenen Räthsel in einer gründlich motivirenden Vorgeschichte löst. Beruht auf dieser Verwickelung der romanhafte Reiz der Erzählung, so beruht ihr poetischer gerade auf der glücklichen Gegenüberstellung der beiden Mädchencharaktere, indem die eine, Martha, ein tiefempfindendes poetisches Gemüth mit der Kraft edelster Resignation ist, die andere, Ella, eine genial-abenteuerliche Erscheinung auf dem Hintergrunde des vornehmen Lebens der englischen Aristokratie. Es ist fein gedacht, wie Martha auf die „begründeten" Rechte vornehmer Geburt verzichtet, um ihrer Liebe ungestört leben zu können und, indem sie ihre Rechte an Ella abtritt, von dieser dafür den Verzicht auf die halbe Million verlangt, die ihr dann zukommen würde. Ueberall steht der Glanz des Lebens dem stillen Glück der Liebe gegenüber, und erst die Resignation auf die äußern Güter gründet die innere Zufriedenheit. Freilich, unsere Romandichter sind zu gutmüthig, um nicht auch eine äußere Belohnung nachfolgen zu lassen, ebenso wie unsere Dramatiker es nicht wagen, ein Stück mit einer nicht vollkommen ebenbürtigen Ehe abzuschließen, in der Ansicht, daß jeder Deutsche sein genealogisches Taschenbuch in der Brust oder mindestens im Kopfe trägt. So wird auch Martha für ihre Resignation am Schluß durch ein schönes Schloß in Nottinghamshire und die dazugehörigen Grundgüter nebst einem hübschen Wohnsitze in London belohnt, als trotz ihres Verzichts ihre wahre Herkunft an den Tag gekommen. „Ich stellte an niemand in der Welt eine Forderung", ruft sie aus. „Und nun dringt man die Welt auf, was ich nicht will, wogegen ich mich sträubte und vertheidigte — es soll eben keiner frei sein von dem, was ihm als seine Fessel ins Leben mitgegeben wurde."

Auch mit der armen Ella, deren Prätendentenrolle sich so kläglich auflöst, empfindet der Dichter ein menschliches Rühren. Graf Edgar Ebersburg liebt sie — kann er, des Fürsten nächster Verwandter, eine Vagabundin heirathen, von der es nur zu bekannt ist, wie sie in ihrer Kindheit in einer Reiterbude ihre Künste zeigte? Er spürt rastlos ihrer Herkunft nach und entdeckt zuletzt durch einen glücklichen Zufall, daß Ella — eine Gordon ist und ihre Ahnen die nacktbeinigen Hochschottenclans commandirten. Da der schottische Adel jedenfalls sehr respectabel ist, so steht auch hier der ersehnten Heirath kein genealogisches Bedenken mehr im Wege. Wir wollen dem Autor auf diesen Zugeständnissen an das gesellschaftliche Vorurtheil keinen Vorwurf machen; er schreibt eben Romane „aus der Gesellschaft"! Doch, würde es nicht dem Grundgedanken des Werks entsprechender gewesen sein, wenn er den versöhnenden Schluß allein in das Glück der Liebe gelegt, das sich selbst im Trotze gegen gesellschaftliche Verhältnisse durchsetzt, und die verschiedenen milden Gaben sich erspart hätte, durch welche er das innere und äußere Glück, Herz und Welt, in Harmonie zu setzen sucht? Der Roman spiegelt das Leben der Gegenwart, doch er übt auch nicht ohne „Mitwirkung" auf dasselbe. Die Romanlektüre bestimmt die Bildung großer Kreise, ebenso das Schauspiel. Die Autoren sollten das stets bedenken und, wo sie können, reformatorisch gegen das Vorurtheil auftreten, selbst auf die Gefahr hin, etwas weniger applaudirt zu werden und bei mancher Leserin oder Hörerin das Gefühl innerer Unbefriedigung zurückzulassen über den nur

ausgeglichenen Gegensatz zwischen der Erfindung des Dichters und den Ansprüchen der gebildeten Gesellschaft.

Schücking ist zwar weit davon entfernt, diesen Ansprüchen in tendenziöser Weise Rechnung zu tragen. Im Gegentheil, sein Roman rückt dieselben fortwährend in eine feinironische Beleuchtung; Empfindungen und Entschlüsse seiner Heldinnen triumphiren über sie; doch er hätte auch am Schlusse das äußerliche fait accompli vermeiden sollen, welches doch den Eindruck einer „Correctur" des Schicksals macht zur Herstellung des standesmäßigen Gleichgewichts.

Man kann sagen, daß die Verhältnisse des deutschen Adels jetzt in unsern Romanen die mannichfachste Beleuchtung erfahren. Spielhagen bemüht sich, in seinem „Hohenstein" etwas derb criminalistisch die innere Auflösung dieser Kreise zu zeichnen; Freytag läßt in seinen beiden Romanen sich den Grund- und Hofadel in seinen Beziehungen zum Bürgerthum compromittiren; Schücking zeichnet im vorliegenden Roman, im Gegensatz zur englischen Aristokratie, den deutschen „vermögenslosen" Adel in seinem äußern Verfall. Der brave Hauptmann von Dunderblock, der mit seiner Tochter Kathinka sich in dem Gartenhause eines wüsten Schlosses einquartiert hat, weil seine Pension ihm keine glänzendere Wohnung verstattet, ist zu stolz, seine Tochter dadurch unter die Haube zu bringen, daß er sie einem wohlhabenden „Bauerlümmel" hingibt, der allerdings den tapfern Vaterlandsvertheidiger von altem Adel durch sein behäbiges Besitzthum sehr in den Schatten stellt. Dafür gibt er ihre Hand einem adelichen Vagabunden, dessen Antecendentien von der bedenklichsten Art sind, und der erst neuerdings wegen einer Brandstiftung mit der Criminalpolizei in unliebsame Berührung gekommen ist. Dieser Adolf von Ellerbruck, dem der „Gentleman" durch die Löcher seines Mantels guckt, ist jedenfalls die beste Figur des Romans, erhaben in seinem, über den kleinen Vorfällen des Lebens stehenden Bewußtsein, mit allen zersetzenden Elementen der Zeit gesättigt, von unverwüstlichem Humor und dabei praktisch genug in Bezug auf seine bereits allzu unglücklich zerstörte Carrière. Solche Existenzen des „ersten Standes", die auch im Leben nicht selten vorkommen, stellen der Bedeutung unsers Adels ein sehr zweideutiges Zeugniß aus. Das sieht auch Herr von Hovelbeck ein, jener Projectenmacher, der die Wiedergeburt des Adels durch Stiftung eines großartigen Ordens, durch eine Adelscolonie in Amerika und andere gewagte Plane ins Werk setzen will. Um sich die Mittel zur Durchführung dieser großen Reformprojecte zu verschaffen, ist er gerade nicht wählerisch und tritt als Anwalt der einen Prätendentin auf, welche ihm dafür einen Theil der Siegesbeute abtreten soll. Dieser Herr von Hovelbeck mit seinem „Adel der Zukunft" ist der passendste Pendant zu dem kleinen „Adel der Gegenwart", der in dem Roman die Hauptrollen übernommen hat, und zu welchem auch der Fürst Ebersburg selbst mit seinem patriarchalischen Familiengeschick paßt, der, um die Gefahr einer den ganzen Staatshaushalt zerrüttenden Forderung abzuwenden, der Prätendentin in einer, mit seiner Fürstenwürde schwer vereinbaren Weise entgegenkommt. Schücking hat in der That die alten Schlösser der rothen Erde durchpatrouillirt und bringt dabei allerlei verhauste Sonderlinge ans Licht, die er in kecker, treffender Weise zeichnet. Im übrigen aber schöpft er die Gedanken, welche recht frisch das Werk beleben, aus dem Quell der modernen Zeit. Freilich allzu schweres Gepäck von Ideen und Tendenzen darf man in diesem Roman nicht suchen; er ist eben ein Roman à tiroir, der in erster Linie sein Publikum unterhalten soll, und dessen größtes Lob in dem Zeugniß besteht, daß er eine geistvolle Unterhaltung gewährt. **Rudolf Gottschall.**

Zur Völkerkunde.

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte, von Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das vorliegende Werk ist ein Buch eigenthümlicher Art, dessen praktische Zeitgemäßheit indessen jedem, welcher sich nicht blos mit oberflächlicher Büchermacherei oder leichtsinniger Artikelmacherei auf den Gebieten der Publicistik bewegt, augenblicklich in die Augen springt. Denn es bestimmt sich zunächst den Schriftstellern, Geschichtschreibern, Geographen, Journalisten, in deren Arbeiten, trotz sonstiger Kenntnißfülle, doch außerordentlich viele Irrthümer bezüglich der Völkerkunde unterzulaufen pflegen, „abgesehen von den absichtlichen Fälschungen, welche das Gewissen mancher Diplomaten und Publicisten zuließ". Es entstand aus der Erkenntniß, daß in der That eine genaue Bekanntschaft mit den durch die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften und vergleichenden Sprachforschung gewonnenen Resultaten der Völkerkunde für die vielbeschäftigten Schriftsteller der obengenannten Fächer fast unmöglich, jedenfalls bei der mangelnden Concentrirung des hierher gehörigen überreichen Materials außerordentlich erschwert ist. Der Verfasser, dessen hohe Verdienste im Fache der vergleichenden Sprachforschung ihm allerdings eine volle Berufung geben für die Ausfüllung dieser Lücke im Aufbau der publicistischen Grundwissenschaften, will in der „Vorschule" kein wirkliches Lehrbuch der Völkerkunde geben, sondern die Aufgabe eines solchen „nur zergliedern, um ihre Lösung vorzubereiten und zu erleichtern". Er will einerseits den Leser zur Mitarbeit nach gleichem Ziel anregen, „indem er ihm die Rubriken, gleichsam die schon eingehefteten weißen Blätter übergibt, in welche er die Früchte seines eigenen Fleißes und Denkens einzeichnen und einordnen soll"; er wünscht auf der andern Seite aber auch unbefangene und selbstdenkende Leser, „welche sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aneignen wollen, ohne den Anspruch eigener Fachkenntniß zu machen, jedoch auch ohne auf das eigene Urtheil zu verzichten". Darin liegt schon die Andeutung dafür, daß die „Vorschule" keineswegs blos das trockene Schema eines Lehrbuchs der Völkerkunde gibt, sondern, unter des Verfassers Hand gewachsen, in zahlreichen Beispielen zur Erläuterung dieser Aufgabe auch schon einen Theil der Lösung bringt.

geistigen Zusammenhangs hin ist das Werk aus einem Grundgedanken heraus geschaffen. Wir sehen, wie dies Schattengebilde der Meinung als eine sehr reale Macht in das Leben tritt. Nicht nur das Unglück der Heldin wird durch ihren Einfluß hervorgerufen: als ein Opfer dieser Gerüchte fällt im Duell ein braver Student, der sich der Unschuld Käthchen's annimmt. Auf der schwanken Grundlage der nationalökonomisch ausgebeuteten „Meinung" baut sich das Schwindelglück des intriguanten Schalk, des Directors eines Credit mobilier, empor; diese Meinung „construirt" eine politische Verschwörung, auf welche ein speculativer Beamter seine Carrière gründet! So walten diese durch die Luft flatternden Gespinste dämonisch über dem Menschenleben und über der Gesellschaft!

Was nun aber die Entwickelung der realen Lebensverhältnisse selbst betrifft, so ist die Motivirung nicht immer von jener Durchsichtigkeit und Ungezwungenheit, wie sie die ohne künstlerische Grundgedanken producirenden Autoren besitzen. Man hat bei dieser oder jener Wendung wol ein Gefühl von Unsicherheit, ob sich die Dinge im Leben so zutragen können. Namentlich sind einige Episoden aus dem Grisettenleben mehr französisch als deutsch gedacht. Auch streifen einzelne Combinationen, besonders die politischen, zu sehr ans Phantastische, indem sich der Autor mit zu großem Behagen seiner brillanten Dialektik hingegeben hat. Dagegen sind wieder einzelne Lebensbilder, wie der Grisettenball, von pikantester Wahrheit; ebenso glückliche Streifbilder fallen auf die Beamtenwelt, deren Kreise der Autor mit vieler Lebenswahrheit schildert. Nur besteht ein Grundfehler des Werks wol darin, daß seine Heldin der echten Naivetät entbehrt, welche ihrem Geschick erst die rührendste Folie gegeben hätte. Doch naive Gestalten zu schaffen, vermögen gerade geistvolle Schriftsteller am wenigsten. Der Stil des Romans ist in Schilderungen und Reflexionen von großer Lebendigkeit, nur hin und wieder etwas manierirt.

Levin Schücking's Roman: „Frauen und Räthsel" (Nr. 2), bewegt sich zwar in einer gänzlich verschiedenen Lebenssphäre; doch er ist ebenfalls aus dem modernen Leben herausgegriffen, und die Grundlage der Verwickelungen macht auch ihn zu einem Roman à tiroir. Denn es sind zwei Prätendentinnen, die sich für die Halbschwestern eines kleinen Fürsten von Ebersburg halten und bedeutende Ansprüche an das fürstliche Haus geltend machen. Beide verfahren dabei bona fide. Je nachdem der Dichter in die eine oder die andere Schublade greift, um Beweisstücke für die Prätensionen der einen oder der andern Heldin hervorzuholen, gerathen die Resultate unsers Scharfsinns ins Schwanken, und auf immer neues Errathen angewiesen, sehen wir mit andauernder Spannung dem Schluß entgegen, der in der That die aufgegebenen Räthsel in einer gründlich motivirenden Vorgeschichte löst. Beruht auf dieser Verwickelung der romanhafte Reiz der Erzählung, so beruht ihr poetischer gerade auf der glücklichen Gegenüberstellung der beiden Mädchencharaktere, indem die eine, Martha, ein tiefempfindendes poetisches Gemüth mit der Kraft edelster Resignation ist, die andere, Ella, eine genial-abenteuerliche Erscheinung auf dem Hintergrunde des vornehmen Lebens der englischen Aristokratie. Es ist fein gedacht, wie Martha auf die „begründeten" Rechte vornehmer Geburt verzichtet, um ihrer Liebe ungestört leben zu können und, indem sie ihre Rechte an Ella abtritt, von dieser dafür den Verzicht auf die halbe Million verlangt, die ihr dann zukommen würde. Ueberall steht der Glanz des Lebens dem stillen Glück der Liebe gegenüber, und erst die Resignation auf die äußern Güter gründet die innere Zufriedenheit. Freilich, unsere Romandichter sind zu gutmüthig, um nicht auch eine äußere Belohnung nachfolgen zu lassen, ebenso wie unsere Dramatiker es nicht wagen, ein Stück mit einer nicht vollkommen ebenbürtigen Ehe abzuschließen, in der Ansicht, daß jeder Deutsche sein genealogisches Taschenbuch in der Brust oder mindestens im Kopfe trägt. So wird auch Martha für ihre Resignation am Schluß durch ein schönes Schloß in Nottinghamshire und die dazugehörigen Grundgüter nebst einem hübschen Wohnsitze in London belohnt, als trotz ihres Verzichts ihre wahre Herkunft an den Tag gekommen. „Ich stellte an niemand in der Welt eine Forderung", ruft sie aus. „Und nun dringt man die Welt auf, was ich nicht will, wogegen ich mich sträubte und vertheidigte — es soll eben keiner frei sein von dem, was ihm als seine Fessel ins Leben mitgegeben wurde."

Auch mit der armen Ella, deren Prätendentenrolle sich so kläglich auflöst, empfindet der Dichter ein menschliches Rühren. Graf Edgar Ebersburg liebt sie — kann er, des Fürsten nächster Verwandter, eine Vagabundin heirathen, von der es nur zu bekannt ist, wie sie in ihrer Kindheit in einer Reiterbude ihre Künste zeigte? Er spürt rastlos ihrer Herkunft nach und entdeckt zuletzt durch einen glücklichen Zufall, daß Ella — eine Gordon ist und ihre Ahnen die nackbeinigen Hochschottenclans commandirten. Da der schottische Adel jedenfalls sehr respectabel ist, so steht auch hier der ersehnten Heirath kein genealogisches Bedenken mehr im Wege. Wir wollen dem Autor aus diesen Zugeständnissen an das gesellschaftliche Vorurtheil keinen Vorwurf machen; er schreibt eben Romane „aus der Gesellschaft"! Doch, würde es nicht dem Grundgedanken des Werks entsprechender gewesen sein, wenn er den versöhnenden Schluß allein in das Glück der Liebe gelegt, das sich selbst im Trotze gegen gesellschaftliche Verhältnisse durchsetzt, und die verschiedenen milden Gaben sich erspart hätte, durch welche er das innere und äußere Glück, Herz und Welt, in Harmonie zu setzen sucht? Der Roman spiegelt das Leben der Gegenwart, doch er bleibt auch nicht ohne „Mitwirkung" auf dasselbe. Die Romanlektüre bestimmt die Bildung großer Kreise, ebenso das Schauspiel. Die Autoren sollten das stets bedenken und, wo sie können, reformatorisch gegen das Vorurtheil auftreten, selbst auf die Gefahr hin, etwas weniger applaudirt zu werden und bei mancher Leserin oder Hörerin das Gefühl innerer Unbefriedigung zurückzulassen über den un-

ausgeglichenen Gegensatz zwischen der Erfindung des Dichters und den Ansprüchen der gebildeten Gesellschaft.

Schücking ist zwar weit davon entfernt, diesen Ansprüchen in tendenziöser Weise Rechnung zu tragen. Im Gegentheil, sein Roman rückt dieselben fortwährend in eine feinironische Beleuchtung; Empfindungen und Entschlüsse seiner Heldinnen triumphiren über sie; doch er hätte auch am Schlusse das äußerliche fait accompli vermeiden sollen, welches doch den Eindruck einer „Correctur" des Schicksals macht zur Herstellung des standesmäßigen Gleichgewichts.

Man kann sagen, daß die Verhältnisse des deutschen Adels jetzt in unsern Romanen die mannichfachste Beleuchtung erfahren. Spielhagen bemüht sich, in seinem „Hohenstein" etwas derb criminalistisch die innere Auflösung dieser Kreise zu zeichnen; Freytag läßt in seinen beiden Romanen sich den Grund- und Hofadel in seinen Beziehungen zum Bürgerthum compromittiren; Schücking zeichnet im vorliegenden Roman, im Gegensatz zur englischen Aristokratie, den deutschen „vermögenslosen" Adel in seinem äußern Verfall. Der brave Hauptmann von Dunderblock, der mit seiner Tochter Kathinka sich in dem Gartenhause eines wüsten Schlosses einquartiert hat, weil seine Pension ihm keine glänzendere Wohnung verstattet, ist zu stolz, seine Tochter dadurch unter die Haube zu bringen, daß er sie einem wohlhabenden „Bauerlümmel" hingibt, der allerdings den tapfern Vaterlandsvertheidiger von altem Adel durch sein behäbiges Besitzthum sehr in den Schatten stellt. Dafür gibt er ihre Hand einem adelichen Vagabunden, dessen Antecendentien von der bedenklichsten Art sind, und der erst neuerdings wegen einer Brandstiftung mit der Criminalpolizei in unliebsame Berührung gekommen ist. Dieser Adolf von Ellerbruck, dem der „Gentleman" durch die Löcher seines Mantels guckt, ist jedenfalls die beste Figur des Romans, erhaben in seinem, über den kleinen Vorfällen des Lebens stehenden Bewußtsein, mit allen zersetzenden Elementen der Zeit gesättigt, von unverwüstlichem Humor und dabei praktisch genug in Bezug auf seine bereits allzu unglücklich zerstörte Carrière. Solche Existenzen des „ersten Standes", die auch im Leben nicht selten vorkommen, stellen der Bedeutung unsers Adels ein sehr zweideutiges Zeugniß aus. Das sieht auch Herr von Hovelbeck ein, jener Projectenmacher, der die Wiedergeburt des Adels durch Stiftung eines großartigen Ordens, durch eine Adelscolonie in Amerika und andere gewagte Plane ins Werk setzen will. Um sich die Mittel zur Durchführung dieser großen Reformprojecte zu verschaffen, ist er gerade nicht wählerisch und tritt als Anwalt der einen Prätendentin auf, welche ihm dafür einen Theil der Siegesbeute abtreten soll. Dieser Herr von Hovelbeck mit seinem „Adel der Zukunft" ist der passendste Pendant zu dem kleinen „Adel der Gegenwart", der in dem Roman die Hauptrollen übernommen hat, und zu welchem auch der Fürst Ebersburg selbst mit seinem patriarchalischen Familiengeschick paßt, der, um die Gefahr einer den ganzen Staatshaushalt zerrüttenden Forderung abzuwenden, der Prätendentin in einer, mit seiner Fürstenwürde schwer vereinbaren Weise entgegenkommt. Schücking hat in der That die alten Schlösser der rothen Erde durchpatrouillirt und bringt dabei allerlei verhauste Sonderlinge ans Licht, die er in kecker, treffender Weise zeichnet. Im übrigen aber schöpft er die Gedanken, welche recht frisch das Werk beleben, aus dem Quell der modernen Zeit. Freilich allzu schweres Gepäck von Ideen und Tendenzen darf man in diesem Roman nicht suchen; er ist eben ein Roman à tiroir, der in erster Linie sein Publikum unterhalten soll, und dessen größtes Lob in dem Zeugniß besteht, daß er eine geistvolle Unterhaltung gewährt. **Rudolf Gottschall.**

Zur Völkerkunde.

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte, von Lorenz Diefenbach. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das vorliegende Werk ist ein Buch eigenthümlicher Art, dessen praktische Zeitgemäßheit indessen jedem, welcher sich nicht blos mit oberflächlicher Büchermacherei oder leichtsinniger Artikelmacherei auf den Gebieten der Publicistik bewegt, augenblicklich in die Augen springt. Denn es bestimmt sich zunächst den Schriftstellern, Geschichtschreibern, Geographen, Journalisten, in deren Arbeiten, trotz sonstiger Kenntnißfülle, doch außerordentlich viele Irrthümer bezüglich der Völkerkunde unterzulaufen pflegen, „abgesehen von den absichtlichen Fälschungen, welche das Gewissen mancher Diplomaten und Publicisten zuließ". Es entstand aus der Erkenntniß, daß in der That eine genaue Bekanntschaft mit den durch die großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften und vergleichenden Sprachforschung gewonnenen Resultaten der Völkerkunde für die vielbeschäftigten Schriftsteller der obengenannten Fächer fast unmöglich, jedenfalls bei der mangelnden Concentrirung des hierher gehörigen überreichen Materials außerordentlich erschwert ist. Der Verfasser, dessen hohe Verdienste im Fache der vergleichenden Sprachforschung ihm allerdings eine volle Berufung geben für die Ausfüllung dieser Lücke im Aufbau der publicistischen Grundwissenschaften, will in der „Vorschule" kein wirkliches Lehrbuch der Völkerkunde geben, sondern die Aufgabe eines solchen „nur zergliedern, um ihre Lösung vorzubereiten und zu erleichtern". Er will einerseits den Leser zur Mitarbeit nach gleichem Ziel anregen, „indem er ihm die Rubriken, gleichsam die schon eingehefteten weißen Blätter übergibt, in welche er die Früchte seines eigenen Fleißes und Denkens einzeichnen und einordnen soll"; er wünscht auf der andern Seite aber auch unbefangene und selbstdenkende Leser, „welche sich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aneignen wollen, ohne den Anspruch eigener Fachkenntniß zu machen, jedoch auch ohne auf das eigene Urtheil zu verzichten". Darin liegt schon die Andeutung dafür, daß die „Vorschule" keineswegs blos das trockene Schema eines Lehrbuchs der Völkerkunde gibt, sondern, unter des Verfassers Hand gewachsen, in zahlreichen Beispielen zur Erläuterung dieser Aufgabe auch schon einen Theil der Lösung bringt.

Dadurch hat allerdings die Einzelausführung überall etwas Aphoristisches; man kann Diefenbach's „Vorschule" schwerlich zu fortlaufender Lektüre wählen, eben weil sie des andeutenden und thatsächlichen Materials so außerordentlich viel gibt, daß auch dem vorgebildeten Leser dessen rasche Aneignung schwerlich gelingen dürfte. Aber als Vorbereitung und Einführung in ein ernstes Studium der Völkerkunde und Entwickelungsgeschichte dient es seinem Zweck in ausgezeichnetster Weise. Ganz besonders bemerkenswerth erscheint uns noch vor allem überall da, wo es sich um die Thatsachen der Wissenschaft handelt, die Sorgfalt, mit welcher der Verfasser die genaue Bezeichnung seiner Quellen durchführt. So wird die „Vorschule" für den eigentlichen ethnologischen Forscher gleichzeitig zu einem Quellenwerk von unschätzbarem Werthe, da die Belesenheit ihres Verfassers in allen einschlägigen Wissenschaftsfächern in der That alles Gewohnte weitaus übertrifft.

Kritische Erörterungen eines derartigen Werks, welches mit der Systematisirung einer nahezu neuen Wissenschaft zugleich deren materiellen Inhalt durch die überströmende Fülle thatsächlichen Materials bereichert, gehören der fachwissenschaftlichen Literatur an. Wir versuchen dagegen an dieser Stelle blos, den ordnenden Gedanken anzudeuten, welchen die „Vorschule" verfolgt. Nur in flüchtigsten Umrissen können die Hauptstationen der Arbeit skizzirt werden.

Die grundlegende Einleitung gibt die allgemeine Eintheilung der Völker und Sprachen. Ihre Entstehung, Abgrenzung und Wechselwirkung begründet die Vielartigkeit der Lebensgestaltungen des Volksthums. Für jedes einzelne bilden die Namen der Völker sowie die Eigennamen überhaupt eins der wichtigsten äußerlichen Merkmale. Mit der Würdigung derselben erhalten wir den natürlichsten Uebergang zur Erörterung der Sprache als des innerlichsten und wichtigsten Merkmals der Abstammung, der Denkweise und des Bildungsgangs der Völker. Wir finden sie nach ihrem Grundwesen und nach ihren gleichsam naturgeschichtlichen Entwickelungsstufen betrachtet. „Ihre unzertrennliche Verbindung mit dem ganzen Wesen des Menschen erweitert ihre ethnologische (völkerkundliche) Bedeutung zugleich zur allgemein anthropologischen (menschenkundlichen), wie denn überhaupt die Grundlage der Völkerkunde die Menschenkunde bleibt." Immerhin tritt die Sprache hier vor den Leser in ihrem Organismus nur als Zweck an sich, um die Grundlage zu ethnologischen Schlußfolgerungen zu bieten. Aber als feinste und reichste Offenbarung des Menschen vermittelt sie vermöge ihrer leiblichen und zugleich geistigen Natur den Uebergang zur Erörterung der Volksnatur. Diese umfaßt die ganze leibliche und geistige Beschaffenheit eines Volks, seine angeborene, wie die durch den Gang seiner Geschichte und Geschicke erworbene. Als Leib und Seele, doch als in sich einheitlicher Organismus, obschon unter möglichster Sonderung der physiologischen von der psychologischen Richtung, ist die Volksnatur behandelt. Die Betrachtung der Rassen, ihrer Arten, Unterarten und Mischungen nach ihrer physischen und psychologischen Natur, der Völkerwanderungen und des Weltverkehrs begründet dann weiter die Darstellung des Volkslebens. Lebensweise, Nahrung, Tracht und Wohnung werden hier als dessen mehr äußerliche, gleichsam leibliche Kundgebungen vorübergeführt, während die Sitte (im weitesten Wortsinne) das mehr innerliche Volksleben repräsentirt. Familie, Gesellschaft, Religion, volksthümlicher Rechtsbrauch sowie die Entstehung und Rechtsentwickelung der Kasten, Stände ꝛc. gehören zu den geistigen Ergebnissen des Volkslebens. Die Blüte und Frucht aber der psychischen und physiologischen Wechselwirkungen zwischen Volksnatur und Volksleben, bei welcher die theoretische Scheidung zwischen leiblichem und geistigem Wesen in der That blos noch künstlich festzuhalten scheint, offenbart sich in der Volksthätigkeit. Als mehr äußerliche Kundgebungen derselben werden die geographisch und historisch wechselnden Lebensweisen der Völker, das internationale Leben, das Verhältniß zur Thierwelt dargestellt, während aus der Thätigkeit der Selbsterhaltung als vollendetste Entwickelung der Gewerbs- und Kunstfleiß sich emporgipfelt. Von den mehr innerlichen Volksthätigkeiten sind die sittlichen, religiösen, politischen Elemente bereits bei der Erörterung der geistigen Seiten des Volkslebens hinweggenommen, sodaß blos die eigentlichen literar- und kunstgeschichtlichen Entfaltungen den glänzenden Abschluß des geistreichen Werks zu bilden haben. Und leugnen wir es nicht, hier gerade empfindet man den aphoristischen Charakter der Darstellung um so schmerzlicher, als die ethnologische Betrachtung dieser höchsten Blüten des Menschenthums in der That die interessantesten Ergebnisse vorbereitet.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Henry Thomas Buckle.

Von Henry Thomas Buckle's „Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge" (erster Band, erste und zweite Abtheilung, Leipzig und Heidelberg, Winter) ist die zweite Ausgabe erschienen. Wir brauchen hier nur auf die Kritik des interessanten Werks zu verweisen, welche Frauenstädt in Nr. 40 d. Bl. f. 1861 hat erscheinen lassen, und welche Ruge selbst als eine vortreffliche bezeichnet. Das wesentlich Neue der zweiten Ausgabe besteht in der Biographie und Charakteristik, welche Ruge von Buckle gibt, und welche mit jener mannhaften Tapferkeit geschrieben ist, die an die bessern Tage der deutschen, noch nicht in flacher Salbaderei aufgehenden Journalistik erinnert. Wir sehen daraus mit Vergnügen, daß Ruge nach wie vor ein Vorkämpfer des freien und humanen Geistes geblieben ist. Geistreich spricht sich Ruge über das Verhältniß Buckle's zum philosophischen Zeitgeist aus und vertheidigt sich gegen den Vorwurf, er sei mit der Uebersetzung Buckle's ins Lager der Materialisten hinübergelaufen. Ruge ist sanguinisch wie immer; er findet, daß die Kriege alle jetzt wesentlich Kriege gegen den Krieg, Kriege gegen das Princip des Kriegs sind, und feiert überall die Wirkungen des befreienden Genius. In Bezug auf Buckle's Nachlaß theilt Ruge mit, daß die Früchte seiner Studien uns noch zugute kommen könnten, wenn ein günstigeres Geschick über diesem Nachlaß waltete, als es leider der Fall zu sein scheint. Ein großer Theil der speciellen Geschichte der Civilisation in England ist so weit fertig

geschrieben, daß er gedruckt werden kann, und über seine Collectaneen sagt J. S. Stuart Glennie in seinem Briefe an die Times, Juli 1862, „sie würden durch ihre unendliche Mannichfaltigkeit und durch die methodisch eingelegten Auszüge die merkwürdigste, interessanteste und werthvollste Sammlung von Stoff zu einer Geschichte der Civilisation sein, die nur je als das Werk eines einzelnen englischen Gelehrten erschienen wäre; und es sei sein eigener Wunsch gewesen, daß sie publicirt würden, im Fall sein Werk unvollendet bliebe". Leider sind Buckle's Manuscripte einem vielbeschäftigten Advocaten, einem Vetter des Verstorbenen, übergeben worden, dessen Zeit Geld ist und auf dessen Muße daher das Publikum zu warten hat, bis der in seinen Schubladen begrabene Schatz gehoben werden kann. Aus den biographischen Skizzen, die Ruge seiner Uebersetzung vorausschickt, entnehmen wir das Porträt des englischen Gelehrten und einzelne anekdotische Züge:

„Heinrich Thomas Buckle wurde am 24. November 1822 geboren, blieb unverheirathet und starb den 29. Mai 1862 in seinem vierzigsten Jahre. Er war ein zartes Kind und wurde deswegen früh aus der Schule genommen und nie auf eine Gelehrtenschule gethan; auch Oxford oder Cambridge hat er nicht besucht, er verdankt seine Erziehung und sein ganzes umfangreiches Wissen vollständig seiner eigenen Anstrengung und einem edeln Triebe zur Ergründung der Wahrheit, wie sie uns in ernsten Werken der Gelehrten überliefert wird. Er hatte ein gefälliges Aeußeres, war von mittlerer Größe, zarter Gestalt, und sein intelligentes Gesicht wurde eigenthümlich englisch gestaltet durch seine gebogene und dabei nach vorn gerundete Nase zwischen lebhaften dunkeln Augen. Beim Tode seines Vaters, der ein londoner Schiffseigenthümer war, erbte er ein ansehnliches Vermögen. Er war damals 18 Jahre alt und hätte leicht darauf verfallen können, sich dem Vergnügen, der Geselligkeit oder Politik zu widmen. Die englischen Verhältnisse fordern dazu heraus. Aber er hatte ein höheres Ziel im Auge; er wollte nicht den äußerlichen Erfolg, sondern lieber in die tiefinnerste Bewegung der Welt durch den Geist der Wissenschaft eindringen. Mit großer Begeisterung und rastlosem Eifer las und sammelte er. Alle Bücher, die er bei seinen Arbeiten brauchte, mußte er besitzen, und so wuchs seine Sammlung zu einem großen Umfange; über das Gelesene legte er sich sorgfältige Nachweis- und Auszugsammlungen an; und dabei besaß er ein erstaunliches Gedächtniß. Selbst aus Büchern, die er wesentlich nicht verstand, wußte er Stellen mit Angabe der Kapitel aus dem Kopfe anzuführen, die ihm eingeleuchtet hatten, wie die Stelle, wo Hegel von der Mathematik spricht; und dabei war ihm das Deutsche noch nicht einmal ganz geläufig. Nicht daß er sich etwa selbst auf dies und jenes, was ihm gerade gegenwärtig war, gebracht hätte; nein, wie das Gespräch irgendein bedeutendes Buch hereinzog, so erfuhr man zu seinem Erstaunen, wie viel ihm davon im Gedächtnisse gegenwärtig war. Ich lernte diese erstaunliche Belesenheit an ihm kennen, als ich ihn, noch vor der Veröffentlichung seines Buchs, gelegentlich bei unserm Abgeordneten William Coningham in Gesellschaft traf, und gestehe, daß ich der Meinung war, er lese zu viel und könne den Wust unmöglich verdauen. Sein Buch zeigt, daß ich mich geirrt habe; aber er hat sich denn doch buchstäblich, zuletzt mit den hirnverbrannten schottischen Predigten, so übernommen, daß er sich todtgelesen hat. Als ich ihn nach dieser undankbaren Anstrengung, die dem zweiten Bande seiner Einleitung vorherging, sah, erklärte er zwar, «es griffe ihn nicht an, er arbeite immer bei offenem Fenster, habe nie Kopfschmerz und denke sich seine Kapitel immer auf langen Spaziergängen aus». Aber dieser zweite Theil hat ihn getödtet. Er hatte sich überarbeitet. Ist es schon eine bedenkliche Sache, auch die Spaziergänge zur Arbeit zu verwenden, so trieb er auch noch eine andere Art der Erholung, das Schachspiel, das eher eine Arbeit zu nennen ist als ein Ausruhen von geistiger Anregung. Er hatte sich dem mit solchem Eifer hingegeben, daß er sogar den ersten londoner Spieler geschlagen haben soll. Seine Geschichtsstudien machten ihn mit Hallam bekannt, der sich viel von ihm versprach, ehe er noch öffentlich hervorgetreten war. Außer dem Sammeln seiner Quellen bereitete er sich auch noch durch Reisen auf sein großes Unternehmen vor, und war mit Spanien, Deutschland, Frankreich und Italien aus eigener Anschauung bekannt. Die Sprachen dieser Länder las er alle mit Leichtigkeit. Auch der alten Sprachen war er mächtig."

Neue Auflagen.

Von Theodor Mommsen's „Römischer Geschichte" (Berlin, Weidmann, 1865) ist der erste Band in vierter Auflage erschienen: ein glänzendes Zeugniß für die Eroberung, welche die moderne Geschichtsdarstellung, auch wo sie nicht an irgendein populäres Bedürfniß appellirt, sondern die wissenschaftliche Würde wahrt, in den weitesten Kreisen gemacht hat.

Auch das Werk von Bogumil Goltz, welches zuerst die Aufmerksamkeit auf den originellen Autor hingelenkt: „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen" (Leipzig, Brockhaus, 1865), erscheint in neuer umgearbeiteter Auflage und wird gewiß um so größere Theilnahme finden, als der Verfasser jetzt durch seine Vorlesungen dem deutschen Publikum in vielen Hauptstädten näher getreten ist. Uebrigens ist es diejenige Schrift von Goltz, in welcher sich noch ein erzählender Zusammenhang findet und welche sich nicht ganz und gar in ein Feuerwerk von Raketen, Schwärmern und Feuerrädern der Laune und des Humors auflöst.

Auch die „Poetischen Fragmente" von Draumor (Leipzig, Brockhaus, 1865) sind in zweiter Auflage erschienen. Diese Gedichte (deren Verfasser wie wir hören, in Südamerika lebt) haben einen Freiligrath'schen kosmopolitischen Zug, der gegen die oft hervortretende Engherzigkeit unserer Gefühlslyrik vortheilhaft absticht.

Bibliographie.

Gleich, F., Eine Dame aus der großen Welt. Roman. 2 Bde. Prag, Steinhauser. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinrich, A., Der Augenblick des Glücks. Intriguen-Stück. Frei bearbeitet nach Hackländer's gleichnamigem Romane. Berlin, T. Grieben. 16. 10 Ngr.

Hibeau, Episode aus dem Jahre 1813. Berlin, Rahn. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Der Kurfürst und die Pächterin. Lustspiel. Berlin, Rahn. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Hohenbruck, A. Freih. v., Bericht über die erste dalmatinisch-croatisch-slavonische Ausstellung in Agram im Herbste 1864. Mit Anmerkungen von H. W. Pabst. Wien, Manz u. Comp. 1864. Gr. 8. 16 Ngr.

Lock, H. de, Die Herzens-Diebin. Eine Geschichte, die vielleicht wahr ist. Aus dem Französischen von Marie Saphir. Wien. 1864. 8. 18 Ngr.

Koppel, F., Cervantes auf Fahrt. Ein Gedicht. Stuttgart, Krüner. 16. 15 Ngr.

Manzotti, L., Erinnerung an das Leben und den Tod des römischen Jünglings Paolo Piazzesi. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Prandl. Regensburg, Coppenrath. 1864. 8. 6 Ngr.

Mosle, Paul Friedrich August Großherzog von Oldenburg. Ein biographischer Versuch. Oldenburg, Schulze. 8. 10 Ngr.

Nottebohm, G., Ein Skizzenbuch von Beethoven. Beschrieben und in Auszügen dargestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Hoch 4. 15 Ngr.

Paur, L., Der Herr von Tschirnhaus auf Kieslingswalde und sein Pfarrer Kellner von Zinnendorff. Görlitz, Remer. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Petsch, W., In Schleswig-Holstein. Gedichte. Berlin, Schlesier. Gr. 16. 6 Ngr.

Prittwitz-Gaffron, C. v., Lieder. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Recht der Kirche in der Speyerer Seminarfrage. Speyer, Bregenzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Rethwisch, T., Gammel Sören Sörensen. Gedichte. Hamburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Riegel, E. H., Grundriß der bildenden Künste. Eine allgemeine Kunstlehre. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Rieth, H., Leben und Wirken des berühmten Straßburger Rectors Johannes Sturm. Eisenach. 1864. Gr. 8. 2 Ngr.

Robenberg, J., Gedichte. 3te Aufl. Berlin, Seehagen. 16. 2 Thlr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Theuer erkauft! Erzählung in Briefen. Berlin, Fünfhausen. Gr. 16. 22½ Ngr.

Tomek, W. W., Geschichte Böhmens in übersichtlicher Darstellung. Nach der neuesten Bearbeitung aus dem Böhmischen übersetzt von dem Verfasser. 1ste Abth. Prag, Rziwnatz. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an auf eine Neue Ausgabe dieses Werks in 40 Heften zu 5 Ngr., wovon monatlich 3 Hefte erscheinen, sodaß das Ganze Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf die Neue Ausgabe, die nur zur Erleichterung der Anschaffung veranstaltet worden, an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann das Werk auch langsamer oder rascher, wie es dem Abnehmer wünschenswerth ist, oder gleich vollständig bezogen werden, und zwar:

in 40 Heften zu 5 Ngr.;
in 4 Bänden zu 1 Thlr. 20 Ngr.;
vollständig auf einmal: geheftet zu 6 Thlr. 20 Ngr.; gebunden in Leinwand zu 7 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz zu 7 Thlr. 26 Ngr.

In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder andern rasch irgendeine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lektüre namentlich von Zeitungen ꝛc., wird sich das „Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon" als ein treues Nachschlagebuch bewähren. Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Anzahl der bisherigen Abnehmer.

Das erste Heft der neuen Ausgabe nebst beigedrucktem Prospect steht jedem, der sich durch eigene Anschauung von dem Werthe des Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon überzeugen will, in allen Buchhandlungen gratis zu Diensten, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stand und Bildung.

Roman von

Friedrich Wesdorf.

Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ein (pseudonymer) Autor tritt hier zum ersten mal mit einem Roman vor das Publikum, einem Werke, welches durch Selbständigkeit und Neuheit des Stoffs wie durch eigenthümlich geschmackvolle Form die Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich ziehen dürfte. Die bedeutsamsten Erscheinungen auf den Gebieten der Religion und Kirche, der Kunst und Wissenschaft, der Politik und des socialen Lebens mit ihrer Einwirkung auf die bestehenden Verhältnisse, mit ihren unausgeglichenen Gegensätzen und den daraus folgenden Katastrophen werden darin als Motive zu einem romantischen Zeitgemälde benutzt, das in gleichem Maße die Phantasie des Lesers beschäftigt, wie dessen Geist in Spannung erhält. Durch Hervorheben des religiösen Moments gibt sich der Verfasser als dem geistlichen Stande angehörig zu erkennen; die gelungene, überraschend wahre Schilderung der verschiedensten Gesellschaftskreise aber beweist, daß die Zurückgezogenheit seines Amts ihn der Welt und ihren Zuständen keineswegs entfremdet hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, splendid ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem soeben erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der speculativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

In der Schaub'schen Buchhandlung in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig der Baier
und
Friedrich der Schöne.

Drama in 5 Acten von Karl Hugo (Hesse).

Preis 12 Sgr.

In dieser Dichtung ist das gewaltige Ringen der beiden Gegenkönige um die deutsche Krone in dramatischer Darstellung zur Anschauung gebracht. Der Stoff bietet die auffallendsten Beziehungen auf die gegenwärtige Lage Deutschlands, und der Autor hat sie mit patriotischer Wärme hervorgehoben. Die Diction ist blühend und in glatten Versen.

Soeben erschien das **34. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Cestius — Chiápas.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis dritte Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 9. März 1865.

Inhalt: Neueste deutsche Lyrik und Epik. Von Theodor Paur. — Friedrich Hebbel's „Demetrius". Von Rudolf Gottschall. — „Die Regentschaft", von J. Michelet. — Feuilleton. (Der Kalender Schiller's; Deutschlands Balladen- und Romanzendichter; Lieferungsromane; Zur mittelalterlichen Hymnologie; Die Alliteration in der mittelhochdeutschen Dichtung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste deutsche Lyrik und Epik.

1. Schlesischer Musenalmanach für das Jahr 1864. Herausgegeben vom Schlesischen Dichterkränzchen. Breslau, Trewendt und Granier.
2. Cypressen. Gedichte ernsten Inhalts der reifern Jugend gewidmet von Ludwig Kies. Tübingen, Ostander. 1864. 16. 12 Ngr.
3. Spreu. Vermischte Gedichte von Fritz Ohnesorge und Marie Ohnesorge, geb. Buchholtz. Anclam, Krüger. 1864. 8. 15 Ngr.
4. Das Weib dem Weibe. Gedichte von Henriette Köchlin. Leipzig, Brauns. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.
5. Gedichte von Bertha von Rudloff, geb. von Trauwitz. Hildesheim, Gerstenberg. 1864. 8. 25 Ngr.
6. Der Sohn Amithai's oder das Zeichen Jonas', nebst Gedichten verwandten Inhalts, von J. G. Pfaff. Kassel, Krieger. 1864. 16. 25 Ngr.
7. Die Josephskapelle. Poetische Erzählung von L. Germonik. Laibach, Giontini.
8. Alte Träume von Ignaz Weinberg. Leipzig, Steinacker. 1864. 8. 20 Ngr.
9. Gedichte von Karl Altmüller. Kassel, Krieger. 1864. Gr. 16. 22½ Ngr.
10. Sonette aus dem Orient. Von Karl Birkenbühl. Schaffhausen, Hurter. 1864. 8. 22½ Ngr.
11. Zwanzig Balladen von einem Schweizer. Stuttgart, Metzler. 1864. 8. 24 Ngr.
12. Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart von Theodor Meyer-Merian. Basel, Bahnmaier. 1864. 16. 16 Ngr.
13. Unter den Sternen. Lieder aus dem Tagebuche von Martin. Halle, Fricke.
14. Stürme des Frühlings. Neue Gedichte von Ernst Scherenberg. Berlin, Schindler. 1865. 16. 1 Thlr.

Nach vorstehendem Verzeichnisse zu urtheilen, welches doch nur das uns im Augenblick Vorliegende enthält, ist die Zahl der in unserm sangesreichen deutschen Vaterlande erscheinenden lyrisch-epischen Productionen fortwährend eine überaus große. Dauernder Werth haftet freilich, wie es zu allen Zeiten war, nur an der Minorität derselben; der überwiegenden Masse nach können sie im besten Falle nur als Studien, wenn nicht gar als gemeine Stilübungen in metrischer Sprache gelten. Mag es nun mit dem wirklichen Gehalte solcher Versuche, die meistens nur ihrem Schöpfer Freude gewähren, oft schlimm genug aussehen, so sollten sie doch in jedem Falle den Anforderungen der äußerlichen Form genügen; denn die Ausrüstung dafür ist ja seit einem Menschenalter Gegenstand unablässiger Bemühung auf Schulen gewesen, sodaß man erwarten dürfte, Ohr und Zunge seien bereits bei uns hinreichend verfeinert, um sich nicht mehr willig von Hiaten und gezwungenen Vocalabwerfungen foltern zu lassen. „Hatte er", „erbitte ich", „ich hört' die alten Lieder", „ohn' Lieb' so arm" u. dgl., sollten uns in Versen nicht mehr geboten werden, wenn auch hervorragende Dichter, wie Hebbel, der ersterwähnten Schwäche förmlich das Bürgerrecht eingeräumt zu haben scheinen. Dazu gesellt sich die Flut schlechter Reime, nicht blos durch halb übereinstimmende Vocale oder Consonanten, wie „Leiden", „Freuden"; „Lerche", „Berge"; „Morde", „Worte", sondern beides im traulichen Verein, wie „Füßen", „gewiesen"; „Gefühl", „will"; „liegt", „nicht"; „läuten", „scheiden". Mängel dieser Art sind in den meisten der oben angeführten Sammlungen an der Tagesordnung, abgesehen von Versverrenkungen, die ihren Anlaß in anderer Noth haben. Verse, wie:

Hat er den denn, der vermessen —

Wenn Leid den Zorn ihm stachelt, pflegt, beginnt —

oder plumpe Ausdrucksweise, wie:

(Höre st du)
Ahnungsschwer herüberreden
Nicht den Donner vom Vesuv?

Er küßte den eiskalten Todesschweiß
Hinab von dem leblosen Kinde —

wie sie sich in Nr. 2, 4 und 6 vorfinden, stellen der dichterischen Befähigung kein günstiges Zeugniß aus. In dieser Beziehung sollten besonders Dichtervereine und Redactionen von Musenalmanachen eine um so strengere Censur üben, je weniger sie im Stande sind, für das unzweifelhafte Talent, das sich zuletzt am besten selbst zu helfen weiß, etwas Wesentliches zu thun. Ist ihnen das letzte der Natur der Sache nach verwehrt, so bleibt es doch ihre erste und für die ästhetische Bildung der Nation

nicht unfruchtbare Aufgabe, die sprachliche und metrische Form des poetischen Gedankens rein und sauber zu halten, sodaß Verunstaltungen derselben, wie die erwähnten, mehr und mehr zur Unmöglichkeit werden.

In Nr. 1 („Schlesischer Musenalmanach") haben wir einen solchen Musenalmanach, die gemeinschaftliche Arbeit des seit einigen Jahren bestehenden Schlesischen Dichterkränzchens, vor uns. Voran ist auch hier der Wunsch auszusprechen, daß bei den folgenden Jahrgängen auf die Reinhaltung der poetischen Form ein strengeres Augenmerk gerichtet werde; denn alle die obengerügten Mängel finden in einem Theil der vorgeführten Productionen ihre Freistätte. Unter den 38 Dichternamen begegnen wir noch einigen vor kürzerer Zeit oder längerer Frist Dahingeschiedenen, so August Kahlert, dessen bescheidene sinnige Dichtungsweise sich wiederum in dem mittlern Gedicht: „Die innere Stimme", bewährt, so dem Edelstein unter den schlesischen Dichtern der Neuzeit, Friedrich von Sallet, von welchem hier zwei, weniger durch ihren selbständigen Werth als biographisch interessante Gedichte aus seiner Erstlingsperiode mitgetheilt werden. Von lebenden allbekannten Dichtern erfreut uns auch hier der unerschöpfliche Karl von Holtei in seiner dem schlesischen Volke längst vertrauten und lieben Weise, die sich jedoch so ganz als die seinige darstellt, daß andere sie ihm nicht nachahmen sollten. Von Rudolf Gottschall wird sowol der anmuthige Scherz: „An eine Nachbarin", als das tiefgegriffene, originell und schön ausgearbeitete „Notturno" den Namen des Dichters in ehrende Erinnerung bringen. Ein besonderer Schmuck der Sammlung sind die wenigen Hexameter, welche der Altmeister der deutschen Lyrik, Friedrich Rückert, auf die glückwünschend feiernden Strophen von Sylvius Radig zur Antwort gab:

Hast im beredten Gedicht den Mai als König besungen,
Der, sein jüngst vom Winter verödetes Reich nun bereisend,
Mit allsegnendem Blicke die blühende Schöpfung erneuet,
Und mich rühmest du seinen Geborenen, um mit geschickter
Wendung deinem Gesang ein Lied von mir zu vermählen,
Das, als ich's vorlesen nun hörete, schöner mir vorkam,
Inniger, als ich gedacht — ich hatt' es ja lange vergessen —
Das im gealterten Busen den Herzschlag weckte der Jugend,
Mich aus fünfundsiebzig in fünfundzwanzig verwandelnd:
So weit ward ich verjüngt! Wie sollt' ich nicht dir es danken,
Daß du mir ab so genommen von funfzig Jahren die Last hast!

Aus der großen Zahl der übrigen Gedichte möge nur kurz das unmittelbar Ansprechende oder Hoffnungerweckende angedeutet werden. Doch zuvor noch eine Bemerkung über den Versuch eines größern Lehrgedichts, wovon hier der erste Gesang veröffentlicht ist. Es läßt sich vermuthen, daß der Verfasser desselben, Rafael Finkenstein, seine „Schöpfung" nicht vollendet; denn er wird sich beim Fortgange überzeugen, oder bereits überzeugt haben, daß dergleichen weitausholende poetische Beweisführungen einer wissenschaftlichen oder dogmatischen Lehre, wenn sie auch manche wahrhaft schöne Stellen haben, unwiderruflich der vergangenen Zeit angehören. Im übrigen verdienen anerkennende Erwähnung ein paar recht anmuthige Liebeslieder von Max Levy; „Die Geduldprobe" von Wilhelm Grosser; das zarte und duftige „Ave Maria" von E. Meyer; „Zigeunerlied", im edeln Volkstone, von Robert Rößler; „Barbarossa's letztes Erwachen", kräftig und bedeutsam, von C. Nissel; „Schwerin's Tod" und „Béranger's Begräbniß", beide wohlthuenden Klanges, von A. Gr. v. S.; „Die schwarzwälder Sagen der Tannenmühel", von Adolf Weiß, und „Die drei Kameraden", sinnvoll und treffend, von Robert Urban. Referent gibt zu, daß die Auswahl des Bessern auch anders ausfallen könnte; jedenfalls ist der „Schlesische Musenalmanach" im ganzen eine erfreuliche Erscheinung, die alle Aufmunterung verdient.

Was Nr. 2—4 („Cypressen", „Spreu", „Das Weib dem Weibe") betrifft, so verwehren die argen Verstöße in denselben gegen die äußerliche poetische Form wie gegen den bessern Geschmack in Beziehung auf Anschauungen und Gedanken ein näheres Eingehen; Nr. 3 stellt sich selbst und seinem Werthe das ominöse Programm:

Viel Unkraut ist darin,
Viel bunte Phantasien,
Viel heißes Blut,
Und Thorheit, Unverstand,
Und auch viel eitler Tand,
Der gar nicht gut.

Anders verhält es sich mit der Sammlung Nr. 5 („Gedichte" von Bertha von Rudloff). Da findet sich neben vielen, durch nüchternes Betrachten aus dem poetischen Gleise heraustretenden, theilweise in Leopold Schefer'scher Manier sich ergehenden, in der Form nicht immer correcten Gedichten doch auch manches hübsche, zart ausgeführte Naturbild. Die kürzesten sind die gelungensten; eins davon zur Probe:

Träumerei.

Stille Natur, mit deinem Schweigen,
Deiner Ruhe, sei mir gegrüßt!
Wie deiner Todten einsame Gräber
Lautlos dein duftiger Mantel deckt,
Wie du tröstend über die Schmerzen
Deiner Kinder mitleidig wachst,
Stille Natur: so nimm auch mich
Unter den schützenden Flügel der Nacht.
Säusele Balsam auf mich hernieder,
Lösche der Seele brennendes Leid!
Athme mit deinem friedlichen Hauche
Frieden und Stille auch in mein Herz,
Laß an deinem Busen mich ruhen,
Still entschlafen, du stille Natur.

Im ganzen fehlt bei allem Reichthum, der unleugbar vorhanden ist, das Tiefgreifende, mit Gewalt die Herzen Erobernde, daher schon dem Worte gar vielfach der unmittelbar ansprechende Reiz. Das längere erzählende Gedicht in Nr. 6 („Der Sohn Amithai's"), welches in zwei Abschnitten, „Flucht und Rettung", „Dienst und Gnade", die Geschichte der halb gelungenen, halb mislungenen Sendung des Propheten Jonas, ziemlich treu nach dem alttestamentlichen Bericht, zum Gegenstande hat, wird vielleicht manchem gefallen, der es nicht zu genau mit Vers und Reim nimmt und den gewisse Reminiscenzen an fremde Tonweise, z. B. in der Schilderung der Ueppigkeit Ninives an den Schiller'schen Balladenton, nicht

ſtören. Wer indeß zur Vergleichung nach dem bibliſchen Texte ſelbſt greift, der wird ſich von der Schwäche einer ſolchen Paraphraſe gegenüber der ſchlagenden Kraft des Originals überzeugen und ſich ſchwerlich durch die dogmatiſche Zugabe der Vorbildlichkeit Chriſti in Jonas, die als rother Faden durchgeht, begeiſtern laſſen. Von den übrigen Gedichten des Bändchens verwandten Inhalts und Geiſtes erſchienen dem Referent viel anſprechender als der Sohn Amithai's die neun Balladen von dem Märtyrer Sanct-Ignatius.

Der Titel und die wenigen Blätter von Nr. 7 („Die Joſephskapelle") laſſen eine bündig gefaßte poetiſche Erzählung erwarten; der Leſer ſieht ſich jedoch getäuſcht, indem die beiden kurzen Gedichte, aus denen das geringfügige Ganze beſteht, ſowol den Seeſturm auf der Heimfahrt von Sardinien, welcher den Kaufherrn zum Gelöbniß einer Kapelle veranlaßt, als auch dann die romantiſche Lage der Joſephskapelle daheim in Kärnten allzu ſkizzenhaft und trocken ſchildern, als daß die Wirkung befriedigen könnte.

Die beiden folgenden Sammlungen, Nr. 8 und 9, bieten manche liebliche und kräftige Gabe. Von den Weinberg'ſchen Gedichten („Alte Träume") möge nur auf die ſchöne captatio benevolentiae „an die Richter" hingewieſen werden, eine in jeder Beziehung tadelloſe lyriſche Schöpfung, ſo beſcheiden und ſchmucklos ſie ſich auch ausnimmt; doch die wenigen Strophen mögen für ſich ſelbſt ſprechen:

O, verdammt nicht ſchonungslos,
Ihr geſtrengen Herren Richter,
Wenn ein kunſtlos, ſtilles Lied
Singt ein anſpruchloſer Dichter.

Fordert nicht von jedermann,
Daß er Epopöen bringe;
Gönnt, daß eine Menſchenbruſt
Auch ein kleines Lied ſich ſinge.

Scheltet nicht den Schmetterling,
Daß er ſtets auf Blumen ſchwebet,
Daß er nicht mit ſtolzem Flug
Sich zur Sonnenhöh' erhebet.

Klaget nicht die Veilchen an,
Daß ſie ſtill im Graſe lauſchen;
Fordert nicht, daß ſie mit Kraft
Gleich der mächt'gen Eiche rauſchen.

Jedem gönnt das Seine doch,
Strenge Herren, hochgelehrte!
Leiſte jeder, was er kann,
Was der Himmel ihm beſcherte.

Von den Altmüller'ſchen „Gedichten heben wir keines lieber hervor als den Gruß an „das liebe Land der blinden Heſſen", überſchrieben: „In der Fremde", worin es heißt:

Nicht iſt es ſonnenreich und warm,
An Gold und Silber iſt es arm;
Reich iſt es nur an tauſend Schmerzen
Und an der Treue Gold im Herzen.

Wenn einſtmals auf der weiten Welt
Die Treu' der Klugheit räumt das Feld,
Sonſt nirgend eine Ruhſtatt hätte —
Das Heſſenland bleibt ihre Stätte.

Das burſchikoſe Scherzlied: „Vom veilchenblauen Referendar", würde beſſer in die „Fliegenden Blätter", als an den Schluß einer ſo trefflichen Reihe anmuthiger und kernhafter Lyrik paſſen.

Die „Sonette aus dem Orient" von Birkenbühl (Nr. 10) laſſen, wie ſo vielfach dieſe künſtlich geſchürzte Reimform, ſchwer entſcheiden, ob wahrhaft dichteriſche Begabung oder nur ein fein gebildetes Aneignungstalent dabei thätig geweſen; faſt durchgehends machen ſie den Eindruck eines geläuterten Geſchmacks, einer ſichern Herrſchaft über die techniſchen Mittel des poetiſchen Ausdrucks und einer klar ſchauenden Einbildungskraft, aber nur wenige ergreifen das Gemüth mit tiefer, urſprünglicher Gewalt. Indeß ſolcher Sonette hat bisjetzt die deutſche Literatur überhaupt nur wenige. Sonſt iſt in vorliegendem Sonettencyklus alles vorhanden, was dieſer Treibhauspflanze unſers Helikon zur Zierde gereichen kann. Der Dichter führt uns in wechſelnder Bilderfolge die anregendſten und weſentlich charakteriſtiſchen Natur- und Geſchichtsmomente des Orients, See und Hafen, Wüſtenleben, Erinnerungen aus dem Koran, ſowie aus der Heldenſage der Kreuzfahrer nach Taſſo's „Befreitem Jeruſalem", endlich bedeutſame Anſchauungen von den heiligen Stätten des Gelobten Landes vor. Die Reihenfolge wird von der tiefern Idee geleitet, daß die Schöpfungen des Orients ihren Abſchluß in der Erſcheinung Chriſti gefunden, und daß ſie über die Wirkungen der letztern hinaus kein neues Ziel mehr finden können; in dieſem Sinne haben die Schlußverſe des letzten Sonetts „Vanitas" ihre Berechtigung:

Was mühſt du dich, mein ſtolzes Menſchenkind?
O ſieh, wie eitel deine Werke ſind,
Im ew'gen Einerlei — ein Tropfen du!

In Uebereinſtimmung mit dieſem Fortgange von den verlockenden Reizen einer bald üppigen, bald ſeltſamen Natur durch die Mühen des Kämpferthums zu ſelbſterfaſſender ſittlicher Betrachtung ſteht die von Sonett zu Sonett ſich ſteigernde Wärme des Ausdrucks, ſodaß der Leſer willig bis zum Schluſſe folgt und am Ende zurückblickend die Ueberzeugung gewinnt, er werde das Büchlein mit der erſten Lectüre nicht beſeitigt haben. Zur Probe nur:

Der Jakobsbrunnen.

Am Brunnen, der ſchon Jakob's Heerde tränkte,
Verweilte Jeſus müd', entließ die Schar
Der treuen Jünger, die, da Mangel war
An Mundbedarf, die Schritte ſtadtwärts lenkte.

Da kam ein ſamaritiſch Weib, verſenkte
Den Eimer, füllt den Krug und reicht ihn dar;
Doch ſüßre Labung ihr der Heiland ſchenkte,
Des Lebens Born erſchließend wunderbar.

Er lehrt im Geiſt ſie beten, in der Wahrheit
Zu Gott, der ſo die ganze Welt als Geiſt
Wie Morija, die Tempelhöh', umkreiſt. —

Verſiegt iſt und verſchüttet Jakob's Brunnen,
Jedoch der Quell, der hier dem Weib geronnen,
Fließt fort und fort in ungetrübter Klarheit.

Die „Zwanzig Balladen von einem Schweizer" (Nr. 11) gehören, wenn auch auf einem andern Gebiet, derſelben

Kategorie poetischer Productionen an. Sie erfassen nicht unmittelbar, man muß sich mit ihnen erst befreunden, ehe man das Tüchtige, was in ihnen liegt, finden und sich aneignen kann. Es sind zumeist geschichtliche Charakterbilder und Scenen, vom römischen Alterthum bis zu den Nachwehen der Reformationskämpfe, von hoher, reiner, ernster Stimmung geweiht und, was gewiß anzuerkennen, in Form und Ausdruck selbständig, an keines der bekannten Muster erinnernd. Durch eigenthümliche Haltung zeichnet sich besonders „Die Römerin" aus, durch gelungene Schilderung „Die Stadt im Meer", durch energievolle Gegensätzlichkeit der Anschauungen „Königin Agnes", die so blutig die Ermordung des Vaters gerächt und dann vergeblich im Kloster ihre Seele rein zu waschen sucht und bekennen muß:

Was hälf' es mir, wenn offen meine Hand,
Und daß ich mich in harten Werken übe,
Und wenn ich trüge hären Bußgewand
Auf bloßem Leib — und mangelte der Liebe?

Leider ist die Schönheit dieses Gedichts durch einige schlechte Reime, wie: „Schiff", „tief"; „Veilchen", „Heil'gen"; „badet", „watet", störend beeinträchtigt. Ist es denn so schwer möglich, unserer an sinnvollen und lautern Reimklängen so reichen Sprache das erforderliche Material abzugewinnen, und bleibt es noch länger zweifelhaft, daß, wo in gereimten Gedichten die Laute nicht recht zusammenklingen wollen, auch die begriffliche Harmonie für die feinere Empfindung sofort einen Stoß erleidet?

Ein durchaus erquickliches Stück poetischen Lebens bietet Nr. 12, das idyllische Epos: „Die Nachbarn", von Meyer-Merian. Es ist ein trefflicher Versuch, den Förderungen und Bedrängnissen der städtisch-bürgerlichen Existenz der Gegenwart eine ähnliche dichterische Lösung gegenüberzustellen, wie sie im vorigen Jahrhundert Voß und Goethe den damaligen socialen Zuständen gegenüber unternahmen. Die Erinnerung an „Hermann und Dorothea" drängt sich dem Leser unwillkürlich auf, aber nur im allgemeinen, im einzelnen ist alles verschieden und in beiden ohne jede Beziehung aufeinander, und erscheint auch dort der Hintergrund weiter und idealer, so schafft doch hier die Kernhaftigkeit und Naturtreue der Charakteristik, die Klarheit und endliche Aussöhnung der Gegensätze, die Einheitlichkeit des gesammten Bildes einen gemüth- und geisterfrischenden Genuß. Zur nähern Bekanntschaft diene eine Uebersicht des Plans mit einigen Proben. Der Gerbermeister Leonhard grollt über die Fortschritte der Neuzeit, in welcher besonders die Eisenbahnen die gemüthlichen Freuden und Bequemlichkeiten des altgewohnten Lebens zu zerstören drohen, und er vertritt mit Zähigkeit die Rechte des Alten gegen die Einwendungen seines Freundes, des geschmeidigern Krämers:

Mag man preisen als nützlich und gut der Erfindungen neuste,
Hoffen das künftige Heil vom tyrannisch beherrschenden Zeitgeist,
Immer im Grunde doch ist und wird es bleiben dasselbe:
Daß von außen nicht kommt das Glück, noch läßt sich erzwingen,
Auch kein Fahrplan nennt einstweilen dem Menschen den Weg noch,
Der zur Zufriedenheit führt, und grade Wege, so mein' ich,
Gibt's, die trefflicher sind noch immer, als welche das Baunamt
Anlegt dutzendweis' — auch überdies weniger theuer!

Fritz, des Krämers Sohn, kommt als entschiedener Bekenner des Fortschritts in das Vaterhaus zurück; hier findet er geneigtes Ohr für weitgehende Entwürfe, beim Pathen Leonhard natürlich herben Widerspruch; doch Lenchen, die Jugendgefährtin, hat von Anfang die Rolle, mit liebendem Herzen Frieden und Eintracht zu vermitteln. Als es Fritz gelingt, den Vater zu einem kostspieligen Neubau zu bewegen, schüttelt Meister Leonhard immer bedenklicher den Kopf:

Es hat der Junge dem Alten
Richtig den Kopf verdreht, ich fürcht', ich muß es erleben
Als neumodischen Narren den Graukopf noch zu erblicken.

Es tritt Erkaltung zwischen den langjährigen Freunden ein. Der Sylvesterabend, zu welchem der Krämer einladet, soll die alte Herzlichkeit erneuern; statt dessen gerathen Meister Leonhard und der Jüngling, der, zum Widerspruch gereizt, im Preise des Neuen unbesonnen vorlaut und heftig sich ausspricht, in einen Wortkampf, der das Fest mit unverhehlter Erbitterung beider Parteien beendet:

Und Lenchen
Wogt' ein Sturm in der Brust von dunkeln, verworrnen Gefühlen,
Ueber denen am Himmelsgewölb' unerreichbar die Sterne
Flimmerten ruhig und klar ins Dunkel der nächtigen Erde.

Trost gewährt dem Alten allein noch die ländliche Stille seines Gütchens vor der Stadt; aber auch von da droht gewaltsame Austreibung der souveräne Wille des Eisenbahnbetriebs. Der in der ersten Hitze versuchte Widerstand des Verzweifelten ist bald gebrochen; die Zukunft starrt ihm als Vernichtung seines innersten Lebens entgegen:

Schien doch gealtert mit ihm das Recht, das den Bürger geschützt einst,
Galt so wenig wie er in der Welt jetzt; andere Menschen
Uebten als neuestes Recht, was sonst als Unrecht verhaßt war.
Einsam stand er und schwach inmitten der Wogen des Neuen,
Wußte nicht Hülfe noch Rath, und dunkel erschien ihm die Zukunft!

Da erbietet sich Fritz, der Gewandte in allen Geschäften der Neuzeit, zum Helfer in des Alten Bedrängniß. Diesem behagen nun doch die pecuniären Vortheile der ohnehin unabwendbaren Veräußerung, auch ein Ankauf in geborgenerer Lage beruhigt und reizt zu frischem Lebensbeginn. Und als der Frühling in dem schönen neuen Besitzthum, ausgestattet mit der heimlich herüberverpflanzten Kornelkirschlaube, das gewohnte Behagen zurückbringt, versöhnt sich der Alte allmählich mit den Forderungen der Gegenwart und gewährt gern zum Dank dem helfenden Freunde die Hand seiner Tochter, befriedigt durch das Eingeständniß des Jünglings:

Was wir Jungen erhaschen im schaffenden Ringen der Neuzeit,
Auch wenn lachet das Glück, es bleibt nur wenig; das Beste,
Was das Leben erfreut und erhebt veredelnd die Seele,
Das erhalten wir doch allein von den Vätern, den Alten;
Denn ein tugendsam Weib ist edler denn köstlichste Perlen!

Der Vater-Krämer trinkt „mit altem Wein aufs Wohl der jungen Verlobten":

Also sprach er. Wie klingen so klar die klirrenden Gläser,
Und die Liebe verbindet in Eintracht Alte und Junge.

Möchte diese einfache Skizze dem trefflichen Werkchen recht viele Leser herbeilocken!

Als ein seltsam gemischter Blumenstrauß der entzückendsten Blüten aus dem echten Garten der Poesie und zugleich der widerwärtigsten Kräuter, die weit außerhalb desselben gewachsen sein müssen, ist Nr. 13: „Unter den Sternen. Lieder aus dem Tagebuche von Martin", zu bezeichnen. Wer fühlte sich nicht sofort gefesselt von dem Goldesklang der einleitenden Strophen:

Ich weiß es wol, es ist mein Lied
Ein Adler nicht, den himmelan
Die Kraft der Brust und Schwinge zieht,
Den keine Wolke hemmen kann.
Auch hab' ich's nicht der Rose gleich,
Der Lilie nicht gleich gemacht,
Die, eine Königin, ihr Reich
Beherrscht mit ihres Kelches Pracht.

Doch auch die kleine Lerche schlägt
Den Flügel in die blaue Luft.
Wer Rosmarin am Busen trägt,
Der weiß von seinem sanften Duft.
So mögen meine Lieder sein
Und steigen in die blauen Höhn,
So pflanz' ich sie an deinen Rain,
Du kannst ja dran vorübergehn.

Und mit solchem Zauberschlage wahrhafter Lyrik von Gottes Gnaden treffen eine große Zahl der Martin'schen Lieder, bald wie Lerchenwirbel sich zum Himmel schwingend, bald in die Tiefe des Gemüths hinabsteigend, bald durch die Pracht und Fülle der Sprache, bald durch die Harmonie der rhythmischen Bewegung berauschend, bald schalkhaft und launig, bald wieder im ernsten Tone des weltbetrachtenden und weltverachtenden Weisen oder markig erzählend die Sagen und Thaten der Vorzeit — immer frisch und ursprünglich, lassen sie keine Tonart zur Manier erstarren, und sie verdienen es, daß man nicht blos flüchtig in ihnen blättert, sondern einem jeden von ihnen Zeit und Stimmung gönnt. Eine besondere Abtheilung: „Sohnes Worte an Mutter Pforte", ja die ganze Sammlung ist dem Preise der berühmten Landesschule,

Ihren Bergen und Burgen,
Ihren Wäldern und Feldern,
Ihren Flüssen und Wiesen
Ihren Häusern und Gräbern

gewidmet. Hier erscheint das eine oder das andere Gedicht von etwas particularem Interesse, auch zu weit ausgesponnen; um so mehr werden sich die in die Welt zerstreuten Schüler der Pforta ihrer erfreuen und auch alle andern Leser werden mit dem Dichter nicht ungern in seine Heimat einkehren. Anders ist es mit einem Theil der religiösen Gedichte in „Krippe und Kreuz" und sonst, sowie mit den wenigen Gedichten politischer Tendenz. Wie oft hier der Dichter den allgemeinen menschlichen Standpunkt, den ja sowol das Christenthum als der monarchische Staat zuläßt, verleugnet und die specifischen Abzeichen beider als Idole der Vergötterung aufstellt, ebenso oft kommt er in Gefahr, Unkraut statt Weizen zu pflegen; denn die ordinäre Verbissenheit gegen religiöses und politisches Freidenken ist die directe Abkehr von poetischer Anschauung. Freiheit ist und bleibt die Nährmutter der wahren Poesie, wenn diese sich auch nicht gerade der Schlagwörter des Tags bedienen will. Zum Glück läßt die orthodox-reactionäre Stimmung unsern Martin doch oft genug in Ruhe: wäre es nicht so, dann trüge seine Poesie im ganzen eine andere Gestalt. Wie schön und eindringlich ist in der genannten Abtheilung „Ein neu Gebot gebe ich euch":

Zehn Gebote schrieb der Finger
Gottes tief in zween Steine,
Während unten vor dem Zwinger
Zitternd kniete die Gemeine,
Während auf Posaunen blasen
Alle Engel seines Thrones,
Blitz und Donnerwetter rasen
Um das Haupt des Erdensohnes.

Ein Gebot am Kreuzesstamme
Schrieb der Heiland unser Meister
Sonder Blitz und Feuerflamme
Und Posaunen seiner Geister,
Schrieb's mit Blut in Todesschmerzen:
So wie ich sollt ihr euch lieben!
Nicht in Steinen, in den Herzen
Ewig steht es eingeschrieben!

Wie treffend und sinnig der Spruch:

Des Vaters Hut,
Des Sohnes Blut,
Des Geistes Glut
Mein Hab und Gut!

Dagegen hypernaiv und ein wenig zu sehr nach dem Geschmacke übelberufener Kirchenlieder macht sich S. 111 das Eingeständniß, daß die Welt mit Unrecht ihn für ein Schäflein Jesu ansehe, in der Strophe:

Doch das ist lauter Augenschein,
Ich bin nicht fromm, ich bin nicht gut.
Soll mir ein Wunsch verwehret sein,
Knirscht mit den Zähnen Fleisch und Blut.
Und geh' ich auf den Herzensgrund:
Ich bin ein Hund, ich bin ein Hund.

Nirgends aber erscheint die Beziehung auf „das Lamm und seine Herrlichkeit" gezwungener, als am Schluß von „Amfion", wo kein Mensch diese alles Vorhergehende zerstörende Wendung erwarten wird. Und wenige Seiten dahinter, wieder so tief und ahnungsreich, die rein menschlich empfundene „Harfenklage". So begegnen wir vielfältig starken Contrasten in Anschauungen und Formen. Leider tritt uns noch unmittelbar vor dem Schluß der Sammlung ein solcher Widerstreit in ein und demselben Gedicht: „Es ist ein Unterschied", unversöhnlich entgegen. Der Dichter spricht es da aus, er fühle sich nicht zum Streiten, zur Theilnahme am Kriegsgeschrei des Tags berufen, der Friede Gottes sei sein Reich und er setze sich am liebsten zu den Frauen, den Hoheprieste-rinnen der Lieb' und Treue; das hält ihn aber nicht ab, gleichzeitig auf das schonungsloseste über den politischen Freiheitskampf der Gegenwart parteiisch, gehässig, ja verlästernd und aufstachelnd den Stab zu brechen. Ob und wo in diesen Strophen der Friede Gottes waltet, das

mag Martin allein wissen, ebenso ob sonst noch jemand den Staatsrechtslehrer Stahl als Gegenstand der Verherrlichung errathen würde, wenn der Name nicht genannt wäre; desgleichen in welcher Weise das Crucifix einen deutschen Kaiser abgeben könnte. Doch verlassen wir diese Erzeugnisse einer einseitigen Stimmung und erfreuen wir uns lieber noch zum Schluß einer echten Sangesblüte:

Die erste Rose.

Da blühet ja wundersüße
Die erste Rose im Mai.
Es schwingt sich, daß er sie küsse,
Der Morgenstrahl herbei.

Mit meinen Augen grüße
Ich dich viel tausendmal,
Du erste wundersüße
Blühende Rose im Thal!

So blühet im jungen Herzen
Die erste Liebe auf.
Zu tausend Lust und Schmerzen
Schlägt sie die Augen auf.

Ich gehe vorüber und grüße,
Du schöne, dich tausendmal,
Du erste wundersüße
Rose im Herzensthal!

Die zuletzt, Nr. 14 verzeichneten neuen Gedichte von Ernst Scherenberg: „Stürme des Frühlings", füllen ein leichtes Bändchen, das aber an Gehalt gewichtiger als Bände von andern. Sie bereichern in Wahrheit den Schatz unserer Liederpoesie; denn sie haben ihren Ursprung in einem ungetrübten frischen Dichtergemüth. Sie blicken wie Kindesaugen, härmen sich um das Weh der Liebe, jubeln mit unschuldiger Freude, erglühen in edelm Zorn über die Schmach des Vaterlandes und erheben den Ruf zu unverzagtem männlichen Streiten. Nirgends stört ein aus dem finstern Winkel des Hasses gegen Licht und Freiheit einfallender Schatten: lauteres Gefühl für Natur, für Schönheit und Wahrheit beseelt und gestaltet die Gebilde des Dichters. Die kleinere Hälfte des Bändchens, unter dem Titel „Verbannt", ist auch gesondert erschienen; es schildert in einer Reihe von lieblichen und kräftigen Liedern den gescheiterten Freiheitskampf in Deutschland, Abschied und Seefahrt, Gründung einer Heimat in der Neuen Welt, doch unvertilgliche Sehnsucht nach der östlichen Alten, dann erneuerten Kampf und Sieg daheim, woran nur der dahin entsendete Sohn theilnimmt, der Freiheit und ehrenvolle Heimkehr dem sterbenden Vater, ohne Anspruchnahme fürstlicher Gnade, die dieser in selbstbewußtem Stolze verschmäht, zurückkommend verkündigt. Auch außer diesem Cyklus liefert die Politik ihren Tribut und läßt es sich gefallen, als freier Herzschlag des Volks in poetischer Form durch die deutsche Welt zu klingen. Lieder, wie: „Flamm' auf, du deutsches Morgenroth!" oder: „Stürme des Frühlings, brechet herein!" sind Musterstücke politischer Lyrik und stehen gegen die übrigen Gedichte an poetischer Haltung nicht zurück. Es ist schwer, aus einer solchen Reihe Proben mitzutheilen: Blatt für Blatt machen einander den Rang streitig und jede Auswahl zeugt mehr für die besondere Neigung und den Geschmack des Auswählenden, als für den Werth des Dichters, der in allen unzweifelhaft erscheint; doch mag wenigstens eins von jenen beiden diese Uebersicht schließen:

Flamm' auf, du deutsches Morgenroth!

Wann, Deutschland, endet deine Trauer?
Wann ist dein Leidensbecher leer?
Noch lagert sich der Zwietracht Schauer
Wie dunkle Nebel um dich her.
Kann denn kein Strahl vom Himmel zünden? —
Herr, sieh herab auf unsre Noth!
Und deine Boten laß verkünden:
Flamm' auf, du deutsches Morgenroth!

O Tag des Jubels ohnegleichen,
Wo Deutschlands Sonne neu ersteht,
Und über uns sein leuchtend Zeichen,
Das schwarz-roth-goldne Banner, weht!
Wo Deutschlands Stämme, sonst geschieden,
Vereint durch göttliches Gebot! —
Brich an, brich an, du Tag voll Frieden!
Flamm' auf, du deutsches Morgenroth!

Doch nur ein Wahn ist unser Sehnen,
Daß friedlich uns ein Morgen winkt;
Wir sehn es unter Zornesthränen,
Wie Traum auf Traum in nichts versinkt.
Zu viel der Schmach, die wir ertragen!
Herr, mach' ein Ende unsrer Noth!
Und mag's auch blutig für uns tagen: —
Flamm' auf, du deutsches Morgenroth!

Theodor Paur.

Friedrich Hebbel's „Demetrius".

Wie Schiller ist auch Friedrich Hebbel mit einem unvollendeten „Demetrius" aus der Welt geschieden, nur daß dem Torso des letztern kaum so viele Scenen fehlen, wie der Torso des erstern enthält. Der Stoff selbst hat inzwischen auch auf andere Dramatiker eine große Anziehungskraft ausgeübt; es sind mancherlei Demetrius-Dramen, theils Fortsetzungen und Ausfüllungen des Schiller'schen Plans, theils selbständige Dichtungen veröffentlicht und zur Aufführung gebracht worden. Keins dieser Stücke darf sich eines durchgreifenden Erfolgs rühmen, und wir zweifeln sehr, daß ein solcher Erfolg auch dem „Demetrius" Hebbel's zutheil geworden wäre, wenngleich er immer unter den Studien der Nachschiller'schen Zeit den ersten Rang einnimmt. Jedenfalls ist die Parallele zwischen dem Schiller'schen Plan und der Hebbel'schen Dichtung in mehr als einer Hinsicht interessant und auch für die Theorie des Dramas nicht unfruchtbar.

Demetrius. Eine Tragödie von Friedrich Hebbel. (Nachgelassenes Werk.) Hamburg, Hoffmann und Campe. 1864. 8. 1 Thlr.

Auf den durchgreifendsten und folgenreichsten Unterschied in der Behandlung des Stoffs macht uns eine Stelle aus einem Hebbel'schen Briefe aufmerksam, den er an Professor Glaser in Wien gerichtet hat und den uns Emil Kuh in der Vorrede mittheilt. Er schreibt:

Ihre Bemerkungen über den „Demetrius" sind so wahr, als fein und tief. Allerdings kann für mein Drama nur die große und doch wieder in sich selbst zerrissene slawische Welt den

Humus abgeben, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menſchlichen Moment des Factums angeregt wurde. Das bedingt dann aber freilich auch, wie ich nicht gedacht hätte, aber jetzt finde, eine ſo ganz verſchiedene Behandlungsweiſe, daß ich kaum noch das Recht behalten werde, von Schiller's „Grundidee" zu ſprechen.

In dieſem von Hebbel ſelbſt keineswegs verkannten bedeutſamen Unterſchiede ſpiegelt ſich gleichzeitig der Unterſchied der Zeitepochen und der Unterſchied der dichteriſchen Perſönlichkeiten. Es iſt nur die Frage, welcher dieſer beiden Behandlungsweiſen das Geſetz des Dramas ſelbſt recht gibt.

Der realiſtiſche Zug unſerer Epoche prägt ſich auch in der Vorliebe für das Culturhiſtoriſche aus, welchem indeß nicht jede Gattung der Poeſie in gleicher Weiſe gerecht werden kann. Das Epos, namentlich der Roman, vermag daſſelbe in unverkümmerter Breite zu entfalten. Anders verhält es ſich mit dem Drama, auch dem geſchichtlichen, in welchem die Handlung, um energiſch fortzuſchreiten, alle Nebenbeziehungen beiſeitelaſſen muß. Freilich wurzelt jede hiſtoriſche Handlung in beſtimmten Vorausſetzungen der Zeit und der Volksſitte, die von dem Dramatiker nicht ignorirt werden dürfen. Ebenſo fehlerhaft aber iſt es, ſie aus dem Hintergrunde mit ſelbſtändiger Bedeutung hervortreten zu laſſen. Stimmung und Beleuchtung der Handlung mögen durch ſie hervorgebracht werden, die Handlung ſelbſt verlangt rein menſchliche Motive. Die Anekdote gehört nicht in die Tragödie; ſie iſt die Maus, die dieſe Löwin umbringt. In dem Principienſtreit zwiſchen Schiller und Hebbel neigt ſich daher von Haus aus das Zünglein der Wage zu Gunſten des erſtern.

Auch die dichteriſche Ausführung vermag dieſe Entſcheidung nicht zu entkräften. Hebbel hat damit Ernſt gemacht, dieſen Humus der ſlawiſchen Welt für ſein Drama und deſſen Motive zu befruchten. Der Gegenſatz der feinern polniſchen und der naturwüchſigern ruſſiſchen Volksſitte bleibt nicht etwa ein blos für die dramatiſche Charakteriſtik verwendetes Ingredienz — er drängt ſich breit in den Vordergrund in jener humoriſtiſchen Schilderung, welche Marina von einem ruſſiſchen Feſtmahl und von den Krönungsſtiefeln gibt und welche nicht nur den Fortgang der Handlung unterbricht, ſondern auch eine Luſtſpielſtimmung ganz zur Unzeit hervorruft. Es iſt die unglückliche Vorliebe für das „Genre", welche unſere Zeit auf allen Gebieten charakteriſirt, eine Vorliebe, durch die in unſerer Literatur die Kleinen groß und die Großen klein werden. Auch die lahme Mutter aus dem Volke, die Barbara, hat einen ſolchen ſtark genrehaften Beigeſchmack. Dieſe Gegenüberſtellung des Hohen und Niedern im ſchreienden Contraſt, das Bauernweib, das die Mutter des Zaren iſt, erſcheint doch wie ein Misklang in der Tragödie, indem aus ſolchen ſtarken Contraſten, wie ſie die neue franzöſiſche Bühne liebt, wol ein äußerlicher Effect, aber keine tiefere Wirkung hervorgeht. So zerſplittert ſich der dritte Act faſt in lauter Genrebilder; der Humus des ſlawiſchen Bodens treibt freiwuchernd allerlei Unkraut hervor, welches ein echter dramatiſcher Kunſtgärtner ausraufen mußte, um die Wege freizumachen, auf denen die Handlung ſelbſt ihren energiſchen Fortgang nimmt. Mit einem Wort, das realiſtiſch Genrehafte, das anekdotiſch Kleine, das culturhiſtoriſch Notizenmäßige verhindert durch ſein Ueberwuchern im Hebbel'ſchen „Demetrius" jene majeſtätiſch von innen heraus zu großen machtvollen Kriſen fortdrängende Handlung, welche in der Schiller'ſchen Compoſition in ihrem Schwung die Schauer fortgeriſſen und erſchüttert hätte.

Auf der andern Seite können wir aber Hebbel ebenſo wenig recht geben, wenn er meint, er habe durch dieſe Verſchiedenheit der Behandlungsweiſe ſich des Rechts begeben, von Schiller's „Grundidee" in ſeinem Drama zu ſprechen. Dieſe Grundidee iſt vorhanden, und diejenigen, welche von derſelben abgewichen ſind, haben ſich ſelbſt um die eigentlich tragiſche Wirkung gebracht! Hierzu hatte Hebbel zu vielen Kunſtverſtand. Demetrius durfte weder von Haus aus ein Betrüger, noch ein Betrogener ſein. Beides ſchloß in ſeiner Einförmigkeit nicht nur die dramatiſche Entwickelung aus, ſondern es rückte entweder die Geſinnung oder den Verſtand des Helden in ein für ſympathetiſche Theilnahme allzu ungünſtiges Licht. Sollte von einer echt dramatiſchen Peripetie in dem Stücke die Rede ſein, ſo mußte Demetrius, der in gutem Glauben ſeine Siegeslaufbahn beginnt, während derſelben erfahren, daß dieſer Glauben irrig und daß das Recht ihm nicht zur Seite ſtehe. Alle Dichter, welche dieſen „innern Bruch" im Demetrius mit in ihren Plan aufgenommen haben, alſo auch Hebbel, verleugnen die Schiller'ſche Grundidee nicht. Freilich hat Hebbel ſie in gänzlich abweichender Weiſe ausgeführt, ihr andere Verbindungen, eine andere Schlußwendung gegeben; doch der Angelpunkt der Compoſition iſt bei ihm und bei Schiller derſelbe.

Um die Verſchiedenheit der Ausführung in ihren Motiven zu begreifen, müſſen wir einen Blick auf den Charakter des Helden ſelbſt werfen, wie ihn beide Dichter geſtaltet haben. Schiller hat dem ſeinigen wenig mehr mitgegeben, als eine glühende und ſtürmiſche Jugendlichkeit, Kraft der Beredſamkeit und energiſches Erfaſſen ſeiner Zwecke. Der Hebbel'ſche Demetrius iſt aber eine durchaus edle, im beſten Sinne des Worts ritterliche Erſcheinung, ihn reißt nicht, wie den Schiller'ſchen, der Rauſch des Erfolgs gewaltſam mit ſich fort; er vergißt nicht gleich jenem über dem Zweck die Mittel; er ſteht auf dem Standpunkt echter Humanität und bildet den reflectirenden Chorus ſeiner eigenen Thaten; er iſt gleichſam ein Weltherrſcher wider Willen, und der Weg, den er wandeln muß, befremdet und entſetzt ihn oft. In der That hat ſich Hebbel's Talent hier in der Schöpfung dieſes Charakters concentrirt, der als eine menſchlich-edle, doch für die höchſten Wirkungen der Tragödie wol zu ſchwächlich angelegte Erſcheinung vor uns hintritt.

Auch Schiller hatte anfangs die Abſicht, den Charakter des Demetrius aus ſeinen, dem Prätendententhum vorausgehenden Anfängen zu entwickeln. Wenn er dies nicht gethan, ſo war darin nicht blos, wie Emil Kuh meint, ſeine Dichternatur ſchuld, welche die Darſtellung

in möglichst allgemeinen Zügen liebte, sondern wol die künstlerische Einsicht, daß eine bereits so reiche Handlung nicht noch ohne genügenden Grund weiter ausgedehnt werden dürfe, und er widerstand der Verlockung, welche die keineswegs uninteressanten Begebenheiten der Vorgeschichte auf eine schöpferische Phantasie ausüben mußten. Er wußte, daß eine Tragödie nicht ein bloßes Charaktergemälde sein dürfe und daß der alte Satz des Aristoteles noch Geltung habe, die Charaktere seien der Handlung wegen und nicht die Handlung der Charaktere wegen da. Hebbel dagegen legte den Hauptnachdruck in dieser Tragödie auf das Charaktergemälde und erweiterte so die Handlung über die Grenzen hinaus, welche für sie durch den Begriff der Tragödie festgesteckt sind. Wo Schiller die Handlung beginnen läßt, da beginnt sie in Wahrheit, und zwar bei diesem Dichter so machtvoll, mit einem so vollstimmigen historischen Pathos, daß die Größe dieser Vorgänge unmittelbar und hinreißend auf uns wirkt. Ohne diese Größe gibt es aber keine Tragödie. Die Reichstagssitzung ist eine der erhabensten und gewaltigsten Schöpfungen der Schiller'schen Muse. Wie klein erscheint dagegen alles, was Hebbel uns als Ouverture oder Introduction bietet — gegenüber einer Freske ein Pastellgemälde mit bunten Stiften geschickt componirt, nicht ohne geniale Züge, aber ohne historische Größe.

Demetrius tritt in der Liebesscene mit Marina stolz und hochstrebend auf, mit einem ritterlichen Sinn, der ihn über seine niedere Lebensstellung erhebt. Er ersticht den Edelmann, welcher ihn mit der Peitsche für seine Vermessenheit gegenüber dem Edelfräulein bestrafen will, wird zum Tode verurtheilt, aber befreit durch die Huldigung, welche die Vertreter des katholischen Klerus ihm, den sie zu ihrem Werkzeug ausersehen haben, als dem echten Demetrius darbringen. Das ist die Vorgeschichte, welche Schiller verschmäht und Hebbel für die dramatische Behandlung ausgewählt hat. Es liegt allerdings ein pikanter Contrast in dieser tiefen Erniedrigung, in welcher uns der später mit der Zarenkrone geschmückte Emporkömmling entgegentritt. Doch diese Contraste auszubeuten, entspricht der Würde der Tragödie nicht. Die Liebesscene mit Marina ist indeß mit dramatischem Talent componirt, indem sie keineswegs mit den Blüten lyrischer Empfindung ausgeschmückt ist, sondern alles in derselben darauf hinwirkt, den Charakter des Helden bestimmt und scharf hervortreten zu lassen:

Demetrius
(zieht eine Schleife hervor).
Hier ist die Schleife, die dir jüngst entfiel,
Du hast es nicht bemerkt, ich hob sie auf,
Damit sie nicht im Staub zertreten werde,
Doch fürchte nichts, sie wurde nicht befleckt,
Ich habe keinen Kuß daraufgedrückt,
Ich hab' sie nicht auf meiner Brust verwahrt,
Denn ich bin viel zu stolz in meinem Sinn,
Mir gegen deine Schleife zu erlauben,
Was ich nicht wagen dürfte gegen dich!
(Reicht sie ihr.)

Marina.
Behalt' sie nur!

Demetrius.
Als rothes Band, nicht wahr?
Es sei! Sowie ich dir den Hänfling fange,
Bringt er es dir an seinem Hals zurück,
Das hab' ich gleich beschlossen, als ich's fand,
Doch sind die Sprenkel auch noch heute leer.

Marina.
Du wunderlicher Mensch!

Demetrius.
Ich bin nun so;
Ich setz' mich lieber auf die nackte Erde,
Als auf den Stuhl des Bauern, trinke lieber
Aus hohler Hand, als aus dem Napf des Knechts,
Und such' mir lieber Beeren für den Hunger,
Als daß ich schwelge, wo der Bettler zecht!

Da alle einzelnen Züge und Striche der Vorgeschichte darauf berechnet sind, das Charaktergemälde des Helden bedeutsam herauszuheben, so liegt darin von selbst die Aufforderung, die weitere Ausführung desselben im Laufe des Stücks zu verfolgen. Demetrius ist kein Usurpator, der es als selbstverständlich annimmt, daß tausend Menschenleben für seine „gute Sache" hingeschlachtet werden. Er ruft aus:

Jeder Schuß
Trifft dich ins Herz, du fällst mit jedem Todten,
Und windest dich mit jedem Sterbenden!
Und ich, ich hätt' mich ferne halten sollen,
Anstatt mein Recht zu prüfen und dem Tod
Die nackte Brust zu bieten? Hütet Euch,
Mich umzurufen, wenn das grause Spiel
Sich wiederholt! Mir wird's in Ewigkeit
Kein Hahnenkampf, bei dem man nur den Preis
Der Wette überschlägt, doch nicht die Qualen
Der armen blinden Thiere! Und ihr lauft
Gefahr, daß ich zum Rückzug blasen lasse,
Wenn ihr mir wehrt, mich selbst mit einzusetzen,
Das kann man nur ertragen, wenn man's theilt.

Als man das Kind, das für das echte in der Nacht von Uglitsch hingewürgte Zarenkind gilt, aus der Gruft heraustragen will, da sagt Demetrius:

Es hat sich eingekauft mit seinem Blut!
Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten! Laßt die Todten ruhn!

Gewiß im Einklang mit dem edelmüthigen Charakter des Helden; aber doch nur ein anekdotischer Charakterzug, zu schwächlich für die Stelle, an der er steht, für den Schluß des dritten Acts, in welchem die Handlung der Tragödie ihren kritischen Höhenpunkt erreicht haben soll. Hier sündigt der Dichter offenbar aus Vorliebe für das charakteristisch Malende gegen ein Grundgesetz der dramatischen Technik. Ebenso edelmüthig weigert sich Demetrius, den hochverrätherischen Fürsten Schuiskoi zum Tode zu verurtheilen, und als er nun erfährt, daß er nicht der legitime Sohn des Fürsten Iwan, sondern der Bastardsohn desselben sei — wie Hebbel originell und abweichend von allen andern Autoren, die diesen Stoff behandelten, erfunden hat —, so geräth er nicht in Wuth, wie Schiller's Demetrius, im Gegentheil, er schützt die alte Frau vor einem Zornesausbruch seines Begleiters Mniczek, der mit dem Degen auf sie eindringt:

Denn seine Mutter schützt auch solch ein Sohn.

Er schlägt die Hände vors Gesicht, in tiefster Verzweiflung; und doch beklagt er's, daß dies sein Dank ist r die wiedergefundene Mutter. Dann aber faßt er den schen Entschluß, vor die Reichsbojaren zu treten, sich rem Gericht zu unterwerfen und sich dabei mit seiner rwissenheit zu entschuldigen:

Nein, nein, ich raste, wenn ich zögerte.
Noch bin ich rein, noch drückt mich keine Schuld:
Vom Todesblock, an dem ich willig kniete,
Riß man mich an den Locken wieder auf
Und zeigte, hoch in goldenem Gewölk,
Mir diese Krone als mein Eigenthum;
Es wäre feig gewesen, zu verzichten,
Als Iwan's Sohn hatt' ich ein Recht auf sie,
Ich griff nach ihr und zwang sie auch herab.
Jetzt seh' ich, daß ich ein Betrogener bin,
Was bleibt mir übrig, als sie wegzuwerfen,
Wenn ich nicht auch Betrüger werden will?
Drum rasch, damit die Stunde nicht entflieht,
Die mir zu dieser That nicht Freiheit läßt,
Dann spricht ein Feind, ein Schuiskoi selbst, mich los,
Ich aber steig' auf ein Kosackenpferd
Und reite heim, und bitte, da ich doch
Nicht wieder Vogelsteller werden kann,
Den Freund im rothen Mantel um den Streich,
Den er mir wider Willen schuldig blieb.

Und den Rathschlägen des Freundes, fortzuschreiten uf der einmal betretenen Bahn:

Erobern ist unendlich mehr als erben,
Und dem Erob'rer beugt die Welt sich gern —

ntgegnet er mit Worten, in denen der Geist echter Humanität waltet, wenngleich dieser philosophische Palmenweig kaum auf dem Baum einer rohen Cultur gewachsen nn kann, wie sie naturwüchsig hier aus blutgetränktem Boden emporsprießt:

Glaubst du, ich bin zu stumpf, um das zu fühlen?
So tief, wie du, und tiefer! Aber trifft's?
Im Donnerwagen über Berg und Thal
Einherzubrausen im Kometenglanz
Und, wie der fleischgewordne Geist der Erde,
Der sie und alle ihre Heimlichkeiten
Genauer kennt, wie seinen eignen Leib,
Auf Straßen, wie das Wild sie kaum erspäht,
Mit rothem Siegerschwert von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land zu ziehn und ganz zuletzt
Sich nach der Himmelsleiter umzuschaun:
Ja, das ist groß, das ist so göttlich groß,
Daß die Bewund'rung alles, selbst den Jammer
Des armen, menschlichen Geschlechts erstickt,
Und daß das Opfer jauchzt, indem es fällt!

Doch beschließt er, um die Freunde zu retten, die renmaske weiter zu tragen und Frieden und Gewissen opfern:

Ich bin der Kapitän auf einem Schiff,
Das scheitert, rasch ins sichre Boot mit euch,
Dann zünde ich die Pulverkammer an.

Leider sind vom letzten Act nur Fragmente erhalten. ie Hebbel die Katastrophe herbeigeführt haben würde, aus diesen Fragmenten nicht zu ersehen, wenngleich Schlußrede des vierten Acts darüber keinen Zweifel ist, daß er den edelmüthigen Charakter des Helden in sequenter Steigerung bis zu Ende des Stücks fortgeführt hätte. Ohne Frage ist dieser Demetrius eine ansprechende Zeichnung, welche unserm Gefühl wohlthut. Eine Parallele mit dem Schiller'schen Plan zeigt aber doch, wie viel tiefer und tragischer Schiller seinen Helden fassen wollte. Worin liegt die tragische Schuld des Hebbel'schen Usurpators, der sich vor den Bojaren mit seiner „Unwissenheit" entschuldigen will? Wol nur in diesem Uebermaß von Edelmuth, welches ihn treibt, die Rolle des Betrügers „eine Zeit lang" fortzuführen, nur um die Freunde zu retten. Doch eine tragische Schuld „auf Zeit" und mit „Vorbehalt", welcher sich der Held gewissermaßen bedingungsweise hingibt, hat keine vollgültige Berechtigung. Schiller's Demetrius dagegen sagt nicht von seiner Krone:

Jetzt seh' ich, daß ich ein Betrogener bin;
Was bleibt mir übrig, als sie wegzuwerfen,
Wenn ich nicht auch Betrüger werden will?

Im Gegentheil, das über den Schuldlosen hereinbrechende Fatum macht ihn zum Schuldigen; er nimmt den Kampf mit dem Schicksal auf, zu weit fortgeschritten auf der glänzenden Bahn, um zurückzutreten. Wozu das tückische Schicksal den Willenlosen verlockt — mit eignem stolzen Willen führt er es durch. Er nimmt den Dämon des Schicksals in seinen Willen, in seinen Charakter auf; das Fieber der Tyrannis packt ihn; in wildem Rausch erhebt er sich über sein Geschick. Er bringt den Erretter um, der ihm die Kunde von seiner Unechtheit bringt! Wie ganz anders, als der edle Demetrius Hebbel's, der von dem allen das Gegentheil ist und thut! Man kann es einem Dichter wie Hebbel immerhin hoch anrechnen, daß er auf das Excentrische und Wilde, welches viele seiner Tragödien, selbst den zweiten Theil seiner „Nibelungen" verunstaltet, im „Demetrius" verzichtete; man kann in diesem Streben nach sanfter Harmonie im Charakter des Helden einen Fortschritt begrüßen, und bedauern, daß ein immer noch nicht abgeschlossener Entwickelungsgang durch den Tod unterbrochen wurde. Dennoch muß man bekennen, daß er die Feuerzeichen des tragischen Genius, die in dem Schiller'schen Plan einen weithin leuchtenden Glanz verbreiten, in seiner posthumen Tragödie verwischt hat, zu Gunsten einer durch Edelmuth leicht hervorzurufenden Rührung, die aber den Blitz des tragischen Schreckens lähmt. Wir haben zwar neuerdings genug ästhetische Theorien gehört, denen zufolge die Dichter und ihre Helden durchaus edel, sittlich und tüchtig sein müssen — sonst wendet sich die zehnte Muse der literarischen Moral mit Entrüstung von ihnen ab. Gute Leute, wenn auch schlechte Musikanten! Hebbel selbst hat diesen Theorien flacher Mittelmäßigkeit, welche den Boden des Tragischen unterhöhlt haben und denen zufolge man die tragischen Meisterwerke aller Zeiten ins Feuer werfen müßte, nie gehuldigt. Dennoch liegt in dem Charakter seines Demetrius, gegenüber dem Schiller'schen, ein ungewolltes Zugeständniß an dieselben.

Auch die Composition der Hebbel'schen Tragödie vermögen wir nicht glücklich zu finden; sie wird durch die genrehaften Scenen zersplittert und zerrissen. Wie mächtig ist z. B. in dem Schiller'schen Plan die Steigerung in dem Eingreifen der Marfa in die Handlung, wie tritt da alles

groß und bedeutsam hervor von den ersten dithyrambischen Ergüssen der Mutter bis zu der schon im Plan meisterhaft arrangirten Begegnungsscene mit Demetrius, bis zum tödlichen Abschluß, zur Katastrophe, in welcher die Zarin den Sohn verleugnet. Solcher einfachen, großen Züge bedarf die Tragödie! Wie hat Hebbel schon durch das Einschieben der echten Mutter, dieser genrehaften dorfgeschichtlichen Figur, die Einheit gestört; wie hat er das rasche Verständniß erschwert durch diese kleinen verkünstelten Motive! Allerdings ist seine Marfa ebenfalls schärfer charakterisirt als die Schiller'sche; sie hat einen Hauch ihrer Epoche; ihre Seele krankt an den Reminiscenzen blutiger Tyrannei. Diese sich so an das Vorbild Shakspeare's anlehnende Charakterisirungsweise hat ihr gutes Recht; nur dürfen die großen Momente nicht unter der charakteristischen Kleinmalerei leiden! Die Scene zwischen Marfa und Hiob kann wol neben der Schiller'schen bestehen, wenngleich Hebbel nicht über den machtvollen Schwung des Tragöden und über jene Beredsamkeit gebietet, welche die beliebte gedankenlose Phrase gern als Rhetorik bezeichnet, während auf der Wucht dieses hinreißenden Pathos zu allen Zeiten die großen Wirkungen echter Tragödie beruht haben.

Doch wenn Hebbel z. B. durch eine Intrigue des Otrepiep eine Begegnung zwischen Mutter und Sohn herbeiführt, ehe der letztere sie wünscht, wenn die Entrüstung der Mutter *hierüber* in den Vordergrund tritt, während Demetrius in nicht minder edler Entrüstung sich gegen den Intriguanten wendet, so ist auf einmal der Schwerpunkt der Situation verrückt, der tragische Blitz abgelenkt; wir müssen mit dem Helden bedauern, daß die Begegnung zu früh und gegen seinen Willen herbeigeführt worden ist! Die Bedeutung des Moments ist durch die Schuld des Dichters abgeschwächt und wiederum gegen des Aristoteles wohlbegründete Regel die *Handlung* der *Charakteristik* geopfert!

Dies musivische Zusammenlegen dramatischer Steinchen läßt namentlich den dritten Act, welcher den Einzug des Demetrius in Moskau und die Scenen vor der Kaisergruft bringt, als eine nur genrebildliche Mosaik erscheinen, die dem Helden eine nur flüchtige anekdotische Bewährung gestattet. Der Küster selbst und andere „realistische Nebenfiguren" machen sich zur Unzeit breit. Zwar hat Hebbel mit Recht den Romanow und diejenigen Gestalten des Schiller'schen Plans, von denen wol anzunehmen ist, daß der Dichter sie nur als mögliche Varianten der Ausführung sich angemerkt und, genöthigt durch die künstlerische Oekonomie, von selbst beseitigt hätte, von Haus aus nicht mit in seine Composition aufgenommen; doch was er dadurch an Raum gewinnt, geht durch die eifrige Cultur des „slawischen Humus" wieder zu Grunde, aus welchem eine Episode nach der andern emporwächst.

Hebbel ist ein Autor, dessen dramatische Diction sich durch Prägnanz und Schlagkraft auszeichnet, sowie durch jene kühne Bildlichkeit, welche sich wie ein rother Faden durch unsere Kraftdramatik von Lenz und Klinger und Schiller's Jugendwerken bis auf Grabbe und seine Nachfolger hindurchzieht. Ohne Frage beruht die Eigenthümlichkeit ursprünglicher dichterischer Begabung darauf, daß sie in diesen Bildern wie mit innerer Nöthigung und in schöner Unvergeßlichkeit den Gedanken ausprägt, indem diese nicht als ein äußerlich angeklebter Zierath erscheinen, wie bei den formellen Talenten, welche sich solchen blanken Aufputz zusammensuchen, wo sie ihn finden. Dies letzte ist bei Hebbel nie der Fall. Dagegen liegt es in seiner Hinneigung zum Barocken und Paradoxen, daß auch seine Bilder bisweilen — wenn auch weit seltener als in den frühern Dramen — ans Geschmacklose streifen oder daß der hyperbolische Ausdruck auch an Stellen platzgreift, wo eine einfachere Ausdrucksweise angemessener erscheinen mußte.

Die obenangeführten Reden des Demetrius zeigen, wie edel, energisch und charakteristisch zugleich das Talent Hebbel's sich in der dramatischen Diction ausprägt, wenn der Hauch dichterischer Begeisterung seine Segel schwellt. Von genialer Schlagkraft sind Metaphern, wie die folgende:

Bin ich der Czarowitsch,
So setzen meine Fehler Kronen auf
Und hüllen sich in Purpurmäntel ein —

oder:

Die Krone wuchs ja nicht
Mit meinem Haupt zusammen —

oder:

Wie ein Brand,
Der keine Asche zeugt, sich zu bedecken,
Verglüht' er in der eignen Lauterkeit.

Originell und trefflich ist auch das folgende Bild:

Doch er hält fest, wie ein geborner Prinz,
Dem man die Namen seiner Länder schon
Auf seine ersten Ostereier schrieb,
Und der mit seinem Erbe kargt, weil er's
Von frühster Jugend auf sich Stück für Stück
Beim Buchstabiren in den Sinn geprägt.

Eine Eigenthümlichkeit der Schiller'schen Diction, die glänzende Antithese, die in Hebbel's frühern Dramen weniger hervortrat, findet sich häufig im „Demetrius". So sagt der Held zu Marfa:

Wie ich mein Reich erobre, Stadt für Stadt
Und Land für Land — so will ich dich erobern,
Wenn sich dein Herz nicht gleich mir öffnen kann;
Sonst wird die Mutterliebe *erst geschenkt*
Und *dann verdient* — ich will sie *erst verdienen*,
Vielleicht, daß du sie mir zuletzt *auch schenkst*!

Ueberhaupt ist die dramatische Sprache des „Demetrius" eines hervorragenden dichterischen Talents würdig, und ganz geeignet, die scharf ausgeprägte Eigenheit der Charaktere auszudrücken. Zum ersten male hat Hebbel einen streng historischen Stoff behandelt; denn die „Agnes Bernauer" war doch mehr ein Familiengemälde auf historischem Hintergrunde. Doch während uns die Composition nicht gelungen, allzu gesucht und verschnörkelt für den großen Gang des historischen Dramas erscheint, hat Hebbel's stets prägnante und geniale Ausdrucksweise durch die Würde und Getragenheit des Stoffs an Adel und Einfachheit gewonnen. Nimmt man hierzu den schlicht menschlichen Adel, den der Charakter des Haupthelden mit der

itterlichsten Consequenz bewährt, im Gegensatz gegen manherlei Verzwicktes und Paradoxes, von welchem die früern Helden Hebbel's selten frei waren: so muß man zueben, daß der „Demetrius" einen erfreulichen Wendepunkt n der Entwickelung des Dichters bezeichnet, welche noch mmer nicht abgeschlossen war. „Demetrius" ist übrigens in Torso, wie er vorliegt! Möglich, daß manche Schwähen der Composition von reiferer Ueberlegung beseitigt vorden wären!

Immerhin zeigt dies Drama von hohem künstlerischen Streben und von jener kräftigen dramatischen Muskulatur, welche mehr oder weniger allen Hebbel'schen Dichtungen igen. Wenn es auch von neuem lehrt, daß die historische Tragödie nur zu ihrer eigenen Gefahr in Deutschand von der durch Schiller's Genius gebrochenen Bahn ibtrat, um naturwahrer, culturhistorischer, realistischer, der wie man es nennen will, zu werden, so ist es doch uf der andern Seite so geistvoll und gedankenkräftig, aß es wol geeignet erscheint, die Trauer um den Verlust ines Dichters zu erneuern, dessen Fehler mehr Fehler er Ueberkraft als der modischen Schwäche waren — ein allzu grüblerischer Kunstverstand und eine Phantasie, die ich darin gefiel, das Abnormste zu bewältigen, weil sie ich die Kraft dazu zutrauen durfte.

Rudolf Gottschall.

„Die Regentschaft", von J. Michelet. *)

Michelet, der größte jetzt lebende Poet unter den Geschichtschreibern, schildert uns in diesem Werke die üppige Zeit der Regentschaft mit so lebhaften Farben, er gleitet so leicht, wir möchten sagen „beflügelt" über bald galante, bald grauenhafte Ereignisse hinweg, um nützliche Betrachtungen für die Gegenwart, geistreiche Folgerungen für die Zukunft daran zu knüpfen, daß wir das ernste Buch mit all dem Eifer, all der Spannung lesen, als besäßen wir noch das heitere Gemüth eines unbefangenen Kindes, vor dessen erstaunten Blicken sich die goldenen Wunder der Phantasie zum ersten mal entrollen.

Frankreich befand sich nach dem Tode des „großen Königs" in verzweifelter Lage; es war erschöpft an Geld, Kraft und Ruhm, denn Ludwig's XIV. Maitressen und Kriege hatten alles aufgezehrt. Eine Schuldenlast, die nach Milliarden zählte, ein frönmelndes, aber um so eifriger sündigendes Volk bildeten das unselige Erbe, das der Regent, Philipp von Orleans, für seinen minderjährigen Vetter, Ludwig XV., verwalten mußte. Und dazu kamen Hungersnoth, Pest und Empörungen, die das unglückliche Land eben in dem Moment mit verdreifachter Gewalt trafen, als es der Rettung am dringendsten bedurfte. Und diese Rettung ward ihm von drei Männern, deren großen, unleugbaren Verdiensten Michelet mit Wahrheitsliebe und Verständniß gerecht wird.

Der erste, nicht nur durch die Geburt hervorragendste dieser drei war der Regent selbst. Philipp von Orleans besaß alle Tugenden, die den Herrscher zieren. Unermüdlich fleißig und zugleich ein Freund der Wissenschaft, verband er Geist und Gewandtheit mit Gerechtigkeit und Großmuth. Fähige Männer aus dem „dritten Stande", wie damals alles hieß, was nicht Priester, Edelmann oder Soldat war, bevorzugend, sprach er zum Volke wie zu seinesgleichen, und brachte schon im Jahre 1789 eins der drei großen Worte der Revolution von 1793, „die Gleichheit", zur gesetzlichen Geltung, indem er den bis dahin unbestraft gebliebenen Uebermuth des französischen Hofadels in der Person seines jungen Verwandten, des Grafen Horn, blutig züchtigte und den ihn um Gnade für den Frevler Anflehenden die unsterblichen Worte zurief: „Das Schaffot ist keine Schande, wol aber — das Verbrechen!"

Und dieser Mann, der das „Verbrechen" so energisch verfolgte, war selbst ein Verbrecher — aus Liebe, und entsittlichte durch das blutschänderische Verhältniß, in dem er zu seiner schönen, üppigen, zeitweise sogar tollen Tochter, der Herzogin von Berri stand, ganz Frankreich. Die zweite Schwäche des Regenten bestand darin, niemand etwas versagen zu können. „Er war mit offenen Händen geboren", bemerkt Michelet mit kaustischem Witze, und so entschlüpften denn diesen Händen Gold, Ehrenstellen und zuweilen auch „auf Verlangen" Verhaftbefehle.

War nun der Regent der gutmüthigste, wenn auch nicht der beste Mann des Reichs, so war sein Minister Dubois der lasterhafteste, gleich häßlich an Leib und Seele, ein Kuppler, Possenreißer und Heiligthumsschänder, aber dieser „Coquin", wie ihn Michelet beharrlich nennt, rettete Frankreich, indem er die Verschwörung Cellamare's und der aufständischen Bretagne niederwarf, deren Plan dahin ging, Frankreich unter die Herrschaft des finstern spanischen Philipp V. zu bringen, unter die Zuchtruthe eines Fürsten, der nur dann lächelte, wenn die Flammen der Autos de Fé blutroth gen Himmel stiegen. Und dann verschaffte Dubois dem erschöpften Frankreich den Frieden, indem er mit dem ketzerischen England ein Trutz- und Schutzbündniß schloß, durch welches er dem gärenden, kriegslustigen Europa Ruhe gebot.

Der „dritte im Bunde" war der hochherzige Mann der „Idee", ein glänzender, schöpferischer Geist, der, dem Gott der Fabel gleich, über Frankreich einen goldenen Regen ergoß, indem er die Industrie hob, den Handel erweiterte und einen kurzen Augenblick „allmächtig" schien. Wir meinen den Schöpfer des „Systems", den Schotten Law de Laureston, der das finanzielle Wort: „Der Reichthum kann eine Schöpfung des Vertrauens werden!" zum Glaubensbekenntniß erhob.

Wir wollen sein, von dem der Geldkönige unserer Zeit so sehr verschiedenes Bild schon des Contrastes wegen hier zu zeichnen versuchen, und bedienen uns dabei der glänzenden Worte Michelet's:

War irgendeiner zu dem Ausspruch berechtigt: Ich bin ein Kind des Glücks! so war es Law. Fein, zierlich und weit schöner, als es einem Manne zukommt, besaß er jene wollüstige Grazie, die damals, wo die Frauen in Frankreich alles waren,

*) La Régence par J. Michelet. Paris 1865.

so viel galt. Es erschien sein Bild. Wozu?... Unzüchtig, nackten Halses und mit entblößter Brust sollte es wol die Liebe der rasenden Bacchantinnen der Börse erregen, um ihre ungezügelten Begierden zu fesseln?... Wer weiß es!... Vielleicht war es bestimmt, sie ... zum Kauf von Actien zu veranlassen. ... Law war wie Walter Scott von zweierlei Rasse — als Niederschotte geboren, lebte in ihm doch der Genius der Höhen, denn er war prachtliebend, uneigennützig und voll Phantasie. Von seinem Vater, dem Bankier, hatte er die sichere Berechnung, den Scharfsinn des Spiels, die Kraft, reich zu werden, und von seiner Mutter Hochherzigkeit und Begeisterung ererbt. Er aber, der zum großen Herrn und zum Dichter Geborene, schätzte nichts als die Idee, und ward so der Ossian der Bank...

In Holland hatte er die Macht des „Credits" kennen gelernt, und so gründete er denn in Frankreich eine Bank, die das Recht erhielt, „Actien und Papiergeld auszugeben". Law, stets bemüht, die „weder von Gott, noch von der Natur" begründete Herrschaft der Edelmetalle zu stürzen, schuf durch die Ausgabe der „Mississippiactien" ganz Frankreich zu einem ungeheuern Spielteppich um, an dem man, stets gewinnend, die Lehren Law's: „Gedanke für Gedanke, Vertrauen für Vertrauen, Papier für Papier" einsog und die „gemünzten" Metalle verachten lernte.

Naturgemäß war der Rückschlag, als sich diese glänzenden Utopien rächten, ein ungemein großer, und Law empfand dessen volle Schwere um so bitterer, als es eben Herzoge, Pairs und Fürsten waren, die er oft an Einem Tage bereicherte, und die nun durch die unkluge Hast, mit der sie ihre Papiere für Gold umzuwechseln suchten, den Sturz des „Systems" beschleunigten, unbekümmert, daß der „große Haufe" zu Grunde gehen und auf der Gasse verhungern mußte.

Law, der 1729 in dürftigen Verhältnissen zu Venedig starb, verließ Frankreich als Flüchtling und Bettler — er dachte zu sehr an andere, zu wenig an sich selbst, und trotz des vielen Guten, das er während der vier Jahre seiner Größe in Frankreich bewirkte, folgte seinem Sturze das Chaos, da es ihm an Zeit gebrach, seine Plane zu verwirklichen. Doch verhinderte er den „Staatsbankrott", verringerte das Heer der Beamten und setzte in Frankreich eine Besteuerung durch, die, leicht erschwinglich für Arme, die Reichen zwang, einen guten Theil ihres Einkommens an das Land wieder abzugeben, in dem sie es erwarben.

Der Regent hätte Law gern gerettet und wurde durch dessen erzwungene Flucht um so schmerzlicher berührt, als die Pest in Marseille wüthete, und die wenigen Gelder, die in den königlichen, oder vielmehr in den Staatskassen vorräthig waren, nicht hinreichten, „dem guten Volk von Marseille" Hülfe zu bringen, und es in Frankreich seit Law's Sturze an jedem finanziellen Genie fehlte. Um sich zu zerstreuen, da er inzwischen auch seine Lieblingstochter Berri durch den Tod verloren, ergab sich der Regent den rohesten Ausschweifungen und dem ekelhaftesten aller Laster, der Trunkenheit. Doch hinderte ihn dies nicht, mit Dubois fleißig zu arbeiten und sich um die Erziehung seines königlichen Mündels ernstlich zu kümmern, die von dem schwachen Fleury und dem hochmüthigen Villeroy eben nicht am besten geleitet wurde.

In die Zeit der Regentschaft fällt auch die Entdeckung und Einführung des Kaffees; durch sie wurde Frankreich und besonders Paris der Mittelpunkt des geistreichsten Geplauders, das, flüchtig und blendend, alles umfaßte, und dessen Abglanz aus den Memoiren des ernsthaften Herzogs von St.-Simon uns gedämpft entgegenstrahlt.

Der Regent, der 1721 den Tod seines Freundes, des Malers Watteau und, am 10. August 1723, den des „Coquin" Dubois erfahren mußte, fühlte sich nun sehr vereinsamt. Freundschaft und Liebe waren dahin, und nichts konnte ihn mehr erfreuen. So war es denn für ihn beinahe ein Glück zu nennen, daß er am 2. December 1723 rasch und unerwartet starb, wie ein Licht erlöscht, das ein Windhauch ausblies.

Um 6 Uhr abends ließ er seine Maitresse, Frau von Falari, kommen, trank eine Tasse Thee und plauderte mit ihr. Plötzlich fragte er sie: „Glaubst du, daß es Hölle und Paradies gebe?" — „Ohne Zweifel, Monseigneur" — „Dann mußt du dich sehr unglücklich fühlen, da du genöthigt bist, ein solches Leben zu führen." — „Gott ist barmherzig, Monseigneur!"

Da wurde der Regent nachdenklich und lehnte sein Haupt an die Schulter der Falari, um — es nie wieder zu erheben. Die Falari meinte, er scherze und begriff nur mühsam die entsetzliche Wahrheit, daß er todt sei.

Umsonst widerhallte Versailles von ihren Klagen — man ließ die entseelte Hülle des Regenten allein und unbewacht, denn alles drängte sich zu dem jungen König, der trotz seiner Fühllosigkeit Thränen um seinen „besten Freund" vergoß.

Und so kamen mit Fleury die Schwäche, mit dem Herzog von Burgund und der Frau von St.-Prie die maßlose Habsucht und mit Ludwig XV. die Heuchelei und die Sinnlichkeit zur Herrschaft, und bereiteten die Ereignisse vor, die erst 1793 mit dem blutigen Sturz des französischen Königthums ihren erschütternden Abschluß fanden.

4.

Feuilleton.

Der Kalender Schiller's.

Die Tochter Schiller's, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, hat „Schiller's Calender vom 18. Juli 1795 bis 1805" (Stuttgart, Cotta, 1865) herausgegeben, jedenfalls eins der naivsten Erzeugnisse der Schiller'schen Feder, welches mit der anheimelnden Sprache der Thatsachen uns in die große und kleine Welt unsers ersten Dramatikers einführt. Zu jener, zur Welt seiner unsterblichen literarischen Thätigkeit, finden wir die interessantesten Glossen in den Anmerkungen über die Data, wann er an seine großen Tragödien gegangen und wann er dieselben vollendet, sowie in der genauen Angabe der Correspondenz, der empfangenen und abgesendeten Briefe. Der

aber die kleine häusliche Welt des Dichters betrifft, so fallen recht trauliche Streiflichter auf seinen weimarischen Haushalt, der denn doch ein gewisses Behagen athmete, welches dem Sänger der Freude im Dorfhause von Gohlis ferne lag. Ein großer Mann, der seiner Nation theuer ist, kann dadurch nicht verkleinert werden, daß wir seine Ausgaben und Einnahmen, seinen Vermögensbestand, seine Toilettengeheimnisse erfahren. Auch das Kleinste ist uns werth, was den Abglanz einer uns liebgewordenen Persönlichkeit trägt. Es gibt zwar für den Kammerdiener keinen Helden; doch dies gilt nur dem Lebenden gegenüber. Nach der Verklärung durch den Tod wird auch das Unbedeutendste durch die Pietät geheiligt. Die beiden Hauptrubriken des Kalenders sind eigentlich der Correspondenz gewidmet, welcher nur kleine Noten aus dem Finanzbudget beigefügt sind und welche später durch die Angabe des weimarischen Theaterrepertoire ergänzt wird. Goethe, Körner und Cotta stehen unter den Correspondenten Schiller's in vorderster Reihe. Unter den übrigen finden wir Humboldt, Göschen, Unger, Kosegarten, Voigt, Iffland, Steigentesch, Schelling, Matthisson und andere Buchhändler, Schauspieler, Gelehrte und Dichter, abgesehen von der Familiencorrespondenz. Nach dieser Seite hin gibt der Kalender ein geeignetes Regulativ für die veröffentlichten Briefsammlungen zur Correctur etwaiger falscher Daten, eine Art synchronistischer Tabelle für den gesammten Briefwechsel Schiller's.

Für die Chronik der Schiller'schen Dramen ist er von gleicher Wichtigkeit; wir wollen die Hauptdaten, die hierauf Bezug haben, mittheilen. Schiller notirt, daß er am 22. October 1796 an den „Wallenstein" gegangen sei, denselben am 17. März 1799 für das Theater beendigt und in allem 20 Monate voll mit sämmtlichen drei Stücken zugebracht habe. Am 17. April 1799 wurden die „Piccolomini", am 22. „Wallenstein" zum ersten mal aufgeführt, sodaß das Einstudiren den Zeitraum von 14 Tagen nicht überschritten haben kann. Am 24. Juli 1799 hatte Schiller den ersten Act der „Maria Stuart" beendet, am 26. August (also im Laufe eines Monats) den zweiten; am 11. Mai 1800 hat er die Schauspieler bei sich gehabt und vier Acte der „Maria Stuart" vorgelesen, am 9. Juni 1800 die „Maria Stuart" beendigt. Wie sie dann am 14. zum ersten male gespielt werden konnte, erscheint freilich räthselhaft, wenn man nicht annimmt, daß die vier ersten Acte einstudirt wurden, während Schiller noch am fünften arbeitete. Jedenfalls war Goethe für seinen Freund Schiller ein so prompter Theaterintendant, wie ihn sich nur ein deutscher dramatischer Dichter wünschen kann.

Am 1. Juli 1800 beginnt Schiller die „Jungfrau von Orleans" und beendigt sie am 16. April 1801. Die „Braut von Messina" vollendete Schiller am 1. Februar 1803. Den „Wilhelm Tell" begann er am 25. August 1803, sandte am 23. Januar 1804 an Iffland den ersten Act und das Rütli, am 6. Februar den dritten und vierten, am 13. den Rest des vierten und den Anfang des fünften Acts und beendigte ihn am 18. Februar, sodaß die vier letzten Acte des „Tell" wol von Schiller's spätern dramatischen Productionen am raschesten und gleichsam in einem Wurfe durchgeführt worden sind.

Von Interesse ist das Verzeichniß der Stoffe, auf welche Schiller zum Zweck einer dramatischen Behandlung sein Auge gerichtet hatte; wir lassen dasselbe hier folgen:

„Die Maltheser. Tragödie. — Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug. Sigismund's Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers. — Narbonne oder die Kinder des Hauses. — Der Hausvater. — Verschwörung gegen Venedig. — Sicilianische Vesper. — Aggrippina. Tragödie. — Die Begebenheit zu Famagusta. — Warbek. — Die Polizei im Schauspiel. — Themistokles. Tragödie. — Gräfin von Flandern. Schauspiel. — Gräfin von S.-Geran. — Die Flibustier. Schauspiel. — Bluthochzeit zu Moskau. — Das Schiff. — Henri IV. oder Biron. — Charlotte Corday. Tragödie. — Rudolf von Habsburg. — Heinrich der Löwe von Braunschweig. — Der Graf von Königsmarck. — Monaldeschi. — Rosamund. — Die Braut der Hölle. — Elfride."

Zwei von diesen Stoffen gehören der ältern deutschen Kaisergeschichte an: Rudolf von Habsburg und Heinrich der Löwe; doch drängte Schiller's Instinct mehr nach Stoffen der neuern Geschichte. Interessant ist es, daß Schiller sich auch „Charlotte Corday" notirt hatte, ein später oft behandelter Stoff, der aber damals noch der „Zeitgeschichte", man könnte sagen, der Gegenwart angehörte. Es war dasselbe, wie wenn ein heutiger Autor ein Ereigniß aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849 dramatisiren wollte. Einzelne dieser Stoffe sind später mit Glück dramatisch behandelt worden, z. B. Monaldeschi von Laube.

Die häusliche Welt Schiller's wird uns durch häufige Anführung von Einnahmen und Ausgaben, durch einige sogar für die Zukunft projicirte Jahresbudgets und durch mancherlei Register illustrirt. Leider fehlt es auch nicht an einigen Recepten und an der Notiz, daß für einen Aderlaß durch den Barbier ein halber Thaler entrichtet worden. Das Jahresbudget Schiller's wird durch den folgenden Etat, der mit der Genauigkeit eines Finanzministers entworfen ist, am besten erläutert:

Ich brauche

Wirthschaft	480
Zucker, Kaffee, Thee	60
Wein 6 Eimer à 24 Rthlr.	160
Holz, 16 Klafter	110
Lichter 125 Pf.	30
Lohn und Neujahr	100
Mama	76
Kinder Unterricht	36
Kleider in allem	175
Für mich und extra	70
facit	1300

Ich empfange

Fixe Besoldung	570
Jährlich ein Stück	650
Interessen von 2000 Rthlr.	80
	1300

Mit erlaubter Neugierde werfen wir nun noch einen Blick in den Weinkeller und in den Kleiderschrank Schiller's und finden, daß beide wohlbestellt und mit einem ganz behäbigen Inventar versehen sind.

Weinvorrath vom 30. Juni 1804.

	Ganze	Bouteil.	halbe.
Malaga	61		
Bourgogne	35		
Champagne	22		
Weißer Portwein	10		
Muscaten	4		
Leistenwein	2		
Ruster	17		
Oedenburger	6		
Frankenwein	34		
Falerner			4
Rum	5		

am 7. Juli 1 Eimer Burgunder von Ramann 39 Rthlr.
am 17. Juli ½ Eimer desgleichen.
am 29. September 1 Eimer dito.
1 Eimer Frankenwein von Niethammer.

Der Kleiderschrank und die Wäschekommode aber weisen folgende Nummern auf, bei denen Röcke, Hosen und Westen in stattlicher Vollständigkeit vertreten sind und bei denen auch die Degen, die seidenen Strümpfe und Schuhschnallen nicht fehlen:

„33 bunte Schnupftücher, 37 Hemden, 3 ganze Halstücher, 4 halbe Halstücher, 8 Halsbinden, 8 steife Halsbinden, 14 weiße

Schnupftücher, 22 Paar Strümpfe, 2 Paar weißseidene Strümpfe, 5 Paar buntseidene Strümpfe, 5 Paar wollene Strümpfe, 1 wollenes Kamisol, 2 Barchentwesten mit Aermeln, 3 Mützen, 2 Paar barchente Unterhosen, 2 Paar leinene Unterhosen, 1 Paar Multum Unterhosen, 1 Schlafrock, 1 Pudermantel, 3 Hüte, 3 Paar Stiefel, 4 Paar Schuh, 1 Paar Halbstiefel, 1 Paar Sporen, 1 Paar Schuhschnallen, 2 Degen, 1 Muff, 1 Chapeau-bas Hut, 1 Paar Ueberschuh, 4 Paar Handschuhe, 10 Röcke, 3 Oberröcke, 1 Pelz, 1 Mantel, 3 schwarzseidene Hosen, 1 Paar schwarze Tuchhosen, 2 Paar manchesterne Hosen, 1 Paar grüne Hosen, 5 Paar Nanquing Hosen, 2 Paar schwarze Zeughosen, 1 Paar lederne Hosen, 4 gestickte Westen, 1 noch nicht gemachte gestickte Weste, 2 schwarze Westen, 4 seidene Westen, 1 roth gestreifte Weste, 2 weiße Westen, 2 Winterwesten, 1 Sommerweste ohne Taschen."

Die Ausdauer und Pünktlichkeit, mit welcher Schiller zehn Jahre lang diesen häuslichen und Geschäftskalender ohne Unterbrechung durchführte, zeigt, wie weit der weimarische Hofrath die Sturm- und Drangepoche seiner Jugend hinter sich liegen hatte. Denn der Dichter der „Räuber" hätte zu dieser pünktlichen Abrechnung mit dem täglichen Leben nicht die nöthige Ruhe besessen, so leicht es ihm geworden wäre, das Inventar seiner Garderobe zu entwerfen. Das Werkchen ist ein schätzbarer Beitrag zur Schiller-Literatur, weil es bestimmte, häuslich statistische Daten bringt, und — facta loquuntur!

Deutschlands Balladen- und Romanzendichter.

Welchen reichen Schatz an Balladen und Romanzen die deutsche Literatur aufzuweisen hat, das beweist das dreibändige, jetzt in vierter Auflage erscheinende Werk von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter" (3 Bde., Würzburg, Verlag des Verfassers), eine ausnehmend fleißige und reichhaltige Arbeit, in welcher namentlich der Poesie der Gegenwart Rechnung getragen ist. Durch biographische und kritische Notizen, durch ein ansehnliches literarhistorisches Material werden die einzelnen Dichter illustrirt, mit deren Würdigung, sowie mit der vom Verfasser ihnen angemessenen Rangstellung wir im ganzen nur übereinstimmen können. Nur die chronologische Epochenbildung, welche Hub der Eintheilung seines Werks zu Grunde gelegt, erscheint etwas unklar. Der erste Band behandelt die ältere und neuere Zeit, die Classiker und Romantiker; doch finden wir hier schon Dichter wie Leopold Schefer; der zweite Band die neuere und neue Zeit, namentlich die schwäbische Dichterschule, Heine, Simrock und Mosen; der dritte Band soll die Gegenwart behandeln. Die Uebergänge zwischen diesen Zeitabschnitten sind allzu fließend, um eine scharfe Sonderung zu ermöglichen.

Lieferungsromane.

Während der Roman bei uns in Deutschland im Durchschnitt nur auf das Publikum der Leihbibliotheken und auf die gebildeten Freunde des Autors rechnet, erscheinen neuerdings immer häufiger die großen Lieferungsromane, welche sich ganz unmittelbar an den Lesehunger der großen Massen wenden und einen schleunigen Genuß der ersten Heftchen möglich machen, während die letzten noch in der Presse seufzen. Es ist dies meistens eine Literatur, welche der Kritik ein Schnippchen schlägt und sich um die sogenannte Literaturgeschichte auch nicht im entferntesten kümmert, aber in ihrer unscheinbaren Gestalt, Heft für Heft, in die Ateliers und Boudoirs schlüpft. Denn daß auch unsere vornehmsten Damen die Romane von Retcliffe früher und eifriger gelesen haben, als etwa die von Gutzkow, das ist eine unbestreitbare Thatsache. Natürlich müssen die Lieferungsromane, die ausnahmsweise Form ihres Erscheinens auch durch ausnahmsweise Eigenschaften rechtfertigen und das Publikum von Haus aus in eine etwas erhitzte Temperatur fieberischer Spannung versetzen, die von Heft zu Heft bis zur Glühhitze zunimmt. Es liegt uns eine beträchtliche Zahl solcher „Lieferungsromane" vor, deren Titel bereits zeigen, weß Geistes Kinder sie sind.

John Retcliffe läßt in Lieferungen: „Das schwarze Buch von Berlin" (Leipzig, G. Purfürst, 1865) erscheinen. Der Autor von „Sebastopol", „Nena Sahib", „Villafranca" hat hier nicht Gelegenheit zu exotischen Malereien, in denen seine üppige Phantasie schwelgte; er muß sie daher durch starke narkotische Elemente aus der „Gegenwart" ersetzen, Criminalgeschichten, politische Intriguen, vor allem aber durch die Rubriken eines Mucker- und Adamitenthums, durch welche die Phantasie in stoffartigster Weise gereizt wird; es sind neue Mysterien von Berlin, welche der Autor schreibt.

Aehnliche Lieferungsromane sind: „Die Sirenen von Paris", Roman aus dem Leben unserer Tage von Eugen Noret (Berlin, Weyl u. Comp., 1865); „Der Fluch des Hauses oder der Finger Gottes", romantische Erzählungen von C. Harrison (Berlin, Weyl u. Comp., 1865). Hier wird mehr im Schauerlichen gearbeitet — alle diese Werke vertreten den frühern Verlag von Fürst in Nordhausen und Basse in Quedlinburg. Nur in der äußern Erscheinung und im Titel hat die Schrift von Ottfried Mylius „Geheimnisse der Bastille" (Stuttgart, Ebner, 1865) Aehnlichkeit mit dem „Schwarzen Buche von Berlin"; sie ist ein Auszug aus den französischen Memoiren und macht auf historischen Fleiß Anspruch und auf das Interesse, welches die Enthüllung geheimnißvoller Thatsachen dem Forscher und Leser gewährt.

Zur mittelalterlichen Hymnologie.

Wir fanden kürzlich einige für die Literatur des altdeutschen Kirchenliedes interessante und werthvolle Beiträge in einer Gelegenheitsschrift, wo man sie gerade nicht sucht und wo namentlich diejenigen sie nicht suchen werden, die sich mit dem Gegenstande besonders beschäftigen. Wir wollen daher mit einigen Worten darauf aufmerksam machen und zugleich für andere einiges über den Gegenstand selbst bemerken. Jene Gelegenheitsschrift verdanken wir dem Professor Delitzsch in Erlangen, der sie unter dem Titel: „Das große Gebet der drei schweizerischen Urcantone" (Leipzig, Dörffling und Franke, 1864), als Gratulationsschrift dem Professor Nobbe in Leipzig bei dessen Amtsjubiläum am 20. October 1864 gewidmet hatte. Die Schrift enthält zunächst das sogenannte „große Gebet", zu dem früher die drei Länder Schwyz, Uri und Unterwalden in allen Landesnöthen ihre Zuflucht nahmen und welches von alters her „für eine jegliche nothwendige Sach der Christenheit" in den drei Waldstätten gebetet ward. Aber man kannte dieses Gebet bisher nur in einem modernisirten Texte, z. B. in einer schweizer Druckausgabe vom Jahre 1777, wo nicht nur die Sprache in das damals übliche Schriftdeutsch übersetzt ist, sondern wo auch das Gebet selbst in einer andern, nach damaligem Geschmack verschönerten Fassung enthalten ist, und wobei das altkatholische Gepräge eine specifische tridentinisch-katholische Tendenz angenommen hat. Neuere Druckausgaben haben den Text noch mehr modernisirt. Dagegen hat Delitzsch den Urtext in einer alten Pergamenthandschrift in der Schweiz aufgefunden, und aus dieser gibt er das merkwürdige umfängliche Gebet in seiner Urgestalt heraus, wie es „kaum noch einmal irgendwo in der Schweiz zu finden und nie bisher veröffentlicht worden ist". Die Handschrift ist aus dem Jahre 1575, aber das Gebet selbst soll aus dem 13. Jahrhundert herrühren. Der Schriftcharakter ist feste, zierliche deutsche Currentschrift, der Sprachdialekt dagegen ist alemannisch und unterscheidet sich nicht wesentlich von der Sprachform in den Schriften Zwingli's und Egidius Tschudi's. Im einzelnen besteht es aus 130 Strophen, und führt in diesen das Ganze der heiligen Geschichte vor der Gemeinde vorüber. In seiner altkatholischen Gestalt hat es das Gepräge großartiger sinnvoller Einfachheit, wenn es die ganze Christenheit umfaßt; nur in der gehäuften Verwendung des Vaterunsers und in der der katholischen Anschau-

ung eigenthümlichen Stellung der Maria und der Heiligen versetzt es, bei aller Schönheit und Sinnigkeit seines wesentlichen Inhalts, gleichwol das evangelische Bewußtsein. Uebrigens ist das Gebet selbst noch vor 20 Jahren in der Schweiz in Gebrauch gewesen, aber jetzt wenig mehr bekannt. Außerdem enthält die erwähnte Pergamenthandschrift auch noch eine bisher unbekannt gebliebene altdeutsche Uebersetzung des alten Kirchenliedes, das später ein beliebtes Kriegslied geworden: „Media in vita" (nach Luther's bekannter Uebersetzung: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen"), jedoch in einer reimlosen Gestalt. Auch sonst theilt die Gelegenheitsschrift Delitzsch's noch manches Hymnologische mit, was wir jedoch hier nicht weiter erwähnen; wir verweisen auch dafür die Hymnologen an die Schrift selbst.

Die Alliteration in der mittelhochdeutschen Dichtung.

Die Alliteration, der Stabreim, war bekanntlich vor Einführung des Endreims unserer heimischen Poesie eigenthümlich und hat sich bis auf den heutigen Tag sowol in sprichwörtlichen Redensarten wie in der Kunstdichtung erhalten, die sich gerne dieses Mittels zum Schmucke und zur Malerei bedient. Je weiter wir auf dem Gebiete volksthümlicher Dichtung zurückgehen, desto mehr werden wir Anklänge und Reminiscenzen an jenen ursprünglichen Gebrauch finden, und so darf es nicht wundernehmen, daß auch das Nibelungenlied eine große Anzahl Alliterationen aufzuweisen hat. Diese jedoch so zu deuten, als seien sie formale Reste des ursprünglichen Liedes, aus denen dann das große Gedicht entstanden sein soll, scheint uns eine sehr äußerlich aufgefaßte Annahme zu sein. O. Bilmar hat vor zehn Jahren, als die Nibelungenfrage an der Tagesordnung war, in einer Dissertation diese Reste der Alliteration im Nibelungenliede benutzt, um zu Gunsten der Ansicht Lachmann's zu entscheiden. Gegen dieses sehr zweifelhafte Ergebniß wendet sich eine kürzlich erschienene Schrift von Ignaz Zingerle: „Die Alliteration bei mittelhochdeutschen Dichtern" (aus den Sitzungsberichten der wiener Akademie), welche darzuthun versucht, daß einmal die Alliteration vielfach rein zufällig erscheint, und zweitens, daß man sich ihrer auch in andern Dichtungen mit Absicht bediente. Eine Untersuchung, wie Zingerle seine Arbeit selbst nennt, möchten wir nicht in dieser Zusammenstellung einzelner Vorkommnisse sehen, da die Gesichtspunkte, von denen aus die einzelnen Arten betrachtet werden, nicht tief und wissenschaftlich genug gehalten sind. Zingerle hat ein großes Geschick zu solchen Zusammenstellungen, und auch diesmal bleibt ihm das Verdienst ungeschmälert, mit einem wahren Bienenfleiße gesammelt zu haben. Aber er hat nur Stoff geliefert, aus dem sich etwas viel Gediegeneres hätte machen lassen, wenn seine Auffassung einer volksthümlichen und künstlerischen Erscheinung nicht eine so trockene und leblose gewesen wäre.

Bibliographie.

Acten der Universitäten und der Geistlichkeit Deutschlands in der Schleswig-Holsteinischen Landessache. 1ste Abth. Die Universitäten. Kiel, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Annexions-Politik. Ein Vortrag. Erlangen, Enke. Gr. 8. 3 Ngr.

Appell, J. W., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Neue vertiefte und vermehrte Ausg. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Baumgärtner, H., Die Naturreligion oder Was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiöser Begriffe. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Bechstein, L., Thüringens Königshaus. Sein Fluch und Fall. Erzählendes Gedicht in 6 Gesängen. Aus dem Nachlasse des Dichters. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dramaturgische Blätter. Ein Organ zur Förderung und Hebung der dramatischen Poesie und ihrer Darstellung durch die Schauspielkunst. Herausgegeben von H. Th. Rötscher. 1ster Jahrgang. 1865. 4 Hefte. Dresden, Meinhold u. Söhne. 4. 2 Thlr.

Botum, H., Das Zeugniß ein Flüchtlings von Ost-Tennessee. Philadelphia. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Brandes, H. A., Ausflug nach Spanien im Sommer 1864. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Cassel, P., Die neueste Zählung der Einwohner Berlins. Eine kirchliche Anmerkung. Berlin. 8. 2 Ngr.

Deyn, J., Weiberlist. Roman. Aus dem Norwegischen von H. Helms. 2 Bde. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diefenbach, L., Novellen. Der Cyclus. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dobler, F., Ueber den Einfluß des Genius der alten Literatur auf den Entwickelungsgang der deutschen Literatur. Straubing, Schorner. 1864. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dufresne, J., Des Königs Mordgehülfe. Historischer Roman nach dem Französischen. 1ste bis 10te Lieferung. Berlin, Sacco Nachfolger. 8. à 3 Ngr.

Eckardt, L., Gefallene Würfel. Novellen. 1ster Bd. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hackländer, F. W., Der verlorene Sohn. Lustspiel. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Hansa. Zeitschrift für deutsches Seewesen. Redigirt von G. Schuirman und G. Thaulow. 1ster und 2ter Jahrgang. 1864 und 1865. Hamburg. Gr. 4. Vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

Helfferich, A., Der culturgeschichtliche Sinn der altböhmischen Sagenwelt. Prag, Credner. Gr. 8. 12 Ngr.

Henke, E. L. T., Caspar Peucer und Nicolaus Krell. Zur Geschichte des Lutherthums und der Union am Ende des 16. Jahrhunderts. Marburg, Elwert. Gr. 8. 10 Ngr.

Hofstätter, J., Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. 3tes Bdchn. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 26 Ngr.

Dr. Johann Jacoby vor dem Criminalsenate des Kammergerichts. Am 9. Januar 1865. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Lubojatzky, F., Röschen, des Pfarrers Tochter von Taubenheim. 1ste bis 6te Lieferung. Löbau, Walde. 8. à 2 Ngr.

Mallet, F., Altes und Neues. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Meißner, A., Lemberger und Sohn. Eine Prager Judengeschichte. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Ottfried, Schubert-Novellen. 6 Blätter aus dem Liederkranze des unsterblichen Meistersängers. 2e unveränderte Aufl. Innsbruck, Wagner. 8. 15 Ngr.

Ritter, H., Ernest Renan über die Naturwissenschaften und die Geschichte, mit den Randbemerkungen eines deutschen Philosophen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Rückert, F., Gedichte. Auswahl des Verfassers. 14te Aufl. Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Scherr, J., Studien. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Schmidt, A. v., Einige Notizen über die Insel Runo. Dorpat. 1864. Lex.-8. 8 Ngr.

Schötter, J., Johann, Graf von Luxemburg und König von Böhmen. 2 Bde. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 3 Thlr.

Schürmann, A., Leipzig als Centralpunct des deutschen Buchhandels. Leipzig, Reusche. 8. 5 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Gesammelte Romane. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Vierter bis sechster Band. Kleinere Erzählungen. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Die Sclaverei in den Südstaaten Nordamerika's. Dargestellt von einem katholischen Missionär. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. 8. 7½ Ngr.

Tanner, A., Ueber das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung. Luzern, Gebr. Räber. 1864. Gr. 8. 12 Ngr.

Thumser, Zur Offenbarung der Welt-Ordnung, hier Entstehung, Drehung und Mehrung der Weltkörper. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Trennung der Schule von der Kirche. Wenigen-Jena, Hochhausen. Br. 8. 10 Ngr.

Ule's, O., ausgewählte kleine naturwissenschaftliche Schriften. 1stes Bdchn. Die Chemie der Küche. 1stes Heft. Halle, C. Schwetschke. 8. 6 Ngr.

Vambéry, H., Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand ausgeführt im Jahre 1863. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Venedey, J., Das Grundübel im National-Verein. Lahr, Schauenburg u. Comp. 8. 5 Ngr.

Vogel, E. G., Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Geschichtschreibers Joh. Mich. Brutus. Meißen. 1864. Gr. 8. gratis.

Werner, A., Der wahre Fortschritt. Randglossen eines Unparteiischen zu den Militärfragen der Gegenwart. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Cadetten-Geschichten. Allen Cadetten die es sind und die es waren gewidmet. Berlin, Gerschel. 8. 25 Ngr.

Wolzogen, A. Freih. von, Rafael Santi. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 Ngr.

Yonge's, Miß, Schriften. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Thl. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Zahn, A., Die Zöglinge Calvin's in Halle an der Saale. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zarański, S., Der Geschichtsunterricht auf Grundlage der Geschichtschreibung. Wien, Typogr.-liter.-artist. Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Religiöse Zeitfragen, unparteiisch beurtheilt von einem Laien. Tübingen, Ostländer. Gr. 8. 4 Ngr.

Ziethe, W., Simon Petrus. Ein apostolisches Lebensbild in Predigten. 1ster Theil. Berlin, Fünfhausen. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zöllner, J., Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung. Eine physikalische Technologie. Leipzig, Spamer. Lex.-8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von drei Mühlen.

Ländliche Geschichten von

Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 2 Thlr.

Wie Wolfgang Müller in den „Vier Burgen" aus der Stellung des Landadels zur modernen Zeit und ihren Forderungen den Stoff theils ergötzlicher, theils ernster, immer aber das Interesse des Lesers fesselnder Erzählungen schöpfte, so bietet das vorliegende Buch aus dem einfachen Leben der Dorfbewohner nicht minder unterhaltende und anschauliche Geschichten. Auch hier bewährt der „Rheinische Chronist" wieder seine feine Charakterzeichnung, sein reiches Erfindungstalent und seine Kunst, die Natur wie das Menschenleben von den liebenswürdigsten Seiten zu erfassen und darzustellen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Zum stillen Vergnügen.

Künstlergeschichten.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese neuen Künstlergeschichten des beliebten rheinischen Schriftstellers — „Zum stillen Vergnügen" nach dem Schilde eines Wirthshauses benannt, in dem fast nur Maler, Musiker und Poeten Einkehr zu halten pflegen — tragen denselben Charakter gemüthlichen Humors und ansprechender Natürlichkeit, der in Wolfgang Müller's frühern Schriften vorherrscht und ihnen so zahlreiche Freunde erworben hat.

Vier Burgen.

Deutsche Adelsgeschichten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anmuth der Erfindung, leichte, gefällige Darstellung, und vor allem ein frischer, ungekünstelter Humor sind die Vorzüge, wodurch diese Erzählungen sich der Lesewelt empfehlen. Der halb heitere, halb tragische Widerspruch mittelalterlicher Adelstradition gegenüber dem modernen Zeitbewußtsein und beider Versöhnung durch die Liebe lieferte den Stoff, aus dem die poetische Laune des Verfassers eine Reihe lebenswahrer, anziehender Scenen und Bilder gestaltet hat.

Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 9 Ngr.

Erster Band. **Karl Immermann und sein Kreis.** 1 Thlr. 24 Ngr. Zweiter Band. **Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend.** 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet in diesem Werke dem deutschen Publikum culturgeschichtliche Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst: im ersten Bande eine in Novellenform gekleidete Lebens- und Charakterskizze Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Münchhausen" ein Liebling von Tausenden geworden ist, nebst einer Porträtirung des Kreises, in welchem der Dichter sich bewegte; im zweiten Bande ein literarhistorisches Genrebild „Aus Jacobi's Garten", worin ein Besuch Goethe's bei Jacobi den Mittelpunkt bildet, und eine Künstlergeschichte aus Beethoven's Jugendzeit.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Th. Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane 22ster und 23ster Band:

Arvor Spang.

Ein Roman.

Zweite Auflage. 2 Bde. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr.

Vorher erschienen:

1ster bis 3ter Band: **Der Chevalier.** 3 Bde. 2. Aufl. 8. 1½ Thlr.

4ter bis 8ter Band: **Toussaint.** 5 Bde. 2. Aufl. 8. 2½ Thlr.

9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** 4 Bde. 2. Aufl. 8. 2 Thlr.

13ter bis 15ter Band: **Afrasa.** 3 Bde. 2. Aufl. 8. 1½ Thlr.

16ter bis 18ter Band: **Tänzerin und Gräfin.** 3 Bde. 2. Aufl. 8. 1½ Thlr.

19ter und 20ster Band: **Die Vendéerin.** 2 Bde. 2. Aufl. 8. 1 Thlr.

21ster Band: **Weihnachtsabend.** 2. Aufl. 8. ½ Thlr.

Der anerkannte Werth der **Mügge**'schen Werke, ihr sittlicher Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet zur **Aufnahme** in **Familien-Bibliotheken.** Der billige Preis und die saubere Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß

im Gegensatze zu Kant und Hegel.

Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Princips von

Dr. Heinrich Czolbe,

Arzt in Königsberg.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser, aus den materialistischen Streitigkeiten durch seine „Neue Darstellung des Sensualismus" bekannt, hat in dieser Schrift die Aufgabe, welche Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" sich wörtlich stellte: Bestimmung der Grenzen und Quellen der Erkenntniß — vom Standpunkte des Naturalismus gelöst.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 16. März 1865.

Inhalt: Neues aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Erster Artikel. Von Rudolf Gottschall. — Nachlese zur neuern Literatur über das Leben Jesu. — Der Mensch und die Welt. Von Eugen von Schmidt. — Deutsche Charakterbilder. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Zwei Literatur-Bilder; Was ist eine Zeitungs-Ente? Deutsche Handwerkslieder.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neues aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Erster Artikel.

Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 3 Thlr.

Aus der anscheinend unerschöpflichen Hinterlassenschaft Varnhagen's veröffentlicht Ludmilla Assing einen neuen Beitrag zur Geschichte, Literatur und Menschenkunde, der nicht verfehlen wird, in weitesten Kreisen Theilnahme zu erwecken, indem namentlich die moderne Literatur durch denselben in der interessantesten Weise illustrirt wird; denn die Briefe des ungezogenen Lieblings der Camönen sind ebenso charakteristisch und pikant, wie die Sendschreiben des plauderhaften Wunderkindes Bettina.

„Briefe", sagt die geistreiche Herausgeberin im Vorwort, „sind wie geöffnete Fenster, durch welche man in die Seele ihrer Verfasser blickt, und so ehrlich sind Briefe ihrer Natur nach, daß selbst, wenn die Schreiber nicht die ganze Wahrheit aussprechen, oder wol gar diese verschleiern wollen, dem psychologischen Forscher sich doch aus solchen Zeugnissen die volle Charakteristik siegreich enthüllt." Gerade diese charakteristische Prägnanz ist in den Briefen Heine's und der Bettina so hervortretend, daß sie dem Literarhistoriker die willkommenste Illustration dieser Persönlichkeiten bieten.

Die Randglossen, mit denen Varnhagen die Correspondenz mit Stägemann einleitet, geben zwar eine scharfumrissene Silhouette des patriotischen Lyrikers, doch würden wir sie lieber nicht abgedruckt gesehen haben. Wenn Varnhagen auch zu solchen Randglossen hinzuschrieb: „Zur Steuer der Wahrheit", so bilden sie doch zu den freundschaftlichen Verhältnissen, die aus dem brieflichen Verkehr erhellen, einen eigenthümlichen Pendant. Wir erfahren, daß Stägemann nicht der Sohn des Predigers, sondern des Rectors in Bierraden war, daß er sich aber alle erdenkliche Mühe gab, in öffentlichen Angaben, gelehrten Nachrichten, Lexicis diese Rangerhöhung seines Vaters durchzufechten. Das Verfahren gegen seine, in niederm Kreise lebende Schwester, wie es hier mitgetheilt wird, gehört denn doch wol zu dem Schlimmsten, was Einem in Bezug auf persönliche Eitelkeit nachgesagt werden kann. Interessanter ist wol die Mittheilung, daß Reimer Stägemann's Gedichte nur gegen einen Beitrag zu den Druckkosten verlegte, und daß die gedruckte Sammlung in der Literatur fast unbeachtet blieb. Und dennoch hat Stägemann einen Namen in der Literaturgeschichte, während so viele ganz gute alcäische Strophen den Namen anderer Dichter nicht vor der Vergessenheit schützen konnten! Stägemann hatte aber das Glück, ein Dichter zu sein, der sich gruppiren läßt; er kam mit den andern Lyrikern der Befreiungskriege in die Walhalla der deutschen Nationalliteratur! Wer nur in eine Rubrik paßt, der hat in Deutschland die Unsterblichkeit in der Tasche! Stägemann schreibt übrigens in seinen Briefen keinen alcäischen oder sapphischen Stil im Odenschwung, sondern eine recht kräftige, sachgemäße Prosa, welche vor Cynismen und „Jahnianismen" nicht zurückschreckt und die ganze Tüchtigkeit des altpreußischen Beamtenthums athmet. Die Politik steht in diesem Briefwechsel in erster Linie; die Poesie gehört nur zu den flores und amoenitates der Nebenstunden. Und gerade diese politischen Mittheilungen sind für unsere Zeit von besonderm Interesse; denn wir sehen, wie hoch anfangs die Strömung der liberalen Ideen im Rausch der Befreiungskriege ging und wie tief sie allmählich sank, daß selbst Männer wie Stägemann, Männer der Hardenberg'schen Schule, sich sachte gegen dieselben abstumpfen ließen. Am 9. December 1815 berichtet Stägemann, der König hat zu Sack in Aachen gesagt, daß man ohne Constitution nicht durchkomme; den 20. Januar 1816 heißt es:

Die Commission zur Constitution hat noch nicht gebildet werden können. Von der Preßfreiheit ist wenigstens äußerlich nichts zu vernehmen. Die Verfinsterer werden wol gehörig miniren, da dies auch im Finstern geschieht. Indeß schadet es wenig, da der große Maulwurf, die Zeit, dagegenminirt.

Am 17. März:

In den öffentlichen Sachen tiefes Stillschweigen. Doch hoffe ich, daß nach beendigter Organisation mit dem Wesentlichen vorgetreten werden wird, noch immer.

Am 4. Februar 1817 schreibt Stägemann:

Die Sache der Constitution ist noch immer vertagt. Man

erwartet, daß der Anfang mit der Institution eines Staatsraths werde gemacht werden. Außer den Bedenklichkeiten, welche die Persönlichkeit des Königs in Bezug auf die Constitution erregt, scheint es auch, als ob der Herr Staatskanzler erst die neue Steuergesetzgebung vollenden wolle, bevor er die Stände in die Gesetzgebung mischt. Dies kann auch noch eine Zeit lang dauern. Auch wird mit Recht gefragt: warum dem Volk gerade in dem wichtigsten Werk der Gesetzgebung keine Theilnahme gestattet werden soll. Daß der Staatsrath eingeführt werde, ist insofern nur von Wichtigkeit, als damit eine Gesetzcommission verbunden wird, und diese Angelegenheit dann eine zweckmäßige gründliche Behandlung findet. Aber wenn auch hierin der Ministerialwillkür ihr bisheriger Spielraum entzogen wird, fehlt immer noch etwas Wesentliches in Bezug auf die Administration, in die sich der Staatsrath nicht mischen kann, wo also die Minister als Präfecten immerfort handeln, und dies ist ein großer Jammer, besonders in den neuen Provinzen, conf. Görres, die Einführung des Stempeledicts in Sachsen, das so großen Skandal gegeben, u. s. w.

Der Ton der Stägemann'schen Briefe wird in Bezug auf diese brennende Frage immer elegischer. Mit einer platonisirenden Wendung schreibt er am 16. Mai 1817:

Nicht die Juristen, sondern die Philosophen sollen die Gesetze machen. Wenn indeß die Constitution zu Stande kommt, wird sich das Weitere finden. Aber hinc illae lacrymae! oder, wie Wieland übersetzt, da liegt der Haf' im Pfeffer. Denn noch ist von dem Zusammentritt der Constitutionscommission keine Rede gewesen, und die Abreise des Herrn Staatskanzlers in das Bad nähert sich schon. Hat man früher schon große Bedenken gehabt, so werden die würtembergischen Angelegenheiten sie nur vermehren, und ich besorge, daß wir hier ein öffentliches Aergerniß erleben. Indeß ist es allerdings die Absicht des Fürsten, noch vor seiner Abreise die Formen zu reguliren, mittels deren die Vorarbeiten zur Bildung der Provinzialstände während der Ferien des Staatsraths geschehen sollen, und ich hoffe, daß er wenigstens diesen Plan, aller dagegen aufgestellten Hindernisse unerachtet, ausführen werde. Ist es nicht mit Händen zu greifen, daß Napoleon, der im Jahre 1815 Frankreich mit 1200 Mann eroberte und die Bourbonen vom Throne stieß, jetzt nur 12 Mann gebrauchen würde, wenn er wieder erschiene? Und zieht man wol eine Lehre daraus? Eine andere Calamität, die uns hart bedrückt, kann auch nur durch ein Repräsentiren gehoben werden, die wirklich schlechte Verwaltung unserer Minister. Der Staatsrath kann hierauf nicht weiter einwirken, als es die Gesetzgebung angeht. Aber hierüber müßte ich ein Buch schreiben.

Am 25. Juni ist von der Constitution noch nichts zu hören; am 12. August 1817 erfahren wir von Stägemann, daß man anfängt, sehr „historisch" zu Werke zu gehen und durch besondere Commissarien des Staatsraths das Geschichtliche der frühern Provinzialverfassungen an Ort und Stelle aufnehmen zu lassen. Am 1. August 1818 sind aber noch nicht einmal die Berichte über diese rechtshistorischen Entdeckungsreisen veröffentlicht worden. Stägemann übernimmt indeß am 1. Januar 1819 die Redaction einer allgemeinen preußischen Staatszeitung und erkundigt sich bei Varnhagen nach den Geheimnissen der Redactionspraxis. Er richtet dabei an sein Orakel sehr naive Fragen, welche deutlich zeugen, daß man damals mit der Presse noch nicht sonderlich Bescheid wußte. Als Unterredacteur sollte ihm der Hofrath Heun, weiland Feldzeitungsschreiber, ad latus gegeben werden; doch so lieb er ihm auch wegen seiner Kenntniß des Technischen wäre, trägt Stägemann doch Bedenken, ihn zu immisciren, „weil er der Herr Clauren ist" — also aus ästhetischer Vornehmheit. Stägemann schreibt alcäische Verse, Clauren Mimiliprosa — jene Verse waren nur in wenigen Freiexemplaren verbreitet, diese Mimiliprosa verschlang das große Publikum mit Heißhunger. Es war lästig für einen unpopulären Pegasus mit diesem höchst volksthümlichen Romankarrengaul zusammengespannt zu werden. Was die Constitution betrifft, wird, um mit Klopstock zu sprechen, „die Stille immer stiller". Die süddeutschen Kammern geben ein so schlechtes Beispiel, daß Stägemann, der Redacteur der Staatszeitung, schon anfängt, es bedenklich zu finden, wenn aus der Constitution nichts wird. So schreibt Stägemann am 6. März 1819:

Der Februar ist übrigens vergangen, und von unserer Constitution nichts zu hören. Die Baiern thun uns hier viel Schaden. Die Gegner der Constitution, der Fürst Wittgenstein mit seiner Cohorte (Herrn von Cölln, von Kamptz, Wadzeck, Scherer, und wie diese homines obscuri sonst heißen mögen) und der Herzog Karl von Mecklenburg mit der seinigen (allen stupiden Aristokraten in der Armee, einer zahlreichen Legion) triumphiren über den Unverstand, der sich in der Kammer der Abgeordneten offenbart. Die Unbedachtsamkeit dieser Kerle, die Vereidung des Militärs auf die Bahn zu bringen, wird nur von der Einfalt dieses Militärs, das sich für bloße Gensdarmen hält, aufgewogen. Vielleicht haben die Herren Lenker der Kammer durch die Eröffnung solcher Discussion beabsichtigt, über die wahren Gesinnungen des Hofs selbst klar zu sehen: aber sollten sie darüber in Zweifel haben sein können? Die diesseitigen Beförderer der repräsentativen Verfassung, denen an sich gar keine Stärke einwohnt, einige Haarspalterei, einiger Jesuitismus, viel Furchtsamkeit, viel Beschränktheit, glauben in Gneisenau einen hitzigen Vorfechter zu haben, und sind sehr im Irrthum. Gneisenau ist, außer seiner soldatischen Sphäre, eine weiße Salbe und ein Spiel in der Hand der gescheitern Aristokraten, z. B. des Staatskanzlers.

Am 16. Juli 1819 heißt es:

Die Sprache unserer sogenannten Liberalen ist mir höchst unangenehm; und aufrichtig gesagt will mir Ihre dortige zweite Kammer nicht einleuchten. Mir kommt vor, als ob der in den Zeitungen so gerühmte Winter nur ein schwaches Haus sei, und Liebenstein auch mehr nach einem Namen in den Zeitungen als in der Geschichte strebe. Es scheint mir ganz unmöglich, daß es zum Ziele führe, wenn sich die Volksrepräsentanten gegen die Fürsten in Opposition stellen; es muß die Souveräne erbittern und zu Gewaltschritten leiten, die, welchen Erfolg sie auch haben, doch immer ein großes Uebel sind und uns in blutige böse Verwirrung führen müssen.

Er bittet Varnhagen, der bekanntlich preußischer Geschäftsträger in Karlsruhe war, die dortigen Repräsentanten zu warnen u. s. f.

Mit 1819 siegt bekanntlich die Reaction; die Constitutionsfrage wird ganz ad acta gelegt; aber auch die Correspondenz zwischen Varnhagen und Stägemann wird sehr mager und geräth ganz ins Stocken, als Varnhagen den Freund an eine Geldschuld erinnert hat, welche dieser „compensirt" zu haben glaubt oder wünscht. Was die literarischen Zustände betrifft, welche in den Briefen — wenn auch nur beiläufig — zur Sprache kommen, so sind es Skizzen aus der Epoche der deutschen Restaurationspoesie, welche im ganzen nur geringes Interesse in Anspruch nahm. Grillparzer's „Ahnfrau" und „Sappho", letzteres eine wahrhaft schöne Dichtung von dauerndem

Werth, waren damals an der Tagesordnung. Stägemann schreibt von ihr: „Die «Sappho» habe ich gelesen; ich habe viel Erwartungen von dem jungen Dichter, obwol das Ganze der «Sappho» mich nicht befriedigt hat.“ Ein anderes mal schreibt er, daß er nur einzelne Stellen aus der Dichtung gelesen habe, die ihn nicht eben in Entzücken versetzt hätten, wiewol er den Grillparzer für einen wahren Dichter halte. Von Müllner's „Yngurd“ meint Stägemann, daß es als dramatisches Gedicht reich an sehr vortrefflichen Stellen sei, aber als Darstellung ihm nicht gefallen habe. Uhland's „Ludwig der Baier“ nennt er eine vorzüglich schöne Dichtung, meint aber doch, Uhland habe zum dramatischen Dichter keinen Beruf.

Unter den Autoren, welche für eine preußische „Pension“ vorgeschlagen oder von denen wenigstens das Gerücht ging, sie würden eine solche erhalten, werden Jean Paul, Tieck und Müllner genannt. Doch keinem wurde diese Auszeichnung zutheil, auch die germanische Philologie konnte nicht recht in Gunst kommen. Der alte Schessner in Königsberg bat den König, 13000 Thaler anzuwenden, um die alte deutsche Literatur, besonders die Poesie des Mittelalters zu fördern; auf abschlägliche Resolution beschränkte er sich auf 4000 Thaler. Nachdem auch dies abgelehnt worden, bat er um 600 Thaler. Stägemann meint indeß, der König werde auch dies schwerlich bewilligen.

Eine Bemerkung, die sich bei der Lektüre der Stägemann'schen Briefe unwillkürlich aufdrängt, ist die, daß der berliner Witz auch schon lange vor den Zeiten Glaßbrenner's und des „Kladderadatsch“ in Blüte stand. Gerade in Zeiten der Windstille nach stürmischen Erregungen, in Zeiten der Enttäuschung nach hoffnungsvollem Aufschwunge tritt er auf die Bühne mit all seiner Schärfe und Bitterkeit. Stägemann ist, trotz seiner Liebhaberei für antike Versmaße, gar nicht abgeneigt, vom Kothurn des Alkäos auf diesen Soccus herabzusteigen. So grassirten bereits die beliebten Wortwitze:

Welche Skandale hier vorgehen, wissen Sie zum Theil aus den Zeitungen, aber doch streicht Reusner das Beste, z. B. daß wir keinen Epimenides, sondern „J, wie menen Sie des“ (oder mit Lewzon's Nachtrag „J, wie gemene ist des“) und keinen Civil-Verdienst-Orden, sondern Zuviel Verdienst-Orden haben.

Ein anderes mal erzählt Stägemann:

Unser Freund Koreff ist in eine praktischere Amtswirksamkeit getreten, wie Sie aus den hiesigen Zeitungen werden gesehen haben. Sie erstreckt sich jedoch nicht weit. Gönner hat es ihm auch nicht verschafft und einen Spaß dazu, indem man aus: le Juif coréferent, Coref le Juif errant gemacht hat.

Die Ordensfrage beschäftigte überhaupt damals sehr die Gemüther oder mindestens den Witz. An einer andern Stelle der Briefe heißt es:

Man war bisher über Koreff's wahres Christenthum (Arndt's ist eine andere Ausgabe) hier zweifelhaft; diesen Zweifel hat das Eiserne Kreuz beseitigt, obwol Schulze behauptet: daß ein jüdischer Freiwilliger, der sogar Ischariot geheißen, damit versehen worden sei. Der König geht davon aus, daß ein Jude das Kreuz, als Symbol des Christenthums, nicht tragen könne; sein eigenes Gewissen könne es ihm nicht erlauben. In so zarter und schonender Manier ist der Madame Hertz Beer das Band des Luisen-Ordens, statt mit dem Kreuz, mit einer goldenen Medaille verliehen. Ich bin in der Sache noch nicht ganz klar, aber so viel sollte ich doch meinen, daß wenn der Jude in die Landwehr tritt und in die Schlacht geht, doch nicht füglich an seine Mütze ein Achtgroschenstück geheftet werden könne, statt Kreuzes, oder gar ein Kreuzer, obwol die Juden nach dem corpus juris ad metalla verurtheilt wurden, was wir übersetzen: zum Schacher. Schreiben Sie mir doch, was Sie davon halten; die Juden nennen es ein gekoschertes Kreuz.

Ein von Varnhagen mitgetheiltes Sendschreiben von Friedrich Wilhelm III. an den Staatsminister von Angern vom 17. März 1816 ist von Interesse, weil es zeigt, wie Preußens Monarch in den Zeiten der Censur doch den Werth der Presse zu würdigen wußte, selbst gegenüber seiner eigenen Bureaukratie: eine Anschauung, die in den heutigen Zeiten der Preßfreiheit in den maßgebenden Kreisen kaum noch Vertreter finden dürfte. Es handelte sich um eine Rüge, welche vom „Westfälischen Anzeiger“ der Kriegs- und Domänenkammer zu Hamm wegen einer vernachlässigten Brücke ertheilt wurde. Der König sagt bei dieser Gelegenheit:

Sollte eine anständige Publicität unterdrückt werden, so würde ja gar kein Mittel übrigbleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist eine anständige Publicität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der untergeordneten Officianten und verdient auf alle Fälle befördert und geschützt zu werden.

Von Metternich sind nur vier, an Varnhagen gerichtete Briefe mitgetheilt, doch sind drei derselben von hohem Interesse. Ihnen geht eine Schilderung des Fürsten Metternich aus Varnhagen's Aufzeichnungen vom Jahre 1814 voraus, welche die ganze Schärfe dieser Privatglossen athmet, während in den selbstveröffentlichten Werken Varnhagen's mehr die Glätte und Eleganz der Darstellung in den Vordergrund tritt. Wir wollen einige Stellen dieser meisterhaften Charakteristik unsern Lesern nicht vorenthalten:

Eine angenehme Gestalt, vornehm gefällige Erscheinung, und halb zurückschreckende, halb vergnüglich anziehende Gelassenheit im Betragen, bilden den ersten Eindruck, den man von dem Fürsten Metternich erhält. Als Weltmann hat er zu viel selbstgenügsame Kälte, als Minister zu viel leichtsinnige Einbildungskraft, als daß er im Leben so einnehmend, und in Geschäften so fehllos wäre, wie er seinen übrigen Fähigkeiten nach sein könnte. Er hat Verstand, aber nur für einen bestimmten Kreis, über welchen hinaus denn auch alles rein abgeschlossen ist, und er nichts mehr weiß noch ahnt.... Er kann höchst thätig sein, fein, klug, verstellt, aber bald vernachlässigt er wieder alles, und eigentlichem Fleiß ist er immer fremd. Bei allem hat er jedoch gleiche Haltung und Langsamkeit, eine Art von guter Fassung, die ihm durch die Abwesenheit aller Begeisterung sehr erleichtert wird. Bei ihm geht alles vom Aeußern aus, tiefe Ansichten und selbst gründliche Kenntnisse in der Politik fehlen ihm.... Ein gewandtes Aeußere, ein gelungener Anzug können ihn höchst ernsthaft beschäftigen, in dem fadesten Weibergeschwätz kann er halbe Tage lang Unterhaltung finden; so machen ihm auch Kleinigkeiten aller Art ein großes Vergnügen, und seine Kunstliebe, auf die er sich doch viel einbildet, geht eigentlich auf Künsteleien aus. Dieses ist gleichwol das, was ihm den Schein unbefangener Behaglichkeit und liebhaberischer Gewöhnlichkeit gibt, und ihn so zu sehen, flößt immer eine Art

theilnehmender Empfindung für ihn ein.... Er ist im allgemeinen nicht übelwollend, aber ohne feste Grundlage im Gemüthe wie im Geiste. In großen Dingen, entschlossener Kraft gegenüber, hat er immer nachgegeben, und dann immer wieder im Kleinen hinterlistigen Widerstand dabei angewendet.

In seinem ersten Briefe vom 19. December 1835 erkundigt sich Metternich bei Varnhagen als einem literarischen Fachmann nach dem Jungen Deutschland, nach dem unsinnigen Treiben dieser Literatur oder „sogenannten Literatur". Er scheint damit etwas adamitische Begriffe zu verbinden. Sieht man genauer nach, so liegt diesen Zeilen eine den Bundesbeschluß gegen das Junge Deutschland belächelnde, feine Skepsis zu Grunde. Einen sehr wichtigen geschichtlichen Beitrag gibt der zweite Brief Metternich's vom 27. März 1840, in welchem er eine Stelle in Varnhagen's neuesten Schriften berichtigt. Varnhagen hatte die Ansicht ausgesprochen, daß Gentz sich nach der Rückkehr Napoleon's von Elba für eine friedliche Aussöhnung mit ihm ausgesprochen habe. Metternich weist diese Ansicht als eine irrige nach, weil die Entscheidung so rasch getroffen wurde, daß zu derartigen Einflüssen keine Zeit vorhanden war. Dabei gibt er eine Schilderung der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher der Entschluß zum Kriege gegen Napoleon gefaßt wurde, eine Schilderung, welche ebenso authentisch ist, wie sie wesentlich neue Data enthält:

Der Hergang der Sache war der folgende, und wenn ich ihn im kurzen Umrisse hergebe, so war der Krieg in einem kaum längern Zeitraum entschieden, als ich dessen bedarf, um das Geschichtliche hier niederzuschreiben. Die erste Kunde der Entfernung Napoleon's von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weise erhalten. Eine Conferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Cabinete in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erstreckt. Da die Cabinete zu Wien vereint waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Kuriere spät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu stören. Diesem Befehle ungeachtet brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine mittels Estafette eingelangte „dringend" bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Couverte die Worte: „Vom k. k. Generalconsulate zu Genua" las, und kaum zwei Stunden zu Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch, und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7½ Uhr entschloß ich mich die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: Der englische Commissar Campbel sei soeben in dem Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf infolge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen sei! In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiser. Derselbe las den Bericht, und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen; dies ist seine Sache. Die unsere ist, die Ruhe, welche er jahrelang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden." Um 8¼ Uhr war ich beim Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um 8½ Uhr erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause, wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um diese Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den rückziehenden Armeeabtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen war.

Wenn dieser Brief durch die Mittheilung historischer Thatsachen von hohem Interesse ist, so ist es der vierte durch eine scharfe und geistvolle Kritik der „Geschichtschreibung", eine Kritik, die im Munde eines Metternich immer eine große Bedeutung in Anspruch nimmt. Der Diplomat, welcher fast ein Menschenalter hindurch im Mittelpunkt der geschichtlichen Ereignisse stand, schreibt über das Etwas, welches den Namen Geschichte trägt, folgende denkwürdige Worte:

Wenn es mir überhaupt geschieht, Kenntniß von Darstellungen von Ereignissen, an denen ich Theilnehmer war, zu nehmen, so drängt sich mir stets die Betrachtung auf, wie schwer es ist die Geschichte zu schreiben. Höchst selten finde ich die Dinge so im Bilde, wie sie in der That waren, und der Unterschied muß natürlicherweise dem am grellsten auffallen, welcher den Gang der Ereignisse, die Einwirkungen auf ihre Entwickelung, die Werkzeuge, welche zu ihrer Ausbildung beitrugen, in ihrem vollen Umfange und ihren Details zu verfolgen in der Lage war. Zur Beschwerniß der Darstellung des vollkommen Wahren kommt die Stellung der Individuen; sie stehen entweder über, neben oder unter der Arena, auf welcher die Kämpfe stattfinden. Die erstern sind nur ausnahmsweise in der Möglichkeit, dem Publikum Rechenschaft der Ereignisse geben zu können; die andern müssen einseitig schreiben, denn sie sehen die Sachen nur von der ihnen zugewendeten Seite; die dritten endlich berichten nach dem Hörensagen, oder sind auf das angewiesen, was ihnen das eigene Combinationsvermögen bietet. Aus solchen Elementen geht am Ende etwas hervor, welches den Namen Geschichte trägt, und genau erwogen dennoch nichts anderes ist, als Elemente, aus denen die Wahrheit schillert; das Was beweist die That; das Wie bleibt im Zwielichte!

Man wird rasch damit bei der Hand sein, dies Urtheil Metternich's als einseitig und incompetent zu verwerfen. Gewiß gibt es ideale Motive, treibende Mächte der Geschichte, für welche dem großen Staatskanzler das Organ fehlte, mit denen er nicht zu rechnen verstand und deren siegreiches Hervortreten seinen eigenen Sturz herbeiführte. Die Geschichtschreiber, welche diesen idealen Factor mit veranschlagen, werden ihm gegenüber Recht behalten. Ebenso gewiß aber behält Metternich Recht, gegenüber der „diplomatischen" Geschichtschreibung, welche so namhafte Vertreter hat und doch in Wahrheit weder dem Wesen der Geschichte, noch dem der Geschichtschreibung entspricht. Diese Historiker gefallen sich darin, die Diplomaten vom Fach zu übertreffen, indem sie die feinsten Fäden herüber- und hinüberspinnen und die anscheinend durchsichtigste Motivirung durch den Einblick in die complicirtesten Motive zu erreichen suchen. Sie vergessen darüber oft die Persönlichkeiten, die Thaten und Ereignisse selbst zu schildern; sie gleichen dem Faust, und müssen wie dieser, um einen Helden oder eine Heldin in die Welt der Sichtbarkeit heraufzubeschwören, erst ins Tiefste schürfen und mit den Schlüsseln zu den Müttern herabsteigen, wobei sie sich

den als große Mystagogen, resp. Diplomaten vorkommen. Dieser vielgepriesene und kunstvolle Pragmatismus ist in Wahrheit oft nur das Spiel eines eiteln Combinationsvermögens, und Metternich ruft ihm mit Recht zu: Das Wie bleibt doch im Zwielichte! Die Diplomaten sind oft naiver, als sie in den gelehrten Nachconstructionen der Geschichtschreiber aussehen; wie manche große Feldherren haben auch große Diplomaten durch ein Versehen ihre Siege gewonnen. Die Geschichtschreibung aber soll uns in erster Linie Persönlichkeiten und Thaten lebendig schildern und nicht blos Figuren vorführen mit Actenstücken unterm Arm, ähnlich den Puppen mit den Zetteln im Munde. **Rudolf Gottschall.**

Nachlese zur neuern Literatur über das Leben Jesu.

1. Ben-David, ein Phantasiegemälde von Ernest Renan. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Kirchheim. 1864. 16. 5 Ngr.
2. Die Reise in den Mond. Culturhistorischer Roman aus dem 21. Jahrhundert, als Seitenstück zu Renan's Leben Jesu, nach neuentdeckten Quellen bearbeitet von J. G. Pfaff. Kassel, Krieger. 1864. 16. 1 Thlr.
3. Neuester Nachtrag zu E. Renan's Leben Jesu, und zwar zu allen bisherigen Ausgaben dieses vielgelesenen Buchs, deren Besitzern zur Schadloshaltung, und allen Lesern zum Schlüssel des Ganzen. Auch für andere und allerlei Leser wichtig in unserer Zeit! Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Das Leben Jesu von D. Fr. Strauß nach der neuen „für das deutsche Volk" bearbeiteten Ausgabe in seinen Grundgedanken für christliche Leser beurtheilt von Jordan Bucher. Augsburg, Kollmann. 1864. 12. 6 Ngr.
5. Kritische Beleuchtung der Ernest Renan'schen Schrift: Das Leben Jesu. Von Freppel. Aus dem Französischen nach den elften Auflage übersetzt von C. A. Kallmus. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1864. 8. 12 Ngr.
6. Das Bild Christi nach der Schrift. Von J. J. van Oosterzee. Uebersetzt und herausgegeben von F. Meyeringh. Einzige vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Das Christenthum und sein Urheber. Mit Beziehung auf Renan, Schenkel, Strauß u. s. w. Von G. F. Daumer. Mainz, Kirchheim. 1864. 8. 10 Ngr.
8. Renan und das Wunder. Ein Beitrag zur christlichen Apologetik. Von M. Deutinger. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1864. 8. 14 Ngr.
9. Zehn Vorlesungen über Renan, „Leben Jesu". Von B. ter Haar. Deutsch von G. Doermer. Gotha, F. A. Perthes. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.
10. Die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Schenkel und Strauß historisch und kritisch beleuchtet von Weidemann. Gotha, F. A. Perthes. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.
11. Die Urtheile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen. Eine Zuschrift an die gebildeten Deutschen zur weitern Orientirung in der Frage über die Gottheit Jesu. Von Richard von der Alm. Leipzig, O. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.
12. Die alten Propheten und Schriftgelehrten und das Leben Jesu für das deutsche Volk von Dr. Dav. Strauß. Von Jakob Weil. Frankfurt a. M., Auffarth. 1864. Gr. 8. 3 Ngr.
13. Thaten und Lehren Jesu mit ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung. Unter eingehender Beziehung auf die jüngsten Werke von Renan und Strauß. Von Sepp. Schaffhausen, Hurter. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Daß aus dem Heerlager der katholischen wie der protestantischen Orthodoxie immer noch Noth- und Hilferufe gegen Renan erschallen, die dabei in der Regel behaupten, das Buch sei so werthlos als ungefährlich für die bestehende Kirche, das beweist doch wol, wie sehr bei der Verbreitung desselben auch in die untern Schichten der Gesellschaft selbst dort die Bildung der Gegenwart Eingang findet, welche das Göttliche in der natürlichen und moralischen Weltordnung erkennt und nicht in einer willkürlichen Durchbrechung derselben, und welchen für das Wesen der Religion die Religiosität gilt, die sittliche Gesinnung, und nicht das Hangen an Formen und Ceremonien, nicht das Bekennen von Lehrmeinungen über Gott und göttliche Dinge, die oft geradezu undenkbar sind, wie denn ein Kirchenvater bereits das monströse Wort aussprach: „Credo quia absurdum est", ich glaube es, weil es unvernünftig ist! Bei all seinen Schwächen, die auch in d. Bl. nicht verschwiegen wurden, ist das Buch Renan's dadurch so wichtig, daß es das Menschenthum in Christus überall betont, daß es eine mögliche Geschichte anstrebt, daß es eine Religion des Geistes und der Freiheit will. Wir können der Gräfin Ida Hahn-Hahn (Nr. 1) zugeben, vieles ist „Phantasiegemälde" bei ihm, aber es fußt doch auf dem Thatsächlichen und widerspricht nicht den Gesetzen der Natur und den Begriffen der Vernunft.

„Lasset die Todten ihre Todten begraben!" Dies Wort des Heilands, meint die Gräfin, durchklinge ihre Seele, wenn sie von Schriften der Neuzeit gegen die Kirchenlehre höre; aber jenen Ausspruch that Christus gerade den Anhängern des Alten gegenüber, die an dem Buchstaben der Satzung klebend sich vom Hauche des fortschreitenden Lebens nicht wollten berühren lassen. Unter dem Namen „Ben David" (Sohn David's) stellt sie zusammen, was Renan als die einfach menschliche Geschichte Jesu gibt, und behauptet, daß dies eine Ausgeburt des Hasses gegen alles Göttliche sei, tröstet sich aber, da ja der unbefleckten Empfängniß Maria's, der heiligen Mutter Gottes, Feste frohlockend begangen und Kirchen gebaut werden, z. B. die Wallfahrtskirche zu Kevlaer, „die der Herr Bischof von Münster feierlich einweihen".

J. G. Pfaff schreibt eine „Reise in den Mond" (Nr. 2) als culturhistorischen Roman aus dem 21. Jahrhundert, ein Seitenstück zu Renan's „Leben Jesu". Diese Beziehung liegt nur im Titel, im Buch tritt sie nirgends hervor, und die Phantasie des Verfassers erweist sich so dürftig, die Ironie so plump, daß man das Machwerk vor Langeweile kaum zu Ende bringt. Die Schmähungen gegen Alexander von Humboldt und der Affe mit dem Wickelschwanz als das menschliche Urbild versuchen vergebens wenigstens ein Aergerniß zu geben und dadurch Effect zu machen. Wie genial hat Swift solche Dinge behandelt gegen diese breite Geschwätzigkeit!

Ein berliner Anonymus (Nr. 3) erhebt sich selbst bis zu Versen, freilich, bis zu welchen Versen! Er schildert z. B. unsere Zeit:

Die in Romanen machet
Und in Theaterlust,
Zerrbilder gern belachet,
Der Tagespreß bewußt.

Drum Renan ist ihr Meister;
Was er selbst nicht weiß, lehrt
Er, und bethört die Geister,
Daß man auf ihn doch hört.

Er will den Lesern des „Leben Jesu" von Renan und den Besitzern des Buchs zur Schadloshaltung „den Schlüssel" des Ganzen in die Hand geben, und thut es durch seine Spottverse auf Renan's Gesicht, das Titelkupfer einiger Ausgaben. Sollen wir noch eine Probe geben?

Sein vieles „Vielleicht" leuchtet
Auf eine leichte Lehr';
Sein „Könnte sein" und „deuchtet"
Sammt Hypothesenheer
Verräth ja nichts als Schwanken
Und gar Unsicherheit,
In seinem Buch, dem kranken,
Fehlt die Gelehrsamkeit.

Und so weiter durch 67 Strophen.

Der Anonymus sagt, Renan sei der recht eigentliche Zeitbock Renn-an für unsere Modewelt, der er das neueste Ochsenfutter bringe, und erklärt den Erfolg seines Buchs aus dem „abgöttischen Heiligendienst" des Katholicismus, aus „den feierlichen Reliquienausstellungen und den vorgegebenen oder künstlich gemachten Mirakeln", aus „der jämmerlichen Verwahrlosung biblischer und christlicher Erkenntniß, soweit sie eben in dem römisch-katholischen Franzosenlande durch päpstliche und priesterliche Verbietung und Verhinderung des Bibellesens stattfindet, bei vorherrschend blos hierarchischer Dressur anstatt christlichen kirchlichen und Schulunterrichts, bei jenen mönchischen Legendensalbadereien und bei den abergläubigen Heiligen- und Wundererzählungen statt der Predigten über Christi Evangelium". Schade, daß der protestantische Verfasser dieser Kapuzinade ganz vergißt, daß gerade in Berlin, im nichtkatholischen Preußenlande die vielen wohlfeilen Uebersetzungen Renan's erschienen sind, sonst hätte er vielleicht auch im eigenen Auge den Balken oder Splitter gesehen. Das Evangelium Christi, wie es in der Bergpredigt und den Gleichnißreden vorliegt, diese Lehre, die er handelnd und leidend erfüllte, das ist das zugleich Göttliche und Menschliche, das ist das Ewige und Immerwahre, und wer das predigt, der hat allerdings weder von Renan, noch von Strauß für sich und seine Gemeinde etwas zu fürchten, denn das ist das Christenthum der Vernunft, das wir glauben, nicht weil es „absurd" ist, sondern weil es sich in unserm Gewissen bezeugt.

Jordan Bucher beurtheilt das „Leben Jesu" von Strauß (Nr. 4). Er beruft sich zur Aufrechthaltung der biblischen Wundererzählungen auf die „zahllosen Wunder im Leben der Heiligen der katholischen Kirche", die ja factisch und durch sorgsame Prüfung erhärtet seien. Er fragt: „Wenn beim Tode Christi eine außerordentliche Sonnenfinsterniß stattfand, ist dann der ganze Weltlauf gestört, oder die Causalitätsreihe in der Natur, in der Geschichte aufgehoben?" Gewiß ist sie es, und Herr Bucher beweist mit seiner Frage nur, daß er weder philosophisch zu denken weiß, noch den gröbsten Buchstaben der Naturwissenschaft kennt; sonst würde er wissen, daß, was außer der Ordnung der Causalitätsreihe geschieht, sie allerdings unterbricht; sonst würde er wissen, daß eine außerordentliche Sonnenfinsterniß das Gravitationsgesetz aufheben und damit den ganzen Sternenhimmel in das Chaos stürzen müßte. Denn die Sonnenfinsterniß ist durch den Stand von Sonne, Mond und Erde bedingt, und wenn der plötzlich verrückt würde, so müßte es von störendem Einfluß nicht blos auf die andern Planeten, sondern auf das Universum sein.

Mit mehr Gelehrsamkeit hat der Abbé Freppel von der Sorbonne das „Leben Jesu" von Renan angegriffen (Nr. 5), aber die Sache selbst nicht gefördert und nichts Neues gebracht. Er eifert gegen diejenigen, welchen die Religion wesentlich Sache des Gemüths ist und kämpft für die Satzungen in der Lehre und den Cermonien. Rousseau, Jacobi, Schleiermacher sind ihm „verkommene, aller Geradheit und Entschlossenheit ermangelnde Seelen, die sich zu jener träumerischen Ruhelosigkeit hinneigen, durch welche jeder klare und wohlbegrenzte Begriff ausgeschlossen wird". Auch Spener gehört dahin, „der Fahnenträger der protestantischen Pietisten, der den Mangel jeden werkthätigen Glaubens durch eine schwärmerische Moralität ohne Halt und Regel zu ersetzen suche". Und dies Gefasel übersetzt Herr Kallmus, der erste Scriptor der k. k. Universitätsbibliothek in Wien, ohne eine misbilligende oder berichtigende Anmerkung; dafür erzählt er uns, wie ein Italiener das Renan'sche Werk nennt: „eine wahnsinnige ruchlose Misgeburt, deren Berühmtheit die Infamie ist." Nun wenn doch einmal geschimpft werden soll, so mag man den Mund recht voll nehmen.

Das Bild Jesu Christi nach der Schrift von Oosterzee (Nr. 6) ist dagegen eine durchaus maßvolle und würdige Arbeit, die freilich die gegenwärtigen Streitfragen nicht entscheidet, und die Kritik weit mehr beiseiteläßt als sie widerlegt. Die Widersprüche in den verschiedenen Erzählungen von Christi Kindheit und Auferstehung machen ihm keine Sorge; wer, fragt er, wird statt der Abspiegelung der ersten Weihnachts- oder Osterfreude auch ein diplomatisch genaues Actenstück des Vorgefallenen verlangen? Der Glaube, meint er, solle hier nicht in dem Buchstaben, sondern in dem wesentlichen Inhalt der Thatsachen seine Stütze finden. Oosterzee sucht den gebildeten Holländern nach Art unserer Vermittelungstheologen die Orthodoxie mundgerecht zu machen.

Viel kühner ist Daumer, den wir als wirklichen Dichter vornehmlich in seinem „Hafis" kennen, den seine Einbildungskraft früher auch im trojanischen Hektor einen Moloch und im Christenthum kinderschlachtenden Molochsdienst erblicken ließ, der aber seitdem seine Vernunft gehorsam dem katholischen Dogma gefangen gegeben hat. Sein Büchlein: „Das Christenthum und sein Urheber" (Nr. 7),

nimmt beide für die Vollendung und Ergänzung der Schöpfung. Christus ist kein Gesetzgeber, Lehrer, Religionsstifter wie Moses, Mohammed, Buddha, sondern „der Inhaber und Mittheiler eines besondern göttlichen Lebensprincips, der Bringer und Ausströmer neuer unbekannter geheimnißvoller Kräfte in Natur und Menschenwelt, durch welche über der ersten Schöpfung eine zweite erbaut, und die erste selbst dermaßen umgewandelt und in die zweite organisch eingeschlossen werden soll, daß alles nur ein und dasselbe große ewige Reich des Lichts und der Liebe werde". Wir verstehen das geistig, und möchten beistimmen, aber der schwärmerische Daumer nimmt es physisch. Mit Christus soll eine neue Wesenart auf die Erde gekommen sein, die deshalb auch nicht auf die gewöhnliche Weise erzeugt werden konnte: das physiologische Naturgesetz mußte hier aufgehoben werden! Ja, die Philosophie der Geschichte solle wie das Evangelium die unbefleckte Empfängniß, nicht sowol Christi als seiner Mutter durch deren Mutter, so fordern, wie es das neue Dogma vorschreibt. Aber wo steht davon eine Silbe in der Bibel? Wie Renan ergeht sich auch Daumer in Betrachtungen über den „Zauber der Persönlichkeit" und die Anziehungskraft Jesu für Frauen. Er belehrt uns, daß die Aufhebung der Schwere mittels der Schwebekraft, sowie die Lichtentwickelung zu den körperlichen Vorzügen des neuen Menschen gehöre, und erwähnt dabei auch des Wohlgeruchs wie der Unverweslichkeit des Leichnams bei vielen Heiligen, alles im Ernst; er glaubt auch an die Wundercuren des Martin Michel, mit dem sich der Fürst Alexander von Hohenlohe verbündete und beruft sich namentlich „auf das brillante Wunder an der Fürstin Mathilde von Schwarzenberg", das die menschliche Wissenschaft, Kunst und Aufklärung so tief beschämt habe. Wir lassen ihm seine Freude daran. Wenn er aber thut, als ob die deutsche Philosophie nach Hegel in Bruno Bauer und Max Stirner einen elenden Ausgang genommen und damit die Einsicht in ihre Ohnmacht und Nichtigkeit allgemein geworden, so ist es doch Zeit, diesem Gefasel der Unwissenheit zu sagen, daß es unredlich ist, so ins Gelag hinein zu versichern, was man entweder nicht weiß, oder gar das besser Gewußte zu verschweigen. Denn sollte Daumer in der That jene beiden berliner Kritiker für die einzigen Philosophen Deutschlands halten, während an so vielen Orten so viel tüchtige Kräfte mit Ernst und Eifer nach der Wahrheit ringen und alle das sittliche Ideal und Gesetz aufrecht halten, das „der Einzige und sein Eigenthum" leugnete? Sollte er gar nichts davon wissen, daß auf dem Felde der Ethik, der Psychologie, der Religionsphilosophie, der Aesthetik eine Reihe von bedeutenden Arbeiten seitdem ans Licht getreten sind, welche die Philosophie in der That weiter fördern? Wenn er sie nicht kennt, wie mag er sich erdreisten, darüber abzusprechen, und wenn er sie kennt, warum thut er, als ob sie nicht da wären?

Weit gediegener hat sich Deutinger vom Standpunkt des gläubigen Katholiken über „Renan und das Wunder" (Nr. 8) ausgesprochen. Er weiß bereits selbst, „solange die Vertheidiger des Christenthums sich hinter die althergebrachten Argumente verschanzen und, ohne auf den Standpunkt der Gegner einzugehen, blos von ihrem Standpunkt aus dieselben des Irrthums, der Ketzerei, des Unglaubens oder revolutionärer Gesinnung anklagen, können sie unmöglich etwas gegen Feinde ausrichten, welche auf einem ganz andern Boden stehen und die gegen sie gerichteten Anklagen selbst wieder als Anerkennung ihrer Freisinnigkeit und fortgeschrittenen Erkenntniß verwerthen können". Ja, wir stimmen völlig überein, wenn Deutinger weiter sagt: „Die Religion ist nur insofern das wahre Heil der Menschheit, als sie die Führerin zum höchsten Ziele ist. Aus religiösen Gründen dem Fortschritt sich entgegenstellen, heißt das Wesen der Religion verleugnen und diese selbst der Verachtung und dem Hasse preisgeben. Die Religion, welche den Menschen als Hemmschuh des geistigen Fortschritts erscheint, hört auf, Religion zu sein."

Aber ist damit nicht das non possumus verdammt, welches das kirchliche Rom jeder Forderung einer humanen und geistesfreien Entwickelung entgegensetzt, ist damit nicht über die Inquisition von ehedem und die Indexcongregation von heute der Stab gebrochen, ist damit nicht die protestantisch-hierarchische Forderung einer Umkehr der Wissenschaft gerichtet? Denn die Indexcongregation hier, und dort die Zeloten für die Symbolischen Bücher lassen, indem sie gegen Kant und die Naturforschung, gegen Lessing, Goethe, Schiller eifern und Bannstrahlen schleudern, die Religion, mit der sie sich vereinerleien, als Hemmschuh des Fortschritts erscheinen. Freilich sind sie nicht die Religion, aber man muß zwischen Christenthum und bestehenden Kirchen unterscheiden lernen, wenn man nicht irreligiös werden will. Denn, fahren wir mit Deutinger fort, „ein Stillstand mitten auf dem Wege des Fortschritts zum Bessern wäre ebenso mit dem Wesen der Religion wie mit der Natur des Menschen im Widerspruch. Freiheit und geistigen Fortschritt bis zur höchsten den Menschen erreichbaren Vollendung zu gewähren, ist des Christenthums eigenste mit dem Tode seines göttlichen Stifters besiegelte Bestimmung. Könnte die christliche Religion dieser Bestimmung untreu werden oder hinter dem höchsten Ziele zurückbleiben, dann, aber nur dann würde sie aufhören, das höchste Gut der Menschen zu sein."

Aber Deutinger macht gar bald halt, und wie bei Frohschammer ist die verlangte Freiheit des Geistes wenig mehr als die Befugniß, mit eigenem Wissen und Willen die Dogmen der römischen Kirche anzuerkennen. Er sagt von dem Naturforscher, daß er seine Versuche so lange wiederhole, bis es ihm gelinge, seine Schlüsse mit der wirklichen Erfahrung in Uebereinstimmung zu bringen; er fragt dann, ob der Philosoph nun nicht auch mit seiner Entscheidung warten müsse, bis seine Gedanken mit der kirchlich feststehenden Lehre im Einklang sind? Welch ein Galimathias! Seit wann sind denn Dogmen religiöse Thatsachen? Der an die Autorität des Aristoteles gebundene Naturforscher, der die Natur peinigte und sich abquälte, um eine Uebereinstimmung mit der alten Schultradition zu bewahren, der wäre dem Philosophen Deutinger's entsprechend. Wir aber prüfen die Dogmen, ob

sie mit den Gesetzen der Vernunft und mit der innern Erfahrung übereinstimmen, wie der Physiker eine vorhandene Theorie mit den Gesetzen der Natur und der äußern Erfahrung zusammenhält. „In der Naturwissenschaft unterwerfen wir unser Denken dem Gegenstand, in der Religion will man den Gegenstand dem Denken unterordnen.“ Die Satzung, nicht den Gegenstand, die Lehrmeinungen der Theologen, nicht Gott und das Sittengesetz wollen wir dem Denken unterordnen. Auch der Physiker unterscheidet den vermeintlichen und den wirklichen Gegenstand. Er sieht eine glänzende Scheibe vor sich im Wasser, er behauptet nun nicht seiner Vernunft und den Naturgesetzen zum Trotz, daß es in der Tiefe leuchte und brenne, sondern erklärt die Erscheinung als eine Spiegelung der Sonne. So erklärt die Philosophie eine Reihe von Wundererzählungen, die mit den Gesetzen und Ordnungen der Wirklichkeit streiten, die Wasserverwandlung, das Wandeln auf dem Meere, den Stillstand oder die außerordentliche Verfinsterung der Sonne u. dgl., als Spiegelungen und Verdichtungen geistiger Anschauungen und bildlicher Worte.

Deutinger findet es gar nicht übel, daß die kirchlichen Behörden jeden Satz der neuerwachenden, unabhängig auftretenden Wissenschaft verwarfen, der ein bereits festgestelltes Dogma zu alteriren drohte; man konnte ja doch nicht das Erworbene preisgeben! „Der oberste Grundsatz der kirchlichen Wissenschaft mußte die Annahme aller von der Kirche festgesetzten Dogmen sein!“ Das gilt ja im Katholicismus bis auf den heutigen Tag. Und Deutinger ist der Mann nicht, es zu bestreiten. Sein Wunderbegriff ist aber nicht so übel. Das Eintreten einer höhern Entwickelungsstufe, eines neuen Princips nennt er ein Wunder, weil es sich nicht aus dem Niedern und Frühern ableiten lasse; so z. B. das Eintreten des organischen Lebens, weil es aus der anorganischen Natur nicht erklärt werden kann; die selbstbewußte Thätigkeit des Menschen ist der unfreien Materie gegenüber ein Wunder; jede unmittelbare Wirkung des persönlichen Willens auf die Natur, wenn ich die Hand erhebe, wenn ich ein Wort rede, ist nach Deutinger ein Wunder. Ich weiß nicht, was die Orthodoxen dazu sagen. Aber ich gebe eins dabei zu erwägen. Das höhere Princip hebt in der Wirklichkeit niemals die Gesetze der niedern Stufe auf, sondern verwendet und combinirt sie nur nach seinen Zwecken. Die physikalischen und chemischen Processe und Gesetze sind dieselben innerhalb und außerhalb des Organismus. Aber im Wunder der Dogmatik soll das Machtwort eines Dritten den seit mehrern Tagen Gestorbenen wieder ins Leben rufen, also alle die Processe der Auflösung und Verwesung, die seither geschehen waren, rückgängig machen, in ein paar Minuten, und das physisch Unmögliche doch realisiren. Wenn durch einen Machtspruch aus Wasser Wein wird, so müssen chemische Elemente geschaffen werden, muß ein Gärungsverlauf, der in der Natur Monate braucht, sich im Augenblick vollziehen: da werden die Gesetze der Wirklichkeit nicht aufrecht erhalten, sondern durchbrochen! Und wirklich sagt Deutinger: „Ein solches Eingreifen einer höhern Gewalt in die Natur, ohne Rücksicht auf die bereits fixirten Gesetze derselben würde ebenso sehr jede Erkenntniß der die Welt erhaltenden und beherrschenden Freiheit wie der von einer vollkommenen Gerechtigkeit und Weisheit beherrschten Welt unmöglich machen.“ Und doch ist dies das theologische Wunder. „Und es würde gänzlich unglaubwürdig sein, wenn Christus keine Wunder gewirkt hätte.“ Welche? Jene natürlichen des Gehens, Redens, oder die widernatürlichen? O Macht der theologischen Phrasen!

Der holländische Gelehrte **Bernhard ter Haar** (Nr. 9) berührt sich mit Deutinger in dem Bestreben, die Kirchenlehre und die Wissenschaft zu vermitteln. Die Frage: „Wer war Christus?“ hat er in zehn Vorträgen an der Universität zu Utrecht beantwortet. Er beginnt mit der Anerkennung, daß auch die kritische Schule, auch die freisinnigen Theologen Deutschlands und Frankreichs Christen sein wollen, ja ihre Betrachtung und rationale Auffassung des Christenthums für die wahre und die dasselbe rettende ansehen; dem sittlichen Ernste und dem Talente der neuern Richtung läßt er Gerechtigkeit widerfahren, und mahnt gegenüber den Schreiern und Verdammern zur Toleranz und zur Vorsicht. So hebt er denn auch das Schöne und Gelungene bei Renan hervor, aber er macht zugleich geltend, daß Christus aufhört, bei ihm das sittliche Ideal zu sein, daß er zum betrogenen Betrüger wird. Und der Verfasser bemerkt mit Recht, daß man im Alten Testament wie bei Griechen, Römern, Indiern und Chinesen ganz vortreffliche Sittensprüche finde, die sich dem Evangelium an die Seite stellen, aber sie sind vereinzelt und gelegentlich, hier werden sie zum Princip und Ziel, und sind zugleich plastisch verwirklicht im Leben Jesu durch That und Leiden, und sein Bild ist damit das Urbild der Sittlichkeit, das Vorbild für uns. Er sagt mit Renan: „Der Glaube, die Begeisterung, die Beharrlichkeit des Urchristenthums bleiben unerklärt, wenn wir nicht an die Spitze dieser Bewegung einen Menschen von kolossalen Proportionen stellen.“ Aber darin liegt die Verurtheilung des Renan'schen Buchs, nach welchem Jesus bald nur ein graziöser liebenswürdiger Rabbi, bald ein schwärmerischer Wundermann gewesen. Er sagt mit Baur: „Ohne den Glauben an die Auferstehung, ohne die tiefgewurzelte Ueberzeugung von dem Dasein derselben hätte das Christenthum nun und nimmer den mächtigen Widerstand der Welt überwunden, wäre nie eine christliche Kirche auf Erden gestiftet worden.“

Das steht fest, und das geben wir unsern Lesern zu erwägen. Die Jünger waren überzeugt, daß Christus lebe, daß er ihnen erschienen sei. Das begeisterte sie, sein Werk fortzuführen, das machte ihnen die Hoffnung der Unsterblichkeit, der Vereinigung mit ihm nach dem Tode des Leibes in einem seligen Gottesreich des Geistes zur freudigen Gewißheit. Und woher kam dieser Glaube? Entweder hatte Jesus während seines Lebens und vornehmlich durch seinen Kreuzestod so mächtig auf ihre Gemüther gewirkt, daß sich nun in ihrer Seele sein Totalbild herrlich und siegreich gestaltete und sie über die Trauer

nd den Zweifel erhob, sodaß die erregte Phantasie ihn elber zu sehen glaubte; auch das zeugt für seine unverleichliche Größe, und wer eine göttliche Weltregierung überhaupt nicht leugnet, der wird ihren Willen dann auch n den Visionen der Jünger und in deren Wirkung erennen. Oder die Seele des Abgeschiedenen gab sich den Seinen innerlich kund, und der von ihr ausgehende geiige Einfluß erregte die Phantasie, das sichtbare Bild zu gestalten. Die Wirkung ist vorhanden, nicht blos die Ausbreitung und der Sieg des Christenthums, sondern auch dies, daß seine Bekenner das irdische Leben nur für eine erste Entwickelungsstufe des Menschen halten, das wahre und vollendete Sein aber in der Zukunft, in einer ewigen Gemeinschaft mit Gott und Christus erwarten. Diese Wirkungen verlangen eine Ursache, die ihnen gewachsen ist; der Glaube, daß Christus auferstanden sei und verherrlicht lebe, setzt als diese Ursache selbst den lebendigen Christus voraus.

Der meiningische Oberschulrath Weidemann (Nr. 10) hat die Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Schenkel und Strauß historisch und kritisch beleuchtet; sein Standpunkt ist die Vermittelungstheorie von Nitzsch, Ullmann und Müller, seine Sprache die eines besonnenen und wohlmeinenden Gelehrten, der weder schimpfen noch verketzern, sondern der Wahrheit dienen will. Er gibt ein Bild vom Entwickelungsgange der Religionswissenschaft unsers Jahrhunderts an der Hand von K. Schwarz, und schließt damit, daß man in den theologischen Kreisen sich gewöhnt habe, den Standpunkt von Strauß als einen überwundenen anzusehen. Aber das sei eine Täuschung gewesen, vielmehr sei der Zweifel gegen die Orthodoxie ins Volk gedrungen, und mit 1863 sei die Frage nach dem Leben und der Person Jesu in ein neues Stadium eingetreten. Die officielle Theologie hat eben gemeint, wenn sie die Kritik beiseitestelle, so sei solche beseitigt; sie hat nicht geahnt, wie sie in ihrem Streben, die Bekenntnißformeln früherer Jahrhunderte festzuhalten, sich der Gegenwart entfremdet, sie hat die Entwickelung der Philosophie, der Natur- und Geschichtswissenschaft geringgeschätzt, sie hat einen Neubau der Religionswissenschaft verschmäht, der die Geistesbildung unserer Zeit mit den Worten Jesu in Verbindung setzt, statt alle jene veralteten Dogmen buchstäblich festzuhalten, in welchen man vor tausend und mehr Jahren nach Maßgabe der damaligen Geistesbildung die religiöse Wahrheit auszudrücken suchte.

Weidemann erkennt an, daß er es mit tüchtigen Gelehrten, mit ausgezeichneten Schriftstellern zu thun hat, die hier für das Volk schreiben, sich an die Gemeinde wenden, eine neue Form des religiösen Lebens herbeiführen wollen. Er bekämpft vornehmlich die belletristische Willkür bei Renan, die gepreßte Auslegung und inconsequente Behandlung der evangelischen Berichte bei Schenkel, die Verflüchtigung des Stoffs bei Strauß. Er charakterisirt sie alle drei, und stellt den letztern am höchsten. „Statt des in buntem Farbenglanz flimmernden und schillernden Gemäldes, welches Renan, und des unklar gehaltenen, überladenen und verkünstelten, welches Schenkel geliefert hat, gibt uns Strauß eine zwar etwas nüchterne und magere, aber doch in sich abgeschlossene und scharfbegrenzte Zeichnung, in der eine wohldurchdachte Idee zum klaren Ausdrucke gelangt." Der Verfasser leugnet die Wunder, welche den Naturgesetzen widerstreiten oder die Naturgesetze aufheben, weil Gott dadurch mit sich selbst in Widerspruch gebracht würde; aber er sucht doch nach einer Hinterthür, und nimmt Wunder an, welche die Ordnung der Dinge nicht zerstören, sondern fördern, die Unzulänglichkeit der irdischen Kräfte und Mittel für höhere Zwecke ergänzen und stets sittlich veredelnd wirken. Er spricht von einer Potenzirung der gewöhnlichen Natur, als ob dadurch dieselbe in ihrer Ordnung nicht aufgehoben würde! Wenn Christus auf dem Meer wandelt ohne einzusinken, wo bleibt da die Schwerkraft? So liegt auch Weidemann unter dem Bann der Phrase, die der ganzen Vermittelungstheologie so gefährlich ist. Er meint, daß der speculative Theismus, der die Wahrheit des Pantheismus und Theismus verknüpft, das Wunder für zulässig, ja bedingungsweise für nothwendig erachtet als ein verstärktes Hervortreten des Göttlichen in der Natur, als eine Erweisung des unendlichen Geistes im Endlichen; das ist allerdings richtig, aber keiner der Vertreter des philosophischen Theismus hat damit je ein Wirken gegen bestehende Naturgesetze oder eine Aenderung derselben gelehrt, sondern nur eine Erleuchtung, Erweckung des Gemüths von innen her, das was auch die Künstler als Eingebung und Begeisterung anerkennen, jenes „tägliche unsichtbare Anhauchen", ohne das nach Goethe's Wort keine menschliche Schöpfung zur Vollendung komme. Aber Wasser durch ein Zauberwort in Wein verwandeln ist doch etwas ganz anderes und wäre allerdings eine „Steigerung des bewußten Willens in seinem Verhältniß zu den Naturkräften", die niemand lehren kann, der sich wirklich klar gemacht, was Wille und was Naturkräfte sind.

Richard von der Alm hat die „Urtheile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen" (Nr. 11) zusammengestellt, um die neuere Kritik der Bibel damit zu unterstützen. Heiden und Juden, sagt er, haben sehr wenig von ihm gewußt, das Aufsehen der Wunder kann also nicht stattgefunden haben. Daß der Verfasser den mythischen Ausdruck von der jungfräulichen Geburt Christi mit den Juden und Heiden für eine außereheliche Erzeugung zu verwerthen geneigt scheint, ist nicht minder verkehrt, als wenn man ein Dogma darauf gründet.

Jakob Weil (Nr. 12) hat Sprüche der Propheten und Schriftgelehrten gesammelt, um das Leben Jesu von Strauß in dem Sinne zu bekämpfen, daß das Schönste und Beste des Evangeliums, wie die Bergpredigt, ganz ähnlich auch im Judenthum enthalten sei. Es ist eben die Blüte der Humanität, das sittliche Ideal, das in jeder Menschenseele liegt, das da und dort in einzelnen Strahlen hervorbricht, das aber in Jesus zur Vollentfaltung kam. Ein anderes

ist einen Gedanken einmal äußern, und ein anderes ihn zum Princip erheben und durch ein ganzes Leben verwirklichen; das hat aber Jesus mit der Liebe gethan; sie ist durch ihn des Gesetzes Erfüllung geworden.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Der Mensch und die Welt.

Isis. Der Mensch und die Welt. Von C. Radenhausen. Vier Bände. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 7 Thlr.

Bei dem vorwaltenden Streben in der wissenschaftlichen Thätigkeit unserer Zeit, immer genauer in das Einzelne und Kleine einzudringen, selbst auf die Gefahr hin, die Ueberschau über das Große und Ganze zu verlieren, ist es besonders erfreulich, die Zeichen einer beginnenden entgegengesetzten Geistesströmung wahrzunehmen, welche im Einklang mit dem politischen Ringen des deutschen Volks nach Einigung dahin gerichtet ist, durch Zusammenfassung eine Uebersicht über ein weites Gebiet und das Verhältniß der Theile und Gruppen zueinander zu gewinnen. Dieses letztere Verfahren bietet, abgesehen davon, daß die Wissenschaft durch dasselbe in gegliedertem organischen Zusammenhange hergestellt zu werden verspricht, noch den großen Vortheil, daß durch das bloße Hervorheben allgemeinerer Bezüge und das Zusammenstellen umfassenderer Theile auch auf das Einzelne oft ein neues Licht mit überraschender Klarheit fällt. Jedoch sind an diejenigen Werke, welche eine übersichtliche Darstellung zur Aufgabe haben, zwei unerlaßliche Forderungen zu stellen. Erstens müssen sie eine logische Gliederung, ein aus innerer Nothwendigkeit wohlgeordnetes Gefüge erkennen lassen, weil sonst der Zweck, ein deutliches Gesammtbild zu geben, verfehlt wäre. Zweitens muß der zu behandelnde Stoff, wenn auch nicht bis in die genauesten Einzelheiten, so doch in seinen wesentlichen Verhältnissen vollkommen beherrscht werden, weil andernfalls die Wissenschaft nicht sachgemäß dargestellt würde, sondern leicht willkürliche Meinungen und Hypothesen an die Stelle treten könnten.

Das vorliegende Werk behandelt den Menschen und die Welt als in dessen Vorstellungen und Begriffen wurzelnd, einen Gegenstand von höchster, imposantester Allgemeinheit, der zugleich für jeden Gebildeten von nächstliegendem Interesse ist. Die Realisirung des von uns hervorgehobenen ersten Erfordernisses durch dasselbe können wir indessen keineswegs zugestehen. Man braucht nur die Ueberschriften der verschiedenen Theile nacheinander zu lesen und einen flüchtigen Blick auf ihren Inhalt zu werfen, um sich davon zu überzeugen, daß weder eine systematische, noch auch überhaupt nur leicht faßliche und übersichtliche Anordnung sich darbietet. So z. B. folgen aufeinander: die Entstehung der Vorstellungen und Begriffe (als Quellen der religiösen und wissenschaftlichen Erkenntniß), Gott in der Geschichte, der Mensch und die außersinnliche Welt, Geist und Unsterblichkeit (wird nicht Gott von manchen Religionen auch als Geist und als außersinnlich gefaßt?), böse und gut u. s. w., und dann wieder das Christenthum, obwol ein sehr wesentlicher Theil desselben, nämlich sein Gottesbegriff, schon im zweiten Abschnitt abgehandelt worden, sodann — Wissenschaft und Religion und ein Gespräch über Gott und Unsterblichkeit zwischen Vater und Sohn, in welchem der Gegensatz der ältern und neuern Anschauungsweise entwickelt wird. Im allgemeinen sollen zwar die Vorstellungen und Begriffe über Gott, Mensch und Welt in ihrer geschichtlichen Genesis dargethan werden; aber da jene nicht klar und sachgemäß gruppirt sind, kann auch diese trotz allem Reichthum des Gehalts kein wohldurchwirktes Gewebe bilden. Diesen Mängeln der Anordnung ist es auch zuzuschreiben, daß nicht selten Längen und Wiederholungen sich finden, die in unserm Zeitalter der Eile und der Eisenbahnen besonders vermieden werden müßten. Schon um vieles besser sieht es mit der Erfüllung der zweiten Forderung aus: der Beherrschung des in Betracht kommenden Materials. Die Ergebnisse vielseitiger Kenntniß sind mit gewandtem Stil dargestellt und aus dem Schatze reicher Belesenheit mancherlei interessante, den Gegenstand beleuchtende Notizen beigebracht. Doch bleibt auch hierin Wesentliches zu wünschen übrig. Namentlich müssen viele ohne weitere Begründung aufgestellte neue Behauptungen dem Eingeweihten als bloße willkürliche Meinungen erscheinen, was durch beigefügte Anmerkungen für die zugehörigen Nachweise vielleicht hätte vermieden werden können.

Es soll hier zunächst der zweite Abschnitt, betitelt: „Gott in der Geschichte", der für die folgenden Aufstellungen eine hervorragende Bedeutung gewinnt, näherer Betrachtung unterzogen werden. Für nicht glücklich gewählt erachten wir, um dies gleich im voraus zu bemerken, den Ausdruck „Verehrungswesen" statt des gebräuchlichen „Götter", weil derselbe zu unbestimmt ist und z. B. auch Könige, Propheten und Dichter unter sich befassen kann. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß bei der ursprünglichen Hilflosigkeit des Menschengeschlechts die großen und starken Thiere als früheste Uebermächte Furcht und Ehrfurcht erregt haben und infolge davon göttlich verehrt worden seien, wie das Krokodil und der Stier in Aegypten, der Löwe im Euphratthale, der Tiger in Ostindien, Schlangen bei afrikanischen Völkerschaften. Abgesehen jedoch davon, daß auch viele kleine und ungefährliche Thiere, wie der Widder, der Bock, der Hundskopfaffe, die Katze, die Gans, ja selbst Pflanzen, wie die Weide in Phönizien, der Lotos in Indien göttlich verehrt wurden, dürfte der aufgestellten Behauptung des Verfassers schon seine eigene Angabe widersprechen, daß in der Gegenwart noch Völker leben, die von keiner Uebermacht in Thiergestalt umgeben, nicht einmal eine Spur von Thierdienst aufweisen, sondern noch weiter rückständig seien. Diese Völkerschaften haben aber doch wol ein Gefühl für Sturm und Sonnenhitze, für das Brennen des Feuers und die Nässe des Wassers. Sie sind also von Uebermächten umgeben, nur nicht von thierischen. In dem Gefühl für die übermenschlichen Mächte liegt aber schon die Wurzel der religiösen Vorstellungen und somit der erste Anfang der Gotteserkenntniß. Folglich müssen auch die ersten Vorstellungen des Gottesbewußtseins auf die zuerst wahrgenommenen elementaren

und umfassenden Naturmächte sich bezogen haben, nicht aber auf Thiere, deren eigenes öfteres Unterliegen leicht zu beobachten war. Die letztern haben niemals selbständig als Götter gelten können, sondern der Cultus von Pflanzen und Thieren hat stets nur den Sinn gehabt, daß sie als Vermittler der Götter gleichsam als Verzauberungen, Epiphanien, Incarnationen derselben aufgefaßt wurden, wie z. B. aus der ägyptischen Mythologie sehr deutlich sich erweisen läßt. Jener Cultus fällt also seiner Grundbedeutung nach mit dem sogenannten Fetischdienst zusammen, der Verehrung von auffallenden, vermeintlich mit Zaubermacht begabten Gegenständen, den der Verfasser als Beiwerk der zweiten Stufe religiöser Erkenntniß annimmt. Erst auf dieser seien elementare Naturgewalten, wie der Wüstensturm, der Sonnenbrand, der Gewitterhimmel u. s. w. als die wesentlichen Götter betrachtet worden. Uebrigens ist das Wort Fetisch (portugiesischen Ursprungs) nur eine allgemeine Benennung für Götze (Götterbild oder Götterzeichen). Bei den dunkeln Völkerschaften, den Semiten und Aegyptern seien der Wüstenherr, Feuerherr und Sonnenherr verehrt worden, bei den hellern und nördlichern Stämmen, den Indogermanen und Chinesen, der Himmelsherr. Diese Behauptung könnte sich indessen nur auf den jedesmaligen obersten Gott dieser Völker beziehen; denn die Mythenkreise derselben zeigen unwiderleglich, daß so ziemlich alle erscheinenden Naturmächte, die Bestand haben oder immer von neuem wiederkehren, Himmel und Erde, Wasser und Luft, Sonne und Mond, Blitz und Donner, Sturm und Flut, Licht und Wärme, die Grundlagen zu ihren Göttern abgegeben haben. Aber auch so können wir sie nicht vollständig zugeben, da eine strenge, anderweitig erwiesene Mythendeutung ergibt, daß ursprünglich bei den Semiten der Feuerherr, bei den Indogermanen der Herr des lichten Himmels, bei der dritten, in der mosaischen Völkertafel als hamitisch zusammengefaßten Gruppe des kaukasischen Stammes, den Aegyptern, Altbabyloniern u. a., der Sonnenherr an der Spitze der Götterkreise gestanden habe, und daß somit diese Stämme durch ihr ursprüngliches Gottesbewußtsein deutlich voneinander sich scheiden. Der Verfasser sucht darzuthun, daß auch die Israeliten in älterer Zeit dem Polytheismus gehuldigt und daß der Glaube an Einen Gott überhaupt erst etwa aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. stamme. Dies dürfte demselben doch nur insoweit gelungen sein, als zugegeben werden muß, daß öfters heidnische Götter in das religiöse Bewußtsein des israelitischen Volks sich eingedrängt haben. Sowol der mosaische Jahwe aber, wie auch schon der El Schaddai der Erzväter ist seinem Begriffe nach, mag er auch aus dem Feuergott hervorgegangen sein, ein ausschließender und einziger Gott, was durch zu viele altestamentliche Hindeutungen und klare Aussprüche erwiesen ist, als daß es widerlegt werden könnte. Schon der gänzliche Mangel eines Götterſystems, das bei den gebildetern heidnischen Völkern sehr entwickelt ist, unterscheidet von diesen als festes Merkmal das israelitische Volk mit seinem Glauben. Indessen stehen die Israeliten des Alterthums um des Monotheismus willen nicht etwa auf einer höhern Stufe des Gottesbewußtseins als die polytheistischen Völker. Nicht nach der Zahl, sondern nach ihrem Begriff bestimmt sich der Götter Werth und Hoheit. Ein Gott ist um nichts besser als viele Götter, wenn der Begriff aus gleicher Dumpfheit des Bewußtseins entsprungen ist. Zudem dürfte der ganze Unterschied nur ein relativer sein, da schwerlich ein Volk so der Idee der Welteinheit enträth, daß es nicht wenigstens einen obersten Gott anerkennt. Auch Jahwe hatte seine untern Weltmächte, die Engel, die im übrigen ganz den untern Göttern der Heiden entsprechen und nur durch den Mangel an Selbständigkeit von ihnen sich unterscheiden. Zum Himmelsgott Zeus standen die übrigen griechischen Götter etwa in der Beziehung wie zum weiland römisch-deutschen Kaiser die ihm zwar untergeordneten, aber doch in ihren Landen so ziemlich nach Belieben schaltenden Reichsfürsten, während die Engel zum Jahwe sich mehr verhielten wie die französischen Herzoge und Grafen zu Ludwig XIV., die auswärts höchstens als Botschafter accreditirt waren und am Hofe dem König den Hermelin umhingen und die Armleuchter trugen. Nur ein gleichberechtigter Gegensatz findet zwischen dem Monotheismus und dem Polytheismus statt. Dagegen zeigt der besondere Inhalt, der jedesmal mit der allgemeinen Form Gott oder Herr verbunden ist, die Sprossen auf der Himmelsleiter in der Geschichte an. Es gibt noch jetzt Völkerschaften, die das Feuer oder den Sturm selbst anbeten und beschwören; andere besitzen zwar den Begriff Seele (Lebenskraft), aber noch nicht den Begriff Geist (Vernunftkraft), während noch andere z. B. den die Sonne beherrschenden großen Geist verehren. Der Verfasser sucht durchzuführen, daß der Fortschritt von der Beschaffenheit der als herrschend gefaßten Naturmacht, von ihrer größern Milde und Hoheit bedingt gewesen. Aber als um vieles entscheidender und mehr epochemachend müssen die Unterschiede sich erwiesen haben, ob die erscheinenden Naturmächte als solche oder die Seelen in ihnen oder die sie beherrschenden Geister als Götter gedacht worden sind. El Schaddai, der starke Gott, war die seelische Kraft Himmels und der Erde; Jahwe, der da ist, was er sein wird, erst von Moses erkannt, der Geist Himmels und der Erde. Der Verfasser gibt den letztern Namen durch das nahe kommende „der Ewige oder Unsterbliche" wieder, welche Deutung jedenfalls zutreffender und inhaltreicher ist als das nichtssagende „der wahre Gott", wie man sie auch wol findet. Ganz ähnlich waren die alten griechischen Titanen die Seelen der ihnen entsprechenden Naturmächte, Zeus und die neuen Götter dagegen, welche jene im Kampfe überwunden und zurückgedrängt, die Geister derselben. Je nachdem ferner der Geist als mit Naturbestimmtheit und Nothwendigkeit behaftet (Naturgeist), oder als frei (transscendenter Geist) gefaßt ist, ergibt sich das geistige vorchristliche oder das christliche Gottesbewußtsein. Somit wäre die Grundentdeckung des Christenthums die Transscendenz der Gottheit, und das gesammte vorchristliche religiöse Bewußtsein hätte noch die alleinige Immanenz der Gottheit festgehalten, wenn diese auch von der bloßen Naturerscheinung allmählich immer mehr sich abgehoben. Die

Transscendenz des Gottesbegriffs macht aber wesentliche, von der Welt unabhängige innere Unterschiede nothwendig, weil er sonst gänzlich leer und unvollziehbar sein würde. Daher ist die Trinität mit innerer Consequenz aus dem Keim des christlichen Gottesbewußtseins entsprungen und nicht aus nur äußerlichen Anlässen, weil das Judenchristenthum den Vater festgehalten, die occidentalische Welt zur Apotheose des Sohnes und der Orient zur Apotheose des Geistes sich geneigt habe, wie der Verfasser es auseinandersetzt. Die Parteien wären durch eine solche Fusion nicht zufriedengestellt gewesen, wenn nicht der Begriff selbst sie gefordert hätte. Im Interesse der Freisinnigkeit gegen die Trinität zu streiten, müssen wir für ein großes Missverständniß ansehen, da gerade der trinitarische Gott der allein freie ist und der Gottes- und Menschenbegriff von jeher in der Geschichte parallel sich entwickelt haben. Allerdings genügt die bloße Transscendenz, wie sie einseitig vom Katholicismus ausgebildet worden ist, zum Verständniß der Beziehung zwischen Gott und Welt noch nicht, und seit dem religiösen Protestantismus und der Erneuerung der Wissenschaften hat sich wiederum die Immanenz allmählich geltend gemacht. Es dürfte daher die Aufgabe der neuern Theologie und Wissenschaft sein, unbeschadet der Transscendenz der Gottesidee zugleich die Immanenz derselben nachzuweisen und zur Wahrheit zu bringen: eine Aufgabe, von der die erstere freilich zum großen Theil nur ein geringes Bewußtsein zu haben scheint. Wenn das Endresultat aber so ausgesprochen wird, wie es der Verfasser thut, als „die Erkenntniß des All, des Einen und Untrennbaren der Welt", so sieht es allzu sehr wie ein Rücksprung von über 2000 Jahren in die Philosophie der Eleaten aus, die ja auch das „Alleins" für das allein Seiende erklärten (abstracte Identität von Gott und Welt). Darin aber dürften wir um so sicherer einen Widerspruch gegen die eigene Tendenz des Verfassers erkennen, als derselbe so entschieden dem Fortschritt huldigt und überall nachzuweisen sucht, wie dieser trotz dem stets gleichzeitigen Rückstreben und Rückschritt doch im ganzen durch den Ueberschuß immer mehr Terrain gewinnt und sich durchsetzt.

Aus den übrigen Abschnitten des vorliegenden Buchs heben wir den mit der Ueberschrift „Liebe und Ehe" als einen der bedeutendsten hervor. Nachdem das menschliche Geschlechtsleben sowol im Gegensatze zum thierischen, welches letztere an bestimmte Zeitabschnitte und Kreisläufe gebunden erscheint, als auch in den verschiedenen Phasen seiner Idealisirung und des geschichtlichen Fortschritts als Wildniß, Polygamie und Monogamie erörtert worden ist, wird die aus der Einwirkung des Staats und den kirchlichen Vorstellungen hervorgegangene Zwangsehe in ihren Uebelständen besprochen und dabei geltend gemacht, daß sie dem Zweck der Ehe, die Extreme der Ausschweifung und gänzlichen Enthaltsamkeit in glücklicher Mitte zu vermeiden, nicht vollständig entspreche. Denn indem das Institut der Ehe die dauernde gegenseitige Zuneigung der Gatten voraussetze und zum sittlichen Grunde habe, falle dieser weg, wenn jene aufhöre, und der gezwungene Fortbestand der Verbindung berge somit einen innern Widerspruch, der nicht nur das leibliche und geistige Wohl der Verbundenen, sondern auch die Würde der Ehe selbst gefährde. Die Zwangsehe sei daher in die freie Ehe umzuwandeln, d. h. es sollen von seiten des Staats die Hindernisse ebenso wol der Eheschließung als auch der Scheidung aufgehoben werden. Die letztere würde also nicht nur bei gegenseitiger Einwilligung, wie es z. B. im preußischen Landrecht bestimmt ist, sondern schon bei einseitiger Forderung stattzufinden haben, während ebenso sehr alle Eheverbote als der Regeneration der Menschheit nachtheilig zu beseitigen wären. Wie die untrennbare Ehe und deren sakramentaler Charakter eine Consequenz aus dem Idealismus des katholischen Christenthums war, so dürfte die freie Ehe in dem Real-Idealismus des protestantischen Princips, das mit Beseitigung des sakramentalen Charakters die realen Verhältnisse mit in Rechnung zieht, zur Hebung des Wohls und der Würde der Menschheit berufen angelegt sein. Jedoch ist bei der dreifachen Beziehung der Ehe, der kirchlichen, staatlichen und privaten, nicht außer Acht zu lassen, daß zur Vermeidung von rücksichtsloser Willkür die Vermögensverhältnisse der Ehegatten auch für den Fall der Scheidung vorher civilistisch geordnet sein müßten, und daß somit die obligatorische Civilehe, wie sie von der Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses angestrebt wird, eine nothwendige Voraussetzung für die freie Ehe bildet.

Das Buch soll schließlich den Leser zur Ueberzeugung bringen, daß der Mensch höher stehe, besser und glücklicher sei, als er dachte; daß aber das Glück in dem Streben nach Fortbildung der Menschheit liege. Möge denn auch der Verfasser in diesem von ihm bekundeten energischen Streben der weiten Verbreitung seines Werks sich zu erfreuen haben! **Eugen von Schmidt.**

Deutsche Charakterbilder.

Deutsche Charakterbilder aus verschiedenen Jahrhunderten von H. Holland. München, Kaiser. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser ist dem größern Publikum wol am meisten durch seine „Geschichte der deutschen Dichtung in Baiern" bekannt. Sein gemäßigt katholischer und bescheiden localpatriotischer Standpunkt, der in dem erwähnten umfänglichern Werke maßgebend ist, verleugnet sich auch in seinen frühern kleinern Arbeiten nicht, sowenig wie in diesen hier gesammelten Aufsätzen. Sie sind deshalb auch außerhalb München lesbar und werden sogar auf ein unbefangenes Urtheil durchschnittlich einen recht wohlthuenden Eindruck machen. Eine gewisse Wärme der Empfindung und in Verbindung damit eine selbstlose Hingabe an den Stoff oder vielmehr an die Persönlichkeit, deren Bild gezeichnet wird, unterscheidet sie in den Augen eines gesunden Lesers sehr vortheilhaft von jenen sogenannt geistreichen Selbstbespiegelungen und Selbstoffenbarungen, die nur zu ihrer Folie sich an irgendeine beliebige Gestalt der Vergangenheit lehnen, wie sie neuerdings wieder, nicht gerade als günstige Signatur der momentanen Geistes-

trömung, häufiger sich breit zu machen pflegen. In den Tagen des Jungen Deutschland mochte eine derartige Verenkung des geschichtlichen Stoffs, soll man sagen, an der Zeit gewesen oder wenigstens erträglich sein; die Gegenwart scheint uns zu ihrer sehr nothwendigen Genesung einer andern Dosis von Pathos, von Ernst und Tiefe in Liebe und Haß zu bedürfen, als sie in jenen Präparaten gereicht wird. Selbstverständlich sind wir weit entfernt, in Confession und Heimat eine zureichende Erklärung der einen wie der andern Erscheinung finden zu wollen; aber es darf nicht übersehen werden, daß der specifisch „gebildete" Norden und die noch specifischer „gebildete" Mitte unsers Vaterlandes die Mehrzahl wie der Veteranen so des Nachschubes in jenem traurigen Contingente der Blasirten und Nörgeler liefert, während der Süden und Südwesten — nicht der Südosten — im ganzen eine große Gemüthsfrische und Einfalt des Sinnes bewahrt hat, die, gleichviel ob auf radicaler oder conservativer Seite erscheinend, immer das Recht haben, auf die Theilnahme aller Ernstgesinnten zu zählen.

Die Einheit der Gesinnung und Stimmung ist das einzige Einheitsband zwischen diesen vorliegenden Blättern. Nicht einmal die Einheit der Nationalität hält alle von ihnen zusammen, wie es sich doch nach dem Titel „Deutsche Charakterbilder" vermuthen ließe. Denn Rembrandt wird man doch nicht im gewöhnlichen Wortsinn uns Deutschen zurechnen, wenn wir alle auch recht wohl wissen, daß es eine Zeit gab, wo seine Heimat in jedem Sinne zu Deutschland gehörte. Marie Ward vollends, die Gründerin des Ordens der Englischen Fräulein, gehört nur insoweit Deutschland an, als sie vorübergehend in München und an einigen andern Orten gewirkt und dort durch ihre klösterlichen Stiftungen ihr Andenken verewigt hat.

Auch der Rahmen der Zeit ist etwas weit gespannt: neben einigen eben verstorbenen Künstlern, auf deren Bilder wir noch weitere Aufmerksamkeit wenden werden, steht Konrad von Megenberg aus dem 14., Albert der Große aus dem 13. Jahrhundert: beide freilich unbestritten echte Kinder des deutschen Volks, wenn auch der erstere nicht ebenso unbestritten seine Wiege in Mainberg am Main wird stehen gehabt haben. Sein neuester Biograph oder, wenn ein neueres Fremdwort besser klingt als das ältere, der neueste Essayist, der ihn aus seiner langen Verschollenheit heraufbeschwört, folgt hier wie anderwärts einer Autorität, auf die er sich unbedingt verläßt. Franz Pfeiffer in Wien hat bekanntlich vor einigen Jahren eine treffliche Ausgabe des großen „Buch der Natur" des Megenbergers gegeben. In der Vorrede, in der wie üblich Leben und Persönlichkeit des Autors umrissen ist, stellte er die Vermuthung auf, die sonst unbekannte Heimat des einst so populären Naturforschers möge wol in dem ähnlich klingenden Maienberg am Main, jetzt Mainberg, zu suchen sein, und H. Holland erhebt auf eigene Hand diese Vermuthung zur Gewißheit. Damit nicht unsere Literargeschichte mit einer Angabe bereichert werde, die doch wieder ausgemerzt werden müßte, sei hier bemerkt, daß Meienberg in allen den zahlreichen, uns ziemlich vollständig bekannten Urkunden gleicher Zeit mit seinem angeblichen Sohne, nie als Megenberg erscheint: Meigenberg, wie es oft genug heißt, steht zwar nur durch ein Jota davon ab, aber dies Jota ist hier wie in einigen andern Fällen so wuchtig, daß es eine Identificirung schlechterdings unmöglich macht. Ohnedem läßt sich für damalige Zeit kein ritterbürtiges Geschlecht der Meienberger nachweisen, während doch der große deutsche Populärschriftsteller deutlich genug sagt, daß er aus einem solchen stamme.

Wesen und Wirken der Helden dieser deutschen Charakterbilder ist ebenso verschieden und bunt nach allen Seiten hinausgetrieben, wie sie in Zeit und Heimat voneinander abstehen. Doch überwiegt das künstlerische Element, dem der Maler J. A. Fischer, die beiden Bildhauer Franz und Konrad Eberhard, Johann Georg Müller, Rembrandt und Veit Stoß, wenn man will auch der Alchemist Krohnemann und von dieser Seite her sogar auch Albert der Große, der Urvater aller Schwarzkünstler und Wundermänner, zuzuweisen sind. Mit dem lebhaftesten Interesse haben uns die Bilder des fast unbekannten Malers Fischer, der beiden Brüder Eberhard und des früh hingeschiedenen Johann Georg Müller angezogen. Der erste, wie die folgenden beiden, ein echtes Kind des reichlich kunstbegabten Algaus, gehörte der specifisch religiösen Richtung der ältern münchener Schule an, welche in Schrandolph und H. von Hess ihre Häupter verehrte. Doch wußte er sich ganz selbstwüchsig neben diesen, von ihm mit unglaublicher Pietät gehegten Meistern durchzuarbeiten und in seiner Art Treffliches zu leisten, worin, wie es scheint, der gesunde Realismus seiner Volksart neben jenem idealen Romanticismus auf eine wol nicht zum zweiten male mögliche Art zur Geltung gelangte.

Die beiden Bildhauer Eberhard, die nächsten Landsleute des vorigen, gleichen ihm in ihrem Wesen: Konrad, der Jüngere, hat es zu größern Erfolgen gebracht und gilt als der Schöpfer der streng kirchlichen oder katholischen Schule der neuesten Plastik. Aber noch mehr wie als Künstler interessirt er als Mensch, als die einfache, derbe, naturwüchsige Hirtennatur seiner Alpentriften, die er auch in dem Zwange der antikisirenden Tendenzen seiner frühern Kunstthätigkeit nicht verleugnete, sowenig wie in seiner spätern Bekehrung zu dem ausschließlichen christlichen Kunstideal oder in seinem Verkehr mit den hervorragendsten Größen der künstlerischen und literarischen Welt. Johann Georg Müller, ein Thurgauer, also den vorigen orts- und stammverwandt, ist dem größern Publikum als Architekt bekannt; hier tritt er auch als ernster, gedankenschwerer Dichter auf, der, was er in der einen Kunst nicht sofort in die That umsetzen konnte, in der andern als Wort gestaltete. Veit Stoß, das größte Talent der deutschen Sculptur des Mittelalters in dem Wendepunkt der Gothik zur Renaissance, ist hier weniger als Künstler wie als Mensch gezeichnet. Er ist als solcher der charakteristische Repräsentant einer Uebergangszeit, in der die schlichte mittelalterliche Stellung des Künstlers als ein

vollständig eingeordnetes Glied des ganzen großen Organismus der Werkthätigkeit, des Handwerks im rechten Wortsinne, schon durchkreuzt wird durch die moderne Isolirung und Prätension des subjectiven Künstlerbewußtseins und Künstlerstrebens.. Kein Wunder, daß er fortwährend mit der bürgerlichen Ordnung um ihn herum, die einer solchen Auffassung des Künstlerberufs noch nicht gewohnt war, hart zusammenstieß, und neben den bedenklichsten, für sein Leben bedrohlichen Rechtshändeln auch mit einem Brandmal auf beiden Wangen herumgehen mußte, das davon zeugt, daß der nürnberger Rath auch das größte Genie wie jeden andern gewöhnlichen Menschen behandelte, wenn er auf einem Verbrechen ertappt wurde.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Zwei Literatur-Bilder.

Wie Shakspeare's „Ruhmeshalle" die englische Literatur im Rahmen eines Bildes, so vereinigt das Lindenschmitt'sche Bild: „Dante und die italienische Literatur", auf welches wir mit Rücksicht auf das bevorstehende Dante-Jubiläum hinweisen, die Zierden des italienischen Parnasses in sinniger Gruppirung um den großen Florentiner. Für solche historische und literarhistorische Tableaux werden Rafael's unsterbliche Meisterwerke im Vatican immer das Vorbild bleiben, wie sie auch einem genialen Künstler wie Kaulbach bei seinen großen geschichtlichen Culturbildern als Muster vorgeleuchtet haben. Mit Recht macht das „Athenäum" in einer Besprechung des Lindenschmitt'schen Bildes darauf aufmerksam, daß der florentinische Barbier Burchiello, welcher langausgestreckt neben der Fontaine liegt, an den Hans Sachs in Kaulbach's Reformationsbild und dieser wieder an den Diogenes in Rafael's Schule von Athen erinnert. Der Springbrunnen im Vordergrunde des Lindenschmitt'schen Bildes, die ansteigende Terrasse, auf welcher sich die Gestalten gruppiren, die figurengeschmückte Balustrade, der landschaftliche Hintergrund mit den Pinien und Cypressen — das alles versetzt uns in eine für das Schöne empfängliche Stimmung, in welcher wir die Vertreter desselben freudig willkommen heißen. Dante steht im Mittelpunkte des Bildes und reicht seiner einen Lilienstengel tragenden Beatrice die Hand, auf der linken Seite krönt Laura den schwärmerisch zu ihr aufsehenden Petrarca, auf der rechten sitzt Tasso, brüderlich durch die dargebotene Hand mit dem neben ihm stehenden Ariosto verbunden. Tasso's Kopf ist wol der schönste und am meisten charakteristische auf dem Bilde, Petrarca ist etwas idealisirt. Die Frauengestalten sind prächtig, wenn sie auch an Typen der italienischen Maler erinnern. Die neuere Literatur ist etwas sehr in den Hintergrund gedrängt, unter ihren Vertretern tritt Alfieri durch die ihm angewiesene Stelle am meisten vor. Wir möchten in dieser, gewissermaßen eine Rangordnung ausdrückenden Folge der Gruppirung einen Fehler des Bildes finden; denn das chronologische Moment darf dabei wol keine Hauptrolle spielen. Statt mehrerer, nur in den Kapiteln der Literaturgeschichte noch als todter Ballast mit fortgeschleppter Autoren hätten wir in den Vordergrund des Bildes einen Alfieri, Leopardi, Silvio Pellico, Niccolini, namentlich aber einen Galilei, Giordano Bruno und Savonarola gewünscht, als die großen Vertreter des Fortschritts in der Bewegung des italienischen Geistes. Die von dem Künstler beliebte Gruppirung, gleichsam mit chronologischer Zeitperspective, will uns minder angemessen für die innere Bedeutung der Gestalten erscheinen.

Einem zweiten, ähnlichen Bild von F. Schwörer: „Ruhmeshalle der deutschen Wissenschaft 1740 — 1840" fehlt der bedeutsame Mittelpunkt, welcher dem Dante-Bilde durch den Stoff selbst gegeben ist. Ersetzt wird derselbe durch die nicht unglückliche Idee, von den zwei Seiten gleichsam zwei Ströme der Wissenschaft sich nach der Mitte zu ergießen zu lassen, wo sich ihre Hauptvertreter begegnen, die Strömung der Geistes- und die der Naturwissenschaft, als deren geistige Spitzen Kant und Alexander von Humboldt nebeneinanderstehen. Gegen die Wahl dieser Männer läßt sich wenig einwenden, ebenso wenig gegen die hervortretende Stelle, welche einem Liebig rechts im Vordergrunde eingeräumt wird. Dagegen dürften die Vertreter der altgermanischen Philologie, die beiden Grimm, Lachmann, ihre bedeutsame Stelle mit größerm Recht an die fast verschwindenden Philosophen Hegel, Schelling, Fichte abtreten, welche doch einmal die Koryphäen deutscher Wissenschaft bleiben. Auch würde dies im Einklang stehen mit der Führung dieser Seite, welche dem königsberger Philosophen übertragen ist. Die Köpfe sind meistens treu und charakteristisch, auch die am weitesten entfernten verschwimmen nicht unklar. Ebenso sind die Gruppen und die Stellungen der einzelnen mannichfach und bezeichnend. Ein Mißstand ist es, daß die großen deutschen Dichter fehlen, welche auf den Entwickelungsgang deutschen Geisteslebens von so maßgebendem Einflusse waren. In Deutschland ging Kunst und Wissenschaft zu allen Zeiten Hand in Hand, namentlich aber in unserer classischen Literaturepoche. Unsere großen Dichter waren auch große Geister, das unterscheidet sie von den kleinen Poeten, mag man die letztern auch hier und dort auf ein noch so hohes Piedestal stellen. Doch der Künstler hat jedenfalls den Dichtern eine eigene „Ruhmeshalle" vorbehalten.

Was ist eine Zeitungs-Ente?

Da über dieses vielgebrauchte Wort selbst das Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm keine genügende Aufklärung gibt, so mag hier eine Notiz darüber Platz finden. Jakob Grimm sagt (III, 509): „Man nennt eine in Zeitungen verbreitete, gleichsam fortschwimmende, wieder auftauchende Fabel oder Lüge heute gewöhnlich Ente. Früher hieß es blaue Ente (folgen Belege aus Luther, Murner, Seb. Brandt, Franck u. a.) Blau ist nebelhaft, nichtig, einem etwas Blaues vormachen, blauen Dunst machen bedeutet vorlügen." Das letzte ist sicher, mit der Ente aber hat es eine andere Bewandtniß. Wurzbach bietet in den „Historischen Wörtern" nichts zur Erklärung, wenn nicht die Wiederholung der oben mitgetheilten so heißen darf, wol aber eine ganz spaßhafte Geschichte, die werth ist gekannt zu werden. Zur Persiflirung der Napoleonischen Schlachtenbulletins nämlich habe der Brüsseler Egide Norbert Cornelissen folgende Geschichte erfunden, die von Zeitung zu Zeitung gegangen, wie die Seeschlange: „Wie groß die Gefräßigkeit der Enten sei, lehrt ein Experiment, das man mit ihnen anstellte. Man nahm aus zwanzig derselben eine, zerhackte sie sammt Federn und Knochen und gab die Stücke den neunzehn übrigen zu fressen. So fuhr man fort, eine nach der andern zu schlachten und den Schwestern vorzusetzen, bis nur mehr (d. h. nur noch) eine einzige vorhanden war, gemästet mit dem Fleische und Blute ihrer Genossinnen." Wurzbach bemerkt richtig, daß dieser Schwank des Pudels Kern nicht treffe. Er selber citirt sogleich „Schellmufskys" 1696: „— ich wusste ich allemalen so eine arttige Lüg-Ente vorzubringen..." und sieht das Richtige noch nicht. Unsere Leser werden gemerkt haben, daß Lüg-Ente nur eine witzige Umdeutschung für Legende sein kann. Der Reformation lag es nahe, indem sie die Heiligenverehrung als Abgötterei verwarf, auch der Legende den Glauben aufzukündigen und so sprach schon Luther von einer „Lügend von St.-Chrysostomus". Daraus ward bald ein Lüg-Ente, und war man so weit, so ward auch die „Ente" allein als Lüge verstanden. Nicht das Untertauchen und Wie-

derhervortauchen also, sondern das leere Geschnatter höchstens ist dabei als mitwirkend zu dem Misverständniß anzusehen. Legende hatte daneben auch schon die Bedeutung Geschichte, Erzählung, ohne daß an kirchlichen Inhalt gedacht ward. So z. B.:

Van Knyphoff synder legent
Is hyr in dort vnd behend,

Titel eines Liedes auf den Seeräuber Klaus Kniphof. Steht die Sache so, dann kann das französische donner des canards à qlq. erst aus dem Deutschen entstanden sein.

Deutsche Handwerkslieder.

Ein werthvoller und anziehender Beitrag zur Literatur des deutschen Volksliedes sind die von Oskar Schade gesammelten und herausgegebenen „Deutschen Handwerkslieder" (Leipzig, Vogel, 1865). Schade schrieb schon vor längerer Zeit in dem leider eingegangenen „Weimarischen Jahrbuch" eine lesenswerthe Abhandlung: „Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied", und ebenfalls während seines damaligen Aufenthalts in Weimar ist die vorliegende Sammlung zu Stande gekommen. Der Herausgeber hat hauptsächlich aus der lebendigen Quelle des Handwerksliedes, aus dem Gesang der Gesellen in Herbergen und auf der Straße geschöpft. Außerdem hat er gedruckte oder geschriebene Liederbücher oder Einzeldrucke benutzen können. Auch ältere Lieder früherer Jahrhunderte werden theils aus gleichzeitigen Handschriften und Drucken, theils, wo diese unzugänglich waren, aus genauen Abdrücken entlehnt. Am Schlusse des einzelnen Liedes ist Rechenschaft über die Quelle gegeben, auch sind manchmal Varianten mitgetheilt, wie sie sich bei Liedern solcher Gattung natürlicherweise vorfinden müssen. Eingetheilt ist das Büchlein in drei Gruppen: in Zunft- und Preislieder, in Gesellen- und Wanderlieder, und in erzählende Lieder und Spottlieder. Am Schlusse ist ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt. Schade hofft, daß seine Sammlung die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den in ihr behandelten Zweig unserer Volkspoesie hinlenke, Erinnerungen belebe und manches bis dahin unbeachtete oder misachtete Lied würdigen und aufzeichnen, vielleicht auch noch verborgenes Aeltere aus Handschriften und Drucken zu Tage fördern helfe. Schon heute ist viel von der Poesie des Handwerkslebens geschwunden, nicht lange, und es wird von der modernen Zeit gänzlich umgewandelt sein und seine Dichtung auch gänzlich verloren haben.

Bibliographie.

Bahnsen, J., Grundzüge zu einer Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. Anclam, Krüger. 1864. 4. 7½ Ngr.

Behrend, J. F., Die Magdeburger Fragen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen v. W." Leipzig, Bergson-Sonenberg. 8. 1 Thlr.

d'Elvert, C. Ritter, Die Bestätigung der mährischen Stände vom Jahre 1790 und ihre Folgen. Brünn. 1864. Lex.-8. 1 Thlr.

Emsmann, H., Die Sonne brennt und die Sonne ist nicht soweit von der Erde entfernt, als man geglaubt hat. Zwei Resultate der neuesten naturwissenschaftlichen Forschung in populärer Darstellung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die päpstliche Encyclica vom 8. December 1864 und das Verzeichniss der 80 von dem heiligen Stuhle verurtheilten Irrthümer der Neuzeit. Authentischer Text nebst vollständiger deutscher Uebersetzung. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Braddon, M. E., Frau Doctorin. Roman. Autorisirte Ausgabe, nach der 3ten Auflage des englischen Originals übersetzt von E. F. Baldamin. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Henry Dunbar. Die Geschichte eines Ausgestoßenen. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Briefwechsel zwischen Varnhagen v. Ense und Oelsner nebst Briefen an Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Assing. 3ter Bd. Stuttgart, Gröner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die verwahrloste Bundes-Auctorität in Holstein und die preußische Entschädigungsforderung. Berlin, Stilke u. v. Muyden. Gr. 8. 4 Ngr.

Carlén, Rosa, Die Hochzeit in Brännä. Eine Criminalgeschichte. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Leipzig, Gerhard. 8. 12 Ngr.

Colesom's, Miß, Geschichte ihrer Gefangenschaft unter den Sioux Indianern! Philadelphia. Gr. 8. 16 Ngr.

Cubasch, C., Salvator. Eine Verjüngungs-Geschichte. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, G., Geschichte der Stadt Ulm. Ulm. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

Frantz, C., Die Wiederherstellung Deutschlands. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Großmann, J., Jakob Kern. Eine biographische Skizze. Wien. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Grothe, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. Bühnenleid und Schauspielerlust. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr.

Hahnemann, C. F., Kurzer Abriß über die richtige Auffassungsweise des Lebens Jesu. Jena, Deistung. 1864. 8. 7½ Ngr.

Hartmann, A., Junker und Bürger, oder die letzten Tage der alten Eidgenossenschaft. (1797—1798.) Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Helwing, E., Preußen und die Schleswig-Holsteinische Staats-Erbfolge. Eine polemische Erörterung als zweites Wort in der Angelegenheit. Berlin, Bath. Gr. 8. 1 Thlr.

Herloßsohn's, K., gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. 1stes Heft. Prag, Kober. Gr. 16. 5 Ngr.

Hibeau, Großbeeren. Patriotische Episode aus dem Freiheitskriege. Berlin, Rahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Kavanagh, Julia, Beatrice. Roman in 4 Bdn. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Klesheim, A. Freih. v., In der Cantin'. Soldatenlieder und Geschichten. Wien, Geitler. Gr. 16. 20 Ngr.

Linden, Baron E. v., Politische Rundschau. Erläuterung zur Brochure „Kaiser und Reich". Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 4 Ngr.

Lipsius, R. A., Zur Quellenkritik des Epiphanios. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meerheimb, R. v., Von Palermo bis Gaëta. Der Kampf in Italien um Thron und Thrones-Ehre 1860—1861. Dresden, Burdach. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Möncheberg, C., Ansgar, der Apostel des Nordens. Hamburg, Nolte. 8. 3 Ngr.

— — Joachim Westphal und Johannes Calvin. Dresden, Nolte. Gr. 8. 24 Ngr.

Möser, A., Gedichte. Leipzig, Matthes. 8. 15 Ngr.

Niedermayer, A., Mecheln und Würzburg. Skizzen und Bilder entworfen auf den Katholiken-Versammlungen in Belgien und Deutschland. Freiburg im Br., Herder. 12. 9 Ngr.

Ohnesorge, F., und Marie Ohnesorge, geb. Buchholtz, Spreu. Vermischte Gedichte. Anclam. 1864. 8. 15 Ngr.

Petsch, W., Mein Feldtagebuch. Skizzen und Erlebnisse aus dem letzten dänischen Kriege. Berlin, Schlesier. 8. 9 Ngr.

— — Heldenthaten, Charakterbilder und Anekdoten aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864. Berlin, Schlesier. 16. 4 Ngr.

Petsche, E., Geschichte und Geschichtschreibung unserer Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Preußens Ermannung. Ein politisches Programm für 1865. Vom Verfasser der Rundschauen. Berlin, Heinicke. 8. 5 Ngr.

Das intelligente Proletariat in Oesterreich von C. Prag, Kober. Gr. 8. 3 Ngr.

Ramshorn, C., Die Gliederung der deutschen Volksschule in größeren Städten. Leipzig, Wigand. Gr. 8. 16 Ngr.

Retcliffe, Sir J., Puebla. Historisch-politischer Roman. 1ste u. 2te Lieferung. Berlin, Liebrecht. 8. à 6 Ngr.

Rieke, A., Schnurrige Geschichten in plattdeutschen Gedichten. Münster, Brunn. 16. 9 Ngr.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schöpf, J., Die Glaubenseinheit in Tirol. Eine Vorgeschichte. Brixen, Weger. 8. 6½ Ngr.

— — Gudrun. Schauspiel. 2te Aufl. Brixen, Weger. 16. 10 Ngr.

— — Rufinus. Historischer Roman. Brixen, Weger. 8. 1 Thlr.

Schwetschin, Sophie, Kampf und Sieg. Ueber die morgenländische und abendländische Kirche. Gedanken und Betrachtungen über die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums. Aus den hinterlassenen Schriften der Verfasserin zusammengestellt und herausgegeben von Graf Fallour. Nach dem Französischen bearbeitet. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Seeberg, Anton in Amerika, oder: Faust's Soll und Haben. Komisch-dramatische Dichtung. Nebst einem Prolog: Simon Rosenstiel an das Sonntagsblatt der New-Yorker Staats-Zeitung. New-York. 1864. 16. 12 Ngr.

Die Selbst-Interessen der Herzogthümer Schleswig-Holstein bei der zu treffenden Entscheidung. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Mit 300 Holzschnitten. 1ste Lieferung. Leipzig, Shakespeare-Verlag. Gr. 8. 1 Ngr.

Steffen, R., Gesammelte Schriften. 1stes Bdchn. Luxenburg, Bück. 8. 10 Ngr.

Stein, L., Die Verwaltungslehre. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Lehre von der vollziehenden Gewalt, ihr Recht und ihr Organismus. Mit Vergleichung der Rechtszustände von England, Frankreich und Deutschland. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Trollope, A., Orley-Farm. Roman. Aus dem Englischen von Clara Marggraff. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Günther. 8. à 20 Ngr.

Wachenhusen, H., Zigeunerblut. Roman. Berlin, Dominé. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Werner, K., Ueber Wesen und Begriff der Menschenseele. Eine philosophisch-kritische Abhandlung. Brixen, Weger. 8. 12 Ngr.

Zur Abweisung der angeblichen brandenburgischen Erbansprüche auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Leipzig, Haessel. 8. 7½ Ngr.

Zur Schleswig-Holsteinischen Besitz-Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise in Mittelasien

von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahr 1863 von

Hermann Vámbéry,

Mitglied der Ungarischen Akademie zu Pesth, die ihn mit dieser wissenschaftlichen Sendung betraute.

Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 3 Thlr.

Zeitschriften des In- und Auslandes rühmen dieses vor kurzem zuerst in englischer Sprache veröffentlichte Werk als die interessanteste der in jüngster Zeit erschienenen Reisebeschreibungen. Neben einer Fülle neuer Thatsachen, die für Geographen, Statistiker und Industrielle hohen Werth haben, fesselt besonders der abenteuerliche Reiz, welcher Bámbéry's in der Verkleidung eines Derwisch unternommene Fahrten umgibt. Der ungarische Reisende ist bekanntlich nach der Rückkehr aus Asien nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Wien, Paris und London mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden. Die vorliegende deutsche Originalausgabe, vom Verfasser selbst bearbeitet, kostet, obwol mit denselben Abbildungen und einer Karte versehen, über die Hälfte weniger als die englische.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Erschienen sind:

1.—3. Band. **Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.

4.—6. Band. **Kleinere Erzählungen.** Drei Theile. (Neu.)

I. Wollen ist Können. Ein mündiger Mann und eine unmündige Frau. Die Uhrmacherin. Die kleine Färberin. Der Fabrikant Carron und seine Töchter.

II. Die Schwestern. Vorurtheil und Vernunft. Drei Weihnachtsabende.

III. Eine Episode aus dem Leben eines Arztes. Eine Erinnerung an Kreuznach.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet, worin die bereits erschienenen sowie alle künftig erscheinenden Werke der Verfasserin Aufnahme finden werden.

Obige Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß

und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum.

Von **Julius Meyer.**

8. Geh. 12 Ngr.

Gegenüber den vielfachen Angriffen, die das berühmte Werk von Strauß erfahren hat, spricht der Verfasser dieser Schrift für dasselbe ein unumwundenes Wort. Er bezeichnet die Stelle, welche dasselbe im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart einnimmt, und wünscht, daß mancher dadurch angeregt werde, das Werk von Strauß selber in die Hand zu nehmen.

In demselben Verlage erschien:

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. (Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.) Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Carl Schwarz. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag von Friedrich von Raumer. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 Ngr.

Im Verlag von Carl Meyer in Zürich ist soeben erschienen:

Jesus der Christ.

Sechszehn apologetische Vorträge

über die

Grundlehren des Christenthums, nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrer bleibenden Bedeutung, mit Rücksicht auf den Rationalismus und Skepticismus der Gegenwart.

Im Winter 1864 zu Zürich gehalten

von

C. J. W. Held,

Dr. phil., Licent. theol., ord. Professor der Theologie an der Universität zu Breslau.

Preis 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rafael Santi.

Sein Leben und seine Werke.

Von **Alfred Freiherrn von Wolzogen.**

Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In diesem elegant ausgestatteten Bändchen bietet der bekannte Kunstkritiker eine Biographie Rafael's, welche alles das enthält, was jeder Gebildete unserer Tage von Rafael und seinen Werken zu wissen wünschen muß. Es wird darin besonders die culturhistorische Mission des Meisters und die weltgeschichtlich-philosophische Bedeutung seiner Kunst hervorgehoben. Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen verweisen auf eine reiche Quellenliteratur, bringen aber auch neuerforschte berichtigende Zusätze des Verfassers.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 23. März 1865.

Inhalt: Neues aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Zweiter Artikel. Von Rudolf Gottschall. — Nachlese zur neuern Literatur über das Leben Jesu. (Beschluß.) — Eine Geschichte der Politik. Von Aurelio Buddeus. — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Gottschall. — Feuilleton. (Plaudereien aus der englischen Literatur; Jean Paul über Schopenhauer; Ein griechischer Nationalkalender.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neues aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Zweiter Artikel. *)

Die Briefe von Stägemann und Metternich an Varnhagen waren im wesentlichen von politischem Interesse; in der zweiten größern Hälfte der Sammlung dagegen tritt das literargeschichtliche in den Vordergrund. Den Kern bilden die Briefe von Heinrich Heine, in denen uns das Bild des Dichters und seiner Zeit frischer und schärfer entgegentritt, als in den bisher veröffentlichten Correspondenzen. Daß der Heine'sche Geist immer Funken sprüht, ist zu bekannt, als daß man von den zahlreichen Witzesfunken dieser Briefe überrascht sein sollte. Freilich, es ist nicht eine heitere, joviale Laune, aus der diese Witze sich entbinden; es ist eine düstere hamletartige Stimmung, welche sich durch die ganzen Briefe hindurchzieht und meistens durch körperliche Einflüsse bedingt ist. Das schwere Leiden, an welchem Heine die letzten Jahre seines Lebens darniederlag, schickte von früher Zeit seine Vorboten in heftigen Kopfschmerzen voraus, über welche der Dichter in den meisten Briefen klagt. Wenn Heine der Vater des jung-deutschen Weltschmerzes ist, so haben die Heine'schen Kopfschmerzen einen mütterlichen Antheil an ihm. Wie ein rother oder vielmehr wie ein dunkler Faden ziehen sich die Ausbrüche dieser düstern Stimmung durch den ganzen Briefwechsel mit Varnhagen, Rahel, Ludwig und Friederike Robert, und es lohnt sich der Mühe, diesem Faden nachzugehen, denn auch die besten Perlen des Witzes sind an ihn gereiht. Das Phänomen der Heine'schen Dichtweise findet gerade hierin seine eigenthümliche Erklärung; denn die Blasen des Witzes und der Empfindung stiegen aus dem dunkeln Grunde einer krankhaften Stimmung empor, in welche körperliche Leiden mitbedingend hineinspielen. So schreibt Heine-Hamlet am 27. November 1823:

Ueber das Leben hinaus verspreche ich nichts. Mit dem letzten Odemzuge ist alles vorbei, Freude, Liebe, Aerger, Lyrik, Maccaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, Macht der Verhältnisse, Klatschen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutschlands mit seinem Ruhm erfüllte, bleibt nichts übrig als eine Hand voll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käseladens verschlingt die Tochter Jephtha's mit sammt dem ausgepfiffenen Almanach. Es ist wahrlich eine düstere Stimmung, in der ich seit zwei Monaten hinbrüte; ich sehe nichts als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel.

Und am 27. Mai 1824:

Ich bin, wie Sie aus meinem ganzen Briefe sehen werden, ebenfalls sehr verstimmt, ich muß mich mit langweiligen, mühsamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter ist so schlecht, daß ich fast glaube, es ist von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuse, mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen ist kein Gesicht, das mir gefällt.

Am 1. Mai 1827 schreibt er an Varnhagen, daß es sich noch nicht mit seinem Kopfschmerz geben wolle, daß alle Gemüthswunden eitern, und in demselben Briefe läßt er seinen Witz das folgende Feuerwerk abbrennen:

Unter uns gesagt, einer schönen Frau schreiben, scheint mir ebenso thöricht, als wenn ich mit einer strasburger Pastete in Correspondenz treten wollte. Jedes Ding in der Welt will auf seine eigene Weise genossen sein. Jene schönen Augen, deren Glanz unser Herz erfreut, und jene Trüffelpastete, deren Duft uns begeistert — sie verlieren gar sehr in der Ferne.

Am 19. October 1827 ruft er ganz wie Hamlet aus:

Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen.

Am 1. April 1828 klagt er in einem Brief an Varnhagen:

Ich will schließen. Eine unendliche Betrübniß überfällt mich. Eine dumme Trauer zieht durch meine Seele und ich weiß kaum, was ich schreibe. Die Engländer haben mich angesteckt mit ihrem Spleen und ich bin gründlich verdrießlich.

An Friederike Robert schreibt er im Mai 1829:

Gestern Abend 11 Uhr las ich nochmals Ihre hübschen Verse und mein Herz machte dazu die Passionsmusik. Heute Morgen aber ist mein Herz maustodt und ich selbst bin nur der wandelnde Fleischsarg meines Herzens. Ich bin einer der unglücklichsten Monarchen, die jemals gelebt haben. Nur der König Nebukadnezar war unglücklicher als ich, da er assyrisches Gras fressen mußte, welches schwerlich so gut zubereitet war wie der borussische Kuchen unserer Dlle. Maaß. Aber wie lange wird's dauern, und auch ich muß ins Gras beißen?

und im Januar 1830 an dieselbe:

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 11 d. Bl. D. Red.

Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen. Leider habe ich nicht die Courage mich der heilsamsten Operation zu unterziehen — ich meine in Betreff des Zahns. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in Betreff des Herzens.

„Ich armer verwünschter Prinz", heißt es an einer andern Stelle, „bin so kummervoll gestimmt, daß ich sterben möchte. Und ach! wer todt zu sein wünscht, der ist es schon zur Hälfte." Von seiner letzten amouriſchen Bekanntſchaft iſt nichts übriggeblieben, als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein geſpenſtiſcher Aerger; „manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen ſeines Herzens".

Am 27. Februar 1830 erfahren wir:

In dieſem ſchändlichen Ultrawinter, wo jeder honneter, liberaler Menſch krank war, habe auch ich ſehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Beſſerung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, ſpaniſchen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen laſſen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeſchichte wußte, was dergleichen bei Verſifexen zu bedeuten hat, ſo wurde ich ängſtlich und habe mir aus Angſt alle poetiſchen Gefühle und noch viel mehr alles Poetiſiren ſtreng unterſagt.

Am 19. Februar 1830 ſchreibt Heine:

Wer iſt denn der Verſtorbene? Mir können Sie es ſagen, der ich ebenfalls todt bin und nur noch durch das Eſſen und den täglichen Aerger mit der lebenden Welt zuſammenhänge.

Dieſer pathologiſche Zug geht durch die ganze Folge der Briefe hindurch, abwechſelnd in Ernſt und Scherz, doch von Jahr zu Jahr überwiegt der erſtere mehr, bis jener traurige Zeitpunkt eintritt, in welchem die Matratzengruft der Rue d'Amſterdam den unglücklichen Dichter umfängt und ihn unter den heftigſten Schmerzen nur noch eine Perſpective zeigt — den Kirchhof von Montmartre.

Am 3. Januar 1846 ſchreibt Heine:

Mir ging es nämlich in der jüngſten Zeit ſpottſchlecht und das Schreiben ſelbſt erinnert mich beſtändig an mein körperliches Misgeſchick: ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge ſehen, indem ich ein ganz geſchloſſenes und ein bereits ſich ſchließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein.

Und am 4. Mai 1847 lauten die letzten Zeilen der Correſpondenz:

Mir geht es körperlich ſchlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemüthswärme iſt bis zur Flamme erhöht, während die äußere Lähmung mich umſchleicht.

Auch was Heine's Stellung in der Literatur zu einzelnen hervorragenden Perſönlichkeiten derſelben und zu den politiſchen Fragen betrifft, finden wir in den mitgetheilten Briefen mancherlei intereſſante Aufſchlüſſe. Heine's Stern ging auf, als die mondumglänzte Zaubernacht der Romantik ſich bereits ihrem Ende zuneigte, in einer Epoche, in welcher H. Clauren der Liebling der großen Menge war und das „claſſiſche" Drama durch die Schickſalstragödien, durch Beer und Schenk, auf der deutſchen Bühne vertreten wurde. Eine erhabene Langeweile ſchritt damals auf dem Kothurn über die weltbedeutenden Bretter und durch die Literatur, und die kurzweilige Mimiliproſa war über alle Begriffe trivial. Heine's erſtes Auftreten ſtand im bewußten Gegenſatz zu dieſer matten literariſchen Production. Am 4. März 1825 ſchreibt er: „Von Berlin hör' ich gar nichts, außer daß Walter Scott dorthin kommen wird, um neue Naturſchönheiten in ſich aufzunehmen und Clauren perſönlich kennen zu lernen."

Ueber den „Paria" Michael Beer's finden wir folgende böswillige Kritik:

Gans hat mir geſagt, unſer „Paria" erregt noch immer das Mitleid. Die Zeiten ſind ſo ſchlecht, alle Menſchen klagen und es iſt ſehr politiſch von unſern Regierungen, daß ſie allenthalben die Aufführung des „Paria" begünſtigen, damit wir ſehen, es gibt Leute in Indien, die noch mehr leiden und entſtehen als wir Deutſchen.

An einer andern Stelle heißt es: „Der größte Dichter der Welt iſt Eduard von Schenk", und am 1. Jan. 1828: „Gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erſcheinungen, z. B. eine Michael Beer'ſche oder Schenk'ſche Tragödie, ſo wäre dieſes triviale ſchlechte Klima nicht zu ertragen."

Auch mit den Romantikern ſelbſt und ihren nächſten Anhängern erſcheint Heine in dieſen Briefen wenig einverſtanden. Friedrich Fouqué hatte ein Gedicht an Heine gerichtet (am 21. Mai 1823), welches mit den Verſen anfing:

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied verſteh' ich ja wohl,
Doch ſinge ſo wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geiſter um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind ſo wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr —

und in welchem der folgende beſſere Vers vorkommt:

Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz —
Du haſt ſchon einmal ſo Schlimmes geträumt —
O hüte dein liebes Herz!

Für dies Gedicht quittirt Heine, als er es Varnhagen zuſchickt, mit den Worten: „Des Mannes Herz iſt gut, und nur im Kopfe ſitzt die Narrheit." Am 23. November 1823 ſchreibt Heine:

Hitzig's Büchlein über Werner habe ich geleſen; Eiter! nichts als Eiter! Auch Hoffmann's Nachlaßfratzen von derſelben habe ich geleſen und bin faſt ſeekrank geworden. Ferner las ich Immermann's „Periander"; es iſt das ſchlechteſte Meiſterſtück, das ich kenne.

Intereſſant ſind auch Heine's Aeußerungen über Goethe. Gegenüber dem Goethe-Cultus des Varnhagen'ſchen Kreiſes iſt er in vieler Hinſicht ein Ketzer. Zwar ſchreibt er am 27. November 1823 an Robert:

Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau von Varnhagen betrage, — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe geleſen! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, ſondern ein ſehender. Goethe gefällt mir ſehr gut.

Und am 28. November 1827 an Varnhagen:

Menzel's Buch über Literatur hat viel Schönes. Die Stellen über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen leſen können. Ich möchte ſie für keinen Preis geſchrieben haben. Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen, ich, ich gegen Goethe ſchreiben? Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich ſie deshalb ſchon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt

s Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß ind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gensatz der Goethe'sche Denkweise, nämlich die deutsche Nationalschränktheit und der seichte Pietismus sind mir ja am fatalten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten, uand même — wahrscheinlich lasse ich im dritten Theil der risebilder wieder eine Batterie gegen das Pustkuchenthum losuern. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich och nie zu den Rebellen übergehen.

Dennoch kann er nicht unterlassen, seiner Ketzerei ebenalls Ausdruck zu geben, und er thut dies in einer so feien Weise, daß ein Diplomat von Fach ihn darum beneiden müßte, indem er Varnhagen auf Goethe's Unkosten Komplimente macht. Am 28. Februar 1830 schreibt er n diesen:

Ich lese jetzt den vierten Band von Goethe's und Schiler's Briefwechsel, und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten oethe, mit dem Werther-Goethe, Aehnlichkeit im Stil haben; hnen fehlt ganz die spätere Kunstbehaglichkeit des großen Zeitblehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht inen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Hellbunkel, erspective der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Geanken, dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Künnlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der indschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; ur unsere ästhetisirende, philosophirende Kunstsinnzeit war dem ustkommen Goethe's günstig; eine Zeit der Begeisterung und er That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefammlungtheil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution aßte, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingeirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht ätte. Vgl. sein Verhöhnung Posselt's, Campe's, des Bürgeriploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. s. w.

Das Verhältniß Heine's zu Börne bewegt sich zwichen zwei „Polen", die in diesem Briefwechsel beide scharf, enn auch kurz charakterisirt werden. Am 1. April 1828 eißt es:

Börne, wie ich höre, ist ja jetzt bei Euch. Er hat mich ehr lieb. Er ist viel besser als ich, viel größer — aber nicht o großartig.

Dagegen heißt es am 16. Juli 1833:

Schufte, wie Börne und Consorten, habe ich dadurch unschädlich gemacht, für mich wenigstens.

Eine sehr große Rolle spielt in dem Briefwechsel auch ie Platen'sche Affaire, dieser mit allen Waffen persönicher Invective durchgeführte Skandal. Heine hielt es ür nöthig, ein Exempel zu statuiren; doch fürchtete er die olgen und daß er die öffentliche Meinung sich entfremde. r sucht daher mehrfach den Skandal auf das politische Gebiet hinüberzuspielen und sich gegenüber den Xenien oethe's und Schiller's wegen der göttlichern Grobheit, ie in seinen eigenen Streckversen herrscht, in die Positur nes revolutionären Vorkämpfers der Zeitideen zu verzen. So schreibt er am 4. Februar 1830 an Varnagen:

Der Schiller-Goethe'sche Xenienkampf war doch nur ein artoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des ebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchen Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die iteratur und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer loß der einzige Repräsentant dieser Revolution in der Literatur — aber die Erscheinung war nothwendig in jeder Hinsicht. Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil und die Sache des Volks ist nie die populare Sache in Deutschland. Doch, hier läßt sich nichts vorausbestimmen — jeder thue das Seinige. Freilich glaubt jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentirt. Ich sage das, weil ich in der Platen'schen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampf.

Die Urtheile, welche Heine über seine eigenen Schriften fällt, zeigen, daß er über dieselben eine sehr richtige und unverblendete kritische Einsicht besitzt und daß er nicht zu den Poeten gehört, welche sich auf das, was sie nicht können, das Meiste einbilden. Am 4. März 1825 schreibt er über die „Harzreise"; er nennt sie das Hübscheste, was er unterdessen geschrieben, eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington Irving'scher Beobachtung. Die Kritik kann diesem Urtheil nur beistimmen. Die „Reisebilder" sind, wie er an einer andern Stelle bekennt, con amore geschrieben, er nennt die zweite und dritte Abtheilung derselben „kolossale Epigramme, noch origineller und großartiger als die frühern". Das „Buch der Lieder" bezeichnet er als eine tugendhafte Ausgabe seiner Gedichte. Auch über seine Stellung in der Literatur, seine Bedeutung für dieselbe hat er die klarsten und richtigsten Ansichten, mit denen er den spätern Literarhistorikern vorgreift. Er empfiehlt am 3. Januar 1846 Lassalle als seinen Freund, als einen jungen Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben an Varnhagen; er rühmt seine gründlichste Gelehrsamkeit, den größten Scharfsinn, der ihm je vorgekommen, die reichste Begabniß der Darstellung, eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die ihn in Erstaunen setzen; er nennt ihn dabei einen ausgeprägten Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, „womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert" und fährt fort:

Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenlilien und blauen Blumengerüchen, entsagten und stemmten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste mit den alten Traumgenossen herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den „Atta Troll", den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind immer mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, im Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken. Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!

Ueber Heine's politische Anschauungen ist es, trotz eines ausgesprochenen Glaubensbekenntnisses, das er bei einer bestimmten Veranlassung an Varnhagen schreibt,

gerade wegen dieser Veranlassung schwer sich aus den Briefen ein klares Urtheil zu bilden. Für die Julirevolution war er begeistert; er nannte sie eine Fortsetzung seiner Revolutionsstudien; denn er trieb vorher Tag und Nacht Revolutionsgeschichte. Am 31. April schreibt er, daß er jede Nacht träume, er packe seinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen seiner neuen Religion mich hinzugeben und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen; am 27. Juni 1831 ist er in Paris. Nun begibt es sich 1838, daß er dort eine deutsche Zeitung begründen will; damit sie bestehen kann, darf sie in Preußen nicht geächtet sein; er ersucht Varnhagen um seine Vermittelung und spricht am 13. Februar 1838 von den Garantien, die er der preußischen Regierung bieten könne:

Wie ich es seit der Julirevolution immer gethan habe, mit Ueberzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Princip huldigen. Dieses wird ohne zweideutige Verklausulirung, wie wir sie bei den süddeutschen Constitutionellen sehen, stattfinden — denn wie Sie, lieber Varnhagen, wol öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die constitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden. Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Censur passirt, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatcorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Correspondenten nie das Missallen der Regierung riskiren. Die Interessen der altpreußischen Provinzen sind mir ebenso unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Ueberwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinung anderer zu referiren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir ebenso sehr Bedürfniß wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf seiten Preußens sind, daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird.

Die Complimente, die er bei dieser Gelegenheit den Rheinländern macht, fühlen wir uns nicht berufen, zu colportiren! Aus dem eben mitgetheilten politischen Glaubensbekenntniß ersieht man, daß Heine kein Anhänger des Constitutionalismus ist; doch ob es ihm mit seinem monarchischen Glaubensbekenntniß Ernst war, durfte man billigerweise bezweifeln. Heine's Politik war schwankend wie ein Curszettel, und seine Ansichten hingen oft von seinen Absichten ab. Die öffentliche Meinung hatte ihn als einen liberalen Stimmführer anerkannt, infolge der Keckheit, mit der er gegen einzelne hochstehende Männer und Berühmtheiten zu Felde gezogen; doch war dies bei ihm alles mehr „persönlich" als „principiell", mehr das Behagen an einer witzigen, Aufsehen erregenden Ungezogenheit, als ein aus tiefinnerster Ueberzeugung hervorgehender Zornesguß. Die Rolle mußte er nun weil oder übel fortspielen, wie er selbst in den eben mitgetheilten Zeilen bekennt. Der Zauberkönig der Romantik war keinesfalls ein geborener Politiker; sein Weg spielte nur mit den Requisiten der Politik. Deshalb kam er auf politischem Gebiete in eine schiefe Stellung und mußte zu allerlei kleinen „Lumpigkeiten" seine Zuflucht nehmen, die er in einem Briefe vom 1. April 1828 an Varnhagen in folgender höchst charakteristischer Weise rechtfertigt:

In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nichts schadet, so daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsers Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe in diesem Leben zu begehen.

So zeigt uns der Briefwechsel den ganzen Heine mit seinen Lumpigkeiten und Unarten, wie mit seiner witzsprühenden Blasirtheit, mit seinen kleinen Kniffen und großen Gedanken, mit dem ganzen trüben drangvollen Leben, das, wie er selbst an einer Stelle sagt, in das Uneigennützigste, in die Idee „übergeht". Interessant ist auch die feine Schattirung in den Briefen, je nach der Adresse, an die sie gerichtet sind; es liegt darin ein dramatisches Talent, das sonst bei Heine wenig zum Durchbruch gekommen ist. Man vergleiche z. B. die Briefe, die er an Rahel, mit denen, die er an Friederike Robert schreibt. Beide sind voll begeisterter und humoristischer Huldigung; aber die Mischung dieser Ingredienzien ist in beiden eine sehr verschiedene. Eine „schmeichelhafte" Hyperbel, die wie eine Leuchtkugel über dem Haupte der Rahel explodirt und sie von oben herab mit einer Art von Glorienschein überströmt, ist gänzlich anderer Qualität, als die Hyperbeln der Schmeichelei, mit denen er wie mit einem neckischen Sprühfeuer die schöne Friederike Robert von Kopf zu Fuß überschüttet. Da hat trotz der farbenprächtigen indischen Sonette der Cultus etwas Gamin-haftes, mag er sie nun „Ew. Schöngeboren" nennen oder une des plus jolies femmes qu'on puisse imaginer oder ihr wünschen, daß der liebe Gott (oder der Gott der Liebe) noch lange ihre Schönheit erhalten, daß sie nie von Leuten geliebt werden möge, die ihr fatal sind und daß sie täglich Gelegenheit und Appetit habe, schönen Kuchen zu essen. —

Nicht minder charakteristisch, als die Briefe von Heine, sind die 71 Briefe von Bettina an Varnhagen, welche den Schluß der ganzen Sammlung bilden. „Das Kind" mit seiner Schwebereligion verleugnet sich in keinem derselben; eine überwuchernde Phantasie bildet eine wahre Wildniß von ineinandergewachsenen Bildern, aus denen man sich die Gedanken oft mit Mühe losschält. Oft aber drückt das Bild auch den Gedanken in schlagender Weise aus. Bettina ist eine begeisterte Hohepriesterin der Humanität, eine Fürsprecherin für die Armen, die Unter-

drückten, die Verfolgten! Doch sie kleidet diese Fürsprache in solche Ueberschwenglichkeiten, daß man oft eher glauben würde, eine Isispriesterin vor sich zu sehen, welche in Aegypten vor dem Altar steht, das Aug' zum Sirius erhoben und ein neuanbrechendes Jahrtausend verkündend, als Frau von Arnim in Berlin, im vormärzlichen Berlin, dessen Conflicte kleinlicher und nörgeliger Natur waren und wo Censur- und Polizeiplackereien im Vordergrunde standen. Doch gerade zur Illustration dieser vormärzlichen Zustände sind ihre Briefe von besonderm Interesse. Bettina war „the busy body" dieser Epoche; sie mischte sich in alles; sie guckte in alle Töpfe und ging dabei selbst, was Polizeischereien betrifft, nicht leer aus. Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz, alle Gemaßregelten jener Epoche, finden bei dem Wunderkinde warme Vertretung. Doch den eigentlichen Mittelpunkt des Briefwechsels bilden das „Goethe-Monument" und die schlesischen Weberunruhen. An den ersten Plan knüpft sie ihre phantasievollsten Inspirationen; an das letzte Ereigniß ihre edelsten Reflexionen. Es ist schwer, aus dem chaotischen Durcheinander, aus dem Gedankenwirrwarr dieser Briefe einzelnes herauszuheben, denn so aphoristisch die Ergüsse sind, so gering ihr logischer Zusammenhang ist, so hängen die Gedanken doch wie ein Rattenkönig zusammen, man weiß oft nicht, wo die Köpfe oder Schwänze sind, aber man kann nichts herausreißen, man muß das ganze Conglomerat, wie es zusammengebacken ist, gelten lassen.

Dem Briefwechsel gehen Aufzeichnungen Varnhagen's zur Charakteristik Bettina's voraus. Diese Aufzeichnungen enthalten nicht nur Urtheile, sondern auch Anekdoten, letztere meistens sehr pikant und bisher nicht bekannt. Von den Urtheilen heben wir hervor:

Bettina ist ein Vogel, sie ist immer weder gekauert oder in Lüften.

Der Hauptunterschied zwischen Rahel und Bettina ist der, daß bei großer und reicher Begabung, die beiden gemein wenngleich nicht dieselbe war, Bettina alles aus oder wenigstens mit Eitelkeit that, Rahel stets alles aus dem Herzen und aus der Vernunft, ohne alle Eitelkeit. Dies unterscheidet auch ihre Neigungen zu Menschen, ihre Urtheile über solche. Das Echte in Bettina ist nur der Geist und die Phantasie, ihre Menschenliebe bedarf schon äußerer Anläße und Stützen. Das Wort Schleiermacher's über Bettinen, sie sei lauter Sinnlichkeit, die sich aber niemals concentrire, ist ein wahrer Schlüssel ihres Wesens. Immerfort wird man bei ihr auf diesen Ausspruch zurückgeführt. Sie liebt alles Sinnliche in Wort und Bild auf das äußerste, und treibt die Vorstellungen in die größte Lüsternheit, um dann plötzlich abzubrechen.

Bettina ist ein so ursprüngliches, echtes, geistedles und reichbegabtes Menschenkind, daß nur die finstere Beimischung des Verkehrten und Verwirrten abzufallen braucht, um uns einen lichtvollen Engel sehen zu lassen! Und ist das nicht bei allen Menschen mehr oder minder so? Wir wollen uns möglichst an den bessern Theil in uns und andern halten!

Unter den Anekdoten ist eine der curiosesten, wie Bettina in einer Gesellschaft bei Gneisenau sich zwischen die Knie des Gastgebers hinlegt, in der Attitude Hamlet's während des Schauspiels, und dort liegen bleibt, bis die Gesellschaft vorüber ist und Gneisenau selbst sie wachrüttelt. Auch was Varnhagen über das Goethe-Monument mittheilt, ist sehr originell. Das Goethe-Monument war Bettina's fixe Idee oder, wie sie selbst es in einem Briefe an Varnhagen Mitte October 1838 nennt, „das Räthsel ihres Daseins". Dieser Brief enthält eine von Schwärmerei durchdrungene Rechtfertigung ihres Goethe-Cultus in einer höchst merkwürdigen Weise und bleibt in Bezug hierauf ein werthvolles Actenstück. Am 12. December 1846 beschreibt Bettina das Modell des Goethe-Monuments in einer so phantasievollen und schwunghaften Weise, wie sie einem begabten Dichter Ehre machen würde. Bettina, diese durchaus „unplastische" Natur, in welcher alles in musikalischen Stimmungen aufgeht, mit der Monomanie eines Goethe-Monuments behaftet — es klingt wie eine „Ironie des Zufalls"!

Schon am 1. Januar 1824 hatte sie ihre Skizze eines Goethe-Denkmals an Goethe gesendet. Er schrieb hierüber an den Staatsrath Schultz:

Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, und wenn man das kleine nette Schoskind des alten impassibeln Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre trockene Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfs sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben. Doch mag es bleiben wie es ist; auch so gibt es zu denken.

Varnhagen fügt hinzu, daß die getadelte nackte Psyche, die in allem Betracht viele Misbilligung erfuhr, noch insbesondere Bettina selbst vorstellen und ihre Züge haben sollte, was Goethe nicht gewußt zu haben scheint. Das Monument kam nun doch zu Stande; habent sua fata monumenta, wie uns Varnhagen erzählt:

Sie hatte den Bildhauer Steinhäuser aufgefordert, in Rom nur frisch an die Ausführung der Goethe-Statue ihres beabsichtigten Denkmals zu gehen, und ihm vorgespiegelt, der König habe das Ganze gebilligt und übernommen. Als die Marmorstatue fertig war, ergab sich, daß der König von der Sache nichts wisse, nichts wissen wolle. Steinhäuser hielt sich also an Bettinen als die Bestellerin. Diese war in größter Verlegenheit, die Familie in peinlichster Sorge, Frau von Savigny ging händeringend umher, und jammerte, daß ihre Schwester durch Unbedacht und falsche Angaben sich und die Ihrigen ins Unglück stürze, zu Bettlern mache; wie es nur zu denken sei, den Bildhauer, der 20000 Thaler fordere, zu befriedigen! Da kam unerwartete Rettung durch den Großherzog von Weimar, der auf Betrieb des jungen Wolf von Goethe, die Statue für sich erkaufte. (Eigentlich die Großherzogin, die gerade in Rom war.)

Es finden sich in diesen Briefen der Bettina zahlreiche Perlen des Ausdrucks, der Empfindung und Gesinnung unter einem wahren Schutthaufen übereinanderstürzender Perioden und schwülstiger Expectorationen. Wie schön, was sie von dem Buch Varnhagen's über Rahel schreibt:

Wie andere die Grabesstätte mit Blumen bepflanzen, so haben Sie diese kräftigen geistigen Pflanzen, am Grabe zwar, aber ohne Umzäunung gesetzt, sie werden ihren Samen wacker tragen und ohn' Ende blühen!

Wie schön der Ausspruch: „Gerecht sein ist göttliche Kunst!" ein Ausspruch, den sie mit pindarischem Schwung, in kühner aber zuletzt sinnloser Verbildlichung erläutert. Wie weihevoll die Beschwörung:

O Gott, stärke und nähre mich doch mit dem Saft deiner Schöpfungskraft, der gerade diese reine Gesinnung im All die eigene Lebenskraft zum Glück anzubauen keimen läßt und zur Blüte bringt, denn ich will die Welt regieren, das heißt, ich will mit dem Kampf um das Bessere für sie in ihr aufgehen.

Groß ist der Contrast zwischen den Briefen Bettina's und Varnhagen's, indem diese letztern ebenso ruhig, klar und wohlerwogen, wie jene hin- und herirrlichtelirend und keck improvisirt sind! Schon Heine ruft mit Ver- und Bewunderung aus: Wie kann man so ruhig schreiben! Wie verschiedenartig prägt sich der Goethe-Cultus, dem Varnhagen nicht minder ergeben war, als Bettina, bei beiden aus. Doch in einem Satze Varnhagen's z. B.:

Goethe's Sein ist ein Phänomen unserer Zeit, seinem Bericht über innere und äußere Welt vertraut die geistige Gemeinde Europas —

ist oft mehr Gehalt, als in vielen schwebelnden Aeußerungen Bettina's.

Die eben veröffentlichte Sammlung wird gewiß zahlreiche Freunde finden; denn die literarischen Persönlichkeiten, welche in derselben einen Theil ihrer Herzensgeheimnisse ausplaudern, gehören zu den bekanntesten und eigenthümlichsten der modernen Literatur. Ohne Indiscretionen geht es freilich bei allen derartigen Veröffentlichungen nicht ab! Doch wenn dies eine Unart ist, so ist es eine Unart der Zeit, welche Herz und Nieren prüfen will, welche alles vor das Forum der Oeffentlichkeit zieht und keine geheimen Schubläden mehr duldet, sondern den Inhalt derselben der Cultur-, Literatur- und Weltgeschichte zu Protokoll dictirt! **Rudolf Gottschall.**

Nachlese zur neuern Literatur über das Leben Jesu.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Das Buch von Sepp, „Thaten und Leben Jesu mit ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung" (Nr. 13), stellt sich den drei Werken von Strauß, Renan, Schenkel als eine umfassende selbständige Arbeit mehr entgegen denn zur Seite. Sepp, ein Schüler von Görres, hat einen weitern Gesichtskreis als die herkömmliche Theologie, die das Christliche eng an das Jüdische knüpft; er blickt viel lieber auf das Heidenthum und zieht die tiefsinnigen Mythen auf Morgen- und Abendland zur Vergleichung heran; er faßt Christus als Mittelpunkt der Weltgeschichte, als Genius der Menschheit, und wenn er die protestantische Bibelkritik eingehender zur Voraussetzung genommen, und vom Dogmatischen das wirklich Thatsächliche unterschieden und sich an dieses gehalten hätte, so würde er eine die Erkenntniß und das religiöse Leben wahrhaft fördernde Schrift geschrieben haben. Leider trübt er den guten Eindruck sogleich durch die ganz würdelosen Schmähungen gegen Renan und Strauß. Ich habe nichts dagegen zu erinnern, daß der Kritiker auch harte Worte über den Gegner sagt, daß er die Verkehrtheit auch einmal höhnt; aber er muß dann dargethan haben, daß sie verkehrt ist. Was soll man dazu sagen, wenn Sepp sich erdreistet zu schreiben: „Seit 30 Jahren müht sich Dr. Strauß wie eine Käsemilbe an der Rinde herumnagend, um über die Evangelien Mulm und Moder zu verbreiten", „seine Kritik wird zur Schmeißfliege auf der Nase des Weltweisen, die unablässig hinter sich punktirte Arbeit macht"; wenn er von Renan's langen Ohren und Rhinocoroshaut, Ruchlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit redet, und in dessen Buch ein Symptom der moralischen Verwesung in der Gesellschaft, der Entwickelungskrankheit in der Literatur erblickt, indem der faule Organismus die Eiterbeulen und Furunkeln an die Oberfläche treibe! Er spricht von Gaunerthum, das in der Literatur freien Paß habe; Renan betrachte die dreißig Silberlinge, die Judas erhalten, für einen geringen Lohn, weil er besser wisse, was man von Juden für das Leben Jesu bekommen könne, witzelt Sepp mit Brunner, und schließt: „Man sage nicht, daß ich ihn verächtlich behandle. Dazu gebe ich mich nicht her, ich will meinen Stiefelputzer nach Paris schicken, um Renan durch meinen untersten Bedienten von der Spitze der Pantheonskuppel herab verachten zu lassen!" — Ich weiß nicht, ob man im ultramontanen Lager solche Ausfälle für gut hält, bei uns schaden sie mehr dem, der sie macht, als dem, gegen welchen sie gerichtet sind.

In Bezug auf die Wunder beruft Sepp sich auf Deutinger. Das Wunder soll das Naturleben nicht stören, sondern nur eine höhere Lebensordnung in dasselbe eintragen. Das Richtige wäre, daß der Glaube und die Phantasie in früherer Zeit oder für den jugendlichen Sinn der Menschen das Walten Gottes wie des Gottbegeisterten sich symbolisch in einzelnen Thaten oder Ereignissen veranschaulichte, die über das Gewöhnliche hinausragen. Wie der organische Fortschritt in der Naturentwickelung ein Gesetz zeigt und auf einen Weltplan deutet, wie allerdings die chemischen Elemente eine Pflanze oder ein Thier nicht erzeugen, sondern nur den Stoff darbieten, mit welchem nach dessen eigenen Gesetzen ein höheres Lebensprincip nun wirkt und sich entfaltet, so tritt auch in der Geschichte mit jedem Genius, der die Menschheit fördert, ihr höhere Bahnen anweist, Ideenkreise aufschließt und ihr Bewußtsein erweitert, ein neues Lebensprincip in die Wirklichkeit, und nicht das Niedere macht das Höhere, sondern in diesem bethätigt sich das alldurchwaltende Göttliche, das sich nicht in einer einmaligen Schöpfung erschöpft hat, sondern fortwährend der Welt einwohnt, und sie mittels des einmal Errungenen Neues erreichen läßt. Dies Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen oder diese innerlich fortbildende Macht der Vorsehung, deren Werke eben nicht aus dem Vorhandenen völlig erklärt oder berechnet werden können, weil sie etwas Neues bringen, erregen die Bewunderung der Menschheit, und ehe sie die Naturgesetzlichkeit als den unverbrüchlichen Ausdruck der göttlichen Vernunft und des göttlichen Willens klar erkennt, macht sie sich durch die Einbildungskraft jenen Einfluß des Göttlichen auf die Welt durch einzelne Wundergeschichten klar, zu denen sie wirkliche Ereignisse steigert, oder die sie vom Gedanken aus zu dessen Veranschaulichung bildet und für wahr hält, weil sie einen wahren Gedanken ausdrücken.

Es ist eine völlige Unklarheit auf naturwissenschaftlichem

Gebiete, wenn Sepp die Brotvermehrung oder die Verwandlung von Waſſer in Wein damit begründen will, daß der Chemiker das Flüſſige auch als feſt erſcheinen laſſen könne; es bleiben dieſelben Elemente, die unter andern Verhältniſſen eine andere Form annehmen; daß der Chemiker „die Materie nach ſtöchiometriſchen Geſetzen verwandelt", iſt falſch, die ganze neuere Chemie beruht auf der Einſicht, daß die Elemente nicht gemacht und nicht verwandelt werden können. Sepp geht über den Buchſtaben hinaus, wenn er zugibt, daß bei Chriſti Tod während des Vollmonds eine Sonnenfinſterniß unmöglich war; aber ſtatt ein Redebild darin zu erkennen, daß der Vorhang im Tempel zerriß, daß es dunkel ward, als der von hinnen ging, der das Licht der Welt geweſen, ſucht Sepp ſich mit einer wirklichen Verfinſterung der Erdatmoſphäre zu helfen, als ob dieſelbe nicht ebenſo gut ihre feſten Geſetze hätte wie die Bahnen der Geſtirne! Daß am Tage vor Cäſar's Ermordung eine ſechsſtündige Dunkelheit geherrſcht, ja die Sonnenbläſſe ein ganzes Jahr gedauert habe, daß ſich bei Auguſtus' Tode die Sonne verfinſtert habe, berichtet er aus Plutarch, Plinius und Dio Caſſius, ohne zu merken, daß es dann bei Chriſtus nichts Beſonderes iſt, ohne zu ahnen, daß er ganz kritiklos die Sage mit der wirklichen Geſchichte verwechſelt. „Nicht blos auf der Hochzeit zu Kana, in der ganzen alten Welt war der Wein ausgegangen, die Menſchheit bedurfte einer geiſtigen Auffriſchung, Chriſtus war der in den Myſterien verkündete Freudenſpender", ſagt Sepp ganz richtig, er trifft den Sinn der Erzählung, und doch hält er das Factum feſt, das nach Naturgeſetzen unmöglich iſt. Er nimmt Jonas für den Repräſentanten von Iſrael, den Fiſch für das Symbol Ninives; nach drei Tagen, d. h. Generationen habe Aſſyrien die Juden wieder entlaſſen müſſen. Er weiß, daß nach kleinaſiatiſcher Sage auch Herakles, als er die Heſione erlöſen wollte, von einem Seeungeheuer verſchlungen und nach drei Tagen wieder ausgeſpien ward. Er nimmt die Himmelfahrt des Elias für eine Viſion ſeines Schülers Eliſa, aber die Verklärung auf Tabor iſt keine Viſion der Jünger, ſondern „auf Tabor entbindet der Ewige im Beiſein der Geiſter von Moſes und Elias das Volk Iſrael vom alten Geſetz und verweiſt die Welt auf Chriſtus." Hier wird die Erzählung aus der Sphäre des Bewußtſeins, der ſie angehört, wieder in die der Materialität und ſinnlichen Aeußerlichkeit gerückt. Sepp verweiſt auf die Feier des neugeborenen Lichtes nach der Winterſonnenwende bei Juden und Römern, Perſern und Germanen, ohne zu erwägen, daß man deshalb den Tag vor Chriſti Geburt ſinnig in dieſe Zeit verlegt habe, er ſoll auch wirklich der 25. December geweſen ſein. Sepp verweiſt bei der Einſetzung des Abendmahls auf Oſiris und Dionyſos, auf den göttlichen Leidenstod in der Religion der Aegypter, Semiten, Hellenen; aber es kommt ihn nicht in den Sinn, daß nunmehr auch Cultusgebräuche und religiöſe Ideen von dort aus auf Chriſtus niedergeſchlagen, daß ſie durch ihn oder an ihm eine ethiſche Wendung und Deutung erhielten, indem ſeine menſchliche Geſchichte an die Stelle des Naturanklangs trat. Sepp ſteht mit einem Fuß innerhalb des mythologiſchen Bewußtſeins, mit dem andern innerhalb der Philoſophie und Geſchichtswiſſenſchaft; er ſchwankt zwiſchen beiden hin und her, und die eine Sphäre ſchillert in die andere hinüber.

Sepp weiß uns manche Neuigkeit mitzutheilen. „Da Eliſabeth bei ihrem Alter den kleinen Johannes nicht ſelbſt ſtillen konnte, wurde der Knabe zu einer Amme aufs Land gegeben." Eine Quelle für dieſe ſeine Erzählung citirt er nicht. Joſeph muß am Baue des herodianiſchen Tempels zu Jeruſalem geholfen haben; Jeſus, der ſpäter ſeinen alten Nährvater ernährt, hat gleich dem göttlichen Siegfried bei ihm gedient, zumal Joſeph in den Apokryphen auch als Schmied erſcheint. Dann aber verwerthet Sepp ſeine gründliche, auf eigener Anſchauung beruhende Kenntniß des Gelobten Landes zu vortrefflicher Schilderung Jeruſalems, Galiläas und all der Orte, welche das Leben Jeſu berührt.

Am gelungenſten iſt jene Mitte ſeines Buches, wo er die centrale weltgeſchichtliche Bedeutung Jeſu darlegt. Da ſehen wir, wie Jeſu den alten Opfer- und Ceremoniendienſt abſchafft und Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten lehrt, wie er die Staatskirche aufhebt und die Religion mit der Moral verknüpft, wie er die Speiſeverordnungen, das Kaſtenweſen, die Scheidung der Nationen, die Sklaverei, das Joch des Geſetzes aufhebt, der Kinder, der Frauen ſich annimmt, die Ehe in ihre reine Würde einſetzt; dieſe Abſchnitte ſind all denen zu empfehlen, welche über dem ihnen fernſtehenden und unbegreiflichen dogmatiſchen Chriſtus den geſchichtlichen Jeſus und die Segnungen des Chriſtenthums, ſeine Bedeutung für die Cultur der Menſchheit vergeſſen. Freilich macht auch Sepp mancherlei allegoriſche Deutungen von ſeltſamer Art. Er nimmt nicht blos mit Leſſing und andern den verlorenen und den im Hauſe gebliebenen Sohn für ein Bild der Heiden, vornehmlich der Arier und der Juden, der freiforſchenden und der orthodoxen Geiſter, — wenn Petrus' Fiſchzug zwei Schiffe mit Fiſchen füllt und von der Menge derſelben das Netz zerreißt, ſo heißt es: „Die beiden Schiffe bezeichnen die morgen- und abendländiſche Kirche, daß aber einige Fiſche das Netz zerreißen und frei davon ſchwimmen iſt zweifelsohne (!) ein Vorbild des Ausſcheidens ſo vieler Gläubigen aus der Kirche in der Reformationszeit, wo alle Bande riſſen", oder er ſagt: „Die Freundſchaft, welche Herodes mit Pilatus eingeht, der verbindliche Händedruck, den der Jude mit dem Heiden zum Verderben Chriſti wechſelt, iſt für die ganze Geſchichte vorbedeutſam geworden. Allzeit iſt der ehrliche Chriſt das Opfer des Bündniſſes zwiſchen der weltlichen Gewalt und dem Freimaurerthum."

Sepp zeigt große Beleſenheit, er nimmt es aber nicht ſehr genau mit den Dingen, die er mittheilt. Tertullian nennt die menſchliche Seele eine Chriſtin von Haus aus (naturaliter christiana); nach Sepp macht er ſie von Natur katholiſch. „Blut iſt ein ganz beſondrer Saft", ſagt Goethe; Sepp läßt ihn ſagen: „Um das Blut iſt es ein geheimnißvoller Saft", — wie abgeſchmackt undeutſch! Sepp legt dem Alexander in den Mund, was Ariſtoteles über denſelben ſchrieb; nach Sepp ſoll die Welt bis auf

Harvey's Zeit an die Stagnation des Blutes geglaubt haben; nach Sepp fand Buddha die Lehre Confucius' irdisch und wandte den Blick mehr dem Himmlischen zu, Buddha, der nach Sepp den persönlichen Gott nicht rettete, und die Seele in dem Nichts auflöste: wo bleibt da der Himmel? Buddha, der in Indien als religiöser Reformator wirkte und sich schwerlich selbst um China kümmerte, wo später seine Lehre allerdings zur Ergänzung der Reichsmoral von Confucius Eingang fand!

Zum Schluß aber freuen wir uns der Unbefangenheit, mit welcher Sepp auch die Lehrsprüche der Weisen aus dem heidnischen Alterthum mit den Worten Jesu paralleliſirt und sagen gern mit ihm: „Christus hat die sittliche Wiedergeburt der Menschheit bewirkt und sie durch seine Aufstellung eines neuen Gottesideals, durch die Forderung der Gottähnlichkeit und durch sein erhabenes Beispiel auf bessere Wege gelenkt und sittlich veredelt. Die christliche Welt hat die Aufgabe, die geistigen, sittlichen und ästhetischen Interessen in Uebereinstimmung zu pflegen und zum Ziel der wahren Aufklärung, Besserung und Veredlung der Völker fortzubilden." 5.

Eine Geschichte der Politik.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Erster Band. — A. u. d. T.: Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik. Seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von J. C. Bluntschli. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Das vorliegende Werk ist die erste jener selbständigen Arbeiten, welche in ihrer Gesammtheit, „auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften" zu München, die Bestimmung haben, die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" darzustellen. Dem königlichen Begründer dieses nationalen Unternehmens war es nicht vergönnt, die Anfänge der Verwirklichung desselben zu erleben; doch hat die Versammlung der „Historischen Commission" in München (im September 1864) die Gewißheit gegeben, daß König Ludwig II. die zur Durchführung der väterlichen Unternehmung erforderlichen materiellen Mittel unverkürzt fortgewähren werde. Auch ist die Durchführung nicht auf unbestimmte Zeit berechnet. Binnen 12 Jahren soll in 24 Bänden die neuere Geschichte der deutschen Wissenschaft nach ihren Hauptrichtungen dargestellt sein. Das Material ward deshalb in drei Sectionen gruppirt, die man im allgemeinen als die theologisch-philologische, die historisch-staatswissenschaftliche und die naturwissenschaftliche bezeichnen darf; je zwei Arbeiten aus diesen drei Sectionen erscheinen stets gleichzeitig, wie z. B. jetzt neben dem Bluntschli'schen Werke die „Geschichte der Mineralogie von 1650—1860" von F. von Kobell.

Wie das ganze Unternehmen auf dem Grundgedanken der Verflechtung der Wissenschaft mit dem Leben beruht und sich darum nicht zunächst an die Fachgelehrten, sondern an das culturhistorische Interesse der Allgemeinbildung wendet, so ist, weil dieser Antheilnahme am nächsten gelegen, auch die Periode der Reformation sämmtlicher Arbeiten als Ausgangspunkt ihrer bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführter Darstellungen gemeinsam. In der Geschichte der Staatswissenschaft ergab sich überdies jener Anfangspunkt mit einer gewissen Nothwendigkeit, da die Staatswissenschaft überhaupt erst aus dem Staatsbewußtsein hervorgeht, dieses selbst aber während des von der religiösen Staatsverachtung beherrschten Mittelalters unselbständig und unklar blieb, während die Staatslehre des classischen Alterthums nur eine historisch theoretische Beachtung fand. Die Erneuerung der Staatswissenschaft fällt mit der kirchlichen Reform zusammen, wenn auch zwischen beiden keine eigentlich bedingende Wechselwirkung stattfand. Dies erhellt schon äußerlich aus dem Umstande, daß die Kirchenreform wesentlich deutsch, die Erhebung der Staatswissenschaft zu neuer Selbständigkeit dagegen romanischen Ursprungs war. Von allerbedeutendstem Einflusse wurde dagegen auf die Neubelebung der Staatswissenschaft die nicht mehr blos formale, sondern geistige Lektüre der alten Classiker, welche das Zeitalter der Renaissance recht eigentlich bezeichnet. „Wir finden die beiden romanischen Bahnbrecher für die neuere Staatswissenschaft, Machiavelli und Bodin, ganz vorzüglich angeregt durch die classischen Studien, und wollen wir ihnen den dritten spätern germanischen Hugo Grotius anreihen, so verdankt auch er der Bekanntschaft mit dem antiken Geiste einen großen Theil seiner staatlichen Bildung."

Wenn wir hier drei staatswissenschaftlich überaus bedeutsame Namen aneinandergereiht sehen, so deutet schon die Art, wie sie mit der allgemein wissenschaftlichen Geistesströmung ihrer Zeit in Beziehung gesetzt sind, darauf hin, daß Bluntschli sein Werk nicht anlegt, um eine Geschichte der Fachliteratur zu schreiben. Es ist ihm vielmehr um die Geschichte der Ideen und Richtungen zu thun, welche in der Entwickelung der Staatswissenschaft sich geltend machen, miteinander kämpfen, einander verdrängen und ergänzen. Dieser leitende Gedanke bedingt die Auswahl der Autoren, welche jene Ideen und Richtungen vorzugsweise vertreten. Indem dieselben meistens mit ihren eigenen Worten vorgeführt werden, schildern sie sich selbst. Und wenn dem Leser, namentlich in der unserer Gegenwart nächstgelegenen Periode seit der politischen Restauration, mehrere der geläufigern Namen fehlen, so mögen sich solche Auslassungen wol dadurch erläutern, daß der Verfasser in den Ungenannten die Vertreter einer in den zeitgenössischen Ideen bedingten und gerechtfertigten Staatsanschauung nicht erblickt. Er sagt: „Die Kritik habe ich nicht vermieden, aber nur insoweit geübt, als es für die Einheit und den Zweck des Werks nöthig erschien."

Die deutsche Literatur hat bisjetzt wol mancherlei Encyklopädien und historische — oder vielmehr wesentlich chronologische — Uebersichten der Staatswissenschaften besessen, doch keine selbständige Geschichte derselben; noch weniger eine Geschichte der Politik. Es ist daher begreiflich, daß auf den ersten Blick manche der Gruppirungen überrascht und befremdet, welche die 21 Kapitel

bilden, in die sich das Bluntschli'sche Werk gliedert. Die anfängliche Ueberraschung weicht jedoch bei der Lektüre meistens der Erkenntniß, wie die Verbindung einer Anordnung nach der Zeitfolge mit dem geistigen Pragmatismus der staatswissenschaftlichen Entwickelung festzuhalten überall mindestens angestrebt wurde. Man kann mitunter verschiedener Meinung mit dem Verfasser über geistige Wirkung und Ursache, über persönliche und allgemeine Gründe dieser und jener Richtung sein; immerhin muß man jedoch anerkennen, daß die Art der formellen Gliederung des Buchs seinem nicht streng wissenschaftlichen Charakter am besten entspricht und die Aufgabe, der Allgemeinbildung des Lesers nicht blos eine Uebersicht der, sondern auch eine Einführung in die staatswissenschaftlichen Gestaltungen während der letzten drei Jahrhunderte zu gewähren, in ansprechender Weise löst. Eine vielfach vernachlässigte Eigenschaft der wissenschaftlichen Popularisirung unserer modernen Zeit, die ästhetisch befriedigende Darstellungsweise, zeichnet überdies das Bluntschli'sche Werk allenthalben glänzend aus, wo der Verfasser selbstredend eintritt. Die Anregungen dieser Partien wiegen vollständig die, namentlich in der Periode zwischen Reformation und Encyklopädismus, sowie für den Zweck einer Nachweisung der speciellen Staatslehre als Ergebniß der vorherrschenden Zeitströmungen, oftmals wol zu specielle Reproducirung der Worte dieses oder jenes Autors auf. Wenn wir diese wörtlichen Anführungen hier und da im Verhältniß zur literarischen Oekonomie des Ganzen etwas eingeschränkt sehen möchten, so wird dagegen diese Eigenrede der Autoren ein unschätzbares Mittel, wo es dem Verfasser gilt, die Ungerechtigkeit der tageläufigen Unter- oder Ueberschätzung des einen oder andern Staatsmannes nachzuweisen. Und dieses Streben nach nicht blos literarischer, sondern auch moralischer Gerechtigkeitsübung gegen Namen, welche der Geringschätzung unwissender, aber populärer Parteiauffassungen gewissermaßen preisgegeben sind, darf sogar als ein charakteristrender Zug des Buchs betrachtet werden. Man kann in dieser Beziehung beispielsweise auf die Ausführungen über Pufendorf, Gentz, Johannes von Müller u. a. hinweisen, selbst wenn man denselben nicht überall beistimmen sollte. Darauf kommt es jedoch auch weit weniger an, als überhaupt auf die entschiedene Zurückweisung jener vorlauten und gedankenarmen Urtheilsfertigkeit unberufener Stimmführer in der Tagespresse, welche zu Gunsten der Verherrlichung ihrer politischen Doctrin oder Sekte das große Publikum an Schlagworte gewöhnen, welche der geistigen Entwickelung der Gegenwart das Fundament ihrer historischen Vergangenheit auflösen und die entscheidende Widerlegung der Gegner durch moralische Verdächtigungen ersetzen wollen. Diese Methode ist aber neuerdings in den verschiedensten Parteilagern allerdings sehr flüssig geworden, und sicherlich steht es niemand mehr an, als dem Lehrer der geistigen Entwickelungen unserer Staatswissenschaft und Politik direct wie indirect dagegen zu wirken, daß man durch moralische Vernichtung des Werdens der Gegenwart deren Dasein selbst herabsetze und dennoch einen Beruf zur organischen Entwickelung einer bessern Zukunft für sie beanspruche.

In diesem Sinne aufgefaßt, gewinnt auch die Erörterung über Macchiavelli, von welcher das Bluntschli'sche Werk seinen speciellern Ausgang nimmt, ein verdoppeltes Interesse. Wissenschaftlich hat man Macchiavelli allerdings in neuerer Zeit wol schon gerechter zu würdigen begonnen, während dagegen der Tagesmeinung und dem Sprachgebrauche sein System mit dem des politischen Jesuitismus ziemlich identisch blieb. Anders gestaltet sich dagegen nothwendig die Auffassung des Mannes, welchem „politisches Handeln Liebe und Tugend" ist, während er sich „erst in zweiter Reihe der politischen Wissenschaft widmet". Selbstverständlich rechtfertigt der Verfasser nicht die „sittlich-indifferente Klugheitslehre", welche, den Namen einer Politik verscherzend, „eher noch für eine Räuberbande und Diebsgenossenschaft, als für den Staat paßt". Doch indem sie sich uns als „politische Maximen", nicht als allgemeine Staatslehre zu erkennen gibt, erläutert sie sich zugleich als geistige Reaction gegen die erdrückende Umklammerung durch die Theologie, in welcher die mittelalterliche Wissenschaft der Politik gefesselt war. Dies war ihre bahnbrechende That. Trotz ihres crassen Realismus ist die reformatorische und nationale Bedeutung der Politik Macchiavelli's ihr bleibender Ruhm, die Bevorzugung ihrer entsittlichten vor ihren guten Seiten durch Fürsten und Staatsleiter der folgenden Jahrhunderte nicht ihre Schuld. Eine geistig geordnetere Erscheinung bekundete sich schon in Jean Bodin, „dem gediegenern Vorgänger von Montesquieu", dessen wissenschaftliche Methode in einer Verbindung der Philosophie mit der Staats- und Rechtsgeschichte besteht, deren Ideal in der absoluten Rechtsmonarchie gipfelt.

Darin, daß der Calvinismus, im Nachklang wie im Gegensatze zu dem mittelalterlichen Staatsgeist, die Religion selbst als Politik behandelte, mochte sich die Unmittelbarkeit seines Einflusses auf die Staatsanschauungen begründen, während die Reformation die deutsche Staatswissenschaft zunächst blos mittelbar beeinflußte. „Die politischen Reformversuche hatten nicht tief gegriffen und waren durch die mächtigere Kirchenreform verdrängt worden." Auch Luther schuf darin keinen Wandel. Gesetzgebung, Regierung, Gericht gestand er zwar dem Staate zu; aber „seine Vorstellung vom Staate erhebt sich nur wenig über den beschränkten Bereich der Rechtspflege; er folgt hierin alttestamentarischen Ueberlieferungen. Sein Staat ist nicht viel mehr, als eine unentbehrliche Zucht- und Friedensanstalt." Doch tadelt er an den Mächtigen seiner Zeit, daß „die geistlichen Fürsten weltlich regieren und die weltlichen Fürsten geistlich herrschen wollen".

Allein sogar zur freiern Auffassung der Cultusfreiheit konnte er, trotz aller Verehrung der Glaubensfreiheit, noch nicht sich erheben; dabei zog er das „Recht der Vernunft" allen Niederschriften der Gesetzbücher vor, ohne daß er das Recht „genug von der übrigen Moral abhob". Doch

kam das deutsche Rechts- und Freiheitsgefühl auch bei ihm zum Durchbruche, „und es ist ein arger Misbrauch seiner Autorität, wenn die spätern und selbst noch die neuesten Absolutisten seine fromme Ehrfurcht vor Gott, die auch in der obrigkeitlichen Gewalt zur Erscheinung kommt, zu knechtischer Unterwürfigkeit unter jegliche Tyrannei fälschlich ausbeuten". Zwingli hat sich dagegen vollständiger als Luther, Melanchthon und Oldendorp von den politischen Anschauungen des Mittelalters befreit, der Jurist mischt sich bei ihm mit dem Theologen, die puritanische Republik ist sein Ideal. Doch die Befreiung der Politik von der Theologie vollzog erst Hugo Grotius mit vollem Bewußtsein. Er wurde zum „Begründer der naturrechtlichen Rechtsphilosophie und des modernen Völkerrechts".

Selbstverständlich gestattet weder der Raum d. Bl., noch die Geduld ihrer Leser, daß unsere Anzeige fortfahre, den organisch geordneten Reichthum der Bluntschli'schen Schrift selbst nur mit solchen Andeutungen hervorzuheben, wie es bei den immerhin mehr einleitenden Abschnitten versucht wurde. Wir müssen die interessanten Darstellungen über die staatswissenschaftlichen Wirkungen der englischen Revolution, sowie über John Milton's (den man gewöhnlich blos als Dichter kennt) und Thomas Hobbes' persönliche und geistige Stellung in deren Bewegung ebenso übergehen wie Spinoza's Charakterisirung, der, weil er kein praktischer Staatsmann, „über den Staat philosophirte, wie über die Natur und über Gott vornehmlich um der Wahrheit willen, die zu erkennen ihm als das würdigste Ziel erschien". Die deutschen Staats- und Rechtsgelehrten des 17. Jahrhunderts dagegen mit Pufendorf, Alberti, Seckendorf und Leibniz stehen dem unmittelbaren Interesse näher. Pufendorf wird von Bluntschli nach der positiven Richtung namentlich als wissenschaftlicher Begründer des Natur- und Völkerrechts durch dessen Systematisirung, doch kaum minder nach seiner negirenden Richtung hoch erhoben, weil er zuerst die innere Haltlosigkeit des Deutschen Reichs in ihrer ganzen Nacktheit mit zersetzender Kritik enthüllte. Ob jedoch darüber die politische Würdigung von Leibniz (zu deren objectiver Begründung dem Verfasser freilich auch die Vollständigkeit einer Kenntniß seiner politischen Schriften entging, welche erst deren neueste Ausgabe von Onno Klopp bietet) nicht einigermaßen beeinträchtigt wurde, mag von competentern Richtern erwogen werden. Jedenfalls ist dagegen die Schilderung Alberti's und Seckendorf's als Repräsentanten der damaligen hyperconservativen Strömungen von überzeugender Anschaulichkeit.

Der Absolutismus Ludwig's XIV. war keineswegs, wie man so oft annimmt, eine blos zufällige und persönliche Gewaltlust seines königlichen Vertreters, sondern ein ziemlich logisches Product der höfischen Entwickelung der Principien der Hobbes'schen Staatslehre, dennoch bereits gebundener als diese durch moralische Gefühle, wenn auch auf der andern Seite anmaßlicher durch den mystischen Zusatz des königlichen Gottesgnadenthums. Die Entwickelung der Staatswissenschaft konnte naturgemäß unter solchen Einwirkungen nicht gedeihen, und Fénelon's humaner „Telemach" wurde verpönt, während Bossuet's vergeistlichte Apologie des absolutistisch-patriarchalischen Königthums den Wünschen der Fürsten mehr entsprach. In England reagirte freilich die zweite Revolution, deren Vertreter J. Locke war, mit thatsächlicher Entschiedenheit. In Deutschland aber setzte Thomasius Pufendorf's kritische Werkthätigkeit fort. Die Anwendung der deutschen Sprache und der Zeitschriften verdankt ihm die Wissenschaft nicht minder, als die erneuerte Zurückweisung der politischen Anmaßlichkeit einer reactionären Orthodoxie, während Christian Wolf die Theorien von Leibniz und Thomasius verknüpfte und aus dieser Zusammenfassung in sein epochemachendes Moralsystem des Naturrechts umbildete. Waren jedoch diese progressiven Bewegungen zunächst auch rein gelehrter Natur und speculativen Charakters, darum noch ohne unmittelbaren, tiefern Einfluß auf die allgemeinern Verhältnisse, so bildeten sie doch die bahnbrechenden Momente für die staatswissenschaftliche Reform, welche Friedrich II. von Preußen begründete. „Niemand bestreitet, daß er der erste und bedeutendste Vertreter der modernen Staatspraxis in Deutschland sei; aber man erkennt die Wahrheit nicht ebenso allgemein und willig an, daß er auch der modernen Staatswissenschaft eine neue Bahn eröffnet habe."

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Bluntschli mit diesen Sätzen seiner Arbeit zugleich die Aufgabe zuweist, dieselben aufs überzeugendste zu begründen. Dies geschieht denn auch in dem betreffenden Abschnitte in glänzendster und nahezu apologetischer Weise. In die inhaltschweren Worte: „Fürstenrecht und Fürstenpflicht ist Staatsrecht und Staatspflicht; Fürstenthum ist Staatsdienst", fassen sich die großen Errungenschaften zusammen, welche durch Friedrich II. fortan unbestrittenes Eigenthum der Staatswissenschaft und der theoretischen Politik blieben, während er zugleich „den Grundsatz der religiösen Bekenntnißfreiheit zuerst in Europa zu einem klar bewußten Staatsgesetz erhob". Unterdessen war aber auch in der romanischen Welt zuerst durch den Neapolitaner Vico ein neuer schöpferischer Drang zur Erscheinung gelangt, welcher in Montesquieu's „Geist der Gesetze" seine glanzvollste Entfaltung fand und den schlafenden Geist politischer Kritik in ganz Europa zum Bewußtsein emporrief.

Leider kann uns nicht vergönnt sein, den soeben berührten Darlegungen auch nur einigermaßen näher zu folgen, oder die geistvolle Weise anzudeuten, in welcher die Beziehungen unserer classischen Literaturepoche und ihrer Vertreter zu den politischen Ideen ihrer Zeit skizzirt sind. Die außerordentliche Fülle des fernern Materials drängt zu den kürzesten Andeutungen. Rousseau, die Staatslehre der Französischen Revolution und Sieyès treten uns zunächst auf dem romanischen Gebiet entgegen, während auf germanischem Immanuel Kant mit dem Vernunftrecht, mehr idealistisch aber J. G. Fichte auf die Nation und in verwandtem Gedankengange Wilhelm von Humboldt auf die praktischen Politiker ihren Einfluß äußern. Als Gruppe empirischer Realisten sind die beiden Moser, Justus Mö-

er, Stephan Pütter und Achenwall zusammengestellt, während in Burke, Johannes von Müller und Gentz, auf er Scheidegrenze zweier Jahrhunderte, die Vertreter der eschichtlichen Politik im Revolutionszeitalter nicht blos hre literarische und politische Würdigung, sondern auch hre gewissermaßen psychologische Erläuterung finden. An hr Herüberwirken auf die Neuordnung der europäischen Staatszustände schließen sich die wesentlichsten Vertreter es katholisirenden Elements in der Restaurations- und achherigen Reactionspolitik, welche ebenfalls zum Theil us dem radicalsten Theile der Revolutionspolitiker her- orgingen; Bonald, de Maistre, Lamennais, Ludwig von aller, Adam Müller, Joseph Görres sind unter ihnen ie bemerkenswerthesten Namen. Dagegen stehen aber als ichtigste Begründer der modernen, auf der Grundlage es Vernunftrechts beruhenden constitutionellen Staatslehre Benjamin Constant, Karl von Rotteck und unser greiser Zeitgenosse Karl Theodor Welcker in erster Linie. Die weischneidige philosophische Staatslehre Schelling's und Hegel's, deren Entwickelung und Kritik ein ausführlicher bschnitt gewidmet ist, stellt sich vornehmlich als die eine Seite der wissenschaftlichen Opposition gegen die bisherige aturrechtliche Entwickelung der Staatswissenschaft dar, während deren andere Seite vorzugsweise durch die histo- ische Rechtsschule repräsentirt wurde. Gemeinsam war eiden die Abneigung gegen den Zusammenhang der na- urrechtlichen Staatsdoctrin mit den Theorien und Staats- xperimenten der Französischen Revolution, sowie ihre hohe Geltung in den Strömungen der Restauration. Der we- entliche culturgeschichtliche Gegensatz bekundet sich aber in den weitern Entwickelungen beider Oppositionen; denn die phi- losophische lenkte in ihren Nachwirkungen zur Vertretung der äußersten Extreme in reactionärer, wie in revolutio- närer Richtung, indessen die von Hugo, Savigny, Eich- horn und Niebuhr begründete historische Schule mit ihren bekannten Entwickelungen, die sie durch Dahlmann, Waitz und Gneist empfing, auch in unserer Gegenwart noch ihre wirksame Geltung behauptet. Mehr oder minder vermit- telnd, mehr in den Folgerungen für die praktische Oppor- tunität der Reformgrenzen, als in den theoretischen Grund- lagen und Endzielen ihrer Staatslehren auseinanderwei- chend, treten Ancillon und Radowitz, C. Sal. Zachariä, Schmitthenner und auch Schleiermacher in eine Gruppe zusammen; weniger productiv als kritisch gewissermaßen selbst R. von Mohl, Tocqueville, Eötvös. Nach der religiösen Seite aber vertreten Leo, Stahl, Ferdinand Walter abermals eine rückzügelnde politische Richtung. Der unmittelbaren Gegenwart gilt dann das Schluß- kapitel des Bluntschli'schen Werks. An die Charakteristik ihres religiösen Sinnes und der naturwissenschaftlichen Methode in der Publicität knüpft es die Hervorhebung der hierbei bedeutsamsten Namen.

Aurelio Buddeus.

Unterhaltungsliteratur.

Man macht oft unserer Zeit vorzugsweise den Vorwurf, daß die Vielschreiberei bis zu einer schreckenerregenden Höhe gestiegen sei; ja man hört zuweilen sogar die ernstliche Besorgniß laut werden, es möchten infolge der noch immer im Steigen begriffenen Sündflut schlechter literarischer Erzeugnisse die segensreichen Wirkungen der Buchdruckerkunst vor den verderblichen immer mehr zurücktreten. Ohne auf diese Frage hier näher einzugehen, wollen wir nur darauf hinweisen, daß die Klagen über Vielschreiberei schon etwas viel Aelteres sind, als mancher glauben mag. Da der menschliche Geist sich mit derselben Schnelligkeit ein Jahr wie Tausende von Jahren zurückversetzen kann, so möge der Leser sich mit uns einmal etwa 1850 Jahre zurückdenken in die Zeit des ersten römischen Kaisers Augustus und den Dichter Horaz anhören, was er über die Vielschreiberei jener Zeit äußert. In Rom, sagt Horaz in einer Epistel an den Augustus, war es lange Zeit hindurch eine beliebte und althergebrachte Sitte, daß man schon zu früher Morgenstunde in der für Freunde und Untergebene geöffneten Halle Besuche empfing, und insbesondere dem Clienten guten Rath ertheilte und in seinen Rechten beschützte, daß man auf die weisen Reden der erfahrenen Greise hörte, und daß man die Jünglinge unterwies, wie sie sich eine ehrenvolle Stellung im Leben erringen, und Abwege auf dem Pfade der Tugend vermeiden könnten. Jetzt, sagt der Dichter weiter, ist das alles anders geworden, und das veränderliche Volk hat seinen Sinn auf andere Dinge gewandt: es ist entbrannt von Schreibsucht, die Knaben sowol wie die gestrengen Väter umkränzen ihr Haupt mit dem Dichterkranze und dictiren Gedichte. Ein Schiff zu lenken, fügt Horaz hinzu, scheut sich der, welcher von der Schiffahrtskunde nichts versteht, in den Beruf des Arztes mischt sich niemand, welcher von der Arzneikunde nichts weiß; nur die Schmiede betreiben das Schmiedegewerbe — die Schriftstellerei betreiben alle, gleichviel ob sie etwas von derselben verstehen oder nicht, und auf diesem Felde tummeln sich Gelehrte und Ungelehrte mit gleichem Eifer. — Wie die Zeiten sich gleichbleiben!

Daß die Vielschreiberei schon so lange besteht und die Welt dabei doch immer fortgeschritten ist, kann zwar den unberufenen und unbefähigten Schriftstellern nicht zur Entschuldigung und Vertheidung ihrer literarischen Pfuscherei dienen; uns, den Kritikern, aber mag dieser Umstand zum Troste gereichen, wenn die unreifen langweiligen Erzeugnisse unsere Geduld beim Lesen oft auf eine sehr harte Probe stellen. Die diesmal vorliegenden Bücher sind in der That der Mehrzahl nach von solchen Verfassern, welche wenig oder gar keinen Beruf zum Schreiben haben. Doch geschrieben muß werden! Die Verführung ist ja heutzutage noch viel größer als zur Zeit des Horaz: es ist so verlockend, so süß, seinen Namen auf Büchertiteln, in den Zeitungen, in Journalen, in Katalogen gedruckt zu sehen! Unter den vergänglichen Berühmtheiten des Tages mag es mehr als einen Schrift-

steller geben, welcher sich in gehobener Stimmung fühlt, wenn er seinen theuern ruhmgekrönten Namen lobend erwähnt findet, und wäre es auch nur in einer Buchhändlerreclame. Doch wir wenden uns zu den vorliegenden Büchern.

1. Kunterbunt. Heitere Geschichten von Adolf Beneke. Stuttgart, E. Ebner. 1864. 8. 20 Ngr.

Das Buch enthält eine Anzahl kleiner Erzählungen: „Lord Broyhan"; „Die geheimnißvolle Aufforderung"; „Ein Vermächtniß"; „Der erste Patient"; „Drei Schreiber"; „Aus dem Studentenleben"; „Aus einer kleinen Stadt"; „Eine Geschäftsreise"; „Ein Heirathsantrag"; „Der Geburtstag des Schulmeisters". Die Geschichten sind, etwa mit Ausnahme der ersten, so inhaltsleer, so formlos und platt, daß es in der That schwer zu begreifen ist, wie jemand dergleichen dem Drucke übergeben kann. Die erste, welche die Erfindung des Bieres Broyhan durch Lord Broyhan in Hannover zum Gegenstande hat, ist, wie gesagt, noch die lesbarste, und wir können nicht umhin, dem Verfasser den Rath zu geben, leichte geschichtliche Stoffe zum Gegenstande seiner Erzählungen zu nehmen, wenn er durchaus schreiben will, aber nicht solche Stoffe zu wählen, bei denen er nur auf seine ebenso unfruchtbare wie ungebildete Phantasie angewiesen ist, oder welche er vielleicht aus dem ärmlichen Schatze seiner trivialen Erlebnisse hervorholt.

2. Deutsche Abende. Eine Novellensammlung. Drei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1863. 8. 2 Thlr.

Der erste Band enthält drei Novellen von Ewald August König: „Jugendliebe"; „Der Perlenschmuck"; „Die Heimkehr"; der zweite Band: „Napoleon I. in Boulogne", von Adolf Görling; „Einige Wochen auf dem Lande", von Karl von Kessel; der dritte Band: „Schicksalswege", von Agnes Lessad; „Ein Emancipirter", von Ewald August König.

Die einzige lesbare und unterhaltende Erzählung in dieser Sammlung ist „Napoleon I. in Boulogne". Es wird in derselben in novellistischer Form geschildert, wie im Jahre 1804 der Versuch der Engländer, die französische Flotte vor Boulogne zu vernichten, fehlschlug. Die Engländer hatten eine große Anzahl von Brandern ausgerüstet, welche in den Stromstrich vor Boulogne geleitet wurden, und die französischen Schiffe in Brand stecken sollten. Die Franzosen retteten ihre Flotte dadurch, daß sie noch im äußersten Momente der Gefahr die Schiffe rasch aus dem Stromstriche entfernten.

Jenseit des Kanals waren um diese Stunde Tausende und aber Tausende von Engländern versammelt, welche starr auf den Horizont blickten, ob derselbe sich nicht wie Nordlichtschein von dem Brande der gefürchteten Flotte Napoleon's zu röthen beginne. Plötzlich erschien ein furchtbarer Feuerball auf Kanonenschußweite vom äußersten Molo über der Tiefe und beleuchtete tageshell den Hafen, die Flotte, und drüben die undeutlichen Umrisse der gewaltigen Fahrzeuge Englands. Ein betäubendes Krachen folgte. Der erste Brander der Engländer war — ein böses Omen — in die Luft geflogen. Hatten die Engländer beabsichtigt, ihre „Vulkane des Meeres", sofern sie nicht braunten und nur Höllenmaschinen an Bord führten, unter dem Schutze der Nacht zu Anfang unbemerkt in den Hafen zu schleudern; so war dies jetzt unmöglich. Sie zeigten indeß daß sie entschlossen waren, ihren Vorsatz offen und allen Franzosen zum Trotz vor ihren Augen auszuführen. Eine Rakete stieg vom englischen Admiralschiffe in die Luft, und nach wenigen Minuten eröffnete sich ein ebenso prächtiges als furchtbares Schauspiel. Die Catamaranen, die Brander, wogten, vom Bord bis zur Mastenspitze brennend, heran, von unerschrockenen englischen Burschen, von jenen „Theerjacks", die in der weiten Welt ihresgleichen nicht haben, bis in den Flutstrich geführt. Eins dieser Schiffe aus der Hölle folgte den andern, und zwischen diesen flammenden, zischenden Fahrzeugen, welche mit ziemlicher Geschwindigkeit herangetrieben wurden, zeigten sich die noch schrecklichern dunkeln „Coffres-à-mort", die „Todtenkisten", ohne Mast und Steuer, welche die Sprengmaschinen an Bord trugen. Die französische Flotte lag unbeweglich und ließ den „Vulkane" in tiefem Schweigen vorüberpassiren. Sie liefen genau, wie es François Bart vorausbestimmt hatte, mit dem Strome auf den Strand, ohne den geringsten Schaden zu thun. Nach und nach erholten sich die Franzosen von ihrem unwillkürlichen Erstarren, mit welchem sie diese Maschinen des Verderbens betrachteten. Sie begrüßten jeden neuen Brander mit Hurrageschrei, dem die Menge am Ufer enthusiastisch antwortete, und ungeheuerer Jubel erhob sich, wenn ein Schiff nach dem andern harmlos in den Dünen zersprang.

Die übrigen Novellen sind sämmtlich ganz charakterlos und ohne alle individuelle Färbung in den Personen und Verhältnissen; sie bestehen aus weiter nichts als einer oft nicht sehr geschickten mosaikartigen Aneinanderfügung romanhafter Ereignisse, welche von dem Natürlichen und Wahrscheinlichen sich meist weit entfernt halten, und entweder in das Phantastische oder in das Triviale fallen, sodaß das Ganze langweilig und nüchtern wirkt.

3. Reinhold. Eine Erzählung aus der Wirklichkeit von Veronika de la Motte-Fouqué. Zwei Bände. Berlin, Reichardt und Zander. 1865. 8. 1 Thlr.

Ein Graf, dessen Frau gestorben ist, verheirathet sich wieder mit einer jungen Dame, welche von seinem aus erster Ehe stammenden Sohne geliebt wird und diesen wieder liebt. Der unglückliche Sohn verläßt das älterliche Haus und macht die Freiheitskriege mit. Der Vater verliert den größten Theil des Vermögens, welches dem Sohne gehört, und von welchem er nur den Nießbrauch hat, theils durch Verschwendung, theils dadurch, daß er einen betrügerischen Schurken zum Verwalter seiner Güter macht. Als der Sohn majorenn wird und der Vater ihm sein Vermögen übergeben soll, versucht letzterer einen Anschlag auf das Leben des Sohnes; doch wird er in der Ausführung dadurch unterbrochen und zurückgeschreckt, daß ihm der Geist seiner ersten Frau erscheint und ihn mit drohender Geberde zurückweist. Zu derselben Zeit hat auch der Sohn den Geist seiner Mutter gesehen — was offenbar überflüssig war; es war ganz genug, daß der Vater den Geist sah; oder soll die Sache dadurch an Wirklichkeit gewinnen, daß zwei Personen den Geist sehen?

Der Vater, von Grausen und Reue gepackt, reitet in derselben Nacht in den Wald und versucht sich zu erschießen. Doch der Schuß ist nicht tödlich, und er wird wiederhergestellt. Der Sohn verheirathet sich mit einer Dame, welche er in Paris kennen gelernt hat. Durch einige besonders günstige Zufälle gelangt er wieder in den

Besitz der bedeutenden Geldsummen, welche der betrügerische Verwalter entwendet hatte. Dies ist in Kürze der Inhalt der Erzählung. Wir glauben gern, daß derselben zum Theil wirkliche Ereignisse zu Grunde liegen; doch ist die Darstellung so ungeschickt, und die Charaktere sind so wenig anschaulich geschildert, daß fast alles die Farbe der Unwahrscheinlichkeit erhält, von der lächerlichen Geistergeschichte ganz zu schweigen. Der Stil ist höchst mittelmäßig.

1. Unterwegs und Daheim. Erster Band. Deutsch und dänisch. Novellen von Julius Gundling. Leipzig, O. Purfürst. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.
2. Dasselbe. Fünfter Band. Kriegs- und Lagerbilder aus dem jetzigen schleswig-holsteinischen Kriege von Julius von Wickede. Leipzig, O. Purfürst. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.

Die zwei Novellen, welche der erste Band enthält, „Die Schlacht bei Schleswig", „Von Solferino bis Overa" sind zwei unbedeutende Liebesgeschichten, auf deren Inhalt wir nicht weiter eingehen. Die eingeflochtenen Schilderungen von den kriegerischen Ereignissen sind zum Theil in einem etwas pathetischen Tone gehalten und geben zu wenig anschauliches Detail, als daß sie besonders interessant sein könnten. Die Verknüpfung und Darstellung der Einzelheiten ist oft unwahrscheinlich, gezwungen und ohne Wirkung. Der Verfasser hat sich zwar bestrebt, recht effectvolle Scenen anzubringen, doch unsers Erachtens die Berechnung eine verfehlte.

Die Schilderungen des fünften Bandes der Wickede'schen Kriegsbilder „Eine Sommerfahrt und ein Winterfeldzug in Schleswig-Holstein", „Lager- und Gefechtsleben vor den Düppeler Schanzen" sind zwar in einem ganz guten Stile geschrieben; doch enthalten sie kaum irgendetwas Neues. Wer die Zeitungsberichte über den schleswig-holsteinischen Krieg gelesen hat, ist in der Hauptsache mit allem bekannt, was in dem vorliegenden Bande zuweilen etwas breiter Form geboten wird.

3. Reiseskizzen und Novellen von Ernst Freiherrn von Bibra. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Reiseskizzen und Novellen von Bibra zeichnen sich vor den andern diesmal beurtheilten Sachen rühmlich aus: sie sind in einem leichten, gefälligen und ansprechenden Stile geschrieben, und nicht ohne gesunden Humor. Die Reiseskizzen haben den besondern Vorzug, daß sie sehr lebendig und anschaulich sind, und dem Leser manche weite und interessante Gedankenperspective eröffnen. In den Novellen versteht der Verfasser die Ereignisse geschickt zu complciren, die Charaktere mit frischen Farben zu schildern, und manchen alltäglichen, schon häufig behandelten und gebrauchten Stoffen und Formen den Reiz der Neuheit zu verleihen.

Der erste Band enthält: „Im Walde"; „Don Carlos Freier); „Die hohe Cordillera"; „Der Rodeo in Chile". Der zweite Band enthält zwei Novellen: „Kallenheim"; „Chikanti", und eine sehr anziehende Schilderung: „Seeleben"; der dritte Band: „Die drei Liebesgeschichten des alten Vetter Peter"; „Lima"; „Eine Hacienda bei Lima"; „Einige Tage in Rio-Janeiro". der vierte Band: „Die südamerikanische Reise des Doctor H. C. Wessen"; „Auf Madeira"; „Die Bai von Corral"; „Valparaiso".

Der Inhalt der ersten Novelle: „Im Walde", ist folgender: Ein Baron von Thalbach hat seine Frau verloren, mit welcher er in einer unerquicklichen und ungemüthlichen Ehe gelebt hat, er zieht sich aus der Stadt auf sein Schloß Thalbach zurück, wo er ein höchst vergnügliches Waldleben führt. Dieses Leben scheint plötzlich dadurch eine sehr unangenehme Störung erleiden zu sollen, daß eine alte Tante eine Waise, die Tochter eines verstorbenen Offiziers, auf sein Schloß bringt, und ihn bittet, dem Kinde für einige Wochen einen Aufenthalt auf dem Lande zu gewähren. Ganz gegen seinen Willen bleibt das Kind, Clementine, da. Nach sehr kurzer Zeit indeß hat er sich an dasselbe so gewöhnt, daß er es nicht wieder von sich läßt und es erzieht. Clementine wächst in der größten Abgeschlossenheit auf, und hat kaum je einen andern Herrn außer ihrem Pflegevater kennen gelernt; es ist daher nichts Unnatürliches, daß sich zuletzt ein Liebesverhältniß, welches höchst origineller Natur ist, zwischen ihnen entspinnt. Für den Act der Trauung fehlen nur noch einige Papiere Clementinens, und zur raschern Herbeischaffung derselben unternimmt Thalberg eine Reise nach ihrem Geburtsorte und zu ihrem Vormund. Während seiner Abwesenheit lernt Clementine einen jungen Studenten kennen, welcher Schulden halber die Universität verlassen und bei einem Müller in der Nähe von Schloß Thalbach gastliche Aufnahme gefunden hat. Die Erscheinung dieses jungen Mannes mit seinen burschikosen Manieren und seiner phantasiereichen Sprache wirkt auf Clementine mit dem vollen Reize der Neuheit. Auch der Student wird mächtig von Clementine, dem Naturkinde, gefesselt, und beide schwelgen eine kurze Zeit in einem romantischen Liebesrausche. Thalbach kehrt zurück, findet zu seiner größten Bestürzung, was geschehen ist, und will großmüthig auf Clementine verzichten. Sehr bald indeß tritt zuerst bei dem Studenten, dem Sohne einer unbemittelten Beamtenwitwe, eine Ernüchterung ein, als er erfährt, daß Clementine nicht die reiche Erbin ist, wofür er sie gehalten hat. Er schreibt an Thalbach einen sehr prosaischen und nüchternen, aber darum aufrichtigen Brief und verzichtet auf Clementinens Hand. Als die letztere diesen Brief liest, verschwinden bei ihr alle Illusionen; sie bereut bitter ihre Uebereilung und ihren Undank gegen Thalbach, und verheirathet sich nach einiger Zeit mit ihm.

Schließlich möge noch eine kleine Probe der Schilderung aus dem „Seeleben" hier einen Platz finden:

> Das Leuchten der See ist in der That eine der prachtvollsten Erscheinungen, welche, in voller Intensität gesehen, wol manche trübe Stunde an Bord aufzuwiegen vermag. Tausende der verschiedensten Thiere, meist aber niedern Stufen des Thierreichs angehörend, sind die bedingende Ursache. Sie werden theils ganz — scheinbar wenigstens — zum Theil aber auch nur, wie unsere Johanniswürmchen, an bestimmten Stellen ihres Leibes leuchtend, und dies nur, wenn sie irgendwie gereizt werden. So flammt und funkelt die See am lebhaftesten am Bug-

spriet, wo durch das Durchschneiden des Wassers die Thiere theils heftig angestoßen, zum Theil aber auch schon durch das stark bewegte Wasser selbst kräftig gereizt werden. Ebenso streifen an den Wänden des Schiffs viele Thiere an, und andere, von dem die Fluten durchschneidenden Kiel getroffen, leuchten noch längere Zeit, und daher die leuchtende Furche, die das dahinziehende Schiff hinter sich herzieht. Auffallend ist die geringe Stärke des Reizes, des Anstoßes, welchen es bedarf, um solche Thiere im Moment erglühen zu machen, und ich kann mich einer Nacht erinnern, in welcher uns durch diese leichte Erregbarkeit ein wundervolles Schauspiel geboten wurde. Es war eine laue, warme Nacht, und die See vollkommen ruhig, sodaß ihre Oberfläche von Millionen der verschiedenartigsten Thiere bedeckt war, denn nur bei ruhiger See gehen die zarten Geschöpfe an die Oberfläche des Wassers. Trotz des schwachen Windes hatte die Brigg doch einen mäßigen Lauf, und rings um dieselbe fand das gewöhnliche Leuchten der See statt, während weiter gegen außen alles in tiefe Dunkelheit gehüllt war, weil einige Stunden nach Sonnenuntergang der Himmel sich gänzlich mit Wolken bedeckt hatte. Da begann es plötzlich zu regnen, und in demselben Augenblick leuchtete die See, soweit das Auge reichte. Jeder fallende Tropfen, welcher eins der auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Thiere traf, brachte dasselbe sofort zum Leuchten, sodaß es schien, als entzünde sich der niederfallende Regen, sowie er die See berührte. Die Schönheit der Erscheinung wurde durch deren Wechsel erhöht, indem stets an den andern Stellen des Meers, unter den tausend und aber tausend kleinern blitzenden Punkten und Flämmchen, fackelartig stärkere Lichter aufflammten. Doch dauerte das ganze, wundervoll reizende Phänomen nicht lange, und nach acht bis zehn Minuten war alles vorüber, da sich ohne Zweifel die vom Regen überraschten Thiere in die schützende Tiefe zurückzogen.

Rudolf Sonnenburg.

Feuilleton.

Plaudereien aus der englischen Literatur.

Wie das „Athenaeum" berichtet, bereitet Charles Dickens eine Volksausgabe seiner Schriften vor. Jeden Monat soll ein Bändchen erscheinen, zum Preise von 2 Schilling. Der letzte Band von Carlyle's „Frederick the Great" wird nächstens ausgegeben werden. Die Verehrer des alten Kapitän Marryat und seiner Seeromane wird es gewiß interessiren zu hören, daß eine Tochter dieses Autors ebenfalls mit einem Roman „Love's Conflict" (3 Bde.), und, wie es scheint, mit Glück debutirt hat. Natürlich folgt die Tochter nicht ihrem Vater auf die hohe See und schildert nicht die Kämpfe mit Sturm und Wellen, sondern die Kämpfe zweier Herzen. Man rühmt dem Roman vortreffliche Schilderungen nach, tadelt aber den Stil desselben. Dagegen soll der neueste Roman von Julie Kavanagh: „Beatrice" (3 Bde.), gänzlich verfehlt, Charaktere und Situationen ins Grelle und Widerwärtige verzeichnet sein. Eine neue Uebersetzung von Torquato Tasso's „Befreitem Jerusalem" von John Kingston James wird, bei vielen Mängeln im einzelnen, im ganzen als gewandt und glücklich in frischer Wiedergabe des Originals gepriesen.

Eine Biographie von Thorwaldsen von J. M. Thiele ist ebenfalls von Barnard ins Englische übersetzt worden. Die englische Kritik kann nicht umhin, zu tadeln, daß Thorwaldsen's Beziehungen zu Deutschland von dem englischen Autor allzu flüchtig behandelt worden, während der dänische Bildhauer in Rom doch zu den Deutschen gezählt wurde, während Schlegel behauptete, Thorwaldsen sei in spätern Lebensjahren ganz ein Deutscher geworden und habe deutsch wie seine Muttersprache gesprochen. Läßt doch auch Kaulbach in einer seiner Caricaturen an der neuen Gemäldegalerie in München Thorwaldsen neben Winckelmann, Cornelius und Overbeck, also in der Gesellschaft deutscher Künstler, den Cerberus des schlechten Geschmacks angreifen! Interessant sind die Begegnungen zwischen Thorwaldsen und den beiden namhaftesten englischen Dichtern dieses Jahrhunderts, Byron und Walter Scott. Während Thorwaldsen die Büste Byron's modellirte, saß der Dichter mit solchem Unbehagen auf seinem Stuhl und wechselte den Ausdruck seines Gesichts so oft, daß der Bildhauer die Mahnung für nöthig hielt, der Lord möge sein Gesicht nicht verziehen und nicht so unglücklich dreinsehen. Byron antwortete, das wäre sein gewöhnlicher Gesichtsausdruck. Thorwaldsen sagte trocken: „In der That?" und fuhr fort, den in seinem koketten Weltschmerz so unplastischen Lord zu modelliren, so gut es gehen wollte. Alle Welt bewunderte die Aehnlichkeit der Büste, als sie vollendet war — nur Lord Byron nicht! „Er wollte durchaus kläglich dreinsehen", meinte Thorwaldsen. Die Begegnung des Bildhauers mit Walter Scott wird uns in folgender Weise geschildert: „Obgleich Walter Scott kein besonderes Interesse für Kunstwerke gehabt zu haben scheint, wie mindestens daraus hervorgeht, daß er während seines Aufenthalts in Rom den Vatican nicht ein einziges mal besuchte, war er doch sehr gespannt, Thorwaldsen's Bekanntschaft zu machen. Die Begegnung zwischen den beiden großen Männern muß höchst sonderbar gewesen sein. Walter Scott war zwar mit mehrern Sprachen bekannt, doch konnte er nur seine eigene sprechen, während Thorwaldsen kein Wort englisch verstand. Nur eine Sprache war beiden gemein, die des Auges und der des Herzens. Es muß höchst ergötzlich gewesen sein, sie zu sehen, wie sie einander die Hände drückten, auf die Schulter klopften, zunickten, sich anlächelten, während man von beiden Seiten keine andern Worte hörte als: «Connaissance, charmé, plaisir, heureux, piacere, happy» u. s. w. Die Begegnung war deshalb natürlich nicht von langer Dauer. Als sie sich trennten, umarmten sie sich innig, und warfen einander Blicke zu, in denen die wärmste Hochachtung lag."

Jean Paul über Schopenhauer.

Es ist bekannt, daß Schopenhauer's philosophische Werke erst in den zwei letzten Jahrzehnten sich Bahn in das größere Publikum gebrochen und immer allgemeinere Anerkennung gefunden haben. Bei ihrem ersten Erscheinen gelang es ihnen durchaus nicht durchzudringen, indem nach der Ansicht des Autors selbst die Katheder-Philosophen sie absichtlich todtgeschwiegen haben, weil sie nicht in ihren Kram paßten. Nur bei Jean Paul, der sich namentlich in den letzten Lebensjahren viel mit Philosophie beschäftigte und auch für Herbart ein reges Interesse zeigte, fanden sich eine sehr anerkennende Erwähnung Schopenhauer's. In der kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule hält unser großer Humorist eine Jubilate-Vorlesung über, für und an Recensenten und spricht von mehrern vor Jahren herausgekommenen Werken, die ihm nicht Lob genug erhalten zu haben scheinen, und denen er deshalb einiges nachschickt. Bei dieser Gelegenheit nennt er Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, über welchen kein Vogel und keine Woge zieht. „Diese letzte Zeile" schließt Jean Paul, „werden Leser des originellen Buchs bildlich treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren. Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben."

Ein griechischer Nationalkalender.

Unter dem Titel: „Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον" erscheint schon eit 1861, unter der Redaction von Marinos P. Bretos in Paris, ein griechischer Nationalkalender mit Illustrationen; erselbe ist auch für 1865 in einer doppelten Ausgabe (theils u 6 Frs., theils zu 12 Frs. 50 Cent. je nach der Beschaffenheit des Einbandes und der Zahl der Illustrationen) erschienen. Er ist der Natur der Sache nach zunächst für Griechen berechtet, und scheint auch unter ihnen eine weite Verbreitung gefunden zu haben; aber er verdient aus mehrern Gründen auch die Beachtung und Kenntnißnahme der Gelehrten des Auslandes, die der griechischen Sprache mächtig sind, in welcher und fast ausschließlich die einzelnen Aufsätze abgefaßt sind. Der Inhalt selbst, insoweit es sich nicht um die gewöhnlichen Kalendernotizen handelt, ist sehr mannichfaltig und gar bunt; er berücksichtigt namentlich in den letzten drei Jahrgängen in wissenschaftlicher und culturgeschichtlicher Hinsicht die verschiedensten Interessen des griechischen Volks- und Staatslebens. Auch ist die Absicht des Herausgebers nach dem, was er im neuesten Jahrgange des Kalenders erklärt, nicht blos auf literarische, sondern auch auf sittliche und vorzüglich auf nationale Zwecke gerichtet, indem er in den einzelnen Gliedern des großen Griechenstamms das Bewußtsein ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit auf jede Weise zu erwecken und fruchtbar zu machen bemüht ist. Auch den Nichtgriechen kommen diese Stand- und Gesichtspunkte für Belehrung und Aufklärung über einzelne Seiten des griechischen Nationallebens wesentlich zu statten, und manche Mittheilungen und Aufsätze des „Griechischen Nationalkalenders" sind interessante und werthvolle Beiträge zu einer Geschichte des politischen und des Culturlebens der Griechen und ihrer politischen, sittlichen und geistigen Wiedergeburt, die der Ausländer zu benutzen wissen wird. Neben biographischen Mittheilungen und Aufsätzen über hervorragende Persönlichkeiten in Geschichte und Literatur finden sich Charakteristiken des Volks in seinen besondern Eigenthümlichkeiten und einzelnen Klassen, Aufklärungen über die Geographie und Statistik des Landes, sowie über die neugriechische Sprache, ferner noch ungedruckte neugriechische Volkslieder aus Kreta, neugriechische Fabeln und anderes aus dem Gebiete der Literatur und Culturgeschichte. Die Illustrationen sind theils Porträts einzelner politisch und literarisch bekannter Griechen, theils landschaftliche Darstellungen aus Griechenland.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1865. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 20 Ngr.

Almanza die Maurin von Algier. Roman von dem Verfasser „der Diplomat und die Jesuiten", der „Preußischen Novellen" ꝛc. Berlin, Förster. 8. 15 Ngr.

Aufhauser, A., Die Forderung: „Trennung der Schule von der Kirche" vor dem Richterstuhle der Thatsachen. München, Lentner. Gr. 8. Ngr.

Baldamus, E., Schleswig-Holstein-Literatur. Verzeichniss der in den Jahren 1863 und 1864 mit Bezug auf die Herzogthümer und den deutsch-dänischen Krieg erschienenen Bücher, Karten und Pläne. Prag, Credner. Gr. 8. 6 Ngr.

Biedenfeld, R., Schnee-Glöckchen. Poetische Erstlinge. Wien. 864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bleek, F., Einleitung in die heilige Schrift. 1ster Thl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Blum, L. v., Glückskind und Wilddieb. Geschichte aus dem Leben gegriffen. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Bolanden, C. v., Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit. 1ster Bd. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Bonaparte, Prinz Napoléon-Louis, (Napoléon III), Napoléonische Ideen. Mit Ermächtigung Sr. Maj. des Kaisers Napoléon III. in's Deutsche übertragen von A. Hirsch. Wien, Czermak. Gr. 8. 20 Ngr.

Busch, G. F., Die Macht der Frauen oder einige Ritterburgen des 14. Jahrhunderts. Abenteuer und Scenen aus dem Leben der Raubritter. 3 Bde. Leipzig, Haefele sen. 8. 1 Thlr.

Brutè, S. G., Jugenderinnerungen aus der Schreckenszeit der französischen Revolution. Nebst einem Lebensabrisse desselben von James Roosevelt Bayley. Aus dem Englischen übersetzt von F. Dorn. Regensburg, Rauh. 8. 18 Ngr.

Caracciolo, Enrichetta, Geheimnisse des Klosterlebens von Neapel. Memoiren. Mit einem Vorwort von Martha Baronesse von Estraignes. Nach der 4ten Aufl. deutsch von A. Kretzschmar. 2 Thle. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Mysterien der Klöster von Neapel. Authentische Memoiren. Ins Deutsche übertragen von B. v. Geldern. 1ste Lfg. Stuttgart, Rieger. 16. 4 Ngr.

Carlén, Rosa, Drei Jahre und drei Tage. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Leipzig, Gerhard. 8. 20 Ngr.

Carneri, B., Oesterreich und die Encyclica. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Czolbe, H., Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegensatze zu Kant und Hegel. Naturalistisch-teleologische Durchführung des mechanischen Princips. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr.

Dalgairns, J. B., Gesammelte historische Schriften. 1ster Thl. Mainz, Kirchheim. 8. 18 Ngr.

Delff, H. K. H., Ideen zu einer philosophischen Wissenschaft des Geistes und der Natur. Husum, Delff. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duvanloup, F., Die Convention vom 15. September und die Encyklika vom 8. Decbr. Augsburg, Kranzfelder. Lex.-8. 9 Ngr.

Engels, F., Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 6 Ngr.

Enthüllungen aus dem Criminalleben. 3ter Thl. Criminalerzählungen herausgegeben von F. F. Engelberg. 2. Bd. Leipzig, Wilfferodt. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Erwiederung auf die Kritik der Betrachtungen über den Beitrag zur Darstellung der Schlacht von Solferino. Leipzig, Volckmar. Lex.-8. 8 Ngr.

Carl Fichtner. Eine Skizze seines Lebens und künstlerischen Wirkens. Von G. C. Wien, Czermak. Lex.-8. 27 Ngr.

Fischer, K., Geschichte der neuern Philosophie. 1ster Bd. Descartes und seine Schule. 1ster Thl. Allgemeine Einleitung. René Descartes. 2te völlig umgearb Aufl. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

— — Baruch Spinoza's Leben und Charakter. Ein Vortrag. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Flemming, C. F., Pym und Strafford. Historisches Drama. Lowns, Müller. 8. 15 Ngr.

Förster, E., Reise durch Belgien nach Paris und Burgund. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Zwei Republiken. 1. Abth. General Franco. Lebensbild aus Ecuador. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Guillemin, A., Die Wunder der Sternenwelt. Illustrirte Astronomie für Laien. 1ste Lief. Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Günnel, Schleswig-Holstein. Land und Leute. Zwickau, Buchh. d. Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Grimm, H., Neue Essays über Kunst und Literatur. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr.

Gustav vom See, Gräfin und Marquise. Roman. 4 Thle. Wien. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Vierte Auflage. Volksausgabe zum Besten des Dichters. Erster Halbband. Leipzig, Brockhaus. 8. 7½ Ngr.

Hipler, F., Meister Johannes Marienwerder, Professor der Theologie zu Prag und die Klausnerin Dorothea von Montau. Ein Lebensbild aus der Kirchengeschichte des 14. Jahrhunderts. Braunsberg, Peiter. Gr. 8. 24 Ngr.

Huhn, C. H. T., Statistik. Vergleichende Darstellung der Macht- und Kulturverhältnisse aller Staaten der Erde. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Kneschke, E., Anthologie deutscher Lyriker seit 1830. Herausgegeben mit literar-historischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Mannhardt, W., Weihnachtsblüthen in Sitte und Sage. Berlin, F. Duncker. 1864. 16. 25 Ngr.

Michelet, J., Bibel der Menschheit. Aus dem Französischen übersetzt. Prag, Steinhauser. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mönckeberg, C., Die Gründung des Erzbisthums Hamburg. Ein Vortrag. Hamburg, Nolte. 8. 3 Ngr.

Mühlener, R., Märchen aus Süd und West. Langensalza, Greßler. 8. 12 Ngr.

Die Nonne. Von dem Verfasser des „Verfluchten". 2 Bde. Hamburg, Bureau für die Literatur des Auslandes. 1864. 8. 1 Thlr.

Schad, C., Die Braut der Hochalpen oder Flora's Abschied von der Welt. Kissingen, Fick. Gr. 8. 10 Ngr.

Schiff, H., Damenphilosophie. Novellen aus der aristokratischen Welt. 2 Bde. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 2 Thlr.

Schmeidler, Christenthum und Wissenschaft. Eine Taufrede. Breslau, Max'sche u. Berendt. 8. 1½ Ngr.

Strauß, D. F., Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu. Berlin, F. Duncker. 8. 1 Thlr.

Tiling, F., Begründung und Rechtfertigung der Theologie des Fortschritts. Riga, Kymmel. 1864. Gr. 8. 7½ Ngr.

Treitschke, H. v., Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Eine Erwiderung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Usinger, R., Napoleon, der rheinische und der nordische Bund. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wächter, O., Johann Albrecht Bengel. Lebensabriß, Charakter, Briefe und Aussprüche. Nebst einem Anhang aus seinen Predigten und Erbauungsstunden. Nach handschriftlichen Mittheilungen dargestellt. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Wahrheit über Genf von einem unpartheiischen Zuschauer. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 10 Ngr.

Wellnau, R., Paul Schlimpert oder Graf Rosenkranz. Ein Räuberleben. 3 Bde. Leipzig, Haefele sen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, F. W., Landwehrmann Krille. Eine Erzählung. Berlin, F. Duncker. Gr. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

In monatlichen Heften von 5 Bogen. Preis des Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit" hat unter obigem etwas verändertem Titel eine Neue Folge begonnen, deren Herausgabe Dr. Rudolf Gottschall übernommen hat. Sie tritt damit ganz in die Reihe der Zeitschriften ein und wird wie bisher sich bestreben, meist in größern zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. Journalcirkeln, Lesemuseen, öffentlichen Locale ist die in regelmäßigen Monatsheften erscheinende Neue Folge besonders zu empfehlen.

„Unsere Zeit" bildet namentlich auch für alle Besitzer des „Conversations-Lexikon" eine nothwendige Ergänzung desselben, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Inhalt des soeben erschienenen zweiten Heftes:

Die preußische Marine im deutsch-dänischen Kriege. Von einem Augenzeugen. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. Zweiter Artikel. Strauß und Schenkel. — Die neue Aera des Zollvereins. Zweiter Artikel. — Die päpstliche Encyclica vom 8. December 1864. — Feuilleton. (Nekrologe. Literatur. Theater.)

Das erste und zweite Heft sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stand und Bildung.

Roman von

Friedrich Wesdorf.

Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ein (pseudonymer) Autor tritt hier zum ersten mal mit einem Roman vor das Publikum, einem Werke, welches durch Selbständigkeit und Neuheit des Stoffs wie durch eigenthümlich geschmackvolle Form die Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich ziehen dürfte. Die bedeutsamsten Erscheinungen auf den Gebieten der Religion und Kirche, der Kunst und Wissenschaft, der Politik und des socialen Lebens mit ihrer Einwirkung auf die bestehenden Verhältnisse, mit ihren unausgeglichenen Gegensätzen und den daraus folgenden Katastrophen werden darin als Motive zu einem romantischen Zeitgemälde benutzt, das in gleichem Maße die Phantasie des Lesers beschäftigt, wie dessen Geist in Spannung erhält. Durch Hervorheben des religiösen Moments gibt sich der Verfasser als dem geistlichen Stande angehörig zu erkennen; die gelungene, überraschend wahre Schilderung der verschiedensten Gesellschaftskreise aber beweist, daß die Zurückgezogenheit seines Amts ihn der Welt und ihren Zuständen keineswegs entfremdet hat.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretenden) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint auch künftig außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Das tägliche Feuilleton wurde bereits im letzten Vierteljahre noch reichhaltiger und mannichfaltiger als bisher gestaltet und die Rubrik Handel und Industrie wesentlich erweitert.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung blieb unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt, wie bisher, vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teeder und Stückschen

in Ditmarscher Platt

von

Boysen van Nienkarken.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Den plattdeutschen Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter reiht sich das vorliegende Buch eines Dichters an, welcher hiermit zum ersten mal in die Oeffentlichkeit tritt. Seine Gedichte, wohlklingend in der Form, voll ungekünstelten, gemüthlichen Humors, warm und lebendig empfunden, sind dem kernigen Wesen des schleswig-holsteinischen Volksstammes abgelauscht und dürften bald zahlreiche Verehrer finden. Ein beigefügtes erklärendes Wörterverzeichniß macht diese Gedichte auch denjenigen leicht verständlich, welche des plattdeutschen Dialekts nicht bereits kundig sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Cursstauben.

Novelle von **Karl Gutzkow.**

Miniaturausgabe. Cartonnirt. 12 Ngr.

Eine anziehende kleine Erzählung Karl Gutzkow's in gefälliger äußerer Ausstattung. Das mit feinem Humor ausgeführte lebenswahre Genrebild kann nirgends seine Wirkung verfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 30. März 1865.

Inhalt: Zur neuesten Geschichtschronik Italiens. Von **Otto Speyer.** — Revue über neuere musikalische Werke. — Zur Geschichte der Reformation. Von **Heinrich Rückert.** — Erzählungen aus dem Ghetto. Von **Rudolf Gottschall.** — **Feuilleton.** (Kneschke's „Anthologie deutscher Lyriker"; Die Experimentalbühne der George Sand; Eine Volksausgabe der „Ritter vom Geiste".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur neuesten Geschichtschronik Italiens.

Annalen des Königreichs Italien von 1861—63. Von W. Rüstow. Zweites bis viertes Buch. Zürich, Meyer und Zeller. 1864. 8. 4 Thlr.

Die vorliegenden Bände der Rüstow'schen „Annalen" enthalten die Fortsetzung und den vorläufigen Abschluß des Werks, dessen erstes Buch, „Das Ministerium Cavour", wir bereits in Nr. 49 d. Bl. f. 1864 kurz besprochen haben. Der Verfasser erzählt uns darin die Geschichte Italiens unter den Ministerien Ricasoli, Rattazzi, Farini und Minghetti, d. h. vom Juni 1861 bis Mai 1863.

Das Urtheil, welches wir bereits beim Erscheinen des ersten Bandes ausgesprochen, erscheint uns durch die neu hinzugekommenen lediglich bestätigt. Wir haben es hier nicht mit einem Geschichtswerke im höhern Sinne zu thun, es ist vielmehr eine Chronik der Ereignisse mit eingeflochtenen biographischen Excursen über die hauptsächlichsten handelnden Personen, pragmatischen (oder pragmatisch sein sollenden) Maximen und gelegentlichen Betrachtungen über politische und nationalökonomische Fragen von dem Standpunkte des Radicalismus und der italienischen Actionspartei aus. In der That wäre es unbillig, jetzt schon eine vollständige, gesichtete, unparteiisch geschriebene Geschichte des jungen Königreichs zu verlangen. Wir würden dies als selbstverständlich vorausgesetzt haben, wenn nicht der Verfasser selbst sein Werk offenbar anders ansähe, sich mehrfach als Geschichtschreiber bezeichnete und so eine Beurtheilung seiner Schrift von diesem Standpunkte aus provocirte. Eine ziemlich willkürliche Aneinanderreihung von Thatsachen, bei welcher der einzige leitende Faden, die chronologische Aufeinanderfolge, doch stets wieder abgerissen und angeknüpft werden muß, kann weder durch die eingestreuten, noch dazu sehr einseitigen Urtheile über Personen und Zustände, noch durch den stets durchblickenden, entschiedenen Parteistandpunkt des Verfassers zu einem wahren Geschichtswerke erhoben werden. In der That dürfte es keinem Leser leicht werden, sich aus dieser Masse zum Theil sehr genau und weitläufig analysirter Parlamentsreden, diplomatischer Noten, Kreuz- und Querzüge zahlloser Brigantenhäuptlinge u. s. w., kurz aus diesem ganzen Gewirr von Namen und Daten ein einigermaßen klares Totalbild herauszuarbeiten. Daß uns dies der Verfasser nicht mehr erleichtert hat, wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen, sondern nur unser Urtheil rechtfertigen, wenn wir die allzu hohe Meinung, die er von seinem Buche zu haben scheint, nicht zu theilen vermögen. Hat doch die Schrift auch nur ein Ende, weil Rüstow der Arbeit vermuthlich überdrüßig geworden ist: in den Ereignissen selbst ist nichts abgeschlossen, nicht einmal ein irgend bedeutender Wendepunkt erreicht. Rüstow besitzt eine rasche Auffassung, ein stets fertiges, oft treffendes Urtheil und eine gewandte Feder. Mögen ihn diese Eigenschaften nicht zu einer oberflächlichen Vielschreiberei verleiten: eine Befürchtung, die bei der raschen Aufeinanderfolge seiner verschiedenartigen Schriften in den letzten Jahren allerdings nahe zu liegen scheint.

Wir müssen übrigens sehr bezweifeln, ob es Rüstow, selbst wenn er die Geschichte dieser Epoche nach längern Jahren mit vollständigerm Material und der Möglichkeit eines klarern Einblicks in das Gewebe der Thatsachen hätte schreiben können, gelungen sein würde, eine einigermaßen objective Darstellung derselben zu liefern. Wir sind weit davon entfernt, zu verlangen, daß ein Geschichtschreiber keiner politischen Partei angehören solle. Eine solche Forderung wäre in unsern Zeiten widersinnig. Ja, wir sind der Ueberzeugung, daß wenn es noch einen gänzlich „parteilosen" Schriftsteller gibt, er am allerwenigsten zum Historiker taugt. Aber er muß hinlängliche Selbsterkenntniß, Klarheit und Leidenschaftslosigkeit besitzen, um die Schwächen der eigenen Partei und das Gute bei dem Gegner anzuerkennen; er darf keinen Zweck verfolgen außer dem einen, der Gegenwart ein treues und klares Spiegelbild der Vergangenheit vorzuhalten. Diese Erfordernisse fehlen unserm Verfasser zum größten Theile. Er ist und bleibt Tendenzschriftsteller: seine Tendenz ist hier, den Beweis zu liefern, daß Italien, auf revolutionärem Wege entstanden, zur vollständigen innern und äußern Organisation nur durch die Revolution, d. h. durch die Mazzini-

Garibaldi'sche Actionspartei gelangen könne; daß alle Anstrengungen der gemäßigten Parteien, entweder auf Heuchelei und Selbstsucht beruhend, oder doch von vornherein ohnmächtig und zur Erfolglosigkeit verdammt, zum Unglück des jungen Reichs ausschlagen müßten; daß endlich Cavour und seine Nachfolger das revolutionäre Feuer vorzeitig gedämpft und dadurch die Constituirung Italiens verzögert, wenn nicht unmöglich gemacht hätten. Allerdings scheint es hier und da, als ob er sich selbst überzeugt habe, daß die revolutionäre Partei, auch wenn man ihr ganz freie Hand gelassen hätte, doch vermuthlich Fiasco gemacht haben würde. Bei Gelegenheit des Garibaldi'schen Zugs gegen Rom, der bei Aspromonte ein rasches und blutiges Ende nahm, sagt er:

Die Gerechtigkeit erfordert, daß wir fragen: ob die italienische Nation denn wirklich bereit war, den dornigen Weg der großen Revolution wieder zu betreten? Und darauf müssen wir mit Nein! antworten.

Rüstow gibt sogar Rattazzi recht, daß er „die große und schöne Rebellion" Garibaldi's mit Gewalt unterdrückte, offenbar nur, weil er die Erfolglosigkeit erkannte, wozu dieselbe von vornherein verdammt war. Hiernach könnte es scheinen, als ob Rüstow selbst die Garibaldi'schen Utopien von einem Bunde aller unterdrückten Nationalitäten gegen ihre „Tyrannen", sowie die Verjagung der Franzosen aus Rom und der Oesterreicher aus Venedig durch die Freischaren der demokratischen Vereine, vielleicht in Verbindung mit den Deserteuren des regulären Heers, für Unsinn erkenne (vgl. in diesem Sinne noch III, 12 fg.), wenn nicht eine große Zahl anderer Stellen, in denen er Garibaldi und Mazzini als die einzigen Heroen der italienischen Unabhängigkeit und die Leuchtthürme der Zukunft hinstellt und Italien auf den Weg der Revolution als den einzigen hinweist, der zum Ziele führen könne und werde, den Beweis des Gegentheils lieferten. Ja, in Bezug auf den abenteuerlichen Zug Garibaldi's selbst sagt er, nachdem er kaum die Unmöglichkeit des Gelingens dargethan (III, 291 fg.):

Zwei Generale (Cialdini und Lamarmora) zerbrachen sich stundenlang den Kopf über die Corporalsmittel, welche anzuwenden wären, um zu verhindern, daß die Italiener in den Besitz der natürlichen Hauptstadt des Königreichs kämen.

Aber er befindet sich freilich in einer schlimmen Lage. Den gemäßigten Parteien aller Schattirungen vom rechten bis zum linken Centrum steht er ebenso feindlich gegenüber wie den Klerikalen und Bourbonisten. Selbst ein praktischer Militär und klarer Kopf, erkennt er bei jeder ins Leben getretenen Action seiner Partei sofort die Unzulänglichkeit oder Verkehrtheit der Mittel, die Nothwendigkeit des Scheiterns. So bleibt ihm nichts übrig als ein Zukunftsideal, dessen Verwirklichung auf Voraussetzungen beruht, von denen er bei kaltem Blute sich selbst sagen muß, daß wenigstens das nächste halbe Dutzend Generationen noch keine Aussicht hat, sie eintreten zu sehen.

Das ist indessen nicht die schlimmste Seite des Buchs. Hier kann der einsichtige Leser auch ohne genauere Kenntniß der Personen und Zustände leicht aus den vom Verfasser selbst gegebenen Thatsachen das richtige Maß herausfinden. Was wir aber durchaus und aufs lebhafteste verdammen müssen, ist die Art und Weise, wie er in seinem Urtheile über alle diejenigen Acteurs in dem neuitalienischen Drama verfährt, die nicht genau unter das militärisch-demokratische Maß des Autors passen. Die cavalière Nonchalance dieser Urtheile, mit der Rüstow nicht nur über die geachtetsten Häupter der gemäßigten Partei, sondern auch über diese Partei als Ganzes, ja über ganze Körperschaften und Stände den Stab bricht, wäre eines Kreuzzeitungsjunkers oder eines Mitarbeiters der berliner „Militärischen Blätter" vollkommen würdig. Die Majorität der italienischen zweiten Kammer von 1861 nennt er bald „das schwachsinnige, corrumpirte Parlament", bald „die Heerde"; den trefflichen Ricasoli, den man mit seinem unbefleckten, unbeugsamen, selbstsuchtlosen Patriotismus, der weder Königs- noch Pöbelfurcht kennt, unsern Staatsmännern oft als Muster hinstellen möchte, beschuldigt er auf frivole Gründe hin des Hochmuths und der Furcht; von Rattazzi, Farini, Minghetti, La Ferina, Gallenga u. a. spricht er so, daß der unkundige Leser glauben muß, es handle sich um die elendesten Schwachköpfe oder die verabscheuungswürdigsten Charaktere. Auch könnte Baron Prudelwitz in Bezug auf pikant-vulgäre Ausdrucksweise manches von ihm lernen. Hier nur zwei Beispiele zum Beweise, daß wir nicht verleumden (IV, 9):

Da (es handelte sich um die Amnestirung der Gefangenen von Aspromonte bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Pia) ereignet sich noch das Erschreckliche, daß der Graf von Aspromonte (Rattazzi) mit seinen schuftigen Paladinen auf die Idee kam, das Urtheil über den großen „Rebellen" unter das Hemd verstecken zu wollen, welches eben ein kleines Mädchen zu seiner Brautnacht probirte.

Ueber Rattazzi macht er seinem Ingrimm in den Worten Luft (IV, 42):

Während Garibaldi immer mehr im Heiligenschein, Aspromonte als sein Golgatha, von dem er siegreich auferstehen werde, erschien, während er in Neapel immer entschiedener dem heiligen Januarius Concurrenz machte(!), zeigte sich Rattazzi immer mehr nur in dem Lichte des bloßen Judas, der Italien im Dienst seiner Feinde das Schwert aus der Hand gerungen hatte, mochte er dabei nur der dumme Teufel oder der bewußte Schandbube gewesen sein, der unter allen Umständen ein verächtlicher Tropf blieb.

Genug davon; wer dergleichen Kraftproben liebt, wird von Anfang bis zu Ende reiche Befriedigung finden, und ein deutscher Republikaner kann sich außerdem an Aeußerungen, wie sie IV, 211 über die Fürsten im allgemeinen, und an andern Stellen über den König und den Kronprinzen von Preußen fallen (II, 61 und a. a. O.) noch ganz besonders weiden, da ihm die periodische Presse dergleichen schwerlich bieten dürfte. Die Zeit, wo man stillschweigend annahm, ein gekröntes Haupt oder ein Prinz von Geblüt sei aus anderm Holz geschnitzt als gewöhnliche Menschenkinder, ist unwiederbringlich vorüber. Wenn wir aber jemand die Männer, welche Geburt, Sitte und Verfassung an die Spitze ihrer Völker gestellt, welche die Constitution der freiesten Nationen als unverletzlich und unverantwortlich anerkennt, mit offenbarem Behagen verunglimpfen sehen, so erregt uns ein solches Gebaren

inen gewiß sehr gerechtfertigten Widerwillen, zumal wenn ie Gelegenheit zu solchen Expectorationen erst wie hier n den Haaren herbeigezogen werden muß. In Amerika ind solcher Stil und Ausdrucksweise allerdings an der Tagesordnung, aber von dem „schmuzigen Abgrunde der merikanischen Verwirrung" will ja der Verfasser auch ichts wissen.

Bei all ihren mannichfaltigen Mängeln hat die Rüow'sche Schrift auch entschiedene Verdienste. Für den Politiker, den Diplomaten, ja für jeden, der mit Theilnahme der Entwickelung der großen italienischen Frage olgt und sich ein klares und gründliches Urtheil darüber erschaffen will, ist sie ein schwer zu ersetzendes Hülfsuch. Gibt sie auch, abgesehen von der subjectiven Auffassung und den eingestreuten „Leitartikeln" des Verfassers nun mehr als eine Zusammenstellung aus den Zeitunen und Parlamentsberichten, so ist es gewiß sehr dankar anzuerkennen, wenn man den concentrirten und mit roßer Geschicklichkeit destillirten Journalstoff zweier Jahre n den Raum dreier mäßigen Bändchen zusammengedrängt hält.

Die Glanzpunkte des Buchs sind die Besprechung r „römischen Frage", die Schilderung der „Brigandage Unteritalien" und der „Schlacht" bei Aspromonte nebst rolog und Epilog.

Die Verhandlungen des turiner Parlaments und die plomatischen Noten und Schachzüge betreffs der römihen Frage sind sehr vollständig und geschickt zusammenstellt. Wer sie aufmerksam liest, wird über den Sinn r Convention vom 15. September 1864 nicht im Zweil sein können. Nur den Verfasser selbst hat dieselbe eleicht in Verlegenheit versetzt. Denn indem er davon sgeht, daß Napoleon nicht um des Papstes willen seine ruppen in Rom behalten, sondern einzig und allein, um n Italienern stets den Daumen aufs Auge zu drücken, wird an eine ernstliche Absicht, diese Stellung aufzugeben, icht glauben wollen. Nirgends findet sich in seiner Schrift er doch so nahe liegende Gedanke ausgesprochen, daß rankreich und zumal ein Napoleon Italien unter Umänden stark zu machen wünschen müsse. Man hat freich viel davon gefabelt, daß das starke Italien sich von rankreich ab- und Deutschland zuwenden werde. Aber mit hat es vorläufig gute Wege. Wäre Deutschland n in sich abgeschlossenes, nach Italien hin national abgrenztes Ganzes, so möchte es sein. Vorläufig haben ir mit unserm bundestäglichen Jammer und unsern lienisch-österreichischen Anhängseln von Italien keine reundschaft zu erwarten. Wenn Frankreich will, ist talien auf lange Zeit hinaus sein getreuester Verbündet. Napoleon scheint es für Zeit zu halten, dies zu llen und seiner Schaukelpolitik zwischen nationalen und rikalen Interessen jenseit der Alpen ein Ende zu machen. üstow meint freilich:

Napoleon's Politik reducirt sich darauf, daß er seinen Einß auf das Königreich möglichst ungeschwächt und in mögst weitem Umfange erhalten will, zu welchem Behufe er aliens Wunden offen halten muß, ohne jedoch zu gestehen, ß er dieses wolle.

Aber ein Staat mit offenen Wunden taugt nicht zum kräftigen Alliirten. Freilich konnte sich Napoleon weder durch Drohungen noch durch Garibaldi's Freischaren aus Rom vertreiben lassen. Daß die italienische Regierung ohne weiteres Rom zur Hauptstadt proclamirte, machte ihm den schon misliebigen, England zugeneigten Ricasoli noch verhaßter, und sein guter Freund Rattazzi machte sich nach Aspromonte durch die ungeschickte Durando'sche Note bald unmöglich. Eine Antwort auf die letztere war der Vorschlag, Florenz (oder Neapel, doch besser erstere Stadt) zur Hauptstadt zu erklären, der schon im Jahre 1862 von Paris aus gemacht wurde. Der Kaiser erklärte seine Annahme gleichsam für eine Sühne der ihm durch die rücksichtslose Proclamation des von ihm besetzten Rom zur Hauptstadt angethanen Beleidigung. Sie ist ihm geworden. Daß er nun sein Wort halten und Italien nach Kräften die Hand bieten werde, aus dem unglücklichen Provisorium, in dem es gewissermaßen noch immer steckt, herauszukommen, leidet wol keinen Zweifel. Caveat Austria.

In der That kann Italien dies Provisorium nicht lange mehr ertragen. Sein finanzieller Ruin steht vor der Thür. Ein alljährlich lavinenartig wachsendes Deficit, nicht nur im außerordentlichen, sondern auch im ordentlichen Budget, läßt sich auf die Länge weder durch Creditoperationen, noch durch Steuererhöhungen decken. In den drei ersten Jahren seines Bestehens hat Italien 1000 Millionen Francs mehr ausgegeben als eingenommen. Im Jahre 1863 war ein Deficit von 400 Millionen nach des Ministers Minghetti Ausdruck stehend geworden. Davon fallen 275 Millionen auf das Ordinarium. Sie sollen durch Ersparnisse, Decentralisation, administrative Reformen, natürliche Vermehrung des Steuerertrags und Steuererhöhungen gedeckt werden. Doch sei Ende 1867 mindestens ein Deficit von 1350 Millionen im ganzen zu erwarten! Die Kammer votirte deshalb das von der Regierung beantragte Anlehen von 700 Mill. Francs. Aber der Credit Italiens steht so schlecht, daß die fünfprocentigen Obligationen infolge des Curses, zu dem sie ausgegeben werden mußten, zu mehr als siebenprocentigen wurden. Dabei lastet der Steuerdruck, wenn auch auf Stände und Provinzen noch ungleich, doch im allgemeinen schwer genug; die administrativen Reformen stehen kaum auf dem Papier; zu einem wesentlichen natürlichen Wachsthum des Ertrags der bestehenden Steuern gehören ruhigere Zeiten und consolidirtere Zustände. Das enorme stehende Heer, das Italien dermalen Oesterreich und der Pfaffenpartei und den ihr verbündeten Don Quixoten der Legitimität gegenüber noch nicht entbehren kann, ist natürlich hier wie anderswo ein Hauptkrebsschaden am Leibe des Staats. Aber in Italien ist es keineswegs der einzige. Ein noch schlimmerer ist die Demoralisation eines großen Theils des Volks, die Gebundenheit der Kräfte durch Trägheit, Unwissenheit und jahrhundertlange Bevormundung, endlich der große Einfluß eines der Regierung und dem moderneu Staate überhaupt im ganzen und großen zumal in fast allen seinen hohen Würdenträgern feind-

lichen Klerus. In Italien ist das freilich nicht so unbedingt der Fall wie anderswo, z. B. im katholischen Deutschland. Aber dennoch täuschen sich diejenigen sehr, welche glauben, weil ein großer Theil des niedern Klerus im Herzen gut italienisch gesinnt sei, würde die Zeit bald kommen, wo der Widerstand der Geistlichkeit gegen das nationale Programm aufhören werde. Dazu ist einerseits die römische Disciplin zu gut, andererseits gibt es zu viel klarsehende Leute unter den Pfaffen, welche vollkommen begreifen, daß ihr persönlicher Vortheil mit dem der römischen Curie steht und fällt.

Die noch immer, so oft auch das Ende derselben ausposaunt worden, in Unteritalien an den verschiedensten Orten grassirende Räuberwirthschaft ist nur, sit venia verbo, die nach außen aufbrechende Beule dieses Krebsgeschwürs bigoter Unwissenheit, Arbeitsscheu und roher Verwilderung, hier und da versetzt mit lächerlicher Eitelkeit, welche unwillkürlich an die indianischer Häuptlinge erinnert. Wer sich von der Erbärmlichkeit und Scheußlichkeit dieser Brigantenwirthschaft (in der exaltirte Legitimisten einen zweiten Vendée-Aufstand sehen) überzeugen, wer zugleich den Beweis in die Hand bekommen will, daß die klerikale Partei und vor allem der Exkönig Franz II. mit hinter diesem Treiben stecken, und wie der letztere auch dem gemeinsten Räuberhauptmann Orden und Titel sandte, sobald er nur die bourbonischen Farben aufpflanzte, der findet in unserm Buche ein reiches Material. Wer Unteritalien, Land und Volk, nicht genau kennt, dem würde die Fortdauer solcher Zustände und die Unmöglichkeit, ihrer mit Hülfe der Gutgesinnten und eines Heers von 90000 Mann in Jahren Herr zu werden, stets unbegreiflich erscheinen. Wem auch des Verfassers Auseinandersetzungen noch nicht zur Erklärung genügen, der lese den trefflichen Aufsatz über die Brigandage von Marc Monnier in der „Revue des deux mondes".

Daß auch einige male von legitimistisch-papistischen Abenteurern aus Frankreich und Belgien ein Versuch zur Revolutionirung des Landes und von Spanien aus durch Tristany und Borjes zur Importirung der Guerrilla gemacht wurde, ist richtig, aber stets mit dem kläglichsten Erfolg. Die unglücklichen Spanier fanden sich unter dem neapolitanischen Diebsgesindel, welches von Manneszucht nichts wissen wollte und bei jedem ernsten Angriff davonlief, verrathen und verkauft.

Die Brigandage ist noch nicht zu Ende; aber sie hat abgenommen, wird immer mehr abnehmen und in nicht allzu langer Zeit gänzlich verschwinden. Sie hat abgenommen, weil die Unterstützungen von Rom spärlicher fließen, weil die Franzosen strenger die Grenze bewachen, weil die Bewaffnung und Organisation der Mobilgarde fortschreitet, weil die Wohlgesinnten sehen, daß es die Regierung ernst nimmt mit der Vertilgung des Unwesens. Sie wird mehr und mehr verschwinden, je vielfacher die unwegsamen Wälder und Gebirge von Eisenbahnen und Kunststraßen durchzogen werden, sodaß endlich die Anomalie aufhört, daß die Bewohner naher Ortschaften ohne allen und jeden Verkehr untereinander leben; sie wird endlich ganz aufhören, wenn erst der Volksunterricht zu Gemeingut geworden sein wird.

Bisjetzt erwerben etwa 6 Procent der neapolitanischen Jugend die ersten Elemente des Wissens. Die durchschnittliche Besoldung eines Schullehrers belief sich 1860 auf 155 Francs, also 41⅓ Thaler, die höchste im ganzen neapolitanischen Staate auf etwa 150 Thaler! Es müssen Jahre vergehen, ehe eine Generation tüchtiger Lehrer, mehrere, ehe durch sie eine erste Generation von Schülern herangezogen werden kann. Die turiner Regierung hat schon viel für die Hebung des Volksunterrichts gethan, aber noch bei weitem nicht genug. Dazu kommt ein anderes Hinderniß für die allgemeine Verbreitung jenes Segens: Regierung und Parlament wollen keinen Schulzwang. Da läßt sich prophezeien, daß die Fortschritte der neapolitanischen Bildung langsam genug sein werden. Endlich ist zu bedenken, daß der Volksunterricht bisher fast ganz in den Händen der Geistlichkeit war und daß die Regierung wie die Majorität der derzeitigen Kammern ebenso wol die absolute Unterrichtsfreiheit wie den Grundsatz Cavour's, die libera chiesa in libera stato, vertreten. Der Grundsatz ist ideell betrachtet vortrefflich; auch nicht übel als Aequivalent für die Herausgabe des Patrimoniums Petri, wie ihn Cavour verstand. Aber Rüstow hat vollkommen recht, wenn er sagt, es sei Unsinn, einer Geistlichkeit, welche unbedingte Macht über die Gewissen des unwissenden Volks habe, die Waffen gegen sich in die Hand zu geben, ohne ein Mittel, sie am Gebrauch derselben zum Schaden des Staats zu hindern. In der Praxis erweist sich freilich der ganze Grundsatz utopistisch. Bei den tausend ineinandergreifenden Rädern der beiden großen Maschinen, der Kirche und des Staats, kann es nicht fehlen, daß fortwährend die eine nach der andern sich richten muß, daß also auch stets die eine von der andern abhängig ist. Der Staat aber muß verlangen, daß in allen Dingen circa sacra, d. h. auf dem ganzen streitigen Grenzgebiet sein Ansehen überwiege. Denn er hat nur das irdische Dominium; ist er auch hier nicht ganz frei, so hört er auf als selbständige Macht zu existiren. Der Kirche bleibt das Jenseits, über das der Staat keine Macht hat und das er ihr ganz ungeschmälert lassen muß.

Am Schlusse seines Werks stellt der Verfasser die Resultate zusammen, die sich ihm aus der Entwickelung der von ihm berichteten Thatsachen zu ergeben scheinen. Die Gruppirung derselben ist klar, einfach und übersichtlich, die Moral, die der Verfasser daraus zieht, natürlich durch seinen Parteistandpunkt bedingt. Wir glauben, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die wesentlichsten Punkte aus dieser Quintessenz des ganzen Buchs an ihnen vorüberführen. Zunächst

hatte es sich gezeigt, daß Rom in fremden Händen sich immer mehr als ein fressender Schaden am Leibe Italiens erwies, so daß Italien, weil es ihn beständig fühlte, ganz außer Stand war, Augen, Herz und Hände von ihm abzuwenden. Es konnte sich für ohnmächtig erklären, ihn wegzuschaffen, aber es konnte nicht sagen, daß er nicht existire. So erzeugte die Pestbeule des Papstthums in Italien eine stille Verzweiflung, welche es

gleichgültiger gegen andere Schäden machte, als es hätte sein ollen.... Nothgedrungen wird Italien gezwungen sein, den Staat über die Kirche zu stellen und die Gesellschaft mit dem Staate zum Kampfe gegen die Kirche zu verbünden..... Kein Land verdient mehr die thätigen Sympathien aller sich zur Freiheit aufschwingenden Völker als eben Italien, weil nur in diesem der Kampf gegen die blinde Autorität ausgefochten werden kann, welchen doch in Wahrheit alle gebildeten Völker jedes bei sich zu bestehen haben.

Darin, daß der Papst Stützen für die Dunkelheit aus aller Herren Ländern herbeirufe, erblickt der Verfasser für alle „hellen Geister" eine Verpflichtung oder wenigstens Ermächtigung, Italien beizuspringen; offenbar eine oratio pro se ipso.

Der italienischen Regierung wirft Rüstow vor, daß sie, auf revolutionärem Boden erwachsen, wieder zu den Traditionen des alten Régime zurückgekehrt sei. Darin liege hauptsächlich die dauernde Schwäche Italiens und die unabweisbare Nothwendigkeit, neue Revolutionen durchzumachen. Das Land erfülle alle Bedingungen, die man an ein einheitliches Reich stellen könne, aber die Art seiner Regierung und Verwaltung mache sich alle Tage unmöglicher.

Heer und Marine seien hinter den Erwartungen und Anforderungen zurückgeblieben — nach Rüstow natürlich, weil man nicht die Basis des Volksheers gewählt, sondern ein stehendes Heer im altgewohnten Stil habe schaffen wollen. Deshalb sei auch der Geist des Heers jetzt ziemlich derselbe wie in andern Ländern, was in des Verfassers und vieler anderer Augen natürlich nicht als ein Compliment gilt. Bei der Marine kommt noch der Uebelstand hinzu, daß sie aus zwei sehr heterogenen Bestandtheilen, der piemontesischen und neapolitanischen, zusammengesetzt ist. Doch ist die italienische Kriegsmarine, die 1861 schon aus 85 Dampfern und 76 Segelschiffen mit circa 1000 Kanonen bestand, bereits die vierte in Europa, freilich noch immer nicht im richtigen Verhältniß zu der Stellung, welche die Größe und Lage der Halbinsel dem Königreich unter den Seemächten anweist. Die italienische Handelsmarine wird sich, wie der Handel des Königreichs überhaupt, um so mehr heben, je weiter die drohende Existenzfrage in den Hintergrund zurücktritt und je entschiedener der Weg des Freihandels betreten wird. Bisjetzt besteht, wie das Verhältniß der Fahrzeuge zu ihrer Tragfähigkeit lehrt (1858 etwa 30 Tonnen pro Schiff), er bei weitem größte Theil der Handelsmarine aus Küstenfahrern.

Auch die Industrie, in der Italien vor Jahrhunderten den ersten Platz einnahm, liegt sehr danieder. Seidenstoffe, Leder-, Glas- und Korallenwaaren, Marmor und Alabaster, Käse, Reis und Weizen u. s. w. werden allerdings ausgeführt; aber der Export spielt nur darum eine nicht unbedeutende Rolle neben dem Import, weil das italienische Volk, wie alle wenig entwickelten Nationen, geringe Bedürfnisse hat. Die Baumwollenproduction verspricht eine Zukunft. Ueberhaupt liegt hier der Schatz verborgen, den die Regierung einst heben wird, und der sie, wenn das Land erst wirklich einmal dauernd organisirt ist, bald aus allen Finanznöthen erlösen wird.

Zu den nothwendigsten administrativen Reformen, welche die nächste Zukunft bringen muß, gehört die wesentliche Verminderung des ungeheuern Beamtenheers, von dem Rüstow behauptet, daß es mindestens dreimal so groß sei, als es die Grundsätze einer vernünftigen Staatsverwaltung gestatteten. Die Decentralisation, auf welche Rüstow mit Recht ein außerordentliches Gewicht legt, ist zu Italiens Gedeihen eine unabweisbare Nothwendigkeit, wenn auch die Uebelstände der Centralisation durch die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz um ein Bedeutendes gemindert werden. Aber um mit Erfolg decentralisiren zu können, muß erst ein wirkliches Centrum da sein. Es ist unsers Dafürhaltens mindestens eine offene Frage, ob es weise sei, die Zügel erschlaffen zu lassen, solange in einzelnen Gegenden des Reichs sich noch so starke particularistische Gelüste und Parteien zeigen. Ist erst keine Gefahr der Zerspaltung mehr vorhanden, dann muß den einzelnen Provinzen eine gewisse Autonomie, dann müssen (wozu es an Gelegenheit nicht fehlt) „wahrhafte Centra des Volkslebens geschaffen werden, die bei allem eigenen Leben, welches sie entwickeln und zusammenfassen, sich doch lebendig an das allgemeine Centrum der Staatsregierung anschließen. Freiheit, Einfachheit, Billigkeit der Verwaltung hängen hiervon ab."

Für die öffentlichen Arbeiten hat der junge Staat Großes geleistet und beginnt hier auch bereits die Früchte zu ernten. Freilich wird der erschöpfte Staatsschatz dabei über die maßen angegriffen. Die Eisenbahnen, zum bei weitem größten Theile von Actiengesellschaften unter Zinsgarantie des Staats erbaut, haben in den letzten Jahren eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Als Referent vor 11 Jahren das Land verließ, waren erst kleine Strecken in der Gegend der Hauptstädte Florenz, Neapel, Turin, Mailand und Venedig fertig, die längste etwa 15 deutsche Meilen messend. Jetzt ist fast die ganze Halbinsel von ihnen durchschnitten. Von dem 12220 Meter langen Mont-Cenis-Tunnel sind jetzt, soviel uns bekannt, 3500 Meter gebrochen, und das Ganze soll 1875 (für 50 Mill. Francs) fertig sein.

Den Grundübelstand der gegenwärtigen Gesetzgebung Italiens erblickt Rüstow darin, daß sie eine Klassengesetzgebung, keine populäre — eine Gesetzgebung für die Bourgeoisie, nicht für das italienische Volk sei. Damit sie das letztere werde, verlangt er Reform der legislativen Körper, also des Wahlgesetzes, Einführung des allgemeinen Stimmrechts, der Diäten der Abgeordneten, endlich vor allem gründliche Reorganisation des Volksunterrichts.

Erst wenn dieser in alle Schichten des Volks eingedrungen, allen Klassen zugänglich gemacht sein wird; wenn der Wohlstand, aus dem Reichthum Weniger sich loslösend, ein Eigenthum des Volks geworden sein wird auf den Grundlagen des Anbaues, der Industrie und des Handels: erst dann freilich wird jene politische Reform ihre Früchte tragen.... Mit welchen Schwierigkeiten aber das italienische Volk auf seinem Wege noch zu kämpfen haben möge, mit seinem gesunden Sinne, seiner Intelligenz, seinem Fleiß, und gestützt auf sein schönes, gott-

begnadetes Land wird es alle diese Schwierigkeiten überwinden; wenn es, wie wir vermuthen, nicht ohne neue revolutionäre Bewegungen die erkannten Irrthümer beseitigen kann, so wird es auch für jene die Formen der Civilisation und der Vernunft zu finden wissen, und wenn es verzichtet darauf, wiederum der Führer der europäischen Völker mit den Waffen in der Hand zu werden, wie in dunklern Zeiten, wird es nicht darauf verzichten, ihr Führer sein zu wollen in Wissenschaft und Kunst, und in allem, was zum Lichte führt.

Mit diesen Worten schließt Rüstow sein Buch. Wir begreifen seine Begeisterung für sein Adoptivvaterland, wenn wir auch dem hohen Fluge seiner Hoffnungen nicht ganz zu folgen vermögen. Auch wir glauben, daß Italien die Hindernisse, die sich seiner vollständigen äußern und innern Organisation entgegenthürmen, endlich überwinden wird und zwar ohne neuer Revolutionsstürme, die seine ganze Existenz wiederum aufs Spiel setzen würden, zu bedürfen. Wir hoffen, daß es immer mehr in den Reigen der freien und civilisirten Nationen des Erdtheils eintreten werde; aber wir sehen nicht, wie und wodurch es auf lange Zeit hinaus Anspruch und Aussicht habe, der Führer der andern zu werden, sei es an Glanz und Macht, sei es in Wissenschaft und Kunst „und allem, was zum Lichte führt".

Otto Speyer.

Revue über neuere musikalische Werke.

Die Aufgabe der folgenden Zeilen soll nicht sein, an die vorliegenden Werke den Maßstab einer eingehenden Kritik zu legen, wozu Zeit und Raum gebräche, sondern nur die Leser auf die reichhaltige musikalische Literatur unserer Tage aufmerksam zu machen. Vor allem ist es die Biographie, welche unermüdet gepflegt wird, ja es begegnen sich oft mehrere Autoren in der Bearbeitung eines und desselben Gegenstandes, und ohne zu bedenken, daß ein solches Zusammentreffen immer ungünstig für einen der beiden Theile ausschlagen muß, ist der deutsche Fleiß dennoch rastlos thätig, seine Resultate zu veröffentlichen. Bei einigen der vorliegenden Werke war ein ungemein großes Material zu bewältigen, und mitunter scheint man einem Polyhistor früherer Jahrhunderte gegenüberzustehen. Doch begegnen wir auch Schriftchen geringern Umfangs sowie geringerer Bedeutung, die ihre leichtere Aufgabe geschickt lösen. Es fehlt auch nicht an Versuchen, die Geschichte der Musik auf eine neue Weise einzutheilen und so der alten hergebrachten Gewohnheit entgegenzutreten; immer bleibt aber die historische Forschung im Uebergewicht. Wir lassen die Schriften in der Weise aufeinanderfolgen, daß zuerst die geschichtlichen und theoretischen, sodann die biographischen vorgeführt werden. Den Schluß macht eine kleine Schrift zur Orientirung in der Frage über die Bedeutung der Richtung, die unsere modernste Musik genommen hat.

1. Proeve eener geschiedenis van het protestantische kerkgezang, door Mr. A. M. van Oordt. Zwei Theile. Deventer, J. de Lange. 1863.

Schon einmal fanden wir Gelegenheit, eine Arbeit des Verfassers in Nr. 19 d. Bl. f. 1861 anzeigen zu können, der sich als ein gründlich gebildeter Musiker auch in diesem neuen Werke, einer Geschichte des evangelischen Kirchengesangs, erwiesen hat. Wir besitzen in unserer Literatur so gediegene und erschöpfende Arbeiten über diesen Gegenstand, daß wir vom Ausland gerade keine besondere Erweiterung und Bereicherung desselben zu erwarten haben, und nur der den Holländern angestammte Sinn für die Tonkunst überhaupt hat wol auch den Verfasser auf dieses bei uns so glänzend bearbeitete Gebiet geführt, ohne ihn von vornherein durch den Gedanken zurückzuschrecken, daß viel Neues für ihn nicht übrig geblieben sein möchte. Die zum Theil sehr weitläufigen und dem größern Publikum nicht zugänglichen deutschen Werke über diesen Gegenstand machen allerdings eine kürzere Bearbeitung verdienstlich, und als eine solche ist uns die Arbeit des Verfassers erschienen. Wir finden in seinem Buche ganz den Gang einer Geschichte abendländischer Musik, wie ihn Kiesewetter uns vorgezeichnet hat, und für die Luther'sche Zeit liegt das Werk von Winterfeld zu Grunde. Die Rücksichtnahme auf die einzelnen Choralsammlungen bei Reformirten, Calvinisten und bei uns, ferner die Besprechung der einzelnen kirchlichen und weltlichen Lieder in früherer katholischer Zeit ist dem Verfasser fast mehr werth als die geschichtliche Darstellung im ganzen. Nach einer kurzen Einleitung über die gregorianischen Kirchentöne läßt sich der Verfasser sogleich über die Verdienste Luther's, des Begründers unsers Choralgesangs, aus. Nun verläuft die Arbeit nach dem bekannten geschichtlichen Gang; die Kindheit der Kunst wird bei Franzosen, Italienern und Niederländern nachgewiesen; der Verfasser vergißt nicht den Ursprung so manches Chorals Luther'scher Zeit in früheren, oft gar nicht von kirchlichem Sinn erfüllten Liedern zu zeigen, bis endlich eine ganze Reihe tüchtiger Musiker, Zeitgenossen Luther's, sozusagen eine protestantische Musik begründeten. Es ist nicht nöthig zu bemerken, daß der Verfasser nach seiner Gründlichkeit hier keinen der uns bekannten Meister aus Luther's Zeit vergißt, wie Walter, Senfl, Brück u. a. Neben dieser Gruppe treten dann die im Dienst der reformirten und calvinischen Kirche bekannt gewordenen Dichter und Musiker auf, wir nennen nur Clement Marot, Claude le Jeune, Gondimel, Ambrosius Lobwasser u. a. m. Sodann gedenkt der Verfasser der tiefinnigen Lieder der Böhmischen und Mährischen Brüder, die ein M. Weiß so trefflich schon damals uns verdeutschte. Es wird ausreichen, an den hervorstechendsten Namen die vom Verfasser gegebenen Perioden kenntlich zu machen. Aus der Zeit von Luther's Tod bis auf J. Eccard bespricht der Verfasser mehrere zwanzig bedeutende Tonsetzer, aus deren Zahl wir nur Leo Heßler, die Prätorius und den gelehrten Calvisius hervorheben wollen.

J. Eccard selbst gibt einer ganzen Periode, und mit Recht, den Namen, da die eigenthümliche Bearbeitung des Chorals ihm allerdings eine bleibende Stelle in der Geschichte der Musik sichert. Die Orgel fand zu dieser Zeit große Künstler, die sie trefflich zu behandeln verstanden, und sie reihen sich den Tonsetzern für Gesang würdig an. Der Einfluß Eccard's war nachhaltig und zeigte sich in den Sängern der preußischen und speciell der berlinischen

Schule lebensvoll fortwirkend; wir nennen als ausgezeichnete Glieder beider Gruppen nur J. Stobäus und J. Crüger.

Noch einmal machte Italien seinen Einfluß auf uns geltend und bildete einen H. Schütz, der nicht ohne seinen Lehrer J. Gabrieli und dieser wieder nicht ohne Venedigs große Zeit genannt werden konnte. Eine Reihe der tüchtigsten Musiker gingen aus Schütz' Schule hervor, die der Verfasser unter dem Namen der sächsisch-thüringischen Tondichter zusammenstellt; wir nennen nur J. H. Schein nebst Scheidt in Halle und Schütz), einer der sogenannten drei großen S, ferner J. Hammerschmidt. Die Texte zu den damaligen Liedern führen den Verfasser nun auf die Besprechung so manchen Dichters damaliger Zeit und der gerade nicht in besonders gutem Ansehen stehenden Dichterorden, des Schwanenordens u. a. J. Rist gibt dieser Periode den Namen. Scheidt und Pachelbel mögen als Vertreter des damaligen Orgelspiels gelten. Mit dem Auftreten der Pietisten kommen wir schon der neuen Zeit sehr nahe, das Gesangbuch von Freylinghausen kennzeichnet diese Richtung. Mit dem Aufschwung der Oper, namentlich in der hamburgischen Glanzperiode, sind Namen wie der G. F. Telemann's, und G. F. Händel's, verbunden, die aber als Componisten geistlicher Musik hier ihre Stellen neben Graun u. a. finden. Mehrere Kapitel widmet der Verfasser nun in gründlicher Besprechung der Kunst Bach's, seiner Söhne und Händel's, sowie er auch beide Meister endlich miteinander vergleicht. Noch einmal schwingt sich das Kirchenlied in Gellert's Gesängen auf, die auf seine Zeitgenossen, die Musiker Doles, Hiller, die berühmten Thomascantoren, hinweisen.

So erledigt der Verfasser sich seiner Aufgabe mit Geschick und hat durch dieselbe eine nicht gewöhnliche Kenntniß unserer Literatur und eine höchst anzuerkennende Liebe zu deutscher Kunst und Dichtung bethätigt. Möge er die Freude erleben, sein Buch einem dankbaren Publikum dargeboten zu haben!

Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwickelung. Uebersichtlich und gemeinfaßlich dargestellt von K. E. Schneider. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1863—64. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Genau genommen bietet das vorliegende Buch unter einem abweichenden Titel eine Geschichte der Musik, namentlich des Abendlandes. Der Verfasser wird aber von einem Gedanken geleitet, der ihn veranlaßt, die bisherige Eintheilungsart dieses Gebiets unter andern Gesichtspunkten aufzufassen. Die Entwickelung des Liedes ist es, die er von ältester Zeit an bei allen musiktreibenden Völkern erforscht und gleichsam auf ihr inwohnende Naturgesetze zurückzuführen strebt. Daher trägt die erste Abtheilung seiner Arbeit den Namen „der kantillirenden Periode". Zuerst untersucht er nun das Lied „in der Gebundenheit der Formstudien": ein Titel, der namentlich für die Lieder der alten Völker nicht recht passen will, da bei der selbst unbewußten Liedbildung ein auf die Form gerichtetes Studium kaum angenommen werden kann. Dennoch hält der Verfasser seinen Standpunkt fest, und die alten christlichen Lieder, sowie die alten deutschen Volkslieder, das Allmählich zum Kunstliede auch bei den benachbarten Nationen sich ausbildet (hier kann man von Formstudien mit Recht sprechen), erscheinen hier zuerst unter einem neuen Gesichtspunkte. Der erste Abschnitt geht, beiläufig gesagt, bis zur Zeit der Meistersänger. Die zweite Periode betitelt der Verfasser „die contrapunktische" oder „mehrstimmige Periode". Auch in dieser erreicht der Verfasser noch nicht die Neuzeit, indem die gehaltreichen Untersuchungen des Verfassers mit dem Ende des 17. Jahrhunderts abschließen. Die in dieser Periode besprochenen Liedererscheinungen bieten eine wahre Fülle trefflicher musikalischer Arbeiten bei verschiedenen Völkern dar, immer aber bleibt das deutsche Lied der Hauptrepräsentant der Liedstufe, die, wie die vorliegende, auf vorhandenen Melodien und deren mehrstimmigem Satze beruht. Das reichhaltige Buch verdiente eine recht eingehende Betrachtung, da es allerdings das erste ist, welches sein Augenmerk auf die Gesetze des Liedes so ausschließlich und durch das ganze Gebiet der Geschichte der Musik hindurch gerichtet hat.

3. Zur Tonkunst. Abhandlungen von Ernst Otto Lindner. Berlin, Guttentag. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.

Gediegene Abhandlungen aus der Feder eines geistreichen Musikgelehrten, der sich durch große Genauigkeit schon rühmlichst bekannt gemacht hat. Die ersten sechs Abhandlungen sind werthvolle Beiträge zur Kunstgeschichte, wenn sie auch nicht als durchaus originelle Forschungen gelten können. Sie behandeln die Entstehung der Oper, auf welchem Gebiete der Verfasser schon anderweit thätig gewesen ist. Die Nachrichten von der Entstehung der Oper führen zurück auf das Jahr 1600, in welchem Jahre die Oper „Euridice" in Florenz öffentlich zur Feier der Vermählung Heinrich's IV. mit Maria von Medici aufgeführt wurde, obgleich schon seit zwanzig Jahren vorher ebendaselbst eine Gesellschaft Kunstfreunde im Hause des Grafen Bardi da Vernio zur Wiederbelebung der Musik der Alten sich versammelte und somit auf die Anfänge des dramatischen Stils geführt wurde. Der Dichter jener ersten Oper hieß Ottavio Rinuccini (geb. in Rom 1577, gest. daselbst 1647) und der Tonsetzer Jacopo Peri. Die Schilderung der prächtigen Aus- und Aufführung aus dem Munde von Zeitgenossen (eines Rossi) machen den Abschnitt sehr interessant. Hieran schließen sich Nachrichten von dem Tonkünstler Monteverde, der auch Operntexte Rinuccini's setzte und zuerst in seinem Stil Arie und Recitativ schied. Sehr bedeutend erscheint für die damalige Zeit der berühmte Sopransänger Vittorio Loreto, dem der Verfasser die ganze zweite Abhandlung gewidmet hat. Ein Brief Loreto's über ein musikalisches Fest muß eine wahre Perle genannt werden. Man liest ihn S. 40 fg. Der gefeierte Sänger und Componist ist in Rom begraben, ohne daß man sein Todesjahr genau kennt. Als Gegenbild gegen diese ersten, aber auch prachtvoll ausgestatteten Anfänge der Oper stellt der Verfasser die sogenannte Bettleroper des englischen Dichters Gay hin, eine Satire auf Hof und Adel zu Händel's Zeit, dessen Unternehmungen durch dieses an sich ganz unwürdige Stück, das eine Zeit lang die englische Bühne beherrschte, entgegengetreten wurde. Die vierte Abhandlung wird interessant durch den Bericht

über S. Bach's Theilnahme an einem trockenen Streit über den Einfluß der Musik auf die Sitten des Musiktreibenden, sowie durch einige bisher noch unbekannte Briefe Bach's, welche dieser in anderer Angelegenheit an Freunde gerichtet. An diese Abhandlung schließt sich in der fünften eine ausführliche Besprechung der in Leipzig erscheinenden Ausgabe von S. Bach's Werken durch die dort begründete Bach-Gesellschaft. Da dieselbe sogar Berichtigungen der sonst musterhaften Ausgabe enthält, so wird sie doppelt willkommen genannt werden müssen. So weit folgt der Leser dem Verfasser gern und mit aller Anerkennung des ihm gebotenen Materials. Allein in der sechsten Abhandlung betritt der Verfasser das Gebiet der grauen philosophischen Theorie, indem er eine von Schopenhauer aufgestellte Ansicht, vom Willen als dem Wesen der Welt, vertritt und, auf sie gestützt, nachzuweisen versucht, wie auch alle Grundlage einer künstlerischen Weltanschauung in dieser Schopenhauer'schen Idee vom Willen zuletzt ruhe. Die jedenfalls merkwürdige Abhandlung trägt den Titel: „Ueber künstlerische Weltanschauung." Zwei Anhänge beziehen sich auf die erste Abhandlung über die Oper und geben Nachträge zur Geschichte und zwei Recitative aus R. Keiser's „Singendem David".

4. Geschichte der Musik von August Wilhelm Ambros. Zweiter Band. Breslau, Leuckart. 1864. Gr. 8. 4 Thlr.

Der gelehrte Herr Verfasser übergibt dem Publikum den zweiten Band seiner ausführlichen „Geschichte der Musik". Der Gang des vielverzweigten Ganzen rückt bei dem Streben des Verfassers nach möglichster Vollständigkeit nur langsam vorwärts. Der erste Band enthielt die Musik der alten vorchristlichen Welt. Der zweite führt die Musik nach Eintritt des Christenthums fort bis zum Auftreten der ersten niederländischen Schule, aber mit Einschluß der in dieser Zeit außer der Kirche sich entwickelnden weltlichen Lieder. Der Zeitraum umfaßt in kirchlicher Musik die ersten Anfänge geistlicher Musik, und zwar in dem ersten Buche dieses Bandes, der die ersten Zeiten der neuen christlichen Welt und Kunst bringt, den Gregorianischen Gesang, seine Verbreitung durch Sängerschulen; die erste Notenschrift; Guido's von Arezzo System; die Lieder der Troubadours, Minnesänger und das Volkslied.

Das zweite Buch dieses Bandes geht dann zur Entwickelung des mehrstimmigen Gesangs fort bis zur ersten niederländischen Schule, also bis Wilhelm Dufay. Bedenkt man, welche Summe archäologischer Kenntnisse dazu gehört, um in oft noch so dunkeln Zeiträumen, wie die ebenberührten sind, klar zu sehen und ein charakteristisches Zeitbild hervorzurufen, so muß man dem Verfasser Glück wünschen, dem es möglich geworden ist, sich zum Herrn über ein so reiches Material gemacht zu haben. Es ließe sich freilich fragen, ob es gerathen sei, die gesammte musikalische Archäologie in einer Geschichte der Musik zugleich mit aufzunehmen. Der dritte Band wird die Blütezeit der kirchlichen Musik enthalten von 1450—1600 oder von Johannes Okeghem bis Palestrina. Möchte dem Verfasser die Kraft ungeschwächt bis zur Vollendung seines großen Werks bleiben.

5. Allgemeine Musiklehre. Für Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet von A. Reißmann. Berlin, F. Schneider. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser begreift unter diesem Titel mehr als man bisher unter ihm zu verstehen hatte. Bisher nämlich gab eine Musiklehre nichts weiter als eine Elementarschule für jeden, der Musik üben wollte; damit war freilich eine sehr dürftige und trockene Elementarlehre bezeichnet, die einem Musikschüler kaum den Eintritt in seine Kunst eröffnete und überhaupt wenig werth war. Diesem Gebrauch gegenüber versucht der Verfasser die Musiklehre auf eine mehr wissenschaftliche Stufe zu erheben. Nach einer Einleitung, welche das Wesen der Musik und ihre sociale heutige Stellung festsetzt, theilt der Verfasser seinen Stoff in drei Abschnitte, deren erster das musikalische Darstellungsmaterial, den Ton und die Verbindung der Töne, als Melodie und Harmonie, sowie die Rhythmik enthält. Im zweiten Abschnitt geht der Verfasser nun vom gewohnten Herkommen ab und gibt eine Formenlehre für Vocal- und Instrumentalmusik. Der dritte Abschnitt endlich zeigt dem angehenden Künstler, wie er seine Kunst üben und auf welche Weise er sich den Grad von Bildung erwerben könne, der heutzutage gefordert wird. Grundzüge musikalischer Aesthetik machen den Schluß des Ganzen, das als solches sicher mit Nutzen von jedem Anfänger in der Kunst der Musik wird benutzt werden können.

6. Die Symphonien Beethoven's und anderer berühmter Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt und zum Verständnisse erläutert von F. L. S. von Dürenberg. Leipzig, Matthes. 1863. 8. 20 Ngr.

Außer den neun Symphonien Beethoven's finden im Verlauf noch Mozart's Symphonien in D (ohne Menuet), G-moll, Es, C und D (Nr. 5), von Spohr die beiden Symphonien „Irdisches und Göttliches" und „Die Jahreszeiten", ferner J. Haydn's Es-dur-Symphonie (Nr. 1), Gade's C-moll-, Schumann's C-dur-, Mendelssohn's A-dur- (Op. 90), Rubinstein's F-dur-Symphonie (Op. 40) eine beurtheilende Besprechung. Der Verfasser hat dem Besten, was wir in der Gattung der Symphonie besitzen, wie man sieht, Treffliches gegenübergestellt. Die beabsichtigte Zergliederung dieser Kunstwerke behufs ihrer Erklärung und Deutung müssen wir aber für nicht gelungen erklären, da wir einmal nichts auffallend Neues in der Anschauungsweise des Verfassers erkennen konnten, das andere mal aber öfter sogar uns sagen mußten, daß der Wille stärker war als das dem Verfasser verliehene Vermögen. Die „Urtheile geistreicher Männer" über diese Werke, die der Verfasser theils seinem Text mit einwebt, wenn er ihnen beistimmt, theils sie bekämpft, wenn er sie misbilligen muß, diese Urtheile haben unseres Erachtens der Entwickelung seiner eigenen Gedanken eher geschadet als genützt. Wenn man auch im einzelnen eine gute musikalische Bildung des Verfassers durchfühlt, so hat doch auch er wieder den Beweis geliefert, daß es eine vergebene Mühe bleibt, halb theoretisch und halb ästhetisch musikalische Kunstwerke durch bloße Worte erläutern zu wollen

7. Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. Viertes und fünftes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. 1864. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Schon bei Anzeige der ersten drei Hefte des bekannten Sängers und Lehrers machten wir darauf aufmerksam, welche trefflichen Winke über die wahre Art zu singen in diesen Blättern zerstreut sind. Ein Gleiches gilt von der Fortsetzung derselben, dem vorliegenden vierten und fünften Hefte, die einen ganzen Gesangscursus enthalten und im Verkehr des Lehrers mit dem Schüler oft humoristisch genug wiedergeben. Der Verfasser schlägt überall eine aus langer Erfahrung herausgebildete Methode ein, die allen Schwindel, der sich heutzutage in den Gesang eingeschlichen hat, entschieden abweist. Es thut uns leid, nicht näher auf die Vorzüge der Schmidt'sche Lehrweise hier eingehen zu können, sicher wird aber keine Stimme durch sie verbildet, wohl aber bei der nöthigen Naturanlage zu einer vollkommen schönen ausgebildet werden. Um durch den lehrhaften Ton den Leser dieser Blätter nicht allzu sehr zu ermüden, bricht der Verfasser im vierten Heft ab und begibt sich auf das Feld der Kritik, das er auch schon in den frühern Heften nicht unbetreten gelassen hatte. Er beurtheilt ganze Gruppen heutiger Gesangscomponisten und bezeichnet treffend ihre Vorzüge wie ihre Gebrechen. Auch auf einzelne neuere Erscheinungen läßt er sich ein, indem er einen jungen Liedercomponisten, A. Jensen, dem Publikum empfiehlt. Namentlich führt der Verfasser aber Krieg gegen eingewurzelte Vorurtheile, deren Grundlosigkeit er schlagend nachweist. Das fünfte Heft bringt die Fortsetzung des begonnenen Gesangscursus, ohne ihn jedoch zu schließen. Vielmehr bildet den Schluß desselben abermals als Entschädigung für die didaktische Trockenheit der ersten Hälfte, die aber immer nur gering ist, eine Auseinandersetzung über die Ursachen unserer heutigen Sängernoth, indem er namentlich die unangemessene Verwendung einer an sich großen und reichen Stimme als Quelle früher Zerstörung derselben nachweist, leider an noch lebenden trefflichen Künstlern, die im Kampf mit so übertriebenen Anforderungen an ihre Stimmen zeitig als Sänger untergehen mußten.

8. Denkwürdigkeiten der kurfürstlichen und königlichen Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. Nach geheimen Papieren und Mittheilungen von Heinrich Mannstein. Leipzig, Matthes. 1863. 8. 12 Ngr.

Diese kleine Schrift hat die etwas eigenthümlich ausgedrückte Tendenz, dem schönen Gesange die seitherige Herrschaft zu sichern, und sucht dieses Ziel dadurch zu erreichen, daß sie an den Lebensabriß des Johannes Aloys Mikſch, des berühmten dresdener Gesanglehrers (geb. 1765 in Georgenstadt in Böhmen), zugleich Nachrichten über seine berühmtesten Schüler, z. B. die Schröder, die Schebest u. a., knüpft, an welche sich gelegentlich dann Schilderungen ausgezeichneter Zeitgenossen, eines Neumann, Weber, Morlacchi u. a., schließen. Niemand wird das Interesse in Abrede stellen, das die genannten Persönlichkeiten für die Geschichte der musikalischen Kunst und des musikalischen Geschmacks in Anspruch nehmen, und nach den „geheimen Papieren und Mittheilungen", die der Titel verspricht, geht der Leser nur mit um so größerer Spannung an die Durchsicht dieser Blätter. Die Lebensskizze von Mikſch ist auch in der That interessant genug. Von seiner Stellung als Kapellknabe an bis zu seiner Pensionirung als Kammersänger durch 60 Jahre geht diese Skizze, und sie zeigt uns des Helden Jugendzeit, seine Erfahrungen beim Hazardspiel, Mikſch als Holzschnitzer und Modellirer, als Sänger und Musiker in einem bunten Bilde. Mikſch muß kein unbedeutender plastischer Künstler gewesen sein. Eine seiner Figuren, eine Gestalt des Kosciuszko, rettete bei der Erstürmung Warschaus durch die Russen am 20. October 1794 einer polnischen adelichen Familie das Leben, da die Russen vor der Gestalt des auch von ihnen verehrten Helden die Waffen beim Eindringen ins Zimmer sinken ließen. Ebenso große Vorzüge besaß Mikſch als Musiker, und sein oft durch eine etwas bittere Laune gewürzter Verkehr mit Zeitgenossen, einem Benelli u. a., sein Talent, nachzuahmen und auf diese drastische Weise die Schwächen der Gegner zu geiseln, verschaffte ihm bald ein unbedingtes Ansehen in der musikalischen Welt Dresdens. Das Abenteuer Sasserolli's und Buccolini's mit einer englischen Prinzessin, eigentlich einer wiener Schwindlerin, die dresdener Künstler in Dienste nahm, um sie einfach — anzupumpen, wobei Mikſch den Geprellten endlich doch die alte, schon aufgegebene Stellung am Hofe sicherte, ist einzig in seiner Art. Auf seine Empfehlung kam später Weber, freilich kränkend genug für ihn, unter Morlacchi als zweiter Musikdirector nach Dresden. Mikſch war es, der Weber in der Hähnel, der Zucker, der Funk und in dem Tenoristen Gerstäcker (soviel wir wissen, war Gerstäcker aber ein Schüler von A. Pohlenz) Talente aus seiner Schule zuführte, welche die Aufführung Mozart'scher Opern möglich machten, sowie er es wieder war, der Weber trotz der Kabalen der italienischen Partei gegen ihn in Dresden hielt. Das Wettsingen Zezi's und Gerstäcker's ist sehr interessant zu lesen. Seinen Schülern gegenüber erscheint Mikſch als ausgezeichneter, aber unerbittlicher Lehrer. Seine Strenge gegen die Schröder ist charaktervoll und namentlich einer so energischen Natur gegenüber doppelt bedeutend. Er starb im September 1845 nach sechzigjähriger Dienstzeit allgemein geachtet. Stil und Anschauungsweisen des Verfassers sind nicht ganz frei von Sonderbarkeiten.

9. Mozart. Von Ludwig Nohl. Mit Porträt und einer Notenbeigabe. Stuttgart, Bruckmann. 1863. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

10. Beethoven's Leben. Von Ludwig Nohl. Erster Band. Beethoven's Jugend. Wien, Markgraf. 1864. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser hat die Biographien unserer zwei größten Musiker in sehr rascher Folge ans Licht treten lassen. Man muß seinen unermüdlichen Fleiß anerkennen. Mit der ersten dieser beiden Biographien, die wir seit länger als einem Jahr besitzen, traf der Abschluß der großen Jahn'schen Biographie Mozart's so ziemlich zusammen, welcher

Umstand für die Arbeit des Verfassers ungünstig war, denn trotz des großen Umfangs, den die eben genannte Biographie Jahn's einnimmt, und obgleich man öfter den Wunsch aussprechen hörte, sie in gedrängter Darstellung, in einem Auszuge besser genießen zu können, hat man doch die Arbeit Nohl's nicht an die Stelle eines solchen Auszugs treten lassen, und gewiß ganz nach dem Wunsch des Verfassers selbst, der sicher selbständig für sein Werk gesorscht hatte. Wenn dessenungeachtet dieser Biographie nicht das Interesse geschenkt wurde, das einer so schwierigen und großen Unternehmung zu wünschen wäre, so hatte dies seinen Grund einmal in der Vortrefflichkeit der Arbeit des Vorgängers, mit der zu concurriren nicht leicht möglich war, und das andere mal darin, daß der Verfasser den Hang hat, philosophisch-ästhetisch von dem Hauptgange seiner Darstellung abzuschweifen. Man wird daher der Jahn'schen Arbeit stets den Vorzug geben müssen. Uebrigens ist der Lebenslauf Mozart's vollständig wiedergegeben und unter zwei Aufschriften: „Die Lehrzeit und die Wanderjahre" (1756—81) und „Die Meisterjahre" (1781—91), zusammengedrängt, im ganzen in 21 Abschnitte.

Was nun die zweite Biographie, die Beethoven's, anlangt, so sieht der Verfasser in ihr eine durchaus selbständige Arbeit, etwas ganz anderes als in der vorhergehenden, bei der ihm nichts weiter übrigblieb, als den quellenmäßig festgestellten Stoff nach seiner Weise zum lebendigen Bilde des großen Mannes zu gestalten, dessen Namen sie trug. Bei Beethoven galt es, selbst erst nach durch historische Forschung den historischen Stoff theils actenmäßig zu begründen, theils neu aufzufinden, und in der That wird hier ein ungemein reiches Material verwerthet, das mühsamer Fleiß zusammengetragen hat. Unsers Erachtens hat der Verfasser aber seinen Vorgänger in der Mozart-Biographie in dieser an Weitläufigkeit und Weitschichtigkeit übertroffen. Jedenfalls aus reinster Absicht, aber leider nicht zu Gunsten des zu entwerfenden Bildes. In vier Bänden wird dasselbe erst vollständig vorliegen. Beethoven's Jugend 1770—92 faßt der Verfasser im ersten Bande unter die drei Aufschriften: „Träumen", „Dämmerung" und „Erwachen" zusammen, und berichtet, etwas weit ausholend von der geschichtlichen Aufgabe der Deutschen überhaupt, mit Herbeiziehung oft ziemlich weit abliegender, wenigstens mit Beethoven zunächst nicht zusammenhängender Culturzustände, über Beethoven's Kinderzeit, seine Entwickelung in Bonn bis zu seiner vollständigen Uebersiedelung nach Wien. Die Unterschiede zwischen Mozart's Natur und der sehr abweichenden Beethoven's sind oft sehr fein herausgefühlt und trefflich geschildert. Noch drei Bände hat das Publikum zu erwarten. Im zweiten Beethoven's Mannesalter, 1793—1813; im dritten Beethoven's letzte Jahre, 1815—27. Diesen Bänden folgt als Schluß ein vierter Band, welcher Beethoven's Werke besonders behandeln wird. Nach der Ausführlichkeit, mit welcher der Verfasser verfährt, sollte der Titel des Buches eher heißen: Ausführliche Darstellung musikalischer Zustände zu Beethoven's Zeit.

11. Die neue Richtung in der Musik. Von Louis Köhler. Leipzig, Weber. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.

Noch immer ist die Frage über die Tragweite der so genannten Musik der Zukunft eine brennende, und kaum dürften unsere Tage dieselbe erledigen können. Die Literatur dieser Richtung, die einen nicht abzuleugnenden Anhang auch unter dem Publikum gewonnen hat, mehrt sich fast täglich, obschon kein recht durchschlagendes oder allgemein zündendes Werk bisjetzt aus ihr hervorgegangen ist, oder mindestens keins, das einen dauernden Enthusiasmus hervorgerufen hätte. Der Verfasser, ein rüstiger Verfechter der Rechte dieser neuen Richtung, hat es nun über sich genommen, den Beweis zu führen, inwieweit die Musik der Zukunft verdient vollkommen anerkannt zu werden. Bei der Verehrung, die der Verfasser den namhaften Vertretern dieser Richtung zollt, darf es nicht wundernehmen, wenn er sich und dem Publikum etwas viel von der neuen Schule verspricht. Wir verkennen durchaus nicht das Streben der modernsten Richtung, Neues, nie Dagewesenes, sozusagen Unerhörtes zu schaffen; doch scheinen diese Herren das Gesetz des Wohlklangs, das ewig das oberste Gesetz der Musik bleiben wird, auf Kosten ihrer Intentionen stark zu verletzen. Nun ist es gewiß möglich, die Abnormitäten in der Form und die Abweichungen von der musikalischen Grammatik auf irgend eine rationelle Weise zu erklären, denn die geniale Begabung einzelner Zukunftsmusiker wird niemand leugnen; allein ob mit diesem Versuch der Erklärung zugleich der zu fordernde Wohlklang sich mit erzwingen lassen wird, bleibt sehr die Frage. Die im Büchlein gegebenen Proben haben nur die Ansicht in uns verstärkt, daß die neue Richtung durch eine Analyse ihrer Werke eher in den Schatten als in ein günstiges Licht gestellt wird, soweit sie überhaupt heute schon von einer solchen Analyse gesprochen werden kann. Je genauer aber eine solche verführe, um so eher würde sich der Schein von der Wahrheit sondern lassen, und es wäre verdienstlich, wenn wir aus der Feder des Verfassers recht eingehende Analysen vorhandener epochemachender Werke dieser Richtung erhielten. G.

Zur Geschichte der Reformation.

Lebensbilder aus der Reformationszeit. Von Jules Bonnet. Deutsch bearbeitet von F. Merschmann. Autorisirte Ausgabe. Berlin, G. Reimer. 1864. 8. 1 Thlr.

Eine Sammlung feingezeichneter Geschichtsbilder von der Hand des berühmten Veteranen der französisch-protestantischen oder vielmehr calvinistisch-genfer Schule der Historiographie darf auch in Deutschland auf allseitige Beachtung zählen. Der confessionelle Standpunkt Bonnet's, den wir als allgemein bekannt voraussetzen, hat zwar bis uns nur eine relativ kleine Anzahl von Vertretern, selbst unter den an sich wenig zahlreichen Angehörigen des Calvinismus und den Stimmführern in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Aber das Interesse der Confession und der Localität oder des Localpatriotismus, was die umfassenden Arbeiten jener genfer Schule als ihre natürliche Basis trägt und durchzieht, setzt sich für uns um in das

llgemeinere für eine Zeit und eine geſchichtliche Bildung, ie wir als die größte und innerlich bedeutendſte unter llen, ſoviel ihrer unſer deutſches Volk bisjetzt durchlebt nd herausgearbeitet hat, betrachten. Die Geſchichte der alviniſchen oder franzöſiſchen Reformation iſt unverſtändich ohne die Geſchichte der ihr vorausgehenden und ſie eleitenden deutſchen Reformation; umgekehrt wird auch ie Geſchichte der deutſchen Reformation erſt durch die Beleuchtung von dieſer Seite her ihr wahres Licht empfanen. Calvin iſt für Deutſchland von nicht minder einreifender Bedeutſamkeit geworden, als für Frankreich, ur mit dem Unterſchiede, daß ſich hier, entſprechend dem entraliſirenden Volksgeiſte, neben ihm, dem einzigen Auokraten im Reiche des Denkens und religiöſen Lebens, eine andere Kraft geltend machen konnte, während in Deutſchland, wieder entſprechend dem individualiſirten Volksgeiſte, ſein Einfluß durch den frühern Luther's, auf deſſen Schultern er viel mehr ſtand, als es die Parteien zugeben, eſchränkt wurde und beſchränkt blieb.

Die Geſtalt Calvin's iſt der Kern und Mittelpunkt ach dieſer Einzelbilder, und es verſteht ſich nach dem Standpunkte ihres Urhebers von ſelbſt, daß ſie ſo entworfen und ausgeführt ſind, wie ſie zur Verherrlichung ines Helden am beſten dienen. Eine ſolche rückſichtsloſe Hingabe an die Verehrung einer großen Perſönlichkeit iſt, enn ſie ſich wie hier mit Geſchmack und Geiſt verbinet, immer eine anziehende Erſcheinung. Wenn die Beeiſterung die beſte Frucht der Geſchichte ſein ſoll — und er wollte leugnen, daß ſie wenigſtens eine der beſten iſt —, ier findet ſie ſich in reinſter und liebenswürdigſter Weiſe ertreten, ohne jene Zuſätze von negativer Säure und matiſcher Verſtocktheit, die ſo oft die völlige Hingabe des Gemüths an einen großen Gegenſtand, ſei es nun ein Menſch oder eine Idee, zu einem Zerrbild der Idee des einen menſchlichen Gefühls machen. Es ſcheint in ſolchen Fällen, als wenn das geringe Maß von Liebe und Hingabe, welches in der Menſchenbruſt enthalten iſt, gleichſam zu ſeiner Verſtärkung und zu ſeinem Schutze einer tüchtigen Doſis von Haß und Verachtung gegen alles andere, was außerhalb jener engen Sphäre liegt, bedürfe. In unſerm Falle wird man nun freilich von einem andern Geſichtspunkte als dem, aus welchem Bonnet und ſeine Freunde und Geſinnungsgenoſſen ihren Helden ehen, wenn man Calvin wie jede andere hiſtoriſche Erſcheinung zu meſſen ſich erlaubt, gegen jene rückhaltloſen Verklärungstendenzen mancherlei einzuwenden haben. Sind wir doch ſelbſt gewohnt, unſern Luther mit dieſem Maße zu meſſen, und glauben damit weder ihm noch ſeinem Werke, von deſſen Früchten wir noch alle zehren, ein Unrecht zuzufügen.

Doch iſt nicht zu verkennen, daß das meiſte, was uns, namentlich durch die unwillkürliche Vergleichung mit dem Bilde Luther's, in dem menſchlichen Gehalte Calvin's weniger zuſagt, vorzugsweiſe auf Rechnung ſeiner Nationalität zu ſetzen iſt. Calvin iſt durch und durch Franzoſe in ſeinen Vorzügen und Fehlern, d. h. in dem, was Fremden anſtößig in ſeinem Weſen iſt, weil ſie in ihrem eigenen keine ſympathiſchen Züge entdecken. Kein Wunder, daß Franzoſen dieſe für uns vorhandenen Mängel nicht wahrnehmen. Seine kalte Strenge, ſein ſyſtematiſcher Kampf gegen alles weiche, bequeme und behagliche Gehenlaſſen im menſchlichen Empfinden und in der äußern Geſtaltung des Lebens, ſeine ſchrankenloſe Herrſchſucht, ſeine völlige Unfähigkeit, irgendeine andere Anſicht oder eine andere Perſönlichkeit neben ſich gelten zu laſſen, dies echtfranzöſiſche aut Caesar aut nihil, was er nicht blos auf das Dogma und den Cultus beſchränkte, ſondern auch auf den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft ausdehnte und in einer Art von Schreckensherrſchaft, unbeſorgt um die dazu verwandten Mittel und die daraus entſpringenden Folgen, durchſetzte — das alles weht ein deutſches Gemüth unheimlich genug an, namentlich wenn es den vollen Eindruck der bei aller äußern Derbheit innerlich ſo weichen und milden Perſönlichkeit Luther's in ſich aufgenommen hat; aber ein echter Franzoſe findet darin nur ſein eigenes Ideal wieder. Jeder würde es im gegebenen Falle ebenſo wie Calvin machen, freilich keiner mit ſolcher unbedingten Hingabe an eine große Idee und mit ſolcher gänzlichen Verzichtleiſtung auf allen Schimmer und alle Oſtentation für das eigene liebe Ich.

In dieſem Sinne ſind auch die einzelnen Stimmen zu beurtheilen, die ſich neuerdings auf dem claſſiſchen Heimatsboden Calvin's, in Genf ſelbſt, und aus der Mitte ſeines Bekenntniſſes heraus in Oppoſition gegen die bis dahin allgemein gebotene und durchgeſetzte anbetende Verehrung von ſeinem Bilde zu ſetzen wagten. Sie machen nicht ſeinen Principien den Krieg, ſondern ſeiner Perſon; in den Principien ſind ſie mit ihm einverſtanden, d. h. ſie würden, falls es möglich wäre, dieſelben Grundſätze, durch welche er ſeine große religiös-politiſche Schöpfung gründete und ſtützte, dazu verwenden, um ſie oder vielmehr ihn ſelbſt, die Perſon Calvin's, zu untergraben und zu ſtürzen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen. Nach dem Siege würde ihre Dictatur ebenſo blutdürſtig, herzlos und verſchlagen ſein, wie es die Calvin's in majorem Dei gloriam geweſen iſt, wenn auch ihre Deviſe vielleicht etwas anders lauten würde. Man muß nicht vergeſſen, daß es im Grunde dieſelben Principien ſind, auf denen der Jeſuitismus ſein bewunderungswürdiges Gebäude begründete: auch ſie ſind ſo durch und durch von einer nationalen Beſonderheit des Geiſtes getragen, hier der romaniſchen überhaupt im Gegenſatz der germaniſchen, daß es uns Deutſchen ſchwer wird, ſich in dieſe Lage der Seele und Weltanſchauung einzuleben, während ſie einem Franzoſen, Spanier, Italiener von ſelbſt begreiflich iſt.

Heinrich Rückert.

Erzählungen aus dem Ghetto.

Gewiß nichts Unheimlicheres als eine düſtere, enge „Judengaſſe", abgeſperrt vom Leben und Treiben der andern Welt, wie von Luft und Licht, die Stätte ſchlimmer Erinnerungen an eine Zeit, in welcher die Verſchiedenheit der Anſchauung von Gott und göttlichen Dingen zu maßloſer Barbarei ſelbſt in den Verhältniſſen des alltäglichen

Lebens führte! Glücklicherweise hat der Fortschritt der Zeit diese Sperre aufgehoben, wenn auch die Geister des „Ghetto" noch immer in den socialen Kreisen umherspuken — soll die Poesie uns zurückführen in die „Judengasse", die vom Zeitgeist aufgehobene Sperre gleichsam in ihrem freien Reiche wieder zur Geltung bringen und uns die schmuzigen Idyllen eines gemiedenen Stadtviertels ausmalen?

Freilich, der realistische Trödel des Ghettos ist wenig verlockend und würde trotz seiner Buntheit von einer in der Schilderung des Aeußerlichen aufgehenden Poesie rasch erschöpft werden. Doch es kommt bei allem auf die dichterische Beleuchtung an. Ein Stückchen blauer Himmel zwischen hohen Häusergiebeln kann poetischer sein, als der weite offene Horizont über der Ebene und dem Meere. Diese dichterische Beleuchtung charakterisirt die folgende Sammlung von Erzählungen:

Geschichten einer Gasse. Novellen von Leopold Kompert. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1865. 8. 3 Thlr.

Die Poesie des „Judenthums" hat in neuerer Zeit mehrere Stadien durchgemacht. Zunächst das Stadium der elegischen und politischen Lyrik — die „Hebrew melodies" von Byron schlugen einen Ton an, der bei unsern Lyrikern im dritten und vierten Jahrzehnt kräftig widerklang. Es war die Weihe altbiblischer Sangesweise, welche über den modernen Emancipationsdrang ihren verklärenden Schimmer ausgoß. Die Emancipation war eine brennende Tagesfrage, und die heißblütige politische Lyrik setzte sie auf den Index ihrer, mit Begeisterung ausgesprochenen Postulate. Mitten durch diese gärende Lyrik wandelte die epische Gestalt des Ahasver, ein mächtiger Gedankentypus, Träger der verschiedensten, oft nicht gehörig ausgegorenen Ideen, doch immer im Judenthum wurzelnd.

Der Rückschlag gegen diese Verherrlichung des Judenthums konnte nicht ausbleiben; er kam, als ein starkes nationales Bewußtsein in unserer Literatur sich gegen den Kosmopolitismus auflehnte und als die einseitig realistische Richtung die idealen Spaziergänge der weltfahrenden Poeten in die blaue Luft der Gedankenwelt verlachte und ihre „Typen" aus den nächsten Kreisen der Gesellschaft herausgriff. Es erschienen Romane, in denen das Judenthum von einem Standpunkte aus geschildert wurde, der vom Standpunkte der mittelalterlichen Brunnenvergiftung sich nur dem Grade, nicht der Art nach unterschied. Gleichzeitig erschien der moderne „Jude" der Posse, die Caricatur des „Speculanten", der mit dem ganzen Trödel des Zeitgeistes Schacher treibt, die Himmelstochter Begeisterung mit der vorlauten Weisheit des Staubes lästert, eine Figur, in welcher sich der ganze schlechte Witz des Säculums ablagert. Das Semitenthum, mehr als eine Verschiedenheit des Glaubens, eine Urverschiedenheit des Menschenstammes, wurde als ein Element geschildert, welches sich mit der deutschen Nationalität nicht amalgamiren könne, welches von ihr ausgestoßen werden müsse.

Das dritte Stadium der Darstellung des „Judenthums" in unserer Poesie wird wesentlich von Leopold Kompert, dem Autor des obigen Werks, der „Ghettogeschichten", „Böhmischen Juden", „Am Pflug" und anderer Erzählungen vertreten. Bei ihm herrscht weder der lyrische Idealismus jener ersten Dichtweise mit seinen Gedankenperspectiven, noch jener oberflächliche Realismus, welcher das zufällig Begegnende nur nach seiner äußern Erscheinung auffaßt und darstellt. Nein, Kompert greift in das Leben hinein, wie die Realisten; aber er gibt diesen Gestalten eine innere Vertiefung, und zwar nicht durch fremdartig hineingetragene Elemente, sondern durch das, was zu ihrem innersten Wesen gehört, durch die religiöse Idee, welche das Judenthum eigentlich schafft. Und wenn diese Idee sich in Formen ausprägt, welche uns als Formen eines fremden Cultus gleichgültig lassen oder absonderlich anmuthen, so ist es die reiche Gemüthswelt, die Pietät, die innige Anhänglichkeit an den Glauben und die Familie, welche allgemein menschliche Saiten berührt und den idealen Kern aller dieser Gestalten bildet. Indem Kompert diese Saiten mit großer Zartheit und Weichheit anschlägt, erreicht er einen echt poetischen Eindruck, der durch das treue Costüm und Colorit des äußern Lebens noch erhöht wird. Während wir aber bei den meisten Dorfgeschichten das Gefühl haben, daß die Empfindungs- und Gedankenwelt, in welcher sich diese Bauern bewegen, nicht naturwüchsig auf ihrem Miste gewachsen, sondern vom Mistbeete einer höhern Cultur kunstvoll zu ihnen hinübergetragen ist: so ist hier dagegen der innere geistige Lebensnerv der Charaktere zugleich der geschichtliche Lebensnerv des ganzen Volks; wir haben daher das Gefühl, lebenswahren Gestalten gegenüberzustehen. Diese innere Lebenswahrheit, welche von der Scheinwahrheit der realistisch gezeichneten Juden wesentlich verschieden ist, mag nun allerdings einen Theil der Leser wenig anmuthen, denen die jüdische Orthodoxie so fern liegt, wie das ganze Leben und Treiben des Ghettos; dennoch besteht in ihr der künstlerische Werth der Erzählungen.

Ueber die Tendenz derselben spricht sich der Autor in der Vorrede folgendermaßen aus:

Dem deutschen Volke sollen diese Geschichten erzählen, was diese „Gasse" einst an Leid und Freud', an Drangsal und Aufrichtung umschloß; ihre Gestalten und Naturen, so treu wieder gegeben, als ich es vermochte, sollen darthun, unter welchen Kämpfen und Wehen das Licht des Morgens nach so langer Nacht für sie angebrochen ist; mit welchen Gefühlen, Anschauungen, Widersprüchen und Dissonanzen sie hart an der Schwelle stehen, die in das Thor der Gegenwart führt, einer Verjüngung entgegen, deren letztes Ergebniß noch nicht abzusehen ist. Sie sollen es erklären, warum der Born des Familiensinns und der Zusammengehörigkeit noch immer so voll und unerschöpft fließt, und wie es gerade dieser geheimnißvolle Zug war, der das deutsche Volk, diesen treuesten Hüter und Pfleger der Familie, aus der sein Schönstes und Größtes entsprang, bestimmen konnte, offen, herzlich und brüderlich die Arme für diejenigen zu öffnen, die gleich ihm am lohenden Feuer des heimatlichen Herdes ihren liebsten Sitz haben. Der Poet darf es vielleicht sagen, was der Politiker ironisch lächelnd ablehnen wird: dieser Zug innerer Verwandtschaft war am Ende das entscheidende Moment! In dieser Beziehung glaube auch ich die sonst viel misbrauchte Bezeichnung „culturhistorisch" für diese Geschichten in Anspruch nehmen zu dürfen.

Alle diese Kompert'schen Erzählungen stehen im engsten
sammenhang mit dem jüdischen Cultus, welcher indeß
s ein Mittelpunkt der Familienpietät, nicht als seelenlose
häufung ritualer Formeln erfaßt wird. So gleich in
r ersten Erzählung: „Die Jahrzeit." Zur Erläuterung
s Titels erfahren wir:

Es ist dies jenes seltsame, von Geschlecht zu Geschlecht, von
ahrtausend zu Jahrtausend überkommene Gebet, das, in der
prache des alten Zion lautend, einen wesentlichen Bestand-
eil des täglichen Gottesdienstes bildet. Sein Ursprung ist ge-
eimnißvoll; Engel sollen es vom Himmel herabgebracht und
ie Menschen gelehrt haben. Um dieses Gebet schlingen sich die
eichsten Fäden kindlichen Empfindens und menschlichen Er-
nerns; denn es ist das Gebet der Waisen! Wenn Vater oder
utter stirbt, sollen es die nachgelassenen Söhne täglich, am
orgen und am Abend, im Gotteshause durch das ganze
rauerjahr, und dann am jedesmaligen Todestage, oder, wie
in der Sprache der „Gasse" heißt, „zur Jahrzeit", sprechen,
nn es wohnt ihm eine gar wunderbare Kraft inne. Aus dem
unde von Waisen klingend, sprengt es die Gräber und sagt
n todten Aeltern, daß ihr Kind ihrer gedenke; dann tritt es
mittelbar vor Gottes Thron und bittet dort um den ewigen
rieden der Dahingeschiedenen, um Schonung und Barmher-
gkeit!

Mit welcher Kunst hier von dem Autor dies Gebet von
inderlippen benutzt wird, um einen starren Vater mit
iner Tochter auszusöhnen, möge man in der Erzählung
lbst nachlesen. In der seltsamen Gasse fehlt es natür-
ch nicht an seltsamen Erscheinungen, welche nur an die-
r Stätte gedeihen können und den anders redenden Men-
hen unbekannt sind. Kompert zeichnet aber keine „Ori-
male" im Sinne jener Richtung, welche nur das Aeußer-
he ins Auge faßt, keine „Burlesken" zur Erschütterung
s Zwerchfells oder keine absonderlich-gespenstigen Erschei-
ungen, welche haarsträubende Effecte hervorrufen sollen.
lle Gestalten sind bei ihm innerlich vertieft, es ist der
ern des Gemüths, der selbst in ihrer barocken Außen-
ite widerstrahlt. Eine solche Gestalt des Ghettos ist „die
eelenfängerin":

In der „Gasse" lebt eine Frau, gesegnet und gepriesen
on allen, die ihr wohlthätiges Wirken kennen. Wo ein kran-
s Kind in brennender Fieberhitze liegt, da erscheint sie un-
erufen und wartet seiner. Keine Mutter hat so weiche Hände,
einer stehen so linde, tröstende Worte zu Gebote, keine weiß
as sieche Kind so sanft zu betten und zu legen, als diese Frau.
enn sie kommt, fährt über das gramvollste Antlitz ein Strahl
n Hoffnung, die Kinder lächeln sie unter Schmerzen an. Oft
langen auf ihren Kreuz- und Querzügen durch die halbe Welt
rumziehende Bettler, in der Sprache des Ghettos „Schnor-
r" genannt, mit Frauen und Kindern in die Gasse, die, den
im schwerer Krankheiten in sich bergend, in der für solche
äste bestimmten Gemeindeherberge, unfähig, sich weiter aufzu-
ffen, daniederliegen. Wo niemand aus Furcht und Scheu
nd anzulegen wagt, da erscheint jene Frau und pflegt die
anken und Elenden, und richtet sie wieder auf. In Nacht
d Sturm wird sie oft gerufen, um irgendeiner sterbenden
au in der Gasse ihren letzten Beistand zu bieten. Sie scheint
nen Schlaf zu kennen; kaum daß an den Fensterladen ge-
pft und die Bitte, daß sie da und dorthin kommen möge,
sgesprochen wird, ist sie auch bereit und tritt den oft beschwer-
en und langen Weg an. Dann spricht sie mit der Sterben-
n die letzten Gebete, und manche Mutter, deren brechender
ck auf die um ihr Bett herumstehenden Kinder fiel, hat vor
em Scheiden zu ihr gesagt: „Nicht wahr, Rösel, wenn ich
nicht mehr bin, so wirst du dich auf die da umsehen?" — und
ist mit dieser Frage mit einem befriedigten Lächeln hinübergeschlummert. Die Sprache des Ghettos hat für Frauen, die sich einem solchen Liebesdienste weihen, eine eigenthümliche Bezeichnung. Sie nennt sie „Seelenfängerin". Ruben Schönmann's Frau ist eine solche Seelenfängerin.

Die Geschichte dieser Seelenfängerin aber, wie sie uns von Kompert erzählt wird, ist die Geschichte rührender Anhänglichkeit an den althergebrachten Glauben, die zuletzt zum Bruch mit Gatten und Tochter, zu schmerzlicher Vereinsamung, zu hingebendem Opferdienste führt. Es ist die Geschichte einer jüdischen „Diakonissin".

Dann tritt uns in der „Gottes Annehmerin" eine andere originelle Erscheinung entgegen:

Die alte Chaje war nur eine arme Witwe, die sich kümmerlich von einem kleinen Schnittwaarenhandel ernährte; dennoch war ihre Macht eine gefürchtete, und um ihr ganzes Wesen lag eine Bedeutung, die selbst mancher reichen und angesehenen Frau nicht zuerkannt wurde. Sie war, was man in der „Gasse" eine „Annehmerin" nennt. Wenn irgendwo und irgendwem ein Unrecht geschah, da war es Chaje, die mit ihrer scharfen Zunge für den Gekränkten in die Schranken trat; ohne Scheu und Zagen sagte sie den Leuten die Wahrheit ins Antlitz, und es war, seltsam genug, kaum ein Fall bekannt geworden, daß man ihr das Recht dazu in Abrede gestellt hätte. Die alte Chaje war der Anwalt aller Beleidigten, und wenn sie einmal ihr Urtheil über jemand ausgesprochen hatte, dann war es, als führen leuchtende Flammen zu ihrem Munde heraus, die alles, was ihnen im Wege stand, in Staub und Asche verwandelten. Um es kurz zu sagen, sie war das Gewissen der „Gasse", und wenn ihre Zunge schwieg, so konnte man mit Bestimmtheit behaupten, daß in der Gemeinde sich nichts ereignet hatte, was das Sittengesetz oder, was zuweilen noch schwerer wiegt, die Vorschriften der gesellschaftlichen Ordnung beleidigend herausforderte.

Wie diese alte Chaje sich eines verlassenen Kindes annimmt, dessen ganze Erbschaft mit Kreide an der Thür geschrieben stand, der ihm zukommende Ertrag aus dem Associéhandel zweier Brüder und Wanderjuden, um welche der überlebende Bruder den Sterbenden durch das Auslöschen dieser Kreidenotizen betrügt — wie die alte Chaje dem Kind zu seinem Recht verhilft und dafür den Beinamen: „Chaje mit der Thür" erhält — das ist eine originell erfundene Geschichte, welche die armseligste Aeußerlichkeit durch ein warminniges Gemüthsleben beseelt, ein Vorzug, der eben allen diesen Kompert'schen Erzählungen eigenthümlich ist. Die letzte des ersten Bandes: „Die Augen der Mutter", hat einen Spieler und Wechselfälscher aus der Gasse zum Helden, der aus dem Zuchthaus zurückkehrend das eigene Kind zu bestehlen sucht. Da erscheint ihm die Tochter, die er wegen der Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter für den Geist derselben hält; er bricht ohnmächtig zusammen, und von dieser Stunde ab beginnt die Umwälzung in seinem Innern. Die Besserung, die er im Zuchthaus nicht fand, geht hier aus innern Motiven der Familienpietät hervor.

Unter den Erzählungen des zweiten Bandes gibt die erste „Christian und Lea" ein innig empfundenes Bild treuer Liebe; die zweite: „Die zwei Schwerter", nimmt einen historischen Anlauf, führt uns zum Kaiser der Toleranz und Aufklärung, Joseph II., der einem getauften

und dann des Rückfalls zum Judenthum schuldigen Juden die schwere gesetzliche Strafe erläßt und in Verbannung mildert; die dritte: „Der Karfunkel", zeigt uns die Tochter der Gasse auf der Bühne im Glanze der Künstlerlaufbahn, als Schützling eines Grafen, und in rührender Begegnung mit dem Vater, dem Vorsänger David Brod, und mit „dem Baß" Feiwelmann. Daß der Glanz der Kunst die Gefeierte nicht zum Glücke führt, das geht aus den verschleierten Umrissen hervor, in welchen die Heldin uns in der Schlußskizze der Erzählung erscheint. Wir fühlen die Sühne heraus, welche der Dichter für nöthig hält, für den kecken Bruch mit der Vergangenheit, mit der Familie!

Es mag in der modernen Literatur befremdend erscheinen, wenn der Emancipationsdrang, der aus den Ueberlieferungen des Judenthums hinausdrängt, ja der durch namhafte jüdische Politiker, Schriftsteller und Dichter vertreten, auch für die Emancipation der christlichen Welt wirkt, in dem Werke eines jüdischen Autors nicht nur vermißt, sondern als ein feindliches, in eine abgeschlossene Welt zum Unheil eindringendes Princip dargestellt wird. In der That liegt der Schwerpunkt in allen diesen Erzählungen auf der Treue gegen den alten Glauben und die alten Sitten des Volks, und alles, was hinausdrängt aus dem Leben der Gasse in die freie Weltlichkeit, verfällt dem Strafgerichte. Kein größerer Gegensatz als das kosmopolitische Judenthum der modernen Welt mit den ätzenden und zersetzenden Elementen des Witzes, der wie Scheidewasser das Bestehende auflöst, und dies orthodoxe, an den Ueberlieferungen des Volks und der Familie mit zäher Pietät festhaltende Judenthum der Kompert'schen Helden und Heldinnen!

Doch die „Gasse" ist geschlossen! Elegisch empfindet sich der Autor zurück in Zustände, mit denen vielleicht seine frühen Erinnerungen verwachsen sind. Wir wissen nicht, ob diese Erzählungen eine reactionäre Tendenz gegenüber den unter allen Fahnen des Zeitgeistes freiheitstrebenden Kindern der „Gasse" haben, ob sie dieselben aus ihrer Zerfahrenheit zurückrufen, an die Zusammengehörigkeit ihres Stammes und Glaubens mahnen sollen! Das zu empfinden und zu erwägen ist Sache des engern Kreises der Glaubensgenossen! Wir andern erfreuen uns an der warmen Darstellung, an der scharfen Charakteristik und an dem Geiste echter Humanität, d. h. hingebender Menschenliebe, von welchem alle diese sinnig und innig geschaffenen Erzählungen durchdrungen sind.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Kneschke's „Anthologie deutscher Lyriker".

Eine der vollständigsten Gedichtsammlungen aus neuester Zeit ist die „Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Herausgegeben mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen von Emil Kneschke. Mit dem Porträt Emanuel Geibel's" (Leipzig, Lorck, 1865). Die Auswahl ist ebenso reichhaltig, wie geschmackvoll; es sind nicht nur die besten Namen, die Namen der modernen Meister des Gesangs vertreten, sondern auch die jüngste, nachstrebende Generation. Gerade bei den Mittheilungen aus den Werken minder hochstehender Dichter kann der Sammler seinen Takt und Geschmack bewähren, indem auch dem weniger bedeutenden Talent oft ein glücklicher Wurf gelingt und selbst den blos dichterischen Naturen bisweilen die Gunst eines poetischen Schöpfungshauchs zutheil wird, an dem ein werthvolles Gedicht gedeiht. In der That hat Kneschke auch in den Schriften der dii minorum und minimarum gentium mit Eifer geforscht und da manchen Schatz gehoben. Rühmenswerth ist die Wärme, mit welcher er auch die bescheidene Leistung anerkennt in einer Zeit, in welcher die Tageskritik durch gehässiges Absprechen und durch das Air falscher Vornehmheit zu imponiren sucht und dabei oft nur die Unkenntniß der elementarischen Vorbegriffe der Aesthetik an den Tag legt. Was die Vollständigkeit der Sammlung betrifft, so haben wir nur zwei Bedenken! Da Anastasius Grün in sie aufgenommen ist, hätten wol auch Karl Beck und der verstorbene Max Waldau (Georg Spiller von Hanenschild), der erst 1855 starb, zwei echte, hochbegabte Dichter, eine Stelle in derselben finden können. Eigentliche Gedichtsammlungen sind zwar seit 1850 von beiden nicht veröffentlicht worden, doch wäre es auch bei starrer Festhaltung dieses Termins gewiß möglich gewesen, einzelne spätere lyrische Gedichte von ihnen ausfindig zu machen.

Dankenswerth ist auch die Mühe, die sich Kneschke gegeben hat, selbst über die am wenigsten bekannten Poeten biographische Notizen zu sammeln und damit dem Literarhistoriker vorzuarbeiten. Freilich hat sich in diese Notizen hin und wieder ein Irrthum eingeschlichen: der Herausgeber d. Bl. z. B. ist nicht, wie es in der Anthologie heißt, im Jahre 1816, sondern im Jahre 1823, auch nicht in Königsberg, sondern in Breslau geboren und überdies nie Offizier in der preußischen Armee gewesen. In der literarhistorischen Einleitung stellt Kneschke mit Recht die Poesie, die zuerst nach dem Jahre 1850 auftrat, als eine Poesie des Katzenjammers dar, in welchem „die krankhafte Manier des deutschen Geistes" sich aussprach, in der der „Schnurrbartton" vorherrschte. Doch ist diese Epoche der flauen Reaction nun im wesentlichen überwunden, wenngleich der Geschmack des Publikums jetzt zu sehr im Dunkeln tappt, und dem gediegen Bedeutsamen und originell Tiefen weniger Anerkennung zu Theil, als der eleganten Formstudie oder dem sangbaren Lied. Jedenfalls hatten Heine, Freiligrath, Nikolaus Lenau eine dichterische Physiognomie von schärferem Gepräge, als die Poeten der jüngsten Epoche. Schon Geibel kann sich mit ihnen nicht vergleichen, doch geben wir Kneschke recht, wenn er denselben als Mittelpunkt der neuern Richtung betrachtet. Geibel, sagt Kneschke, „war in früherer Zeit, unter damals noch lebenden Altmeistern und Häuptlingen der deutschen Lyrik, bereits ein brav nebenher Strebender, wacker und taktvoll im Chore Mitsingender, gegenwärtig aber ist er der Chorführer unserer lyrischen Poesie geworden. Joh. Georg Fischer, Paul Heyse, Otto Roquette, Julius Rodenberg, Albert Traeger u. a., welche den «jugendlichen» Charakter dieser Epoche vielleicht am deutlichsten, schärfsten und wol auch, gleich Geibel, am liebenswürdigsten und poetischsten ausdrückten — sie alle sind aus seiner Schule hervorgegangen, sogar das im weitern Stadium der Entwickelung sich freilich ganz original gestaltende, große Talent Hermann Lingg's erhielt von Geibel Anregungen und Stoffe zur Behandlung."

Hermann Lingg, wenn auch sein Talent wenig ausgiebig und seine Dichtungen von auffallend ungleichem Werthe sind, zeigt doch unter den Dichtern der nachmärzlichen Periode die markirteste Originalität. Um so auffallender ist es, wenn wiener Blätter von der „Gefährlichkeit des Weg'phantasiren, den Lingg eingeschlagen. So sagt Emil Kuh in einem Artikel „Ueber neuere Lyrik", im achten Heft der „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches

eben" — auf die wir wiederholt als auf ein empfehlenswerthes Organ hinweisen, das für Oesterreichs geistige Interessen einen langentbehrten Mittelpunkt bildet —: „War es auch mit der Neuheit der Lingg'schen Darstellungsweise nicht ganz so beschaffen, wie es rechts und links geglaubt und verkündet wurde, so war doch in Lingg der Grundzug entschieden neu, die ganze Welt- und Naturgeschichte lyrisch zu verwerthen, die Lyrik zum Organ der unpersönlichen Gedanken und Empfindungen hinaufzuschrauben." Wir müssen gegen den Gedanken Protest erheben, als ob die Lyrik, indem sie sich allgemeinen Gegenständen von tiefem Gehalt zuwende, auf Abwege gerathe, als ob darin „ein Einbruch in die Kunst" liege! Dieser Einbruch ist wenigstens ein nagelneues Attentat; er ist so alt wie die Poesie selbst. Nach jener Auffassung ist freilich Pindar kein Dichter, Horaz kein Dichter, Schiller in seinen besten lyrischen Poesien kein Dichter; dann wo die Lyrik höhern Schwung nimmt und die engere Form des Liedes verläßt, betritt sie zwar nicht den Boden der unpersönlichen Empfindung", aber ihre Empfindung tritt aus dem Kreise der persönlichen Interessen heraus und läßt sich von einem großen Gegenstande begeistern, von dem Schiller so schön sagt:

Nur der große Gegenstand vermag
Den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen.

Die Experimentalbühne der George Sand.

Es ist zwar bekannt, daß George Sand sich vielfach und gar mit sehr verschiedenem Erfolg auch auf dramatischem Gebiete versucht hat; weniger bekannt aber, trotz des plauderhaften Feuilletons von Theophile Gautier, dürfte es sein, daß sie auf ihrem Landsitze zu Nohant eine Privatbühne eingerichtet hat, auf welcher allerlei kleinere Stücke zur Aufführung kommen. Wir erfahren dies aus dem Werke: „Théâtre de Nohant par George Sand" (Paris, Levy), in welchem fünf für diese Bühne geschriebene Originalwerke mitgetheilt werden. Das Theater von Nohant ist nach Gautier's Beschreibung zwar klein, aber außerordentlich reich ausgestattet, die Garderobe reichhaltig und charakteristisch, die Maschinerie von einer Vollkommenheit, wie sie sich gerade nur bei kleinen Bühnen erreichen läßt, und die Decorationen künstlerisch, indem Maurice Sand, der begabte Sohn der Dudevant, der Zeichner der „Masques et Bouffons", für seine kleinen Bühne sein Talent widmet. Von den fünf mitgetheilten Stücken hat „Le Drac" seinen Weg auf die französischen Boulevardsbühnen gefunden, obgleich dies lustige Seegespenst der provenzalischen Sage wol zu ätherisch war für den mehr handgreiflichere féeries gewöhnten Geschmack des pariser Publikums. Die andern Stücke der kleinen Hausbühne sind: „Plutus", eine antike Studie, „Der Kiesel", „Christabend" nach der Hoffmann'schen Erzählung, und „Marielle" mit treffender Charakterzeichnung. Ueberhaupt ist die Ausdauer anzuerkennen, mit welcher George Sand den gerade für echte Dichter so dornigen Weg der Bühnendichtung wandelt, durch keine Mißerfolge beirrt und zurückgeschreckt. Seit ihrem ersten durchgefallenen Stücke „Cosima", ihrer kühnen Behandlung von Shakspeare's „As you like it", hat sie sich durch ihre dramatischen, aber geistig allzu verfeinerten Dorfgeschichten „François le Champi" und „Le Pressoir", die ebenfalls rasch von den Brettern verschwanden, ihren Weg zu jenen Erfolgen gebahnt, welche „Maître Favilla" und neuerdings der „Marquis de Villemere" davongetragen. Das Theater von Nohant ist freilich sam eine kleine Experimentalbühne, welche auch deutschen Dramatikern zu empfehlen wäre, wenn nicht durch einen unglücklichen Cirkel die Tantièmen, die sich durch solche Experimente erreichen ließen, schon von Haus aus dazu gehörten, um dieselben zu ermöglichen.

Eine Volksausgabe der „Ritter vom Geiste".

Das tragische Geschick, welches einen so geistvollen und allseitig erprobten Autor wie Karl Gutzkow betroffen, hat die Theilnahme der deutschen Nation aufs tiefste erregt. Die deutschen Theaterdirectionen haben dieser Theilnahme bereits thatkräftigen Ausdruck gegeben. Auch die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung veröffentlicht jetzt eine Aufforderung „An die Freunde Gutzkow's im deutschen Publikum" in welcher eine neue Ausgabe der „Ritter vom Geiste" angekündigt wird, von deren Ertrag ein wesentlicher Theil dem Dichter selbst überwiesen werden soll. Die allgemeinste Theilnahme wird diesem Unternehmen gewiß nicht fehlen; es ist die würdigste Form der Unterstützung eines deutschen Dichters.

Bibliographie.

Flügel, O., Der Materialismus vom Standpunkte der atomistisch-mechanischen Naturforschung beleuchtet. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 18 Ngr.

Freidank, M., Gedichte. Elberfeld, Bädeker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte Julius Cäsars. (Von Napoleon III.) Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. 1ster Bd. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Thlr.; Atlas dazu. 1ste Lief. 1 Thlr. 20 Ngr.

Glaß, R., Bruderworte an Bruderherzen. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 15 Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Ost und West. Des Romans „Gräfin und Marquise" 2te Abth. 4 Thle. Breslau, E. Trewendt. 16. 2 Thlr.

Havemann, W., Das Leben des Don Juan d'Austria. Eine geschichtliche Monographie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., 50 Jahre nach dem Wiener Congresse von 1814—15. Mit besonderem Hinblick auf die neuesten österreichischen Zustände. Wien, Czermak. Lex.-8. 20 Ngr.

Hergenröther, J., Kirche — und nicht Partei. Eine Antwort auf die jüngste Broschüre des Herrn F. Michelis. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirscher, J. B., Selbsttäuschungen, aufgezeichnet und zur Beförderung der Selbsterkenntniß an's Licht gestellt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoefer's, E., erzählende Schriften. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 4½ Ngr.

Horn, H., Die Frage über die Arbeiter-Coalitionen im gesetzgebenden Körper Frankreichs nebst Schlußbemerkungen für die preußische Gesetzgebung. Berlin, Frank. Gr. 8. 5 Ngr.

Hundt v. Hafften, Von dem Geiste der Verfassungen in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Italien und Preußen. Berlin, Hickethier. Gr. 8. 1 Thlr.

Jellinek, A., Salomon Munk, Professor am Collége de France. Vortrag. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 8 Ngr.

Jentsch, H. J., Bilder aus dem Frauen- und Familienleben in außereuropäischen Ländern. Zwickau, Buchh. d. Volksschriften-Vereins. 8. 5 Ngr.

Kösting, K., Zwei Könige. Ein historisches Trauerspiel. Wiesbaden, Niedner. 1863. Gr. 8. 17 Ngr.

— — Shakespeare, ein Wintermärchen. Dramatisches Gedicht. Wiesbaden, Niedner. 1864. Gr. 8. 25 Ngr.

Lippe-Weißenfeld, A. Graf zur, Raubbau oder nicht? Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Lorand, B., Liebe im Leben, Liebe im Sterben. Ein neues Buch der Liebe. Liebenden und verwaisten Herzen gewidmet. München, Lentner. 8. 20 Ngr.

Luthardt, C. E., Zwei Bilder aus dem Leben unseres Heilandes. Aus der Epiphanienzeit. Leipzig, Dörffling u. Franke. 16. 4½ Ngr.

Majunke, P., Die päpstliche Encyclika auf der Weltbühne. Ein Zeitbild. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 6 Ngr.

Nilsson, S., Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Bronzealter. Nachtrag. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 12 Ngr.

Röckel, A., Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 1 Thlr.

Schapir, H., Reminiscenzen aus Dorpat oder der Elephant auf dem Katheder. Kowno, Müller. 8. 15 Ngr.

Seitz, E. J., Das praktische Bedürfniß der Rechtsreform gegenüber der historischen Schule. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 20 Ngr.

Stein, H., Aus deutschem Sängerherzen! Gedichte. Leipzig, M. Schäfer. 16. 10 Ngr.

Stumpf, T., Die politischen Ideen des Nicolaus von Cues. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformbestrebungen im 15. Jahrhundert. Köln, Bachem. Gr. 8. 12 Ngr.

Trautwein v. Belle, E., Das Elsaß im 17. u. 18. Jahrhundert. Vortrag. Berlin, Behr. Gr. 8. 5 Ngr.

Warum soll ich meines Bruders Hüter sein? Eine Geschichte aus dem norddeutschen Dorfleben von K. Ge. Zwickau, Buchh. des Volksschriften-Vereins. 1864. 8. 9 Ngr.

Weilen's, J., dramatische Dichtungen. 1ster Bd. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Wiedemann, T., Dr. Johann Eck, Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt. Eine Monographie. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Winterfeld, A. v., Die Abenteuer des Lieutenant Puhlmann. Soldaten-Humoreske. Berlin, Behr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

8. Geh. 3 Thlr.

Ein neuer Band aus dem reichen Nachlaß Varnhagen's von Ense, der allen bisher veröffentlichten an Interesse nicht nur gleichkommt, sondern dieselben insofern übertrifft, als er auf den beiden Gebieten der Politik und der Literatur die wichtigste und überraschendste Ausbeute gewährt. Die Briefe Stägemann's, des Staatmanns und Dichters, enthalten freimüthige und in vielem Betracht merkwürdige Aeußerungen über die politischen Zustände in Preußen; Metternich's Briefe haben einen weitgehenden historischen Werth; Heine legte sein geniales Wesen nirgends mit solcher Offenheit dar wie in diesen an Varnhagen und Rahel gerichteten vertrauten Briefen, welche von 1823—47 reichen; ebenso erscheint Bettina hier in dem Spiegel ihrer leidenschaftlich begeisterten Aeußerungen. Und alle diese selbstgezeichneten Porträts ergänzt Varnhagen durch von seiner Hand hinzugefügte Züge und feinsinnige Bemerkungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Naturreligion

oder

Was die Natur zu glauben lehrt.

Ein Beitrag

zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe

von Dr. **Heinrich Baumgärtner,**

Professor der Medicin.

8. Geh. 16 Ngr.

Vorliegende Schrift des bekannten Klinikers und Physiologen ist ein Versuch, die Fortschritte der Wissenschaft, namentlich die großen Ergebnisse der neuern Naturforschung mit der Religion in Uebereinstimmung zu bringen. Indem der Verfasser die dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft widersprechenden Glaubenssätze aus der Religion entfernt wissen will, wendet er sich mit seinen Untersuchungen an diejenigen Mitglieder aller Confessionen, welche auch in Sachen des Glaubens die Prüfung nicht scheuen.

Soeben erschien das **36. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Christianstad — Coccijus.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis dritte Band daselbst vorräthig.

Zum Besten Karl Gutzkow's

erscheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig

eine Volksausgabe (vierte Auflage) des Romans

Die Ritter vom Geiste

in 9 Bänden zu 15 Ngr.

Um jedem Einzelnen im deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, seine Theilnahme an dem tragischen Geschick eines der hervorragendsten Geister unserer Zeit zu bethätigen, veranstaltet die Verlagshandlung im Einverständniß mit der Familie des Dichters eine wohlfeile Volksausgabe dieses Romans, der unter bekanntermaßen zu den besten Werken Gutzkow's gehört und ein gelungenes Spiegelbild der deutschen Zustände nach 1848 bleibenden Werth behält. Da ein wesentlicher Theil des Ertrags dem Dichter zufließt, darf die regste und allgemeinste Betheiligung des deutschen Publikums erwartet werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an. Der erste Halbband (zu 7½ Ngr.) ist soeben erschienen.

Arnold Hilberg's Verlag in Wien.

Vom 1. April 1865 ab erscheinen:

Illustrirte Monatshefte

für die gesammten Interessen des Judenthums.

Monatlich ein Heft von 5 Bogen größtes Lexikonoctav.

Velinpapier, eleg. geh., reich illustrirt.

Text und Illustrationen von berufenen Schriftstellern und Künstlern.

Preis prò Heft 10 Sgr.

Sechs Hefte bilden einen Band. Das sechste ist bei Empfang des ersten Heftes vorauszubezahlen.

Subscribentensammlern lohnende Vortheile.

Illustrirte Prospecte gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Staatsforstwirthschaftslehre.

Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe.

Von

Karl Heinrich Edmund von Berg,

königl. sächs. Oberforstrath und Director der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand ꝛc.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Zweck dieses allgemein geschätzten Werks ist, die große Wichtigkeit der Wälder und ihres Verhältnisses zum gesammten Staate klar zu machen, den Forstbeamten diejenige Stellung anzuweisen, welche sie einzunehmen mit Recht berufen sind, aber auch den richtigen staatsforstwirthschaftlichen Grundsätzen mehr ihnen mehr Eingang zu verschaffen, und den Verwaltungsbeamten im weitesten Sinne die nöthigen Aufschlüsse über die allgemeinen Beziehungen der Forsten zum Staatsorganismus zu geben. Endlich dient das Buch als Grundlage bei Vorlesungen über diesen Theil der forstlichen Lehre, sowie als zweckmäßige Anleitung zum Selbstudium.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1865.

Inhalt: Zur Charakteristik des historischen Romans. Erster Artikel. Von Rudolf Gottschall. — Rom und Germanien. Von Wilhelm Bentheim. — Markham's Berichte über Peru. — Feuilleton. (Bulwer als Lyriker; Schlesische Provinzialblätter; Ein altenglisches Drama: „Orestes".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik des historischen Romans.

Erster Artikel.

Die Stillosigkeit, welche in einer großen Zahl der neuern deutschen Romane herrscht, muß uns immer wieder auf die Untersuchung hinweisen, inwieweit der Roman überhaupt einem Kunstgesetz zu gehorchen habe oder sich von den Gesetzen des epischen Stils emancipiren dürfe. Namentlich macht der historische Roman in neuester Zeit ein Recht geltend, den Grundnormen des Epos gerade entgegenzuhandeln und seine Wirkung auf die abenteuerlichsten Licenzen zu basiren. Mag das Drama seine Stoffe mit strengerer Begrenzung der Geschichte entnehmen, der Roman läßt sich von dem freien Verlauf der Geschichte tragen, ähnlich einem Papierschiffchen von Kinderhand, welches auf der Strömung eines Bächleins, unter Umständen auch eines Rinnsteins lustig dahinschwimmt, bis es bei einer Biegung an irgendeinem Vorsprung hängen bleibt. Der Roman ist ein Kind der modernen Zeit; er darf gegen die alten überlieferten Kunstregeln rebelliren; denn sein Inhalt ist so reich, so mannichfach, daß diese nicht mehr auf ihn passen. Er ist dem alten Kunstgewand entwachsen — wer es ihm aufzwingen will, trägt die Schuld, wenn alle Nähte platzen!

Dieser ästhetischen Stark- und Freigeisterei huldigt mehr oder weniger bewußt die überwiegende Mehrzahl der deutschen Romanschriftsteller. Doch wenn auch der Roman unter den Dichtformen den Grenzen der Prosa am nächsten gerückt ist, so muß ihm doch noch ein künstlerischer Halt bleiben, wenn er nicht gänzlich aus aller Poesie herausfallen soll.

Das natürliche Geschehen zeigt sich uns als eine endlose, durch den Causalnexus ineinandergreifende Kette. Jeder Erzähler muß einzelne Glieder dieser Kette lostrennen — es kann für die Wirkung seiner Erzählung nicht gleichgültig sein, wo er damit beginnt und wo endet. Auch die naturwüchsigste Erzählung muß ein geschlossenes Ganzes bilden. Ein geschickter Geschichtenerzähler weiß sehr gut, wie weit er ausholen darf und wo er schließen muß, wenn er sich nicht um die erzielte Wirkung bringen will. Daraus ergibt sich von selbst, daß die künstlerische Erzählung um so mehr die Grenzmarken ins Auge fassen muß, innerhalb deren sie sich zu bewegen hat, um die ihr zukommende Kunstwirkung zu erreichen. Dies wichtige Grundgesetz des Romans wird meistens außer Acht gelassen. Nur die geschlossene Handlung gibt das geschlossene Kunstwerk. Wenn aber die Romanschriftsteller einen Helden von der Wiege bis zum Grabe begleiten und aus jedem Lebensalter ein Buch herausschreiben, so sind das biographische Paraphrasen, aber keine Romane. Es ist nicht Eigensinn oder Pedanterie, welche uns gegen diesen modischen Biographenroman protestiren lassen. Lange ehe derselbe in seiner heutigen Massenhaftigkeit grassirte, haben die namhaftesten Kunstrichter, vom wohlerkannten Gesetz des Epos ausgehend, das Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen.

Jean Paul sagt in seiner „Vorschule der Aesthetik":

> Die gemeine unpoetische Klasse (von Romanen) liefert bloße Lebensbeschreibungen, welche ohne die Einheit und Nothwendigkeit der Natur und ohne die romantische epische Freiheit, gleichwol von jener die Enge entlehnend, von dieser die Willkür, einen gemeinen Welt- und Lebenslauf mit allem Wechsel von Zeiten und Orten so lange vor sich hertreiben, als Papier daliegt.

Und wie viel Papier liegt heutigentags vor einer Luise Mühlbach und ihren zwanzigbändigen Romancyklen! Hegel sagt in seiner „Aesthetik":

> Die biographisch-poetische Behandlung einer bestimmten Lebensgeschichte könnte als der vollständigste und eigentlich epische Stoff erscheinen. Dies ist aber nicht der Fall. In der Biographie nämlich bleibt das Individuum wol ein und dasselbe, aber die Begebenheiten, in die es verwickelt wird, können schlechthin unabhängig auseinanderfallen und das Subject nur zu ihrem ganz äußerlichen und zufälligen Verknüpfungspunkt behalten. Soll aber das Epos eins in sich sein, so muß auch die Begebenheit, in deren Form es seinen Inhalt darstellt, in sich selber Einheit haben.

„Einheit und Stetigkeit der epischen Darstellung", meint Carriere, „werden am besten erreicht werden, wenn die Begebenheiten sich im Verlauf einer kurzen Zeit ereignen, sodaß der Dichter alle Momente derselben ausfüllen kann." In der That sind alle Aesthetiker darin einig, daß die zur Länge eines Lebenslaufs auseinandergezerrten biographischen Romane dem Wesen der epischen

Dichtung widersprechen; denn die Ausdehnung derselben ist eine in die Breite gehende Flächenausdehnung, auf welcher sich eine reiche Fülle gleichzeitigen Lebens abspielen kann.

Ein zweiter Grundfehler des biographisch-historischen Romans ist die Wahl hervorragender geschichtlicher oder cultur- und kunstgeschichtlicher Helden, deren Lebenslauf in auf- und absteigender Linie auseinandergefasert wird. Welthistorische Größen sind für das Drama geeignet, welches das entscheidende Motiv der Handlung aus der innern Welt der Seele nimmt und welches überhaupt nur die Höhenpunkte der Handlung berührt, während der Roman, wenn er einen solchen Helden wählt, sich nur als den Kammerdiener der Geschichte zeigen kann oder sie empfindlich und ohne das Recht poetischer Licenz verletzt. Denn da er gerade die Breite des äußerlichen, charakteristischen Details mit aufnehmen muß, so hat er nur die Wahl zwischen sklavischer Wiedergabe des Geschichtlichen oder auffälliger Abweichung von demselben. Unsere neuen Romanschreiber gefallen sich meistens darin, weder die Scylla noch die Charybdis zu vermeiden, sondern sich in beide Gefahren nacheinander behaglich zu begeben. Die Noten unter dem Text, welche darauf hinweisen, wie treu dieser oder jener Charakterzug den betreffenden Zeitmemoiren entlehnt ist, wie geschichtlich diese oder jene Seite des Romans ist und aus welchen archivarischen Quellen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit der Autor geschöpft, können darüber nicht täuschen, daß an so vielen andern Stellen der Geschichte eine ganz eclatante Nichtachtung bewiesen wird. Dies macht aber dann nicht den Eindruck freier und glücklicher Erfindung, sondern den einer unberechtigten Extravaganz. Der Autor erscheint wie ein Schulknabe, der die Schule schwänzt, statt sein Pensum in derselben zu absolviren.

Auch diese Anschauung wird von allen namhaften Aesthetikern getheilt. Vischer sagt vom historischen Roman:

Das große Schicksal der Völker und das Bild der politischen Charaktere muß Hintergrund und Mittelgrund bleiben, der Romanheld im Vordergrund darf nicht historisch bedeutend sein.

Aehnlich Carriere:

Auch der sogenannte historische Roman darf nicht die Geschichte mit der Dichtung äußerlich verbinden, sodaß diese zu einer Art von Arabeskenverzierung für jene würde, wie in den verfehlten Producten von Feßler und andern, sondern er wird die Sittenverhältnisse, die Lebensweise einer bestimmten Zeit zum Hintergrunde oder zur Atmosphäre seiner Erfindungen machen, er wird niemals welthistorische Personen, die das strenge Recht der geschichtlichen Treue und Wahrheit auch fürs einzelne in Anspruch nehmen, zu Hauptgestalten seiner Dichtung wählen, wol aber mögen sie ihrem Charakter gemäß bedingend eingreifen in das besondere, das private Leben, das unter den Flügeln ihres Genius sich entfaltet.

Der Roman darf die Weltgeschichte immer nur von ihrer culturhistorischen Seite erfassen; er muß sich das Recht freier Erfindung wahren und die historischen Thatsachen um einen Mittelpunkt gruppiren, den die dichterische Schöpferkraft ihm gibt. Sonst verfällt er in die flachste Prosa. Walter Scott bleibt hierin ein nachahmenswerthes Muster. Sein „Waverley", sein „Quentin Durward", sein „Abt" zeigen, wie der historische Roman entworfen sein muß, um gleichzeitig zu spannen und doch der Poesie, wie der Geschichte ihr Recht zu geben; die Helden des Romans sind Kinder der schöpferischen Phantasie; die Helden der Geschichte treten charakteristisch scharf hervor, doch nur um in jene freierfundene Handlung mit einzugreifen, welche der Zeiten Meinungen und Sitte und das Leben der Geschlechter nach allen Seiten hin ebenso voll wie breit widerspiegelt.

Selbstverständlich darf aber auch die Romanhandlung nicht in eine einheitslose Breite auseinanderlaufen oder durch eine Folge sich ablösender Figuren fortbewegt werden, welche gleichsam im historischen Gänsemarsch hintereinander hertrotten. Wir verlangen vom Romandichter ebenfalls die Kunst der Gruppirung, wenngleich in jenen mehr plastischen Gruppen, in denen jede einzelne Gestalt zu ihrem vollen Rechte kommt. Von dieser Gruppirung, von dieser künstlerischen Zusammengehörigkeit und Ergänzung kann aber in den Memoirenromanen keine Rede sein, in denen in jedem Kapitel eine neue Erscheinung durch die weitgeöffneten Pforten der Weltgeschichte hereintritt, um ebenso rasch wieder einem Nachfolger Platz zu machen.

Daß überdies jeder Roman das künstlerische Gepräge eines ebenso gefeilten, wie die charakteristische Eigenthümlichkeit des Autors athmenden Stils tragen muß, wenn er überhaupt auf eine literarische Berechtigung Anspruch machen soll, das ist wol so zweifellos, wie es auf der andern Seite eine unbestreitbare Thatsache ist, daß die große Masse unserer geschichtlichen Romane überhaupt eine vollständige Stillosigkeit zur Schau trägt oder meistens in einem schlechten und schülerhaften Stil geschrieben ist. Woher kommt es aber, daß diese Memoirenromane, die allen Regeln der epischen Kunst ins Gesicht schlagen, dennoch Publikum, ein großes Publikum und vielen Beifall finden, ja zum Theil von den Lesern der Leihbibliotheken verschlungen werden? Zunächst ist die Literatur kein Markt, wo der Absatz für den Werth der Waare spricht. Vulpius' „Rinaldini" hat seinerzeit mehr Auflagen erlebt, als die classischen Romane seines Schwagers Goethe. Die Geschmacksbildung der Gegenwart geräth aber dadurch besonders in Verfall, daß es an einem einheitlichen kritischen Maßstab fehlt, indem hier und dort die verschiedensten Standpunkte geltend gemacht werden. Die einen werfen die überlieferten Regeln der Aesthetik wie überflüssigen Ballast beiseite, verlangen „Kraft" und „Genie" und suchen beides in dem Abnormen, welches dem gesunden Empfinden ins Gesicht schlägt; die andern glauben, den Standpunkt der Classiker überwunden zu haben, indem sie einen gesunden „Realismus" predigen, das Leben mit seinen Narben und Sommersprossen abphotographiren und die Ideale Schiller's den Schulstuben überlassen; noch andere treiben wieder eine kosmopolitische Schöngeisterei und suchen sich aus der ganzen Welt dilettantisch die verschiedenartigsten Poesieblüten, Volksstimmen u. s. w. zusammen. In solchen Collectaneen findet zuletzt alles seinen Platz, von den poetischen Mammuthsknochen

der Urwelt bis zu den dichterischen Zierathen, welche den Wilden Polynesiens zum geistigen Schmucke dienen, ähnlich den Ringen, welche sie sich in die Nase bohren. Der Culturhistoriker, der Literarhistoriker gewinnt zuletzt eine Vielseitigkeit des Blicks, welche ihn gleich dem Sammler alles rubriciren, bei allem als bei einem Gegenstand der Forschung mit Behagen verweilen läßt, sodaß die „chaotische Haushälterei", die bei ihm herrscht, an die Rückert'sche Putzstube der Göttin erinnert:

Fächelchen, Schreinchen,
Alle voll Quästchen,
Perlchen und Steinchen,
All' in dem Kästchen.

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingelchen,
Silberne Blättchen!

Allerlei Wickelchen,
Allerlei Schleifchen,
Allerlei Zwickelchen,
Allerlei Streifchen,

In der Verwirrung
Buntem Verstrick
Vor der Verirrung
Banget der Blick.

Und in dieser Verwirrung, in dieser Liebhaberei für das Verschiedenartigste, von welcher zuletzt auch das große Publikum angesteckt wird, finden denn auch allerlei Zwittergattungen und Abarten der Poesie einen günstigen Boden, oder können mindestens sorglos in die Höhe wachsen. Abgesehen von der Geschmacksverwirrung, welche dem Memoirenroman zugute kommt, sind es mancherlei Neigungen der Zeit, welche sich ihm förderlich zeigen. Unsere Zeit ist sehr raschlebig und liebt es, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. „Time is money" ist einer ihrer Lieblingsgrundsätze. Man will sich nicht blos unterhalten, sondern auch gleichzeitig belehren. Wer interessirt sich nicht für Friedrich den Großen, für Napoleon, für Maria Theresia, für Mozart, für Beethoven? Romane, welche die Kenntniß des öffentlichen und des Privatlebens dieser großen Männer und Frauen erweitern, sind den Lesern sehr willkommen, denen es an Zeit fehlt, Memoiren und Geschichtswerke durchzustudiren! Sie erfahren aus den Noten, daß die Autoren das Quellenstudium statt ihrer übernommen und sich fleißig umgesehen haben; sie lernen daher, und wenn sie auch manche Incorrectheit und poetische Halbwahrheit mit in den Kauf nehmen, so behalten sie doch immer das Bewußtsein, sich nicht leichtsinnig dem bloßen Genuß hingegeben, sondern auch wißbegierig einem edeln Forschertrieb gehuldigt zu haben. Diese Verwechselung des stoffartigen und des künstlerischen Interesses, zu welcher die geräumige und für jeden Inhalt bequeme Form des Romans schon an und für sich Veranlassung bietet, ist in jüngster Zeit so in der Tagesordnung, daß selbst das gebildete Publikum sich ihr mit vollkommener Harmlosigkeit hingibt. Der Roman ist eben ein streitiges Grenzgebiet der Poesie und Prosa; die letztere rückt ihre Grenzsteine immer weiter in dasselbe hinein. Die ästhetischen Grenzgötter aber werden verachtet und doch sind es die dii termini nicht nur der Poesie und Prosa, sondern der einzelnen Dichtgattungen überhaupt, welche durch scharfe Sonderung das Gedeihen der abgegrenzten Gebiete fördern.

Wir wollen an zwei Romanen namhafter Schriftsteller den „Avers" und „Revers" der Münze nachweisen: den historischen Roman, der nach künstlerischen Zielen strebt, und den historischen Roman, der auf den verdorbenen Geschmack der Massen speculirt; wir wählen zu diesem Zweck Heinrich Laube's „Deutschen Krieg" und Emil Brachvogel's „Beaumarchais".

Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern von Heinrich Laube. Erstes Buch: Junker Hans. Vier Bände. Zweites Buch: Waldstein. Drei Bände. Leipzig, Haessel. 1863—64. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Laube hat es unternommen, ein großes Culturgemälde einer der interessantesten, wenngleich unseligsten Epochen deutscher Geschichte zu entwerfen, jener Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, in welcher die Anarchie der Zustände und der Meinungen in unserm Vaterlande den Gipfel erreichte. Wenn der Gang des Romans dem Gang der Geschichte folgen sollte, natürlich nicht sklavisch, nicht Schritt für Schritt und Jahr für Jahr, wie ein auseinandergefaserter Memoirenroman, sondern indem er die Höhenpunkte geschichtlicher Entwickelung herausgriff, so mußte der Roman vor allen Dingen den Gegensatz zwischen den Anfängen der Bewegung und ihrem spätern Fortgang spiegeln, indem das religiöse Pathos des Anfangs später in der vollkommenen Principlosigkeit persönlicher Interessen und staatlicher Machtfragen unterging. In der That gibt Laube's Roman in seinen beiden bisher erschienenen Abtheilungen diesen Gegensatz mit geschichtlicher Treue wieder. „Junker Hans" führt uns nach Wien, um die Zeit des prager Fenstersturzes und der ersten religiösen Bewegungen. Der Grundcharakter dieses Theils ist daher durch den in den Vordergrund tretenden Conflict der religiösen Meinungen bestimmt, welche auf beiden Seiten, der protestantischen und katholischen, eine reiche Fülle von Schattirungen darbieten. Der zweite Theil dagegen führt uns in Waldstein's soldatische Welt, in welcher unter dem Lärm der Schlachten und im wüsten Lagerleben, im Würfelspiel der Interessen die religiösen Ueberzeugungen längst verstummt oder fahnenflüchtig geworden sind. Die größern historischen Dimensionen des zweiten Theils lassen die innere Entwickelung der Geister in Bezug auf Glaubensfragen in den Hintergrund treten, während diese im ersten Theil einen, wenn auch maßvoll zugemessenen Raum einnehmen. Der dritte Theil wird uns dem Vernehmen nach die letzte Phase des großen Kriegs darstellen, als deren glänzender Vertreter Herzog Bernhard von Weimar erscheint. Dieser ist gleichsam der Erbe des Wallenstein'schen Ehrgeizes; die große deutsche Machtfrage ist aus dem katholischen Lager in das protestantische übergegangen und hat sich zum Ideal eines protestantischen Kaiserthums herausgebildet.

Gemäß dem Grundgesetz des historischen Romans, das

nur die Vielschreiberei der auf den Lesehunger speculirenden Autoren verkennt, tritt im ersten Theil von Laube's „Deutschem Krieg" eine freierfundene Persönlichkeit als Held in den Vordergrund, Junker Hans von Starschädel, der mit einer diplomatischen Sendung aus dem Reich in der Kaiserstadt eintrifft und in alle die wichtigen Ereignisse verflochten wird, welche aus der Gärung der Geister infolge der prager Rebellion hervorgingen, in die Bewegungen der protestirenden Stände und gleichgesinnten wiener Bürger. Wir begleiten unsern Helden in die Sterbegemächer der Burg, wo der Jesuitenkaiser Ferdinand dem dahingeschiedenen Matthias auf dem Throne folgt; wir begleiten ihn in die Salons der Aristokratie, wo bereits Waldstein mit charakteristischer Bestimmtheit hervortritt, auf die Güter protestantischer Stände, in die Waldeinsiedelei des edeln Schwärmers Zierotin, zu den Verschworenen der Stadt, in das Gefängniß, in welches ihn die Betheiligung an den wiener Unruhen führt und wieder hinaus in die Freiheit, in die Schlacht am Weißen Berge vor Prag, in die stille weimarische Friedensgemeinde.

Es ist das Geschick und die Entwickelung dieses Helden, welchen unsere Theilnahme gilt — und um diesen Mittelpunkt krystallisirt sich das Culturgemälde der Epoche. In den reichen Gruppirungen ist kaum eins jener Elemente vergessen, welche den Charakter der Zeit bestimmten. Kaiser Ferdinand II. und seine jesuitischen Rathgeber, Pater Lamormain, der junge Jesuit Norbert, der Vertreter der ritterlichen Weltlichkeit, unter welcher der Orden seine tiefern Plane versteckt, der sündenbeladene Provinzial der Jesuiten bilden die äußerste Rechte in diesem Kampfe der Zeit. Als Vertreter der Humanität in den kirchlichen Kreisen tritt der Benedictinerabt Dunstan auf, eine milde wohlthuende Erscheinung. Waldstein und die Politiker bilden die Schutzgarde des Kaiserthums. Ihnen gegenüber treten die protestirenden Stände, die Herren von Jörger und Loß, die glaubensfesten Bürger, welche mit tüchtiger volksthümlicher Genremalerei gezeichnet sind, wie der auch durch den zweiten Theil hindurchgehende Bart-Konrad und der begeisterte Schuster Pfeifer mit seinen geistlichen Liedergesängen, die wilden Böhmen, wie Raupowa, mit ihren politischen Tendenzen, das Slawenthum zur Herrschaft zu bringen. Ueber alle aber erhebt sich um Haupteslänge der würdige Zierotin, welchen der Autor zum Vertreter der echten, über die Zeitwirren erhabenen Freiheit und Humanität macht und als die bedeutsamste Gestalt auch in die romanhaftesten Verwickelungen bringt. Das Abenteuerliche und Ueberraschende wollen wir in keinem Roman, auch nicht in dem historischen missen; es gehört zum guten Rechte des Romans, und wenn man uns in Romanen mit besonders geistreichen doctrinären Reflexionen abspeisen will, so setzen wir uns mit gutem Grunde gegen diese aufgedrungene Langeweile zur Wehr. Die Jugendgeschichte Zierotin's, der geheimnißvolle Schatz, in dessen Besitz er sich befindet, der Ueberfall im Walde, seine Gefangenschaft und sein Tod im Jesuitenkerker bilden eine Folge von Begebenheiten von spannendem Reiz. Zierotin ist ein Opfer der Jesuiten, welche seine Jugend vergiftet haben, welche seinem Alter nicht Ruhe und Frieden gönnten. Er ist ein Kosmopolit. „Ihr mögt recht haben", sagt er, „daß ich durch mein langes Wandern für das Wort und den Begriff des Vaterlandes etwas zu wählerisch geworden bin. Die Menschheit ist mir zu wichtig geworden und darin mag eine Schwäche liegen. Es ist eine Stärke, seinem nächsten Kreise ganz anzugehören, seinen verwandten Kreisen sich opfern zu können. Scheltet darum mein Schicksal, scheltet auch mich!"

Auch die Freiheit faßt er in des Wortes weitester Bedeutung:

Frei sein und frei machen ist eine höchste Aufgabe des Menschen, ist eine Lebensader der Religion. Wohl euch, wenn ihr ernstlich darangeht, und nicht blos äußerlich. Aber es steht zu fürchten, daß ihr die Freiheit euerer Gelüste für die Hauptsache haltet, und daß ihr nicht ahnt, die Freiheit fordere, wie alles Große auf Erden, einen schweren Dienst. Ihr sprecht ja zunächst schon immer nur von euerer Freiheit. Unsere Freiheit, unsere Freiheiten wollen wir haben! ruft ihr auf allen Straßen. Die Freiheit eignet nicht einzelnen. Sie ist kein abgesperrter Raum, sie ist eine Luft des allgemeinen Daseins. Wer Freiheiten will, der will Ausnahmen; das Wesen der Freiheit ist die ausnahmslose, ist die allgemeinste Gerechtigkeit. Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem andern auch nicht! sagt der Heiland, und lehrt damit das Grundgesetz der Freiheit. Denkt ihr, die ihr die Bibel vor euch einhertragt, denkt ihr an diesen Spruch? Ich glaube kaum.

Ein interessanter weiblicher Charakter ist Ludmilla von Loß, in dessen Zeichnung Laube seine Virtuosität bekundete, weibliche Schwächen psychologisch treu und doch anziehend darzustellen. Auch Isabella Harrach, Wallenstein's spätere Gemahlin, greift anmuthend in die Handlung ein. Der Roman ist reich an glänzenden Schilderungen, sowol was Hof- und Staatsactionen, als die Ereignisse freier Erfindung betrifft. Von den letztern erwähnen wir besonders den Ueberfall des Grafen Zierotin im Wienerwalde, von den erstern den Tod des Kaisers Matthias und die Schlacht am Weißen Berge. Als Probe dieser lebendigen Darstellungsweise theilen wir hier die Schilderung des sterbenden Kaisers mit:

Die Thür nach dem Schwibbogen war aufgegangen, und Baron Harrach war herausgetreten mit der halblaut gesprochenen Ankündigung: König Ferdinand! Die Anwesenden sonderten sich links und rechts, eine Gasse bildend, durch welche der Mann hinschreiten sollte, welcher die Regierung des Sterbenden zu übernehmen hatte. Es entstand eine athemlose Stille, und man hörte aus der Ferne eine klagende Stimme. Es war die Stimme des Kaisers, welchen wirklich das letzte Delirium ergriffen hatte, und welcher von den Phantasien des eintretenden Todes gepeinigt wurde. Mitzlau wendete erschrocken den Kopf nach der Richtung dieser Stimme. Die Thüren waren weit geöffnet: er sah bis tief in das Krankenzimmer hinein; er sah die breite Bettstatt des Kaisers, rings umkniet von Priestern, und auf ihr, die leichte Decke von sich schleudernd, den Kaiser Matthias im Hemd, der sich krampfhaft emporgerichtet mit den magern Armen, das fleischlose, von grauem Barte und flatterndem grauen Haar eingerahmte Antlitz vorstreckend, als wolle das erlöschende Auge einen Gegenstand erkennen, vor welchem sich doch die Seele zu fürchten schien. „Es ist der verstorbene Kaiser Rudolf, den er vom Throne gestürzt, und den er immerfort zu sehen glaubt!" flüsterte ein Nachbar Mitzlau's seinem Nachbar zu. Der Eindruck war ergreifend und die Stille so groß, daß man aus der Tiefe des zweiten Zimmers bis in dies große Vorgemach die kreischende Stimme des Phantasirenden in vielen Hauptwor-

n verstehen konnte. „Dietrichstein!“ hörte man, „Dietrichstein, as hat er entgegnet? Sag' alles! — Krank hat er ausgese- en? — Im Thurmzimmer? Den Zeigfinger hat er ausgereckt en Himmel, und — ich würde sein Mörder? — Heraus mit em schrecklichen Worte! — Mit den Nägeln würde man ihn us der Erde kratzen wollen, wenn ich — wenn ich zehn Jahre giert — das hat er gesagt? — Und ihr wollt kratzen? ratzen? — Entsetzlich! Entsetzlich! — Da steht er, da steht im Thurmfenster — o! Er steigt heraus! Er schreitet auf er Luft einher im langen Leichenhemde, er schreitet auf mich a — die Kohlendämpfe, die Schwefeldämpfe aus seinem Labo- atorium wehen mir ins Gesicht — er kommt näher, immer äher — Jesus Maria!“ Die letzten zwei Worte waren ein gel- ender Schrei — starr wie gebannt, den Mund weit geöffnet, ber ohne einen weitern Laut blieb der Kaiser sitzen und sah ach dem Vorgemache her in die offene Gasse — und durch diese asse schritt jetzt, aus der Schwibbogenthür kommend, ein ittelgroßer, schlanker Mann mit geröthetem Antlitz. Sein hlichtes Haar war blond, sein großes blaues Auge sah blicklos or sich hin, oder vielmehr in sich hinein. Die Lippen beweg- n sich, er ging betend einher; seine Rechte zeichnete mehrmals s Kreuz über Stirn und Brust. Es war König Ferdinand. Dicht hinter ihm ein ganz alter Jesuit mit gebücktem Rücken nd vorhängendem weißem Haupte, Pater Bartholomäus, des önigs Beichtvater aus der Steiermark. Langsam bewegten sich ie beiden Männer auf den Kaiser zu, welcher sich nicht mehr egte, aber aufrecht blieb. Geräuschlos schloß sich hinter den eiden Dahinschreitenden die Gasse — die Anwesenden folgten lle nach dem Sterbezimmer so vorsichtig und still, daß man einen Fußtritt vernahm. Mitlau ward mit hineingeschoben; sah und hörte nun alles in der Nähe. Als König Ferdi- and auf die Schwelle des Sterbezimmers trat, erhob er seine ugen und blieb stehen; Auge in Auge standen sich Vergan- enheit und Zukunft eines großen Reichs. Das gläserne Auge es Kaisers sah starr und — jedermann gewahrte es — bereits edankenlos auf den König, welcher langsam sein Knie beugte nd, jetzt halblaut betend, niedersank. Pater Bartholomäus, ufrecht hinter ihm, sprach ziemlich laut dieselben Gebetsworte, elche der König vor ihm flüsterte; da schoß es wie ein matter litz durch das Antlitz des Kaisers; war es der Tod? Nein, s war ein letzter Lebensfunke: die starren Züge sanken in chlaffheit, der stiere Blick ward durch eine Thräne erweicht, er offene Mund schloß sich langsam, die Hand griff nach der eite, als wollte sie etwas Wirkliches erreichen, und der junge taliener Carlo Blandini, welcher hinter den knienden Priestern and, trat zum Kaiser, den Kopf vorbeugend, als wollte er in gehauchtes Wort verstehen. Das Wort kam auch: „Nah- ung — Nahrung!“ lautete es. Blandini winkte einem Wärter, nd bezeichnete ihm eine kleine Schale auf dem Ecktische. Der Wärter reichte sie. Eine Flüssigkeit, mit welcher sie angefüllt war, rauchte noch ein wenig; es war einfache Fleischbrühe. Blandini führte sie zum Munde des Kaisers; dieser schlürfte egierig, bis kein Tropfen mehr in der Schale war — er schien erstärkt. Die Zuschauenden glaubten alle, der Todesanfall sei ochmals überwunden, und Waldstein, der dicht hinter Pater Bartholomäus stand, machte gegen Blandini ein Zeichen mit em Haupte, welches fragen mochte: ist es so? Blandini schüt- elte verneinend den Kopf, und in demselben Augenblicke fuhr n Zucken über den ganzen Körper des Kaisers, ein leises Ge- öhne rang sich aus der Brust, der aufrechte Oberkörper fiel ihlings zurück — der Kaiser Matthias war todt.

Die sich häufig wiederholenden Kerkerscenen und auch ie Genrebilder aus dem Volksleben leiden an einer zu roßen Breite, bei aller humoristischen Tüchtigkeit und ehäbigkeit. Doch dies vermag nicht das Verdienst der ht epischen Darstellung zu verdunkeln, welche uns Schritt für Schritt durch Raum und Zeit hindurchführt, mit jener vollen eingehenden Motivirung, wie sie dem Epiker zukommt, mit einer, Bild auf Bild in klarer Beleuchtung uns vor die Augen rückenden Anschaulichkeit. Und nicht blos die Architekturbilder der Stadt, die Räumlichkeiten der Schlösser, Klöster und Kerker; auch die Landschaftsbilder treten stimmungsvoll vor uns hin, scharfgezeichnet alle Pfade, auf denen die Handlung sich fortbewegt.

Der zweite dreibändige Haupttheil des Romans: „Waldstein“, ist von noch größerer Frische und Lebendigkeit, als der erste, und vermeidet jene allzu genauen Schildereien, welche der Phantasie die Mühe zumuthen, ein Gesammtbild aus einzelnen Steinchen zusammenzusetzen, während die echte Schilderung wie ein Schuß in das Centrum der Scheibe trifft, daß blitzartig die Gestalt in die Höhe schnellt. Nicht die Menge, sondern die frappant anregende Kraft der einzelnen Züge gibt der nachschaffenden Phantasie das klare Bild. Der zweite Theil des Romans ist dafür mit einer andern Gefahr bedroht, mit der Gefahr, einen großen historischen Helden, welchen Schiller bereits zum Mittelpunkte seiner Tragödie gemacht, auch zum Mittelpunkte der epischen Handlung zu machen und so in den Fehler der Memoirenromane zu verfallen, welche Weltgeschichte in puris naturalibus oder mit einem in Eile übergeworfenen Négligé auf den Markt bringen. Laube hat indeß diese Gefahr erkannt, und indem er abermals einen Phantasiehelden, den jungen Leo, in den Vordergrund stellt, sodaß wir in erster Linie um die Geschicke dieses, in die großen Welthändel verstrickten Jünglings besorgt sind, läßt er die Gestalt Waldstein's, die freilich noch mit gewaltiger geschichtlicher Wucht bestimmend auf die Ereignisse drückt, doch für den Gang des Romans etwas zurücktreten. Weit entfernt ein Tagebuch Waldstein's in Kapitel zu bringen, wie es die Romanbiographen gethan hätten, führt er uns nur zu den historisch wichtigen Momenten, zu den großen Krisen und Katastrophen in den letzten Jahren des Friedländers, und in der Regel an einem Faden, in dessen Knotenpunkte auch das Geschick Leo's, des eigentlichen Romanhelden, verstrickt ist. Dieser Leo ist, der Erfindung Laube's zufolge, der natürliche Sohn Waldstein's, der mit einem, diese Thatsache enthüllenden Schreiben seiner Mutter an Waldstein abgeht, das Schreiben, dessen Inhalt ihm unbekannt ist und allzu unwichtig dünkt, nicht abgibt, anfangs als eine Art von Max und als Waldstein's sympathischer Freund auftritt, dann in allerlei abenteuerliche Verwickelungen geräth, von Waldstein häufig den Kugeln als ein Verräther preisgegeben, nach der Schlacht bei Lützen als mitschuldig an dem Verlust des Treffens von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und nur durch die halb unfreiwillige Aufopferung des Hauptschuldigen gerettet wird. Später enthüllt die Mutter, durch des Sohnes Todesgefahr herbeigerufen, dem Feldherrn das Geheimniß: eine Scene, die von Laube tüchtig, ohne Sentimentalität und Beeinträchtigung der historischen Würde Waldstein's ausgeführt ist.

Was die Charakterzeichnung des hochstrebenden Gene-

rakissimus selbst betrifft, so ist sie vorzüglich und höchst interessant durch den Contrast mit der volksthümlich gewordenen Gestalt der Schiller'schen Tragödie. Laube's Waldstein ist eine „erzene" Erscheinung, mit dem Recht des Epikers nicht auf die Spitze eines einzigen Motivs gestellt, sondern durch die Naturgewalt seines Charakters, durch die Flut und Ebbe seines körperlichen Befindens schwankend hin- und hergetrieben. Für ihn wird es zum Verhängniß, daß er, der Soldat von Haus aus, die Rolle des Diplomaten spielen will; an seinen staatskünstlerischen Experimenten geht er zu Grunde. Laube zeigt uns das Bild des düstern Feldherrn in der Krankenstube, wie auf dem Schlachtfelde, in mannichfach wechselnder Beleuchtung. Ein strenger, oft grausamer Gebieter, nur flüchtig angeflogen von Regungen der Menschlichkeit, ein unheimlicher Forscher in der Astrologie, wie Anatomie, dem die Cadaver der Gehängten wie die Sterne des Himmels das Menschenschicksal erläutern müssen, erscheint dieser Wallenstein als ein wilder Häuptling in wilder Zeit, als ein meteorisches Gestirn, das mit dem Schweif der Soldateska durch die deutschen Lande fährt und mitten in den abenteuerlichen, wenn auch wohlerwogenen Planen in jähem Sturz zerschellt. Wie majestätisch tritt das Bild des größten deutschen Condottiere vor uns hin, wenn wir ihn in der Beleuchtung eines Gewitters in das alte böhmische Schloß Zleb einreiten sehen:

Er erinnerte zum ersten male wieder an jenen Waldstein, welcher über die Taborbrücke zum Krankenlager des Kaisers Matthias gesprengt war. Frei und kerzengerad, das Haupt nach dem Nacken zurück, keine Spur von gichtischer Krankheit an sich, saß er auf reich geschirrtem Rappen in der Tracht eines Feldherrn und Fürsten. Der rothe Sammetmantel mit Hermelin um die Schultern, das ledergelbe Wams vom großen Spitzenkragen bedeckt, die Aermel wie das Beinkleid roth mit Gold vernäht, der breitkrämpige, von Gold und Federschmuck flirrende Hut mit der rückwärts flatternden, breiten, rothen Feder — alles das hob das fahlgelbe, magere Antlitz und ließ es vornehm, verächtlich vornehm erscheinen unter den dunkeln Augenbrauen und dem wilden Augenschimmer, der niemand eines Blicks zu würdigen schien, der aber wie ein Blitz traf, wenn er sich ausnahmsweise auf einen Gegenstand heftete. Der Blitz des Himmels spottete indessen gerade hier des menschlichen Stolzes: der Friedländer war kaum fünf Schritte weit in den Schloßhof herein, da verdichtete sich die elektrische Feuermasse der Gewitterwolke zu einem Keil, und unter furchtbarem Donnerkrachen — es war der erste Donner dieses Gewitters — schlug dieser Blitzkeil in den Schloßhof, gerade in die geöffnete Gasse vor dem Herzoge. Man sah Staub und Schutt hoch aufstiegen vom Boden, und der erschrockene Rappe des Herzogs knickte in allen vier Beinen so tief zusammen, daß die Steigbügel fast den Boden berührten. Ein Schrei des Entsetzens flog in den Donner hinein von all den Zuschauern. Mit diesem Schlage aber hatte sich auch der Wind entfesselt; in einem Nu war der Staub verweht, und man sah den Friedländer wieder unverändert hoch zu Roß.

Die Genossen Waldstein's sind scharf und meistens abweichend von der Schiller'schen Auffassung geschildert. Auch der jugendlichere Octavio Piccolomini tritt in ein anderes Licht, als in der Schiller'schen Vaterrolle. Die letzte große Katastrophe in Eger gibt ein spannendes, lebendiges Bild; von den sorgsam geschilderten Localitäten heben sich die tragischen Begebenheiten um so energischer ab. Die Frauencharaktere treten in dem zweiten Theile fesselnder hervor als in dem ersten. Neben die sanften und mädchenhaften Gestalten einer Marie und Magna tritt Ludmilla von Loß als eine pikante Erscheinung von feiner Sinnlichkeit, als eine diplomatische Abenteurerin des damaligen high-life, während die derbsinnliche Susanne, die Maitresse von Holck, der niederländischen Schule angehört und eine kecke Staffage des wüsten Lagerlebens ist. Der Tod des wilden Holck ist ein aus drastischen Motiven geschaffenes, charakteristisches Zeitbild, ebenso das Märtyrerthum des milden Dunstan und die volksthümlichern Scenen, welche aus dem Zeitalter des Simplicissimus glücklich herausgegriffen sind. Ein von Laube meisterhaft arrangirtes Tableau von ebenso spannender wie erschütternder Wirkung bildet das Kriegsgericht zu Prag.

Wie schon im ersten Theile die Schlacht am Weißen Berge, so sind im zweiten die Schlachten bei Nürnberg und Lützen mit kriegswissenschaftlicher Treue, aber doch in poetischer, an das Einzelgeschick anknüpfender Lebendigkeit geschildert. Eine köstliche Skizze von psychologischer Wahrheit ist die Schilderung von Leo's Kanonenfieber vor Nürnberg. Wenn nach allen diesen Seiten hin Laube's historischer Roman mehr als irgendeine andere Erscheinung auf diesem Gebiete den epischen Kunstregeln entspricht und Anspruch darauf machen kann, ein harmonisches Kunstwerk genannt zu werden, so kommt ihm hierfür ein bisher noch unerwähnter Vorzug zu statten, den nur der handwerksmäßige Schlendrian und die flache Tageskritik geringachten darf, der Vorzug eines gleichmäßig klaren und prägnanten, einen classischen Zauber athmenden Stils, einer musterhaften Prosa, die, ohne die charakteristische Eigenthümlichkeit des Autors zu verleugnen, doch nirgends bizarre Purzelbäume schlägt oder sich in falscher Genialitätssucht gehen läßt, sondern das schöne Gleichmaß künstlerischer Bildung wahrt, selbst wo sie dem derbern Humor die volksthümliche Redeweise nachsieht. Wie hoch aber dieser Vorzug zu schätzen sei, wird uns ein Blick auf den Brachvogel'schen Roman lehren.

Rudolf Gottschall.

Rom und Germanien.

Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten vom General von Peucker. Erster Theil. Die Kämpfe in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung. (Dritter Theil von: Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten.) Berlin, v. Decker. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine zeitgemäßere Gabe hätte uns im gegenwärtigen Augenblicke wol nicht geboten werden können, als diese Kriegsgeschichte der deutschen Urzeiten. Wenn die Siegesfreude über den endlichen Austrag der großen norddeutschen Sache uns schließlich doch vielfältig wieder gestört, ja getrübt worden ist, so konnte der gesunkenen Stimmung kaum etwas Anregenderes entgegenkommen, als die hier gewährte Betrachtung des glorreichen ersten Eintritts Germaniens in die Geschichte. Und indem nun auch von einer andern Seite, und zwar von der Spitze der romanischen

Welt her, die Aufmerksamkeit auf eben jene Zeiten gelenkt und der bedeutsamen Formel „Cäsar, Karl der Große, Napoleon" Ausdruck gegeben wird, so war zugleich auf diese Formel des Imperialismus, insofern sie sich auf uns bezieht, mit dem vorliegenden Werke die bündigste deutsche Antwort schon im voraus gegeben. Der Verfasser sagt:

In den deutschen Schlachtfeldern der Urzeiten wurzelt die ganze zweitausendjährige Vergangenheit unsers Vaterlandes, und unser historische Bewußtsein des deutschen Volks, durch welches es bereits unzähligemal im tiefsten Unglück mit neuer Siegeskraft gestählt worden ist. Sie sind die Grundlage, auf welcher sich das fernere historische Leben nicht nur Europas, sondern der ganzen Alten Welt entwickelt hat..... Eine Wanderung über die Schlachtfelder der Urzeiten gewährt daher nicht blos dem Krieger, sondern auch dem Geschichtsforscher und überhaupt dem denkenden Vaterlandsfreunde ein mehrfaches Interesse, und es wird das deutsche Herz mit um so größerm Recht auf einer solchen Wanderung mit Freude und Stolz erfüllt, als alles, was wir aus dem Dunkel jener Zeit erfahren haben, uns durch Feindes Mund überliefert worden ist, und wir daher mit Gewißheit voraussetzen dürfen, daß wir nur den kleinsten Theil des Großen und Herrlichen wissen, welches uns nationale Ueberlieferungen erhalten haben würden..... Das Wurzeln Deutschlands in einer solchen Vorzeit muß aber als ein hochwichtiges Element seiner Macht betrachtet werden, denn das historische Bewußtsein eines Volks trägt die lebensfähigen Keime zu seiner weitern Entwickelung in sich und gewährt auch im größten Unglück feste und zuverlässige Stützen.

Ein so hochwichtiger Theil der frühesten Geschichte Deutschlands nun gerade die Kriegsgeschichte ist, so ist es doch ein Feld, das bisher keineswegs umfassend angebaut, ja auch nur gelichtet worden ist; es hat sich der Verfasser vielmehr großentheils seine Wege erst neu bahnen müssen. Die dürftigen und lückenhaften Nachrichten, welche uns römische und griechische Schriftsteller bei der Schilderung und Verherrlichung der römischen Kriegsthaten beiläufig auch über die deutschen Heere überliefert haben, gewähren nicht die nöthigen Anhaltspunkte für eine sich ins einzelne erstreckende Erörterung des Verhaltens der letztern. Nur der Forscher vermochte hier einzudringen, der nicht nur das eigentlich historische Material, sondern auch das archäologische, die Reste und Spuren von Kriegsbauten aus jenen Zeiten, dann auch das geographische, das gesammte Terrain des Kriegstheaters einem gründlichen Studium unterworfen hatte und nun den gewonnenen Stoff mit der wissenschaftlichen Einsicht des Strategen zu construiren wußte. Der Verfasser, allen diesen Erfordernissen entsprechend, hat nun, soweit in diesem ersten vom Anfang der deutschen Geschichte bis Christi Geburt reichenden Theile das Werk vorliegt, eine überaus lichtvolle, geordnete und kritische Zusammenstellung der gesammten Kriegsereignisse, somit eine Arbeit geliefert, die nicht blos dem Krieger und dem Geschichtsforscher, sondern überhaupt jedem denkenden Vaterlandsfreunde ein hohes Interesse gewähren muß, die daher wol eine im besten Sinne populäre zu nennen sein dürfte.

Man muß zwar einräumen, daß in weitern Kreisen das Interesse für deutsche Urgeschichte noch immer ein nur wenig reges ist, obgleich in neuerer Zeit das deutsche Nationalbewußtsein sich gehoben hat, und man deshalb wol hätte erwarten sollen, daß man sich mit besonderer Vorliebe für jene historische Grundlage, jene Wurzeln interessiren würde, aus denen eben die gesammte Nationalität sich entwickelt hat. Doch mag dieser Mangel an Interesse sich theilweise schon daraus erklären, daß es unter den germanistischen Forschern nicht eben viele gibt, die ihrem Gegenstand die Anschaulichkeit und Lebendigkeit verleihen, welche die Darstellung des Verfassers auszeichnet. Dabei ist nur zu häufig das Licht, welches über jene Zeiten verbreitet wird, weniger geeignet, das Dunkel derselben aufzuklären, als die Dunkelheit erst recht sichtbar zu machen.

Namentlich dürfte die zunächst durch Leo eingeführte celtische Schule, so begründet auch anderweitig ihre hohe Autorität sein mag, uns im geistigen Besitz des deutschen Alterthums aufs ernstlichste beeinträchtigt haben. Aus der Weltstellung, welche die Deutschen beim ersten Eintritt in die Geschichte einnahmen, aus dieser großartigen Stellung haben uns die Celten vertrieben und uns auf die Rhein- und Mainlinie als die Grenze des eigentlichen Deutschland verwiesen, in deren Süden und Westen alles Land celtisch sein sollte; während andere sogar das nördliche Deutschland nebst Skandinavien und England für die Celten in Anspruch nehmen, sodaß nichts übrigbleibt, als die Urheimat des gleich bei seinem ersten Auftreten so mächtigen Volks der Deutschen in einem in den Fluten der Nordsee versunkenen Lande zu suchen. Wir müssen diesen Verkleinerern des Vaterlandes ein entschiedenes „O nein! O nein!" entgegenrufen.

Die Philocelten begründen ihre Ansichten auf die Ableitung der Orts-, Fluß- und Gebirgsnamen von einer Reihe von Vocabeln, die sie als ausschließlich celtische aufstellen. Nun sind dies aber größtentheils Wörter, deren Wurzeln und Stämme in allen arischen Sprachen, besonders auch in den germanischen, zahlreich vertreten sind; und wenn sich mitunter im Celtischen Wörter finden, die genau die dem betreffenden Namen entsprechende Form aufweisen, so dürfte sich meistens nachweisen lassen, daß gerade solche Wörter altgermanische sind; denn die spätern celtischen Sprachen, wie das Wallisische, sind namentlich viel Germanisches enthaltende Mischsprachen, welche nach Art solcher Sprachen die altgermanische Form unverändert beibehalten haben, während im Deutschen selbst eine Lautverschiebung oder Lautanfügung stattgefunden haben mag. So soll z. B. trev, trof, trup, druf celtisch sein, weil wallisisch tref, ein Dorf ist, wonach denn mehrere der mächtigsten, anderweitig aufs bestimmteste als germanisch bekannte Stämme, wie die Trevirer, die Tribocken, die Adtrebaten, zu Celten werden müssen, obgleich die Form doch durch ganz Deutschland, Skandinavien und England als Endung verbreitet ist, wie in Ohrdruf, Helltrop, Castrop u. a. Dieses tref ist jedoch offenbar unser Trift, und auch Dorf ist nur eine dialektische Verschiebung desselben Worts, dessen Grundbedeutung die bei der zunächst auf Viehzucht basirten Oekonomie der Germanen so natürliche des einer Ortschaft zur Viehweide, zur Trift,

anberaumten Bezirks ist. Aehnlich verhält es sich mit dem celtischen brog und dem deutschen Burg, u. s. f. Andere Wörter werden geradezu irrthümlich als speciell celtisch angenommen; so z. B. das so häufig in Städtenamen vorkommende dun (dunum, dinium), das für ein unzweideutiges Zeichen celtischen Ursprungs gilt, während das Wort, übrigens in allen germanischen Sprachen vertreten (Dühne, down u. s. w.), doch plattdeutsch ist, dun, ein Hügel, wie das Plattdeutsche denn auch die unmittelbare Wurzel des Worts hat, dunen, dehnen, von welcher es auch dunsen, aufschwellen, aufblasen (woher auch hochdeutsch Dunst), dun, betrunken (d. i. aufgeschwollen) u. a. m. bildet. In sehr vielen Fällen sind diese Ableitungen aus dem Celtischen aber an sich ganz unzutreffend.

Hat man uns doch sogar unsern ältesten, glorreichsten, den Römern bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. bekannten Namen Germane zu einer Benennung gemacht, welche den Deutschen von ihren celtischen Nachbarn beigelegt und durch diese den Römern übermittelt sein sollte. Leo (zuerst in Haupt's „Zeitschrift für deutsche Alterthumskunde", Bd. 5, Leipzig 1845) erklärte, „namentlich das ob metum in Tacitus' «Germania» (B. 2) berücksichtigend", den Namen Germane vom celtischen gairm, garm, Geschrei, als Schreier, und J. Grimm, „Geschichte der deutschen Sprache", adoptirt diese Erklärung, indem er hinzufügt, daß der Name (Schreier) „sich trefflich für einen Helden im Kampfe schickte". Zeuß, die Hauptautorität in celtischen Dingen, ist jedoch von Leo's Beweisführung keineswegs überzeugt und erklärt („Grammatica Celtica", S. 725), Germane aus dem celtischen ger, Nachbar, wonach aber das „man" unerklärt bleibt, es wäre denn, man nähme es für das celtische man, klein, sodaß das Wort „kleiner Nachbar" bedeuten würde. Diese Aufstellungen jener großen Autoritäten gewähren ein Beispiel von den Ungereimtheiten, zu denen man mit dem Celtischen auf germanischem Boden geräth. Das Wort Germanus entstand durch römisches Misverständniß aus dem altdeutschen gemans, gemein, communis. Ein ei im jetzigen Hochdeutschen setzt immer ein früheres a voraus, wie Stein, stan, Bein, ban, Eiche ak. So ist es im Angelsächsischen, das lautlich dem frühesten Deutschen am nächsten steht. Das angelsächsische geman hat sich denn auch — wie sonst so viel Altgermanisches in England — in kaum veränderter Form aber unveränderter Bedeutung im altenglischen yeman, neuenglischen yeoman (sprich jiman), ein Freisasse, erhalten. Der yeoman, Freisasse, gilt noch heute für den Kern der englischen Nation. So bezeichnet ihn auch Hallam, indem er gelegentlich der normannischen Eroberung bemerkt („History of the English constitution", II, 482): „It is reasonable to suppose that the greater part of those who appear to have possessed small freeholds or parcels of manors were no other than the original nation." So ist auch im altenglischen Balladencyklus von Robin Hood, weil darin dem nationalen Element gegenüber dem fremden normannischen Ausdruck gegeben werden sollte, der Robin Hood der „yeman" par excellence, und der stehende Refrain ist: „God have mercy on Robin Hody's soul And save all good yemanry!" Dieses englische yeoman, yeman ist lautlich ganz identisch mit dem berlinerischen „jemeen", indem die sächsischen Stämme die Tendenz haben, das g weich wie (= englisches y) auszusprechen.

Geman (gemein, communis) aber nannte sich der Deutsche als der Gemeinschaftliche, der Genosse, zur allgemeinen und treffendsten Anerkennung des obersten Grundprincips der deutschen Verfassung, der Gesammtgenossenschaft und Gesammtbürgschaft der Gemeinde, desselben Princips, aus welchem sich später auch die feudale (Burg-gut-) Landesvertheilung und das Vasallenthum entwickelte. Indem der Deutsche das e der ersten Silbe wahrscheinlich etwas breit aussprach, mußte der Römer statt geman germanus verstehen, da der Anklang des lateinischen Worts germanus mitwirkte, und zwar um so mehr, als er auf Erkundigung nach der Bedeutung des deutschen Worts fand, daß dieselbe der des lateinischen ganz wohl entsprach. Es ist daher auch natürlich, daß Strabo (B. 7) das Wort für eine passende Uebersetzung eines gleichbedeutenden einheimischen Ausdrucks hält, während Plutarch (Mar. 24) Γερμανοί als geradezu gleichbedeutend mit ἀδελφοί nimmt. Auch für das ob metum in Tacitus' „Germania" (B. 2) erhalten wir jetzt einen verständlichen Sinn: es rührt offenbar von einer patriotischen Antwort der Deutschen auf eine römische Erkundigung nach der Bedeutung des Worts her, daß nämlich die Deutschen ihre Genossen nannten, um ihren Feinden Furcht einzuflößen, wogegen nach der Leo-Grimm'schen Erklärung es heißen würde — die Deutschen hätten sich „Schreier" genannt — ob metum — um ihre Feinde bange zu machen!

Das Wort hat sich übrigens in der alten Form, wenn auch mit Abstoßung des Augments, auch noch im jetzigen Hochdeutschen erhalten, nämlich in Manen, Mannen (Genossen), wie man denn schon an der Biegung ersieht, daß dieses Wort ein substantivisch gebrauchtes Adjectiv und von Mann, Mannes, Männer ganz verschieden ist. Es hat auch das Angelsächsische schon neben geman, gemaen, gemoen, moen. Und hieraus ergibt sich der wichtige Punkt, welcher den Namen Geman, wie die ihm zu Grunde liegenden politischen Begriffe, so auch die Anwesenheit der Gemanen in Deutschland in die früheste Urzeit zurückführt, daß auch der Name Moenus, Main, dieselbe Bedeutung hat. Der Main ist die centrale Hauptader von Urdeutschland und daher auch κατ' ἐξοχήν der Fluß der Gemanen.

Die obige Erklärung bestätigt sich nun weiter dadurch, daß wir noch mehrere andere Benennungen vorfinden, welche sämmtlich dieselbe Bedeutung haben. So Alemannen, welches aus Algeman entstanden, wie Allod aus Algut und daher ganz identisch mit Geman ist. Die Alemannen kommen übrigens nicht blos südlich vom Main vor, wie nach der entschieden irrthümlichen Ansicht der Römer, und weil die dortigen suevischen Völkerschaften sich später vorzugsweise so nannten, wol angenommen wird, sondern auch mehrfach in andern Theilen. So treten im nördlichen England Alemannen als mächtige Bundesgenossen

des zu Eboracum (York) residirenden Kaisers Constantius auf, welche, als derselbe daselbst (im Jahre 306) starb, seinen Sohn Constantin auf den römischen Thron setzten.

Ferner findet sich häufig der Name Mat, welcher das holländische maat, englisch mate, Genosse ist. Hierher gehören z. B. Mattium, die Hauptstadt der Chatten, Hessen (jetzt das Dorf Metze a. d. Matze, unfern Gudensberg), was besonders zutreffend ist, weil die Holländer (Batavier), in deren Sprache das Wort maat jetzt noch gewöhnlich, ursprünglich aus Hessen stammten; die Mattiaken, oder östlichen Hessen zwischen Taunus und Lahn (Taunus ist das deutsche — nicht celtische — Dun, englische down, Höhe), die Mediomatriken, d. i. mittlern Maten, weil sie nämlich jenseit des Rhein zwischen den germanischen Stämmen der Sequaner und Tribocken in der Mitte saßen, deren Hauptstadt Divodurum, im Alterthum auch Mediomatrici, im Mittelalter Mettis genannt, das jetzige Metz; die Nemeten (wol neue Maten) u. s. f., ferner die Matrona, die Marne, die Rona (Fluß) der Maten, welche an sehr bezeichnender Stelle — bei Lutetia Parisiorum — in die Sequana, Seine mündet, endlich der Matoas, ein alter Name der Donau, welcher eine Zeit lang statt des nicht deutschen, aber ältern Namens Don, Dan platzgegriffen zu haben scheint (Danubius ist der obere Dan, Ister, anstatt Dan-Ister, der östliche Dan). Auch waren die bekannten Deae Matronae oder Matres der nördlichen Gallier (d. h. der belgischen Germanen) nicht etwa Mütter — wenngleich sie die Mütter im zweiten Theil des „Faust" wol veranlaßt haben —, sondern Maten, Genossinnen, da sie zum Menschen in keiner mütterlichen Beziehung standen, sondern sich ihm gesellende Schutzgenien waren.

Von besonderer Bedeutsamkeit ist uns aber der Name Bas, Genosse, ein im jetzigen Plattdeutsch noch ganz gewöhnliches Wort. Dasselbe erscheint neben der Form bas als vas, im Plural durch Umlaut vesi, oder corrumpirt als vos. Wir treffen es sofort im Wasgau, dem ältesten, von jeher einzig richtigen westlichen Grenzgebirge der Basen oder Gemanen, bei den Alten Mons Vosagus oder Vosegus oder, corrumpirt, Vogesus genannt. Oestlich von demselben war von jeher der ganze Gau bis zum Rhein durchaus deutsch. Wie die Tribochen (Waldstädter), die Nemeten, die Mediomatriken, war auch das große Volk der Sequaner deutsch; dies ergibt schon der Name, welcher nur eine Wiederholung des Namens der Sigambrer ist, wie der des Flusses Sequana des der Siga (Sieg), welcher vom deutschen siegen, niederwärts fließen, kommt. Es zeigt sich ferner darin, daß die Römer ihren Hauptgott mit dem Mercur identificirten, wie sie immer mit dem Wutan (Wodan) thaten, besonders aber zeigt es sich in ihrem Verhalten, denn eben weil sie selbst Deutsche waren, riefen sie die Gemanen von jenseit des Rhein gegen die celtischen Aeduer zu Hülfe. Ihre Hauptstadt ist daher auch Besantio oder Vesontio, die Stadt der Basen, noch heute Besançon. Deutsch waren auch die Rauraken, deren Hauptort demnach auch Basenstadt, Basilia, jetzt Basel heißt. Ebenso finden wir den ältesten östlichsten Stamm der Deutschen, welcher bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. in der Geschichte auftritt, als Basen, die Bastarnen, d. h. Basi isterni, östliche Basen. Dieselben saßen an den Ostkarpaten und der untern Donau; wie das westliche Grenzgebirge der Deutschen als das der Basen bezeichnet wird, so wird daher die äußerste Ostmark, die der Ostkarpaten, in derselben Weise benannt und noch im 3. Jahrhundert nach Christus, in der Peutinger'schen Tafel, als Alpes Bastarnicae aufgeführt. Der Name kommt auch sonst noch vielfach vor, z. B. Vosava (Baseninsel) im Land der Trevirer am Rhein, jetzt Oberwesel, Basilia, Hauptstadt im Land der Remer, Basilia, eine Insel in der Nordsee, die sogenannte Diamanteninsel u. s. w. Endlich findet sich auch das Wort, und zwar in sehr voller Form, wieder drüben in England. Die Westsachsen heißen bei den Chronisten Gewessi, und auch Vortigern wird Consul Gewissiorum genannt. Von Bas, Vas, Vassus kommt auch Vasall, wie ja das ganze Feudalwesen aus dem ursprünglichen Genossenschaftswesen hervorgegangen ist.

So hat dem Deutschen seine Urzeit die große Weltstellung, die sie gleich bei ihrem ersten geschichtlichen Erscheinen einnahm, in der Erstreckung von den Bastarnischen Alpen bis zum Wasgau mit ihren eigensten Namen, nicht minder, als durch ihre jahrhundertlangen, stets, auch in der Niederlage glorreichen Kämpfe, scharf und bestimmt abgemarkt: eine stete Mahnung, jene Machtstellung und des Namens wahre Bedeutung zu wahren.

Die deutsche Geschichte der letzten zwei Jahrtausende hat sich in ihren wesentlichen Grundzügen in den Wechselbeziehungen zwischen der germanischen und romanischen Welt bewegt: es war ein steter Ruck und Gegenruck, ein langes Zwiegespräch, in welchem auf die Anfrage von der einen Seite die Antwort von der andern nie lange ausgeblieben ist. Großartiger, gewaltiger aber konnten die Deutschen wol kaum bei ihrem ersten Eingreifen in die Weltgeschichte auftreten, als es gegen Ausgang des 2. Jahrhunderts v. Chr. durch die Cimbern und Teutonen geschah. Zwei große Volksheere, jedes an 300000 streitbare Männer enthaltend, zogen sie nach Süden durch das deutsche Land, die Teutonen längs des Rhein, die Cimbern im äußersten Osten. Sie kamen aus dem fernen Norden, aus einem von den Fluten der Nordsee verschlungenen Lande. Aber nicht, wie man wol annehmen mag, gleich rohen, entzügelten Naturgewalten zog die Völkerströmung einher. Was die Cimbern und Teutonen besonders kennzeichnet, ist die plangemäße Ordnung und Regelung der Bewegungen, die genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen im Süden Europas, eine umsichtige, ja vorsichtige Politik. Durch Deutschland zogen sie in zwei, so weit wie nur möglich voneinander getrennten Abtheilungen, weil sie in Freundes Land waren und daher bei der Größe des Zugs möglichste Schonung dieses Landes geboten war. Der Zug ging in der Richtung nach der römischen Grenze, doch keineswegs nach Rom war er bestimmt. Die Quellen des Rhein und der Rhône hatte man als Wiedervereinigungspunkt beider Züge festgesetzt;

denn das südwestliche Gallien war die Bestimmung der Wanderer, jene herrlichen Gauen, von denen man wußte, daß sie weder in römischem noch germanischem Besitz, also gewissermaßen herrenlos, weil nur von Celten und Iberern bewohnt waren. Während das südöstliche Gallien von der römischen Gallia Provincia, war das Land nördlich von der Sequana (Seine) und östlich vom Wasgau von germanischen Stämmen eingenommen, weshalb man weiter unterhalb den Rhein nicht hatte passiren können. Von jenem Quellengebiete aus hoffte man aber zwischen den römischen und gallischen Besitzungen hindurch in das Celtengebiet gelangen zu können, auch wollte man sich daselbst mit den stammverwandten (sicherlich nicht celtischen) Völkerschaften der Helvetier und Ambronen vereinigen. Mit dem mächtigen Rom dagegen sollte sorgfältigst jeder Conflict vermieden werden.

Obgleich diese Völkerschaften von den Römern wiederholt auf das tückischste angegriffen wurden und diesen wiederholt die schmählichsten Niederlagen beibrachten, ließen sie sich doch nicht verleiten, auch nur einen Fuß breit römischen Bodens zu betreten. Die Römer aber hatten eine ebenso klare Erkenntniß von der Bedeutung dieser germanischen Auswanderer, wie diese von ihnen bekundet hatten. Sie erkannten es als eine Lebensfrage, daß nicht auch der südliche Theil Galliens, wie bereits der nördliche, in den Besitz der Deutschen falle. Sie setzten daher trotz ihrer fortwährenden Niederlagen den Kampf mit der äußersten Erbitterung fort. Die Cimbern und Teutonen hatten inzwischen das celtische und iberische Gallien, sowie auch das nördliche (iberische) Hispanien ohne besondere Anstrengung eingenommen, und da sie sich nun von dem unversöhnlichen Groll der Römer überzeugen mußten, so entschlossen sie sich endlich, im elften Jahre nach ihrem ersten Zusammentreffen mit den römischen Waffen, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen und angriffsweise gegen Italien vorzugehen. Die strategische Conception zu diesem Angriff war großartig. Die Hochalpen sollten umgangen, die Päße derselben durch die mit dem Kriege in den hohen Bergregionen bekannten schweizer Bundesgenossen besetzt und gedeckt, demnächst in zwei Colonnen — längs der Küste und von Deutschland aus —, gleichzeitig in Italien eingebrochen und mit dem auf italienischem Boden zu Einer großen Heeresmasse vereinigten beiden Abtheilungen der Kern des Widerstandes angegriffen werden. Das cimbrische Heer überwand mit so bewunderungswürdiger Energie die vielfältigen sehr großen Schwierigkeiten dieser Umgehung, daß es in demselben Augenblick an den Ufern der Etsch seine Lorbern pflückte, wo die Gewässer der Arc am Fuße der Seealpen von dem Blute seiner teutonischen Brüder gefärbt wurden. Allein Teutoboch, der teutonische Feldherr, welcher nach der Trennung von den Cimbern hätte zögern und einer Schlacht ausweichen sollen, überstürzte die Sache dadurch, daß er, dem Ungestüm seines Heers nachgebend, den römischen Feldherrn Marius zur Schlacht drängte, und Bojorix, der cimbrische Feldherr, welcher hätte eilen sollen, beging den verderblichen Misgriff, daß er, anstatt seinen glänzenden Sieg an der Etsch zu verfolgen und auf das wehrlose Rom vorzugehen, stehen blieb, um die Teutonen zu erwarten. So bot sich dem Marius Zeit und Gelegenheit die Teutonen und die Cimbern mit seiner gesammten Macht einzeln anzugreifen und die Entscheidung der Tage bei Aix und auf dem Raudischen Felde zu erlangen, welche Rom vom gänzlichen Untergang rettete und die überschwemmende germanische Volksflut in ihre frühern Grenzen zurückwarf. Am folgenreichsten aber sollte sich hierbei der mit der neuern Geschichte einen so merkwürdigen Parallelismus bildende Umstand erweisen, daß Marius der Oheim seines Neffen war, jenes Julius Cäsar, welcher der eigentliche Gründer der romanischen Welt, wie sie zeither bestanden, wurde.

Die Eroberung Galliens durch Cäsar war der romanische Rückschlag, welcher dem vorhergegangenen germanischen Stoß unmittelbar folgen mußte. Der gallische Krieg war ausschließlich ein Kampf zwischen Rom und den deutschen Völkerschaften, zunächst denjenigen, welche das später Gallia Belgica benannte Land, zwischen Rhein, Sequana und Wasgau, bewohnten; es ist tief zu beklagen, daß es den celtischen Forschern auf durchaus unzureichendem Grunde gelungen ist, den größern Theil jener Stämme zu Celten zu wandeln, und uns dadurch zu verhindern, die hohe national- und welthistorische Bedeutung jenes schweren Kriegs zu würdigen. Die Belgen alle (nach dem noch gegenwärtig plattdeutschen Belg, Niederung, benannt) waren sicherlich durchgehends deutsche Stämme, und ebenso waren es die Britonen oder Britten (so nach der deutschen Göttermutter Brida oder Berta, hochdeutsch Berchta, nordisch Briga, Frigga, Freia, benannt). Deutsch waren auch die Sequaner, die, eben weil sie es waren, die Gemanen von jenseit des Rheins herangezogen hatten. Das celtische Element dagegen, wie es sich in den eigentlich gallischen Völkerschaften zwischen Sequana und Garumna vorfand, erscheint von vornherein auf römischer Seite oder verhält sich passiv. Der Römer verstand es jedoch, einer abermaligen Parallele mit der neuern Geschichte zufolge, die ganze Geschichte in einzelnen Scenen durchzuspielen, einem Gesammtauftreten der Deutschen zuvorzukommen. So kam denn zuvörderst Ariovist an die Reihe, in welchem Cäsar jedoch einen ebenbürtigen Gegner fand, wie schon dessen bewunderungswürdiger Flankenmarsch erweist. Ariovist hätte Cäsar sicherlich aufs Haupt geschlagen, wenn er nicht, in verhängnißvoller Weise dem Volksglauben zum Opfer fallend, durch die Seherinnen am rechtzeitigen Angriff verhindert worden wäre. Verderblich wirkte dabei der für die damaligen deutschen Heere überhaupt charakteristische Mangel einer Reserve. Auf Ariovist folgte dann die belgische Eidgenossenschaft, welche ein Heer von 300000 Mann unter Gelba aufstellte. Cäsar verstand es durch seine schon geschickte Diversion nach Westen ins Land der Bellovaker während des übereilten Zuges Gelba's nach Osten, nach Bibrax im Land der Remer, das Bundesheer ohne Kampf zu zersprengen, „ne cum tanta multitudine uno tempore conligendum sit". Da stellte vereinzelt sich der

Stamm der Nervier entgegen und zeigte durch seine fast
eispiellose Tapferkeit, was hätte geschehen können und sol-
en, wie auch der Führer der Nervier, Boduognatus, als
Stratege sich als ein würdiger Gegner des großen Feld-
errn zeigte, welchem in der Schlacht an der Sambre
bermals eine entscheidende Niederlage bereitet worden wäre,
enn ihn nicht im letzten Augenblicke seine Reserve ge-
ettet hätte. Dann folgte weiter Aduatuka, in welcher
estung der letzte Rest der Cimbern eine Zufluchtstätte
efunden, und wo nun Cäsar, dem jeder Augenblick so
ostbar war, zu einer langwierigen, regelrechten Belage-
ung genöthigt wurde. Daß es jedoch nicht etwa Man-
el an Verkehr war, welcher die einzelnen deutschen Stämme
n der Vereinigung hinderte, bewies der große Bund,
elcher sich sofort nach Cäsar's zweitem gallischen Feld-
uge bildete, und welcher den meerbeherrschenden, unstreitig
eutschen Stamm der Veneter, welcher die gallische West-
üste unterhalb der Loire innehatte, die Britonen, die
elgen und die Hauptstämme des rechten Rheinufers um-
aßte. Allein gerade die weite Verbreitung des germani-
hen Bundes erleichterte es Cäsar, nachdem er sich ein-
al in Belgien in centraler Stellung festgesetzt hatte, in
inen sich stets mehr adlerartig entwickelnden Bewegungen
ine Stöße nach rechts und links auszuführen. So wurde
ritannien, wenngleich Cäsar nach zweimaligem Hinzuge
s nicht behaupten konnte, doch für seine Theilnahme am
unde gezüchtigt und der spätern römischen Eroberung
ahn gebrochen. So schlug er zweimal eine Brücke über
en Rhein und kehrte beidemal unverrichteter Dinge zu-
ück, doch wurde der Masseneinbruch von jener Seite her
ehindert. Es gelang, das deutsche Element im belgischen
allien zu bewältigen; doch gelang es nur, weil Cäsar
benso groß im Rath und in der Schlacht, wie im tücki-
hen Verrath und in der rücksichtslosesten Schlächterei
ar. Nachdem der Verfasser berichtet, wie Cäsar das
olk der Eburonen, um es zur Strafe für seinen tapfern
Widerstand bis auf den letzten Mann und seinen Namen
uszurotten, zu drei verschiedenen malen plötzlich überfiel
und ihr ganzes Land mordend, brandstiftend, plündernd,
erwüstend durchzog, fügt er wehmüthig hinzu: „Von die-
em Zeitpunkte ab verschwindet dieser tapfere, freiheits-
iebende Stamm unter dem Namen der Eburonen aus der
eschichte." Allein so stark ist das gemane Element, daß
den an diesem Namen sich seine Unüberwindlichkeit be-
ährt hat. Denn in Eburacum, der Hauptstadt der
ammverwandten Briganten im nördlichen Britannien —
hr wahrscheinlich von Auswanderern jener Eburonen ge-
ründet —, hat sich der Name, wenn auch in der mo-
ern veränderten Form York als der der zweiten Haupt-
adt Britanniens, in Neuyork als der der Metropole des
ngelsächsischen Amerika bis heute erhalten.

Durch die römische Eroberung wurde Gallien, das
orher aus drei wesentlich voneinander verschiedenen Thei-
n bestanden hatte, dem germanischen im Norden, dem
eltischen in der Mitte und dem iberischen im Süden,
u einem einheitlichen romanischen Conglomerat umgewan-
elt. Durch diese Eroberung wurde Rom erst eigentlich
zur Weltmacht, es hörte aber dadurch zugleich auch als
Weltmacht auf; denn der Schwerpunkt der romanischen
Macht zog sich fortan von Rom ab nach Gallien hin und
ist dort seitdem verblieben; wie denn die unmittelbare Folge
für Rom der Sturz der Republik und die Begründung
jenes eigenthümlichen romanischen Instituts, des demokra-
tischen Despotismus, des Cäsarismus, war. Nicht „die
Gewalt der Ideen Cäsar's", wie der kaiserliche Biograph
meint, war es, sondern lediglich die materielle Schwere
des fremdländischen („barbarischen") Elements, was Rom
diesen Cäsarismus brachte: ein Ergebniß, in dem sich kei-
neswegs die „civilisatorischen Segnungen des Genies" er-
kennen lassen, das vielmehr zu einem stets zunehmenden,
endlich zum vollständigen Verderben führte.

Nachdem Rom nunmehr die Rheingrenze, dann unter
August auch die Donaugrenze gewonnen hatte, galt es
vor allem das innere Germanien des rechten Rheinufers
von der Belgica und den Süddonauländern vollständig ab-
zuscheiden. Es wurden daher unter Agrippa und na-
mentlich unter Drusus, auf den Cäsar's Feldherrnmantel
sich vererbt hatte, jene Rhein- und Donaulinien von Forti-
ficationen aufgeführt, von deren höchst erstaunlicher Aus-
dehnung, Stärke und kunstreicher Gliederung man nur
durch eine so gründliche und anschauliche Darstellung, wie
sie vorliegendes Werk liefert, eine einigermaßen deutliche
Vorstellung erlangen kann. Durch das solideste Straßennetz
untereinander und mit den innern römischen Provinzen
eng verbunden, die beiden Riesenströme zu Festungsgräben,
bildeten diese Fortificationen und Burgen, deren
allein am Rhein an funfzig aufgeführt wurden, nur eine
einzige gewaltige Grenzfestung. Deutschland wurde da-
durch an der West- und an der Südseite gefaßt, in einen
Triangel eingeklemmt. Gar bald war denn auch die
Mainlinie gefaßt, in derselben Weise gefestigt, und da-
durch die beiden Centralknotenpunkte Reginum (Regens-
burg) und Mogontiacum (Mainz) in gerade Verbindung
gebracht; war ferner eine Reihe von Werken längs der
Lippe durch das westfälische Becken in der Richtung auf
den Harz — damals das Herz der deutschen Wehrkraft,
der Hauptsitz der Cherusker — vorgeschoben, von welchen
Werken das starke Fort Aliso (an der Mündung der Liese
in die Lippe) den Kopf darstellte; war endlich auch die
Nordseeküste recognoscirt und in Angriff genommen. Diese
riesige Vorwehr zeugt von der Stärke des Widerstandes,
den zu brechen sie bestimmt war. Auf solcher Basis so-
dann offensiv vorgehend, brach Drusus denn auch in
den vier Feldzügen vom Jahre 12—9 v. Chr. den tapfer-
sten, hartnäckigen Widerstand der deutschen Stämme. Die
Niederlagen, welche sie erlitten, waren so entscheidend,
die Wunden, welche ihrer Streitkraft geschlagen wurden,
so tief, daß auf eine Reihe von Jahren hin eine gänz-
liche Lähmung dieser Streitkraft eintrat. Selbst als Dru-
sus in seinem vierten Feldzuge zur fernen Elbe gezogen
war, wagten die sonst so thatkräftigen Stämme des rech-
ten Rheinufers nicht hervorzubrechen. Domitius Ahenо-
barbus, der Nachfolger des Drusus, gelangte ohne Ge-
fährde selbst über die Elbe, bis ins Brandenburgische.

Es war Mitternacht geworden; der Morgen brach aber doch wieder an. An diesem kritischen Augenblicke der deutschen Geschichte bricht der vorliegende erste Band ab.

Wenn der kaiserliche Biograph Cäsar's uns in seiner Vorrede andeutet, nicht nur die Franzosen, sondern auch die Deutschen sollten den Fall Napoleon's in Sack und Asche betrauern und, wie Antonius den Tod Cäsar's, beweinen, so sind Studien, wie die hier besprochenen, welche das Verhältniß des Cäsarismus zum deutschen Wesen gründlich an der historischen Wurzel erfassen, wol die geeignetste Antwort, die wir auf eine solche Zumuthung ertheilen können.

Wilhelm Bentheim.

Markham's Berichte über Peru.

Zwei Reisen in Peru von Clemens R. Markham. Leipzig, Senf. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Es liegt hier die deutsche Bearbeitung der beiden Reisen vor uns, welche der Engländer Markham nach Peru unternommen hat. Die erstere, in den Jahren 1852 und 1853 war mehr der allgemeinen Beobachtung der peruanischen Verhältnisse, sowie geschichtlichen und culturwissenschaftlichen Studien gewidmet, während die zweite, 1860 und 1861, im Auftrage der englischen Regierung erfolgte, um Samen und Sprößlinge der Chinchonabäume zu sammeln, zu dem Zwecke, in ähnlicher Weise wie die Holländer dies schon früher auf Java ausgeführt hatten, in Ostindien die Chinarinde heimisch zu machen.

Das Werk zeugt für die Beobachtungsgabe des Verfassers, dem die Erreichung seiner Absicht sowol durch die Gastfreundschaft, die er überall fand, wie auch durch eigene Geldmittel und Empfehlungen, worüber er verfügen konnte, erleichtert wurde; nur bei der zweiten Reise, bei der Ausführung der Baumsprößlinge, legte die Engherzigkeit einiger Eingeborener Schwierigkeiten in den Weg, doch auch diese ließen sich durch einen Besuch beim Finanzminister Oberst Salcado beseitigen. Die deutsche Bearbeitung ist fließend und gewandt, auch die mitgetheilten poetischen Proben aus der Quichua-(Kochua-)Sprache sind in dichterischer Form in gefälliger Weise wiedergegeben; in gleicher Weise können sich auch die naturhistorischen Partien des Buchs großer Sorgfalt rühmen. Das einzige, was man vermißt, ist eine geographische Karte mit der Verzeichnung der Punkte, welche im Werke erwähnt sind; vergebens würde man manche der aufgeführten Indianerdörfer oder der Farmen, die auf der Grenze der Civilisation liegen, auf andern Karten suchen.

Markham's Urtheil über die Peruaner ist im allgemeinen ein günstiges, oder besser gesagt kein ungünstiges. Die freundliche Aufnahme, die ihm, wenigstens bei der erstern Reise, überall zutheil wurde, verbunden mit der herrlichen Natur, die ihn umgab, mußten harmonisch auf seinen Geist wirken, und so blieb denn die schwarze Brille, durch welche Engländer auf Reisen gern zu sehen pflegen, glücklicherweise unbenutzt. In Bezug auf das Ländergebiet der Republik Peru unterscheidet er das Uferland zwischen den Küstencordilleren und dem Großen Ocean mit sandigen Einöden und fruchtbaren Thälern, die Zucker, Baumwolle und Wein liefern, dann die Sierra, die Andenkette der Cordilleren, das Heimatland der Kartoffel, in deren Mitte Cuzco, die Hauptstadt der Inkas, unter 13° 31′ südl. Br. und 55° 23′ westl. L. von Ferro, 11380 Fuß über dem Meere liegt, und endlich die Montanna, die tropischen Wälder im Osten der Alpen, zwei Drittel von Peru bedeckend.

Die erstere Reise erstreckte sich hauptsächlich über das Uferland und die Sierra, doch drang Markham im Mai 1853 auch bis 12° 45′ südl. Br. und 70° 30′ westl. L. von Greenwich in die Montanna vor, bis zu einem Hügel, wo er einen Blick auf den Purus, der seiner Meinung nach der schiffbarste Nebenfluß des Amazonenstroms ist, werfen konnte; manche der frühern Haciendas (Ansiedelungen) waren von den Chunchos-Indianern zerstört worden. Auf der zweiten Reise kam er bis in die an Chinchonabäumen reichen Wälder der Provinz Caravaya, welche letztere zum Flußgebiete des Purus gehört. Beide Reisen beschränkten sich auf den südlichen Theil Perus, nach dem Flusse Loa hin, der die Grenze nach Bolivia bildet. Markham kam über Neuyork, Aspinwall, Panama und gelangte von letzterm Orte aus mit dem Dampfschiff in sechs Tagen nach Callao, der Hafenstadt, welche durch eine Eisenbahn mit Lima in Verbindung steht. Ueber Ayacucho, Yquicha, Andahuayles, Alancay ging er nach Cuzco, der alten Inkastadt, die noch immer mit ihren Vorstädten zusammen 58300 Einwohner zählt, und hielt sich eine Zeit lang in der Stadt Uzulambo im Thale des Vilcamayu auf, welcher letztere sich nach einem Laufe von etwa 80—90 (geogr.) Meilen in den Apurimac ergießt; dort, im Paradiese von Peru, dem Lieblingsaufenthalte der Inkas, studirte er die Literatur der alten Peruaner, deren Abkömmlinge die Inka-Indianer sind. Das Drama „Apu (Ritter) Ollantay" beschäftigte ihn hauptsächlich; der Sage nach am Hofe des Inka Huayna Capac (1475—1526), kurz vor dem Einfalle Pizarro's, aufgeführt, behandelt es den Aufstand, den der General Ollantay unter der Herrschaft des Inka Pachacutec (1340—1400) erhob, als ihm die Hand der Inkatochter Cusi Coyllur (der freudige Stern) verweigert worden war; die Prinzessin, die heimlich ein Töchterchen Yma Sumac (wie schön!) gebar, wurde zu den Sonnenjungfrauen gebracht und mußte dort 10 Jahre zubringen, bis endlich, nach Unterdrückung des Aufstandes der neue Inka Yupanqui (1400—39) großmüthig verzieh. Einzelne Stellen des Dramas sollen sehr schön sein, so z. B. die Erkennungsscene zwischen dem zehnjährigen Töchterchen und seiner Mutter; ein kleines Lied, ein Chorgesang für junge Mädchen, welches gleichfalls aufgeführt ist, wird noch jetzt von den Indianerinnen gesungen. Das erwähnte Drama ist nach Markham's Ansicht eins der werthvollsten Musterstücke der Quichua-Literatur und zeichnet sich in Hinsicht der Reinheit der Sprache vor den jetzt viel angewandten Gesängen in maccaronischer Poesie aus, bei denen nämlich eine Zeile Quichua mit einer Zeile Spanisch wechselt; in Hinsicht des Inhalts steht dasselbe auch über den

Yaravis (Elegien) der spätern Zeit, die fast sämmtlich den Widerhall der gedrückten Verhältnisse, unter welchen die Inka-Indianer schmachteten, abgeben; doch sind auch noch viele Gesänge der Haravecs (der lyrischen und elegischen Dichter) vorhanden, die gleichfalls von hohem Alter zeugen.

Zwei Ursachen kamen der Erhaltung der Quichuasprache zugute: einmal der hohe Standpunkt, auf den sie hauptsächlich durch die Inkas erhoben wurde und der sie vor den andern südamerikanischen Sprachen auszeichnet, und zweitens der Umstand, daß der Mangel an Weibern die Einwanderer zwang, sich mit den Eingeborenen zu vermischen oder wenigstens ihre Ammen unter den Indianerinnen zu suchen: hierdurch wurde das Quichua die Muttersprache fast der ganzen jüngern Generation und und infolge davon selbst unter den Spaniern viele Pfleger und Schützer. Von den 300 Sprachen, die man von Darien bis zum Cap Horn finden soll, sind das Quichua und das Guacani die gebräuchlichsten; das letztere herrscht in Paraguay, sowie in seinen verschiedenen Dialekten in Brasilien und am Amazonenstrome; das Quichua dagegen findet sich von Quito bis Tucuman entweder in voller Reinheit oder, wie am Titicacasee und im nördlichen Brasilien, im Aymaradialekt; von andern Idiomen desselben erwähnt Markham das Quitano, das voll fremder Worte sei, das Yunca, das Chinchasuyu in der Provinz Junin, das Cauqui in Yauyos und das Calchaqui in Tucuman.

Auffallend bleibt stets, daß bei so hoher Entwickelung der Sprache die Inka-Indianer keine Schriftzeichen kannten. Man findet wol einzelne bisjetzt unentzifferte Hieroglyphen an Felsen, deren der Geschichtschreiber der Inkas Garcilasso de la Vega erwähnt, doch konnten diese Zeichen, sowie der allgemein übliche Quipus nur schwache Aushülfe bieten. Der letztere war strenggenommen ein Rechneinstrument, diente indessen auch zur Verzeichnung und urkundlichen Aufbewahrung von Thatsachen. Aus Wollengarn geflochten bestand das Hauptstück bei ihm aus einer dicken Schnur oder einem Seile, woran Fäden von verschiedener Stärke befestigt wurden. Ein einfacher Knoten in den Fäden bedeutet 10, zwei einfache Knoten 20, ein doppelter 100, ein dreifacher 1000. Die verschiedene Farbe der Fäden bezieht sich auf verschiedene Begriffe, so bedeutet roth auf Soldaten, gelb auf Gold, weiß auf Silber oder Frieden. Doch hat auch die Art und Weise, wie die Knoten untereinander verbunden sind, sowie die Lage und Stellung des Hauptstücks, und wol auch dessen Größe ihre besondere Bedeutung. Man fand Quipus von 1 bis zu 20 Fuß Länge, und von einem Gewichte bis zu 12 Pfund; die Fäden sind höchstens bis zu 3 Fuß lang. Ein eigener Beamter, der Quipucamayoc, hatte zur Zeit der Inkas den Beruf, derartige Instrumente zum Zwecke von Steuerregistern, Armeelisten, Volkszählungen oder Magazin-Inventarien zu verfertigen oder zu lesen.

Man müßte erstaunen, daß unter einem Volke, bei welchem die Literatur schon so hoch ausgebildet war, eine eigentliche Schriftsprache noch unentdeckt bleiben konnte, wenn nicht auch bei uns Europäern ein ähnlicher Fall vorläge: welcher langen Zeit bedurfte es nach Entdeckung der Schriftsprache, bis Gutenberg auftrat? Und sicher ist der Schritt zur Zertheilung der Schriftzeichen ein viel kleinerer als der zur Auffindung derselben. Außerdem liegt es in der Natur der Sache, daß das Bedürfniß einer Schriftsprache weit eher bei einem handeltreibenden Volke auftauchen mußte, als bei einem, welches zufrieden und glücklich sich unter seiner patriarchalischen Herrschaft fühlte. Der schon erwähnte Geschichtschreiber Garcilasso Inca de la Vega, in dessen Namen das Wort Inka andeutet, daß einer seiner Vorfahren eine Inkatochter geheirathet hat, gibt genauere Nachricht über die staatlichen Zustände der alten Peruaner. Aller Grund und Boden im Reiche war in drei Theile getheilt, deren einer der Sonne, der Gottheit, der zweite dem Inka, dem Herrscher, und der dritte dem Volke gehörte. Jedes junge Paar erhielt bei der Verheirathung ein Stück Land zur Wohnung und zum Garten angewiesen und für jedes Kind wurde später ein gleich großes Stück hinzugegeben. Von der großen Bevölkerung, die zu jener Zeit vorhanden war, legen noch viele Ruinen von Häusern Zeugniß ab; der Ackerbau stand auf hoher Stufe, der Guano wurde damals von der Regierung aus vertheilt und durch Gesetze wurde jede Störung der Vögel auf den Guanoinseln während der Brütezeit streng geahndet. Das Volk war durch diese Einrichtung wol in der individuellen Entwickelung gehemmt, doch lebte es allem Anschein nach sorglos und zufrieden nach diesen halb-communistischen Grundsätzen. Da verfinsterte sich plötzlich die hohe Gottheit, die Sonne — Pizarro fiel ins Land ein — und gräßlicherweise währte die Zeit der Nacht, die nur durch einzelne Momente der Dämmerung erhellt wurde, gegen dreihundert Jahre. Die Befreiung vom spanischen Joche milderte wol den Druck, der auf den Inka-Indianern lag, doch erst in der Neuzeit, im Jahre 1854, wurde die Kopftaxe, die letzte Spur der alten Willkür, durch den General Castilla beseitigt. Die Zahl der Inka-Indianer soll gegenwärtig um fünf Millionen geringer sein, als zur Zeit des Einfalls der Spanier.

In Betreff des heutigen Peru meint Markham, daß es als eine Art Durchschnittsbeispiel der halb spanischen, halb indianischen Staaten angesehen werden könne; die Peruaner mögen wol den Chilenen und den Eingeborenen Neugranadas an geistigen Fähigkeiten nachstehen, doch seien sie dem Volke von Centralamerika und von Mexico unendlich überlegen. Er schildert sie als intelligent und aufgeweckt, überaus gastfrei und gutmüthig, sowie in ihren Bürgerkriegen in der Regel menschlich und zur Verzeihung geneigt doch gleichzeitig als wankelmüthig und veränderlich, zu langandauernder Anstrengung unfähig und zur Lässigkeit geneigt; Bestechlichkeit, Verrath und Kleinmuth seien nur zu gewöhnliche Erscheinungen. Die Constitution hätte jedoch durch Aufhebung nachtheiliger Bestimmungen seit November 1860 eine wesentliche Verbesserung erhalten. Während die Constitution von 1839, nach Beendigung zehnjähriger innerer Erschütterungen streng centralisirend

verfahren habe, wäre man im Jahre 1856 in den umgekehrten Fehler verfallen, indem den einzelnen Landestheilen eine zu freie Selbstregierung zugestanden wurde. In den zwei gesetzgebenden Kammern habe das Los allein bestimmt, welche Repräsentanten im Senate tagen sollten, dadurch wäre die eine Kammer nur ein Duplikat der andern gewesen; gegenwärtig dagegen würden die Mitglieder des Senats von den Departements je nach der Anzahl der zu denselben gehörigen Provinzen gewählt und die Wählbarkeit sei durch ein jährliches Einkommen von 1000 Dollars bedingt. Es bestehe somit jetzt ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Kammern, was, nach Markham's Ansicht, vortheilhaft einwirken würde. Der Congreß soll sich nach den neuern Bestimmungen alle zwei Jahre am 28. Juli versammeln, alle zwei Jahre zum dritten Theile erneuen und am Schlusse jeder Sessionszeit einen permanenten Ausschuß aus sieben Senatoren und acht Deputirten wählen, der die Ausführung der vom Congreß gefaßten Beschlüsse überwacht. Ein Präsident und zwei Vicepräsidenten, auf vier Jahre gewählt, sowie außerdem der Ministerrath haben die ausübende Gewalt in Händen.

Von Interesse ist auch Markham's Schilderung der höchstgestellten Persönlichkeiten, welche er bei seiner zweiten Reise vorfand, so des Präsidenten General Ramon Castilla, der Vicepräsidenten Juan Manuel del Mar und General Pezet, wenn auch die beiden letztern, sowie die Minister etwas zu flüchtig geschildert werden. Die Bevölkerung beträgt nach den neuesten Berichten 1,880000 Seelen, die Eintheilung des Landes in zwölf Departements und die der Departements in Provinzen, sowie die Namen dieser einzelnen Landestheile finden sich auf S. 161, das Budget von 1859 ist auf S. 306 angeführt. Die Einnahme enthält darin die drei Posten: Guano 15,875352 Dollars, Zölle u. s. w. 5,079439, Ueberschuß von 938389, zusammen 21,893180 Dollars. Der ruhige und infolge der oft angeregten londoner Schleußenfrage an andere Verhältnisse gewöhnte Engländer kann sich nicht enthalten, einige spöttische Bemerkungen darüber zu machen, daß in Peru hauptsächlich die Vögel die Steuern zu zahlen hätten. Mit vollem Rechte tadelt er, daß man die große Geldquelle aus dem Guano, welche nach dem gegenwärtigen Verbrauche nur bis zum Jahre 1883 dem Staate zugute kommen werde, statt zur Abzahlung der Staatsschulden oder zu nützlichen öffentlichen Arbeiten zu verwenden, leichtsinnig vergeude und so unter anderm ein Heer von 15000 Soldaten mit 2000 Offizieren unterhalte. Die fremde Schuld beträgt etwas über 24 Millionen Dollars, die innere mit der Sklavenentschädigung macht eine weit höhere Summe aus.

Bei der zweiten Reise ging Markham von Islay, einem Hafenplatze von 2000 Einwohnern im südlichen Peru, an den Titicacasee, verfolgte hierauf eine Zeit lang die Straße nach Cuzco und ging dann östlich durch die Provinz Azangaro nach der Provinz Caravaya, wo sich die Chinchonabäume befinden, wegen deren er diese Reise unternahm. Alle Städte um den Titicacasee liegen in einer Höhe von 12800—13000 Fuß über dem Meer, und ihre mittlere Temperatur betrug vom 28. März bis 18. April 1860 nach der Beobachtung 52½° F. (9⅑° R.), während dieselbe für die Nächte mit 37½° F. (2⅔° R.) angegeben wird. Die Stadt Azangaro ist vorzugsweise die Stadt der verborgenen Schätze. Es wird allgemein angenommen, der letzte Inka Tupac Amaru, den der Vicekönig Toledo 1571 auf dem Hauptplatze von Cuzco hinrichten ließ, habe den Schatz, im Werthe von 7 Millionen Dollars mit den kostbaren Kirchengeräthschaften, einer Ladung von 15 Maulthieren, in der Nähe von Azangaro vergraben lassen, und man glaubt, daß einzelnen Indianern der Ort bekannt sei, wo sich derselbe befinde.

Bei beiden Reisen ging der Rückweg stets vom Titicacasee nach Islay und von dort zu Schiffe in etwa drei Tagen nach Callao, dem Hafen Limas. Die zweite Reise hat schon schöne Früchte getragen. In Ostindien sind mehrere Pflanzungen der Chinchonabäume ins Leben gerufen worden, deren bedeutendste auf dem Nilgerrigebirge südlich vom Himalaja in der Präsidentschaft Madras Ende August 1862 über 72000 Pflanzen aufweisen konnte; eine derselben von ungefähr 200 Acker führt den Namen Markham-Pflanzung. Außerdem wurden in den Bergdistricten des östlichen Himalaja, in Bengalen und auf Ceylon im Gouvernementsgarten von Hahgalle ähnliche Versuche gemacht. Den holländischen Pflanzungen auf Java, durch Haßkarl ins Leben gerufen, welche später Dr. Junghuhn leitete und deren in den Reiseberichten der Novara-Expedition ausführlich gedacht ist, wirft Markham vor, sie hätten geringern Vortheil gebracht, da man vorherrschend Sprößlinge von Chinchonasorten mit geringem Chiningehalte eingeführt habe.

Anerkennenswerth ist ferner, daß Markham auch die Arbeiten deutscher Gelehrten zu würdigen weiß; so ließ er denjenigen Theil von Pöppig's Reisewerk, welcher von den Chinchonabäumen und ihrer Rinde handelt, zur Circulation in Indien und auf Ceylon übersetzen. 7.

Feuilleton.

Bulwer als Lyriker.

Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß Romandichter von Ruf sich auch auf dem lyrischen Gebiete versuchen. In der Regel sind diese lyrischen Gedichte jugendliche Studien, welche der Romanproduction vorausgehen. Sir Edward Bulwer-Lytton aber veröffentlicht eine Sammlung von „Poëms" (London, Murray, 1865), nachdem er bereits als Romandichter sich einen europäischen Ruf verschafft. Diese Gedichte sind zwar nicht von jüngstem Datum; sie begleiteten die Romandichtung; einzelne sind schon früher veröffentlicht worden; aber auf das Prädicat eines Lyrikers kann Bulwer erst Anspruch machen, nachdem die neue Sammlung diese Seite seiner dichterischen Productivität selbständig uns vor Augen geführt hat. Bulwer ist einer der elegantesten und gebildetsten Autoren der Neuzeit; die Reflexion überwiegt bei ihm den instinctiven Schöpfungsdrang. Wir stoßen überall in seinen Romanen auf geistvolle

Gesichtspunkte; dabei handhabt er mit Meisterschaft die Technik des Romans, deren Geheimnisse sich der verständigen Erwägung nicht verschließen. Ebenso glücklich ist er in lebhafter und glänzender Schilderung. Welche Richtung Bulwer als Lyriker einschlägt, welche Vorzüge seine Lyrik charakterisiren, das kann auch dem ganzen Charakter dieses Autors von vornherein nicht zweifelhaft sein. Klänge der Empfindung und des Liedes liegen ihm fern; seine Lyrik ist Lyrik der Reflexion, der Schilderung. Die Sammlung enthält ein größeres Gedicht „Milton" aus Bulwer's Jugendzeit, der große englische Dichter wird in demselben in den drei Hauptabschnitten seines Lebens dargestellt: in seiner Jugend, seinem männlichen und hohen Alter. Der erste Abschnitt enthält farbenreiche Schilderungen Italiens, die Poesie einer jungen Liebe im Lande der Citronen und Goldorangen. Auch der Schluß des dritten Theils hat große Schönheiten. Reinder gelungen ist die zweite poetische Erzählung: „Constance or the Portrait." Diese Novelle in Versen spielt im modernsten Zeitalter des Fracks und der Crinoline und wird daher durch zu viele prosaische Verbindungsglieder zusammengehalten, denen sich durchaus keine poetische Färbung geben läßt. „The pilgrim of the desert" ist eine geistvolle Allegorie, mit prächtiger Schilderung und einer an Faust und Manfred erinnernden Pointe, während „The true joy-giver" dithyrambischen Schwung athmet und zugleich das Gepräge jener classischen Bildung trägt, durch welche Bulwer hin und wieder an unsere weimarischen Dichterheroen erinnert. Ein Abschnitt der Gedichte führt den Titel: „Parcae, or leaves from history." Eins dieser geschichtlichen Erinnerungsblätter ist der Maria Stuart gewidmet. Bulwer hat durch diese Gedichte von neuem die große Vielseitigkeit seines Talents bewährt, wenngleich der frische Quell bei ihm nicht mit voller und frischer Unmittelbarkeit hervorsprudelt.

Schlesische Provinzialblätter.

Während der allgemeine Zug der Literatur mit den Eisenbahnen ins Weltweite geht, fehlt es doch nicht an einer gesunden Reaction, indem sich auch die Provinzen über ihre eigensten Interessen zu orientiren suchen. Wie keine Naturwissenschaft möglich ist, wenn dem Teleskop nicht die Lupe an die Seite tritt, so auch keine Geschichtswissenschaft ohne beides. Die „Schlesischen Provinzialblätter", die jetzt in neuer Folge, herausgegeben von T. Oelsner (Breslau, E. Trewendt, 1865), erscheinen, sind sich der Aufgabe vollkommen bewußt, durch eine eingehende und vollständige Chronik des provinziellen Lebens einen Beitrag zur Geschichte der Gegenwart zu liefern und die Gegenwart selbst wieder durch Forschungen in der geschichtlichen und culturgeschichtlichen Vergangenheit zu erläutern. Das Januarheft und Februarheft der Zeitschrift liegt vor uns; es bringt ein reichhaltiges Material: Untersuchungen über schlesische Altertümer, schlesische Märchen und Sagen, Architekturstudien, geschichtliche Skizzen, ein Literaturblatt, eine officielle und nichtofficielle Tageschronik, und mag auch in Kreisen, welche der Provinz ferner stehen, Theilnahme finden; denn Culturgeschichte und Statistik können nur aus diesen provinziellen „Steinbrüchen" das Material zu ihren wissenschaftlichen Bauten hernehmen. Ueberdies ist Schlesien eine der eigenthümlichsten und reichsten preußischen Provinzen und deutschen Landschaften, in welcher die vielseitigsten Interessen eifrige Pflege finden.

Ein altenglisches Drama: „Orestes".

J. Payne Collier berichtet im „Athenaeum" über ein Drama „Horestes", welches im Jahre 1567 in London gedruckt wurde, also etwa zwanzig Jahre vor der Zeit, in welcher Shakspeare Stratford verlassen haben soll. Interessant ist der Vergleich dieses Stücks mit den Dramen Shakspeare's und seiner Zeitgenossen, weil aus ihm der höchst bedeutende Fortschritt hellt, welchen die englische dramatische Poesie im Laufe von drei Jahrzehnten gemacht hat. Die Geschichte von „Horestes", als deren Verfasser sich ein Herr John Pikeryng nennt, gehört noch jenen historisch-allegorischen Zwischenspielen an, in denen neben den Personen der überlieferten Mythe oder Geschichte allerlei Abstracta, Tugenden und Laster mit auftreten. Obgleich die Zahl der Personen sehr groß ist, so waren sie doch so auf die Scenen vertheilt, daß das Drama von nur sechs Schauspielern dargestellt werden konnte, welche je zwei, drei oder vier Rollen zugleich spielten. So tritt the Vice zugleich als Nature und Duty auf, und der Komiker, der den einen Bedienten Hompshing spielt, mußte gleichzeitig die Klytämnestra und Hermione zur Darstellung bringen. Von den Einheiten der antiken Tragödie ist natürlich nicht die Rede, die Scene wechselt zwischen Mycene, Kreta, Athen und andern Orten. Vor der Ermordung seiner Mutter hat Orestes ein Zwiegespräch mit der „Natur" über die Berechtigung dieser That und entschließt sich zuletzt, auf die Autorität des Pythagoras hin, sie auszuführen. Grotesk ist auch der Lustspielschluß des Dramas, indem Orestes, nach seiner Rechtfertigung, von Menelaus die Tochter Hermione zur Frau erhält.

Bibliographie.

Bartsch, K., Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bölte, Amely, Fanny Tarnow. Ein Lebensbild. Berlin, Wegener. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Boettticher, C., Dirke als Quelle und Heroine. 24stes Programm zum Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin. Berlin, Hertz. 1864. Gr. 4. 15 Ngr.

Carus, C. G., Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings. 2ter Thl. Durch Kampf zum Sieg. Dortmund, Krüger. 8. 25 Ngr.

Flir, A., Briefe aus Innsbruck, Frankfurt u. Wien. Geschrieben in den Jahren 1825—1853. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Fullerton, Lady Georgiana, Unglaublich und doch wahr. Autorisirte Uebersetzung von M. O. v. L. 2 Bde. Cöln, Bachem. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Handelmann, H., Herzog Adolf von Holstein-Gottorp, postulirter Coadjutor des Stiftes Lübek, kaiserl. Kriegs-Oberst unter Tilly und Waldstein. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Nach meist ungedruckten Quellen. Kiel, Schwers. Gr. 8. 12 Ngr.

Heseliel, G., Aus dem Leben des Todes. Zweimal sieben Abenteuer. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Der Jesuit. Roman von dem Abbé *** Verfasser des „Verfluchten" und der „Nonne". Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Steinacker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kock, H. de, Der Arzt der Diebe oder Paris im Jahre 1780. Roman aus dem Volksleben. Aus dem Französischen übertragen und frei bearbeitet von E. Arndt. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lindau, P., Aus Paris. Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs. Stuttgart, Krüner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mairhofer, L., Pusterthal unter den Gaugrafen bis zum Auftreten der ältesten Adelsgeschlechter (860—1150 n. Chr.). Brixen, Weger. Gr. 8. 12 Ngr.

Montépin, X. de, Der Unschuld Sieg. Aus dem Französischen. 2 Bde. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 1 Thlr.

Franz Müller und das Geschwornengericht Zur Culturfrage der Gegenwart. Prag, André. Gr. 8. 6 Ngr.

Nachweisung des Erbrechts Herzog Friedrich's VIII. auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ueberreicht der deutschen Bundesversammlung am 1. September 1864. Kiel, Schwers. Gr. 4. 15 Ngr.

Napoleon I., Kaiser, Geschichte Cäsars. Uebersetzt und herausgegeben von K. Barth. 1stes Heft. Augsburg, Kranzfelder. 8. 9 Ngr.

Rinaldini, A. v., Beccaria. Biographische Skizze nach Cesare Cantù „Beccaria e il diritto penale". Wien, Braumüller. 8. 10 Ngr.

Rahel, In Banden frei. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Ruge, A., Jahrbuch des Volks. 1stes Heft. Hamburg, O. Meißner. 8. 6 Ngr.

Scholl, F., Reden zur Erinnerung an zwei Heroen im deutschen Liede, Franz Schubert und Ludwig Uhland. Stuttgart, Nitzschke. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwarz, H., Ueber Gott und Welt. 100 Sätze in Frage und Antwort. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Gesammelte Romane. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. 1ter Bd.: Die Ehe. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Sonnabend, G., Das verlorne Manuscript. Theatralisch-literarisch-criminalistischer deutscher Originalroman in 3 Büchern. Ein Scherz. Leipzig, Priber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Valenta, A., Dichtungen. Berlin, Boß. 16. 15 Ngr.

Voigtmann, C. G., Dr. Max Müller's Bau-wau-Theorie und der Ursprung der Sprache. Ein Wort zur Verständigung an den Herausgeber der „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache". Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von drei Mühlen.

Ländliche Geschichten von

Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 2 Thlr.

Wie Wolfgang Müller in den „Vier Burgen" aus der Stellung des Landadels zur modernen Zeit und ihren Forderungen den Stoff theils ergötzlicher, theils ernster, immer aber das Interesse des Lesers fesselnder Erzählungen schöpfte, so bietet das vorliegende Buch aus dem einfachen Leben der Dorfbewohner nicht minder unterhaltende und anschauliche Geschichten. Auch hier bewährt der „Rheinische Chronist" wieder seine feine Charakterzeichnung, sein reiches Erfindungstalent und seine Kunst, die Natur wie das Menschenleben von den liebenswürdigsten Seiten zu erfassen und darzustellen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Zum stillen Vergnügen.

Künstlergeschichten.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese neuen Künstlergeschichten des beliebten rheinischen Schriftstellers — „Zum stillen Vergnügen" nach dem Schilde eines Wirthshauses benannt, in dem fast nur Maler, Musiker und Poeten Einkehr zu halten pflegen — tragen denselben Charakter gemüthlichen Humors und ansprechender Natürlichkeit, der in Wolfgang Müller's frühern Schriften vorherrscht und ihnen so zahlreiche Freunde erworben hat.

Vier Burgen.

Deutsche Adelsgeschichten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anmuth der Erfindung, leichte, gefällige Darstellung, und vor allem ein frischer, ungekünstelter Humor sind die Vorzüge, wodurch diese Erzählungen sich der Lesewelt empfehlen. Der halb heitere, halb tragische Widerspruch mittelalterlicher Adelstradition gegenüber dem modernen Zeitbewußtsein und beider Versöhnung durch die Liebe lieferte den Stoff, aus dem die poetische Laune des Verfassers eine Reihe lebenswahrer, anziehender Scenen und Bilder gestaltet hat.

Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 9 Ngr.

Erster Band. **Karl Immermann und sein Kreis.** 1 Thlr. 24 Ngr. Zweiter Band. **Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend.** 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet in diesem Werke dem deutschen Publikum culturgeschichtliche Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst: im ersten Bande eine in Novellenform gekleidete Lebens- und Charakterskizze Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Münchhausen" ein Liebling von Tausenden geworden ist, nebst einer Porträtirung des Kreises, in welchem der Dichter sich bewegte; im zweiten Bande ein literarhistorisches Genrebild „Aus Jacobi's Garten", worin ein Besuch Goethe's bei Jacobi den Mittelpunkt bildet, und eine Künstlergeschichte aus Beethoven's Jugendzeit.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neuern Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der **englischen Handelscorrespondenz.** 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e edition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem **feinsten Pariser Dialekt.** 2. Aufl. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 3. Aufl. 15 Ngr.

Touzellier, Nouvelle **conversation française**, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce. Mit gegenüberstehender Uebersetzung. 10 Ngr.

L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 2. Aufl. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Franke, Spanisch-deutsches mercantilisches **Wörterbuch.** 20 Ngr.

Deutsches Echo, die tägliche Umgangssprache gebildeter Deutschen. **Ausgabe für Engländer.** 3. Aufl. 1 Thlr.

Dasselbe, **Ausgabe für Franzosen.** 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By **THOMAS HENRY BUCKLE.**

In 5 vols. 8°. Jeder Band 1 Thlr.

Dieses Werk hat als eine ausserordentliche Erscheinung von der Kritik bereits die allgemeinste Anerkennung gefunden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erscheint, und verdient allen Freunden historischer Lektüre empfohlen zu werden. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst, sodass das Werk als epochemachend bezeichnet werden kann. Die obige Ausgabe, von welcher soeben der erste Band erschienen, wird die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigern Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe erleichtern. Sie wird binnen kurzem vollständig vorliegen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 13. April 1865.

Inhalt: Napoleon's Geschichte Julius Cäsar's. Von Rudolf Gottschall. — Zur Memoirenliteratur. Von Emil Müller-Samswegen. — Neue Balladen und Romanzen. Von Richard Treitschke. — Zur Kunstgeschichte. — Feuilleton. (Die Aesthetik als Naturwissenschaft des Geistes; Die Reden des Labienus; Adolf Glaßbrenner's Gedichte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Napoleon's Geschichte Julius Cäsar's.

Geschichte Julius Cäsar's. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Erster Band. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 3 Thlr.

Seit der ersten großen Revolution ist es in Frankreich Mode geworden, die römische Geschichte gleichsam als einen Spiegel zu betrachten, vor welchem die französische ihre Toilette macht. Seit die Jakobiner sich römische Namen beilegten, die Brutus und Cassius mit rothen Mützen erschienen, seit Volkstribunen wie Babeuf die Rolle der Gracchen zu spielen übernahmen, haben sich die Parallelen zwischen Frankreich und Rom in dem modernen Lande förmlich eingebürgert. Napoleon I. machte jede weitere republikanische Schulstudien unmöglich, doch der imperatorische Schwung, den er den französischen Zuständen gab, erweckte die Reminiscenzen an die römische Zeit der Cäsaren. Mit dem Sturze Napoleon's trat auch in der That eine durchaus unrömische Wendung der französischen Geschichte ein. Um eine Aehnlichkeit Ludwig's XVIII. etwa mit Lucullus oder Crassus herauszufinden, mußte man sich zu den Kochtöpfen in die Hofküche begeben, und für eine so romantische Gestalt wie Karl X., oder eine so liberal-bürgerliche Erscheinung wie Ludwig Philipp fehlte jede Analogie. Tarquinius Superbus hatte nur die zufällige Aehnlichkeit mit ihnen, ein vertriebener König zu sein: ein in der Geschichte so häufig sich wiederholendes Geschick, daß es zu weitern Parallelen nicht reizen konnte!

Erst als die Februarrevolution eine neue gärende Republik schuf mit den Spartacusschlachten der Juniopfer, als ein Präsident an die Spitze derselben trat, der es wagte, am 2. December den Rubicon zu überschreiten, welcher ihn von der Alleinherrschaft trennte, ergaben sich wiederum römische Parallelen in reicher Fülle, und die neue Aera des Imperialismus verstattete dem französischen Scharfsinne eine Auswahl von Vergleichen unter den von Gibbon charakterisirten Cäsaren. Es fehlte nicht an historischen Werken, welche Ausgeburten dieser witzigen Geschichtsphilosophie waren. So schilderte Troplong den Zusammensturz der römischen Republik in einer Weise, welche die Apotheose des 2. December in den Vordergrund treten ließ.

Natürlich mußte es großes Aufsehen erregen, als sich die Kunde verbreitete, Napoleon III. selbst sei mit einer ausführlichen Biographie Julius Cäsar's beschäftigt. Man durfte von Haus aus annehmen, daß die Neigung zu dem „römisch-französischen Parallelismus" an dem Vorhaben des Kaisers einen größern Antheil habe, als die Unbefangenheit der Geschichtsforschung, welche sich Selbstzweck ist und jeden Stoff nur um seiner selbst willen behandelt. Man durfte darauf gefaßt sein, eine in ein alterthümliches Gewand gehüllte Vertheidigung der Idées Napoléoniennes wiederzufinden, eine Rechtfertigung der neuen cäsarischen Aera und ihrer providentiellen Aufgabe in einer Schutzschrift zu Gunsten jenes Julius Cäsar, der als das typische Vorbild aller nach Alleinherrschaft strebenden großen Geister betrachtet werden kann. Wenn selbst in Deutschland für Tiberius, für Kleopatra solche Ehrenrettungen erschienen waren, so durfte eine Vertheidigung Julius Cäsar's gegen die Angriffe mancher Geschichtschreiber von liberaler Färbung gewiß weit statthafter erscheinen, um so mehr als ein deutscher Historiker wie Mommsen mit dieser Verherrlichung Cäsar's schon vorangegangen war.

Napoleon hatte sein schriftstellerisches Talent bereits in den vier Bänden seiner gesammelten „Oeuvres" an den Tag gelegt: ein Talent, das in correcter und präciser Fassung selbst das Weitaussehende und Phantastische zu behandeln wußte und immer dasselbe Gleichmaß der Darstellung wahrte, mochten die Zuckerfrage und der Kanal von Nicaragua und die Geschichte der Artillerie oder die Napoleonischen Ideen, die große europäische Politik, mochten historische Fragmente oder politische Träumereien das Thema für seine Variationen bilden. Der Prinz Ludwig Napoleon, der im Gefängniß von Ham Leitartikel für eine Provinzialzeitung in Calais schrieb, der noch Muße fand, Schiller's „Ideale" in eine poetisch gärende Prosa zu übersetzen, war inzwischen ein mächtiger

im Fortschritt oder im Verfall befand, entwickelten sich die erstern oder die letztern und herrschten abwechselnd; das heißt, solange die Aristokratie ihre Tugenden und ihre Vaterlandsliebe bewahrte, herrschten die Elemente des Wohlergehens vor; aber seitdem sie entartete, gewannen die Ursachen der Verwirrung das Uebergewicht und erschütterten das so mühsam errichtete Gebäude.

Das dritte Kapitel, welches die Eroberung Italiens behandelt in kurzer, aber klarer Skizzirung, zeigt uns die Republik in ihrem höchsten Glanze und weist auf alle Factoren hin, welche ihre Größe bildeten. Das vierte ist eine geographisch-ethnographische Rundreise um die Küsten des Mittelmeers mit den Kosmoramen der einzelnen Städte. Der Verfasser verweilt mit Vorliebe bei der Pracht und dem Luxus der griechischen und kleinasiatischen Städte, und schließt seine Schilderungen mit den Worten: „Die Erinnerung an solche Größe flößt einen sehr natürlichen Wunsch ein, den nämlich, daß die Eifersucht der Großmächte den Orient nicht mehr hindern möge, den Staub von 20 Jahrhunderten abzuschütteln und aufzuerstehen zu Leben und Civilisation.“ Das Unglück des Orients ist denn doch wol die türkische Herrschaft, unter der namentlich das ehemals so reiche Kleinasien verarmt und öde geworden ist. Wie paßt dieser fromme Wunsch des französischen Imperators zu seiner Betheiligung am Krimkriege, der doch eben ein Schutzkrieg zu Gunsten der türkischen Herrschaft war? Offenbar soll diese Wendung den Vorkämpfer der Civilisation entschuldigen mit der „Eifersucht der Großmächte“, welche das europäische Gleichgewicht auch einmal auf Unkosten der Civilisation zu schützen zwingt.

In der Schilderung der Punischen Kriege interessirt die Rechtfertigung von Hannibal's jahrelangem Umhergehen und Verweilen in Süditalien aus militärischen Gründen, indem die Zusammensetzung des karthaginensischen Heers die Belagerung Roms zu einer Unmöglichkeit machte und Hannibal schon an der Belagerung kleiner Städte scheiterte.

Eine kleine Blütenlese von Reflexionen aus dem fünften und sechsten Kapitel des ersten Buchs zeigt die Consequenz, mit welcher der kaiserliche Autor an dem Princip des geschichtlichen Fortschritts festhält. Ja er zeigt sich in vieler Hinsicht als ein an die Macht der Ideen glaubender Ideologe, wie sein großer Vorgänger diesen Standpunkt bezeichnet haben würde. Die Concordanz zwischen diesen Ideen und den Handlungen des Helden vom 2. December aufzufinden, ist nicht immer leicht. Mindestens muß man den gewöhnlichen Standpunkt der Betrachtung aufgeben und sich auf denjenigen versetzen, von welchem der Kaiser selbst seine Handlungen zu betrachten geneigt ist. An und für sich ist die Wahrheit und Richtigkeit dieser Aussprüche nicht zu bezweifeln. So heißt es z. B. von Sulla:

Es war eine Täuschung des Dictators, zu glauben, daß ein durch Gewaltthat auf selbstsüchtige Interessen gegründetes System ihn überleben könne. Es ist leichter, die Gesetze zu ändern, als den Fortschritt der Ideen aufzuhalten.

Andere Sätze aus dem Schatze dieser politischen Weisheit lauten:

Es ist nothwendig für die gute Ordnung einer Gesellschaft, die Gesetze in dem Maße zu verschärfen, wie das Bewußtsein der gesellschaftlichen Hierarchie sich abschwächt.

Man zerstört unwiederbringlich nur, was man vortheilhaft ersetzt.

In Augenblicken äußerer Entscheidungen ist jede Volksbewegung den Staaten verderblich, sowie während der Anwesenheit eines Fremden, der den Boden des Vaterlandes mit Füßen tritt, jeder politische Wechsel unheilvoll wird.

Am Schlusse des sechsten Kapitels macht der Autor den Uebergang zur eigentlichen Biographie seines Helden, indem er die Bedeutung desselben für die damalige Lage des römischen Reichs und der Welt nachzuweisen sucht. Wieder hören wir aus dieser Schlußparabase die Staatsweisheit des 2. December, der seinen Stolz darein setzt, sich über die Parteien zu stellen, über die Verwirrung derselben zu triumphiren. Es heißt:

Die Gracchen, Marius und Sulla hatten abwechselnd nach ihrem Gutdünken über die Schicksale der Republik verfügt, ungestraft die alten Einrichtungen und die alten Gewohnheiten mit Füßen getreten; aber ihre Herrschaft war vergänglich, denn sie vertraten blos Parteien. Anstatt die Wünsche und Interessen der ganzen italischen Halbinsel in ihrer Gesammtheit zu umfassen, begünstigten sie ausschließlich diese oder jene Klasse der Gesellschaft. Die einen wollten vor allem das Wohlbefinden der Proletarier Roms, oder die bürgerliche Gleichstellung der Italiker, oder das Uebergewicht der Ritter sichern; die andern die Vorrechte der Aristokratie. Sie scheiterten. Um eine dauerhafte Ordnung der Dinge zu begründen, bedurfte es eines Mannes, der, sich über die gemeinen Leidenschaften erhebend, die wesentlichen Eigenschaften und die richtigen Ideen jedes seiner Vorgänger in sich vereinigte und ihre Fehler wie ihre Irrthümer vermied. Mit der Seelengröße und der Liebe zum Volk, die manche Tribunen beseelte, mußte er das militärische Genie der großen Feldherren und das tiefe Gefühl des Dictators für die Ordnung und die Hierarchie verbinden.

Hiermit öffnet unser Autor weit die Pforten der Geschichte, um seinen Helden eintreten zu lassen. Er begrüßt ihn alsbald am Anfange des zweiten Buchs mit dithyrambischen Worten als den Vorkämpfer der römischen und also auch romanischen Civilisation und als das leuchtende Vorbild aller Gewaltherrscher der Zukunft:

Um die Zeit, als Marius durch seine Siege über die Cimbern und Teutonen Italien vor einem furchtbaren Einfall rettete, wurde in Rom der geboren, welcher eines Tags durch eine abermalige Bezwingung der Gallier und Germanen den Einbruch der Barbaren um mehrere Jahrhunderte aufhalten, den unterdrückten Völkern das Bewußtsein ihrer Rechte geben, der römischen Civilisation ihre Dauer sichern und den künftigen Lenkern der Nationen seinen Namen als geheiligtes Sinnbild der Macht vererben sollte.

Der Autor schildert kurz Cäsar's Kindheit und Jugendjahre und denkt gewiß an Hortense und Arenenberg, wenn er die Worte niederschreibt:

Stets hat die erste von einer zärtlichen und tugendhaften Mutter geleitete Erziehung auf unsere Zukunft ebenso viel Einfluß, wie die trefflichsten natürlichen Anlagen.

Das Porträt und Charakterbild Cäsar's ist mit Geschick entworfen, selbstverständlich ein durchaus günstiges. Der Genußsucht geschieht nur beiläufig Erwähnung; gegen die frivolen, vielleicht aber nicht unberechtigten Anschuldigungen, welche das Verhältniß Cäsar's zu Nikomedes, dem König Bithyniens, betreffen, wird der Held

elbstverständlich in Schutz genommen. Ueber Cäsar's Verfolgung durch die Sullaner, über seine Abenteuer bei en Piraten, seine ersten Kriegsdienste und Staatswirren erfahren wir wenig Neues. Auch ist die Erzählung hlicht und mit wenig Reflexionen durchwirkt. Nur hin nd wieder sehen wir das Princip des neuen französischen aiserthums, die Grundsätze des Autors selbst durch die Darstellung des antiken Lebens hindurchschimmern. So eißt es z. B.:

Vor Bürgerkriegen hatte Cäsar Abscheu. Wenngleich er einen Ueberzeugungen treu blieb, so scheint er doch in den ersten Jahren seiner Laufbahn mit Sorgfalt vermieden zu haben, zwischen sich und seinen Gegnern jene unübersteigliche Schranke aufzurichten, die stets, wenn einmal Blut geflossen, die Kinder desselben Vaterlandes trennt. Es lag ihm am Herzen, seiner ihabenen Bestimmung eine von aller Gewaltthat reine Vergangenheit zu bewahren, um künftig, statt der Mann einer Partei zu sein, alle guten Bürger um sich vereinigen zu können.

Das zweite Kapitel beginnt mit einer Schilderung des ustandes der Republik. Alles war in Verfall gerathen. Die rohe Kraft verlieh die Gewalt, die Bestechung die Aemter. Die Herrschaft gehörte nicht mehr dem Senat, ondern den Befehlshabern der Heere; die Heere gehörten icht mehr der Republik, sondern den Feldherren, die sie um Siege führten. Zahlreiche Elemente der Auflösung eiten die Gesellschaft in Gärung: die Käuflichkeit der Richter, der Handel mit den Wahlen, die Willkür des Senats, die Tyrannei des Reichthums, die den Armen urch Wucher unterdrückte und dem Gesetz durch Straflosigkeit trotzte. Dieser Zustand des Verfalls ist mit um o grellern Farben geschildert, je mehr eine solche Schilderung sich den Zwecken des Autors dienstbar erweist, die Alleinherrschaft Cäsar's als eine geschichtliche Nothwendigkeit darzulegen. Einen scharfen Blick für historische Zusammenhänge offenbart Napoleon öfter in diesen Schilderungen, so z. B. in dem Nachweis, daß man die Grundrsache der Macht der Prätorianer, wie sie unter den Kaisern bestand, in der ursprünglichen Gestaltung und den Befugnissen der von Servius Tullius begründeten Centurien auffinden kann.

Die Parallele zwischen Cäsar und Pompejus ist fein und geistvoll. Sie sucht, mag sie in der Schilderung des letztern nur versteckt oder weiter ausgeführt sein, die Uebergenheit des erstern zu wahren. Pompejus war, nach unserm Autor, in gewöhnlichen Zeiten ein geschickter Feldherr und so lange groß, als die Ereignisse nicht größer als er selbst wurden. Die Macht war für ihn geradezu Zweck, während sie für Cäsar nur ein Mittel war. Quod est demonstrandum — kann man der letztern Behauptung hinzufügen, sowol was Cäsar selbst als alle Cäsaren betrifft. Cäsar erscheint in der Darstellung unsers Autors als ein Mann von tiefen Ueberzeugungen, n Erbe der Marianischen Gleichheitspolitik, ein Gegner er Optimaten und des Sulla'schen Systems. Darum cht er mit Pompejus Hand in Hand, solange sich dieser er Volkspartei zuneigt, fördert mit ihm das Manilische nd Gabinische Gesetz und demonstrirt bei der Leichenrede, e er seiner Frau Cornelia und seiner Tante Julia, der Gattin des Marius, hält, zu Gunsten des letztern, indem er nicht nur die Verdienste desselben mit Begeisterung lobte, sondern auch sein Wachsbild im Leichenzuge mit einhertragen ließ, seit den Aechtungen des Sulla zum ersten male.

Den Schluß des zweiten Kapitels bildet abermals eine Reflexion aus dem Schatzkästlein jener politischen Wahrheiten, welche der 2. December auf seine Fahne schrieb:

In Zeiten des Uebergangs, wenn das alte System abgestorben und das neue noch nicht befestigt ist, besteht die größte Schwierigkeit nicht darin, die Hindernisse zu besiegen, die sich dem Eintritt einer von den Wünschen des Volks herbeigerufenen Ordnung entgegenstellen, sondern darin, sie dauerhaft zu begründen, indem man sie auf der Mitwirkung ehrenhafter, von den neuen Ideen durchdrungener und in ihren Grundsätzen fester Männer aufbaut.

Das dritte Kapitel bringt eine Darstellung der Catilinarischen Verschwörung. Natürlich erscheint dieselbe nicht ganz in dem Lichte gewöhnlicher Mordbrennerei, wie sie in die Schulcompendien übergegangen ist. Auch ist der Autor so weit wie Mommsen davon entfernt, in Cicero den großen Mann zu sehen, als den ihn Becker's „Weltgeschichte" feiert, und sucht die Widersprüche in dem Charakter und der Handlungsweise des Redners, wie sie die nach verschiedenen Seiten gerichteten rhetorischen Fechtübungen mit sich bringen, nachzuweisen. Die Rede des Julius Cäsar, der bekanntlich verdächtigt worden war, insgeheim an der Verschwörung betheiligt gewesen zu sein oder mindestens warme Sympathien für dieselbe zu hegen, wird von Napoleon in extenso mitgetheilt als ein Muster edler Sprache, die den Staatsmann offenbare, gegenüber den leidenschaftlichen Ergüssen des Cicero. In der That wahrte er die Grundsätze der Gerechtigkeit, während Cicero das Gesetz verletzte und die spätere Anklage des wilden Volkstribunen Clodius, der in der Geschichte bisher nur als der Sündenbock des Arpinischen Tugendspiegels erscheint, nicht ohne Grund herausforderte.

Daß der Kaiser die Verschwörung des Catilina nicht durchaus verdammt, ist wol begreiflich. Die Attentate von Strasburg und Boulogne gingen ja aus weitverzweigten Militärverschwörungen hervor. Wie Catilina den silbernen Adler des Marius, so bewahrte Prinz Ludwig Napoleon den Adler des großen Kaisers bei sich. Freilich gibt er die Persönlichkeit Catilina's preis, während er seiner Verschwörung eine tiefere principielle Bedeutung beilegt:

Daß Catilina ein verderbter und grausamer Mensch von der Art des Marius und Sulla war, ist glaublich; daß er durch Gewaltthat zur Herrschaft gelangen wollte, ist gewiß; daß er aber für seine Sache so viele gewichtige Persönlichkeiten gewonnen, daß er sie begeistert, daß er die Völker Italiens so tief aufgeregt hätte, ohne eine große und hochherzige Idee zu verkündigen, das ist es, was man als unwahrscheinlich bezeichnen muß. In der That, obgleich sein früheres Leben ihn mit der Partei des Sulla verband, wußte er sehr wohl, daß das einzige Banner, welches zahlreiche Anhänger zu sammeln vermochte, das des Marius war. So bewahrte er auch seit langer Zeit mit religiöser Sorgfalt den silbernen Adler bei sich, der die Legionen jenes berühmten Feldherrn geführt hatte. Auch seine Reden bestätigen diese Beurtheilung; indem er sich an seine Mitschuldigen wendet, beklagt er es, die Geschicke der Republik in den Händen einer Partei zu sehen, durch welche die große Mehr-

zahl von aller Theilnahme an Ehrenstellen und Reichthümern ausgeschlossen ward.

Daß Cicero die Gesetze verletzte, indem er die Catilinarier in Rom hinrichten ließ, veranlaßt unsern Autor zu folgender Reflexion, welche den eigenen Staatsstreich zu rechtfertigen sucht:

Man kann rechtmäßigerweise die Gesetzlichkeit verletzen, wenn zur Rettung der ihrem Untergang zueilenden Gesellschaft ein heroisches Heilmittel unentbehrlich ist und die Regierung, von der Masse der Nation unterstützt, sich zur Vertreterin ihrer Wünsche und Interessen macht.

Und auch die folgende Reflexion ist aus einer Betrachtung der französischen Gesellschaft vor dem 2. December hervorgegangen, in welcher Republikaner und Legitimisten, nach der Ansicht des Autors, gleichmäßig dem Bonapartismus die Wege ebneten:

Wenn das Schicksal eine Gesellschaft einem bestimmten Ziele zudrängt, so muß alles verhängnißvoll dazu mitwirken, ebenso wol die Angriffe und Hoffnungen derer, die einen Wechsel wünschen, wie die Furcht und der Widerstand jener, die alles festhalten möchten.

Abermals im vierten Kapitel kommt der Autor auf sein Lieblingsthema zurück, indem er den verderblichen Einfluß der — sit venia verbo — parlamentarischen Redefreiheit und der freien Institutionen für ein großes Reich principiell darzulegen sucht, mit einer Allgemeinheit der Fassung, welche auf Julius Cäsar paßt, wie auf Napoleon III.:

Die unbeschränkte Freiheit der Rede und der Stimmgebung war eine große Wohlthat, solange sie, durch die Sitte gemäßigt, von einer mächtigen Aristokratie im Zaum gehalten wurde; sie entwickelte die Fähigkeiten des einzelnen, ohne dem Wohlergehen aller zu schaden; aber seitdem mit der Aristokratie auch die alten Sitten verschwinden, seit man die Gesetze zu Kriegswaffen für die Parteien, die Wahlen ein Gewerbe, und das Forum zum Schlachtfeld werden sieht, ist die Freiheit nichts mehr als eine fortwährende Quelle der Schwäche und des Verfalls. Die Institutionen erzeugen eine solche Unbeständigkeit der Entschlüsse und eine solche Unabhängigkeit der Aemter, daß man vergebens jenen Geist der Folgerichtigkeit und der Verantwortlichkeit sucht, der zur Erhaltung eines so großen Reichs unerlaßlich ist. Ohne die Einrichtungen umzustürzen, denen die Republik fünf glorreiche Jahrhunderte verdankt, kann man durch die innige Verbündung der besten Bürger eine sittliche Macht im Staate gründen, welche die Leidenschaften beherrscht, die Gesetze mäßigt, der Gewalt mehr Beständigkeit gibt, die Wahlen leitet, die Bevollmächtigten des Volks in ihrer Pflicht erhält, und die beiden ernstesten Gefahren des Augenblicks, die Selbstsucht der Großen und die Aufwallung der Masse, beschwört. Das ist es, was ihre Einigkeit verwirklichen kann; ihre Zwietracht dagegen wird nur das verderbliche Treiben jener Männer ermuthigen, welche gleichmäßig, die einen durch ihren Widerstand, die andern durch ihr Ungestüm, die Zukunft gefährden.

Das vierte Kapitel erzählt Cäsar's Aufenthalt und Siege in Spanien, sowie seine Wahl zum Consul; das fünfte behandelt das Consulat des Cäsar und Bibulus, die Julischen Gesetze, den Widerspruch des Adels, die Opposition des erbitterten Cicero, die Gesetze des Clodius und die Verbannung des berühmten Redners, während Cäsar die Verwaltung Galliens auf den Antrag des Tribunen Vatinius erhalten hat. Am Schlusse des Buchs sucht Napoleon Cäsar's Handlungsweise zu erklären, und bestreitet, daß Cäsar als Proconsul nach der unumschränkten Macht gestrebt. Er habe, als er nach Gallien ging, ebenso wenig daran denken können, über Rom zu herrschen, wie der General Bonaparte, als er 1796 nach Italien ging, das Kaiserreich träumen konnte. Die Schlußwendung dieser Schutzrede ist wieder von so allgemeiner Fassung, daß sie ebenso gut wie auf Cäsar auf die beiden Napoleone paßt:

Suchen wir nicht unablässig in großen Seelen kleine Leidenschaften. Die Erfolge hervorragender Menschen, und das ist ein tröstlicher Gedanke, gehören vielmehr der Hoheit ihrer Gesinnungen, nicht den Berechnungen der Selbstsucht und Schlauheit an; sie hängen weit mehr von ihrer Geschicklichkeit in der Benutzung der Umstände, als von jenem Dünkel ab, der, verblendet genug, sich für fähig hält, die Ereignisse hervorzurufen, die allein in Gottes Hand liegen. Sicherlich hatte Cäsar Glauben an seine Bestimmung und Vertrauen auf sein Genie; aber der Glaube ist ein Instinct und keine Berechnung, und sein Genie ahnt wol die Zukunft, aber ohne ihren geheimnißvollen Gang zu errathen.

Offenbar eine oratio pro domo, aber, wie man hinzufügen muß, im höchsten geschichtsphilosophischen Sinne. Der Glaube an eine providentielle Sendung führt die Feder des Autors, mag er das Alterthum oder die neue Zeit in seinem Spiegel schildern. Darum kann man ihm im einzelnen wol oft eine allzu günstige Beleuchtung der Thatsachen zum Vorwurfe machen, soweit sie seinen Helden betreffen; im ganzen ist der Standpunkt seiner Geschichtsdarstellung der höchste und der rechte: der Nachweis der innern Nothwendigkeit in der Gestaltung der Ereignisse! Die Lehre vom Cultus des Genius spielt oft störend in diese Auffassung hinein; aber das Genie erscheint ihm immer nur als ein Werkzeug des geschichtlichen Geistes. Die antiquarische Gelehrsamkeit mag wol Neues und manches Falsche in dieser Biographie finden, einen sprudelnden Born von Citaten*) vermissen, die tendenziösen Parallelen als eine unkünstlerische Modernisirung der antiken Klio tadeln. Daß das Werk klar und maßvoll, aus dem Gusse einheitlicher Weltbetrachtung und mit tiefer Geschichtsauffassung geschrieben ist, daß der hervorragende Geist des Autors aus jeder Seite spricht: das wird auf die Länge weder gelehrte Hyperweisheit, noch frivole oder gerechte Feindseligkeit gegen den Autor bezweifeln können. Der Instinct des Publikums hatte recht — die „Geschichte Julius Cäsar's" von Napoleon III. ist ein Ereigniß.

Rudolf Gottschall.

Zur Memoirenliteratur.

1. Wunderliche Reisen. Bruchstücke aus meinem Leben von A. Freiherrn von Seld. Halle, Fricke. 1864. 8. 1 Thlr.
2. Aus der Verbrecherwelt. Erfahrungen von A. Freiherrn von Seld. Zwei Bände. Halle, Mühlmann. 1865. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Seld erschien schon vor etwa drei Jahren mit einem Buche voll seltsamer Rückerinnerungen und Erfahrungen, wie sie einem bewegten Leben und unruhigen Wirken zu folgen pflegen. In den vorliegenden „Wunderlichen Reisen"

*) Von deutschen Gelehrten werden namentlich Mommsen, Drumann und Böckh citirt.

ührt Seld, freilich mit einigen Sprüngen, sein nzes Thun und Treiben bis hinein in die Neuzeit, elche seinen Namen auf der einen Seite fast nur mit ewunderung, auf der andern mit Verketzerung glaubte nnen zu dürfen. Wir hatten uns vor einiger Zeit mit n Lebenserinnerungen Arnold Ruge's ausführlicher zu schäftigen. Als nun diese „Wunderlichen Reisen" ka- en, glaubten wir einen Augenblick, Seld habe zu den uge'schen Memoiren ein Gegenstück bieten wollen. Doch ur einen Augenblick. Wir waren zu der Annahme urch die Anlage des Buchs verleitet. Bald bemerkten ir, daß Seld's „Wunderliche Reisen" doch nur um ihrer ezüge zu den Befreiungskriegen willen uns auf Ruge's uch hingewiesen hatten. Seld erzählt mit größter Frei- üthigkeit aus seiner Kindheit wie aus seinem spätern ben. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, indem gern bei den Absonderlichkeiten und Lächerlichkei- n des menschlichen Treibens, wo nicht gar bei den oheiten und Gemeinheiten verweilt. Die Nachtsei- n des menschlichen Thums ziehen ihn mehr an und schäftigen ihn mehr als die Lichtseiten. Dabei erzählt Haarsträubendes, Mord- und Galgenstücke, wie andere ol bescheidene Abenteuer erzählen. Glaube übrigens nie- and, daß Seld, weil er einer ganz bestimmten strengen litischen wie religiösen Partei angehört, einseitig schreibe. nein! Obgleich ihm natürlich und so namentlich in r zweiten Hälfte des Buchs, die von seiner Thätigkeit r die Innere Mission, von den Mäßigkeitsvereinen u. s. w. ndelt, seine Sache vor allem am Herzen liegt, begegnet n eine Parteilichkeit um deswillen nicht leicht, weil er umanist, Menschenfreund im löblichsten Sinne ist. Seld reibt nicht glänzend, aber für eine gewisse lapidarische arstellung besitzt er große Begabung. Kleine drastische eschichten erzählt er am besten und am liebsten. Wer n ganz kennen lernen will, lese nur den Anfang des uchs: „Eine betrunkene Stadt", da hat er Seld voll- ändig. Die Politiker, Zeitschriftsteller und Culturhisto- iker möchten wir aber besonders auf die Abschnitte hin- eisen, welche von der Bildung des ehemaligen Freistaats rakau (Seld fungirte zeitweilig in Krakau als eine Art esandtschaftssecretär) und den provinziellen Eigenthüm- chkeiten norddeutscher Bevölkerungen handeln.

Es passirt Seld allerdings nicht selten, daß er ein nd dieselbe Geschichte zwei-, dreimal erzählt, heute rz, morgen lang. Das bezieht sich auf einige Ge- hichten aus der „Verbrecherwelt", die er in nuce twedder in dem ebenbesprochenen Buche oder sonstwo hon mitgetheilt hat. „Aus der Verbrecherwelt" — riminalgeschichten vom reinsten Wasser! Fundgrube für nen Romanschriftsteller nach zwanzig bis dreißig Jah- n! Keine Phantasie kann erfinden oder wenigstens wahr- heinlich machen, was Seld's Erfahrungen zum Beispiel „Der Günstling der Menge" bieten. Die Wirklichkeit hlägt alle Phantasie, wenn einmal das Criminalistische egenstand poetischer Darstellung sein soll. Eine Frage: llte Seld in den Geschichten aus der Verbrecherwelt cht auch manches hinzugesetzt, ausgeschmückt, in seinen Wirkungen und Folgen verändert haben? Bei der letzten Geschichte des zweiten Bandes „Das unheimliche Bündel" doch ganz sicher. Er will diese Geschichte bereits mit 19 Jahren geschrieben haben. Um einzelner Eigenschaften willen möchten wir sie für die bedeutendste all seiner Geschichten erklären, gerade weil sich Seld's Eigenthümlichkeiten, seine gewaltige Vorliebe für das Packende, für die vernichtenden Leidenschaften, hier am besten bewähren. Nach anderer Seite freilich gibt sich das „Unheimliche Bündel" als echte Jugenderzählung. Wissen möchten wir wol, ob „Aus der Verbrecherwelt" bei den Lesern der Leihbibliotheken Glück macht, oder ob es um der mehr oder weniger mangelnden rührseligen Sauce willen, mit der die Häupter der Criminalgeschichten ihre belletristischen Ragouts anzurichten verstehen, dem Staube verfällt?

3. Helle und dunkle Zeitgenossen. Von Wilhelm Chézy. — A. u. d. T.: Erinnerungen aus meinem Leben. Zweites Buch. Drittes und viertes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 1864. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ein anderer Geist weht durch die Chézy'schen Erinnerungen wie durch die Seld'schen Erfahrungen. So viel Misbrauch mit den Begriffen getrieben wird und so nichtssagend sie unter Umständen sind, so wissen wir die Gegensätze doch nicht besser zu kennzeichnen, als: Seld ist objectiv, Chézy dagegen rein subjectiv. Ueber das erste Buch der Chézy'schen Erinnerungen hat Marggraff in Nr. 50 d. Bl. f. 1863 berichtet. Für den Kleinkram der Literatur bieten diese Erinnerungen nicht zu unterschätzende Beiträge. Chézy erzählt mit anständiger Ruhe; ohne gleißnerische Beschönigung zeigt er uns das literarische Treiben mehr von seiner kleinlichen denn von seiner erhebenden Seite. Wir nannten seine Erinnerungen subjectiv, weil von höhern Zielen der Literatur, von einem Zwecke, der über die Befriedigung der eigenen Existenz hinausläge, fast nirgends eine Spur sich findet. Bei all dieser Subjectivität zeichnen sich Chézy's Aufzeichnungen durch eine Unbefangenheit des Urtheils aus, welche mit Unparteilichkeit gleichbedeutend sein möchte. Wir begreifen nach diesem zweiten Buche den Widerspruch und Lärm, welchen das erste Buch erregte, eigentlich gar nicht, es müßte denn der Grund sein, daß wir unsere literarischen Geister nach den Literargeschichtsbüchern sonst nur immer auf einem gewissen hohen Postamente zu sehen gewohnt sind, daß es hier aber durch dick und dünn geht, daß literarisches Streben mit Alltagsleben gleichbedeutend ist und der literarische Ruhm nicht aus einem großen Streben, sondern gleichsam aus den Bierkrügen lustiger Zechgesellschaften herauswächst. All das bedrückt uns etwas. Wir glauben die Literatur sich von ihrer vestalischen Haltung etwas vergeben zu sehen. Wir hielten dafür, literarischer Ruhm sei ein Dom aus Granitblöcken aufgebaut, und nun, da wir ins Detail gehen, finden wir nur Mosaiksteinchen.

„Helle und dunkle Zeitgenossen" betitelt Chézy dieses zweite Buch. Es umfaßt Chézy's Aufenthalt in München vom Frühjahre 1829 bis zum Herbst 1831, in Baden-Baden von 1831—47, in Freiburg im Breisgau

vom Frühjahr 1847 bis zum Herbst 1848 und in Köln und dem Rheinlande von 1848—50. Chézy's Erinnerungen schließen demnach zum guten Theil mit jener ältern literarischen Richtung, die man die vormärzliche zu nennen pflegt, ab. Dunkel ist an jener ältern schönseligen Richtung mit ihren Spindler, Helmina u. s. w. schon unendlich viel geworden, der März 1848 hat jene unbarmherzig in den Schatten gedrückt. Hell sind von Chézy's Zeitgenossen meist nur die geblieben, welche auch in die Gegenwart hineinragen. Abgesehen von den Spindler und vielen andern, welchen in den Literaturbüchern doch wenigstens ein stilles Plätzchen zum ewigen Schlummern angewiesen worden, steigen bei Chézy die dunkeln Gestalten wie Schatten an der Wand auf. Wer kennt sie? Niemand. Einmal kommen sie noch, all diese Schatten, deren Dasein die Zerrüttung ist, hohläugige Helfershelfer der Literatur, immer bereit „einen hinter die Binde zu gießen", wie das Chézy so rührend von einem Mitarbeiter der „Rheinischen Volkshalle" zu berichten weiß, oder all diese Schmarotzerseelen, hohe und niedere Parasiten vom grünen Tische Baden-Badens — Schatten, nichts als Schatten. Einmal that ihnen Chézy die Ehre an sie zu rufen, und nun hinab, Lethe wird sie schon wieder verschlingen.

Wie ein rother Faden zieht sich auch durch dieses zweite Buch das widrige Verhältniß Helmina Chézy's zu ihren Söhnen. Peinlich, sehr peinlich bleibt's immer, einen Sohn auf offener Straße von den Schwächen seiner Mutter reden zu hören. Dies war's gerade, was im ersten Buche Wilhelm Chézy's vielfachen Verdruß erregte. Wir wissen nicht, wie daraufhin dieser zweite Theil von der literarischen Welt aufgenommen werden wird. So lange wir nicht das Gegentheil wissen, haben wir keinen Grund, an Wilhelm Chézy's Aufrichtigkeit zu zweifeln. *) Nicht zum kleinsten Theil lag oder liegt unsere deutsche Schwäche an dieser Halbheit, daß kleinliche Seelen veredelnd auf andere wirken wollen. Veredeln wollen durch Poesie und Kunst wie Helmina Chézy und dabei kleinlich sein bis zur Widrigkeit! Wer hätte das von der Dichterin der „Euryanthe" gedacht! Man wollte es gar nicht glauben, als der Sohn davon zu erzählen anfing. Jetzt muß man aber daran glauben und Helmina — zu den literarischen Schatten werfen. Peinlich freilich bleibt eine solche Familienfehde immerhin. Doch wie man auch darüber urtheile, freue man sich, daß durch Chézy's Offenheit wenigstens einem großen Uebel vorgebeugt ist. Was für eine willkommene Fundgrube ist nicht unsern Romandichtern ein Leben wie das der Helmina. Hätte Chézy jetzt diese Fundgrube nicht ein für allemal geschlossen, wie würden die Raben nach zehn oder zwanzig Jahren darüber hergefallen sein! Diesem Unfug ist wenigstens ein Riegel vorgesteckt. Wer sich gleichwol an die Helmina machen wollte, nun der müßte Chézy abschreiben.

*) Wir glauben doch auf die Denkwürdigkeiten von Helmina von Chézy: „Unvergessenes" (2 Thle.), aufmerksam machen zu müssen, nach dem alten Rechtsgrundsatz: audiatur et altera pars. Wilhelm Chézy ist übrigens am 13. März d. J. in Wien gestorben. D. Red.

In die Einzelheiten des literarischen Lebens zu München wie Baden-Baden einzugehen, müssen wir uns versagen. Es hat so ganz und gar vormärzlichen Charakter. Bei aller Regsamkeit ein ausgesprochenes stumpfseliges Schreiben, Schreiben in den Tag hinein. Die ganze vormärzlich literarische Richtung — beliebig wollen wir einige Koryphäen herausgreifen, hier Spindler, dort Saphir u. s. w. — war in den dreißiger und vierziger Jahren, während welcher Chézy in Baden-Baden erst Partei für den grünen Tisch nehmen und hinterher sich über seinen Irrthum hinsichtlich des gleißnerischen Elends verwundern konnte, anderer Kurzsichtigkeiten nicht zu gedenken, zum Absterben reif. Kaum wehte daher Märzluft, und fort geweht waren sie ins literarische Schattenreich. Aufgebauschtes, hohles Leben, nichts weiter ist's, was uns Chézy von Baden-Baden erzählt, nicht blos später, wo die Schmeißfliegen kamen, sondern von Anfang an. Nichts als ein widriges Schlaraffenthum: das Recht werden unsere Jüngern wol haben, unsere Verachtung gründlich gegen den Dusel der ältern Richtung auszusprechen, einer Richtung, die uns eine so verwirrte national-politische Erbschaft hinterlassen. Chézy steht zu sehr mitten drin in diesem Treiben und macht darum aus vielen Dingen Haupt- und Staatsactionen, die leeres Stroh sind. Ach die Duellgeschichten! Weshalb die Namen all der Parasiten, der hohen und niedern, dem Staube der Vergessenheit entreißen! Frische Luft umweht uns, als Chézy nach Freiburg übersiedelt. Er greift damit in die Zeitgeschichte von 1848 ein. Für das Detail des badischen Aufstandes bringt er charakteristische Züge; er schwingt sich da zu einer festern, männlichern Stellung und Haltung auf, als dies in Baden-Baden möglich war. Ebenso interessant dünkt uns die Schilderung seines Aufenthalts in Köln als Redacteur der „Rheinischen Volkshalle". Nicht weiter erzählt er da als das stete Leid und Weh eines Redacteurs, der ein pilzartig aufgeschossenes Blatt leiten und halten sollte, aber diese Detailerzählung gewinnt durch den politischen Hintergrund große Bedeutung. Ganz und voll stimmen wir ihm bei, wenn er gegen das Undeutsch, in welchem die Mehrzahl der Tagesblätter geschrieben wird, zu Felde zieht. Das ist mit dem Undeutsch auch heute noch so, wenigstens bei sehr vielen Blättern, man sehe sie nur an. Und mit solcher Liederlichkeit, an der freilich zumeist das literarische Schmutzfinkenthum ebenso schuld ist wie das steifleinene Gymnasialpathos, will man groß auf die Masse der Nation oder besser auf die des Volks wirken. Wir danken Chézy aufrichtig für das offene Wort gegen eine wunde Stelle der Tagesliteratur. Eine ernste Mahnung: will die Literatur und die Tagespresse die volle Freiheit wirklich haben und verdienen, so suche sie diese nicht blos in der Wegräumung äußerer Hindernisse, sondern ebenso in der innern Selbstreinigung. Immer wahrer, immer edler, immer anständiger werden, das heißt auch immer freier werden.

Emil Müller-Sanswegen.

Ueber Balladen und Romanzen.

sthetische Vorträge von A. W. Grube. Erstes Bändchen. Goethe's Elfenballaden und Schiller's Ritterromanzen nach ihrem Ideengehalt, ihrer Formenschönheit und ihrem Stilgegensatz erläutert. Iserlohn, Bädeker. 1864. 8. 25 Ngr.

Der auf ähnlichem Felde schon nicht unrühmlich bemte Verfasser bespricht ausführlich: „Nordische Elfender und Goethe's Erlkönig", „Goethe's Fischer", und it „Vergleiche mit deutschen Elfenliedern", erläutert sonn, nachdem er „Schiller's Romanzen im Gegensatz zu oethe's Balladen" betrachtet, „Schiller's Taucher; Handjuh; Kampf mit dem Drachen; Ritter Toggenburg und n Grafen von Habsburg", wobei er jedoch die meisten dern der Schiller'schen und Goethe'schen sowie auch andere ssische Gedichte dieser Gattungen nicht außer Acht läßt. ir freuen uns auszusprechen, daß dem Verfasser, was nach der Vorrede sich zur Aufgabe gestellt: diese Gehte „zu erläutern und lebendig zu charakterisiren", in r That trefflich gelungen. Es sind liebevoll in den egenstand sich vertiefende, feinsinnige Betrachtungen, von ter schönen Begeisterung getragen, wohl geeignet wieder begeistern, besonders für die so einzig dastehenden poechen Erzählungen Schiller's, die auch uns ein wahrer olz der Nation dünken, womit die Deutschen wol ohne rahlerei die Literatur aller Zeiten und Völker in die chranken rufen können; und diese so lebensvoll, wie es schehen, namentlich der Jugend vor die Seele gebracht haben, halten wir für kein kleines Verdienst des Verffers. Neben gründlich geschöpften psychologischen Berkungen, ebenso klar gefaßten als treffenden ästhetischen aisonnements (wir heben hervor die praktisch dargeame und ganz zutreffende Charakterunterscheidung des chiller'schen und Goethe'schen Genius, S. 78—82), neben nem ziemlich reichen literarhistorischen Apparat begegnen ir auch belehrenden Vergleichungen mit gediegenen Dichngen der neuesten Zeit (z. B. mit Geibel's „Tanhäuser"), wie mit andern verfehltern, welche das Rechte in das chte Licht stellen. Lobenswerth ist auch die verdiente urechtweisung, welche er einigen unberufenen, stumpfinnigen und dünkelvoll übermüthigen Kritikern dieser Meiterwerke zutheil werden läßt. Praktisch endlich finden ir es, daß der Text der betreffenden Gedichte ganz mit bgedruckt worden.

Bei aller aufrichtigen Anerkennung jedoch der Leistung rube's bekennen wir, daß wir uns mit der von ihm sgesprochenen Theorie der „Balladen- und Romanzenchtung" nicht befreunden können. Sie ist uns nicht nfach genug. Einverstanden sind wir entschieden damit, ß die Ballade ein lyrisches Gedicht, bedenken uns aber, t mit „episch-lyrisch" zu bezeichnen, da die darin ungbar vorhandene Modification des lyrischen Grundelements vielfach auch dramatisch, am häufigsten episch und ramatisch gemischt ist (man denke an Uhland's „Schloß m Meer" und „Ständchen", welche beide rein dramatisch modificirt sind). Einverstanden sind wir ferer mit dem Verfasser, wenn er die poetischen Erzählungen Schiller's als einzig in ihrer Art ansieht, jedoch nicht mit den ihnen gegebenen Namen „Romanzen" oder „Balladenromanzen" oder „idealistische Romanzen". Es sind nach unserer Ansicht nichts anderes als eben poetische Erzählungen, d. h. reine Epen, nur im verjüngten Maßstabe; zum großen Epos sich etwa verhaltend wie die Prosanovelle zum Prosaroman; daher ihnen auch alle dem Epos wesentlichen Momente, als Schilderung und Beschreibung, nicht fehlen. Daß der Verfasser sie Ritterromanzen genannt hat, ist ganz gut, denn es ist ein wesentliches Kennzeichen epischen Dichtens, daß der Dichter sich gedrängt fühlt, sich zur Beschauung vergangener und doch unserm Bewußtsein noch nicht ganz entfremdeter Zustände zurückzuwenden. Das lyrische wie dramatische Element in diesen Erzählungen ist dabei nicht vorragender als in Schiller's individuellem Dichtergeist überhaupt, nur etwa zuzugeben, daß dem „Taucher" und dem „Grafen von Habsburg" vom Dichter auf eine geniale Weise ein gewisser balladischer Anstrich verliehen worden. Daß sie sich unterscheiden von den sogenannten schlichten „Rhapsodien oder Mären" (eine Gattung, die wir gegen Echtermeyer für überflüssig halten), kommt eben wieder nur aus dem specifischen Gewicht des Schiller'schen Geistes, und wir nehmen nicht Anstand, die vom Verfasser angeführte spanische Romanze: „Don Alonso der Getreue", zu den poetischen Erzählungen zu rechnen.

Neue Namen für altbestehende Dinge einzuführen scheint gleichgültig, und ist es doch keineswegs. Denn sie verwirren leicht die einfachen Begriffe, zumal wenn es sich um einfache Urformen handelt, wie die Lyrik, Epik und Dramatik sind, die, sie mögen noch so neu erscheinen in der Behandlung eines originellen Geistes, doch ewig die alten bleiben. Daher möchten wir ernstlichst darauf dringen, überhaupt in der Kunst voraus die Form zu beachten, welche ja den Inhalt ganz in sich aufgehen lassen soll, und nie den Inhalt zu sehr als maßgebend für die Form zu nehmen. Freilich wird diese in gewisser Art von jenem bedingt, wenigstens was gewisse untergeordnete Formen der Poetik anlangt, und manches der Art aus der antiken Welt ist wegen eines durch die Geschichte überwundenen Inhalts eingegangen. Allein da der Gang der Weltgeschichte nicht so rasch ist, und seit der Zeit des classischen Alterthums die Gedankenwandlungen nicht so groß gewesen sind, so sind wir wol noch nicht in der Lage neue Gattungen auch der Form nach aufzustellen. Dem Alterthum war allerdings die episch-lyrische Gattung der Ballade fremd. Der Ausgangspunkt für unsere deutsche Balladenschöpfung ist bekanntlich ein nicht zu ferner, und zu datiren von der Einführung der unserm deutschen Dichtungsgenius so verwandten schottischen Balladen durch Herder. Denn auch in uns lag der besonders im 14. und 15. Jahrhundert gelegte Keim dazu, und der prägnante Entwickelungszeitpunkt gewann der Kunstdichtung die episch-dramatische Lyrik. In Schottland hießen diese Lieder von alters her „Balladen" und daher mögen sie fortan uns auch so heißen. Was dies Wort,

ehe es über Italien und Frankreich dorthin gelangt war, anderes bedeutete, geht uns nichts mehr an. „Das Walten der unmittelbaren Naturkräfte“ und ihr Eindruck auf die Menschenseele war natürlich ihr erster Inhalt, aber nicht, wie Grube meint, der Ballade als solcher eigenthümlich; denn die innere Form, d. h. die Behandlung, in der sich dies ausdrückte, mußte auch andern episch-dramatisch-lyrischen Empfindungen gerecht sein. Der Balladensänger ist ja der lyrische Dichter, der sich gedrängt fühlt, sich und andern das zu erzählen, wozu eben sein Gefühl ihn hinzieht. Die „Tageshelle“ ist innerer Gehalt, der mit der Geschichte kommt, sowol der Geschichte des einzelnen Individuums als ganzer Völker. Grube scheint übrigens doch das Richtige gefühlt zu haben, wenn er den Inhalt gewisser Balladen mit „Elfenballaden“ kennzeichnet, wogegen natürlich nichts einzuwenden ist.

Aus der Bedeutung, welche Referent der Behandlung beilegt, kommt es nun freilich auch, daß ihm der „Ritter Toggenburg“ nicht als eine „Balladenromanze“, sondern als eine reine Ballade (pragmatisch-lyrisches Gedicht) erscheint, und zwar dieselbe mit dem „Alpenjäger“ und „Es lächelt der See“ u. s. w. aus dem „Tell“, als die einzigen Balladen, die vielleicht Schiller geschrieben. Wir kümmern uns dabei weder um Inhalt noch um Länge und Kürze dieser Lieder.

Schließlich noch eins. Wir rechten sonst nicht gern um Worte; doch gestehen wir offen, daß uns das Wort „Romanze“, wenn es nicht etwa blos eine Erzählung aus der romantischen Ritterzeit bedeuten soll (weshalb Schiller seinen „Kampf mit dem Drachen“ so genannt zu haben scheint), zur Bezeichnung der kleinen Schiller'schen Epen widerstrebt. Das Wort hat im Laufe der Zeiten schon mancherlei bedeutet, worüber viel zu schreiben wäre, und bei den Spaniern gewiß auch eine „poetische Erzählung“; doch dünkt es uns dafür nicht scharf und klar genug und zu sehr nach Zeit und Inhalt schmeckend. Wir möchten es aber vielmehr (ohne unsere Meinung aufdringen zu wollen) einer unbestreitbar vorhandenen Unterart oder Nuance der Ballade beilegen, wo nämlich die rein lyrische Empfindung über das Thatsächliche überwiegt, dieses nur gleichsam dämmernd im Hintergrund der Seele lagert, wie bei den südeuropäischen Nationen und in unsern Opern so häufig der Fall, und wovon bei Heine (z. B. „Lorelei“), noch mehr bei Uhland ein so reicher Vorrath der schönsten Muster vorliegt, und wohin denn auch Schiller's: „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn“ und „An der Quelle saß der Knabe“, sowie Goethe's: „Kennst du das Land?“ unbedenklich zu zählen sein dürften. Referent wird in nächster Zeit an einem andern Orte über diese Gegenstände, namentlich wider die Echtermeyer'sche Theorie ausführlicher sich aussprechen.

Richard Treitschke.

Zur Kunstgeschichte.

Skopas' Leben und Werke von Ludwig Urlichs. Mit einer lithographirten Tafel. Greifswald, Koch. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Durch gründlich eingehende Monographien pflegt der Wissenschaft am sichersten gefördert zu werden. Die vorliegende Schrift ist eine solche für die Archäologie und Kunstgeschichte. Sie enthält eine Reihe von zusammenhängenden Untersuchungen über das Leben und die künstlerische Thätigkeit des Skopas, die ebenso sehr von der Gelehrsamkeit wie von dem Scharfsinn des Autors Zeugniß geben und sich den beachtungswerthesten Arbeiten philologischen Charakters, wie sie heutzutage nicht allzu häufig mehr ans Licht treten, würdig anreihen. Nach ihrem Hauptinhalt, sowie nach der Art und Weise, wie der Stoff darin angefaßt und behandelt wird, ist sie vorzugsweise für die Fachgelehrten von Bedeutung; jedoch ist sie auch reich an solchen Partien, die der allgemein gebildete Leser mit Interesse und Nutzen verfolgen kann, und bei der Lebhaftigkeit, mit der man sich jetzt auch in weiteren Kreisen für Kunst- und Culturgeschichte interessirt, wird es immerhin zweckmäßig sein, wenn wir hier das größere kunstfreundliche Publikum wenigstens insoweit darauf aufmerksam machen, daß wir ihm kurz andeuten, was es darin findet.

Die dem berühmten Schömann gewidmete Schrift zerfällt in zwölf Abschnitte und zwei Beilagen. Der erste Abschnitt handelt zunächst von des Skopas Abkunft aus Paros, der Fundgrube des besten griechischen Marmors und der Heimat anderer namhafter Künstler, wie Ritiaas, Arkesilas, Agorakritos, Thrasymedes u. s. w., zu denen als jüngster auch Aristandros, der Vater des Skopas, gehörte, von dem es wahrscheinlich ist, daß er im reifen Mannesalter nach dem Peloponnes übersiedelte und selbst der Lehrer seines großen Sohnes, wahrscheinlich nach den in Athen aufgenommenen Principien der polyklet'schen Schule, gewesen ist. Sodann werden darin die vom jungen Skopas selbst im Peloponnes ausgeführten Arbeiten besprochen, namentlich die Aphrodite Pandemos in Elis, der Athenetempel zu Tegea, der Tempel des Asklepios zu Gortys, die Bildsäule der Hekate im Tempel zu Argos und die Statue des Herakles im Gymnasion zu Sikyon. Den weitaus größten Raum dieses Abschnitts füllen die Untersuchungen über den unter des Künstlers Oberleitung gebauten Tempel zu Tegea, über dessen Proportionen und dreifache Säulenstellung, über dessen Götterstatuen (Asklepios und Hygiea) und namentlich über die Sculpturen seiner Giebelfelder, in denen Skopas einerseits die Jagd des kalydonischen Ebers, andererseits eine Schlacht des Telaphos darstellte. Der Bau dieses Tempels nahm die Thätigkeit des Skopas acht Jahre lang in Anspruch (Ol. 96, 3 bis Ol. 98, 3), doch gewann er Muße, während derselben Zeit auch den Bau des Asklepiostempels zu Gortys, einer Pflanzstadt von Tegea, zu leiten und für denselben gleichfalls Statuen des Asklepios und der Hygiea zu arbeiten. Er zeichnete sich hierbei, gleich dem Polyklet und Kallimachos, ebenso sehr als Baumeister wie

als Bildhauer aus und schuf namentlich im Tempel von Tegea ein Meisterwerk, welches alle peloponnesischen Tempel, den von Phigalia und den olympischen des Zeus nicht ausgenommen, an Größe und Kostbarkeit übertraf. Er umgab das Ganze mit einer ionischen Säulenhalle; die Cella aber schloß eine doppelte Säulenstellung übereinander ein, die untere von dorischer, die obere von korinthischer Ordnung: das erste Beispiel einer umfassendern Anwendung des korinthischen Stils. Die plastischen Arbeiten dieser Periode verrathen sämmtlich schon seine Vorliebe für jugendlich-anmuthige Gestalten und bewegte Handlungen, welche ihm auch in der Folge eigen blieb. Es sind Aphrodite, Asklepios, Hygiea, Hekate, Herakles, Atalante und Meleagros.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit „Skopas in Attika", wohin sich der Künstler bald nach Vollendung seiner Arbeiten begeben hatte. Der Autor gibt zunächst eine allgemeine Schilderung der damals in Athen herrschenden Zustände, welche der Kunst nicht mehr so großartige Aufgaben boten, wie zur Zeit des Phidias. Auf die Bildung bedeutender Statuengruppen und Kolosse, auf die Verzierung großer Tempel und Hallen, auf die prachtvolle Darstellung der Götter in Gold und Elfenbein mußte sie verzichten. Sie suchte ihren Ruhm in dem lebendigen Schwunge der Phantasie, in holder Anmuth, in feiner Charakteristik und meisterhafter Technik, womit sie einzelne Marmorstatuen und kleinere Gruppen ausstatten konnte." In dieser Weise wirkten Alkamenes und Kephisodotos der Aeltere. Zu ihnen gesellte sich etwa um Ol. 100, 3 der schon berühmte und im kräftigen Mannesalter befindliche Skopas nebst den jüngern Künstlern Prochares, Timotheos, Bryaxis und Praxiteles, von denen sich die drei erstgenannten ihm als Schüler angeschlossen zu haben scheinen, während der letztgenannte sein großer Nebenbuhler wurde. Von den Arbeiten, die Skopas in Athen fertigte, haben wir nur eine unvollkommene Kenntniß. Bestimmt genannt wird die Statue einer Eumenide im Heiligthum der Erinnyen am Abhange des Areopag; außerdem scheint er noch Kanephoren, Kampteren und Hermen geliefert zu haben. Die berühmteste seiner Arbeiten aus dieser Zeit ist unstreitig seine Bacchantin, an welcher der göttliche Wahnsinn so lebendig zum Ausdruck gebracht war, daß der Dichter, in ihr Anschauen versunken, fragt, ob ihn Skopas oder Bacchos selbst ihr eingehaucht habe. Außerdem wissen wir noch von einer Apollostatue, die Skopas für den Nemesistempel zu Rhamnus lieferte, als Gegenstück zur Artemisstatue des Timotheos und der Leto des Kephisodotos. Apollo ist in derselben als Citharöde verherrlicht in lang herabwallendem Gewande mit der Phorminx im Arm. Wahrscheinlich ist die bekannte Statue des Vaticans eine mangelhafte Nachahmung derselben.

Der nächste Abschnitt behandelt „Skopas in Theben", wo er zwischen Ol. 100, 3 und Ol. 102, 4 thätig gewesen ist. Er mußte hier für den Eingang des Apollotempels eine Statue der Athene und für den Artemistempel eine Artemis Eukleia liefern. Nichts zeugt so sehr für seinen Ruhm als die erste dieser Aufgaben; denn eine Athene nach Phidias zu bilden, konnte nur der größte Künstler der Zeit unternehmen.

Im vierten Abschnitt werden seine Arbeiten zu Megara besprochen. Sie bestanden in Statuen des Eros, Himeros und Pothos für den dortigen Tempel der Aphrodite. Sie bildeten nach dem Verfasser die Gegenbildnisse zu den Statuen der Aphrodite, der Peitho und der Paregores, von denen die Aphrodite selbst ein altes Werk, die beiden letzten dagegen Arbeiten des Praxiteles waren. Urlichs vermuthet, daß sich Skopas bei seinen Arbeiten den Ideen des Platon im „Symposion" angeschlossen und im Himeros den Reiz, im Pothos die Sehnsucht dargestellt habe.

Von ähnlichem Charakter war die im fünften Abschnitt behandelte Arbeit, welche er um Ol. 104 für die Heiligthümer in Samothrake lieferte, denn sie bestand aus einer Gruppe der Aphrodite und des Eros (Pothos), wahrscheinlich das erste Rundwerk dieser Art, denn vorher findet man Aphrodite und Eros nur auf Basreliefs zu einer Gruppe vereinigt.

Die beiden folgenden Abschnitte bewegen sich um die von ihm für Troas und Ephesus (Ol. 102 und Ol. 106) ausgeführten Arbeiten, eine Tempelstatue des Apollon Smintheus und eine Leto mit dem Scepter, der eine als Amme geltende Ortygia zur Seite steht, die in jeder Hand ein Kind hält. Beschreibungen und Münzen geben von beiden eine ungefähre Vorstellung.

Wichtiger sind die im achten Abschnitte: „Skopas im Gebiet von Pergamus", behandelten Statuen des sitzenden Mars und der Venus, die sich später in Rom befanden und von denen sich in der Marsstatue der Villa Ludovisi und in der capitolinischen Venus wahrscheinlich nicht ungetreue Nachbildungen erhalten haben; und ein noch höheres Interesse nehmen die beiden folgenden Abschnitte in Anspruch, welche sich über des Künstlers Arbeiten in Bithynien und Cilicien verbreiten, denn es handelt sich hier einerseits um die Sculpturen des Neptuntempels, in denen Skopas die von Nereiden und Tritonen umgebene Thetis nebst dem Achilles darstellte, andererseits um die berühmte Niobidengruppe, welche Urlichs aus gewichtigen Gründen mehr dem Skopas als dem Praxiteles zuzuschreiben geneigt ist.

Nicht minder wichtig ist der elfte Abschnitt, welcher über des Künstlers Werke in Karien handelt, denn es kommen hier außer einer für Knidus gearbeiteten Athene und eines Dionysos seine großartigen Sculpturen für das berühmte Mausoleum zur Sprache; jedoch erstrecken sich des Verfassers gelehrte Untersuchungen keineswegs blos über diese, sondern auch über die architektonische Beschaffenheit des Tempels und seine anderweitigen Ausschmückungen.

Der zwölfte und letzte Abschnitt beschäftigt sich mit „Skopas' Ende und Kunst". Jenes verlegt er in die Zeit von Ol. 108—109, wonach der Künstler ein Alter von 72—76 Jahren erreicht haben würde. Die allgemeine Charakteristik der Skopas'schen Kunst ist kurz und treffend. Anmuth, Schärfe der Charakteristik, Vorliebe

für Darstellung gewaltiger Affecte in Bewegung und Ausdruck, lebendige Gruppirung, harmonische Composition und Meisterschaft in der Behandlung des Marmors werden als die wesentlichsten Vorzüge hingestellt.

Die beiden Beilagen enthalten eingehende und interessante Aufsätze über „Das Zeitalter des Dipönos und Skyllis“ und „Die Baugeschichte des ephesischen Tempels“. 1.

Feuilleton.

Die Aesthetik als Naturwissenschaft des Geistes.

Das Streben, welches Lemcke in seiner „Aesthetik“ an den Tag gelegt, die Lehre vom Schönen ihres metaphysischen Gewandes zu entkleiden, die Ideen aus Thatsachen zu erklären und für die strebenden Künstler besonders fruchtbar zu machen, ist als eine wissenschaftliche Grundrichtung der Zeit zu betrachten, die sich auf allen philosophischen Gebieten geltend macht. Wir erinnern an die psychologischen Experimente und Studien, welche neuerdings ganz bestimmte Gesetze des Seelenlebens zu erforschen suchen. Auch eine „Natürliche Dialektik“ von Dühring, auf welche wir nächstens zurückkommen werden, ist erschienen. Auf dem Gebiete der Aesthetik ist Zeising's „Lehre vom goldenen Schnitt“ als die fruchtbringende Entdeckung eines wichtigen Gesetzes zu begrüßen. Alle derartigen Forschungen dienen zur Bereicherung der Wissenschaft und kommen derselben auch in ihrer metaphysischen Fassung zugute, welche durch die neuern naturwissenschaftlichen Theorien auf geistigem Gebiete wol in vieler Hinsicht wiedergeboren, aber nicht ersetzt werden kann. Ein solcher Beitrag zur Aesthetik ist auch W. Oehlmann's kleine Schrift: „Die Elemente des Schönen und die Geisteskräfte des Menschen. Grundlinien der Aesthetik als einer Naturwissenschaft des Geistes“ (Dresden, Ehlermann, 1864). Der Verfasser setzt diese Naturwissenschaft der Philosophie als Scholastik gegenüber. Er geht in der Systematisirung überhaupt von kraniostöpischen und phrenologischen Grundlagen aus, indem er aus den Regionen des menschlichen Gehirns die Regionen des geistigen Lebens ableitet. Alle bedeutenden Künstler zeigen eine starke Entwickelung der Unterstirn als des Sitzes der Anschauungsorgane. Dadurch gelingt es ihnen naturwahr zu sein. „Die nächste dieser Studien“, fährt der Verfasser fort, „hebt daher diese Eigenschaft als Grundbedingung alles Schönen hervor, wenngleich sie die Neigung, sich nicht mit der ersten besten Existenz zu befriedigen, ein gewisses wählerisches Wesen der Erscheinungswelt gegenüber, für ebenso nöthig erachtet, um der «Phantasie» Richtung und Neigung für das Vorzüglichere zu verleihen. Die Studie geht von dieser Basis aus weiter zum Nachweis fort, wie auch die Elemente des «Gefühls» und der «Reflexion» für das Schöne wesentlich sind, wie ferner untergeordnete Gattungen desselben aus ihren verschiedenen Combinationen entstehen, und wie die höchste Gattung aus einem wohltemperirten Gleichmaß feinster Anschaulichkeit (Befriedigung eines feinen Auges und Ohrs), tiefsten Gemüths und schärfster Intelligenz entstehe. Es wird dabei nicht verkannt, daß für das Schöne das sinnliche Element des Wahrnehmens das wesentlichste sei, während für die Ethik das Gefühls- und für die Metaphysik das Reflexionselement das Centrum bilden, die übrigen beiden Elemente aber in die Peripherie fallen. Die Studie endigt mit dem Nachweis, welche Gliederung man der Aesthetik auf dieser Grundlage zu geben habe. Es wäre aber für die Aesthetik noch nicht genug errungen, wenn man blos die Grundelemente alles Schönen erkannt und die davon abhängige Gliederung der Aesthetik sich klar gemacht hätte. Vielmehr wird noch zu einer weitern Zergliederung jedes einzelnen der drei Elemente fortzugehen und die Gestaltung anzudeuten sein, welche diese fernern Elemententheile in ihrer Verwendung in den Kunstwerken zu erhalten haben, um zu wissen, welche speciellern Anforderungen man an ein Kunstwerk machen müsse. Ich habe es selbst auf die Gefahr der Unvollständigkeit hin vorgezogen, dies nicht wieder in abstracter Weise auszuführen, vielmehr die Betrachtung eines bestimmten einzelnen Kunstwerks zu Grunde gelegt und hierzu die Chriemhilde aus dem kürzlich erschienenen Hebbel'schen Nibelungencyklus verwendet.“

Wir haben den Inhalt des Schriftchens mit des Verfassers eigenen Worten angegeben. Was die Kritik der Hebbel'schen „Nibelungen“ betrifft, so enthält sie sehr viel Wahres, indem sie namentlich auf das „megärenhaft Gewaltige“ hinweist, welches als eine ungenügende Erscheinung keine Befriedigung gewähren kann. Gerade in den Höhen der Hauptpunkte erklärt er das Werk für verfehlt und will die mangelhafte Aesthetik dafür verantwortlich machen. Doch glauben wir, daß der echte dichterische Genius selbstschöpferisch auftritt und stets in Einklang mit dem Gesetz des Schönen, während paradoxe Talente aller Aesthetik der Welt zum Trotz ihren eigenen Gang einschlagen.

Die Reden des Labienus.

Ganz Paris spricht von „Les Propos de Labiénus“, die jetzt bereits in mehrern deutschen Uebersetzungen erschienen sind. Wir erwähnen von letztern „Anti-Cäsar, Gelegenheitsbemerkungen des Labienus. Von Rogeard“ (Prag, Steinhauser). Der Autor der Schrift hatte dies Pamphlet einem Verleger übergeben, der dasselbe nicht weiter durchlas, sondern einfach nach dem Titel für ein streng wissenschaftliches Werk hielt. Ein kleiner Beitrag zur Illustration der Moral, daß es vortheilhaft ist, wenn die Verleger von den in ihrem Verlag erscheinenden Werken Kenntniß nehmen. Der rasende Absatz des Büchleins machte den Verleger stutzig; er lief zur Behörde, um Schutz gegen den Verfasser anzusuchen, der ihn zur Herausgabe einer neuen Auflage von 6000 Exemplaren durch Huissiers zwingen wollte. Auch ein seltener Fall — ein Verleger, der zu einer zweiten Auflage nach dem glänzenden Absatz der ersten gezwungen werden soll und sich vor seinem eigenen Erfolg in die Arme der Polizei flüchtet. Natürlich nimmt die Polizei ihn in Schutz, verfolgt den Autor, der wegen Majestätsbeleidigung zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt, nach Belgien entflieht. Herr Rogeard ist ein ehemaliger Professor der classischen Literatur am Lyceum zu Pau, der nach dem Staatsstreiche seine Entlassung nahm und seitdem Privatlehrer ist. Wer aber ist Labienus? Einer, wie es in den „Propos“ heißt, der hartnäckig Bürger bleiben wollte in einer Stadt, in der es nur noch Unterthanen gab. Er hatte eine Geschichte geschrieben, aus welcher er bisweilen einige Seiten bei verschlossenen Thüren seinen frühern Freunden vorlas. Auf den Antrag eines Senators wurde dies Geschichtswerk des Labienus verbrannt. Der arme Geschichtschreiber, dem zuerst von allen diese später allgemeiner gewordene Ehre zutheil wurde, mochte sein Werk nicht überleben und verschloß sich in der Gruft seiner Väter, um nicht wieder daraus hervorzugehen.

Nach der Erfindung des Herrn Rogeard begegnet Cäsar, als Augustus seine Denkwürdigkeiten geschrieben hat, diesem Labienus und fragt ihn, ob er nicht eine Kritik des Werks schreiben wolle? Labienus aber spricht bei dieser Gelegenheit seine Ansichten über die Memoiren des Augustus aus, welche wie ein Hohngelächter von Injurien auf das Haupt des Cäsar niederregnen. In der That verschwindet dagegen „Napoléon le petit“ von Victor Hugo. Wenn die „Neue Freie Presse“ bei dieser Veranlassung bemerkt, der Fall beweise, daß eine andere Auffassung des Cäsarismus als die in der „Geschichte Cäsar's“ in Frankreich nicht geduldet werde, daß der hohe Verfasser eine freimüthige Kritik

einer Geschichtsauffassung nicht gestatte, so muß man entgegnen, daß es sich hier nicht um eine freimüthige Kritik, sondern um eine Fülle der gehässigsten Invectiven handelt, die durch den römisch-französischen Parallelismus mehr hervorgehoben als verdeckt werden und von denen jede einzelne einer Privatperson genügt, zur Waffe des Gesetzes greifen oder das Gesetz der Waffe entscheiden zu lassen. Wir wollen als Probe nur die noch ziemlich gemäßigte Schilderung des augusteischen Römerreichs mittheilen: „Es ereignete sich im Jahre 7 n. Chr., im dreißigsten Jahre des Reichs von Augustus, sieben Jahre vor seinem Tode, man war in vollem Principate und das Königvolk hatte einen Herrn. Der Stern der Julier war langsam aus dem flutigen Dunste, der seine Morgenröthe färbte, hervorgegangen, er erhob sich und streute sein mildes Licht über dem schweigsamen Forum aus. Es war ein schöner Augenblick! Die Curie war stumm und die Gesetze schwiegen, keine Curial- oder Centurialversammlungen mehr, keine Volksbeschlüsse, keine Wahlen mehr, keine Unordnung, keine Armee der Republik mehr, nulla publica arma, überall der römische Friede, den unterjochten Römern aufgedrungen; ein einziger Tribun: Augustus; eine einzige Armee: die Armee Augustus'; ein einziger Wille: der seinige; ein einziger Consul: er; ein einziger Censor: abermals er; ein einziger Prätor: er, immer er. Die verbannte Beredsamkeit starb im Dunkel der Schulen; die Literatur hauchte ihren Athem unter dem Schutze Mäcenas' aus; Titus Livius hörte auf zu schreiben und Labienus zu reden, Cicero's Schriften waren verboten, die Gesellschaft war gerettet. Ruhm hatte man allerdings noch, wie in einem Kaiserreiche geziemt, das sich achtet; man hatte sich überall ein wenig herumgebalgt; man hatte die Leute im Norden und Süden rechts und links geschlagen, man hatte Namen aufzuschreiben an die Straßenecken, auf die Triumphbogen; man hatte besiegte Völker gefesselt in Basreliefs darzustellen; man hatte die Dalmatier, die Cantabrer, die Aquitanier, die Pannonier; man hatte die Illyrier, die Rhätier, die Vindelicier, die Dacier, die Ubier, die Sicambrer, die Parther, der Traum Cäsar's, ohne die Römer der Bürgerkriege zu zählen, über welche gegen alle Sitte zu triumphiren Augustus den Muth hatte, aber nur zu Pferde, aus Bescheidenheit. Es gab sogar einen dieser Kriege, in dem der Kaiser in Person befehligte und verwundet wurde, was der höchste Ruhm für eine große Nation ist." Der Parallelismus ist eine gefährliche Waffe. Die „Geschichte Cäsar's" spielt damit; die „Propos" des Labienus brennen sie wie einen Revolver los.

Adolf Glaßbrenner's Gedichte.

Der Vater des berliner Witzes läßt seine auf Versfüßen dahinwandelnden Musenkindlein fast alle in neuer Gewandung erscheinen. Vor uns liegen die „Gedichte" (vierte vermehrte und verbesserte Auflage; Wien, Markgraf, 1865), während, wie wir erfahren, die „Verkehrte Welt" bei Janke in Berlin in fünfter und der „Neue Reineke Fuchs" bei Ernst Keil in Leipzig in vierter Auflage erscheint. Der berliner Witz hat an und für sich für die Lyrik kein rechtes Organ; wenn Glaßbrenner in seinen Gedichten einzelne Klänge auf dem Gebiete des ernsten Liedes oder der Freiheitsdithyrambik gelingen, so zeigt dies, daß das Talent des Autors außer der Schublade, in welcher sich der Witz seiner Vaterstadt befindet, noch andere besitzt; aus einen Gedanken mit lyrischen Schwungfedern sich in die Höhe schwingen. Doch bleibt der respectlos dreinschlagende, treffende Witz, namentlich in volksthümlichen Formen, der Hauptfactor seiner Poesien. Es ist nicht zu leugnen, daß viele derselben einen stark vormärzlichen Charakter tragen. Namentlich die „Censoren", die doch bereits jetzt lange im Grabe ruhen, während mancher mit zehn Preßprocessen begnadigte Redacteur sich nach ihrer milden, patriarchalisch-wohlwollenden Herrschaft zurücksehnt, werden von Glaßbrenner ganz in der vormärzlichen Weise angegriffen, wie es Hoffmann von Fallersleben und Freiligrath gethan. Auch die Opposition gegen Titel und Ordenswesen trägt diesen vormärzlichen Charakter. Originell gedacht und ausgeführt sind dagegen manche andere Gedichte, wie z. B. „Der stotternde Liberale". „Die neue Walpurgisnacht" enthält manche glückliche Pointen. In manchen mehr liederartigen Gedichten nimmt Glaßbrenner einen Anlauf zum deutschen Béranger. Daß er es nur zum berliner Béranger bringt, ist nicht seine Schuld, sondern Schuld der deutschen Verhältnisse.

Bibliographie.

Adler, F. v., Ballegard und Alsen. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Aurach, P. S. v. der, Schleswig-Holstein und Preußen. Ein süddeutsches Wort. Mannheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer. Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs von Orleans. An den Klerus und das Volk der katholischen Kirche von einem Katholiken. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Bertrams, J., Die Volksschule und ihr Verhältniß zu Familie, Kirche und Staat. Ein Beitrag zur Schulfrage für Eltern, Lehrer, Geistliche und Schulfreunde. Aachen, Hensen. 12. 5 Ngr.

Beyschlag, W., Die Auferstehung Christi und ihre neueste Bestreitung. Vortrag. Berlin, Rauh. 16. 9 Ngr.

Bourbon, Frau, Versöhnung mit dem Leben. Erzählung. — Ein alter Junggesell. Künstlernovelle. — Bekenntnisse einer alten Frau. Erzählung. Aachen, Cremer. 1864. 8. 15 Ngr.

Christiansen, C., Ueber Qualität und Quantität der Strafe. Mit besonderer Beziehung auf die Todesstrafe. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 3te Abth.: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 9tes und 10tes Bdchn. Wenigen-Jena, Hochhausen. Gr. 16. à Bdchn. 4 Ngr.

Fürst, L., Dornröschen. Eine Märchendichtung. Leipzig, Weber. 16. 15 Ngr.

Geschichte der alten Brüderkirche. (Von E. W. Eröger.) 1ste Abth. 1457—1557. Gnadau. Gr. 8. 16 Ngr.

Henke, P. J. W., Sophokles Oedipus in Kolonus neu dargestellt von Dawison in Dresden. Vorlesung. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Hußmann, G., Chronik der Oberpfalz. 1ster Band. I. Chronik von Schwandorf. Amberg, Pohl. Gr. 8. 20 Ngr.

Jacobi, V., Die blinden Hessen und ihre Gevattern aus und mit dem Sprunggelenk operirt. Leipzig, Berlg. Gr. 8. 5 Ngr.

Kaufmann, W., Der Rückzug von Danewirke und dessen geheime Geschichte. Vortrag. Aus dem Dänischen übersetzt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Klun, V., Ritter und Humboldt, die Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde. Wien. 1864. Lex.-8. 6 Ngr.

Köpke, E., Studien zu Lessings Nathan. Ein Vortrag. Brandenburg. 4. 10 Ngr.

Kretschmer, A., Deutsche Volkstrachten. Original-Zeichnungen mit erklärenden Notizen. 1ste Lieferung. Leipzig, Bach. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kugler, B., Ulrich Herzog zu Würtemberg. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 24 Ngr.

Levysohn, A., Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte. Gründberg, Levysohn. 8. 5 Ngr.

Napoleon I., Geschichte Julius Cäsar's. Auf der Insel St. Helena nach dem Dictat des Kaisers niedergeschrieben von M. Marchand. Aus dem Französischen übersetzt von W. Liphard. Berlin, Mode. 8. 22½ Ngr.

Nördlinger, L., Mord und Todesstrafe nach dem alten Testament. In Briefen von Herrn Osc. Wächter und Herrn v. Moser. Stuttgart, Kitzinger. 8. 4 Ngr.

Planck, J. W., Zur Würdigung der Oldenburger Denkschrift. Kiel, Schwers. Gr. 8. 6 Ngr.

Ponson du Terrail, Edelmuth und Hinterlist, oder: Der untergeschobene Sohn. Aus dem Französischen. 2 Bde. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 1 Thlr.

— — Die Mysterien der Demi-Monde. 3 Abth. à 2 Bde. Berlin, Reichardt u. Zander. 8. 2 Thlr.

Schwelling, E., Königin und Buhlerin. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Ein Ostsee-Pirat. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Seeräuber auf Borneo oder die Schätze des Fort Claurang. Roman aus Ostindiens jüngster Zeit. 1stes—4tes Heft. Berlin, Lemke. Gr. 8. à 4 Ngr.

Stumpf, K. F., Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. u. 12. Jahrhunderts. Nebst einem Beitrage zu den Regesten und zur Kritik der Kaiserurkunden dieser Zeit. 1ster Bd. 1ste Abth. u. 2ter Bd. 1ste Abth. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Thumser, Der Bürger-Kaiser. National-Schauspiel in 5 Aufzügen. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 24 Ngr.

Tischendorf, C., Wann wurden unsere Evangelien verfasst. Leipzig, Hinrichs. 8. 12 Ngr.

Weber, A., Die Râma-Tâpanîya-Upanishad. Berlin, Dümmler. 1864. Gr. 4. 1 Thlr. 2 Ngr.

Wörner, E., Der Weg der Christus-Erkenntnis. Oeffentliche Vorlesung. Tübingen, Osiander. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leeder und Stückschen

in Ditmarscher Platt

von

Boysen van Nienkarken.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Den plattdeutschen Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter reiht sich das vorliegende Buch eines Dichters an, welcher hiermit zum ersten mal in die Oeffentlichkeit tritt. Seine Gedichte, wohlklingend in der Form, voll ungekünstelten, gemüthlichen Humors, warm und lebendig empfunden, sind dem kernigen Wesen des schleswig-holsteinischen Volksstammes abgelauscht und dürften bald zahlreiche Verehrer finden. Ein beigefügtes erklärendes Wörterverzeichniß macht diese Gedichte auch denjenigen leicht verständlich, welche des plattdeutschen Dialekts nicht bereits kundig sind.

Klaus Groth widmet der Gedichtsammlung in der Kieler Zeitung eine längere Besprechung, in der er unter anderm sagt: „Ich darf in diese Sache wol so weit mitreden, um zu behaupten, daß kaum ein Mann existirt, der, ich möchte sagen, den geheimen Wortschatz der plattdeutschen Sprache so lebendig beherrscht als unser Autor. Seine Gedichte sind oft wie Sträuße aus den seltensten Blumen.... Wer Sinn hat für diese Art Poesie — Natur- oder Volkspoesie, wenn man will, in einem besondern Verstande — der wird Boysen's «Leeder und Stückschen» mit großem Genusse lesen. Für den Sprachforscher sind sie eine wahre Fundgrube, kein Germanist wird sie können ungelesen lassen. Für die plattdeutsche Sprache sind sie eine wahre Bereicherung an höchst eigenthümlichen Schätzen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise in Mittelasien

von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahr 1863 von

Hermann Vámbéry,

Mitglied der Ungarischen Akademie zu Pesth, die ihn mit dieser wissenschaftlichen Sendung betraute.

Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 3 Thlr.

Zeitschriften des In- und Auslandes rühmen dieses vor kurzem zuerst in englischer Sprache veröffentlichte Werk als die interessanteste der in jüngster Zeit erschienenen Reisebeschreibungen. Neben einer Fülle neuer Thatsachen, die für Geographen, Statistiker und Industrielle hohen Werth haben, fesselt besonders der abenteuerliche Reiz, welcher Vámbéry's in der Verkleidung eines Derwisch unternommene Fahrten umgibt. Der ungarische Reisende ist bekanntlich nach der Rückkehr aus Asien nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Wien, Paris und London mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden. Die vorliegende deutsche Originalausgabe, vom Verfasser selbst bearbeitet, kostet, obwol mit denselben Abbildungen und einer Karte versehen, über die Hälfte weniger als die englische.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Soeben erschien:

7. Band. **Die Ehe.** Eine Erzählung. 10 Ngr.

Die frühern Bände enthalten:

1.—3. Band. **Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

4.—6. Band. **Kleinere Erzählungen.** Drei Theile. 1 Thlr.

Die Vorzüge dieser Sammlung der Schwartz'schen Romane, in welcher alle Werke der beliebten Verfasserin Aufnahme finden werden, sind, außer der Wohlfeilheit des Preises, die anerkannte Trefflichkeit der Uebersetzung, elegante Ausstattung in Octavformat und großer deutlicher Druck.

Im Verlage von W. Müller's Buchhandlung in Kassel erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Pym und Strafford.

Historisches Drama in fünf Acten

von

G. Flemming.

Preis bei höchst eleganter Ausstattung 15 Sgr.

Außerdem erscheint noch von demselben Verfasser innerhalb des nächsten Monats Otto I. und Otto II.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß

und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum.

Von **Julius Meyer.**

8. Geh. 12 Ngr.

Gegenüber den vielfachen Angriffen, die das berühmte Werk von Strauß erfahren hat, spricht der Verfasser dieser Schrift für dasselbe ein unumwundenes Wort. Er bezeichnet die Stelle, welche dasselbe im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart einnimmt, und wünscht, daß mancher dadurch angeregt werde, das Werk von Strauß selber in die Hand zu nehmen.

In demselben Verlage erschien:

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. (Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.) Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Carl Schwarz. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag von Friedrich von Raumer. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 20. April 1865.

Inhalt: Zur Charakteristik des historischen Romans. Zweiter Artikel. Von **Rudolf Gottschall.** — Eine Biographie der Jungfrau von Orleans. Von **Adolf Stern.** — Das Geheimniß des Lebens. Von **E. Schnellen.** — Eine neue Ausgabe der Simpliciana. Von **Heinrich Rückert.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Drama und Theater; Zur Philosophie der Mythologie; Herman Grimm's neue Monatschrift.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Charakteristik des historischen Romans.

Zweiter Artikel.*)

Wenn wir uns vom Roman Laube's zum Roman Brachvogel's wenden, müssen wir leider den Revers der Münze ins Auge fassen. Um zu zeigen, wie historische Romane nicht geschrieben werden sollen, hätten wir ebenso gut einen neuen Roman der Luise Mühlbach, Heribert Rau's u. a. der Beurtheilung unterziehen können; wir wählen aber einen Roman von Brachvogel, weil dieser Autor mindestens geistreiche Intentionen zur Schau trägt und nur, ohne es zu wollen, auf jene Abwege geräth, auf denen die andern mit handwerksmäßigem Behagen einherwandeln.

Beaumarchais. Historischer Roman von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1865. 8. 5 Thlr.

Man kennt in Deutschland Beaumarchais als Verfasser der „Hochzeit des Figaro"; man kennt ihn aus Goethe's „Clavigo", wo er als eine Art von Kraftgenie auftritt, nicht ganz im Einklang mit seiner geschichtlichen Eigenthümlichkeit; man weiß, daß er einer der feinsten Köpfe in den spätern Zeiten des ancien régime war. Wie viel man aber über Beaumarchais noch zu lernen hat, das beweist der lange Quellenbericht, den Brachvogel seinem Werke vorausschickt: ein Register, das zwar nach der Ansicht einiger Kenner noch manches Loch hat, das aber doch einer geschichtlich treuen Biographie des Lustspieldichters mit gleichen Ehren vorgeheftet werden könnte. Wir gehen also mit doppelter Freudigkeit an die Lektüre; denn wir haben es mit einem wohlunterrichteten Autor zu thun und dabei die frohe Aussicht, uns selbst zu unterrichten. Wenn wir nur wüßten, wie viel von den sonderbaren Geschichten, die wir zu lesen bekommen, in den Quellen steht! Denn es wäre doch zu traurig, wenn die Flagge das Gut deckte, wenn dies Quellenregister nur als Blendwerk vorn ausgehängt wäre, während nichts als poetische „Freibeuterei" dahintersteckte, wenn wir wunder was für geschichtliche Kenntnisse einzusammeln glaubten, während dieselben sich bei näherer Betrachtung in lauter poetischen Flitter auflösten. Wir verlangen zwar gerade von dem Roman freie dichterische Erfindung, aber wenn wir einen gelehrten Apparat von mehr als zwanzig Quellenschriften nebst Angabe von Karten und Plänen einem Werke vorausgeschickt finden, da gehen wir doch mehr auf die wissenschaftliche Gründlichkeit aus als auf bloße Unterhaltungslektüre, deren sich ein wahrhaft gebildeter Mann zu schämen hat!

Der Roman hat im wesentlichen einen biographischen Charakter, er umfaßt die Zeit vom Jahre 1758 bis zum Tode des Helden 1799: ein Zeitraum, in welchem allerdings einem Sterblichen mancherlei begegnen kann. Wir werden zwar nicht an die Wiege von Beaumarchais geführt, doch in die Zeit seines ersten beginnenden Dichterruhms. Dafür wird uns von seiner Gattin Susanne eine „Vorgeschichte" nicht erspart, welche noch jenseit ihrer Wiege liegt und mit derselben im engsten Zusammenhang steht. In der Zeit von 1758—99 hat die Weltgeschichte nicht stillgestanden. Bei Ludwig XV. folgte die Dubarri auf die Pompadour als Regentin, auf Ludwig XV. selbst folgte Ludwig XVI., die Französische Revolution, die Robespierre und Marat und Bonaparte! Während diese letzte Epoche nur cursorisch abgehandelt wird, greifen die ersten Ablösungen der Machthaberinnen und Machthaber in Beaumarchais' Geschick mit ein; es wird uns ein gut Theil der Geschichte des ancien régime miterzählt, wie überhaupt eine kaum zu bewältigende Fülle von Begebenheiten auf uns eindringt. Das Bedauerliche ist nur, daß die große Mehrzahl dieser Begebenheiten, mögen sie nun historisch oder frei erfunden sein, von einer sittlichen „Enormität" sind, daß das ästhetische Gefühl fortwährend hart auf die Probe gesetzt wird. Richard III. war gewiß ein moralisches und criminalistisches Ungeheuer, aber seine Verbrechen haben jene Größe, welche schon die Verbrechen der Atriden in eine tragische Sphäre erhob, sodaß sich die Sonne von ihnen abwenden durfte, aber nicht das Publikum. Die „Verbrechen" in dieser Zeit des ancien régime aber sind so raffinirt kleinlich, so widerwärtig, daß sie die Phantasie nur erhitzen oder abschrecken können. Wir wollen statt aller Kritik eine kleine Blumen-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 14 d. Bl. D. Red.

lese der spannendsten Begebenheiten des Romans dem Publikum darbieten.

Brachvogel's Beaumarchais nimmt sich gleich in den ersten Kapiteln vor, ein Diplomat, ein Intriguant zu werden; es ist also bei ihm kaum ein angeborenes Talent, sondern ein moralischer Entschluß. Er wird durch seine Willenskraft, was der historische Beaumarchais von Natur war; dafür erscheint der letztere auch stets als ein feiner Intriguant, während Brachvogel's Held, trotz aller Erleichterungen, welche der Autor selbst ihm zutheil werden läßt, ziemlich plump verfährt und meistens Intriguen von etwas grotesker Natur zur Ausführung bringt. Nachdem Beaumarchais Harfenlehrer der Prinzessin „ohne jede äußerlich ersichtliche Ursache" geworden, kann er auf dem Parket des Hofs seine diplomatischen Pas versuchen.

Erster Pas: Seine Gattin „Susanne" hat von dem verheiratheten Grafen Falcoz de la Blache ein Geschenk mit Liebeserklärung erhalten. Beaumarchais rächt sich, indem er der Frau des Grafen ebenfalls eine Liebeserklärung zuschickt. Der Graf verklagt den neuen Hausbeamten bei Hofe. Beaumarchais antwortet mit der Gegenklage, die natürlich höchst erfolgreich wirkt. Der Dichter hat es seinem Helden hier sehr leicht gemacht; denn daß Falcoz de la Blache nicht ahnen sollte, wie der Zusammenhang ist, daß er mindestens auf diese Gegenanklage nicht gefaßt war und deshalb lieber die Klage selbst unterließ — das ist doch eine an Dummdreistigkeit grenzende Naivetät. Er stöhnt; o entsetzlich, unerhört, während sein gesunder Menschenverstand ihm doch sagen mußte, daß Beaumarchais sich in dieser Weise gegen ihn zur Wehr setzen würde.

Zweiter Pas: Susanne, Beaumarchais' Frau, ist die Tochter des Abbé du Terray und der Marquise de Ventadour. Wir plaudern dies sorglos aus, denn auch Brachvogel macht kein sonderliches Geheimniß daraus. Beaumarchais trägt einen Solitär von den Aeltern seiner Frau am Finger, der eine magische Wirkung ausübt und sich reich verzinst. Ueber diesen Ring erschrickt der Onkel des Grafen de la Blache, der Bankier Duverney, der die kleine Susanne vor zeiten nach Passy brachte, ihre Geburtspapiere besitzt, infolge dessen durch den Einfluß des Abbé Terray gute Geschäfte machte und „eine Hand in die Finanzoperationen bekam". Beaumarchais verlangt die Geburtspapiere — Duverney gewährt sie ihm unter der Bedingung, daß die Sache geheim bleibt und er sein Compagnon wird, der Compagnon eines Millionärs.

Dritter Pas: Der „Ring" hat noch einen andern magischen Effect; er erschreckt auch die Marquise de Ventadour, welche daran ihren Schwiegersohn erkennt. Sie bietet ihm Millionen Livres, wenn er mit seiner Frau nach London ziehen will. Er dagegen verlangt von ihr 500000 Livres in einer liquiden Anweisung des Herrn Duverney, dann will er schweigen. Die Marquise sagt es ihm zu. Der Solitär hat sein Fortunatushütlein in einer halben Stunde mit anderthalb Millionen beschwert! Das kann freilich nur ein Intriguant di prima qualita — und die Brachvogel'sche Muse hat enorme Summen stets liquid! Wie widerwärtig aber dieser ganze Schacher zwischen der unnatürlichen Mutter und dem intriguanten Schwiegersohn!

Doch diese Intriguen sind im ganzen noch ziemlich harmlos im Vergleich mit denen, welche auf eine historische Bedeutung Anspruch machen. Es handelt sich um den Tod der Pompadour, welche Brachvogel schon einmal im „Narciß" durch eine der raffinirtesten Intriguen, welche die dramatische Erfindung aller Zeiten kennt, ums Leben brachte. Jener Mord fand mit Hülfe eines theatralischen Arrangements statt; eine biographische Episode der Vergangenheit wurde gleichsam in die Windbüchse geladen, welche auf die hohe Frau abgeschossen wurde. Freilich blieb auch dieser Tod unerklärlich ohne die Annahme, daß die Pompadour nicht blos an den Nerven litt, denn sonst hätte sie es höchstens zu einer Ohnmacht gebracht, sondern an einer Hypertrophie oder an einem Aneurysma des Herzens, durch welches der plötzliche Tod hervorgerufen wurde. Im „Beaumarchais" geht der Autor nicht minder pathologisch zu Werke, nur daß er hier als Epiker Zeit hat und daher zu einem langsam wirkenden Mittel greift. Die Orleans, Vater und Sohn, welche in dem Roman eine Rolle spielen, die in der Wirklichkeit zum Bagno qualificiren müßte, haben eine Audienz bei der Pompadour, welcher Orleans der Vater bei einem Schwächeanfall ein Flacon mit einem Odeur darreicht. Diese „Odeurs" spielen eine große Rolle; wir erfahren später noch Näheres über dieselben; sie sind zu stark für Gesunde, sie haben die Pompadour „vergiftet". Bei dieser Audienz, wo das Fläschchen seine welthistorische Rolle spielt, erhält der Sohn des Herzogs von Orleans wegen einer vorwitzigen Bemerkung eine Maulschelle von der Pompadour, und dann darauf im Wagen noch eine von seinem eigenen Vater wegen seiner Unvorsichtigkeit. Er entschuldigt sich: „Der Ekel vor ihrer bunten Haut kam über mich, ich mußte ihm Luft machen." — „Du mußt vor nichts Ekel empfinden, Narr, was dir nützen kann! Sei im Vergnügen dafür wählerisch. Ich werde dir nächstens ein paar Quartiere im Temple zeigen, damit du dich an alles gewöhnst." Ein Vater wie dieser Orleans und eine Mutter wie diese Ventadour — man kann sich nichts Widerwärtigeres denken!

Graf de la Blache hat eine seltsame feudale Einbildung: er glaubt in Bezug auf die Gattin Beaumarchais' das Jus primae noctis zu haben und will das Versäumte nachholen, da solche Rechte nicht verjähren. Beaumarchais wird in die Bastille geschleppt und der Graf nur durch die zufällige Dazwischenkunft anderer daran verhindert, sein Recht zur Geltung zu bringen, soweit dies die veränderten Umstände noch erlauben.

In eine saubere Gesellschaft werden wir auch bei Fräulein Raucourt eingeführt; wir sind Zeugen, wie Fräulein de l'Ange, weltberüchtigt als Gräfin Dubarri, an den König verschachert wird. Dort hatten wir es mit einem versuchten stuprum violentum, hier mit einem lenocinium zu thun. Die Schöne erscheint in einem Costüm, dessen Durchsichtigkeit vom Autor nicht genug hervorge-

oben werden kann. Die Gruppirung mit dem Mohrenaben bildet ein recht raffinirtes Tableau. Die Orgie eginnt —

Doch Maro, sittsam von Natur,
Spricht was von einer Orgie nur,
Und macht darauf ein Punktum!

Der Proceß gegen Beaumarchais wegen Beleidigung nd Bestechung eines Parlamentsmitgliedes spielt eine roße Rolle in dem Roman. Die Art, wie Beaumarchais ies Urtheil scheitern macht, soll wieder seinem Intriguenalent ein glänzendes Zeugniß ausstellen, und doch ist diese ntrigue so äußerlich theatralisch, so unglaublich plump, aß sie durchaus dies Zeugniß verweigert. Die Orleans ollen ihm Gnade auswirken, wenn er sich ihren Dienen weiht; doch durch eine Art von Ueberfall in einem immer, das dazu mit der Geschicklichkeit eines Regisseurs rangirt ist, zwingt er sie vielmehr, durch Unterzeichnung ompromittirender Geständnisse sich in seine Gewalt zu geben. Er nimmt Pistolen aus dem Schrank, seine reunde treten mit gezücktem Degen hinter einem Vorang hervor, kurz — wer andern eine Grube gräbt, fällt lbst hinein!

Im letzten Bande wird die arme Susanne im Walde n der Seite ihres Gatten erschossen. Natürlich kommt ese Greuelthat auch auf Rechnung der Orleans, welche on dem Dichter als die verabscheuungswürdigsten Schurn dargestellt werden, welche im Licht der Sonne wandeln.

Genug dieser Blumenlese: es sind Effecte der Räuerromane — in Bezug auf die Sache ist es gleichgültig, b diese Rinaldo Rinaldini hier einen prinzlichen Stammaum haben und das Wappen der Orleans führen. Man ird uns entgegnen: es ist das Bild der Zeit, mit culturgeschichtlicher Treue entworfen. Auch dies ist nicht anz der Fall, denn der Autor hat den Herodes übererodisirt. Doch wäre es der Fall, so würde die geschichtliche Treue" hier ein ästhetisches Verbrechen sein. Noch wichtiger aber ist hier ein zweiter künstlerischer Gesichtspunkt. Brachvogel hat in seinem „Beaumarchais" durchaus die Stimmung verfehlt, der Roman ist in einer ganz falschen Tonart componirt. Bestimmte geschichtliche und literaturgeschichtliche Romane haben gleichsam eine Atmosphäre um sich, die man respectiren muß. Richard III. t Richard III. — der Dämon einer Schreckenszeit, welche ie Saturn ihre eigenen Opfer verschlingt; aber Beaumarchais, der Autor der „Hochzeit des Figaro" — das ist die heitere, schalkhaft lächelnde Intrigue, das ist das ustspiel, das Degen- und Mantelstück! Welch einen schwen, tragisch-criminalistischen Charakter hat dieser Brachgel'sche Roman! Wie ist dieser Beaumarchais selbst so us dem Groben gehauen, mit dem schweren Gepäck deutscher Gedankenfracht belastet, ein pathetischer Intrigant, n declamatorischer Diplomat! Wie fehlt ihm und der anzen Composition die Grazie und Leichtigkeit, welche ir mit dem Namen Beaumarchais zu verknüpfen ebenso wöhnt wie berechtigt sind! Doppelt aber ist es zu bemern, daß Brachvogel nicht eine sich der künstlerischen insicht willkommen darbietende Episode aus dem Leben des Beaumarchais behandelt hat, daß er nicht die Komödie zum Mittelpunkt des Romans machte und aus dem Leben des Helden nur die Erlebnisse mit aufnahm, welche sich in dem Lustspiele abspiegelten! Dann mußte der Roman aber eben auch im feinen Lustspielton gehalten sein, nicht in dem eines Schauergemäldes mit grellster Effectbeleuchtung. Anmuthiger heben sich nur die Idylle in Trianon, die Träume der „Bastiliade", die Liebe des Prinzen von Nassau und der Lamballe von dem pechschwarzen Hintergrunde ab, so locker der Zusammenhang dieser Partien mit Beaumarchais und seinem Schicksal sein mag. Ueberhaupt fehlt es dem Roman nicht an Blitzfunken des Talents — leider dienen sie nur dazu, die in demselben herrschende Verwilderung des Geschmacks um so mehr zu erhellen.

Da wir hier eine ganze Richtung in einem ihrer phantasievollsten Vertreter zu zeichnen haben, so dürfen wir die Mühe nicht scheuen, bis ins einzelste hinein die Abwege von den künstlerischen Grundgesetzen des Epos nachzuweisen, auf denen diese verwilderte Muse des Memoirenromans einherzuschweifen liebt.

Wir könnten auf Lessing's „Laokoon" verweisen, welcher über die Art und Weise der berechtigten poetischen Schilderung ein für allemal die richtigen Grundsätze festgestellt hat. Er hat gezeigt, wie Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie sind, wie diese in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen kann und daher diejenige wählen muß, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht; er hat nachgewiesen, daß eine Menge einzelner Züge, welche die Phantasie nicht rasch zu einem Ganzen ordnen kann, das Bild verwirren, statt es lebendig hinzustellen, daß die Zeitfolge das Gebiet des Dichters, wie der Raum das Gebiet des Malers ist. Nun hat zwar schon Walter Scott und seine Schule bisweilen gegen diese Grundsätze gesündigt; doch wenn sie auch oft ein Gesammtbild aus zu vielen einzelnen Zügen aufzubauen versuchten, so waren doch diese Züge wenigstens charakteristisch und anschaulich. In den neuern Memoirenromanen dagegen herrscht oft eine so prosaische Darstellungsweise, daß an die Stelle des poetischen Bildes — die Topographie und das Modejournal tritt.

Wir brauchen Brachvogel nur aufzuschlagen, um eine blos topographische Schilderung der Localitäten ohne eine Ahnung poetischer Anschaulichkeit zu finden. So beschreibt ein „Wegweiser durch Paris", aber kein Dichter:

Die Straße Beaubourg, von den Quergäßchen Maubue und Simon le Franc beginnend, welche die Hauptstraßen St.-Martin und die gewundene Temple südlich verbinden, läuft mit diesen parallel, und mündet nördlich auf die Kirche St.-Nicolas de Champ.... Viele kleine Gäßchen durchschneiden die Beaubourg, diverse Sackgassen münden in sie, und ihre Gebäude hatten von jeher ein düsteres und unreinliches Aussehen.... Eine solche Sackgasse befand sich nun in der Mitte der Beaubourg, westlich in sie mündend, die Rue Bertau. Betrat man dieselbe, so lehnte sich ihre rechte Häuserflucht an das alte Kloster und die Kirche St.-Lazare, deren gewaltiges Dach nebst Glockenthürmchen, steinernen Wasserspeiern und rauchgeschwärzten Wänden über sie hinsah. Die linke Seite bildete die Flanke eines

chaotischen Häuserviertels, welches diese Gasse, dann einen Theil der Beaubourg, ferner die Cour du Mer (Seehof), und rückwärts ein Stück der Hauptlinie von St.-Martin umspannte.

Aehnlich wird uns die Lage des Hotels Piron beschrieben:

Das Hotel Piron bestand nur aus dem Erdgeschoß und der Beletage im zierlich leichten Stil bester Renaissance. Seine Straßenfront blickte auf die Rue des Ormes, den Quai der Theatiner, die Rue St.-Paul, und hatte das Hotel Grammont zur Rechten, den Pont Marie und die Rue Fauconniers zur Linken. Aus den Vorderfenstern blickte man über den nördlichen Arm der Seine nach der Insel St.-Louis mit dem stattlichen Quai Bourbon, Alençon und Anjou; in der Nähe befanden sich die großen Hotels der Aumont und Fourcy, die Ave-Maria-Kirche, das Kloster der Theatiner und das Arsenal; es war eine aristokratische Gegend, wenn auch nur im Quartier St.-Paul gelegen.

Welches Bild kann die Phantasie sich aus diesen „Straßennamen" zusammensetzen? Doch der Autor hat nicht umsonst die unter den Quellen erwähnten Karten und Pläne von Paris studirt, wir müssen die Früchte dieser Studien unreif vom Zweige brechen.

Die Topographie wird abgelöst durch das Modejournal! Man vergleiche die folgende Schilderung der königlichen Prinzessinnen:

Gewänder rauschten! Eine hohe, zierliche Gestalt, Prinzessin Adelaide, 30 Jahre alt, etwas hager, brünett und blaß, trat ein. Sie war in violetten Moir gekleidet und hatte blaßrothe Rosen im gepuderten Haar, in der Rechten hielt sie ein Buch in Maroquin. Ihr folgte die zweite Schwester Sophie, gleichfalls brünett, etwa 27 Jahre und nur wenig kleiner, aber sehr voll und von unendlicher(!) Zartheit des Teints. Sie hatte vollendet schöne Schultern und Arme, durch eine silbergraue Brocatrobe noch gehoben, welche ein Muster von kleinen Goldblümchen mit grünen Blättern trug, ihr Haar zierte ein kleines Diadem von weißen Federn und Perlenschnüren. Die jüngste Hoheit, Victoire, höchstens 22 Sommer zählend, blond, rosig, ewig mit Fronsac in komischem Streite wegen der Etikette, bedeutend kleiner und nicht so üppig gebaut wie ihre zweite Schwester, hatte ein weißes Kleid von gerippter Seide gewählt, das sie mit Vergißmeinnicht-Bouquets aufgenommen, und so die untere kirschrothe Atlasrobe sehen ließ.

Auch Luise Mühlbach leistet Großes als die Garderobière der Weltgeschichte. Man sollte oft glauben, daß diese Memoirenromane nur für Modistinnen und Putzmachermamsells bestimmt sind. Im „Bazar" und der „Victoria" sind solche Schilderungen zu technischem Zweck mit illustrirenden Beigaben angebracht, doch was hat die Poesie damit zu thun?

Nicht minder verdammlich ist der Stil, den wir in diesen meisten Romanen finden. Die Tageskritik legt zwar bei Dramen und Romanen im ganzen jetzt so wenig Gewicht auf die künstlerische Durchbildung der Diction, daß sie alles in einen Topf wirft, vielleicht gar die nach classischem Adel strebende Ausdrucksweise als „schöne Diction" verächtlich behandelt, während sie für die keck hingeschlenderten Roheiten eines Roturiers eine anerkennende Wendung findet. Wohin soll es mit der Literatur kommen, wenn alle Unterschiede, auf denen allein die künstlerische Werthschätzung beruhen kann, in so leichtfertiger Weise verwischt werden?

Leider ist Brachvogel's Memoirenroman keine Ausnahme von der Regel, sondern das bedauerliche Muster eines schlechten Stils. Auch hat er nicht einmal den Vorzug, in seinen Fehlern einzig dazustehen, sondern sie sind dem ganzen Genre gemeinsam! Gerade deshalb wollen wir eine kleine Musterkarte derselben unserer Kritik beifügen. Zunächst ist der Gebrauch nicht blos unnöthiger, sondern affectirt klingender Fremdwörter zu rügen, z. B.:

Ein Sohn, der sich gewaltsam der Autorität seines Vaters entzogen, wie Beaumarchais, war damals abnorm. Die Bosheit ist für mich eine wahrhaft diabolische Delicatesse. – Dies alles ist das Werk Ihrer Infernalität (!). — Eine Eruption aller Hofkreise zu Wege zu bringen u. s. w.

Ebenso wenig fehlt es an geradezu undeutschen und unsinnigen Wendungen, z. B.:

Beaumarchais' Kühnheit schien sich aber an ihm selber rächen zu wollen und den bewegten Tag um noch ein Ereigniß drohend zu vermehren (den Tag vermehren!)

Das heutige Paris nach dem alten Paris beurtheilen, wäre ebenso thöricht, als wollte man den lieben bunten Boulevardpöbel mit den Colonnen vergleichen, welche einst von Dumouriez und Custine geführt wurden oder vordem im Palais-Royal, der Reitbahn oder im Cercle l'Espinasse, im Hotel Bourbon, Penthièvre und Bentadour Stammgäste waren!

Flieht die Cliquen mit ihrer Materie(!), sondern hebt bei zeiten, soweit euer Arm reicht, den Druck des Volks u. s. w.

Nicht besser steht es um die Syntax. Ein Lieblingsschnitzer der neuen Romanschriftsteller ist die Verleugnung des Relativums, wo es allein am Platze ist, z. B.:

Bei Antoine Garnier, dem Verwalter von Passy, wo ich erzogen, was dem reichen Duverney, dem Hofbankier, gehört.... Das Mistrauen, was er in die Morgenröthe seines Glücks zu setzen schien u. s. w.

An andern Stellen dagegen drängen sich zur Schadloshaltung die Relativsätze: ein Satz wird durch das Relativum in schleppendster Weise an den andern angehängt, wie ein Waggon an den andern in einem Eisenbahnzuge, z. B.:

Turgot wie Malesherbes stammten aus angesehenen vermögenden Familien, welche der Beamtenwelt, der Aristokratie, der hohen Magistratur angehörten, die, wie jene Parlamente, eine streng gesonderte vornehme Kaste bildete, welche die Verwaltung und Rechtspflege als ihre unveräußerliche Domäne in Händen zu halten glaubte u. s. w.

Wir könnten mit der Aufzählung aller einzelnen Verstöße gegen Stil und Syntax mit Grazie in infinitum fortfahren. Man zeihe uns deshalb nicht einer pedantischen Kleinigkeitskrämerei. Denn wenn man von jedem Menschen verlangt, daß er gewaschen und gekämmt in gute Gesellschaft trete, so darf man doch auch an den Schriftsteller das Verlangen stellen, daß er wenigstens in anständiger stilistischer Toilette erscheine und die allgemeinen Voraussetzungen der Bildung erfülle. Die Kritik hat die Pflicht, darüber zu wachen, daß die deutsche Prosa nicht durch die Verwahrlosung der fabrikmäßigen Schnellschreiberei corrumpirt werde. Am wenigsten aber dürfen sich Autoren von Ruf und Talent wie Brachvogel in solcher Weise gehen lassen!

Der Memoirenroman bringt freilich alle diese Unarten mit sich! Die Vermischung von Geschichte und Dich-

ng in der Weise, daß die erstere durch die letztere ent-
llt wird, und die biographische Darstellung, welche keine
nstlerische Composition zuläßt, geben dem ganzen Genre
ie vollständige Stil- und Haltlosigkeit! Wo aber das
anze des Zusammenhalts entbehrt, da bröckeln auch die
zelnen Theile auseinander. Es ist Zeit, daß diese un-
ückliche Mischgattung aus der Literatur verschwindet.

Rudolf Gottschall.

Eine Biographie der Jungfrau von Orleans.

ohanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Ihre Jugend, ihre Thaten und ihre Leiden getreu nach den Quellen, unter stetem Hinweis auf dieselben und mit Benutzung der besten Hülfsmittel dargestellt von **Georg Friedrich Eysell**. Regensburg, Manz. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Karl Hase, der protestantische Kirchenhistoriker, hat
i Eingang zu seiner vorzüglichen kleinen Schrift über
:selbe wunderbare Erscheinung, der das vorliegende um-
ngreiche Werk gewidmet ist, mit Recht an Schiller's
Jungfrau von Orleans" als den Ausgangspunkt einer
uen Betrachtung der Jeanne d'Arc gemahnt:

Die Geschichtskundigen von damals hatten erwartet, daß
: Dichter versuchen werde ein psychologisches Räthsel zu lösen,
i Mädchen, halb getäuscht und halb Betrügerin: er hat eine gott-
zeisterte Jungfrau geschildert, das demüthige Werkzeug himm-
her Mächte, er hat uns eingeführt in eine Welt voll Wun-
:, in der wir doch, die Ordnung einer höhern Natur ahnend,
i menschliches Herz schlagen fühlen; und eine tiefere Ge-
ichtsforschung ist auf dem Wege anzuerkennen, daß des Dich-
s Genius der Wissenschaft vorauseilend im wesentlichen das
chte gesehen hat.

Sofern dies „wesentlich" auf die subjective Wahrheit
r Visionen Jeanne d'Arc's und vor allem auf jenes
ffte nationale Empfinden bezogen wird, aus dem dies
storische Wunder und seine Wirkung allein zu erklären
, liegt in Hase's Ausspruch volle Wahrheit. In dem
albjahrhundert, welches seit dem Erscheinen der Schiller'-
jen Tragödie verflossen ist, wurden in Frankreich
ad Deutschland eine Reihe von Monographien über
eanne d'Arc veröffentlicht, welche nach der Herausgabe
s großen Quellenwerks von Jules Quicherat (dem das
vollständige Averdy'sche bereits im Jahre 1790 vor-
gegangen war) sich auf ein vollständiges und nach
hr als einer Richtung ausreichendes Material stützten.
uicherat theilte nicht nur die Art des Verdammungs-
d spätern Rehabilitationsprocesses, sondern auch sämmt-
je chronikalische Aufzeichnungen der Zeitgenossen Jeanne
Arc's, alle erhaltenen Briefe, Rechnungen und sonstige
ocumente mit und fügte späterhin seine eigenen geist-
len „Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne
Arc" hinzu. Seit dieser Herausgabe sämmtlicher Quel-
haben sich natürlich die Schriften gemehrt, die, so
schieden sie nach Inhalt, Umfang und Werth sind,
h in dem einen Punkte zusammentreffen, daß sie die
erste Gewalt und hinreißende Macht des religiös-
ionalen Enthusiasmus in der Erscheinung der Johanna
rkennen. Die Versuche, welche Berriat Saint-Prix
d Caze um 1820 gemacht haben, das historische und
psychologische Problem, welches in der Geschichte der Jungfrau von Orleans gegeben ist, durch die einfache Annahme einer Hof- und Staatsintrigue zu lösen, deren Werkzeug Johanna war, dürften vermuthlich die letzten ihrer Art gewesen sein. Aus den Acten gerade des Verdammungsprocesses trat das Bild der französischen Nationalheldin, trotz vielem, was zu seiner Entstellung geschehen war und wie den Proceß so auch seine Niederschrift verdächtigt, dennoch so rein, klar, leuchtend und sieghaft hervor, daß seine Grundzüge sich seitdem bei den verschiedensten Historikern übereinstimmend wiederfinden. Das vorliegende Eysell'sche Buch nun übertrifft alle seither ans Licht getretenen deutschen Schriften über das in Rede stehende Thema nicht nur an Umfang und Ausführlichkeit, sondern auch an liebevoller Theilnahme und Hingabe für den Gegenstand, an erschöpfender Gründlichkeit, die jede Frage, welche sich aus dem Stoffe ergibt, zu beantworten, jeden unklaren Punkt aufzuhellen strebt. Es muß eingeräumt werden, daß, was die künstlerische Seite der Geschichtschreibung anlangt, Eysell in seinem großen, breit angelegten Werke nicht durchaus so glücklich erscheint, als Hase in dem lichtvollen und fesselnd geschriebenen Essay in seinen „Neuen Propheten". Indessen wird eine billige Beurtheilung nicht außer Augen lassen, mit welchen unendlichen Schwierigkeiten besonders bei der Darstellung des Processes (die nahezu die Hälfte des Werks einnimmt) Eysell zu kämpfen hatte, und wird hervorheben, daß sein Buch, obwol ein gelehrtes im eigentlichen Sinne des Worts und zunächst auf die Gelehrtenwelt berechnet, dennoch sehr klar und flüssig geschrieben, für alle gebildeten Leser genießbar und von hinreichender Anziehungskraft ist.

Das Ganze beginnt mit einer Einleitung allgemein historischen Charakters, welche die Beziehungen Frankreichs zu England und umgekehrt veranschaulicht und in kurzen Zügen die Vorgeschichte des Kampfes gibt, in den die Jungfrau hineintrat. Das Wichtigste in dieser Einleitung ist die scharfe Charakteristik Karl's VII., die den Schlüssel zum Verständniß mancher spätern Situation und manches ohne sie unbegreiflichen Vorgangs gewährt. Der folgende erste Theil schildert „Jugend, Visionen und Charakter der Johanna d'Arc"; der zweite Theil behandelt die „Thaten der Johanna d'Arc" und zerfällt wieder in zwei Hauptabschnitte, deren erster „Von der Abreise der Johanna aus Domrémy bis zur Krönung Karl's VII. in Rheims"; der zweite „Von der Krönung des Königs bis zur Gefangennahme der Jungfrau vor Compiègne" reicht. Der dritte Theil erzählt die „Leiden der Johanna d'Arc", von der Gefangennahme bis zu ihrem Feuertode in Rouen, denen sich eine kurze Darstellung des Revisionsprocesses anschließt.

Es würde den Raum, der uns hier zu Gebote steht, weit überschreiten, wollten wir versuchen, aller Einzelheiten des Eysell'schen Werks sowol nach der Seite der Forschung als nach jener der Anschauung hin zu gedenken. Nach der erstern dünkt uns die gründliche, einen jahrelangen ernsten Fleiß bekundende Arbeit unübertrefflich

und ein neues Zeugniß für den Eifer und die Unermüdlichkeit deutscher Wissenschaft. Wir können natürlich die Belege, welche Eysell zu seiner Arbeit gibt, nur an wenigen Stellen vergleichen; aber der Totaleindruck des Werks gestattet keinen Zweifel, daß auch die schärfste Prüfung der Einzelheiten dem Verfasser aufs höchste ganz unwesentliche Errata und vielleicht nicht einmal diese nachweisen wird. Ein Element der Tüchtigkeit und energischer Selbstkritik ist in dem Buche unverkennbar und verdient den vollsten Beifall.

Bezüglich der Anschauungen des Verfassers drängt sich durchgehend die Bemerkung auf, daß derselbe eifrig bestrebt ist, den religiösen, kirchlich-gläubigen Standpunkt mit vielen Resultaten der modernen Wissenschaft in Uebereinstimmung zu setzen. Dennoch werden zahlreiche Denker über die Erscheinung Jeanne d'Arc's von seiner Auffassung sehr wesentlich abweichen. Die Jungfrau von Orleans ist die Verkörperung eines nationalen Gefühls und Dranges, der im Frankreich des 15. Jahrhunderts selbstverständlich ein religiöses Gepräge tragen mußte, aber unter wechselnden Erscheinungsformen ewig und wiederkehrend ist. Dem Verfasser dagegen scheint diese Verkörperung und Erhebung nur auf dem Grunde des katholischen Glaubens möglich. Er entscheidet sich weiterhin (auf die Hecker'sche Schrift „Ueber Visionen" gestützt) zwar für die lediglich subjective Gültigkeit und Wahrheit der Visionen Jeanne d'Arc's. Er räumt ein, daß die in dem einfachen Landmädchen erweckte Glut des patriotisch-religiösen Gefühls, die tiefempfundene Verzweiflung ihres Volks, die wachsende Sehnsucht rettend eingreifen zu können, ja ein dunkles Bewußtsein der eigenen Kraft die Geschichte von „Heiligen" und das Hören von „Stimmen" bei Johanna erzeugt haben. Gleichwol bespricht er weiterhin diese Heiligen derart objectiv, daß er Johanna's Thun und Lassen lediglich an die Stimmen derselben gebunden glaubt und ihr als Sünde, als Abfall von sich selbst anrechnet, „daß die heiße Sehnsucht zu retten und zu vollbringen sie dann und wann verleitete, selbstgewählte Wege zum gottgewollten Ziele einzuschlagen, statt in betender Geduld des Winkes von oben zu gewärtigen, wenn sie aus gleichem Grunde hin und wieder Antrieben und Forderungen der Menschen ohne die Gewähr der Stimmen nachgab". Eysell ist nicht der Meinung vieler katholischen Beurtheiler, daß Johanna's Mission mit der Krönung in Rheims zu Ende gewesen sei, aber seine Besprechung ihrer Schritte in den folgenden Monaten trifft dennoch vielfach mit dieser Meinung zusammen. Uns scheinen die Schwankungen und Misgriffe Johanna's im zweiten Theil ihrer kriegerischen Laufbahn auch ohne „Sünde" erklärbar. In der Einsamkeit ihres Dorfs, unter dem Eindruck der Kunden des nationalen Unglücks empfindet sie den wachsenden und überwältigenden Drang und die prophetische Gewißheit, das zertretene Vaterland zu retten, von der Herrschaft der Engländer zu befreien. Das französische Nationalgefühl, gewaltig, unergründlich wie alle elementaren Mächte, verkörpert sich in ihrem Abscheu gegen Engländer und abtrünnige Franzosen, in ihrer gläubigen Begeisterung für das „allerchristlichste" Königthum, das dem Volke als Statthalterschaft Gottes auf Erden erscheint. Der französische Adel mochte sein Lehen auch von einem englischen König Frankreichs nehmen und tragen, das pariser Parlament das Erbrecht Heinrich's VI. anerkennen: für die untern Schichten des französischen Volks blieb das alles unfaßbar, unmöglich. In aller Weltgeschichte kehrt der Zug wieder, daß es eben diese Schichten sind, in denen das nationale Leben am stärksten ist und in Momenten höchster Gefahr mit gewaltiger Kraft aufzuckt. Jeanne d'Arc nun empfindet mit ihrem Volke: sie weiß, daß der rechtmäßige Erbe der französischen Krone nicht nach altem heiligen Herkommen zu Rheims gekrönt ist; sie weiß, daß die Engländer ganz Frankreich überzogen haben, daß der Herzog von Orleans gefangen ward; sie erfährt schließlich die Bedrängniß der treuen Stadt Orleans. Das gibt den Ausschlag, sie reißt sich gewaltsam los, sie erreicht das Hoflager Karl's VII., ihre „Stimmen" treiben sie, ihr dunkler Drang wird That. Im Beginn sind ihre Schritte unbedingt sicher, denn einige Momente des allgemeinen Drangs, der sie beseelte, waren bestimmt, unumstößlich. Wie Hase richtig hervorhebt: „Die höhere Gesundheit des Geistes noch ten im Traumleben bewährt sich darin, daß ihre Heiligen sich nie widersprechend, ihr fast immer das Rechte als Kühnste und doch dem Muth und Glück Mögliche rathen." Das alles gilt bis zum Krönungszuge nach Rheims. Auch danach noch erfaßt sie kraftvoll das Rechte: Krieg, unermüdlichen rastlosen Kampf! Aber wie sie überall der Ausdruck des Volksbewußtseins, der Volksseele ist, so auch nach der Krönung. Daß Orleans entsetzt, daß der König mit dem Oele aus der heiligen Ampulla Chlodwigs zu Rheims gesalbt werden müsse, das fühlte und erfaßte ganz Frankreich. Hier sprachen darum ihre Heiligen klar und deutlich. Aber welche Schritte nun zu thun, auf welche Weise das Reich von den Engländern zu befreien sei, das konnten über ein unablässiges „Vorwärts" hinaus ihre Stimmen nicht concret sagen. Johanna, die Bäuerin, hat vielleicht selbst nicht gewußt, wie groß das geliebte Frankreich, wie ausgedehnt das Gebiet im Besitz des Feindes sei. Sie mußte daher, trotz des fortempfundenen Berufs, seit Rheims mehr als früher die Stimme der Feldherren hören, konnte, nachdem der Rückzug an die Loire beschlossen war, nichts thun, als unaufhörlich nach neuer Thätigkeit verlangen. Ihre Situation am Hofe während des Winters 1429—30 ist wahrhaft tragisch. Das Kind des Volks, mit der sichern Gewißheit, daß die Sache Frankreichs allein auf die Spitze der Lanzen gestellt sei, zwischen kleinen Intriguen und nichtigen Unterhandlungen, ist die Verkörperung eines Gegensatzes, der sich von Jahrhundert zu Jahrhundert erneuert. Darf man mag daher ein Historiker fordern, daß sie in betender Geduld des Winkes von oben gewärtigen sollte! Selbst nun ihren Drang zum Vorwärts und nicht (wie Eysell doch thut) ein kriegerisches führendes Genie in Jeanne d'Arc eingeräumt, erscheint ihr Handeln folgerecht und keineswegs „sündig".

In der Beurtheilung des schmählichen Processes der ngfrau verfährt der Verfasser mit großer Besonnenheit d dennoch rückhaltloser Schärfe. Daß der Fall zu n entscheidendsten für die gänzliche Verdammung der ttelalterlichen Glaubensgerichte gehört, steht außer Frage. er geschickte Nachweis des Verfassers, wie sich die ohne veifel vorhandene Ueberzeugung ihrer Gegner von der nwirkung teuflischer Gewalten auf Jeanne d'Arc mit n weltlichsten Motiven, mit nationalem Haß, mit gemei- r Rachsucht verband, ist ohne Willkür zu verallgemei- rn und auf jeden Glaubensproceß anzuwenden.

Alles in allem verdient das vorliegende Werk nicht r hohes Lob in Ansehung seiner Vorzüge, sondern auch ch der Mängel die wärmste Theilnahme der Geschichts- unde. Der Gegenstand an sich bleibt von einem In- ersse, schließt einen Reichthum an bedeutsamen Mo- nten und Fragen in sich, welche die eingehende Be- ätigung mit dem Eysell'schen Buche in jeder Weise ohnend erscheinen lassen. Adolf Stern.

Das Geheimniß des Lebens.

Leben! Größtes aller Wörter der Sprache — größer kein Begriff, unbegriffener kein Geheimniß! Ein son- bares „Wie" wirft uns gleichsam das französische Wort entgegen. Wer dieses Wie? zu beantworten, dieses Ge- mniß zu enthüllen verstände, hätte alle Geheimnisse der enschennatur enthüllt und schaute noch weiter. Was nder, daß der Mensch, dieses Organ der Erforschung Erdkörper, nach dieser Enthüllung strebt, seit den frü- ken Zeiten gestrebt hat! Es ist ein gewaltiges Ringen höchsten Geister aller Zeiten nach diesem Ziele. Das e Ringen ist voller Poesie — einer Poesie, urkräftig ich dem ersten Menschenleben und dem Urgrund des heimnisses nah verschwistert. Welche gigantischen Ge- de geistiger Schöpfungskraft, an die untergegangenen iergeschlechter mahnend, ragen nicht auf aus den ält- n Gebieten der Geschichte, auf den Hochebenen Asiens d an sie sich lehnend aus den Vorhöfen Palästina, gypten, Hellas; aber sie sind ja nur Phantasiegebilde, ch wie die Heimatberge ihrer Schöpfer, weit wie ihre endlichen Steppen und Wüsten; Riesenspiele großer aturen mit dem größten Geheimnisse, in das sie noch einem Seherauge schauten, das sie noch in prophetis- en Ahnungen aussprachen, denen unsere Zeiten nach endlichen Forschungsmühen so manches bestätigen mußten.

Wir werden das Wesen des sogenannten innern Auges st verstehen lernen im gefundenen Zusammenhange mit n großen Geheimniß, denn es ist ein Stück desselben der Mensch und sein Drang, es ist — ein organisches ück des ganzen Organismus. Können jene sogenann- Ahnungen vom Leben — ob auch verbildende Um- nde früh genug einzuwirken begannen —, können jene antasien als Blüten am Lebensbaum, als organische ücke der Wahrheit ganz verkehrt sein? Gewiß nicht. wäre nur verkehrt, wenn wir uns wunderten, wie Alexandriner Aristarch und vor ihm schon die Pytha- goräer Niketas und Philolaus und wer weiß welche noch lange vor ihnen ahnen konnten, was Kopernicus wissen- schaftlich begründete, daß die Erde sich um die Sonne drehe.

Aber welches winzige Stück des Lebens, wie es ist, tritt damit erst vor uns. Der Schleier ward eben nur an einer kleinen Stelle zerrissen und gestattete einen Blick in eine gar beschränkte Welt, so gewaltig sie dem verbildeten Auge erschien. Und dennoch war dieser Riß ein mächtiger Schritt vorwärts, eine Belebung der Wis- senschaft, die eben nur im Fortschritt lebt. Daß die Poesie der Alten damit ihre Gewalt über den Menschen noch nicht verlor, wer wollte das überhaupt verlangen? Ist nicht der Mensch, wie er in seiner Ausbildung das forschende Organ der Erde ist, in seiner Jugend das von ihrer Poesie genährte, Poesie gleich Kohlensäure ausath- mende Wesen? Und wird die Jugend je aufhören im Menschengeschlecht, wenn auch mehr und immer mehr Glieder von ihm forschende Organe werden? Poesie wird ewig neben der kältesten Forschung lebendig bleiben!

Und so trat sie denn auch in unserer Zeit, wenn auch in einem neuen Gewande, als Naturphilosophie auf, ein unverkennbares Kind der ältesten Poesie, die aus sich her- aus die Welt, das Leben zu erkennen sich fähig meinte. Schelling war der letzte Poet auf diesem Felde, aber er wird nicht der letzte überhaupt sein, der mit schimmern- den, doch bald verlodernden Ikarusschwingen aus dem von ihm nicht erfaßten Heiligthum von Samothrake auf- stieg, ein Anaxagoras mit wunderlichen Phantasien. Gleich dem „Pfarrer von Drottning auf Seeland" in seiner Ju- genddichtung trug er ein Geheimniß bis an sein Lebens- ende mit sich herum, das er ebenso wenig wie dieser zu deuten wußte — er mußte die Enthüllung der Zukunft überlassen, aber er hatte es doch in den schönsten Terzi- nen — ein Zeugniß der Poesie in ihm — kundgethan, nicht der erste zwar, aber ein erster wieder nach langer Zeit.

Fahret hin, geheime Kunden —
Nekromantik, Alchemie —

die Romantik verklang aufs neue in ihren letzten Tönen, um einer neuen kältern Zeit Platz zu machen. Forschung und Berechnung nahmen das alte Geheimniß in ihre Hände, durchstöberten die Tiefen bis zu den untersten Erd- gebilden, stiegen zu den eisigen Bergeshöhen, suchten in grüner Urwaldung und unter den Korallenbäumen im Meer, drängten sich aber auch ins Menschenleben und enger und immer enger sich beschränkend, bis sie beim Kleinsten stehen blieben, bei den Pollenkörnern und den Sporen der Pflanzen, und damit noch nicht zufrieden, bei der Zelle und den Körperchen in ihr, in Pflanze und Thier. Bei der Zelle! Wunderbare Mönche, diese For- scher der Neuzeit, die in ihrer Kartause weniger das memento mori als das memento vivere in Gedanken und im Munde trugen. Sie durften nicht mehr fürchten, wegen ihrer Beschäftigung mit dem Kleinsten verlacht zu werden wie Jan Swammerdam noch vor 200 Jahren. Die Welt war doch eine andere geworden, auch bedurfte es nicht mehr der lateinischen Sprache, um große Ent- deckungen über die Erde zu verbreiten. Die Wissenschaft

vom Leben wird in jeder Sprache gelesen — sie ist die heutige Naturwissenschaft, welche auf dem allein richtigen Wege die Enthüllung des Geheimnisses sucht. Und diesen Weg betrat sie, indem sie die Zelle fand, im Thier nicht minder wie in der Pflanze.

Die Entdeckung der Zelle ist mehr als ein bloßer Riß in dem Schleier; sie ist der Vorbote des Sturms, der den Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel der Natur zerreißen wird. Sie sehen so kleinlich aus, diese Forschungen über die Zelle; sie fühlen sich so kalt an, daß die meisten frösteln, wenn sie von ihnen lesen. Lieber stürzen sie sich in die poetischere Welt, in die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", mit der Fülle märchenhafter Gebilde, die man so gern als Wirklichkeiten auffaßt. Und doch sind es nicht diese, sondern jene Forschungen, welche zu einer weit erhabenern Poesie hinleiten als alle jene Phantasien, so prächtige Gestalten sie auch hervorzuzaubern vermögen. Aber die Jugend in der Menschheit, d. h. das unvollkommene Gebilde ist einmal Poesie und das Auge ist noch dazu verbildet. Das ist aber auch Schuld der ersten wol nicht, aber der nächsterstenen Poesie, welche die Erde als Mittelpunkt der Welt setzte und alles auf ihr und um sie des Menschen wegen da sein ließ. Jahrtausende mußten vergehen, ehe der Mensch, immer aufsteigend in seiner Entwickelung, endlich einsehen lernte, daß die Erde und er selber so klein seien gegen das große Leben, nur unbedeutende, aber doch vollständig berechtigte Wesen in der ungeheuern Kette der Schöpfungen, daß aber diese Einsicht in die Unbedeutendheit auch der Anfang zur richtigen Erkenntniß des großen Geheimnisses sei, nach dessen Lösung alle Zeiten gestrebt haben und weiter streben werden, weil, wie gesagt, der Drang ein Stück von ihm ist. Nicht die Könige, befangen in dem Glauben an ihre Majestät, haben die Erde verändert, sondern die Männer des Volks in ihrem Sinnen auf Schraube und Mikroskop, auf Dampfer und Webstuhl, im Gedränge der Welt, Brust an Brust mit dem geheimnißvollen Riesen, dem sie schon das Visir seines Tarnhelms abgerissen und sich dienstbar gemacht haben zur Umgestaltung der Erde. Er muß ihnen zuletzt auch sein Geheimniß ganz enthüllen und ihnen die Schatzwelt öffnen, hoch oben die in den Welträumen, tief unten in den Erdentiefen.

Es ist eigenthümlich, wie die alten Volkssagen und Märchen diesen Sieg vorgebildet haben, wie Austrebertha in der Normandie und Iwan in Rußland den Wolf, ihren grimmen Gegner, zum Träger heranzwingen, wie Horus im Süden den mörderischen Typhon zum Schützer der Grenze macht. Das ist der Riese, das in Urwald und Meer tief verborgene Geheimniß. Von innen nach außen, von unten nach oben — ans Licht, von der Zelle in den Himmelsraum geht alles Leben, alles Wachsen und Reifen — nicht umgekehrt!

Drei Werke liegen vor uns, alle drei in demselben Streben begriffen, den Spuren des Lebens nachzugehen, wo es sich findet, und dem „allgemeinsten Gesetz", dem „allgemeinen obersten Grundsatz" näher zu kommen. Wir wollen die Verfasser auf ihren interessanten Wegen verfolgen:

1. **Vor der Sündflut. Eine Geschichte der Urwelt**, mit vielen Abbildungen ausgestorbener Thiergeschlechter und urweltlicher Landschaftsbilder von **Oskar Fraas**. Erste bis vierte Lieferung. Stuttgart, Hoffmann. 1864. Lex.-8. Jede Lieferung 10 Ngr.
2. **Reden**, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts von **K. E. v. Baer**. Erster Theil. **Reden.** Mit dem Bildniß des Verfassers. Petersburg, Röttger. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. **Die Welt nach ihrer Erhabenheit und nach dem Leben der Natur in Gemäßheit eines allgemeinen obersten Grundsatzes dargestellt, und hiernach auch das Leben der Erde mit den wichtigen Vorgängen in der Erdrinde und dem Luftkreis beleuchtet von F. J. Oehri.** Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Im Silicatgebirge liegt das Geheimniß der Erdschöpfung verborgen — in den Kieselgesteinen, den ältesten Körpern in der Erdrinde, die allenthalben auf dem Erdenrunde den geschichteten Gebirgen zu Grunde liegen — vier Fünftheile der festen Masse der Erdrinde ausmachen und nahezu alle Körper einschließen, aus denen durch nachfolgende Zerstörung und Verwitterung die Gebirge erzeugt wurden.

Steingewordene Märchen aus „Tausendundeine Nacht" ruhen schlummernd wie Dornröschen in den Tiefen dieser Silicatwelt, einst lebendig gewesen in jugendlicher Flutkraft, bis ein gewaltiger Schlafdorn, eine Urweltspindel, hineinstach und sie auf Jahrtausende in Schlummer versenkte. Da ruhen sie nun, die starrgewordenen Tropfen der Urwelt als Bergkrystalle in ihren Klüften, den Krystallkellern, hier farblos wie Leichen im Todtenschrein und doch die kostbarsten dem Menschen, dort vom Eisen braun und gelb und schwarz gefärbt als Topase, vom Mangan violett als Amethyste, fleischfarben als Karneol, lauchgrün als Heliotrop, apfelgrün als Chrysopras und gebändert in den Achaten. Ist diese Welt nicht poetisch? Und doch nicht Phantasie, sondern Wirklichkeit, aufgedeckt durch die kälteste mühevollste Forschung auf den eisigen Moränen der Alpen durch die Krystallgräber, in den gefährlichen Laboratorien durch die Chemiker. Ja, das sind die Prinzen, welche diese Dornröschen erweckten, jene Armseligen zunächst, deren grauenvolles Leben Aurelio Buddeus uns so ergreifend schildert. Wo das Thierleben aufhört, wo das Pflanzenleben stockt, auf dem Eise der Moränen — dort wandert der einsame Krystallsucher. Wo die Gletscher hervorbrechen, schlummert er in einer grauenvollen Felsenspalte, bis der Morgen heraufdämmert, den unten in den Menschenwohnungen noch niemand erblickt. Wo die Gletscher hervorbrechen, haben sie vielleicht einen Krystallpalast eröffnet. Durch diese Oeffnung, die er mit Hammer und Schlägel erweitert, dringt der Mensch in den Felsenthurm, in das Gemach vieltausendjährigen Schlummers und weckt das Urleben — riesige Säulen von über Menschenlänge, wie die im berner Museum bewahrte, Säulen bis zu 1000 Pfund und noch darüber schwer, wie sie vor 100 Jahren der Keller im Hagdornberge bei Fischbach lieferte, wie Brasilien und besonders Madagaskar sie noch heute bieten, 7 Fuß im Durchmesser. Das sind Märchen, Wel-

märchen, nach denen sich die kleinen Volksmärchen erst gebildet, Krystallisationen wunderbarer Tropfen im Gehirn der Menschen — Poesie des Erdenlebens, Poesie des Menschenlebens, die ein Theil nur von jener, aber im großen Organismus begründet ist.

Welche Welt muß das nicht gewesen sein, in der diese Krystalle anschossen! Wer begreift dieses gewaltige Drama, vielleicht eine Tragödie, freilich ohne Mensch und lebendes Wesen überhaupt und dennoch mit Leben erfüllt, und welch einem Leben, ob auch ohne Wald und Heide. Wer eine Idee hätte von dem Orchester, das mitgespielt, eine Idee von dem Ballet, den Felsblocktänzen und Flammenballerinen, bis hoch in den Himmel sich schwingend und dennoch der Erde gehörig! Ist es schon ein zauberischer Anblick, einen Tropfen erkaltender Salpeterauflösung unter dem Mikroskop zu betrachten, wie sich seine Linien zuerst durch die Flüssigkeit hindehnen, wie sie breiter und schärfer werden, die Kanten mehr und mehr sich verdeutlichen und endlich herrlich cannelirte Säulchen im buntesten Durcheinander vor uns liegen; wie muß es nicht in jenen fernen Tagen gewesen sein, als die Riesentropfen in der granitenen Umarmung allmählich erkalteten und einschlummerten und schliefen, bis die Krystallsucher sie weckten zu neuem Leben: am Königsstuhl Salmanassar's, im Tempel Jehovah's, in Museen, an den Fingerringen und Busennadeln der kleinen Menschen. Aber auch die Dichter und Maler, die Eyck'sche Schule, wie Schiller und die Apokalypse nutzten den Krystall — „den Stein so lauter und rein" — in ihren ewigen Schöpfungen. Ist das keine Poesie, frage ich nochmals — das Lied von dem „unsterblichen Stein", wie Leibniz ihn nannte, von dem Stein in den Silicaten?

Und so ist alles leben- und poesievoll, alles in den Gesteinschichten der Erde, wie in den Silicaten, so in den Carbonaten, „dem Baumaterial der Erde", den an die Kohlensäure gebundenen Körpern. Wir mögen nicht mehr von dem Wunderstein reden, den man unter Entwickelung eines wahren Sonnenlichts zu reiner Kohlensäure verbrennen kann, von dem Diamanten, „Buddha's Sieg", wie der Indier ihn nennt. Wer von unsern Lesern seine Geschichte erfahren und von den größten und schönsten auf Erden lesen will, den verweisen wir auf das obige unter Nr. 1 angeführte Werk. Wir aber treten mit der Kohlenformation der Erde in ein neues Leben, wenigstens in eine Welt neuer Lebensformen, mit denen eine neue Musik über die Erde geht, das Rauschen in den Kronen der Wälder.

Die Kohlenformation ist freilich nur das Zeugniß von dem ungeheuern Waldleben ältester Zeit. In verschiedenen Gegenden der Erde stehen noch heute, wie z. B. in der Grube Treuil bei St.-Etienne, die Baumstämme aufrecht im Kohlensandstein, wie sie einst im Walde gestanden. An andern Orten liegen die Kohlenflötze — bei Newcastle 20—30 übereinander bis zu einer Tiefe von 3000 Fuß, freilich durch Sandstein- und Schieferschichten getrennt — vielleicht nicht überall mehr an der Stelle, wo die Wälder standen, sondern von weither wurden die Stämme in Raften, d. h. Holzbänken durch ungeheuere Strömungen hergespült. Solche Raften bilden sich noch heute, wenn auch im Kleinen gegen einst, an den Mississippiufern, an den Küsten von Island und Jan Mayen. Hier sah man eine Treibholzbank, so groß wie die ganze Insel, im Mississippi baute sich in 38 Jahren eine von 700 Fuß Breite, 8 Fuß Tiefe und mehrere Meilen lang auf. Nach Elie de Beaumont gibt eine Bank von 8 Meter Höhe ein Steinkohlenflötz von 1 Meter, demnach würden zu den 400 Fuß reiner Kohle in der Saar Pflanzenberge von mehr als 10000 Fuß nöthig sein.

Jene rauschenden grünenden Wälder der Urzeit, heute schwarz in der schwarzen Tiefe begraben gleich den Krystallwassern der noch frühern Zeiten in granitener Klause, jene Wälder erhoben sich über der silurischen und devonischen Formation, auf ältestem Sandstein und Schiefer. Amerika zeigt das Silur in weitester Ausdehnung, Frankreich, England und Schweden zeigen es gleichfalls bedeutend und beweisen zugleich, daß der zu ihrer Zeit fast uferlose Ocean auf diesen Stätten wenigstens seine Gestade hatte, auf denen die im fernen Westen oder wo immer gebrochenen und fortgeschwemmten Waldmassen abgelagert werden konnten, wie sie auch auf ihnen wuchsen.

Wol gab es auch vorher schon Pflanzen, aber nur auf dem Meeresgrunde, Seetange, und gab es auch Thiere zwischen ihnen, die allerersten und ältesten dieser Lebensformen, wenigstens kennen wir keine ältern. Voraussetzen aber lassen sich solche, da die über dem ältesten Fucoidensandstein gefundenen schon eine zweite Stufe bekunden. Bald auch traten nun die Korallenbildungen auf, denn das Korallenthierchen gehört zu den niedrigsten Thierformen; es besteht nur aus Fühlern, Magen und Geschlechtsorganen, die zusammen einen gallertartigen elastischen Schlauch bilden. Sie werden von der allergrößten Bedeutung für die Erdgeschichte durch die Kalkabscheidung aus ihrem Innern, die nur im warmen klaren Salzwasser möglich. Fische aus dieser Zeit sind noch nicht aufgefunden, in Betreff der andern Geschöpfe verweisen wir auf das Werk selbst, dem zahlreiche Abbildungen beigegeben sind.

Die silurischen Gesteine gehen in die devonischen über, ohne eine scharfe Grenze. Einige Geschlechter erlöschen, andere erscheinen, wichtig für diese Formation ist aber das Auftreten der Fische, der ersten Wirbelthiere. Die Flora ist vorherrschend noch immer eine marine. Wer das rheinische Schiefergebirge gesehen, aus dem man die Platten zu den Dächern dort bricht, kennt die devonische Formation; aber die steile Aufrichtung der Felsen, wie sie dort sichtbar, gehört einer spätern Zeit an, einer Zeit wilder Zerstörung der von dem Meer der devonischen Periode mehr oder weniger horizontal abgelagerten Schichten. Eruptionen in geringerm Maß aus tiefsten Tiefen waren von Anfang vorhanden, welche die geschichteten Gesteine durchbrachen und in ihnen erkalteten, Gänge und Stöcke bildend. Solche Eruptionen, einst nur granitisch

von röthlicher Farbe, traten in dieser Zeit dioritisch, von grüner Färbung auf. Wie in dem Urgestein die edeln Metalle — man lese die Geschichte des Goldes und Silbers in unserm Werke —, so tritt in dem Uebergangsgestein, eben unserm silurischen und devonischen, das wichtige Quecksilber auf, das für Physik, Chemie und Technik von einem Einfluß geworden wie kein anderes Metall. Nicht wie die andern Metalle fest, sondern, wenn gediegen, in Tropfen an dem festen Gestein hängend, erstarrt es erst in einer Kälte von 32 Grad und ist dann hämmer- und schneidbar. Wir gehen auch auf die Geschichte des Quecksilbers nicht weiter ein, ebenso wenig auf die mythischen Thiere und die ausgestorbenen Riesen des Thiergeschlechts — ein höchst interessant behandeltes Kapitel des Werks, das der Verfasser schon in den beiden ersten Lieferungen dem Obigen vorausschickt. Wir billigen die Art und Weise der Behandlung und würden sie selbst für Schullehrbücher empfehlen. Es bleibt sich gleich, wo man für das Volk wie für die Jugend eine Wissenschaft beginnt; nur der Fachstudirende muß vom Anfang anfangen. Wo man aber auch anfängt in populären Werken — wer seinen Stoff kennt, wird ihn überall in der rechten Weise für seine Leser zu nützen wissen, vorausgesetzt, daß er auch sein Publikum kennt. Wir können das Werk, das in vier Lieferungen bisjetzt erschienen, als belehrende und interessante Lektüre jedem empfehlen. Prächtige Tondruckbilder — zwölf an der Zahl — fügen schon diese Lieferungen den zahlreichen, dem Text eingefügten Holzschnitten hinzu.

Haben wir hiermit einen Theil des Erdenlebens wenigstens in seinen Spuren verfolgt, so fragen wir nun nach den Gesetzen oder dem Hauptgesetz des Lebens. Daß es von innen nach außen geht, aus dem Kern der Zelle, haben wir schon erwähnt. Auch bei der Bildung der Krystalle wissen wir nach Ehrenberg's Forschungen, daß sich in der Mutterlauge zuerst ein Kern, bei Beunruhigung der Flüssigkeit mehrere Kerne bilden und zwar unter Entwickelung lebhaften Leuchtens. An diesen Kern schießen entweder nach allen Seiten hin oder mehr einer Hauptachse folgend, immer weiter feste Körperchen an, bis die Flüssigkeit keine Nahrung mehr bietet oder zu sehr erkaltet ist. Denn Erkaltung bis zu einem gewissen Grade ist die Erzeugerin der Krystalle, ganz im Gegensatz der organischen Körper, in denen die Wärme wirkt. Solange die Mutterlauge die nöthige Wärme besaß, war sie lebendig; mit der abnehmenden Wärme begann ihr Sterben und die Leiche ist der Krystall. Wärme wäre also das Lebenbedingende; freilich ist der Begriff der Wärme der allerrelativste, je nach den gegebenen Verhältnissen am meisten wandelbare Begriff. Solange noch die richtige Wärme vorhanden, ist Wachsthum des Körpers möglich, mit dem vollständigen Erkalten hört jedes Wachsthum auf.

E. Schnellen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine neue Ausgabe der Simpliciana.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Fünfter und sechster Band. — A. u. d. T.: Hans Jakob Christoffel's von Grimmelshausen Simplicianische Schriften. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Weber. 1864. 8. 4 Thlr.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben vorzugsweise die Pflicht, ein Unternehmen zu empfehlen und dem gebildeten Publikum ins Gedächtniß zu rufen, dessen Tendenz recht eigentlich über die engern Kreise der Fachgenossenschaft hinausgeht, ohne auf eine gediegene wissenschaftliche Grundlage zu verzichten. Es ist schon früher an dieser Stelle von uns hervorgehoben worden, wie sehr die ältere Literatur seit der Reformation dem Bewußtsein der Gegenwart in die Ferne gerückt ist, weniger vielleicht aus innern als aus äußern Gründen. Die bisherigen Wiederbelebungsversuche, die schon seit Lessing datiren, sind unwirksam geblieben. Dieser neueste, der besser vorbereitet und praktischer geleitet ist als alle frühern, würde doch kein besseres Schicksal haben, wenn ihm nicht das Publikum so weit fördernd entgegenkäme, als man es inmitten einer so zahlreichen und leselustigen Nation, wie die unserige, mit Recht erwarten darf. Gewiß macht die Literatur des Tags, so breit und massenhaft sie auch sein mag, es nicht unmöglich, ihrer Vorgängerin das beschiedene Theil von Interesse und Berücksichtigung zuzuwenden, das sie beansprucht. Es ist eine Ehrenschuld, welche die Gegenwart an die Vergangenheit abzutragen hat; fühlt sich jene durch die Schöpfungen dieser nicht so unmittelbar berührt, wie es die stillschweigende Voraussetzung jedes Lesers von heute zu fordern pflegt, so möge sie es als eine nationale Pflicht ansehen, jene Bemühungen, durch welche unsere heutige Bildung vorbereitet wurde, nicht spurlos untergehen zu lassen. Sie müssen ihr als ein wesentlicher Bestandtheil der nationalen Entwickelungsgeschichte ebenso ehrwürdig sein, wie andere Denkmäler der Vergangenheit. Kann man es nicht dahin bringen, sie liebzugewinnen und sich in sie einzuleben, so möge man doch aus nationalem Ehrgefühl die äußerlich so wenig lohnenden Arbeiten unterstützen, die auf ihre Erhaltung gerichtet sind.

Auch darin liegt schon ein gewisses Verdienst, zumal da wir in Deutschland nach dieser Seite hin uns allzu achtlos haben gehen lassen. Jede Nation muß sich bewußt sein und diesem Bewußtsein auch thatsächlich Ausdruck geben, daß alles, was einen integrirenden Bestandtheil ihrer Geschichte bildet, schon darum und nicht blos wegen seines innern Werths, der doch immer nur nach subjectivem Maßstabe festgestellt werden wird, Anspruch auf ihre Achtung hat. Bisher aber hat man sich in Deutschland auch da, wo man sich mit unserer Vergangenheit ernstlich und eindringlich beschäftigte, viel zu sehr von solchen subjectiven Momenten bestimmen lassen. Unsere gelehrte Geschichts- und Alterthumsforschung hat sich fast ausschließlich auf das Mittelalter beschränkt und die nachfolgende Zeit kaum vorübergehend beachtet. Ganz

ch auch auf jenem Gebiete noch ein unendlicher Stoff zu ammeln und zu sichten, ganz abgesehen von der kaum egonnenen Arbeit einer systematischen und organischen Darstellung desselben, für welche die Gegenwart und voraussichtlich auch noch die nächste Zukunft wenig prädisonirt ist. Aber dahinter klafft eine weite Lücke bis zu er Epoche, in welcher die Ideen und Gestaltungen unrer eigentlichen Neuzeit oder Gegenwart im weitern Sinne es Worts deutlich in den Vordergrund des geschichtlichen Schauplatzes treten. Die Periode vom Abschluß der reformatorischen Bewegung bis zum Beginn des 18. Jahrunderts wird noch jetzt von unserer wissenschaftlichen Thätigkeit selten genug beachtet. Selbst die äußere Geschichte dieser Zeit ist verhältnißmäßig bei weitem nicht so urchgearbeitet und bis ins Detail untersucht, wie die der ühern Periode. Noch mehr zeigt sich diese Wahrnehmung bestätigt auf dem weitläufigen Gebiete der Culturgeschichte, wobei wir hier, gemäß unserer diesmaligen Aufabe, zunächst an die literarische Entwickelung denken. Beispielsweise sei nur an Fischart erinnert. Wenn irgendner, so böte er Stoff genug, um eine ganze Zunft von elehrten Forschern an sich zu fesseln. Was wäre nicht on seiten der Sprachgeschichte und Grammatik, der äurn literarischen Statistik und der culturgeschichtlichen Erkrung hier zu thun! Aber außer den ohne literarisches rgebniß gebliebenen Studien und Sammlungen Meusech's und einigen kleinen Versuchen Vilmar's ist bisjetzt gentlich nichts für dieses literarische Phänomen ersten langs gethan worden.

Natürlich empfängt das gebildete Publikum seine Imulse von der Wissenschaft. Wo diese selbst ein Gebiet eichsam nur verstohlen betritt, darf man nicht erwarten, ß sich jenes häuslich auf ihm niederläßt. Es wird ihm t schwer, ihr dahin zu folgen, wo sie alles, was in ren Kräften steht, thut, um ihm die Wege zu bahnen. Beweis dafür sind die Klagen, welche so häufig über die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die Arbeit unserer eutschen Philologie laut werden. Vieles davon mag einer Verkennung des Unterschieds zugerechnet werden, der doch immer zwischen dem Interesse der eigentlichen Forschung nd dem der allgemeinen Bildung bestehen muß. Manes davon ist momentan noch begründet und wird erst lmählich seine Abhülfe erhalten, wozu überall schon die rschiedensten Bestrebungen thätig sind. Was hier gejieht, sollte aber auch für die Literatur des 16. und 7. Jahrhunderts nicht verabsäumt werden. Auch sie ist gar in sprachlicher Hinsicht nicht so schlechtweg verständh, wie es die relative Nähe der Zeit mit sich zu brinn scheint, freilich auch nicht mehr so selbständig geartet, ß sie wie die Denkmäler der frühern Periode ein beonderes sprachliches Studium voraussetzt, wenn sie überupt verstanden werden soll. Würde die Wissenschaft h erst mit größerm Eifer dieses fast noch brachen Fels annehmen, so würde es auch von seiten des gebilde- Publikums allmählich mehr Theilnahme finden. Wie zu machen sei, um die Ansprüche beider Kreise, des eigentlich wissenschaftlichen und des gebildeten, vereint zu befriedigen, ist durch das Vorgehen der „Deutschen Bibliothek" und ihres tüchtigen Herausgebers gezeigt: es fehlt nichts weiter, als daß dies eine Beispiel zahlreiche Nachfolge auf Seite der Wissenschaft und die gebührende Theilnahme auf Seite des Publikums erlangt.

Die Wahl des Simplicissimus zu einer der ersten Publicationen der deutschen Bibliothek konnte in jeder Art für gerechtfertigt gelten. Hier verbindet sich das blos historische Interesse, welches unserm Publikum noch immer nicht vollständig aufgegangen ist, mit der unmittelbaren Wirkung eines Stoffs und einer Darstellung, die an sich bedeutend genug sind, um auch ziemlich hoch gesteigerten Ansprüchen der Leser zu genügen. Der rein menschliche Gehalt dieses Romans ist so groß, daß er überall und immer wirksam bleiben wird, aber am meisten einer Zeit zusagen muß, die sich selbst ihres Realismus so wohlgefällig bewußt ist wie die Gegenwart. Wenn irgendwo, so ist hier ein tüchtiges Stück des realsten Lebens, und was die Form anbetrifft, so ist diese zwar etwas anders als unsere jetzige gewöhnliche Art der Darstellung und Erzählung, aber doch auch wieder so durchgebildet und zweckentsprechend, daß sich ein heutiger Leser, auch wenn er ohne alle Voraussetzung zu dem Buche wie zu jedem andern, in dem er sich unterhalten will, greift, sich nur selten durch einige Längen und Unbeholfenheiten des Stils zurückgestoßen fühlen wird.

Etwas anders steht es mit den übrigen sogenannten „Simplicianischen Schriften", die uns die vorliegenden Bände bringen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sie an innerm Gehalt größtentheils weit unter dem „Simplicissimus" stehen. Sie sind meist nur Variationen einzelner Motive aus jenem, was sich schon dadurch äußerlich ankündigt, daß einige ihrer Hauptheiden, der Soldat Springinsfeld, die Landstreicherin Courage, zu den Nebenpersonen jenes Romans gehören, während der Inhalt anderer, wie des Galgenmännleins, des deutschen Michels, nur eine weitere Ausführung von Thematen ist, die dort gelegentlich berührt werden. Man könnte sie darum nur als etwas weitläufig gerathene Noten und Excurse zu jenem Hauptwerke betrachten, in dem sich die eigentliche Kraft des Schriftstellers vollständig darstellt. Für die sittengeschichtliche Seite der allgemeinen Culturgeschichte erlangen sie dadurch allerdings eine hohe Bedeutung: sie geben ein Detailbild des damaligen Lebens, wie es aus dem „Simplicissimus" allein nicht gewonnen werden kann und noch weniger aus irgendeinem andern Buche dieser Zeit. Aber das Bild ist freilich so unerquicklich als möglich, und während im „Simplicissimus" der rasche Wechsel der Begebenheiten und der weltgeschichtliche Hintergrund des großen deutschen Kriegs über das Elend und den Jammer des einzelnen hinweghilft, taucht man hier recht tief in diesen Sumpf ein, um, wenn man sich nach langer Mühsal endlich herausgearbeitet hat, in einen andern zu versinken, der um nichts anmuthiger als der erste ist. Es ist nicht zu leugnen,

daß auch Grimmelshausen, wie hoch er sich sonst an Talent und Charakter über den Durchschnitt seiner Zeit erheben mag, doch von manchen Grundschäden derselben ebenso berührt ist wie andere. Die kindische Lust, mit dem Schmuze zu spielen, und dies Spiel nicht blos für einen harmlosen Scherz, sondern für sehr witzig und geistreich zu halten, theilt er mit der ganzen Literatur von damals. Im „Simplicissimus" tritt diese für die heutige Bildung unerträglich gewordene Schattenseite weniger störend heraus, einmal weil die Darstellung überhaupt nicht so stark an dem einzelnen haften kann und mehr keck gezeichnete Skizzen als ausgeführte Bilder gibt, dann weil die Tendenz des Werks, die Schilderung der ganzen socialen und sittlichen Misère des großen deutschen Kriegs auch diese an sich widerwärtigen Züge zur Vervollständigung des Totalbildes nicht entbehren darf. Sie treten dort mit einer gewissen künstlerischen und sittlichen Berechtigung in das rechte Verhältniß neben andern, die durch sie ebenso ihre wahre Beleuchtung empfangen, wie umgekehrt. Aber in vielen Stücken dieser Epigonenliteratur des classischen Werks nehmen sie den Vordergrund recht breit und behaglich ein und man fühlt durch, daß sich der Verfasser damit nicht blos zu einer Concession an den Zeitgeschmack entschloß, dem er sonst doch kein Recht einzuräumen pflegt, außer wo er selbst es für ein Recht hält. Am deutlichsten zeigt sich dies im „Ewigwährenden Kalender". Unter der reichen Anekdotensammlung, die er bringt, ist beinahe ein Drittel mit Schmuz gefärbt und verwechselt nach der schlechtesten Art dieser unglückseligen Periode den Schmuz mit der Pointe. Und doch war hier durch die Aufgabe des Werks, das ein Buch der populären Belehrung für die weitesten Kreise sein sollte, diese Art von Ingredienzien durchaus nicht angezeigt. Wenn der Lebenslauf einer liederlichen Dirne, wie der Landstreicherin Courage, oder eines gewissenlosen Troßknechts, wie des Springinsfeld, erzählt werden soll, konnte natürlich jenes fatale Element nicht vermieden werden, in dem Leute ihrer Art ihre eigentliche Heimat haben. Aber auch da berührt das Behagen, mit dem es immer und immer wieder aufgerührt wird, sehr bald unsere heutigen Nerven auf eine fast unerträgliche Art, und wir fühlen heraus, daß das Zeitbild von dieser seiner häßlichsten Seite deutlich genug entgegentreten würde, auch wenn der Pinsel des Malers nicht immer und immer wieder in die eine Farbe tauchen wollte. Daß dazwischen gottselige Redensarten und langathmiges Moralisiren läuft, macht die Sache nicht besser. Auch diese Methode ist jedem, der die damalige Literatur näher angesehen hat, bekannt und widerwärtig genug. Sie gehört wesentlich zur Signatur der Zeit, aber sie wird dadurch nicht entschuldigt.

Daß der neueste Herausgeber alles Mögliche gethan hat, um die „Simplicianischen Schriften" nicht blos correct, sondern auch allgemein verständlich zu machen, ist schon hervorgehoben worden. Außer den Lesarten der verschiedenen Ausgaben, die besonders zusammengestellt sind, findet sich unter dem Texte eine Anzahl von Erklärungen aller irgendwie schwierigern Ausdrücke und Worte. Dazu kommen noch reichhaltige Anmerkungen sachlichen und theilweise auch sprachlichen Inhalts am Ende jedes Bandes, und zum Schlusse aller Schriften dieses einen Autors ein alphabetisch geordnetes Glossar, ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Lexikographie, die selbst in dem großen Grimm'schen Wörterbuch noch nicht die gebührende Rücksicht auf diese reiche Quelle genommen hat. Unter diesem reichhaltigen Sprachmaterial möchte besonders der Vorrath von Sprichwörtern eine specielle Zusammenstellung verdienen. Er ist überaus groß und enthält eine Menge wenig oder gar nicht bekannter, die in allen ältern und neuern Sammlungen fehlen. Die staunenswerthe Bekanntschaft des Autors mit dem deutschen Volksleben in allen seinen Schichten und in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zeigt sich gerade hieran von ihrer schönsten und lehrreichsten Seite.

Zum Schluß noch einige kleine Nachträge von allgemeinerm Interesse zu Stellen, die der Herausgeber als schwierige bezeichnet oder wo unsere Auffassung von der seinigen abweicht: III, 150, 7: Fachtung heißt Neckerei, Hohn, von Fecken abgeleitet; III, 151, 24: gesessen sein ist hier angesessen sein, ein Grundeigenthum besitzen, das den angegebenen Werth (1000 Thaler) hat; III, 165, 32: rahn (vom Wein) muß sich auf die Farbe beziehen; ran, dünn, schmächtig, ein schon der ältern Sprache angehöriges Wort, ist identisch damit; III, 379, 11: Mehlsack, nicht Mehlsack, sondern eine Entstellung des ältern Worts malhe, Quersack; III, 435, 28 ist offenbar Rumeurs für Humeurs verdruckt; IV, 15, 27 würde vielleicht statt angekünt, das ganz richtig „angefeuert" erklärt ist, angekünnt zu lesen sein (angelockt); Grimm's Wörterbuch I, 387 setzt es zu „kühn", was unrichtig zu sein scheint; IV, 361, 4: Cretisch wird wol in Croatisch zu ändern sein; IV, 365, 6: Aschenetz, ist der Stammvater des deutschen Volks nach der rabbinischen und allgemein jüdischen Tradition, die sich sehr früh an classische Reminiscenzen anschloß, wonach dieser biblische Name mit Askanius und dieser wieder mit dem Urmenschen Askr der germanischen Mythe verbunden wurde; IV, 379, 29: Hegel heißt Lustigmacher, lustige Person in den Fastnachtspielen u. s. w.; IV, 380, 3: Zwickdärm, eine bloße vollsmäßige Entstellung des schon uralten zwitorn, Zwitter, woraus schon im 15. Jahrhundert die Form zwidarm, die Volksetymologie dachte dabei an Darm, während das d nur ein euphonischer Einschub ist.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Karl Gutzkow's fünfundzwanzigjähriges dramatisches Schriftstellerjubiläum zu feiern hatten die meisten deutschen Bühnen versäumt. Waren einige der Hauptbühnen auch gerade in dieser Zeit geschlossen, so zeigte sich im ganzen doch eine so geringe Theilnahme und Beeiferung, daß sich der um das moderne deutsche Theater hochverdiente Autor tief gekränkt fühlen mußte. Unser Publikum gibt nicht so leicht seine phlegmatische Alltagsstimmung auf, wenn es sich um einen deutschen Dichter handelt — da müssen erst Zeichen und Wunder geschehen; der unglückliche Autor mußte in einem Anfall von Verzweiflung Hand an sich selbst legen, um den deutschen Theatern Gelegenheit zu bieten, ihre Versäumniß wieder gut zu machen und ihre Pflicht gegen einen hervorragenden Dramatiker zu erfüllen. Weimar, Leipzig, Frankfurt, Königsberg, Bremen und viele andere Bühnen gaben Vorstellungen zum Benefiz des erkrankten Dichters; der König von Preußen verstattete eine Benefizvorstellung an der berliner Hofbühne, der Großherzog von Darmstadt befahl von Nizza aus eine Gutzkow-Vorstellung an seinem Hoftheater. Bogumil Dawison gab im Theater an der Wien ein Benefiz, welches einen glänzenden Ertrag abwarf, indem der berühmte Künstler selbst den Vornehmen und Reichen einen persönlichen Besuch abstattete, um dem befreundeten Schriftsteller eine ungewöhnliche Einnahme zu sichern. Einem reichen Bankier, der eine Loge nur mit 30 Fl. bezahlen wollte, soll der Künstler zugerufen haben: „Glauben Sie, daß ich Ihnen für 30 Fl. einen Besuch mache?" In Berlin wirkte Dawison am Hoftheater in der Gutzkow'schen Benefizvorstellung abermals mit, indem er selbst den Uriel Acosta spielte. Frenzel nennt diese Rolle eine trefflich angelegte und wohlausgeführte Schöpfung, besonders ausgezeichnet durch einen ritterlichen Zug in dem Charakter des Helden. Auch am Victoriatheater und im Friedrich-Wilhelmstädtischen fanden Benefizvorstellungen zu Gunsten Gutzkow's statt, an welcher letztern Frau Niemann-Seebach von Hannover mitwirkte. Wir wünschen, daß die traurige Veranlassung dazu beitragen möge, das oft gelockerte Band zwischen den deutschen Dramatikern und Darstellern fester zu knüpfen und namentlich die Bühnen darauf hinzuweisen, daß sie ihr ganzes geistiges Inventar den Dichtern verdanken. Gutzkow selbst geht in der gilgenberger Heilanstalt, wie es scheint allerdings nur mit langsamen Schritten, der von seinen Freunden und dem deutschen Volke sehnlichst erhofften Besserung entgegen. Die Stätte, an der er weilt, ist der deutschen Poesie nicht fremd. Hier in der Umgegend von Baireuth träumte Jean Paul seine Dichterträume voll inniger Naturandacht; die Parkanlagen, die Eremitage von Baireuth finden sich in allen seinen größern Romanen wieder. Gutzkow ist ein reicher, vielseitiger Geist, wie Jean Paul, aber skeptischer, gebrochener, dabei schöpferischer in mehr abgeschlossenen Kunstformen. Möchten die unheimlichen Phantasiegebilde, die ihn verfolgen, bald seinem Geist zu neuer Production Ruhe gönnen!

Eine gleiche Theilnahme, wie dem unglücklichen Lose Gutzkow's, wandte sich dem Kranken- und Sterbelager Otto Ludwig's zu, dessen ganzes Leben nur ein großes Märtyrerthum gewesen war. Niemand wird dem Dichter der „Makkabäer" ein ursprüngliches Talent abstreiten, dem es aber nicht vergönnt war, zu künstlerischer Harmonie durchzudringen. Aus den Mittheilungen Moritz Heydrich's im „Dresdener Journal" erfahren wir, daß der Nachlaß Otto Ludwig's noch eine reiche Ausbeute verspricht. Zu Michaelis 1864 hatte Ludwig bei einem Wohnungswechsel einen Theil seiner Manuscripte von den Seinen vernichten lassen. Als Heydrich ihn bat, damit Einhalt zu thun, meinte er, die Seelen aus den von ihm entworfenen Dramen ständen nachts vor seinem Bette und wollten ein Leben haben. Dem müsse er ein für allemal ein Ende machen. Kurz vor seinem Tode in den heftigsten Schmerzensfoltern vollendete Ludwig noch den ersten Act eines Trauerspiels: „Tiberius Gracchus." In der vierten Scene dieses Acts finden sich folgende Verse, der Schwanengesang des Dichters, die er immer wieder seiner Frau vorlas, von denen sich beide nicht trennen konnten:

Ihr Götter, keinen Abschied!
Denk', wo ein Römer, da ist Rom, und Götter
Schaun golden auf uns nieder überall.
Nein, keinen Abschied, keinen! Wie der Hirsch —
So hört' ich oft, ich selber liebte nie
Der Jagd grausame Lust — der edle Hirsch,
Wenn tödlich ihm ein Pfeil ins Leben drang,
Stirbt ohne Laut. Nur eine Thräne lebt
Im großen Aug'; so sinkt er stumm zusammen
Zum Nacken still das Haupt. So klaglos heilig
Wie dieses edle Thier starb unser Glück.
Noch einmal, eh' ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, denn
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit' ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und dahin scheid' ich mit der Sonne —

Verse, die zu den schönsten gehören, welche Otto Ludwig gedichtet und, von einem dem Tode entgegengehenden Dichter gelesen, einen ergreifenden Eindruck machen mußten. Ueber den Nachlaß Ludwig's macht Heydrich folgende nähern Angaben: „Fertige Dramen: «A. Bernauer» (Engel von Augsburg) 1843 und viele Fragmente späterer Neubearbeitung (1846, bis Act 4) 1858 u. s. w. «Die Rechte des Herzens» (begonnen 1845, Leipzig, 1846 neu bearbeitet); «Hans Frey», Lustspiel (1843); «Fräulein von Scüdery» (1846). Von überaus vielen andern Dramen Fragmente, Plane und Planskizzen, meist mit immer neuen Correcturen. Operntexte: «Der goldene Schlüssel», romantische Oper, 4 Acte (1836); «Die Fischerin», 1 Act (1837); «Amasis und Tentyra», 2 Acte; «Libussa — der Liederkönig», 3 Acte (1834). Der novellistische Nachlaß brachte gleichfalls viel Fertiges und Entworfenes, auch der lyrische viel Gedichte, meist aus früher Zeit. Der musikalische Nachlaß enthält «Die Köhlerin», Oper (1838. Partitur und Klavierauszug); «Goethe's wandelnde Glocke und der Todtentanz», (gedruckt 1839), Lieder und Klavierstücke, Opernfragmente, auch vier figurirte Choräle. Viele melodische und harmonische Studienhefte. Mehrere dramaturgische Hefte fand man im Nachlaß, zum Theil Vorarbeiten zu den von 1850 an niedergeschriebenen «Shakspearestudien» (4 Bände). Dies Werk ist das Tagebuch seiner künstlerischen Selbsterziehung, zugleich die Darstellung seiner Kämpfe und Hemmungen, besonders in den letzten Leidensjahren."

Otto Ludwig darf in vieler Hinsicht als ein geistiges Adoptivkind der Stadt Wien gelten. Das Hofburgtheater, welches seine beiden Hauptwerke auf dem Repertoire erhalten hat, die Mitglieder desselben, namentlich der wackere Lewinsky, der zu Gunsten des erkrankten Dichters vor zwei Jahren eine ausnehmend besuchte Vorlesung gehalten, die wiener Feuilletons, welche in der Mehrzahl mit ihren Lorbern für norddeutsche Dichter nicht allzu verschwenderisch sind — alle wetteiferten in der Anerkennung eines Dichters, dessen Richtung in vieler Hinsicht der Hebbel'schen verwandt war. Diese Anerkennung steht indeß der wiener Vorliebe für französische Dramatik nicht im Wege. Neulich beherrschten an einem Tage zehn französische Dramatiker die wiener Bühnen. An der Burg spielte man Scribe und Mellesville, Ruitter und Derley, an der Wien Meilhac und Halévy, an der Josephstadt Victor Hugo, am Carltheater Louis Levrey, Tiefen und nochmals Ruitter. Da ist es Zeit, daß Frau Birch-Pfeiffer ein entscheidendes Gewicht in die deutsche Wagschale wirft. Diese Schriftstellerin ist am 1. April von der berliner Hofbühne mit einer Pension von 1200 Thalern abgegangen, um sich ganz und ausschließlich der dramatischen Production

zu widmen. Wir dürfen daher von ihr, nach dem Maßstabe der bisherigen Erfahrungen bei ihrem noch contractlich gehinderten Genius, eine Productivität erwarten, gegen deren massenhafte Wucht die französischen Autoren nicht mehr aufkommen können.

Wenn Wien eine bedenkliche Neigung zeigt, das deutsche Paris zu spielen, so hat Leipzig dagegen neuerdings eine Probe seiner deutschen Gesinnung gegeben. Der Lehrer an der Thomasschule, Dr. Hildebrand, ist einer der fleißigsten Mitarbeiter des Grimm'schen Wörterbuchs, dessen Correctur er besorgte. Jakob Grimm hat ihm in der Vorrede zum zweiten Bande eine ausnahmsweise Anerkennung zutheil werden lassen. Im ersten Hefte des fünften Bandes hat Hildebrand den Buchstaben K in vortrefflicher Weise bearbeitet, sodaß der Wunsch allgemein wurde, die Fortsetzung des Werks vorzugsweise in seine Hände zu legen. Leider fehlt es Hildebrand an Zeit; der Stadtrath hat daher infolge eines Gesuchs der namhaftesten deutschen Germanisten und in Uebereinstimmung mit dem trefflichen Rector der Thomasschule, Dr. Eckstein, unter Belassung des vollen Gehalts, die Zahl seiner wöchentlichen Lectionen in den nächsten drei Jahren auf acht herabgesetzt; die Zustimmung der Stadtverordneten ist erfolgt, sodaß die Stadt Leipzig in dieser Form gleichsam für die Fortführung des Grimm'schen Wörterbuchs eine jährliche Prämie ausgesetzt hat.

Das „Leben Cäsar's" scheint in Deutschland noch größeres Glück zu machen, als in Frankreich, wo man die Broschüre Rogeard's schon deshalb pikanter findet, weil sie verboten ist und sich überdies rascher lesen läßt, als der umfangreiche Band, der aus dem kaiserlichen Arbeitscabinet in den Tuilerien hervorgegangen ist. Die von Gerold in Wien veranstaltete billige autorisirte Ausgabe hat einen seltenen Erfolg; in einer Woche sind 20000 Exemplare derselben versendet worden. Sollte dies Werk nicht dem Kaiser einen „Lehnstuhl der Unsterblichen" in der pariser Akademie sichern, ein Ziel des Ehrgeizes, welches dem Autor auf dem Thron nicht zu niedrig erscheint? Doch die Akademiker gehören zu den Frondeurs des second empire. Neuerdings sind zwei pariser Autoren, Camille Doucet, dramatischer Schriftsteller, und Prévost Paradol, ein geistvoller Journalist, in die Reihen der Unsterblichen aufgenommen worden, eine Ehre, die immerhin ein zweifelhafter Appell an das allzu sehr in Anspruch genommene Gedächtniß der Mit- und Nachwelt bleibt. Der Feuilletonist Jules Janin hatte es nur zu vierzehn Stimmen gebracht. Prévost Paradol soll seinen Beziehungen zu Guizot seinen Wahlsieg verdanken, denn Connexionen spielen auch in dieser Walhalla der Lebenden eine große Rolle. Man darf in der That darauf gespannt sein, ob der Erwählte der französischen Nation nicht auch einmal der Erwählte der Akademie werden wird? Doch den Gelehrten gegenüber helfen keine „Staatsstreiche"!

Julius Cäsar ist durch das Werk des Kaisers jetzt selbstverständlich in Frankreich so populär geworden, wie kein anderer Heros vergangener Zeiten. Am Theater der Porte-Saint-Martin bereitet man ein Drama: „Jules César", vor, welches gewiß einen glänzenden Erfolg haben wird. Sollte Shakspeare's „Julius Cäsar" nicht als Illustration zu den Shakspeare-Studien der Victor Hugo und Lamartine bei dieser Gelegenheit seinen Weg auf eine pariser Bühne finden, um so mehr, als Cäsar's Geist in den letzten Acten dieses Dramas ganz ebenso spukt wie in dem heutigen Frankreich? Der Director des Theaters der Porte-Saint-Martin, Marc Fournier, ist übrigens Verfasser eines Trauerspiels: „Les libertins de Genève", welches jüngst auf der genfer Bühne zur Aufführung kam und Calvin und Servet zu seinen Helden, zu seiner Tendenz die gehässige Darstellung des genfer Reformators hat. In Paris ist das Stück schon früher gegeben worden, scheint aber keinen nachhaltigen Erfolg davongetragen zu haben. Dies glückt in der Seinestadt neben einem Julius Cäsar und Labienus nur den Memoiren der Rigolboche oder Theresa, jener bekannten Sängerin des Café chantant, die mit ihrem Jahresgehalt von 50000 Francs den deutschen Hoftheaterprimadonnen eine bedenkliche Concurrenz macht, oder der Zauberposse: „La biche au bois", welche von der vier Theater beherrschenden Compagnie Parisienne nächstens mit einem ganz enormen Aufwand in Scene gesetzt werden soll: 16 Rehziegen werden dazu benutzt; Meyerbeer's Dinorahziege ist als schüchterner Versuch gänzlich aus dem Felde geschlagen. Ebenso ist die Badescene in den „Hugenotten" als ein mislungenes Experiment zu betrachten, gegenüber dem Riesenbad in „La biche au bois", in welchem die Plastik Quirin Müller'scher Attituden bisher ungeahnte Triumphe feiern soll. Sämmtliche Kosten bis zum Tage der ersten Aufführung sollen sich auf 400000 Francs belaufen.

Dafür könnte Florenz ja fast schon sein Dante-Fest feiern. Die Vorbereitungen zu dieser Feier des Dante-Jubiläums sollen glänzend sein, Florenz wird als wirkliche Blumenstadt (citta di fiori) erscheinen. Das auf dem Santa-Croce-Platze errichtete Monument wird mit 38 Basreliefs (Scenen aus dem Leben des großen Dichters) geschmückt sein und ein großes Transparent die Apotheose Dante's darstellen. Schon jetzt sind die Miethen in der Stadt fabelhaft gestiegen, in entlegenen Quartieren ums Dreifache, in der Nähe der Via Calzajoli aber ums Funfzigfache. In aller Eile werden daher auf einem von dem Stadtrathe bewilligten Platze noch eiserne Häuser aufgeführt, um die ungeheuern Menschenmassen, welche zum Feste kommen werden, wenigstens über die Nächte der Jubelwoche zu beherbergen. Das Dante-Fest Italiens wird dem nationalen Einheitsgedanken einen weit prägnantern Ausdruck geben, als dies das deutsche Schiller-Fest mit seinen Anweisungen auf die Zukunft zu thun vermochte!

Drama und Theater.

Von Gustav zu Putlitz ist am Hoftheater zu Schwerin ein neues historisches Lustspiel: „Um die Krone", mit Erfolg zur Aufführung gekommen, welches am Hofe der Kaiserin Katharina II. von Rußland spielt und zum Mittelpunkt die Intriguen hat, welche sich um die Kronbewerbung des polnischen Prinzen Poniatowski drehen. Man rühmt dem Lustspiel graziösen Dialog und sichere Bühnentechnik nach. Von neuen Conversationsstücken haben namentlich das vor kurzem in Wien gegebene „Doctor Treuwald", von Benedix, und „Ein schlechter Mensch", von Rosen, Aufnahme in die deutschen Repertoires gefunden. Beide Stücke kamen auch in Leipzig mit Erfolg zur Aufführung. Benedix verleugnet die Eigenthümlichkeit seiner Dichtweise, den treuherzigen, oft moralisirenden Ton, wie er zum deutschen Familiengemälde paßt, und den Situationswitz auch in dem neuen Drama nicht, während Rosen den letztern auf eine burleske Spitze treibt, dagegen durch Frische und Witz des allerdings oft zweideutigen Dialogs und durch den trefflichen Grundgedanken unleugbares Geschick bekundet.

Die Wiedergeburt der „deutschen Posse", über deren Nothwendigkeit kein Zweifel herrschen sollte, will dagegen immer noch nicht glücken. Dohm, der schon in seinem „Trojanischen Krieg" das übliche Possenschema verließ, hat mit einer neuen Posse: „König Lear", einem Werk von vorzugsweise parodistischem Charakter, an der berliner Friedrich-Wilhelmstadt kein Glück gemacht. Vielleicht daß die Preisausschreibung des münchener Actienvolkstheaters originelle Werke auf diesem Gebiete zu Tage fördert! Die Posse hat einen reichern Inhalt, eine größere Zukunft, als das Lustspiel; doch sie muß, wie den Roturiers, auch ihre Dichter finden!

Wir Deutschen, die wir in Schiller's „Maria Stuart" ein anerkanntes Meisterwerk besitzen, werden nicht ohne Interesse erfahren, daß der norwegische Dichter Björnstjerna Björnson eine „Maria Stuart in Schottland" gedichtet hat, welche das erste Stück einer größern Stuart-Trilogie bilden soll. Sie behandelt, wie Hans Köster's Drama „Maria Stuart", die Liebesabenteuer der Königin, gleichsam die Schuld derselben, während die Schiller'sche Stuart uns die Buße und Sühne vorführt. Shakspeare hätte gewiß beides in Einem Drama zusammengefaßt!

Zur Philosophie der Mythologie.

In einer zweiten Ausgabe liegt das Werk Eugen von Schmidt's: „Die Zwölfgötter der Griechen, geschichtsphilosophisch beleuchtet" (Leipzig, Fries, 1864) vor uns. Der Autor vertritt jene Anschauung der Mythologie, welche darauf vertraut, Vernunft in ihrem Gegenstande zu finden und sich nur beruhigt, sofern ihr dies durch begriffliche Deutung gelungen ist. Den Schlüssel zur Entzifferung aller Mythologie suchte er durch die Deutung der griechischen Zwölfgötter zu finden. Der Charakteristik derselben ist eine Eintheilung der alten Geschichte nach geschichtsphilosophischen Principien, eine Darstellung des Urzeitalters, des patriarchalischen Zeitalters und der Zeit der antiken Geistesbildung vorausgeschickt. Die zwölf geschilderten Götter sind: Zeus, Hera, Poseidon, Demeter, Apollon, Artemis, Hephästos, Pallas Athene, Ares, Aphrodite, Hermes und Vesta. Schmidt weist nach, wie alle diese Götter aus dem Kreise der Naturmächte hervorgegangen sind; er charakterisirt ihre Vor- und Nebengestalten. Für das Studium der Mythologie gibt dies Zurückführen des sich vielfach zersplitternden Götterkreises auf einige, ursprünglich mit Naturbestimmtheiten identische Mächte einen durchaus übersichtlichen Halt, mag man auch hin und wieder über die Stellung der Nebengestalten abweichender Meinung sein. Hierzu kommt, daß dies Werk kein Extract und Abklatsch aus andern Schriften, sondern mit großem Fleiß und vieler Sorgfalt aus den Quellen selbst gearbeitet ist. Wir halten es deshalb, trotz der geschichtsphilosophischen Conjecturen der Einleitung, deren Schematismus heutigentags nicht allzu viele Anhänger finden dürfte, im wesentlichen für eine volksthümlicher, als die Mythologien für höhere Gymnasialklassen und Töchterschulen, in denen die große Zahl der Götter und Göttinnen das Gedächtniß verwirrt, während dasselbe hier durch die sinnvolle Gliederung des Stoffs auf das vortheilhafteste unterstützt wird. Die dritte Abtheilung des Werks behandelt die Zwölfgötter der Griechen als Prototypen der Eigenschaften des christlichen Gottes.

Herman Grimm's neue Monatschrift.

Herman Grimm, der geistreiche Verfasser einer Biographie Michel Angelo's, hat eine Monatschrift eröffnet: „Ueber Künstler und Kunstwerke." Auf die Thätigkeit der heutigen Maler und Bildhauer will er keinen Einfluß damit ausüben; denn es sei unmöglich, sich ihnen recht objectiv gegenüberzustellen oder unumwunden die Wahrheit zu sagen. Aber er möchte der Kunst dadurch nützen, daß er das Publikum über sie belehre; die Kritik soll das Volk bilden, daß es seine Künstler besser erziehe; denn die Theilnahme des Volks bringt die Kunst zur Blüte, und wo ohne jene doch das Schöne vollbracht wird, wie würde es sich erst mit ihr entfaltet haben! Grimm will helfen die Kunstgeschichte zur Wissenschaft zu machen. Daß sie noch nicht vollendet sei, wird niemand leugnen, aber er schlägt viel zu gering an, was seit einem Menschenalter geschehen ist, und die „Recensionen" in Wien haben ihn deshalb bereits etwas unsanft zurechtgewiesen und behauptet, daß er selbst nicht die Ergebnisse der neuern Forschungen mächtig sei. Indessen bringen die beiden Hefte schätzenswerthe Beiträge aus seither veröffentlichten Documenten in Bezug auf die große Zeit Michel Angelo's, und für zwei Dinge tritt Grimm mit lobenswerthem Eifer auf: für eine würdige Aufstellung der Cartons von Cornelius, die unbegreiflicherweise in Berlin immer noch sich warten läßt, und für die Förderung des Studiums der Geschichte der neuern Kunst durch die Anlage umfassender photographischer Sammlungen. Die Photographie leistet für Gemälde denselben Dienst wie der Gips für Statuen, und ist auch für so viele plastische Werke ein Ersatz der schwer zu beschaffenden Abgüsse.

Daß die Kunstgeschichte einer der wichtigsten Zweige der Geschichte überhaupt sei, wird niemand leugnen, welcher in der Geschichte nicht blos auf das Aeußere, auf Schlachten und Diplomaten sieht, sondern die Entwickelung des Geistes in ihr erkennt. Grimm knüpft an die neuern schriftstellerischen Darstellungen des Lebens Jesu an und zeigt, wie die menschliche Auffassung Christi in der Malerei derselben seit Jahrhunderten vorgearbeitet. Wenn man Renan liest, erinnert sein Christusbild unwillkürlich an das von Gustav Richter zu Berlin in der Auferweckung von Jairi Töchterlein. So heißen wir unsererseits die neue Zeitschrift willkommen, und geben ihr und den wiener „Recensionen" das Sprüchlein des weisen Nathan zu bedenken:

Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde sei entschossen.

Bibliographie.

Baader, F. v., Grundzüge der Societätsphilosophie: Ideen über Recht, Staat, Gesellschaft und Kirche. Mit Anmerkungen und Erläuterungen von F. Hoffmann. 2te verbesserte und erweiterte Aufl. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr.

Caracciolo, Enrichetta, Geheimnisse der Klöster Neapels. Memoiren. Aus dem Italienischen von T. List. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Casper, Mein Tagebuch. Erinnerungen aus Schleswig-Holstein. Münster, Theissing. 8. 10 Ngr.

Dupuy, Eliza, Gräfin und Zigeunerin. Ein Roman aus dem Leben. Deutsch von A. v. Colenfeld. 4 Bde. Dresden, Wolf. 16. 3 Thlr.

Eberstein, L. F. Freih. v., Geschichte der Freiherren v. Eberstein und ihrer Besitzungen, nach Quellen bearbeitet. 1ste und 2te Lief. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. à 1 Thlr. 18 Ngr.

Ernesti, Luise (Malwine v. Humbracht), Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Fosck, O., Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. III. Die Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe im 14. Jahrhundert bis zum Frieden von Stralsund 1370. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gerstäcker, F., Zwei Republiken. 2te Abth. Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Günthert, J. E., Liudolf, Herzog von Schwaben. Drama in fünf Aufzügen. Ulm. Gr. 8. 16 Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Aus dem Leben in Lied und Spruch. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Der Commerzienrath. Roman aus der Gegenwart. Hannover, Wedekind. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helfferich, A., Der Erbvacker. Eine culturgeschichtliche Untersuchung. Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Huber, J., Die Idee der Unsterblichkeit. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. München, Lentner. 8. 20 Ngr.

Lynker, W., Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel. Bis auf die neueste Zeit fortgesetzt und mit einer Auswahl früherer Schriften Lynker's herausgegeben von T. Köhler. Kassel, Krieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mand, J. E., Lieutenantsleben. Sociale Spiegelbilder unserer Zeit. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Marie. In Demuth muthig. Eine Novelle von der Verfasserin von „Stolz und Still". Berlin, Rauh. 8. 22½ Ngr.

Preussisch oder Deutsch? Von einem schleswig-holsteinischen Landmann. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Reuss, R., Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege 1618—1621. Ein Beitrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Richter, K., Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. Ein historisches Bild. Grünberg, Levysohn. 8. 7½ Ngr.

Schrader, L., Kurze Bemerkungen zu Heinr. v. Treitschke's „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage." Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwab, E., Land und Leute in Ungarn. I. Natur-, Cultur- und Reisebilder. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Stern, M. E., Zur Alexander-Sage. Wien. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.

Tücking, K., Geschichte des Stifts Münster unter Christoph Bernard von Galen. Unter Benutzung vieler bisher ungedruckter, archivalischer Dokumente bearbeitet. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Victoria. Illustrirte Chronik aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Eine Sammlung spannender Original-Romane, Novellen und interessanter Erzählungen. 1ste bis 3te Lief. Neusalza, H. Oeser. 4. à 3 Ngr.

Braetz, A., Speculative Begründung der Lehre der katholischen Kirche über das Wesen der menschlichen Seele und ihr Verhältniß zum Körper. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhusen, H., Am Wanderstab. 2 Bde. Berlin, Janke. Br. 8. 3 Thlr.

Welcker, F. G., Tagebuch einer griechischen Reise. 2 Bde. Berlin, Hertz. 8. 3 Thlr 10 Ngr.

Woher und Wohin? Ein Wort in der schleswig-holsteinischen Sache von einem Unbefangenen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica

vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer.

Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs von Orleans.

An den Klerus und das Volk der katholischen Kirche

von einem Katholiken.

8. Geh. 15 Ngr. = 54 Kr. Rh.

Vom Standpunkt der Opposition, aber der christlichen und katholischen Opposition, unterwirft der ungenannte Verfasser — ein Mann, der durch seine Stellung in der katholischen Welt vor allen dazu berufen ist, in dieser Angelegenheit mitzusprechen — die päpstliche Encyclica einer eingehenden Kritik. Er kennzeichnet sie als ein vom ultramontanen und jesuitischen Geiste dictirtes Parteimanifest und bekämpft die darin verkündeten Grundsätze, nicht weil sie katholisch, sondern weil sie eben nicht katholisch seien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, beginnt hiermit die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler und seiner Begegnungen mit den bedeutendsten Männern unsers Jahrhunderts zu veröffentlichen. Nach den verschiedensten Seiten hin werden diese Selbstbekenntnisse eines so hervorragenden Mannes Interesse erwecken.

Der vorliegende Theil enthält in drei Büchern: die Entwickelung der Kindheit und Jugend, die reifere Ausbildung und den ersten Wirkungskreis in Dresden bis zum Jahre 1821. Im Laufe des Sommers wird ein zweiter Theil folgen.

Das im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig soeben erschienene **dritte Heft** der Monatsschrift:

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

enthält Folgendes:

Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Erster Artikel. — Die Nilquellen nach den neuesten Forschungen und Entdeckungen. — Der Nord-Ostsee-Kanal. — Feuilleton. (Nekrologe. Literatur. Theater. Alterthumskunde. Technologie.)

Preis jedes Heftes 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, splendid ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem soeben erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr **vollständig** vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der speculativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

Im Verlage von **W. Müller's** Buchhandlung in Konstanz erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Pym und Strafford.

Historisches Drama in fünf Acten

von

C. Flemming.

Preis bei höchst eleganter Ausstattung 15 Sgr.

Außerdem erscheint noch von demselben innerhalb des nächsten Monats Otto I. und Otto II.

Soeben erschien das **38. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Concurs — Cosenza.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis dritte Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 27. April 1865.

Inhalt: Ludwig Tieck und die Seinen. Erster Artikel. Von M. E. Lessing. — Das Geheimniß des Lebens. Von E. Schnellen. Beschluß.) — Ein christlich-socialer Roman. Von Georg Hesekiel. — Zur Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Gottschall. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Julius Schanz' neue Dichtungen; Zur Literatur des italienischen Volksliedes; Nochmals die wahrscheinliche Deutung der „Zeitungs-Ente".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Tieck und die Seinen.

Erster Artikel.

Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei. Vier Bände. Breslau, E. Trewendt. 1864. 8. 6 Thlr.

Als Tieck im Frühling des Jahres 1853 das Zeitliche gesegnet hatte, soll Friedrich Wilhelm IV., sein königlicher Gönner, gesagt haben: „Die Ehre, dem Dichter des «Phantasus» ein Denkmal zu errichten, darf ich der deutschen Nation nicht vorwegnehmen." Schön wird man dies königliche Wort wol heute noch finden; ob wahr und zutreffend, das ist eine andere Sache. Schon damals, als es gesprochen wurde, vermochte es nicht mehr zu zünden, heute vielleicht vermag es sich kaum noch verständlich zu machen. Daß es dessenungeachtet nicht blos persönlicher Liebhaberei und individueller Geistesrichtung entsprossen war, das mag Generationen, welche von dem poetischen Ton der ersten Jahrzehnte des 19. Säculums keine Erinnerung mehr, sondern nur noch Ueberlieferung haben, die vorliegende Briefsammlung mit den eigenhändigen Schriftzügen der Vergangenheit unwiderleglich und sonnenklar beweisen.

Ein solches Zeugniß thut noth für die Schätzung Ludwig Tieck's, denn die deutsche Nation weiß wenig mehr von dem Dichter des „Phantasus" und sein Name, wenn er sich nicht einigen größern fremden — wie Shakspeare und Cervantes — zu deren Einführung in unsere Literatur dienstbar gesellt hätte und von ihnen jetzt den frühern Dienst zurückempfinge, könnte für die weitern Kreise des Publikums so gut wie verschollen heißen. Es fragt sich nun, ob wir recht gethan, unsern Geschmack so gänzlich von dem „Fürsten der Romantiker" abzuwenden, ob eine spätere, einsichtigere Zeit vielleicht wieder zu ihm zurückkehren mag in Preis und Bewunderung, und ob die poetischen Schöpfungen der Gegenwart, die sich nur schüchtern hinter Lessing, Schiller und Goethe wagen, dennoch eine Meisterwerke der romantischen Muse aus unserm Gedächtniß verdrängen durften, die einen Friedrich Wilhelm IV. zu dem obenerwähnten Ausspruch begeisterten.

Wir zweifeln nicht, diese peinlichen Fragen werden in den meisten Lesern drängend erwachen, welche der von Holtei herausgegebenen Briefsammlung ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Denn das Gewissen der deutschen Nation ist in Betreff solcher Dinge nachgerade zartfühlend genug. Das Interesse an der Literatur verschlingt zwar, Gott sei Dank, nicht mehr jedes andere, aber nur das der beweglichen Gegenwart abholde Alter, nur Pessimismus oder verdorbenes Genie kann behaupten wollen, das jüngere Deutschland habe wirklich allen Sinn für Poesie verloren. Dies Volk, das 1859 die Schiller-Feier begangen, das jede kleine Erinnerung an seinen Goethe wie eine heilige Reliquie empfängt, das einen neuen Roman von Freytag mit solcher Begierde aufnimmt, ein neues Drama von Gutzkow mit solcher Spannung erwartet, das für den leidenden Mosen eine Ehrenausgabe seiner Werke zu Stande bringt, dies an Denkmalen und Stiftungen für seine Schriftsteller so freigebige Volk, über dessen größere tragische Bühnen keine Gestalten häufiger schreiten als jene idealen eines Lessing, Schiller, Goethe und Heinrich von Kleist oder die des liebevoll angeeigneten Shakspeare, dies Volk besitzt, wenn nicht Herz genug für seine Dichter, doch schon literarisches Nationalgefühl in hinreichendem Maße, um sich nicht ohne Beschämung über der Vergessenheit vaterländisch-poetischer Verdienste ertappen zu lassen, welche — wie hier auf einmal actenmäßig wieder zu Tage kommt — noch vor wenigen Jahrzehnten von den gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes einzig mit den Verdiensten Goethe's in eine Klasse gestellt wurden. Zumal die weniger mit der Literatur Vertrauten, welche der Herausgeber dieser Actenstücke besonders zu Lesern seiner Sammlung wünscht, weil sie als die unbefangensten nicht selten auch die theilnehmendsten sind, müssen durch diese Lektüre förmlich bestürzt werden, denn das Misverhältniß, welches sie vor Augen bringt, ist geradezu himmelschreiend. Da wimmelt es von Vergleichungen mit den größten Genien aller Zeiten. Da wird beklagt, daß Tieck sich vom Theater zurückgezogen, während er doch allein — oder beiläufig mit Goethe — das

Zeug dazu gehabt habe, eine deutsche Nationalbühne zu begründen. Da wird der Dichter Tieck wie der strasburger Münster betrachtet, sein Genius aber mehr „of a piece“ gefunden wie Goethe's. Da gesteht ein namhafter Literarhistoriker, daß die erste Lektüre der „Genovefa“ entscheidend für sein ganzes inneres Leben gewesen sei und knüpft daran die Hoffnung, daß in Deutschland, wenn sich dessen Volk erst der Trübsal und Wirrniß entwindet, die Ueberzeugung Wurzel schlagen werde, „wie Goethe und Tieck die beiden Gipfel unserer neuern Poesie sind und nicht Goethe und Schiller, dessen jetzige abgöttische Verehrung spätere Geschlechter mit gesundem Sinn kaum werden begreifen können“. Da wiederholt sich die Eröffnung, daß Tieck der unter allen unsern Dichtern am meisten geliebte sei. Da kann ein gereifter würdiger Schulmann seinen Dank für den „Phantasus“ nicht an sich halten, weil sein Herz gar zu voll davon ist. Da sehen jugendliche Talente lediglich ihre Pflicht darin, einem Manne, der so sicher aller Zeit angehört wie Tieck, den gebührenden Tribut darzubringen. Da beklagt es ein vielberufenes Sturm- und Dranggenie, daß der Meister des „Phantasus“ selbst zur Zeit seines höchsten Ruhms vom lieben Deutschland „dennoch eigentlich wol noch nicht zum Sechstel erkannt“ sei. Da ist Goethe und Tieck immer das dritte Wort. Ja, den verbindlichsten aller großen und berühmten Männer der Neuzeit, Alexander von Humboldt, sehen wir sogar zu förmlicher Abbitte genöthigt, weil er den romantischen Altmeister in seinem „Kosmos“ nur als „den tiefsten Forscher aller dramatischen Literatur“ beräuchert: er muß darüber hinaus noch das ausdrückliche Privatbekenntniß ablegen, daß er Tieck (zwischen Goethe und Schiller) nur für einen zu großen Heroen unsers Vaterlandes gehalten, um ihn noch durch anderweite Epitheta öffentlich rühmen zu dürfen.

Und all diesen Ruhmesdenkmalen gegenüber steht nun die Gegenwart mit einer dermaßen glänzenden Nichtbeachtung jener in ihnen gefeierten dichterischen Größe ersten Ranges, daß deren einstmals für symbolisch gehaltene Werke in den Einzelausgaben nachgerade zur Seltenheit geworden sind, während sie es zu einer ganz completen Sammlung aber überhaupt noch gar nicht bringen konnten und auch in unvollständiger, für das seichte Fahrwasser allgemeiner Beliebtheit vielleicht gerade günstigster Gestalt zu wenig Nachfrage hatten, um den Verleger im Zeitalter der Bier-Silbergroschen-Lieferungen, wo selbst Pyrker und Houwald als „Classiker“ den Weg bis in die Hütte machten, zu einer wohlfeilen Erneuerung, d. h. Volksausgabe anzuspornen. Fürwahr! Wem sollte hier das Misverhältniß nicht räthselhaft, nicht beleidigend in die Augen springen?

Und dennoch: so fest wir glauben, daß viele, dadurch angeregt und beschämt, den Versuch machen werden, zu Tieck's Werken zurückzukehren, für ebenso sicher halten wir auch die schnelle abermalige Verkühlung dieser edeln Aufwallung. Denn die Tieck'sche Poesie ist unbrauchbar für unsere poetischen Bedürfnisse. Unbrauchbar — die Bezeichnung klingt so barbarisch für Poesie, nichtsdestoweniger trifft sie den Nagel auf den Kopf. Man pflegt das Goethe'sche Wort, daß der wahre Dichter überall Gelegenheitsdichter sein müsse, gemeinhin nur einseitig aufzufassen. Der wahre Dichter dichtet nicht nur aus gewissen Gelegenheiten heraus, er dichtet auch für gewisse Gelegenheiten, und je vollständiger ihnen das dichterische Werk entspricht, desto dauerhafter wird sich letzteres auch erweisen. Es ist aber die Gelegenheit, deren Werke der Poesie zu ihrer Unsterblichkeit bedürfen, auch noch eine doppelte, eine höherer und eine niederer Art, jene mehr von der innern Natur, diese mehr von den äußern Lebensgewöhnungen der Menschheit abhängig; die erstere Art mehr den Inhalt, die zweite Art mehr die Form der Dichtungswerke beeinflussend. Zum Beispiel bietet die der menschlichen Natur von Urzeiten her eingewurzelte Empfänglichkeit für Heroismus jene allgemeingültigste Gelegenheit zur poetischen Verherrlichung von Muth und Kraft. Es würde aber keine glückliche Idee zu nennen sein, diese stehende Gelegenheit höchster und allgemeinster Art heutzutage zur Besingung moderner Helden mittels pindarischer Siegeshymnen zu benutzen, weil unsere jetzigen Lebensgewöhnungen für den wahren Erfolg der pindarischen Siegeshymne keine Gelegenheit im niedern, äußerlichen Sinne mehr bieten. Tieck's Poesie nun ist darum so schleunig unbrauchbar geworden, weil sie sich in keine Art von Gelegenheit jemals recht zu schicken wußte und statt dessen die Will kür der Laune pries.

Und wie vergänglich und unzulänglich füllt Tieck die nähere Gelegenheit innerer Art aus, an die er sich hie und da mit seiner Novellistik wagt. Wenn er z. B. die einige Jahre nach den Befreiungskriegen mächtig um sich greifende Frömmelei in einer Novelle behandelt, so bringt er wol ein recht sauberes, nach manchen Seiten hübsch gelungenes, immerhin lobliches Bildchen zu Tage; aber noch zwanzig ähnliche wären daneben möglich, und die Gelegenheit ist mit dem einen sowenig bis in die Tiefe ihres Lebens und ihrer Seele hinein ausgefüllt, daß von einer großen Gültigkeit für ewige Zeiten bei dem Werk auch gar nicht die Rede sein kann. Aber es ist gleich, was Tieck für Stoffe behandelt; überall tritt es gleich sehr zu Tage, daß er keine von jenen poetischen Urkräften ist, die mit dem, was sie erschaffen, auch eine Gelegenheit erschöpfen. Er ist in seinen Vorzügen als Dichter gerade am mindesten original; bahnbrechend als Dichter nur in Schwächen und Krankhaftigkeiten, an die sich auch seine Nachtreter ausschließlich gehalten haben, sodaß in dieser Dichtergruppe die neuere deutsche Poesie eigentlich nur ein großes Fieber überstand.

Nehmen wir ein Beispiel, was fast jede frühere wie spätere Arbeit Tieck's gleich willig hergibt. Fast jede Tieck'sche Figur hat Momente, wo sie, sich von einem schweren Schlafe erwacht dünkend, die bekannte Welt plötzlich als etwas ganz Fremdes vor sich liegen sieht, dies Fremde wie ein dummes Durcheinander anstaunt und alles für wahnwitzig halten möchte.

Dieser Moment kehrt bis zum Ueberdruß bei Tieck wieder, und was das Schlimmste, es ist ein ganz unbedeu-

ender, ein ganz jämmerlicher Moment, den ein Rationalist erade so oft haben mag als ein Romantiker; ein ganz rdinär gedankenlos hinlebender Bursche gerade so gut, ie ein flausenreicher Krauskopf: die Wahrheit ist, daß ch ein vernünftiger Mensch in solchen Momenten mit er Hand übers Gesicht fährt, um den Wahnsinn von einen Augen wegzustreichen und daß nur ein Mensch, mit essen gesunder Vernunft es nicht ganz unbedenklich steht, in Aufhebens davon machen und der Sache weiter nachängen mag. Gesunde Vernunft aber ist die Voraussetzung jeder Größe, des Dichters so gut wie des Mathematikers, des Musikers wie des Zimmermanns. Wo as Genie daran rüttelt, rüttelt es an seinen eigenen Grundfesten, an dem Boden, auf dem es einzig leben und edeihen kann. Dazu wahnwitzelt Tieck mit einer gewisen Nüchternheit und Verständigkeit, nicht leidenschaftlich, matisch, begeistert, sodaß er sich ganz in den Strudel ineinzuwerfen, in dem Element des Wahnsinns zu baden hiene und den Leser betäubend mit fortrisse. In dieser ztern Art trieb es Amadeus Hoffmann. Daher haben ch ihn auch die praktischen Franzosen, die gern etwas eelles haben, zu ihrem Lieblingsvertreter der deutschen omantik erkoren, und wir müssen ihnen beistimmen. Wenn nmal die Nachtseiten des Geistes und der Phantasie cultivirt werden, dann auch kräftig, dann auch kenntlich, ann auch Nachtstücke geliefert, daß einem die Haare zu berge stehen und daß man sich fürchtet, in der wirklichen Nacht darin zu lesen oder daran zu denken. Tieck quetscht ch das bischen Wahnsinn mühsam ab, versucht es zu schönigen, vernünftig zu begründen und zu rechtfertigen, rz er ergeht sich in der Verrücktheit ebenso altklug, wie e Aufklärer sich je in der Verständigkeit ergingen, und er hat denn nun da mehr Recht?

Auch waren keineswegs alle Zeitgenossen von der Vorefflichkeit der Tieck'schen Darstellungsweise durchdrungen; lbst in den an den Großmeister gerichteten Briefen finen sich ketzerische Anschauungen in Bezug auf einzelnes, ie man blos zu verallgemeinern braucht, um der Stimnung der Jetztzeit gegenüber der Tieck'schen Production en entsprechenden Ausdruck zu geben. So theilt der Prediger Kadach aus Ziebingen (II, 138 fg.) mit:

Soll ich Ihnen, damit Sie ja nicht bei Ihrem neuen Glücke bermüthig werden, eine Probe der einheimischen Kritik geben, elche Sie wol demüthigen könnte, wenn Sie sich davon wollen demüthigen lassen? Aus Frankfurt schreibt man mir: „Tieck's ovelle, «Das Landleben», haben wir gelesen; aber unter allen rzählungen dieses geistreichen Mannes hat sie uns am wenigen gefallen. Das Zopfwesen wird doch zuletzt ein abgehetzter ase, an dem weder Fell noch Fleisch zu brauchen ist. Eine st humoristische und wahrhaft witzige Situation abgerechnet, nd uns zuletzt der Zopf nach allen seinen politischen, moraliid martialischen Beziehungen sehr langweilig. Kein einziger r aufgeführten Charaktere ist uns recht klar in sich selbst befündet und poetisch und psychologisch wahr genug vorgekomen. Auch kommen und gehen die Personen wie in einem ppenspiele, und damit die Geschichte sich fortbewege, bekommt immer durch einen deus ex machina einen äußern Anstoß. an begreift nicht, wie die zum Theil albernen Menschen zu em so tiefen, wahrhaften und wunderbaren Gespräch über iedrich II., das preußische Volk, Lessing, Klopstock, Voltaire, den religiösen Unglauben seiner Zeit u. s. w. kommen! Welche gehaltvolle, gediegene Worte! Welch ein tiefes, festbegründetes Urtheil, in dem jedes Wort gewichtig ist, haben wir da gefunden; aber wie kommt und geht es mit den übrigen Figuren der Novelle zusammen?

Und eine Dame, Adelaide Reinbold, kann dem „herrlichen Dichterleben" gegenüber doch ein Bedenken nicht unterdrücken, das, so zart es eingekleidet sein mag, doch ganz danach angethan ist, den Werth der Shakspeare-Novelle wesentlich herabzusetzen:

Nun sollten Sie uns aber auch, theuerer Freund, Ihren eigentlichen Helden und Liebling einmal im Kampfe mit sich selbst zeigen, und wie er in sich das Ungeheure und die nach allen Seiten überströmende Kraft durch das Menschliche, und in diesem Sinn Göttliche, bändigt; denn glauben Sie, daß in Shakspeare selbst diese vollendete Harmonie aller Kräfte nicht erst nach manchem geheimen Kampf hervorgetreten ist, der nur nicht laut ward, weil seine Verhältnisse so bescheiden waren? Wer so unendlich tief empfand, daß er so in jede Menschenbrust zu tauchen verstand, wie er, sollte der nicht selbst alles Menschliche empfunden haben, und den Begriff des noch Fehlenden nur durch das schon Erfahrene ersetzen, und sollte es nicht eben sein innerer Werth, der Gott in ihm sein, der ihn diesen Einklang finden ließ? Denn wenn es ihm tout bonnement angeboren wäre, so stände er uns zu unbegreiflich fern, als daß wir uns für ihn interessiren könnten, das können Sie also nicht gemeint haben.

Die Shakspeare-Novellen, die früher besonders gefeiert wurden, haben wol manche Schönheiten; doch ist Shakspeare darin „tieckisch" und nicht shakspearisch charakterisirt; dagegen sind Erzählungen wie der „Tischlermeister", „Camoëns" und „Accorombona" wol zu empfehlen. Doch darf man auch von diesen nicht zu viel Aufhebens machen, sie sind eben schätzbares Mittelgut. Am nächsten liegen uns noch die spätern, modernen Novellen, jene Herbstblüten von Tieck's Dichterleben. Das Publikum, für das sie zuerst geschrieben waren, die Hausbibliotheken von Taschenbüchern sammelnde Welt der zwanziger und dreißiger Jahre, ist noch nicht ganz ausgestorben und damit auch noch nicht der Glaube an die Mustergültigkeit jener Erzeugnisse. Jüngere Generationen, deren Geschmack an prosaischer Unterhaltungslektüre durch Werke von Auerbach, Otto Müller, Herman Grimm, Heyse, Fanny Lewald, Koenig, Freytag, Kurz, Spielhagen u. s. w. genährt worden ist, werden sich, auf Tieck's Novellen zurückgreifend, des Eindrucks nicht erwehren können, daß diese Erzählungskunst fast in jeder Beziehung überholt ist. Es verhält sich mit den betreffenden Dichtungen Tieck's ähnlich wie mit den Malereien ziemlich derselben Periode: sie können es neben der Kraft, der Farbe, der Fülle und Kühnheit der Neuern nicht mehr aushalten.

Man mag mit den Neuern übrigens durchaus nicht vollständig zufrieden sein, aber daß sie die mark- und blutlosen delicaten Difteleien ihrer Kinderzeit, denen die Nachahmung altberühmter Schulen immer mehr oder weniger klar auf der Stirn geschrieben stand, schon durch den dreistern Griff in das wirkliche Leben so ziemlich todt gemacht haben, springt, wie man sich auch stellen mag, in die Augen.

Nicht das Vierteljahrhundert, das Tieck's Novellen nun etwa hinter uns liegen, hat schuld, daß diese uns

bereits einigermaßen veraltet und ausgebleicht erscheinen; denn wie müßte es sonst erst mit den weit ältern Romanen Goethe's stehen, die uns doch noch immer unübertroffene Muster sind? Die Kraft im „Werther" wird nie ermatten; die Farben, mit denen Wilhelm Meister's theatralische Irrfahrten gezeichnet sind, werden nie verbleichen, und der Stoff der „Wahlverwandtschaften" wird nie in eine vollendetere Form gegossen werden. Im Genius des Verfassers liegt die Ursache dieses Unterschiedes. Goethe — man wolle das doch ja nicht übersehen — griff zu seiner Zeit eben auch in das volle Leben der damaligen Nation und Menschenwelt, ebenso tief und kühn als der Schriftsteller, der sich heute an die Darstellung des Ritterthums vom Geist und des Zauberers von Rom wagen mag. Und wenn Goethe behufs dessen augenscheinlich nur nöthig hatte, sein eigenes Leben auszuschreiben, so genügte das nur deshalb zum Höchsten, weil er selber eben vollkommen lebte und fühlte auf der Höhe des damaligen Lebens. Die Gelegenheit, welche ihm der Zustand seiner Nation bot, war identisch mit der von seiner individuellen Natur gebotenen Gelegenheit. Und wie nutzte Goethe diese Gelegenheiten? So voll und ganz, daß andern nur das Nachsehen blieb. Es kamen hundert Wertheriaden nach dem „Werther", es abenteuerten Dutzende von Wilhelm Meisters nach der Goethe'schen Originalgestalt, aber sie vermochten nur noch unvollständig zu wiederholen, was schon ganz vollständig gesagt war, oder breit zu schlagen, was bereits die zugleich schönste und knappste Form gewonnen hatte.

Wie so ganz anders finden wir das bei Tieck! Am besten entsprechen seine Novellen durchschnittlich nur der übrigens gar nicht zu verachtenden äußern Gelegenheit, welche die Mode der Taschenbücher bot. Schon die allgemeinere Gelegenheit des merkwürdig gestiegenen Bedarfs von Unterhaltungslektüre wird durch Tieck's Novellen nicht sehr glücklich genutzt. Man mußte zu einem gewissen Theile des Publikums, nämlich eben zu jenem gehören, der rosagebundene Taschenbücher gebrauchen konnte, um diese Unterhaltung recht eigentlich gebrauchen zu können. Geister mit genügender Bildungsanlage, um zu zeiten noch ebenso an Wieland's etwas frivoler Fabelkunst wie an Jean Paul's wechselnd ätherischen und cynischen Gebilden Geschmack zu finden, mögen doch nicht „gebildet" genug erscheinen, um das wenn auch inhaltreiche, so doch schwunglose Theegeschwätz, dessen sich die Tieck'sche Novellengesellschaft überall schuldig macht, wo man Worte der Leidenschaft von ihr erwarten sollte, jemals anders denn herzlich langweilig zu nennen.

Doch die Novellen sind es nicht, auf die sich Tieck's Ruhm besonders stützte; sie dienten nur dazu, ihn in spätern Jahren lebendig zu erhalten. Tieck's dichterische Hauptwerke, die großen Meisterstücke romantischer Poesie, fallen vor die dresdener Epoche, welche die Novellen zeitigte, fallen in das letzte Jahrzehnt des vorigen und die beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Da sind zuerst jene Monstra in quasi-dramatischer Form, von denen jedes zur Zeit seines Erscheinens als das Nonplusultra der Romantik gefeiert wurde: „Genoveva", „Kaiser Octavian" und „Fortunat". Heutzutage zwingt sich nur die Literarhistoriker diese Wunderwerke hinunter. Wer sie gelesen hat, kann sich rühmen, eine That der Selbstüberwindung gethan zu haben, denn immer nach der zehnten Seite empört sich all unsere Einsicht, unser Wissen, unser Verstand, unser Geschmack, unser Gefühl, kurz alle unsere Organe, die wir gutwillig an die Aufnahme des Werks setzten, auf eine solche Weise, daß wir das Weiterlesen für den Augenblick aufgeben und erst wieder frischen Muth fassen müssen. Und dennoch haben diese Werke einst gegolten, sind neben die Werke Goethe's gestellt worden und — unglaublich, aber wahr — über die Werke des „guten" Schiller. Für die „Genoveva", welche den Reigen eröffnet, konnte sogar die Anerkennung Goethe's angeführt werden.

Sehen wir uns freilich diese Anerkennung ein wenig näher an, so lautet sie so unbedingt nicht eben. Und ähnlich war es doch am Ende auch mit der Anerkennung des Publikums beschaffen; nur die Mitglieder der Schule suchten in die Posaune zu stoßen. Der Absatz, die Verbreitung jener Werke, die heutzutage nur ziemlich selten vorkommen, sprechen nur für einen sehr magern Grad der Hochachtung. Und wenn zehnmal in vorliegenden Briefen das Geständniß vorkommt, daß man sich für die Stunden seiner Erbauung die „Genoveva" erkoren, was spricht deutlicher dagegen, als daß zwischen der ersten und zweiten Auflage ein Zeitraum von 20 Jahren verstreichen konnte? Der „Kaiser Octavian" scheint gar nur in den gesammelten Schriften Tieck's einen erneuten Abdruck gefunden zu haben. Und wie unwahr ist der ganze Ton, das ganze Wesen! Da ist ja das ungeschlachte Mittelalter jener gemeinen Ritter- und Räuberstücke noch gediegener als dies geschminkte Theatermittelalter Tieck's. Das ist ein Mittelalter; die derben Figuren trinken und die Damen singen zur Laute! Und diese lächerliche Frömmigkeit. Es lohnt sich nicht, darüber zu spotten; diese Werke verbieten sich, Gott sei Dank, schon durch ihre bejammernswerthe Langweiligkeit; es ist keine Gefahr mehr, daß sich die Zeit wieder daran verlieren werde.

Eher die Märchenkomödien sind noch im Stande, einen beschränkten Beifall zu finden. „Der gestiefelte Kater" ist unbedenklich das glänzendste Werk nicht allein von Tieck's Witz, sondern seiner Muse überhaupt zu nennen.*) Der Einfall dieser ganzen Behandlung war brillant: leider hat ihn Tieck noch im „Zerbino" und der „Verkehrten Welt" breit getreten. Das war zu viel; überhaupt zu viel Stoffen durfte davon nicht gemacht werden; das Uebel ist, daß dergleichen mehr sein sollte, als es sein konnte. Das ist überhaupt das Uebel bei Tieck, wie Goethe im Eckermann sehr richtig ausgesprochen. Als Witz für die münchener „Fliegenden Blätter", wie gesagt, kostbar; als Poesie der Classicität verloren.

Unter Friedrich Wilhelm IV. ist bekanntlich mit dem „Kater" in Potsdam der Versuch einer Aufführung ge-

*) Holtei selbst ist freilich entgegengesetzter Ansicht. Er nennt gleich auf der ersten Seite der Briefsammlung das Werk einen polemisch-parodirten Scherz von schon veralteten, kaum noch Deutschen jetzt lebender Generation verständlichen Anspielungen strotzend.

macht worden. Daß dergleichen in der That wirken konnte, ist nicht zu fürchten; auch ist nicht recht klug daraus zu werden, ob nur Tieck selber an solche Wirksamkeit geglaubt habe.

Es gibt aber endlich auch noch ein paar dramatische Werke von Tieck, die fürs Theater brauchbar aussehen wollen. Das eine, das Jugendwerk „Karl von Berneck", scheint von dem Verfasser in der reifern Einsicht späterer Jahre indeß selbst gebührend zurückgestellt worden zu sein, um jetzt nicht erst mehr in Betracht kommen zu dürfen. Es ist auch als Jugendwerk unsaglich elend.

Etwas anders verhält es sich mit dem „Blaubart". Der Glaube an die Aufführbarkeit dieser Tragikomödie tritt uns in den Briefen von Immermann, Devrient und Köchy mehrfach entgegen. Aber wenn man das Stück liest, so muß man wirklich staunen: das Beste darin ist ironische Witzelei nach Art des Katers, welche den Glauben an den Ernst des wirklichen Vorgangs von vornherein total untergraben muß. Zwar hat Tieck auch hier eine spätere Bearbeitung eintreten lassen, die Verbesserung heißen kann, indessen — auf die Bretter ist dem Stück damit noch lange nicht geholfen. Und was uns besonders an der dramatischen Muse Tieck's auffällt: wenn sie nicht ironisirt (sich selbst am besten) oder in die süßlichste Lyrik (am besten noch in dem Nachklang von Volksliedern) verfällt, so pflegt sie sich in einer dermaßen schmalen Prosa zu ergehen, daß man nur die Anlage, nicht die Ausführung eines Stücks vor sich zu haben glaubt: von dramatischer Poesie zeigt sich dann keine Spur, nur noch von dem kahlen Dialog eines extemporirten Puppenspiels.

Wir sehen, auf solche Weise, nämlich durch Zurücksehen auf seine poetischen Werke ist nichts auszurichten, wenn wir Tieck jetzt noch nach Verdienst schätzen wollen. Die heutige Welt hat da vollkommen recht, wenn sie sich mit dergleichen nicht mehr sehr beschäftigen will; denn mit einem mäßigen Beifall an den Novellen und einem studentenhaften Rückblick auf die Witze des Katers kann Tieck's Name nicht als ein großer aufrecht erhalten werden. Doch halt: vergessen wir nicht den Herausgeber, den Literarhistoriker, den Kritiker, Sammler, Forscher und Sprachenkenner.

Hier hat Tieck unleugbar bedeutende Verdienste; er hat poetische Talente, die ihn überragten, wie Novalis und namentlich Kleist, in die Literatur eingeführt; er hat für das Studium der romanischen Literaturen, für die Kenntniß der altenglischen und altdeutschen Bühne Schätzbares, als Uebersetzer des „Don Quixote" und Mitübersetzer Shakspeare's Rühmliches geleistet, wenngleich der Ruhm der Shakspeare-Uebersetzung weit mehr A. W. Schlegel als ihm zukommt und wenngleich seine Kennerschaft Shakspeare's durch Delius in Frage gestellt worden ist. Tieck's großes Shakspeare-Werk war die große Seeschlange der zwanziger Jahre.

Was Tieck als Kritiker betrifft, so entzieht ihm die Sünde an Schiller eigentlich das Recht auf Schonung. Denn diesem wahrhaft großen Dichter, den er so herabzusetzen wagte, ist er nicht werth die Schuhriemen aufzulösen. Dasselbe gilt von Lessing; freilich, wenn „Genoveva" wahre Poesie, dann war Lessing kein Dichter. Der Tieck'sche Shakspeare-Cultus war reine Vergötterung ohne irgendeine Spur von Kritik mehr. Die Milde des Alters machte sich freilich in Tieck's Kritik später fühlbar, sodaß er sich endlich wirklich herbeiließ, Schiller den „guten" Schiller zu nennen und junge Schriftsteller zu bevatern, was Holtei sehr schön findet; was war das aber werth, wenn Tieck, der keinen Act theatralisch brauchbar construiren konnte, jungen Leuten seine Gönnerschaft zuwendet, die doch immer ein leidliches Stück auf die Beine zu bringen vermochten, ein Ding, das Hand und Fuß hat, und ihm hierin also überlegen waren?

Wir sehen also, daß die Gegenwart mit ihrer Vernachlässigung Tieck's recht hat; aus Tieck's Werken kann man sich Tieck's Ruhm und Größe heutzutage nicht mehr construiren. Versuchen wir unser Heil bei den besten Literarhistorikern, bei Gervinus, J. Schmidt und R. Gottschall: das Resultat bleibt dasselbe; sie sagen dasselbe. Das sieht in der That danach aus, als ob die Acten über Tieck's Poesie wenigstens geschlossen sein müßten. Und doch es ist keine wohlthuende Beruhigung bei dieser Ueberzeugung.

Auch für die Männer, die sich um Tieck's Nachlaß besondere Verdienste erworben haben, für Köpke und Holtei, erscheint dies Resultat wenig erfreulich. Gleichwol hat der von Holtei herausgegebene „Briefwechsel mit Tieck" ein hohes Interesse; er löst uns das Räthsel eines großen Einflusses auf die Zeitgenossen bei verhältnißmäßig untergeordnetem Werth der eigenen Schöpfungen, indem er uns auf die Magie einer bedeutsamen Persönlichkeit hinweist, die in keiner ihrer Schöpfungen zu vollem Ausdruck kam; er zeigt uns Tieck als den „Meister vom Stuhl" für die literarischen Freimaurer, als den Mittelpunkt für die Bestrebungen der verschiedenartigsten, zum Theil bedeutenden Geister; er gibt vor allem einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Romantik, in deren innerstes Leben er uns einführt. **M. E. Lessing.** *)

Das Geheimniß des Lebens.

(Beschluß aus Nr. 16.)

In dem Werke Nr. 2 finden wir eine Rede über „das allgemeinste Gesetz der Natur in aller Entwickelung", welche K. E. von Baer bereits vor 30 Jahren in Königsberg gehalten hat. Wir wollen sie in Bezug auf unsern Gegenstand durchgehen und sehen, wieviel sie zur Enthüllung des großen Geheimnisses beizutragen sucht.

Der Verfasser geht von der Vergänglichkeit aus, die uns überall vor Augen tritt. Warum diese Vergänglichkeit? fragt er. Was sich immer wiederholt, muß von einer Nothwendigkeit abhängen:

Wir erkennen, daß der Pilz wie der Pisang, die Monade wie der körperliche Mensch nur wandelbare Erscheinungen sind, die aber während ihres flüchtigen, in Umgestaltung begriffenen Daseins die Keime zur Erneuerung desselben in andern Individuen vorbereiten, die vorübergehenden Verwirklichungen eines bleibenden Gedankens, denn durch die Zeugungen hindurch

*) Aus dem Nachlaß unsers geschätzten, zu früh verstorbenen Mitarbeiters. D. Red.

wiederholt sich doch dieselbe Organisation. Hier also ist das Bleibende, was wir zu suchen eine Nöthigung in uns tragen..... Nur die Wiederholung der Neugestaltung ist bleibend. Die Zeugung ist keine Neubildung, sondern eine Umbildung, nur eine besondere Form des Wachsthums, und sie ist auf den niedern Stufen des Organismus durchaus mit dem Wachsthum zusammenfallend.

Der Verfasser führt die Polypen an, bei denen jeder Theil des Leibes fähig ist, bei gehöriger Nahrung so zu wachsen, daß er aus der allgemeinen Oberfläche vorragt, allmählich eine Mundöffnung bekommt, eine Zeit lang noch als Theil des Mutterkörpers fortbesteht, mit ihm gemeinschaftlich sich nährt und wächst, allmählich eigenes Begehrungsvermögen erhält, endlich aber bei fortgehendem Wachsthum sich losreißt und nun selbständig ist.

Diese Art der Vermehrung ist dem Aussprossen der Pflanzen gleich. Ja, es gibt Würmer, an denen das hintere Ende des Leibes von Zeit zu Zeit abfällt, um ein selbständiges Leben zu führen. Am Gonium endlich zeigt der Verfasser, wie gewisse Infusorien, aus Kügelchen bestehend, die von einer Haut umgeben sind, wachsen, indem die Kügelchen immer größer und dichter werden, die Haut dagegen dünner wird und sich zuletzt auflöst. Die ausgeschütteten Kügelchen wachsen fort und haben eben solche Kügelchen in ihrem Innern, die wieder mit der Zeit ausgeschüttet werden.

Zeugung und Selbstbildung ist hier recht eigentlich derselbe Proceß und Wachsthum nur der allgemeinere Ausdruck.... Wir sehen also auf den untersten Stufen des Lebens sowol beim Thier als der Pflanze Selbstbildung und Wachsthum zusammenfallen. Jeder Theil ist ein Keim und der ganze Organismus nichts als ein Keimlager, das mit Nothwendigkeit die gesammte Masse des Leibes in neue Individuen ausbildet, mit einziger Ausnahme der äußern Hülle.

Auf den höhern Stufen ist nicht mehr das ganze Thier Keimstock, sondern nur ein Theil des Thiers. Hier findet sich Keim und befruchtender Stoff in demselben Körper, nur schon geschieden — dort treten sie in verschiedenen Individuen auf, je höher der Organismus. Aber — und das fügen wir als Hauptsache den Ausführungen des Verfassers hinzu — es bleibt das Gefühl der Zusammengehörigkeit beider, nicht in individueller, sondern artlicher Beziehung, sichtbar in dem sogenannten Geschlechtstrieb, der wie jeder Instinct aus dem dunkeln, aber starken Gefühl uralter Zusammengehörigkeit erwächst. Wir kommen weiter unten hierauf zurück als auf ein bedeutendes Moment für die endliche Enthüllung des Geheimnisses vom Leben.

Weiter fortschreitend bekennt der Verfasser, daß er eigentlich ein Geheimniß durch ein anderes erklärt, indem er für Zeugung Wachsthum setzt; es sei sogar dasselbe Geheimniß im Wachsthum wie in der Zeugung. Wir bemerken indeß, daß die Trennung beider darin liegt, daß Wachsthum von innen nach außen, Zeugung aber von außen nach innen geht, und daß selbst bei jenen ersten Stufen diese von außen nach innen gehende Zeugung in der Ernährung geschieht — dort sind die ernährenden Stoffe zugleich die zeugenden, befruchtenden. Der Verfasser fährt nach dem Obigen fort:

Aber der Naturforscher findet bald, wenn er sich nach mannichfachen Richtungen auf seinem Felde bewegt, überall ein Geheimniß, er erkennt aber auch, daß alle d
auf ein allgemeines Geheimniß zurück
ist die Schöpfung selbst. Ist dieses eine
so lassen sich alle übrigen aus ihm herleiten.

Was wir zu Anfang also vom Gehe
sagten, sagt der Verfasser von der
„Grund der Schöpfung mit dem Den
gründen", erklärt derselbe für unmöglich

Die Aufgabe ist nur, die Mittel dur
finden, durch welche die Schöpfung bewirkt
bewirkt wird, denn sie ist offenbar noch so
Der wahre Inhalt der Naturgeschichte ist eb
geschichte selbst.

Von der Frage nach dem Entstehen
organischen Formen kommt der Verfas
Rückfrage: „Wie entstand das organisch
die Lösung auch einem spätern Jahrtau
wir können sie nicht ganz von uns weise

Durch viele interessante Betrachtun
wie der Verfasser selbst sagt, fast A
Priorität in der Darwin'schen Theorie f
ßen — sie sind, wie oben erwähnt, vor
ausgesprochen —, wovon er jedoch weit
er in der Theorie Darwin's durchaus
det; durch viele interessante Betrachtun
dem Satz, daß die Bildsamkeit in früh
leugbar eine größere gewesen. Ob es
gen oder Umbildungen gewesen, darüb
ein Archiv Auskunft geben, der Erdball
cumente sind Knochen- und Schilderreste
wir bei unserm ersten Werke, der Verfasser v
kurz die in den Schichten der Erde aufg
formen und kommt zu dem Schluß, „da
Zeugungsreihen vorübergehend sind. W
bleibend? Sollte es nicht die Schöpfu
sein? Sollten nicht die vorübergehenden
drücke eines Grundgedankens sein? Un
gedanke, wird er uns ganz verborgen bl

Eine weitere Betrachtung der Reihen
tens der Thiere zeigt, daß allmählich d
oder weniger leblosen Theile, wie Schale
chen, gegen die lebenden mehr zurücktrate
haupt die Masse im Verhältniß zu dem
Empfindungsvermögen abnahm, daß die
formen immer mehr die Herrschaft über
langten. Nicht minder kam alles Lebe
unter die Herrschaft des Menschen und
sische Menschenkraft immer mehr unter d
geistigen.

Die Geschichte der Natur ist nur die G
tender Siege des Geistes über den Stoff —
gestaltung des Stoffs im Dienst eines for
bleibenden Geistes.

Wiesen wir nicht oben auf den Sie
Iwan's und Horus' in Sage und Myt
diese aus langen Untersuchungen geleiteter
fassers nicht dasselbe?

Wie der Stoff unter die Herrschaft des

— ob und wie er von ihm ausgegangen ist —, das ist das allgemeine Geheimniß. Ueberall sichtbar, ist es unserm Verstand noch unerreichbar.

Dies ist mithin das letzte Wort unsers Verfassers, durch welches er das oben von der Schöpfung Gesagte noch mehr präcisirt. Wir folgen ihm jedoch noch in einer andern, der fünften Rede über das Thema: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?“ Er spricht hier eingehender von dem Instinct, und wir erklärten eben diese wunderbare Eigenthümlichkeit der Thierwelt für ein bedeutendes Moment zur einstigen Enthüllung des Geheimnisses vom Leben, wie wir es nach den beiden ersten Werken verfolgt haben.

Der Verfasser definirt den Instinct als eine Nöthigung, die das Thier drängt, für Erhaltung seiner selbst und seiner Art zu sorgen. Die Instincte dienen nach ihm nur zur Erhaltung der Arten, nicht zur Veredlung derselben. Darum ermangeln die Thiere des Fortschritts, darum hat der Mensch von allen Instincten wenig mehr als die Mutterliebe behalten. Ein Ausfluß aus dem Weltganzen scheint dem Verfasser der Instinct, nicht aus körperlichen Verhältnissen hervorgegangen; darum müsse das Studium der Instincte die Auffassung der geistigen Seite der Natur fördern.

Ein Ausfluß aus dem Weltganzen! Wir wollen untersuchen, inwieweit diese Auffassung des Instincts mit der unsrigen stimmt; wir erklärten den Instinct als erwachend aus einer ursprünglichen Zusammengehörigkeit. Linné fand durch 2314 Versuche (Reimarus, „Triebe der Thiere“), daß Ochsen 276 Kräuter essen, 218 aber stehen lassen, Ziegen 449 genießen und 126 andern vorbeigehen, Schafe 387 nehmen und 141 nicht berühren, Pferde 262 mögen und 212 verschmähen, Schweine sich mit 72 begnügen und 171 nicht achten. Wie erklärt sich diese Kräuterkunde? Unstreitig nicht anders als die zahlreichen Beispiele, welche unser Verfasser von den Insekten anführt. Er schließt aber aus allem, daß die Nöthigung zu ihrer Erhaltung eine höhere Einsicht ihnen auferlegt hätte, der Mensch aber, als „der am selbständigsten entwickelte Gedanke der irdischen Schöpfung“ der Instincte weniger bedurfte. In unserer Auffassung einer ursprünglichen Zusammengehörigkeit, welche mit der alten Erde mehr und mehr zerstört und in ihren Theilen mehr oder weniger weit über die Erde zerstreut worden, nehmen wir eine Ergänzung gewisser Thierfamilien durch gewisse Pflanzenfamilien und selbst Mineralien an, durch deren Zusammentreten erst ein nach dem Naturgesetz richtiges Ganzes entsteht. Das dunkle, aber mächtige Gefühl der Zusammengehörigkeit, einem alten Zusammenhang gemäß, ist das ewige Erbtheil, das vom Keim an in jedem Organismus liegt.

Wir haben oben gesehen, daß die colonienbildenden Korallenthierchen, eins der ersten Thiergeschlechter, aufs engste mit dem warmen klaren Salzwasser zusammengehören und daß diese Nahrung mit dem Aufbau ihrer Wohnungen ebenso eng verwebt ist. Nicht anders hängt jede andere Thierfamilie, und je vollkommener das Thier ist, d. h. je später es in der großen Reihenfolge der Erscheinungen ist, je zerstörter also die Zusammengehörigkeit auf Erden war, als es auftrat, mit um so mehrern und weiter verstreuten Nahrungsmitteln zusammen — der Mensch als das letzte Wesen in der Reihe mit den meisten, und ist das der Grund, aus welchem der Instinct bei ihm weniger vorhanden und nöthig ist. Dennoch aber ist ein Instinct da, der ebenso wie der Instinct im Thier auf die Ergänzung seines Wesens in naturgesetzlicher Weise hingeht — wir meinen nicht etwa den Geschlechtstrieb zur Erhaltung seiner Art, sondern ein Etwas, das man als Instinct noch nicht aufgefaßt hat, nämlich das geistige Streben, das wissenschaftliche Bemühen. Geht es nicht gleichfalls darauf aus, das Zusammengehörige auf der Erde zu vereinigen? Wie weit der Mensch damit bereits gekommen, von der Vereinigung der Menschen selbst zuerst in Gemeinden und Staaten bis zu der Einigung der Staaten, die immer weiter vorschreitet, bis zu der Vereinigung der Stoffe außer dem Menschen in Pflanzen- und Mineralwelt, ist kaum nöthig zu erwähnen, es liegt vor aller Augen. Fortwährend strebt der Mensch, dem dunkeln Drange seiner Mitgift folgend, durch unzählige, hier scheiternde, dort gelingende Versuche, das Zusammengehörige zu finden, und die Chemie wie die Anatomie, die Staatswissenschaft wie die Socialpolitik sind nichts weiter als Ausflüsse jenes Instincts. In der Nahrungsmittellehre unserer Zeit aber geht er ganz wie der Instinct im Thiere auf das Finden des dem richtigen Aufbau des Körpers allein und am meisten Förderliche — er sucht seine Ergänzung in naturgemäßester Weise aus der übrigen Welt zu gewinnen.

Wenn nun wissenschaftliches Streben, d. i. aber der Drang nach Veredlung seiner selbst nichts weiter ist als der Instinct des vollkommensten Organismus, seinerseits für das Zustandekommen des weithin verstreuten Zusammengehörigen thätig zu sein, so ist das Gesetz der Zusammengehörigkeit auch Grundgesetz nicht blos des körperlichen, sondern auch des geistigen, mithin des ganzen Lebens, und alle Scheidungsversuche, welche die verschiedenen Wissenschaften anstellen, dienen zum endlichen Aufbau der alten Zusammengehörigkeit, freilich nicht in der Wirklichkeit. Denn den Aufbau wird der Mensch ebenso wenig zu Stande bringen als den Diamanten, aber erkennen wird er ihn und für sich, d. h. zu seiner Ergänzung und Veredlung nutzbar zu machen wissen.

Wir kommen zu Nr. 3: „Die Welt nach ihrer Erhabenheit u. s. w.“, von F. J. Oehri, indem wir zum Schluß die sieben Reden in Nr. 2 als eine ebenso gefällige als anregende Lektüre allen Gebildeten empfehlen.

Alexander von Humboldt sagte im Jahre 1835 („Kritische Untersuchung über die Entwickelung der geographischen Kenntnisse“): Alles, was zur Bewegung anregt, möge die bewegende Kraft sein, welche sie wolle, Irrthümer, unbestimmte Muthmaßungen, instinctmäßige Divinationen, auf Thatsachen gegründete Schlußfolgen, alles führt zur Erweiterung des Ideenkreises, zur Auffindung neuer Wege für die Macht der Intelligenz. Humboldt spricht an

dieser Stelle nämlich von dem Irrthum des Ptolemäus, der großen Ausdehnung Asiens nach Osten, durch welchen Columbus zur Entdeckung der Neuen Welt gelangte. Der Irrthum des alten Geographen wirkte 13 Jahrhunderte später anregend auf einen kühnen Geist und trug zur großartigsten Umgestaltung alter Anschauungen auf allen Gebieten bei.

Weshalb führen wir diese Stelle an? Ist etwa ein großer Irrthum auch in dem Werke Nr. 3 enthalten? Und wenn er es wäre, würden wir nicht vielleicht ebenso unfähig sein ihn zu erkennen, als die Zeitgenossen des Ptolemäus es seinem Irrthum gegenüber waren? Müßten wir die Aufklärung nicht der Zukunft überlassen, einer Zeit, wo wieder ein Columbus durch seine Entdeckung den heutigen Irrthum berichtigte? Nein, wir zogen jene Stelle Humboldt's nur an, um den höchsten Grundsatz aller Kritik an ihr zu zeigen, der darin besteht, jedem Ding — und auch eine Ansicht ist ein Ding, im ursprünglichen Sinne des Worts, sowie es ausgesprochen ist (dingen = reden) auf der großen „Dingstätte" der Literatur — das Recht der Existenz zuzugestehen, bis neue Erfahrungen es vernichten, falls es sich nicht von vornherein selbst vernichtet. Dies zu prüfen ist erste und oft alleinige Pflicht der Kritik, und hierauf allein wollen wir die „neue Lehre" des Verfassers prüfen, der sich keiner Täuschung darüber hingibt, „daß eine neue Lehre, sei sie noch so wahr und heilsam, geebnete Wege finde; sie steht der Gegenwart und der Vergangenheit gegenüber, tritt wie ein Fremdling in die Welt und muß sich daher bescheiden, den Samen einer richtigern Erkenntniß und einer bessern Zukunft zu säen".

Gut! Worin besteht sie also, diese „neue Lehre" des Verfassers? Sie tritt als eine „Lehre des Lebens" der „alten Gewaltlehre" gegenüber, die bis heute gegolten und noch gilt, der Lehre von „angenommenen Kräften, durch welche der Natur Gewalt angethan wird". Diese Kräfte traten „an Stelle der alten Götter".

Unter Kräften hat man schon mancherlei Begriffe verstanden, sogar die Welt aus ihnen entstehen lassen. . . . Nur sofern man unter Kraft lediglich die natürliche Eigenschaft der lebenden Wesen auf bestimmte Art zu wirken versteht, kann man von Kräften sprechen.

Wir sehen, der Verfasser steht auf dem Standpunkt der modernen Naturwissenschaft, die seit Faraday und Humboldt mit der alten Schule gebrochen hat, welche in einer besondern Lehre, der Physik, die Kräfte, in einer andern, der Chemie, die Stoffe abhandelte. Neuere Lehrbücher sagen: Auf dem neuen Standpunkt der Naturwissenschaft gibt es keine Kraft ohne Stoff, denn die Kraft ist nur eine Eigenschaft des Stoffs. Unser Verfasser fährt fort:

Der Fall eines Körpers hängt so wenig von Kräften ab, als das Entströmen nach aufwärts. Entfliehen, Entströmen, Fall und Niederschlag beruhen auf demselben Gesetze des Lebens, welches nämlich bedingt, überall dasjenige auszuscheiden, was zum Zusammenleben sich nicht eignet, und theils der Grad der Unfähigkeit des Zusammenseins, theils die Beschaffenheit des Ausgeschiedenen bestimmt die Schnelligkeit der Entfernung und ebenso die Richtung nach auf- und abwärts, je nachdem dasselbe die mögliche Vereinsfähigkeit oben oder unten findet.

Auf diesem Satze baut der Verfasser seine Welt auf, einen Bau mit Ursonne, Machtsonnen, Großsonnen und Sonnen vierten Ranges, zu denen unsere Sonne gehört. Referent hatte vor Jahren einen wunderbaren Traum. In eine seltsame, mit eigenthümlichem phosphorischen Nebel erfüllte Atmosphäre schauend, über welche düstere Wolkengebilde in erhabenstem Schweigen hinfuhren, erzitterte das Auge unter glänzenden Sonnen, die aus den sich plötzlich öffnenden Wolken in vielfarbigem Licht hervortraten und wieder verschwanden, um andern Glanzerscheinungen Raum zu machen. Dieser Traum tauchte lebendig auf beim Lesen des Oehri'schen Werks, dieser neuen „Mécanique céleste" des Laplace, die man eine „unwissenschaftliche Hypothese" genannt hat. Wir überlassen das Urtheil der Nachwelt, der auch unser Verfasser seine Sache anheimstellt, „der Macht der Wahrheit und der Zeit", wie er sagt, wollen ihm jedoch auf einer andern Seite noch weiter folgen:

Das Licht ist der am meisten belebende Feinstoff, der in allen Körpern in unendlichen Verbindungen vorkommt, und sofern er im Leben der Körper, namentlich aus den Umhüllungen ausgeschieden wird, als feinste Ausströmung in weite Ferne eilt. Das Licht veroffenbart sich als der wichtigste Bestandtheil aller Weltkörperhüllen.

An einer andern Stelle heißt es:

Die Umhüllen sind es, welche den natürlichen Zusammenhang sowol der Weltkörper als der Weltgebäude vermitteln, welche die Grenzen der Gebiete ziehen und aus denen die Körper ihre Nahrung gewinnen. Das ist neben dem eigenen Feinleben in unendlichen Verschiedenheiten der dreifache Weltzweck der Umhüllen. . . . Das Licht kommt in zahllosen Verbindungen vor und erfüllt in allen Körpern besonders die leitenden Theile. Diese lichterfüllten Organe bei den Menschen und Thieren erkennen wir im Gehirn und Nerventhum, daher sind dieselben für das Licht besonders empfänglich. . . . Wachsthum und Alter eines Körpers bedingen sich durch den Grad der Feinheit der Stoffe, die zu ihrer Erzeugung und Ernährung dienen. Je feiner diese sind, desto größer und länger wächst der Körper und desto länger ist seine Lebensdauer. Die großen Weltkörper können also nicht aus groben Stoffen entstehen, ihr Keim ist gebildet aus dem Leben des feinsten Aethers, das wäre also das Licht oder am meisten belebende Feinstoff.

Licht also ist nach dem Verfasser der Urgrund alles Lebens, mithin entstammen auch die übrigen Dynamiden Wärme, Elektricität und Magnetismus, dem Licht. „Feuer, der elektrische Funke, der Blitz, das Nordlicht u. s. w. sind nur verdichtetes Licht", sagt der Verfasser, und bemüht sich diese Ansicht weiter auszuführen. Seit Oersted und Faraday konnten wir nur behaupten, daß sie alle vier in wechselseitiger Beziehung ständen und sich facultativ einander vertreten oder hervorrufen könnten.

Man hatte sich unter Licht bisher einen leuchtenden Stoff vorgestellt, ja man hat im Licht nur Aetherschwingungen gesehen. Gegen diese letzte Ansicht kämpft der Verfasser, er erklärt das Licht für „etwas Wirkliches, ohne welches es kein Leben auf Erden gäbe". Er muß aber unserer Ansicht nach auch gegen den ersten Satz auftreten, muß das Leuchten des Lichtstoffs nur als unter gewissen Verhältnissen auftretend annehmen. Denn Leben

ist auch in den dunkelsten Erdtiefen vorhanden, dort zeigt sich der Lichtstoff, „der in allen Körpern vorkommt", also nicht leuchtend. Wäre es darum nicht besser, die vier Dynamide, die wir einmal nach ihren Aeußerungen benannt haben, als verschiedene oder unter gegebenen Verhältnissen so oder so auftretende Aeußerungen eines Stoffs zu betrachten — eines „Feinstoffs", mit dem Verfasser zu reden —, wenn es denn einmal ein Stoff sein muß. Wir meinen jedoch, Licht, Wärme u. s. w. seien nur Aeußerungen des Zusammenwirkens von Stoffen, Aeußerungen des Lebens in den Stoffen, und damit stehen wir wieder vor dem großen Geheimniß. Wenn wir oben von der Wärme als dem Lebenbedingenden sprachen, so wird man uns nicht misverstanden haben, wir haben ausdrücklich vermieden, vom Urgrund, der Quelle des Lebens, zu sprechen, nur ist Wärme unbedingt vorhanden, wo noch ein Atom Leben ist: in einer gewissen Wärme äußert sich ein gewisses Leben.

Aber steht's nun mit der Wärme nicht ebenso wie eben mit dem Licht des Verfassers? Wie es dunkele Leben gibt (man wird uns nach dem Obigen verstehen), so gibt's auch kalte Leben. Das ist mithin Leben ohne Wärme, nach dem einmal doch im Worte liegenden Begriff. Also ist auch die Wärme nur eine unter gegebenen Verhältnissen auftretende Aeußerung des Lebens, ebenso die Elektricität, ebenso der Magnetismus, unter gewissen Umständen treten sie sogar zusammen auf. Unser Verfasser hilft sich über die dunkeln Leben, wie wir sie nannten, und also auch wohl über die kalten unstreitig mit seinem Worte fort, daß das menschliche Auge das feine Licht nicht zu erkennen geeignet wäre", also auch das menschliche Gefühl nicht für die feine Wärme, und wirklich bedürfen wir für die feine Elektricität besonderer Instrumente, sie zu erkennen. Es könnte — ja, es wird sogar höchst wahrscheinlich — die Zukunft auch dahin gelangen, da feines Licht und feine Wärme zu erkennen, wo wir heute Dunkel und Kälte sehen. Auch darum überlassen wir die Entscheidung über die „neue Lehre" des Verfassers der Zeit. Anregend ist das Werk in vieler Hinsicht. Wir folgen dem Verfasser zum Schluß noch zu seiner Auffassung der Entstehung aller Gattungen der höhern Geschöpfe:

„Eine Nervenausströmung der Erde je in geeignetes Gefäss konnte in diesem eine Lebensthätigkeit erzeugen, aus der sich ein selbständiger Lebenskeim entwickelte, der sich sohin unter Fortdauer derselben Ausströmung und dem Einfluß der Sonne zu jenem Geschöpf heranbildete, wozu eben der höhere Ursprung die Anlagen in den Keim legte.

Der Verfasser erkennt einen „Weltgeist als unendlichen ewigen Leiter des Alllebens" an, das wäre der „bleibende Grundgedanke" von Baer's. Von ihm kommt der „Ausfluß höhern Lebens" in den Keim. Wir meinen vorläufig doch mit dem Gesetz der Zusammengehörigkeit auskommen zu können. Zusammengehörige Stoffe mit der nöthigen Intensität schufen je nach den vorhandenen Zerstörungsverhältnissen, durch welche Veränderungen des Erdbodens, des Wassers und der Atmosphäre bedingt wurden, die verschiedenen Organismen. Man fasse nur den Begriff der Zusammengehörigkeit nicht etwa für blos gleichartige Stoffe auf, im Gegentheil, die Organismen sind, je vollkommener, um so mehr Kinder eines gewaltigen Kampfes, einer ungeheuern Bewegung und tragen auch diesen ihren Ursprung als Erbtheil durch ihr jahrtausendelanges Leben mit sich über die Erde. Aber in ihrem Grunde, im Urkeim alles Organismus, ruht noch fester das erste Erbe, der Instinct ursprünglichen Zusammenhangs mit einer unzerstörten Erde, die ein Organismus in sich war, wenn auch ohne die Organismen späterer Tage, in welche ihr zerstörter Organismus übergehen mußte — nun freilich millionen- und aber millionenfach zergliedert.

Es ist doch seltsam — wir kehren zu unserm Verfasser zurück —, daß der Mensch sich von allem frei machen kann, solange es ihn selbst nicht angeht. Alle Organismen auf Erden bis fast zu sich selbst, die großen Planeten und Monde — „Sonnlinge" des Verfassers —, alle Weltkörper, bekannte und unbekannte, kann er aus bloßen Ausströmungen herleiten, indem „jener Feinäther, inmitten des Weltenäthermeeres, der abwärts keinen genügenden Lebensverkehr mehr findet, dadurch mehr auf sich angewiesen in dem eigenen Zusammenleben ein selbständiges Leben entwickelt"; dann aber, wenn er an sich herantritt, stutzt der Mensch, und statt consequent weiter zu schreiten, setzt er zu seiner Schöpfung eine höhere Einsicht voraus, die er zur Schöpfung der großen Welt nicht bemühte, zu seiner kleinen aber beläßtigt. Freilich spricht der Verfasser in dem Kapitel „Geistiges Leben, Weltgeist, Licht" von einer höhern Leitung und Bestimmung im Leben aller Wesen, von einem Geist, ohne den die Welt ihres höchsten Zwecks entkleidet wäre; aber wir können nach allem andern im Werke unsers Verfassers nicht umhin zu muthmaßen, daß dieser Weltgeist von ihm nur um des Menschengeistes willen, um ihn zu erklären, heraufbeschworen wird. Es muß doch schwer sein, sich von der alten Poesie loszumachen, von der wir zu Anfang sprachen. Die Erde warf man leichter aus dem Mittelpunkt der Welt, als den kleinen Menschen auf ihr. Er, der das Paradies doch lange verloren hat, träumt sich noch fort und fort in ihm und unterstützt dieses Träumen durch alles Raffinement seines halbwachen Geistes. Vielleicht wirkt das geistige Streben als Instinct bald zum vollen Erwachen.

E. Schnellen.

Ein christlich-socialer Roman.

Stand und Bildung. Roman von Friedrich Wesdorf. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Auch die sogenannten „christlichen Leihbibliotheken", wie sie „im Dienste der Innern Mission" von frommen Vereinen in den meisten Städten Deutschlands und an sehr vielen kleinern Orten errichtet wurden, können heutzutage des Romans und der Novelle, dieser oft so verweltlichten Kinder unserer ungläubigen Musen, nicht mehr ganz entbehren. Aber sie müssen für solchen Zweck einen möglichst christlichen und kirchlichen Zuschnitt erhalten. Welches Interesse erregte in diesen Leserkreisen das Buch „Eritis sicut Deus", die Nathusius'sche „Elisabeth" und

andere Romane ähnlicher Art. Auch die katholischen Kreise fangen an ihre confessionellen Romanschriftsteller aufzuweisen und angelegentlichst zu verbreiten. So gewinnt ein nicht gerade ganz geringer Theil unserer heutigen Belletristik einen gewissen theologischen Beigeschmack, der ebenso ein Zeichen des in erhöhten Schlägen pulsirenden kirchlichen Lebens, als eine Folge der Zeitmode und insbesondere der Nachahmung englischer Schriftsteller ist.

Einem gebildeten Geschmacke geradezu widerwärtig ist dabei oft genug die oberflächlich tendenziöse Verquickung theologischer Anschauungen mit den weltlichen Gegenständen der Handlung, und das sichtliche Bestreben, anstatt durch das allgemein Menschliche der geschilderten Charaktere und ihrer Schicksale in ästhetischer Weise zu befriedigen, lieber von vornherein gleich auf gewisse sentimentale Stimmungen und pietistische Sympathien zu speculiren.

Dieses schon mehrfach gerügten Fehlers kann jedoch nur in sehr eingeschränktem Maße ein Roman von Friedrich Wesdorf geziehen werden, der unter dem Titel „Stand und Bildung" in drei Theilen vor uns liegt. Der Verfasser ist offenbar ein theologischer Fachmann des orthodoxen Standpunktes, aber ein solcher, der mit seinen lutherischen Ansichten ein ungewöhnliches Talent spannender Composition, scharfe Beobachtung und eine glänzende Darstellungsgabe verbindet, sodaß auch Leser, die seinen Urtheilen über Welt und Menschen nicht überall unbedingt beipflichten können, von diesem anziehenden Buche sich gleichwol mannichfach angeregt und im allgemeinen gewiß auch befriedigt fühlen werden. Muß es ja doch einerseits jedem Autor freistehen, von seiner eigenen Weltanschauung auszugehen, und ist ja doch andererseits die Weltanschauung des Verfassers, wenn auch nach unserm Dafürhalten ein wenig zu stark theologisirend, doch ohne alle Frage eine sehr gediegene, dem Höchsten und Edelsten zustrebende, die nicht nur das Recht hat sich auszusprechen, sondern auch gehört und beherzigt zu werden verdient.

Friedrich Wesdorf (wie wir hören ein Pseudonym) hat das religiöse Moment in seinem Buche von vornherein dadurch gut begründet, daß er zum Haupthelden einen Candidaten der Theologie machte. Fritz Markbrand, der einzige Sohn einer wohlhabenden Bürgerfamilie, kommt als Informator in ein hochadeliches Haus. Mit den empfehlendsten Gaben äußerer Repräsentation, mit vielseitig wissenschaftlicher und musikalischer Bildung ausgestattet, gewinnt er, ohne es zu wollen, das Herz Helenens, der Tochter des Barons von Silberschild. Aber Rücksichten des Stammbaums treten auch hier, wo Bildung und Herzen füreinander bestimmt scheinen, hindernd in den Weg, und Helene opfert ihre Neigung den Bewerbungen eines Prinzen, der durch diese Heirath den Zauberschlingen einer Favoritin sich entwinden will. Dies der einfache Gang der Haupthandlung, in die dann noch zahlreiche und spannende Nebenhandlungen geschickt verwoben sind, sodaß eine Fülle der verschiedensten Charaktere und Situationen die lebendigste Abwechselung herbeiführen. Doch leiden diese etwas zu zahlreich gehäuften Nebenhandlungen in ihrem Zusammentreffen theilweise an Unwahrscheinlichkeit der romantischen Erfindung. Eine reiche Amerikanerin, die einen ebenso reichen Grafen heirathet, zeigt, welch ein Element heutzutage vor allem geeignet ist, auch Standesvorurtheile zu beseitigen. Die adeliche Erzieherin Frau von Debonal, die an der Hand eines durch sie vom Spleen glücklich geheilten englischen Peers endlich den frühen Verlust ihres ersten Gatten wieder verschmerzt, findet in der Revolution des achtundvierziger Jahres und in der Geschichte der Herzogin von Orleans ein interessantes historisches Relief. Sophie von Hochstätten, Helenens Pflegeschwester, in der weibliche Schalkhaftigkeit mit höchster Energie sich vereinigt, weiß im Gegensatz zu Markbrand und Helene ihr Glück an der Hand eines Bürgerlichen muthvoll zu sichern. Mit weiserer Meisterschaft ist die ungesunde kirchenpolitische Richtung der Junkerpartei an verschiedenen lebensgetreuen Exemplaren fein und scharf charakterisirt; gerade diese Abschnitte, die auf genaue Bekanntschaft mit hohen Kreisen der Gegenwart hindeuten, machen den Roman besonders interessant und versöhnen den unbefangenen Leser um so mehr mit andern Ansichauungen des Buchs.

Am wenigsten gelungen ist jedenfalls der dritte Theil. Hier erscheint ein Arbeitertag, womit der Verfasser auch die Arbeiterfrage in den Kreis seiner Darstellung zu bringen sucht, ziemlich an den Haaren herbeigezogen; ebenso ist das adeliche Lustlager augenscheinlich zu sehr Mittel zum Zwecke der Parteischilderung und erinnert mit seinen verschwenderischen Festivitäten an eine Periode höfischer Ueppigkeit, die glücklicherweise bereits hinter uns liegt. Hier befremdet auch die ziemlich unvermittelte Leidenschaftlichkeit, womit Emmy von der Linden, diese tugendhafte „schwedische Nachtigall", welche wahrscheinlich eine Reminiscenz an Jenny Lind sein soll, sich dem jungen Candidaten geradezu anbietet, während die Schwäche Helenens, die den Bewerbungen des Prinzen kaum Widerstand leistet, gleichfalls nicht wenig überrascht. Ueberhaupt erscheint Helenens Charakter im Verlaufe der Handlung zu weich und unbedeutend, und das Opfer, das sie bringt, mehr als Schuld der eigenen Schwäche, denn als nothwendige Folge der Verhältnisse, und dies um so mehr, da Helenens Aeltern, durch gleichzeitige erschütternde Familienereignisse milder gestimmt, sich dem Candidaten gar nicht so sehr abgeneigt zeigen.

Möglich, daß diese Ausstellungen andern Lesern weniger auffällig erscheinen. Allein die sentimentalen Andachtsübungen des Engländers, Markbrand's und der Frau von Debonal mit ihrer „großen Thräne" draußen am See in der Einsiedelei sind im besten Falle nur eine witzisch-amaranthene Distelei. Meisterhaft dagegen ist die Schilderung des friedlichen Pfarrhauses zu Groß-Barkow und seiner Bewohner, unübertrefflich die Beschreibung des Silberschild'schen Schlosses in seiner mittelalterlich grotesken Schönheit, und das geradezu classische Charakterbild der Aeltern Markbrand's, diese lebensvolle Porträtirung des echten Bürgerthums, wird vollends jene Wirkung nicht verfehlen.

Eine andere Frage ist, ob die Wahl eines jungen, geistreichen Theologen von dem einnehmenden Wesen eines Markbrand gerade eine glückliche war, um des Verfassers ociales Thema für die Gegenwart stichhaltig zu lösen: daß Stand und Bildung noch nicht zur Ausgleichung er gegenwärtigen socialen Verhältnisse gekommen sind". Gerade hinsichtlich der theologischen Welt sind heututage die Vorurtheile des Adels sehr geneigt eine Ausnahme von der Regel zu gestatten, ja der orthodoxe geistliche Stand steht dermalen mit den hohen Ständen n einer solchen Wahlverwandtschaft und vermeintlichen Solidarität der Interessen, daß z. B. Recensent nicht weniger als drei Jugendfreunde hat, die in ihre bescheidene Dorfpfarre Töchter aus den ältesten Adelsfamilien heimführten; wie es denn auch bekannt ist, daß ein vielgenannter norddeutscher Generalsuperintendent so glücklich war, in letzter Zeit zwei hochadeliche (freilich süddeutsche) Fräulein an den Altar zu führen, und zwar in zweiter nd dritter Ehe. Recensent hält gerade dieses für ein harakteristisches Zeichen unserer Zeit. Doch dem sei wie m wolle, jedenfalls ist die Kluft zwischen einem orthoxen Pfarrer und einem adelichen Fräulein heutzutage icht sonderlich viel größer, wie zwischen einer letztern nd der Hand eines ebenbürtigen Prinzen, wie sie Helene unserm Romane doch schließlich zutheil wird. Gerade ese Heirath Helenens, die nach gewöhnlichen Ansichten r den Prinzen doch ebenfalls eine Mesalliance war, tte in dem Roman dazu dienen müssen, herrschende delsvorurtheile ebenso fein als empfindlich zu strafen.

Trotz dieser, wie uns scheint, nicht ganz unwesentchen Mängel halten wir, um unser Urtheil nochmals rz zusammenzufassen, den vorliegenden Roman für das edeutendste, was etwa seit Uechtritz' „Der Bruder der raut" in diesem Genre geschrieben wurde, wie denn uch der Candidat Markbrand vielfache Aehnlichkeit mit em Candidaten Willmuth hat, der bei Uechtritz eine olle spielt. Georg Heusinger.

Unterhaltungsliteratur.

Altermann Ryke. Eine Geschichte aus dem Jahre 1806 von Edmund Hoefer. Vier Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 6 Thlr.

Edmund Hoefer ist einer der beliebtesten unter den euern deutschen Erzählern. Er schildert mit einer gessen behäbigen Breite und wählt seine Hauptcharaktere n liebsten aus dem norddeutschen Handelsstand, aus den reisen des gediegenen und tüchtigen Bürgerthums. In n deutschen Ostseestädten noch mehr als in den Nordseeidten hat sich etwas von jenem hanseatischen Geist erlten, welcher Unabhängigkeitssinn und Unternehmungsst vereinigte. Hoefer's besondere Stärke besteht in der arstellung dieser noch lebenskräftigen hanseatischen Reminiscenzen, wie sie sich nicht nur im Gepräge des städtijen Wesens, der Giebelhäuser und Speicherwinkel, der afen und Docks, sondern auch in den Charakteren selbst spiegeln.

„Altermann Ryke" ist ein Familiengemälde aus einer Ostseestadt; der Held ein liebenswürdiger, rühriger, feingenialer Kaufmann, der unter harmlos geselligen Formen eine bedeutende Energie des Charakters verbirgt. In das Familiengemälde greift die geschichtliche Bewegung der Zeit ein; die siegreichen Franzosen besetzen die Hafenstadt. Da findet der alte Ryke Gelegenheit, einen tüchtigen Patriotismus zu zeigen. Neben dem Charakter des Helden treten die alte Commerzienräthin — eine Figur, welche Frau Birch gewiß mit Vergnügen auf die weltbedeutenden Bretter bringen würde — und die beiden jungen Frauen, Veronika und Hedwig, am meisten hervor. Der Contrast zwischen den beiden letztern, von denen Veronika so viel besser ist als ihr Ruf, während Hedwig frivole Weltlust unter frömmelnder Maske verbirgt, erscheint als echt künstlerisch empfunden und durchgeführt. Nach unserer Ansicht stehen Erfindung und Composition in dem Hoefer'schen Romane nicht auf gleicher Höhe mit der saubern Charakteristik. Das geschichtliche Element tritt zu spät hervor, um den Roman aus der Sphäre des Familienlebens in die historische zu erheben, und auf der andern Seite wieder zu bedeutsam, um blos als bengalische Beleuchtung für die Familiengruppen in den Schlußtableaux betrachtet werden zu können. Das Familiengemälde selbst aber ist mit einer Breite ausgeführt, welche doch über das erlaubte Behagen des Epos hinausgeht. Die Comptoirbilder sind allzu nüchtern und entbehren der frisch aufleuchtenden Farben des Humors. Auch besitzen nicht alle Leser die patriarchalische Ruhe, sich an einen mit Blumen und Kindergesichtern ausgeputzten Geburtstagstisch zu setzen und ein seitenlanges Familiengeplauder von höchst idyllischem Inhalt mit anzuhören. Bisweilen will es bei Hoefer scheinen, als hätte Henriette Hanke die Thee- und Kaffeeserviette über den Tisch gedeckt und servire einige ihrer Familiengespräche. Das Criminalistische dagegen erscheint seit Iffland's Dramen als der unvermeidliche Sauerteig, um die Idylle des bürgerlichen Lebens in Gärung zu bringen. So fehlt es auch in unserm Roman nicht an Diebstahl, Brandstiftung und an andern in den Paragraphen der Carolina bezeichneten Verbrechen. Die Vorzüge der Hoefer'schen Darstellungsweise sind allgemein anerkannt. Jedenfalls hat sich der Autor vor einer zu großen Breite zu hüten und vor jenen allzu langen Auseinandersetzungen, in denen er allein das Wort führt, um die Handlungsweise seiner Charaktere zu erklären. Wir wollen von dem Epiker nicht nur am Anfange der Erzählung in medias res geführt sein, sondern auch immer darin bleiben. Wenn uns der Erzähler zu oft auf jene Höhe hinaufhebt, von wo er als eine kleine Vorsehung den Gang der Ereignisse leitet, da verlieren wir die lebendige Theilnahme, die uns immer zur Seite steht, solange wir selbst im Sinne der mithandelnden und mitleidenden Charaktere die Begebenheiten mit durchmachen. Der Epiker hat zwar vor dem Dramatiker das bequeme Vorrecht, daß er selbst zu der Handlungsweise seiner Personen die Commentare schreiben kann. Er ist nicht blos der Dramatiker, er ist auch der dramaturgische Kritiker, der in einer zusammenfassenden Erklärung das Charakter-

bild und den psychologischen Entwickelungsgang der Helden und Heldinnen erläutert.

Der Hoefer'sche Roman enthält indeß zu viele dergleichen commentirende Artikel, wo die Charaktere auf dem Secirtisch auseinandergenommen werden. Der Roman, der so sehr ins Breite gehen kann, bedarf gerade deshalb um so mehr der Concentration. Darauf möchten wir den begabten Autor aufmerksam machen.

2. Salvator. Eine Verjüngungsgeschichte. Roman in zwei Bänden. Von Karl Cubasch. Leipzig, Schlicke. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Uns ist selten ein Werk vorgekommen, welches zu so entgegengesetzter Beurtheilung Veranlassung geben kann, wie der obige, Robert Heller aus hoher Werthschätzung vom Verfasser gewidmete Roman. Es liegt nahe, den Stil schwülstig und den Inhalt extravagant zu finden und deshalb über das Ganze den Stab zu brechen. Wer durch die platte Leihbibliothekenlectüre an die trivialsten, sich stets wiederholenden Verhältnisse und an eine ebenso triviale Darstellungsweise gewöhnt ist, deren Fehler nicht gerade in besondern Auswüchsen, sondern in der gleichmäßigen Verkümmerung des Ganzen bestehen, der wird durch ein von der Schablone abweichendes Werk sich jedenfalls befremdet fühlen und geneigt sein, das Auffallende darin auffallend schlecht zu finden.

Wir dagegen halten nicht viel von Jugendarbeiten, in denen alles fein säuberlich und geleckt erscheint, ohne irgendein hervorstechendes Uebermaß, welches für eine besondere, bei späterer Ermäßigung bedeutsam wirkende Kraft spricht. Die wohlexercirten Formtalente sind nur für den akademischen Parademarsch zu brauchen, doch in großen Conflicten und im Feuer der Leidenschaften halten sie nicht Stich. Unsere großen Dichter haben mit Sturm und Drang, mit einer etwas wilden Excentricität, mit pathologischen Ausschreitungen aller Art begonnen!

Was uns in dem vorliegenden Roman besonders anzieht, das ist die Kühnheit, mit welcher der Autor sich daran wagte, ein Problem der medicinischen Wissenschaft in eine novellistische Form zu fassen. Hätte dies Problem kein allgemeineres Interesse, so gehörte es freilich nur in die Klinik, nicht in den Roman. Doch in dies Problem ist allerlei hineingeheimnißt, was für die Lösung aller Fragen, die das Temperament des Menschen und seinen Charakter betreffen, von Wichtigkeit ist. „Blut ist ein ganz besondrer Saft", sagt Mephistopheles; die Beschaffenheit der Blutkügelchen unterscheidet einzelne Thiergattungen. Ein neuerdings wieder bisweilen, besonders bei Zuständen der Blutleere, in Anwendung gebrachtes Heilexperiment, die Transfusion des Bluts, hat die Aufmerksamkeit auf die Einflüsse hingelenkt, welche die Vermischung eines fremden Bluts mit dem eigenen zur Folge haben kann. Es liegt hierin, ganz abgesehen von dem therapeutischen Verfahren, eine etwas dunkle „Naturmystik", welche auf grübelnde Gemüther einen besondern Reiz auszuüben vermag. Auch tritt uns die Frage nahe, ob nicht die Verjüngung eines gealterten Lebens durch die Transfusion eines jugendfrischen Bluts möglich sei?

Dies und nichts Geringeres ist das Thema, welches der Autor in seiner Erzählung behandelt hat. Man wird einräumen, es ist mindestens originell, origineller als die hundert Geschichten, wie Hans die Grete liebt und bekommt oder nicht bekommt! Man hat in neuester Zeit vielfach mit den Nerven, Temperamenten u. s. w. motivirt! Doch das letzte Wort der Physiologen spricht der Autor erst aus, der die Charaktere aus den Blutkügelchen zu erläutern sucht.

Der Verfasser geht in der Anlage seines Romans ganz wissenschaftlich zu Werke; er läßt erst das Experiment der Transfusion vor unsern Augen machen. Sein Held, ein junger Pharmaceut, beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit diesem wissenschaftlichen Problem. Der Apparat wird uns mit einer Genauigkeit beschrieben, welche nichts zu wünschen übrig läßt:

> Krystallcaraffetten mit Chloroform zum Betäuben, mit Collodium zur Hautbildung über bloßgelegte Texturen und gegen Blutungen, ferner die Spiritusflamme, welche Wasser heiß erhielt, dazwischen Lanzetten, die Tuba zum Adernaufblasen, Muskel- und Arterienhaken, wunderlich gebaute Scheren, Pincetten, Nadeln und Skalpells, sowie ähnliches einschlagendes Material, dies alles formirte im Durcheinander einen vollständigen wissenschaftlichen Apparat. Auf einer Secirtablette aber befanden sich ein abgemagertes Kaninchen und ein kräftiger Marder. Beide Thiere, noch ganz jung, verhielten sich noch leblos, da sie bereits ätherisirt waren. Ihre kleinen Gliedmaßen wurden außerdem durch weiche Fesseln aus elastischem Federharz gehalten, sodaß nach Bequemlichkeit mit ihnen zu manipuliren war. Was überhaupt mit denselben vorgenommen werden sollte, ließ vorerst nur die parat liegende gläserne Blutspritze, das Troikarstilet und endlich das heiße Wasser errathen.

Ebenso genau wird die Procedur selbst beschrieben. Ein alter Herr lauscht mit Andacht dem Verjüngungsevangelium, welches der Pharmaceut lehrt und welches die Wiedergeburt des Menschengeschlechts zur Folge haben soll. Alle Regeln der Transfusion, alles, was auf ihr Gelingen und Mislingen Einfluß hat, wird mit großer Beredsamkeit von dem Apostel derselben verkündet. Die romanhafte Nutzanwendung dieser Lehre von der Transfusion besteht nun darin, daß der alte Sünder, der das Auditorium in der Provinzapotheke bildet, das Experiment zu seinem eigenen Nutz und Frommen macht und sich durch das Blut eines jungen Mädchens zu verjüngen sucht. Das verbrecherische Experiment mislingt; das Mädchen stirbt; die Folgen aber, welche dies im Leib des Alten herumrumorende Jugendblut hervorbringt, werden mit einer höchst lebendigen „medicinischen Phantasie" geschildert. Nebenbei spielen theils allerlei sentimentale Liebesabenteuer, theils anatomische Leichenräubereien u. dgl. eine Rolle in der Erzählung, auch triviale, zu sehr caricirte Erscheinungen, wie der Barbier Schnippchen, denen ein unverhältnißmäßiger Raum gegönnt ist. Die Darstellung ist meist lebendig, oft geistreich, oft aber auch schwülstig und überschwenglich, namentlich wo es jener Transfusion der Empfindungen gilt, zu denen man keiner gläsernen Blutspritze und keines Troikarstilets, keines chloroformirten Kaninchens und Marders bedarf!

Wir sind zwar nicht der Ansicht eines Sainte-Beuve, welcher in den Romanen von Flaubert und Genossen, in der neuen „Anatomistenschule" die Regeneration „der entnervten Literatur", die „Literatur der Zukunft" begrüßt. Das poetische Secirmesser ist ein anderes, als das anatomische. Die französischen Autoren schinden ihre „Helden", um dadurch bei ihren Lesern ein eigenthümlich fröstelndes Behagen zu erwecken. Wenn ein Deutscher zum Troikarstilet greift, so beherrscht ihn dabei noch immer ein gewisser faustischer Drang, die Geheimnisse der Natur zu enträthseln. Bei aller Verirrung des Geschmacks indeß zeigt sich in der Wahl eines originellen Stoffs von einer gewissen Tragweite doch immer ein kräftiges Talent. Ein „zuviel" läßt sich abstoßen; ein „zuwenig" genügt vielleicht für einen neugebackenen Unsterblichen der Verstandeskritik! Doch man weiß ja, wie rasch diese Schneemänner schmelzen!

Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit. Von Konrad von Bolanden. Erster Band: Der Gefangene von Küstrin. Judas Makkabäus. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 20 Ngr.

Nicht blos das Recht, auch die Weltgeschichte hat eine wächserne Nase. Man befrage sie über Friedrich den Großen — wie anders lautet die Antwort, die Carlyle oder Macaulay, Preuß oder Klopp, Ranke oder Gfrörer ertheilen! Da unsere Romane jetzt meistens den weltgeschichtlichen Kohl ohne sonderliche Zuthaten aufwärmen, so ist es natürlich, daß einer novellistischen Paraphrase von Preuß, wie sie Luise Mühlbach bietet, jetzt eine solche von Klopp folgt, die im Verlag der „Amaranth" von Redwitz erscheint und mindestens nicht aus dem protestantischen Heerlager hervorgegangen ist. Konrad von Bolanden hat seine Noten, so gut wie Luise Mühlbach; nur sind es meistens notae levis maculae für Friedrich; denn er citirt nur Klopp und Gfrörer. In der ersten Jugendgeschichte: „Der Gefangene von Küstrin", erscheint Friedrich, seinem Vater und dem „braven" General Grumbkow gegenüber, als ein doppelzüngiger Heuchler; in der zweiten wird der Einbruch in Schlesien als eine freche Gewaltthat, die Flucht des Königs aus der Schlacht von Mollwitz als ein Act der Feigheit gebrandmarkt. Auch die episodische Figur, der breslauer Schuster Döblin, der bekannte preußische Agitator, ist nur mit eingeführt, um dem Könige etwas am Zeuge zu flicken. Das Novellistische ist unbedeutend, die Tendenz aber von desto größerer Handgreiflichkeit.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

„Der Bücherschrank ist der Mensch!" ruft Alfred Meißner einer Studie über das alte ewig neue Lied der deutschen Schriftstellermisère aus! Bei Gott, wie traurig ist es dann mit unsern deutschen Intelligenzen bestellt! Wir haben nur Fachintelligenzen oder gar keine! Denn die Fächer in den Bücherschränken unserer Landwirthe, Kaufleute, Beamten, unserer Aristokratie sind leer oder nur mit Fachwerken besetzt. Höchstens noch einige Albums für die Salons, einige Miniaturausgaben für die Toilettentische der Damen! Wie soll da die Poesie, die Literatur floriren! Wir selbst haben oft darauf hingewiesen, daß, solange eine anständige Bibliothek in Deutschland nicht zur Modesache gehört, das Schriftstellerthum nicht gedeihen kann. Jeder gebildete Mann muß wie in andern Ländern als Zeichen seiner Bildung die Classiker seiner Nation und die namhaftesten modernen Dichter und Schriftsteller als sein Eigenthum aufweisen können. Liest er sie nicht, so ist das seine Sache, er hat wenigstens indirect zur Förderung der Literatur und Scherflein beigesteuert. Nur die Tyrannin „Mode" kann der schönen Literatur der Deutschen aufhelfen. Solange man die Dichter nur vom Hörensagen kennt oder weil man vor dem Einschlafen in einem fleckigen und qualmigen Leihbibliotheken-Band geblättert hat, solange kann es mit dem Respect der Deutschen vor ihrer Poesie kein rechter Ernst sein.

Alfred Meißner spricht sich hierüber in folgender Weise aus: „Unsere reichen Leute, unsere Financiers, unsere Industriellen — wie sehen ihre Bücherschränke aus! Mich, der ich unter Bücherschränken aufgewachsen und gewohnt bin, an Büchern meine liebste Freude zu finden, mich faßt regelmäßig ein Grauer, wenn ich in die Büchersammlungen dieser Herren einen Blick werfe! Da stehen in den obern Fächern ein paar Dutzend Classiker», die wohlfeil zu kaufen: Schiller, Goethe, Herder, Walter Scott; doch mir scheint, daß diese Bände ein gar ruhiges Leben geführt haben, seitdem sie vom Buchbinder zurückkamen. Nun folgen ein paar Lexika, einige Fachbücher, einige französische Romane; das übrige ist ein Chaos, das der Zufall zusammengeführt. Ein widriger Anblick! Und doch kann man sagen, der Bücherschrank ist der Mensch. Zeige mir doch deine Bücher, und ich will dir sagen, wer du bist!

„Jeder gebildete und wohlhabende Franzose hat seine Classiker des 17. und 18. Jahrhunderts beisammen: Racine, Lafontaine, Labruyère, Pascal, Voltaire, Lesage, Molière, Marivaux, Rousseau, de Cheniers; er hat die modernen: die Staël, Hugo, Balzac, Bigny, Musset, Nodier, die Sand, Stendhal. Große Verlagshandlungen haben ihm diese Werke in vielfachen schönen Ausgaben geliefert. Im Punkte der Wohlfeilheit hat man das Außerordentlichste geleistet. Charpentier und Michel Levy haben dicke Bände zu drei und zuletzt gar zu einem Franken gebracht, bei denen es eines Absatzes von 17000 Exemplaren bedurfte, um nur auf die Erzeugungskosten zu kommen. Sie konnten die Speculation wagen, weil sie auf ein Publikum von Abnehmern rechnen konnten, das an Festigkeit einem Kreis von Abonnenten gleichkam. Bei uns gibt es keine derartige Gesammtcollection. Nebenbei gesagt scheint es mir in bedenklichster Art gegen die so oft mit feierlicher Würde betonte Behauptung zu sprechen, wir seien vor allen Völkern geistigen Interessen hold, daß so viele deutsche Schriftsteller ersten Ranges es nie über die erste Auflage hinausgebracht! Von Reinhold Lenz, einem der interessantesten Dichter der Goethe-Zeit, haben wir noch immer die alte, von Tieck besorgte löschpapierne Ausgabe; Gesammtausgaben von Grabbe, Immermann bestehen gar nicht; Leopold Schefer in seinen Novellen, eine ganze Wunderwelt, ist fast unbekannt; der Lobpreis Heinrich von Kleist's mußte erst bei einem Theil der Kritik zum stehenden Artikel werden, damit der ersten Auflage nach funfzehn oder mehr Jahren eine zweite folgte. Wo bleibt die Gesammtausgabe von Grillparzer's Werken? Bei allen diesen Autoren hat eine Auflage von 500—1000 Exemplaren sich genügend erwiesen, eine Nation von 40 Millionen in zwei Generationen geistig abzuspeisen! Nun sage man noch, daß der Ruhm nicht der Schatten eines Rauchs, eine Chimäre sei!"

Um das Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage recht auffällig zu machen, zählt der deutsche Sängerorden eine unglaublich große und stets wachsende Zahl von Mitgliedern.

Auch aus Nordamerika treten jetzt deutsche Dichter in denselben ein. Wir haben uns immer gewundert, daß neben den Bryants und Longfellows sich keine deutsche Sängerstimme in dem Neudeutschland jenseit des Oceans erhebe. Ein Gedicht von Kaspar Butz, einem geborenen Westfalen, der jetzt in Chicago lebt und für den besten deutschen Dichter in den Vereinigten Staaten gilt: „Fort Sumter", zeigt uns, daß der Bürgerkrieg in Nordamerika auch eine politische Lyrik hervorgerufen hat, der es nicht an Energie und Schwung fehlt. Die Begeisterung für den Sieg des Nordens, die sich in diesem Gedicht ausspricht, hat durch die letzte dreitägige Entscheidungsschlacht vor Richmond und die Eroberung des Sitzes der Rebellion ein neues, glänzendes Relief gewonnen:

Nicht Raum auf diesem Continent sei ewig für zwei Fahnen,
Es mahnt das Blut von Bunkerhill und Yorktowns Todte mahnen.
Sie steigen alle uns herauf die Geister echter Helden.
Wer ist der Feige, der es wagt, der Freiheit Tod zu melden?

Kräftig mahnt der Dichter zur Fortsetzung des Kampfes, zu einem würdigen Friedensschlusse:

Ein neu Geschlecht muß erst erblühn zur Freiheit und zum Frieden,
Nicht mit der Fessel fällt der Trieb, sie wieder neu zu schmieden.

Der große Bürgerkrieg gehört zu jenen befruchtenden Gewittern, welche die stockenden Lüfte reinigen. Möglich, daß sich aus diesen Kämpfen ein poetischer, geistiger Hauch entbindet, der auch der deutschen Literatur, der deutschen Bühne in Nordamerika zugute kommt. Ob Dawison seinen Eroberungszug in das transatlantische Gebiet ausdehnen wird, erscheint noch zweifelhaft, und doch könnte er dort für die deutsche Schauspielmuse der Neuzeit auch für unsere modernen Dramatiker neue Felder urbar machen, die fruchtbringendsten Wechselbeziehungen anknüpfen. Inzwischen hat das Schauspiel der deutschen Heimat eine seiner frühern Größen verloren. Die berliner Schauspielerin Auguste Crelinger ist am 11. April abends 7 Uhr gestorben, nachdem sie im Jahre 1862 ihr funfzigjähriges Jubiläum an der berliner Bühne gefeiert hatte und am 1. November 1863 in das Privatleben zurückgetreten war. Als Trägerin erhabener Gestalten voll plastischer Ruhe und Würde ist sie bisher unersetzt geblieben. Wo überhaupt ist der Nachwuchs für unsere dahingeschiedenen oder alternden Schauspielgrößen? Wacker hält sich noch der bejahrte Heinrich Marr, der am 12. April sein funfzigjähriges Künstlerjubiläum feierte und von der Direction und den Mitgliedern des hamburger Thaliatheaters einen schweren silbervergoldeten Lorbeerkranz erhielt. Auf jedem der 50 Blätter des Kranzes war eine Rolle Marr's mit kleiner Schrift eingravirt. Am Jubiläumstage spielte Marr eine seiner Lieblingsrollen, den von ihm creirten „Marquis de Boissac" in Laube's „Rococo". Dem deutschen Publikum wird er namentlich durch seinen „Schewa", den er unermüdlich auf seinen Gastreisen zur Darstellung brachte, in guter Erinnerung sein.

Was das große italienische Jubelfest in Florenz betrifft, so erfährt man bereits Näheres über das Programm der Feierlichkeiten vom 14. bis 16. Mai. Der Festzug mit den Repräsentanten der italienischen Städte, der Akademien, Universitäten, Collegien, den Advocaten und Doctoren, bewegt sich vom Kloster Santo-Spirito nach der Piazza di Santa-Croce, wo vom Monument des Dichters unter dem Glockengeläute des Palazzo vecchio die Hülle fällt. Literarische Akademien, musikalische Aufführungen, lebende Bilder im Theater mit Declamationen aus der „Göttlichen Komödie" wechseln an den Festtagen mit Pferderennen und andern Volksvergnügungen. Von diesem Festrausche gänzlich unberührt bleibt ein einziger Italiener, es ist der Besitzer des Dante-Hauses, welches sich in Florenz in der Mitte der Stadt am Kreuzungspunkte mehrerer schmuzigen Gäßchen befindet. Derselbe ist ein eigensinniger Propriétaire, besteht auf seinem Recht, wie Shylock auf dem Schein, und will sich durch keine nationale Expropriation aus seinem Besitze treiben lassen. Das Municipium von Florenz will das Dante-Haus, von welchem nur noch das Erdgeschoß mit seiner kleinen Pforte im Rundbogenstil aus der Zeit des Dichters stammt, zu einem Dante-Museum einrichten. Darauf richtet sich der Strom des nationalen Unwillens in den Zeitungen gegen den eigensinnigen Besitzer; die „Italia" von Neapel stößt Drohungen gegen ihn aus: alles vergebens.

Fast gleichzeitig mit der Dante-Feier begeht auch Rußland ein poetisches Jubelfest, indem es von dem Todestage des Hauptbegründers seiner Literatur das erste Säculum derselben datirt. Am 16. April 1765 starb Lomonossow (geb. 1711), als Historiker, Philolog, Grammatiker und Stifter der ersten Universität hochverdient um russische Wissenschaft, außerdem Poet und Bühnendichter. Zu Petersburg wird am Ehrentage ein großes Festmahl mit Concert stattfinden, am 20. sollen Bruchstücke aus seiner Tragödie „Tamira und Selim" am Marientheater zur Aufführung kommen und zwei neue Schauspiele, die der Dichter selbst verherrlichen: „Lomonossow" von Polewoi und „Der dichtende Rekrut" von Schachowskoi. Für seine beste Biographie ist eine Medaille und Prämie ausgesetzt; sein Denkmal wird im Dorfe Kurostrowskaja im archangelschen Gouvernement errichtet, ebenso Universitäts- und Gymnasialstipendien zu Ehren des großen Gelehrten gestiftet werden. Auch die Russen haben gelernt, ihre Unsterblichen zu feiern. Es geschieht dies ganz im europäischen Modestil und nach dem weitläufigen Programm der neuesten Zeit. Eine so wenig abgeschlossene Literatur wie die russische darf noch nicht auf den Lorbern der Vergangenheit einschlafen. Was aber sollen die lebenden Dichter aller Länder zu den Monumenten sagen, welche den Todten errichtet werden? Was die deutschen wenigstens in ihrer Bescheidenheit wünschen, ist von jener monumentalen Verherrlichung weit entfernt, sie wollen ja nur in den Bücherschränken ihrer Mitbürger kommen!

Julius Schanz' neue Dichtungen.

Wir haben die letzten Gesänge des dresdener Platenides in Nr. 6 d. Bl. besprochen. Seitdem hat er wiederum zwei Hefte: „Hymnen der Völker" (Dresden, Heinze, 1865) und „Zur Dante-Feier. Eine Festgabe für Deutschland und Italien" (ebendaselbst) erscheinen lassen. Da der Ertrag dieser Hefte dem Autor eine Reise nach Italien ermöglichen soll, so empfehlen wir sie dem Publikum zu freundlicher Aufnahme; denn das Talent des Dichters wird gewiß unter italienischem Himmel zu jener Harmonie durchdringen, die bisjetzt nur über einzelnen seiner Strophen schwebt, selten ein ganzes Gedicht durchdringt. Die Anknüpfung an das politische und geistige Leben der Gegenwart finden wir mit Vergnügen auch in den neuen Veröffentlichungen wieder. Offenbar kann unsere Lyrik nur gewinnen, wenn sie einen allgemein gültigen Inhalt, welcher Geist und Gemüth der Zeitgenossen beschäftigt, in sich aufnimmt. Ueber diesen Hereinbruch einer sogenannten „objectiven" Lyrik, wie über eine hereinbrechende Epoche des Verfalls zu klagen, das kann nur einer Kritik möglich werden, der es an jener classischen Bildung fehlt. Ebenso wie die Anknüpfung an das moderne Leben uns lobenswerth erscheint, sind auch viele Strophen, namentlich mehrere Terzinen in der „Dante-Feier", von wohlthuender künstlerischer Rundung und Geschlossenheit. Es gleich die ersten iambischen Vierfüßler:

Darf der Poet sich beugen lernen vor einem Menschengesicht!
Er beuge sich, wenn aus den Sternen herniederströmt das ew'ge Licht.
Er beuge sich, wenn voll Ermannung der Held den schwersten Kampf bricht
Und aus Verkennung in Verbannung aufrecht zum Scheiterhaufen geht.
Er beug' in demuthvollem Sinn sich vor der Anmuth hoher Frauen.
Die auf des Herzens reine Minne, nicht auf Geburt und Flitter schauen.

Weit größer aber sind die Bedenken, die wir vielfach gegen den Inhalt der vorliegenden Heftchen auszusprechen haben. Zunächst ist die Selbstverherrlichung der Plateniden hier auf eine sich parodirende Spitze getrieben. Selbst die apokalyptischen Visionen enthüllen diesem Poeten immer nur Bilder der eigenen Unsterblichkeit:

Er hat die Hand in meine Hand gedrücket
Und immer höher trägt er mich hinauf,
Und deutet nur, was himmlisch mich entzücket.
Zuletzt denn so: Mein Sohn, ich schloß dir auf
Verborgnen Schatz: des Drachen Trug und Listen
Gelingt nicht mehr zu hemmen dich im Lauf.
Wie sicher auch die Widersacher nisten,
Sei ohne Bang, wenn sie gebüßt das Leben,
Wird deins sich noch durch manch Jahrhundert fristen,
Und Ruhm und Glanz wird leuchtend es umschweben.

Ebenso wenig wie die Fähigkeit zu solchen Selbstapotheosen egreifen wir die Wendung, durch welche der Dichter dem flo- entiner Poeten das deutsche Reichspanier in die Hand drückt:

Erbraust der Kampf in nahen Tagen, nicht bebt das Herz vor Feindes Spott,
Das Reichspanier soll Dante tragen, und Unsern König segnet Gott!

Dante hat vorläufig genug an dem italienischen Reichspanier u tragen, in welchem auch noch mehrere Streifen fehlen. Für as deutsche werden sich andere Träger finden, zunächst hat es amit noch keine Eile.

Die „Hymnen der Völker", ein Titel, bei welchem man brigens durchaus nicht an Riego's Volkshymne oder an die Marseillaise denken darf, feiern den Kaiser Napoleon, König Wilhelm I. von Preußen, König Johann von Sachsen, bieten ber, abgesehen von diesen persönlichen Huldigungen, eine sehr unte Musterkarte politischer Anschauungen. Vorwiegend ist eilich der Zug mittelstaatlicher Politik und dabei der Wunsch ner Anlehnung an Frankreich. Napoleon III. ist für einen oeten der Gegenwart ein in hohem Grade interessanter Cha- kter; wir möchten ihn aber von einem deutschen Dichter nie- als in einem Gedichte gefeiert sehen, dessen Refrain lautet:

Mahn' uns des Veilchens dunkler Kelch an Treue,
Sein Blatt an Hoffnung auf Napoleon.

enn von allen Empfindungen, die wir Deutschen dem Kaiser r Franzosen gegenüber nicht hegen dürfen, stehen wol Treue id Hoffnung in erster Linie!

Zur Literatur des italienischen Volksliedes.

Zu den verschiedenen Volksliedersammlungen, die uns in ngerer Zeit aus Italien zugegangen sind, ist ein neuer derartiger Beitrag: „Volkslieder aus Venetien, gesammelt von Georg idter, herausgegeben von Adolf Wolf" (Wien, Gerold's ohn, 1864) gekommen. Die hier im Original mitgetheilten olkslieder hat Widter, der während eines langjährigen Aufthalts in Italien als Postdirector in Vicenza mit dem Volks- ben in Oberitalien aufs innigste bekannt geworden, aus dem unde des Landvolks der Provinzen Vicenza und Padua selbst sammelt und möglichst getreu aufgezeichnet, und der Heraus- ber hat sie geordnet, zusammengestellt und mit Anmerkungen rsehen. Wie letzterer bemerkt, bestand die ihm anvertraute ammlung aus 151 Nummern, unter denen jedoch mehrere oubletten waren. Er schied von ihnen alle diejenigen aus, keine eigentlichen Volkslieder, sondern bloße Gassenhauer d Bänkelsängerlieder sind, ebenso alle, die durch einen zu cönen Inhalt Anstoß gaben, und die ganz unbedeutenden d poetisch werthlosen, dagegen hielt er sich nicht für berech- t, bloße Fragmente, die einigen poetischen Werth haben, oder igermaßen abweichende Varianten schon bekannter Lieder aus- cheiden. Die vorliegende Sammlung enthält daher nur 103 mmern, und zwar 71 lyrische und 32 epische. In der er- n Abtheilung finden sich mattinate, canzonette und sere- e, ferner stornelli und vilote, die epische Abtheilung da- en umfaßt 20 der in Italien sogenannten storie, eigentliche lladen, von der Gattung der noch im echten Volksliedertone altenen epischen Lieder, dann mehrere Lieder, die zwar n in einem mehr oder weniger bänkelsängermäßigen Tone alten sind, aber durch ihren Inhalt Interesse gewähren, end- ein Märchen oder Kinderlied und das Fragment einer Le- de. Jedenfalls sind in der epischen Abtheilung die storie besonders wichtig und um so werthvoller, je weniger bisjetzt, außer den „Canti popolari del Piemonte" von C. Nigra (vgl. Nr. 2 d. Bl. f. 1863), historische Volkslieder aus Italien bekannt geworden sind. Eine schätzbare Zugabe zu den Volksliedern sind die Anmerkungen des Herausgebers. Sie weisen theils die Heimat und Quelle der einzelnen Volkslieder nach, aus der sie stammen und der Sammler sie erhalten, theils bringen sie manches zu ihrer Erklärung und ihrem Verständnisse bei, namentlich aber enthalten sie in Betreff der Balladen und im Interesse einer möglichst allgemeinen und erschöpfenden Volksliederconcordanz höchst anziehende Nachweise von Parallelvolksliedern anderer Nationen, wie Aehnliches schon bei Nigra ebenfalls sich findet. Der Herausgeber beurkundet hierbei eine sehr genaue Bekanntschaft mit der Literatur des Volksliedes bei verschiedenen Völkern, und erhöht dadurch den Genuß der hier mitgetheilten Volkslieder aus Venetien.

Nochmals die wahrscheinliche Deutung der „Zeitungs-Ente".

Zur Ergänzung der im Feuilleton in Nr. 11 d. Bl. mitgetheilten Erklärung des Wortes Ente im Sinne von Fabel und Lüge, wonach das Wort aus Umdeutung von Legende in Lügend, Lügente entstanden sei, erwähnen wir noch, daß diese Erklärung ganz ähnlich bereits von Sanders in seinem deutschen Wörterbuch unter „Ente" gegeben worden. Mit der Maßhaltigkeit, die das treffliche Werk überall charakterisirt, heißt es daselbst über die erwähnte Bedeutung: „Vielleicht übertragen von dem Geschnatter der Enten, vielleicht ursprünglich Lug-Enten — hier aber hatte Sanders gerade unter anderm mit Bezug auf Fischart die Verdrehung von Legenden erwähnt — wofür dann allmählich das bloße Enten platzgriff, doch vergleiche: Der Eckart blau Gänse einhersagt von einem König, s. Benecke, I, 478[b] und gleich Fisematenten." Auch wir halten mit Sanders die Sache noch keineswegs erledigt. Das gilt insbesondere auch von dem zuletzt angezogenen Fisematenten, das wie es heutzutage hoch- und niederdeutsch sich findet, ebenso im Reformationszeitalter im Norden und Süden unsers Vaterlandes und nicht minder in den Niederlanden bekannt war. Die etymologische Erklärung ist noch heute bei deutschen und niederländischen Sprachforschern eine offene Frage.

Bibliographie.

Arago, F., Kosmische Meteore. Anhang zu der Schrift: „Die Sonne brennt." Mit 2 Abbildungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Plattdütsche Diskurse äwer de Theologie un de Prösters, ok van Staats- un annern gelihrten Saken. För sien Landslüd upschreben von 'n ollen Mecklebörger. I. Leipzig, Häfele jun. 8. 4 Ngr.

Feldmann, T. C., Der wahre Christus und sein rechtes Symbol. Ein vernünftiges Wort zur Förderung einer christlich menschlichen Union. Altona, Händcke u. Lehmkuhl. Gr. 8. 20 Ngr.

Flemming, C. F., Otto der Erste. Historisches Drama. Kowno, Müller. 8. 15 Ngr.

Kiefer, H. J., Vom Rhein. Poetisches Zeitbild aus dem Spätsommer 1850. Saarbrücken, Müllinger. 8. 1 Thlr.

Loewenthal, E., Eine Religion ohne Bekenntniß. Berlin. 8. 10 Ngr.

— — Zur Staats- und Strafrechtsphilosophie. Nebst einem Kapitel über Socialpolitik. Berlin. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Neumann, W., Die messianischen Erscheinungen bei den Juden. Bleicherode, Ruediger. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußische Politik der letzten 100 Jahre. Dresden, Wolf. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Religion der Bibel. Vom Verfasser der Schriften: La religion pure et sans tache, De la prière etc. Aus dem Französischen von G. Ohlsen. Würzburg, Stuber. 8. 10 Ngr.

Scherr, J., Geschichte der deutschen Frauenwelt. In 3 Büchern nach den Quellen. 2 Bde. 2te, durchgearbeitete und stark vermehrte Aufl. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Shakspere's Dramen. Nr. 1. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 2 Ngr.

Stifft, A. v., Culturstudien. Kunst- und Reisebriefe aus der Schweiz und Deutschland. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Stolz, A., Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 22 Ngr.

Wulff, F. W., Am Fichtelgebirge. Bilder und Skizzen in 3 Erzählungen. Hamburg, Kittler. 8. 18 Ngr.

Zeising, A., Kunst und Gunst. Roman aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Éléments du droit international

par

Henry Wheaton.

Quatrième édition. Tomes I et II. 8. Geh. 4 Thlr.

In diesem bekannten, bereits in vierter Auflage vorliegenden Werke sind die Verhaltungsregeln zusammengestellt, deren Beobachtung der wechselseitige Verkehr der Nationen in Kriegs- wie in Friedenszeiten erheischt. Gestützt auf Entscheidungen in der Praxis vorgekommener Fälle, auf unparteiische Urtheilssprüche von Staatsrechtslehrern und Schiedsgerichten, auf Verhandlungen zwischen den Cabineten und auf parlamentarische Debatten in den gesetzgebenden Körperschaften der verschiedenen Nationen, bilden sie in ihrer Gesammtheit einen Codex des jetzt geltenden internationalen Rechts, der von keinem Diplomaten und Staatsmann entbehrt werden kann.

Der bereits erschienene I. und II. Band enthalten das eigene Werk Wheaton's. Der III. und IV. Band werden einen ausführlichen Commentar dazu von William Beach Lawrence, ehemaligem amerikanischen Gesandten in London, bringen.

Histoire des progrès du droit des gens

en Europe et en Amérique

depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours

par

Henry Wheaton.

Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Auch dieses Werk desselben Verfassers erscheint bereits in vierter Auflage, der vollgültigste Beweis seines grossen praktischen Werths. Unter Zugrundelegung einer dem Institut von Frankreich überreichten Preisschrift gibt der Autor in der Einleitung einen Abriss des Völkerrechts von den Zeiten Griechenlands und Roms bis zum Westfälischen Frieden und schliesst daran eine vollständige Geschichte des Entwickelungsgangs, welchen das europäische Völkerrecht vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Congress und von da bis auf die Gegenwart genommen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

CANTOS

COLLECÇÃO DE POESIAS

de **A. GONÇALVES DIAS.**

4ª edicção. 2 tomos. Com o retrato do autor.

Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue vierte Auflage der Poesien des vor kurzem verstorbenen Dichters, des bedeutendsten unter den neuern brasilischen Lyrikern, ist durch ein grösseres bisher noch ungedrucktes Gedicht vermehrt worden. Dieselbe bildet zugleich Bd. I und II der von der Verlagshandlung begonnenen *„Collecção de autores portuguezes"*.

Von demselben Verfasser erschien:

Os Tymbiras. Poema Americano. Cantos I—IV. 24 Ngr.

Diccionario da lingua tupy chamada lingua geral dos indigenas do Brazil. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Perspective

für bildende Künstler.

Von **Otto Gennerich.**

Mit 101 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einem Atlas von 28 lithographirte Tafeln enthaltend.

8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

In den bisherigen Werken, welche sich mit der Lehre von der Luft- und Linearperspective beschäftigen, sind zwar die Grundzüge dieser Wissenschaft theoretisch entwickelt, doch können sie dem Schüler nicht als ein Rathgeber dienen, der ihm in den verschiedenen einzelnen Fällen die augenblickliche Anwendung jener Grundzüge erleichtert. Diesem Mangel abzuhelfen, ist der Verfasser mit Benutzung seiner eigenen, während vieljähriger Lehrthätigkeit gemachten Erfahrungen im vorliegenden Werke versucht, und es bietet dasselbe somit Malern, Bildhauern und Architekten ein besonders brauchbares Hülfsmittel bei ihren Studien. Der Preis des Werks nebst Atlas ist verhältnißmäßig ein sehr billiger.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth

By

JAMES ANTHONY FROUDE.

6 vols. 8°. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Diese Geschichte Englands gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der Zeit nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer von Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug auf Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, sowie durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und auch diese vom Verfasser autorisirte wohlfeile Originalausgabe hat sich in den Kreisen der Freunde englischer Literatur auf dem Continent allgemeiner Anerkennung zu erfreuen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und deutschen Sprache

Von Dr. **Francesco Valentini.**

Fünfte Original-Auflage. Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italienisch-Deutscher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Deutsch-Italienischer Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren ist Valentini's italienisches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutsche und für Italiener, als eins der vorzüglichsten geschätzt. Wie sich das Werk in der Gunst des Publikums behauptet, zeigt das Erscheinen der vorliegenden fünften Auflage. Durch den sehr billigen Preis wird die Anschaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 4. Mai 1865.

Inhalt: Ludwig Tieck und die Seinen. Zweiter Artikel. Von Rudolf Gottschall. — Zur niedersächsischen Geschichte. Von Karl Immer. — Ein deutscher Citatenschatz. — Alemannisches und Schwäbisches. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Zur Charakteristik der neufranzösischen Spectakelstücke; Eine lateinische Xenie zum Dante-Jubiläum; Jüngstdeutsche Lyrik; Die slawischen Bestrebungen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Tieck und die Seinen.

Zweiter Artikel.*)

Karl von Holtei hat in seiner fleißigen und pietätlen Sammlung von Briefen an Ludwig Tieck die alphatische Reihenfolge beobachtet. Wir werden uns aber i der Besprechung derselben mehr an die einzelnen literischen Gruppen halten müssen, welche in ihnen hertreten, wobei sich von selbst ein gewisser chronologischer ung ergibt. Wie die Sammlung vor uns liegt, macht einen etwas bunten Eindruck; eine seltene Vielseitigkeit : Beziehungen tritt uns aus ihr entgegen. Franzosen, gländer, Americaner, Schweden, Dänen, Weise, Thot, Staatsmänner, Dichter, Krieger, Naturforscher, Aerzte, litiker, Frauen, Mädchen und verlorene Söhne, wie ltei selbst in der Vorrede sagt, bilden ein Contingent, dessen Reihen, dem Anschein nach, alle Bestrebungen d Richtungen der Zeit mit dem weitesten kosmopolitien Horizont vertreten sind. Wir sagen, dem Anschein ch; denn wenn auch einzelne der Briefsteller unter jene abriken passen, so würden wir doch vergebens in den riefen nach einem Inhalt suchen, welcher der sonstigen ifigen Bedeutung der Verfasser auf ihren eigenen Geeten entspricht. Sie statten meistens bei Ludwig Tieck s dem Hauptvertreter der deutschen Belletristik einen odebesuch ab. Namentlich aber zeigt der Spätsommer Romantik, die Epoche der Taschenbücher-Novellistik, lche in unserer Sammlung sich in zahlreichen Briefen nzeichnet, jenen vorwiegend belletristischen Zug, der doch der Eigenthümlichkeit echter und nach hohen Zielen bender Poesie wesentlich verschieden ist. Man könnte en, die Belletristik ist die Auflösung der Dichtung für Bequemlichkeit des Alltagspublikums, eine Verwässerung Kunst, bei welcher sie den Adel ihrer Formen, die öße ihrer geistigen Bedeutung einbüßt, um den Beinissen des geselligen Klatsches, der wohlfeilen Unterung, der ebenso wohlfeilen Erbauung u. dgl. in poe schillernden Formen zu dienen.

Die Politiker z. B., die zufällig mit Tieck in Berührung stehen, sprechen mit ihm nicht von Politik; man findet kaum in den vier Bänden dieses Briefwechsels mehr als eine gelegentliche Kunde von den großen Ereignissen, welche damals die Welt bewegten. Gerade vor denselben flüchteten sich ja die Poeten in das Zauberland der Romantik, welches gänzlich von der profanen Gegenwart abgesperrt war. Das grundfalsche Dogma, daß die Poesie mit ihrer gleichzeitigen Gegenwart nichts zu schaffen habe, ist der deutschen Kritik und namentlich auch dem deutschen Publikum von der Romantik eingeimpft worden, und es wird lange dauern, ehe seine verderblichen Nachwirkungen aus der Literatur verschwinden. Der ganze Wust eines dilettantischen Schaffens, die Vorliebe, mit welcher unsere Poesie gerade das Entlegenste beim Schopfe faßt und das Menschliche nicht in der Einkleidung des modernen Lebens, sondern unter längst abgestreiften Hüllen sucht, werden noch lange aus unserer Literatur eine bunte Musterkarte machen, in welcher auch die verschollensten Zeitalter und die dürftigsten Weltanschauungen poetische Geltung zu gewinnen suchen. Man könnte es den Romantikern und einem so unclassischen Kopf wie Tieck nicht übel nehmen, wenn sie sich die Dichter des Alterthums nicht zum Muster nehmen, welche in aller Naivetät aus dem Geiste ihres Volks und ihrer Zeit herausdichteten. Doch daß ihnen ihre romanischen und englischen Lieblinge, daß ihnen Dante, Calderon und Shakspeare nicht lehrten, wie große Dichter nur dadurch groß werden, daß sie den geistigen Vollgehalt ihrer Zeit zum Ausdruck bringen — das beweist wol zur Genüge, daß in ihrer Schätzung dieser Dichtergrößen noch eine wesentliche Lücke war, welche gerade für die Maßstäbe der eigenen Production verhängnißvoll werden mußte.

Von Politik ist also fast keine Rede in diesem Briefwechsel; die wenigen, darin vertretenen Politiker ästhetisiren meistens. Holtei spricht auch von Naturforschern; doch der romantische Kosmos hat mit dem Kosmos der Naturforscher äußerst wenig zu schaffen. Wol ist auch finden; er ist sogar mit einigen recht pikanten Briefen Alexander von Humboldt unter den Briefstellern zu

*) Vgl. den ersten Artikel von M. E. Lessing in Nr. 17 d. Bl. Die unvollte, durch den Tod unterbrochene Recension unsers geschätzten Mitarbeiters te von dem Herausgeber d. Bl. in zwei Artikeln zu Ende geführt werden.

vertreten; doch sie enthalten, außer diesen Pikanterien und einigen aufgetragenen Vermittelungen zwischen dem König von Preußen und dem Dichter Tieck wenig von Interesse, am wenigsten etwas geistig Bedeutendes. Im Gegentheil, recht kleinlich bemüht sich der große Weltreisende, sich gegen die noch kleinlichere Anklage des Dichters zu rechtfertigen, er habe diesem aus den schon gedruckten Bogen des „Kosmos" Freundlicheres über ihn vorgelesen, als der „Kosmos" selbst nachher brachte. Humboldt hatte nämlich Tieck ersucht, ihm Stellen aus Calderon und Shakspeare anzugeben, in denen sich Naturgefühl und ein Hang zur Naturbeschreibung finden; er hatte seinen Freund als literarhistorisches Lexikon nachgeschlagen und ihn dafür mit einer rühmlichen Erwähnung als „edler Freund" Ludwig Tieck und „tiefster Forscher aller dramatischen Literatur" belohnt; ja er hatte ihm diese kritische Ordensdecoration sogar persönlich angehängt, indem er ihm die betreffende Stelle vorlas. Doch in Tieck's Ohren — und Dichter haben feine Ohren, wo es ihr eigenes Lob gilt — klang da manches noch glänzender und superlativischer, als es nachher in dem gedruckten Exemplar des „Kosmos" stand. Der Dichter beschwerte sich hierüber, Humboldt vertheidigte sich, wohl oder übel, indem er meinte, daß man die drei Heroen unsers Vaterlandes: Goethe, Tieck und Schiller, nicht durch Epitheta zu rühmen unternehmen dürfe! Tieck würde gewiß mit dieser Genugthuung zufrieden gewesen sein, um so mehr, als ihm der Ehrenplatz vor Schiller eingeräumt wird, wenn sie nur, statt in einem ungedruckten Briefe, in dem in weit mehr als 10000 Exemplaren abgedruckten „Kosmos" gestanden hätte. Welche Misère! Mindestens wird niemand behaupten wollen, daß in den Briefen zwischen Tieck und Humboldt sich Poesie und Naturwissenschaft mehr als eine Anstandsvisite machen oder daß überhaupt irgendein geistiger Inhalt von Bedeutung in denselben zu Tage kommt.

Mit der Philosophie lebte die Romantik im ganzen auf einem etwas gespannten Fuße. Schelling wird häufig in den Briefen erwähnt, tritt aber nicht selbst als Briefsteller auf. Die einzigen Philosophen, von denen Briefe mitgetheilt werden, sind Solger und Steffens, der erste der Aesthetiker der romantischen Schule, der zweite ein Anhänger und Ausläufer derselben.

Wir sehen, unter den verschiedenen Nummern aus andern Fächern und Kreisen, die wir in dem Briefwechsel ziehen, befinden sich fast lauter Nieten. Die Bedeutung desselben ist eine durchaus literarische. Auch die kosmopolitischen Beziehungen des Dichters sind nicht so vielseitig, wie es den Anschein hat. Daß Franzosen, Amerikaner u. s. w. eine Berühmtheit wie Ludwig Tieck kennen lernen wollten, im Interesse ihrer Reisetagebücher, ist wol zu begreifen; ebenso selbstverständlich aber, daß diese „Visiten" auf die französische u. s. w. Literatur weiter keinen Einfluß ausübten. Etwas anders verhielt es sich mit den nordischen Literaturen. Die Dänen und Schweden stellen nicht nur zu den Bewunderern Ludwig Tieck's das bedeutendste Contingent, sondern es ist auch kein Zweifel, daß die romantische Schule auf die Entwickelung der skandinavischen Poesie einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat.

Der Werth der Briefsammlung beruht vorzugsweise darauf, daß sie ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der romantischen Schule ist, sowol was ihre Blütezeit betrifft, als auch ihre spätere Nachblüte und ihren zum Theil sehr lockern Zusammenhang mit den Autoren der modernen Richtung. Nach dieser Seite hin ist das Verdienst, die Briefe veröffentlicht zu haben, und die uneigennützige Mühe, welche sich Holtei mit ihrer zweckentsprechenden Auswahl und Redaction gegeben hat, anerkennens- und dankenswerth. Wir erhalten einen Einblick in das innere Leben der Schule, und bemerken denn, daß doch die Richtungen innerhalb derselben weit mehr auseinanderlaufen, als dies der Fall zu sein scheint, wenn man nur den Gesammteindruck ihres Wirkens von außen empfängt. Tieck überlebte aber seine Schule, und während er die jungdeutsche Richtung angriff, nahm er doch manche Elemente derselben in sich auf. Eine große Zahl der Briefe zeigt uns, wie sich die nachromantischen und die jüngern Autoren an ihm über ihre eigene Bedeutung zu orientiren suchten. Nicht blos als gewiegter Dramaturg und einflußreicher Rathgeber des dresdener Hoftheaters wurde Tieck mit Zusendungen strebsamer Schriftsteller überhäuft, obgleich er sich gegen das ihm gespendete Vertrauen mindestens sehr cavalièrement verhielt; es war noch mehr Tieck als der Veteran der Romantik, von welchem sich das nachfolgende literarische Geschlecht Zeugnisse ausstellen ließ über seine dichterischen Schöpfungen, nicht immer, um sich dieser Competenz blindlings zu unterwerfen, oft auch, um aus den Urtheilen Tieck's zu entnehmen, wie weit sie der ästhetischen Bevormundung von seiten einer überwundenen Richtung entwachsen seien.

Die dem Datum nach ältesten Briefe der Autoren der romantischen Schule, die Briefe von Wackenroder und Novalis, dann die der Schlegel u. s. w. erscheinen uns als die interessantesten. Zahlreich sind Wackenroder's Briefe, für deren vollständige Mittheilung man dem Herausgeber nur Dank wissen kann. Wackenroder ist uns als Mitarbeiter Ludwig Tieck's bei den „Herzensergüssen eines Klosterbruders" genannt und gekannt; er starb in der Blüte seiner Jugend. Die hier mitgetheilten Briefe zeichnen sein Charakterbild mit bestimmten, ja mit idealen Zügen. Sie enthalten die Schwärmereien eines zwanzigjährigen Jünglings über Natur, Freundschaft, Kunst, Literatur, Theater, Leben. Bei dem trockenen Ton, der heutzutage in der Welt herrscht, wird man namentlich die freundschaftlichen Ergüsse Wackenroder's an Tieck überschwenglich und vielleicht ungenießbar finden: heute, wo auch die Freundschaft sich so geschäftsmäßig auszudrücken liebt. Damals aber war eine Epoche idealer Freundschaft, nicht blos in der Dichtung, sondern auch im Leben. Die Freundschaft zwischen Posa und Carlos, zwischen den Jean Paul'schen Helden, einem Victor und Flamin, einem Albano und Roquairol, einem Veit und Walt spiegelte sich in den Empfindungen des gleichzeitigen Geschlechts, während die Gegenwart kaum höhere Freundschaftsideale aufzuweisen

at, als dasjenige, welches sich in der gegenseitigen Zuneigung des Comptoiristen Anton und des genialen Volontärs von Fink verwirklicht. Wackenroder schreibt an Tieck, der von Berlin abgereist, wie man nur nach der Trennung an eine Geliebte schreiben kann:

Mein sehnlichster Wunsch würde erfüllt sein, wenn ich jetzt urch irgendeine zauberische Gewalt zu dir hin versetzt würde nd mit dir des aufblühenden Frühlings in den schönen Feldern eines Dorfs genießen könnte. . . .

Dein Brief hat mir unaussprechliches Vergnügen gemacht; a, er hat mich wirklich bis zu Thränen gerührt. Wenn du weißt, wie weich ich bin, wirst du mir das glauben. Tieck, ch bin entzückt, daß du mich so liebst! Werther sagt ganz himmlisch schön, daß er sich selber anbetete, wenn seine Geliebte ihm ie Neigung ihres Herzens kundthäte; und er wiederholt sich elbst einmal über das andere die Worte: Lieber Werther, in em Tone, wie sie sie ihm ausgesprochen hat. O Tieck, ich möchte mich auch selber anbeten, wenn ein Mensch, wie du, essen Worte mir Orakel sind, mich so mit dem veredelten Bilde meiner selbst in Rausch und Taumel versetzt. Und wenn h ja in deinen Augen etwas werth bin, wem habe ich es aners zu danken als dir? Dir verdanke ich alles, was ich bin, lles! Was möchte aus mir geworden sein, wenn ich dich nie nnen gelernt hätte? O Tieck, lies dir diese Worte mit Feuer er, und sei stolz darauf, daß du einen Menschen auf immer lücklich machst durch deine Freundschaft — so stolz als ich bin, ß du mich würdigst, mein Freund zu sein. Bleib es, lieber ieck, bleib es; du weißt, daß ich in alle Ewigkeit dich über les lieben werde.

Dieser schwärmerische Ton ist der Grundton der ganzen Correspondenz. Dennoch vertritt Wackenroder in derselben das gesunde Princip; er ermuntert den melancholischen Tieck fortwährend, heiter zu sein, nicht unaufhörlich auf die Gesundheit seines Körpers und seiner Seele loszustürmen, sich nicht ohne Ueberlegung aus Laune Pönitenzen aufzulegen. Auf der andern Seite werfen diese Ermahnungen ein eigenthümliches Licht auf die Jugend Ludwig Tieck's. Der zwanzigjährige Jüngling achtete das Leben nicht, betrachtete sich als abgestorben für die Welt, als ob er in einem gleichgültigen Mittelzustande lebe, sah alles um sich her wie aus dem Grabe, wie durch das Gitterfenster eines düstern Gewölbes. Wir sehen, der Weltschmerz ist von älterm Datum, als die jungdeutsche Aera; doch wenn er bei den Stürmern und Drängern sich gigantisch geberdete und den Himmel in Anklagestand versetzte, nahm er bei Tieck eine schwächliche, traumhafte Gestalt an, wie wir sie auch in seinen ersten Dichtungen finden.

Wackenroder dagegen wahrt sich bei aller Schwärmerei den offenen Blick für das Leben. Daß er bei seiner großen Jugend ein Werk über den Umgang mit Menschen schreiben wollte, ist wenigstens charakteristisch für den ungewöhnlichen Sinn, mit dem er das Leben beobachtete. Ein eifriger Theaterbesucher berichtet er dem Freunde über die besten Erscheinungen der Bühne, über die freilich seitdem längstens der Lethe hinweggeflossen ist. Jünger's „Gewister vom Lande", das Trauerspiel „Athelstan", das Mittrauerspiel „Ludwig der Springer", von Hagemann, Verlei Lustspiele nach dem Französischen, nach Marivaux und Mercier, wie dies schon damals in Deutschland Mode war — wem flößt dies Register verschollener Werke ein Interesse ein? Dagegen rühmt Wackenroder mit außerordentlicher Wärme „Cabale und Liebe", von Schiller, nennt die Sprache in dem Stück den kühnsten Schwung der Poesie und das Stück selbst einen jener einzigen Triumphe, die den glorreichen Dichter zum höchsten Gipfel des Ruhms erheben. Mit gleicher Bewunderung spricht er von Schiller's Gedichten. Wir müssen dies um so mehr hervorheben, als Tieck später auf die Bewunderung der Jugend für Schiller mit verachtender Vornehmheit herabsah und sogar die Dreistigkeit hatte, den größten deutschen Dramatiker einen „spanischen Seneca" zu nennen. Tieck's eigenen Werken gegenüber macht Wackenroder von dem freundschaftlichen Recht einer scharfen Kritik den unerschrockensten Gebrauch. Ein Jugenddrama: „Anna Boleyn", wird freilich nur erwähnt; dagegen ein zweites: „Adelbert und Emma", und ein drittes Werk: „Der Roßtrapp", für sehr schwach erklärt. Was Wackenroder über ein Gedicht von Tieck sagt, in welchem er Schiefes und Queres und den Reimzwang tadelt, das gilt wol mit wenigen Ausnahmen auch von der ganzen spätern Lyrik unsers romantischen Altmeisters.

Wackenroder hatte von den Romantikern den meisten classischen Sinn und war auch hierin seinem Freunde Tieck überlegen. Noch heute ist sehr beherzigenswerth, was er über die germanische Mythologie sagt:

Es ist gar nicht zu leugnen, daß bei aller vortrefflichen, großen Simplicität, bei aller der erhabenen und feurigen Phantasie, die die alten nordischen Dichtungen zeigen, dennoch so viel Ungeheures, was ans Lächerliche und Ungereimte grenzt, so viel Schwerfälliges, so viele entsetzlich harte, unschmackhafte Bilder vorkommen, daß man, wenn man beständig sein Auge auf die eingepelzten Götter Skandinaviens heften wollte, allen Sinn für ein sanftes griechisches Profil verlieren würde. Der Unterschied ist wie Nebeldämmerung und Morgenröthe, wie — — nun du magst dir selbst Vergleichungen ausfinnen.

Auch war der junge Romantiker kein in seiner mittelalterlichen Zelle verhauster Klosterbruder; er hatte — für einen Romantiker ein Weltwunder! — sogar jakobinische Sympathien. So schreibt er in seinem letzten Briefe vom 5. März 1793:

Die Hinrichtung des Königs von Frankreich hat ganz Berlin von der Sache der Franzosen zurückgeschreckt; aber mich gerade nicht. Ueber ihre Sache denke ich wie sonst. Ob sie die rechten Mittel dazu anwenden, verstehe ich nicht zu beurtheilen, weil ich von dem Historischen sehr wenig weiß.

Von den vier mitgetheilten Briefen des ebenfalls jung verstorbenen Propheten der Romantik Hardenberg-Novalis aus jener Zeit, in welcher noch nicht die graue Theorie der Schlegel den Fruchtthau von den Blüten der Romantik abgestreift hatte, ist nur der zweite von Interesse, in welchem Novalis theils über seinen „Heinrich von Ofterdingen", theils über Goethe's „Wilhelm Meister" sehr bezeichnende Urtheile fällt. Ueber den „Ofterdingen" sagt er:

Es werden zwei Bände werden — der erste ist in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgestell des zweiten Theils. Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. Heinrich von Ofterdingen wird im ersten Theile zum Dichter reif — und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternbald haben — nur nicht die Leichtigkeit. Doch wird dieser Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünstig. Es ist ein erster Versuch in jeder Hinsicht — die erste Frucht der bei mir wieder erwachten Poesie,

um deren Erstehung deine Bekanntschaft das größeste Verdienst hat. Ueber Speculanten war ich ganz Speculation geworden. Es sind einige Lieder darin von meiner Art. Ich gefalle mir sehr in der eigentlichen Romanze.

Das Urtheil über den Goethe'schen Roman, den er ökonomisch und unpoetisch findet, ist bereits anderweitig bekannt, tritt hier aber in noch schärferer Form auf:

Soviel ich auch aus „Meister" gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Recension im Kopfe — es ist ein Candide gegen die Poesie — ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegkommt — die Poesie oder der Adel, jene, weil er sie zum Adel, dieser, weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Komödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Komödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können. Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig — aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Theils erlöst und zum Schluß gekommen ist. Welch heitere Fröhlichkeit herrscht nicht dagegen in Böhm, und diese ist's doch allein, in der wir leben, wie der Fisch im Wasser. Ich wollte noch viel darüber sagen, denn es ist mir alles so klar und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im „Meister" vernichtet wird — und während sie im Hintergrunde scheitert, die Oekonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut und achselzuckend nach dem Meere sieht.

Daß mit den Schlegels die Romantik in ihre journalistische Epoche getreten ist, könnte schon ein oberflächlicher Blick in A. W. Schlegel's Briefe lehren; denn hier spielen die Zahlen eine große Rolle, mag es sich nun um Honorare, um Bogen, Seiten oder Exemplare handeln; der Jammer über die schlechten Honorare, in Deutschland so unsterblich wie die Klage über die fehlende deutsche Einheit, macht sich geltend. Es handelt sich im November 1800 um ein romantisches Taschenbuch, das an die Stelle des Schiller'schen „Musenalmanach" treten soll. In diesen Briefen hängt gleichsam die bunte Garderobe zur Schau, in welche die kosmopolitischen Poeten fahren sollen: Sonette, Romanzen, alliterirende Gedichte werden in Aussicht gestellt. Schlegel hat Lust, gemeinschaftlich mit Tieck eine „große Teufelei" auszubrüten, d. h. der Kotzebue'schen Richtung einen Streich zu spielen. Doch Kotzebue ist wiederum im Glücke und die Sache unterbleibt. Die Briefe A. W. Schlegel's sind übrigens reich an allerlei literarhistorischen Curiositäten. Wir erfahren, daß Schlegel zwei Acte von Shakspeare's „Heinrich VI." in sechs Tagen übersetzt hat; wir erfahren, daß Goethe und Schiller einen Preis für das beste Intriguenstück ausgesetzt haben sollen, obgleich darüber noch nichts öffentlich bekannt gemacht worden ist. Schlegel fragt Tieck, ob er nicht Lust habe, diesen Preis zu gewinnen? Es wäre hauptsächlich nur, um einmal etwas mit Eclat aufs Theater zu bringen. Dem praktischen Schlegel war es überhaupt bei den Tieck'schen phantastischen Komödien nicht ganz geheuer zu Muthe. So schreibt er am 10. October 1801:

So sehr ich indessen deine Darstellungen des prosaischen Zeitgeistes in mancherlei komödischen Allegorien bewundere, könnte ich doch wol wünschen, dich mit der Komödie im Felde des nackten und baren Lebens erscheinen zu sehen. Hast du noch keine Anmuthungen dieser Art gehabt?

Tieck war, wie in allem, so auch als Redacteur träge und unpraktisch und muß sich von Schlegel deshalb eine sehr energische Strafpredigt gefallen lassen. So in einem Schreiben vom 10. Juni 1801, in welchem Schlegel z. B. erklärt, daß Tieck's heftiges Trotzen ihn nicht zu Schrecken setze, sondern ihm nur lächerlich vorkomme. Doch trotz dieser mitunterlaufenden Grobheiten blieb der freundschaftliche Verkehr im ganzen ungetrübt.

Ueber seine eigenen Verdienste tappte A. W. Schlegel nicht im Dunkeln; er wußte sie zu schätzen und wußte auch, wo der Schwerpunkt derselben lag. So schreibt er am 3. September 1837, indem er einen behaglichen Rückblick auf seine vergangene Glanzepoche wirft:

Du möchtest wol meine Beiträge in den ersten anderthalb Jahrgängen der Horen nachsehen, und die Auszüge aus dem Dante loben. Freilich würde ich es jetzt anders angreifen, und habe es theilweise schon anders angegriffen. Aber damals war es in der That eine neue Offenbarung. Kein Mensch wußte ja in Deutschland vom Dante, noch wollte davon wissen. Auch hat es mächtig nachgewirkt, wie alles, was ich in ähnlicher Art gethan. Aus dem Aufsatze: „Etwas über W. Shakspeare u. s. w." erhellt aufs klarste, daß damals noch niemand in Deutschland, auch Goethe und Schiller nicht, an einen verisicirten Shakspeare dachte. Meine Uebersetzung hat das deutsche Theater umgestaltet. Vergleiche nur Schiller's Jamben in „Wallenstein" mit denen im „Don Carlos", um zu sehen, wie sehr er in meine Schule gegangen.

Wenn August Wilhelm von Schlegel bisweilen der „göttlichen Grobheit" huldigt, so ist Friedrich von Schlegel wiederum sehr herb und bitter in allen seinen Urtheilen. Beide haben etwas von dem, was wir den „journalistischen Tic" nennen möchten; sie gehen den Dingen und Persönlichkeiten schonungslos zu Leibe, wie die meisten Journalisten, denen es ganz einfach an Zeit fehlt, wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen. Die Briefe Friedrich Schlegel's bringen allerlei Interessantes über seine altenglischen, indischen, persischen Studien, leider aber wenig Neues über seine romantischen Lebensverhältnisse, seine Liebesabenteuer, seine innern Wandlungen. Im Jahre 1802 nach seiner romantischen Flucht scheint es ihm in Paris etwas schlecht gegangen zu sein; er hofft, daß ihm das Indische und Persische ein Mittel an die Hand geben werde, zu subsistiren, daß er die französische Regierung bestimmen werde, eine deutsche Akademie, ein deutsches Nationalinstitut zu gründen. Einzelne ästhetische Ansichten, denen wir in diesen Briefen begegnen, sind wenigstens originell. Er räth Tieck, in seinem dramatischen Stil noch etwas „altdeutscher" zu werden, ein Rath, den sich später Arnim in seinen ungenießbaren dramatischen Puppenspielen zu Herzen nahm. Ein Shakspearomane wie Tieck mag über die folgende Stelle in einem Schreiben Friedrich Schlegel's aus Wien vom 17. Juni 1823 nicht wenig erstaunt gewesen sein:

Sollte unsere deutsche tragische Kunst noch zu einer festen Form gelangen und eine wirkliche Kraft werden, so vermuthe ich, daß dieses eher auf dem lyrischen Wege geschehen wird, als auf dem von euch empfohlenen Shakspeare'schen historischen, der mir doch nur ein Surrogat des Epischen zu sein scheint, in verunglückter Form.

Aehnlich sprach sich später Grabbe gegen die Shak-

rien Shakespeare's aus, welche er verzierte Chroniken ohne dramatischen Mittelpunkt nannte. Friedrich Schlegel entwickelte sich überhaupt so eigenartig, daß der eigene Bruder ihn nicht mehr verstand. Doch hängt dieser Mangel an gegenseitigem Verständniß keineswegs blos damit zusammen, daß Friedrich sich der ultramontanen Reaction in die Arme warf, sondern wir finden bereits in früher Zeit, als die beiden Schlegel noch für die Doppelsterne der romantischen Schule galten, daß sie sich gegenseitig so fern wie möglich standen. So schreibt Friedrich am 5. November 1801 an Tieck:

Wilhelm ist in diesen Tagen wieder nach Berlin gegangen. Ich habe ihn ziemlich oft gesehen, einigemal recht interessant mit ihm gesprochen, doch nimmt seine Pedanterie sehr zu, und er wird immer breiter und härter. Wir berührten die Familienverhältnisse nicht, aber er hat wol dafür gesorgt, daß ich sie ein paarmal empfunden habe. Unter anderm hat Wilhelm mich einmal auf eine solche Weise beleidigt, die es mir unmöglich macht, ferner an dem Almanach Antheil zu nehmen, so leid es mir der Sache selbst und auch deinetwegen ist.

Siebenundzwanzig Jahre später ist das Verhältniß allerdings kein besseres geworden; denn am 29. October 1828 schreibt Friedrich Schlegel, nicht lange vor seinem Tode, an Tieck, er habe sich gefreut, daß Tieck längere Zeit in Bonn so freundschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm zusammengelebt habe, und bittet ihn als alten Freund, ihm darüber Aufschluß zu geben, wie Wilhelm „in diesen seltsamen Zustand, in Beziehung auf ihn, gerathen sei". Wir sehen übrigens aus mehr als einer Stelle dieser Briefe, daß nicht alles, was in den Literaturgeschichten nebeneinander steht, sich auch im Leben friedlich vertragen hat! Was half es Schleiermacher, daß er sich in den Sündenfall der jungen romantischen Schule mit verwickelte, dem er die schöne Sünderin Lucinde als eine Art von Tugendspiegel darstellen wollte? Schlegel quittirt ihm früher seinen Dank am 26. August 1807 mit folgender feinen Charakterskizze:

Der Herr Schleiermacher gibt in allerlei Darstellungen den kleinen Messias nach dem andern von sich. Aber man hat dem vernünftigen Püppchen das Professorkind gar zu sehr an der Nase an. Es herrscht in seinen Schriften was man hierzulande ein calvinisches Feuer nennt, nämlich ein solches, das nicht recht brennen will.

In die junge Epoche der Romantik fallen auch die Briefe von Clemens Brentano, die im ganzen von unterdrücktem Interesse sind und nur in ihren sonderbaren Verjagden und mit dem Dichter durchgehenden Gedankenassociationen die eigenthümliche Richtung dieses Sturm- und Drangtalentes der Romantik kennzeichnen, welches ganz ins Kindische verfiel und die Bulletins wundertätiger stigmatisirter Nonnen schrieb. Als Stilprobe aus wir folgende kleine barocke Reiseskizze mit (1813):

Ich bin nach einer dreitägigen Reise, auf welcher mich das sehr en bagatelle tractirte, in Wien angekommen, in dieser mannichfach gepriesenen Stadt; der Eindruck, den sie mir gemacht, ist ganz von meiner Erwartung verschieden; die Gegenstände, die ich bereits nach allen Seiten durchschnitten, macht keinen Eindruck wie Leipzig, Dresden und München durcheinander, der herrliche Münster steht wunderbar, wie ein altes Gespenst, im modernen Getümmel, da sitzt die Spinne drin, in deren Gewebe alle die modernen Fliegen hängen, und gäbe es einen ewig wandelnden Jesus wie einen Juden, so stände sie da, wie ein solcher unter den Jesuiten. Das Ganze ist wie überall, nur diese Kirche ist wie nirgends, „Ueberall und Nirgends" aber ist ein Spieß'scher Roman, in dem viele Anlage, viel Stoff, aber kein Zug einer großen, bildenden, willenwollen- und vermögenden Meisterhand waltet.

Am interessantesten ist das erste Schreiben Brentano's aus Marburg vom 11. Januar 1802. Wir erfahren daraus, daß man sich schon damals mit der Sisyphusarbeit quälte, das deutsche Theater auf einen idealen Höhepunkt zu bringen. Man hatte das Auge auf Tieck geworfen, um die Bühne von Frankfurt wieder für Deutschland in ihre Rechte einzusetzen. Goethe sollte Tieck empfehlen; doch scheint er nicht die Ansicht Brentano's getheilt zu haben, daß Tieck nach Frankfurt befördern mehr Vorschub für die deutsche Kunst wäre als Propyläen. Merkwürdig bleibt immerhin das Interesse dieser Romantiker für die Bühne, obwol sie selbst alle zusammen, Heinrich von Kleist ausgenommen, kein einziges Stück verfaßt haben, welches auf der Bühne Wurzel schlug oder Wurzel hätte schlagen können. Auch Brentano hegte schon das Ideal einer Musterbühne, wie sie später Immermann auf kurze Zeit verwirklicht hat. Er schreibt:

Wie wäre es, ein Theater von Grund aus nach eigenen Ideen unter Ihrer Leitung zu errichten, es zum voraus mit einer Anzahl neuer Stücke zu unterstützen, etwa im Geschmacke von Gozzi's Schoskind, der Sacchi'schen Truppe doch in Hinsicht auf Zeit und Ort modificirt, ich bin sicher, es ließe sich eine Zahl tauglicher Subjecte unter den Laien der Kunst finden, die ihr Talent unter Ihrer Leitung einer von Auswürfen der bürgerlichen Gesellschaft reinen Verbindung fürs Theater gern hingäben. Klingt diese Idee auch bei Ihnen an? Ließe sich wol eine Stadt finden, die zusammenträte, etwa Bremen, mit Actien, oder eine Stadt in Schlesien? Nach der Lage der Sachen meine ich, es wäre bald Zeit zu so etwas, schreiben Sie mir doch hierüber einige gütige Worte; ich bin mit allem dem Meinigen zur Unterstützung in ungefähr zwei Jahren total fähig, wenn einige Hoffnung ist, daß eine solche Unternehmung sich nicht selbst und mein kleines Vermögen zerstöre, Sie wissen nicht, wie determinirt ich bin, und wie gern ich täglich lieber Cinthio, Trufaldin und Scaramuzz wäre, als Brentano.

Reformbestrebungen, Klagen über die deutsche Schaubühne, in der Blütezeit unserer Literatur, zur Zeit als Schiller seine „Jungfrau von Orleans" schrieb, wie heutigentags! Besser vielleicht, Brentano hätte dies Theaterproject ausgeführt, als sein Eheproject; denn Arnim jammert über Brentano's verzweiflungsvoll elende Heirathes- und Ehestandsgeschichte. Von Achim von Arnim sind übrigens nur drei Briefe aufgenommen, welche meistens von den Nibelungen und altdeutscher Poesie handeln. Mittheilenswerth aus denselben haben wir nur folgende barocke Stelle gefunden:

Die Kritik ist an den Dichtern eine nothwendige Absonderung, damit der Geist rein wird, unsere verkehrte Zeit hat aber oft das Abgesonderte, wie beim Dalai-Lama, für das Heiligste gehalten, davon alles das Geschwätz über die Dinge, ohne die Dinge selbst zu geben, alle die elende Wirthschaft mit Geschichten der Poesie, der Künste, ohne daß diese dadurch selbst verscheucht werden, während alles was Kunst zugleich Geschichte.

Brentano's Schwester und Arnim's Gattin, die Briefstellerin Bettina, fehlt natürlich nicht, wo es Ludwig Tieck, den zweiten Goethe, zu verherrlichen gilt. In ihren zwei Briefen ohne Datum, in denen das „Sie" ganz plötzlich in das trauliche „Du" umschlägt, ertönt derselbe Dithyrambus „der Liebe", der durch ihre Correspondenz in allen Lebensaltern hindurchgeht. Da heißt es:

Ich kenne die Menschen nicht, ich weiß nicht wie viel sie vertragen von Liebe, ich kann die meinige nicht eintheilen, damit sie genießbar wird, entweder alles, oder kein Leben, kein Athemzug, der das Herz erweitert.

Und an einer andern Stelle:

Wenn Sie mir gut sind, so verkennen Sie all dies nicht, jemand, der so lebhaft alles fühlt wie ich, der kann sich nicht weniger lebhaft ausdrücken, es ist keine Frage, daß mir Gott mehr gewähren muß wie andern, er muß mir alles gewähren (denn er hat mir das Entbehren nicht anerschaffen), mithin auch Ihre Liebe, und deswegen bin ich auch wieder getröstet.

Sehr liebenswürdig und von vieler Selbsterkenntniß zeugend ist wieder der Schluß des Briefs:

Ich sage da viel durcheinander, und wer diesen Brief in Händen hielte und ihn so sinnlich läse, wie er dasteht, dem würde er keinen Bestand haben, wer aber heimlich lauscht und aufmerkt, und mir gut ist, der wird einen einzigen Ton darin hören, der alle andern Töne zur Melodie verbindet.

Von den übrigen Führern der romantischen Schule ist Amadeus Hoffmann nur mit einem einzigen interesselosen Briefe, Fouqué und Heinrich von Kleist aber gar nicht vertreten. Reicher dagegen ist die Beisteuer der „romantischen" Philosophen Solger und Steffens, namentlich des letztern. Tieck hatte Solger 1810 in Frankfurt a. O. aufgesucht; dafür kam 1811 Solger in den Pfingsttagen zu Tieck nach Ziebingen, einem Landgute, auf welchem Tieck damals lebte, und wohnte dort einige Tage. Später trafen sie sich wiederum in Warmbrunn und besuchten zusammen das schlesische Gebirge. Tieck hegte sonst gegen Philosophen von Profession großes Mistrauen; doch mit Solger verständigte er sich rasch. Der Briefwechsel zwischen Tieck und Solger ist bereits in Solger's hinterlassenen Schriften veröffentlicht, Holtei bringt einige Nachträge. Solger ertheilt seinem Freunde einige Winke, wie er bei seinen Shakspeare-Untersuchungen zu Werke zu gehen habe. Er schickt ihm zwei Bände old plays zurück und schreibt dabei:

Der K. John hat sich ganz in meiner Gunst erhalten. Es ist auch in der Sprache eine Frischheit und einfache Kraft, die recht erquickt. Ich bin höchst begierig auf Ihre Entwickelung der verschiedenen Bildungsstufen von Shakspeare's Charakter. Wenn ich den alten John mit dem neuen vergleiche, so sehe ich recht deutlich, daß eine Welt dazwischenliegt, und daß sich allein darüber etwas höchst Belehrendes sagen läßt. Bei diesen Untersuchungen wird erst recht klar werden, was nicht allein romantische, sondern was auch moderne Poesie ist, und welch ein Wendepunkt der Protestantismus nnd seine ganze Lebensansicht war. Sie werden gewiß nicht unterlassen, alles dieses miteinander in Verbindung zu setzen. So muß Shakspeare's Geschichte allein eine Geschichte einer ganzen Hauptgattung der Kunst werden. Ich erwarte, was Sie über die Einmischung der sogenannten komischen Scenen sagen werden. Die Scene mit den Mönchen hat doch wol einen himmelweit verschiedenen Charakter von allen andern der Art. Ich habe über jenes Komische meine eigene Theorie, und glaube, daß es ganz denselben Ursprung hat mit jenen Reflexionen, worin die moderne Poesie oft so tiefsinnig die innern Gründe der Dinge zum Bewußtsein zu bringen oder wenigstens zu berühren sucht, und woran ich in allen wahren Dichtern neuerer Zeiten einen großen Reichthum finde. Sie werden verstehen, was ich mit Reflexionen meine, nicht solche, wie Schiller's Chor in der „Braut von Messina" anstellt.

Von weit größerer Bedeutung sind die Briefe von Henrik Steffens, in denen sich die ganze etwas wirre Genialität dieses edeln Strudelkopfs spiegelt, Witz, Phantasie, tüchtige Gesinnung bei einer gänzlich unpraktischen Zerfahrenheit und Haltlosigkeit im äußern Leben. Steffens brauchte sehr vielen finanziellen Vorspann und mußte dann die Zinsen dafür in mancherlei Liebesdiensten abtragen, zu denen denn auch der Freund Tieck ins Geschirr gehen sollte. Er empfiehlt an ihn junge Männer, denen es zu besonderm Verdienste gereichte, daß ihre Väter ihm Geld geborgt; er ersucht ihn um Beiträge für eine kleine Sammlung von Erzählungen, deren Verleger er sehr nöthig hat, „weil er ihn aus einer großen Verlegenheit reißen muß". Durch mehrere dieser Briefe geht ein sehr finsterer Geist; denn Tieck hat die Romane von Steffens nicht günstig beurtheilt und Steffens deshalb längere Zeit mit dem Gewaltherrscher des damaligen Parnasses gegrollt. Natürlich lag dieser Kritik ein seltsames, völlig unbegreifliches Misverständniß von seiten Tieck's zu Grunde, doch namentlich in Breslau fielen Dummheit und moderne Verfolgungssucht, als die Kritik erschien, triumphirend über Steffens her. Seine Schilderung des berliner Tieck-Festes im Jahre 1833, welches Holtei in einem der hier mitgetheilten Briefe an den Meister in so liebenswürdiger Weise beschreibt, athmet einen gewissen satirischen Geist, obgleich Steffens dabei selbst als Festredner auftrat und dem Freunde in nuce alles Lob mittheilt, was er bei dieser Gelegenheit, wie es scheint, etwas mühsam und mühselig zu Tage gefördert. Offenbar herrscht zwischen Tieck und Steffens eine gewisse Rivalität. Die Romane von Steffens machten fast mehr von sich reden, als die Novellen von Tieck, und dieser konnte oder wollte den befreundeten Norweger in der Literatur nicht für voll ansehen.

Die Briefe von Steffens enthalten mancherlei geistvolle und originelle Stellen, so z. B. die folgende über den Babelsthurmbau in unserer Literatur (den 11. September 1814):

So gewiß wie es ist, daß die Zeit, in welcher Goethe und Fichte und Schelling, und die Schlegel, du, Novalis, Ritter und ich, uns alle vereinigt träumten, reich an Keimen mancherlei Art waren, so lag dennoch etwas Ruchloses im Ganzen. Ein geistiger Babelthurm sollte errichtet werden, der alle Geister aus der Ferne erkennen sollten. Aber die Sprachverwirrung begrub dieses Werk des Hochmuths unter seine eigenen Trümmer. Bist du der, mit dem ich mich vereinigt träumte? fragte einer den andern. Ich kenne deine Gesichtszüge nicht mehr, deine Worte sind mir unverständlich — und ein jeder trennte sich in den entgegengesetztesten Weltgegenden, die meisten mit dem Wahnsinn, den Babelthurm dennoch auf eigene Weise zu bauen.

Sehr drollig ist die melancholische Betrachtung über die rasche Entwickelung eines jungen Mannes:

Der Ueberbringer ist ein junger Mensch, der mich recht beschämt hat, denn vor fünf Jahren war er noch ein hoffnungsvoller Primaner. In der Zeit wohne ich in derselben Stube, sitze auf demselben Stuhle, ja schnaube die Nase in dieselben Schnupftücher und weiß recht gut, wie ich alle Jahre schlimmer geworden bin und mehr und mehr verlernt habe, und in der Zeit ist der junge Mann — immer unter meinen Augen — nur ein Jahr in Berlin, immer gelehrter, immer kenntnißreicher geworden, und die Kenntnisse und die Gelehrsamkeit sind am Ende bis ins Unermeßliche angeschwollen, daß ein Professor in Göttingen hat aus ihm werden können, was mir ganz ungeheuer vorkommt. So ein göttinger Professor kommt mir wie ein alter Rector vor, ich fühle mich gegen ihn wie ein Junge, der seine Lection nicht weiß.

Was Steffens über die Isolirung der wissenschaftlichen Specialitäten schreibt, ist gerade für unsere Zeit beherzigenswerth, in welcher die Fachgelehrsamkeit sich noch mehr als früher auf den wissenschaftlichen Isolirschemel setzt und der allgemeine Hauch humanistischer Bildung, durch welche früher Philosophie, Naturwissenschaften und schöne Künste verschwistert wurden, fast im Erlöschen begriffen scheint:

Hier in Berlin sehe ich es nur zu deutlich, wie eine jede Wissenschaft einen fanatischen Kern trägt, einen Wurm, der sie selbst verzehrt, indem sie die wahre Wissenschaft, die alle versteht und ehrt und fördert, ausschließt. Eine wirklich geistreiche Geselligkeit — man scheut sich selbst diese Benennung der höchsten irdischen Güter zu brauchen, so abgenutzt ist auch sie — würde mehr als alles die engherzige, geistlose, vereinzelnde Einseitigkeit, die neben der leeren Universalität einherschreitet, verdrängen.

Noch verdient hier der Brief eines romantischen Publicisten Erwähnung, der Brief von Jakob Joseph von Görres, nur ein einziger, aber ein Löwe. Görres liest mit Erbauung die Flickschusterei, die Tieck am deutschen Theater treibt und entschuldigt damit die seinige, die er aus ähnlicher Liebhaberei und mit gleicher Hoffnungslosigkeit bisher am deutschen Reiche ausgeübt. Damit das Reckenhaft-Groteske nicht fehle, kommt in dem Briefe folgende Stelle vor:

Die erste Tracht unsers Briefwechsels ist somit abgehoben, und wenn Sie nun in andern vier Jahren wieder eine Antwort schreiben, so können wir nach und nach eine schöne Titanencorrespondenz einleiten, wo die Riesenbübchen dastehen und sich die Briefschaften wie Bälle aus einem Welttheil in den andern und einem Jahrhundert ins andere zuwerfen.

Ex ungue leonem! Das ist der ganze Görres, der die kolossalen Urweltsgötter nicht nur in die Tagespolitik, sondern auch in seine freundschaftliche Correspondenz mischt.

Rudolf Gottschall.

Zur niedersächsischen Geschichte.

1. Niedersächsische Geschichten. Von Wilhelm Wachsmuth. Berlin, Brigl. Gr. 8. 27 Ngr.
2. Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim von Wilhelm Wachsmuth. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Von der Vergangenheit soll die Gegenwart, von dem Alter die Jugend lernen. Dieser Lehrsatz ist von der Wissenschaft und echter Lebensweisheit ebenso anerkannt, als seine Wahrheit von dem Leichtsinn oder der Verblendung in den Wind geschlagen wird. Unser Zeitalter, dessen Symbol „der Dampf", und unsere Jugend, deren charakteristischer Zug „anspruchsvolle Ungeduld" ist, bedürfen beide gar sehr des Rückblicks auf die Vergangenheit, auf die, welche einstens waren. Die Jugend der Gegenwart, um bei dieser allein stehen zu bleiben, ist nur zu sehr in dem Glauben selig, daß sie von der Vergangenheit nicht viel lernen könne, da dieselbe ja nur aus einer Reihe von überwundenen Standpunkten bestehe, sowie in dem Irrthum befangen, es sei des Arbeitens und Ringens in frühern Zeiten viel weniger nöthig gewesen, um an ein erwünschtes Ziel zu gelangen, als in unsern Tagen. Wie wenig dies in Wahrheit begründet sei, mag insbesondere die studirende Jugend aus der Selbstbiographie lernen, welche der greise Verfasser seiner oben zuerst genannten Schrift: „Niedersächsische Geschichten", vorgesetzt hat. Und ist etwa die Zahl deutscher Männer von ähnlichen Erfahrungen so klein? Wahrhaftig nicht. Der deutschen Jugend ist in dieser Selbstbiographie ein Bild mit Wahrheit und Treue gezeichnet, dessen Beschauung ihr Belehrung und Mahnung, aber auch Muth und Zufriedenheit zu gewähren vortrefflich geeignet ist. Auf einen Auszug aus der Selbstbiographie verzichtend, der ohnehin der wünschenswerthen Wirkung entbehren müßte, beschränken wir uns auf folgende allgemeine Bemerkungen. Erstlich: daß der ehrwürdige Verfasser in den kraftvollsten und empfänglichsten Mannesjahren sich auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft bewegte, insbesondere auch auf dem der Sprachen, bevor er sich auf dem geschichtlichen Felde heimisch niederließ, gereichte ihm um so mehr zum Heil, als ja die Geschichtswissenschaft mit jeder andern ihrer Schwestern in einen mehr oder minder engern Verkehr zu treten genöthigt ist. Zweitens: als der Verfasser in seiner wissenschaftlichen Heimat als Schriftsteller auftrat, beurkundete er infolge seiner Vergangenheit bereits ein so gereiftes Urtheil, daß eine ehrenvolle Stellung unter den Historikern Deutschlands ihm sofort gesichert war. Drittens endlich: die Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit seiner Studien hat ihn nach so verschiedenen Richtungen der Geschichtschreibung hingeführt, auf denen ihm nur wenige zu folgen im Stande sein möchten, zumal da ihm selbst im Greisenalter zur Freude seiner zahlreichen Schüler und Verehrer weder Geist noch Körper ihre Dienste versagen.

Es versteht sich von selbst, um jetzt zu den obengenannten Schriften selbst überzugehen, daß in denselben von neuen Forschungen und Resultaten nicht die Rede sein kann; wol aber zeigt der Verfasser eine so genaue und gründliche Bekanntschaft mit dem wissenschaftlichen Stande der Dinge, die historischen Thatsachen, mögen sie auf Volk, Staat oder Fürsten sich beziehen, sind ihm gleichsam so zur Hand, daß sie sich mit bemerkbarer Leichtigkeit seiner populären, aber keineswegs trivialen Darstellung fügen. Ziehen wir dabei noch den Umstand in Erwägung, daß die Bekanntschaft mit der Geschichte Niederdeutschlands, obwol sie ein bedeutendes, eigenthümlich gestaltetes Glied in der Gesammtgeschichte Deutsch-

lands bildet, keineswegs in allen Volkskreisen eine nach Gebühr verbreitete ist, so kann der vorliegenden Schrift, auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, Verdienst und Werth nicht abgesprochen werden. Geben wir jetzt unsern Lesern unter Anleitung des Verfassers ein stattliches Bild Niedersachsens im Anfange des 16. Jahrhunderts, also derjenigen Zeit, in welcher das Mittelalter seine Laufbahn für abgeschlossen ansehen mußte, um der Neuzeit die Bahn freizumachen.

Der Klerus hatte sich wie überall mit Land und Leuten auch in Niedersachsen reichlich bedacht. Unter den Reichsfürsten geistlichen Standes hatten den ersten Rang die Erzbischöfe von Bremen-Hamburg und von Magdeburg; ihr Gebiet erreichte auf der einen Seite die friesischen Küstenlande, auf der andern griff es in die überelbischen Lande der Wenden ein. Ein dritter Erzbischof, der von Mainz, hatte seine Diöcese über den Harz bis ins Herz des Sachsenlandes vorgeschoben; über die zum Eichsfelde gehörige duderstädter Mark und den Lisgau hatte er sich sogar die Grundherrlichkeit erworben. Unter den Bischöfen nahmen die von Hildesheim den ersten Platz ein; sie hatten ein recht stattliches Gebiet zusammengebracht „in der Mitte der Stammsitze der altsächsischen Ostfalen, im eigentlichen Herzlande" der Niedersachsen. Von minderer Bedeutung waren die Bisthümer von Halberstadt, Minden und Verden. Nächst den Bisthümern waren von besonderer Bedeutung schon aus alter Zeit die Abteien von Gandersheim und Quedlinburg. An nicht reichsunmittelbaren Stiftern war Niedersachsen sehr reich und nicht wenige derselben mit zeitlichem Grundbesitz wohl ausgestattet, vor allem die Abteien von Sanct-Michaelis in Lüneburg und Hildesheim.

Die Zersetzung des Deutschen Reichs in eine Menge weltliche Gebiete war im Norden nicht geringer, insbesondere nach der Auflösung des alten Herzogthums Sachsen, als im Süden. Unter den Fürstengebieten hatte sich das welfische am ansehnlichsten entwickelt: 1235 ward es zum Herzogthum Braunschweig erhoben und erhielt bald nachher den Namen Braunschweig-Lüneburg. Zu diesem Gebiete gehörte ein guter Theil des Harzgebirgs mit seinen ergiebigen Metallgruben, während die Stadt Lüneburg, obschon von Heide- und Sandboden umgeben, durch ihren Gewerbsstand, durch Handelsverkehr und ihre Salzquellen sich auszeichnete. Das Herzogthum Lauenburg war von geringem Umfange; einen nicht unbedeutenden Bestandtheil desselben bildete das Land Hadeln am linken Elbufer. Ein drittes Herzogthum bestand aus den Landen Schleswig und Holstein; mit friesischen und niederländischen Bestandtheilen war dort das sächsische Wesen durchsetzt, aber in Schleswig weit vorgedrungen und theilweise in gleichem Rechte wie die dänische Volkssprache. Dieses sächsische Wesen „bekam einen verhängnißvollen Auswuchs, seitdem mit der Erwählung König Christian's I. von Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein 1460 diese Lande einerlei Dynastie mit Dänemark und dieses eine durch außerdeutsche Interessen fremdartige Stimme im niederdeutschen Fürstenrathe hatte". Die Grafen und Herrschaften Niedersachsens zogen sich hauptsächlich längs der westlichen Grenze hin, und hier war die Scheidung vom Westfälischen nicht scharf. Auch nach Hessen hin war die Grenze nicht fest geschlossen.

Sehr bedeutsam für niedersächsische Angelegenheiten waren die Harzgrafschaften Wernigerode und Stolberg, Hohnstein, Blankenburg und nach dem Aussterben jener beiden, Heimburg. Wie hier das Niedersächsische sich mit dem nicht rein sächsischen Nordthüringen und dem Harzgau verzweigt, so gilt dies noch mehr von der Grafschaft Mansfeld, die größtentheils im Bereiche des alten Suabengaus entstand. Wie die zuerst genannten Harzgrafen, so standen auch unter welfischer Lehnshoheit die Grafschaften Spiegelberg, Wunstorf, Wölpe, Hallermund, Homburg, Everstein, Dannenberg; diese Dynastien starben im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts aus; ihre Lehnslande wurden dem welfischen Gebiete einverleibt. Und so standen im 16. Jahrhundert die Welfen allen andern Fürstengeschlechtern Niedersachsens an Besitzthum und „reichgegliederter Sippe" voran; und da es ihnen weder an Thatkraft noch an Unternehmungslust fehlte, so erklärt es sich ganz natürlich, wie ihnen die Geschichte Deutschlands in jener Zeit nicht nur, sondern auch in den folgenden Jahrhunderten so vielfach begegnet. Und ihre Nachkommen sitzen jetzt auf den Thronen Englands, Hannovers und Braunschweigs.

Gegen das zahlreiche Junkerthum Niedersachsens bildeten diejenigen Städte, die ihre Reichsfreiheit zu behaupten wußten oder in der Hansa einen Schutz fanden, ein starkes Gegengewicht. Als reichsfrei galten am frühesten Goslar und Lübeck; Hamburgs Reichsfreiheit wurde von Holstein, Bremens von seinen Erzbischöfen bestritten, was indeß thatsächlich ihre Selbständigkeit nicht gefährdete. Von den übrigen Städten — Goslar war bereits im Niedersinken — befanden sich mehrere im Zustande der Halbfreiheit, doch ließen sich dieselben von den Landesherren, von deren Gebiet sie eingeschlossen waren, wenig gefallen, und den Mangel an Reichsfreiheit ersetzte der Schutz oder Rückhalt der Hansa. Braunschweig nahm unter diesen Städten den ersten Platz ein durch Zahl, Streitfertigkeit und Wohlstand seiner Bürgerschaft — erst 1671 verlor es seine Unabhängigkeit an den Territorialherrn Herzog von Braunschweig —; ihm zunächst standen Hildesheim und Lüneburg; von geringerer Bedeutung, wenn auch nicht ohne den Stolz und Trotz, den das Bürgerthum des Mittelalters bis auf die Unglückszeit des Dreißigjährigen Kriegs bewies, waren Göttingen, Hannover, Eimbeck, Nordheim, Minden, Hameln, Verden, Celle. Da die fürstlichen Hoflager immer noch burgartig waren, so pflegten die Fürsten nur auf Besuch in die größern Städte zu kommen, und nicht selten geschah es, daß die Fürsten, auf das Mistrauen der Bürgerschaft stoßend, einen Geleitsbrief einholen mußten. „So hatte einst die lüneburgische Bürgerschaft den naiven Einfall, die herzogliche Wohnung ohne Küche zu lassen, damit der fürstliche Besuch nicht zu lange dauern möge."

Die alte Freiheit des Landvolks war durch Fürsten-

ynasten, Junker und Städte auch im Norden wie im üden, trotz größerer Zähigkeit, zu Grunde gegangen; r kleine Ueberreste alter Volksverfassung und Rechts- :e in den Niederungen hatten sich erhalten, an denen iter Justus Möser noch seine altdeutschen Rechtsstudien ıchen konnte. Die französische Revolutionszeit mit ihren litischen Folgen für Deutschland hat auch hier tabula sa gemacht, wenigstens im staatlichen und rechtlichen ırmalismus, während Charakter und Sitten des Volks ch mannichfach die Kennzeichen ihres Urtypus an sich agen. Dies möge genügen, um unsern Lesern ein Bild ın dem Charakter und dem Inhalte des vorliegenden uchs zu geben. Wir fügen nur noch die Bemerkung nzu, daß der Verfasser den fürstlichen Persönlichkeiten, ıständen und Ereignissen im Reformationszeitalter und ährend des Dreißigjährigen Kriegs eine besondere Auf- erksamkeit geschenkt hat. Mit dem westfälischen Friedens- ıluß hat der Verfasser auch sein Buch abgeschlossen.

Indem wir in der zweiten obengenannten Schrift ıfers Autors: „Geschichte von Hochstift und Stadt ildesheim" — beide Schriften ergänzen sich gegen- itig — zuvörderst einen Act der Pietät anzuerkennen ha- n — der Verfasser ward daselbst am 28. December 1784 boren —, müssen wir sodann erklären, daß sie einen ht verdienstlichen, mit wissenschaftlichem Apparat aus- ıstatteten Beitrag zur Städtegeschichte Deutschlands bil- :t; und welchen Werth die Geschichtswissenschaft gründ- chen Monographien dieser Art beizulegen hat und in un- rn Tagen in der That beizulegen gewohnt ist, darf als llgemein bekannt vorausgesetzt werden. Der Verfasser at seine Arbeit, der er mit sichtlicher Liebe bis zu ihrer ollendung zugethan gewesen ist, in folgende Abschnitte etheilt: 1) „Die ersten zwei Jahrhunderte"; 2) „Das ahrhundert der fränkischen Kaiser"; 3) „Die welfisch- ohenstaufische Zeit"; 4) „Die letzten Jahrhunderte des Rittelalters"; 5) „Die Stiftsfehde; Abtretung des großen Stifts"; 6) „Zeit des Kirchenstreits und des Dreißigjäh- igen Kriegs"; 7) „Das wiedergeeinte Stift und die Stadt is zum Untergange der staatlichen Selbständigkeit"; 8) „Die Fremdherrschaft bis zur Vereinigung Hildesheims mit Han- over".

Da nun Schreibart und Gründlichkeit des Verfassers inlänglich bekannt sind, alle diejenigen aber, welche sich ssenschaftlich mit historischen Studien beschäftigen, die f das deutsche Städteleben des Mittelalters führen, die annte Schrift selbst zur Hand zu nehmen Veranlas- ng haben werden, so können wir uns des Einge- auf Einzelheiten um so mehr enthalten, da uns hin der Raum dazu hier nicht zu Gebote stehen de. Nur mit dem Schlusse der Schrift wollen wir noch in Kürze beschäftigen. Abgesehen davon, daß Schluß etwas abgebrochen erscheint und daß man erdem die Punkte, die der Verfasser, einer Aeußerung der Vorrede zufolge, einer gelegentlichen Erörterung in „Hildesheimischen Sonntagsblatt" sich vorbehalten hat, der Schrift selbst gewiß recht gern gelesen haben würde, hätten es unsers Dafürhaltens die Leser unstreitig nicht minder dankbar aufgenommen, wenn an die Mittheilung, die der Schluß enthält, einige Bemerkungen angeknüpft worden wären, die einem Manne, wie dem Verfasser, der in die betreffenden Verhältnisse so gut eingeweiht ist, nicht fern liegen konnten. Wie überhaupt für das von Napoleon I. geschaffene Königreich Westfalen, so galt auch für Hildesheim

Gleichheit aller vor dem Gesetz, Cultfreiheit für jegliche Confession, Aufhebung aller Kapitel, Klöster und geistlichen Stiftungen außer den zum Unterricht bestimmten, Aufhören aller Privilegien von Personen, Familien und Corporationen, Bestätigung des Adels aber ohne ausschließliches Recht auf Aemter und auf Befreiung von Staatslasten, Abschaffung des Innungswesens, also Wegfall aller Gildengelder, der Meisterscheine und Wanderpflicht, Einführung von Gewerbspatenten, Umänderung aller Lehnschaften in Allodien, Wegfall der Herrendienste und der an die Gutsherrschaft geleisteten Gefälle, doch mit Zulassung oder Abmittelung eines Grundzinses oder jährlicher Rente, Gleichstellung des Rechtsstandes der Juden mit den übrigen Staatsgenossen, Einführung des Code Napoléon mit Friedensrichtern und Geschworenen.

Wir wissen jetzt aus mehrern Schriften und Geständnissen von Zeitgenossen und neuerdings ganz besonders aus König Jerôme's Memoiren, daß die Volksmasse des neuen Königreichs, die sich am allerwenigsten in Hannover nach Preußen zurücksehnte, mit der neuen Verfassung keineswegs unzufrieden war: der Minister des Cultus, Johannes von Müller, trug äußerlich einen berühmten Namen und innerlich keine undeutsche Gesinnung, und der Justizminister, Siméon, obgleich Franzose, war ein auch von den Deutschen geachteter Mann, während Jerôme wenigstens nichts Schlechtes wollte. Allein Napoleon's despotische Willkür und die Wirthschaft seiner Generale, die sich um den König nicht im geringsten kümmerten, erregten Misstimmung auch in der Volksmasse. Und an diese Misstimmung hing sich die feudale Reactionspartei, der die neue Verfassung ein Dorn im Auge war; daher der leichte Sturz des westfälischen Königreichs. Am schroffsten trat die Reaction in Kurhessen auf, und sein Fürstenhaus hat sich bis diese Stunde noch nicht mit Verhältnissen auszusöhnen vermocht, die im Jahre 1808 ihre erste Begründung erhielten. Weniger schroff, wenn auch immerhin empfindlich genug, machte sich die Reaction in Hannover geltend: war es ja ein Krongut des freisinnig constituirten England, und der Zögling einer deutschen Universität, Göttingens, der Herzog von Cambridge, ward später sein wohlwollender Vicekönig. Erst 1837, als Ernst August Selbstherrscher von Hannover wurde, nahm die Reaction von neuem einen starken Anlauf; auch auf diesem Staatsgebiete ist der Kampf noch nicht ausgekämpft. Nur in Braunschweig hat fürstliche und feudale Renitenz gegen die Principien des Jahres 1808 so gut wie gänzlich ihre Endschaft erreicht. **Karl Zimmer.**

Ein deutscher Citatenschatz.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. Von Georg Büchmann. Berlin, Haude und Spener. 1864. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch hat sich sehr großer Theilnahme zu erfreuen gehabt und ist bereits in zweiter Auflage erschienen. Georg Büchmann hat viel Talent für humoristische Darstellung, der es hier gelingt, das Heterogenste oft sehr glücklich zu verbinden, sodaß wir es nicht blos mit kahler Aufzählung sprichwörtlich gewordener Citate zu thun haben, sondern mit Vergnügen die neckischen und doch lehrreichen Bemerkungen des Verfassers lesen.

Büchmann erhebt den Anspruch, „einen bisher unbeachtet gebliebenen Stoff des Gedankenschatzes der deutschen Nation hier zum ersten male bearbeitet zu haben". Das ist richtig in Bezug auf den Umfang, den er der Sammlung gibt, für einzelne Abtheilungen haben jedoch schon andere fruchtbar vorgearbeitet, so z. B. für die Bibel.

Um den reichen Inhalt des Buchs zu bezeichnen, bemerken wir, daß der erste Abschnitt Citate aus deutschen Schriftstellern bietet, aus Schiller allein über 130 Aussprüche, während auf Goethe gegen 90 kommen (die meisten aus „Faust"). Weniger steuern dazu: Lessing, Herder, Müllner, Lichtwer, Haller, Heine, Seume, Bürger, Luther (ist zu dürftig vertreten). Der zweite Abschnitt behandelt fremde Schriftsteller, die natürlich bei einer Nation von Schulmeistern und Pedanten erstaunlich oft und lieber als das Eigene verwendet werden. Es läßt so schön.

Büchmann führt erst diejenigen an, die in deutscher Zunge geläufig sind, dann französische, englische (sehr viele aus Shakspeare), italienische (Dante), griechische (nur zwei!) und lateinische. Auf die biblischen Citate folgen eine Reihe historischer.

Das einzelne betreffend haben wir für manche Belehrung zu danken. Man hält z. B. das bekannte:

Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim

für altclassisch, und doch ist es zuerst nachweisbar im 13. Jahrhundert in der „Alexandreis" des Philippe Gualtier, 5, 301. Der Vers lautet dort:

Incidit (nicht incidis!) in Scyllam cupiens vitare Charybdin.

Er ist aber auch dort schon sprichwörtlich gebraucht, wie die Stelle zeigt, und scheint nicht absolute Erfindung des Gualtierus zu sein. Erasmus hielt den Vers für alt (qui apud Latinos celebratur). Bis auf Büchmann aber ist die Sache nicht unbekannt gewesen, denn schon Eiselein („Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volks", 1838) erwähnt es S. 524.

Daß zu den deutschen Citaten manches hinzuzuthun ist und stets bleibt, versteht sich und ist kein Vorwurf für den ungemein belesenen Verfasser. Lieber aber hätten wir manches andere fortgewünscht. Dahin gehören besonders die wol meist nur als Aufsatzthemata benutzten Schiller'schen Disticha, aus denen sprichwörtlich, soviel wir sehen, nur die „tüchtige Kuh" ist, für welche die Wissenschaft angesehen wird. Wir fügen hinzu:

Für mich ist Spiel und Tanz vorbei,
Das Lachen ist vorüber. —
Was frag' ich viel nach Geld und Gut —

beides Liederanfänge von Johann Martin Miller, dem Verfasser des „Siegwart" (vgl. Goedeke, S. 700).

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit. (Hölty.)
Sohn, da hast du meinen Speer. (Fr. Stolberg.)
Ach ja, Herr Amtmann, ja! (Gellert.)
Wir Wilden sind doch bessre Menschen. (Seume.)
(Er) schlug sich seitwärts in die Büsche. (Derselbe.) –

steht S. 54. Ueber das Bekannte zu den historischen zu rechnende:

Ach du lieber Augustin!

war neulich in dem Journal „Daheim" Aufklärung gegeben. Sehr bekannt ist auch der Anfang des Kotzebue'schen Liedes:

Es kann ja nicht immer so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond.

Auch das Lied:

Guter Mond, du gehst so stille

erhält für Berlin Bedeutung durch die Fortsetzung:

Durch die Paddengasse hin.

Leider hat dieser alte Name jetzt einem neuen weichen müssen, aber diese Form wird in Berlin gewiß noch existiren, wenn sie keiner mehr versteht.

Büchmann führt öfter Travestien an, z. B.:

Wer den Bestien seiner Zeit genug gethan,

statt „den Besten", oder:

Ehret die Frauen; sie flechten und weben
Wollene Strümpfe fürs irdische Leben;

oder solchen Blödsinn, wie:

Die Ibiche des Kranikus;

ferner:

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das nöth'ge Geld auch findet.

Dahin gehört auch die Blasphemie:

Mein erst Gefühl sei preußisch Courant,

die wir hier nachtragen. Chamisso's treffliches Wort:

Der Zopf, der hängt ihm hinten,

darf doch auch in einer deutschen Citatensammlung nicht wol fehlen.

In Betreff Goethe's bemerkt Büchmann, daß außer dem „Faust" seine Werke verhältnißmäßig wenig für den Citatenschatz unsers Volks geliefert haben. Das ist beschämend genug, zumal wenn man weiß, daß diese Citate bei vielen überhaupt das einzige sind, was sie von den Dichter wissen. Mit Recht fordert Büchmann, daß man Goethe's „Sprüche in Reimen" und „Sprüche in Prosa" auf ihre Quellen zurückverfolge; es würde damit ein nicht unwillkommener Beitrag zur Erklärung Goethe's geliefert werden. Bei diesem Anlaß wollen wir erinnern, daß schon Schopenhauer darauf hinweist, daß Goethe in Indien Sprichwörter hörte, die er in deutsche Form goß, und wollen nicht unterlassen, ein Buch zu nennen, das Goethe — er steht in der Subscriptionsliste — besaß und ganz gewiß zu manchem Verslein benutzte; es heißt „Geist des Orients". Die köstlichen Sprüche aus arabischen und persischen Dichtern, deren wir uns aus früher Lehrzeit erinnern, werden ohne Zweifel auch zum „Westöstlichen Divan" beigesteuert haben.

S. 55 bei Gelegenheit des Worts: „Die Todten reiten

ſchnell", läßt ſich der Verfaſſer über den Anlaß der Bürger'ſchen Ballade aus. Er beſtätigt das Vorhandenſein dieſer Stelle in der Volksſage durch Herder's Ausſpruch. Es fragt ſich nur, ob man Bürger etwas nimmt, wenn ihm die Erfindung des Stoffs abgeſprochen wird. *) Guſtav Schwab ſagt ſehr ſchön:

Find' ein poetiſch Korn
Auf unter Schutt und Dorn,
Drauf mit dem plumpen Schritt
Sonſt der Philiſter tritt;
Pflanz' es in deine Stirn,
Heg' es und pfleg's im Hirn,
Bis es im Sonnenlicht
Aufgeht, ein klar Gedicht;
Kaum iſt es aus dem Kopf,
Nimmt einer dich beim Schopf,
Knicket die Blume hold,
Riechet dran, nieſt und grollt:
„Dir gehört nichts davon,
Freund, als die Diction!" —

Die Redensart: „Durch ſeine Abweſenheit glänzen", führt Büchmann auf Chénier's „Tibère" („Brutus et Caſſius brillaient par leur absence"), ja auf Tacitus zurück („praefulgebant . . quod non visebantur"). S. 69 erfahren wir die Entſtehungsgeſchichte „des beſagten Hamlets". „Wir glauben nicht, daß „Dreimal ziehen iſt ſo ſchlimm, wie einmal abbrennen" gerade von Franklin herſtammen müſſe; es iſt wol deutſch (vgl. Eiſelein, S. 5).

Richtig iſt, daß „Du haſt es eingerührt, du mußt es auch aufeſſen" auf Terenz zurückgeht. Es gibt aber eine deutſche Form deſſelben Gedankens:

Den Dyſen, den du gemachet heſſt, den moſtu affſpinnen.
Colo quod aptasti, id tibi ipsi nendum est.

(Vgl. Tappius bei Latendorf, „Agricola", S. 210.)

S. 73 lernen wir, daß „Le style c'est l'homme" in dieſer Form wenigſtens nicht Buffon's Eigenthum ſei, nur der Stil iſt ſein" („ces choses sont hors de l'homme, le style est [de] l'homme même").

Mit demſelben Rechte, wie die zwei griechiſchen Wörter S. 106 hätten doch noch eine ganze Reihe erwähnt werden können, denn das Homeriſche „δόσις δ' ὀλύγη τε ὀλίγη τε" und das Goethe'ſche Motto aus Menander und doch gewiß nicht bekannter, als „πάδος, μάδος"; „ὄρνις πεσούσης πᾶς ἀνὴρ ξύλεύεται"; „μηδὲν ἄγαν"; „εὕρηκα!" und viele andere. Ebenſo würden wir gegen die lateiniſchen Citate manche Einwendung haben; ſie ſind meiſt auch blos in gelehrter Anwendung vorhanden und da ſelbſt zum Theil individuell gewählt, ſodaß man gar kein Ende fände, wollte man alles mehreremal vorkommende anführen. Uebrigens kann man bemerken, daß die heutige Gelehrſamkeit ſelbſt mit viel weniger ſolchen gelehrten Brocken haushält, als die beleſenere ältere. Den Ausdruck „Philiſter" erklärt Büchmann nicht. Er thut recht, die von Wurzbach (denn das iſt der S. 150 genannte Sammler) vorgebrachte Geſchichte in das Gebiet „jener tauſendfachen Albernheiten" zu verweiſen, „die man nachträglich erfindet, um einen unverſtändlich gewordenen Namen zu erklären". Sollte nicht Philiſter aus Polyhiſtor entſtanden ſein? Die Verantwortlichkeit für jene alberne Geſchichte trifft übrigens nicht Wurzbach, ſondern Eiſelein, aus dem er ſie entlehnt hat.

Die letzte Abtheilung, in die auch manches der früher beſprochenen Wörter ſich einreihen ließe, bringt vieles recht Intereſſante. Mit „L'état c'est moi" wird es ähnlich ſtehen, wie mit „Le style c'est l'homme". Wir vermuthen, daß es eine ſcherzhafte Aeußerung des Königs war, etwa l'état — c'est-à-dire moi, und daß daraus das Dogma des Abſolutismus geprägt wurde. Sicherlich hat Ludwig XIV. das Wort nicht im April 1655 vor dem Parlamente geſagt. Mit gleicher Sicherheit ſpricht Büchmann dem alten Cato das Wort ab: „Ceterum censeo etc." Höchſt beluſtigend iſt die Geſchichte des nicht geſprochenen Wortes: „Il n'y a rien de changé en France; il n'y a qu'un Français de plus", S. 183 fg. Die hiſtoriſchen Wörter reichen bis in die neueſte Zeit, Bismarck's „Blut und Eiſen" fehlt nicht und für Eulenburg's „elegante Kriegführung" hat „Kladderadatſch" geſorgt, daß ſie zu einem „geflügelten Wort" geworden. „Man glaube nicht", ſagt Büchmann, „daß das Citat immer blos durch die Gediegenheit des Inhalts zum volksthümlichen Citat wird." Wir ſchließen die Anzeige des intereſſanten Buchs mit einem geflügelten Worte, das unſern Leſern lieb ſein wird: „Dixi." 8.

*) Wolfgang Menzel, der dies zu glauben ſcheint, citirte Müllenhoff's Sagen aus Schleswig und Holſtein", Nr. 224. (Vgl. Menzel's „Deutſche Dichtung", III, 179.) I, 151 hat er aber eine holländiſche Sage, von drei Buſterstöchtern, die wol dieſelbe iſt, aus der Bürger jene vereinzelten Züge hörte und die doch beweiſt, daß Bürger's Gedicht daraus nichts zu entlehnen können, als eben die Verſe:

't maantje schijnt zo hel,
mijn paardtjes lope zo snel,
sorte liefje, rouwt 't w niet?

Das alte Volkslied von Lenore", das Menzel zu kennen ſcheint, iſt ſeine eigene Erfindung; er meint die auch von Büchmann mitgetheilten, dieſen ähnlichen drei Verſe.

Alemanniſches und Schwäbiſches.

1. 'S Breneli us der Bluemmatt. Ein Idyll aus dem Baſelbiet in alemanniſcher Mundart von Jonas Breitenſtein. Baſel, Georg. 1864. 8. 24 Ngr.
2. Schwäbiſche Volkslieder. Beitrag zur Sitte und Mundart des ſchwäbiſchen Volks. Freiburg i. Br., Herder. 1864. Gr. 8. 22½ Ngr.
3. Schwäbiſche Frauen. Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten von J. P. Glökler. Stuttgart, Koch. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das erſte von den hier angezeigten Werken: „'S Breneli us der Bluemmatt", von Jonas Breitenſtein, verſetzt uns in die Heimat Hebel's, in das Ländchen, wo, wie Goethe ſagt, Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe dem Dichter zu Gebote ſtehen, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen. Breitenſtein iſt mit Hebel geiſtesverwandt; nur führt er uns im Unterſchied von Hebel in das bewegte Leben und zugleich in das politiſche Treiben des ſchweizer Volks ein, ein Gebiet, das Hebel zeitlebens fremd blieb. 'S Breneli us

der Bluemmatt, d. h. Veronika aus der Blumenwiese (so heißt das Anwesen ihres Vaters) ist die Geliebte des Arztes Jakob Brun. „Doch der Väter feindlich Zürnen trennte das verbundne Paar", bis durch eine glückliche Fügung des Schicksals Vreneli's Vater sein Unrecht einsieht, sich mit Jakob's Vater versöhnt und die Verbindung der Liebenden bewilligt.

Die Schilderung der Landessitte und der politischen Parteiungen tritt stark hervor; in mehrern Gesängen erfahren wir vom Schicksal der Liebenden gar nichts; sie sind über den Streit der Parteien erhaben und warten in Ruhe, bis die Vorsehung ihre Vereinigung möglich macht. So siegt denn zuletzt die treue Liebe und mit ihr die gute alte Sitte auch auf dem Gebiet der Religion und Politik — und insofern rechtfertigt sich die Bezeichnung Idyll immerhin. Die Anlage und Ausführung verdient alles Lob. Die Gemüthlichkeit und liebliche Milde, welche die alemannische Mundart überhaupt auszeichnen und ihr den Stempel des Idyllischen aufdrücken, durchdringen das ganze Gedicht und haben, wenigstens für den süddeutschen Leser, etwas unendlich Anheimelndes und Herzgewinnendes. Wir empfehlen das Werkchen allen Freunden der Volks- und Dialektpoesie.

Wenn die schwäbische, mit der alemannischen so nah verwandte Mundart kein größeres dichterisches Werk von classischem Gehalt aufzuweisen hat, wenn Schiller, Uhland, Mörike und sogar der Vollblutschwabe Schubart zwar „Lieder im Volkston", aber kein einziges im Volksdialekt geschrieben haben, sodaß auf diesem Gebiet nur Dichter wie Sebastian Seiler, Schlotterbeck, Weizmann zu nennen sind, so zeichnet sich doch Schwaben durch eine überaus große Anzahl von eigentlichen Volksliedern aus, die im Volk selbst entstanden sind und immer noch aus seinem Schose geboren werden, mögen sie nun, wie dies bei den meisten der Fall ist, in der Volksmundart oder hochdeutsch gehalten sein.

Das zweite Werk: „Schwäbische Volkslieder", enthält aus der reichen Fülle derselben nur wenige Proben, die hauptsächlich aus Oberschwaben, aus der Gegend von Rotenburg, Tuttlingen, Ravensburg bis an die bairische Grenze genommen sind. Da finden wir Kriegs- und Soldatenlieder, religiöse, namentlich Wallfahrtslieder, Trinklieder, Jäger-, Bauern- und Schäferlieder, sogar ein Zigeunerlied; ferner Volksballaden, Lieder im Bänkelsängerton von geringem dichterischen Gehalt, besonders aber sehr viele Schelmen-, Possen- und Schnitzliedlein, auch Tänze geheißen; das Hauptthema derselben ist selbstverständlich die Liebe. Nr. 343 bringt ein Dorflied, d. h. ein Pasquill, wo auf jede Familie vom ersten Haus bis zum letzten etwas abgehechelt wird. Was Vischer an Hebel's alemannischen Gedichten mit Recht vermißt, die „liebliche Roheit", die derbe Naturwüchsigkeit, das findet sich hier in reichem Maße. „Daß auch etwas schlüpfrige Sachen mit unterlaufen, kann nicht umgangen werden; gäbe es nicht Giftpflanzen auf der Flur, so wäre eine Lücke in der Pflanzenwelt; man muß sie auch haben, wie mir L. Uhland einst sagte." Nach dem Vorwort „konnte der ursprüngliche Zweck nicht verfolgt werden, weil dem Sammler Lust und Zeit gänzlich fehlt, derlei Sachen in seiner Heimat ferner nachzugehen". Schade ist's auch, daß er den versprochenen literarhistorischen Nachweis nicht geliefert hat. Er will diese Lieder „nur allein für die wissenschaftliche Benutzung gesammelt haben". In diesen Worten, sowie in der Weglassung seines Namens, der ohne Zweifel auf der Rückseite des Umschlags in der Anzeige der Schrift: „Volksthümliches aus Schwaben", zu finden ist, spricht sich eine gewisse Verstimmung aus, von der wir nur wünschen, daß sie nicht von Dauer sei. Solche Lieder dienen nicht blos zur Anregung des Forschergeistes, sondern auch an und für sich betrachtet zur Unterhaltung und Erheiterung, und Auerbach hat wol gewußt, warum er so viele Schelmen- und Schnitzliedlein in seine Dorfgeschichten eingeflochten hat.

Das dritte Werk: „Schwäbische Frauen", von J. F. Glökler, schildert den Lebensgang und Charakter von zehn schwäbischen Frauen aus den drei letzten Jahrhunderten. Als leitenden Grundgedanken gibt der Verfasser in der Vorrede an, „helleuchtende Vorbilder aufzustellen, welche durch ihre schlichte Einfalt und tiefe Innerlichkeit, ihre glaubensinnige Frömmigkeit, wandellose Pflichttreue und demuthkühne Opferfreudigkeit ein treuer Spiegel seien, darin der wahre Werth einer Frau in voller Schöne zu schauen". Den Reigen eröffnet die Mutter des Astronomen J. Kepler, welche freilich durch ihre Geschwätzigkeit, Unvorsichtigkeit, ihren Vorwitz und ihr ganzes barock-mannweibisches Wesen, das sie in einen Hexenproceß verwickelte, aus dem sie von ihrem großen Sohn errettet wurde, eher zeigt, wie ein Weib nicht beschaffen sein soll. Es folgen Maria Andreä, die Mutter des berühmten Valentin Andreä; ihr dann Magdalena Sibylla, Gemahlin des Herzogs Wilhelm Ludwig 1674—78, Mutter des nachmaligen Herzogs Eberhard Ludwig, der Ludwigsburg als Trotzstuttgart erbaute und in den Fesseln der schrecklichen Gräfin schmachtete. Magdalena Sibylle ist vermöge der seltenen Vereinigung von wahrer Frömmigkeit mit größter Charakterfestigkeit einer der helleuchtendsten Sterne unter den schwäbischen Frauen. Durch ihre beredte Fürsprache vermochte sie die französischen Raubscharen, von ihrem Vorhaben, Stuttgart einzuäschern, abzustehen und das Land glimpflicher zu behandeln.

Ihrem heroischen Muthe und Verstande zollten endlich der ganze schwäbische Kreis und die benachbarten Stände und Kreise ihren Dank öffentlich und nachdrücklich. Sie galt ihrerzeit als das Ideal einer Landesmutter, Hausfrau und Christin. In diesem Sinne hat der Geschichtschreiber Sattler ihr Bild, das einzige weibliche in seiner langen Regentengalerie, seinem dritten zehnten Bande vorgesetzt. Dieses Bild zeigt einen Kopf mit hoher Stirn, milden Augen und entschieden bürgerlichem Aussehen. Zu dem Herzogsmantel und der Perlenschnur auf der Brust bildet der vom Halse herabhängende Schmuck, eine Sanduhr und ein Todtenkopf, einen schneidenden Gegensatz, und läßt unschwer die Gesinnung der Herzogin erkennen. Wer noch alte württembergische Frauengesichter aus der Tiefe des vorigen Jahrhunderts gesehen hat, wird in diesem Bilde einen gewissen

amilienzug erkennen, der zu erzählen scheint, daß die Unterthanen Magdalenen Sibyllens sich in das Wesen und den Gesichtsausdruck ihrer Herzogin bis zu einem gewissen Grade hineingelebt haben, der eine fortwirkende Aehnlichkeit zur Folge hatte.

Diese Frau verfaßte mehrere geistliche Lieder und das jetzt seltene Gebetbuch: „Christliches Andachtsopfer." Ihre bitterste Feindin war die berüchtigte Grävenitz, die sich vischen Mutter und Sohn stellte, den Herzog wie in auberbanden festhielt, das Land aussog, Lüge und Gewaltthat begünstigte, und als die treue Pilgerin 1712 ihren Lauf beschlossen hatte, sich darüber freute, wie eine offärtige Stinkblume über das Verblühen der keuschen Lilie.

Ihr schließt sich an ihre Zeitgenossin Anna Barbara Sünkelin, die schorndorfer Bürgermeisterin, Erretterin ihrer Vaterstadt von der Gewalt der Franzosen; es folgen die Gattin des berühmten Johann Jakob Moser, die lorbergekrönte geistliche Dichterin Sibylla Rieger, endlich Schiller's Mutter, Schubart's Gattin, Schiller's Jugendfreundin, die Malerin Ludovike Simanowiz und Katharina, Königin von Würtemberg, die von Uhland besungene „Volksmutter und Nährerin".

Mögen diese Lebensbilder, schließen wir mit dem Verfasser, laut und eindringlich davon zeugen, worin der echte und bleibende Ruhm des Weibes bestehe, und zur Belebung gotteslauterer Sitte, ungeschminkter Tugend und inniger Frömmigkeit ein Scherflein beitragen!

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Alfred de Musset wünschte in einem seiner schönsten Verse eine Trauerweide auf sein Grab gepflanzt:

Mes chers amis, quand je mourrai
Plantez un saule au cimetière —

ein Wunsch ist erfüllt worden, ja ein für Musset's Poesie begeisterter Südamerikaner, der Oberst Hilario Ascasubi, pflanzte die zweite daneben aus Rio de la Plata von den Ufern des Parana. So klagt auch Amerika am Grabe des pariser Poeten. Jetzt aber pflanzt der Verleger Musset's, Herr Charpentier, neben diese Trauerweiden einen Lebensbaum, eine Gesammtausgabe von Musset's Werken mit Illustrationen, welche der Bruder des Dichters besorgt und mit einer Biographie herausgibt! Musset's Schriften sind schon bei Lebzeiten mehr als zwanzigmal aufgelegt worden; er gehört nicht zu den „Unsterblichen", die niemand kennt, die, wie viele deutsche Dichter, nur ein- bis dreimal, sei es auf Löschpapier oder auf Velin, aufgelegt werden und nach dem Tode nur in den Literaturgeschichten — und in Lagerhäusern ihrer Verleger fortleben! Diese auf Subscription erscheinende Gesammtausgabe wird auch Gedichte bringen, die bisher nur in Zeitschriften abgedruckt waren, unveröffentlichte Briefe und die Dramen in ihrer ursprünglichen Gestalt, selbst den Abänderungen, mit denen sie gegeben wurden — eine auch für deutsche Dramatiker empfehlenswerthe Form, in welcher auch die scenischen Varianten zu ihrem guten Rechte kommen. Die Ausgabe wird zehn Bände klein Quart umfassen und zwar im ersten die Gedichte der ersten Periode, im zweiten neue Gedichte, im dritten bis fünften Schauspiele und Proverbes, im sechsten und siebenten Novellen und Erzählungen, im achten als Bekenntniß eines Kindes unsers Jahrhunderts, im neunten Literaturbriefe und kritische Artikel, im zehnten nachgelassene Schriften und Briefe enthalten. Der Schwerpunkt von Musset's poetischem Schaffen ruht auf seiner Lyrik und auf seinen Proverbes. Er klingt als Lyriker an Byron und Nikolaus Lenau an, doch ist sein Weltschmerz auf den pariser Horizont visirt; er ist ein Don-Juan-Faust aus der chaumière und dem jardin mobile, dabei von einem glänzenden Talent des Ausdrucks und der Darstellung. In seinen Proverbes ist er ein Muster des Salontons und ein Meister in der Behandlung niedlicher Nichtigkeiten, jener Seifenblasen des Esprit, welche bunt schimmern und rasch zerplatzen. Darin aber gerade ist er Franzose, daß er beides zugleich vermag, die Nichtigkeit des ganzen Lebens sowohl weltschmerzlich zu empfinden, bald mit allem Behagen skeptischer Laune allerliebst herauszuputzen.

Die für die Familie Proudhon's veranstaltete Subscription hat bereits einen Ertrag von 43000 Frs. ergeben. Der literarische Nachlaß des Socialisten soll bedeutender sein, als man erwartet, namentlich auch einige derbe prosaische Satiren enthalten, darunter eine „Pornokratie", durch welche Proudhon vielleicht der Juvenal und Martial des second empire wird. Leider konnte er „La biche au bois", die jetzt im Theater der Porte Saint-Martin grassirt, nicht mehr miterleben und ihr den verdienten Platz in den interessantesten Kapiteln seines Werks gönnen. Das Stück ist ein Nonplusultra in Bezug auf das Costüm oder vielmehr auf den Mangel desselben. Es wimmelt darin von Nymphen, Najaden und Badescenen; die Bühne verwandelt sich mehr oder weniger in eine „weibliche Schwimmanstalt". Dabei ist das Thema sehr einfach und nur eine Variation auf das Heine'sche Gedicht vom „König Wiswamitra". Der arme Prinz Souci liebt die schöne Prinzessin Destrée, die von einer bösen Zauberin in eine Hirschkuh verwandelt worden ist; er muß so lange seufzen, bis eine andere Zauberin sie wieder aus ihrem Bann erlöst. Ein dem Anschein nach höchst kindlicher Stoff, doch von classischer Bedeutung für das neue Paris. Denn diese biche au bois ist das märchenhafte Urbild der biches au bois de Boulogne, denen so viele Prinzen und Nichtprinzen nachseufzen. Nur die „Afrikanerin", die der Kaiser durchaus noch sehen und hören wollte, ehe er selbst nach Afrika ging, wird diesem Wunderthier Concurrenz machen. Napoleon's Politik in Italien hat inzwischen einen neuen Vertheidiger in Cousin gefunden, der im ersten Bande eines „Lebens von Mazarin" mancherlei der Napoleonischen Politik günstige Parallelen zieht.

Inzwischen feiert Frankreichs dramatische Muse auch Triumphe auf den deutschen Bühnen. Der classische Komödiendichter des Théâtre français, Emil Augier, hat auf dem wiener Burgtheater den größten Erfolg der Saison errungen. Sein „Fils de Giboyer" ist hier unter dem Titel „Der Pelikan" in der kundigen und geschickten Bearbeitung der Direction und Regie in Scene gegangen. Die wiener Kritiker, welche deutsche Dichtwerke höhern Stils meistens mit Invectiven verfolgen, ergehen sich in warmen Lobeserhebungen dieser französischen Komödie. Die scharfe Polemik gegen die ultramontane Richtung, welche sich durch das Lustspiel zieht, behagte den Wienern ungemein. Giboyer selbst, dieser sittliche Krüppel, welcher Victor Hugo's „Quasimodo" zu seinen Ahnen zählt, welcher zum Besten seines Sohnes jeder Schandthat, jeder Entwürdigung fähig ist, hat jene pikante Mischung von gut und schlecht, welche der neufranzösischen Romantik eigenthümlich ist. Er ist gleichsam ein auf den Kopf gestellter Brutus, denn ein auf den Füßen stehender wäre trotz des Julius Cäsar und Labienus und aller beliebten römischen Parallelen auf der heutigen französischen Bühne eine unmögliche Figur. Die Shakspeare-Studien eines Lamartine und Victor Hugo können in dieser Geschmacksrichtung des Publikums nichts ändern; ja sie sind zum Theil Ausflüsse derselben.

Was englische Shakspeare-Studien betrifft, so ist es bekannt, daß Cardinal Wiseman kurz vor seinem Tode sich mit einem Essay über Shakspeare beschäftigt hat, welchen der

Hofhistoriker Behse seinerzeit als einen Dichter des Protestantismus schilderte. Die kleine blumenreiche Abhandlung ist unter dem Titel: „William Shakspeare. By his eminence Cardinal Wiseman" (Hurst und Blackett) im Druck erschienen, soll aber durchaus keine Anstrengungen machen, den Dichter Shakspeare als eine katholische Größe zu feiern, überhaupt wenig Neues bieten, außer der Notiz, wie der römische Priester Wiseman sich in seiner Amtswohnung in Rom bereits mit dem großen britischen Dichter beschäftigt hat. Herman Grimm's Schrift über Michel Angelo ist durch F. E. Bunnett ins Englische übersetzt worden.

Das Dante-Jubiläum wird in Deutschland voraussichtlich ebenso wenig wie das Shakspeare-Jubiläum vorübergehen, ohne irgendeine Vereinigung zu schaffen, welche allen dem Cultus und der Erkenntniß des großen fremden Dichters gewidmeten Bestrebungen einen Mittelpunkt und festen Zusammenhalt gibt. Die erste Anregung hierzu hatte Karl Witte schon im vorigen Jahre in einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" gegeben, welchen das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur" im ersten Heft des neuen Jahrgangs wieder in Erinnerung bringt, zugleich mit der Aufforderung, an Dante's Todestag (den 14. September) eine würdige Gedächtnißfeier etwa in Dresden zu veranstalten. Witte hatte vorgeschlagen, eine Dante-Bibliothek und eine Dante-Zeitschrift zu gründen, sowie eine kritische Ausgabe der kleinern Schriften Dante's vorzubereiten. Diese Ziele werden sich wol nur durch eine Gesellschaft erreichen lassen, welche, wie die weimarische Shakspeare-Gesellschaft, den Cultus eines einzigen großen Dichters für ihren alleinigen Zweck erklärt. Doch während diese Gesellschaft schon dadurch, daß Shakspeare das gegenwärtige deutsche Repertoire beherrscht, in fortwährenden Beziehungen zu dem modernen Volksleben bleibt, wird der Dante-Cultus sich auf eine weit abgeschlossenere Gemeinde beschränken müssen; denn Dante ist nur durch vielfache gelehrte Vermittelungen genießbar und überhaupt „Caviar für das Volk". Desto nöthiger ist der energische Zusammenhalt der Dante-Verehrer, um ihre Zwecke zu fördern.

Zur Charakteristik der neufranzösischen Spectakelstücke.

Paul Lindau gibt in seinen Beiträgen zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreich: „Aus Paris" (Stuttgart, Kröner, 1865), die manche recht pikante Skizzen und literarische Charakteristiken enthalten, auch eine Beschreibung der Spectakelstücke, wie sie im Théâtre impérial du Cirque zur Darstellung kommen, Stücke, wie sie d'Ennery, Victor Séjour und namentlich Mocquard zu Staatszwecken abfassen: das Blutbad in Syrien, Einnahme von Peking u. a. Das Stück heißt so nach den augenblicklichen Interventionen, ist aber in Wahrheit immer dieselbe Geschichte. Stets wirken etwa 100 Menschen mit militärischem Zubehör, 40—50 lampflustige Rosse und andere Vierfüßler, Elefanten, Kamele u. s. w. Lindau charakterisirt mit vielem Humor die stereotyp wiederkehrenden Personen dieser Stücke:

„1. Ein junger Unteroffizier, der seine alte gebrechliche Mutter verlassen muß, um das Vaterland zu retten. Er wird auf dem Schlachtfelde decorirt und avancirt zum Kapitän.

„2. Eine Zouavenmarketenderin, die mit aller Welt fröhliche Späße treibt, aber trotz des flatterhaften Scheins ein äußerst moralisches Frauenzimmer ist. Sie rettet die Fahne.

„3. Ein Rekrut, Typus des pariser Gamin, muthig bis zur Waghalsigkeit, treu wie ein Pudel, aber dabei verschmitzt, frech, ein Ausbund, der die nöthigen Witze über das feindliche Heer reißt. Er steckt sich stets eine Cigarette an der brennenden Lunte einer feindlichen Bombe an.

„4. Ein alter Invalide, der die Sonne von Austerlitz gesehen und auf den, von den Pyramiden herab, vierzig Jahrhunderte geschaut haben. Er hinkt auf dem Stelzfuß den Adler nach, zeigt bei jeder Gelegenheit eine schwarzgeraucht Thonpfeife, die Napoleon am Abend vor der Schlacht von Waterloo berührt hat, küßt sie und bedauert die gute alte Zeit. Schließlich, nach dem Siege, sagt er stets ungefähr Folgendes: «Ich that euch unrecht, wackere Söhne Frankreichs. Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. Das Blut von Jena rieselt in euern Adern! Ihr habt's brav gemacht, Jungen, recht brav. Nun kann ich ruhig sterben. Gott segne den Kaiser. Gott segne Frankreich, Frankreich — mein — — großes — — — Vater — land!» Er stirbt.

„5. Der General der feindlichen Armee. Ein ausgezeichneter Mensch, der sein hartes Los, die lieben Franzosen bekämpfen zu müssen, auf das tiefste beklagt. Von Zeit zu Zeit sagt er: «Es sind doch Hauptkerls, die Franzosen, das muß man ihnen lassen, die erste Nation der Welt. Geschlagen haben sie sich, wie die Löwen. Was soll man mit den Kerls anfangen, überall kommen sie uns in die Quere! Ja, aber sie wissen auch wofür sie kämpfen! Sie kämpfen für ein Princip (Bravo!), für eine große Idee (Bravo!), und ein allerhöchster Mund hat es ausgesprochen: Frankreich ist das einzige Volk, das für eine Idee Krieg führen kann. (Bravo! Bravo!) Wie soll unser gedungenes Söldnerheer der Begeisterung dieser durch die Fesseln eines erhabenen Gedankens geschlossenen Phalanx widerstehen? (Bravo! Heiterkeit auf der Galerie.) Ich wär' ich Franzose!» (Stimme auf der Galerie: Fichtre, je le crois bien, t'es pas degoûté, mon bonhomme!)

„6. 7. 8. Drei Adjutanten und Vertraute des Generals, sämmtlich Schurken. Der eine bestiehlt die Kriegskasse, der andere fällt beim ersten Kanonenschuß in Ohnmacht (allgemeine Heiterkeit), der dritte erschießt einen Kameraden meuchlings, weil er um einen Grad avanciren will. Schließlich wird der eine degradirt, der andere gefangen genommen, der dritte erschossen.

„9. Des Generals Tochter. Ein Engel.

„10. Des Generals Bursche, der ein schreckliches Kauderwelsch zusammenspricht, und je nachdem er Oesterreicher, Engländer oder Russe ist, den ganzen Tag lang Frauen prügelt, sich in Porter betrinkt oder Talglichter verzehrt.

„11. Ein Spion mit Spioncharakter."

Für die Handlung gelten folgende Grundbedingungen: „1. daß die Franzosen stets zur rechten Zeit ankommen und daß 2. von einem beliebigen «Helden» ein Couplet gesungen wird, das folgende stereotype Reime enthält:

. . . . . France
. . . . . laurier
. . . . . vaillance
. . . . . guerrier.
. . . . . gloire
. . . . . succès
. . . . . victoire
. . . . . Français!

„Das Couplet wird donnernd da capo verlangt, die in den patriotischen Reimen befindlichen Worte sind vollkommen gleichgültig, so gleichgültig, daß Darcier, ein bekannter Chansonnier, die Wette machte und gewann, er wolle das albernste Zeug, in die bewußten Reime gebracht, auf der Bühne vortragen, damit herausgerufen und zum da capo aufgefordert werden."

Eine lateinische Xenie zum Dante-Jubiläum.

Die Universitätsstadt Halle, wo Blanc und Witte weilen, ist ein Hauptsitz des Dante-Cultus und konnte Gustav Schwetschke zu einer oder vielmehr zu zwei lateinischen Xenien begeistern, die er schalkhaft lächelnd dem großen Florentiner weiht: „In Dantem Sexcentenarium, xeniolum Halense, auctore *Gustavo Schwetschke*" (Halis ad Salam). Die alte Römersprache muß

ich geduldig in das Joch der Terzinen und Sonette spannen assen und zeigt sich so reimfähig, wie ihre erstgeborene Tochter. Der erste Festgruß hat eine feierliche Haltung und nur am Schluß, wo von den halleschen Pieriden und den Commentatoren Manc und Witte die Rede ist, guckt der Schalk etwas hervor. Das zweite Sonett aber stellt den Florentiner zur Rede, daß r Roms und Griechenlands berühmte Dichter, ja selbst den Virgil, den er sich zum Wegweiser durch die Hölle ausersehen, n den Abgrund verstoßen, und meint am Schluß, daß auf en Gipfel des Parnasses den Dante und Maro, Flaccus und Naso derselbe Schutzgeist der Dichter führe, jenes numen,

Quod illum quoque ter beatum fecit,
Qui non „se laudabiliter subiecit"

as heißt, auch alle ketzerischen Poeten, die auf dem Index der römischen Curie stehen und nicht feierlich widerrufen haben. Diese kleine, aus dem Blumenstrauß der Jubiläumshuldigungen ervorflatternde Wespe mit ihrem Stachel kommt ganz zur echten Zeit; denn sie mahnt uns, daß wir in dem Dichter Dante nicht den Geist seines Jahrhunderts mitfeiern dürfen, on welchem der unserige durch eine weite Kluft geschieden ist.

Jüngstdeutsche Lyrik.

Wer einen raschen Spaziergang durch die Lyrik der Gewart zu machen wünscht, dem können wir in mancher Hinicht die kleine Schrift: „Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte on Arthur Levysohn" (Grünberg, Levysohn, 1865) emfehlen. Der Verfasser charakterisirt die einzelnen Dichter mit Wohlwollen und gibt, wenn auch in aphoristischer Weise, doch n meist entsprechendes Bild von der Eigenthümlichkeit eines den. Das Büchlein ist eine Art pocket dictionary neuester Poeten und reicht für den Hausgebrauch aus. Doch haben wir auch mehrere Bedenken gegen dasselbe auszusprechen. Zunächst ätten von den hervorragenden Dichtern wol auch ihre Hauptwerke angeführt werden können, ohne gerade den Ballast buchhändlerischer Statistik anzuhäufen. Dann aber heißt es das Publikum nicht orientiren, sondern verwirren, wenn das Bedeutende und Unbedeutende so unterschiedslos durcheinandergeworfen wird, und Duodezpoetlein, die einmal ein Publikum für ihre Miniaturbändchen gefunden, mit wahrhaft schöpferischen Geistern fast in eine Linie gestellt werden. Im Dichterwald und im Buchhändlerladen herrscht zwar vollkommene Gleichheit, doch nicht in der Literaturgeschichte. Der Fehler liegt darin, daß Levysohn in seiner Schrift die Lyrik isolirte, wann kann freilich unter Umständen Matthisson eine Stelle neben Schiller finden. Ueberhaupt gruppirt der Autor eigentlich nur die münchener und wiener Poeten, die andern laufen wohl oder übel nebenher. Zu rühmen ist die Anerkennung einiger nicht nach Verdienst gewürdigter Poeten, wie z. B. eines Otto Banck und Robert Hamerling. Wir wünschten für eine nächste Auflage eine etwas schärfere Sonderung der dichterischen Gruppen und ein volleres Maß der Anerkennung für die wahrhaft hervorragenden Poeten.

Deutsch-slawische Bestrebungen.

Das Slawenthum fühlt das Bedürfniß, die deutsche Nation für seine geistigen Bestrebungen zu interessiren. Aus diesem Bedürfniß sind Werke wie Paul Joseph Šafařik's „Geschichte der südslawischen Literatur" hervorgegangen, von welchem jetzt der dritte Theil: „Das serbische Schriftthum" (Prag, Tempsky, 1865) aus dem handschriftlichen Nachlaß des Autors von Jireček herausgegeben worden ist. Dies fleißige, aus den Quellen schöpfende Werk gehört als eine wissenschaftliche Specialität in den engern Kreis der Fachgelehrsamkeit. Von allgemeinerm Interesse dagegen sind die „Slawischen Blätter", herausgegeben von Abel Lukšić, die seit Anfang d. J. in Wien erscheinen, und „wie in einem Brennpunkte alle Strahlen slawischen Lebens sammeln, ein einigendes Band um die verschiedenen Stämme slawischer Zunge schlingen wollen". Da die Zeitschrift in deutscher Sprache erscheint, so gilt es wol vor allem, die deutsche Nation zu einer kundigern und bessern Anschauung des Slawenthums zu bekehren. Reisebilder aus Galizien, petersburger und warschauer Briefe, Schilderung der städtischen Trachten in Kroatien und Slawonien, Biographien von Czermak, Alois Ander und Bogumil Dawison, welche beide letztern doch dem Slawenthum abtrünnig geworden sind und zu den Fahnen der deutschen Musen geschworen haben, und andere bilden den Inhalt der ersten Hefte. Wir wissen nicht, ob das Interesse der Deutschen am Slawenthum ausreichen wird, diesem Unternehmen den gewünschten Erfolg zu sichern, noch weniger aber, ob die Slawen einem „deutschen Organ", das ihre Interessen vertritt, ihre Theilnahme zuwenden werden.

Bibliographie.

Baudissin, Graf W., Ein pseudonymer Hauslehrer. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Benedix, R., Briefsteller für Liebende für alle Lagen des Lebens. — A. u. d. T.: 25 Liebesgeschichten in Briefen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Busch, G. F., Ida v. Rudelsburg und Udo v. Saaleck oder die Zerstörung der Krainburg. Rittergeschichte aus dem Leben Rudolph's von Habsburg. 2 Bde. Leipzig, Häfele sen. 1864. 8. 1 Thlr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Zweiter Band: Kudrun. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Conze, A., Reise auf der Insel Lesbos. Hannover, C. Rümpler. Gr. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gaskell, E. C., Die That einer Nacht. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Günther. 8. 20 Ngr.

Gauss, C. F., Theorie der Bewegung der Himmelskörper welche in Kegelschnitten die Sonne umlaufen. Ins Deutsche übertragen von C. Haase. Mit einem Anhang. Hannover, Meyer. Gr. 8. 6 Thlr.

Oesterreichische Geschichte für das Volk. I. Wien, Prandel u. Ewald. 8. 16 Ngr.

Giseke, R., Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Haas, G. C., Vor 70 Jahren. Ein Wiener Zeitgemälde. Wien, Ludwig. Gr. 8. 6 Ngr.

Heßlein, B., Volkswirthschaftlicher Arbeiter-Katechismus. 2te Aufl. Leipzig, G. J. Purfürst. 16. 5 Ngr.

Hofferichter, T., Religionslehre. In Vorträgen. 1ster bis 3ter Bd. Breslau. Gr. 8. 1 Thlr. 28½ Ngr.

Knesebeck, E. v. dem, Leben des Freiherrn Hugo v. Hallett, königl. hannover'scher General der Infanterie. Nach dessen hinterlassenen Papieren und andern Quellen entworfen. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 12 Ngr.

König, T., Eine Catilinarische Existenz. Roman. 2 Bde. Breslau, E. Trewendt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Kreuzzug der Schwarzen. Roman aus unserer Zeit. Deutsch von C. Homburg. 2 Thle. Stuttgart, E. Ebner. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kreutzer, L., Mecklenburgische Dorfgeschichten. 2tes Bdchn. Parchim, Wehdemann. 1864. 8. 10 Ngr.

Lazarus, M., Ueber die Ideen in der Geschichte. Rectoratsrede. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Leben Cäsar's oder Veni! Vidi! Vici! Geschichtliche Burleske von 3 H M. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Leonhardi, G., Philipp Gallicius Reformator Graubündens. Bern, Heuberger. Gr. 16. 12 Ngr.

Luthardt, C. E., K. F. A. Kahnis und B. Brückner, Die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart. Vorträge. Leipzig, Hinrichs. 8. 27 Ngr.

Melville, G. J. W., Die Marien der Königin. Ein Roman von Holyrood. Aus dem Englischen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Günther. 8. à 20 Ngr.

Moleschott, J., Natur- und Heilkunde. Vortrag. Gießen, Roth. 8. 10 Ngr.

Moy, H., Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Moy, H., Bairisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen. I. Aus dem Berchtesgadener Lande. München, Lindauer. 8. 18 Ngr.

Pacificus, L., Die Weissagungen der Offenbarung St. Johannis in wesentlicher Uebereinstimmung mit der älteren protestantischen Auslegung dargestellt. Leipzig, Naumann. 1864. 8. 6 Ngr.

Polak, J. E., Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Steiner, H., Die Mu'taziliten oder die Freidenker im Islâm. Ein Beitrag zur allgemeinen Culturgeschichte. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 25 Ngr.

Stern, S., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815. In Vorlesungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von drei Mühlen.

Ländliche Geschichten von

Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 2 Thlr.

Wie Wolfgang Müller in den „Vier Burgen" aus der Stellung des Landadels zur modernen Zeit und ihren Forderungen den Stoff theils ergötzlicher, theils ernster, immer aber das Interesse des Lesers fesselnder Erzählungen schöpfte, so bietet das vorliegende Buch aus dem einfachen Leben der Dorfbewohner nicht minder unterhaltende und anschauliche Geschichten. Auch hier bewährt der „Rheinische Chronist" wieder seine feine Charakterzeichnung, sein reiches Erfindungstalent und seine Kunst, die Natur wie das Menschenleben von den liebenswürdigsten Seiten zu erfassen und darzustellen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Zum stillen Vergnügen.

Künstlergeschichten.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese neuen Künstlergeschichten des beliebten rheinischen Schriftstellers — „Zum stillen Vergnügen" nach dem Schilde eines Wirthshauses benannt, in dem fast nur Maler, Musiker und Poeten Einkehr zu halten pflegen — tragen denselben Charakter gemüthlichen Humors und ansprechender Natürlichkeit, der in Wolfgang Müller's frühern Schriften vorherrscht und ihnen so zahlreiche Freunde erworben hat.

Vier Burgen.

Deutsche Adelsgeschichten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Anmuth der Erfindung, leichte, gefällige Darstellung, und vor allem ein frischer, ungekünstelter Humor sind die Vorzüge, wodurch diese Erzählungen sich der Lesewelt empfehlen. Der halb heitere, halb tragische Widerspruch mittelalterlicher Adelstradition gegenüber dem modernen Zeitbewußtsein und beider Versöhnung durch die Liebe lieferte den Stoff, aus dem die poetische Laune des Verfassers eine Reihe lebenswahrer, anziehender Scenen und Bilder gestaltet hat.

Erzählungen eines Rheinischen Chronisten.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 9 Ngr.

Erster Band. **Karl Immermann und sein Kreis.** 1 Thlr. 24 Ngr. Zweiter Band. **Aus Jacobi's Garten. — Furioso. Aus Beethoven's Jugend.** 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet in diesem Werke dem deutschen Publikum culturgeschichtliche Bilder aus der rheinischen Poesie und Kunst: im ersten Bande eine in Novellenform gekleidete Lebens- und Charakterskizze Karl Immermann's, der namentlich durch seinen „Münchhausen" ein Liebling von Tausenden geworden ist, nebst einer Porträtirung des Kreises, in welchem der Dichter sich bewegte; im zweiten Bande ein literarhistorisches Genrebild „Aus Jacobi's Garten", worin ein Besuch Goethe's bei Jacobi den Mittelpunkt bildet, und eine Künstlergeschichte aus Beethoven's Jugendzeit.

Subscriptions-Einladung

auf das

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen

von

Amely Bölte, Julie Burow, Jean Charles, Franz Carion, Jacob Corvinus, Ida von Düringsfeld, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Edmund Hoefer, Carl von Holtei, Moritz Horn, Karl von Kessel, Siegfried Kapper, A. von L., Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Louise Otto, F. Jsidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1865. — Zwanzigster Jahrgang. — 1865.

Die lebhafte Theilnahme und allseitige Anerkennung, welche neunzehn Jahren begleiten dieses in seinem Erfolge und seiner Art einzig dastehende Unternehmen in sein zwanzigstes Jahr. Der große Anklang, den es gleich bei seinem Beginn im deutschen Publikum, namentlich in den Familienkreisen, fand, die es einen bleibenden Werth bewahrt, sowie bei der gesammten deutschen Kritik gefunden, hat sich mit jedem Jahre gesteigert und wird auch fernerhin wachsen, wenn der Reiz und wahrhafte Werth dessen, was wir bieten, dafür maßgebend sein kann. Die beliebtesten schriftstellerischen Kräfte, die sich längst das Vollbürgerrecht in der schönen Literatur erworben haben und bisher als die starken Träger und Pfeiler dieses Unternehmens anzusehen waren, werden auch für die Folge demselben ihre Mitwirkung erhalten.

Jeder Jahrgang umfaßt 24 Bände von je 12 bis 15 Druckbogen in elegantem und splendidem Octavformat und kostet jeder Band für Subscribenten bei Verpflichtung zur Abnahme des ganzen Jahrgangs nur 10 Ngr., wo dann noch ein prachtvolles Kunstblatt als Prämie geliefert wird.

Unterzeichnungen nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes an.

Leipzig, 1865.

Die Verlagshandlung von Ernst Julius Günther.

Das im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig soeben erschienene vierte Heft der Monatsschrift:

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

enthält Folgendes:

Charles Sealsfield. Ein literarisches Porträt von Rudolf Gottschall. — Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Zweiter Artikel. — Carstens Wiseman. — Die Aufgabe der Regierungen in Bezug auf das Rettungswesen zur See. — Feuilleton. (Nekrologe. Theater. Literatur. Länder- und Völkerkunde).

Preis jedes Heftes 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 11. Mai 1865.

Inhalt: Ludwig Tieck und die Seinen. Dritter Artikel. Von Rudolf Gottschall. — Beiträge zur österreichischen Geschichte. — Zur epigrammatischen Volkspoesie. — Zur Charakteristik Serbiens. — Erbauliches und Beschauliches. — Feuilleton. (Zu den „Werther-Anekdoten". Goethe und Johann Moritz Schwager; Eine Charakteristik Anastasius Grün's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Tieck und die Seinen.

Dritter Artikel.*)

Die Blütenepoche der Romantik war vorübergegangen; ihr spätsommerlicher Nachflor wucherte in Taschenbüchern, Almanachen, Novellensammlungen, auf den weltbedeutenden Bretern; es war eine matte sentimentale Epoche, gegen welche sich Tieck selbst ironisch zu verhalten anfing, obgleich er neben Goethe als der einzige „große Dichter" in diese Zeit hineinragte und als solcher von ihr gefeiert wurde. Der von Holtei herausgegebene Briefwechsel zeigt uns das Antichambre von Tieck angefüllt mit Bittstellern der verschiedensten Art, mit Fremden, welche dem hervorragenden Literator ihre Huldigung darbringen, mit dramatischen Dichtern, welche ihre Werke ihm zur Beurtheilung, respective zur Aufführung überreichen wollen, mit Schauspielern und Schauspielerinnen, mit gleichstrebenden Studiengenossen u. a. Im Mittelpunkte seiner Wirksamkeit steht das Theater, an dessen Leitung er sich in Dresden betheiligte. Daß die Manuscripte bei ihm zu verschwinden pflegten und daß die wenigsten Dramatiker, die sich an ihn wandten, einer Antwort gewürdigt wurden, ist eine bekannte Thatsache, welche in vielen hier mitgetheilten Briefen eine neue Bestätigung findet. Tieck war kein Geschäftsmann und, körperlich leidend, dieser sich an ihn herandrängenden Production nicht gewachsen. Der wackere Karl Schall mußte nicht nur nach dem Werke Tieck's über Meister William „ungebührlich lange schmachten und zappeln", sondern auch nach den Urtheilen über seine Lustspiele und kann bei aller Bewunderung Tieck's doch einen gelinden Aerger nicht unterdrücken. Es ist lehrend, zu sehen, wie er sich abmüht, beide widerstrebenden Empfindungen in Einklang zu bringen. Der bresauer Eßkünstler hat überhaupt in seinen Briefen viel über den schlechten Geschmack der tonangebenden Dramaturgen zu klagen; denn auch Herr von Raumer in Berlin, damals Mitglied des dramaturgischen Comité, wollte von den Lustspielen Schall's nichts wissen. Ob irgendwelche der zahlreichen Empfehlungen angehender Künstler und Künstlerinnen, welche sich in dem Briefwechsel finden und unter denen wir auch eine Empfehlung Eduard Genast's durch Goethe bemerken, von günstigerm Resultat begleitet gewesen sind, als die Bittgesuche der Dramaturgen, läßt sich aus den vorliegenden Actenstücken nicht ersehen. Goethe selbst hatte (1829) Tieck für die Aufführung seines „Faust" zu danken; er thut dies mit einer schmeichelhaften Rückerinnerung an den Abend, an welchem Tieck ihm seine „Genoveva" vorlas. In einem frühern Briefe (1824) erklärt er sich gegen die frömmelnde Fahne, zu welcher sich gar manche von den zerstückelten Gliedern des anarchischen Literatur- und Kunstwesens gesammelt haben und fügt hinzu:

> Lassen Sie uns ja bei dieser Gelegenheit wol betrachten, welchen großen Werth es hat mehrere Jahre nebeneinander, wenn auch in verschiedenen Richtungen gegangen zu sein. Waren die frühern Zwecke redlich und ernstlich, so neigen sie sich in spätern Tagen wieder von selbst zueinander, besonders wenn man gewahren muß, daß die nachfolgenden in solchen Divergenzen hinauszuschwärmen geboren sind, die kein Begegnen mit dem, was wir für das Echte und Wahre halten, jemals hoffen lassen.

Als ein eifriger Bewunderer Tieck's tritt der Dichter des „Belisar", Eduard Schenk, auf, der nicht um eine Aufführung seiner Tragödie ersucht, sondern im Gegentheil bedauert, daß dieselbe gegen Tieck's Rath und seinen eigenen Wunsch in Dresden gegeben wurde, ohne daß ein geeigneter Darsteller für die Titelrolle vorhanden gewesen wäre. Tieck tadelte übrigens die letzten Acte des Dramas; Schenk gibt ihm vollkommen recht, kann aber die kleine Seitenbemerkung nicht unterdrücken:

> Die Scene der Antonina in diesem letzten Act ist eine offenbare Nachahmung jener herrlichen Scene der Kaiserin-Mutter in Ihrem „Octavian", den ich während der Universitätsjahre beinahe auswendig gelernt hatte.

Es handelte sich damals, im Jahre 1826, um Tieck's Berufung nach München als Professor der 1827 dorthin zu verlegenden Universität. Schenk sagt dem Dichter auch im Namen des Königs viel Freundliches; man erwartete von ihm, daß er vorzugsweise durch seine Persönlichkeit wirken werde, durch die Würde und Anmuth seines gesel-

*) Vgl. den zweiten Artikel in Nr. 18 d. Bl. D. Red.

ligen Umgangs. Ein Brief des Staatsministers Grafen Armansperg theilt uns die nähern Bedingungen mit, die man dem Dichter anbot. Er sollte ein Gehalt von 2500—2800 Fl., einige Getreidebezüge und eine Aversalsumme für Herbeibringung seiner zahlreichen Bücherſammlung erhalten, außerdem nicht dem Zwange eines bestimmten Lehrfachs unterworfen sein. Doch zerschlugen sich die Verhandlungen wieder.

Unter den verschollenen oder zu Grunde gegangenen Talenten befinden sich zwei Autoren, in deren Briefen sich ein tieferer Inhalt zeigt, als in den Briefen vieler literarischen Größen. Da ist ein Student Karl Halling, der, mitten in seiner Sturm- und Drangperiode, der es an den schwülstigsten Expectorationen nicht fehlt, einige Feuerflocken ketzerischer Wahrheit ausstreut. Er hat das Bewußtsein, daß ein Dichter, der nicht im Geiste seines Volks dichtet, kein wahrer Dichter sein kann. Die Nutzanwendung hiervon wird auch Goethe nicht erspart:

Goethe ward der Meister des deutschen Herzens selbst in der verbildetsten Zeit, Gemeingut des deutschen Volks, bis er nach Italien ging. Bis dahin war der deutsche Himmel der Hintergrund seiner Gemälde, und der verbildetste Mensch kann da, wo es die Mode gestattet, die Mutterbrust seines Vaterlandes, die ihn wachsen ließ, nicht lieblos von sich weisen. Seit er zurückgekehrt aus Italien, findet man seine Schriften nur im Zimmer der pauartigen Gelehrten im Golde des Herzens gebunden, und das wird ihr Los sein bis an der Welt Ende.

Nicht besser geht es der antikisirenden Bildhauerkunst:

Weil wir in einem militärischen Staate leben, so scheint es, glaubt der große Schinkel auch seine Kunst der militärischen Disciplin überantworten zu müssen. Denn um an seinem Museum die Kahlheit des obern Gesimses zu verbergen, setzt er auf die Vorderseite eine Reihe Adler hin, die in Reihe und Glied, Augen rechts, Augen links, wie die Soldaten im Lustgarten aufgepflanzt stehen, und aus ihrer dreijährigen militärischen Dienstzeit was profitirt zu haben scheinen. Hätte er ihnen nur Patrontaschen, Säbel und Gewehre umgehängt, dann wären diese Creaturen doch für polnische Rekruten als Vorbild brauchbar. Das ist Schinkel's griechische Kunst! Ich wollte im Herbst schon einmal in hiesigen Zeitungen wohlthätige Beiträge sammeln, um den armen nackten Wesen oben auf dem Museum bei hereinbrechendem Winter Hosen und Wams machen zu lassen, damit sie nicht erfrören oder sich erkälteten in unserm Klima. Denn wahrlich, es friert einen, wenn man sie anschaut, wie sie sich mit ihren Rossen tummeln möchten und doch nicht können. Unsere Väter fühlten unser Klima und stellten ihre Figuren immer unter ein kleines Dach von Verzierungen.

Und was die Spontini'schen Opern betrifft, so erzählt er — was auch bei manchen neuern Opern Geltung finden könnte —, daß eine ehrbare berliner Bürgersfrau, die aus einer der Opern kommend, den Tambour gegenüber trommeln hörte, ausgerufen habe: „Gott sei Dank, doch einmal wieder vernünftige Musik!"

Was aus diesem Kraftgenie geworden, ist unbekannt; ebenso verschollen ist jener breslauer F. B. Hermann, der schon im Jahre 1816 lange vor Raupach, vor Geibel und Hebbel auf den unglücklichen Gedanken verfiel, die Nibelungen zu dramatisiren, wozu sich der Stoff des alten Epos wegen seiner unmodernen, unsern Sitten ins Gesicht schlagenden Voraussetzungen ein für allemal nicht eignet. Doch hat Hermann hierüber weit gesundere Ansichten, als die neuern Poeten. Der Raub des Magdthums, meint er, wie er im Liede dargestellt ist, war doch nicht dramatisch aufzufassen, und ihn hinter dem Vorhange zu halten, wäre noch ärger gewesen. Er hat also frei dazu erfunden, gewiß invita Minerva, aber doch aus dem richtigen Gefühl heraus, daß sich der Nibelungenritt nicht so ohne weiteres auf die Bühne der Gegenwart bringen läßt, weil ihm hier alle erläuternden Noten fehlen. Ebenso glücklich scheint er der letzten Schlächterei aus dem Wege gegangen zu sein, welche in der Hebbel'schen Tragödie eine so widerwärtige Rolle spielt. Er sagt mit Recht:

Den fürchterlichen blutigen Ausgang mußte ich hinter der Scene halten, und so trat denn natürlich die Wechselwirkung zwischen Drama und Epos wieder ein. Aber eben weil das schreckbare Grausen hinter dem Vorhange schwebt, ergreift es nicht minder unser Gemüth, und wird es nicht mehr zu einer Luftspiegelung in duftiger Ferne?

Hermann hat auch den Muth, sich gegen das damals grassirende Bücherdrama zu erklären und die folgenden gewichtigen, von der nächsten Epoche sanctionirten Mahnungen dem die Bühne nur mit Rath, nicht mit der That unterstützenden Tieck zuzurufen:

Auf der Bühne tritt das Drama eigentlich wieder ins Leben — ja wird da erst zum Leben. Wol weiß ich es, welche Forderungen das schaulustige Publikum an seine Dichter macht. Deshalb haben Sie und Goethe sich von der Bühnendichtung zurückgezogen, aber wie mich däucht mit Unrecht. Sie würden eine Nationalbühne haben schaffen können, wenn Sie nur wollten. Sind nicht die griechischen Dramen selbst aus der ersten Epoche, sind nicht fast alle des Shakspeare und Calderon für die Bühne gedichtet?

Auch dem unglücklichen Grabbe, einem Schützling von Tieck, begegnen wir. Er ist nicht ganz verschollen, wie jene; aber auch über seinem Renommée ist Gras gewachsen; nur die Literaturgeschichte hat ihm eine Denktafel geweiht. Von einem Theil der Zeitgenossen als ein tragisches Genie gefeiert und in der That im Besitze einer bedeutenden dramatischen Kraft ging er nicht nur an der innern Zerrüttung, sondern auch an der Nichtbeachtung jener weisen F. B. Hermann'schen Bemerkung über das Bühnendrama zu Grunde. Die falsche Doctrin Tieck's hatte den Dichter Grabbe mit auf ihrem Gewissen. Was den Menschen Grabbe betrifft, so zeigen ihn diese Briefe in der bedauerlichsten Lebenslage. Ein Geschäft, eine Stellung, die ihm ungefähr 150 Thaler einbringt, irgend eine theatralische, schriftstellerische, abschreiberische Carrière ist sein Ideal. Er will Schauspieler werden, mit einer Persönlichkeit, vor der die Grazien reißaus nehmen, und denkt dabei von seiner darstellenden Kunst so hoch wie nur irgendein Mitglied einer reisenden Winkeltruppe:

Ueber mein etwaiges Talent zur Bühne wage ich mich nicht weiter auszulassen, weil ich dabei zu leicht in den Schein der Selbstbudelei verfallen möchte: ich versichere nur ganz einfach, daß ich meine Stimme ohne Anstrengung vom feinsten Mädchendiscant bis zum tiefsten Basse moduliren kann, und daß der höchste Tadel, welchen man in Gesellschaften über meine Darstellung aussprach, darin bestand, daß ich die Charaktere beinahe zu scharf und eigenthümlich aufgriffe und im Tragischen den Zuschauer zu sehr erschreckte. Auch lautet es läppisch, aber ich muß es doch sagen, daß ich in dem Augenblick keine Rolle wüßte, die ich mir nicht binnen zwei Wochen zu spielen

getraute; mindestens zweifle ich nicht, daß, wenn ich z. B. den Hamlet oder Lear gut sollte darstellen können, ich den Falstaff oder Dupperich nicht weniger gut agiren würde; ja es scheint beinahe, als vermöchte nur diese Allgemeinheit mein Gemüth in steter Frische zu erhalten.

Das Elend, das hier zu Tage tritt, ist fast so groß, daß es sich selbst parodirt.

Reichhaltiger ist der Briefwechsel Karl Immermann's mit Tieck; es sind 16 Briefe, die in den Zeitraum von 1831—40 fallen. Immermann's schroffe Persönlichkeit tritt mit markirten Zügen vor uns hin; sein Tadel ist vornehm und herb; er verachtet das Publikum und die Tageskritik; er spricht von dem „schändlichen Zustand des deutschen Theaterpublikums" (1835); er meint, der Einfluß des Pöbels auf das deutsche Theater sei einmal nicht mehr abzuwehren; ihn überschleicht oft ein Verzagen bei der allgemeinen Dumpfheit und Kälte, und bei dem Hohne ungezogener Buben, den er bei jeder Gelegenheit zu erdulden hatte. Doch Immermann's Kritik der Mitstrebenden war selbst in hohem Grade anmaßend und hochfahrend. Von Raupach heißt es:

Raupach stellt wirklich ein Pessimum dar, nach menschlichem Begriff läßt sich nicht tiefer kommen, das Korn ist in der Mühle vollkommen durchgeschroten, und dieser jüngste Meister verkauft, um aufzuräumen, noch die Kleien in den Säcken. Selbst die berliner Komödianten fangen an, sich in seinen Rollen zu langweilen, was doch viel sagen will.

An einer andern Stelle meint Immermann, die deutsche Bühne fahre fort, zu jedem Tage ihr Scherflein Unsinn beizusteuern, „Otto III." (von Mosen) habe begonnen, auf einen Stelzen als großes Meisterwerk die Runde durch Deutschland zu machen. Den Großen geht es nicht besser wie den Kleinen:

Die Schlegels haben zu ihrer Zeit niemand geschont, ihre Scherze ergingen sich frei an Voß, Niebuhr und Schiller, die doch gewiß auch ihre bedeutenden Verdienste hatten!

Welche zarte Anerkennung von Schiller's Verdiensten! Wie dies „gewiß" etwaigem Zweifel so siegreich begegnet! Und wie Schiller als dritter im Bunde mit Voß und Niebuhr so bescheiden den Parnaß in die Höhe klimmt! Noch schlechter ergeht es Goethe:

Es mag wie Anmaßung klingen, aber ich kann mir nicht helfen; mir scheint es zuweilen, als ob das Gebiet der eigentlichen Poesie im höchsten Sinne erst da beginne, wo Goethe — mit wenigen Ausnahmen — aufhört. Gewiß ist es wenigstens, daß von einer so eigenen, aparten Behandlungsweise, wo das Individuum sich immer seine Rechte gegen den Stoff und gegen die Gesetze der Gattung reservirt, bei Homer, Sophokles, Cervantes, Shakspeare keine Spur ist.

Diese Urtheile über unsere Unsterblichen aus dem Munde eines Dichters, dessen Werke schon jetzt nach 20 Jahren der Vergessenheit anheimgefallen sind, würden lächerlich klingen, wenn nicht der Ernst der Ueberzeugung und des Strebens aus jeder Zeile der Immermann'schen Briefe spräche. Dieser Ernst und Eifer hat sich in der Leitung der düsseldorfischen Musterbühne, über welche die Briefe mancherlei Interessantes bringen, am meisten bewährt. Ueber das allgemeine Programm dieser Bühne spricht sich Immermann in einem Schreiben aus Düsseldorf vom 4. Mai 1834 aus:

Mein hiesiges Theaterproject, dessen Realisirung ich Ihnen eben gern melden wollte, und leider noch nicht melden kann, beruht gerade darauf, die Literatur und Poesie wieder mit der Bühne in Verbindung zu setzen. Es ist dies nicht unmöglich, wenn man die Sache leise anfaßt und nicht zuviel auf einmal von den Leuten verlangt. Hin und wieder muß man sich auch accomodiren können; wenn man aber das thut, so weiß ich durch selbstgemachte Erfahrungen, daß die Menschen nicht so unempfänglich für Feineres und Tieferes sind, als sie gemacht werden. So werde ich z. B. wenn mein Theater zu Stande kommt, gleich im ersten Winter Ihren „Blaubart" bringen und bin über den Erfolg ganz ruhig. Ich werde mich aber nach der Lehre des Katers richten, gar nicht thun, als ob dies etwas Besonderes wäre, es mit dem übrigen Repertoire sacht heranbringen lassen, und die neue Speise soll genossen sein, ehe man noch gewußt hat, daß sie zubereitet worden ist.

Mit welchem Eifer sich Immermann der Inscenirungen annahm, geht aus einem Briefe vom 7. November 1834 hervor, in welchem er sein Arrangement des zweiten Acts von „Macbeth", den er im engen gothischen Hof des Schlosses Inverneß spielen läßt, ein übrigens durchaus empfehlenswerthes Arrangement, nicht nur auf das genaueste beschreibt, sondern auch noch durch eine Zeichnung illustrirt. Ueber das Repertoire seiner Bühne spricht er sich in demselben Briefe aus:

Zunächst habe ich von großen Sachen: „Hamlet", „Stella", „Minna von Barnhelm", „Schule der Alten", vor mir. Von ganz ungangbaren Werken, deren Darstellung ich in diesem Winter versuchen will, nenne ich Ihnen den „Blaubart", „König Johann", „Richter von Zalamea", „Coriolan", „Alexis". Mein Repertoire ist wunderbar componirt, ich suche mir durch Auftischung des Gewöhnlichen Raum und Vergunst für meine Lieblinge zu gewinnen.

Tieck's „Blaubart" ging wirklich in Scene und bewährte sich nach Immermann's Versicherung als vollkommen dramatisch-theatralisch. „Alexis", den Tieck außerordentlich lobt und „Das Trauerspiel in Tirol" hatten gleich günstigen Erfolg. Calderon's „Wunderthätiger Magus" und „Tochter der Luft" und Kleist's „Schroffenstein" figurirten ebenfalls in dem Repertoire der düsseldorfer Experimentalbühne. Einzelne dramaturgische Bemerkungen Immermann's über die nothwendige Kürze fünfter Acte und über das geschichtliche Drama sind treffend und beherzigenswerth.

Zur Theatergeschichte des „Blaubart" liefern auch die Briefe Eduard Devrient's manchen Beitrag. Das Stück tauchte am Horizont des berliner und dresdener Theaters mehrfach auf; Devrient schickt sogar einen Vorschlag der Rollenbesetzung ein; doch es blieb bei dem guten Willen. Daß dergleichen sich selbst ironisirende Productionen, in denen Scherz und Ernst sich nicht ablösen, sondern eine confuse Mischung bilden, nicht auf die Bühne der Gegenwart gehören, darüber wird heutigentags wol niemand mehr im Zweifel sein. Im übrigen zeigen die Briefe Eduard Devrient's das ausnehmend regsame Streben des Künstlers, sich bis in das kleinste Detail über seine Aufgaben Rechenschaft abzulegen. Klagen über den Stand der deutschen Bühne, über die an die Schauspieler gestellten Anforderungen, über das Publikum laufen mit unter. Von der Art und Weise, wie sich Devrient

einzelne größere Rollen, z. B. Hamlet und Tasso für die Darstellung zurechtlegt, wie er namentlich der letzten dem Anschein nach in träumerischer Lyrik aufgehenden Rolle einen festen Halt für die dramatische Charakteristik zu geben sucht, das beweist folgende Stelle:

Am Tasso habe ich im Verfolge des Studiums viel größere Freude gehabt, als ich anfangs glaubte. Im allgemeinen legt man dieser Rolle hauptsächlich ein rhetorisches Interesse bei, ich habe gefunden, daß dies sehr untergeordnet ist, der Charakter ist mit der äußersten Sorgfalt ausgeführt und jedes Wort daran ist charakteristisch. Im Grunde ist es ein unleidlicher Gesell, in Selbstsucht vollgenährt, die überall, selbst in seiner Liebe zur Prinzessin, ihn bestimmt und umherwirft, der Reichthum seiner Phantasie allein läßt ihn liebenswürdig erscheinen und bei aller Zweideutigkeit seines Wesens, die uns stets verletzt, müssen wir ihn wieder gelten lassen, weil er so durchaus naiv sich auslebt; es fällt ihm niemals ein, daß er auch nur im entferntesten unrecht habe, wenn er sich noch so abscheulich zeigt. Es ist eigentlich ein pathologisches Interesse, was uns an ihn fesselt. Ich habe mit rechter Lust daran gearbeitet und freue mich, bei fernern Wiederholungen alle Farben recht sicher zu stellen.

Zu dem Kreise Immermann's gehörte auch der schätzenswerthe dramatische Dichter F. von Uechtritz, dessen „Alexander und Darius" bei Tieck warme Anerkennung gefunden. Doch auch dieser wandte sich entmuthigt von der Bühne ab. Er schreibt im Januar 1846:

Vielleicht würde ich mehr für die Bühne geleistet haben; aber die ungünstige Aufnahme der „Rosamunde" in Dresden, die durch die Zeitverhältnisse verhinderte Aufführung in Wien (Schreyvogel interessirte sich sehr dafür), sowie die Zurückweisung derselben in Berlin, wobei unser Freund Raumer nicht ohne Schuld ist, hatten mich in meinen Erwartungen, die ich auf die Bühne setzte, irre gemacht, und die Zuflucht, blos für den Leser Dramen zu dichten, wollte auch nicht genügen.

Wie viele Dichter sind nicht schon durch die Unselbständigkeit der deutschen Bühnenleitungen von einer sonst vielleicht fruchtbringenden Production zurückgeschreckt worden! Da wartet immer ein Theater auf das andere! Hat sich endlich eine Direction zu einem kühnen Versuch mit einem neuen Drama ermannt und war der Erfolg kein günstiger, so wagt es kaum eine zweite, in ihre Fußstapfen zu treten, obgleich in Deutschland Wind und Sonne an jedem größern Theater anders vertheilt sind und ein und dasselbe Stück je nach den verschiedenen Bühnen ganze, halbe und Miserfolge aufzuweisen hat. Beachtenswerth sind die Auslassungen von Uechtritz über das Verhältniß der dramatischen Poesie zur Geschichte und die begeisterte Anerkennung Emanuel Geibel's, welchem von Uechtritz ein entschiedenes und großes poetisches Talent eingeräumt wird.

Unter der Zahl von Schauspielern und Schauspielerinnen, die sich dem Altmeister Tieck genähert und ein schriftliches Gedenkblatt in seinem Correspondenzalbum zurückgelassen haben, bemerken wir außer Eduard Devrient noch Karl Devrient, Eduard Genast, Charlotte von Hagn, Iffland, Karoline Jagemann, Karoline Ungher-Sabatier, Pius Alexander Wolff und den unglücklichen von Zieten, genannt Liberati, der nach mannichfach wechselnden Schicksalen selbst dem Leben entsagte. Tieck war gleichsam ein dramaturgischer Papst, welchem den Pantoffel geküßt zu haben schon zur Empfehlung gereichte. Doch trotz der unleugbaren Anregungen, die von ihm ausgingen, war die Theaterepoche, deren geistigen Mittelpunkt er bildete, eine der unfruchtbarsten, sodaß ihr gegenüber, trotz aller tiefen Schatten, die Gegenwart noch im Lichte steht. Den melancholischen Chorus derselben bildet Rahel Varnhagen, die wetterkundige Frau, welche nicht blos für Luft, Wind und Wolken, sondern auch für die Luftströmungen und die Wärmegrade des geistigen Lebens stets ein Baro- und Thermometer zur Hand hatte. Ihr Jammer über das gleichzeitige Theater klingt nervenerschütternd. So schreibt sie am 8. April 1826:

Zu vier, fünf Monaten gehe ich nicht ins Theater: aber es fehlt mir nichts; ich weiß doch davon, denn eine Vorstellung ist allen wahrhaftigen Theaterliebhabern, wie wir geboren sind, genug, die Schändung desselben zu überschauen! Die jetzt hineingehen, schreien, recensiren, klatschen, lesen, sind unfähige, sinnliche Wüstlinge, die der Wüste in sich zu entfliehen gedenken, und sie nach außen treiben, kleyen und sprechen. Diese dürren Referirungen, „Referent"!!!, wo hergebrachter Unsinn als fleißigstes Unkraut wuchert, und ein maniesperrendes Parterre toll und stumm macht! mit Staatsdirectoren an der Spitze, die aus vollen Beuteln der Raserei Paläste bauen: steinerne, und wieder hölzerne darin, die eine ganze Natur untereinander wüthen lassen, und eine Kunst zu machen vermeinen!

Sehr schön fährt sie fort:

Es ist nicht solche Kleinigkeit, welches Theater eine Nation hat, wenn sie so weit ist, eins zu haben. Bei den Deutschen ist es ja schon ein allgemeines Bedürfniß, und an allen Ecken und Enden erbaut. Es ist sowol der Beweis, was eine Nation will, als ihr Weg zu dem, was sie wollen soll.

Wie Tieck's dramaturgische Bedeutung diesen Kreis von Dichtern und Künstlern an sich zog, so brachten ihn seine altenglischen, altdeutschen und romanischen Studien mit manchen Gleichstrebenden in Verkehr. Alle diese oft inhaltreichen Beziehungen näher zu verfolgen, erlaubt der Raum d. Bl. nicht; es genügt, hier die Namen eines Grafen Karl Baudissin, Johann Payne Collier, Johann Dietrich Gries (sehr frisch und geistsprühend in seinen Briefen), Ernst August Hagen, Friedrich Heinrich von der Hagen, Koberstein (der berühmte und hochverdiente Literarhistoriker stellt Tieck an Schiller's Stelle neben Goethe und meint, daß spätere Geschlechter mit gesundern Sinnen die abgöttische Verehrung Schiller's nicht begreifen werden!!), die beiden Freiherrn von Malsburg, Ottfried Müller, von Rumohr, Valentin Schmidt, George Tichnor, Karl Witte u. a. zu nennen, um die Vielseitigkeit der Berührungspunkte darzulegen, welche Tieck durch seine bedeutsamen Anregungen nach allen diesen Richtungen hin mit hervorragenden Gelehrten gefunden. Ebenso reichhaltig ist die „Fremdenliste", welche diese Correspondenz aufweist. Da begegnen wir den Franzosen Ampère, David, Marmier, Martin, den Schweden Atterbom, Bernhard von Beskow, Eduard Stjernström, den Dänen Andersen, Hauch, Heiberg, dem Holländer Thorbecke u. a. Am geistreichsten und anregendsten lesen sich die Briefe des Hofmarschalls und Dramatikers von Beskow.

Wir haben noch einen Blick auf die jüngere Schriftstellergeneration zu werfen, welche um die Huld und Gunst

s literarischen Altmeisters warb. Auch hier begegnen
ir den besten Namen des modernen Parnasses: Laube,
rutz, Sallet, Hebbel, Freytag, Halm, Ludwig, Bauern-
d, Mosen, Strachwitz, Häring u. a., welche meistens
: Erstlinge ihres dichterischen Schaffens auf dem Altar
r Romantik niederlegen. Von diesen Briefen stehen die
ube'schen im Vordergrund; wir sehen den jungen Dra-
tiker in seinem ersten Ringen; er geht mit vollen Se-
ln an die Bühne; doch rafft er ein Segel nach dem
dern ein und will sich ganz von einem Meere zurück-
hen, das mit so vielen Klippen der Rücksicht droht.
ube hat zwar diese Drohung nicht erfüllt; denn wer
mal vom Bühnenteufel besessen ist, der kommt so leicht
ht wieder los! So geht es allen Dramatikern — und
chauspielerinnen, die sich immer wieder nach dem ver-
senen Theater zurücksehnen, auch wenn ihnen inzwischen
patriarchalischer Kindersegen zutheil geworden. Sehr
ffend sind Laube's Bemerkungen über den Unterschied
ischen dem Lese- und Schaupublikum:

Vielleicht gelänge es mir häufiger, mit dramatischer Arbeit
ren Beifall zu gewinnen, wenn wir einen großen Misstand
: unserm Publikum besiegt hätten. Und der ist nur langsam
besiegen: unser Lesepublikum und unser Schaupublikum sind
meilweit voneinander verschieden, und das letztere verlangt
be Striche, um gereizt zu werden. In den Theaterleitun-
ist nicht Fleiß und Energie genug, um einen Unterschied,
theilweise in der verschiedenen Form begründet ist und im-
: bestehen wird, durch scharfe und exacte Darstellung zu ver-
teln und durch ein consequentes System in der Wahl aus-
leichen. So müssen wir, die wir auf den Bretern platz-
isen wollen, nach zweifacher Fronte hin fechten: nach unserm
publikum mit feinern Interessen, und nach dem Schaupubli-
: mit stärkern Mitteln. Hoffentlich gibt die Uebung den
lt, der uns dann vor dem Schlendrian bewahren möge.
igeführt zu werden ist aber allerdings die unerlaßliche Hülfe.
m sieht erst dann, wo es fehlt.

Bei dem mitgetheilten Briefe Laube's an den dresde-
Hoftheater-Intendanten wird kein kundiger Leser ein
nisches Lächeln unterdrücken können. Der Brief ist
mlich ein echter Musterbrief, wie ihn junge Dramati-
oder solche, die es werden wollen, an Intendanten zu
reiben pflegen. Laube befindet sich nun selbst in der
icklichen Lage, alljährlich einige Schock derartiger Bitt-
efe zu empfangen, und wird allen den Wendungen wie-
begegnen, die er hier der dresdener Intendanz wie
men auf den Weg gestreut:

Ermessen Sie, Excellenz, wie niederschlagend es auf den
or wirkt, aus Gründen eine lange Arbeit abgewiesen zu se-
, aus Gründen, die dem Autor fast immer unverständlich
den u. s. w.

Auf Laube's keck-moderne Production hat indeß die
antische Schule keinerlei Wirkung ausgeübt. Anders
hält es sich mit Hebbel, der zeitlebens im Bann dieser
ule stand und namentlich seine verschrobenen Lustspiele
Tragikomödien unter dem verhängnißvollen Einfluß
r Muster gedichtet; mit Sallet, dessen „Schön-Irla"
andere Gedichte durchaus tieckisirend sind; mit Ro-
Prutz, der im ersten Bande seiner Werke ein ganz
antisches Drama mitgetheilt hat; mit Gustav Freytag,
namentlich in der „Verlorenen Handschrift" das Stu-
dium der Tieck'schen Novellen und der feinironischen Methode, in welcher Tieck die Gegenwart auffaßte und darstellte, nicht verleugnet. Aus dem Briefe Freytag's vom 1. Februar 1848 theilen wir die folgende Stelle mit, weil sie einerseits von einem höchst schätzbaren Streben nach Selbstkenntniß Zeugniß ablegt, andererseits von den Ansprüchen auf eine hervorragende Ausnahmestellung, die der Dichter der „Valentine" schon damals geltend macht, als Fahnenträger künstlerischer Wahrheit in der Schlaffheit und Nichtswürdigkeit des dramatischen Schaffens, d. h. in einer Zeit, in welcher gerade Gutzkow's und Laube's beste Dramen erschienen waren:

Sie fürchten, zu vieles in meinen Stücken könne Erlebtes sein. Das ist zwar nicht der Fall, für die „Valentine" fand ich den ethischen Inhalt allerdings in meinem Leben, beim „Waldemar" ist alles erfunden, bis auf ein paar kleine schlechte Witze; aber es ist doch etwas Bedenkliches dabei, und Ihre Bemerkung hat mir's wieder in die Gedanken gebracht, ohne daß ich's vollständig zu begreifen vermag. In meiner Art Charaktere zu empfinden und darzustellen, ist etwas Eigenthümliches, was nicht normal ist, etwas Ueberschüssiges, das den idealen Gestalten eine Porträtphysiognomie gibt. Das schadet ihrer Idealität, jedenfalls erschwert es dem Schauspieler die Darstellung. Was ist das? Ist das ein Ueberfluß, den Zeit und Praxis wol mildern können, oder ist's nicht vielmehr ein Mangel, ein organischer Fehler in der Gestaltung? Es scheint mir aber diese Eigenthümlichkeit daher zu kommen, daß ich mit vielen kleinen Strichen zeichne, deren ich mich nicht erwehren kann, weil sie mir schnell und lustig aus der Feder laufen; das gibt einen Schein von innerm Reichthum, hinter dem sich wol Dürftigkeit verbergen kann. Es ist eine Art Arabeskenzeichnerei, bei der ich mir sehr klein vorkomme, wenn ich sie gegen die einfachen, kühnen und großgeschwungenen Linien Shakspeare'scher Contouren halte. Und ich fürchte sehr, dieser Uebelstand wird mich verhindern, dem Theater viel zu werden und Großes in unserer Kunst zu leisten. Ich versuche mich aber nächstens an einem Stoff mit großen Leidenschaften, um dahinterzukommen, wie es mit meiner Kraft steht. Wol aber erkenne ich, daß in der gegenwärtigen Schlaffheit und Nichtswürdigkeit des dramatischen Schaffens mein Beruf ist, die Fahne künstlerischer Wahrheit und Ehrlichkeit zu tragen, bis ein Besserer kommt, der sie mir aus der Hand nimmt. Das wird mir vielleicht wehe thun, es soll mich nicht verwirren. Mein Unglück ist, daß ich allein stehe, sehr allein, ich entbehre der Förderung durch Mitstrebende zu sehr. Mit den andern habe ich wenig gemein.

Wir sehen, welch reichen Schatz für den Literarhistoriker der Briefwechsel enthält, indem sich die verschiedensten Epochen unserer Literatur in demselben spiegeln. Holtei hat die einzelnen Briefsteller mit kurzen biographisch-kritischen Notizen eingeführt, die meistens mit großer Wärme abgefaßt sind und seine Pietät gegen die romantische Schule aufs klarste beweisen. Am verdienstlichsten sind diese Notizen, wo es sich um einige dunkle, halbvergessene Literaten handelt, die doch zu ihrer Zeit nicht ganz unbekannt waren, und von denen sich nur mit vieler Mühe einige biographische Daten auftreiben ließen. Nichts rührender als solch eine bändereiche und doch untergegangene Production! Leider droht trotz ihrer hervorragenden Talente den Schriften der Romantiker dasselbe Schicksal! Sie werden nur als eine fossile Flora in das Nationalmuseum unserer Literatur kommen und einzelne Forscher der Nachwelt beschäftigen — die Pforten des Pantheon sind ihnen

verschlossen! Denn diese erschließen sich nur den schöpferischen Geistern, welche große und ganze Kunstwerke schaffen, in denen zugleich der vollgültige Gehalt ihrer Zeit ein für allemal niedergelegt ist. Rudolf Gottschall.

Beiträge zur österreichischen Geschichte.

1. Geheime Geschichte der österreichischen Regierung seit Ferdinand II. bis auf unsere Zeit. Erste Geschichte Oesterreichs nach authentischen Actenstücken von Alfred Michiels. Deutsche Ausgabe. Gotha, Opetz. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Geheime Geschichte der österreichischen Regierung. Neue Folge. Geschichte der österreichischen Politik seit der Kaiserin Maria Theresia von Alfred Michiels. Deutsche Ausgabe. Gotha, Opetz. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Beide Arbeiten des Verfassers sind in hohem Grade lesenswerth. Nicht allein, daß sie frisch und lebendig geschrieben sich gleich einem französischen Romane lesen, sind sie auch höchst instructiv, indem sie, namentlich das erste Werk, vieles Neue enthalten, was seither theils in den Archiven begraben lag, theils nur in wenig bekannten Monographien zu finden war. Einen wohlthuenden Eindruck macht das erste Werk zwar nicht, behandelt es doch die traurige, für das gesammte Deutschland wie für Oesterreich als solches so unheilvolle Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Kaiser Ferdinand II. und III. werden, ihre Apologeten mögen sich noch so viele Mühe geben, sich nie zu freundlichen Erscheinungen umgestalten lassen. Es waren eben die Zeiten des erbittertsten religiösen Fanatismus, und gerade auf Oesterreich lastete damals das Joch einer durch seine Erfolge übermüthig und unklug gewordenen, gefürchteten und furchtbaren Kaste, des Jesuitenordens. Die Bilder, welche der Verfasser vor unsern Augen entrollt, sind betrübend und entsetzenerregend; aber auch zugegeben, daß sie keine Unwahrheit und Uebertreibung enthalten, so wird ihm doch niemand beipflichten, wenn er, sich zur Neuzeit wendend, in dem Abschlusse des letzten Concordats mit dem Papste die Befürchtung durchblicken lassen will, als könnte die neubegründete Herrschaft der Kirche ähnliche Ereignisse in ihrem Gefolge haben, wie sie uns das 17. Jahrhundert in so bedauerlicher Gräßlichkeit aufzuweisen hat; dazu haben sich doch die Zeiten allzu sehr geändert, dazu ist die Menschheit zu sehr fortgeschritten, nicht allein in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung, in Hinsicht des Wissens und der toleranten Gesinnung, auch die Kirche kann am Ende nicht das Unmögliche wollen. Der Raum erlaubt uns nicht, dem Verfasser in alle Einzelheiten zu folgen. Der rothe Faden, welcher sich durch seine ganze Erzählung schlingt, ist die Aufdeckung der verderblichen Wirksamkeit des Jesuitenordens. Er feiert darum auch besonders hoch den berühmten Fürsten von Kaunitz, der trotz aller entgegenstehenden Hindernisse, trotz der Gefahr eines ihm drohenden Giftmords, sich schon früher die völlige Unterdrückung und Aufhebung des gefährlichen Ordens zur Aufgabe machte, die er denn auch durch zähe Ausdauer mit großem Geschick zu erreichen wußte. Die bizarre pedantische Persönlichkeit des Fürsten Kaunitz hat der Verfasser mit großer Ausführlichkeit geschildert, ausführlicher als sie sonst in den Rahmen seines Buchs paßte möchte, doch dürfen wir dies der weitreichenden Wirksamkeit dieses Staatsmannes, mit welchem für Oesterreich eine ganz neue Aera beginnt, wol zugute halten.

Das erste Werk des Verfassers leidet übrigens, wie sich unmöglich verkennen läßt, an manchen Ueberschwänglichkeiten der Darstellung, an einem Ueberschlagen in eine etwas gespreizte und gesuchte Diction, die von einem noch nicht ganz geläuterten Geschmack zeugt oder zum wenigsten doch darthut, daß unser Historiker den echten würdigen Ernst der Klio noch nicht in sich aufgenommen und darum das rechte Maß nicht überall zu finden weiß. Wir verweisen nur auf einige Stellen, wo er die Vertreibung der Protestanten aus Salzburg schildert:

Diese harten Maßregeln waren nicht geeignet, eine Begeisterung für den rechten Glauben zu erwecken. Der rauhe Sohn der Gebirge versteht keine Unterwerfung unter die Willkür. Er sieht seine Granitfelsen der Wuth der Stürme trotzen, seine Schneefelder der Sonne nicht weichen, seine Ströme über Hindernisse hinwegspringen: die Natur lehrt ihn den Widerstand. Er beugt sich also vor der Tyrannei nicht mehr, als seine Felsen vor den weichen Wolkenmassen.

Oder gar:

Diese Auswanderung hatte für das Erzstift fast dieselben traurige Folgen, wie die Austreibung der Mauren aus Spanien. Die Silber-, Eisen- und Kupferwerke wurden verlassen. Regen, Eis, Schnee und durchsickernde Gewässer füllten die Stollen. Der Boden wurde rasch zur Wüste. Die bestellten, gewesenen Felder verwandelten sich in öde Heiden, die nassen Aecker wurden zu pesthauchenden Sümpfen, welche Fieber verbreiteten. Statt kräftiger Bauern, welche die reine Luft des Gebirgs gebräunt hatte, begegnete man hier und da nur noch bleichen und zitternden Schäfer (!) u. s. w.

Das zweite Werk des Verfassers bietet uns nicht, was der Titel zu versprechen scheint, eine Schilderung der äußern österreichischen Politik in ihren internationalen Beziehungen zu fremden Mächten, sondern lediglich eine Darstellung der von Joseph II. und Leopold II. eingeführten, beziehungsweise versuchten Reformen. Namentlich der erstere erscheint als der mit großer Vorliebe behandelte Held des Geschichtswerks; der Verfasser hat es sich zu seiner besondern Aufgabe gesetzt, diesen seinen Helden von allem, was ihm gewöhnlich zur Last gelegt und zum besondern Vorwurf gemacht wird, nach Kräften zu reinigen. Die meisten, auch die neuern Geschichtschreiber, so z. B. Häusser, schildern Joseph II. als einen zwar durchaus wohlwollenden, von den besten Absichten beseelten, aber zugleich auch sehr ehrgeizigen Herrscher, der ohne ein festes Ziel und einen reiflich erwogenen Plan mehr nach augenblicklicher Eingebung, Willkür und Laune gehandelt, nach und das Verschiedenartigste angefangen, aber nicht die Ausdauer durchzuführen vermocht habe, und indem er nicht nur tiefgewurzelte Vorurtheile, sondern auch tief gewordene Gewohnheiten seiner Völker ohne Schonung verfolgt und bekämpft, nur den kleinsten Theil von dem was er gewollt, zu erreichen im Stande gewesen sei. Dieser Auffassung tritt der Verfasser auf das entschiedenste entgegen. Er gibt zwar zu, daß Joseph, wie streng auf seine Herrscherrechte gehalten habe und ein Autokrat im vollsten Sinne des Worts gewesen, nicht

bsicht haben konnte, seinen Unterthanen Freiheiten zu
währen, welche der kaiserlichen Macht irgendeine Be-
ränkung auferlegten; aber dafür hatte Joseph eine so
he Meinung von den Pflichten, die ihm seine Stellung
genüber seinen Unterthanen in der Sorge für deren
bliches wie geistiges Wohl auferlegten, daß in ihm in
wägung des dermaligen allgemeinen Bildungsstandes
d der Bedürfnißfragen der europäischen Nationen, ins-
sondere auch der deutschen, kein Zweifel darüber bestand,
lche Schritte er zur Förderung jenes Wohls zu thun
be. Seine Absichten hatten hierin eine weit humanere
tbung als die seines großen Zeitgenossen Friedrich II.
enn der letztere nur darauf ausging, seinen Staat und
ne Dynastie groß zu machen, so hatte Joseph, dem
rigens auch diese Neigung nicht fehlte, mit ebenso vie-
n Eifer sich das Ziel gesetzt, Licht in die Finsterniß zu
ngen und überall frisches, freies Leben in seinen Län-
n zu entwickeln und zu fördern. Die Finsterniß war
r so groß, der Adel und die Geistlichkeit, in deren
inden sich die Verwaltung des Staats befand, in ihrer
ßen Majorität so entartet und allen Neuerungen so
r abhold, setzte denselben einen so zähen Widerstand
gegen, daß Joseph auf der einen Seite sich vielfach
Durchführung seiner Plane ganz auf sich selbst be-
ränkt sah und auf der andern Seite bei der Masse des
fzuräumenden und bei der Macht der bestehenden Ver-
tnisse in Hinblick auf die Ungewißheit der Dauer eines
nschenlebens nicht daran denken durfte, erst nach lan-
n Vorbereitungen und mannichfachen Uebergangsstadien
lich dem Baum vollends die Wurzeln abzuhauen, da
st zu befürchten stand, daß bei seinem Tode die neuen
richtungen keine festen Wurzeln gefaßt hätten, darum
ht auszurotten sein und ihn nicht überleben würden.

Der Verfasser, welcher im übrigen weder für die
hler von Joseph's Charakter noch für die mancherlei
ängel eines Theils seiner Neuerungen blind ist, konnte
rum gar nichts Besseres thun, als die österreichischen
stände vor Joseph und die während und nach seiner
gierung vergleichend gegenüberzustellen, denn für ihn
rechen die Thatsachen, die Zahlen. Und wenn Joseph
ch in manchem nicht durchzudringen vermochte, so hat
, selbst wo er im Kampfe mit der Finsterniß unterlag,
ht umsonst gelebt; gar manches, was er bezweckte, hat
t die Französische Revolution mit Strömen von Blut
rchzusetzen vermocht, während die gleichzeitige Literatur
s auf einige in der ganzen Nation zündende Producte
weist, deren Helden nur eine Copie des großen men-
nfreundlichen Kaisers waren, wir erinnern blos an
ßiller's Marquis Posa.

Das vorliegende Buch muß, frisch und lebendig, wie es
chrieben ist, für eine recht erfreuliche Erscheinung gelten
) wird ohne Zweifel überall mit Interesse gelesen werden.

Kurzgefaßte Geschichte Ungarns von Michael Horváth. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir wenden uns von der Geschichte Gesammtöster-
hs zu der eines einzelnen Theils, aber eines sehr wich-
tigen Theils, nämlich Ungarns. Vorstehendes Geschichts-
werk ist nur ein Auszug aus dem größern Werke des
namentlich durch seine öffentliche Thätigkeit während der
ungarischen Revolutionsepoche auch in weitern Kreisen be-
kannt gewordenen Verfassers. Dasselbe ist vornehmlich für
das ungarische Volk berechnet, und die, besonders in dem
ersten Bande, fast nur eine Schilderung von größern und
kleinern Kriegen mit Petschenegen und Kumanen, Griechen
und Bulgaren, Mähren, Böhmen, Polen, Deutschen,
namentlich aber den Türken, sowie von einer Unzahl von
Parteikämpfen und Bürgerkriegen enthaltende Erzählung
ist zwar wol geeignet, dem magyarischen Selbstgefühl
zu schmeicheln, wird aber im Auslande nur wenig In-
teresse erregen können. Desto anziehender und belehren-
der erscheint die zweite Hälfte des zweiten Bandes, na-
mentlich die Darstellung des Zeitraums vom Jahre 1825
—48, die Zeit der constitutionellen Neugestaltung, wie
sie der Verfasser nennt. Nicht nur, daß dieser, ein Zeuge
und thätiger Theilnehmer der allgemeinen Begeisterung
seines Volks für die Erringung eines großen Ziels, die
betreffenden Vorgänge mit besonderer Liebe und patrioti-
schem Feuer schildert, er kann es auch, ohne es auszu-
sprechen, sich nicht verheimlichen, daß damals erst die un-
garische Nation angefangen, ihr Streben darauf zu rich-
ten, eine Stelle unter den civilisirten Völkern einzuneh-
men. Wol hatte auch Ungarn von jeher eine Constitution
und die Rechte seines Königs waren beschränkt, aber eine
zuchtlose Adelsherrschaft von derselben Art, wie sie das
unglückliche Polen zu Grunde richtete, war nicht geeignet,
Wohlstand und Bildung zu befördern, und für Ungarn war
am Ende der Anschluß an das mächtige Oesterreich nicht
blos dem drohenden Türkenjoche gegenüber eine Wohlthat.
Aber diese Wohlthat ist weit davon entfernt, ein Libera-
litätsgeschenk zu sein, denn Oesterreich empfing und em-
pfängt noch heute ebenso viel von Ungarn, als dieses von
jenem. Ungarn stieß die wohlgemeinten Reformen Jo-
seph's von sich, und der Geschichtschreiber, so sehr er auch
geneigt ist, dem edeln Kaiser Gerechtigkeit widerfahren zu
lassen, kann dies nur billigen: dies liest sich stillschwei-
gend zwischen den Zeilen heraus. Wenn aber Ungarn
Octroyirungen, mochten sie gleich nur das Beste des Lan-
des beabsichtigen, schon darum fürchtete, weil es eben
Octroyirungen waren und es die schützenden constitutio-
nellen Formen um keinen Preis im Stiche lassen wollte,
so klingt gerade aus dem Munde des ungarischen Histo-
rikers die Anerkennung des edeln Kaisers um so ehrender.
Horváth äußert sich folgendermaßen:

Das Vorgehen der Comitate machte einen tiefen Eindruck auf den kranken Kaiser. Er erkannte, die Aufregung der Gemüther sei eine so große, daß sie zur Revolution führe, wenn er den Wünschen der Nation nicht nachgebe. Die Besorgniß, die ihn deshalb erfüllte, und die bittere Empfindung, die sich seiner bei dem Gedanken bemächtigte, daß seine Völker, für die sein Herz in so reiner und uneigennütziger Liebe geglüht, deren Beglückung er ein Leben voll Mühe und Arbeit geopfert, sich von ihm abkehrten — das alles ergriff den körperlich bereits in hohem Grade Leidenden mit furchtbarer Gewalt. Nach schwerem Kampfe bezwang er sich selbst und vernichtete, dem Gebote der Nothwendigkeit weichend, am Rande des Grabes sein mit

so viel Liebe und Hingebung, aber eigenmächtig und ohne Rücksicht auf die Rechte und Gefühle seiner Völker, vollendetes Werk mit einem Federzuge.

Michiels in seinem oben besprochenen Buche ist der Ansicht, daß der Kaiser am besten für den Staat und seine Völker gesorgt hätte, wenn er unter Centralisirung der Staatsregierung die ungarische Constitution auf das ganze Reich ausgedehnt hätte. Auch ganz abgesehen von der Ersprießlichkeit oder selbst Möglichkeit einer centralisirten Regierungsform für den österreichischen Staat will es uns kaum denkbar scheinen, daß auch nur die Uebertragung der ungarischen Constitution auf die übrigen Theile des Reichs damals ausführbar gewesen sein dürfte. Dagegen drängt sich dermalen eine ganz andere Frage unabweisbar auf: die Aehnlichkeit der heutigen Lage Oesterreichs mit der zur Zeit Joseph's II. ist unverkennbar und hat vor kurzem Herrn von Faber zu einer Parallele zwischen Joseph II. und Franz Joseph Veranlassung gegeben. Der Keim, der damals von dem menschenfreundlichen Kaiser gelegt worden, hat sich nach langem Winterschlafe endlich kräftig entwickelt, die Freiheit und die freiheitliche Entfaltung, die nur für einzelne Gebiete des Lebens gestattet wurde, regt sich jetzt in allen Richtungen und verlangt ungestüm nach ungehemmter Ausbildung. Hier geht denn allen österreichischen Ländern das eine lebenskräftige Neugestaltung kühn anstrebende Ungarn mit dem besten Beispiel voran, laut und dringend begehrt es die Freiheit für sich, um, durch das Band der Freiheit mit den übrigen Theilen des Reichs vereint, in gemeinsamer, aber gleichwol selbständiger und unabhängiger Entfaltung dem hohen, echt menschlichen Ziele unermüdlich zuzusteuern. Gebe der Himmel, daß zum Glücke Oesterreichs sowie ganz Deutschlands der gegenwärtige Herrscher diesen dringenden Mahnruf beherzige, solange es noch Zeit ist!

4. Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich von Adam Wolf. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Gr. 8. 4 Thlr.

Auch dieses Buch läßt sich sehr wohl an die vorstehenden österreichischen Geschichtswerke anschließen, da es weniger eine Biographie der vorgenannten Erzherzogin gibt, als vielmehr eine, wennschon in der Darstellung beschränkte Geschichte ihrer Zeit, also auch Maria Theresias, Joseph's II. u. s. w. Marie Christine, die älteste und Lieblingstochter der berühmten Maria Theresia und unstreitig die geist- und talentvollste unter ihren Töchtern, ist nur zum Aushängeschild dieses Werks gemacht. Die angebliche Heldin desselben verliert man aber darin über der Schilderung viel wichtigerer Begebenheiten und Persönlichkeiten öfters ganz aus den Augen. Es stellt sich überhaupt als ein vergebliches Bemühen des Verfassers heraus, die Erzherzogin Marie Christine oder auch selbst deren Gemahl, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, als Mittelpunkte eines politischen und diplomatischen Treibens darzustellen, in welchem ihnen in der That nur ganz untergeordnete Rollen zugetheilt worden waren. Doch dadurch verliert der Leser durchaus nichts, im Gegentheil bietet ihm das Buch bei weitem mehr, als der Titel zu versprechen scheint, und was geboten wird, ist — von der begleitenden äußern politischen Geschichte abgesehen — nicht nur zum großen Theil neu, sondern auch vom anziehendsten und erfreulichsten Inhalt, da es uns so bedeutende Persönlichkeiten wie Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. in ihren innersten Familienbeziehungen, von ihres Privatcharakters in durchaus vortheilhaftem Lichte zur Anschauung bringt. Wahrhaft rührend ist in dieser Beziehung die mütterliche Sorgfalt der Kaiserin Maria Theresia, welche ihrer Tochter auf deren Anfrage um Verhaltungsmaßregeln im neuen Ehestande Rathschläge von Lebensklugheit und Pflichtgefühl ertheilt, sodaß der erfahrenste und weiseste Pädagog sie nicht besser zu geben im Stande wäre. Die Kaiserin schreibt unter anderm:

Du besitzest Anmuth und Ergebenheit, aber hüte dich, deine Tugenden und schönen Eigenschaften zu übertreiben. Ich will dich besonders aufmerksam machen, daß du in der zärtlichen Liebe für deinen Mann nicht in ein Uebermaß geräthst, das ihm zur Last fallen könnte; nichts ist so delicat als diese Klippe, die die Zärtlichsten und Tugendhaftesten und jene, die aus Neigung heirathen, scheitern daran. Du mußt auch die unschuldigen Liebkosungen sparen; du mußt trachten, daß man sie suche und verlangt. In unserm Jahrhundert will man vor allem keine Gêne; durch die schlechten Beispiele ist es dahin gekommen, daß man ohne Anstoß so erscheinen kann. Je mehr du dem Mann Freiheit läßest, indem du am wenigsten Gêne und Aufmerksamkeit verlangst, desto liebenswürdiger wirst du sein; er wird dich suchen und sich dir hingeben.

Dein vorzüglichstes Studium soll sein, daß er bei dir immer gleiche Laune, dieselbe Gefälligkeit, dieselbe Zuvorkommenheit finde. Trachte ihn zu unterhalten, zu beschäftigen, daß er sich nirgends besser befinde. Um dir sein Vertrauen zu erwerben, mußt du sorgen, es durch dein Benehmen, deine Discretion zu verdienen. Daß niemals ein Verdacht in deinem Herzen Platz gang finde, alles Glück der Ehe besteht in Vertrauen und beständiger Gefälligkeit.....

Welches Glück, stets bei sich eine liebenswürdige Gemahlin zu finden, die immer beschäftigt ist, ihrem Mann alles Gute zu bereiten, ihn zu unterhalten, zu trösten, ihm nützlich zu sein u. s. w.

Alle Ehen würden glücklich sein, wenn man sich so benehmen würde; aber alles hängt von der Frau ab, sie soll die rechte Mitte innehalten, die Achtung und das Vertrauen des Mannes gewinnen; sie soll dasselbe nie misbrauchen, weder mit prunken, noch befehlen wollen. In dieser Hinsicht ist meine Lage ebenso delicat, wie es die meinige war. Lasse ihn nie deine Ueberlegenheit (superiorité) fühlen. Man scheut die Mühe, wenn man wahrhaft und vernünftig liebt, darüber ich ruhig.

Keine Koketterie, keine Eitelkeit ist dir erlaubt, höre über niemand. Zeige ihnen, daß du über diese Albernheiten erhaben bist..... Einer verheiratheten Frau ist nicht gestattet, einem Mädchen ansteht. Die andern würden dich gleich bieten wollen.

Habe keine Vertraute. Das soll dein Mann allein Ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich in Anspruch nehmen, um dich nicht an vertrauliche Mittheilungen zu gewöhnen.....

Man muß trachten, immer um seinen Gemahl beschäftigt zu sein, dann geräth man in keine Fehler.....

Die Ordnung in der Zeit und im Haushalt ist die Seele eines ruhigen, glücklichen Lebens. Ich weiß, daß man jetzt

*) Der Brief ist, wie noch viele andere, nicht nur im französischen Original, sondern auch in deutscher Uebersetzung — wir wählen die letztere — mitgetheilt.

ine Freude mehr glaubt, wo nur irgendeine Gêne dabei ist. ch würde damit übereinstimmen, wenn ich es nicht selbst erhren hätte und nicht jeden Tag erkennen würde, wie dieselben ute, die am meisten auf jene Maxime halten, sich sehr langeilen und am wenigsten glücklich sind; sie haben an nichts ehr Freude, lassen ihren Launen und Sinnen freien Lauf und rden am Ende von ihnen tyrannisirt.

Ich spreche von einer Ordnung, die vereinbar ist mit dem illen deines Gemahls. Nichts soll euch hindern, darüber ins nvernehmen zu kommen. Du sollst alles opfern, wenn es) darum handelt, ihm zu gefallen oder seinen Willen zu thun, hast dir dann nichts vorzuwerfen. Du hast nur zu gehorn, nachdem du deine Einwürfe und Vorstellungen in Sanftuth und Güte vorgebracht hast. Das kannst du einmal thun, nn er aber das Gegentheil entscheidet, bleibt dir nur übrig gehorchen und sogar in der Art, daß man sieht, du verrichdeine eigene Angelegenheit, ohne auf eine Modification einehen u. s. w.

Von dergleichen von Mitgliedern der kaiserlichen Faie geschriebenen Briefen wird uns eine große Anzahl im szuge mitgetheilt, und wo die Briefe fehlen, da tritt von Herzog Albert geführte Tagebuch ergänzend ein. eses ist namentlich für seine italienische Reise ergiebig, em es, wenn auch im übrigen sehr karg und dürftig, überall von sämmtlichen italienischen Höfen und Fürfamilien werthvolle Mittheilungen bringt. Am ausrlichsten sind die Schilderungen der verwandten Höfe Florenz und namentlich in Neapel; am erstern residirte ılich der Bruder Marie Christinens, der Großherzog spätere Kaiser Leopold, am letztern die nachmals so ichtigte Schwester derselben, die Königin Marie Kaie. Mit Leopold war Marie Christine von allen ihren ıdern am innigsten befreundet, zu ihm hatte sie nicht n als Bruder und Mensch, sondern auch als Regent Staatsmann weit mehr Vertrauen als zu Joseph. läßt diesem zwar, obwol er sie als Statthalterin der derlande zu ihrem größten Leidwesen zu einer ganz ußlosen, blos repräsentirenden Figurantin machte, Gerechtigkeit in Betreff seines guten Willens und redn Strebens widerfahren, es wird anerkannt, daß Joüberall nur das Beste des Staats und Volks im ıt hatte; aber die Wege und Mittel, welche er zu in Anwendung brachte, werden hart verurtheilt, das Résumé der Joseph'schen Charakteristik ist, daß urch seine Ueberstürzung, durch sein Schwanken, durch Zurückschrecken vor Hindernissen und namentlich vor ießung von Bürgerblut mehr verdorben als gebessert den Staat in einer bedenklichen Zerrüttung zurückssen habe. Um so mehr Vertrauen wird dafür in ıld gesetzt, dem allerdings eine schwere Aufgabe ward, r, da seine Regierung nur wenige Jahre dauerte, in kurzen Zeit unmöglich gründlich lösen konnte, obes ihm weder an gutem Willen noch an der nöthiEinsicht und ebenso wenig an angestrengter Thätigebrach. Es werden hierüber viele interessante Einzelmitgetheilt, wir wollen nur das Leopoldinische Glauekenntniß anführen. Leopold schrieb am 25. Januar Folgendes an seine Schwester:

Ich glaube, daß der Souverän, auch der erbberechtigte, er Delegirte, der Beamte des Volks ist, daß er ihm alle seine Kraft, seine Mühe widmen soll; daß jedes Land ein Grundgesetz oder einen Vertrag zwischen Volk und Souverän haben soll, welcher die Autorität und Gewalt des letztern beschränkt, daß, wenn der Souverän den Vertrag nicht einhält, er damit auf seine Stelle verzichtet. Ich glaube, daß die Executivgewalt bei dem Souverän ist, die Legislative aber bei dem Volk und seinen Repräsentanten, daß diese bei jedem Wechsel des Souveräns neue Bedingungen, neue Einschränkungen seiner Macht hinzufügen können. Ich glaube, daß der Souverän sich weder direct noch indirect in die Civil- oder Strafgerichtsbarkeit einmengen, oder Commissionen, Delegationen einführen soll..... Ich glaube, daß der Souverän dem Volk über die Finanzen jährlich eine vollständige Rechnung legen soll, daß er nicht das Recht habe, neue Steuern oder was immer für Auflagen auszuschreiben, daß nur das Volk dazu berechtigt ist, wenn der Souverän die Bedürfnisse des Staats dargelegt und das Volk sie durch seine Repräsentanten geprüft und gebilligt hat..... Ich glaube, daß der Souverän diese Bewilligung einholen soll bei jedem Wechsel des Systems, bei allen neuen Gesetzen, bei Pensionen und Belohnungen;.... daß das Militär nur zur Vertheidigung des Landes, niemals gegen das Volk verwendet werden darf u. s. w.

Eine nicht minder erfreuliche Erscheinung als die politische Gesinnung Leopold's bildet dessen glückliches, herzliches, echt bürgerliches Familienleben. Hierin gleicht ihm aber seine Schwester Marie Christine vollkommen. Diese hatte zwar keine Kinder und erst spät adoptirte sie ihren Neffen, den berühmten Erzherzog Karl, für den sie dann mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgte, ihn ausstattete und ihm eine monatliche Zulage von 3000 Fl. auswarf, als er zum ersten male selbständig das Commando der Armee übernahm, sowie ihn auch in ihrem Testamente zum Erben einsetzte; dafür aber war das Verhältniß zu ihrem Gemahl das innigste und zärtlichste, welches man finden konnte. Sie war schon 12 Jahre verheirathet, als Herzog Albert, dem ein Commando in dem Bairischen Erbfolgekrieg anvertraut worden, sie für die Dauer des Feldzugs zu verlassen genöthigt war. Sie schrieb ihm die liebevollsten Briefe, schickte ihm Früchte, die sie selbst ausgesucht, mit dem Wunsche, daß er sich dieselben möge schmecken lassen, und voll Besorgniß, ob sie auch wol gut ankommen möchten. Am 2. Juni 1778 heißt es in einem Briefe:

Recht melancholisch macht mich der Gedanke, daß ich nicht kann zu dir kommen und dich in meine Arme schließen und an mein Herz drücken, denn ich liebe dich wie einen liebenswürdigen Ehemann zärtlich und rasend wie meinen passionirt geliebten Amanten, und du weißt, wie ich liebhaben kann.

Von Brüssel aus, wo sie als Statthalterin residirte, schreibt sie im Jahre 1782 einmal an ihre Freundin, die Fürstin Eleonore Liechtenstein:

Die Stunden, wo wir allein, sind mir am liebsten. Ich arbeite, schreibe, lese alle Tage. Abends sind ich und mein Mann immer allein und machen eine Partie.

Im herrlichsten Lichte zeigt sich aber nicht nur dieses glückliche eheliche Verhältniß, sondern der edle, treffliche Charakter der Erzherzogin überhaupt in dem Briefe, welchen sie kurz vor ihrem Tode schrieb mit der Bestimmung, daß er ihrem Gemahl den Tag nach ihrem Ableben zugestellt werden solle. Hier heißt es:

Mein lieber, theuerer Mann! Ich gebe mich rücksichtlich meiner Gesundheit keiner Täuschung hin, ich sehe und fühle,

daß sie nicht wiederkehrt. Welche Zeit die Vorsehung mir noch gönnen wird, ich weiß es nicht; unterwerfen wir uns beide ihrem geheiligten Willen. Ich will noch von der Zeit, in der ich mich etwas besser befinde, profitiren, um dir, mein verehrter Gemahl, ein Lebewohl zu sagen. Wie könnte ich die Ausdrücke finden, um dir zu sagen, was ich denke, für dich fühle. Ach ich habe nur zu viel dein tiefes Leid, deinen Schmerz gesehen; sie machen uns die Trennung peinlich, das ist das einzige, was mich kümmert, denn das Leben an sich gilt mir nichts. Aber, mein edler Freund, wenn du diese Zeilen erhältst, wird die Religion und die Nothwendigkeit deine Aufopferung verlangen. Wende deine Vernunft, deine Philosophie, den Gedanken an das Unabänderliche an, daß du ein so verehrungswürdiges Wesen, wie du bist, unserer Familie, unserm Hause erhältst. Sie werden dir die Kraft verleihen, deinen Schmerz zu überwinden. Deine zärtliche Frau bittet dich darum. Wenn ich die Achtung und das Bedauern der Welt verdiene, so kommt das nur von dir. Du hast mich zu dem gebracht, was ich bin. Du warst mein Vorbild, meine Triebfeder zum Guten, mein Leitstern, das einzige Wesen, für das ich lebte, dem ich zugehörte und dessen würdig ich sein wollte. Wie kann ich dir meine Dankbarkeit schildern für all das Glück, welches du mich in so viel Jahren genießen ließest! Diese Erinnerung allein verwischt allen andern Kummer, den wir hatten. Wenn ich dir nur einen Moment misfallen oder wenn ich dich beleidigt habe, verzeihe es mir; mein Herz und mein Wille hatten gewiß keinen Theil daran; nicht einmal in Gedanken habe ich aufgehört, mich mit dir zu beschäftigen. Gott und meinem lieben Albert werden auch meine letzten Gedanken, meine letzten Wünsche gehören..... Zu dieser Stunde, mein lieber Freund, mein theuerer Mann, vernimmst du mich zum letzten male. Wenn man im Himmel, in den ich durch die Barmherzigkeit Gottes und dein Gebet einzugehen hoffe, für jemand bitten kann, so wird all mein Bitten und Flehen nur dir allein gehören. Mögest du glücklich sein. Möge dich in dieser Stunde der Engel des Trostes heimsuchen! Glaube mir, daß die wahre Religion, ihre Grundsätze und Lehren allein dazu führen. Im Namen Gottes und unserer Liebe soll dich hienieden nichts beunruhigen und stören, daß wir bald im Schoße Gottes vereinigt werden. Lebe wohl tausendmal, mein geliebter Mann!

Das ganze Buch macht den Eindruck, daß wir uns überall in der Gesellschaft edler Menschen befinden, und daß diese edeln Menschen den höchsten Gesellschaftskreisen angehören, ist gewiß nicht geeignet, den Eindruck zu trüben. In der That, wir können nur wünschen, daß den deutschen Völkern und Reichen stets und bis in die späteste Zukunft in ihren Fürsten und Fürstinnen gleich treffliche und für ihr Wohl besorgte Männer und Frauen bestimmt sein mögen, als sie uns in vorstehender Biographie fast ohne Ausnahme vor Augen geführt werden. 2.

Zur epigrammatischen Volkspoesie.

„Deutsche Inschriften an Haus und Geräth" heißt der Titel eines bei Hertz in Berlin (1865) erschienenen Büchleins — der Verfasser nennt sich nicht —, das in fünf Abtheilungen eine recht interessante, natürlich keineswegs erschöpfende Lese von Inschriften enthält, die zum Theil in das Gebiet des Sprichworts fallen. „I. An den Häusern." „II. In den Häusern." „III. An und in Wirthshäusern." „IV. Am Hausgeräth." „V. An und in Kirchen." Wir bezeichnen einige der schönsten:

Mit Gott begonnen
Ist schon gewonnen. (Franken.)

Wir bauen Häuser, groß und fest,
Darin wir sein nur fremde Gäst',
Und da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig ein. (Tirol.)

Es ist dasselbe, das wir (vgl. Nr. 49 d. Bl. f. 18[illegible] aus Neander mittheilten und das hier in mehrfa[illegible] Variationen wiederkehrt. Der schöne Spruch S. 9:

Ich lebe und weiß nit wie lang,
Ich sterbe und weiß nit wann,
Ich fahre aus, weiß nicht wohin,
Darum ich stets in Sorgen bin —

findet sich S. 80 mit dem richtigern Schlusse:

Mich wundert, daß ich fröhlich bin.
(Schwaben 149[illegible]

Er gehört dem Magister Martinus in Biberach (W[illegible] Wackernagel's „Lesebuch", I, 1071, 72). S. 15:

Qui vult aedificare an der Straßen,
Debet staltam dicere lassen;
Optat mihi quisque was er will
Opto ei noch so viel. (Tirol.)

S. 17:

Ich Aff' steh und gaff',
Und weil ich gaff' und steh',
So könnt' ich weiter geh'.
(Schwarzwald, Schweiz, Tirol.)

Leb' ehrbarlich, und frag' nicht hoch
Was andre Leut' dir sagen nach,
Denn es in deiner Macht nicht steht,
Was dieser oder jener red't. (Schweiz.)

Genau so lautet ein Spruch von Neander, S. 21 (Ettendorf). S. 18:

Einer acht's,
Der andre verlacht's,
Der dritte betracht's,
Was macht's?
(Wernigeroder Rathhaus, 1492.)

S. 19:

Sieh auf dich und die Deinen,
Darnach schilt mich und die Meinen.

S. 20, über einer Schlosserwerkstatt:

Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloß müßt' angelegt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden.

S. 22:

Wenn Neid und Holz (lies: Haß!) brennten wie ein Feu[illegible]
Wär' Holz und Kohlen nit so theuer.
(Hausen im Wiesenthal an dem Hause, in dem [illegible] Knabe lebte.)

S. 23:

Klein
Aber mein!

S. 24:

Willst du haben gemach,
Bleib unter deinem Dach.

Des niemands Gesell
Komm nicht über meine Schwell'. (Franken.)

Hast du ein Haus,
So denke nicht draus. (Schweiz.)

Bei Neander S. 29: Wer will haben gemach, der
ib vater seinem Dach. (Körte 2664.) — Neander S. 17:
ist du ein Hauß, so dencke nicht drauß.

S. 25:

Wie einer liest die Bibel,
Also steht seines Hauses Giebel.
(Reutlingen. Wahrspruch des alten Jahn.)

26:

ustig, ich hab' noch Gelds genug,
habe noch die Ochsen sammt dem Pflug;
h' ich mein'n Hof werd' ganz verzehren,
Wird mir das Glück was andres bescheren. (Schweiz, 1670.)

27:

Dies Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab' ich's dem heiligen Florian vertraut,
Und hoffe, daß er besser danach schaut. (Steiermark.)

Dies Haus steht in St.-Florian's Hand,
Verbrennt es, ist's ihm selbst ein' Schand. (Baiern.)

28:

Junges Blut,
Spar' dein Gut,
Armuth dem Alter wehe thut.

29:

Ich lobe Gott und laß ihn walten,
Mach' neue Schuh und reparir' die alten. (Bei Teplitz.)

31 begegnen wir sogar Freidank:

Es ist auf Erden kein besser List
Als wer seiner Zunge ein Meister ist.

39, über einer Treppe:

O Gott, ich bitt'
Bewahr' mein Tritt',
So fall' ich nit.

40:

Wach, daß du ruhest,
Ruh, daß du wachest.

der Wohnstuben:

Je länger je lieber ich bin allein,
Denn Treu und Glauben ist worden klein. (Konstanz.)

Dieser Spruch erhält erst rechte Bedeutung, wenn
an seinen Bezug zu der Pflanze in Anschlag bringt,
ie er sich aus folgender Erzählung Melanchthon's
gibt:

Franckfordiae in nidi pariete uirginem texentem conam ex herba, quam sane uocamus Teucrion, Je lenger lieber. Libenter utor nomine Teucrion, a Teucro-Teuon medetur morbis splenis. Erat ibi Rithmus:

Je lenger je lieber ich bin allein,
Denn trew vnd warheit ist worden klein.

44:

Leide, meide, schweige und ertrage,
Deine Noth niemandem klage,
An Gott, deinem Schöpfer, nicht verzage,
Denn Glück kommt alle Tage. (1664.)

Wer redet, was ihn gelüstet,
Muß hören, was ihn entrüstet.

45:

Was versehrt,
Das lehrt.

ne hübsche deutsche Wendung für das griechische παῖδος
ἰδος. S. 64:

Iß was gar ist,
Trink was klar ist,
Sprich was wahr ist.

S. 66. begegnet Boncrius (resp. Seb. Brandt):

Wer singt cras, cras, als wie ein Rab',
Der bleibt ein Narre bis in sein Grab.

Schließlich theilen wir noch den Inhalt einer alten Tafel im Dome zu Lübeck mit (S. 78):

Ihr nennet mich Meister — und fraget mich nicht,
Ihr nennet mich Licht — und sehet mich nicht,
Ihr nennet mich Weg — und gehet mich nicht,
Ihr nennet mich Leben — und begehret mich nicht,
Ihr heißet mich weise — und folget mir nicht,
Ihr heißet mich schön — und liebet mich nicht,
Ihr heißet mich reich — und bittet mich nicht,
Ihr heißet mich ewig — und suchet mich nicht,
Ihr heißet mich barmherzig — und trauet mir nicht,
Ihr heißet mich edel — und dienet mir nicht,
Ihr nennet mich allmächtig — und ehret mich nicht,
Ihr nennet mich gerecht — und fürchtet euch nicht:
Werd' ich euch verdammen — verdenket mir's nicht.

Das Mitgetheilte wird genügen, den interessanten Inhalt des sehr sauber ausgestatteten Büchleins zu bekunden. Für eine folgende Ausgabe würden wir den Wunsch haben, abgesehen von der sich von selbst ergebenden Vermehrung des Inhalts, eine möglichst sorgfältige Angabe der vorhandenen literarischen Quellen hinzuzufügen, da sich erst so die Frage erledigen läßt: wie weit hat das Volk zu epigraphischen Zwecken sich der vorhandenen Sprichwörter und Gnomen bedient, wie weit der Bibel, und in welchem Grade tritt freie, aus der gegebenen Situation erwachsene Erfindung ein? Wenn wir einiges literarisch nachwiesen, so ist die Meinung nicht, daß dies immer die Quelle sei, aus der geschöpft ward; es kann umgekehrt sein; aber im allgemeinen wird das literarisch Fixirte das Ursprünglichere sein, also sicherlich z. B. Freidank seinen Spruch von der Zunge (vgl. die lange Priamel darüber Freidank, Grimm, S. 164) nicht von einem Giebel abgeschrieben haben. Von dem oben erwähnten Spruche: „Wir bauen alle feste", sagt Neander andererseits, daß sein frommer Vetter Andreas ihn an seinem Hause geführt habe, aber er findet sich, wie wir schon sahen, bereits im 14. Jahrhundert aufgezeichnet. So aufgefaßt kann die Arbeit des Verfassers für die Literatur des Sprichworts ersprießlich werden, indem sie zeigen würde, wie und was schätzt das Volk vorzugsweise aus diesem Schatze. Die Grabschriften ließen sich leicht sehr vermehren. Sehr bekannt ist die (auch Sackmann zugeschriebene) plattdeutsche:

Hier ligget use leiven Olen.
Herr, lat se di syn wol befolen!
Denn wenn se sollen wedder upstaan,
Sau mösten wy alle von Huns un Hof gaan.

Ferner die merkwürdigen, aber wol kaum echten, längst verschwundenen Inschriften aus der Kirche zu Dobberan, z. B.:

Her Peter Wyse tumba requiescit in ista.
God gev em spyse celestem. Quique legis, sta u. s. w.
(Vgl. Hoffmann, „In dulci jubilo", S. 51.)

S.

Zur Charakteristik Serbiens.

Serbien und die Serben von W. Denton. Nach andern Quellen und eigenen Erfahrungen frei bearbeitet von D. von Cölln. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der anglikanische Geistliche Denton hielt sich von Ende April bis zu Anfang Juni 1862 in Serbien auf; er hatte die Reise zur körperlichen Erholung und zum Studium der kirchlichen Verhältnisse unternommen; man kann es daher mit Recht ein kühnes Unternehmen nennen, wenn ein Mann sich für berechtigt hält, nach einem Aufenthalte von fünf bis sechs Wochen sein Urtheil über ein Volk und ein ganzes Land auszusprechen. Es ist natürlich, daß alsdann häufig die Urtheile von Reisegenossen, die der Zufall gerade in den Weg führt, für allgemein gültige Wahrheit angenommen, aber daß, wie hier der Fall ist, den Unterredungen mit einzelnen Persönlichkeiten ein außerordentliches Gewicht beigelegt wird. Da nun aber Denton vom Erzbischof und Metropolit Michael von Belgrad bei seinem kurzen Ausfluge ins Innere Serbiens der übrigen Geistlichkeit empfohlen wurde, so kann man die Aussprüche des englischen Reisenden wol eher für Ansichten der serbischen orthodoxen Kirche halten als für werthvolle Beobachtungen. Unwillkürlich muß man lächeln, wenn man z. B. auf S. 148 liest, wie das Singen der Marseillaise eines französischen Arbeiters den guten Geistlichen verstehen machte: „warum dieser Gesang von den Regierungen, welche die französische Nation auf die Wege friedlichen Fortschritts und innerer Ruhe zu leiten wünschten, verboten würde".

Die Hauptnotizen beziehen sich auf die serbische Geistlichkeit, den Ritus und die Bauart der Kirchen; für denjenigen, der hierfür größeres Interesse hat, mag das Buch vielleicht einiges Neues bieten. Das Schulwesen ist schon bei weitem spärlicher berücksichtigt, doch wird auf S. 161 geklagt, „daß der Unterricht in Serbien bisher zu mechanisch betrieben und zu wenig Gewicht auf inneres Verständniß gelegt würde". Leider gilt dieser Vorwurf nicht blos für Serbien: Deutschland und wol auch England, wo überhaupt das Auswendiglernen der biblischen Geschichte zu Hause ist, können in diese Jeremiade mit einstimmen. Mit Freude liest man dagegen in der Anmerkung auf S. 223, daß das Wort des gegenwärtigen Fürsten Michael Obrenowich III.: „Toleranz ist die Zierde eines Volks", keine leere Phrase zu sein scheint.

Als Schilderung der Landschaft verdient der Abschnitt vom siebenten bis zum elften Kapitel den Vorzug; in dem erstern wird das Eiserne Thor, die berühmte Durchkreuzungsschlucht der Karpaten von 17 Stunden Länge, beschrieben; in dem elften Kapitel findet sich eine Unterredung mit dem Fürsten, in der zwar nicht von Politik, wol aber von Ackerbau verhandelt wurde: die serbische Durchlaucht zeigte dem hochwürdigen Geistlichen eine volle Gerstenähre, welche sie eigenhändig auf einem ihrer Felder im April abgepflückt hatte. Die eigentliche Reise Denton's umfaßt nur die Uferküsten der Donau, einen Ausflug im östlichen Theile bis zum Kloster Ravaniza (zwei Stunden von Tjupria an der Morawa), wo gerade ein im Titelbilde dargestelltes nächtliches Volksfest (Sabor) gefeiert wurde, ferner eine Fahrt auf der Save nach Schabatz; die Bemerkungen über den südlichen Theil Serbiens im elften Kapitel sind nach S. 224 andern Quellen entnommen.

Das Budget vom Jahre 1862 — auf S. 257 mitgetheilt — spricht für geordnetes Finanzwesen; das Militär beläuft sich auf 4000 Mann und 70000 Mann Nationalmiliz bei einer Gesammtbevölkerung von 1,100000 Einwohnern. Das Land ist in 17 Kreise getheilt, von denen fünf im Innern liegen. Die Hauptstadt Belgrad selbst, das alte Singidunum, zählt 22000 Einwohner.

Der deutsche Bearbeiter mochte wol auch die Dürftigkeit in Hinsicht der Denton'schen Beobachtungen gefühlt haben; er hielt, wie es zum Schluß des Buchs heißt, am 29. Mai 1859 seine Antrittspredigt in Belgrad und hatte daher bei der Bearbeitung des englischen Werks schon einige Jahre des Aufenthalts in Serbien hinter sich. Wie es scheint, sind aus diesem Grunde die interessantern Partien, wie z. B. die Endkapitel über die Verfassung Serbiens und die Mittheilung der Rede des Fürsten bei der Eröffnung der Skupschtina (Volksversammlung) am 16./28. August 1864 von ihm hinzugefügt worden. T.

Erbauliches und Beschauliches.

1. Siongrüße. Eine Auswahl altchristlicher Hymnen und Lieder, aus dem Lateinischen übersetzt von Heinrich Stadelmann. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. 16. 10 Ngr.
2. Valentin Weigel. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert. Von Julius Otto Opel. Leipzig, T. O. Weigel. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Joh. 8, 32. Predigten über Evangelien-Perikopen von Gröger. Breslau, Hirt. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nr. 1 gibt in wohlgelungener Uebersetzung dreißig Hymnen und Lieder, den Ausfluß eines ungetrübten, kindlichen Glaubens; Nr. 2 führt uns aus der altchristlichen Zeit in die Reformationszeit und schildert mit musterhafter Gründlichkeit das Leben, die Lehre und die Wirkungen des pantheisirenden Mystikers Valentin Weigel, der 1533 zu Großenhain bei Dresden geboren und vom Jahre 1567 bis zu seinem Tode 1588 als Pfarrer in Zschopau angestellt war, wo sein Andenken noch nicht erloschen ist. (Auf dem Titel sollte offenbar statt des 17. das 16. Jahrhundert genannt sein.) Das dritte Werk enthält den Versuch, Glauben und Wissen in Kanzelreden, die für ein gebildetes Publikum berechnet sind, aus der philosophischen Anschauung der Gegenwart heraus zu versöhnen. Dasselbe Streben findet sich schon bei Valentin Weigel, aber weiter als zu einem Streben kommt es weder bei Weigel, dem es, was der Verfasser nicht genug hervorgehoben hat, bei aller Genialität doch gar zu sehr an Klarheit und Methode des Denkens fehlte, noch bei Gröger's Versuch, mit Hülfe der Braniß'schen Philosophie zu

Concordat zwischen der philosophischen Weltanschauung und den kirchlichen Glaubenslehren zu Stande zu bringen. Zwar lesen wir S. 50, nach Weigel erkenne Gott in dem Menschen sich selbst, Gott könne nicht wollen ohne den Menschen, aber auch der Mensch nicht ohne Gott; jede Erkenntniß gehe aus vom Subject und werde vom Object nur angeregt; nur bei der Gotteserkenntniß im höchsten Sinn verhalte sich der Mensch durchaus leidend: im Verstummen und Vergessen seiner selbst senke sich der himmlische Gott hinein in das endliche beschränkte Wesen des Individuums und die Gottesstimme im Menschen werde lebendig; das Reich Gottes sei nur im Menschen, ebenso auch die Hölle; das Böse sei nichts Positives, sondern nur die Negation des höchsten Gutes.

Aber wie reimt sich damit, daß nach S. 162 Weigel von Adam's Fall und Christi übernatürlicher Geburt redet, daß er nach S. 164 lehrte: „Christus stand vom Grabe auf unsichtbar und mit einem verklärten Leibe, welcher so klar und subtil war, daß er sogar durch Felsen ging und ihn trotzdem nicht hinderte, sich sehen zu lassen, wenn er wollte; er wird einst auch wiederkommen, um das Jüngste Gericht zu halten, nach dessen Beendigung Adam's Fleisch von den Gläubigen wie ein alter Rock hintangeworfen werden wird", daß Weigel oft und viel von den Verdammten in der Hölle und den Qualen, die sie leiden, redet? Wenn Weigel nach S. 50 lehrt, die Hölle sei an einem bestimmten Ort, so fällt er dagegen ganz in die kirchliche Vorstellung zurück, wenn wir S. 187 als seine Lehre lesen: „In die Hölle folgen einem jeden Verdammten seine Werke nach, und er wird gerade mit eben demselben gequält werden, worin er seine Ergötzung und Lust auf Erden gesucht hat", und wenn er gar, sei es auch wegen einer Anschauung vom Wesen der Sünde, eine ewige Verdammniß behauptet, die er freilich nur in das Selbstbewußtsein und in die Verdammniß des eigenen Gewissens setzt, gleichwie er andererseits die grob-körperliche Fassung der Lehre von der Auferstehung bestreitet. Beweis genug, daß man, wie wir oben gethan, bei Weigel nur von einem Glauben reden, die Kirchenlehre mit Hülfe pantheistischer Elemente zu vergeistigen und zu idealisiren, sie zu einer Religionsphilosophie zu erheben, sprechen kann. Ein klar ausgesprochener Pantheismus, wie der Verfasser will, ist nicht die Grundlage seiner Lehre; darum ist es auch mehr als zweifelhaft, daß Weigel, wie S. 50 behauptet wird, dem begrifflichen Gott das Selbstbewußtsein abgesprochen habe. Gewiß hat Fechner recht, wenn er Weigel den Namen eines Philosophen abspricht; des Verfassers Gegenbemerkungen beweisen nichts. Jakob Böhme ist viel besonder; bei Weigel ist alles Sein, bei Böhme Werden und Entwickelung. Weigel's Gegner, Schelhammer, hatte also unrecht, wenn er den zschopauer Prediger des Dunkelns beschuldigte. Oder verdient er einen andern Namen, wenn Weigel in der Postille sagt: „Die himmlische Eva hat den Sohn Gottes geboren von Ewigkeit in der Trinität; diese Weisheit, die da ist das Wort Gottes, ist eine Jungfrau geboren leiblich, hat uns Christum leiblich auf die Welt geboren. Sie ist vom Heiligen Geist incarnirt und darum nicht in Sünden empfangen worden"?

Diese Unklarheit war wol auch der Grund, warum Weigel die Concordienformel unterschrieb; er war sich der Tragweite seiner pantheisirenden Anschauungen nicht deutlich bewußt. Immerhin aber war Weigel eine höchst bedeutsame Erscheinung jener Zeit, originell und genial in hohem Grade, ein Vorgänger seines Landsmanns Lessing, und diesem vielleicht von der wolfenbütteler Bibliothek her bekannt, die noch jetzt, wie der Verfasser bemerkt, eine ziemlich umfangreiche Reihe theologischer und philosophischer Handschriften aus dem 18. Jahrhundert unter Weigel's Namen enthält. Ganz lessingisch lautet, was dem Verfasser freilich entgangen ist, Weigel's Anschauung vom Reich Gottes auf Erden oder der güldenen Zeit, wo die Liebe herrschen und der Heilige Geist alle Dinge erklären und verständigen wird, was Christus gelehrt, gelebt und gethan hat mit seinem Nachtmahl und Fußwaschen. Diese Aeußerung entspricht der Hoffnung Lessing's auf die Zeit des ewigen Evangeliums.

Eine religions-philosophische Haltung und Tendenz hat, wie bemerkt, auch Gröger's Predigtsammlung. So sehr wir die würdevolle und ansprechende Darstellung, die echt protestantische, männlich-freimüthige Gesinnung, wie sie sich z. B. in der Reformationspredigt ausspricht und die praktische Brauchbarkeit dieser Predigten zu schätzen wissen, so viel des Anregenden und Belehrenden sie enthalten, so müssen wir doch zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß der Versuch, die kirchliche Anschauung mit philosophischen Stützen aufrecht zu halten, fruchtlos gewesen ist. „Gottmensch — diese ungeheuere Zusammensetzung, die dem Verstande schlechthin widerspricht", sagt Hegel. Der Verfasser sucht die gottmenschliche Würde Christi in einer Predigt philosophisch begreiflich zu machen; seine Sätze sind aber ziemlich verschwommen, und über den Hauptpunkt, auf den es dabei ankommt, über Christi persönliche Präexistenz bei Gott von Ewigkeit her geht er wohlweislich mit Stillschweigen weg, gerade wie so viele andere Neuorthodoxe. Er hat selbst zu seiner Christologie kein rechtes Vertrauen, wenn er S. 269 sagt: „Mag über Abkunft und Person Jesu Christi heute von verschiedenen Parteien auch verschieden geurtheilt werden, in Einem sind doch alle einverstanden, nämlich: daß Christus es ist, welcher die Welt zu Gott geführt hat, daß er es ist, durch welchen die Welt, die zuvor Gott theils haßte, theils fürchtete, Gott lieben gelernt hat."

Aehnliche Unklarheiten und Umdeutungen der kirchlichen Lehre zeigen sich auch sonst im Buch. Ungeachtet dieses hier und da hervortretenden Mangels verdient die Sammlung wegen ihrer sonstigen Vorzüge eine warme Empfehlung.

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Zu den „Werther-Anekdoten".

Goethe und Johann Moritz Schwager.

Von Hermann Schauenburg geht uns folgende Entgegnung zu:

Aus der „Spener'schen Zeitung" hat ein Aufsatz: „Werther-Anekdoten" den Weg in andere Blätter, auch in das Feuilleton der „Elberfelder Zeitung" (vgl. Nr. 103 und 106) gefunden, auf den wir um so lieber zurückkommen, als wir in ethischer Hinsicht mit dem Sammler dieser Anekdoten übereinstimmen und mit ihm die hypersentimentale Periode unserer Culturgeschichte beklagen, welche der „Werther" wenn nicht wach rief, doch gewissermaßen oder besser bei einer gewissen großen Partei adelte und heiligte. Das so „warme Product", die „thörichten Blätter", wie der Verfasser selbst sein Werk später bezeichnet, verdankte dem poetisch aufs höchste begabten jungen Goethe seine Entstehung in einem Lebensalter, in dem der Kitzel poetisch zu schaffen die Erwägung über den etwaigen Erfolg und die Wirkung der poetischen Production noch nicht zur Geltung kommen läßt. Das phantastische Buch fliegt hinaus, von dem Hauche der Poesie in jeden Winkel getragen, in welchem Sinn für „das Schöne" herrscht, und begeistert und — verwirrt, wo es nur mehr allgemeine Eindrücke macht; aber es verletzt dort auf das schmerzlichste, wo es Personen trifft, welche den Verhältnissen und den Personen des Dichtwerks nahe stehen, welche diese Personen selbst sind. Wer die Entstehung des „Werther" genau kennt, wer den Briefwechsel dieser auf das herbste betroffenen Personen mit dem jugendlichen Dichter gelesen hat, weiß auch, in wie hohem Grade dies mit den „thörichten Blättern" der Fall war, wie aufrichtig Goethe die Entwickelung, die er seinem Buche gegeben, bereut hat. Dasselbe besteht gleichsam aus drei an sich durchaus verschiedenen, aber mit Geschick ineinandergeflochtenen Theilen: aus den poetischen Tagebuchblättern des wenig beschäftigten Arbeiters am wetzlarschen Reichskammergericht, aus dessen Erlebnissen in seiner Rolle als „zweiter Liebhaber" der Heldin und aus den fast wörtlichen Briefstücken des grundbraven Albert, in denen das tragische Ende des jungen Jerusalem geschildert wird. Den hohen Werth des ersten Theils sind wir wahrlich nicht gemeint, im geringsten herabzusetzen, aber wir behaupten, daß der dritte Theil, wenn anders der zweite überhaupt erzählt werden durfte, wie er erzählt, aus dem Leben abgeschrieben ist, durchaus nicht paßt. Jetzt, bald ein Jahrhundert nach dem Erscheinen des Buchs, sind wir im Stande, das nicht blos zu sagen, sondern das gewaltsame Anschweißen dieses dritten Theilganzen auch auf das deutlichste und sogar unangenehm zu empfinden. Wir haben bei der Lektüre der „thörichten Blätter" oft genug an Horaz denken müssen, es war uns, als ob derselbe seine „Ars poetica" (1—5) nach der Lektüre der „Leiden des jungen Werther" mit einer Apostrophe gegen deren Verfasser habe beginnen wollen:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, et varias inducere plumas
Undique collatis membris; ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne;
Spectatum admissi risum teneatis amici?

Weiter ist es sicherlich den Goethe-Schwärmern äußerst fatal, an eine Poesie desselben erinnert zu werden, die mit den Worten schließt:

So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und nachts, mit allzu kühner Wage,
Zu Amor's falscher Mühle kriecht.

Dieses Gedicht, das unter der Ueberschrift: „Der Müllerin Verrath", in Goethe's Werken zu finden ist, soll sich, mag es immerhin nach dem Altfranzösischen bearbeitet sein, auf ein Erlebniß beziehen, das den Dichter zwischen Urmitz und Ehrenbreitstein betraf und zwar während der Redaction des Werther-Manuscripts, während der Correspondenz mit Albert, der gerade damals mißbraucht wurde, den Schluß der „Leiden des jungen Werther" selbst zu schreiben. Sapienti sat!

Das wollten wir voranschicken, um auf die Schlußanekdote des Feuilletonisten der „Spener'schen Zeitung" zu kommen und um dem überaus verdienstvollen Pastor zu Jöllenbeck bei Herford, Johann Moritz Schwager, gerecht zu werden. Derselbe war allerdings kein Poet, er gehörte zu den Mitarbeitern der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und war ein Mann von echt deutschem Schrot und Korn. Er gehörte mit regstem Eifer zu „dem Troß der Aufklärer", wie — charakteristisch genug — ihn der Verfasser der „Werther-Anekdoten" selbst bezeichnet. In einem Werke, das 1847 unter dem Titel: „Julie und ihr Haus" in Leipzig bei Brockhaus erschien und seine Leser in Schwager's häuslichen Kreis einführt, wird ein richtigeres Urtheil über diesen Ehrenmann gefällt, als der berliner Feuilletonist es aussprengen möchte. Wir machen auf diese Schrift aufmerksam und citiren einiges wörtlich: „Er (Schwager) war einer der immer seltener werdenden braven Männer, die eine Ueberzeugung haben und ihr folgen, die sich nie und unter keinem Vorwand, nicht aus Eigennutz und nicht aus Herrschsucht, verwegen lassen, Gesinnungen zu zeigen, die sie nicht haben. Was er lehrte und predigte, das glaubte er selbst, das war die Frucht seines Denkens und Forschens, kein Schein, keine Selbsttäuschung. Er war ein Charakter im vollen Sinne des Wortes und besaß daneben noch jene zwei Eigenschaften, die wir an Männern von Charakter so selten zu finden das Glück haben, eine Liebesinnigkeit und Liebenswürdigkeit, von der noch in Freude später Enkelgeschlechter an seinem Gedächtniß Kraft gibt. Die Nachwelt nennt seinen Namen nur noch selten, die seine Zeit kannte ihn und er hat sie gekannt; denn an Erfahrung, an Unbefangenheit und Urtheil stand er über ihr, wie wenige. Diese Vorzüge, verbunden mit dem lebendigsten und lautersten Eifer, zu lehren und aufzuklären, zu bessern und zu fördern, wo es noth that, machten ihn zu einem Mann, der von den Mitlebenden mit Recht als ein Vorbild verehrt anerkannt wurde, und an den es sich in unsern Tagen wol der Mühe lohnt, zu erinnern, wo sich so viele in behaglichem Wohlbehagen befriedigt fühlen, denen die ernstesten Pflichten auferlegt sind. Es ist nicht Absicht, ihm eine Lobrede zu halten, aber daß er zuerst und mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit als rastlosem Eifer die Schutzpockenimpfung an seinen eigenen und vielen hundert andern Kindern geprüft und solche durch Wort und Schrift empfohlen hat, daß er für Verlegung der Begräbnißstätten entfernt von menschlichen Wohnungen bis an sein Ende unermüdlich thätig gewesen ist, daß er Aberglauben, Verstocktheit, Dummheit und Eigennutz mit allen Waffen bekämpfte, daß er für den Fortschritt jeder Art, wo und wie er konnte, arbeitete und zu dem Ende mehrere vortreffliche aufklärende Werke aus dem Englischen und Französischen übersetzte, daß er durch eigene Werke und Journalaufsätze auch weit über den engen Kreis seiner Kirchengemeinde hinaus die Lehre verbreiten suchte, die sein freier und eindringender Geist für richtige hält, das alles gibt uns das Recht, ihn jetzt wieder als Vorbild aufzustellen, wo nur so wenige ein weichliches, genußseliges Schlaraffenthum einer verständigen, männlichen Ueberzeugung zum Opfer geben können."

Leser, die sich für den wackern ravensbergischen Landpfarrer interessiren, der jetzt von einem Anonymus angegriffen wird, verweisen wir wiederholt auf die citirte Schrift, in der sein Lebensbild auf der jöllenbeckschen Pfarre in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, größtentheils nach Briefen und Aufzeichnungen der einzelnen Betheiligten, anspruchslos skizzirt wird. Nur aus einem schriftlich hinterlassenen „Abschied vom Leben" aus der Feder von Schwager's Witwe, der den Schluß des Buchs bildet, fügen wir noch die ihren Ehemann betreffenden Worte bei: „Ich lebte mit ihm in der zufriedensten, glücklichen

Ehe. Ach, wir konnten wol glücklich sein! Gesundheit des Leibes und der Seele, ein leichtes Blut, ein frohes Herz, eine freundliche äußere Lage, alle diese Güter, die meine Jugendjahre beglückten, begleiteten auch uns beide in unserm freundlichen Ehestande. Er war ein Biedermann, ein guter Gatte und Vater im schönsten und heiligsten Sinne dieser Worte.

Dieser Biederseele Flecken
Rüge keine Lästerung,
Denn was Flecken war, vermodert,
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung."

Das Gesagte möge an dieser Stelle genügen, um uns in Johann Moritz Schwager einen Mann erkennen zu lassen, der bei wohlausgebildetem Sinne für alles Gute, Wahre und Schöne noch an den Sigwarts und Werthers jener Zeit, die sich über alle Gebühr breit zu machen liebten, kein Freude haben konnte und in Gegenschriften dem Unwesen zu steuern suchte, das sie verbreiteten. Von der Hand seiner Tochter Julie existirt noch jetzt eine sorgfältig geschriebene Copie von Lessing's „Nathan", die sie anfertigte, weil ihr die bloße Lektüre dieses Edelsteins unter unsern literarischen Schätzen nicht genügte. „Nathan" gefiel, „Werther" missfiel auf der westfälischen Landpfarre, Pestalozzi, Fichte, Klopstock, auch Goethe in seinen spätern Schriften und andere wurden hoch geehrt, von Götze und Wöllner wird mit der größten Verachtung gesprochen.

Genug! Von diesem echt deutschen, mustergültigen Landpfarrer erschien denn auch eine parodistisch gehaltene Gegenschrift zu den „Leiden des jungen Werther", über welche der Feuilletonist der „Spener'schen Zeitung" in seiner Sammlung zu den Werther-Anekdoten" folgendermaßen zu sprechen die Stirn hat: „Das unflätige Machwerk eines auch dem Troß der «Aufklärer» angehörenden westfälischen geistlichen Herrn, mit Namen Johann Moritz Schwager, das den Titel führte: «Die Leiden des jungen Franken, eines Genies», ist dagegen unserm Dichter wol gar nicht vors Gesicht gelangt. Lotte heißt hier Fieke (von Friederike) und ist eines Pfarrers Tochter, dem Verwalter auf einem Edelhof vermählt. Von der Fadheit des Ganzen möge die folgende Schilderung von Franke's Liebesverzweiflung zum Beispiel geben: «Bisweilen nahm er seinen Weg durch Hecken, Sträuche, Dickicht und über die schroffsten Felsen, stellte sich auch wol gar auf einen steilen Felsen über den Abgrund und athmete hinab! hinab! — zu sehen, wie das Ding ließe? Dann sah er auf seine Uhr, fand sie noch nicht abgelaufen — und ging seiner Wege.» Franke schleicht sich zuletzt ins Schlafzimmer seiner Geliebten, geräth in die Hände des aufgebrachten Ehemanns und wird durch dessen Rache ein zweiter Abälard. Darauf erhenkt er sich an einer alten Eiche. Was könnte mit entsetzlicherer Gemeinheit beweisen, welche freche Rotte von Gegnern damals aus entlegenen Winkeln Deutschlands wider den Dichter aufstand und ihn mit Koth zu bewerfen trachtete!"

Wir haben den sicherlich unberufenen Vertheidiger Goethe's gegen Johann Moritz Schwager sprechen lassen, aber wir verzichten darauf, uns in einer Controverspredigt gegen ihn zu gefallen, schon weil er ein Anonymus ist. Sollte er durch diese Entgegnung zur Berichtigung sich veranlaßt finden, aus dem Versteck hervorzutreten, so werden wir gern den Kampf mit ihm aufnehmen. Wir weisen Goethe den ersten Platz unter unsern Dichtern und Prosaikern an, aber wir sind weit entfernt, derartig blind für ihn zu schwärmen, daß wir an seinen Gegnern kein gutes Haar lassen möchten.

Zur Charakteristik J. M. Schwager's sei es noch gestattet, einiges Weitere aus dem „Abschied vom Leben" aus der Feder seiner Witwe mitzutheilen: „Die kleinen Verschiedenheiten unserer Charaktere, unserer Denk- und Handlungsweise dienen nur, die Einförmigkeit des häuslichen Lebens zu unterbrechen und Lebhaftigkeit in unsere Unterhaltungen zu bringen. Nie beteten unsere Debatten in Mishelligkeiten aus. Wir lebten oft ganz einsam, auf unsern häuslichen Cirkel eingeschränkt, der sich nach und nach erweiterte, sowie die Kinder heranwuchsen. Heiterkeit und Freude und zärtliche Liebe umschwebten freundlich unsere kleinen Abendgesellschaften, wenn der Vater ermüdet aus der Studirstube kam und nun im Kreise der Seinigen Erholung suchte."

Eine Charakteristik Anastasius Grün's.

Es ist erfreulich, wenn unsere Gelehrten sich nicht immerfort mit der bis zum Ueberdruß commentirten und auseinandergefaserten „classischen Poesie" beschäftigen, sondern auch der modernen Dichtung ihre Theilnahme schenken und die Jugend in ihre Schönheiten einführen. Dr. Schatzmayr hat in der elberfelder Realschule eine Vorlesung über „Anastasius Grün's Dichtungen" gehalten und im Druck erscheinen lassen (Elberfeld, Bädeker, 1865), von der wir freilich nicht wissen, ob sie vor Schülern oder vor einem größern gebildeten Publikum gehalten wurde, welche aber mit vieler Wärme geschrieben schon deshalb unser Interesse in Anspruch nimmt, weil sie zeigt, wie die nörgelnde Kritik der Julian Schmidt'schen Richtung Tag für Tag mehr an Boden verliert, indem die beliebtesten Schablonen ihres Tadels sich längst als ästhetisch unhaltbar erwiesen haben. So hat seine Beurtheilung Anastasius Grün's und der modernen Lyrik in ihrer Einseitigkeit längst jeden Einfluß verloren. Man sieht es wieder aus der Schatzmayr'schen Vorlesung, welche eine durchaus entgegengesetzte Richtung verfolgt. Der Autor beginnt mit einer Beantwortung der Frage: ob die Poesie gänzlich aufhören und verschwinden könne? Er analysirt dabei das Wesen der Poesie in volksthümlicher und zutreffender Weise. In der Charakteristik Grün's selbst hat namentlich die Parallele mit Schiller und der Nachweis, wie Anastasius Grün's Dichtungen ein treuer Spiegel der Alpenwelt sind, den Werth der Neuheit. Schatzmayr nimmt des Dichters Heimat, Deutsch-Oesterreich, gegen die in Norddeutschland herrschenden Vorurtheile in Schutz. „Das österreichisch-deutsche Alpenland", sagt er, „ist die Heimat Walther's von der Vogelweide, unsers größten deutschvaterländischen Dichters im Mittelalter, die Heimat der Nibelungengesänge, unsers größten deutschen Volksepos, und vieler edeln Minnesänger und kirchlicher, lehrhafter und Schwankdichter, die Heimat der ältesten Geschichtschreiber in deutscher Sprache, eines Ottokar von Horneck u. a. — die Heimat eines Mozart, Haydn, Franz Schubert und anderer großer deutscher Tondichter; sie ist, nebst Schwaben und Baiern, der classische Boden der ersten Blüte unserer deutschen Dichtung und Geschichtschreibung, der classische Boden der höchsten deutschen Bildung im Mittelalter." Wir empfehlen das Schatzmayr'sche Schriftchen allen Freunden der modernen Poesie.

Bibliographie.

Lucae, R., Schinkel im Lichte der Gegenwart. Festrede. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 5 Ngr.

Mannsfeld, F., Napolette der Fürst des Hochlandes, oder: die Blutrache. Räubergeschichte aus der neueren Zeit. 2 Bde. Leipzig, Häfele sen. 8. 1 Thlr.

— — Panther oder die Höhlenbewohner. Eine Räubergeschichte aus den verderblichen Zeiten des 30jährigen Krieges. 2 Bde. Leipzig, Häfele sen. 8. 1 Thlr.

Moltke, M., Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten des Verfassers. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Werner. 32. 8 Ngr.

Mommsen, T., Die Annexion Schleswig-Holsteins. Ein Sendschreiben an die Wahlmänner der Stadt Halle und des Saalkreises. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Ritter, J. H., Geschichte der jüdischen Reformation. 3ter Thl. Berlin, Peiser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rudhart, F. M., Geschichte der Oper am Hofe zu München. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. 1ster Thl.: Die italiänische Oper von 1654—1787. Freising, Datterer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schatzmayr, E., Anastasius Grün's Dichtungen. Eine Vorlesung. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Schirmer, A., Lütt Hannes. Ein Seeroman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Siebenbürgen und die österreichische Regierung in den letzten vier Jahren. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Obwol der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merkwürdigen und interessanten Buchs (dessen Fortsetzung kürzlich unter dem Titel „Durch Kampf zum Sieg" erschienen ist) gegenwärtig als evangelischer Prediger in einer Gemeinde Westfalens wirkt, sind die Erinnerungen aus seinem Jugendleben doch nicht in einseitig polemischem Sinne gegen die Gesellschaft Jesu und deren Erziehungsanstalten geschrieben. Sie geben in unbefangener, schlicht erzählender Weise die Eindrücke wieder, welche der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten umgarnten Aelternhause, in dem Privatinstitut eines deutschen Jesuiten, in der Pension zu Freiburg sowie während seines mehrjährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom empfing, und schließen mit der Vertreibung der Jesuiten aus Rom durch die Volksbewegung des Jahres 1848. Indem sie ein treues, überall auf strengster Wahrheit beruhendes Spiegelbild von den Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren innern Einrichtungen liefern, setzen sie den Leser in den Stand, auf Grund verbürgter Thatsachen sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Romanische Poeten.

In ihren originalen Formen und metrisch übersetzt von Prof. L. A. Simiginowicz-Staufe in Kronstadt.

Wien, 1865. 8. Brosch. 2 Fl.

Dies Buch, das eine Lücke füllt, die sich bisher in der deutschen Weltliteratur fühlbar machte, gestattet uns einen höchst interessanten Einblick in die geistigen Bestrebungen der Romanen. Die Kritik begrüßte diese Novität in anerkennender Weise.

A. Pichler's Witwe & Sohn in Wien.

☛ Die Beck'sche Universitätsbuchhandlung, Rothethurmstraße Nr. 15, hält dies Werk stets auf dem Lager.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Erbacker.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung

von

Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbackers.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen.

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten male Savigny nach römischen Quellen als ein wissenschaftliches Ganzes feststellte, sucht der Verfasser dieses Werks in dem Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politisch-religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundlage übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Standes- und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere nach allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.

Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

In zwei Theilen.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Ein Deutscher, der nicht blos flüchtig als Tourist das Land durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Besonderen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen und besonders Reisenden nach dem Orient sehr viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

JAHRBUCH

für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von

Ferdinand Wolf und **Adolf Ebert**

herausgegeben von

Dr. Ludwig Lemcke.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 4 Thlr.

Herr Prof. Dr. Ludwig Lemcke in Marburg hat gegenwärtig die Herausgabe dieser Zeitschrift übernommen und ist zugleich deren früheres Programm dahin erweitert worden, dass neben dem literarhistorischen Theil auch dem rein philologischen Gebiet besondere Berücksichtigung gewidmet werden wird. Diese Ausdehnung wird sicher dazu beitragen, den Kreis der Freunde des „Jahrbuch" zu vergrössern.

Das soeben erschienene erste Heft des neuen Jahrgangs ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Soeben erschien das **39. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Cosinus — Curia.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☛ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☚

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis dritte Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 18. Mai 1865.

halt: Neithardt von Gneisenau. Von Hans Prutz. — Fanny Tarnow. Von Rudolf Gottschall. — Aus dem Nachlaß des ters Ludwig Bechstein. Von Hermann Neumann. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Was ist „Schwulst" in der Poesie?) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neithardt von Gneisenau.

s Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau on G. H. Pertz. Erster Band. 1760—1810. Mit einem upfer und einer Karte. Berlin, G. Reimer. 1865. Gr. 8. Thlr. 10 Ngr.

Dem großen Denkmal, welches G. H. Pertz in seiner nnten Biographie dem Minister Freiherrn von Stein chtet hat, beginnt er jetzt ein anderes zur Seite zu n zu Ehren des Mannes, dessen Ruhm in der tärischen Geschichte der Freiheitskriege mit ganz be- erm Glanze strahlt. Der uns vorliegende erste d des Lebens des Feldmarschalls Neithardt von Gnei- u ist ein würdiges Seitenstück zu dem Leben Stein's eine kostbare Gabe, die uns bei der gerade in diesem re bevorstehenden Jubelfeier der endgültigen Vollen- g oder, richtiger gesagt, der Rettung des von neuem hrdeten Befreiungswerks doppelt willkommen sein muß. Veranlassung zur Abfassung desselben hat dem Ver- r, wie er in der Vorrede selbst sagt, zunächst der nsch der Gneisenau'schen Familie gegeben, welche die nsgeschichte ihres berühmten Vaters am liebsten von elben kundigen Hand geschrieben zu sehen wünschte, das Wirken seines großen Meisters und Vorkämpfers so trefflicher Weise dargestellt hatte. Daher hat er denn auch bei seiner Arbeit der vorzüglichsten Unter- ung zu erfreuen gehabt. Nicht blos die ganze im z der Familie befindliche, überaus reiche Sammlung Papiere Gneisenau's ist ihm dazu übergeben worden, rn auch die Familienmitglieder, alte Freunde und engefährten des großen Mannes oder deren Erben n ihn durch Mittheilung ihrer Erinnerungen wesent- gefördert; die preußische Regierung hat ihm die rei- Schätze ihrer Ministerialarchive geöffnet, und auch Privatpersonen hat er vielfache Förderung erhalten. n eine so allgemeine, sich in der schönsten Weise nde Bereitwilligkeit, ein für die Geschichte der be- ndsten Epoche unsers Jahrhunderts so wichtiges Werk jede Art zu unterstützen und zu seiner möglichsten ndung mitzuwirken, sticht denn freilich das Bene- der englischen Regierung sehr unvortheilhaft ab, welche der nachdrücklichsten und dringendsten Empfehlungen dem in England doch hinreichend bekannten und hochan- gesehenen Verfasser die Einsicht in die in den londoner Archiven befindlichen Papiere verweigert hat, welche über die von Gneisenau in den Jahren 1809 und 1812 mit England geführten Unterhandlungen nähern Aufschluß hät- ten geben können. Die englische Regierung hat dazu, wie es scheinen will, einen eben nicht sehr empfehlenden Grund. Aus allem nämlich, was über diese Verhandlungen, auf die wir im Laufe unsers Berichts näher zurückkommen, anderweitig bekannt geworden ist, scheint so viel mit Sicher- heit hervorzugehen, daß die Engländer sich des im Jahre 1809 gemachten Versuchs zur Bekämpfung Napoleon's durch eine Landung in Norddeutschland und durch dessen Insurgirung wahrhaftig nicht zu rühmen haben. Was aber soll man nun erst dazu sagen, daß dem Verfasser „in größerer Nähe seit acht Jahren die Einsicht eines nach Berlin gehörigen Actenbündels verweigert wird, um dessen Benutzung er nur für einige Wochen wiederholt angehalten"? Wir hätten gewünscht, der Verfasser hätte hier Namen und Ort genannt, denn ein solches Verfah- ren hätte man in unsern Tagen für unmöglich halten sol- len, und es verdient vor der ganzen wissenschaftlichen, der ganzen gebildeten Welt gebrandmarkt zu werden!

Was nun die aus dem dennoch fast überreichen Ma- terial gewonnene Darstellung betrifft, so ist dieselbe ganz durch die an dem Verfasser hinreichend bekannten Vorzüge ausgezeichnet. Gewiß mit Recht läßt Pertz, wo es irgend angeht, den Leser direct aus der Quelle selbst schöpfen, und theilt, statt den Faden der Erzählung episch fortzu- führen, aus den Briefen und Papieren Gneisenau's und seiner Freunde umfangreiche Stellen mit, welche sich auf die gerade in Rede stehenden Ereignisse beziehen. Gewiß tritt uns so das Bild des großen Mannes in klarern und schärfern Zügen entgegen, als auf andere Weise erreich- bar gewesen wäre. Um so schärfer freilich contrastirt da- gegen auch die überaus kurze, knappe und gemessene Dar- stellung des Verfassers, die dem Begeisternden gegenüber, was jeden aus dem ganzen Leben und Thun dieses außer- ordentlichen Mannes anweht, stellenweise den Eindruck des Kalten hervorbringt. In ähnlicher Weise, wie dies schon in der großen Biographie Stein's geschehen, wird hier

Gneisenau's Leben mehr mit seinen eigenen Worten und denen seiner Freunde und Genossen erzählt, und das von dem Historiker selbst Hinzugethane nimmt dagegen verhältnißmäßig nur einen sehr geringen Raum ein. Einem solchen Verfahren aber wird man seine vollste Zustimmung geben können, namentlich wo es, wie hier, darauf ankommt, die oft sehr unsichere und vielfach lückenhafte, zuweilen gänzlich getrübte historische Wahrheit zu ergründen und mit Genauigkeit festzustellen. Und dieser scharfen kritischen Forschung vor allem verdanken wir es, daß über die erste Jugendgeschichte Gneisenau's ein völlig neues Licht verbreitet ist.

Bei der Betrachtung von Gneisenau's Jugend wird man unwillkürlich immer wieder an jenen tiefsinnigen Spruch der Alten gemahnt, wonach nur aus dem Menschen etwas wird, den das Schicksal hart anfaßt und mannichfach herumstößt. Es ist ein trübes Bild, das uns seine erste Jugend darbietet. Gneisenau war ein echtes Soldatenkind, und die herben Wechselfälle, denen ein solches in den großen Kriegen des vorigen Jahrhunderts ausgesetzt war, hat er alle durchzumachen gehabt. Sein Vater war der sächsische Artillerielieutenant August Wilhelm von Neithardt, der im Winter 1759, also mitten im Siebenjährigen Kriege, mit dem Reichsheere nach Würzburg kam und sich daselbst mit der Tochter des Oberstlieutenants Andreas Müller verheirathete. Beim Beginn des neuen Feldzugs folgte das junge Ehepaar dem Reichsheere nach Sachsen, wo sich die Kämpfe damals namentlich um das preußische Lager bei Torgau drehten. In dem benachbarten Schilda wurde der jungen Frau ein Unterkommen geschafft, und dort, in der so viel bespöttelten Stadt, erblickte am 27. October 1760 unser Gneisenau das Licht der Welt. Stürmisch waren gleich seine ersten Erlebnisse. Am 3. November schlug Friedrich II. die Oesterreicher bei Torgau; infolge dessen ergriffen auch die Reichstruppen die Flucht, der sich die Wöchnerin mit ihrem nur wenige Tage alten Säugling anschloß. Von den Anstrengungen ermüdet, schlief sie in der Nacht auf dem Wagen ein, das Kind entglitt ihr und fiel auf die Landstraße. Vom sichern Tode rettete es ein Grenadier, der es da fand und es am nächsten Morgen der trostlosen Mutter unversehrt übergab. Den Folgen des furchtbaren Schrecks erlag dieselbe nicht lange danach. Der Vater, welcher der Trommel folgen mußte und sich um sein Kind daher nicht weiter kümmern konnte, gab dasselbe gegen wenige Groschen in Schilda in Pflege. In bitterer Armuth, barfuß die Gänse hütend, hat dort der zu so großen Dingen berufene Knabe die ersten neun Jahre seines Lebens verbracht. Es war eine harte, aber für seine ganze Entwickelung unendlich folgenreiche Schule, die er da durchzumachen hatte. Denn

er hat aus dem Leben auf dem Lande einen gesunden, kräftigen, gewandten Leib, von dem sorglosen Umhertreiben auf grünem Anger die Herrschaft des Pferdes, aus dem Kampfe mit der Noth die Genügsamkeit und Unabhängigkeit von Bedürfnissen, aus Luther's Katechismus den kindlichen, durch Lebenserfahrung bewährten Glauben an die allwaltende Vorsehung, und jenen fröhlichen leichten Lebensmuth davongetragen, der ihn in den schwersten Prüfungen späterer Jahre klaren, festen Blick ungebeugten Nackens, kühnen, zuversichtlichen Ganges erhalten, ihm die Herrschaft der Geister verleihen und im Siegeslauf für das Vaterland die Ruhmeskrone gewinnen sollte.

Ein eigenthümlicher Zufall erst brachte den Knaben in eine andere Umgebung. Selbst arm, wurde er eines Tages von einem Handwerksburschen um eine Gabe angesprochen; er gab ihm sein einziges Gut, sein Gebetbuch. Der Verkauf desselben durch den Fremden brachte ihn bei seinen Pflegeältern in Verdacht, daß er selbst es veräußert habe, und zog ihm harte Mishandlungen zu.

Das ging dem gegenüber wohnenden Schneider durchs Herz. Er erbarmte sich des armen Knaben, der doch schöner Eltern Kind sei, und da der Vater verschollen war, so nahm er sich den Muth, dem Großvater nach Würzburg zu schreiben und ihn zur Erlösung seines Enkels aufzufordern. Einige Zeit darauf fuhr unerwartet eine prächtige Kutsche mit Kutscher und Bedienten in Staatsröcken beim Hause vor, um den Knaben abzuholen. Dieser hatte etwas so Prächtiges nie gesehen, und als es zur Abreise ging, scheute er sich zuerst, in den reichen bequemen Wagen zu steigen, und meinte, dahin gehöre der Bediente im Staatsrock, er aber wollte sich zur Seite des Kutschers setzen. In solcher Ueberraschung näherte sich ihm das Glück und führte ihn aus seinem engen, stillen Kreise in die Welt, die sich den freudigen Blicken auf der Reise durch die lieblichen Berge und Städte Thüringens und das mächtige Waldgebirge eröffnete, und ihm in dem mütterlichen Fränkenlande eine neue, schönere Heimat gewährte.

Das großväterliche Haus zu Würzburg, in dem der Knabe nun die nächsten acht Jahre verbrachte, stand in seiner bisherigen Umgebung freilich in dem schroffsten Gegensatz: es war ein hochgebildetes und bot ihm mannichfache Genüsse und Anregungen. Mit dem classischen Alterthum und den neuern Sprachen wurde er durch Lectüre und Gespräch bekannt, während der öffentliche Unterricht in der Jesuitenschule, die er besuchte, nur sehr mangelhaft war. Der in Schilda schon mit Luther's Katechismus bekannt gewordene Knabe wurde also hier von seinen Großältern in ihrem Glauben, dem katholischen, erzogen; es ist daher erklärlich, daß er zu demselben niemals eine Neigung gespürt hat, und bezeichnend sind seine späteren Worte darüber:

Wie sauer mir die Auffassung dieser Lehre wurde, will ich nicht näher erzählen, sondern davon nur so viel, daß ich oft ein lutherischer Hund gescholten wurde..... Bereits als Jüngling habe ich sowenig als möglich mich zur katholischen Kirche gehalten, einen förmlichen Uebertritt zur protestantischen Kirche scheute ich indessen, um nicht meinen katholischen Verwandten ein Aergerniß zu geben.

Dem entsprechend hat Gneisenau später seine Kinder sämmtlich in der evangelischen Kirche taufen und erziehen lassen. Als sein Großvater hochbetagt starb, hinterließ er dem nunmehr siebzehnjährigen Jüngling ein kleines Vermögen, mit dessen Hülfe derselbe zu studiren gedachte. Er bezog die Universität Erfurt und wurde dort am 1. October 1777 „als Studiosus der Philosophie, Aug. Neithardt, Torgauer", eingeschrieben. Hier in Erfurt fand er seinen Vater wieder, der den sächsischen Dienst mit dem kaiserlichen vertauscht, dann auch diesen quittirt und seit vier Jahren eine Anstellung als kurmainzischer Bauinspector gefunden hatte. Doch wurde sein Haus

ngen Studenten dadurch etwas verleidet, daß der Vater
ch zum zweiten male mit einer wohlhabenden Frau ver-
rathet hatte; denn diese Ehe war eine durchaus unglück-
che, und hat auch seinem ältesten Sohne noch lange
ahre hindurch vielerlei Unannehmlichkeiten bereitet. Gnei-
nau zog in das Haus des Professors der Mathematik
iegling, unter dessen Leitung er namentlich dem Stu-
um der Mathematik und der militärischen Baukunst ob-
g, sich auch zu einem tüchtigen Zeichner ausbildete. Mit
m Sohne seines Lehrers verband ihn bald eine innige
reundschaft, die bis zu seinem Tode unerschüttert bestan-
n hat. Außerdem wissen wir aber eigentlich nichts über
neisenau's Studienzeit in Erfurt. Daß er das frische
d lebenslustige Treiben, welches gerade damals dort
rrschte, mit jugendlicher Heiterkeit genossen, läßt sich
ol mit Sicherheit annehmen. Auch um die Zukunft hat
dabei wol nicht viel gesorgt und das kleine, vom Groß-
ter ererbte Vermögen für unerschöpflich gehalten. Dem
r aber nicht so, seine Schätze hatten plötzlich ein Ende,
d schließlich blieb ihm nur ein Ausweg sich zu retten
d sich auch für die Zukunft eine Existenz zu sichern:
wurde Soldat. Das Besatzungsrecht in Erfurt hatte
mals Oesterreich, und so trat Gneisenau denn unter
rmittelung des kurmainzischen Statthalters von Dal-
g als künftiger Offizier in kaiserliche Dienste. Welchem
giment er zuerst angehört, ist nicht ganz sicher; angeb-
h trat er bei den Wurmser Husaren ein. Aber so dun-
ist diese ganze Periode in Gneisenau's Leben, daß man
ht einmal weiß, wo er das nächste Jahr verlebt hat.
rtz vermuthet mit viel Wahrscheinlichkeit, daß er bei
n eben erfolgenden Ausbruch des Bairischen Erbfolge-
egs mit dem kaiserlichen Heere den Feldzug nach Böh-
n mitgemacht habe. Bald nachher wurde er während
es Urlaubs in einen gefährlichen Zweikampf verwickelt,
d nahm infolge desselben schleunigst seinen Abschied.
nterstützt von den Empfehlungen Dalberg's fand er un-
r den Truppen des Markgrafen Alexander von Bran-
nburg-Ansbach und Baireuth Aufnahme als Cadet;
781 wurde er Unteroffizier, im folgenden Jahre erhielt
unter dem Namen „August Wilhelm Neithardt von
neisenau" das Patent als Unterlieutenant. Den Zusatz
on Gneisenau" gründete er auf die Abstammung seines
schlechts aus Oesterreich und das ehemals von dem-
ben in der Gegend von Lembach besessene Schloß Gneisenau.

Ueber sein Leben in Ansbach fehlen uns genauere
chrichten, doch muß man es sich, wie es scheint, als
frisches und vielfach angenehm angeregtes vorstellen,
für namentlich die große Anhänglichkeit spricht, die
neisenau dieser Stadt noch in spätern Jahren be-
hrt hat.

Der Markgraf Alexander suchte — eine zu jener Zeit
der nicht ungewöhnliche Erscheinung — die von seinen
rgängern überkommene gewaltige Schuldenlast dadurch
vermindern, daß er seine Truppen gegen bedeutende
ummen an England zum Kampfe gegen die junge nord-
erikanische Freiheit vermiethete. Dieses Schicksal traf
ch das Jägerregiment, in dem Gneisenau diente; im
März 1782 wurde es auf der Weser nach Amerika ein-
geschifft. Als es aber nach einer langen, beschwerlichen
Ueberfahrt zu Halifax landete, wurde ihm die Kunde,
daß der Krieg so gut wie beendet und nichts mehr zu
thun sei. Dennoch blieb das Regiment noch im Lande,
und mit ihm hat Gneisenau ein Jahr in Nordamerika
zugebracht. Obgleich es ihm nicht vergönnt war, den
Krieg dort aus eigener Anschauung kennen zu lernen,
so ist diese Zeit doch auch für seine militärische Ausbil-
dung nicht verloren gewesen. Er selbst war sich des-
sen sehr wohl bewußt, und hat es später mehrfach aus-
gesprochen; die beste Quelle, die uns über die in dem
Lande der jungen Freiheit gewonnenen Eindrücke Aufschluß
geben könnte, die von Halifax und Quebec aus an seinen
Vater gerichteten Briefe, sind leider nicht mehr aufzufin-
den, obgleich sie noch vor wenigen Jahren in Schlesien
vorhanden gewesen sein sollen. Gneisenau's Scharfblick
und richtigem Urtheil wird nichts Wichtiges entgangen sein:

Die innere Einrichtung des englischen Armeehaushalts und
der vortrefflichen Verpflegung in so weiter Entfernung von der
Heimat, sowie die Art und Führung des eben beendigten Kriegs
forderten zu Vergleichungen und zu ernstem Nachdenken auf,
dessen Ergebnisse den jungen Offizier durch das Leben begleite-
ten, und in seinem spätern Wirken fruchtbar werden sollten.
Er gewann feste Ansichten über die Natur, Bildung und Lei-
tung des Volkskriegs, des entschlossenen, durch kein Mislingen
gebrochenen, stets wieder auflebenden Kampfes aller waffenfähi-
gen Männer im eigenen Lande und für den eigenen Herd, gegen
geworbene Soldaten, die eine fremde Sache verfechten.

Im Sommer 1783 traten die deutschen Hülfstrup-
pen, mit ihnen der nun vierundzwanzigjährige Gneisenau,
die Rückfahrt nach Europa an. Dieselbe war wiederum
sehr stürmisch, und nicht weniger als drei Wochen wurde
Gneisenau's Schiff auf der Rhede von Deal zurückgehal-
ten, ohne daß es dem Wißbegierigen möglich gewesen
wäre, an Land zu gehen und wenigstens einiges vom eng-
lischen Leben und Treiben kennen zu lernen. In die
Heimat zurückgekehrt, trat Gneisenau zur Infanterie über
und kam in Baireuth in Garnison. Sein Leben theilte
sich dort zwischen dem unerfreulichen Einerlei des Frie-
densdienstes, ernsten militärischen Studien und einer leb-
haften, vielfachen Genuß und reiche Anregung gewährenden
Geselligkeit. Namentlich war Gneisenau in dem gastfreien,
hochgebildeten Hause des Ministers von Trützschler ein gern
gesehener Gast, und hegte besonders für die durch Charakter,
Geist und Bildung gleich ausgezeichnete Frau von Trützschler
die aufrichtigste Verehrung: mit ihr und den Ihrigen ist
er auch stets in freundschaftlicher Verbindung geblieben.
Trotz so angenehmer Verhältnisse fühlte Gneisenau sich
aber in seiner Stellung, namentlich seiner amtlichen, nicht
wohl, und beschloß daher, sich um den Uebertritt in
preußische Dienste zu bemühen. Am 4. November 1785
wandte er sich brieflich an Friedrich den Großen und bat
ihn in ehrerbietigen, aber doch selbstbewußten Worten um
Aufnahme in seine Suite. Das Gesuch hatte günstigen
Erfolg; im Februar 1786 stellte sich Gneisenau dem
großen König zu Potsdam persönlich vor,
und glücklicher als vor ihm Laudon und Blücher, fand er
Gnade vor dem alten Helden; dessen großes, durchdringendes,

blaues Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der schönen, kräftigen Gestalt, der selbstbewußten, würdevollen Haltung, den edeln, ausdrucksvollen Zügen des Jünglings, der auf alle an ihn gerichtete Fragen rasch und treffend Antwort gab.

Infolge des günstigen Eindrucks, den er auf den König gemacht, wurde Gneisenau zum Premierlieutenant ernannt und ihm eine Stelle in der königlichen Suite angewiesen. Um nämlich für die Ergänzung seines Generalstabes tüchtige jüngere Kräfte heranzubilden, attachirte Friedrich II. demselben jüngere Offiziere, die unter dem Namen „Offiziere aus der Suite des Königs" beschäftigt und ausgebildet wurden. In die nächsten Beziehungen kam Gneisenau in seiner neuen Stellung zu dem damaligen Liebling des großen Königs, dem Hauptmann von Rüchel, mit dem ihn bald ein Verhältniß gegenseitiger Achtung und Vertrauens verband und dessen Lehren für die militärische Entwickelung des so reichbegabten und so lebhaft feurig auffassenden jungen Kriegers von der größten Wichtigkeit geworden sind. Von dem ernsten Studium, dem sich Gneisenau widmete, geben mehrere damals entstandene Abhandlungen über taktische Fragen Zeugniß. Besondern Genuß aber gewährten ihm die großen Revuen und Manöver, denen er nun im Gefolge des Königs beiwohnte. Von der sinnigen Auffassung, die er auch diesem, für einen Militär jener Zeit gewiß äußerst merkwürdigen Schauspiel entgegenbrachte, gibt ein darauf bezügliches Gedicht Zeugniß; es beweist zugleich, wie Gneisenau die ihn bewegenden Gedanken auch in einer eigenthümlichen Form niederzulegen bemüht war. Zur Probe mögen wenigstens einige Strophen hier einen Platz finden:

Zehntausend fallen auf die Knie nieder,
Sobald ihr Ohr der Führer Stimme hört;
Sie folgen ihrem Wink und stehen wieder
Geschwinder als der Blitz vom Himmel fährt.

Geschwinder als die eilenden Gedanken
Das flügelschnelle Wort erreichen kann,
Erheben sich zehntausend Mann, und wanken
Nicht mehr — und stehen wie ein einz'ger Mann!

Welch prächtig Schauspiel, wenn aus Feuerschlünden
Auf jeden Blitz ein neuer Schlag entsteht,
Daß Erd' und Himmel rund umher verschwinden
Und jeder Sinn den Hörenden vergeht.

Soll dies Geschoß den Donner überhallen,
Der kaum so schrecklich in den Lüften rollt,
Wenn hohe Tannen splittern — Eichen fallen;
Ist's sein Gebrüll, das ihr betäuben wollt?

Und doch ist gegen einer Feldschlacht Schrecken
Und gegen jenes tobende Gewühl
Und jene Leichen, die die Erde decken,
Selbst dieser große Auftritt nur ein Spiel.

Aber schon nach einem halben Jahre nahm Gneisenau's neue Stellung wiederum ein Ende. Friedrich der Große starb und sein Nachfolger ging sofort an eine Umgestaltung des Heerwesens: ein Plan, der auch den großen König schon beschäftigt hatte. Namentlich ging man dabei darauf aus, die leichten Fußtruppen bedeutend zu vermehren und ihnen eine viel sorgfältigere und mannichfachere Ausbildung zu geben. Die sich dabei eröffnende Aussicht auf eine frische Thätigkeit und rascheres Avancement in den neugebildeten Regimentern, sowie [illegible] Umstand, daß das Leben in Potsdam bei seinen beschr[illegible]ten Mitteln auf die Dauer zu kostspielig wurde, bew[illegible] Gneisenau, bei den neuen Füsilierbataillonen einzutr[illegible] Im Juli 1786 wurde er als jüngster Premierlieut[illegible] im Regiment Chaumontet angestellt und ging nach s[illegible] neuen Garnison Löwenberg ab.

Das Leben in dem kleinen schlesischen Städtchen s[illegible] im Anfang kein besonders angenehmes gewesen zu [illegible] Der Dienst war schwer und anstrengend, freilich [illegible] lohnend, da die neue Truppe sich bald durch Gew[illegible] heit und Brauchbarkeit auszeichnete. Besonders drü[illegible] aber waren für Gneisenau seine Schulden: sie abzuz[illegible] gab er zwei Drittel seiner geringen Gage weg, nä[illegible] von 15 Thalern 16 Groschen monatlich 10 Thaler 16 [illegible] schen. Unter solchen Umständen mußte er sich denn [illegible] lich oft den bescheidensten Genuß versagen und sich [illegible] seinen Bedürfnissen auf das Allerunentbehrlichste besch[illegible] ken. Dennoch fehlte es ihm nicht an mancher Freude, a[illegible] seinen heitern, zufriedenen, sich mit der Hoffnung auf b[illegible] sere Zeiten tröstenden Sinn hat er sich stets bewahrt. Namentlich gewährte ihm der freundschaftliche Verkehr m[illegible] seinem Chef, Major von Forcade, und dem in der Na[illegible] barschaft begüterten, vielseitig gebildeten Herrn von [illegible] berg manchen Genuß. Des letztern treffliche Bibli[illegible] setzte ihn auch in den Stand, mit rastlosem Fleiß a[illegible] seiner allgemeinen wie auch militärischen Bildung fo[illegible] zuarbeiten. Freilich hatte er wegen seines emsigen St[illegible] diums und seines Fernbleibens von den üblichen, oft wen[illegible] feinen Vergnügungen anfangs von seinen Kameraden m[illegible] chen Spott auszuhalten, bald aber gewann er durch [illegible] Ernst seines Strebens, seine gediegenen Kenntnisse, nam[illegible] lich aber seine große persönliche Liebenswürdigkeit [illegible] Achtung und Zuneigung. Auch fand er äußerlich m[illegible] Anerkennung: im Winter 1787 auf 1788 hielt er [illegible] Auftrage des Königs den Offizieren seines Bataillons Vo[illegible] träge über die Kriegswissenschaften. Seine gesellsch[illegible] lichen Talente trugen ihm die Erwählung zum Dirig[illegible] ten des in Löwenberg begründeten Liebhabertheaters [illegible] eine Stellung, die ihm auch zu manchen poetischen V[illegible] suchen Veranlassung gab. Ueberhaupt lag es in Gne[illegible] nau's feiner und sinniger Natur, dem, was ihn tief in[illegible] lich erfüllte und bewegte, auch poetisch Ausdruck zu [illegible] ben, und unter seinen Papieren findet sich daher [illegible] Anzahl eigener Gedichte. Eine Auswahl daraus [illegible] len die Beilagen mit, die diesem Bande angehängt [illegible] Der oben angeführten Probe lassen wir hier noch [illegible] einem ganz andern Gebiet angehörige folgen: „Auf [illegible] fing's Tod":

Der Tod, ein schöner Genius,
Wie Mengs ihn malt in seinem schönsten Bilde,
Gab unserm Lessing einen Kuß
Und sagte: „Komm, ins selige Gefilde,
Weit weg von Götz und Cerberus.
Heraus aus dieses Erdballs rundumwölktem Kreise,
Zu höherm Zweck, zum hellern Licht empor,
Schwang sich mein Geist, längst voller Muth zur Reise,
Die für der Erde Sohn auf unbekanntem Gleise
Des Schöpfers Will' erkor."

Sei wo du willst. Ein Geist wie deiner
War ausersehn zu höh'rer Würde Glück.

Von der tiefen und ernsten Empfindung, die ihn bewegte, geben Gneisenau's ebenfalls unter den Beilagen mitgetheilte Gedichte Zeugniß: „Der Gottesacker", „Die Todten", „Der Aschenkrug". Aehnlichen Inhalts ist das Gedicht auf den Tod seines Freundes von Hoberg, der plötzlich starb, noch bevor er, wie es seine Absicht war, Gneisenau mit einem Legat hatte bedenken können.

Inzwischen avancirte Gneisenau 1790 zum Oberlieutenant, wodurch sich seine äußere Lage freilich noch nicht wesentlich verbesserte. Aber nicht blos eigene Noth drückte ihn, auch die Existenz seines Vaters, der seine Stellung in Erfurt aufgegeben, sich in Halberstadt niedergelassen hatte und dann nach Brieg übergesiedelt war, machte ihm manche Sorge. Später (1798) gelang es der Verwendung seines Sohnes, ihm die einträglichere Stelle eines Bauinspectors zu Oppeln zu verschaffen, wo er denn auch bis zu seinem Tode (1804) geblieben ist.

Der in Frankreich ausgebrochene Sturm der Revolution, der an Ausdehnung und Gewaltsamkeit von Tag zu Tag zunahm, sowie der zur Befreiung Ludwig's XVI. unternommene unglückliche Feldzug in die Champagne nahmen Gneisenau's ganzes Interesse in Anspruch und gaben ihm Stoff, sich wenigstens theoretisch in der Kriegführung weiter auszubilden. Die erste Bekanntschaft mit dem Kriege aus eigener Anschauung machte er in den Jahren 1793—95 in Polen; denn auch sein Bataillon befand sich unter den Truppen, die Preußen seine Beute in der neuen Theilung sichern und den ausgebrochenen Aufstand niederschlagen sollten. Gneisenau hat dort an verschiedenen Gefechten theilgenommen, jedoch ohne Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung zu finden. Doch machte er sich gründlich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes bekannt und erlernte während des dreijährigen Aufenthalts auch die polnische Sprache. Bei der Rückkehr nach Schlesien im November 1795 wurde er unter Beförderung zum Hauptmann in das Füsilierbataillon von Nordeck versetzt und kam nach Jauer in Garnison.

Damit besserte sich auch seine äußere Lage sehr wesentlich: der Hauptmann, als Herr der Compagnie, hatte den gesammten Haushalt derselben zu führen, und gewann dadurch, selbst bei dem eifrigsten und gewissenhaftesten Streben für das Wohl seiner Leute, infolge der zahlreichen Beurlaubungen und anderweitigen Ersparnisse zu seinem festen Gehalt von 800 Thalern noch immer einen sehr beträchtlichen Zuschuß, sodaß sich sein Einkommen zuweilen auf 2000 Thaler jährlich steigerte. Gleich nachdem er so in eine behäbigere und sorgenfreie Lage gekommen war, dachte Gneisenau auch an die Begründung eines eigenen Herdes. Das Ereigniß, welches ihn zuerst mit seiner zukünftigen Lebensgefährtin zusammenführte, war freilich kein erfreuliches. Pertz erzählt es so:

Bald nach seiner Ankunft in der freundlichen schlesischen Gebirgsstadt hatte er das Unglück, daß ein ihm näher befreundeter Kamerad in einem Zweikampfe fiel. Der Freund hinterließ eine Braut, und Gneisenau ward beauftragt, ihr die Todesnachricht zu überbringen und ihr tröstend beizustehen. Die Braut, Freiin Karoline von Kottwitz, hatte früh ihren Vater und ihren Stiefvater verloren und lebte bei ihrer Mutter, der verwitweten Majorin von Prittwitz zu Wolmsdorf bei Bolkenhain, zwei Meilen von Jauer. Sie hing mit voller Zärtlichkeit an ihrem Verlobten. Die überwältigende Trauerkunde rief die ganze Innigkeit ihrer Gefühle hervor, und sie machte einen tiefen Eindruck auf den tröstenden Freund, der das zarte Geschlecht von dieser seiner starken Seite bisher noch nicht kennen gelernt hatte, und nun so unerwartet der Zeuge einer Reinheit und Tiefe treuer Liebe ward, welche ihn mit der größten Achtung erfüllte.

Einige Monate danach hielt Gneisenau um Karolinens Hand an und erhielt das Jawort:

Zwar gestand sie ihm offen, daß der verlorene Freund stets ihre Liebe behalten werde, daß sie für den Gatten nur ihre Achtung übrig habe; aber der beglückte Mann setzte sich über diese Bedenken mit der Hoffnung weg, daß ausdauernde, treue Liebe die ihrige gewinnen werde.

Von der schwärmerischen Verehrung, welche Gneisenau der unter so eigenthümlichen Umständen gewonnenen Lebensgefährtin entgegenbrachte, geben die zwischen beiden gewechselten Briefe ein beredtes Zeugniß. Bereits am 19. October 1796 wurde zu Wolmsdorf in aller Stille die Hochzeit gefeiert. Von Jauer aus unterhielt das junge Ehepaar auch in der folgenden Zeit einen lebhaften Verkehr mit dem benachbarten Gute der Mutter der Frau von Gneisenau, und dort am liebsten erholte sich der Hauptmann von den Anstrengungen des Dienstes und der mit unermüdlichem Eifer getriebenen kriegswissenschaftlichen Studien. Und gerade um diese Zeit bot sich ihm für dieselben ein so überaus anregender Anknüpfungspunkt dar. Eben damals begann der achtundzwanzigjährige General Bonaparte seine glänzende Laufbahn und flog mit bisher ungeahnter Schnelligkeit von Erfolg zu Erfolg und von Sieg zu Sieg. Aufmerksam verfolgte Gneisenau jeden Schritt des wunderbaren Mannes, dessen außerordentliche Bedeutung ihm schon damals nicht entging: wie hätte er damals ahnen können, daß er das aus Bonaparte's Feldzügen Gelernte einst gegen diesen selbst anwenden und dadurch so Wesentliches zum Sturze des Gewaltigen beitragen sollte! Niemals aber hat er selbst vergessen, wie wichtig für ihn das genaue Studium der Napoleonischen Feldzüge gewesen ist, und noch später hat er Bonaparte als seinen „Lehrer in Krieg und Politik" bezeichnet.

Die folgenden fünf Jahre verflossen ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle in angenehmer und glücklicher Häuslichkeit; nur die großen Manöver im Herbst und ein längerer Aufenthalt seiner Frau in Landeck brachten einige Abwechselung in das gleichförmige Leben; Gneisenau selbst mußte wegen der sich zeigenden Gicht die Bäder von Warmbrunn besuchen. Hoch erfreut wurde er durch die im Mai 1798 erfolgende Geburt seines ältesten Sohnes. Das Band inniger Verehrung, das ihn mit seiner Frau vereinigte, wurde dadurch nur noch fester gezogen, und aus den in diesen Jahren während der mehrfachen zeitweiligen Trennung an dieselbe gerichteten Briefen spricht die aufrichtigste Hingabe, öfters beinahe in ein wenig überschwenglichen Worten. So heißt es in einem im Jahre 1799 während der großen Sommerübungen „An seine lieben Wolmsdorfer" gerichteten Schreiben:

Endlich, du holdes, über alles Lob erhabenes Weib, was könnte es Irdisches geben, das nur für den geringsten deiner Vorzüge Lohn wäre. Was könnte ich dir wünschen, das groß genug wäre, um meinem Dank und meinen Gefühlen angemessen zu sein. Du trägst den Himmel in deiner Brust. In Erfüllung deiner Pflichten findest du ihn. Ist es uns gut, so möge doch Gott den Kreis derselben so spät wie möglich verengen. Nur von dieser Seite bist du verwundbar. Nur im ungestörten Genusse deiner Familienverhältnisse findest du dein Glück. Möchtest du doch nur bald alle wieder sich um die versammeln sehen, um dich, du edles Weib, an deren Seite mir das größte Glück, das Sterblichen nur zutheil werden kann, geworden ist.

Die großen kriegerischen Ereignisse, die bald die Oberfläche von ganz Europa völlig verändern sollten, hatten Gneisenau und sein Leben bisher noch nicht näher berührt. Im April des Jahres 1801 aber wurde sein Bataillon befehligt, in die Mark Brandenburg einzurücken, um von da aus bei der Besitzergreifung der Gebietstheile mitzuwirken, die Preußen im Lüneviller Frieden und im Reichsdeputationsrecesse erlangt hatte. Mehrere Monate stand Gneisenau daher in Treuenbrietzen und nahm dann an den großen Manövern bei Berlin theil. Im Jahre 1802 befand er sich bei den Truppen, die den Minister Grafen Schulenburg in der Besitznahme der neuerworbenen Länder unterstützten. Das Bataillon Rabenau, dem er angehörte, wurde zur dauernden Besatzung von Erfurt bestimmt. Den Winter verlebte Gneisenau in Jauer bei seiner Familie, die sich um zwei Töchter vermehrte, und kehrte im April 1803 nach Erfurt zurück. Dort hatte er ja noch von seiner Studienzeit her manche Anknüpfungspunkte und fühlte sich in der angeregten und lebhaften Geselligkeit, die sich in der Stadt entfaltete, bald recht wohl und heimisch. Namentlich wurde die Freundschaft mit seinem Jugendgenossen Siegling, dem Sohne seines einstigen Lehrers, in herzlichster Weise erneuert. Doch vergaß Gneisenau keinen Augenblick den Ernst der Zeit und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit die sich immer unlöslicher verwirrenden Fäden der großen Politik. Für den Augenblick aber verwirklichten sich seine Befürchtungen nicht; die Truppen fanden keine kriegerische Verwendung, und im Juni 1803 hatte er sich des Wiedersehens mit den Seinen in Jauer zu freuen.

Außer seiner militärischen und wissenschaftlichen Thätigkeit nahm ihn jetzt dort noch eine andere in Anspruch, die landwirthschaftliche. Ohne sein Vorwissen nämlich hatte seine Frau inzwischen ihr Vermögen in Grundbesitz angelegt und das einige Stunden von Jauer entfernte Gut Mittelkauffungen angekauft. Das Geschäft war keineswegs ein günstiges, die ihnen beiden mangelnde Kenntniß der Landwirthschaft machte den Besitz vollends zu einem bedenklichen. Mit der ihm eigenen raschen Energie aber wußte Gneisenau diese Lücke durch eifriges Studium bald zu ergänzen und widmete sich der neuen Thätigkeit mit leidenschaftlichem Eifer.

Dieser mannichfachen und erfreulichen Beschäftigung aber sollte er bald entrissen werden. Denn immer dichtere Wolken umhüllten nach allen Seiten hin den politischen Horizont. Die Gewaltthaten Bonaparte's, der inzwischen den Kaiserthron bestiegen hatte, trieben England, Rußland, Oesterreich und Schweden zum Kampfe. Preußen entschied sich für eine bewaffnete Neutralität; schon drohte der beabsichtigte gewaltsame Durchmarsch eines russischen Corps Preußen zur Vereinigung mit Napoleon zu treiben, als die offene Verletzung seines Gebiets durch französische Truppen eine entschieden feindselige Wendung gegen Frankreich veranlaßte. Kriegerische Bewegungen begannen, auch Gneisenau wurde von ihnen berührt. Die niederschlesischen Füsiliere waren zuerst zur Abwehr des Durchmarsches der Russen bestimmt und standen einige Zeit in Lask. Von dort marschirten sie nach Thüringen und Franken, wo beim Ausbruch des immer unvermeidlicher erscheinenden Kriegs der erste Zusammenstoß zu erwarten war. Gerade damals aber wurde Gneisenau durch die nöthig gewordene Entfernung von den Seinen sehr schwer gedrückt. Denn mancherlei Sorgen lasteten auf ihm:

Eine hochschwangere Frau zu verlassen, mit vier Kindern, wovon für die ältesten gerade der Erziehungsplan angelegt werden sollte, nebst einem Gute, wo so viele Verbesserungen noch zu machen sind, ist keine kleine Aufgabe; aber ich glaube für alles gut gesorgt zu haben....

Der sehr ungünstige Sommer, der die Aussicht auf den gehofften reichen Ertrag der Ernte zerstörte, eine ansteckende Krankheit, die seine Kinder ergriff, andere Unannehmlichkeiten bereiteten ihm manche Noth und Sorge. Dazu kam seine Mißstimmung über die noch immer unsichere, eine endgültige Entscheidung gegen Napoleon und altem Mistrauen gegen Oesterreich scheuende preußische Politik, die mit der Kriegslust der Armee, des Volks, ja des Königs selbst im Widerspruche stand. Wie richtig Gneisenau die Lage der Dinge schon damals beurtheilte, beweisen am besten die Aeußerungen, die er, auf dem Durchmarsch nach Baireuth begriffen, während eines Aufenthalts zu Erfurt im Freundeskreise that:

Bonaparte wird nicht stehen bleiben, wo er jetzt steht, sondern fort und fort Frankreichs Macht erhöhen und dessen Grenzen erweitern wollen, und das wird ihm auch nach Deutschland hin am besten und leichtesten gelingen. Erst die große Noth und Schmach werden vielleicht Oesterreich und Preußen zur richtigen Einsicht bringen, und zum rechten Einverständniß und gemeinschaftlichen, herzhaften Vorwärtsgehen zwingen; bis dahin aber ist alles umsonst, und folgt jedem Allein- und Einzelauftreten und Schlagen derselben ihre schnelle und schwere Niederlage.

Und seine Worte sollten sich nur zu sehr bewahrheiten! Von Erfurt aus ging es im December in großen und anstrengenden Märschen nach Franken; die in der Grafschaft Giech vereinigten Truppen, zu denen auch die schlesischen Füsiliere gehörten, bildeten die Vorhut des Heers und standen unter General Blücher's Befehl. Mit ihm kam Gneisenau hier also zuerst in Berührung. Gneisenau selbst stand in dem kleinen Orte Döllnitz und unterhielt mit seinen Freunden in dem nahen Baireuth lebhaften Verkehr; auch seine Verwandten in Würzburg besuchte er. Die Unthätigkeit der Truppen währte noch längere Zeit; dann kam der Befehl zum Rückmarsch nach Schlesien, denn in Berlin hatte man sich für den Frieden entschieden und den verhängnißvollen Beschluß gefaßt

en größten Theil des Heers auf den Friedensfuß zu re-
uciren. In den ersten Tagen des März 1806 war
neisenau wieder in Jauer. Die Seinen fand er gesund;
ine Frau war einer Tochter genesen, die ältern Kinder
ntwickelten sich frisch und kräftig; auch seine sonstigen
ngelegenheiten, namentlich die Gutsverwaltung, nahm
nen erfreulichen Fortgang.

Schneller aber, als er es geahnt hatte, wurde Gnei-
nau den kaum wieder aufgenommenen friedlichen Beschäf-
gungen von neuem entrissen. Im August erfolgte nun
ch der Ausbruch des eben erst so ängstlich vermiedenen
riegs. In Thüringen stand die erste Entscheidung be-
or: dort finden wir auch Gneisenau mit seinen Füsilieren
uf dem linken Flügel des unter dem Befehl des Fürsten
ohenlohe stehenden Heers. Seinem offenen und klaren
lick konnte es nicht entgehen, wie dem Heere und dem
nzen Staate die zu einem glücklichen Ausgang des be-
rstehenden Kampfes unerlaßlichen innern Bedingungen
inzlich fehlten. Trübe Ahnungen und bange Besorgnisse
r die Zukunft erfüllten ihn:

Als Patriot seufze ich. Man hat in Zeiten des Friedens
el vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publi-
ms Schaulust gefröhnt und den Krieg, eine sehr ernsthafte
ache, vernachlässigt. Der Geist der Offiziere ist vortrefflich,
d hieraus kann ich große Hoffnung versprechen, aber, aber ....

Und doch fühlte er in sich die Kraft und die Fähig-
it, dem nahenden Verderben Einhalt zu thun:

Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorausgesagt.
lein ich seufze in den niedern Graden, und mein Wort gilt
cht. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen be-
chne. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland! Ich bin ver-
ssen in meiner kleinen Garnison, und kann nur für selbiges
hten, nicht rathen!

Alles, was er um sich vorgehen sah, mußte ihn mit
m tiefsten Mismuth erfüllen; derselbe sollte sich nur als
lzu begründet erweisen. Der allgemeine Zusammensturz,
r nun Schlag auf Schlag erfolgte, sollte ihm aber
ch Gelegenheit geben, sich zu der Geltung und Stel-
ng emporzuarbeiten, in der er dann so Wesentliches dazu
itragen sollte, alles eben Verlorene ruhmreich wieder zu
ringen. Mit Auszeichnung nahm Gneisenau an dem
nglücklichen Gefecht bei Saalfeld theil und wurde durch
nen Schuß ins Bein verwundet. Die verhängnißvolle
chlacht bei Jena machte er zu Pferde mit; tapfer fech-
nd deckte er den Rückzug des Rüchel'schen Corps auf
eimar. Der Versuch, sich dem nachdringenden Feinde
mittelbar vor Weimar noch einmal entgegenzusetzen,
slang; der Fürst Hohenlohe hatte den Kopf gänzlich
rloren, nur mit Mühe rettete ihn Gneisenau vor der
efangenschaft und wurde dann unwiderstehlich in den
trudel der allgemeinen Flucht hineingerissen.

Die furchtbaren Erfahrungen dieses Tags, unter denen er
pf und Herz oben behielt, machten auf ihn einen tiefen Ein-
uck. Er hatte gelernt, daß das kriegerischste Heer unter dem
wicht des Schreckens in willenlose Haufen aufgelöst, fast wi-
rstandslos vernichtet wird. In der Erinnerung dieser großen
fahrung war es, daß er, als seine Zeit gekommen war, am
end des Siegs an der Katzbach den Befehl zu unausgesetz-
Verfolgung — freilich vergebens — ertheilte, und dann er
bst in der Nacht vom 18. Juni 1815 das letzte Pferd und
den letzten Mann zur Vernichtung des Napoleonischen Heers
mit dem größten Erfolge geführt hat.

Auf dem nun folgenden Rückzuge wurde Gneisenau
dem Heere vorausgeschickt, um alles für die Aufnahme
desselben und zur nachdrücklichen Vertheidigung des Lan-
des in Stand zu setzen. An der allgemeinen Entmuthi-
gung und Entsittlichung aber prallte selbst sein Feuereifer
wirkungslos ab; widerstandslos fiel das ganze Land dem
Sieger in die Hände und Gneisenau kam gerade recht-
zeitig in dem vom König zum Sammelplatz bestimmten
Graudenz an, um dort die Kunde von der schmachvollen
Capitulation der wichtigsten Festungen zu vernehmen. Der
Eindruck dieser Ereignisse auf ihn war furchtbar, im In-
nersten seines Wesens war er empört. Eine damals über
den Feldzug des Jahres 1806 von ihm verfaßte Denk-
schrift gibt lebhaft davon Zeugniß; in ihr heißt es:

Der Geist unserer Armee ist verschlechtert, die Unfähigkeit
mehrerer Generale manifestirt. Kein Zutrauen von unten, keine
Willenskraft und keine Fähigkeiten von oben. Die noch helfen
könnten, haben nicht mehr die Mittel dazu. Kleinmuth herrscht
beinahe überall, und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee,
mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt. Ob
eine neue Dynastie über die baltischen Länder herrschen soll, ist
nicht dem Pöbel allein, nein, auch Männern in hohen Aem-
tern gleichgültig. Jeder will nur sich und seine Genüsse retten,
und dem Ehrliebenden bleibt nichts mehr übrig, als diejenigen
zu beneiden, die auf dem Schlachtfelde blieben.

Nicht blos das öffentliche Unglück des ganzen Staats
lastete auf Gneisenau, sondern auch seine eigene und der
Seinen Lage machte ihm schwere Sorgen; seine ganze
Equipirung hatte er verloren, auf die ihm zustehende Ent-
schädigung von 50 Thalern aber leistete er Verzicht; sein
Gut in Schlesien wurde von der Last des Kriegs schwer
gedrückt, und nur mit der größten Betrübniß konnte er
seiner dort mit sechs Kindern schutzlos zurückgelassenen
Gemahlin gedenken. Andererseits hatte er aber die Ge-
nugthuung, daß sein ausgezeichnetes Verhalten während
der Tage des über den Staat und das Heer mit so furcht-
barer Gewalt hereinbrechenden Unheils die gebührende An-
erkennung und Belohnung fand. Der König Friedrich
Wilhelm III. hatte die Unzulänglichkeit der bisher beste-
henden Heereseinrichtungen in schmerzlichster Weise erken-
nen müssen; jetzt beauftragte er seinen Bruder, den Prin-
zen Heinrich, und den General von Rüchel mit der völ-
ligen Neubildung der Armee. Auf Vorschlag des letztern,
der noch von Potsdam her die hohe Begabung Gneise-
nau's kannte, wurde dieser unter Beförderung zum Major
zur Mitwirkung an diesem wichtigen Werke berufen. Es
ist übrigens ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in
demselben königlichen Handschreiben, das dem Prinzen
Heinrich Gneisenau's Beförderung mittheilt, das Tragen
von Zöpfen für die neuen Regimenter abgeschafft wird.
In Königsberg, wohin er sich zunächst begab, machte
Gneisenau die Bekanntschaft des Fürsten Radziwill, mit
dem und dessen Gemahlin er dauernd in freundschaftlichem
Verkehr blieb, außerdem aber Stein's, Hardenberg's, Nie-
buhr's, Humboldt's und Clausewitz', bald seines intimsten
Freundes. Damals bereits trug sich Gneisenau mit dem
Entwurf, durch eine englische Landung und Concentrirung

eines Heers im Rücken der Franzosen diese zum Rückzug über die Elbe zu nöthigen; er fand damit Beifall, und die mit dem englischen Gesandten Lord Hutchinson begonnenen Unterhandlungen ließen die Ausführung des Plans bereits als sicher erscheinen, als der Ministerwechsel, infolge dessen das Departement des Auswärtigen in die Hände des franzosenfreundlichen Generals Zastrow kam, alles wieder vereitelte. Gneisenau selbst schickte man, um ihn los zu werden, als Brigadier mit vier neuerrichteten Bataillonen nach Neuostpreußen. Dort am äußersten Ende der mit gänzlichem Zusammensturz bedrohten Monarchie begann Gneisenau nun die Ausbildung der neuen Truppen, die sich schon nach wenigen Monaten unter seiner Führung unsterblichen Ruhm erkämpfen sollten. Es war das kein leichtes Stück Arbeit; es fehlte an dem Nöthigsten, Kleider, Waffen, Verpflegung, alles fand sich nur allmählich und mit der größten Mühe, und auch dann nicht in ausreichender Menge; der alte, bureaukratische Schlendrian legte ihm dabei auf Schritt und Tritt Hindernisse in den Weg. Dennoch verlor Gneisenau den Muth nicht; mit unermüdlicher Energie lag er seiner schweren Aufgabe ob. So streng er darauf sah, daß die Soldaten bis in das Kleinste des Dienstes völlig und sicher durchgebildet wurden, so machte er es auf der andern Seite den Offizieren zur Pflicht, bei dem Exercitium sich keine Art von Härte zu erlauben, sondern das Herz der Gemeinen durch Freundlichkeit und Menschlichkeit zu gewinnen. Besonders angelegen ließ er sich dabei die Ausbildung der Offiziere selbst sein, ihre moralische sowol wie ihre militärische. Mit einschneidenden Worten strafte er die Ausschreitungen einzelner, sobald sie ihm zu Ohren gekommen waren; das wissenschaftliche Interesse suchte er durch Beschaffung von Büchern und Einrichtung von Vorträgen zu beleben. Gneisenau war mitten in dieser anstrengenden, aber nach Ueberwindung der ersten und größten Hindernisse auch durch den Erfolg lohnenden Thätigkeit begriffen, als die am 8. Februar 1807 gelieferte, in der Hauptsache unentschiedene Schlacht bei Eylau über die ganze Gegend die gräßlichste Noth brachte, zugleich die äußerste Anspannung der letzten noch vorhandenen Kräfte nöthig machte, um das hereinbrechende Verderben wenigstens noch einige Zeit aufzuhalten. Dahin zielte auch der damals von Gneisenau gemachte Vorschlag, aus den neugebildeten Bataillonen die tüchtigsten Leute herauszuziehen und in die Festungen zu werfen, die in diesen befindlichen Besatzungen aber dem Feinde im offenen Felde zum letzten Entscheidungskampfe entgegenzustellen. Doch drang er damit nicht durch, und sein Unwille machte sich in den Worten Luft: „Die Sache ist für den, der gern vorwärts will, zum Tollwerden!“ Doch legte er seine in den letzten Monaten gemachten Erfahrungen und die daraus gewonnenen Ansichten in einer umfangreichen Denkschrift über Bildung leichter Truppen nieder, die er dem König überreichen ließ. Sie fand bei demselben eine gute Aufnahme, wie auch seinem bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Wunsche, wieder eine Stelle im Felde zu erhalten, baldige Erfüllung in Aussicht gestellt wurde. Schon am 17. März erhielt Gneisenau den Befehl, die Führung der beiden pommerschen Bataillone zu übernehmen, welche die Besatzung des belagerten Danzig verstärken sollten. Auf dem Marsche nach seinem neuen Bestimmungsort kam Gneisenau nach Königsberg, wo er sich beim König persönlich meldete. Er traf bei demselben den Kaufmann Wachsen aus Kolberg, der im Auftrage der Bürgerschaft gekommen war, um die Sendung eines tüchtigen, thatkräftigen Commandanten zu erbitten. In Gneisenau erkannte der König den Mann, der dieser Aufgabe wie kein anderer gewachsen sein würde. Es muß ihm dies gleichsam auf der Stirn geschrieben gestanden haben, das beweist folgender von Pertz mitgetheilte Vorfall:

Vom König entlassen, ging er auf der Treppe an dem Cabinetsrath Beyme vorüber, auf den er unbekannterweise den bedeutendsten Eindruck gemacht haben soll. Beyme fand im Vorzimmer des Königs den kolberger Abgeordneten und vernahm von ihm den Gegenstand seines Auftrags. Als er dann zum König hineintrat und die Rede auf den Abgeordneten kam, äußerte Beyme: „Ich habe beim Heraufgehen den Offizier gesehen, der diese Aufgabe übernehmen kann, die schwierigste in dieser Zeit.“ Denn so war der Eindruck seiner Gestalt, daß sie beim ersten Eintreten in einen Saal sogleich aus der Menge hervortrat, und ein ausgezeichneter General, der alle preußischen, russischen, österreichischen und französischen Befehlshaber der großen Kriegszeit gesehen hat, erklärte mir, daß keiner von allen gleich Gneisenau diese schlanke, edle Gestalt, diese hervorragende Muskel- und Geistesspannkraft gezeigt, diesen Eindruck des kühnen, kräftigen, unternehmenden Soldaten hinterlassen habe.

Am 31. März schiffte sich Gneisenau mit seiner Brigade ein, um zunächst nach Danzig zu fahren. In diesem Augenblicke, wo er von neuem den ungewissen Wechselfällen des Kriegs ausgesetzt wurde, rief er noch einmal brieflich seinen Freunden in Baireuth, dem Trützschler'schen Hause, ein herzliches Lebewohl zu und gab ihnen einen kurzen Ueberblick über seine Schicksale während der letzten verhängnißvollen Monate. Dieser Brief gibt zugleich ein Zeugniß von dem unverwüstlichen Lebensmuth, dem gesunden Humor, den sich Gneisenau selbst in so trüben Zeiten zu bewahren wußte. So schreibt er:

Wir haben viel Sonderbares erlebt. Die Franzosen sind tüchtig gelaufen — hinter uns her, von der Saale bis an den Pregel, das ist wirklich ein bischen weit! Aber wahrlich nicht durch meine Schuld, sonst wäre es anders gekommen. Was soll man indessen machen! Als Christ muß man sich in alles finden, und vollends als Philosoph! Wir haben wirklich Gelegenheit gehabt, die hohen Lehren der Stoa zu üben..... Die Zeit ist trübe für Cabinets- und Privatleute. Von meiner Familie habe ich nicht eine Zeile seit dem September. Sie machen bankrott am Vermögen, sowie andere am Verstande. Doch muß man die Hoffnung niemals sinken lassen, solange man noch gesund ist und tüchtig fechten kann.

Seine eigenen Erlebnisse während des unglücklichen Feldzugs faßt er kurz zusammen in die Worte:

Bei Saalfeld bekam ich einen Schuß ans Bein, daß ich einen Satz in die Höhe machte. Ich machte meinen Rückzug hinkend. Bei Jena focht ich zu Pferde und stellte noch die letzten Truppen aus, aber zuletzt lief ich mit den andern davon, in guter Gesellschaft, mit Fürsten und Prinzen. Bei Nordhausen focht ich wieder und schlich mich am Ende durch den Harz, abgeschnitten von allen, kam aber am Ende zu den übrigen Davonlaufenden. Das waren Greuel! Tausendmal lieber sterben

ls dies wieder erleben. Aber, aber, unsere Generale und Gouverneure! Das wird wunderbare Zeilen in der Geschichte eben!.... Herr Lieutenant, ziehn Sie 's Schwänzchen ein.... a wol, haben wir als flüchtige Hunde den Schwanz eingezo-n, aber wir wollen auch wieder die Zähne weisen.

Am Abend des 2. April langte die kleine Flotille glück-ch auf der Rhede von Danzig an, am 4. April rückte neisenau mit seiner Brigade in Danzig selbst ein. In eser damals von den Franzosen eingeschlossenen und schon rt bedrängten Festung nahm er eine kurze Zeit an den ämpfen und Vertheidigungsarbeiten theil. Aber schon m 19. April erhielt er seine Ernennung zum Comman-nten von Kolberg und den Befehl, sich sofort dorthin begeben. Am Abend desselben Tags noch fuhr er auf em elenden Boote die von den feindlichen Schanzen herrschte Weichsel, von vielen Schüssen verfolgt, nach eufahrwasser hinab und schiffte sich dort nach Kolberg ; am 29. April kam er daselbst an.

Die hohe Bedeutung Kolbergs lag in dem Augenblick, Gneisenau seine Stellung als Commandant antrat, r allem darin, daß es der einzige feste Punkt im Rücken r französischen Armee war, der den Preußen noch die rbindung mit der See offen hielt. Die Besatzung so-l wie die Bürgerschaft waren von diesem Bewußtsein üllt und bereit, alles für die Behauptung der Stadt zu gen. Die Energie und Begabung des damals schon fundsechzigjährigen Obersten von Lucadou aber hielt mit em Eifer nicht gleichen Schritt; er war ein Offizier der alten Schule und der neuen Zeit und der neuen mpfweise, die ganz andere Anstrengungen forderte, nicht wachsen. Die Folge davon waren allerhand Mishellig-ten zwischen dem Commandanten und der Bürgerschaft, mentlich dem an ihrer Spitze stehenden alten Nettelbeck, wesen, ja, unter den Offizieren selbst regten sich Stim-n ernstlichen Mistrauens in die Zuverlässigkeit des Ober-ehls. Zwar hatte man es durch wiederholte dringende suche dahin gebracht, daß der König dem kühnen Major n Schill die Erlaubniß ertheilt hatte, ein Freicorps zu den und mit demselben die Vertheidiger Kolbergs zu terstützen; doch war damit noch nichts Wesentliches ge-onnen. Von dem Augenblick an aber, wo Gneisenau s Commando übernahm, wurde das alles anders.

Hans Prutz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Fanny Tarnow.

„Wer ist Fanny Tarnow?" fragen viele Leserinnen Luise Mühlbach. Die Zahl der lebenden deutschen riftstellerinnen ist so groß, daß sich in Dresden allein ge dreißig von Herrn Dr. Scheve phrenologisch unter-en lassen konnten — eine recht praktische Vorarbeit für Kritik, deren Resultate aber bisjetzt nur sehr theil-se in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Der Lebende aber recht — wer kümmert sich um die Todten? nny Tarnow — es gab eine Zeit, wo sie zu jenen lingen der Leihbibliotheken gehörte, die fortwährend auf Bestellzetteln standen, deren Werke, wenn sie wieder iefen, der Bibliothekar an seiner rechten Seite stehen hatte und nur den Begünstigten verlieh! Wer kennt die elegischen Geschichten, die sich eine Leihbibliothek erzählt? Der Ruhm des Tags verwelkt; die Bücher wandern in die Fächer. Dort stehen sie anfangs vorn; später immer tiefer nach hinten. Dann wandern sie auf den Boden in die Rumpelkammer, und füllen nur noch mit Titeln und Nummern den Katalog. Wer sie verlangt, muß warten, bis einmal eine Rundreise in den höhern Regio-nen angetreten wird, wo sie lagern.

Wir wissen es nicht, aber wir vermuthen, daß es den Erzählungen der Fanny Tarnow heute nicht besser geht. Dennoch wollen wir uns gern an eine deutsche Schriftstelle-rin erinnern lassen, welche einmal in weitesten Kreisen be-kannt und beliebt war, schon weil eine solche Erinnerung in vieler Hinsicht lehrreich ist für die Gegenwart. Amely Bölte, die Nichte der Verstorbenen, gibt uns ihre Bio-graphie, und, wie wir gleich dankend hervorheben mögen, es ist eine wirkliche Biographie, eine aus Familiennach-richten, Tagebüchern und Briefen geschöpfte Lebensbeschrei-bung, keine in Romankapitel abgetheilte, Wahrheit und Dichtung vermischende, mit freier Erfindung arabesken-haft verunzierte „Lebensnovelle".

Fanny Tarnow. Ein Lebensbild von Amely Bölte. Berlin, Wegener. 1865. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Amely Bölte gehört nicht zu den excentrischen Schrift-stellerinnen; sie erzählt einfach, schlichtweg; nur wo sie einige selbst durchgemachte Stimmungen darzustellen hat, geräth sie in eine gewisse Wärme der Empfindung. Auch ist es in der Ordnung, daß sie hin und wieder in bit-term Ton einige Parallelen zieht zwischen „damals" und „jetzt", namentlich zu Ungunsten der jetzigen ungalanten „Kritiker", welche auf das schreibende „zarte Geschlecht" so wenig Rücksicht nehmen. Nichts für ungut — doch die Kritik befindet sich im Zustande der Nothwehr so vielen Schriftstellerinnen gegenüber, ist aber gern bereit, ganz die Waffen zu strecken und die Recensionen der Schriftstellerinnen den phrenologischen Zeitungen zu über-lassen, die bei ihrem kammarischen Verfahren weit besser fortkommen. Denn ähnlich wie der Bundestag alle künf-tigen Werke der jungdeutschen Schriftsteller verbot, re-censiren die Phrenologen alle künftigen Werke der Schriftstellerinnen gleich von vornherein mit, indem sie die geistigen Organe derselben zergliedern. Wie viel Pro-cent Menschenverstand in denselben vorhanden sein wird, ergibt das Maß gewisser Hügel auf der Stirn ein für allemal.

Doch kehren wir zu unserm Lebensbild zurück. Fanny Tarnow ist am 17. December 1779 in Güstrow geboren, wo ihr Vater als Advocat und Commissionsrath lebte. In ihrem vierten Jahre fiel sie aus dem Fenster des zweiten Stocks auf die Straße und sprengte sich ein Blut-gefäß. Lange Zeit konnte sie nicht gehen und bedurfte zu ihrer Erholung der frischen Landluft, die sie auf dem Gute einer Tante genoß. Sie las viel durcheinander, auch als sie zu den Aeltern nach der Stadt zurückgekehrt war. Der Vater hatte inzwischen Güter an sich gekauft, seine Advocatur aufgegeben, lebte mit den Seinigen in etwas

vornehmem Stil, verstand aber dabei so wenig von der Landwirthschaft, daß er sich nicht behaupten konnte und bei dem Concurse sein Vermögen einbüßte. Die Familie stand vis-à-vis de rien, der Vater fand eine ritterschaftliche Sinecure; die Tochter widmete sich dem Stande der Erzieherin und begab sich zuerst auf die Insel Rügen zu einem Herrn von Schmieterlow. Ihre pädagogischen Talente waren indeß gering; sie hatte nicht Hingabe genug an die geistigen Bedürfnisse der Kleinen; sie hatte zu viel an sich selbst zu erziehen. Die Liebesromane, die sie lange Zeit hindurch mit überreizter Phantasie sich selbst vorspielte, begann sie hier mit einem jungen Schullehrer, der sich indeß alsbald mit einem Landmädchen verlobte und die schwärmerische Gouvernante um eine Illusion ärmer machte. Und daß eine arme Gouvernante von Illusionen lebt — wer will es ihr verdenken? Freilich, an die Stelle des Schullehrers traten andere Persönlichkeiten, wie Ernst Moritz Arndt, der einen tiefen Eindruck auf Fanny Tarnow gemacht zu haben scheint, obgleich Amely Bölte die erste Begegnung mit dem Dichter des Vaterlandsliedes gar nicht erzählt hat, sodaß der von Leidenschaft glühende Brief der Tarnow wie ein Meteorstein in die Biographie fällt! Welche Ungenauigkeit! Wäre dies ein biographischer Roman gewesen, Amely Bölte hätte gewiß einige der schönsten Kapitel aus dieser Begegnung ihrer Heldin mit dem heißblütigen Franzosenfeind gewebt! War doch der alte Arndt in seiner Jugend ein Brausewind, entführte eine der vornehmsten Frauen des schwedischen Hofs, die Vaterland, Gatten und Kinder verließ, um allein mit Arndt zu leben. Das kann Fanny Tarnow nicht verwinden: „Wenn diese Frau", ruft sie aus, „das Band der heiligsten Pflichten zerreißen durfte, um sein zu werden — warum konnte denn meine Liebe mein Schicksal nicht früher versöhnen?"

Das Wanderleben der Gouvernante von einem mecklenburgischen Rittergut zum andern möge man in dem Werke selbst verfolgen. Die damaligen Kriegszüge spielen oft recht lebendig in das Familienleben mit herein. Anziehend ist namentlich die folgende Schilderung Ferdinand von Schill's, aus dem Tagebuche Fanny's, die ihn in Wismar sah kurz vor der unglücklichen Katastrophe von Stralsund:

Gestern Nachmittag sah ich Schill — eine kraftvolle gedrängte Gestalt — ein blühendes Gesicht — dunkeles Haar und Bart — ein schönes braunes Auge voll Feuer und Muth, unverkennbarer Ausdruck von Selbständigkeit und Heiterkeit. Wenn er erscheint, geht allen seinen Leuten die Sonne auf. „Nun, Vater Schill", riefen sie ihm nach der blutigen Affaire bei Dorenburg zu, „freust du dich nicht, sind deine Kinder nicht brav gewesen?" Jedem reichte er herzlich die Hand. Wie zu Arleburg die Compagnie, welche ihm nachgefolgt ist, ans Land steigt, er den ersten, der das Ufer betritt, vom Pferde herab umhalset — so innig, so herzlich — schön war der Ausdruck, mit dem er zu ihnen sprach, sie zu ihm aufsahen. Es ist kein gewöhnlicher Mensch. Kein Feldherrngenie — aber ein braver, kühner Degen, ein Mensch voll Muth und Sinn — mir ward wohl bei seinem Anschauen. Ich stand lange neben ihm. „Himmel!" rief ein hinter mir stehendes Frauenzimmer, „welch ein Gedränge!" — „Gilt es doch auch, den ersten deutschen Mann zu sehen!" sagte ich rasch. Sein Blick faßte mich — es war ein Geistesgruß. Ach! Warum bin ich ein Weib! Warum ward mir in der zerbrechlichen Hülle dieser Geist! Ich erwarte nichts von ihm und seinem Corps, sein Plan war schon gescheitert, als er Berlin verließ, aber die Idee selbst bleibt schön und groß — und nie wird er gemein enden.

Früh hatte Fanny Tarnow zu schriftstellern angefangen und kleine Beiträge für Zeitschriften und Almanache geliefert. Vom Leben zurückgewiesen, flüchtete sie ihr warmes Empfinden in die Poesie. Und wenn sie im Leben eigentlich unverständig war mit ihren Neigungen, indem ihre allzu lebhaften Wünsche ihr Truggebilde vorgaukelten, von denen die Wirklichkeit nichts wußte, so war sie dagegen in ihren Erzählungen verständig und klar, von einer wohlthuenden und gleichmäßigen Wärme der Darstellung. „Alwine von Rosen" und „Natalie" begründeten ihren Ruf. Es sind meistens Confessions — sie konnte nur Selbsterlebtes schildern, Selbstempfundenes, denn das Erlebniß blieb bei ihr ein innerliches, sie hörte auf zu schreiben, als sie nichts mehr erlebte. Hierin lag doch einerseits eine gewisse Nöthigung zur Production, andererseits wieder eine wohlthuende Beschränkung, während Schriftstellerinnen, welche sich auf die unermeßliche Arena der Weltgeschichte begeben, niemals einen Abschluß ihrer Productivität finden.

Das Leben der Fanny Tarnow war so freudlos wie das aller Jane Eyre, die keinen Lord Rochester finden. Als Schriftstellerin gefeiert in geselligen Kreisen, und ohne die Eitelkeit eine Rolle spielen zu wollen, fühlte sie immer wieder die innere Unbefriedigung und Leere. Hierzu kam die fortwährende Sorge um ihre Existenz, alle die pecuniären Kümmernisse, welche sie während der 83 Jahre ihres Lebens nicht verließen. Noch zu ihrem letzten Weihnachtsfeste erhielt sie 100 Thaler von der Schiller-Stiftung. Ihre Liebe zu Moritz Arndt war so unerwidert geblieben, wie ihre Neigung zu Hitzig, der ihr indeß stets als thätiger Freund bewährte.

Im Jahre 1816 machte Fanny Tarnow eine Reise nach Petersburg zu einer dort lebenden geliebten Freundin. Die Aussichten, welche sich an diese Reise knüpften, die Plane, sich dort eine neue Existenz zu gründen, schlugen fehl. Sie hatte aus der petersburger Winterreise nur eine Ausbeute für ihr literarisches Schaffen davongetragen, welche sich in Reiseskizzen für das Cotta'sche „Morgenblatt" ablagerte und ihren Erzählungen eine russische Färbung und russische Helden gab. Interessant war ihre Begegnung mit General Klinger, jenem Schwärmer und Drünger, der noch in der russischen Umgebung sich gegen Goethe erklärte, weil er den Despotismus beschütze. Klinger trug mit eisernem Sinne ein hartes Schicksal. Er hatte in der Schlacht bei Borodino seinen einzigen Sohn verloren; seine Frau litt seitdem, seit vier Jahren täglich zweimal an den heftigsten Convulsionen. Die Begegnung selbst schildert Amely Bölte wahrscheinlich nach den Tagebüchern der Tarnow in folgender Weise:

Als man ihr meldete, General Klinger wünsche ihr eine Aufwartung zu machen, traute sie anfangs ihren Ohren kaum. Er, den man menschenfeindlich nannte, der in so hohem Ansehen

nd, einen so bedeutenden Posten bekleidete, suchte die unbe-
utende Fremde auf? Sie war beschäftigt, Aepfel zu schälen,
rf ihre Küchenschürze ab und eilte in das Zimmer. Schon
nd er vor ihr. Mit glühendem Auge blickte sie auf die große,
he, stolze Gestalt, welche das Haupt ungebeugt trug, ohne
ß eine militärische Haltung es hob. Er erschien in Uniform,
f jeder Brust einen Stern, nebst drei bis vier reichen Orden.
ein ganzes Aussehen war in einem Grade imponirend, daß
nny alle Fassung verlor und vergeblich nach einem herzlichen
orte, ihn willkommen zu heißen, suchte. Scharf, hart, hoch
d unzugänglich, wie ein Felsen, dessen Gipfel eine ewig starre
smasse deckt, stand er vor ihr. „Sie sind Fanny Tarnow?“
ete seine Anrede, und kein Zug der Freundlichkeit kam da-
i in sein Gesicht, keine Nuance der Verbindlichkeit in seinen
n; wiederum aber lag auch nichts Rauhes oder Stolzes
rin — nur Gepräge der Größe und Kraft — eiserne, unge-
iere Kraft. Sie war tief bewegt. Fast ängstlich reichte sie
n die Hand entgegen, er nahm sie, führte sie nach dem Sofa
d setzte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. Zwei Stunden
hrte die Unterhaltung mit ihm, und er ging nur, weil
hwarz vorfuhr, um sie zu einer Spazierfahrt nach dem Tauri-
n Palaste abzuholen. Klinger ließ einen erschütternden Eindruck
ihrer Seele zurück, den sie nur mit dem des Aeschylus und
omethens vergleichen konnte. Sie fühlte, daß sie einen
ann — einen großen Mann gesehen, und suchte nach Worten,
i diese Empfindung auszudrücken.

Am unerquicklichsten sind die Begegnungen der Fanny
rnow mit ihren Colleginnen; Eifersüchteleien und Ri-
itäten jeder Art verbitterten ihr Verhältniß zu Amalie
hoppe in Hamburg, mit der zusammen sie ein Er-
jungsinstitut gründen wollte, und später zu Helmina
n Chézy in Schandau und Dresden. Die letzte Dame
dete den vollkommensten Gegensatz zu Fanny Tarnow.
e Enkeltochter der Karschin, bereits von zwei Männern
chieden, sah das Leben durch eine wesentlich anders
ärbte Brille als die Freundin, welche noch immer er-
nte, was jene bereits als lästig zweimal beseitigt hatte.
ch ihre äußere Erscheinung war sehr verschieden. „Fanny
ch einem Hauche der kleinen, sich täglich mehr runden-
n blonden Frau gegenüber, welche ihrer Taille wie ih-
n ganzen Wesen keine Art von Zwang auferlegte.“
türlich war die Freundschaft so ungleicher Naturen,
ß einer entzückenden Vergnügungspartie in die Sächsische
chweiz, nicht von langer Dauer. Gegenseitige Eifersucht
f die Auszeichnungen, welche die Honoratioren von
handau ihnen zutheil werden ließen, führte zu einem
atanten Bruche. Helmina behielt das Tagebuch der
tziehenden Freundin zurück und belustigte sich und an-
e, indem sie die Herzensgeheimnisse, die in demselben
nden, aller Welt vorlas. Nur mit genauer Noth
nte Fanny den Raub, durch das entschiedene Auftreten
es Geistlichen, zurückerhalten. Wir hätten gewünscht,
; schon aus esprit de corps Amely Bölte nicht so lange
dieser widrigen Geschichte verweilt hätte; denn sie
ft auf das Treiben deutscher Schriftstellerinnen ein
ju compromittirendes Licht.

Von 1820 ab lebte Fanny Tarnow längere Zeit in
florenz in den Kreisen Ludwig Tieck's, den sie selbst
nderschön, hochgeistig nennt und dessen herrliche Au-
: sie begeistert wie Karl von Holtei rühmt. Auch die
rtreter der romantischen Nachblüte, Kind, Heil und an-
dere Persönlichkeiten des Tieck'schen Cirkels porträtirt sie in ihren Tagebüchern. Ueber Jean Paul schreibt sie:

Jean Paul ist lange hier gewesen. Er war oft bei mir; allein die Abgötterei, welche man mit ihm trieb, konnte ich nicht theilen; im Gegentheil, er hat die Sehnsucht früherer Jahre, bedeutende Menschen kennen zu lernen, vollends in mir getödtet. Den Cynismus in seiner äußern Erscheinung, den Mangel an feiner gesellschaftlicher Bildung würde ich dem großen Menschen gern verzeihen; aber seine Eitelkeit, sein Egoismus, seine Ueberschätzung von Talent und Rang und vor allem seine geistige Abhängigkeit von psychischen Bedürfnissen haben mir weh gethan.

Der gesellschaftliche Verkehr in Dresden war für sie auch nicht das rechte Leben. Freundlichkeit, Höflichkeit, Ehrerbietung — doch man kam sich nicht näher; sie war liebearm und sorgenvoll, lau und matt. Traurig wurde ihr Lebensabend durch eine Nervenkrankheit, die sie des Augenlichts beraubte. Im Jahre 1829 verließ sie Dresden und begab sich zu ihrer Schwester nach Weißenfels, wo sie, als ihre Augen sich besserten, Uebersetzungen aus dem Französischen schrieb. Im Jahre 1841 zog sie nach Dessau und lebte dort bis zu ihrem Tode 1862.

Die nachstrebenden Schriftstellerinnen mögen von ihr lernen, nur aus innerm Drang zu produciren, und jenem klaren und gebildeten Stil sich anzueignen suchen, der auch die von Amely Bölte mitgetheilten Tagebuchblätter auszeichnet. Ihr Leben selbst läßt als ein unbefriedigtes nur einen wehmüthigen Eindruck zurück, ihr schriftstellerisches Talent war nur die Perle einer kranken Muschel.

Rudolf Gottschall.

Aus dem Nachlaß des Dichters Ludwig Bechstein.

Die schöne Pflicht, der vorangegangenen Genossen zu gedenken, ist für den Dichter zu einer dringenden und unabweislichen geworden, seitdem selbst das vor kurzem von Prutz ausgesprochene Wort: „Der Dichter muß sterben, um anerkannt zu werden“, nach den Erfahrungen der Neuzeit seine mahnende Kraft leider eingebüßt hat.

Das Volk lebt heute nun einmal nicht mehr mit seinen Sängern und für dieselben, kennt kaum ihre Werke und Namen, und wird auch bei dem Ableben eines Sängers nicht so bewegt, daß es sich getrieben fühlte, die versäumte Anerkennung mit der Milde eines Bereuenden nachzuholen durch lebhaftes Interesse. Mit solchen Gefühlen nahm ich das mir zur Besprechung überwiesene Werk in die Hand, das einen jener einfachen, ruhigen und sinnigen deutschen Dichter zum Verfasser hat, der weder durch bedeutende Tiefe des Gedankens uns zwingt, ihm lange nachzusinnen, noch durch glänzende Form entzückt, noch endlich durch Originalität im Vortrag und in der Darstellung überrascht. Ludwig Bechstein's Weise gleicht einem sanft dahinfließenden, mäßig breiten Strome, der uns einladet, die gefällig gebaute Gondel zu besteigen, um von ihr ohne Hast bequem fortgetragen zu werden.

Trifft man eine solche Persönlichkeit auf der wechselvollen Wanderung des Lebens einmal an und zieht eine Strecke gesellig neben ihr, so erwärmt eine milde Freude unser Herz, wenn uns ein neues Begegnen rasch die

angenehmen Stunden in Erinnerung bringt, die wir an der Seite dieses Dichters durchlebt haben.

Bechstein's Wirken als Dichter gewährt ein herzstärkendes Bild deutscher Gemüthstreue und Charakterstärke. Wie die Blume im Urwald sich zur Freude, aus innerer Nothwendigkeit ihren Kelch entfaltet und ihre Düfte ausströmt, so auch der Dichter in seiner abgeschlossenen, stillen Thätigkeit. Und wahrlich, wer nicht so selbstgenügsam der Muse dient, wer Lohn und Ruhm von der auf Eisenbahnen dahinsausenden, durch Telegraphen verkehrenden, an der Maschine im Fluge schaffenden Menschheit erheischt, der wird bald abirrend vom schweigsamen Pfade sich in dem Getöse des öffentlichen Markts verlieren, und statt seinem Genius zu folgen, sich in Schöpfungen versuchen, die vielleicht augenblicklich die Gunst des Publikums gewinnen; aber nimmer sich zu Werken gestalten, die selbsteigen dem Geiste, d. h. gerade diesem dichterischen Haupte und Herzen entsprungen sind. Gerade dies aber macht einen hohen Theil des Werthes aus, den Poesien beanspruchen.

Bechstein ist nicht zu dem, was er als Dichter geworden, durch Sturm und Drang geschritten; ihm war es nicht bestimmt, einem hohen, unerreichbaren Ziele nachzustreben und während dieses ruhelosen Ringens sich höher und höher zu einem mächtigen Barden auszubilden. Was er als Dichter geworden, wird zumeist durch die Zahl seiner Werke, als Marken seines Fleißes im Schaffen, bestimmt. Bechstein fühlte von Anfang an in bewußter schöpferischer Kraft die ihm zusagenden Stoffe lyrisch nach und gab sie in romantisch-epischem Kleide mit gehaltvoller Begeisterung ruhig wieder. Mit der Vorliebe für solche Anspruchslosigkeit und gleichmäßige Thätigkeit müssen wir zu der Dichtung treten, die wahrscheinlich des Dichters größte poetische Arbeit ist, in welcher er mit ausdauernder Liebe das Studium der Urgeschichte seiner schönen Heimat niedergelegt hat:

Thüringens Königshaus. Sein Fluch und Fall. Erzählendes Gedicht in sechs Gesängen von Ludwig Bechstein. Aus dem Nachlaß des Dichters. Leipzig, G. Wigand. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem breiten historischen Hintergrunde der Kämpfe des römischen Weltreichs mit den andringenden Germanen, in welche die Kämpfe des Christenthums und Heidenthums mit hereinspielen, gestaltet sich das aus Sage und Geschichte gewebte Gedicht.

Basin, König in Thüringen, ist seit drei Jahren auf einem Zuge gegen Rom abwesend. Um seine Gemahlin Basina, die ihm drei Söhne, Berthar, Bodurich und Irminfried, geschenkt hat, wirbt ein flüchtiger Edler, der von dem Könige aufgenommen worden. Sie verbannt den Gastfreund, als er ihr seine glühende Liebe gesteht. Bevor er aber von der Burg scheidet, wird der junge Frankenkönig Childerich — denn dieser ist der Fremde — von seinem Volke zurückgerufen, nachdem es den römischen Oberbefehlshaber Aegidius, der den König zu fliehen zwang, vertrieben hat. Von der Liebe Basina's zu Childerich, die von der verlassenen Gattin unbewußt gehegt worden ist, sagen die „Erläuterungen":

Die Chronikenschreiber stellen sämmtlich die Liebe des Gastes und die Erwiderung von seiten Basina's in den tiefsten Schatten. Der Dichter wollte diese Liebe nicht rechtfertigen, aber er durfte sie zu begründen, zu heben und zu veredeln suchen. Zu dem ist ja einzig diese Liebe das unheilvolle Sinnenkorn, aus dem der Untergang des thüringischen Königshauses aufkeimte, sie bildet die Grundlage des ganzen Gedichts.

Basin kehrt in Begleitung des Sohnes Aegidius', des Römers Siagrius, den er adoptirt hat, zurück und führt den üppigen, leichtfertigen Prunk der Weltstadt nach Thüringen mit sich. Die Königin sieht sich von Hetären verdrängt und eilt zu ihrer Schwester Tenthilde, die als Priesterin und Seherin im heiligen Haine wohnt. Basin vergnügt sich indeß nach römischer und auch germanischer Weise. Er greift zum Würfelbecher, verspielt an Siagrius seine Schätze, Rosse, Waffen, Sklaven und Mädchen, und setzt endlich auf einen Wurf sein Weib ein. Siagrius ruft (S. 61):

„Mein Freund, mein Vater! Frevle nicht!
Bedenke reiflich, was du sagst,
Bedenke König, was du wagst!
Gewinn' ich, blieb Basina mein,
Dein Königreich löst dann nicht ein
Den Schatz, den du verschleudert hast,
Ich warne dich, dein Sohn, dein Gast!" —
„Daß dich der Boland reite, Sohn!
Sprichst meinem Königswort du Hohn?
Ich hab's gesagt, mein Wort liegt hier;
Es gilt! Wirf! Wirf! Die Reih' an dir!"
Siagrius mit Beben faßt
Den Würfelbecher, eine Last
Dünkt ihm der Becher in der Hand,
Ein brennend heißer Feuerbrand.
Er zittert, schüttelt, wirft: es fällt
Der Würfelpunkte höchste Zahl.
Basin wirft vier und lacht, da gellt
Ein Schreckensschrei zum zweiten mal.
Es lacht Basin, ha! welch ein Mann!
Er lachte, weil sein Gast gewann.
Den Becher wirft er in den Saal,
Die Würfel nach dem Goldpokal,
Schlägt die Weinurnen rings in Scherben.
„Mein Weib soll kommen oder sterben!
Verspielt! Verspielt!"

Basina ist entflohen (S. 72):

„Ich bin es, Childerich!" sprach die hohe
Gestalt; es brannte lichte Lohe
Der holden Scham im Antlitz ihr.
„Ja, Childerich, ich kam zu dir!"
Und wie die Arme sanft sie breitet,
Ihn liebend an ihr Herz zu ziehn,
Da jauchzt er auf und sinkend gleitet
Er zu der Huldin Füßen hin
Geschlossenen Auges, fast im Traum.
Er küßt ihr des Gewandes Saum,
Kaum daß er wagt, sie zu berühren,
Er wähnt, es kann ein Augenblick
Ihm tückisch wiederum entführen
Sein unbeschreiblich hohes Glück.

Mit der Vereinigung Basina's und Childerich's erhält das Gedicht eine gefährliche Breite, die dem Interesse des Lesers bedeutenden Abbruch thut. Basin wird bei seiner

Rachezug gegen den Frankenkönig geschlagen und fällt, nachdem er zu Aegidius geflohen und diesen gegen Childerich aufgestachelt, im Zweikampf von des Frankenkönigs Hand. Diesem wird von Basina in Chlodwig ein Erbe geboren. Die drei Söhne Basin's werden durch Childerich zu Königen in Thüringen eingesetzt, vermählen sich und gerathen durch die Gemahlin Irminfried's, des Königs der Ostgothen, Theodorich's Nichte, Amalberga — ein herrschsüchtiges, listiges Weib, die heimtückische Christenpriester mitgebracht und das Christenthum eingeführt hat — mehr und mehr in unversöhnliche Feindschaft, bis ihr Gemahl, auf den Rath Amalberga's, seine Brüder tödtet und tödten läßt. Childerich ist auch gestorben und sein Sohn Chlodwig herrscht über ein großes Reich. Er vermählt sich mit der Nichte des Königs von Burgund, Gundobald, dem er später sein Land nahm. Durch seine Gemahlin wird auch er zum Christenthum bekehrt. Nur die greise Basina, die über ihren Sohn Irminfried den Fluch des Brudermordes ausgerufen, und deren Schwester, die Priesterin, bleiben den Göttern treu. Auch Chlodwig's Tod verkündet das Gedicht. Ihm folgt Theuderich, der Sohn einer Magd, wie Amalberga höhnt, als der Frankenkönig den König Irminfried von Thüringen bezwingt. Der Fluch der Greisin Basina geht in Erfüllung, Theuderich erobert Thüringen, Irminfried stirbt, Amalberga verschwindet und das Gedicht schließt mit einem Lobgesang Radegunde's im fränkischen Kloster. Dort findet sie die Gattin des ermordeten Berthar, ihre Mutter, und bleibt bei ihr als Nonne (S. 274):

Verhallt ist der Posaunen Schall,
Erfüllung fand der Botschaft Wort.
Verkündet schon ist Babels Fall,
Und Engelscharen jauchzen dort.
In eines neuen Himmels Glanz,
Auf einer neuen Erde Boden,
Ergrünt der Märtyrer Palmenkranz
Und jubeln auferstandene Todten.

Sie naht in lichter Herrlichkeit,
Aus Gold erbauet und Krystall,
Die Gottesstadt, so groß, so weit,
Sie naht mit ihren Engeln all.
Die Thore sind, zwölf Perlen rein,
Vom Born des Lebens mild befeuchtet
Und einen Tempel schließend ein,
Den Gottes Herrlichkeit durchleuchtet.

Die Leuchte Zions ist das Lamm,
Urewig rein, urewig fromm.
Komm! spricht die Braut zum Bräutigam,
Und wer es hört, der rufe: Komm!
Wir sind erlöst, sind ewig sein!
Jauchzt Halleluja! die da kamen,
Erlöste! Engel! Stimmt mit ein:
Ja, komm, Herr Jesu! Amen! Amen!

Der Umfang und Inhalt des Gedichts erinnern an e Nibelungen und fordern auch einen Dichter der Nilungen. Sehen wir aber davon ab, so bietet die ichtung manche schöne Schilderung, und einmal an den ilden Vortrag gewöhnt, folgen wir gern dem ruhig erhlenden Rhapsoden, ihm zugestehend, daß er in seiner eise höchst Löbliches geleistet hat und unsern Dank verdient. Freilich sind es nicht die Gothen und Franken, die Bellowaker und Ambioner, und wie sie alle heißen mögen die Völkerschaften, die sich blutig befehden, um hin und wieder vereint gegen die Römer zu streiten; freilich sind es nicht die wildtrotzigen Häuptlinge dieser Urmenschen, sind es nicht die geschmeidigen Römer, die in Aegidius und Siagrius dem germanischen Stier entweder die Hörner zu vergolden und zu bekränzen wissen, oder ihm Schlingen um die Füße zu legen, oder endlich ihn wol auch tapfer und entschlossen mit gewaltigem Keulenschlag, sowie Samuel den Agag erschlug, zu betäuben und zu tödten verstehen. Die Personen der Dichtung tragen bekannte Namen, handeln und sprechen aber nur, wie der Dichter, als Mann des Sinnens und Empfindens, sie handeln und sprechen lassen kann. Bis zur gewaltigen Plastik des Heldengedichts, bis zur dramatischen Lebendigkeit des Epos erhebt sich die Erzählung nicht, und sie müßte es doch, um uns in die Zeit zu versetzen, wo der Heroismus der Faust und nebenbei die schleichende Schlangenlist pfäffischer Herrschsucht sich vereinen und bekämpfen. Können wir doch jedes Ding nur an seinen Eigenschaften wahrnehmen, und zwar nicht an allen zugleich, sondern besonders an den bezeichnendsten. Wo wir es nun mit der Darstellung und geistigen Wahrnehmung von Menschen zu thun haben, werden diese Eigenschaften sich in zwei Hauptgruppen sondern: der Mensch hat zuerst die allgemeinen Eigenschaften seiner Zeit, seines Volks, seines Standes und Berufs, und dann die besondern, die seinen Charakter ausmachen. Letztere zusammen könnte man wol das Beharrende in ihm nennen, die Accidenzen dagegen jene, die sich beständig ändern, weil sie die Zeit darlegen, wenngleich sie auch den Charakter stark färben. Sehen wir nun die Nibelungen an, so haben wir Menschen mit den Eigenschaften ihrer Zeit, ihres Volks, ihres Standes, und dies zumeist darum, weil das Gedicht wahrscheinlich kurz nach der darin geschilderten Zeit, mithin von einem Dichter verfaßt worden, der selbst noch die Färbung der geschilderten Menschen trug.

Im vorliegenden Gedicht fehlen den Menschen die Eigenschaften ihrer Zeit und ihres Volks, und dies ersetzt der Dichter beschreibend und reflectirend. Aber auch hier erreicht er es nicht, in den Eigenschaften jener Zeit zu denken und zu sprechen. Ich meine damit nicht, daß auch die damalige Sprache benutzt werden solle, wenngleich einzelne Ausdrücke jene Färbung ganz gut unterstützen können. Freilich suchen zuweilen Schriftsteller nur darin das Alterthümliche richtig wiederzugeben, und fallen in eine Uebertreibung, die der feinfühlende Bechstein geschickt vermieden hat.

Leider nöthigt mich der mir zugewiesene Raum, von einem ausgezeichneten Werke zu scheiden, bevor ich alles gesagt habe, was ich, durch diese schöne, echt deutsche Dichtung angeregt, zu sagen wünsche. Mögen meine wenigen Worte dazu beitragen, daß Bechstein's letztes Werk die Verbreitung und Anerkennung finde, die der sinnige, fleißige Dichter und Forscher reichlich verdient hat.

Hermann Neumann.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Während Frankreich sich immer mehr in die deutsche Philosophie einlebt, während dieselbe an der Hochschule von Neapel eine tonangebende Stellung einnimmt, bewahrt England im ganzen seine stolz ablehnende Haltung gegenüber der deutschen „Speculation". Die englische ist jedenfalls anderer Art und unter „Philosophie" versteht man dort die exacten Wissenschaften. Dennoch wird in diese Starrheit, mit welcher der englische Geist hinter den Verschanzungen seiner Locke und Bentham lauert, allmählich Bresche geschossen. Ein englisches Werk über Hegel ist also schon an und für sich ein Ereigniß, um so mehr, wenn der Autor nicht in die Phraseologie der Schule verfällt, wenn er dem Philosophen gegenüber eine selbständige oft scharfe Kritik geltend macht und zum Theil die Hegel'schen Gedanken unter neue und treffende Gesichtspunkte bringt. Ein solches Lob ertheilt das „Athenaeum" dem Werke: „The secret of Hegel. By James Hutchison Stirling" (Longman u. Comp.) Es enthält die bittersten, schärfsten, oft mit Schopenhauer's Kaustik vorgetragenen Vorwürfe gegen die Hegel'sche Philosophie, doch auch meistens eine Widerlegung derselben, wie sie der bekehrte Stirling gegen den frühern Zweifler und Ketzer Stirling zur Geltung bringt. Die Kritik des „Athenaeum" beginnt mit folgenden Sätzen, welche auf das bisherige Verhältniß der Engländer zur deutschen Philosophie ein scharfes Schlaglicht werfen: „Es wäre sehr wenig gesagt, wenn man dies Werk das bedeutendste nennen wollte, welches in englischer Sprache über irgendeine Phase der nach-Kantischen Philosophie in Deutschland veröffentlicht worden sei. Es ist in Wahrheit der erste Versuch eines englischen Schriftstellers, nachzuweisen, daß das System Hegel's einer ernsten und nüchternen Erforschung durch wissenschaftliche Geister würdig sei. Die sogenannten «Transscendentalisten» der amerikanischen Schule haben weniger als nichts dafür gethan, für ihre vermeintlichen deutschen Lehrmeister durch ihre rhapsodischen Ergüsse Hochachtung zu erwecken; denn sie haben gerade ihre Leser und Hörer gelehrt zu glauben, daß die deutsche Philosophie etwas ist, was sehr seitab von der Wissenschaft liegt, wahrscheinlich etwas sehr Mystisches, möglicherweise auch Göttliches, aber jedenfalls Unwissenschaftliches. Nichts ist leichter als über Hegel's exoterische Offenbarungen zu declamiren. Freunde und Feinde stimmen darin überein, daß der berliner Professor sich zum Glauben an den Fortschritt der Menschheit bekannte, daß «Entwickelung» eins seiner Losungsworte ist, und daß, so abschreckend schwierig seine Logik sein möge, doch einige seiner, in den gesammelten Werken wieder veröffentlichten Vorlesungen manche Gesichtspunkte und Zierathen darbieten, mit denen sich ein Vortrag über ein beliebiges volksthümliches Thema der Jetztzeit ausschmücken kann. Deutsche Philosophie mit Auslassung der Philosophen — Schildkrötensuppe ohne Schildkröten, wie Heine einmal bei einer andern Gelegenheit sagt — das ist die Kost, welche die angelsächsische Propaganda bisher dargeboten hat. Wenn wir uns recht erinnern, versicherte Theodore Parker einmal, um doch etwas für die deutsche Metaphysik zu thun, daß Kant, Fichte, Schelling und Hegel kühn ins Innere der Natur gedrungen wären und sie genöthigt hätten, ihre tiefsten Geheimnisse zu offenbaren. Eine glücklichere Formel, um seine Unwissenheit in Betreff dieser göttlichen «Bier» auszudrücken, ließ sich nicht finden." Stirling, der in gleicher Weise exoterische Reden und ein papagaienartiges Nachplappern von Worten verschmäht und verlangt, daß Hegel's Logik in demselben Geist erfaßt werden solle wie Newton's Principia, zeigt, daß er mit nüchternem Ernst an die Sache geht und daß er wohl weiß, wie der dunkle Lehrer von seinen Schülern studirt sein wollte.

Während die englische Kritik zur Anerkennung deutscher Philosophie mehr als früher geneigt ist, geht sie einigen der eigenen literarischen Größen energisch zu Leibe. Die „Westminster Review" bringt, bei Gelegenheit der in 41 Bänden erschienenen Gesammtausgabe der Bulwer'schen „Novels" eine Charakteristik dieses Autors, welche seine Werke mit einem scharfen Secirmesser zerlegt. Sie wendet sich gegen seinen sogenannten Idealismus und tadelt namentlich seinen Stil. Sie erklärt ihn weder für angemessen noch schlagkräftig. „Es würde schwer sein, aus seinen Schriften ein Dutzend Seiten auszuziehen, welche eine wahrhafte Herrschaft über alle Hülfsquellen der englischen Sprache an den Tag legen. Die Sprache ist weder kühn noch kräftig, noch sauber und gefeilt; sie ist bisweilen beredt, seltener malerisch; sehr oft artet sie in bloßen Schwulst aus oder in einen zerflossenen Kothurnstil. Und überdies herrscht darin eine Manier, die sich mehr fühlen als beschreiben läßt, und die von wahrhaft Gebildeten sorgfältig gemieden wird. Dieser Stil — wir möchten ihn «ever-and-anon-Stil» nennen — hindert schon von selbst Sir Edward Bulwer-Lytton daran, ein großer Schriftsteller zu sein." Der Kritiker weist ihm daher einen zweiten Platz an und ertheilt ihm für diesen Platz eine möglichst günstige Censur, namentlich in Bezug auf Fruchtbarkeit der Erfindung, auf Charakterzeichnung, Gewandtheit in romanhaften Auskunftsmitteln und auf die Menge geistvoller und witziger Bemerkungen, die sich in seinen Schriften finden. Doch dürften sich seine historischen Romane weder mit Walter Scott noch mit Châteaubriand vergleichen. „Was das Werden des Charakters und den Einfluß wechselnder Umstände auf denselben betrifft — eine Seite der Kunst, auf die er sich selbst am meisten zugute thut —, erreicht Bulwer nicht von weitem George Elliot. Seine Porträts sind weder hervorstechend wie die Trollope's, noch vollendet und lebensvoll wie die Thackeray's; seine Plane sind nicht so sorgfältig gearbeitet wie die von Wilkie Collins, noch hat er das Auge des Schriftstellers und Thackeray's, wo es gilt eine dramatische Situation zu erzählen. Er ist weder originell, pathetisch noch amusant wie Dickens, noch lebensvoll und frisch wie Lever und der Verfasser von «Gay Livingstone». In der That wird es schwer, irgendeine Eigenschaft des Genies oder des Stils zu nennen, in denen ihn nicht einer der gleichzeitigen Schriftsteller überflügelte." Wir müssen bekennen, daß diese oft in geringschätzigem Ton abgefaßte Kritik, welche Bulwer nur zum Begründer der sentimental-melodramatischen Richtung macht und wenig mehr anerkennt als seine glänzenden Erfolge, etwas hart nach dem hyperrealistischen Modegeist des neuen England schmeckt und den Verdiensten des feinen und geistvollen Autors, der Phantasie und Witz mit Bildung und höhern Gesichtspunkten vereint, keineswegs nach Gebühr gerecht wird.

In Paris hat das Drama von Emile de Girardin: „Le supplice d'une femme" im Théâtre français einen succès de larmes gehabt, wie seit langer Zeit keine dramatische Production der französischen Muse. Selbst die Kaiserin Eugenie soll von dem Unglück und der Reue der Madame Dumont so gerührt gewesen sein, daß sie in lautes Weinen ausbrach und sich in den Hintergrund ihrer Loge zurückziehen mußte. Die Ehebrecherische Madame Dumont hat etwas Eulalienhaftes; die neueste Wendung des französischen Dramas wird nicht an Kotzebue vorbeistreifen. Emile de Girardin soll indeß auf den Preis und bei der Aufführung des Stücks keine reinen Vaterfreuden genossen haben, indem dasselbe, ohne sein Wissen, von dem jüngern Alexandre Dumas so bühnengerecht eingerichtet worden war, daß Girardin sein eigenes Stück nicht wiedererkannte. Gewiß hat der jetzt mit Girardin processirende Mitarbeiter das Drama soviel wie möglich auf den Horizont seiner Demi-Mondes Dramen visirt, schon um keine neue Richtung zur Geltung kommen zu lassen. Girardin's Erstaunen über dies theatralische Kukuksei, das er in seinem Neste ausgebrütet, war natürlich sehr groß. Auch verleugnete er dem Publikum gegenüber die Vaterschaft, indem er auf den Hervorruf nicht erschien.

Die Dante-Feier in Florenz wird, außer ihrer nationalpatriotischen, noch eine andere Seite darbieten: eine kosmo-

itische Concurrenz der Lyrik. Es sind bei dem Festcomité sehr iele Poesien angemeldet worden, z. B. von Victor Hugo, von en deutschen Dichtern Friedrich Rückert, Georg Herwegh und lfred Meißner, von dem englischen poëta laureatus Tennyson nd von dem ungarischen Dichter Arany. Unsers Wissens hat ch bei der deutschen Schiller-Feier kein ausländischer Poet it einer lyrischen Spende betheiligt.

Aus Rom trifft die Nachricht ein, daß Franz Liszt einige eihen genommen und sich von dem Erzbischof Prinz Hohenhe hat tonsuriren lassen. Gegenwärtig wohnt er bei Sr. urchlaucht; auf seiner Visitenkarte steht: L'abbé Liszt au vacane. Die ihm abgeschnittene Haarlocke soll er als Erinnerungszeichen einer befreundeten Dame übersandt haben, als eine eliquie jenes ambrosischen Gelocks, welches der Virtuose im Feuer ünstlerischer Begeisterung zu schütteln pflegte. Der liebenswürge Componist verkehrte stets in Rom am liebsten mit den ranciscanern von Araceli — sein musikalisches Talent fühlte h in diesen Kreisen am wohlthuendsten angeregt; sein letztes erk: „Elisabeth von Thüringen", nach einer Dichtung von tto Roquette, gedieh unter diesen Eindrücken des kirchlichen Leus. Liszt bedarf des Weihrauch- und Kerzenduftes zu seinen ünstlerischen Emotionen, ähnlich wie sich Schiller durch den pfelgeruch in eine angenehme poetische Stimmung versetzt hlte.

Was ist „Schwulst" in der Poesie?

Es gibt Schulbegriffe der Aesthetik, die als currente Münze Tagesgebrauch der Kritik mit unterlaufen, deren Gepräge er durch diesen häufigen Gebrauch bis zur Unkenntlichkeit verscht wird. Hierzu kommt eine absichtliche und perfide Falschnzerei mancher Kritiker, welche, entweder zur Unterstützung scher Theorien oder um persönlicher Gehässigkeit zu Hülfe zu mmen, selbstgeprägte Münzen, die einen allgemeingültigen llgehalt nur in trüglicher Weise zur Schau stellen, in Umf setzen. Da hierdurch die Verwirrung des Publikums in Abschätzung dichterischer Talente in unglaublicher Weise verhrt wird, so ist es wol an der Zeit, einzelne dieser Moderasen, die in kritischen Erkenntnissen so stereotyp sind, wie Curialstil der Justiz in den richterlichen, etwas näher Auge zu fassen. Denn es sind schon viele kritische Justizrde vorgekommen, es ist schon oft vom Leben zum Tode bedert worden auf Grund einer gänzlich verfehlten oder abhtlich unrichtigen Interpretation der ästhetischen Gesetzesparagraphen. Einer dieser Begriffe, welche den modernen Dichtern e eine Sultansschnur um den Hals geworfen werden, ist r Begriff „Schwulst" — eine Sünde der dichterischen Diction, elche so nahe neben ihren größten Schönheiten liegt, daß es r einer geringen Escamotage bedarf, um beide untereinander verwechseln. Die Grenzen des Wahren und Falschen, des chtigen und Unrichtigen sind hier durchaus nicht jedem Auge rbar. Schwulst, die „geschwollene", übertriebene Weise des sdrucks, ist immer nur dort vorhanden, wo ein Misverhältz zwischen dem Gedanken und dem Ausdrucke stattfindet, in entweder ein unbedeutender Gedanke mit allzu großer raphose durch ein großartiges und deshalb unpassendes Bild sgedrückt und durch den überflüssigen Aufwand mehrerer Bilder rstrirt oder die einfache Sprache der Empfindung aufgedonnert rd durch die Ueberschwänglichkeit leidenschaftlicher Wendungen, terjectionen, gewaltsamer Constructionen u. s. w. Schwulst also eine geschmacklose Unangemessenheit des Ausdrucks, und rd im Durchschnitt mehr den ärmern Talenten, als den reien eigenthümlich sein. Ein Tragödiendichter von dürftiger antasie wird in Schwulst verfallen, wenn er derselben einige me Bilder für den Ausdruck der Leidenschaft abzuzwingen ht. Diesen Bildern fehlt die innere Nöthigung des Talents; sind frostig und deshalb schwülstig.

Es erhellt alsbald, welchen Misbrauch die Tageskritik mit er beliebten Etikette „Schwulst" treibt, um die großen Talente herabzusetzen und die kleinen zu erheben. Aller „Bilderreichthum" wird ohne weiteres „Schwulst" genannt. Dann kann freilich Anastasius Grün und seine Schule mit Hofmannswaldau und Lohenstein verglichen werden, und es steht nichts im Wege, Shakspeare den schwülstigsten Dichter aller Zeiten zu nennen. Nicht aber die Fülle der Bilder als solcher, in denen sich gerade der Reichthum der Phantasie und der dichterische Genius ausprägt, sondern nur die Fülle ungehöriger Bilder ist Schwulst. Große und classische Dichter haben jene Prägnanz des Ausdrucks, die sich dem Gedächtniß der Völker mit schöner Unvergeßlichkeit einprägt und dadurch ihren Sprach- und Gedankenschatz bereichert. Hierher gehört auch die Prägnanz des bildlichen Ausdrucks, welcher nicht nur die Münzen des Volkswitzes prägt, sondern auch die schlagendsten Sentenzen, die oft sprichwörtliche Bedeutung gewinnen. Gerade darin ist Shakspeare Meister. Es läuft bei seinem Reichthum hin und wieder ein Auswuchs mit unter, eine schwülstige Verzierung; aber in der Regel drückt das Bild den Gedanken schlagend aus und erweist sich so nicht als Schwäche, sondern als Energie des dichterischen Ausdrucks. Bei Calderon dagegen findet sich häufig eine matte Folge von Bildern, in welcher sich nur immer ein und derselbe Gedanke spiegelt. Hier hat man das Recht von Schwulst zu sprechen; ebenso da, wo das Bild an den Gedanken äußerlich angeheftet wird, statt mit ihm in eins zu verschmelzen:

Purpureus late qui splendeat unus et alter
Assuitur pannus.

Von den Verirrungen jugendlicher Talente, deren Phantasie oft über das Ziel hinausschießt, gilt der alte Ausspruch des Quintilian: „Facile remedium est ubertatis; sterilia nullo labore vincuntur." Doch nicht blos die Fülle, auch die Kühnheit der Bilder wird mit derselben Kritiklosigkeit für Schwulst erklärt. Kühnheit der Bilder ziemt der erhabenen Dichtung — das sollte schon die Bibel lehren. Nicht das kühne und gewaltige, nur das geschmacklose und unangemessene Bild ist Schwulst. Dabei vergessen die kritischen Phrasenmacher in der Regel auch den Unterschied der dichterischen Gattungen zu berücksichtigen. Kühne Bilder im „Lied" sind gewiß für Schwulst zu achten, aber nicht in der Ode und Hymne, zu deren Wesen diese Kühnheit des Ausdrucks gehört. Was in der Prosa des bürgerlichen Schauspiels als Schwulst erscheinen könnte, ist es deshalb noch nicht auf dem Gebiete der höhern Tragödie. Doch eben wo der feinere Unterschied anfängt, hört diese phrasenhafte, alles in einen Topf werfende Afterweisheit auf, deren Orakel schließlich der Trivialität und Mittelmäßigkeit zugute kommen, während die nach höhern Zielen strebende Poesie so in bequemster Weise beseitigt wird.

Bibliographie.

Armand, In Mexico. 4 Bde. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 6 Thlr.

Bak, C. W., Gedichte. Ne stark vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, O. Wigand. 16. 25 Ngr.

Bibliothek der griechischen und römischen Schriftsteller über Judenthum und Juden in neuen Uebertragungen und Sammlungen. 1ster Bd. Leipzig, Leiner. 8. 15 Ngr.

Combe, G., Gedanken über die Todesstrafe. Aus dem Englischen. Oppeln, Clar. Gr. 8. 5 Ngr.

Für Mußestunden. Aus dem Englischen. Leipzig, Denicke. 8. 1 Thlr.

Fürst, J., Geschichte des Karäerthums. Von 900 bis 1575 der gewöhnlichen Zeitrechnung. Eine kurze Darstellung seiner Entwickelung, Lehre und Literatur, mit den dazu gehörigen Quellennachweisen. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hartung, J. A., Die Religion und Mythologie der Griechen. 1ster Theil: Naturgeschichte der heidnischen Religionen, besonders der griechischen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Henne-Am Rhyn, O., Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1ster Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Rheinleben. 24 Lieder. Mit Singweisen herausgegeben von H. M. Schletterer. Neuwied, Heusser. Qu. 4. 12 Ngr.

Jerwitz, W., Dramatische Kleinigkeiten. Dresden, Burbach. 16. 20 Ngr.

Der Jesuit. Roman von Abbé *** Deutsch von C. Homburg. 2 Thle. Stuttgart, C. Löwer. Gr. 16. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Conversations-Lexikon. Elfte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. In 150 Heften oder 15 Bänden.

Jedes Heft 5 Ngr. Jeder Band: geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden in Leinwand 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. Ausgabe auf Velinpapier jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 3 Thlr.

☞ Die elfte Auflage des berühmten Werks hat 1864 begonnen und wird ungefähr in 3 Jahren vollendet sein. Monatlich werden 3 Hefte ausgegeben. Erschienen sind bisjetzt das 1.—39. Heft oder der 1.—3. Band und 9 Hefte des 4. Bandes.

Conversations-Lexikon. Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. In 15 Bänden.

Geheftet 20 Thlr. Gebunden in Halbleinwand 23⅓ Thlr., in Ganzleinwand 24 Thlr., in Halbfranz 24⅔ Thlr.

☞ Die zehnte Auflage liegt vollständig vor und wird deshalb bis zur Vollendung der elften von manchen vorgezogen werden.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. In 4 Bänden oder 40 Heften.

Geheftet 6⅔ Thlr. Gebunden in Leinwand 7⅓ Thlr., in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr. Auch in 40 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.

☞ Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint gegenwärtig in einer Neuen Ausgabe und kann nach und nach in Heften oder Bänden oder auch vollständig auf einmal bezogen werden.

Das erste Heft der neuen Ausgabe nebst beigedrucktem Prospect steht jedem, der sich durch eigene Anschauung von dem Werthe des Werks überzeugen will, in allen Buchhandlungen gratis zu Diensten, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Zweiter Band.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der im vorigen Jahre erschienene erste Band dieser Sammlung, enthaltend die Gedichte Walther's von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, wurde vom deutschen Publikum mit so lebhaftem Beifall aufgenommen, dass die Auflage bereits nahezu vergriffen ist. Eine gleich günstige Aufnahme darf für den zweiten Band erwartet werden. Das epische Gedicht Kudrun, der Blütezeit der mittelalterlichen deutschen Poesie angehörend, verbindet die Frische des Frühlings mit der Farbenpracht und Fülle des Sommers, und mit Recht sagt man, das Nibelungenlied verhalte sich zur Kudrun ähnlich wie die Ilias zur Odyssee. Ungeachtet des Umfangs von 26 Bogen ist der billige Preis von 1 Thlr. auch für diesen Band beibehalten worden.

Zum Dante-Jubiläum.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen folgende

deutsche Uebersetzungen der Werke Dante's:

Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses, und einer Karte von Ober- und Mittelitalien. Drei Theile. 1 Thlr.

Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. (Erster Theil: Text, zweiter Theil: Anmerkungen von Karl Witte.) 20 Ngr.

Aus Anlaß der Mitte Mai d. J. in Florenz stattfindenden sechshundertjährigen Jubelfeier der Geburt Dante's wird manch die Werke dieses größten italienischen Dichters sich anschaffen wolle. Die vorstehend aufgeführten anerkannt vorzüglichen Uebersetzung bilden zusammen eine vollständige Dante-Bibliothek zu sehr mäßi feilem Preise. Jedes Werk ist auch einzeln zu haben.

Soeben ist erschienen bei Schmorl & von Seefeld in Hannover

In Mexico,

Roman in 4 Bänden von Armand.

Preis 6 Thlr.

Die Werke des Verfassers bedürfen keiner besondern Empfehlung; er schildert uns in diesem höchst interessanten geschichtlichen Roman die Eroberung Mexicos durch die Vereinigten Staaten und zugleich den Sturz des mexicanischen Feldherrn und Präsidenten Santa Anna. Durch lebendige anschauliche Bilder aus dem Leben der Mexicaner macht Armand uns mit den Sitten und Charakteren dieses, aus so verschiedenen Rassen und Mischlingen zusammengesetzten Volks bekannt, wir gewinnen aus den traurigen Zuständen ein Verständniß der jetzigen, und folgen mit um so größerm Interesse den wechselnden Schicksalen dieser Nation.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und deutschen Sprache

Von Dr. **Francesco Valentini.**

Fünfte Original-Auflage. Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italienisch-Deutscher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Deutsch-Italienischer Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren ist Valentini's italienisches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutsche und für Italiener, als eins der vorzüglichsten geschätzt. Wie es sich das Werk in der Gunst des Publikums behauptet, zeigt die Erscheinen der vorliegenden fünften Auflage. Durch den sehr billigen Preis wird die Anschaffung erleichtert, namentlich auch in größern Partien für Schulen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 25. Mai 1865.

Inhalt: Neithardt von Gneisenau. Von Hans Prutz. (Beschluß.) — Zwei leipziger Dichter Von Rudolf Gottschall. — Reiseskizzen Asien. — Zur Geschichte des Mittelalters. Von Heinrich Rückert. — Zur Literatur der Essays. Von Adolf Seifing. — Uebersetzung der Frithjofs-Sage. Von August Kretzschmar. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Englische Urtheile über deutsche Schriften.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neithardt von Gneisenau.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Der uns zugemessene Raum gestattet es leider nicht, die so überaus interessante Geschichte dieser glorreichen Vertheidigung Kolbergs in ihr fesselndes Detail zu folgen; inmitten einer Zeit allgemeinen Verfalls und haltsamen Zusammensturzes strahlte diese That ganz anders hell und konnte allein wieder die Hoffnung geben, daß noch nicht alles verloren sei, daß das Volk, das Heer und der Staat sich neugeboren aus den Trümmern erheben würden. Ueberall war Gneisenau persönlich, nichts entging seinem Falkenauge. Dabei hatte er die Gabe, alle, selbst die verschiedensten Elemente an sich zu fesseln, sie in seiner Hand vereinigt der großen Sache dienstbar und heilsam zu machen. Während sich in den letzten Wochen des Lucadou'schen Commandos Bürgerschaft und Besatzung fast mistrauisch gegenüberstanden hatten, reichten sich jetzt beide mit wetteiferndem Vertrauen die Hand, um durch gemeinsame Anstrengung die Stadt dem Könige zu erhalten. Dieser schöne Bund hielt sich am besten dar in der engen Verbindung Gneisenau's mit dem unermüdlichen Nettelbeck; er vertraute demselben die Oberaufsicht über die Anstalten an, welche zur Ueberschwemmung der ganzen Umgegend herbeiführen sollten, auch die über das bei einem Bombardement so wichtige Löschwesen legte er in seine Hand. Gneisenau beschränkte sich aber nicht darauf, die Festung selbst zu vertheidigen, sondern noch vor den Wällen derselben suchte er den Feinden jede Art von Hindernissen zu bereiten. Durch Anlegung von weit entfernten Außenwerken schuf er um Kolberg noch eine zweite, äußere Festung. Natürlich wichtig war die Besetzung und Befestigung des hoch von der Stadt gelegenen Wolfsbergs; nachdem ein erstmaliger Angriff auf diesen ihnen sehr beschwerlichen Punkt abgeschlagen war, mußten sich die Franzosen bequemen, denselben durch eine regelrechte Belagerung zu nehmen. Mit unermüdlichem Eifer war Gneisenau dann für Beschaffung des nothwendigen Materials, Proviants und Geldes thätig; um erstere wandte er sich namentlich an England und Schweden, letzteres gaben die Bürger, und als sie nichts mehr hatten, half man sich durch Einführung eines sehr naturwüchsigen, aus Pack- und Schreibpapier verfertigten, von Schülern je nach dem Werthe mit verschiedenfarbiger Tinte beschriebenen Papiergeldes mit Zwangscurs, das man bis zur Höhe von 30000 Thalern emittirte. Inzwischen aber wuchs die Gefahr von Tag zu Tag; der schon einmal verlorene Wolfsberg wurde zwar wieder genommen, freilich nur mit großen Opfern; schließlich mußte man ihn aber doch dem inzwischen bis auf 16000 Mann angewachsenen Feinde überlassen. Nun gerieth die Stadt selbst bald mehr und mehr in Bedrängniß, der überlegene Feind gewann immer mehr Terrain, wiederholte Feuersbrünste legten eine Menge Häuser in Asche; aber Gneisenau wies die Aufforderung zur Capitulation stolz zurück: er war entschlossen, sich eher unter den Trümmern der ihm anvertrauten Festung zu begraben, als sie zu übergeben. Der Augenblick der Krisis schien gekommen: in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli erreichte das Bombardement seinen Höhepunkt, die Stadt brannte an verschiedenen Enden, der Feind rüstete sich zu einem letzten allgemeinen Sturm, an einem Punkte in der Nähe des Hafens begann derselbe schon, wurde aber zunächst noch abgeschlagen; da auf einmal schwieg der Donner der Geschütze, auf den feindlichen Schanzen wehte eine weiße Fahne, ein Parlamentär erschien und mit ihm ein aus dem preußischen Hauptquartier abgefertigter, von den Franzosen aber, die noch immer eine ihnen günstige Entscheidung herbeizuführen hofften, unter nichtigen Vorwänden um mehrere kostbare Stunden zurückgehaltener Offizier, der die Nachricht von dem inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstand brachte. Kolberg war gerettet! Die Depeschen, die Gneisenau empfing, theilten ihm unter der größten Anerkennung seiner Verdienste zugleich seine Ernennung zum Oberstlieutenant mit.

Von der unverwüstlichen Spannkraft, die Gneisenau unter den furchtbaren Anstrengungen dieser Monate bewahrte, ja, von der klaren Ruhe und Heiterkeit, die ihn

inmitten der blutigsten Kämpfe erfüllte, geben am besten die Briefe Zeugniß, die er noch während der Belagerung an verschiedene seiner Freunde schrieb. Aus der reichen Auswahl, die Pertz mittheilt, heben wir hier, ehe wir den tapfern Commandanten auf seinem fernern Wege zur höchsten Staffel des Ruhms begleiten, wenigstens einige besonders bezeichnende Stellen heraus. Von seinem treuen Genossen in den Anstrengungen der Vertheidigung, dem alten Nettelbeck, entwirft Gneisenau selbst folgendes Bild in einem an den König gesandten Bericht:

Seine Thätigkeit ist unbegrenzt, ohnerachtet seines Greisenalters, und ich brauche ihn zu allem. Ich sende ihn den ankommenden Schiffen entgegen, um selbige zu recognosciren, ich lasse durch ihn Lebensmittel für die Truppen hinausschaffen, er muß mir die Ueberschwemmung bewachen, und wo ich in technischen Gegenständen unkundig bin, muß er mir Rath ertheilen, der immer mit Sachkenntniß gegeben wird. In allen Winkeln und Böden muß er mir die feuerfangenden Dinge aufspüren, um solche wegzuschaffen. Kurz, er ist einer der ersten unserer Staatsbürger und verdient einen huldreichen Blick von Ew. königlichen Majestät.

In einem Briefe an seinen in französischer Gefangenschaft befindlichen Freund Hauptmann Wiesner faßt Gneisenau seine eigene Thätigkeit während der Belagerung zusammen in die Worte:

Ich nahm alles auf meine Hörner, verfuhr als ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, cassirte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern. Ein gewagtes System von extremer Vertheidigung zeigt sich bewährt, und zwei Drittheile meines brauchbaren Geschützes hatte ich in meinen weit entlegenen Schanzen. Meine Bauerbengel gewöhnten sich endlich an den Krieg und alles wurde gewandter.

Die Zeit nach Aufhebung der Belagerung war Gneisenau eifrig beschäftigt, in den Verhältnissen der ganz verwüsteten Stadt die Ordnung wenigstens einigermaßen wiederherzustellen, namentlich den sehr verwirrten Geldangelegenheiten wandte er seine ganze Aufmerksamkeit zu: auch gelang es ihm, der schon so schwer heimgesuchten Stadt jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Demnächst ließ er es sich aber angelegen sein, allen denen, die sich unter ihm ausgezeichnet hatten, die gebührenden Belohnungen vom Könige auszuwirken; auch hierbei wurden die Vorschläge des so hochverdienten Mannes meistens ohne weiteres genehmigt. Ebenso fanden die strengen Strafen, die er gegen einige Unwürdige verhängt, jetzt die königliche Bestätigung. Ihm selbst aber wurde nicht lange danach die glänzendste Anerkennung zutheil. Durch eine Ordre vom 25. Juli berief der König Gneisenau zum Mitgliede der Reorganisationscommission, welche unter Scharnhorst's Vorsitz mit der Vorberathung zur völligen Neubildung des Heerwesens betraut war. Herzlich war der Abschied, den Gneisenau von der ihm durch gemeinsam durchlebte schwere Zeiten aufs engste verbundenen Bürgerschaft jetzt nahm. Wie er die ihm gestellte schwierige Aufgabe gelöst hatte, davon gab der Nachruf Zeugniß, mit dem die Bürgerrepräsentation den scheidenden Commandanten geleitete. Darin heißt es:

Wir haben nie einen Zwang empfunden — uns haben keine harten Verfügungen gedrückt, und dasjenige, was wir thaten, geschah aus reiner Vaterlandsliebe. Das höchste Wesen neh[me] Sie dafür in seine besondere Obhut, lasse Sie nach einem th[a]tenvollen Leben auch bald die Früchte des Friedens im Sch[oo]der theuern Ihrigen genießen, und wenn uns neue Stürme [u]Gefahren drohen, so kehren Sie in unsere nicht überwunden[e] Mauern unter den Auspicien zurück, in uns noch dasselbe V[er]chen anzutreffen, von dem Sie so liebevoll schieden.

Im August 1807 reiste Gneisenau zum Eintritt [in] seine neue Stellung nach Memel. Trüb wie die L[a]des Staats und des Königs waren auch die Gedank[en] die ihn bewegten. Die Eindrücke, die ihn erwarte[te] waren wahrlich nicht geeignet, ihn heiterer zu stimm[en]. Von der Noth der Gegenwart aber wandte sich sein G[e]hin zu den Mitteln, die allein einen Neubau des [in] trümmerten Staats möglich machen konnten. Gneise[nau] hatte die Geschichte der Vergangenheit zu gründlich [st]dirt, kannte die Gegenwart zu gut, als daß es ihm [lan]verborgen bleiben können, daß nur noch von der [E]weckung und Entwickelung der im Volke selbst schlumm[ern]den Kräfte ein Heil zu erwarten sei. In dieser Gru[nd]anschauung begegnete er sich also durchaus mit den [m]seinen Mitarbeitern bestimmten Männern, vor allen [dem] Stein, dessen Eintritt in das Ministerium eben dam[als] ersehnt wurde. Gneisenau gehörte zu denen, die es [nie] verschmähen, auch vom Feinde zu lernen, die daher [mit] dem Plane, die im Volke selbst noch ruhenden Kräfte [zur] Thätigkeit zu setzen, in der Geschichte Frankreichs w[ä]rend der letzten Jahre das lehrreichste Beispiel fan[d]. Das beweisen die Aeußerungen, die er in einem wäh[rend] jener trüben Zeit entstandenen Aufsatze that:

Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe [der] Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt, [und] jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. [Es] durch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die [ers]ten Stellen der Verwaltung Staatsmänner, und endlich an [die] Spitze eines großen Volks der größte Mensch aus seiner [Zeit]. Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation [un]entwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tau[send] Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Fl[ug]seine tiefen Verhältnisse lähmen..... Warum greifen die [Fü]nicht zu dem einfachen und sichern Mittel, dem Genie, wo [es] sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talen[te] und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und [in] welchem Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht [das] Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen den [g]meinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche [nur] Adeliche jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr [als] alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische [Tha]und Kraft.

Der große Gedanke zu einer völligen Umbildung [des] ganzen Heerwesens war von König Friedrich Wilhelm [III] selbst ausgegangen, er selbst verfolgte den Fortgang [der] Berathungen mit dem größten Eifer; auch Stein, der [im] September das Ministerium übernahm, wurde bei [allen] wichtigen Fragen zugezogen. Es ist hier natürlich [nicht] der Ort, um genauer auf das einzelne der damals [be]schlossenen neuen Einrichtungen einzugehen, zumal da [hier] bei auch eine Menge technischer Fragen mit ins Gew[icht] fallen, die sich dem Urtheile des Laien entziehen. [Der] schöne Grundgedanke, auf dem sich die neue Organisation aufbaute, war der der allgemeinen Wehrpflicht, [die]

inem schwebte das Bild des Volks in Waffen klarer vor, ls gerade Gneisenau. In den militärisch-politischen ufzeichnungen, die er damals entwarf, finden sich hierber klar bezeichnende Stellen:

Die stärkste Stütze der Macht der Regenten ist unstreitig s Volk. Der Glanz der Kronen, ihre Sicherheit, alle Mittel r Erhaltung beruhen auf ihm — durch stehende Heere trenn die Regierungen ihre Interessen von denen des Volks.... ie Aufgabe ist, eine von andern Völkern beneidete Constitution haben; dabei die Mittel vorbereitet, um zur entscheidenden tunde gerüstet dazustehen, andere Staaten zu überleben. Dan führen Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche reiheit; ein Volk, arm, roh, unwissend und sklavisch, wird es e mit einem an Hülfsmitteln und Kenntnissen reichen aufnehen können. Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, uß ihnen mitten im Frieden militärischer Geist eingeflößt rden.

Wenn aber so das Volk selbst das Heer bilden und den Augenblick zur Einsetzung von Gut und Blut bereit n sollte, so mußte es auch — das entging Gneisenau's charfblick nicht — etwas zu vertheidigen haben, das ihm rth und heilig war. Die militärische Neugestaltung s preußischen Staats hielt daher auch er für unzertrennlich von der politischen, und so kommt er zu der rderung: „Man gebe ihnen ein Vaterland — eine Verfassung, die ihnen lieb werden muß; man schaffe ein molisches Princip, das die Masse in Bewegung setzt und einander verschmilzt."

Vor der neuen Organisation des Heers aber lag den zu Berufenen die unerfreuliche Pflicht ob, dasselbe von en schlechten Elementen zu reinigen, vor allem die in n letzten unglücklichen Feldzuge als unwürdig befundea Offiziere streng zu bestrafen. Eine besondere Unterhungscommission, in der auch Gneisenau saß, mußte mmtliche Capitulationen der Truppen und Festungen, vie das Benehmen jedes einzelnen Offiziers einer geuen Prüfung unterziehen. Erst nachdem dies strenge richt gehalten war, wußte man ja, auf welche Offiziere m bei der Neubildung des Heers zu rechnen hatte. as diese selbst betraf, so waren die Meinungen, wenn ch im Princip einig, so doch im einzelnen mehrfach abichend. Sie wurden in wiederholten Denkschriften dem inige vorgelegt, und auch von Gneisenau sind mehrere che Entwürfe erhalten. Von Interesse ist namentlich er, in welchem er ausführt, daß die Grundlage zu er Nationalarmee nur gewonnen werden könnte durch e nationale militärische Erziehung; danach sollten die adtschulen eine militärische Einrichtung bekommen.

So eifrig sich nun aber Gneisenau und die übrigen n König mit dem wichtigen Auftrage Betrauten demen widmeten, so fehlte es doch nicht an zahlreichen nden, offenen sowol wie geheimen. Die einschneidenMaßregeln, zu denen sie sich genöthigt sah, erregte Commission selbst in hohen militärischen Kreisen leischaftliche Gegner und immer offener sprach sich eine emeine Gärung gegen sie aus. Scharnhorst's Stelg sogar suchte man beim König zu untergraben, Gneim entging dem Neide auch nicht; am 14. Januar 1808 reichte er deshalb sein Entlassungsgesuch ein. Der König aber, der seine Bedeutung klar erkannte, lehnte dasselbe in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ab, ja er versprach ihm ausdrücklich seinen Schutz gegen alle Anfeindungen, die ihm aus treuer Erfüllung seines Amts erwachsen könnten. Mit unermüdlichem Eifer blieb Gneisenau daher bei dem begonnenen Werke, so schwer zuweilen auch die Arbeitslast auf ihn drückte. Denn außer der anstrengenden Thätigkeit in den Commissionen, zu denen er gehörte, mußte er sich auch eingehend um die Angelegenheiten Kolbergs bekümmern, da ihm die Commandantur gelassen war. Aber auch an Anerkennung fehlte es ihm nicht; im Mai wurde er zum Inspecteur der Festungen, im September zum Chef des Ingenieurcorps ernannt; aus den Truppen, die unter ihm Kolberg so glorreich vertheidigt hatten, wurden zwei Regimenter gebildet, die sogenannten Kolberger, von denen das eine Leibregiment des Königs wurde; es sollte dies ein bleibendes Denkmal des ruhmvollen Benehmens der tapfern Besatzung sein. Seine Beziehungen zu der kolberger Besatzung benutzte er, um das zunächst im Kleinen durchzuführen, was in der ganzen Armee im Großen ins Leben treten sollte. Den Offizierstand suchte er durch Beseitigung der bisher üblichen ehrenrührigen Strafen zu heben, der Gemeinen Ehrgefühl zu stärken durch Aufhebung der körperlichen Züchtigung. Die Schwierigkeiten, auf die alle diese reformatorischen Maßregeln stießen, waren sehr groß, namentlich in dem Offiziercorps selbst regte sich mehrfache Opposition, und Gneisenau erkannte sehr wohl, daß es noch einer harten Schule und schwerer Unglücksfälle bedürfen würde, um eine bessere Einsicht und größere Bereitwilligkeit allgemeiner zu verbreiten. Mit froher Hoffnung aber wurde er erfüllt, wenn er auf das großartige Wirken Stein's sah, der mit sicherer Hand die Grundlagen zu einem völlig neuen Staatsleben legte. Ein wesentliches Element in demselben waren bekanntlich die Reichsstände, deren Bildung Stein beabsichtigte. Zu diesem Zweck hatte er mehrere seiner Gehülfen und Freunde zu Entwürfen und Gutachten veranlaßt, welche er selbst dann wieder einer eingehenden Kritik unterzog. Die darauf bezüglichen Papiere sind lange nicht aufzufinden gewesen, und gerade in diesem Punkt hatte Pertz in seinem Leben Stein's eine Lücke lassen müssen. Erst jetzt sind dieselben wieder aufgefunden und werden nunmehr bei dieser Gelegenheit mitgetheilt und so ein wichtiger Nachtrag zu dem frühern Werke gegeben.

Kraft und Muth zu der schweren Aufgabe, die ihnen gestellt war, gewannen die damals an der Spitze des durch den Tilsiter Frieden so tief gedemüthigten und fast wehrlos gemachten preußischen Staats stehenden Männer namentlich aus der gerade um diese Zeit (1808) neu aufflebenden Hoffnung, daß man sich zu einem Verzweiflungskampfe aufraffen und entweder das französische Joch abschütteln oder fechtend untergehen werde. Der Mittelpunkt aller dieser Plane war natürlich der Minister Stein; nächst ihm arbeiteten besonders Scharnhorst, Gneisenau

und der General Götzen auf dieses Ziel hin. In aller Stille regte man die Gründung von Vereinen an und begann allerhand Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstande gegen die Franzosen; die beginnende Erhebung des Volks in Spanien diente dazu als Vorbild, der bevorstehende Ausbruch eines neuen Kriegs zwischen Napoleon und Oesterreich ließ den Zeitpunkt zu einem solchen Versuche besonders geeignet erscheinen. Das Bemühen Stein's, den Kaiser Alexander, der auf der Durchreise nach Erfurt im September 1808 in Königsberg eintraf, zum Verbündeten gegen Napoleon zu gewinnen, versprach freilich von vornherein keinen Erfolg. Doch ließ man sich nicht entmuthigen; General Götzen ging als Unterhändler nach Wien, fand dort aber eine völlig kalte Aufnahme; derselbe leitete dann mit großem Geschick die geheimen Vorbereitungen zum Ausbruch, deren Hauptsitz Schlesien war; doch auch in andern Landschaften fehlte es nicht an Anhängern und Hülfsmitteln. Je energischer aber diese patriotische Partei vorging, um so größer und offener wurde auch der Widerstand, den ihr die weit zahlreichere der Franzosenfreunde entgegensetzte; sie bewog denn schließlich auch den König, ohne Stein's Wissen den dem Lande unerschwingliche Lasten auflegenden Pariser Vertrag zu unterzeichnen, und trug damit den vollständigsten Sieg davon. Stein nahm seine Entlassung; ihm sollten nach dem Wunsche der Franzosenfreunde Scharnhorst und Gneisenau folgen. Doch erreichten sie dies Ziel zunächst noch nicht; aber auch die Actionspartei gab ihre Hoffnungen noch nicht auf. Vielmehr fand gerade Gneisenau, als er den zum Begleiter des Königs auf seiner Reise nach Petersburg bestimmten Scharnhorst in der Leitung der militärischen Geschäfte vertrat, vielfach Gelegenheit, auf die von ihm heißersehnte Erhebung hinzuarbeiten, und durch Beschaffung von Kriegsmaterial und verstärkte Ausrüstung der in preußischem Besitz gebliebenen Festungen für einen glücklichen Erfolg derselben vorzusorgen. Bis zum März 1809 zog sich dieser Zustand des Schwankens und der Unsicherheit noch hin; da erst entschied sich endgültig der Sieg der Friedenspartei. Dies war ganz gegen die Natur und die Wünsche Gneisenau's; konnte er nicht im Interesse und zur Befreiung des Staats, dem er seine Dienste geweiht hatte, gegen den fremden Gewalthaber fechten, so wollte er es sozusagen auf eigene Hand. Der nahe bevorstehende Ausbruch des Kriegs zwischen Napoleon und Oesterreich schien dazu die günstigste Gelegenheit zu bieten, und so stieg schon damals in Gneisenau der Plan auf, eine preußische Legion zu bilden und an ihrer Spitze in österreichischem Dienste den Krieg mitzumachen. Männern wie Stein, der damals geächtet in der Verbannung lebte, theilte er denselben mit und fand ihre lebhafte Beistimmung und Zusicherung jeder möglichen Unterstützung. Ehe er jedoch an die wirkliche Ausführung eines solchen Plans denken konnte, mußte er seine häuslichen Angelegenheiten gehörig ordnen und sichern.

Seit drittehalb Jahren war er von den Seinen entfernt, oft monatelang sogar ohne jede Nachricht von ihnen geblieben. Das Gut, dessen Verwaltung er in so schwerer Zeit ganz seiner Frau hatte überlassen müssen, war tief verschuldet, die Geldverlegenheit wuchs von Tag zu Tag. Diese Angelegenheiten selbst zu ordnen, endlich auch einmal seine Frau und die ihm fast unbekannten Kinder wiederzusehen, nahm er im März 1809 einen Urlaub von sechs Wochen und reiste nach Schlesien. Doch verlängerte sich die Anwesenheit daselbst bis in den Mai, da der König der kundigen Hand Gneisenau's zugleich die Erledigung mehrerer schwieriger Geschäfte anvertraute; er mußte die Verhandlungen über die breslauer Festungswerke mit der dortigen Bürgerschaft führen; außerdem wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, die auf dem Lande über die ordinarienmäßigen Leistungen ausgebrochenen Unruhen, bei deren Unterdrückung grobe Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten vorgekommen waren, nochmals zu untersuchen und zu einer gütlichen Lösung zu führen. Der bei der gereizten Stimmung der Betheiligten nicht leichten Aufgabe entledigte er sich mit dem größten Geschick und zur höchsten Zufriedenheit des Königs, der ihn dafür durch die Beförderung zum Oberst belohnte. Trotz so vielfacher Geschäfte fand Gneisenau doch noch Zeit, sich eingehend mit den großen politischen Fragen der Zeit zu beschäftigen; von Glatz aus sandte er dem König eine Denkschrift über die Einführung einer Verfassung im preußischen Staat. Obgleich er aber eine solche als das einzige Mittel anerkannte, das den Staat auf die Dauer zusammenhalten vermöchte, so waren es doch nur sehr beschränkte Rechte, die darin dem Volke eingeräumt werden sollten. Den Ständen sollte nach seiner Meinung nur eine berathende, nicht eine entscheidende Stimme zustehen. Es durfte keine Civilliste eingeführt werden, vielmehr sollte der König die Verwaltung und Einkünfte der Domänen behalten und davon nach seiner Ueberzeugung die angemessenen Beiträge zu den Staatsausgaben leisten. Auch sollten die Reichsstände nicht aus Gesammtwahlen, sondern aus den verschiedenen Ständen der Nation hervorgehen und vorzugsweise den Grundbesitz vertreten, da sonst nur „unpraktische Gelehrte und unruhige Advocaten" hineingelangen würden.

Inzwischen war der österreichische Krieg wirklich ausgebrochen und mit gespannter Aufmerksamkeit richteten alle Patrioten, auch Gneisenau die Augen auf den Verlauf desselben, wenn auch die Hoffnung, daß Preußen daran theilnehmen werde, immer mehr schwand. Die Nachricht von den ersten Niederlagen der Oesterreicher erfüllten ihn mit tiefem Unmuth und Schmerz. „Arme deutsche Nation", ruft er in einem Briefe an seine Frau aus, „die nur durch ihre Fürsten untergeht." Von seiner Stimmung legen Aeußerungen wie die folgende Zeugniß ab:

Wird nicht Krieg, so gehen wir ohnedies zu Grunde. Wird Krieg, dann vielleicht auch, aber dann haben wir die Möglichkeit, wenigstens für die Zeit, in welcher wir uns aufrecht erhalten, Leute zum Todtschießen anzustellen!

Gegen Ende Mai kehrte Gneisenau nach Königsberg zurück, wo er die Dinge sehr zu seinen und seiner Freunde Ungunsten verändert fand. Die unglückliche Unternehmung Schill's war von ihren Gegnern, den Franzosenfreunden, aufs eifrigste benutzt und in jeder Weise aus

jebeutet worden; man fabelte von einer unter Scharnorst's Leitung stehenden Verschwörung zum Sturze des Königs; Gneisenau sollte ebenfalls dabei sehr wesentlich etheiligt sein, und gleiche Anschuldigungen wurden gegen en General Blücher erhoben. Des letztern Benehmen in ieser Sache, namentlich seine damals an seine Freunde nd den König selbst gerichteten Briefe sind für den greiu, noch zu so großen Dingen berufenen Feldherrn überus charakteristisch. Wir theilen einige Proben daraus it, die durch die bekannte, über alle Regeln der Orthoraphie erhabene Schreibweise erst ihre richtige eigenthümche Färbung erhalten. Blücher hatte infolge der Verichtigungen seine Entlassung gefordert, der König ihn er durch seine Ernennung zum General der Cavalerie rsöhnt. Darüber schrieb er selbst an den Grafen Götzen:

Unselliger Verdruß ist mich zu theil geworden; da zu schin eine Magisted gegen mißtrauen zu äußern. Dieses habe ich un da durch begegnet, daß ich meinen abschid verlangt; statt ssen hat man mich zum Generall der Cavallerie ernannt; ich be ihm gedankt, aber auch gerade dabey gesagt, der Generall r Cavallerie würde nie anderß denken und handeln als der nerall-Lieutenant, und wenn ich nicht mehr im besitz seines zu auens wehre, hetten sie dieß kein wehrt vir mich. noch will eine kleine Frist geben; ordnet es sich dann nicht, kommen r nicht zu einem entschluß, so gehe ich und verwende meine ffte, die ich noch habe, zum besten meines bedrängten deuten vaterlands. Trage Fesseln, wer da will, ich nicht.

Als die Siegesnachricht von Aspern eintraf, hielten e den Augenblick zum sofortigen Losschlagen für Preun gekommen, obenan Blücher; er wollte mit seinem ere über die Elbe gehen, um die losgerissenen Provin wieder in Besitz zu nehmen, des gesammten Landes Westfalen hin glaubte er sicher zu sein. Mit glüader Beredsamkeit suchte er den König für seinen Plan gewinnen:

Allergnädigster König, gewähren Sie die Bitte eines in rem Dienst grau gewordenen Mannes, der so ehrlich, wie Ihnen von Herzen ergeben ist, der bereit ist, sich für Sie szuopfern, und dessen heißester Wunsch darin besteht, seine sten Lebenstage für Sie und Ihre Macht nützlich zu verwenn.... Findet mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall, n so habe ich mein Hertz erleichtert, und mein Abscheu, fremde ssseln zu tragen, dargethan, ich bin frei gebohren und muß ch so sterben.

Noch charakteristischer ist es, was Blücher um dieselbe it an Gneisenau über diese Angelegenheit schreibt:

Da es Ehlende Menschen gelungen ist, den Monarchen ine Handlungen zweydeutig anzumahlen, Er selbst mich seine erkennung zu entzien scheint, zum ersten male so lange ich dien mich unverdinte Verweise zu Theil werden, so können als ein Mann von treuen deutschen Gefühl mein Stimmung jt beuhrtheilen..... Nimmt der König nicht keine Partei, tuhn keine Schritte zu Zerbrechung unserer Fesseln, nun da trage wer da will — ich nicht — ich habe den Staat alles gert und verlasse ihm wie man auß der Welt scheidet, das jt ahrm, nakend und blos, aber mein muth ist unbegrenzt; jin ich gehe, wird ein beruhigendes Bewußtseyn und eine ige redliger mich begleiten.

Den Gedanken an den Austritt aus preußischem Dienst, dem wir den alten Blücher hier beschäftigt finden, te Gneisenau schon lange gehegt; die Wendung, die gerade damals in den öffentlichen Dingen eintrat, bestimmte ihn, denselben wirklich auszuführen. Der Einfluß der Franzosenfreunde auf den König war in täglichem Wachsen, schon gab derselbe offen seinen Mismuth kund über die von der Reorganisationscommission getroffenen Neuerungen. Gneisenau überreichte dem König eine Denkschrift, worin er die Grundzüge der Reorganisation darlegte und den gegenwärtigen Zustand der Armee mit dem frühern verglich; zugleich aber reichte er ein Gesuch um Verabschiedung für die Dauer des Friedens ein; am 1. Juli 1809 wurde dasselbe vom König angenommen, zugleich unter Anerkennung seiner treuen Dienste angeordnet, ihm aus der Staatskasse 2000 Dukaten zu zahlen.

Da seine Anträge, an der Spitze einer preußischen Legion in die Dienste der Oesterreicher zu treten, von diesen abgelehnt wurden und der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Wagram jede Aussicht in dieser Richtung abschnitt, so beschloß Gneisenau, im Auslande auf eigene Hand für die endliche Befreiung Deutschlands zu wirken, und da er besonders in England auf Unterstützung und Förderung hoffen konnte, wollte er zunächst dorthin gehen. Wie ihn das Schicksal weiter führen, ob er jemals heimkehren werde — wie wußte er das damals? Seine häuslichen und Familienangelegenheiten ordnete er daher gleich für den äußersten Fall; namentlich über die Erziehung seiner Kinder, vor allem seines ältesten Sohnes traf er sehr eingehende Bestimmungen und hat dann auch aus weiter Ferne dieser so wichtigen Frage eine auf das kleinste Detail eingehende Theilnahme zugewendet.

Nachdem er so sein Haus bestellt, schiffte er sich am 18. Juli nach England ein, wohin ihm der ihm befreundete angesehene danziger Kaufmann Baron Gibsam vielfache Empfehlungen mitgab. Von einem heftigen Sturm wurde das Schiff nach Gothland verschlagen und suchte dann in Karlskrona eine Zuflucht. Von da reiste Gneisenau durch die malerische Provinz Blekingen nach Gothenburg und gelangte dann auf einem von Admiral Saumarez ihm zur Disposition gestellten englischen Kriegsschiff nach Yarmouth. Bei seiner Ankunft in London fand er alles in einer seinen Planen sehr günstigen, freudig erregten Stimmung; man feierte den Sieg von Talavera, und von der nach der Scheldemündung gesandten Expedition hoffte man bald auf ähnliche gute Nachrichten. Gneisenau freilich versprach sich von dieser letztern Unternehmung nicht viel; in einer Unterredung mit dem englischen Minister Canning drang er darauf, man sollte im nördlichen Deutschland landen und dasselbe nach dem in Spanien gegebenen Vorbilde insurgiren, legte diesen Plan auch in einer Denkschrift nieder. So viel Gneisenau auch in den bestimmenden Kreisen verkehrte, so günstig anfangs seine Sachen zu stehen schienen, das schmachvolle Mislingen der Schelde-Expedition, das durch die gänzliche Untüchtigkeit des Oberbefehlshabers Grafen Chatham und des Admirals Strachan herbeigeführt wurde, der gleich darauf zwischen Canning und dem unfähigen Kriegsminister Castlereagh ausbrechende Streit, der mit dem Sturze des erstern endete und Gneisenau seiner Haupt-

stütze beraubte, mußte ihn sehr bald überzeugen, daß er in England nichts mehr zu hoffen hatte. Tiefer Unmuth spricht sich in seinen damals geschriebenen Briefen aus:

In diesem Lande werden die Regierungsangelegenheiten ebenfalls auf die erbärmlichste Art betrieben. Unwissende und leidenschaftliche Menschen stehen am Ruder, und durch ihre Ungeschicklichkeit müßte auch dieses Volk zu Grunde gehen, wenn solches nicht dessen geographische Lage schützte. Die größten Kräfte an Menschen und Geld hat man aus Unkenntniß verschleudert und dadurch den Triumph seiner Feinde vermehrt..... Der Zweck meiner Reise ist verfehlt. Alles arbeitet an seiner eigenen Vernichtung, um dem verwegenen Eroberer sein Spiel recht leicht zu machen.

Um so erfreulicher aber war ihm der wohlhabende und blühende Zustand, in dem er das eigentliche Volk in England fand, und mit beredten Worten weiß er ihn zu preisen. Im November schiffte sich Gneisenau abermals ein und kam zum zweiten mal in Gothenburg an. Von dort aus wollte er nach Petersburg gehen und wandte sich deshalb dorthin um Uebersendung der nöthigen Pässe. Bis zu ihrer Ankunft mußte er in Schweden bleiben. Er begab sich nach Stockholm, benutzte die unfreiwillige Muße, die ihm ward, nicht blos um das Land kennen zu lernen, sondern auch zu ernsten Studien; besonders über die Aufgabe der Erziehung hat er viel nachgedacht, und in den Briefen, die er in dieser Angelegenheit an seine eine ziemlich abweichende Meinung vertretende Frau richtet, findet sich manches schön gedachte und tief empfundene Wort. Erst im April machte eintretendes besseres Wetter die Reise nach Petersburg möglich; die Reise ging zu Boot und zu Schlitten über das Eis und war nicht ungefährlich; durch Russisch-Finnland ging es dann zu Schlitten, und am 16. Mai 1810 langte Gneisenau in Petersburg an. Ueber die mannichfachen Eindrücke, die er in Schweden, auf der Reise und dann in der prachtvollen Kaiserstadt an der Newa empfing, hat er in umfangreichen Briefen an seine Kinder in anschaulicher Weise Bericht erstattet; die zahlreichen Stellen, die uns daraus mitgetheilt werden, zeigen am besten den klaren und offenen, dabei allumfassenden Blick, mit dem er begabt war.

Am 7. Juni trat Gneisenau die Heimreise an. In Preußen wurde er erfreut durch einen neuen Beweis von Wohlwollen des Königs; auf seine Bitte ward ihm eine ein gehöriges Auskommen sichernde Domäne unter den günstigsten Bedingungen überlassen. Aeußerst betrübend aber war die politische Lage; eben hatte Hardenberg als Staatskanzler das Ministerium übernommen, aber immer gewaltiger und ungemessener wurden die Forderungen Napoleon's, nur zu deutlich ließ er es merken, daß die Existenz Preußens allein von seiner Gnade abhing. Unmuth und bange Sorge erfüllten angesichts dieser Lage der Dinge Gneisenau's Gemüth; beide steigerten sich dadurch, daß gleich nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste die Verleumdung aufs eifrigste gegen ihn thätig gewesen war und ihn namentlich beim König selbst zu verdächtigen gesucht hatte. Gleich von Königsberg aus richtete er daher an diesen eine Denkschrift, in der er die während seiner Abwesenheit gegen ihn erhobenen Vorwürfe in ihrer ganzen Haltlosigkeit und Nichtigkeit darstellte. Seiner tiefen Bestimmung gab er damals in den Worten Ausdruck:

Ich bin von Petersburg hier angelangt, gepeinigt von das Gefühl, daß abermals ein Jahr, vielleicht das interessa teste, mit allen getäuschten Hoffnungen verstrichen ist, und nur durch Mangel an Uebereinstimmung, durch furchtsame Politik des russischen Cabinets, durch Unfähigkeit englischer Minister im Handeln, durch schlechten Feldzugsplan der Oesterreich durch Nichtbenutzung großer Siege und wechselseitiges Abwarten der verschiedenen Cabinete untereinander.

Dennoch begab sich Gneisenau nach Berlin, um mit seinen gleichgesinnten Freunden, vor allen Scharnhorst, der inzwischen auch aus dem Ministerium getreten war, über die Zukunft und die zunächst zu ergreifenden Maßregeln zu berathschlagen. So war damals die Lage, daß groß die allgemeine Scheu vor Napoleon und den gar seinen Ton anstimmenden Gesandten, daß ein Mann von so entschieden franzosenfeindlicher Gesinnung wie Gneisenau nur im geheimen in Berlin verweilen und mit den leitenden Persönlichkeiten verhandeln konnte; um jedes Aufsehen zu vermeiden, wohnte er in dem Dorfe Pankow. Für den Augenblick aber war nichts zu thun, und so entschloß sich Gneisenau denn, durch den auch in politischer Hinsicht betrübenden Tod der von ihm hochverehrten Königin Luise doppelt schmerzlich berührt, sich einstweilen zurückzuziehen. Er begab sich Mitte August 1810 nach seinem Gute Kauffungen, um dessen Bewirthschaftung selbst zu leiten und sich namentlich der Erziehung seiner ihm in so langer Abwesenheit fast entfremdeten Kinder zu widmen.

Bis zu diesem Punkte ist das Leben des berühmten Kriegers in dem vorliegenden ersten Bande des Perthes'schen Werks geführt. Von dem überreichen Inhalt desselben, der Fülle von großen und kleinen Zügen, aus denen sich Gneisenau's Bild in frischester Lebendigkeit zusammensetzt, hat unser Bericht doch immer nur einen dürftigen Auszug geben können. Bunt und wechselvoll sind die Schicksale, die Gneisenau in diesen ersten funfzig Jahren seines Lebens durchzumachen hatte, aber mitten durch alle Stürme hat er sich in dieser Zeit zu einer glänzenden, im Herzen aller wahren Patrioten befestigten Stellung hindurchgekämpft, sodaß alle, die überhaupt noch auf eine bessere Zukunft Deutschlands hofften, auf ihn ganz besonders ihre Augen gerichtet hielten. Und sie sollten sich nicht getäuscht haben!

Mit diesem ersten Bande sind gleichsam die Lehr- und Wanderjahre Gneisenau's beendet; in der Fortsetzung werden wir ihn als den Meister kennen lernen, der mit sicherer gewisser Zuversicht das in buntem, wechselvollem Leben Erworbene und Erlernte anwendet zum Heil und Ruhm seines Vaterlandes!

Hans Prutz

Zwei leipziger Dichter.

Leipzig ist zwar seit Gottsched's und Gellert's Zeiten
e Stätte, an welcher die Literatur heimisch ist und von
lcher tonangebende Richtungen ausgegangen sind; fast
e großen deutschen Dichter, Schiller, Goethe und Jean
ul, haben kürzere oder längere Zeit hier verweilt; aber
Lyrik ist hier nie einem so frischen Liederborn ent-
ömt, wie im Schwaben- und Schlesierland und im
ıtschen Oesterreich, trotz der anmuthigen Gartenidyllik,
lche eine Eigenthümlichkeit der Stadt ist, trotz der rei-
den Wald- und Wiesengründe, welche sich die Elster
d Pleiße entlang ziehen, und trotz der zahlreichen Drucker-
ffen, welche bereit stehen, den Empfindungen der Dich-
Flügel zu leihen und ihre Privatgefühle der ganzen
ıtschen Nation zugänglich zu machen. In Leipzig wird
Lyrik etwas durch das Soll und Haben in den Hin-
grund gedrängt; man hat hier zu viel Gelegenheit, den
hhändlerischen Krebsgang zu beobachten, in welchem
die lyrischen Erzeugnisse meist bewegen, und das Mis-
hältniß zwischen Angebot und Nachfrage ins Auge zu
en, welches auf dem deutschen Büchermarkt in dieser
anche herrscht. Ueberhaupt ist Leipzig keine Dichter-
dt, sondern eine Meßstadt, nach Goethe's classischem
sspruch ein „Klein-Paris", das „feine Leute bildet", und
den leipziger Lerchen rühmt man weniger ihren Ge-
g als ihren Wohlgeschmack.

Dennoch mehren sich die Zeichen, als ob das junge
pzig auch den lyrischen Musen mehr als früher huldi-
wolle. Es liegen uns zwei poetische Veröffentlichun-
jüngerer leipziger Dichter vor:

Dornröschen. Eine Märchendichtung von Livius Fürst. Leipzig, Weber. 1865. 16. 15 Ngr.

Gedichte von Karl Wilhelm Batz. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1865. 16. 25 Ngr.

Es geht durch beide ein gemeinsamer Zug, der Zug
anspruchslos Ansprechenden, des sinnig Gefälligen;
de enthalten keine kühnen dichterischen Wagnisse, doch bei
maßvoller Beschränkung viel Gelungenes im einzelnen.
otz des epischen Fadens, welcher sich selbstverständlich
ch „Dornröschen" hindurchzieht und trotz einer nicht
eträchtlichen Zahl erzählender Gedichte, die wir bei
z finden, sind es doch gerade die „Lieder", deren Wurf
ern Dichtern am besten gelungen ist.

Die Märchendichtung von Livius Fürst ist mit
nden Bildern und musikalischen Compositionen bei
leipziger Künstlerfest in diesem Jahre zur Aufführ-
g gebracht worden. Ohne Frage enthält sie vieles,
einer Darstellung und Ausschmückung durch die
westerkünste wirksam entgegenkommt. Die Sage selbst
ekannt; der Dichter ist ihr treu, ohne wesentliche Ab-
rungen gefolgt. Die Widmung: „Auf der Dorn-
", gehört zu den besten Partien des Büchleins; die
on in Rosengewölken, die ihm Dornröschen an der
ndel und die Alte zeigt, schließt mit dem folgenden
uthigen Vers:

— Das alte Märchen war's, das mich umfangen,
Das mit des Zaubers frischer Farbenglut
Mir aus den alten Mauern aufgegangen,
In denen unter Rosen ich geruht.
Hin war der Traum. Der Zauber ist geblieben,
Das zarte Bildniß wurde zum Gedicht;
Der Märchenbaum hat neuen Sproß getrieben,
Ein Dornenröschen ist's. Verschmäht es nicht!

Nicht ohne Widerstreben gehen wir aus dieser iambischen Introduction zu den reimlosen Trochäen über, in denen die eigentliche Erzählung abgefaßt ist. Diese Trochäen sind eins der verhängnißvollsten Versmaße in Bezug auf die Präcision und Gedrungenheit des Ausdrucks, indem sie unwillkürlich zu matten Wiederholungen und Weitschweifigkeiten verführen. Wer kennt nicht den spanischen Romanzenton, diese „Don Fernando, Donna Clara", die nur durch Eduard und Kunigunde wirksam parodirt werden; wer erinnert sich nicht an das schläfrige Pathos unserer Schicksalstragödien? Und gerade die reimlosen Trochäen sind am gefährlichsten; denn der Reim, der dem Anschein nach den monotonen Takt und Tonfall vermehrt, hindert in Wahrheit den allzu bequemen Schlendrian, in welchem sich sonst die Trochäenmuse ergeht, indem er durch einen gewissen Zwang von dem Alten ab- und auf Neues hinlenkt. In der Wahl des reimlosen Trochäus möchten wir den Grund finden, daß es der eigentlichen Erzählung im „Dornröschen" bei manchen hübschen Einzelheiten an Energie und Prägnanz fehlt, daß sie uns wol mit Anmuth und Gleichmaß zum Schluß führt, daß sie uns aber doch an Dornröschen's Spindel gemahnt, was den monotonen Takt und die Einförmigkeit der Darstellung betrifft. Man fühlt sich immer wie durch ein Bleigewicht zurückgehalten, wenn man sich durch diese Anaphoras durchschlägt, trotz Calderon's und Grillparzer's, trotz des „Cid" und des Sterns von Sevilla:

Manchem schönen Königssohne,
Manchem kühnen, jungen Ritter,
Manchem Sänger zarter Lieder
War der Ruf der Fürstentochter
Zu dem Ohre schon gedrungen.

Oder:

Sagt, wer ist der junge Ritter,
Der auf seinem weißen Rosse
Reitet in dem Waldesgrün?
Sagt, wer ist der Heldenjüngling?

Wie matt klingt auch statt des kräftigern „im" und „zum" dies „in dem", „zu dem", wozu ebenfalls der Trochäus verleitet. Wie durch eine Pappelallee wandelt man durch diese Verse mit ihrer gleichförmigen spanischen Grandezza, welche zu der walddustigen deutschen Sage nicht einmal recht passen will.

Doch fehlt es nicht an willkommenen und erfreulichen Unterbrechungen. Der Trochäus wird durch den Jambus abgelöst in den eingelegten Liedern, die durchaus tadellos, sinnig und innig gehalten sind und von einer, die Musik herausfordernden Sangbarkeit:

Mein Herz will überwallen
Von seinem tiefen Weh.
Mich zieht es aus den Hallen
Zu dir, o Wassersee.

Du bist so mild, so sanft und gut,
Steig auf aus deiner Wasserflut!
Du hörst, o Sel'ge, Reine,
Wie sehr ich weine.

Was frommen frohe Feste,
Was Länder, Glück und Gold?
Mir fehlet — ach — das Beste,
Ein Kindlein wunderhold.
O gib, daß mir des Lebens Glück
Aus Kindesaugen strahlt zurück!
Du siehst, daß ich alleine
Hier klag' und weine!

Noch anmuthiger ist das folgende Lied:

Habt ihr den Lenz gesehen,
Wenn er zuerst sich zeigt,
Wenn er mit sanftem Wehen
Ins Thal herniedersteigt?
Kaum ist der Tag entglommen,
Ist uns der Zaubrer nah,
Und keiner sah ihn kommen
Und ahnte, wie's geschah.

Saht ihr in sel'ger Stunde
Der Liebe Morgenstrahl,
Die tief im Herzensgrunde
Sich regt zum ersten mal?
Es ist ein neues Glühen,
Ein stilles Sehnen da,
Und keiner sah's erblühen
Und ahnte, wie's geschah.

Gleich sanftem Liebesweben
Und gleich des Lenzes Pracht
Ist dieser Blume Leben
Aus leisem Traum erwacht.
Die Sonne strahlt dir heiter,
Die Luft umweht dich lind —
So blühe herrlich weiter!
Glück auf, du Fürstenkind!

Diese Lieder sind die Perlen der Dichtung und stellen dem Talent des Verfassers ein günstiges Zeugniß aus.

Vielseitiger erscheint die Muse von Batz, da sie in einer Sammlung von Gedichten verschiedener Art vor uns hintritt. Sie zeigt nicht jene durchgängige Harmlosigkeit, welche im „Dornröschen" herrscht, ganz entsprechend dem Charakter einer Märchendichtung; sie hat ihre Schärfen, ihre Gedankenpointen; sie politisirt und philosophirt; sie macht hinter Welt und Leben ihre Fragezeichen; selbst ihre Empfindungen sind nicht so krystallrein, wie sie in den Liedern des „Dornröschen" perlen; sie sind nicht frei von zersetzenden Elementen. Doch stellen wir auch bei diesem Dichter das Liederartige in erste Linie.

Die Gedichte von Batz sind dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha gewidmet und zerfallen in folgende Abschnitte: „Erzählendes", „Mädchenlieder", „Lieder", „Wandern", „Nachsommer", „Gedanken", „Unter vier Augen", „Verschiedenes", „Nachtgedanken".

Die erzählenden Gedichte haben den Vorzug der Kürze; einige wie die „Schottische Ballade" und „Suleima" das dem Stoff entsprechende Colorit und scharf hervortretende Pointen der Handlung; andere wie „Der Säng „Des Sängers Geburt" klingen etwas bänkelsän

Es klingt ein Lied gar wunderbar
Aus längst versunknen Tagen,
Von einem Sänger, der gar süß
Die Laute konnte schlagen.

Oder:

Dein Hauch hat niemals mich berührt,
Du Fraue aller Frauen
Und niemals wird dein Auge blau
Mir in die Seele thauen.

Diese minniglichen Wendungen, diese wiederholt diese „Fraue aller Frauen" stehen moderner P zu Gesicht und ein „in die Seele thauendes blau zwingt die Phantasie unwillkürlich an das Ausl Auges zu denken. Durch ihren stimmungsvoll Lakonismus empfiehlt sich die letzte Romanze: Francisco."

Die „Mädchenlieder" und „Lieder" bringen sprechendes":

Wasser fließt vom Brünnlein ab,
Alle Blumen sprießen,
Fröhlich stehn im Funkelthau
Rings die grünen Wiesen.

Ueber alle Berge weit
Lacht der Sonne Prangen,
Jauchze, jauchze, Herze mein,
Lieb' ist aufgegangen.

Jauchze himmelan mein Lied,
Brauf' aus voller Kehle,
Dir zum Gruße sei's gebracht,
Sonne meiner Seele!

Weht der Wind so rauh und kalt
Uebers Land daher,
Findet, ach, kein Aehrenfeld,
Keine Blumen mehr.

Blumen alle sind verwelkt,
Aehren abgemäht,
Selten noch ein Menschenfuß
Ueber Raine geht.

Und so manches Menschenherz
Ist dir gleich, o Flur,
Von der Lenz- und Sommerlust
Dürre Stoppeln nur.

Ueberall nur dürres Reis,
Wolken hängen grau hernieder,
Blätter jagt der Wind im Kreis,
Herz, mein Herz, was klagst du wieder?

Wenn der Sommer abgeblüht,
Muß die Flur im Herbst erblassen,
Ach, und du nur, mein Gemüth,
Willst allein vom Lenz nicht lassen?!

Der Roman in den „Mädchenliedern" spinn einfachen Faden fort; doch gerade die Schlichtheit und der Empfindung wirkt in ihnen wohlthuend. T derlieder" klingen theils elegisch schwermüthig, thei lustig frisch. Daktylen wie tagwerkzufrieden, Herl danken, die sich bisweilen in ihnen finden, sind u Unter den Gedichten: „Nachsommer", heben stimmungsvolle „Abend" hervor:

Gebrochen ist deine verklärende Macht,
Verklungen die jauchzende Wonne —
Herab, hinab in den Traum der Nacht,
Du wipfelvergoldende Sonne.

Auf dem einsam schauernden Stoppelplan,
Braut der Nebel gespenstig Gestalten —
Breitschwingig schwebet der Tod heran,
Ein Beben, ein Frösteln — Erkalten.

Ein letztes verzweifeltes Flackern noch,
Wahnwitziges Sprühen von Funken —
So bist du endlich, endlich doch
Erloschen mein Herze, versunken.

Der nachsommerliche elegische Zug, der bisweilen in
elancholisches Brüten verläuft, ist in den Gedichten von
atz vorherrschend, nennt er doch selbst in dem Wid-
ungsgedicht sein Lied einen „Nachhall aus schönern
agen". Dieser elegische Zug erhebt sich in den „Nacht-
anken" zu einer allgemeinen schwermuthsvollen Welt-
rachtung; doch er erklärt den Zweiflern, daß der Wel-
awage Zunge nicht in fortwährendem Schwanken bleiben,
ndern einmal senkrecht in die Höhe stehen werde. Von
sonderer Energie ist der Schluß des letzten Gedichts:

Sie werden kommen jene Stunden,
Da alle Tröster du beschwörst
Und siehst, daß keiner echt befunden,
Und daß dem Schicksal du gehörst;
Zerrissen flattert in die Weiten
Des Daseins Lust, ein Nebelflor,
Entschleiert deine Zweifel schreiten
Mit Angst und Schrecken nun hervor,
Und wie du nach ersehnten Fernen
Noch mit der letzten Hoffnung winkst,
Tönt ein „Zurück" dir aus den Sternen,
Du hörst es noch — und du versinkst.

In dem mehr gnomischen und epigrammatischen Theil
r Sammlung findet sich ebenfalls manches Treffende
d mit Prägnanz Ausgedrückte.

Die Gedichte von Batz bedürfen in formeller Hinsicht
ch der Feile. Incorrectheiten, wie: „Festtag der Na-
leonen" oder eine allzu kühne Licenz, wie das feh-
nde „zu":

Ob sie in Farben bunt dich kleide,
Hat die Natur sich selbst befragt,
Und dann zu eigner Augenweide
Den Zweifel lösen kühn gewagt —

und wieder ein unklarer Rhythmus oder ein nicht
nz klar ausgeprägtes Bild treten sorgfältiger Prüfung
rend entgegen. Dafür entschädigen nicht nur einzelne
hlgelungene Liederklänge, sondern im ganzen die ge-
kenvolle Haltung und der nach Prägnanz und nach
inten strebende Stil, ein lebhafter Darstellungstrieb,
es liebt, selbst die Empfindung in ein Situations-
zu kleiden. Wenn der energische Wille, ganz der Form
eister zu werden und ihren spröden Widerstand zu be-
gen, den Dichter durchdringt, so mag von seiner Poesie
ten, was er von Deutschland singt:

Ist Deutschland ein Columbusei,
Wollt nur, so wird es stehn!

Rudolf Gottschall.

Reiseskizzen aus Asien.

1. Meine Wallfahrt nach Mekka. Von Heinrich Freih. von Maltzan. Reise in der Küstengegend und im Innern von Hedschas. Zwei Bände. Leipzig, Dyk. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die heiligen Stätten des Islam in Arabien werden noch immer von dem Fanatismus der Gläubigen so eifersüchtig gehütet, daß es Europäern, die als solche auftreten, unmöglich ist, dieselben zu besuchen. Alle unsere Nachrichten über Mekka stammen daher entweder von Renegaten, oder meistens von Reisenden, die, als Orientalen und Mohammedaner verkleidet, sich unter den größten Gefahren dorthin wagten. Zu den letztern gehört auch der Verfasser des vorliegenden Reisewerks, der als Maghrebi, d. h. Westafrikaner, unter dem Namen Abd-er-Rahman im Jahre 1860 die Pilgerfahrt nach Mekka machte. Um seinen vermeintlichen Landsleuten soviel wie möglich auszuweichen, schlug der Reisende nicht die gewöhnliche Route derselben ein, sondern fuhr den Nil hinauf bis Kene, ging von dort nach Kosseïr ans Rothe Meer, und von hier zu Schiff auf einem größern Umwege nach Dschedda, dem Hafenort von Mekka. Die längere Fahrt auf dem Rothen Meere gab ihm Gelegenheit, eine ziemlich große Strecke der arabischen Küste zu beobachten, und seine Bemerkungen über die Lage antiker Orte und Häfen, durch die er manche bisherige Annahme zu berichtigen sucht, dürften für Archäologen und Geographen von Werth sein. Das Hauptinteresse des Buchs liegt natürlich in der Beschreibung der eigentlichen Pilgerfahrt, die bereits in dem kleinen Hafenort Rabörh mit dem Anlegen des Ihram, des kaum als Kleidungsstück anzusehenden Pilgergewandes, beginnt, und in der Schilderung der heiligen Stadt selbst, die weit mehr und eigentlicher als Hauptstadt der gesammten mohammedanischen Welt gelten kann, als z. B. Rom für die des Katholicismus. Alljährlich findet dorthin ein Pilgern vieler Tausende von den Säulen des Hercules auf der einen und vom Ganges und der Westgrenze des chinesischen Reichs her auf der andern Seite statt. Daher erschien dem Verfasser Mekka zur Zeit der Hadscha als die interessanteste Völkerkarte, die man sich denken kann. Die Beurtheilung der Ansichten des Autors über die Entstehungszeit und Geschichte der einzelnen Heiligthümer Mekkas und seiner Umgegend, die er anziehend und klar schildert, müssen wir den Orientalisten überlassen, wie auch die nähere Prüfung der hier und da eingestreuten sprachlichen und etymologischen Bemerkungen, die nicht gerade sehr überzeugend sind. Der Verfasser erzählt im ganzen leicht und anziehend, und sein Buch gewährt vielleicht einen bessern Einblick in das Leben des Islam und seiner Bekenner, als manches mit mehr wissenschaftlichen Zwecken verfaßte. Der Eindruck, den man aus fast allen neuern Beschreibungen des Orients bekommt, daß nämlich der Mohammedanismus in jähem Verfall begriffen ist, wird bei des Verfassers Schilderungen besonders lebendig. Er selbst sagt darüber (I, 223):

Der Islam war zwar schon lange unterwühlt, aber jetzt scheint er ganz im Zusammenbrechen begriffen zu sein. Alles,

was früher seinen Glanz ausmachte, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Kunst, Industrie, Gewerbthätigkeit, hat ihn schon längst verlassen, seine politische Macht ist ein Kinderspott geworden, sein Handel ist auf Null herabgesunken, nur eins ist noch geblieben und scheint das morsche Gebäude noch eine Zeit lang aufrecht halten zu wollen: dieses ist der religiöse Fanatismus, die pharisäische Werkheiligkeit, welche unter anderm auch die Pilgerfahrt als eine ihrer Hauptstützen ansieht.

Die Schilderung der erstaunlichen Sittenlosigkeit selbst in dem heiligen Mekka dient nur dazu, diese Ansicht von dem innern Verfall des Islam zu bestätigen.

2. **Wanderungen und Abenteuer des Anglo-Afghanen John Campbell unter den wilden Stämmen Centralasiens. Von ihm selbst mündlich erzählt und niedergeschrieben von H. O. Fry. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.**

Wer sich gern mit der Erzählung von wilden Fahrten und Abenteuern unterhält, findet sie in diesem Buche in solcher Anzahl und von so wunderbarer Art, wie man sie in der gesammten Reiseliteratur neuern Datums vergebens suchen möchte. Der Erzähler, von Geburt Engländer, aber als zweijähriges Kind von den Afghanen auf dem Schlachtfelde von Tezin gefunden und von einem Häuptling, der ihn in sein Haus aufnahm, erzogen, berichtet, was er bis zu seinem achtzehnten Jahre in Mittelasien erlebte. Kaum hatte er einen etwas deutlichern Begriff davon erlangt, daß er nicht Afghane, sondern Engländer sei, als er sich, damals nur 10—12 Jahre alt, aufmachte, um seine wirklichen Landsleute zu suchen. Nach den wunderbarsten Kreuz- und Querzügen, auf denen er Diener, Schulmeister, Papiermacher, Derwisch, Soldat und einfacher Vagabund nacheinander war, gelangte er endlich nach Teheran, wurde vom dortigen englischen Consul nach Bombay und von dort zu seiner Ausbildung nach England geschickt, wo nach seinen mündlichen Mittheilungen die vorliegende Erzählung aufgeschrieben wurde. Ob durch ein Buch dieser Art, das sich fast ganz um persönliche Erlebnisse des Erzählers dreht, unsere lückenhafte Kenntniß Mittelasiens eine nennenswerthe Erweiterung erlangt, darf man wol mit Grund bezweifeln. Auf die Beobachtungen eines Knaben gibt man überhaupt nicht viel, und besitzt derselbe eine so orientalische Phantasie, wie der Anglo-Afghane John Campbell, so gut wie gar nichts. Manche Episoden könnten geradezu in die Reisen des berühmten Sindbad aufgenommen werden, und man kann sich auch bei den eigenen Thaten des Erzählers des Gedankens an etwas orientalische Renommisterei kaum erwehren; das Wunderbarste von allem ist jedenfalls, daß der junge Mann mitten in dem barbarischen Centralasien durch ein in seine Hände gerathenes persisches Neues Testament ein glaubenseifriger Christ wird, und für seinen Glauben dann die größten Leiden ausstehen muß; doch seine unglaubliche Keckheit und eine nicht geringe Verschlagenheit helfen ihm die größten Verlegenheiten überwinden und bringen ihn an das gewünschte Ziel. 9.

Zur Geschichte des Mittelalters.

Die Entwickelung der Landeshoheit in Deutschland in der Periode von Friedrich II. bis einschlüssig zum Tode Rudolf's von Habsburg, staatsrechtlich erörtert von Joseph Bercthold. Erster Theil. München, Rieger. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Unsere ältere deutsche Staatsentwickelung ist von der neuern Wissenschaft sehr ungleichförmig zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht worden. Gelehrte Monographien über das Königthum bei den Germanen des Tacitus, bei den Gothen u. s. w., über die Gefolgschaften, über die Cantone und die Markverfassung bringt fast jedes Jahr hervor. Was aber diesseit der Periode Karl's des Großen liegt, wird nur höchst selten einer Specialdarstellung gewürdigt. Es scheint fast, als ob das Interesse unserer Rechtshistoriker an dem Stoffe in dem Maße abnehme, als er an sich interessanter wird, inhaltreicher und anschaulicher durch das dafür zu Gebote stehende Quellenmaterial. Denn je weiter heran an die Neuzeit, desto dürftiger sind die Leistungen auf einem Gebiete, das mit jedem Schritt näher an die Gegenwart nicht blos an Deutlichkeit, sondern auch an unmittelbar praktischer Wichtigkeit zunimmt. Kein Zweifel, daß jene im Stoffe selbst liegende Dunkelheit, welche sich über die Thatsachen und Zustände unserer ältesten Staatsentwickelung verbreitet, ein bedeutendes Reizmittel für den Geist der Forschung abgibt. Das freie Spiel der Phantasie, die Conjecturalkritik hat hier ihre natürliche Heimat, und daß auch die strengste Disciplin und Methodik der Schule diesen Zug des Geistes nicht ganz vertilgen kann, dafür ist in der Anlage der menschlichen Natur ausreichend gesorgt. Davon abgesehen wirkt auch schon die bloße Mode, und es ist eben nach dem Vorgange der ausgezeichnetsten Kräfte auf diesem Felde der Wissenschaft, ganz von selbst zu einer Modesache für alle strebsamen Nachfolger geworden, dorthin zuerst ihre Schritte zu lenken und dort ihre Sporen zu verdienen, wo die Gefahr des gänzlichen Verunglückens trotz des Dämmerlichts, welches jeden Schritt unsicher macht, viel geringer ist, als auf andern heller beschienenen Flächen der spätern Geschichte. Endlich zieht auch noch ein anderes Moment mit nicht minderer Gewalt nach jenen Regionen hin. Die Germanen des Tacitus sind ohne Zweifel schon ganz anders geartet als ihre Vorväter, wie sie von den Höhen des Himalaja herab nach Nordwesten ihre große Wanderschaft antraten, auch sehr weit verschieden von den ersten Ansiedlern aus unserm Volke, die sich zwischen und gegen Celten und Slawen und andere namenlose vorgeschichtliche Halbwilde auf dem Boden eine Heimat gründeten, den wir noch heute den ihrigen nennen. Aber trotz einer Geschichte von Jahrtausenden, die schon bis dahin über unser Volk dahingegangen war, wo man den Beginn seiner Geschichte zu datiren pflegt, ist diese älteste in geschichtlichen Zeugnissen documentirte Periode für alle Zeiten von entscheidender Bedeutung, um die eigentliche Signatur unsers Volksgeistes kennen zu lernen. Denn was vorher liegt, sind nur elementare Strömungen, die wol den Leib, aber nicht die

Seele des deutschen Volks beeinflussen konnten und am allerwenigsten eine Metamorphose seines geistigen Lebens herbeiführten. Unser Volk hat vor seinem eigentlich geschichtlichen Auftreten, d. h. vor der Römerzeit', nur eine einzige wirklich durchgreifende Metamorphose erlebt, es war in der Epoche seiner Losreißung von dem gemeinsamen Stamme der urverwandten indogermanischen Völker. Aber die Zeugnisse dafür sind entweder gar nicht zu constatiren, außer durch einen Vergleich der spätern Zustände mit einem durch Hypothese gewonnenen Urzustand gemeinsamen Daseins — ein Verfahren, das absehen von seiner wissenschaftlichen Bedenklichkeit doch immer nur im großen und ganzen möglich ist — oder wo sich concrete Momente, wie etwa auf dem Gebiete der Sprache, des Glaubens, der Sitte und des Rechts darbieten, sind sie nicht verwendbar zu einer geschichtlichen Auffassung und Darstellung, weil sie sich nicht unter die beiden großen Kategorien aller Geschichtsanschauung und Darstellung, Raum und Zeit, ordnen lassen. Die Wissenschaft, die sich jetzt mit gerechtfertigtem Eifer die Herstellung einer vergleichenden Kunde des ganzen Wesens der verwandten Völker zum Ziele setzt, die sich schon lange nicht mehr mit dem relativ so engen Gebiete der vergleichenden Sprachforschung begnügt, von welchem alle diese Studien ursprünglich ausgegangen sind, wird es doch nie dahin bringen, die Thatsachen, die sie entdeckt, in einen wirklichen geschichtlichen Fluß und innere Entwickelung, wie sie von dem Begriff geschichtlicher Darstellung unzertrennlich ist, zu setzen. Sie wird sich mit der Zeichnung einzelner Gruppen oder Bilder begnügen müssen, die sie jenen verwandten gegenüberstellt, ohne sie miteinander zu ein neues Bild verarbeiten zu können.

Anders aber steht es mit jener ältesten Periode unserer Existenz als eines geschichtlichen Volks. Hier sind die Vorbedingungen aller geschichtlichen Auffassungsmöglichkeit, Raum und Zeit gegeben, hier ist ein unmittelbar, sozusagen handgreiflicher Zusammenhang mit allem, was später bis auf den heutigen Tag vor uns und mit uns geschehen ist, von selbst da und braucht nicht erst durch Hypothesen geschaffen zu werden, die, wie sie auch sonst beschaffen sein mögen, doch niemals die concrete Gewalt der Wirklichkeit der Thatsachen ersetzen können. Hier ist gleich ein Feld gegeben, auf dem die deutsche Art noch ungestört durch fremde Einflüsse sich in ihrem natürlichen Wesen kundgeben muß, wenn es nur möglich ist, das Auge so zu bewaffnen, daß es in jene Fernen zu dringen vermag. Wem an der eigentlichen Grundstimmung der deutschen Volksseele gelegen ist, der kann sie selbstständlich eben nur hier am reinsten belauschen. Früheren Perioden der Geschichtswissenschaft haben darauf weniger Gewicht gelegt und schon deshalb jene Urzeit ebenso unbeleuchtet liegen lassen, wie sie jetzt überreichlich von dem Fuße der Forschung betreten wird. So vereinigt sich vieles, um das eingangs erwähnte Erscheinung zu erklären, aber gerade deshalb begrüßen wir die vorliegende Arbeit mit doppeltem Interesse, weil sie, soviel an ihr ist, dazu beiträgt, ein Gegengewicht gegen jene Einseitigkeit herzustellen, die denn doch auf die Dauer nicht ohne bedenkliche Folgen für unsere Wissenschaft bleiben kann. Denn es ist nicht blos die Vernachlässigung, unter der andere Gebiete außerhalb jenes Lieblingsgebiets leiden, es wuchert auch gerade hier, wie die Natur der Sache es einmal mit sich bringt, die Phantasie und Conjecturalkritik, die Hypothese und das Construiren nach Analogien allzu üppig, als daß nicht auf jenem Felde selbst das Dunkel und die Confusion statt geringer immer ärger werden müßte.

Wir begnügen uns für jetzt damit, den Boden bezeichnet zu haben, auf dem sich die vorliegende Schrift ihre Heimat gesucht hat. Sowie dieselbe einstweilen noch ist, erscheint sie uns zu fragmentarisch, um des Weitern auf sie einzugehen. Ihre angekündigte Fortsetzung, die nicht allzu lange auf sich warten lassen möge, wird dazu passendere Gelegenheit geben. **Heinrich Rückert.**

Zur Literatur der Essays.

1. **Büsten und Bilder.** Studien von Karl Frenzel. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Neue Essays über Kunst und Literatur von Herman Grimm. Berlin, Dümmler. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Beide Autoren, von denen wir hier Schriften anzuzeigen haben, sind mit gleichartigen Arbeiten schon vor Jahren aufgetreten und haben damals (in Nr. 8 d. Bl. f. 1860) eine eingehende Beurtheilung und Charakteristik erfahren. Im allgemeinen gilt, was damals über sie gesagt ist, noch jetzt. Zu Studien und Productionen dieser Art theils durch englische Vorbilder, theils durch journalistische Thätigkeit und Gelegenheitsvorträge angeregt, bekunden sie darin noch dieselbe leicht bewegliche, auf unmittelbare Wirkung berechnete, geist- und pointenreiche Darstellungsweise und dasselbe Geschick, dem Leser irgendeine des Interesses würdige Person oder Sache in neuer, interessanter Beleuchtung vorzuführen, wie früher, und neben den Vorzügen machen sich auch wieder die der Gattung überhaupt anhaftenden Mängel, eine allzu vorherrschende Neigung für pikante Wendungen, ein mehr von wechselnden Gefühlen als ruhigen Erwägungen sich leiten lassender Gedankengang und eine nicht selten das rechte Maß überschreitende Emphase bemerkbar. Daneben aber muß anerkannt werden, daß sich in den neuen Arbeiten beider ein entschiedener Fortschritt, sowol was die vollkommenere Ausbildung der Lichtseiten, als was die Bewältigung der Schattenseiten betrifft, zu erkennen gibt. Wir wenigstens haben von ihnen einen nicht nur mehr anregenden, sondern auch mehr befriedigenden und nachhaltig wirkenden Eindruck empfangen.

Beide eröffnen die Galerie ihrer Bilder mit der Charakteristik zweier Männer, die sie als ihre Vorgänger und Muster anerkennen; Frenzel mit Macaulay, Grimm mit Emerson. Schon in der Wahl des einen und des andern dieser Helden kündigt sich eine Verschiedenheit unserer beiden Essayisten an, und noch deutlicher tritt dieselbe in der Art und Weise hervor, wie sich jeder von ihnen über sein Vorbild ausspricht. Frenzel nimmt zu Macaulay eine vorherrschend kritische, Grimm zu Emerson eine

entschieden enthusiastische Stellung ein; jeder mißt gleichsam sein Ideal mit demselben Maßstabe, mit dem dieses selbst die Menschen und Dinge zu messen pflegt.

Der erstere sagt unter anderm von Macaulay:

Ihm ging das warme, freudige Gefühl einer rückhaltlosen Hingebung, einer echten Liebe und Bewunderung ab. Das Große, Edle und Schöne hatte nach ihm dann allein Anspruch auf unsere Huldigung, wenn es in irgendeiner Beziehung die allgemeine Wohlfahrt fördert und ein Zeugniß für die Tugend und Freiheit ablegt. In ihm war kein Zug, der ihn unwiderstehlich zu den Füßen eines Helden hingerissen; wenn er sich begeistert, so begeistert er sich nicht im Herzen, sondern mit dem Verstande. Um vor Wilhelm III. niederzuknien, bemerken die Gegner, breitet er sich erst einen Teppich aus. Die Vorschrift des Horaz, „nichts zu bewundern", war auch die seine. Wie seine Phantasie von dem Begriffe des „Correcten" angekränkelt war, so litt sein Herz von der Kühle seines Verstandes.

Mit derselben Kühle des Verstandes, wie schon diese Stelle beweist, urtheilt auch Frenzel über Macaulay, obschon er ihn auf der Stufe, welche die Kunst des Essay einnimmt, als den ersten anerkennt. Er ist kühl genug, diese Stufe selbst als eine niedrigere gegenüber den nur durch einen Aufschwung der Begeisterung zu erreichenden höchsten Spitzen der Kunst zu bezeichnen. Was ihm Macaulay als Essayist gilt und worin er das Wesen und den Hauptvorzug des Essay erblickt, zeigt er am deutlichsten, wenn er schreibt:

Schon vor Macaulay finden sich in der englischen Literatur viele dieser zerstreuten Aufsätze, Skizzen, Studien, aber niemand hatte vor ihm versucht, eine bestimmte Kunstform für sie zu schaffen. Es gehörte eben dazu sein eigenthümliches malerisches Talent. Den Fleiß, der zur Erforschung einer Zeitperiode, die Kenntniß des Herzens, die zur Ergründung eines bedeutenden Charakters nöthig ist, hatten viele besessen, zuweilen vereinigte sich mit diesen Vorzügen auch die Gabe einer leichten und gefälligen Darstellung; doch jener künstlerische, individuelle Zug fehlte, der allein jegliche Arbeit zu einem Kunstwerk zu stempeln vermag. Es war und gibt viele Porträtmaler, und doch nur *einen* van Dyck. Wenn einer, so darf Macaulay den Namen seines Nachfolgers beanspruchen. Er hat als Grundregel des Essay das Malerische in ihm aufgestellt. Er soll keine Abhandlung und kein bloßer Schattenriß eines Mannes, er soll ein Bild sein. Nicht die Todtenmaske des Helden, auch sein Kleid, seine Umgebung ist dazu nothwendig. Neben dem eigenen Wesen, das in ihm zur Erscheinung kommt, spiegelt sich in jedem hervorragenden Menschen zugleich seine Zeit. Je inniger und lebensvoller der Essayist diese Bezüge erfaßt, je deutlicher und schärfer er sie ins Licht zu setzen weiß, um so mehr nähert er sich dem Ideal. Es wäre zu weit gegangen, wollte man Macaulay den Ruhm zusprechen, es immer erreicht zu haben. Seine Ideenarmuth und Leidenschaftslosigkeit verhinderten ihn, in die Tiefen der Dinge und die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu dringen. Vergeblich würde man in seinen Schriften nach solchen Offenbarungen suchen. Niemals aber entging ihm das Aeußerliche, die Färbung der Landschaft, der Ton einer Zeit.

So kühl abwägend lautet Frenzel's Anerkennung seines Vorbildes durchweg. Wie ganz anders steht Grimm dem seinigen gegenüber! Er ist ganz Hingebung, ganz Enthusiasmus. Er erklärt, diejenigen Künstler ständen am höchsten, die uns die traurige Alltäglichkeit in ihrer innern Schönheit zeigen und uns die verborgene Glorie erblicken lassen, die jede Erscheinung umwebt. Rafael und Goethe besäßen diese Kraft am reichlichsten. Das, was sie darstellen, überschreite nicht um eine Linie das Maß des menschlich Natürlichen. Sie lockten uns nirgends in wunderbare, unmögliche Gegenden, sie öffneten uns nur die Augen, und mit einem mal erscheine uns das gewohnte Dasein anders, schön und leuchtend, und jetzt erst in seinem wahren Lichte. Durch sie werde er mit dem Leben ausgesöhnt. Was ihn bedränge, erfreue ihn nun. Alles was sie berührten, sei Gold, sei schön, als wiese Gottes Finger darauf hin und eine geheime Stimme flüsterte: „sieh es nur an und erkenne es", und er habe Kraft, es zu erkennen, solange sie es ihm zeigten. Und dieses Gefühl habe er auch bei Emerson im reinsten Maße.

Also „Rafael, Goethe und Emerson"! lautet Grimms Bekenntniß. Er zählt Emerson zu den größten Genien. Ihm ist, so oft er ihn auch liest, als hätte er niemals so reine Luft gekostet, und er findet es unbegreiflich, daß andere nicht in gleichem Grade von ihm hingerissen sind, ja sich kühl und ablehnend zu ihm verhalten können.

Leider müssen wir gestehen, daß auch wir zu diesen Unbegreiflichen gehören. So sehr wir uns der sprühenden, sprudelnden Fülle in seinen Geistes- und Herzensergüssen erfreuen, macht er doch stets auf uns mehr den Eindruck eines noch trüben, unausgegorenen Mostes, als den eines geklärten, abgelagerten Weins. Gerade diejenigen Eigenschaften, um welcher willen Grimm Rafael und Goethe am höchsten stellt — einfachste, natürlichste Enthüllung und Darlegung ewiger Wahrheiten und verborgener Schönheiten —, vermögen wir bei Emerson am wenigsten zu finden, und die Summe der von ihm gepredigten Weltanschauung — unbedingtes Waltenlassen der Individualität — können wir unmöglich in unbeschränktem Maße gelten lassen, denn es würde damit der ewige gesetzliche Zusammenhang des im einzelnen waltenden Allgemeinen zerrissen werden.

Bekennen wir hiermit, daß wir Grimm's überschwenglichen Enthusiasmus für den nordamerikanischen Essayisten nicht zu theilen vermögen und die kritische Auffassung mit der uns Frenzel den englischen Essayisten vorführt als der Wahrheit näher kommend bezeichnen müssen, so dürfen wir doch andererseits nicht verschweigen, daß uns gerade die warme Hingebung und Begeisterung, mit welcher Grimm für sein Ideal in die Schranken tritt, so gemein wohlgethan hat, weil sie in einem überhaupt für das Große und Edle feurig erglühenden Herzen ihren Grund hat, und daß wir uns andererseits von der kalten Frenzel'schen Conception, welche, was sie mit der rechten Hand gibt, mit der linken wieder nimmt, nicht angenehm berührt gefühlt haben, weil sich darin mehr als es der Cultur des Schönen und Guten heilsam ist eine Hinneigung zu der vorherrschend negirenden Richtung unserer Zeit zu erkennen gibt.

Dieser Gegensatz unserer beiden Essayisten bei der Fortträtirung ihrer beiderseitigen Vorbilder läßt sich, bald mehr bald minder hervortretend, durch alle von ihnen gebotenen Aufsätze verfolgen — am schroffsten in ihren Studien über Malerei und Maler, vor allem über Cornelius. Bei dem

Würdigung dieses Meisters und seiner Schöpfungen zeigt ich, daß gewissen Objecten gegenüber auch die kritische Anschauung in der Erfassung der Wahrheit hinter der nthusiastischen zurückbleiben kann. Schießt die Begeiste- ung leicht einmal über das rechte Maß hinaus, so be- egnet es umgekehrt der Nüchternheit nicht selten, daß sie n dasselbe gar nicht heranzukommen vermag, besonders enn es sich um Erscheinungen handelt, die im Gebiet es Höchsten und Erhabensten oder auch in den Grenzen ner ruhigen, nicht blendenden, aber gediegenen Schön- eit liegen und darum eben nur mit den Flügeln der Be- isterung oder dem Tiefblick des reinen Schönheitssinns u erreichen sind. Bei der Beurtheilung des einzelnen kundet Frenzel auch den Werken Cornelius' gegenüber lfene Schärfe und Klarheit des Blicks, insbesondere bei r Auslassung über die „Erwartung des Jüngsten Ge- chts", eine Composition, die allerdings mehr zu einer itischen, als enthusiastischen Beurtheilung auffordert; er bei dem Bilde, das er von diesem Meister und sei- n Leistungen im großen und ganzen entwirft, wird er m gewaltigen Genius desselben nicht gerecht, und dies rd um so mehr fühlbar, als er die Bewunderung, die ihm verweigert, schließlich andern Künstlern spendet, , abgesehen von der technischen Behandlung des Colo- s, mit Cornelius gar nicht zu vergleichen sind. In n beiden Aufsätzen, durch welche Grimm gegen eine der- tige Verkennung des großen Mannes und namentlich en die unverantwortliche Vergrabung seiner Cartons in Schranken tritt, erscheint daher die ihm eigenthüm- e Auffassung im glänzendsten Lichte.

Diesen Unterschied noch weiter zu verfolgen, gebricht s hier der Raum. Wir begnügen uns daher, noch z den Inhalt beider Bücher anzudeuten. Außer dem say über Macaulay bietet Frenzel noch folgende Cha- teristiken: „Ein christlicher Roman" („Hypatia" von . Kingsley); „Lord Byron", „Marie de Lafayette", Pierre de la Chaussée", „Zwei Romantiker im 18. Jahr- ndert", „Jean Paul", „Ludwig Uhland", „Annette roste-Hülshoff", „Karl Gutzkow", „Der Zauberer von om", „Zur deutschen Geschichtsmalerei", „Eduard Hil- brandt, ein Landschaftsmaler", „Leopold Robert", „Lud- g Knaus" und „Stryowsky".

Der Inhalt des Grimm'schen Buchs liefert außer dem ffatz über Emerson Folgendes: „Die Akademie der nste und das Verhältniß der Künstler zum Staate", erlin und Peter von Cornelius", „Alexander von Hum- dt", „Dante und die letzten Kämpfe in Italien", „Herrn Varnhagen's Tagebücher", „Rafael's Disputa und ule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte", er Verfall der Kunst in Italien. Carlo Saraceni. Vorschlag an Regierungen und Kunstfreunde", „Die tons von Peter von Cornelius", „Goethe in Italien". Unter den Gaben von Frenzel dürften besonders die Gutzkow bezüglichen Aufsätze auf eine lebhafte Theil- me zu rechnen haben. Sie gehören zu denen, die mit hendster Liebe und Wärme geschrieben sind und von Negationslust am wenigsten blicken lassen, obschon uns darin gerade einer der gewichtigsten Züge in Gutzkow's Wesen, nämlich der, daß er von seinem ersten Auftreten bis in die neueste Zeit zu den in der allgemeinen Litera- tur sich folgenden Hauptströmungen fast immer den ersten Anstoß gegeben und insofern wirklich epochemachend ge- wirkt hat, nicht hinlänglich hervorgehoben zu sein scheint.

In Beziehung auf die Grimm'schen Arbeiten fügen wir dem, was wir über seine überschwengliche Vorliebe für Emerson und seine Neigung zu warmer Auffassung gesagt haben, nur noch die Erklärung hinzu, daß man daraus nicht auf eine der Emerson'schen ähnliche, gleich sprunghafte und unruhige, noch auch auf eine einseitig gefühlsschwärmerische Darstellungsweise schließen möge. Im Gegentheil. Er verfolgt sein Thema durchschnittlich in ruhiger, zwar farbenfrischer, aber mehr logischer als aphoristischer Entwickelung, und erreicht dadurch, daß er nicht blos anregt und unterhält, sondern auch wirklich belehrt und überzeugt.

Adolf Zeising.

Uebersetzungen der Frithjofs-Sage.

1. Esaias Tegnér's Frithjofs-Sage. Deutsch von Heinrich Viehoff. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Ngr.
2. Die Frithiofs-Sage. Von Esaias Tegnér. Uebersetzt von G. von Leinburg. Dritte, neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Arnold. 1865. 8. 18 Ngr.
3. Die Frithiofs-Sage. Von Esaias Tegnér. Mit den Abendmahlskindern. Uebersetzt von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. 1863. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Viehoff's neue Uebertragung von Esaias Tegnér's unsterblicher „Frithjofs-Sage", die schon längst Gemeingut der Literaturen aller civilisirten Nationen geworden, bildet den zweiten Band der von dem Bibliographischen Institut begonnenen „Bibliothek ausländischer Classiker". Der Uebersetzer erklärt in seinem Vorwort, daß die Aufgabe, eine Uebertragung dieses Gedichts zu liefern, welche vollkommen den Eindruck eines Originals mache, durch die bisjetzt vorhandenen Uebersetzungen noch nicht gelöst worden, und findet in diesem Umstand Antrieb und Berechtigung, seinerseits ebenfalls einen Versuch zu machen.

Zu diesem Zwecke ist er vor allen Dingen bedacht gewesen, den in dem Original stattfindenden kunstreichen Wechsel des Metrums, der durch den Wechsel des Gegenstandes und der Stimmung bedingt wird und daher innig damit zusammenhängt, im Deutschen nachzubilden. Gleichwol hat er hierbei einige leichte Abweichungen vom Original sich gestatten zu müssen geglaubt, besonders da, wo Tegnér metrische Formen sich theilweise für seinen Zweck selbst geschaffen, ohne sie jedoch in Uebereinstimmung mit den unumstößlichen Grundgesetzen des Rhythmus zu gestalten.

Es läßt sich auch durchaus nicht leugnen, daß der Uebersetzer in dieser Beziehung das Aeußerste geleistet hat, was deutsche Uebersetzungskunst zu leisten vermag, und daß er unsere Sprache mit seltener Meisterschaft zu handhaben versteht. Leider aber steht die Poesie des Ausdrucks nicht auf derselben Höhe wie die Reinheit und Glätte des

Versmaßes. Man bemerkt allzu häufig, wie über dem sorgsamen Zählen und Messen und dem Aufsuchen tadelloser Reime der Schwung der Diction verloren gegangen ist, sodaß neben dieser neuen Uebertragung von den bereits vorhandenen namentlich die von Gottfried von Leinburg (Nr. 2), von welcher kürzlich die dritte Auflage erschienen, einen ehrenvollen Platz behauptet, während die von Simrock (Nr. 3), welche zeither mit Recht für die beste galt, dies, vom Standpunkt der Gesammtanforderungen betrachtet, die man an eine gute und treue Uebertragung stellt, auch noch ferner bleiben wird.

Viele Stellen der Viehoff'schen Uebertragung haben mit der Simrock'schen frappante Aehnlichkeit. Der Verfasser der erstern erklärt jedoch, seine Uebertragung schon lange zuvor begonnen zu haben, ehe die Simrock'sche ihm zu Gesicht gekommen sei, und findet die Ursache dieser auffallenden Aehnlichkeiten einfach darin, daß Simrock ebenso wenig wie er Bedenken getragen habe, das Gute und Gelungene seiner Vorgänger zu benutzen.

Das von Viehoff beigegebene Glossarium steht dem der Leinburg'schen Uebersetzung an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit entschieden nach, genügt aber dem Zwecke der Lektüre, wenn auch nicht dem des Studiums.

August Kretzschmer.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Neuerdings hat sich in Deutschland eine lebhafte Polemik entwickelt über die Frage, wie man Shakspeare übersetzen soll? Die Uebersetzung des „Macbeth" von Wilhelm Jordan, mit welcher die in Hildburghausen erscheinende „Bibliothek ausländischer Classiker" eröffnet wird, hat einem Recensenten in der „Bairischen Zeitung" Veranlassung zu einer sehr scharfen und schroffen Kritik gegeben, gegen welche sich Wilhelm Jordan in einer „Abfertigung" nachdrücklich zur Wehr setzt. Der Kritiker hatte Jordan Geschmacklosigkeiten, Schnitzer und Ungenauigkeiten zum Vorwurf gemacht und die Uebersetzung eine solche Versündigung am Genius Shakspeare's genannt, daß er sie als unerträglich abwehren müßte, wenn er auch der Vater oder Bruder des Uebersetzers wäre. Eine solche, wir möchten sagen hypernervöse Reizbarkeit des Shakspeare-Geschmacks deutete natürlich auf einen bis ins feinste Detail shakspearefesten Fachgelehrten, und es blieb nur zu bedauern, daß ein so scharfer Kritiker mit geschlossenem Visir auftrat, ohne das Gewicht seines Namens in die Wagschale zu werfen, um so mehr, als er den Blättern, welche Jordan gelobt, Unkenntniß oder Cameraderie zum Vorwurf machte. Diese Art literarischer Kritik, welche gleich zur Waffe persönlicher Verdächtigungen greift, muß man zur Ordnung rufen wegen ihres unparlamentarischen Benehmens. Es zeigt wenig Vertrauen auf die Gerechtigkeit der eigenen Sache, wenn man den Kampf aus dem wissenschaftlichen Gebiete hinüberspielt auf das Gebiet persönlicher Beziehungen, oder mindestens eine bedenkliche Einseitigkeit, wenn man die Möglichkeit einer abweichenden Ansicht nicht begreifen kann, ohne gleich persönliche Motive bei den Vorkämpfern derselben vorauszusetzen. Ein Monopol der Shakspeare-Weisheit existirt in Deutschland nicht! Auch ist eine unbefangene Kritik durchaus nicht auf das „entweder — oder" angewiesen. Sie kann z. B. Bodenstedt's Uebertragung der Shakspeare-Sonette sehr fein, anmuthig und virtuos finden und doch der Jordan'schen Uebersetzung einräumen, daß sie den etwas pomphaften, oft schwerfälligen Gang der Diction mit den ineinanderrankenden Bildern und blitzernden Antithesen, der diese Sonette charakterisirt, mit einer durch seltene Gewalt über die Sprache unterstützten Treue wiedergibt. Cuique suum ist das Motto echter Kritik!

Jordan widerlegt die auf einzelne Stellen bezüglichen Einwürfe seines Kritikers nach unserer Ansicht mit siegreichen Gründen. Wir können hier auf das einzelne nicht eingehen, würden auch auf diesen ganzen Streit überhaupt nicht eingegangen sein, wenn es sich dabei nicht um eine principielle Frage handelte. Der münchener Kritiker spricht von sprachlichen Incorrectheiten, unverständlichen Neuerungen u. dgl., wo Jordan nur das Original treu übersetzt hat. Dieser sagt: „Ich habe mich nicht berufen gefühlt, die derben, ja wunderlichen und unserm Geschmack oft sehr befremdlichen, stets aber äußerst wirksamen Pinselstriche shakspeare'scher Zustands- und Seelenmalerei nach den Regeln der Logik und Aesthetik zu corrigiren." Jeder gibt die überspitzten „Metaphern", die bis ins Geschmacklose gehende Nachahmung der italienischen Manier getreulich wieder. Der münchener Kritiker steht auf der entgegengesetzten Seite; er läßt sich's anmerken, daß ihm die Schiller'sche Macbeth-Uebersetzung eigentlich das Ideal einer Shakspeare-Uebersetzung wäre, dem man nachzustreben habe! Das ist der entscheidende Punkt, wo die Frage ein über die augenblickliche Polemik hinausgehendes allgemeines Interesse gewinnt. Der münchener Kritiker verwechselt zweierlei — Shakspeare übersetzen und Shakspeare für die Bühne bearbeiten und einrichten. Eine Uebersetzung ist eine wörtliche Uebertragung — und je treuer, desto besser. Wenn Jordan, der ein entschiedenes sprachliches Talent besitzt und auch in seinen eigenen Dichtungen öfter eine schöpferische Macht an den Tag gelegt hat, welche gleichsam die Sprache das Gesetz dictirt, die Eigenthümlichkeit einzelner Shakspeare'scher Wendungen, welche selbst im Neuenglischen abgeblaßt sind, in ihrer ganzen, oft rohen Ursprünglichkeit wiederzugeben sucht, wenn er z. B. in seiner neuen Uebersetzung von „Romeo und Julia" (fünfter Band der Meyer'schen „Bibliothek ausländischer Classiker") in der bekannten Erzählung des Mercutio statt der Schlegel'schen „Zinshahnfeder" den Shakspeare'schen „Schwanz eines Decemferkels" treulichst acceptirt, so ist der Uebersetzer wahrlich daraus kein Vorwurf zu machen, da er dem Original um so näher kommt, von welchem doch auch Schlegel gerade keine editio castigata veranstaltet hat, wenngleich auch er einzelne Ausdrücke in mildernder und verschönernder Weise umschrieb. Was übersetzbar ist und sich nicht, wie manche Wortspiele, geradezu dem Verständniß entzieht, das soll auch übersetzt werden. In einer Uebersetzung wollen wir den ganzen Shakspeare mit Haut und Haar genießen; denn was daran gebessert und verfeinert wird, das bleibt doch immer nur Flickarbeit, welche den Eindruck der Halbheit macht und wird diejenigen, die in Shakspeare einen betrunkenen Gott zu sehen gewohnt sind, gewiß nicht zu einer andern Ueberzeugung bekehren. Deshalb befindet sich der münchener Shakspeare-Gelehrte auf einem Holzwege, wenn er eine Shakspeare-Uebersetzung nach den Regeln des guten Geschmacks kritisiren will — darüber mag er mit dem Original rechten.

Ganz anders verhält es sich mit einer Bühneneinrichtung Shakspeare'scher Stücke, für welche auch Schiller's „Macbeth" angesehen werden muß. Die Bühne gehört der Gegenwart; sie appellirt an das Volk, an das große Publikum, welches nur ihr unmittelbares Verständniß, Rücksichtnahme auf seinen Geschmack, auf seine Sympathien verlangen darf. Aller antiquarische Kram, alles, was gelehrter Erläuterungen und Bemerkungen bedarf, gehört nicht auf das moderne Theater. Shakspeare hat für eine Bühne mit gänzlich andern Einrichtungen gedichtet. Deshalb können seine Stücke, schon aus sceni-

ichsichten, nirgends in ihrer ursprünglichen Gestalt zur Auf-
rung kommen. Es handelt sich nur um ein Mehr oder We-
er des Zurechtschneidens. Schiller's „Macbeth" ist nach
serer Ueberzeugung unbedingt der Schlegel'schen Uebersetzung
zuziehen, wo es eine Aufführung des Stücks auf unserm
dernen Theater gilt. Nur der Einfluß der romantischen
eorie kann es erklären, daß Schiller's „Macbeth" nicht das
schließliche Bürgerrecht auf der deutschen Bühne errungen
. Ebenso sind die Dingelstedt'schen „Historien" durchaus
menkundige und dem Zeitgeschmack entsprechende Einrichtun-
der Shakspeare-Dramen; denn dieselben müssen nicht nur
unsere Sprache, sondern auch auf unsere Bühne übersetzt
den. Alles an rechter Stelle — treue Uebersetzungen, freie
tische Einrichtungen und Bearbeitungen; jene um Shakspeare
seiner ganzen Eigenthümlichkeit mit allen Auswüchsen seines
ies und seiner Zeit kennen zu lernen; diese, um das Blei-
de aus seinen Werken, gesondert vom Vergänglichen, auf
Theater einer spätern Epoche vorzuführen. Es war der
ndfehler der romantischen Richtung, daß sie das Theater
einem Versuchsacker für alle möglichen Kunststudien machen
ten; selbst die weimarische Bühne hielt sich von dilettanti-
n Experimentalaufführungen nicht frei, da in Goethe selbst
as der dilettantische Kunstteufel der Allerweltspoesie spukte.
durch Schiller's Tragödien erhielt die weimarische Bühne
große nationale Bedeutung. Lebensfähig auf dem Theater
nur, was aus dem Leben und Geist des Volks und Jahr-
derts herausgedichtet ist.

Englische Urtheile über deutsche Schriften.

Die „Edinburgh Review" bringt einen eingehenden Essay
Grundlage von Karl von Weber's Schrift: „Moritz
f von Sachsen, Marschall von Frankreich", und rühmt von
m Werke, daß es das vollständige thatsächliche Material
mmengestellt habe. Sie spricht dem Autor das Talent
rischer Situationsmalerei und die Kraft lebendiger Schilde-
ab; dagegen nennt sie ihn einen sorgfältigen Chronik-
iber, welcher seinen Stolz darein setze, von den seiner
ivarischen Oberleitung anvertrauten Schätzen des dresdener
atsarchivs einen gewissenhaften Gebrauch zu machen und die
legenheit einer aus Originaldocumenten geschöpften Wissen-
t über die aus zugänglichern Quellen entnommenen an den
zu legen. Ihr Urtheil über den Helden selbst faßt sie in
nden Worten zusammen: „Der Marschall von Sachsen
nicht in die erste Reihe der großen Feldherren oder Er-
er mit Alexander, Cäsar, Hannibal, Napoleon, Friedrich,
lington und drei oder vier andern minder unbestrittenen
men gestellt werden; doch er ist berechtigt zu einem hohen
g in der zweiten Klasse, neben Spinola, Montecuculi,
lenstein oder Turenne, und sein abenteuerliches Leben, reich
glänzenden Episoden, kann mit Vortheil studirt werden als
vortreffliche Illustration der Zeit, in welcher er lebte, ih-
Höfe und Heereslager, ihrer Staatsmänner und Krieger,
Art zu denken und zu handeln, ihres politischen und gei-
Fortschritts, ihrer Sitten, Moral und Gesellschaft."

Die Biographie Karl Maria von Weber's von seinem
n Max Maria ist von Palgrave Simpson ins Englische
etzt worden (Chapman u. Hall). Das „Athenaeum" rühmt
eutsche Werk als in hohem Grade interessant, sowol für
wissenschaftlich gebildete als auch für das allgemeine Publi-
Weber's deutschen Stil nennt das Blatt weder klar noch
h, und meint, daß die Uebertragung von seiten des Uebersetzers
mehr als gewöhnliche Schärfe des Urtheils voraussetze. Pal-
Simpson hat sein Werk con amore vollendet, doch dabei
erlei Kürzungen und Auslassungen für nöthig gehalten.
„Athenaeum" widmet mehrere Spalten einem Auszuge
er Biographie, kann aber den Wunsch nicht unterdrücken,
manche unvortheilhafte Charakterzüge künftighin in ähn-
lichen Werken nicht in einer alle Illusionen zerstörenden Weise
zur Schau gestellt werden möchten!

Bibliographie.

Bonaparte, Prinz Napoleon Louis, Die Napoleonischen Ideen. Im Auszuge aus dem Französischen übersetzt. Gießen, Roth. 8. 10 Ngr.

Burckhardt, H., Aus dem Walde. Mittheilungen in zwanglosen Heften. 1stes Heft. Hannover, E. Rümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Eginhard, König Ragnar's Hort. Dramatisches Märchen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Elsener, H., R. P. Theodosius, Kapuziner, Generalvikar von Chur. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 11 Ngr.

Fricke, Zur Lage. Betrachtungen angeknüpft an die Acten der Universitäten und der Geistlichkeit Deutschlands in der Schleswig-Holsteinischen Landessache. Kiel, Homann. 16. 3 Ngr.

Gerstner, L. J., Die Buchdruckerkunst in ihrer Bedeutung für Wissenschaft, Staat und Wirthschaft. Festrede. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 6 Ngr.

Gnis, H., Orthodox und Reform oder Hille und Gemeinde e Stuß in zwa Narrschkaten. Wien, Knöpflmacher u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Herbst, W., Friedrichs des Großen Antimacchiavel, ein Spiegel seiner Regierungsgrundsätze und seines Charakters. Ein Vortrag. Duisburg, Falk und Bolmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Preußisches Krönungs-Buch 1701 und 1861. Berlin, Hayn. 1863. Fol. 3 Thlr.

Hölty, H., Das Gelübde. Ein Mysterium. 2te verbesserte Aufl. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 20 Ngr.

— — König Saul. Eine Tragödie. Hannover, E. Rümpler. 8. 16 Ngr.

Kanitz, A., Geschichte der Botanik in Ungarn. (Skizzen.) Hannover. 1863. 16. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kleinert, P., Jesus in Verhältniß zu den Parteien seiner Zeit und zu Johannes dem Täufer. Apologetischer Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 16. 6 Ngr.

Die Kunst der Menschendarstellung. Ein Lehrgedicht. Allen Eleven der Schauspielkunst insbesondere gewidmet. Dresden, Türk. Br. 8. 7½ Ngr.

Lange, F. A., Die Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft beleuchtet. Duisburg, Falk u. Bolmer. Gr. 16. 12½ Ngr.

Lemonnier, A., Die Theater-Damen. Deutsch von L. v. Alvensleben. Wien, Edelbauer. 8. 1 Thlr.

Macrcker, F. A., Das alte und das neue Rom. Vortrag. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Marx, A. B., Erinnerungen. Aus meinem Leben. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Pflug, F., Der deutsch-dänische Krieg. Geschichte des Feldzugs in Schleswig-Holstein im Jahre 1864. Leipzig, Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Reisisch, S., Die ägyptischen Denkmäler in Miramar. Beschrieben, erläutert und herausgegeben. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 Thlr.

Richter, A., Immanuel Kants Ansichten über Erziehung. Halberstadt, Frantz. Gr. 4. 8 Ngr.

Rolle, F., Der Mensch, seine Abstammung und Gesittung im Lichte der Darwin'schen Lehre von der Art-Entstehung und auf Grundlage der neuern geologischen Entdeckungen dargestellt. 1stes Heft. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Der Weg zum Geiste. Ein Bild für die Gegenwart. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Rüstow, W., Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon III. Commentirt. 1ste Lief. Stuttgart, Krais u. Hoffmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Schneegans, L., Tristan. Trauerspiel, mit einem Vorspiel. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Schneider, K., Schleiermacher und Harms. Ein Vortrag. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schulze, H., System des deutschen Staatsrechts. 1ste Abth. Einleitung in das deutsche Staatsrecht. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

Simon, H., Dichtungen. 1stes Bdchn. Gedichte. 3te vermehrte und umgearbeitete Aufl. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Splittgerber, F., Schlaf und Tod nebst den damit zusammenhängenden Erscheinungen des Seelenlebens. Eine psychologisch-apologetische Erörterung des Schlaf- und Traumlebens, des Ahnungsvermögens und des höheren Aufleuchtens der Seele im Sterben. 1ste Lief. Halle, Fricke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Stehr, L., Der Magnetismus als Urkraft in seinen verschiedenen Wirkungen geschildert. Berlin, Th. Grieben. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Reden und Gedichte eines Freimaurers. Berlin, Th. Grieben. 8. 8 Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) 7ter Bd. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 3 Thlr.

Virchow, R., Gedächtnissrede auf Joh. Luc. Schönlein gehalten. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 24 Ngr.

Virchow, R., Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf. Eine Vorlesung. Berlin, Th. Enslin. 8. 7½ Ngr.

Vosen, C. H., Galileo Galilei und die römische Verurtheilung des kopernikanischen Systems. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 2½ Ngr.

Werner, K., Christian Gottlob Barth, Dr. der Theologie, nach seinem Leben und Wirken gezeichnet. 1ster Bd. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Geschichte
im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815.

In Vorlesungen von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der umfangreichern Werke von Häusser, Sybel, Pertz, Droysen, Beitzke u. a. behandelt der Verfasser vorliegenden Buchs — dessen Widmung Professor Häusser angenommen hat — den großen Stoff in einem engern Rahmen, um die Kenntniß dieses wichtigsten Theils der vaterländischen Geschichte auch in Kreise zu verbreiten, in welche jene Werke eben ihres Umfangs wegen bisher nicht zu dringen vermochten. Lebenswarme Frische der Darstellung, vor allem aber die darin sich aussprechende Entschiedenheit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung sichern dem Stern'schen Buche die Theilnahme des deutschen Publikums. Es ist aus Vorlesungen entstanden, welche in Frankfurt a. M. unter lebhafter Betheiligung gehalten wurden und hier in abgerundeter, durch Zusätze ergänzter Form erscheinen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Sammlung von Aufgaben
aus der bürgerlichen, kaufmännischen, technischen und politischen Rechenkunst

für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten.

Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben von

Dr. **Heinrich Gräfe.**

Zweite Auflage, mit Rücksicht auf die neuesten Bestimmungen über Maße, Gewichte, Münzen, Cursnotirungen ꝛc. umgearbeitet und vermehrt.

8. Geh. 1 Thlr.

Die Rechenaufgaben Gräfe's, des bekannten Directors der Realschule in Bremen, sind so zahlreich, so verschiedenartig eingekleidet und so mannichfachen Lebensverhältnissen entnommen, daß sie dem Unterrichtsbedürfniß jeder Anstalt genügen. Das Buch fand daher bereits in vielen Schulen Eingang und wird in dieser umgearbeiteten, erweiterten und berichtigten zweiten Auflage gewiß zu noch größerer Verbreitung gelangen.

Shakespere. Von Delius.

Zu dieser Ausgabe (1853—61) sind soeben

Nachträge und Berichtigungen.

Mit dem Portrait Shakespere's.

Preis: 1 Thaler.

erschienen und auf feste Bestellung durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Elberfeld, Mai 1865. **R. L. Friderichs.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leeder und Stückschen
in Ditmarscher Platt
von
Boysen van Nienkarken.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Den plattdeutschen Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter reiht sich das vorliegende Buch eines Dichters an, welcher hiermit zum ersten mal in die Oeffentlichkeit tritt. Seine Gedichte, wohlklingend in der Form, voll ungekünstelten, gemüthlichen Humors, warm und lebendig empfunden, sind dem kernigen Wesen des schleswig-holsteinischen Volksstammes abgelauscht und dürften bald zahlreiche Verehrer finden. Ein beigefügtes erklärendes Wörterverzeichniß macht diese Gedichte auch denjenigen leicht verständlich, welche des plattdeutschen Dialekts nicht bereits kundig sind.

Klaus Groth widmet der Gedichtsammlung in der Kieler Zeitung eine längere Besprechung, in der er unter anderm sagt: „Ich darf in diese Sache wol so weit mitreden, um zu behaupten, daß kaum ein Mann existirt, der, ich möchte sagen, den geheimen Wortschatz der plattdeutschen Sprache so lebendig beherrscht als unser Autor. Seine Gedichte sind oft wie Sträuße aus den seltensten Blumen. . . . Wer Sinn hat für diese Poesie — Natur- oder Volkspoesie, wenn man will, in einem besondern Verstande — der wird Boysen's «Leeder und Stückschen» mit großem Genusse lesen. Für den Sprachforscher ist sie eine wahre Fundgrube, kein Germanist wird sie ungelesen lassen. Für die plattdeutsche Sprache sind sie eine wahre Bereicherung an höchst eigenthümlichen Schätzen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.
Von Robert Eiseke.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Der Hochmeister von Marienburg.** (1410.) Historisches Drama in vier Aufzügen. — **Der Burggraf von Nürnberg.** (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — **Ein Bürgermeister von Berlin.** (1445—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rafael Santi.
Sein Leben und seine Werke.
Von Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In diesem elegant ausgestatteten Bändchen bietet der bekannte Kunstkritiker eine Biographie Rafael's, welche alles enthält, was jeder Gebildete unserer Tage von Rafael und seinen Werken zu wissen wünschen muß. Es wird darin besonders die culturhistorische Mission des Meisters und die geschichtlich-philosophische Bedeutung seiner Kunst hervorgehoben. Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen verweisen auf die reiche Quellenliteratur, bringen aber auch neuerforschte berichtigende Zusätze des Verfassers.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 1. Juni 1865.

Inhalt: Beiträge zur Naturphilosophie. Von Karl Fortlage. — Shakspeare-Studien in Frankreich. Von Rudolf Gottschall. — „Matinées royales". Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Neue englische Lyriker; Gesammtausgaben.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beiträge zur Naturphilosophie.

Leben — Gesundheit — Krankheit — Heilung. Ein Trieb zum Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege des Lebens. Von C. H. Schultz-Schultzenstein. Berlin, Remak. 1863. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ueber die Aufgabe der Naturphilosophie und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft. Mit Untersuchungen über Teleologie, Materie und Kraft. Von J. Frohschammer. München, Leutner. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gedanken zur Poesie und Philosophie von Ludwig Weis. Darmstadt, Will. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Gehirn und Geist. Entwurf einer physiologischen Psychologie für denkende Leser aller Stände, von Th. Piderit. Mit acht in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter. 1863. 8. 15 Ngr.

Anthropologische Vorträge gehalten im Winter 1862—63 in der Aula zu Bern, von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es regt sich von verschiedenen Seiten das Bedürfniß nach einer neuen Naturphilosophie. Man ist aber ebenso sehr im Allgemeinen darin einverstanden, daß die Naturphilosophie in dem alten Stil nicht erneuert werden darf. Daher sucht man nach einer neuen Grundlage für eine solche. War die alte Grundlage eine speculative, so soll die neue eine empirische sein. War die alte von abstracter Natur, so soll die neue einen mehr anschaulichen Charakter tragen. Stand die alte in strenger Abhängigkeit von herrschenden speculativen Systemen, so soll die neue sich ihre Bahn auf eine mehr selbständige und originelle Weise brechen. Die vorliegenden Schriften theilen miteinander im Allgemeinen diese Grundidee, wenngleich die von ihnen im Einzelnen betretenen Wege sehr verschiedenartig sind.

Nach der „Verjüngungslehre" von Schultz-Schultzstein (Nr. 1) ist der jetzige wissenschaftliche Strom der Medicin und Naturwissenschaft ein Rückschlag aus zu hoch in die Lüfte gestiegenen wolkigen oder mystischen Lebenstheorien der letzten Naturphilosophie; die Folge eines Wolkenbruchs, der sich aus dem heißen Luftstrom theologischer Schwärmerei in die kühle Luft der nüchternen inductiven Aufklärung ergossen und entladen hat. Diese „luftig dampfende" idealistische Lebenstheorie sei bis zur Leiche abgekühlt, wir haben jetzt die „Asche des naturphilosophischen Feuers", indem die chemische Physiologie nur noch allein in der Asche der Leichen das Wesen des Lebens suche. Die Physiologie sei vollgedämmt mit Baumaterial aus der Physik und Chemie; man sehe nur chemisch-physikalische Thatsachen, aber habe keine Augen für die Thatsachen des organischen Lebens. Der Strom brause freilich nur gegen die mystische Theorie der Lebenskraft, aber er schwemme auch das ganze Leben mit sich fort. In der jetzigen Physiologie finde man anstatt der Lebenslehre Mechanik, Physik und Chemie, während in der Chemie Physiologie vorgetragen werde. In der Botanik werde Arithmetik und Geometrie gelehrt, in der Nervenphysiologie analytische Mechanik, in der Muskelphysiologie physikalische Atomistik abgehandelt, kurz überall unorganische Processe mit organischen und umgekehrt verwechselt.

Um in solchem chaotischen Gemisch einen Proceß der Scheidung zwischen den unverträglichen Bestandtheilen einzuleiten, hat der Verfasser der obigen ersten Schrift sich bereits seit längerer Zeit die Aufgabe gestellt, in der Physiologie und Medicin einen neuen und festen Boden zu gewinnen, von wo aus die wahre Lebenskraft (nicht die mystische der Naturphilosophen) zur Geltung gebracht und der Beweis geführt werden kann, daß Leben und Tod nicht identische, sondern grundverschiedene Dinge seien, und daß nicht dem Tode die Herrschaft über das Leben, sondern dem Leben die Herrschaft über den Tod gebühre. Er findet aber das Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Lebendigen und Todten oder dem Organischen und Unorganischen in den mannichfaltigen Processen der Verjüngung, welche an den Formgebilden der Organisation vor sich gehen. Für das Substrat dieser Processe hält er die ihre Formen erhaltende und erneuernde Organisation selbst, und nicht ihre Stoffe. Man soll daher die organische Lebensverjüngung vor allen Dingen nicht als einen bloßen organischen Stoffwechsel auffassen, weil die chemischen Stoffe als solche keine Lebenseigenschaften besitzen. Sie soll vielmehr in sich vereinigen eine Selbstbewegung und Selbsterregung, welche der äußern Reize

ursprünglich gar nicht bedürfe, und sich daher, wo Reize einwirken, gegen diese immer nur assimilirend verhalte, sodaß die Reize als äußere Lebensbedingungen, nicht aber als Factoren des Lebens selbst einwirken. Der lebende Organismus bilde so viele Functionen aus, als er Seiten der Außenwelt zu überwinden habe. Denn es sei der Zweck des Lebens, das Todte zu überwinden und die Individualität durch Verjüngung zu höhern Stufen der Vollendung und Veredlung zu bringen, und zwar geschehe dieses durch eine fortwährende Wiedergeburt, worin sich die Gegensätze von Aufleben und Absterben immerfort wiederholen: das Aufleben oder die Anabiose als Neubildung, das Absterben oder die Biolyse als Mauser. Die Mauser schaffe die Lebensresiduen beiseite, die abzulegenden Stoffe, von denen sich das Leben immerfort reinigen muß. So sterben z. B. das Ei und die Eihäute in der Entwickelung des Embryo, und später die vertrocknenden Hautschichten beim Wachsthum ab, um verjüngten Neugebilden Platz zu machen.

Mit solchen Principien kann sich der idealistische Philosoph im allgemeinen nur einverstanden erklären, und folglich den Wunsch haben, daß sie sich auf dem Felde der Physiologie zu allgemeiner Geltung durcharbeiten möchten. Denn auch er findet es den Gesetzen der Logik widersprechend, teleologische Processe auf Kräfte und Stoffe zurückzuführen, welche den Begriff eines zweckgemäßen Wirkens von vornherein ausschließen; auch er erkennt als Princip des Lebens ein sich selbst erregendes und bewegendes Wesen, nämlich Seele und Geist. Um so mehr aber befremdet es daher, bei Schultz-Schultzenstein von eben diesem Princip aus nicht nur dem Materialismus, sondern auch dem Idealismus den Krieg angekündigt zu finden, als zwei falschen Theorien, welche gleicherweise darauf ausgehen sollen, Leben und Tod zu identificiren, und den menschlichen Geist den anorganischen Naturkräften unterzuordnen. Und zwar geschehe diese falsche Unterordnung (zufolge S. 15) von seiten des Materialismus unter die chemischen Stoffe und Elemente, von seiten des Idealismus aber unter den „sogenannten Weltgeist oder die Weltseele". Denn der Materialismus betrachte den Menschengeist als eine allgemeine Eigenschaft der Weltmaterie oder der chemischen Stoffe, der Idealismus aber als „Atom der Weltkräfte, welche den Weltgeist darstellen". In beiden Fällen werde der Menschengeist seiner Eigenmacht, seines selbständigen Lebens, seiner Individualität und seiner persönlichen Freiheit beraubt. Der heutige „ewige Himmel des Aristoteles" sei die Stoffwechsel- und Stoffkreislaufslehre, die Lehre von der „Erhaltung der physikalischen Kraft in der Natur", worin auch die Lebenskraft des Menschengeistes zu Grunde gehe.

Es wird in diesen Beschuldigungen gegen den Idealismus Verschiedenes zusammengeworfen, was auseinandergehalten werden muß. Was den wichtigsten Punkt, nämlich die Theorie der Erhaltung der Kraft in der Natur betrifft, so waltet hier ein offenbares Misverständniß. Wie sollte der Idealismus, welcher überhaupt keine Kräfte der Erscheinungswelt für ursprüngliche, sondern alle für entliehen aus dem absoluten Grunde ansieht, dazu kommen, von einer stetigen Erhaltung der Kraftsumme innerhalb der Erscheinungswelt zu träumen? Welche Summe sollte das wol sein, die dem absoluten Leben der Gottheit nicht erst entnommen werden müßte und in dasselbe nicht zurückerstattbar wäre? Und ferner geschieht alles Höherorganisiren in den Lebensorganismen der Natur wie der Menschheit nach idealistischer Anschauung dadurch, daß höhere Lebenstriebe aus dem ewigen Weltgrunde in die Erscheinung treten und sich die Kräfte und Triebe der frühern Lebensstufen als Mittel ihrer Wirksamkeit unterordnen. Folglich vermehrt sich durch jeden neu eintretenden Organisationstrieb die Summe der innerhalb der Erscheinungswelt agirenden Kräfte. Es ist mit andern Worten ein unaufhörlicher Kraftzustrom, ein unaufhörliches Anwachsen der Kräfte innerhalb der Erscheinungswelt gesetzt, verbunden mit der Möglichkeit eines Zurücktretens derselben aus der Sichtbarkeit in ihren latenten Grund. Es ist daher nicht recht klar, was die Theorie der Verjüngung in diesem Punkte am Idealismus auszusetzen findet, wenn sie ihm nicht etwa zumuthen will, daß die neuen Kräfte der Verjüngung, welche allaugenblicklich in die Erscheinungswelt eintreten, anstatt aus ihrem ewigen Grunde, aus dem Nichts soll eintreten lassen.

Was den andern Punkt betrifft, daß der Idealismus den menschlichen Geist unter den sogenannten Weltgeist oder die Weltseele unterordne, indem er ihn als Atom der Weltkräfte betrachte, welche den Weltgeist darstellen, so ist hier wiederum zu unterscheiden zwischen Weltgeist und Weltseele. Unter Weltseele versteht man ein unbewußtes Beseelungsprincip. Wer also den Menschengeist aus einer Weltseele ableitet, der leitet das Bewußte aus dem Unbewußten. Ein solches Verfahren ist gegen das Princip des Idealismus, und der Tadel kann ihn daher nicht treffen. Ist hingegen die Rede vom Weltgeist als dem bewußten Weltgrunde selbst, so ist nach idealistischem Grundsatze diesem der menschliche Geist freilich untergeordnet als ein integrirendes Glied und Organ seines Wirkens, als ein Recipient seiner moralischen Antriebe als ein von ihm abgetrenntes und zu ihm zurückstrebendes Atom seines eigenen Wesens. Soll er dieses nicht mehr sein, so sinkt die menschliche Person zu dem einzeligen Zustande einer abgeschlossenen und egoistisch in sich isolirten Monade herab, welche als eine solche nur todt und steril in sich versteinern kann, indem ihr keine Kraft der Verjüngung aus dem Weltgeiste mehr zuströmen können. Dies aber ist ja eben nicht des Verfassers Meinung. Denn er läßt ihr ja wirklich immer neue Kraft der Verjüngung zuströmen. Woher sollen diese aber kommen, wenn er die Röhren und Verbindungskanäle mit dem göttlichen Urquell, aus dem sie allein strömen können unterbindet und zustopft?

Es will uns daher bedünken, als ob der Verfasser aus irgendeiner zufälligen und nicht zur Sache gehörigen Verstimmung sich hier gegen den Idealismus, dessen Deductionssystemen er doch sein eigenes Princip der Selbstentwickelung und Selbsterregung verdankt, in eine künstliche

fectirte Opposition stellt, welche man nicht mit Conse-
nz weiter verfolgen darf, ohne in lauter Widersprüche
gerathen.

Eine solche Verstimmung gegen den Idealismus hat
nn praktisch besonders zwei nachtheilige Folgen hervor-
bracht: eine Unterordnung des moralischen unter den
ysiologischen Gesichtspunkt, und infolge davon eine maß-
e Ueberschätzung des letztern. Die Physiologie und
edicin soll (zufolge S. 488) die „Geistesküche" für mo-
lische und politische Bildung und Erziehung werden, die
diciniſche „Heilmittelküche" das Vorbild sein, welches
itik, Moral, Jurisprudenz, selbst Theologie sich zum
ster nehmen, für die Veredlung des Menschengeschlechts.
nn werden wir (zufolge S. 433) die Tugend und das
te nicht mehr als etwas Unendliches, Hohes um ihrer
st willen suchen, für dessen Erreichung der Mensch sich
ern soll, welches höher steht als das Leben, und wofür
n das Leben einsetzt. Wir werden dann die Bedeutung
Menschen nicht mehr übersehen, der die Tugend und
Gute macht; nicht mehr übersehen, daß die Tugend
des Menschen und seines Lebens willen und nicht der
nsch um der Tugend willen da ist, und daß man mit
Leben nothwendig auch die Tugend einsetzt. Hierbei
n denn freilich der Idealist nicht mehr mit.

Das Geistvolle und Werthvolle der Verjüngungstheorie
t nicht in diesen Theilen, sondern in denjenigen, welche
Verfasser als Botaniker und Anatom am meisten be-
cht. Hier sind vorzüglich lesenswerth die Abschnitte,
che von den Verjüngungsprocessen im Pflanzenorganis-
s in seinem Unterschiede vom thierischen handeln, wo
interessanten Beispielen ein Organisationsgesetz veran-
ulicht wird, welches bei fortschreitender Wissenschaft
große Zukunft vor sich haben dürfte. Es ist das
tz, daß die Processe der Organisation, welche anfangs
r nach außen arbeiten, ihre Arbeitskräfte später mehr
nnen, auf sich selbst wenden, sodaß für die einzel-
Lebensindividuen hierbei ein immer größeres Zurück-
gen des Lebens in seine eigenen anfangs verborgen ge-
benen Tiefen gewonnen wird.

Pflanze und Thier unterscheiden sich nämlich dadurch,
die Pflanze sich nur in ihren äußern Theilen, das
er auch in seinen innern Organen verjüngt. Die
anze wächst durch Aufschichtung immer neuer Indivi-
n, die in der Reihe ihrer Entwickelung absterben, das
er wächst als einfaches oder einzelnes Individuum durch
größerung seiner innern Organe. Zum Fluß der in-
thierischen Verjüngung gehört eine fortdauernde Rei-
ung des Körpers von den abgelebten Mauserstoffen
h die depurativen Secretionen. Den Pflanzen fehlt
solche innere Reinigung, und daher werden bei ihnen
Mauserstoffe in alle Bildungen beim Wachsthum und
Ernährung mit eingeschlossen, ähnlich wie es im thie-
en Organismus bei der Lebenshemmung geschieht, wo
krankhafte Geschwülste bilden, wodurch die gesunde
re Verjüngung des thierischen Lebens auf die Stufe
blos äußern Verjüngung oder Anaphytose der Pflan-
zurücksinkt. Der Wuchs des Thieres ist abgeschlossen,
seine Größe als einzelnes Individuum begrenzt, wogegen
die Pflanzen immer neue Individuen auf die ältern ab-
sterbenden aufthürmen. Die innern Organe der Pflanzen
verjüngen sich nicht, sondern erstarren in der Reihe, wie
sie entstanden sind, zu verholzenden Formen. Daher ist
das Leben der Bäume gar nicht so alt, als es den An-
schein hat, sondern die absterbenden Theile ziehen nur den
Proceß des Sterbens sehr in die Länge und bleiben,
wenn sie abgestorben sind, mit dem Ganzen in Verbin-
dung. Näher betrachtet ist das Leben aller Pflanzen nur
einjährig. Die Splintschichten sind die im Absterben be-
griffenen, die Holzschichten die erstorbenen Theile. Die
jungen Triebe der Wellingtonia gigantea, welche zur
Zeit, als Paris die Helena entführte, lebten, leben in
den jetzt 3000 Jahre alten Stämmen nicht mehr, son-
dern sie sind nur als natürliche dreitausendjährige Mu-
mien da, welche sich gegenseitig eingesargt haben und das
von Natur darstellen, was die Pharaonen durch Einbal-
samiren der Leichen ihrer Väter mit Hülfe der Kunst
bewirkten.

Ein solches Wesen wie die Pflanze, dessen Leben sich
selbst fortwährend abhanden kommt, kann ebendaher un-
möglich zur Selbsterfassung in der Empfindung gelangen,
und folglich ist die vermittels der innerlichen oder anima-
lischen Mauser ermöglichte Centralisirung des Organis-
mus die Grundbedingung für ein empfindendes Wesen als
ein solches, dessen Leben sich selbst in den Processen sei-
nes Wachsthums nicht verliert, sondern erneuert und wie-
dergewinnt. Indem hiermit erst das Leben aus seiner
halben Latenz in die volle Erscheinung tritt, gesellt sich
zu seiner physiologischen Einwirkung auf die chemischen
Stoffe eine psychologische Einwirkung auf sich selbst, in
Beziehung auf welche wir daher auch die sinnvollen Winke
keineswegs von der Hand weisen wollen, welche der Psy-
cholog hier empfängt in Beziehung auf gewisse Verjün-
gungsacte oder Mauserprocesse, welche häufig an unsern
Vorstellungsgebilden wahrzunehmen sind. Redet doch auch
der gemeine Sprachgebrauch sinnvoll genug von einem
allmählichen Zur-Reife-Kommen unserer Ideen und Lebens-
plane, welches darin besteht, daß die lebensfähigen Be-
standtheile gewisser Vorstellungsgebilde sich verdeutlichen
und weiter entwickeln, während die irrthümlichen und fal-
schen Zusätze dahinschwinden und abschmelzen. Insofern
als die bewußte Aufmerksamkeit hierbei die neubildende
Thätigkeit ausmacht, agirt das Bewußtsein als „Geistes-
magen". Weiß doch jedermann recht wohl, was gemeint
ist, wenn von „unverdauten" Notizen und Kenntnissen die
Rede ist. Es sind dies diejenigen Kenntnisse, welche nicht
vermöge des Bewußtseins mit unsern übrigen Vorstellun-
gen und Kenntnissen in eine fruchtbare Verbindung gesetzt,
also unserm Geistesleben nicht gehörig „assimilirt" wur-
den. Ist nun aber das Bewußtsein der „Geistesmagen",
so sind die sinnlichen Wahrnehmungen die „Geistesnah-
rung", die Grundbegriffe unserer geistigen Auffassung die
„logischen Kauwerkzeuge", und es wird durch eine gute
Verdauung ein gesundes, durch eine unvollkommene ein
verdorbenes „Geistesblut" erzeugt werden. Dergleichen

sind nicht zu verachtende Wegweisungen, wobei wir uns nur immer zu erinnern haben, daß durch solche Gleichnisse niemals das Wesen der Sache ausgesprochen, wol aber auf einen Zusammenhang zwischen Lebensfunctionen niedern und höhern Ranges hingedeutet wird, welcher die Veranlassung zu weitern Untersuchungen geben muß und geben wird.

Auch J. Frohschammer wirft in seiner Schrift: „Ueber die Aufgabe der Naturphilosophie" (Nr. 2), die Frage auf, ob nicht die Naturphilosophie anders als bisher zu fassen, ob ihr nicht eine andere Aufgabe zu stellen sei, damit ihr dadurch eine Berechtigung neben der Naturwissenschaft gesichert werden könne. Denn wenn auch anzuerkennen sein dürfte, daß die alte Naturphilosophie nicht als ein gelungenes Unternehmen sich erwiesen habe, so würde es dennoch übereilt sein, zu behaupten, daß nunmehr hiermit alle Naturphilosophie abgethan sei. Er sucht daher die große und schöne Aufgabe näher zu formuliren, welche der Naturphilosophie neben der Naturwissenschaft gestellt werden könne, damit durch sie die Verse des Dichters ihre Bewahrheitung fänden, in denen es von der Naturforschung heißt:

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs neu gibt die Vernunft ihr zurück.

Wir finden uns hierdurch lebhaft zurückerinnert an die Erwiderung Alexander von Humboldt's auf einen Ausspruch des Philosophen Fries. Humboldt schreibt im fünften Bande seines „Kosmos" (Abthl. 1, S. 8):

Ein mir lange befreundeter, den Kantischen Ansichten leidenschaftlich zugethaner Denker, Jakob Friedrich Fries, glaubt am Schlusse seiner „Geschichte der Philosophie" erklären zu müssen: „daß von den bewunderungswürdigen Fortschritten, welche die Naturlehre bis zum Jahre 1840 gemacht, alles der Beobachtung und der Kunst der Geometrie, der Kunst mathematischer Analysis angehöre; die Naturphilosophie habe bei diesen Entdeckungen gar nichts gefördert." Möge ein Zeugniß bisheriger Unfruchtbarkeit nicht alle Hoffnung für die Zukunft vernichten! Denn es geziemt nicht dem freien Geiste unserer Zeit, jeden zugleich auf Inductionen und Analogien gegründeten philosophischen Versuch, tiefer in die Verkettung der Naturerscheinungen einzudringen, als bodenlose Hypothese zu verwerfen.

Nach Frohschammer's Idee ist die Naturphilosophie die Wissenschaft von der Vernunft in der Natur, die Wissenschaft, welche die Natur als Vernunftreich betrachtet. Die Natur soll darin nicht blos mechanisch-physikalisch und chemisch betrachtet und aufgefaßt sein, sondern auch organisch, mit allen Sinnen und Organen, mit denen sie selbst das lebendige Wesen ausgestattet hat. Alles, was in der Natur unmittelbar das menschliche Gemüth fühlt und genießt, alle idealen Momente der Natur, aller Gemüths- und Vernunftwerth in derselben, soll darin zur Erkenntniß gebracht und in deutliche Begriffe umgesetzt, das Endliche in seinem Verhältniß zum Unendlichen, das Ideengemäße in seinem Verhältniß zum Ideenwidrigen darin erkannt werden. Besonders soll sich durch die Bedeutung des teleologischen Naturwirkens in ihr ein Gebiet der Forschung neben den Naturwissenschaften eröffnen, welche es nur mit den wirkenden Ursachen zu thun haben. Außerdem ist in der Natur eine Thatsache vorhanden, welche von der exacten Naturwissenschaft niemals erfaßt und begriffen werden kann und daher ebenfalls als eigenthümliches Erkenntnißobject der Naturphilosophie anheimfällt, nämlich die große Thatsache der Empfindung, die Thatsache von Lust und Schmerz. Und endlich kommen die ebenfalls von der Naturwissenschaft ganz unberührten Untersuchungen über das Wesen von Raum und Zeit, über das Wesen und den Grund der Materie, über das Verhältniß der Materie zu den in ihr vorhandenen Kräften und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit hinzu, um zu erkennen zu lassen, daß diejenigen Gebiete des Natürlichen, welche von den exacten Naturwissenschaften unberührt daliegen, dem bebauten Boden an Umfang wenigstens nicht nachstehen, wahrscheinlich sogar ihn bei weitem übertreffen. Wir können uns in diesem Punkte mit dem Verfasser nur vollkommen einverstanden erklären. Das bebaute Terrain unserer exacten Naturwissenschaften gleicht einer zerstreuten Gruppe von Oasen in der Wüste, oder von bebauten Erdstrichen innerhalb eines Urwaldes. Die Mittel der bisherigen Wissenschaft reichen zwar hin, um die angebauten Erdstriche in ihrer einmal im Gange befindlichen Cultur qualitativ höher zu treiben, aber sie reichen nicht zu einer quantitativen Vermehrung des bisherigen Arbeitsbodens, weil dazu neue Begriffe gehören, welche die bisherige Naturwissenschaft noch nicht in ihren Besitz gebracht hat und nach ihren bisherigen Methoden auch nicht in ihren Besitz zu bringen im Stande ist. Solange dieses Absperrungssystem waltet, finden wir daher in Gedanken Frohschammer's, eine Naturphilosophie neben den Naturwissenschaften zu gründen, ganz praktisch, als gleich in der Idee der Sache, wenn sie so wäre, wie sie sein sollte, Naturphilosophie und Naturwissenschaft sich völlig in eins fallen können.

Uebrigens ist Frohschammer weit entfernt, hier schon den ausführlichen Plan eines so weitschichtigen Gebäudes aufzustellen. Er beschränkt sich vielmehr auf vorbereitende Untersuchungen, einerseits über Stoff und Kraft, andererseits über das Verhältniß des Unorganischen zum organischen Leben.

Was das erste Thema betrifft, so nimmt er einen wirklichen Stoff an als das Substrat von Kräften, welcher nicht durch seine bloße Form und Existenz, sondern ganz allein durch seine Kräfte wirkt, sodaß die Kräfte nicht die Existenz der Materie, sondern nur die Wirksamkeit derselben bedingen. Doch denkt er sich diesen Stoff nicht in Gestalt ausgedehnter Atome, sondern unausgedehnter Kraftpunkte oder Kraftcentra. Er bezieht sich hierbei auf Fechner („Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre", 1855), welcher ebenfalls die Atome als einfache Wesen faßt, die zwar einen Ort, aber keine Ausdehnung haben, dabei jedoch durch ihre Distanz gestatten, daß die aus ihnen bestehenden Systeme eine Ausdehnung gewinnen; und auf andere Mathematiker und Physiker, wie Ampère, Cauchy und Faraday, welche sich ebenfalls die Materie als bestehend aus ausdehnungslosen Kräften oder Actionscentren gedacht haben. Auch Kant's Dy-

mismus würde recht wohl mit dieser Ansicht stimmen, da auch Kant, obwol er die Materie aus bloßen Kräften bestehen läßt, die zu ihrer Erzeugung nothwendigen Kräfte der Anziehung und Abstoßung nirgends anderswoher in den Raum gelangen lassen kann, als aus unzähligen discreten Kraftpunkten, von denen ihre Wirkungen ausgehen. Die Kräfte selbst, des Gleichgewichts, der Bewegung, der Gravitation u. s. w., sind dabei eben nichts weiter, als die Gesetze der Anziehung und Abstoßung zwischen diesen Kraftpunkten, oder nach dem Ausdruck Cauchy's die vom Schöpfer gegebenen Gesetze seines eigenen Willens, vermöge dessen er in seiner Schöpfung gegenwärtig ist.

Was das zweite Thema betrifft, so nimmt er in der Natur nicht blos wirkende Kräfte (physikalische und chemische), sondern auch Plankräfte (organische) an, durch welche die Natur zur Darstellung eines Gedankensystems und eines Vernunftreichs wird. Der Unterschied zwischen beiderlei Kräften besteht darin, daß jene in der Natur der Materie als solcher liegen, sodaß es nur des Eintritts der entsprechenden Umstände bedarf, um sie zur Wirksamkeit zu bringen, diese hingegen anzusehen sind als vom Stoffe unterschiedene Kräfte, für welche im Stoffe nur eine Empfänglichkeit angelegt ist, Bildungsprincipien, welche der Materie eine nicht von selbst in ihr liegende Bestimmtheit mittheilen, und, obwol sie in der Materie und durch sie wirken, doch für ursprüngliche Mächte der Natur angesehen werden müssen.

An diesem Orte greift Ludwig Weis in seinen „Gemälden zur Poesie und Philosophie" (Nr. 3) durch eine beachtungswerthe und gründliche Beleuchtung des Unterschieds zwischen Maschine und Organismus ein. Er fußt mit Recht auf den Umstand, daß in den Organismen durch ihr Wachsthum und ihre Entwickelung eine fortdauernde Vermehrung von Kraft stattfindet, während durch keine Maschine jemals eine Vermehrung der ursprünglich gegebenen Kraft gewonnen werden kann. Eine jede Maschine vermag nichts weiter, als daß sie die Kraft, welche Bewegung veranlassen kann, von einem Orte nach einem andern hinleitet, dahin, wo der Mensch sie mit Bequemlichkeit zu seinen Zwecken benutzen will. Jede Maschine kann betrachtet werden als ein Hebelwerk, bestehe dieses nun in einem einzelnen Hebel (einem Stab, einem Brecheisen) zur Hebung einer einzelnen Last, oder aus Hunderten von solchen, wie am Webestuhl, wo man Hunderte von Fäden als kleine Lasten von ihrer Stelle hebt und abwechselnd miteinander verflicht. Daher ist nun bei der Maschine überall die wirklich geleistete Arbeit kleiner, als sie der Größe der angewendeten Kraft nach sein müßte, weil die Maschine selbst immer einen Theil der angewendeten Kraft verzehrt. Das Allerhöchste, was eine Maschine in der Idee leisten könnte, wäre immer nur ein völliges Conserviren der ihr mitgetheilten Kraft; in der Wirklichkeit erhält sie jedesmal weniger. Bei einfachen und in ihrer Construction wohlbekannten Maschinen leuchtet dieses ein. Aber die Organismen — hat man eingewendet —, bei denen die mitgetheilten Kräfte sich nicht blos conserviren, sondern in eins fortwachsen, sind eben keine einfachen, sondern aufs höchste complicirte Maschinen. Desto schlimmer dann! erwidert hierauf mit Recht der Verfasser. Je complicirter eine Maschine ist, desto mehr Theile reiben sich aneinander, desto mehr Last stellt sich der bewegenden Kraft entgegen, und somit vermindert die Complicirtheit einer Maschine unausbleiblich die nutzbare Kraft, wie denn auch gerade die einfachsten Maschinen, wie eine Wage und dergleichen, es sind, die den vollständigsten Nutzen gewähren. An eine stetige Kraftvermehrung ist daher bei einer complicirten Maschine noch weniger zu denken, als bei einer einfachen.

Nach der Maschinenlehre müßte in der Speise eine größere bewegende Kraft enthalten sein, als in der aus ihren Bestandtheilen ausgelösten Denkthätigkeit. Denn die bewegende Kraft der Speisen müßte geschwächt und vermindert werden dadurch, daß sie sich zu einer menschlichen Gestalt zusammenformen, daß sie die vorhandene Körpermasse in Bewegung setzen, daß sie die Form des Leibes selbst erst erhalten müssen. Statt dessen finden wir aber in der That eine erstaunenswürdige Vermehrung der bewegenden Kraft. Denn es kann unmöglich ein Zweifel darüber sein, wo ein größeres Quantum von Bewegungskraft liege, ob in der Nahrung, welche gekocht und gegessen wird, oder im denkenden Geist, zu dessen Bewegungen nicht allein dieses Kochen und Essen mit gehört, sondern der dabei auch noch Kraft übrigbehält, zu forschen über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Irrthum, der sogar überschüssige Kraft genug behält, um in heitern Spielen der Poesie der unvollkommenen wirklichen Welt eine vollkommenere ideale Welt ins Angesicht zu bauen.

Diese Betrachtungen haben den Verfasser dazu geführt, die Quellen solcher riesenhaften Kraftvermehrung anderswo zu suchen, als in den Speisen der Kochtöpfe, und folglich der Theorie von einer continuirlichen Erhaltung der Kraftsumme innerhalb der Erscheinungswelt auch seinerseits entschlossen den Abschied zu geben, um an ihrer Statt die Forschung nach einem Gesetze des continuirlichen Wachsthums der Kraftsummen innerhalb des erscheinenden Universums mit fröhlichem Muthe zu beginnen.

Hierbei erwählt er sich zum vorläufigen Führer die Hegel'sche Methode, findet freilich in der oft geflissentlichen Zweideutigkeit ihrer Ausdrücke (wie z. B. „Aufheben" im Sinne von Negiren und Conserviren zugleich u. dgl. m.) große Schwierigkeiten, die ihn jedoch nicht abschrecken, und schlägt sich recht ehrenwerth und tapfer mit ihr herum, indem er alle dialektischen Definitionen, die ihm als Naturforscher wenig munden, einfach in das Lexikon verweist, die Methode als solche aber trotz ihrer Mängel dennoch (zufolge S. 135) für die einzig richtige hält, nämlich als die Methode, einen immanenten Zusammenhang an den Dingen des Kosmos selbst aufzuweisen, welches nur dadurch möglich wird, daß man den gesammten Kosmos nach dem Bilde des Geistes auffaßt. Er zeigt dabei in allen Dingen den besten Willen, die Hegel'schen Gedankengänge für eine neue Naturphilosophie fruchtbar zu

machen. Nur in Einem Punkte thut er Hegel unrecht. Wenn nämlich dieser jede Naturstufe durch innere Selbstthätigkeit ins Gegentheil und dadurch zu einer höhern Stufe umschlagen und sich aufheben läßt, wenn er z. B. behauptet, die Einseitigkeit des chemischen Processes treibe ihn fort zur höhern Einheit des organischen, so faßt Weis dieses irrthümlich nur als dieselbe Forderung wie im Materialismus, wo immer die niedere Thätigkeit einfacher Verbindungen sich erhöht und vervollständigt in dem Producirenden complicirterer Verbindungsverhältnisse. Diese Auffassung verstößt gegen den echten Sinn der Hegel'schen Dialektik, wenn man sie im richtigen Zusammenhange ihrer historischen Entwickelung begreift.

Die Hegel'sche Methode ist nichts weiter, als eine bequemere und faßlichere Reconstruction der Fichte'schen Wissenschaftslehre. Fichte construirte kühner von oben nach unten, vom Ich ins Nicht-Ich; Hegel, um die Construction anschaulicher und faßlicher zu machen, nahm den umgekehrten Weg von unten nach oben, aus dem Nicht-Ich ins Ich. Dadurch kann sich leicht der Irrthum einschleichen, als ob hier das Obere wirklich nur aus dem Stoffe des Untern, das Ich aus der Materie des Nicht-Ich hervorgehe, was aber ganz gegen die Meinung ist. Sondern das Ich ist bei Hegel nicht minder wie bei Fichte die alleinige Quelle der Natur. Die Methode besteht vielmehr darin, begreiflich zu machen, wie das Nicht-Ich als der gesetzte Widerspruch des abstracten Anfangs immer mehr und immer innerlichere oder edlere Theile aus der Latenz der vorausgesetzten Idee in die Erscheinung hereinzieht, ähnlich wie das dialektische Denken zur Ausgleichung der Widersprüche in seinen vorgefundenen Begriffen immer neue und immer umfassendere Begriffe ins Bewußtsein zieht, welche bisher latent waren oder außerhalb des Bewußtseins lagen. Ebenso haben wir uns die latenten Urgründe, aus denen der dialektische Proceß bei Hegel die neuen Begriffe in die Erscheinungswelt hereinzieht, nicht innerhalb, sondern außerhalb der Erscheinungswelt, mit andern Worten im Schoße des göttlichen Urgrundes zu denken, von wo sie durch den dialektischen Proceß des Werdens, gleich einer Maschinerie von Saugpumpen, in die Erscheinungswelt als immer neu hinzuströmende Kraftsummen der Organisation übergeleitet werden.

Daher eben ist der Umstand, auf welchem bei Hegel der Hauptnachdruck liegt, dieser, daß die höhern Daseinsstufen in der Natur nicht blos neue Erscheinungsformen, sondern neue Begriffe, das will sagen: neue Naturgesetze sind, welche sich die Gesetze der vorangegangenen Daseinsstufen unterordnen. Sobald innerhalb einer niedern Stufe eine höhere sich entwickelt, so gibt diese jedesmal eine neue Gesetzlichkeit zu erkennen, deren Grundsätze nur auf sie selbst, nicht aber auf die niedern eine Anwendung leiden. Die Naturkunde hat bereits in einem sehr hervorragenden Falle das Hegel'sche Gesetz anerkannt durch ihren Grundsatz: Omne vivum ex ovo. Sämmtliche Gesetze der unorganischen Krystallbildung reichen nicht aus, um einen organischen Krystall (eine wachsende Zelle) zu construiren; sondern wo die organische Krystallbildung anhebt, da erwächst aus der alten der Anfang einer neuen Gesetzlichkeit, das Ei. Dieses besteht einerseits zwar aus den unorganischen Stoffen und ihrem Kräftespiel, andererseits aber auch in einer innerhalb jener Stoffe entwickelten neuen und übergreifenden Function, welche sich als Leben oder organischer Trieb zu erkennen gibt. Soweit die neue Gesetzlichkeit des Triebes besteht, soweit leiden die Processe der unorganischen Stufe eine Hemmung. Zwar können ihre Gesetze nicht abgeändert werden; aber die nach ihnen sich vollziehenden Processe können sich nicht mehr so ungehindert vollziehen, als sie es thun würden, wenn die neue Gesetzlichkeit nicht eingedrungen wäre, und als sie es auch immer aufs neue thun, sobald dieselbe entweicht, nämlich bei der Verwesung; weshalb Diogenes mit Recht sagte, die Seele sei dem Thierfleische anstatt des Salzes gegeben, damit es nicht faule. Das Resultat ist, daß organische Processe sich nicht aus unorganischen Gesetzen erklären lassen, und daß jeder Naturforscher, welcher dieses versucht, daran zum Thoren wird.

Ein anderer Fall, wo das Hegel'sche Gesetz sich ebenso auffallend bewahrheitet, liegt auf dem psychologischen Gebiete. Denn hier zeigt es sich ebenfalls, daß genau in dem Maße, als die Function des Bewußtseins sich im organischen Triebe einstellt, die Wirksamkeit dieses Triebes eine Hemmung erleidet. Auch hier werden durch die Hemmung die Gesetze des Trieborganismus und der Nervenphysiologie durchaus nicht umgestoßen oder abgeändert, sondern ganz streng beobachtet. Aber die nach diesen Gesetzen vollzogenen Processe vollziehen sich jetzt nicht mehr so ungehindert, als sie sich vollzogen, bevor das Bewußtsein eintrat, und als sie sich wieder vollziehen, sobald sie entweicht, nämlich im Schlafe. Sondern überall, wo es erscheint, hemmt und hindert es die blind sich vollziehenden Processe, und nur allein dort, wo diese blinden Wellensprocesse an ihrem Ausbruche gehindert sind, erscheint das Bewußtsein, und zwar immer nur genau so weit und in dem Umfange, als sie gehindert sind. Das Resultat hiervon ist, daß die Nervenphysiologie gerade so wenig taugt, um das Bewußtsein zu erklären, als die Gesetze der Physik taugen, um das wachsende Hühnchen im Ei zu erklären.

Damit ist zugleich über die kleine Schrift Th. Puderit's „Gehirn und Geist" (Nr. 4) im allgemeinen das Urtheil ausgesprochen. Dieselbe versucht eben eine Erklärung des Bewußtseins aus der Nervenphysiologie. Da die Philosophen die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen eingeständen (heißt es in der Vorrede S. VIII), so sei es an der Zeit, die Arbeit andern Händen anzuvertrauen. Nun die Physiologie könne die Psychologie aus den luftigen Regionen der Philosophie zurückführen auf den festen Boden exacter Forschung. — „Du merkst wol nicht, mein Freund, wie grob du bist."

Ueberhebung pflegt sonst der Vorläufer blauen Dunstes zu sein. Das kann man in diesem Falle indessen nicht behaupten. Der Verfasser ist wirklich ein exacter und

hrlicher Forſcher. Die Ueberhebung gegen die Philoſophie iegt nun einmal ſo in der Luft der Naturforſchung, wie ie Ueberhebung gegen die deutſche Nation in der Luft es Auslandes. Dem übermüthigen Auslande iſt hierbei nmer am beſten mit Schlägen geholfen worden. Womit ıag wol der übermüthigen Naturforſchung am beſten geolfen ſein?

Abgeſehen von dem lebernen und abgegriffenen Aberauben, den denkenden Geiſt für eine Gehirnfunction, und e graue Subſtanz für ſeinen Filtrirapparat anzuſehen, ıthält die kleine Schrift gute und brauchbare Beobachtunn, die man ſich gern zu Nutze machen darf, indem es ht wohlgethan iſt, um des ſchlechten Gefäßes willen n guten Inhalt zu verſchmähen. Auch iſt es nicht wahr, ıs uns gewiſſe Naturforſcher heutzutage einreden möch, daß es keine andere Erfahrungswiſſenſchaft gebe, als rch das phyſikaliſche Experiment. Die unbefangene inre Beobachtung, einerlei ob vom Idealiſten, ob vom ıaterialiſten angeſtellt, ſteht ebenſo feſt.

Der Verfaſſer hat nämlich vollkommen richtig beobach, daß beim Zuſtandekommen des Bewußtſeins ſich in ſerm Gehirn immer eine Bewegung ereignet, welche den ıgekehrten Gang nimmt, wie die animaliſchen Reflexbegungen. Bei letztern wird ein Sinneindruck aus dem pfindungsorgan unbewußt ins Gehirn geleitet, und von r aus ebenſo unbewußt mit einer entſprechenden Muskelung beantwortet. Soll Bewußtſein und Denken (als höchſte Grad der bewußten Thätigkeit) erfolgen, ſo ß der Reflexzuſammenhang unterbrochen werden. Der lle muß, anſtatt blindlings auszubrechen, an ſich halund in den gegebenen Vorſtellungen nach Motiven ıer Entſcheidung umhertaſten, folglich rückwärts ſchlaaus der Richtung nach außen in die Richtung nach en, aus der Muskelzuckung in die Vorſtellungsthätig, aus der Action auf die phyſikaliſche Welt in die ion auf die Vorſtellungswelt, aus dem losgelaſſenen ebe in den gehemmten und wartenden Trieb, aus dem ktiſchen Agiren in das theoretiſche Stillhalten, aus der ipheriſchen Kraftentladung in die centrale Kraftſpanıg, aus der Zerſtreuung in die Aufmerkſamkeit. Der faſſer faßt dieſes bewunderungswerthe pſychiſche Grundtz, in ſeine materialiſtiſche Sprache überſetzt, in folıe Formel (S. 45, 55):

Die Summe der aufnehmenden Geiſtesnerven nenne ich kellungsorgan, die Summe der bewegenden Geiſtesnerven e ich Willensorgan.... Eine durch Erregung des Vorſtelsorgans hervorgerufene Erregung des Willensorgans kann eder centrifugal verlaufen, und wird dann (in der Sphäre ewegenden Rückenmarksnerven) zur Muskelbewegung, oder kann zurückſchlagen auf ihre Erregungsurſache, auf das Vorſtellungsorgan, und wird dann zur kthätigkeit.

Ungefähr ſagt das der Idealiſt auch, nur mit ein g andern Worten. Es wird daſſelbe überhaupt ein ſagen, dem es in der Wiſſenſchaft mehr um Ein- n als um Abſichten zu thun iſt. Als einen ſolchen ſich der Verfaſſer zu erkennen, und daher mögen wir aus ſeinem Munde gern die fröhliche Botſchaft in Empfang nehmen, die man, in immer neue Sprachen und Dialekte überſetzt, niemals genug wiederklingen hören kann: daß das, was den animaliſchen Trieb zum Denken emporhebt, nichts anderes iſt, als eine Hemmung, eine Reflexion, ein Rückwärtsſchlagen des Triebes aus dem Materialismus ſeiner äußern Action in den Idealismus der nach innen geſpannten Aufmerkſamkeit, daß folglich das Denken nicht zu den Vorſtellungsphänomenen der Ideenaſſociation gehört, ſondern zu den Willensphänomenen, als das Phänomen der ſich aus materieller Unfreiheit zu ideeller Freiheit emporarbeitenden Triebe. **Karl Fortlage.**

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Shakſpeare-Studien in Frankreich.

1. William Shakſpeare von Victor Hugo. Deutſch von A. Diezmann. Autoriſirte Ausgabe. Leipzig, Steinacker. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. *Alphonse de Lamartine*, Shakespeare et son oeuvre. Paris 1865.

Es mag immerhin für ein Ereigniß gelten, daß die zwei namhafteſten Dichter des heutigen Frankreich Werke über Shakſpeare veröffentlicht haben, ſo gering auch die Ausbeute iſt, welche wir Deutſchen aus dieſen Schriften ſchöpfen können. Es iſt begreiflich, daß die neuere franzöſiſche Schule, die ſo viel von dem Briten zu lernen ſuchte, ſich auch über ſeine Bedeutung orientiren will. Welch ein Sprung von Voltaire, der Shakſpeare einen betrunkenen Wilden nannte, bis zu Victor Hugo, der mit der Hülfe dieſes Wilden die langweilige Claſſicität der franzöſiſchen Bühne ſtürzte, der an den engliſchen Clowns das Maß für ſeine Triboulets nahm und an den Hiſtorien den großen geſchichtlichen Stil für ſeinen „Cromwell" ſtudirte, wenngleich dies alles unter ſeinen Händen ein ganz anderes Anſehen gewann, indem die Poeſie des romantiſchen Contraſtes die Ariels und Calibans in eine Geſtalt verſchmolz. Ja dieſe neufranzöſiſche Novelliſtik mit ihren phantaſievollen, kecken, oft frivolen und brutalen Erfindungen — erinnert ſie nicht an die Stoffquellen, aus denen Shakſpeare ſchöpfte, herrſcht bei den Dumas und Sue, den Soulié und Flaubert nicht das gleiche Behagen an ungewöhnlichen Begebenheiten, an abnormen Verwickelungen, namentlich in den Verhältniſſen der Geſchlechter, wie in jenen Novellen, aus denen „Maß für Maß", „Cymbeline" und andere Stücke Shakſpeare's geſchöpft wurden? Es geht, abgeſehen von dem verſchiedenen Colorit der Jahrhunderte, ein verwandter Zug durch dieſe üppig phantaſievollen Productionen der alten und neuen Novellenſchreiber, es iſt dieſelbe heiße Temperatur der Phantaſie, in welcher auch Shakſpeare's hochragende Gebilde gediehen. Denn wären wir nicht durch die lange Kenntniß mit ſeinen Werken ſo vertraut, daß wir über ihre Vorausſetzungen, über ihre thatſächliche Grundlage nicht nachzudenken pflegen, ſo würden wir dieſelben meiſtens ſehr abnorm und abenteuerlich finden. Während ſich Victor Hugo ausnehmend in dem romantiſchen Zauberkreiſe der Shakſpeare'ſchen Dichtungen behagt, zeigt ſich bei Lamartine eine Art von claſſiſcher Reaction, von

Gewissensbissen des „guten Geschmacks", welche seine Anerkennung der Größe des englischen Dichters beeinträchtigen.

Das Werk Victor Hugo's entspricht so wenig den Anforderungen, welche man in Deutschland an Charakteristiken und Analysen großer Dichter zu machen pflegt, daß es nicht wundernehmen darf, nur abfälligen Urtheilen über dasselbe zu begegnen. Da finden wir keine aus den Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung mit scharfsinniger Kritik der überlieferten Daten und ebenso scharfsinnigen Conjecturen in Bezug auf ihre Verknüpfung; da finden wir keine Darstellung der altenglischen Bühne und ihrer Voraussetzungen, der Vorgänger und Zeitgenossen des Dichters; da vermissen wir die sorgfältige Würdigung, die elegante Reproduction der einzelnen Stücke, den Nachweis ihres Grundgedankens, der Quellen, aus denen der Stoff entlehnt wurde u. s. w. Da unsere Shakspeare-Gelehrsamkeit von Jahr zu Jahr umfassender wird, sich in Philosophie, Philologie, Geschichte und mehrere andere Branchen theilt, da sie immer exclusiver auftritt, immer mehr das profane Volk abhält, so wird natürlich ein Eindringling in ihre Kreise, wie Victor Hugo, der dazu nicht einmal das testimonium maturitatis ablegen kann, indem seine Kenntnisse bedenkliche Lücken zeigen, mit Achselzucken betrachtet! Bringt doch sein umfangreiches Werk nicht ein einziges neues Resultat der Forschung und theilt es doch naiv eine große Zahl von längst widerlegten Irrthümern mit!

Und dazu dies Improvisiren und Irrlichteliren, diese Excurse über Gott und Welt, über Aeschylus und das 19. Jahrhundert! Wie aphoristisch, wie unsystematisch, wie empörend für einen ordnungsliebenden Deutschen, der alles immer in die rechten Fächer legt! Shakspeare erscheint ja in diesem Buche nur als ein zufälliger Ausgangspunkt für die mannichfachsten Ideenassociationen, für die keckſten Gedankensprünge, nur wie die Leiter, die zu den schwindelnden Höhen der Weltanschauung Victor Hugo's führt, und welche dieser mit dem Fuße fortstößt, wenn er diese Höhe erklommen!

Es ist keine Frage, von diesem „streng wissenschaftlichen Standpunkte aus" ist Victor Hugo's Werk ein Conglomerat zufälliger Gedanken, ein Trödelkram der willkürlichſten, oft burlesken Einfälle, eine kolossale Verirrung, ein absolut schlechtes Buch!

Dennoch ist es nicht so aphoristisch, wie es auf den ersten Blick erscheint! Es hat seine Einheit, so sehr sie äußerlich bis zur Unkenntlichkeit durchbrochen ist, indem es Shakspeare aus einem neuen, wir möchten sagen aus dem weltgeschichtlichen Gesichtspunkt betrachtet, die Stelle ins Auge faßt, die er in der „Legende der Jahrhunderte" einnimmt, seine Größe an den Größen anderer Dichter mißt, welche fernliegenden Zeiten angehören, seine Bedeutung für die Gegenwart, für das 19. Jahrhundert festzustellen sucht! Diese Betrachtungsweise hat gewiß ihr gutes Recht! Soll Shakspeare immer nur mit Vorgängern und Zeitgenossen, mit Marlow, Green und Ben Jonson verglichen werden? Darf Victor Hugo ihn nicht mit Aeschylus vergleichen? Und ist es nicht an der Zeit zu fragen, wie steht er dem modernen Leben, dem 19. Jahrhundert gegenüber? Ist er noch immer das ἓν καὶ πᾶν aller dramatischen Poesie, die Panacee der Bühne für alle Zeiten?

Victor Hugo zieht neue Parallelen, er wirft neue Fragen auf, die aus dem engern Kreise der Shakspeare-Gelehrsamkeit herausfallen! Gerade deshalb erscheint uns sein Werk, trotz aller Auswüchse, bedeutend und interessant. Denn wenn wir geneigt sind, uns allzu sehr in den Kleinkram zu verlieren, in welchem sich jene Gelehrsamkeit behagt, so erhebt uns Victor Hugo zu einer Höhe, von welcher aus uns die ganze Gestalt und Bedeutung des Dichters entgegentritt. Statt der gewöhnlichen Feldmessung, die wir mit den Ketten und Stangen und dem ganzen Apparat der Commentatoren betreiben, lehrt uns Victor Hugo die trigonometrische Höhenmessung. Ja wenn wir uns auch in einem von leichten Gasen getragenen Luftballon in die Höhe erheben, wir befinden uns bei den großen Genien gegenüber und in der gleichen Luftschicht mit ihnen.

Als äußere Veranlassung des Werks erwähnt Victor Hugo selbst den Wunsch, die neue französische Shakspeare-Uebersetzung seines Sohnes bei dem Publikum einzuführen. Man mag dies Reclame nennen: das Zusammenwirken von Vater und Sohn, den britischen Dichter in Frankreich einzuführen, bleibt ehrenvoll für beide. Wenn Victor Hugo in der Vorrede sagt: „der eigentliche und rechte Titel dieses Buchs würde sein: Bei Gelegenheit Shakspeare's", so legt er doch das vollkommene Bewußtsein an den Tag, daß seine Arbeit durchaus nicht darauf Anspruch machen kann, eine erschöpfende Darstellung des britischen Dichters und seiner Werke zu sein.

Die Lebensgeschichte Shakspeare's, die Victor Hugo gibt, ist so unkritisch wie möglich. Weder der Wildschütz noch der Pferdejunge Shakspeare werden uns geschenkt. Interessant sind nur einige Notizen über die rasche und tiefe Vergessenheit, in welche Shakspeare's Werke zur Zeit der Puritaner und der Restauration gerathen waren. Dryden nannte ihn „außer Gebrauch", Shaftesbury meinte, er sei aus der Mode gekommen, und 1707 gab ein gewisser Nahum Tate einen „König Lear" heraus und sagte in der Vorrede seinen Lesern an, er habe die Idee zu einem Stück genommen, das er zufällig gefunden und dessen Verfasser unbekannt sei. Dieser Verfasser war Shakspeare.

In dem zweiten Abschnitt: „Die Genies", schildert Victor Hugo die hintereinanderstehenden Riesen des menschlichen Geistes: Homer, Hiob, Aeschylus, Jesaias, Ezechiel, Lucretius, Juvenal, Johannes, Paulus, Tacitus, Dante, Rabelais, Cervantes, Shakspeare. Er gibt von jedem eine kurze Skizze von jedem, eine oft geniale, oft groteske Skizze. Absonderlich ist namentlich die „Poesie des Bauchs", wie er sie in der Charakteristik von Rabelais darstellt, nicht ohne Geist, wenn auch bizarr, die Parallele zwischen Shakspeare und Dante. In der Reihenfolge jener von Victor Hugo gekrönten Gedankenkönige fehlen die deutschen Dichter

chiller und Goethe; wir erhalten zur Entschädigung
genden Dithyrambus auf Deutschland:

Deutschland ist das Indien des Abendlandes. Alles hat Raum
in und alles ist darin enthalten und vorhanden. Karl den
oßen theilt es mit Frankreich, Shakspeare mit England. Es
einen Olymp, die Walhalla. Es wollte eine eigene Schrift
ien, Ulfilas schuf sie und die gothische (deutsche) Schrift steht
n ebenbürtig neben der arabischen. Der Anfangsbuchstabe
es Missals ist so phantastereich wie die Unterschrift eines Kha-
n. Deutschland erfand, wie China, den Buchdruck. Nach
n Tempel von Tanfana, den Germanicus zerstörte, erbaute
den Kölner Dom. Deutschland ist die Großmutter unserer
nzösischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden. Von
n Seiten her, vom Rhein und von der Donau, von der
hen Alp, von Lothringen, durch Wigalois und Wigamur,
ch Heinrich den Vogler, durch den Wendenkönig Samo,
ch den Chronisten Thüringens, durch den des Elsasses, den
burgs, durch alle alten Volkssänger, durch die Minnesän-
, kommen ihm das Märchen und die Sage zu, diese Traum-
nen, und gehen in seinen Geist über. Gleichzeitig rinnen
strömen die Sprachen von ihm, im Norden die dänische
schwedische, im Westen die holländische und vlämische; die
sche Sprache schreitet über den Kanal und wird die englische.
h den Geistesthaten hat der deutsche Genius andere Gren-
als das deutsche Land. Manches Volk, das der deutschen
st widersteht, unterwirft sich dem deutschen Geiste. Was es
t unterwirft, nimmt es in sich auf. Die deutsche Natur,
verschieden von der europäischen ist, mit ihr aber übereinst-
mt, verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Natio-
Der deutsche Geist ist wie eine unermeßliche Geistwolke,
h welche Sterne glänzen. Der höchste Ausdruck Deutsch-
s aber kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden.
Musik, eben wegen ihres Mangels an Bestimmtheit, in
m Falle ein Vorzug, reicht so weit als der deutsche Geist reicht.
Wenn der deutsche Geist so viel Dichtigkeit als Ausdehnung
t, d. h. so viel Willen als Fähigkeit, könnte er in einem
denen Augenblick das Menschengeschlecht erheben und retten.
nfalls ist er, so wie er ist, groß und erhaben.
In der Poesie hat er sein letztes Wort noch nicht gespro-
. Der große, der eigentliche und definitive Dichter Deutsch-
s wird nothwendig ein Dichter der Humanität, des Enthu-
nus und der Freiheit sein. Die Musik ist — man gestatte
Wort — der Duft der Kunst. Sie verhält sich zur Poesie,
das Träumen zu dem Denken, wie der Ocean der Wolken
em Ocean der Wogen. Die Musik ist das Wort Deutschlands.

Nicht um die Musik der Zukunft, sondern um die
sie der Zukunft handelt es sich also in Deutschland.
Musik hat bereits ihre glänzende Vertretung gefun-
. Beethoven ist der deutsche Geist.

Allerlei geistreiche Aphorismen enthält das dritte Buch:
e Kunst und die Wissenschaft." Es sind hingewor-
Gedanken darin, aus denen man Systeme machen
te, wie überhaupt viel geistiger „Diamantstaub" in
or Hugo's Werken ist. Namentlich erquickt die gei-
Frische, welche nicht im Moder der Vergangenheit
eht, sondern auch das Recht der Gegenwart und Zu-
t wahrt. So heißt es sehr schön:

Die Nacheiferung der Geister ist das Leben des Schönen
der erste Platz ist immer frei. Entfernen wir alles, was die
ten entmuthigen und ihnen die Flügel lähmen kann; die
t ist ein Muth; wer leugnen wollte, daß die nachkommen-
Geister den vorangegangenen gleich sein können, leugnete
ortdauernde Macht Gottes. Ja, den Geistern, die man
übertreffen kann, kann man gleich werden. — Wie? —
m man anders ist.

Im vierten Buche verherrlicht Victor Hugo in Aeschylus den „Shakspeare des Alterthums". Es ist interessant, hiermit die ähnliche Verherrlichung zu vergleichen, welche Klein im ersten Bande seiner „Geschichte des Dramas" dem großen Tragiker zutheil werden läßt. Beide stellen ihn hoch über Sophokles und Euripides. Nur den Aristophanes als Komiker läßt Victor Hugo neben ihm gelten. Er liebt im Gegensatz zu den Männern des guten Geschmacks die Kraftgenies, denen Uebertreibung, Unverständlichkeit, Dunkelheit, Monstrosität zum Vorwurf gemacht werden. Einem Sophokles und Euripides, einem Petrarca und Tasso, einem Schiller und Goethe fehlt nach seiner Ansicht das Unbekannte, das Unendliche, was den Genius macht:

Die jetzige officielle Rhetorik und Kritik nennt Aeschylus barbarisch, extravagant, emphatisch, voll Antithesen, schwülstig, absurd. Diese Ansicht wird sich ändern. Aeschylus gehört zu den Männern, welche der oberflächliche Kritiker verspottet oder verachtet, an die der echte Kritiker aber nur mit heiliger Scheu herantritt. Die Furcht des Genies ist der Anfang des Geschmacks, wie „die Furcht Gottes der Anfang der Weisheit". In dem echten Kritiker ist immer ein Poet, wenn auch nur im latenten Zustande. Wer Aeschylus in seiner Größe nicht begreift, ist der Mittelmäßigkeit unrettbar verfallen. An Aeschylus kann man die Geister prüfen.

Wenn wir dem Werke Victor Hugo's eine bestimmte ästhetische Bedeutung einräumen wollten, so ist es die einer Kriegserklärung gegen den „guten Geschmack", eine Fortsetzung des romantischen Kampfes gegen die Classicität. Darauf hin geht die Verherrlichung Shakspeare's und Aeschylus' — möglich, daß Victor Hugo sich selbst für den dritten in ihrem Bunde hält; es ist der Kampf der originellen Kraftgeisterei gegen den leeren Formalismus der Aesthetik, gegen die erstarrte Regel, gegen die seelenlose Schablone. Immer wieder kommt Victor Hugo auf dies Thema zurück; er führt die tadelnden und verwerfenden Urtheile namhafter Schriftsteller über Shakspeare an, eine außerordentlich lehrreiche Blumenlese; er sucht in dem dritten Buche der zweiten Abtheilung: „Zoilus so ewig wie Homer", die pedantische Kritik an den Pranger zu stellen, welche den Unsterblichen ihren eigenen Zopf anhängt. Die Genies sind unbequem, sie setzen in Verlegenheit; sie haben die officiellen und officiösen Aesthetiker und ihre Vorsichtsmaßregeln gegen sich; die Geistesarmen verstehen sie nicht und auch die „geistreichen Leute" fühlen sich von ihrem stolzen und strengen Wesen zurückgestoßen.

„Maßvoll", ruft Victor Hugo aus, „ist die Losung dieser Schulästhetik: Mäßigkeit, Anstand, Achtung vor der Obrigkeit und tadellose Toilette; nur geschniegelte Poesie."

„Er ist zurückhaltend und discret. Man bleibt ruhig bei ihm; er misbraucht nichts. Er hat vor allem eine sehr seltene Tugend, er ist maßvoll." Was ist das? Eine Empfehlung für einen Diener? Nein. Ein Lob für einen Schriftsteller. Eine gewisse Schule, die ernste genannt, hat in unsern Tagen für die Poesie das Programm aufgestellt: Maßhalten. Als ob es sich darum handelte, die Literatur vor Indigestionen zu bewahren.

Bald darauf heißt es:

Nicht genug ist besser als zu viel. Keine Uebertreibung! Der Rosenbusch muß gehalten sein, seine Rosen zu zählen. Die Wiese soll aufgefordert werden, die Blumen nicht zu verschwenden,

und an den Frühling wird der Befehl erlassen, sich maßvoll zu halten. Der Nester werden zu viel. Ihr Büsche, etwas weniger Sangvögel. Die Milchstraße würde auch wohlthun, ihre Sterne zu numeriren. Richtet euch nach der Aloë, die nur alle funfzig oder hundert Jahre blüht! Sie ist eine empfehlenswerthe Pflanze. Ein echter Kritiker der maßvollen Schule gleicht dem Gartenaufseher, der auf die Frage: „Sind Nachtigallen hier?" die Antwort gab: „Ach, reden Sie nur davon nicht! Den ganzen Mai über hat das Viehzeug den Schnabel nicht zugethan."

Mit immer neuen unerschöpflichen Wendungen kommt Victor Hugo unter den verschiedensten Ueberschriften seiner Kapitel immer auf sein Grundthema zurück, mag er nun die „Schule" als das Resultat der Pedanterien, als das intellectuelle Mandarinenthum, als die classische und scholastische Orthodoxie geißeln, oder das Sündenregister zusammenstellen, welches sämmtliche einem Shakspeare gemachten Vorwürfe enthält:

Wortspiele, Calembourgs. — Unwahrscheinlichkeit, Extravaganz, Absurdität. — Obscönität. — Kindisches Wesen. — Schwulst, Emphase, Uebertreibung. — Flitter, Pathos. — Gesuchte Gedanken, affectirter Stil. — Misbrauch des Contrastes und der Metapher. — Subtilität. — Immoralität. — Für das Volk schreiben, dem Pöbel opfern. — Sich im Gräßlichen gefallen. — Keine Anmuth, keinen Reiz haben. — Ueber das Ziel hinausschießen. — Zu viel Geist. — Gar keinen Geist. — Es zu groß machen u. s. w.

Und in der That, welche Beschuldigungen sind dem großen Dichter erspart worden, von Johnson, der seine Tragödie ein Erzeugniß der Industrie und seine Komödie das Product des Instincts, von Green, der ihn einen stehlenden Raben, einen Plagiator und Copisten nannte, bis zu Shaftesbury, der ihn als einen rohen und plumpen Geist verachtete, bis zu Voltaire, der seine Tragödien für monströse Possen erklärte!

Waren es nicht meistens die Anhänger des „Maßvollen", die Vertreter der „Schulkritik", welche so über Shakspeare urtheilten? Das ist der Haupttrumpf, den Victor Hugo in seinem Werke ausspielt, mit dem schweigenden Hintergedanken, daß die Kritiker der classischen Schule nicht anders über seine eigenen Dramen geurtheilt; dennoch ist sein Werk mehr als eine begeisterte und glänzende oratio pro domo.

Es fällt unserer deutschen Bildung nicht schwer, sich gegen die Einseitigkeit dieser Dithyramben ablehnend zu verhalten. Wir wissen aus den Schulparagraphen der Aesthetik, daß nicht blos die Begeisterung, sondern auch die Besonnenheit ein berechtigter Factor bei der Schöpfung von Kunstwerken ist und daß kein Kunstwerk besteht ohne maßvolle Harmonie. Wir sind sogar daran gewöhnt, dies in möglichst engem Sinne zu fassen. So ist denn auch Victor Hugo's Werk für uns in einer ästhetisch unleserlichen Keilschrift geschrieben, man hat es ziemlich verächtlich beiseitegeschoben.

Dennoch ist es, gerade seines Grundgedankens wegen, so einseitig er sein mag, ein ebenso beachtens- wie wünschenswerthes Ferment für unsere Literatur! Denn es ist keine Frage, daß gerade die entgegengesetzte Einseitigkeit jetzt die tonangebende Rolle spielt, daß mittelmäßige Begabungen, deren Vorzug nur in einer schicklich-talentvollen Behandlungsweise, in einer — um einen paradoxen Ausdruck zu gebrauchen — hypermaßvollen Darstellungsmanier besteht, mit vollen Backen als große Talente ausgeschrien werden, während der Sinn für die wahrhafte Größe der Weltanschauung und für den originellen Reichthum der Phantasie am wenigsten bei der wortführenden Kritik vorhanden ist. Gegen diese Vergötterung der Mittelmäßigkeiten, gegen dies bornirte Absprechen und Mäkeln an Kleinigkeiten, gegen diese Faseleien des „guten Geschmacks" und „gesunden Menschenverstandes", dem aller Maßstab für das Genie fehlt, ist Victor Hugo's heftiger Angriff auch in Deutschland von vollster Berechtigung. Auch die deutsche schulmeisterliche Kritik gegen wenig Dichter ungerecht gewesen wie gegen Victor Hugo. Akademische Poetlein haben sich auf das hohe Pferd gesetzt, um verächtlich auf diesen Dichter herabzusehen, dem sie nicht werth sind, die Schuhriemen zu lösen, während sie mit Acten, durch Nachweis einiger schiefen und geschmacklosen Bilder, unklarer Gedankenassociationen oder unhistorischer Gruppirungen seine Hauptwerke in blauen Dunst und leeren Schwulst aufzulösen. Dafür beräucherten sie sich gegenseitig für ihre richtig skandirten Verse und gedankenarmen Producte, weil die Form derselben „klar" und „rein" ist, und weil die wenigen „Bildlein", welche sie darin angebracht, ein so durchsichtiges tertium comparationis haben, daß auch die ärmste Phantasie augenblicklich die Richtigkeit einsieht!

Das Maß für das Talent ist in Deutschland verloren gegangen. Victor Hugo ist nicht nur der größte Dichter des modernen Frankreich, er ist auch einer der größten Dichter der Neuzeit überhaupt. Und wie hoch die deutschen Schulknaben mit ihren Tornistern nach einem Lorberkranz geworfen! Victor Hugo hat recht. Große Dichter verlangen Leser von gleicher geistiger Bedeutung. Für einen Zoilus gibt es keinen Homer. Der Kopf eines Pedanten ist ein Hohlspiegel, in welchem sich jede große Schöpfung verzerrt! Wie viele von denen, die jetzt um Shakspeare schwärmen oder dicke Bücher über ihn schreiben, würden seine dichterische Größe nie erkannt, ihn für einen Phantasten, für einen Narren, für einen geistlosen theatralischen Compilator gehalten haben, wenn nicht schon auf dem Piedestal vor ihnen stände und ihn nicht zu entdecken, sondern nur anzubeten brauchte.

Noch eine zweite, nicht minder bedeutsame Wirkung hat die Victor Hugo'sche Schrift, vorzugsweise in den zwei letzten Büchern „Das neunzehnte Jahrhundert" und „Die wirkliche Geschichte", eine Wendung, die ebenso auf unsere stagnirende Kritik wie eine Art von Sensation wirken muß. Victor Hugo beruhigt sich nicht bei der Anerkennung des Alten, bei der Bewunderung für Shakspeare; er fragt auch nach der Aufgabe der modernen Poesie, die im Geiste des 19. Jahrhunderts dichten soll, er nimmt den Standpunkt ein, den der Unterzeichnete in seiner „Nationalliteratur" und „Poetik" vertreten, den in d. Bl. vertritt. Und wol dürfen wir in ihm einen mächtigen und hochbegabten Bundesgenossen begrüßen.

le Poesie ist Dilettantismus und Plunder und kommt
m als Makulatur zur Welt, wenn sie nicht den Geist
er Zeit erkannt, aus ihm herausgedichtet hat! Dithy-
ambisch, wenn auch in unklarer Mischung mit minder
echtigten Nebengedanken, spricht dies Victor Hugo an
folgenden Stelle aus:

Ja, ihr Genies, ja, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber,
ihr Riesen der großen Kunst der frühern Zeiten, welche die
ge Bildung und Aufklärung der Vergangenheit war, ihr
gen Menschen, die Geister der jetzigen Zeit begrüßen euch,
e sie folgen euch nicht, sie haben vor euch das Gesetz: alles
ndern, nichts nachahmen. Ihr Amt ist nicht mehr das
ige. Sie haben es mit dem Mannesalter des Menschenge-
chts zu thun. Wir sind, unter dem vollen Glanze des
als, Zeugen der majestätischen Verbindung des Schönen mit
Nützlichen. Kein jetziges oder mögliches Genie wird euch,
Alten, übertreffen; euch gleichzukommen, ist der höchste Ehr-
, aber um euch gleich zu kommen, müssen sie für ihre Zeit
en, wie ihr für die eurige gesorgt habt. Homer, ihr Epos
weinen; Herodot, ihre Geschichte muß protestiren; Juvenal,
Satire muß das mit Unrecht Hochgestellte stürzen; Shak-
re, ihr „Du wirst König sein" müssen sie dem Volke sa-
; Dante, ihre Hölle muß erlöschen; Jesaïas, dein Babylon
t zusammen, das ihrige muß sich glänzend erheben. Sie
, was ihr gethan habt: sie betrachten unmittelbar die
öpfung, sie beobachten die Menschheit; sie wollen als leiten-
Licht keinen gebrochenen Strahl, nicht einmal den enrigen;
der Verfasser dieser Zeilen vor genau vierzig Jahren er-
te (in der Vorrde zu „Cromwell"): die Dichter und
riftsteller des 19. Jahrhunderts haben weder Herren noch
ster. Nein, sie haben in der ganzen großen und erhabenen
ist alter Völker, in allen großartigen Schöpfungen aller
en, weder dich, Aeschylus, noch dich, Dante, noch auch dich,
kspeare, zum Herrn und Muster. Und warum nicht?
l sie ein Muster haben, den Menschen, und einen Herrn,
t.

Und neben diesem Gedanken geht ein zweiter von
cher Bedeutung: die Dichter haben eine Mission! Sie
en nicht blos hübsche Verse machen, sie sollen ihrer
t voranleuchten und dem Hohepriesterthum der Idee einen
ergänglichen Ausdruck geben. Victor Hugo faßt dies
leicht zu agitatorisch; er denkt an die rothen Schärpen
Deputirten, welche am 2. December die Arbeitervier-
aufwiegelten; er denkt an Napoleon III., an sich selbst,
die Insel Jersey; aber der Grundgedanke ist richtig.
ße Dichter sollen große Geister sein, Propheten, Prie-
; sie sollen im 19. Jahrhundert das Banner der Hu-
nität und des freien Gedankens tragen. Es ist das
rhundert, welches den Männern des Gedankens gehört!
tönt das Werk in apokalyptisch-schwunghafter Weise
— ein Werk der Aphorismen, Visionen, Pro-
ezungen, kühn, oft maßlos in Gedanken und Bil-
, oft Beispiel für die eigene Regel oder vielmehr
ellosigkeit, die es predigt; ein Werk, welches allerdings
r Sammlung deutscher Abhandlungen im schulmäßigen
l so unähnlich ist wie möglich. Und Shakspeare?
r im zweiten Buche spricht Victor Hugo von seinem
ie und seinen Werken; er spricht vorzüglich von
amlet", „Macbeth", „Othello" und „König Lear".
r Vergleich zwischen „Hamlet" und „Orestes" ist nen,
naheliegend er ist. Von „König Lear" meint er,
Shakspeare habe Cordelia auf den Gipfel des ganzen tragischen Baues gestellt:

Es gibt riesige Kirchthürme, wie z. B. die Giralda in Sevilla, die ganz und gar, mit ihren Treppen, ihren Sculpturen, ihren Luftzellen, ihren hallenden Kammern, ihren Glocken, ihrer Masse und ihrer Spitze nur gebaut zu sein scheinen, um einen Engel zu tragen, der auf ihrer höchsten Spitze die goldenen Flügel ausbreitet. So ist auch das Drama „König Lear".

Der Vater ist nur der Vorwand zu der Tochter. Die bewundernswerthe menschliche Schöpfung Lear dient als Träger der göttlichen Schöpfung Cordelia. Das ganze Chaos von Verbrechen, Laster, Elend und Wahnsinn ist nur wegen der glänzenden Erscheinung der Tugend da. Als Shakspeare Cordelia in Gedanken trug, schuf er diese Tragödie, wie ein Gott, der eine Morgenröthe anzubringen hat, für sie eine Welt erschaffen würde.

Am unglücklichsten ist unser Autor, wo er Shakspeare zu einem Demokraten zu machen versucht. Der Dichter war das Gegentheil — sein „Coriolanus", sein „Heinrich VI.", jede Zeile in seinen Königsdramen sagt es. Das Volk ist ihm eine Wetterfahne, seine Führer und Demagogen sind Feiglinge. Seine Helden sind die Jack Kade, seine guten Köpfe die Thersites, seine Gründlinge die Calibans. Dafür lebte Shakspeare auch nicht im 19. Jahrhundert!

Das Werk von Lamartine über Shakspeare ist bei weitem unbedeutender und gibt nur Veranlassung zu flüchtiger Betrachtung. Lamartine ist der Mann des guten Geschmacks, er stellt sich fast auf den entgegengesetzten Standpunkt, den Victor Hugo einnimmt. Er citirt Voltaire und seine Urtheile; er meint, Voltaire hatte recht, was die Geschmacklosigkeit, die unpassenden Roheiten, die Obscönitäten im Stil des englischen Aeschylus und Molière betrifft, ja er tritt diesem Schmutz gegenüber noch zu glimpflich auf. Man brauche blos selbst zu lesen, natürlich fern von Frauen und Töchtern, um dies bewiesen zu finden; eine Feder, die vor sich selbst Respect hat, könnte diese „horreurs" nicht nachschreiben, ohne selbst einen Gardisten erröthen zu machen. Doch Voltaire hat unrecht in Betracht der Beredsamkeit, der Fruchtbarkeit, der Wahrheit und Erhabenheit des Genies dieses unvergleichlichen Mannes. In Wahrheit war in ihm alles gleich unermeßlich, der schlechte Geschmack wie das Genie! Voltaire's Tadel und Victor Hugo's Apotheose in eins verschmolzen — das ist der Standpunkt Lamartine's. Sein Werk besteht nun aus einem dürftigen Lebensabriß, der ebenfalls die bekannten Fabeln enthält, und aus einer Analyse und Uebersetzung von „Romeo und Julie", „Hamlet", „Macbeth", „Othello" und „Sturm"; er behandelt Shakspeare ganz in ähnlicher Weise, wie Bodenstedt die Vorgänger und Zeitgenossen desselben, biographisch, kritisch, mit Uebersetzung der Hauptscenen und erläuternder Erzählung des übrigen. Die Uebersetzung ist in Prosa und möglichst nüchtern — in der That hat der Dichter der „Méditations religieuses" nur eine geringe Verwandtschaft mit Shakspeare, während bei Victor Hugo ein verwandter Zug, namentlich in der grandiosen Bildlichkeit des Ausdrucks, unverkennbar ist. Der Analyse

von „Romeo und Julie“ ist die Novelle von Luigi da Porta in einer Uebersetzung vorausgeschickt, was für manche Leser von Interesse sein dürfte, um zu sehen, wie sich die Bearbeitungen der Novellen durch Shakspeare von den neuern durch die Birch-Pfeiffer unterscheiden. Das Gesammturtheil, das Lamartine über dies Stück fällt, wollen wir noch hersetzen; es erspart uns ein näheres Eingehen auf seine übrigen Kritiken:

Erfindung — nicht vorhanden, weil das Stück wörtlich aus der italienischen Novelle übersetzt ist, die wir mitgetheilt. Geschmack — verdorben, weil die anstößigste Obscönität darin an die Stelle der jungfräulichen Scham tritt, einer Tugend des Stils wie der Liebe.

Der Stil — großentheils verderbt durch die italienische Künstelei seiner Epoche; der Autor witzelt, statt das reine und wahre Gefühl in den Situationen, in welche er seine Charaktere versetzt, zum Ausdruck kommen zu lassen. Das Pathetische macht einen erkältenden Eindruck durch die falsche Uebertriebenheit des Ausdrucks. Das sind die Fehler Shakspeare's in diesem Stücke.

Doch dies einmal zugegeben, wie es sich nur zu sehr durch Stellen beweisen läßt, die wir ausgelassen, offenbaren die Schönheiten des Werks ein großes Genie, eine glänzende Phantasie, ein pathetisches Herz, welches die Herzen zu beherrschen weiß.

Lamartine rühmt dann namentlich die bekannte Liebesscene: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche“, ferner die verhängnißvollen Grabesscenen und fährt darauf fort:

Ein rührendes Mitleid mit diesen beiden Kindern, den Opfern der Freundschaft des Mönches, der sie retten will, ist das einzige Gefühl, welches der Zuschauer aus diesem schönen Drama mit fortnimmt; eine Thräne ohne Bitterkeit entströmt seinen Augen. Es ist die Tragödie der Unschuld, der Natur, aber es ist nicht die Tragödie der Kunst. Voltaire nannte Shakspeare in brutaler Weise „einen betrunkenen Wilden“. Das ist er nicht, aber ein Mann von naivem, ungebildetem Genius, der, was die sorgfältige Anordnung in seinen Stücken betrifft, ebenso wenig einem Aeschylus, Euripides, Corneille, Voltaire ähnlich ist, wie das Parthenon von Athen dem Urwalde an den Ufern des Mississippi! Das Parthenon zwar ist von Marmor; man bewundert es, aber es lebt nicht; kein Lebenssaft bewegt sich in den steinernen Adern seiner Statuen; aber der Urwald vegetirt und lebt mit einem überströmenden, sich in allen Jahrhunderten erneuernden Leben. So ist der Charakter Shakspeare's: er ist voll Fehler, aber auch voll Leidenschaft; er lebt und wird ewig leben!

Trotz dieses Hymnus macht das Werk von Lamartine durchaus nicht jenen Eindruck begeisterter Hingabe an den Genius, wie das Werk von Victor Hugo — seine Begeisterung ist mit zu vielen „Wenns“ und „Abers“ verclausulirt. Ebenso wenig hat es kritischen Werth! Es scheint aus einer Buchmacherei hervorgegangen, der die bloße Verschwisterung der Namen „Shakspeare“ und „Lamartine“ für den Effect und den Absatz genügt — ein kleiner Absenker der „Nationalsubscription“!

Rudolf Gottschall.

Die „Matinées royales“.

Die Matinées royales und Friedrich der Große von Wilhelm Lauser. Stuttgart, Schaber. 1865. Gr. 8. 27 Ngr.

Gerade ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem zuerst die „Matinées royales“, jene im ganzen so plumpe Schmähschrift gegen Friedrich den Großen, in die Oeffentlichkeit kamen und zunächst nur handschriftlich, bald aber auch durch mehrfache Drucke weitere Verbreitung fanden. Eine Zeit lang haben sie wol Aufsehen zu erregen vermocht, wenn auch die Zahl derer, die an ihre Echtheit, an die Urheberschaft des großen Königs glaubten, immer nur eine sehr geringe geblieben ist. Erst in neuester Zeit ist die Aufmerksamkeit der Gelehrten sowol wie des großen Publikums von neuem darauf hingelenkt worden. Denn im Jahre 1860 erschienen die längst vergessenen „Matinées royales“ in einer neuen Ausgabe in der „Correspondance inédite de Buffon, à laquelle ont été réunies les lettres publiées jusqu'à ce jour, recueillie et annotée par M. Henri Nadault de Buffon, son arrière-petit-neveu“. Sie führen daselbst (II, 423 fg.) den Titel: „Les matinées de Frédéric II. A son neveu Frédéric Guillaume son successeur à la couronne“, und sind abgedruckt nach einer Handschrift, die angeblich Friedrich der Große dem Buffon zum Geschenk gemacht hatte. Der französische Herausgeber hält das Werk irrthümlich für noch ganz ungedruckt, und wenn er in dieser Hinsicht auch bald eines Bessern belehrt wurde, so hat seine Publication doch die Veranlassung gegeben, daß man sich der Lösung der den „Matinées“ noch immer vorliegenden Probleme mit neuem Eifer zuwandte. Während man namentlich in Frankreich den Inhalt derselben zu den gehässigsten Verdächtigungen gegen den großen König ausbeutete, haben es sich unsere deutschen Gelehrten angelegen sein lassen, über dieses Pamphlet endlich ein klares Licht zu verbreiten und dem Ursprung desselben soweit wie möglich nachzuspüren. Eine ganze Anzahl kleinerer Aufsätze und Abhandlungen hat sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, namentlich auch der tiefe Kenner der in Rede stehenden Epoche, Preuß, der Geschichtschreiber Friedrich's des Großen, mehrfach sein entscheidendes Urtheil gegen die Echtheit der „Matinées“ in die Wagschale gelegt. Auch sind über den eigentlichen Autor verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden, die bald mehr, bald weniger wahrscheinlich, in keinem Falle aber zur Evidenz erweisbar waren. Die manchfachen, gegen die Echtheit der „Matinées royales“ vorgebrachten Gründe systematisch zusammengefaßt, sie durch eine Menge neuer, von bisher nicht gehörig beachteten Gesichtspunkten aus bereichert und damit die ganze Frage noch einmal in allen Rücksichten eingehend behandelt zu haben, ist das Verdienst des vorliegenden Buchs: nach den darin gewonnenen Resultaten kann man die ganze Sache wol mit Recht als endgültig erledigt ansehen.

Aus den ältesten Erwähnungen der „Matinées royales“ ergibt sich als die Zeit ihrer Entstehung mit Sicherheit das Jahr 1764, und zwar finden wir sie zuerst handschriftlich in Paris circulirend. Im Druck erschienen sie zuerst 1766 und sind seitdem bis in die neueste Zeit

ehrfach auch in Ueberſetzungen wiederholt worden. Dieſe
usgaben ſowol wie die von dem Werke an verſchiedenen
rten vorhandenen Handſchriften, von denen jede natür-
h einen möglichſt großen Anſpruch auf directe Herkunft
s Sansſouci erhebt, werden von dem Verfaſſer der vor-
genden Schrift vollſtändig aufgezählt und aufs einge-
ndſte untereinander verglichen. Dieſe mit ſtreng philo-
giſcher Genauigkeit durchgeführte Vergleichung macht
lein ſchon die Unechtheit der „Matinées" im höchſten
rade wahrſcheinlich; namentlich aber erweiſt ſich das,
as über den Urſprung der verſchiedenen Handſchriften
r Begründung ihrer Glaubwürdigkeit erzählt wird, als
n Gebäude, zuſammengeſetzt aus den willkürlichſten Er-
dungen, den luftigſten und haltloſeſten Combinationen.
amit ſtimmt denn auch vollkommen, daß ſich Friedrich der
roße ſelbſt, als die „Matinées" zuerſt von Paris aus
ch in Potsdam bekannt wurden und man in manchen
reiſen ſich der ſchelmiſchen Neuigkeit mit großem Eifer
mächtigte, veranlaßt fand, die ihm angedichtete Ur-
berſchaft auch öffentlich zurückzuweiſen. In dem zu
mburg erſcheinenden, damals weit verbreiteten „Unpar-
iſchen Correſpondenten" wurde am 4. März 1766 be-
ts eine im Auftrage des Königs von dem Oberſtlieute-
nt Quintus Icilius abgefaßte Erklärung abgedruckt, in
: das Verfahren des Pamphletiſten mit ſcharfen Wor-
: gezüchtigt wurde. Es heißt darin:

Es iſt wirklich zum Erſtaunen, wie jemand ſo unverſchämt
d ſo boshaft ſein kann, ſolche falſche, unbegründete und un-
nige Dinge zu ſchreiben, und ſich dazu des Namens eines
ßen Monarchen zu bedienen. Wenn weder das Unehrenhafte,
h das Ungeziemende, noch das Unverſchämte eines ſolchen
ternehmens den Verfaſſer und den Drucker abhielt, die ge-
dete Geſellſchaft ſolchergeſtalt zu beleidigen, ſo hätten ſie ſich
h ſollen abhalten laſſen durch die Gefahr, welcher ſie ſich
ſetzen, eines Tags die Züchtigung zu erhalten, welche ſie
dient haben.

So ſicher man es nun nach alledem in den „Mati-
es" mit einem Pamphlet zu thun hat, ſo haben ſich
noch Stimmen erhoben, die trotz aller dieſer äußern
ründe, welche gegen ſie ſprechen, an der Verfaſſerſchaft
iedrich's des Großen feſthalten zu müſſen glaubten.
gen ſie wendet ſich die zweite und größere Hälfte des
liegenden Buchs: der vierte Abſchnitt deſſelben unter-
ßt den Inhalt der „Matinées" einer bis ins kleinſte
tail eingehenden Prüfung. Namentlich wird derſelbe
: den ſonſtigen Aeußerungen Friedrich's über die darin
andelten Fragen genau verglichen, und ſo aufs ſchla-
dſte der Beweis geführt, daß die „Matinées" nur aus
Feder eines entſchiedenen Gegners des Königs gefloſ-
ſein können. Die geringſchätzige und boshafte Art,
der gleich in der „Erſten Morgenſtunde" die Geſchichte
brandenburgiſchen Hauſes behandelt wird, iſt mit dem,
s Friedrich ſonſt gerade hierüber geſchrieben hat, auf
ie Weiſe in leidlichen Einklang zu bringen. Es iſt
mehr der Ton einer hämiſchen Satire, der uns aus
n ganzen Machwerk entgegenklingt. Ganz beſonders
: aber tritt dies in der „Vierten Morgenſtunde" zu Tage,
che ſich mit der Politik beſchäftigt. Dort gipfelt die
Betrachtung in dem Satze, daß die Selbſtliebe den ganzen Ruhm des Menſchen ausmache; von dieſem Princip ausgehend wird dann im folgenden die Lehre verkündet, um für einen Helden zu gelten, müſſe man Verbrechen begehen, um für weiſe gehalten zu werden, ſich mit Kunſt verſtellen. Und dieſes ſoll die Anſicht eines Monarchen ſein, „der alle, auch die edelſten Neigungen ſtets der Sorge für das Allgemeine unterordnete, der ſeine erhabene Stellung weſentlich als einen Dienſt auffaßte, in dieſem Dienſte eine beiſpielloſe Thätigkeit zeigte, der wie kein anderer Fürſt mit allem Denken und Handeln, ja mit ſeinem ganzen Leben in dem aufging, was er als ſeine Sendung betrachtete".

Der in dieſer „Vierten Morgenſtunde" ausgeſprochene Grundſatz, daß die höchſte Kunſt in der Verſtellung, und das höchſte Ziel des Menſchen darin beſtehe, alle, ſelbſt ſeine nächſte Umgebung, über ſein eigentliches Weſen vollſtändig zu täuſchen, ſoll dann noch in den verſchiedenſten Beziehungen, die ein Fürſtenleben darbietet, ſeine Bewährung finden; alles, jedes Größte und jedes Kleinſte, hat Friedrich danach nur gethan, um ſeinen Hof, ſein Volk, die ganze Mitwelt zu betrügen, um von allen verkannt in der Stille ſeinen geheimen böſen Neigungen um ſo vollſtändiger die Zügel ſchießen zu laſſen. Es gehört wirklich ein großer Grad von Voreingenommenheit, ja eine faſt leidenſchaftliche Antipathie gegen Friedrich dazu, um an die conſequente Durchführung eines ſolchen Lebens, das ja eben nichts wäre als eine einzige große Lüge, zu glauben. Dennoch hat es Leute genug gegeben, die dies für möglich gehalten haben; ſo viel aber hoffen wir, daß, wer mit wirklicher Unbefangenheit und nicht eben mit dem Vorſatze, ſich durch keine Art von Gründen eines Beſſern belehren zu laſſen, den lichtvollen und klaren Vergleichungen des Verfaſſers der uns vorliegenden Schrift folgt, zu der feſten und unerſchütterlichen Ueberzeugung kommt, Friedrich der Große könne unmöglich der Verfaſſer der „Matinées royales" ſein.

Iſt ſo aus äußern ſowol wie innern Gründen die Unechtheit des Machwerks dargethan, ſo erhebt ſich noch die eine, weniger leicht und ſicher zu beantwortende Frage: Woher rührt denn nun aber dieſes Pamphlet? Im Laufe der Unterſuchung der Handſchriften und Texte, ſowie der genauen Analyſe des Inhalts der „Matinées" ſind von dem Verfaſſer ſchon allerlei für die Löſung dieſes Problems nicht unwichtige Notizen gewonnen worden; mit ihrer Hülfe macht er am Ende ſeines Werks den Verſuch, dem letzten Urſprung des Pamphlets auf die Spur zu kommen. Danach haben wir uns ſeine Entſtehungsgeſchichte ungefähr in folgender Weiſe zu denken. Den Kern des Ganzen hat eine vor 1764 zu Berlin entſtandene, auch im Druck erſchienene Schrift gegeben: „Idée de la personne et la manière de vivre du roi de Prusse", wie ſich denn auch zwiſchen dem Inhalt derſelben und dem der „Vierten Morgenſtunde" eine auffallende Uebereinſtimmung findet. Der Name des Verfaſſers iſt nicht bekannt, doch haben wir denſelben wol in einem hämiſchen, über Zurückſetzung oder geringe Beſoldung erbitterten Hofmann zu ſuchen, der ſeine boshaften Bemerkungen über des Königs Leben und

Treiben niederschrieb, indem er allem, was der König that, gemeine Beweggründe unterschob. Dieses Machwerk nun, das wol unter der Hand in Potsdam selbst bekannt geworden, abschriftlich vielleicht dem Könige selbst zugestellt war, ist durch eine grobe Indiscretion — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — nach Frankreich und in den Besitz der politischen Gegner Friedrich's gelangt. Einem jungen französischen Offizier, Namens Bonneville, der 1740 in der Begleitung des Marschalls Moritz von Sachsen als dessen Flügeladjutant einige Tage am Hofe zu Sanssouci verweilte, wurde, wie erzählt wird, das Manuscript vom Schreiber des Königs auf 24 Stunden unter dem Siegel gänzlicher Verschwiegenheit anvertraut, wogegen dieser ihm unter gleichen Bedingungen die „Rêveries" des Marschalls übergab. Die beiden Herren waren einander würdig: trotz des feierlichsten Versprechens, die Werke zu lesen, ohne sie abzuschreiben, saßen beide die ganze Nacht, um sie heimlich zu copiren, und auf diesem Wege erhielt das Publikum einerseits die erste Ausgabe der „Rêveries", andererseits die der „Matinées". Den schuldigen Bonneville hat später die Strafe ereilt; obgleich er sich so schwer gegen Friedrich vergangen, betrat er dennoch ungescheut dessen Reich, bemühte sich sogar um den Eintritt in preußische Dienste, wurde festgenommen und nach Spandau abgeführt, wo er Zeit seines Lebens gefangen geblieben ist. Die so nach Frankreich gekommene Schmähschrift wurde dort erweitert: das bewirkt nicht blos die Auffassung und Beurtheilung der preußischen Politik ganz vom französischen Standpunkt aus, sondern namentlich die an einigen Stellen klar zu Tage tretende Unbekanntschaft des Pamphletisten mit den Verhältnissen Preußens, auf die er mehrfach in der verkehrtesten Weise französische Einrichtungen überträgt. Das so entstandene Libell enthält nun die „Matinées royales" in der Fassung, wie sie zuerst 1764 handschriftlich verbreitet und auch in Potsdam und Berlin bekannt wurden. In spätern Ausgaben sind dann noch neue Zusätze hinzugekommen, die je nach der Zeit ihrer Entstehung und der Absicht des Urhebers verschieden ausfielen.

Das ist in kurzen Zügen das Resultat, zu dem die ebenso klaren und ruhigen wie scharfsinnigen und in Detail eingehenden Untersuchungen des Verfassers der uns vorliegenden Schrift führen. Wer irgend über das Verhältniß Friedrich's des Großen zu den „Matinées royales" noch in Zweifel sein konnte, wird jetzt davon überzeugt sein, daß der große König auch nicht den entferntesten Antheil an dem ja nur gegen ihn selbst gerichteten plumpen Machwerk hat. Nach einer so umfassenden und genauen Prüfung, wie sie die in den letzten Jahren mehrfach ventilirte Frage hier gefunden hat, glauben wir, kann man die Acten ein für allemal als geschlossen ansehen.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Italien hat sein Dante-Fest in Florenz dem Programm gemäß und mit Begeisterung gefeiert; es hat aus dieser Feier des ghibellinischen Dichters eine Feier seiner nationalen Unabhängigkeit und Freiheit gemacht. Ein sicheres Zeichen, daß der Kern der Gesinnungstüchtigkeit mächtiger ist als der Ausdruck, den dieselbe in einer bestimmten Zeit sich gibt. Denn wie würde sonst Italien dem Dichter, der dem deutschen Kaiserthum die höchste Gewalt in seinem Vaterlande geben, der die Einheit desselben um den Preis der Fremdherrschaft erkaufen wollte, in einer Zeit Lorberkränze winden, in welcher unter den italienischen Tricoloren die Fahne von Venedig mit dem Trauerflor erscheint, weil ein deutscher Kaiser über die Lagunenstadt regiert? Italien verherrlicht in Dante den Patrioten, unbekümmert darum, wie dieser Patriotismus damals sich äußerte.

Das italienische Dante-Fest fordert von selbst zu Parallelen mit unserm deutschen Schiller-Fest heraus. Auch das letztere war ein Fest nationaler Einheit, welche in Deutschland blos auf dem Gebiete des Geistes und der Literatur eine Wahrheit geworden ist, auf welchem es keine Mainlinie und keine Triasidee gibt. Der Gedanke der politischen Einheit beherrschte zwar als geträumtes Ideal die Gemüther und Festreden, doch hielt er sich in einem so allgemeinen Aether, daß die Annexionisten wie die Anhänger des Nationalparlaments und des auferweckten kyffhäuser Kaiserthums damit sympathisiren konnten. Wenn der Gonfaloniere von Florenz, Conte de Cambray-Digny, in seiner Dante-Rede in Gegenwart des Königs Victor Emanuel mit Stolz sagen konnte, daß es nicht allein eine verdiente und schuldige Huldigung sei, welche dem großen Dichter, dem ausgezeichneten Philosophen, dem großen Bürger dargebracht werde, sondern daß sie alle vom erhabenen Könige bis zum Repräsentanten des kleinsten Municipiums vereinigt wären, um im Angesicht der ganzen Welt aufs neue die glorreiche Erhebung der italienischen Nation, ihre unauflösliche Einheit, ihre Unabhängigkeit zu bekräftigen, so wären so stolze Betheuerungen, so begründete Hinweise auf große politische Thatsachen bei jedem deutschen Schiller-Fest unmöglich gewesen und hätten nur als visionäre Anachronismen Platz finden können. Die Bedeutung des italienischen Dante-Festes gehörte der Realpolitik an, die des deutschen Schiller-Festes der Idealpolitik. Denn alle politische Begeisterung der Deutschen ist „Zukunftsmusik" und hat keinen festen Boden in der Gegenwart.

Mit dieser politischen Bedeutung des Dante-Festes hat der officielle Charakter desselben zusammen, die Anwesenheit des Königs, des Hofs und der Regierungsmänner. Bei dem Schiller-Fest war die Betheiligung der Fürsten nur eine vereinzelte; ja es gab Regierungen, in denen eine Partei das Heft in der in Händen hatte, welche in der Schiller-Feier eine demagogische Ausschreitung, einen Götzendienst mit einem fanatisch nicht sanctionirten Heiligen sah. In Italien gibt es keine Parteien, wo es sich um nationale Größen handelt; in Deutschland werden auch die hervorragendsten mit Schmutz beworfen, oft nicht von einzelnen aus persönlicher Verkehrtheit, Engherzigkeit und Schadenfreude, sondern von Coterien und Parteien im Namen ihres Schibboleths — man denke nur an das, was Hengstenberg und die Seinen über Schiller und Goethe geschrieben haben.

Das italienische Dante-Fest hatte nur einen großen Mittelpunkt: Florenz, mag es auch in Ravenna und an einigen andern Orten in kleinerm Maßstabe mitgefeiert worden sein. Doch nach Florenz pilgerten die Fahnen der italienischen Städte, welche das enthüllte Monument umflatterten. In Deutschland hatte die Schiller-Feier viele Mittelpunkte: Berlin, Wien, Leipzig, Weimar, Stuttgart, Breslau. Jede Stadt feierte ihren Schiller für sich, hatte ihre Festzüge und Festreden, und da keine steinernen Monumente des Dichters waren, da waren

sch Statuen aus beliebigem Material zum Nothbehelf impro-
irt. Alle Gemeinden hatten ihre eigenen Fahnen — es konn-
n keine auf der Wanderschaft verloren gehen, wie es dem
ißblütigen Neapel mit seinem Dante-Banner begegnete.
chiller war allgegenwärtig in Deutschland, in tausend Reflexen
d Illuminationen der Reden, der Bühnen, der Städte! Wie
el gesprochen und gesungen wurde, das beweist das zweibän-
ge Schiller-Denkmal des Doctor Troyns — fast alle literari-
en Namen Deutschlands haben ihre Eloquenz in Versen und
rosa beigesteuert. Das Schiller-Fest war föderalistisch, seinem
halt nach eine Verherrlichung des einheitlichen Deutschthums,
ner Form nach ein Protest gegen dasselbe; das Dante-Fest
gegen war der Ausdruck nationaler Centralisation; das
chiller-Fest schimmerte mit hundert Kerzen, deren Abglanz
ch in die entlegenste deutsche Hütte fiel; das Dante-Fest war
e eine einzige große Fackel am Sarkophage des Unsterblichen.

Und dabei war die Schiller-Feier eine freizügige Literaten-
er, von den Vereinen ausgehend, welche das Volk zur Be-
iligung einluden. Unsere großen gelehrten Institute verhiel-
n sich gleichgültig gegen dieselbe; unsere Akademien, unsere
iversitäten haben wichtigere Dinge zu thun, als Schiller zu
ern, der im Grunde nur ein sehr oberflächlicher Gelehrter
r und weder als Philosoph noch als Historiker es zu einer
ständigen Zahl von Bänden gebracht hatte. Gibt es doch
le unter den Gelehrten, welche nur das respectiren, was
viar für das Volk ist. Und Schiller hat das Unglück, ein
utscher Volksdichter zu sein und nicht einmal einer von denen,
durch gelehrte Ausgaben und Glossarien ein wissenschaftliches
lief erhalten. Bei dem Dante-Fest fand eine öffentliche
tzung der Accademia della crusca statt, Centofanti und
nucci feierten das Andenken des Schöpfers der italienischen
eratur. Doch Hand in Hand mit der gelehrten Feier ging
Volksfest, wie es in Deutschland in dieser Weise nirgends
angirt worden, ein Fest, das mit Dante selbst nur in locker-
Beziehung stand, aber doch dazu beitrug, den Namen des
rentinischen Dichters auch jedem einzelnen aus dem Volke
zuprägen, mochten nun die Pferde wettrennen in den Cascinen,
r der Rath von Florenz auf dem Platze von Santa-Croce
terstützungen an die Arbeitervereine austheilen, oder die Be-
kerung sich in ungezwungenster Heiterkeit im festlich geschmück-
Hofe der Uffizien tummeln.

Dagegen kam eine Seite des Festes in Deutschland in ganz
derer Weise zur Geltung als in Italien — die declamatorisch-
usische Erinnerungsfeier. Denn Schiller war ein dramati-
r Dichter, dessen Werke mit Festprologen vor erleuchteten
usern am Abend des Festes die Hörer in allen deutschen
ädten begeisterten. Die Ristori und Salvini declamirten im
eater Pagliano allerdings Dante'sche Verse, die würdevollen
schen Terzinen in dramatischer Manier; „Hölle" und „Feg-
er" aber, durch Operndecorationen dargestellt, mußten die
osante Majestät ihrer Unter- und Ueberweltlichkeit einbüßen
zu recht kläglichen Schaustücken zusammenschrumpfen. Es
te nur noch, daß die höllischen Geister Ballet tanzten! Von
n Komödien der Welt ist die „Divina commedia" des Dante
wenigsten bühnengerecht.

Dante und Schiller — der große Epiker und der große
matiker — der Genius des Mittelalters und der Genius
neuen Zeit — Dante, in welchem Italien seine politische,
iller, in welchem Deutschland seine geistige Einheit feiert —
spiegelt sich in der Art dieser Feier die Verschiedenheit der
en großen Genien! Doch Schiller gehört noch zu sehr der
enwart an, daher die Verworrenheit der Ansichten über ihn,
Tendenzen, die ihn bekämpfen. Dante ist hinlänglich durch
Zeit geklärt! Die Poesie aber hat das mit den Weinen ge-
n, daß sie mit dem Alter besser und klarer wird. Glücklich
Poeten, deren bessere Weinjahre noch in den Kellern der
lwelt fortleben!

Neue englische Lyriker.

Die englische Lyrik scheint eine besondere Vorliebe für das „mythologische Genre" zu zeigen, welches denn doch so abgeblaßt und unvolksthümlich wie möglich ist. Es fehlt ihr an einem aus dem Zeitgeist herausgeborenen Stil. Thomas Ashe veröffentlicht: „Pictures and other poëms." Die „Pictures" behandeln die Mythe von Eros und Psyche in schönen Versen, mit einer Fülle mythologischen Details. Natürlich liegt der Dichtung die bekannte Erzählung des Apulejus zu Grunde. W. J. Linton hat in seiner Sammlung: „Claribel and other poëms" ein Gedicht: „Eurydice", aufgenommen, welches in Frankreich und Deutschland, trotz seiner dichterisch schwunghaften Diction, neben „Orpheus in der Unterwelt" einen schwierigen Stand haben würde, dagegen betont William Allingham in seinen „Fifty modern poëms" schon im Titel das moderne Element, zeigt sein klares Darstellungstalent in irischen Volks- und Lebensbildern, ohne blos in realistischen und photographischen Schilderungen aufzugehen. Eins der gelungensten Gedichte ist „Des Auswanderers Abschied von Ballyshannon".

Gesammtausgaben.

Edmund Hoefer's „Erzählende Schriften" erscheinen in einer Sammlung von zwölf Bänden bei Krabbe in Stuttgart (1865). Wir können dieser Sammlung bei dem anerkannten Talent des beliebten Erzählers, welches sich namentlich in kleinern Erzählungen auf das glücklichste ausprägt, nur ein günstiges Horoskop stellen. Die von E. Trewendt in Breslau veranstaltete Gesammtausgabe der Th. Mügge'schen Romane schreitet rüstig fort; der einundzwanzigste Band derselben bringt den Roman „Weihnachtsabend"; der zwei- und dreiundzwanzigste „Arvor Spang", einen Roman, der ebenso glänzende Schilderungen norwegischen Naturlebens enthält, die mit Walter Scott'scher Treue und Hingabe an die Erscheinungen ausgeführt sind, wie tüchtige Skizzen aus dem norwegischen Verfassungsleben.

Bibliographie.

Dohm, H., Die spanische National-Literatur in ihrer geschichtlichen Entwickelung nebst den Lebens- und Charakterbildern ihrer klassischen Schriftsteller und ausgewählten Proben aus den Werken derselben in deutscher Uebertragung. 1ste Lief. Berlin, Hempel. Lex.-8. 10 Ngr.

Die Elbherzogthümer seit dem 6. April 1865. Hamburg, Falcke. Gr. 8. 5 Ngr.

Etmar, T., Hermann v. Arnstein oder die Geheimnisse der Greifenburg. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit Kaiser Friedrichs II. 1ste und 2te Lief. Löbau, Walde. 8. à 2 Ngr.

Gespräche aus der Unterwelt zwischen Macchiavelli und Montesquieu oder die Politik Macchiavelli's im 18. Jahrhundert. Von einem Zeitgenossen. Aus dem Französischen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Glaser, J. C., Die Erhebung des Arbeiterstandes zur wirthschaftlichen Selbstständigkeit mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse in Preußen. Fünf Vorträge. Berlin. 8. 7½ Ngr.

Hägele, J. M., Der moderne Fortschritt und die arbeitenden Klassen. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hosäus, W., Die Amazone. Trauerspiel. Berlin, Weber u. Comp. 1863. 8. 6 Ngr.

— — Prinz Louis Ferdinand. Vaterländisches Trauerspiel. Berlin, Weber u. Comp. 8. 10 Ngr.

Huber, V. A., Die genossenschaftliche Selbsthülfe der arbeitenden Klassen. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 6 Ngr.

Köller, E., Wie es sich treibt. Drama. Berlin, Schweigger. 16. 20 Ngr.

Krafft, W., Dr. F. R. Hasse, weil. Consistorial-Rath und Professor der Theologie zu Bonn. Eine Lebensskizze. Bonn, Marcus. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwetschke, G., In Dantem sexcentenarium. Lemmolum Halense. Halle, G. Schwetschke. 8. 4 Ngr.

Stöckl, A., Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 2ter Bd. Periode der Herrschaft der Scholastik. 1ste Abth. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Thlr.

Voltaire in der Geisterwelt. Dessen Mittheilungen von seinem irdischen und überirdischen Leben. Aus dem Englischen. Herausgegeben für die Freunde und Feinde Voltaire's, sowie für Jene, welche sich vom überirdischen Leben eine richtige Vorstellung machen wollen, von J. Ehrenberg. Wien, Lndwig. 8. 6 Ngr.

Watzke, F. A., Dr. Franz Wurmb. Biografische Skizze. Ein Stück Geschichte der Homöopathie in Wien. Wien, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Wild, F. K., Griselle. Eine Erzählung aus der Geschichte Schottlands. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOVUM TESTAMENTUM GRAECE.
EX SINAITICO CODICE

omnium antiquissimo Vaticana itemque Elzeviriana lectione notata edidit

Aenoth. Frid. Const. Tischendorf.

Cum tabula. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieses Werk enthält eine Weiterführung des im vorigen Jahre herausgegebenen und bereits ganz vergriffenen „*Novum Testamentum Sinaiticum*", sowol dem textlichen Bestande nach, als durch die beigefügten Vergleichungen der Vaticanischen Handschrift und des Elzevirischen Textes. Auch in den umfangreichen Prolegomenen findet sich mancher neue Zusatz. Da, wie der gelehrte Herausgeber nachzuweisen versucht, die Sinaihandschrift mit den ihr am nächsten verwandten Urkunden fortan die Grundlage zur Feststellung desjenigen Textes bilden muss, dessen sich die theologische Wissenschaft zu bedienen habe, entspricht die vorliegende vollständige Ausgabe derselben einem allgemeinen Bedürfniss der Theologen wie der Philologen.

In demselben Verlage erschien früher:

NOTITIA EDITIONIS CODICIS BIBLIORUM SINAITICI auspiciis imperatoris Alexandri II. suscepta. Accedit catalogus codicum nuper ex oriente Petropolin perlatorum. Item Origenis scholia in proverbia Salomonis partim nunc primum partim secundum atque emendatius edita. Cum duabus tabulis lapidi incisis. Edidit Constantinus Tischendorf. 4. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

VETUS TESTAMENTUM GRAECE JUXTA LXX INTERPRETES. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico - Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit Constantinus Tischendorf. Editio tertia, ratione etiam habita thesauri Sinaitici nuper inventi et editionis Maianae codicis Vaticani. 2 tomi. 8. Geh. 4 Thlr. Auf Schreibpapier 6 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Das soeben erschienene fünfte Heft enthält Folgendes:

Dante in Deutschland. Von Theodor Paur. — Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Dritter Artikel. — Die Pfahlbauten. Erster Artikel. — Adel und Volk in Japan. — Die Lage der dramatischen Dichter in Deutschland. — Feuilleton (Nekrologe. Theater. Erd- und Völkerkunde).

Monatlich ein Heft von 5 Bogen zum Preise von 6 Ngr.

Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Rechenaufgaben
oder Aufgaben für Raumberechnungen aller Art.

Ein Uebungs- und Wiederholungsbuch zum Gebrauche an Bürger-, Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht.

Von Wilhelm Adam.

Mit 24 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 15 Ngr.

Facitbuch zu den Geometrischen Rechenaufgaben.

8. Geh. 4 Ngr.

Mit dem in den „Geometrischen Rechenaufgaben" dargebotenen Uebungsstoff bezweckt der Verfasser, durch Bildung des Verstandes zur praktischen Fertigkeit im Rechnen zu verhelfen. Das Buch eignet sich ebenso wol zum Gebrauch beim Unterricht wie zu unmittelbarer Anwendung im Gewerbs- und Beamtenleben, wo es hauptsächlich auf ein abgekürztes, das schnelle und sichere Finden der Resultate lehrendes Verfahren ankommt. In dem besonders zu habenden „Facitbuch" ist das einfache Resultat jeder Aufgabe verzeichnet.

Vom Verfasser erschien in demselben Verlage:

Theoretisch-praktische geometrische Construction- lehre und algebraische Geometrie, enthaltend über als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben. Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.
Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.

Zweiter Band. 1.—4. Heft: Tafel CI—CXL; Text Bogen 1—4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist kürzlich das vierte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist mit einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Beurtheilungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Siebenbürgen
und die österreichische Regierung
in den letzten vier Jahren.

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer wichtiger Beitrag zur Erörterung des Verhältnisses Siebenbürgens zu Ungarn und zum österreichischen Gesammtstaat in Bezug auf die schwebenden Verfassungsfragen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 8. Juni 1865.

halt: Beiträge zur Naturphilosophie. Von Karl Fortlage. (Beschluß.) — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Loën. — Neue chte von Robert Prutz. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Wissenschaften. Von Hermann Guthe. — Memoiren von Marx. Von nann Zopff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Ein Urtheil über Franz Dingelstedt; Neue englische Schriften; Goethe's Briefe an reiherrn von Schuckmann; Zur Literatur der italienischen Dialekte und des italienischen Volksliedes.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Beiträge zur Naturphilosophie.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Auch Maximilian Perty's „Anthropologische Vor- e" (Nr. 5) schlagen ins Gebiet der Naturphilosophie. waren einem gemischten Publikum bestimmt, und ge- ein vollständiges kleines Panorama des Erdballs in r urweltlichen Entwickelung, anhebend bei der Ent- ng des Weltgebäudes, und endigend mit einer Schil- ng der Zustände frühester urweltlicher Cultur. So alles, was wir von urweltlichen Zuständen wissen, s bloßes Fragment, theils Hypothese ist, so sehr ge- t ist aber auch zugleich alles, was uns auf diesen For- ngswegen begegnet, uns einen consequent aufsteigenden g organischer Entwickelung nach logischem Gesetz, einen begrifflicher Stufenfolge vorrückenden Sonnenaufgang Geistes aus der Materie ahnen zu lassen.

In Betreff der Entstehung des Weltgebäudes folgt h der von Kant in seiner Naturgeschichte des Him- zuerst ausgesprochenen, von Laplace fortgebildeten durch Beobachtungen des ältern Herschel unterstützten othese, wonach unser Sonnensystem entstanden gedacht aus dem isolirten Wirken der niedrigsten und unter- dnetsten aller Naturkräfte, nämlich der bloßen Schwere des Stoßes, welche wir unter dem Namen des Me- ismus zusammenfassen. Aus einer ungeheuern roti- en Dunstkugel lösten sich die von der Drehachse weiter rnten erkaltenden Massen wegen ihrer schnellern Be- ng ab, und gestalteten sich durch die Rotation zu be- rn kugelförmigen Körpern (den Planeten), deren je- von einer Dampfhülle umgeben war, die an seiner nden Bewegung Antheil nahm, und innerhalb welcher zum Theil wiederum einzelne durch schnellere Drehung Anziehungskraft überwältigende Massen (als Monde) ssen.

Das Grundgesetz des Systems ist also das des bloßen mischen Gleichgewichts. Die mittlere Grundebene Planetenbahnen fällt stets zwischen die Bahnebenen Jupiter und Saturn, welche übermächtige Körper auf Weise die Bahnen aller übrigen Planeten durch ihr gewicht reguliren. Dabei ist nach Mädler's Berech- nungen der gegenseitige Einfluß des Jupiter und Saturn dem zu vergleichen, welchen die beiden Arme eines Dop- pelhebels aufeinander üben. Wenn Jupiter seinen Lauf beschleunigt, so verlangsamt sich gleichmäßig der des Sa- turn und umgekehrt. Solche Balancirungen, wie zwischen Jupiter und Saturn, finden nach Mädler ebenfalls zwi- schen Erde und Venus, Ceres und Pallas, Uranus und Neptun statt, wobei die Glieder eines solchen Paars, z. B. Erde und Venus, auch immer an Größe, Masse, phy- sischer Beschaffenheit und äußerer Erscheinung gewisse Aehnlichkeiten zeigen. Sie bilden gewissermaßen Ehepaare im großen Weltstaate.

Die Mechanik beherrscht das Weltall. Doch ist der Verfasser darum weder der Ansicht des Materialismus, welcher in der Weltmechanik das alleinige Gesetz für alles Dasein vermuthet, noch auch der Ansicht Hegel's, welcher in ihr nur einen ersten Niederschlag beginnender Entwicke- lungsprocesse, ein in seiner Geburt erstorbenes Leben, eine Schlacke organisirender Thätigkeit erblickt, sondern in sei- nen Augen trägt diese Weltmechanik von Dimensionen, welche unsere Phantasie überflügeln und nur dem ab- stracten Denken standhalten, vor allem den Charakter des erschreckend Räthselhaften, welches eher vermuthen läßt, daß diese oberflächliche Mechanik nur die unserm mensch- lichen Fassungsvermögen zugekehrte Seite von Lebenszu- ständen ist, zu deren anschaulicher Auffassung die Sinn- organe unsers einzelnen Planeten nicht ausreichen (S. 7):

> Wir erhalten von dem in seiner Ausdehnung und nicht minder in seiner wahren Bedeutung unfaßbaren Weltganzen den Eindruck überwältigender Majestät, und es dämmert die Ah- nung in uns auf, daß dieser räumlichen und zeitlichen Unermeßlichkeit auch eine unbegrenzte Mannichfaltigkeit und Schönheit des organischen und geistigen Lebens entsprechen werde.... Ich hege die feste Ueberzeugung, daß es höhere Intelligenzen gibt, welche in den für uns so unbegreiflichen Bau des Welt- alls vollkommenere Einsicht haben, und den für uns unfaßbaren Sinn dieser Sternhieroglyphik theilweise zu enträthseln vermö- gen. Für den Ununterrichteten ist auch das große Ganze der Thier- und Pflanzenwelt unverständlich, während der Zoolog und Botaniker deren Bau in all seinen Stockwerken, Verzwei- gungen und Verbindungen zu übersehen im Stande ist.

Freilich steht alles Leben auf räthselhaftem Fußboden.

Denn auch die glühende Metallmasse, auf welcher die dünne Kruste, die uns trägt, als auf ihrer Unterlage ruht, ist unsern Instrumenten undurchdringlich. Alexander von Humboldt berechnet die Dicke der festen Erdrinde auf $5^1/_5$, Bischof auf $6^1/_3$, Elie de Beaumont auf 6 geographische Meilen. Die Berechnung geschieht nach dem Schmelzpunkt der Felsarten und dem Gesetz der Wärmezunahme nach der Tiefe. Der flüssige Erdkern wird die höchste Wärme haben, die in der Erde überhaupt erreicht werden kann. Zwischen der Rinde und dem Kern scheinen aber sehr verschiedene Formationen obzuwalten, weil oft nahe aneinanderliegende Vulkane, z. B. Aetna und Stromboli, chemisch ganz verschiedene Laven auswerfen, die daher aus verschiedenen in ungleicher Tiefe liegenden Behältern kommen müssen.

Ebenso unbekannt sind die Gesetze, wonach die Hebungen und Senkungen der Continente und Inseln unserer Weltmeere vor sich gehen. Fries stellte die Vermuthung auf, daß dieselben mit dem Fortrücken der Tag- und Nachtgleichen im Zusammenhange stehen möchten. Die Sahara, die Wüste Gobi waren einst Meeresgrund. In den zahllosen Inseln des Stillen Oceans hingegen erkennt man die Reste eines in frühern Perioden vorhanden gewesenen und in einem beständigen Sinken begriffenen Continents; ebenso in den Inseln des Indischen Archipels, mit denen Ceylon zusammenhing. England hing einst mit dem europäischen Continent zusammen, Südspanien über Gibraltar mit Nordafrika. Im mittlern und nördlichen Atlantischen Ocean befanden sich in der Miokän- oder Molassezeit zahlreiche Inseln und wahrscheinlich ein Continent; von den nördlichen Inseln jener Zeit ist nur noch das einzige Island übriggeblieben.

In Betreff der Entwickelung der organischen Lebensformen bekennt sich Perty im ganzen auch zu der in der Grundidee zuerst von Lamarck und Geoffroy Saint-Hilaire ausgesprochenen, von Darwin reicher ausgebildeten Hypothese von einer möglichen Umformung der Thiergeschlechter ineinander, wie der Wasserthiere in Landthiere, der schwimmenden in fliegende u. s. w.; aber er will sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß hierbei der bloße Zufall und nicht ein vernünftiges Entwickelungsgesetz sollte gewaltet haben. Er hält dafür, daß in Darwin's Hypothese auf unklare Weise zwei grundverschiedene Gedanken durcheinanderspielen, welche sich schlecht miteinander vertragen: der eine, wonach das Leben nur zufällig und nach äußerm Anreiz in immer neue Formen hineingeworfen und hineingezwungen wird, von denen die lebensfähigen sich halten, die andern untergehen; der andere, wonach den Naturtrieben eine sich entwickelnde Intelligenz von instinctharter Natur untergelegt wird, welche nach immer größerer Vervollkommnung der Organisation strebt, und diesen ihren Zweck auch durch ein unermüdliches und anhaltendes Experimentiren und Probiren erreicht. Nachdem er aus Darwin's Werke beide Vorstellungsweisen mit anschaulichen Beispielen belegt hat, verwirft er die erste und adoptirt die letzte. Er nimmt an, daß in den Instincten der Naturtriebe eine sich gesetzmäßig durch Selbstthätigkeit emporentwickelnde Vernunft walte. Die Darwin'sche Theorie habe daher Wahrheit in sich, aber für sich nicht die ganze, nicht die volle Wahrheit. Wenn andere von Ideen gesprochen haben, welche sich im Laufe der Zeiten fortentwickeln, und deren Verwirklichung die Organismen seien, so findet er auch diesen Ausdruck nicht adäquat, weil Ideen immer ein sie erzeugendes Princip voraussetzen, nämlich die denkende Thätigkeit, an deren Stelle wir aber hier einen sich gesetzmäßig emporentwickelnden Naturtrieb treten sehen.

Er verbreitet sich dann weiter über das Alter des Menschengeschlechts, die Spuren des Menschen im Tertiärium und Diluvium, die Menschenrassen und die frühesten Wanderungen der Völker, über die Bedingungen zur Entwickelung der frühesten Civilisation in Familie und Staat, Religion und Cultus. Und nachdem er zuletzt vier interessante urweltliche Culturbilder aufgerollt hat, die Aegypter, die Chinesen, die Azteken und die Peruaner, wirft er die Frage auf, ob der Zweck des Menschen damit als vollendet und erfüllt könne angesehen werden, daß der Mensch mit der Natur in eine innigere Verbindung tritt, sie ihm immer durchsichtiger und vertrauter wird, daß er sie immer besser kennen, genießen und gebrauchen lernt. Er erklärt sich hier nicht beistimmen zu können. Er bekennt sich vielmehr mit Guizot zu der Meinung Royer-Collard's, daß die politische Entwickelung der Gesellschaft nur das Mittel zur geistigen Entwickelung des Individuums sei, daß die menschlichen Gesellschaften nicht den ganzen Menschen in sich begreifen, nämlich nicht die Fähigkeiten, vermöge welcher er sich zu Gott, zu einem künftigen Leben, zu einer ungekannten Glückseligkeit in die unsichtbare Welt erhebt. Er hält daher das irdische Leben nur für einen Entwickelungszustand, und eine Verklärung und Vollendung nur in einer andern Daseinsform möglich. Denn man könne sich allerdings ohne Widerspruch ein Reich geistiger Wesen denken, welche von der Gewalt und Hemmung der Natur frei seien, und in denen nicht mehr wie hier Gewalt und List, Schein und Berechnung zur Geltung führen, sondern nur die Führung der höchsten Ideen und die Befolgung des unendlichen heiligen Willens.

Perty's naturphilosophische Auffassung zeichnet sich besonders durch diese seine ausdrückliche Anerkennung des Geheimnißvollen am Anfang der Natur, wie am Ende, aus. Er läßt die beiden uralten Räthsel in neue unverkümmert hervorschimmern, denen Kant, ohne sie erklären zu wollen, einen so präcisen Ausdruck durch seine bekannten Worte über „den gestirnten Himmel über uns" und „das moralische Gesetz in uns". Schon hernach der geniale Urheber der Naturphilosophie in jugendlichem Uebermuthe über die nun vermeintlich ganz durchschaute Natur sich bis zu den Worten vermaß:

> Wüßte nicht, wie mir vor ihr sollte grausen.
> Da ich sie kenne von innen und außen.
> Sie ist ein gar geduldig Thier u. s. w. —

so bildete die hierin ausgesprochene Empfindung eines Emporgehobenseins über das, wovor Kant sich beugte

en so großen Gegensatz, daß man meinen sollte, beide ıker hätten gar nichts miteinander gemein. Und doch and der Unterschied nur darin, daß die Naturphilohie es liebte, über dem geringen Theil der Natur, chen sie sich zu kennen getraute, alles übrige aus dem ge zu verlieren. Sie gefiel sich in der Vorstellung, Erde für den einzigen, mit lebenden Wesen bevölkerten meten, den Erdmenschen für das einzige und zugleich das höchste mit Vernunft begabte Wesen anzusehen, Fixsterne nicht für Sonnen, sondern für bloße Lichtalten zur Decoration des Himmelsgewölbes zu halten, der Erde die verlorene Centralität im Weltall mögt wieder zu erobern, während umgekehrt der Begründer „Naturgeschichte des Himmels" unter dem frischen druck seiner Theorie des unendlichen Weltraums als r aprioriſchen Anschauung der ewigen Vernunft sich versucht fand, die höchstens sechs Meilen dicke Kruste rs Planeten als eines im Weltraum verschwindenden mpchens beinahe ganz aus den Augen zu verlieren.

Es hilft nichts, sich das Geheimnißvolle und Räthselı im Universum durch Blendwerk oder vornehmes oriren zu verkleben, die Wunde bricht nach kurzer schung immer wieder auf, und zeigt sich dann nur so klaffender und blutiger. Es bleibt vielmehr immer Beste, die ewigen Räthsel in den Abgründen des Weltns, welche unmittelbar auf die ewige Vernunft hinen, in welcher die Anschauungsformen des Weltalls ı Ursprung nehmen, einfach so hinzunehmen, wie sie geben, als eine Anwartschaft auf höhere Erkenntnißı, welche noch nicht für den gegenwärtigen unvollnenen Lebenszustand gemacht sind.

Zum Schlusse seien noch folgende Schriften hier mit ihnt:

Psychiatrische Briefe oder die Irren, das Irresein und das Irrenhaus. Eine vollständige systematische Darlegung aller Seelenkrankheiten, in classischen und naturgetreuen Beispien für das gebildete Publikum erläutert von J. A. Schilling. Mit einer nach Photographie in Holz geschnittenen Abbildung des Kaulbach'schen Narrenhauses und einzelner interessanter Narrenköpfe desselben. Augsburg, Schlosser. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Natur und Gemüth. Eine Studie über den Einfluß des Naturlebens auf die Gemüthswelt von C. Landsberg. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1862. 8. 8 Ngr.

Die Räthsel der Natur und des Lebens. Von Theodor Hasche. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Naturforschung und Humanität. Versöhnungswort und Parteistimme eines Mediciners. Berlin, Asher und Comp. 1861. Gr. 8. 12 Ngr.

Die „Psychiatrischen Briefe" von J. A. Schilling 6) sind ein für das gebildete Publikum veranstalteter chaltender und lehrreicher Spaziergang durch die Irnäuser an der Hand eines kundigen Irrenarztes, zur ung des im deutschen Volke seit den letzten Decennien chten stärkern Bedürfnisses, geistigen Antheil zu nehan den Fortschritten jeder Wissenschaft, namentlich in der Natur- und Heilkunde und zur Förderung des Strebens des denkenden Menschen, sich zu belehren über das, was ihm zunächst liegt, über sich selbst. Denn die immer bessere Kenntniß des eigenen Ich, sowol des geistigen wie des körperlichen, sei die hehrste Aufgabe des irdischen Forschens, und erst von dieser Kenntniß unsers eigenen Ich weg sei es möglich, mit Erfolg nach Weiterm zu ringen. Insbesondere aber trage eine genauere Bekanntschaft mit den Zuständen des Irreseins für jedermann vieles bei einerseits zur richtigen Beurtheilung aller der Lebenszustände, welche von jeher die Hauptquellen des Aberglaubens geworden sind, andererseits zur Warnung vor denjenigen Lebenslagen, welche sich heutzutage als die häufigsten Ursachen der Seelenstörungen zu erweisen pflegen. So z. B. wird auf S. 330 zur interessanten Belehrung darauf hingewiesen, wie unsere modernen Cultur-verhältnisse sich als wesentliche Begünstiger der Paralyse erweisen; dieses schwindelhafte Ringen nach äußerer Geltung, Besitz und Genuß, dieses „ziellose, stets zielferne und immer zielflüchtige" Streben, wie es dort geistvoll genug bezeichnet wird. Es hat sich im Bicêtre von 1828—49 das Vorkommen der Paralyse von 7 Proc. auf 37 Proc. gesteigert.

So ist überhaupt viel interessantes Material zusammengetragen, dagegen steht die Theorie des Verfassers auf Null oder dem Gefrierpunkt. Er geht von der falschen Voraussetzung aus, daß, wenn eine Erklärung des Seelenlebens möglich sein solle, diese aus der Einrichtung des Gehirns gegeben werden müsse, und hat dabei doch gesunden Sinn genug, sich zu gestehen, daß auf diesem Wege nicht fortzukommen sei, daß, wenn auch die letzten und feinsten Details aller Processe im Gehirn offen vor uns lägen, wir zuletzt immer nur ein Plus und Minus von elektrischen und derlei Kräften in der Erkenntniß hätten, aber bei weitem noch keinen Seelenzustand, kein Vorstellen und keinen Gedanken. Daher werde das Räthsel, wie es zu solchem kommen könne, wol ungelöst bleiben bis ans Ende der Zeiten. Und so verbirgt sich das wissenschaftliche Charakterbild des Verfassers hinter lauter skeptischem Nebel, wofür uns dann vielleicht sein persönliches Brustbild auf dem Titel entschädigen soll, aus dem wir aber auch nicht klüger werden.

Die drei andern Schriften drehen sich um den Gegensatz von Naturkunde und Gemüthsleben. Während C. Landsberg in seiner Studie: „Natur und Gemüth" (Nr. 7), einfach zu sinnigem Naturgenusse einladet, zur Veredlung des Gemüths und Weckung philosophischen Nachdenkens, und hiermit eine ehedem von Kant, sowie auch von Alexander von Humboldt mit Vorliebe berührte Saite anschlägt, treten hingegen die beiden letzten auf als Versuche zur Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Glauben, und zwar von entgegengesetzten Standpunkten aus, die erste vom Standpunkte einer gläubigen, die zweite von dem einer ungläubigen Naturwissenschaft.

Nach der Auseinandersetzung von Theodor Hasche in der Schrift: „Die Räthsel der Natur und des Lebens"

(Nr. 8), sind beide, Glaube und Naturforschung, Geschwister, die dem gleichen Ziele, Erkenntniß der Wahrheit, zustreben; es ist kein haltbarer Grund für sie, einander zu fürchten oder anzufeinden. In gegenseitiger Achtung und Freundschaft können sie miteinander gehen demselben schönen großen Ziele zu. Dieses Ziel ist unendlich, auch das Streben nach ihm muß sich daher in die Unendlichkeit verlieren, kann also hier nie vollständig erreicht werden. Jeder Schritt vorwärts indessen gewährt die reinste Freude, deren der Mensch als Erdenbürger fähig ist.

In Beziehung auf den Weltgeist spricht der Verfasser mit Linné in seinem „Systema naturae" (S. 39):

Einen ewigen, allwissenden, unendlichen und allmächtigen Gott habe ich, aufmerksam lauschend, einherschreiten sehen, und bin von Staunen überwältigt. Ich habe einige Spuren seiner Schritte durch die geschaffene Welt erkannt, und in allen, auch den kleinsten und fast den Sinnen entschwindenden — welch eine Fülle von Weisheit, von unergründlicher Vollkommenheit! Wer dieses Wesen Weltregierung nennt, der irrt nicht; denn alles ist von ihm abhängig. Wer es Natur nennt, der irrt nicht; denn es ist der Allerzeuger. Wer es Vorsehung nennt, der nennt es recht; denn die Welt geht nach seinem Rathschluß. Es fühlt alles, sieht alles, hört alles; es belebt und beseelt alles: es ist alles in allem.

In Beziehung auf ein künftiges Leben schließt er sich an Schleiermacher's geistvolle Vermuthungen an von einer engern Vereinigung der einzelnen Persönlichkeiten zu größern Ganzheiten in zukünftigen Zuständen. Es heißt darüber (S. 135):

Keineswegs aber folgt aus einem solchen Aufgehen in eine größere Persönlichkeit auch ein Aufgehen und Zerfließen des eigenen Bewußtseins oder gar eine Vernichtung desselben. Können wir uns doch hier z. B. als Glieder eines gemeinsamen Vaterlandes fühlen und uns diesem Gefühle mit Aufopferung hingeben, ohne deshalb unsere eigene Persönlichkeit zu verlieren. Unser großes allgemeines Vaterland, das Weltall, mag auch größerer Persönlichkeiten bedürfen. Ueberhaupt ist mit der Hingebung an höhere Ideen, für höhere Zwecke, eine Freudigkeit, ein Gefühl der Seligkeit verbunden, welches den Menschen fähig macht, sich über alle persönlichen, körperlichen und geistigen Leiden zu erheben. Nehmen wir nun an, daß wir in künftigen Zuständen, dem Gesetze der fortschreitenden Entwickelung gemäß, uns zu größern Gemeinwesen vereinigen und erweitern, so können wir auch voraussetzen, daß damit zugleich ein immer höheres und fortschreitendes Seligkeitsgefühl verbunden sein wird.

Der andere Versuch zur Versöhnung zwischen Naturwissenschaft und Glauben, nämlich das unter dem Titel: „Naturforschung und Humanität" (Nr. 9) erschienene Versöhnungswort eines Mediciners geht von der Behauptung aus, daß die Naturforschung ohne alle andern Wegweiser als ihre eigenen, der Beobachtung des Physischen angehörigen, zu materialistischen Theorien führe, entgegengesetzt denjenigen, welche aus aprioristischen und ontologischen Methoden der Forschung sich ergeben. Der exacte Naturforscher stehe daher mit seiner Anschauung von dem Wesen des Lebens und von dessen für uns wichtigsten Aeußerungen, dem Bewußtsein und dem Willen, unvereinbar gegenüber dem speculativen Philosophen und dem Theologen. Die Wahl einer von diesen Ueberzeugungen beruhe aber in ihrer ursprünglichsten Vollziehung nur auf einer rein subjectiven Entscheidung, welche aller Logik und Objectivität unzugänglich sei, auf einem Fürwahrhalten ohne Beweise, und das sei eben der Glaube des Menschen, nur daß dieser Ausgangspunkt für den Realisten im Physischen, für den Philosophen im Ideellen, für den Theologen im Geoffenbarten liege. Die Religion, der Glaube sei daher von jedermann bei jedermann zu respectiren und heilig zu halten als das Unangreifbare, das Kleinod des Gemüths, der Halt für seine Ueberzeugung, die Stütze seines innern Friedens. Wenn dieses geschehe, so sei damit für die anscheinend so verschiedenen Bestrebungen der Naturforschern, Philosophen und Theologen ein Zusammengehen auf dem Boden der Humanität nicht nur möglich und wünschenswerth, sondern auch consequent geboten.

Zur nähern Erläuterung wird im letzten Abschnitt der wahre und seligmachende Glaube des Materialisten beschrieben, und zwar als ein Glaube an die Zelle, nicht etwa an die Klosterzelle des heiligen Franciscus, sondern an die physiologische Zelle, welcher hier nicht blos die physikalische, sondern auch eine moralische Bedeutung beigelegt wird, als dem vollkommensten Vorbilde des irdischen Organismus. Denn die wichtigsten Wahrheiten und Gesetze der Humanität für den einzelnen ergäben sich aus der Einsicht, daß er als Individuum sich einem Organismus gegenüber als integrirender Bestandtheil anzusehen habe. Die Hingabe des einzelnen an das Gemeinwesen aller auf der einen Seite, auf der andern die von der Gesammtheit darzubietende Möglichkeit der freien Entwickelung für den einzelnen: das sei das Ziel aller humanen Bestrebungen, und für die Erreichung desselben sei der lebende Organismus das idealste, herrlichste Vorbild. Sein Bewußtsein das zu sein, was die Zelle unbewußt ist: so laute daher das höchste, von der neuen Naturforschung dictirte Humanitätsgesetz.

Karl Forlag

Romane und Erzählungen.

Jedesmal, wenn mir eine größere Anzahl literarischer Erscheinungen zur Gesammtbesprechung vorliegt, drängt sich mir die Frage auf, ob es der Mühe werth ist, die einzelne zu lesen und zu beurtheilen. Immer wieder komme ich zu dem Schlusse, daß bei der Menge der Erscheinungen solche Collectivartikel die einzige Möglichkeit bieten, den Leser in etwas zu orientiren, ihn bekannt machen mit dem Leben in der betreffenden Sphäre der Literatur; daß aber auch solche Artikel weiter den Zweck haben, die flüchtige Erscheinung zu fixiren und den Literaturhistoriker einer künftigen Zeit auf manches längst Vergessene hinzuweisen, ihm durch die Masse des nach augenblicklich ästhetischen Grundsätzen Beurtheilten einen Gesammtüberblick über Bedürfniß, Richtung, Anschauung u. s. w. der Literaturperiode zu geben. Es ist ohne Sichtung der Arbeit ganz unmöglich, die verschiedenartigen Erscheinungen in der Erzählungsliteratur allein verfolgen zu können; nirgends ist ein solches Angebot und nirgends so das Verlangen nach immer neuen und immer sondern Erscheinungen. Gegenüber dem Lesebedürfniß

chwindet die Besorgniß vor der Uebersüllung. Freilich, er Roman, an dem man bei der Beurtheilung die höchen ästhetischen Grundsätze entwickeln könnte, ist selten enug aufzufinden; wie selten findet man einen Charakter nsenweise sittlich und ästhetisch entwickelt, wie selten ist er Einfluß der menschlichen Natur auf die Handlung ar vorgeführt! Aeußerlich werden die Geschicke der Menhen dargestellt, neue Verwickelungen werden erdacht, die ttliche Selbstthätigkeit aber kommt nicht zur Erscheinung. ie aber ist ja im Roman, in welchem die persönliche hätigkeit naturgemäß beschränkt ist, eine Hauptbedingung. m Roman muß sich das Persönliche geltend machen rch die innere Stellung zur That, im Drama durch e äußere That selbst. Jene innere That aber verlangt ne größere Ausbreitung der psychologischen Schilderung. urch die Correctheit der psychologischen Entwickelung — e freilich mehr durch die Handlung der Personen als rch philosophische Untersuchungen über deren Seelenleben zeigt werden muß — erhalten die Charaktere erst rechte benswahrheit, lebendige Gestalt; wir fangen an, an ihre istenz zu glauben; dieselben interessiren uns, weil sie nerlich und äußerlich an Realität gewinnen.

Eine weitere ästhetische Forderung an den deutschen oman ist eine durchgehende Idee; fehlerhaft ist es, wenn Idee gleichsam nur individualisirt erscheint durch die ndelnden Personen. Das Verlangen einer „Idee", weider Gedanken und der Reflexionen wird namentlich in utschland besonders betont und die Befriedigung dieses rlangens in unsern Romanen sichert selbst den schwäern unter ihnen den Vorzug vor vielen ähnlichen in gland und Frankreich, möge auch immerhin der Roman Auslandes durch das Stoffliche augenblicklich mehr ziehungskraft auf die Menge ausüben.

Eine dritte ästhetische Anforderung, die wir heute behren wollen, lautet: der Roman sei modern, in seinem offe sowol wie in seiner Behandlung. „Hermann und rothea" entzückte den Leser nach Schiller's Bericht beders deshalb, weil er sich auf seinem eigenen Grund d Boden fühlte, sich in den Kreis seiner eigenen Interen und Fähigkeiten versetzt sah; wir lernen daraus in zug auf den Roman und erklären weiter das Moderne: Der Stoff muß den festen Boden der Wirklichkeit unsich haben, das Wunderbare selbst muß natürlich erinen; 2) der Stoff sei faßlich und doch weit genug n Tagsgeschrei, um uns nicht abzuziehen und zu verren; 3) verbannt seien die Stoffe, an die wir selber ßt mehr glauben; das Todte kann selbst dadurch, daß ihm einen guten Theil unserer Seele schenken, nicht ndig gemacht werden; 4) der historische Roman ist ch die Anforderung des Modernen nicht ausgeschlossen, muß „wurzeln auf nationalem Boden, im geistigen Inte seiner Verwickelungen ein Spiegelbild der Gegenwart en oder mit dichterischer Weihe das allgemein Menschhe, das durch alle Zeiten hindurchgeht, in den Vordergrund len" (vgl. Gottschall, „Deutsche Nationalliteratur", III,). Von den unten besprochenen Büchern ist z. B. „Der abtschreiber von Liegnitz", der im 15. Jahrhundert spielt, viel „moderner" als die Erzählung „vor funfzig Jahren", in der das Gefecht bei Beile (1864) beschrieben ist. 5) Es ist zu verwundern, daß in unserer vorwiegend kritischen Zeit der moderne Roman nicht öfter als komischer erscheint. Das Komische ist die Lösung des Subjects von dem Gebundensein durch das Object. Ist es gelungen, sich von der niederdrückenden und befangenden Macht einer außer uns wirkenden Kraft zu befreien, so haben wir auch die komische Seite derselben gefunden, wir ironisiren oder travestiren sie, während wir auf der andern Seite wissenschaftlich kritisiren; in beiden Fällen üben wir Kritik aus; 6) der moderne Roman soll nie, wie einige Neuere es verlangen, hinübergeleitet werden in die hochaufwallenden Strömungen der Zeit, die Idee muß innerlich lebendig sein, nicht „äußerlich als Tendenz, als Phrase, als Etikette angeheftet" sein (vgl. Gottschall, a. a. O., III, 597). Der Roman sei modern, aber kein Tendenzroman. Der erstere behält ewig seinen ästhetischen Werth, der letztere hat für die Gegenwart höchstens ein publicistisches, für die Zukunft ein culturhistorisches Interesse.

1. **Aus Wald und Stadt. Erzählungen von Konstantin Cotta.** Dresden, Kuntze. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir vermuthen, daß uns hier die Erstlingsarbeiten eines jungen Menschen vorliegen, dem noch Erfahrung und innere Ausbildung fehlt. Schon die hausbackene Einleitung mit den doch etwas zu verbrauchten Gedanken über das Verhältniß der Familie zum Staat u. s. w. giebt Zeugniß von der geringen Einsicht des Verfassers, die sich noch deutlicher in den nachfolgenden Erzählungen zeigt. Da ist zunächst eine seltsame Naivetät der Anschauung; ein politischer Gefangener erscheint als Opfer der Langsamkeit seines Advocaten; die Richter „erstaunen", daß der Gefangene sich vor sie führen läßt. Dieselbe Naivetät erscheint in der Charakteristik; da ist z. B. ein Fabrikarbeiter, der täglich mit seinen Kindern betet, der erste in der Kirche ist, als Muster eines Familienvaters erscheint, alles, wohl bedacht, ohne Heuchelei — und derselbe Mann ist ohne jedes Bedenken und ohne Kampf ein Holzdieb, wäre bereit, mit der Axt einen Gegner zu tödten, läßt sich willig zur Falschmünzerei verleiten, um 50 Thaler zu verdienen. Für dies durch Betrug gewonnene Geld „dankt er dem Schöpfer". „Durfte er ihm danken?" fragt der Verfasser; „war er nicht vor dem menschlichen Gesetze ein Verbrecher? Wer ist da, der den ersten Stein auf ihn würfe?" Ich denke doch, daß noch mancher ein Steinchen bereit hält.

Eigenthümlich sind überhaupt die Lebensanschauungen des Verfassers, oft erscheinen sie wie durch Lektüre angeflogen, ohne innere Verarbeitung und Verständniß; das sei namentlich von seinen politischen und sittlich-religiösen Aussprüchen gesagt. Es ist gewiß alles ganz gut gemeint, aber das Pathos steht dem Verfasser so unendlich komisch. Seltsam erscheinen vor allem auch Cotta's Begriffe von den gewöhnlichsten Lebensverhältnissen zu sein; die Behaglichkeit eines Zimmers schildert er: „Alles athmete etwas so Heimisch-Molliges, Stickiges, wenn wir uns so aus-

drücken dürfen" (S. 23), das Schmieden nennt er S. 302 ein kriegerisches Handwerk u. s. w. Sprachlich und stilistisch endlich leistet der Verfasser das Mögliche, um mit dem bisher Erwähnten eine gewisse Harmonie zu bewahren. Abgesehen davon, daß er seine Person nie zu verbergen vermag, begeht er auch viele Verstöße gegen Geschmack, Sprachlehre und Sprachgebrauch: „Die einen der Gäste spielten Karten, die andern unterhielten sich" (S. 22); „alles muß glücklich sein, wenn nicht das Verbrechen seinen Sitz in der Brust aufgeschlagen hat" (S. 26) u. s. w. Erwähnt sei noch, daß der Verfasser nicht einmal das gewöhnliche Erzählungstalent besitzt, das sich doch jeder gebildete Mensch jetzt frühzeitig auf Schulen aneignet; er bittet um Verzeihung, wenn er rohe Leute gemein reden läßt, er gibt eine französische Unterredung in deutscher Sprache wieder, „da wir wol nicht von allen unserer Leser voraussetzen dürfen, daß die Liebe zur französischen Sprache sie bis zum Erlernen derselben getrieben hätte". Wie witzig, harmlos und zugleich sprachlich interessant ist der Satz!

Sachlich sei noch erwähnt, daß der vorliegende Band vier Erzählungen enthält, aus denen wir die letzte: „Der erste Kosack", als die wohlgelungenste hervorheben, obgleich auch sie nicht etwa reich an Gedanken und Erfindung ist.

2. Mutter und Tochter. Einfache Geschichten für Frauen- und Mädchenherz von Marie und Luise L'Ettrée. Nebst Vorwort, herausgegeben von R. von Meerheimb. Dresden, Gaber. 1864. 8. 24 Ngr.

Die hier vorliegenden vier Erzählungen sind die Arbeiten einer Mutter und einer Tochter. Die erstere ist die Verfasserin der einfachen Herzensgeschichte: „Die unheilvolle Verlobung", welche zumeist in Tagebuchblättern und Briefen, mit der den Frauen eigenthümlichen Feinheit und Zartheit dargestellt wird, mit dem psychologischen Verständniß, das eben Frauen für die Geheimnisse des weiblichen Herzens zeigen. Die Bekenntnisse zeigen dabei alle die Schwächen, welche Tagebücher junger Damen überhaupt enthalten: übertriebene Reflexion, Selbstbespiegelung, Versenken in Stimmungen und Träume, ohne rechte Klarheit und Willenskraft. Bei den Frauen ist die sonst wahre Bemerkung nicht immer bestätigt, daß mit den schwächer werdenden Gefühlen der Ausdruck derselben sich unmäßig steigert; so ist es denn auch vielleicht ganz lebenswahr, wenn Gabriele in ihren unglücklichsten Momenten vom drohenden Ungewitter spricht, „das am blauen Firmamente ihrer Liebe aufsteigt und durch Blitz und Schlag das Gebäude ihrer Seligkeit zertrümmert", oder wenn sie in dem gleich darauffolgenden Blatte ihre Empfindungen einleitet mit einer Phrase, die etwas nach einem Pensionsaufsatze schmeckt. Wie gesagt, wir mögen das nicht tadeln, weil es möglich, denkbar und sogar wahrscheinlich ist, daß ein junges Mädchen in solchen Seelenzuständen noch so reflectirt. Weniger natürlich scheint uns, daß ein so leidenschaftlich liebendes Mädchen mitten in ihrer Exaltation sich vornimmt, dem Willen ihres Vaters, der von dem Geliebten sie trennen will, zu folgen.

Jedenfalls geben wir dieser ersten Erzählung der Mutter den Vorzug vor denen der Tochter. Namentlich zeigt „Die Tochter eines Offiziers" ein nur geringes Geschick in der Ausführung einer an sich glücklichen Idee: ein durch Geburt und Erziehung verwöhntes Mädchen lernt durch die Schicksale des Lebens den Werth eines demüthigen Herzens erkennen. Das konnte gezeigt werden ohne übertriebene Contraste: die Mutter, die tanzt, während ihr Kind stirbt, ist doch gar zu unnatürlich. Dazu scheint der Verfasserin ganz entgangen zu sein, daß ihre Heldin von Demuth und vom Festwerden des Herzens noch weit entfernt ist; der stolze Blick, mit dem sie den Saal verläßt, die Art und Weise, wie sie ihre Lebensschicksale erzählt und immer wieder ihre Geburt betont, ist doch noch weit entfernt von Demuth. Noch passend finden wir, daß die Verfasserin ihren handelnden Personen ganz bekannte Familiennamen beilegt: Hohenthal, Schönburg u. s. w.; von einiger Unkenntniß der Lebensverhältnisse aber zeigt es, daß sie eine verheirathete Gräfin bald Gräfin, dann wieder Baronesse oder Comtesse nennt.

Noch weniger befriedigend ist die Erzählung: „Täuschung." Ein junger Mann bewirbt sich, obgleich er verlobt ist und seine Braut zu heirathen gedenkt, beides verschweigend um die Liebe eines jungen Mädchens; schließlich bittet er dasselbe wegen dieser Täuschung um Verzeihung, läßt ihm aber freundlicherweise als Trost seinen Ring und sein Bild. Die ganze Sehnsucht des Mädchens aber geht nun dahin, einmal mit eigenen Augen zu sehen, ob er sein Ideal in jener andern Schönen gefunden hat, um derentwillen er sie verließ. Ob ihr der Wunsch in Erfüllung ging, bleibt ungesagt, und nur aus einer Nachschrift — nach drei Jahren — erfahren wir, daß „jene traurige Begebenheit aus ihrem Leben die einzige harte Täuschung ihres Daseins blieb". Wir dächten für ein junges Mädchen wäre sie hart genug gewesen.

In der letzten Erzählung: „Tante Lieschen", wird ähnlich wie in der „Tochter eines Offiziers", ein junges Mädchen durch ein vorgeführtes Beispiel zur Vernunft gebracht. Beide Erfolge stehen im Widerspruch mit der S. 108 ausgesprochenen Behauptung, daß nur „die Welt das Leben die Herzen bilden kann". Die Erzählungen sind übrigens, wie wir noch erwähnen wollen, zum Besten einer wohlthätigen Stiftung herausgegeben und durch ein Vorwort von R. von Meerheimb eingeführt.

„Unterwegs und daheim" ist der Titel einer fortlaufenden Reihe von Unterhaltungsschriften in kleinen Bänden zu 9—10 Bogen zum Zeitvertreib auf Reisen, Eisenbahnen und Dampfschiffen berechnet, leichte Waare also, die ihren Zweck vollständig erfüllt hat, wenn sie uns eine so lange unterhält, als wir für gut finden, uns nur zu beschäftigen. Aus der Sammlung liegen uns vor:

3. Im Fluge. Süddeutsche Wanderungen von Lucian Herbert. Leipzig, O. Purfürst. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.
4. Der Jesuit. Roman von Julius Gundling. Leipzig, O. Purfürst. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.
5. Vor Leipzig und in Jütland oder vor und nach fünfzig Jahren. Roman von F. Lubojatzky. Leipzig, O. Purfürst. 1864. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Herbert'schen „Wanderungen" (Nr. 3) sind von

ristenhafte Schilderungen einzelner Bäder des östlichen Böh-
nen, deren Stilleben und Ursprünglichkeit mit der Eleganz
er Bäder des westlichen Böhmen stark contrastirt; weiter
geben sie die Beschreibung eines Aufenthalts im Allgau,
em reizenden Alpenlande, das die Touristen nur aus-
ahmsweise besuchen. Sodann führt uns der Verfasser
i das Redactionsbureau der augsburger „Allgemeinen Zei-
ung" und zuletzt mit besonderer Vorliebe nach Arenenberg,
o sich der Biograph Napoleon's III. ganz heimisch fühlt.
im allgemeinen ist alles, was uns hier im Fluge geboten
ird, frisch, lebendig, oft mit recht gutem Humor ge-
hrieben, freilich auch mit jenem bon plaisir der Ton-
tenliteratur, wie denn Herbert z. B. durch ein zufälli-
s Begegnen mit der Herzogin von Parma am Bodensee
ranlaßt wird, uns deren Biographie mit in den Kauf
i geben.

„Der Jesuit" von Julius Gundling (Nr. 4) ist eine
ner Erzählungen, wie sie der deutsche Philister besonders
bt, voller Unwahrscheinlichkeiten, an die er nichtsdesto-
niger glaubt. Der Schüler des heiligen Ignatius ist
t der gehörigen Portion Schlechtigkeit ausgestattet, um
r und da einer gutmüthigen Seele einen gelinden Schauer
bereiten, dabei mehr vom Glück begünstigt, als mit
rstand von der Natur bedacht; seine Intrigen wenig-
ns sind sehr einfacher Natur, die Compromittirung sei-
r Geliebten z. B. ist doch vielleicht das Einfältigste, was
ber auf die große Rechnung der Jesuiten gebracht wurde.
n Glück für den Jesuiten, daß alle in dem Roman so
klug handeln wie er selbst. Ueberraschend ist eigentlich
r der Schluß, an welchem Jarno von Grottau, der
smit, trotz seines augenscheinlichen Verraths, „der glück-
je" Gatte der Gräfin Hildegard wird.

Dabei enthält der Roman manches, was ihn bei fleißi-
er Bearbeitung auszeichnen könnte. So den interessan-
historischen Hintergrund: die Einführung der Jesuiten
Böhmen; Conflicte, wie die zwischen dem streng katho-
hen Grafen und dem protestantischen Sohn; die frühere
be Jarno's zur Mutter Hildegard's u. dgl. Es fehlt
ch nicht an interessanten Charakteren und selbst nicht
fesselnden Nebenfiguren. Die Arbeit selbst aber ist zu
r auf momentanen Eindruck berechnet und zu wenig
st ausgeführt. Neu war mir das Bild: „wie ein schwar-
Sargdeckel hatten sich die langen Wimpern über ihr
ge gesenkt".

Nr. 5: „Vor Leipzig und in Jütland", von F. Lubo-
ky erzählt eine Episode aus dem eben beendeten schleswig-
deinischen Kriege; allerneueste Begebenheiten, Gefechte,
das von Beile, ziemlich ausführlich beschrieben,
en der Erzählung realistische Färbung geben. Der
ufall, der ja oft wunderbar spielt — hier jedenfalls
wunderbar —, führt langgetrennte Verwandte endlich
der zusammen, nachdem das Schicksal sie vorher ordent-
geprüft hat. Ein Mädchen, in der Schlacht bei
ipzig als Kind aufgefunden und nach verschiedenen Be-
nheiten nach Jütland verschlagen, findet nach 50 Jah-
, nun längst verheirathet, in einem österreichischen Offi-
, der in ihrem Hause einquartirt wird, ihren Neffen und
später dessen Vater, ihren Bruder, wieder. Ihre Tochter
aber erkennt in demselben jungen Mann ihren freund-
lichen Beschützer, der sie einst, als sie auf einer Reise
in Salzburg verirrt war, auffand, in das Haus sei-
ner Aeltern führte und flüchtig einen Roman des Her-
zens mit ihr abspielte, wie das Jugend und Waldeinsam-
keit eben veranlassen.

Bedauerlich bleibt, daß auch diese Erzählung, die
manche hübsche Bemerkung, Beobachtungen über die Stim-
mung der Schleswiger, interessante Details und einzelne
wohlgelungene Schilderungen enthält, gar zu leicht gear-
beitet ist und daß namentlich auch der Stil oft zu unbehol-
fen erscheint. Sätze mit allen möglichen Einschachtelungen
sind nicht selten. Das Ganze ist aber insofern der Be-
achtung werth, als darin sich zeigt, mit welchem Heiß-
hunger die neuesten Begebenheiten verarbeitet und, mit
einigen Liebesgeschichten ausgeschmückt, als moderne Ro-
mane in die Welt gesandt werden.

6. Auf der Station. Skizzen und Novellen aus dem Soldatenleben von Robert Byr. Erstes Bändchen. Berlin, Gerschel. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.

Das Genre der militärischen Humoreske, von Hack-
länder zuerst in Mode gebracht, erfährt durch das vor-
liegende Heft eben keine Bereicherung. Auch Winterfeld's
derbere Manier ist nicht mit Glück nachgeahmt. Byr
hat es sich mit der Erfindung und Ausführung fast noch
leichter gemacht als sein Vorbild, das er übrigens in
Betreff des naturwüchsigen Humors durchaus nicht erreicht.
„Tschan" ist eine kleine Anekdote, die selbst auf diesen
wenigen Seiten zu breit erzählt und mit zu viel unnö-
thigem Flitterwerk behangen ist, um gefallen zu können.
Die längste der drei Erzählungen: „Der Elefant", leidet
an so viel innern und äußern Unwahrscheinlichkeiten, daß
auch der unbefangenste Leser darüber nicht hinwegkommen
dürfte. Charakteristik ist bei solchen leicht hingeworfenen
Skizzen kaum zu verlangen, aber für diesen Mangel
müssen Figuren entschädigen, die wenigstens den Vorzug
der Originalität haben — geprellte Ehemänner, verliebte
Frauen, sentimentale oder offensiv verfahrende Lieutenants,
die sich alles erlauben zu dürfen meinen und deren bon
plaisir der Inhalt all ihrer Moral ist — das ist doch
eben nicht neu, das ist im Gegentheil ebenso verbraucht
wie die ganze Erfindung — ein junges Mädchen, das
sich opfert für ihre Tante und, indem sie den Verdacht
des Rendezvous auf sich nimmt, den Geliebten der Frau
Tante heirathet, und andererseits eine sich langweilende
junge Witwe, der ein Vetter so lange von seiner ersten
Liebe vorerzählt, bis sich beide in eine wechselseitige zweite
Liebe hineinschwärmen oder — hineinlangweilen.

Nun sind weder die Schilderungen noch die Situa-
tionen besonders humoristisch: der feige geprellte Ehemann
ist im Librettogeschmack des vorigen Jahrhunderts gehal-
ten; Scenen, wie die Erwartung der Gräfin sind so breit
ausgemalt, daß sie leider zu langsam an der tödtlichsten
Langeweile sterben. Humoristisch können wir kaum Aus-
sprüche finden wie: „Unter Arbeiten verstand sie das
Hätteln einer dem männlichen Geschlechte angehörenden

Hausmittze", oder: „Im heutigen Jahrhundert sind die Leichdornen von vornherein gegen jede Kraftanwendung bei Unmuthsäußerungen." Am gelungensten ist die kleine Novelle: „Ce que nous aimons" — die Erzählung eines alten Hagestolzen, der seine Geliebte verlor durch Uebermaß an Liebe. Freilich liegt auch hier der Irrthum vor, der sich, so sonderbar die sittliche Weltanschauung ist, aus der er hervorgeht, häufig in so vielen ähnlichen Erscheinungen wiederholt, daß Liebe und Sinnlichkeit für gleichbedeutend gehalten werden.

7. Das Ehrenwort. Novelle von Ernst am Strand. Berlin, Heinicke. 1864. 8. 22½ Ngr.

Hesekiel, der diese Novelle mit einigen Worten einführt, bezeichnet sie als eine höchst interessante und talentvolle Anfängerarbeit. Wir meinen, daß Hesekiel eher zu wenig als zu viel Lob darüber ausgesprochen hat. Was uns namentlich an dieser Erzählung gefällt, das ist die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit den geschilderten Verhältnissen, die vorherrschende Lebenswahrheit, das Geschick, die Zustände lebendig darzustellen, die Anmuth, mit der er Stimmungen sowol als Landschaftsbilder zeichnet. Tiefere Auffassung wird allerdings vermißt werden, auch könnte die Lösung, namentlich mit Bezug auf die psychologische Entwickelung der Charaktere Bedenken erregen; öfters ist nur äußerlich gezeigt, was innerlich hätte begründet werden müssen, z. B. die religiöse Richtung Elisabeth's. Für diese Mängel entschädigen einige mit Geschick allerdings mehr skizzirte als ausgeführte Figuren: so namentlich die Hauptheldin, die Gouvernante Elisabeth; die Landräthin mit ihrem um viele Jahre ältern Manne, die innern Conflicte der beiden Eheleute sind prächtig gezeichnet; Lydia mit ihrem Vater und ihrem Verlobten, der Pfarrer u. s. w. Die düstere Gestalt der irrsinnigen Mutter Lydia's ist sehr discret behandelt, sie und der Pole geben dem Gemälde die kräftigen düstern Schatten. Die ganze Erzählung ist spannend, der Verlauf natürlich, das Interesse erhaltend ohne Anwendung von gesuchten Effecten, die Behandlung, Form und Stil, angemessen und erfreulich; die Gedanken oft recht ansprechend, zwar nicht bedeutend, aber natürlich und in den Zusammenhang passend. Eine kleine Bemerkung, welche die Ansicht gewisser Kreise über die schriftstellerische Thätigkeit kennzeichnet, lautet:

Jemand, der ein Buch schreibt, ist vielen Menschen immer lächerlich, solange er sich noch nicht als Schriftsteller bewährt hat. Man spricht oft von der geistigen Ueberhebung talentvoller Menschen, allein nichts kommt der Verachtung gleich, welche die sogenannten praktischen Naturen für poetische hegen. Sie verzeihen eher einen Fehler, ein Laster selbst, denn sie können es verstehen, wie der Hang dazu vorhanden sein kann — den Drang geistig zu schaffen, vergeben sie nicht.

8. Das Schloß zu Wimmis. Roman von Luise Büchner. Leipzig, Thomas. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hatten wir es in der vorstehend beurtheilten Novelle mit einer geschickt und fleißig gearbeiteten Dilettantenarbeit zu thun, so liegt uns dagegen in diesem Romane die verdienstvolle Arbeit einer Künstlerin vor. Die Ansprüche an einen Roman sind hier, bis auf kleine, hier zu erwähnende Ausstellungen, vollständig erfüllt. Hier finden wir die stufenweise sittliche und ästhetische Entwickelung der Charaktere, vorgeführt in der ganzen Richtung eines Lebens; hier wird der Einfluß der menschlichen Natur auf die Handlung klar und deutlich gezeigt, hier werden die Zustände der Gemüther dargestellt, aus denen sich die Charaktere der handelnden Personen, die besondern Richtungen ihres innern Lebens und ihre Geschicke erklären.

Durch das ganze Buch geht eine wohlthuende poetische Stimmung, das allgemein Menschliche wird mit psychologischer Wahrheit geschildert und nimmt von Anfang bis zum Ende unser Interesse in Anspruch. Die Charaktere sind lebenswahr und bedeutend, die Conflicte tief und innerlich gefaßt, die Darstellung derselben kann als künstlerisch gerühmt werden. Stolz, Selbstsucht und Hang zur Unwahrheit führen Verwickelungen herbei, deren Lösung nur durch den Tod erfolgen konnte. Was uns in diesem Roman besonders zusagt, das ist das Vermeiden aller Effecthascherei, die vollständigste Natürlichkeit, die Wirkung durch die einfachsten Mittel. Die kranken aber schönen Konstanze von May geht durch das Zusammensein mit einem Maler das Verständniß der Liebe auf; zu derselben Zeit kommt Graf Rothenfels, mit den praktischen Egoismus mit wahrer Virtuosität ausübt, als Gast in das Schloß ihres Vaters; in der Einsamkeit, in der Erwartung der jüngern Schwester Mathilde huldigt er Konstanze; sie glaubt sich geliebt, sie erwartet sein Geständniß, bis sie plötzlich durch die Verlobung des Grafen mit Mathilde aus ihren Hoffnungen aufgeschreckt wird. Das betrogene Herz erfüllt sich mit Rache, sie greift ein in das Schicksal ihrer Schwester, verleitet sie zu unsinnigem Benehmen gegen den Verlobten, zwingt sie, selbst ihm noch am Altar einen Schimpf anzutun, durch welchen des Grafen Herz sich von Mathilde abwendet. Nicht Reue, nicht Zeichen inniger Liebe können ihr den Gatten wiedergewinnen: ihr Glück und ihre Tugend sind vernichtet.

Das ist der allgemeine Inhalt des Romans, der durch die feine Behandlung, durch die lebendige Scenerie, durch liebliche Stimmungsbilder, durch prächtige Naturschilderungen, durch schön ausgeführte Charaktere durch die bewegte Handlung, dann wieder durch die Ruhe in der größten Bewegung, durch das taktvolle Maß in der Schilderung selbst der leidenschaftlichsten Conflicte, endlich durch klaren, durchsichtigen und frischen Stil die Aufmerksamkeit in hohem Grade verdient. Unsere Ausstellungen an diesem Roman dürfen wir nach dem Gesagten nicht verschweigen: Wie vorbereitend und angemessen auch die Einleitung ist, so hätten wir doch gewünscht, daß der Roman mit dem zweiten Kapitel anfinge, uns gleich mitten in die Situation hineinversetzte, dagegen der Inhalt des ersten Kapitels die Aufregung am Ende milderte, um so mehr, da der Roman unserer Ansicht nach einen etwas zu jähen Abschluß hat. Die Schlußreflexion hat etwas Erkältendes, den Sieg der

chicksals über Menschenweisheit und Menschenwille hat er empfunden, ohne daß das noch besonders ausgesochen werden mußte. Die Verfasserin zerstört damit das den Eindruck und verletzt in dem guten Willen, das rbe zu mildern, das Gefühl. Ein Hauptfehler liegt der Beschreibung der Hochzeit; das Nein Mathildens nte durch das Ja des hervortretenden Vaters nicht wirgslos gemacht werden. Aber diese kleinen Ausstellun: verschwinden vollständig vor dem, was wir Tüchtiges nahezu Vollendetes an diesem Roman zu rühmen ten.

A. Freiherr von Loën.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Gedichte von Robert Prutz.

bstrosen. Neue Gedichte von Robert Prutz. München, leischmann. 1865. 16. 25 Ngr.

Wie Geibel's „Neue Gedichte" einen spätsommerlichen rakter tragen, wie das Elegische, in die Vergangensich Zurücktäumende in ihnen vorwiegt: so scheint Prutz schon durch den Titel seiner „neuen Samm" anzudeuten, daß wir es hier mit späten, etwas lken Rosen" zu thun haben! Herbstrosen — man glaubt Wind, der über die Stoppeln pfeift, beschäftigt zu n mit der traurigen Arbeit, diese Rosen zu entblät! Der poetische Altweibersommer fliegt durch die Luft; mattbunten Blättern schmückt sich der Wald, statt mit igen Blüten; bald schreitet unser Fuß über das rande Laub! Das ist ungefähr das Stimmungsbild, hes uns dieser Titel entrollt!

Doch wir fühlen uns bald enttäuscht, sobald wir in Gedichten zu blättern anfangen. Welch ein Gegensatz n die Muse Geibel's, die sich am Widerschein vom ck der Jugend sonnt, welche mit warnendem Zeigeer ausruft:

Darum setze dich zur Wehr,
Glänzt ins alternde Gemüthe
Dir der Schönheit Strahl, und hüte
Dich vor nichtigem Begehr.
Minneglück will Jugendblüte,
Und du änderst's nimmermehr!

Dagegen ertönen feurig schwunghaft die Antistrophen Prutz:

ißt mich nicht von Liebe schweigen, nicht die Liebe heißt mich fliehn,
eil die dunkle Lockenfülle Silberfädchen mir durchziehn,
eil der Jugend volle Rose auf der Wange mir erblich,
eil das Alter, träg und frostig, nahe mir und näher schlich!

ne andre Jugend gibt es, die das Antlitz mir verschönt,
e mit ewig frischen Rosen die gefurchte Stirn mir krönt!
il'ge Jugend meiner Seele, meines Herzens Maienzeit,
ig sprossend, ewig blühend, Bote der Unsterblichkeit!

gt, wer hat den Flammenbecher mir, den schäumenden, kredenzt,
ß wie von der Götter Jugend Auge mir und Lippe glänzt?
r allein, nur dir verdank' ich alles, was ich kann und bin,
lder Leitstern meiner Tage, Kypris, hohe Königin!

Wir sehen, diese Herbstrosen sind frisch und duftig, späte Jahreszeit darf ihnen nichts anhaben. Prutz sich auf die Seite der Anakreon und Hafis, und hält eine feurige Liebe bei grauen Haaren für keinen Anachronismus:

Nein, spotte nicht der grauen Haare,
Und nicht der Runzeln im Gesicht.
Noch harren unsrer schöne Jahre,
Noch alterte dein Dichter nicht!
Gelehnt an deinen treuen Busen,
Von welchem nichts mich scheiden kann,
Im Dienst der Schönheit und der Musen —
Gib Acht, das Leben fängt erst an!

Viele dieser Gedichte von Robert Prutz standen bereits in dem „Deutschen Museum" abgedruckt; wir erfreuten uns an ihrer Formvollendung, an ihrem echt poetischen Zauber, und bedauerten nur, daß das deutsche Publikum so achtlos an diesen Blumen vorübergeht. Die Indifferenz gegenüber der neuen Lyrik, wenn sie nicht in Miniaturausgaben und Anthologien bequem für den modischen Geschmack hergerichtet wird, ist in der That eine bedauerliche, und muß dahin führen, daß die bessern Dichter sich um das Publikum gar nicht mehr kümmern und es der Zukunft anheimgeben, ob ihnen eine späte Anerkennung von seiten eines für die Poesie empfänglichern Geschlechts zutheil werden soll, oder ob sie durch die Ungunst des Schicksals in Leben und Tod ganz der Vergessenheit anheimfallen. Jedenfalls ist es die Pflicht der Kritik — und in wie wenigen Blättern wird noch eine eingehende Kritik deutscher Lyrik geübt — auf das Hervorragende aufmerksam zu machen; denn sonst geräth das Bedeutende mit dem Unbedeutenden zusammen in den großen Makulaturkorb des deutschen Buchhandels, der zuletzt in den Lethe ausgeschüttet wird.

Prutz freilich hat zu Platen's Füßen gesessen und ist von seiner „Unsterblichkeit" durchdrungen. Das Horazische „Sidera sublimi feriam vertice" hat uns nie behagen wollen. Diese poetischen Selbstaffecuranzen der Unsterblichkeit machen trotz ihres stolzen und herausfordernden Tons nur einen wehmüthigen Eindruck, obgleich gerade die Kälte der Gegenwart die Dichter zwingt, an die Zukunft zu appelliren. Doch von welchen Zufälligkeiten ist die Dauer des Dichterruhms abhängig; es hing nur an einem seidenen Faden, daß Shakspeare auf die Nachwelt kam; er war schon eine Zeit lang abgrundtief vergraben. Wir können die Selbst- und Siegsgewißheit nicht theilen, mit welcher Prutz in seinem „Schlußgesang" der Geliebten zuruft:

Tadle nicht die wilden Klänge,
Zürne nicht dem kühnen Lied,
Das der wahnbethörten Menge
Unser stilles Glück verrieth!
Glänzend schon, in lichter Pracht
Deinen Namen seh' ich schweben,
Mit dem Dichter wirst du leben,
Der unsterblich dich gemacht!

Glaube mir, es kommen Zeiten
— Und sie sind nicht allzu weit —
Wo vom Staub der Endlichkeiten
Unsre Liebe sich befreit;
Wenn die letzte Schlacke fällt,
Dann mit strahlendem Gefieder
Ziehen meine ew'gen Lieder
Durch die andachtvolle Welt!

Jedes Lächeln deines Mundes,
Jeder Kuß, den du gewährt,
Wird als Zeichen frommen Bundes
Einst von künft'ger Zeit verehrt.
Wenn in Staub und Asche dann
Unsre Leiber längst zerronnen,
Zündet sich an unsern Wonnen
Endlos neue Wonne an.

Ist der dumpfe Wahn entflohen,
Der so lang uns feindlich war,
Dann der Liebe Siegsheroen
Baut man Tempel und Altar.
Hell durch fernster Zeiten Nacht
Deinen Namen seh' ich schweben,
Mit dem Dichter wirst du leben,
Den unsterblich du gemacht!

Das wirkt berauschend, aber es sind dichterische Opiate! Welchen, von Tag zu Tag wachsenden Pack von Unsterblichkeiten muß unsere Literaturgeschichte schleppen, welche unermeßliche Aufgabe für das Gedächtniß der Nachwelt! Und wie leicht kann es vorkommen, daß große Talente vergessen werden und die „kleinen" sich durchschmuggeln.

Die „Herbstrosen" zerfallen in drei Bücher, denen sich „Zeitgedichte" und „Terzinen" und „Sonette" anreihen. Das erste Buch enthält Reflexionslyrik, die „Schönheit", die „Einsamkeit", der „Weltfrieden", die „Geduld", die „Leidenschaft" werden verherrlicht. Doch sind die Gedichte nicht so abstract schattenhaft, wie die Ueberschriften befürchten lassen. Nirgends klappert ein knöcherner Begriff, der aus dem Kirchhof der philosophischen Systeme entsprungen, mit hinein in diesen Reigen lebensvoller Gedanken. Nur in dem ersten Gedicht klingt die Schlußwendung ein wenig prosaisch:

Du wirst den Ew'gen nicht erreichen,
Solange du im Staube bist,
Doch darfst du kühn dich ihm vergleichen,
Begreifst du recht, was Schönheit ist.

Die Grundanschauung dieser „Gedichte" ist eine religiös-optimistische und steht im herbsten Widerspruch zur Schopenhauer'schen Philosophie. Es herrscht in ihnen ein sanguinisches, vertrauensvolles, leichtlebiges Temperament. Mit einer Reminiscenz an Grün's „Schutt" heißt es in dem Gedicht „Kreuz und Rose":

Des Todes düstern Schauern nicht,
Daraus der Hölle Gluten sprühn,
Die Welt gehört dem goldnen Licht,
Drin alle höchsten Freuden blühn.
Drum nicht ein Kreuz mir auf das Haupt,
Pflanzt Rosen um mein Grab herum,
Die Rose sei das Symbolum,
Dran eine neue Menschheit glaubt!

Sehr trostreich heißt es im „Weltfrieden", der wie eine kleine Theodicee in nuce klingt:

So blüht und sproßt es allerenden,
Wohin dein staunend Auge blickt;
Es hat Natur mit milden Händen
Die Tafel gastlich dir beschickt,
Für allen Kummer, alle Wunden
Hält sie den Balsam gleich bereit,
Es hat — du wirst es noch erkunden —
Der Schmerz selbst seine Süßigkeit.

Und am Schlusse des Gedichtes finden wir den Ausspruch:

Das Gute bleibt dir zugeschrieben,
Das Böse geht von selbst vorbei,
Du aber hör' nicht auf zu lieben:
Denn nur die Liebe macht dich frei!

Wie leicht diese Sanguiniker mit dem Leben fertig werden! Der Schmerz hat seine Süßigkeit und das Böse geht von selbst vorbei! Wir lieben die lächelnde Natur, aber sie muß nicht Probleme fortlächeln wollen, an denen der Tiefsinn der Weisen zerschellt und die unheimlich in jedes Leben hineinragen!

Das zweite Buch, das reichhaltigste, ist das „Buch der Liebe"; es enthält einige köstliche Liedesspenden, in unbefangener Hingabe an die einzelne Situation, in dithyrambischem Aufschwung die Liebe als eine allgemeine Weltmacht feiernd:

Es ist der Liebe nichts zu groß
Und nichts zu niedrig und zu klein,
Sie zaubert Welten aus dem Nichts
Und wiegt ein weinend Kindlein ein.

Auch unsers Lebens frühen Herbst
Hat sie geschmückt mit neuem Grün,
Um müde Stirnen läßt sie uns
Der Hoffnung junge Rosen blühn.

So liebe du und küsse denn,
Und wenn du liebst und wenn du küßt,
O denke, daß der Liebe Dienst
Ein Tempeldienst des Ew'gen ist.

Gleich erhaben tönt die Schlußstrophe des Gedichtes „Nachtwind":

Schweigend, mit gemessnem Schritte,
Folgend nur dem eignen Drang,
Wandelt durch der Menschen Mitte
Lieb' um Liebe ihren Gang;
Leuchtend über ihrem Haupte
Sieht sie ew'ger Sterne Glanz,
Und die Götter, die sie glaubte,
Reichen lächelnd ihr den Kranz.

Die Liebe als die Seele des Weltalls feiert auch das folgende anmuthige Gedicht:

Hat dir die junge Rose nichts,
Die einsam blühende, geklagt?
Der Silberstrahl des Mondenlichts
Dir nichts bei Nacht ins Ohr gesagt?

Vernahmst du nicht die Nachtigall,
Wie sie, in Blüten dicht versteckt,
Mit ihres Liedes süßem Schall
Das Echo deiner Seele weckt?

Sahst du auch nicht die Sterne gehn
Unwandelbar in ew'gem Rund?
Und fühltest du nicht Flammen wehn
Von Aug' zu Auge, Mund zu Mund?

Es singt und klingt die Welt entlang,
Durch Land und Meer, durch Wald und Flur
Ein tausendstimmiger Gesang,
Und Liebe tönt er, Liebe nur!

Von Liebe glänzt der Tropfen Thau,
Der an dem Kelch der Blume schwebt,
Von Liebe strahlt das feuchte Blau,
Draus mir dein Herz entgegenbebt.

So öffn' auch du, getrost und froh,
Ihr deiner Seele Heiligthum,
Und denk', die Götter wollten's so,
Zur Freude dir und sich zum Ruhm!

Schon in der letzten Gedichtsammlung von Prutz: us der Heimat", athmeten die Liebesgedichte einen sinn- berauschenden Hauch, gänzlich verschieden von Geibel's scher blonder Minne, „von der nur Gott im Him- weiß". Auch diese neue Liebespoesie unterscheidet sich, gleich das stürmische Feuer jener Heimatgedichte etwas äßigt ist, von der Geibel'schen Muse durch ihr sinn- pulstrendes Leben, der Komet bleibt über Liebchens us gefesselt stehen, weil er den Purpur ihrer Wangen, r Schulter duft'gen Schnee" gesehen hat. „Rosen- tter gemischt mit Schnee" sind ihm die blühenden Wan- , der schwellende Busen der Geliebten. Und die „un- ßten Küsse" in dithyrambisch freiem, reimlosem Erguß, diesem stammelnden, wachsenden, hyperbolisch anschwel- den Liebesgeplauder, diese wie aus Leopold Schefer's rschöpflichem Füllhorn ergossenen, ganz an die Ma- dieses Dichters erinnernden Vierfüßler athmen die hendste Sinnlichkeit:

Aufrecht sitz' ich in dem Bette
Und auf zierlich leichter Zehe,
Näher jetzt und immer näher
Kommt's gegangen, kommt's geschlichen,
An das Lagers Falten streift es
Und mit duftig weicher Locke
Ueber mich herabgebogen
Weht's mich an wie Liebesathem;
Hell durch nächt'ge Finsternisse
Weiße Schultern seh' ich leuchten,
Seh' geliebte Augen funkeln,
Mild und klar, in süßen Gluten,
Und in flammenheißem Kusse
Senkt auf Lippe Lippe sich.

Der Schluß des Gedichts erinnert so auffallend an Dichter des „Koran der Liebe", daß man in diesem ichtbuche nachschlagen möchte:

Und von all den Millionen,
Millionenmal Millionen
Langer heißer sel'ger Küsse,
Die gleich halberschlossnen Knospen
Mir die durst'ge Lippe fächeln,
Sinnbethörend, herzverstrickend,
Bleibt nicht Einer ungeküßt!

Innige Liebessehnsucht spricht aus den kleinen lyri- Reiseskizzen, in denen allerlei Situationsbilder der e zu Trägern dieser Stimmung gemacht werden.
Das dritte Buch trägt eine gänzlich verschiedene siognomie zur Schau; es ist ein Familienalbum — rschmerz um den verlorenen Sohn, Vaterfreude über erblühende Tochter bilden hier die Grundaccorde. ergreifender Ton klingt uns aus manchen dieser Ele- entgegen, namentlich aus der letzten: „Abschied", n vorweggenommenen Scheidegruß vom Leben voll nlicher Festigkeit:

Ich war ein Mensch, wie viele sind,
Doch aber glücklich mehr als viele!
Als Knabe keck und froh gesinnt,
Zum Lernen willig wie zum Spiele;
Ein übermüth'ger Jüngling dann,
Für den nicht hoch genug die Sterne;
Zuletzt ein kampfgewöhnter Mann —
Und was ich war, das war ich gerne.

So leb' denn wohl, o Sonnenlicht,
Das mich zuerst zum Dasein weckte,
Doch auch der Wolke zürn' ich nicht,
Die meinen Himmel mir verdeckte.
In Wald und Wiese, Flur und Feld,
Die tausend Kräfte, die sich regen,
Leb' wohl, du schöne Gotteswelt,
Und über alle meinen Segen!

Sehr schön, formvollendet, gedankenklar ist auch das Gedicht „Zuruf".

Unter den „Zeitgedichten" finden wir mehrere Prologe mit politischer Färbung, von denen uns der Prolog zur Shakspeare-Feier am schwunghaftesten und gedankenreich- sten erscheint; die darauffolgenden „Terzinen" sind mei- sterhaft behandelt, sowol in der „Offenbarung der Liebe", wo sie eine duftige Rosenkette bilden, wie in dem letzten Poem: „Auch ein Festgedicht", in welchem sie zu einem Stachelgürtel aneinandergereiht sind, voll von epigramma- tischen Spitzen und von scharfen, tiefeindringenden Mah- nungen:

Es soll am Rausche sich der Wein erproben;
Mit Rosen magst du deine Schläfe kühlen,
Indeß in wüstem Taumel Narren toben.

Wie froh du seist, doch sollst du immer fühlen
Den Stachel in des Vaterlandes Herzen;
Denk' an das Nachtmahl in den Thermopylen.

Die Runzeln kannst du von der Stirn dir scherzen,
Doch nicht vom Firmament die Wolken jagen;
Du bist aus Thon, und das Geschick ist erzen.

Es kommt, von Sturmes Fittichen getragen,
In Furcht und Gram verwandelt sich dein Hoffen
Und deiner Freude Blüten sind zerschlagen.

Drum laß den Platz für Banquo's Schatten offen
Bei deinem Mahl und schone seiner Wunde,
Der klaffenden, die ihn zum Tod getroffen.

Vor allem aber merke diese Kunde,
Daß Einem nicht kann alles gleich gelingen
Und daß jedwedes Ding hat Ort und Stunde.

Schon braust's heran als wie mit Adlerschwingen;
So fluge denn, schieß' nach dem Ziel und ruhe,
Dann aber sammle dich zu höhern Dingen
Und greife handelnd in des Schicksals Urne.

Prutz gehört nicht zu jenen Lyrikern, welche durch glühende Phantasie, durch großen Bilderreichthum, durch Originalität der Weltanschauung, durch den unheimlichen Zauber des Dämonischen frappiren — auf seiner ganzen Lyrik ruht ein heller Sonnenschein, den wir von Herzen auch den Lebenspfaden des seit längerer Zeit erkrankten Dichters wünschen! Seine Muse trägt nicht den Kainsstempel; sie sucht ihre Aufgabe darin, das Leben zu ver- klären. Man mag mit ihr rechten, daß sie es etwas leicht damit nimmt; doch man muß die durch nichts er- schütterte Consequenz ihrer heitern Weltanschauung aner- kennen. Ein anmuthiger Guß und Fluß herrscht in die- sen Gedichten, der Ausdruck hat bei aller Einfachheit einen

Adel, wie ihn nur das gereifte Talent seinen Schöpfungen aufzuprägen weiß; es ist in ihnen ein Klang vom weimarischen Erzguß unserer classischen Epoche!

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Wissenschaften.

Geschichte der Mineralogie. Von 1650—1860. Von Franz von Kobell. Mit 50 Holzschnitten und 1 lithographirten Tafel. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1864. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Es ist das letzte große literarische Unternehmen, welches der verstorbene König Max II. von Baiern patronisirte, von dem wir hier eine der Erstlingsfrüchte sehen. Was am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts von Göttingen aus unternommen wurde, aber nur in einzelnen Theilen zur Vollendung gekommen ist, eine Geschichte der Wissenschaften in ihrer neuern Entwickelung, jede von einem Meister ihres Fachs dargestellt, das ist in der That ein großes und dankenswerthes Unternehmen, besonders wichtig in unserer Zeit der mikrologischen Studien, wo dem Einzelforscher so leicht der Blick über das Ganze entgeht. Hr. von Kobell, in weitern Kreisen als Schriftsteller über Jagd, sowie als Dichter im oberbairischen Dialekt bekannt, aber auch zugleich einer unserer bedeutendsten Mineralogen, der mit dem Leipziger Naumann wol am meisten zur Verbreitung gründlicher mineralogischer Kenntnisse in Deutschland beigetragen hat, hatte die Geschichte der Mineralogie — dies Wort in seiner engsten Bedeutung verstanden, also mit Ausschluß der Geologie und Petrefactenkunde — übernommen, und der vorliegende stattliche Band von nahezu 700 Seiten gibt dem Fleiß des Verfassers ein gutes Zeugniß und bürgt für die Vollständigkeit des mitgetheilten Stoffs. Ueber die Darstellung selbst müssen wir bemerken, daß sie wol nur für Männer vom Fach berechnet ist und sich, ganz im Gegensatz zu der in Nr. 40 d. Bl. f. 1864 angezeigten „Geschichte der Botanik" von Jessen, aller Anknüpfung an die Schilderung der allgemeinen geistigen Strömung jeder einzelnen Periode möglichst enthält, was zum Theil freilich in der Natur der Sache selbst begründet ist, indem aus naheliegenden Gründen die Mineralogie stets eine viel kleinere Zahl von Bebauern gefunden hat als die übrigen Zweige der beschreibenden Naturwissenschaft. War sie doch lange Zeit fast ausschließlich nur in den Händen der Praktiker, der Berg- und Hüttenleute, die ihrer so sehr bedurften, bis erst durch die optisch-krystallographischen Untersuchungen von Huyghens und die chemischen Arbeiten von Becher sich allmählich eine eigene Methode der Wissenschaft herausbildete. Es ist demnach auch nicht räthlich, in diesen für ein größeres Publikum bestimmten und allgemeinern Interessen huldigenden Blättern auf Einzelheiten des vorliegenden Werks einzugehen; doch wollen wir nicht verschweigen, daß der Verfasser unserer Ansicht nach des Guten zu viel thut, wenn er im zweiten Theile des Werks sämmtliche bekannte Mineralien durchgeht und kurze Mittheilungen über die an ihnen angestellten Untersuchungen gibt. Das findet man besser in jedem ausführlichen Handbuch der Mineralogie, z. B. in denen von Hausmann und dem in Deutschland lange nicht genug bekannten Werke des Amerikaners Dana, die, was gar unerlaßlich ist und was Kobell verabsäumt hat, stets die nöthige Literatur angeben.

Hermann Grim.

Memoiren von Marx.

Erinnerungen. Aus meinem Leben. Von Adolf Bernhard Marx. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zeitverhältnisse, Geist, Charakter und äußere Stellung vereinigten sich in besonders vortheilhafter Weise, um den Verfasser in ungemein tiefgehende Beziehungen mit den meist bedeutungsvollen Persönlichkeiten zu bringen, welche sich unter den damaligen günstigen Conjuncturen am Abende einer großen Zeit in Berlin zusammenfanden. An dem Horizonte einer locker geschürzten Autobiographie läßt der Autor jene Geister emporleuchten und erschließt uns mit der Sonde scharfer Charakteristik Seiten derselben, welche bisher dem allgemeinen Blicke vielfach verschlossen blieben und doch oft ganz wesentlich zur Ergänzung einer richtigen Vorstellung, zur Aufklärung über ihre Handlungen und Lebensverhältnisse sind. Dies gilt vor allem von den Abschnitten über Spontini und Mendelssohn. Das Werthvolle derselben liegt in der Beseitigung mancher unklaren, ja zum Theil verkehrten Vorstellungen über diese so verschiedenartigen Geister. In schöner Pietät sühnt Marx an den Manen Spontini's die unverdiente Unbill, mit der sich die damalige Generation Berlins unfähig Spontini's (wenn auch noch so imperatorisch einseitige) doch immerhin große Seiten zu würdigen gegen den gänzlich Vereinsamten versündigte. In schärfer, aber gerader und richtiger Beleuchtung gibt er den Aufschluß über das tief in den socialen Verhältnissen tief in Mendelssohn's Individualität liegende Abirren desselben von der im ersten Stadium urwüchsig-kraftvollen Entwickelung eingeschlagenen Bahn. Marx thut übrigens nicht in Form von streng und umfassend dem Grunde herausfolgernden Analysen, sondern überwiegend in unterhaltend kaleidoskopisch ineinanderfließenden Bildern; gerade aber durch solch harmlos-unabsichtliches Weitererzählen insinuirt er unserm Gemüth jedenfalls populärer und sicherer als auf anderm Wege eine richtige Vorstellung der betreffenden Charaktere und Verhältnisse. Andererseits darf man nicht verhehlen, daß der wie keine Persönlichkeit zu solchen Schilderungen berufene Verfasser der bedenklichen Seite dieser Darstellungsform nicht ganz entgangen ist, sich nämlich öfters in Mittheilungen oder Betrachtungen von geringerm Interesse ergeht, an deren Stelle man um so lebhafteres Verlangen nach noch eingehendern Vervollständigung jener Bilder empfindet, je charakteristischer und fesselnder dieselben gezeichnet sind. So erwarte man z. B. im ersten Bande nicht hauptsächlich Mittheilungen von künstlerischem Interesse. Vielmehr glauben wir bald ein strategisches Handbuch in einem pensionirten Militär vor uns zu haben (Marx hielt in Halle, wo er seine Jugend verlebte, die unauslöschbarsten Eindrücke der Kriege von 1806—15): bald wo

er werden uns interessante Rechtsfälle mitgetheilt, auf ie wir Juristen aufmerksam zu machen nicht verfehlen. Das alles sind ja ebenfalls „Erinnerungen" aus dem eben des Verfassers, der sich zuerst, anscheinend mit enfalls vortrefflicher Befähigung, dem Rechtsfache wid- ete. Verspricht doch der Titel des Buchs mit keiner Silbe rein künstlerische Memoiren. Warum sollen jene ieblingsobjecte des Verfassers nicht in demselben (wenig- ens als Anmerkungen) Platz finden? Wird doch der ser andererseits durch neue Beleuchtungen, durch bedeu- nde Züge hinreichend entschädigt. Und worin beruht schließlich der eigentliche, der gediegene Kern der trotz ancher Längen geistvoll-anmuthigen Form? In dem harakter. Mag man in der Billigung von Schöpfun- n und Anschauungen des berühmten Verfassers noch so weit auseinandergehen, eins spricht durch sie zu uns und zumal aus diesem Buche: Größe unerschütterlichen Cha- rakters. Die Grundsätze, welche Marx bei Erwähnung sei- ner sieben Jahre langen, mit Aufopferung geführten Muster- redaction der „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung" entwickelt, sind überzeugende Belege dafür, denn sie finden sich in jenen Jahrgängen allerorten auch wirklich unwan- delbar bethätigt.

Noch hat uns der Verfasser werthvolle „Erinnerungen" vorenthalten, besonders aus seiner an Erfahrungen reichen jüngsten Vergangenheit, gewiß aus Rücksicht gegen noch Lebende. Einst aber hoffen wir auch diese an Stelle min- der wesentlicher Ausführungen in einer der folgenden Auf- lagen zu finden, welche dem interessanten Buche voraus- sichtlich bevorstehen.

Hermann Sopff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die ernste französische Kritik beginnt auch, mit den Büh- nenerfolgen, welche die bloße „dramatische Mache", diese viel- beneidete Kunst unserer Nachbarn, erringt, ins Gericht zu gehen. Der Kritiker der „Revue des deux mondes" sagt, gelegentlich der Aufführung des neuen Dumas-Girardin'schen Stücks: „La supplice d'une femme": „Wenn man sich einen Begriff davon machen will, was die theatralische Illusion, die Kühnheit der Situationen, die Geschicklichkeit der «mise en oeuvre» (eine ungetreue Uebersetzung der «dramatischen Mache»), besonders vor die Einsicht und das Feuer der Darsteller vermag, so ge- ügt es, dies eben am Théâtre français aufgeführte Stück zu sehen. Es ist ein dramatisches Gemälde, in welchem die Un- glichkeiten überwiegen, die Widersprüche sich drängen und die Charaktere falsch sind. Doch so groß ist die Geschicklichkeit der Hände, die das alles gebildet, so groß die vollendete Kunst der Darsteller, daß dies unannehmbare Werk euch ergreift und hält, und daß dies Gewebe von Widersprüchen den Eindruck eines Wunders von Logik macht. Das ist denn also auch ein Wunder der theatralischen Poesie, wenn es wahr ist, daß es im Theater wesentlich darauf ankommt, seine Richter zu ent- flammen und die Herzen hinzureißen? Doch sprechen wir nicht von Poesie; die wahre Poesie, ein Werk von nachhaltiger Dauer verlangt andere Siege als dieser; sie verlangt mehr als eine Täuschung und Ueberraschung der Nerven."

Wir glauben, daß nichts vor der Ueberschätzung der so- genannten „dramatischen Mache" in Deutschland wirksamer zu warnen vermag, als diese Stimme eines französischen Kriti- kers. Der große Erfolg, den die französischen Dramen sich z. B. in Wien errungen, wo sie die Hälfte der neuern Reper- toirstücke an mehrern Hauptbühnen bilden, beruht auf diesem Heimniß der „dramatischen Mache", vor welchem auch die Theaterkritik ihr Knie beugt. Die Technik des Dramas zu studi- ren ist eine Aufgabe, der sich kein Dramatiker entziehen sollte, und die kühnen Würfe der Shakspearomanie reichen in hentiger Zeit nicht aus. Doch zwischen ihr und der „dramatischen Mache" ist noch ein wesentlicher Unterschied. Die letztere be- steht da, wo die Technik als das Ein und Alles in den Vor- grund tritt, gleichsam alle andern wesentlichen Bedingungen der dramatischen Dichtung, die innere Wahrheit der Charaktere und Situationen, den höhern sittlichen Grundgedanken, den Geist und die Weihe der Sprache in sich aufzehrt und verschlingt. Das ist nun bei vielen neuern französischen Dramen der Fall. Sie spannen, wenn auch nur durch die geschickte Anordnung der Scenen, sie rühren, wenn auch nur in grobstofflicher Weise; sie prickeln außerdem etwas durch die Tendenz, welche meistens irgendeine Lebensader des modernen Geistes berührt. Daß die deutschen Dramatiker von den französischen lernen können, ist keine Frage; daß aber das Publikum deutscher Hauptstädte sich gegen die Dichtungen deutscher dramatischer Autoren spröde ver- hält, während es den französischen mit Enthusiasmus ent- gegenkommt, das ist doch ein bedenkliches Zeichen der Zeit. Denn von Bukarest und Jassy und andern, ganz auf den pariser Horizont visirten Hauptstädten einiger Nationalitäten der Zukunft sollten sich doch die deutschen unterscheiden.

Auf Veranlassung der Dante-Feier in Florenz ist man auf die Leistungen der bildenden Kunst zurückgekommen, insoweit sich diese mit Dante's „Divina commedia" beschäftigten. Illustra- tionen zu einer so großartigen, in ihrer Erhabenheit doch pla- stisch-anschaulichen Dichtung müssen an alle die Fragen erin- nern, welche Lessing in seinem „Laokoon" aufgeworfen und be- antwortet hat. Schon frühere italienische Maler, wie Sandro Botticelli in seinen Stichen, Clovio in seinen Miniaturmalereien, haben sich bemüht, der Erhabenheit Dante's nahe zu kommen, soweit sich dies in der Form erreichen ließ, in welcher sie die grandiosen Gestalten des Dichters zur Darstellung brachten. Doré's Zeichnungen in der pariser Ausgabe des „Inferno" er- innern zu sehr an die Manier von Poussin und Claude Lor- rain, indem die Figuren, wie auf jenen die mythologischen Gruppen, fast nur wie die Staffage des Landschaftsbildes er- scheinen. Sinnig sind Flaxman's Contouren, markig und be- deutsam die 16 Umrisse aus dem „Inferno", welche Bonaven- tura Genelli entworfen hat. Doch den Preis verdient unter den Dante-Zeichnern wol J. Koch, der seine Aufgabe am tiefsten erfaßt und in seinen 56 theils größern, theils kleinern Feder- zeichnungen zur Hölle und zum Fegfeuer, die aus seinem Nachlaß in das Eigenthum der wiener Akademie übergegangen sind, die Resultate von Studien niedergelegt hat, welche ihn während seines ganzen Lebens beschäftigten. Vier von diesen Zeichnungen: die Darstellung der Hölle im allgemeinen, Dan- te's Traum und Errettung durch Virgil, der Eingang in das Purgatorium und die Bestrafung der sieben Todsünden im Feg- feuer, hat er selbst den in der Villa Massimi in Rom vollende- ten Frescogemälden zu Grunde gelegt. Die wiener „Recensio- nen für bildende Kunst" spenden den Koch'schen Zeichnungen das folgende Lob: „51 Blätter sind den Darstellungen aus der Hölle gewidmet, und gerade in diesen, die seinem Naturell so ganz zusagten, zeigt Koch seine volle Meisterschaft. Er ist selbst Dichter, Meister jeder Form und so ganz Herr über den Stoff, daß es ihm gleichgültig erscheint, ob er denselben aus der Wirk- lichkeit nimmt oder in seiner Phantasie bilden muß. Ueberall beherrscht ein großartiger tiefbezeichnender Gedanke das Ganze.

Dabei verräth sich die genaueste Kenntniß des Gedichts, das uns vollständig vor Augen gerückt wird. Beinahe jedes Blatt knüpft durch irgendeine Darstellung an den Inhalt des vorangegangenen an, nicht selten weiß uns eine Zeichnung einen oder zwei Gesänge in ihrer fortlaufenden Handlung in der gelungensten Weise in Ein Bild zu bringen. Und um den dichterischen Absichten nach jeder Seite hin gerecht zu werden, ist der Künstler überall bemüht, die vorgeführten historischen Persönlichkeiten nach den bestüberlieferten Bildnissen wiederzugeben. Koch's Darstellungen zu Dante's «Hölle» sind wol die gelungensten Versuche, die gemacht wurden, des Dichters Gestalten ins Leben zu rufen."

Das Dante-Jubiläum hat in Deutschland nicht nur das Interesse für diese künstlerischen Illustrationen, sondern auch zahlreiche Terzinen wachgerufen, die an den alten Maëstro anknüpfen. Außer Paul Schanz, dessen Dante-Gedicht wir bereits besprachen, hat Franz Raab ein Festgedicht: „Ein Maitag" (Triest, Schimpff) veröffentlicht, ein Zwiegespräch zwischen Dante und dem Dichter über die Herrlichkeit der Commedia, über Italiens Gegenwart und Zukunft. Die Terzinen sind mehr wuchtig als fließend; mit allen Bildern des Dichters kann man nicht einverstanden sein, am wenigsten damit, daß er die Begeisterung aus des Menschen Brust steigen läßt, „wie aus dem Düngerbeet die Rosenblüte". Das „Morgenblatt zur Bairischen Zeitung" bringt ein Gedicht von Johannes Schrott, welches in gelungenen Terzinen auf den höhern Sinn der „Divina commedia" hinweist:

O wollt von niedern Banden mich entstricken!
Mein Sphärenflug ist nicht ein Gang für jeden;
Mein Himmel will sich nicht für alle schicken!

Im übrigen könnte man diesem Dichter Gustav Schwetschke's lateinische Mahnung zurufen; denn er vergißt die sechs Jahrhunderte, die zwischen Dante und uns liegen.

Von den zahlreichen gelegentlichen Aufsätzen der deutschen Presse über Dante dürften Hermann Grieben's treffliche „Dante-Studien" im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" besondere Erwähnung verdienen. Als ein Curiosum ist noch die von M. E. Stern in Wien verfaßte Uebersetzung der hebräischen „Divina commedia" zu erwähnen, die Immanuel ben Salomo, ein Zeitgenosse des Florentiner's, unter dem Titel: „Hölle und Paradies", in Makamen gedichtet hat, in einer vorwiegend satirisch-parodistischen Form.

Ein Urtheil über Franz Dingelstedt.

In der neuen Folge der „Theaterplaudereien" von Emil Bacano (Berlin, Bloch), einem Charivari von Novelletten, Anekdoten, Schilderungen, in hyperbrillanter Espritmanier geschrieben und mit der bekannten Vorliebe des Verfassers für das „blaue Blut", findet sich auch neben einer Naturgeschichte der Soubretten, welche mit der wiener Soubrette Josephine Gallmeier eröffnet wird, neben einer Charakteristik von Niemann und Zerline Gabillon, eine Schriftstellerrevue, welche Silhouetten von Dingelstedt, Holtei, Hackländer und Luise Mühlbach enthält. Wir theilen zugleich als Probe des wunderlich moussirenden und blasenwerfenden Stils das im ganzen gelungene Porträt von Franz Dingelstedt in seinen Hauptzügen mit:

„Dingelstedt ist ein genialer Dichter in des Wortes schönster Bedeutung. Seine Bücher werden nicht in zehnter Auflage gedruckt und von L. Löffler mit Bildern verziert, und die Verleger machen nicht Queue vor seiner Thür und die Zeitungen acceptiren ihn nur als Hoftheater-Intendanten. Aber jeder elegante und gemüthliche Salon, jedes echt aristokratische Heiligthum hat ein Exemplar seiner Lieder und seiner Novellen und seines Trauerspiels aufzuweisen. Dingelstedt ist ein Genie, aber ein elegantes Genie. Er ist in Wahrheit der Dichter des «blauen Blutes», den wir in der exclusivsten Sphäre als ebenbürtig und willkommen acceptiren. Selbst auf den Heideschlössern der Walachei, in deren Bibliothek sich nur selten ein deutsches Buch verirrt, fand ich seinen Namen. Es wird keine junge, eben aus der Pension entschlüpfte Comtesse geben, die nicht verstohlen ihren Dingelstedt verschlingt, wie Töchterinnen von Beamtentöchtern den Dumas, Commis den Paul de Kock, Offiziere den Hackländer und Dichter den Heine verschlingen. Und es wird keine alte Dame geben, die in ihren Abendstunden einen lieberen Gefährten hätte, als den immer charmanten, immer graziösen, immer bezaubernden Dingelstedt, — der süße Lieder, so wilde, brausende Leidenschaften, so berauschende verbotene Träume, so blutige Thränen und so küssende Liebesworte, so geniale Paradoxa und eine so melodische, schmeichelnde Sprache hat. Die Gestalten, die Dingelstedt gibt, sind nicht Zeichnungen, noch Oelbilder, noch Statuen — aber sie haben von allem etwas. Der beste (aber leider der trivialste und am leichtesten mißzuverstehende) Vergleich wäre der mit Strauß-Bildern; da ist die Farbenhelle der Sonne mit der Plastik der Formen und den Schatteneffecten des Malers vereinigt; man liest die Lieder Dingelstedt's nicht, man lebt mit ihnen und in ihnen — denn es ist immer sein eigenes Herz, welches lacht und leidet und spottet, mag er sich nun in einen Arthur in einen Edmund oder in einen Emil incarnirt haben... Dabei sind die Gestalten Dingelstedt's stets salonfähig, sie überschreiten selten die Grenze des Erlaubten, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine ganze Wolke von luftdichten Schleiern nach sich, und selbst das Toben der Leidenschaft bleibt bei ihm poetisch, weil die schreiende Gruppe hinter einem Vorhange steht. Die Venus Dingelstedt's ist nicht die in ihrer Pruderie noch frechere Venus medicaea, es ist immer die Venus des Praxiteles mit den ahnungsvoll ausgebreiteten Armen, aber noch mehr bedeckt mit dem jungfräulichen Schaume des Meers. Manchmal freilich wirft Dingelstedt alles zum Teufel und schaut drein. Sein Kuß ist dann Gift, seine Feder wird zum perfiden Stilet — er ist ironisch wie der Teufel und schmerzerfüllt wie Diogenes und überwältigend wie der zürnende Hogarth."

Neue englische Schriften.

Ueber das Blutbad in Cawnpore und die vorausgehenden Ereignisse erhalten wir einen eingehenden Bericht in dem Buche „Cawnpore. By *G. O. Trevelyan.*" Die Darstellung der Blutscenen, welche nach der Ansicht des Verfassers nur ihres gleichen haben in den geisterhaften Sagen, die um den Stamm der Pelopiden schweben, geschieht hier nach dem Bericht von Augenzeugen. Die Häupter der Metzelei waren mohammedanische Fleischer, von denen der eine seinen Säbel dreimal in der Blutarbeit zerbrach und immer wieder ein neues Mordinstrument holen ging. Das Werk behandelt die schauerliche Episode des indischen Kriegs.

Eine Geschichte der Stadt Florenz, von doppeltem Interesse bei der neugewonnenen Bedeutung dieser Stadt als Hauptstadt Italiens, gibt Adolphus Trollope heraus: „A history of the commonwealth of Florence" (1ster und 2ter Band); doch soll dieselbe sich nur bis zum Untergang der Republik im Jahre 1531 erstrecken; sie beginnt mit dem 12. Jahrhundert, mit der Geschichte der Stadt als eines unabhängigen Gemeinwesens, während Malespini seine Geschichte von Florenz mit Adam, und Villani mit dem Thurm zu Babel beginnt. Das „Athenaeum" rühmt den Sammlerfleiß des Autors und die gewandte Benutzung der reichhaltigen Quellen.

Baillie Cochrane's „Historic pictures" behandeln spanische Heirathen, den Hochverrathsproceß gegen Strafford, das Kloster Latrappe und die Conciergerie. Sehr gelungen ist das Porträt von Marie Antoinette, das er entwirft.

Goethe's Briefe an Freiherrn von Schuckmann.

Wir haben bereits in Nr. 43 d. Bl. f. 1864 über diese Briefe gesprochen, jetzt gehen uns von Freiherrn von Biedermann folgende ergänzende Mittheilungen über dieselben zu: In Biedermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" vom laufenden Mai theilt von Holtei vier Briefe Goethe's an den damaligen Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer Freiherrn von Schuckmann zu Ansbach aus den Jahren 1790, 1791 und 179[illegible]

it, die insgesammt als ungedruckte gegeben werden. Daß mand die in allen möglichen wissenschaftlichen, politischen, literischen, technischen, unterhaltenden und örtlichen Zeitschriften streuten Briefe Goethe's nicht vollständig kennt, ist nicht nur rzeihlich, sondern sogar unausbleiblich, und niemand wird sich hmen, daß keiner seiner Forschung entgangen sei; dagegen lten Briefe, die schon in Sammlungen Goethe'scher Briefe ergegangen sind, einem in der Literatur bewanderten Schriftler nicht unbekannt sein, noch weniger aber dem Sohne Freiherrn von Schuckmann der Abdruck derjenigen Briefe ethe's, welche in der „Biographie des königlich preußischen aatsministers Freiherrn von Schuckmann vom Freiherrn von twig" (Leipzig 1835) stehen. Dies sind nämlich die drei er der jetzt in den „Monatsheften" gebrachten Briefe und nur vierte — vom 3. October 1795 — dürfte bisher noch nicht öffentlicht sein.

Goethe bedauert darin, Schuckmann, der auf einer Reise imar berühren will, daselbst nicht sehen zu können, weil er ft verreisen wolle, freut sich der Theilnahme Schuckmann's seinen Forschungen über die Metamorphose der Pflanze, pfiehlt den erscheinenden Roman „Wilhelm Meister's Lehre" seinem Antheil, spricht sich über persönliche Verhältnisse uckmann's mit Herzlichkeit aus und fordert ihn zu einem ftern Briefwechsel auf.

Zu letzterm scheint es aber nicht gekommen zu sein, derselbe mehr vorläufig ganz aufgehört zu haben; erst 1815 wurde unter ganz andern Verhältnissen wieder aufgenommen, und r handelte es sich dann um die Plane zu Erhaltung, beziehlich Sammlung der Kunstwerke in den von Preußen neuordenen Landestheilen am Rhein, worüber Goethe aufgeert worden war, sein Gutachten abzugeben. Vier ausführ-

Briefe Goethe's über diesen Gegenstand an Schuckmann den Jahren 1815 und 1816 finden sich in: „Denkschriften Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur" (von ow; V, 94—108).

---

ur Literatur der italienischen Dialekte und des italienischen Volksliedes.

Von dem italienischen Gelehrten Gherardo Nerucci, Adten an der Curia toscana, Lehrer der griechischen Sprache Gymnasium Forteguerri und Mitglied der königlichen Aka e der Wissenschaften und Künste in Pistoja, ist ein „Saggio no studio sopra i parlari vernacoli della Toscana" (Mai- 1865) erschienen, der auch die Aufmerksamkeit der deut Gelehrten verdient. Der Verfasser selbst ist gegen die tschen wegen ihrer Verdienste um die allgemeine Sprachhung nicht ungerecht, er rühmt es ihnen vielmehr im antheil nach, daß, nachdem von Leibniz der Grund zur Lin ik gelegt worden, die letztere in Deutschland zur Höhe einer en Wissenschaft sich erheben und zu den unerwartetsten Erssen geführt habe. Vorzüglich, meint er, habe dazu die herrschende religiöse Freiheit beigetragen, indem sie die Geivon den für eine jede wissenschaftliche Forschung in so n Grade verderblichen Vorurtheilen befreit und zu jener literatur das Feld eröffnet habe, wozu Goethe den Anstoß en. Der Verfasser erkennt es zugleich an, daß infolge durch die Thätigkeit und den beharrlichen Fleiß der hen Gelehrten die auffallendsten Resultate gewonnen worden. Zu weiterm Gewinn in dieser Hinsicht soll nun auch chsehung der italienischen Volksdialekte sein vorliegender glo" beitragen. Diesem wesentlichen Zwecke ist der größere des Buchs selbst bestimmt. Der Verfasser gibt in dieser cht, außer einleitenden Bemerkungen über die Aussprache die Grammatik des sogenannten montalesischen Volksdialekts Pistoja, ein sehr reichhaltiges Wörterbuch dieses Dialekts, dann noch ein kleineres Verzeichniß der von toscanischen istellern gebrauchten Wörter des sogenannten „vernacolo toscano" kommt. Ein anderer Theil des „Saggio" enthält Volkslieder des montalesischen Districts, theils aus den Gebieten des gewöhnlichen Volkslebens (Stornelli, Ritornelli, Canzoni und Rispetti, über welche Gattungen des italienischen Volksliedes Paul Heyse im Vorwort zu seinem „Italienischen Liederbuch", 1860, zur Genüge aufklärt), theils politische Volkslieder. Die erstern können als eine Bereicherung der Literatur des italienischen Volksliedes gelten, aus denen mancher Sammler solcher Lieder viel duftige Blüten des poetisch schaffenden Volksgeistes zusammentragen könnte; dagegen haben die politischen Volkslieder dieser Sammlung, in der gehässigen Form, welche die Gemeinheit der Parteileidenschaft und des plebejischen Gassentons gar zu sehr an sich und zur Schau trägt, etwas Widerliches. Der Herausgeber selbst ist mit manchem in ihnen nicht einverstanden, und es ist im eigenen Interesse des italienischen Volks gerathener, dergleichen der gänzlichen Vergessenheit zu übergeben und zu überlassen. Wenn ein neuerwachtes politisches Volksleben auch in der Poesie sich abspiegelt, so muß man sagen, daß solche Proben für die politische Wiedergeburt Italiens kein besonders glänzendes Zeugniß ablegen. Uebrigens hat der Herausgeber in dem dem Volksliede gewidmeten Theile seines „Saggio" noch eine besondere Rubrik: „Poesia popolare impropria o scritta", die er zugleich als eine besondere Gattung der Volkspoesie selbst ansieht und behandelt. Auch deutsche Gelehrte haben den Gegenstand in der Theorie ebenso aufgefaßt, und die Praxis hat diese Anschauungen erfolgreich gerechtfertigt und bestätigt. Nerucci hat gewiß recht, wenn er von dieser „uneigentlichen Volkspoesie" sagt, daß es „eine Poesie gibt, welche ihre Eingebungen von den Ideen und dem Geschmack des Volks entlehnt und seine Ausdrucksweise sich aneignet", und daß, obgleich diese Poesie eine nachgeahmte, eine künstliche Poesie, und zwar das Erzeugniß einer rohen, oft sehr rohen Kunst sei, doch diese Kunstpoesie oder geschriebene Volksdichtkunst die Aufmerksamkeit und das Interesse der Gelehrten in gleichem Grade, wenn nicht nach mehr verdiene, als das eigentliche Volkslied. Der Italiener weist, um dies klar zu machen, auf den Nutzen hin, den in England die Sammlung von Percy für das Verständniß der alten Schriftsteller Englands und besonders Shakspeare's gewährt habe. Indeß ist das, was Nerucci zu solchem Zweck aus dem Bereiche dieser künstlichen Volkspoesie Italiens theils aus dem privaten, theils aus dem öffentlichen Leben mittheilt, von keiner besondern Bedeutung.

Bibliographie.

Helfferich, A., Zum Verständniss der deutschen Mythologie. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Leo, H., Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. 4ter Bd.: Die Territorien des deutschen Reiches im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert. 1ster Bd. Halle, Anton. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Die Liedertäfler. Nachklänge aus schöner Vergangenheit in 8 Gesängen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Mölling, C. E., Faust's Tod. Eine Tragödie. Philadelphia. 1864. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Och, J. H. W., Lebensbild des frühvollendeten Friedrich Och, Geometer aus Duisburg nebst einigen Liedern desselben. Duisburg, Ewich. 8. 6 Ngr.

Oehlenschläger, A., Helge. Ein Gedicht in Romanzen. Uebersetzt von G. v. Leinburg. Leipzig, Arnold. 8. 27 Ngr.

Pierson, W., Geschichte der französischen Revolution von 1789. Berlin, Niemann. 16. 6 Ngr.

Riesel's, C., Ausflüge und Ferienreisen in die märkische Heimath. I—IV. Berlin, C. Heymann. 16. 15 Ngr.

Rodenberg, J., Diesseits und Jenseits der Alpen. Bilder von der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz. Berlin, Seehagen. 8. 1 Thlr.

Schmidt-Weißenfels, Die Stadt der Intelligenz. Geschichten aus Berlin's Vor- und Nachmärz. Berlin, Seehagen. 8. 1 Thlr.

Balett, Bertha, Eine gekrönte Dichterin. Biographischer Roman. 2 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Bierordt, K. v., Die Einheit der Wissenschaften. Eine Rede. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Willkomm, E., Der letzte Trunk. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Winter, F., Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Conversations-Lexikon. Elfte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. In 150 Heften oder 15 Bänden.

Jedes Heft 5 Ngr. Jeder Band: geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden in Leinwand 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. Ausgabe auf Velinpapier jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 3 Thlr.

☞ Die elfte Auflage des berühmten Werks hat 1864 begonnen und wird ungefähr in 3 Jahren vollendet sein. Monatlich werden 3 Hefte ausgegeben. Erschienen sind bisjetzt das 1.—40. Heft oder der 1.—4. Band.

Conversations-Lexikon. Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. In 15 Bänden.

Geheftet 20 Thlr. Gebunden in Halbleinwand 23⅓ Thlr., in Ganzleinwand 24 Thlr., in Halbfranz 24⅔ Thlr.

☞ Die zehnte Auflage liegt vollständig vor und wird deshalb bis zur Vollendung der elften von manchen vorgezogen werden.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. In 4 Bänden oder 40 Heften.

Geheftet 6⅔ Thlr. Gebunden in Leinwand 7⅓ Thlr., in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr. Auch in 40 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.

☞ Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint gegenwärtig in einer Neuen Ausgabe und kann nach und nach in Heften oder Bänden oder auch vollständig auf einmal bezogen werden.

Das erste Heft der neuen Ausgabe nebst beigedrucktem Prospect steht jedem, der sich durch eigene Anschauung von dem Werthe des Werks überzeugen will, in allen Buchhandlungen gratis zu Diensten, wo auch Bestellungen angenommen werden.

In **C. W. Kreidel's Verlag** in **Wiesbaden** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die protestantische Freiheit

in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaktion

von

Dr. Daniel Schenkel,

Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg.

Octav. Geheftet. Preis 1 Thaler.

Für Jeden, der des Verfassers „Charakterbild Jesu" kennt, ist dies neue Buch von dem höchsten Interesse. Es enthält die Widerlegung der zahlreichen Angriffe, die über den Verfasser und sein Buch ergangen, gleichzeitig aber die gründliche Untersuchung über die gegenwärtige religiöse und kirchliche Zeitlage, den Entscheidungskampf zwischen der religiösen Freiheit und der kirchlichen Reaction.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Naturreligion

oder

Was die Natur zu glauben lehrt.

Ein Beitrag

zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe

von

Dr. Heinrich Baumgärtner,

Professor der Medicin.

8. Geh. 16 Ngr.

Vorliegende Schrift des bekannten Klinikers und Psychologen ist ein Versuch, die Fortschritte der Wissenschaft, namentlich die großen Ergebnisse der neuern Naturforschung mit der Religion in Uebereinstimmung zu bringen. Indem der Verfasser die dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft widersprechenden Glaubenssätze aus der Religion entfernt wissen will, wendet er sich mit seinen Untersuchungen an diejenigen Mitglieder aller Confessionen, welche auch in Sachen des Glaubens die Prüfung nicht scheuen.

Wichtige linguistische Schrift.

Verlag von **Ed. Heynemann** in **Halle.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Zigeunerisches

von

G. J. Ascoli,

ord. profess. der sprachwissenschaft. etc. zu Mailand.

Besonders auch als nachtrag zu dem **Pott**'schen Werk **„Die Zigeuner in Europa und Asien."**

Gr. 8. Brosch. 1⅓ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lord Byron's

Mazeppa, Korsar und Beppo.

In das Deutsche übertragen

von **Wilhelm Schäffer.**

8. Geh. 20 Ngr.

Diese neue Nachdichtung dreier der beliebtesten Erzählungen Lord Byron's zeichnet sich ebenso sehr durch Anschluß an das Original wie durch Wohllaut der Sprache vor den vorhandenen Uebersetzungen aus.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

In sechs Bänden.

Band 3 und 4. Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 15. Juni 1865.

halt: Gustav Kühne als Literar- und Culturhistoriker. Von Emil Müller-Samswegen. — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherr von Loën. (Beschluß.) — Reiseliteratur. Von Johann Schucht. — Neue Predigtsammlungen. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Das alte und das neue Rom.) — Bibliographie. — Anzeigen.

stav Kühne als Literar- und Culturhistoriker.

Gustav Kühne's Gesammelte Schriften. Vierter bis echster Band. — A. u. d. T.: Deutsche Charaktere von Gustav Kühne. Erster bis dritter Theil. Leipzig, Denicke. 864. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Man hat Gustav Kühne mehrfach den Denker unter Vertretern des Jungen Deutschland genannt, ebenso um damit einen gewissen lyrisch-poetischen Mangel r schöpferischen Natur, als auch das unausgesetzte Stre- nach Klarheit, Ruhe und Abschluß der Auffassungs- Darstellungsweise zu kennzeichnen. Jener Mangel be- t uns an dieser Stelle nicht, um so mehr aber be- n uns jene Vorzüge. Etwas von der Scholle, auf wir geboren, bleibt wol immer an uns kleben. Darum es auch nicht gleichgültig sein, daß Gustav Kühne der magdeburger Elbgegend stammt. Etwas kahl, näßig ist dort das Land, es trägt wenig Früchte nach des Schwungvollen. Um so mehr aber strotzt es einer gesunden Kraft, um so mehr fühlt es sich in mannhaften Selbstbewußtsein sicher. Dieses Be- sein des Besitzes überwiegt wol oft die Befriedigung durch das vielgepriesenste Streben. Das schafft mehr h abgeschlossene, als schöngeistig sich hin- oder leicht- sich weggebende Menschen. So hat denn auch Gu- Kühne weit mehr darauf gehalten, sich in sich zu fin- nd zu klären, als sich schöngeistig zu berauschen und er Gefahr des Verrauschens auszusetzen. Wie man- Jahr schriftstellerischer Thätigkeit er schon hinter sich frei, frisch und selbstbewußt greift er nach wie vor e Literatur ein. Das macht, er hat sich zu einem literarischen Charakter durchgebildet. Bei den sich r mehr zersplitternden und aufreibenden Interessen gegenwärtigen schöngeistigen Welt wiegt der Ehren- ein literarischer Charakter zu sein, manchen rau- en Erfolg auf.

Wenn nun ein literarischer Charakter „Deutsche Cha- e" liefert, so muß es wol etwas Besonderes um Charaktere sein. In drei Theilen liegen uns diese tschen Charaktere" vor. Literatur- und Culturpor- der besten Art sind es, Männer aus der „Aufklä- rungszeit des vorigen Jahrhunderts", aus dem „Zeitalter der Revolution" und aus der „goldenen Zeit der Literatur".

Zunächst der erste Theil, die Männer aus der „Auf- klärungszeit". Friedrich der Große, Lessing, Moses Men- delssohn und Kant heißen diese Männer. Mit plastischer Feder hat sie uns Kühne gleichsam als vier Pfeiler der Aufklärung hingestellt. Selten ist uns auf dem Gebiete der Cultur- und Literaturgeschichte ein Buch unter die Hand gekommen, dem wir uns so ganz haben hingeben mögen, wie dem ersten Theile dieser „Deutschen Charak- tere". Kühne steht in seiner Kunst der Darstellung groß da. So einfach, so prunk- und pomplos ist sie, daß sie beim ersten Anblick etwas frostig erscheinen könnte. Allein als welch ein festes Resultat eines langen gedankenreichen Lebens gibt sich diese Ruhe und Klarheit! Wie erfrischt bei Kühne die Gewähr, daß er zunächst nicht als Schön- geist, als Literatus, sondern als ganzer, voller, deutscher Mann spreche! Bei ihm stört uns nichts Gleißendes, keine bloße Redensart, keine sophistische Bemäntelung. In einer Weise abgeklärt bietet er uns die Aufklärung, daß wir rufen müssen: du hast sie erfaßt, wahr und ganz, und du zwingst uns, sie so voll und rein gelten zu lassen, wie du sie erfaßt hast.

Mit einem fast ganz uneingeschränkten Lobe weisen wir auf den ersten Theil dieser „Deutschen Charaktere" hin. Schon äußerlich verdient Kühne's Stil dieses Lob. Selbst wenn er auch nicht die innere Klarheit und Reife von Kühne's Auffassungsweise verbürgte, möchten wir ihn dennoch beinahe als mustergültig hinstellen. Jedermann verständ- lich, überrascht dieser Stil durch seine lapidarische Kürze. Keine Phrase schielt da aus den Zeilen heraus; da gibt es keinen Satz, der misdeutet werden könnte, keine Wendung, die sich absichtlich als zweideutig preisgäbe. Der Histo- riker und Philosoph, der Schöngeist im besten Sinne des Worts und der Denker triumphirt zugleich in diesem Stil. Deutsches Wort ist es, das Kühne redet, deutsche Sprache ist es, die Kühne schreibt. Klar und deutlich kann er aussprechen, was er sich durch geistige Erkenntniß abgerungen; vollständig deckt bei ihm die Form den In- halt. Ja, etwas Mustergültiges liegt in diesem Stile.

Ganz besonders dürften sich denn auch die „Deutschen Charaktere“ als Lesebuch für höhere Lehranstalten empfehlen, wenn wir die Bezeichnung Lesebuch ohne einen Anflug von Fibel- oder Kinderfreundweisheit gebrauchen dürfen.

Aber nicht blos was dieser Stil äußerlich leistet, verdient die warme Anerkennung, mehr noch was er innerlich ist. Sehen wir uns darauf hin die vier Charaktere des ersten Theils etwas genauer an. Wenn neuere Geschichtschreiber das Heil der reinsten und wahrsten geschichtlichen Auffassung leider nur zu sehr in mosaikartiger Verwendung des Anekdotenkrams finden, so geht Kühne dagegen zunächst auf eine plastische Ausmeißelung der Gestalten aus. Auch er glaubt die Anekdote gelegentlich nicht verschmähen zu brauchen, aber er verwendet sie nur als Zierath, setzt sie nur als Schmuckwerk ein. Die Charakterzüge einer großen Person ganz mit der Anekdote zu identificiren und die Charakterentwickelung von dem größern oder geringern Anekdotenvorrath abhängig zu machen, verschmäht er selbstverständlich als willkürliches, wo nicht gar als bedenkliches Verfahren. Die vier Charaktere des ersten Theils umfassen das große Zeitalter der Aufklärung, obschon sie es nicht erschöpfen. War diese Zeit der Aufklärung auch nur eine Durchgangszeit, so darf sie doch die Bezeichnung einer großen Zeit sicher beanspruchen, da sie durch große Männer bestimmt ward. Unter den vier genannten Säulen der Aufklärung steht Moses Mendelssohn als der weniger entschiedene Vertreter da; wir glauben ihn wol ohne Trübung seines Werths zurückstellen zu dürfen, um uns dafür desto fester an die drei andern, an „Friedrich den Großen“, „Lessing“ und „Kant“ zu halten.

Friedrich der Große heißt bei vielen Geschichtsforschern der „Einzige“. Gleichwol möchte seine „einzige“ Gestalt von der aufrichtigen, nicht höfischen Geschichtsdarstellung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr bezweifelt und bekrittelt werden. Schon jetzt ist an dieser Gestalt nicht alles mehr so groß und herrlich, wie es von ihren absoluten Bewunderern hingestellt worden ist. Verdiente er in gewisser Hinsicht den Beinamen des „Einzigen“, so „liegt doch in dieser Bezeichnung“, wie Kühne bemerkt, „zugleich die Andeutung, worin sie ihre Endschaft hatte, ihre Ergänzung forderte“. Der „Einzige“ nährte und bewährte seinen Verstand auf Kosten seines Herzens. Die Welt von einem gewissen öden Formelzwang zu befreien und das einzelne Subject dem es beherrschenden Object gegenüber in sein Recht einzusetzen, ist eine große That der Aufklärung. Wie diese Aufklärung aber durch den „Einzigen“ ausgeführt ward, das war nur sehr relativ groß, jedenfalls sehr einseitig. Soweit es in seinen Kram paßte, soweit klärte er, der Große, auf; wo aber er selbst als Angelpunkt seiner Welt hätte in Zweifel gezogen werden können, da ließ er die Aufklärung fein bleiben. Der Krückstock ist die endliche Grenze dieser königlichen Aufklärung. Kein Wunder, daß schon mit dem Einzigen selbst sein eigen System bankrott machte. Da hat sich Meister Lessing ganz anders behauptet, obschon auch er arm an Freude als „sterbender Fechter“ geschieden ist. Sein Gebiet war zwar nur das der Literatur, aber auf diesem Gebiete herrschte er mit größerer Einsicht, Liebe und Umsicht, als es Friedrich der Große auf seinen jemals vermochte. Auch der Lessing'schen Aufklärung dürfte man einen kleinen Mangel vorwerfen, auch sie möchte zu ihrer Vollendung des unsinnlichen, lyrischen Elements gar sehr bedürfen, um der Aufklärung neben der reinigenden auch zugleich eine versöhnende Kraft zuzuführen. Was aber Lessing gab, in seinen besten Mannesjahren gab, alles das strahlt noch jetzt in Reinheit, Wahrheit, Durchsichtigkeit. Sein Licht leuchtet auch noch über uns Kinder einer überweisen Zeit, und wir sollten wol am wenigsten mit jenem kleinen Maße seiner Aufklärung rechten dürfen. Auch in der Charakteristik Kant's weiß Kühne die endliche Grenze der Aufklärung aufzufinden. Er führt uns den Philosophen so, wie dieser die Aufklärung zum System erhebt, in dieses System bis an die äußerste Grenze fortschreitet, um vor dieser letzten Grenze gleichsam mit offenem Munde still zu bleiben. Unsers Erachtens gab Kühne in dieser Charakteristik sein Meisterstück. Mit einer solchen schlagenden Kürze, so voll ungesuchten Humors, so prächtig frisch und resolut schildert Kühne den Denker und Menschen Kant, daß wir mit dem Gefühl freudigster Hochachtung von diesem in gewisser Hinsicht reinsten und größten der deutschen Philosophen scheiden.

Wir können uns an dieser Stelle nicht auf den ganzen Werth der Aufklärungszeit einlassen, wir möchten nur zu unserm Zweck die endliche Grenze derselben bezeichnen. Nicht nur bedurfte die Aufklärung ihrerzeit einer Erweiterung und Erfüllung, sie bedarf auch noch einer Verleugnung, wo sie in ihrer Einseitigkeit irreging. Als sie sich bis zur öden Nüchternheit versteifte, irrte diese Aufklärung gewaltig. Durch das musikalische Element muß sie wieder erwärmt und bewegt werden; die Lyrik allein konnte ihr wieder Blut und Wärme zuführen. Unter den Händen eines Friedrich, auch unter denen eines Kant war die Aufklärung zu einem, wenn wir so sagen dürfen, rein provinziellen Vergnügen hinabgesunken. Auch diese Aufklärung hatte sich mit der Zeit zu viel brandenburgischer Sand gesetzt, zu viel schneidende nordöstliche Luft hatte diese Aufklärung umweht. Gegenüber dem einseitigen Verstande mußten sich wieder die Rechte des Herzens, gegenüber der Erkenntniß mußte sich das Gemüth wieder geltend machen. Nicht einmal einer der Hauptfeindinnen konnte sich die so selbstgewiß auftretende Aufklärung erwehren, wir meinen die Sentimentalität, in ihrer wässerigsten Gestalt, wie wollte sie die Erfüllung bedürfnisse eines Volks oder des Volks befriedigen können. Nicht auf der einen Seite Aufklärung und auf der andern Sentimentalität, nicht hier Aetherklarheit und dort Dunst, sondern wahres Leben durch volle Ausgleichung des Verstandes mit dem Herzen, der Erkenntniß mit den Bedürfnissen des Gemüths. Ob diese volle Ausgleichung auf deutschem Boden möglich? Wenigstens wird sie erstrebt. Wenn wir auf eine Zeit der Schwäche eine Zeit der Kraft folgen lassen, auf ein Jahrzehnt skeptischer Nüchternheit

n ſolches des vollen lyriſchen Schwungs ſetzen können, ſchmeicheln wir uns wenigſtens, das höhere Dritte zu reichen. Kreuzen wir auch fort und fort in Gegenſätzen nher, ſo halten wir doch bei dieſem deutſchen Erbübel das ihere Dritte als das geſuchte Inſelland unſerer Irrfahrt feſt.

Wir haben beim erſten Theile ſchon ſo viel Lob vorggenommen, daß wir für die beiden nachfolgenden Theile r „Deutſchen Charaktere" deſſen wol nur wenig übrigbelten. Um uns nicht in Wiederholungen zu erſchöpfen, hmen wir das dort geſpendete Lob auf dieſe mit hinr. Nur eine kleine Einſchränkung deſſelben erlauben uns. Indem wir Kühne durch das Zeitalter der volution und das goldene Zeitalter der Literatur willig gen, ſchreiten wir mit ihm durch literariſche Gebiete, r welche ein abſchließendes Wort zur Zeit weniger als r die Periode der Aufklärung möglich iſt. Wir könn den kritiſchen Reſultaten eines Geiſtes wie Kühne ſtimmen und müſſen uns doch vielleicht hier und da Recht einer andern Auffaſſung wenigſtens ſtillſchweid vorbehalten. Es iſt hier aber nicht der Ort, den rth der vorliegenden Reſultate vielleicht durch etwas nſinnige Erörterungen, wie ſie nun einmal mit den griffen Idealismus u. ſ. w. eng verbunden ſind, in ge zu ſtellen.

Schon ein oberflächlicher Blick in den erſten Theil uns die dort vorgeführten Charaktere als Charaktere ddeutſchen Gepräges erkennen. Dem norddeutſchen Geiſte t nun Kühne im zweiten Theile zunächſt das ſüddeutſche müth entgegen. Er weiſt die Herrſchaft deſſelben an i Perſönlichkeiten, an Kaiſer Joſeph und Mozart, flich nach. Er machte ſie beide zu Revolutionären, r freilich zu ſehr zahmen, zu Stürmern und Drän, aber nur auf der Grundlage einer allgemeinen verlichen Menſchenliebe. Kühne's Urtheil über Kaiſer eph athmet Milde und Gerechtigkeit. „Seine (des Kai) Abſichten waren die edelſten", ſchreibt Kühne, „aber e Maximen waren gewaltſam, weil zwiſchen ſeinem llen und der Befähigung ſeiner Völker eine weite Kluft Ein Titus, der mit neroniſcher Gewaltſamkeit der nſchheit ſeinen Glückſeligkeitstraum verſchaffen möchte, in Widerſpruch gegen ſich ſelbſt, und doch haben wir Kaiſer Joſeph dieſen lebendigen Widerſpruch auf dem one, wenn wir zuſammenfaſſen, was er als Menſch cht, gefühlt, gewollt, und was er als Fürſt verte und wagte." Rückſichtsloſer ſprach ſich Friedrich Große dahin aus, der Kaiſer mache immer den zweiSchritt früher als den erſten. Wäre nun auch Joſeinem gemüthvollen menſchenbeglückenden Streben zu einem Regenerator des deutſchen politiſchen Lewol berufen geweſen, ſo fehlte ihm doch dazu der terne Blick und die Portion Klugheit des Weiſen von ssouci. Welche Elegie ſich auch über das Leben und Tod des letzten wahren Kaiſers breitet, es iſt doch die Elegie der ſchmerzlichſten, verzweiflungsvollſten pfindung. Ein Joſeph neben einem Friedrich und ein Friedrich neben einem Joſeph; das alte ungeſtillte Leid von der Kluft im deutſchen Weſen klingt uns nur aus dem Leben wie dem Tode des „Revolutionärs auf dem Throne" entgegen. Die Göttin Fortuna weiß uns zwar über dies alte ungeſtillte Leid, über die deutſche Zerfahrenheit und Unſchlüſſigkeit in ſüßen Taumel einzuwiegen. Jedesmal wenn ſie uns in die ſprichwörtliche deutſche Schwäche zurückſinken läßt, macht ſie es in zaubervollen Tönen wieder gut, was wir leiden. Aber ganz vermag ſie uns mit ſüßer Melodie doch nicht zu tröſten, doch nicht einzuwiegen. Wie ſüß er auch klingt der Name Wolfgang Amadeus Mozart, welche Gefühle des Entzückens ſich auch an dieſen Namen knüpfen, ein Arion ſelbſt würde das ungeſtillte Leid nicht heben, die Kluft nicht ausfüllen. Wir wollen Kühne darüber mit eigenen Worten hören:

> Glück in der Muſik, vorwiegend muſikaliſche Bedeutſamkeit, weiß man, haben nur Völker, die politiſch verunglückten. Wir waren dies Volk, Germanien ging politiſch und ſittlich unter, aber ſein Genius ſchuf noch kurz vor dieſem Untergang das Höchſte, was in dieſer Kunſt, in welcher nur unglückliche Völker glücklich ſind, zu leiſten iſt. Mit der Tonkunſt flüchtet ſich der Menſch von der Außenwelt ins unſichtbare Innere einer Abſtraction, die auf alle Weltgeſtaltung verzichtet, Luſt und Leid, Himmel und Hölle in einer, aller handgreiflichen Geſtalt entlegenen Zufluchtsſtätte ſucht und findet. Dieſe Bedeutſamkeit hat die Muſik, ſolchen Reichthum des Innern bei grenzenloſer Verarmung im Aeußern, ſo viel Kraft, eine Welt des Traums an die Stelle der zertrümmerten oder misrathenen Außenwelt zu ſetzen, und ſo viel Macht der Täuſchung, den verfehlten Beruf auf dem Boden der Wirklichkeit zu verſchmerzen. Politiſch mächtige Nationen, wie die engliſche, ſind muſikaliſch unmächtige; in unſerer politiſchen Ohnmacht liegt das Geheimniß unſerer muſikaliſchen Macht und Größe.

Wenn Kühne trotz dieſer wehmuthsvollen Klage Mozart's Geſtalt mit innerſtem Behagen zeichnet, ſo will er uns vor der übertriebenen Muſikſeligkeit vielleicht mehr warnen, als dazu anſpornen. Er iſt vielleicht auch nicht gut auf die neuern und neueſten deutſchen Muſikbeſtrebungen zu ſprechen und ſucht deshalb alle Vollendung des genialen Schaffens auf ſeinen Muſikhelden zu häufen. Gegenüber dem überaus gelehrten Werke eines Jahn oder andererſeits den romanhaften Spiegelfechtereien gewiſſer Novelliſten erſcheint Kühne's Mozartbild von einer überaus anziehenden Friſche. Nichts weiter als einen Süddeutſchen mit ewig ſingenden Lippen, einen Menſchen mit einer Kindesſeele hat uns Kühne zeichnen wollen. Eine ganz eigene Art von Revolution iſt von dieſen Lippen, aus dieſer Kindesſeele gekommen, eine Revolution ſo ſüß berauſchender Art, daß ſie noch jetzt und für lange Zeit das Entzücken aller fühlenden Seelen bilden wird. An der ätzenden und ſtechenden Aufklärung konnte das ſüddeutſche Gemüth nicht theilnehmen, es gab dafür mit ſüßen Tönen nur, was es in vollem Drange geben konnte, nämlich die Sehnſucht nach einer wirklich deutſchen Oper, in der franzöſiſcher Eſprit und italieniſche Weiſe zu einem höhern Dritten vereinigt wäre. Dies höhere Dritte werden wir in Mozart's „Don Juan" finden und in dieſem „Don Juan" den Culminationspunkt der Oper überhaupt erblicken. Wäre nur aber unſere deutſche Gefühlsinnig-

keit und Musikseligkeit, welche Kühne als unser größtes Unglück bezeichnet, mit diesem „Don Juan“ auch abgeschlossen worden!

Nachdem Kühne in den beiden genannten Charakteren dem süddeutschen Gemüthe vollauf Genüge gethan, wendet er sich wieder dem norddeutschen Geiste zu. Mit Friedrich Maximilian Klinger betritt er den Boden des Sturms und Drangs. Außer diesem echten Stürmer und Dränger zieht er noch Georg Forster und Friedrich Hölderlin herbei. Uns könnte diese Auswahl von Männern aus dem Revolutionszeitalter etwas karg dünken, müßten wir Kühne nicht eben volle Freiheit in der Auswahl einräumen. Auch war es Kühne gerade um die Zeichnung bestimmter Charakterrichtungen zu thun, und diese fand er in den genannten Persönlichkeiten vielleicht mehr vertreten als in andern Spitzen der deutschen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts. Eine leise Anrüchigkeit, wenn auch nicht nach ein und derselben Richtung hin, haftet an Klinger sowol wie an Forster und auch an Hölderlin. Da konnte nun Kühne sein Princip der Reinigung oder Rechtfertigung dieser Charaktere männiglich bewähren. Er hat sich mit den drei Persönlichkeiten im ganzen nur kurz befaßt, das soll wol heißen, daß es über alle drei eigentlich nur Mäßiges zu sagen gebe. Jene leise Anrüchigkeit besteht bei Klinger in den Auswüchsen des Sturms und Drangs, dann in der Verleugnung des jugendlichen Strebens, welche so weit ging, daß sich dieser Stürmer und Dränger als fertiges Glied einer Militärdespotie fühlen und behaupten konnte. Kühne entschuldigt gleichwol Klinger mit folgender Bemerkung:

Es ist schlimm um einen scharfsinnigen Kopf, der in seiner Jugend Schwärmer war und am Ende seines getäuschten Lebens alles, was ihn ehedem durchglühte, bitter belächelt oder als Narrheit verwirft. Noch schlimmer aber, wenn er sich mit dem Allgemeinen verwechselt, seinen eigenen Bankrott der Geschichte unterschiebt.

Kühne findet noch triftigere Entschuldigung mit der Bemerkung, er (Klinger) sei ein einsamer Stoiker geworden, welcher der Nothwendigkeit still gehorcht habe. Es ist eben sehr leicht, Steine auf Persönlichkeiten in gärenden Zeiten zu werfen, wenn man diese Persönlichkeiten allein für die Widersprüche ihres Thuns und Treibens verantwortlich machen will: dieser humanen Ansicht huldigt Kühne. Widersprüche kann man zwischen Klinger's frühern und späterm Leben eigentlich auch weniger auffinden als eine gewisse eiserne Consequenz, welche aus einem unklaren Titanen einen kaiserlich russischen Generallieutenant und Director der Cadettenschulen, einen Mann von stoischem Trotze und finsterer Selbstgenügsamkeit machte. Lieber sollte man dem unklaren Titanen von vornherein das Recht seines Strebens streitig machen, als die eiserne Consequenz solcher Wandlungen bemängeln, welche sich auf ein natürliches Recht stützt. Klinger gab nach Kühne's Ansicht das literarische Deutschland der siebziger Jahre, Forster dagegen das politische Deutschland in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts auf.

Mit Forster tritt ein zweiter deutscher Mann vor uns — so führt Kühne diesen zweiten ein —, der 20 Jahre später als Klinger sein Vaterland aufgab, indem er nach Westen auswanderte, nicht an eine fremde Autokratie, sondern an die Republik Frankreich sich hingab und dort, anders als Klinger, ohne Glanz und Würde, ungeehrt vom Feinde, selbst unter der Verwünschung vieler seiner Freunde ein stummes und thränenloses Grab fand. Auf Georg Forster's Namen ruht auch noch die Anklage der Verrätherei: er hat Mainz den Franzosen in die Hände geliefert.

Diese Thatsache ist freilich nicht abzuleugnen, allein sie erscheint in milderm Lichte, wenn wir die schwierige Lage, in welcher sich Forster befand, berücksichtigen. Da er mehr zu beklagen, daß er sich rücksichtslos der französischen Republik hingab, oder diejenigen mehr, welche vor der anrückenden Gefahr reißaus nahmen: jedenfalls bewies Forster mehr Muth als diese. In Zeiten, wie die der Französischen Revolution, hat gar mancher gestrauchelt. Ganz rein möchte wol niemandes Hand sein, der überhaupt in etwas dieser Revolution angehangen; wer da die Scylla vermied, fiel um so sicherer in die Charybdis. Wenn Forster Präsident eines Jakobinerclubs wurde und preußisches Geld annahm, so spielte er wol eher eine lächerliche als eine verrätherische Rolle. Und wie dem auch sei, jedenfalls büßte er seinen politischen Irrthum schwer genug, als ihn dieselbe Französische Revolution, welcher er auf deutschem Boden gedient hatte, ruhmlos und unbeachtet vergehen ließ.

Ein düsteres Bild führt uns Kühne zum Schlusse des zweiten Theils noch mit Friedrich Hölderlin vor. Kühne zeichnet dies Bild nach einem Besuche bei dem wahnsinnigen Dichter anschaulicher, als er dies bei den andern Charakteren vermochte. Als positiver Charakter war Forster Hölderlin sicher nicht aufzufassen, er stach nur durch gewisse negative Eigenschaften hervor. Die Welt ist gegen die subjectiven, überschwenglichen Naturen gewöhnlich nur dann barmherzig, wenn sie sich mit Erfolg gegen die ihr entgegenstehenden Hindernisse behaupten können. Wer ihnen fällt, wol gar in Wahnsinn fällt, hat sich in den Augen der Welt selbst gerichtet. Kühne legt dem unglücklichen Dichter folgendes Gedenkblatt aufs Grab:

Weder versagte Liebe noch eine einzelne Unbill hat ihn gemacht. Die Vergötterungslust eines wildfremden Zustandes, der aufgestachelte Drang einer eigensinnigen Phantasie, der wilde Grimm gegen sein eigenes Zeitalter, gegen sein eigenes Fleisch und Blut, das Selbstgefühl, das sich zu der gemeinsamen Höhe eines Dämons berechtigt glaubte, das hat ihm Maß und Gefäß des Denkens und Fühlens zerbrochen. Ein Schmerz um ein Weib goß nur Oel in die schon unter der Asche glimmende Glut. Viele von damals haben ihren Schmerz hinweggelacht. Hölderlin war der Humor versagt, er konnte nur zürnen, wüthen, sich stolz aufbäumen und zusammenbrechen. In seinen besten Ergüssen nagte schon der Wurm der Selbstzerstörung.

Ueber den räumlich umfänglichsten der drei Theile, über den dritten Theil der „Deutschen Charaktere“, den wir uns verhältnißmäßig am kürzesten fassen können. Er behandelt das „goldene Zeitalter der Literatur“. Welches denes Zeitalter der Literatur! Bedarf es eigentlich noch der Betonung, daß dieses Zeitalter die Manen Goethe's und Schiller's im Bunde mit Karl August umfaßt?

iel auch über dieſes goldene Zeitalter im Laufe der letz-
n Jahre geſchrieben, das Thema ſcheint unerſchöpflich.
Mit Vorliebe weilen bei dieſem Zeitalter alle unſere grö-
ern und kleinern nachgeborenen Geiſter. Sie alle wan-
eln zugleich im Lichte und im Schatten dieſes Zeitalters.
icht ſie alle, ſagen wir beſſer: wir alle. Was ein
der an den Manen Goethe's und Schiller's beſitzt, ein
der weiß das am beſten. Uns ſcheint es daher über-
üſſig, das noch beſonders zu betonen. Wir wollen des-
lb nur hervorheben, worin Kühne die Größe dieſes gol-
nen Zeitalters findet.

Wie faſt alle Literarhiſtoriker kommt auch Kühne un-
: Hinweis auf das Denkmal der beiden Dichter zu Wei-
r mit dem Bekenntniß: anſtatt zu grübeln und zu deu-
n, wer von beiden wol der Größere oder Beſſere ſei,
lten wir uns nur freuen, überhaupt zwei ſolche Kerle
ſer nennen zu können. Ein inhaltſchweres Bekenntniß,
3 indeß in der Praxis etwas an Werth verliert. Eigen-
imlich deutſches Geſchick, das auch in der höchſten Blüte
Literatur eine Zweitheilung gewollt hat! Die deutſche
rtheilung ſelbſt durch das goldene Zeitalter der Litera-
glorificirt — wer darüber ſeufzt, auch der iſt nicht ganz
Unrecht. Denn wie ſehr jeder einzelne unter uns den
den Dichtergrößen gerecht werden will, jeder einzelne
ß ſich bewußt oder unbewußt mehr oder weniger auf
Seite des einen oder des andern ſtellen. Auch Kühne
t dies. Er bezeichnet den einen, Goethe, als den
hter des vollendeten, des 18. Jahrhunderts, den an-
n, Schiller, als den Dichter, den Propheten der Zu-
ft. Der eigentlich lebende und lebenſpendende Dich-
iſt nach Kühne Schiller, der für die Gegenwart mehr
mehr bedeutungsloſe iſt Goethe.

Was wir haben und beſitzen und ſind, feiern wir in Goethe.
wir werden ſollen, was noch unerreicht, aber erreichbar
vollen, freien Glück noch heraufſteigen wird über den Ho-
nt unſers Lebens, unſere freie moraliſche Selbſtbeſtimmung
die Zukunft unſers Volks, das vollkräftig wieder eintreten
in die Reihe der europäiſchen Völker: das alles mit dem
berſpruch des Dichters: Seid einig! Das alles mit der
erſicht Schiller's: Nehmt die Gottheit auf in euern Willen
ſie ſteigt von ihrem Weltenthron! Das alles feiern wir
Schiller.

Ein offenes, ehrliches Glaubensbekenntniß, ähnlich den
muthsklagen der Iſraeliten an den Waſſern Babylons,
oll von großen Wünſchen und Hoffnungen und ſo
in der Erwartung, ob ſich die Hoffnungen erfüllen
en ob nicht. Einen Kitt zwiſchen den beiden Geſtal-
Schiller's und Goethe's möchten wir die Wünſche und
nungen nicht nennen. Die Erfüllung der Hoffnungen
eher den Antagonismus der beiden Geſtalten noch
er legen. Antagoniſten ſind und bleiben nun einmal
ller und Goethe, wie oft und wie ſehr man auch
uf hinweiſt, daß ſie auf einem Poſtamente brüderlich
einanderſtehen. Eine Geſtalt, die ja auch ſchon
Geſchichte gleichſam als Bindemittel zwiſchen ſie ge-
en, die Geſtalt Karl Auguſt's, mag dieſen Antagonis-
etwas verdecken. Und Kühne hat auch mit dem gan-
klaren Fluſſe ſeiner Beredſamkeit dieſe Geſtalt als ein
ſolches Bindemittel gedeutet. Was ſich ſowol an der Ge-
ſtalt eines Friedrich als auch an der eines Joſeph ver-
miſſen läßt, das findet ſich, freilich nur auf kleinem Ge-
biete, immer aber doch in der Geſtalt Karl Auguſt's aus-
geprägt: die ganze Freiheit der Geſinnung mit der vollen
Wärme des Gemüths verbunden zur wahren Fürſtlichkeit,
welche in rein menſchlichem Handeln und Streben das
edelſte Genügen findet. Und neben dieſem edeln Fürſten
eine Dichtergeſtalt wie die unſers Goethe. Kühne führt
uns den Dichterkönig durch die vielverſchlungenen Pfade
ſeines Liebeslebens hindurch, macht uns mit allen Liebes-
bedürfniſſen ſeines weiten, großen Herzens vertraut, um
ſeine Vollendung auf der Bahn eines Dichters der Liebe
nachzuweiſen. Aber wenn Kühne in Goethe nur den
Dichter der Liebe verherrlichen kann, ſo klingt uns das
Wort „Dichter des vergangenen Jahrhunderts“ faſt wie
ein Poſaunenton der Vernichtung, und der grüne Lorber
auf der Stirn des Dichterkönigs welkt plötzlich zu einem
dürren Reis. Während ſeine Geſtalt mehr und mehr zu-
ſammenſchrumpft, reckt ſich die Geſtalt ſeines Partners
höher und höher, und indem Kühne dem Idealiſten Schil-
ler als Menſchen wie Dichter und Propheten einen Platz
hoch oben in der Aetherklarheit anweiſt, fordert er uns
zugleich auf, dieſem Vorbilde nachzueifern und dem Dich-
ter der Zukunft in Wort und That zu huldigen. Mit
dem vollen Klange des Zauberſpruchs: „Nehmt die Gott-
heit auf in euern Willen und ſie ſteigt von ihrem Wel-
tenthron!“ weiſt er uns auf die Kraft hin, welche uns aus
allem nationalen Elend, aus aller deutſchen Schwäche und
Halbheit zum Siege über uns ſelbſt wie über die Hin-
derniſſe der Freiheit führen wird. Aber in all dieſen
Klang der Hoffnung muß Kühne ſelbſt wieder den Zwei-
fel der Wehmuth miſchen. Wenn Schiller, ſo meint er,
jetzt unter uns erſchiene, Muſterung hielte unter denen,
welche ſeiner Fahne geſchworen und ſich nach der von
ihm ausgeſtreuten Saat erkundigte, was würde er über
uns urtheilen? Würde er uns jubelnd zuſtimmen, oder
uns vielmehr bitter zürnen? Wo iſt das Theater, wie er
es erhoffte? Wo die Macht und Fülle der Literatur, wie
ſie das ideale Pathos gebären ſollte? Wo und wann hat
der Mahnruf: „Seid einig!“ ſeine Zauberkraft bewährt?
Wo iſt die nationale Einheit, nach der wir ſo ſehnſüchtig
verlangen? Ja, wenn er Muſterung hielte, der Dichter
und Prophet, er würde wol trauern und zürnen. Er
würde ſich wol von uns Epigonen abwenden und uns
ſtatt des Seid einig! ein Zu ſpät! entgegendonnern. Aber
die Wehmuth darf uns nicht niederbeugen, und wenn ſich
auch bisjetzt viele unſerer frommen Wünſche und Hoff-
nungen als nicht ſtichhaltig erwieſen, ſo ſoll uns doch die
Hoffnung auf die Zukunft an jedem neuen Morgen mit
neuem Muth und neuer Ausdauer zum Kampf und Streit
für die Idee erfüllen. Mit dieſer Hoffnung ſchließt Kühne
die Reihe ſeiner „Deutſchen Charaktere“ ab.

Wir wollen zum Schluſſe dieſes Artikels noch ein
anderes Buch von Kühne vorführen:

2. **Mein Tagebuch in bewegter Zeit. Von Gustav Kühne.** Leipzig, Denicke. 1863. 8. 2 Thlr.

Dies „Tagebuch" steht zu den „Deutschen Charakteren" in keiner nähern Beziehung. Nur höchstens in einer entferntern. Aber diese entferntere reicht wol hin, die Erwähnung des Buchs an dieser Stelle zu rechtfertigen. Wer prüfte und vergliche die Ansichten Kühne's als Literarhistoriker nicht gern mit denen des Tagesschriftstellers Kühne. Unmöglich indeß können wir uns in eine nähere Besprechung dieses 800 Seiten starken Tagebuchs einlassen. Es fehlt dazu sicher der Raum und uns vielleicht sowol die Kraft, als auch der gute Muth, die unendlich vielen Fäden, welche in solchem Tagebuche angeknüpft, ein Weilchen gesponnen, abgerissen, wieder angeknüpft, wieder abgerissen werden, zu verfolgen und zusammenzufassen. Selbst die Mittheilung einer Quinteſſenz aus dem Geiste des Buchs würde uns entschieden zu weit führen. Wir können daher nur ganz kurz auf dasselbe hinweisen. Es betitelt sich: „Tagebuch in bewegter Zeit." Selbstverständlich ist die politische der Jahre 1848—50 gemeint. Kühne beginnt mit den ersten nationalen Regungen des deutschen Volksbewußtseins. Er schildert uns das bange Hoffen und Harren im Jahre 1847 und begrüßt den anbrechenden Völkerfrühling von 1848 mit jener Freudigkeit, wie sie damals die besten unter den deutschen Geistern erfüllte. Selbst Augen- und Ohrenzeuge in Leipzig, Frankfurt a. M. und in vielen andern Orten oft gerade in den bewegtesten Tagen, bekannt mit vielen Häuptern und Leitern der damaligen großen Volksbewegung oder wenigstens ihnen nahe genug stehend, um ihre Thaten nach ihren geheimern Triebfedern beurtheilen zu können, folgt er den Thatsachen doch mit Vorsicht und hütet sich vor jeder Voreingenommenheit, gelte es einer bedeutenden Persönlichkeit oder einem herrschenden Systeme, das eine Princip der Nationalfreiheit natürlich ausgenommen, in welchem ja die ganze nationale Regung ihre Bedeutung und ihre Rechtfertigung fand. Weniger unmittelbarer Theilnehmer der Hauptactionen jener bewegten Zeit, als vielmehr eifriger Beobachter, bietet er uns in seinen Tagebuchblättern gleichsam fortlaufende Randbemerkungen zu den Thatsachen. Wie mühselig auch die Arbeit, über all die vielverzweigten Hoffnungen und Wünsche, über die berechtigten wie über die ausartenden Regungen freier Gefühle bis hin zu den offenen politischen Irrthümern Buch zu führen, in Berlin wie in Wien, am Rhein so gut wie an der Weichsel mit offenem Auge zu schauen, so legt er doch erst dann die Feder zur Seite, als sich die große Bewegung mit dem Beginn der funfziger Jahre in sich selbst erschöpfte. Für den Geschichtsforscher späterer Zeit wird dies Tagebuch wol eine der besten Quellen bilden, da es die Ereignisse mit ihren Motiven und ihren Folgen wie Erfolgen deutlich schildert.

Auch zur Prüfung und Klärung der Ansichten über die Hauptgestalten jener bewegten Zeit werden viele absichtliche wie flüchtige Bemerkungen bestens beitragen. Wer in diesem Tagebuche aber andere Ergüsse, als die eines warmen Patrioten suchen wollte, würde sich täuschen. Die Blätter halten sich, wie schon bemerkt, frei von jedem einseitigen Parteistandpunkt. So kann es denn auch nicht fehlen, daß Kühne hier und da gegen gewisse von der politischen Tagesordnung jener Zeit als freiheitlich hingestellte Forderungen offen protestirt, wie gegen die damals gerade von der demokratischen Partei geforderte Wiederherstellung des polnischen Reichs. Auch auf einzelne Persönlichkeiten ist er ab und zu nicht gut zu sprechen, wenn er indeß gegen Arnold Ruge scharf polemisirt, so vielleicht mit gutem Recht, da sich bei jeder politischen Neubildung die philosophirenden Doctrinäre als unpraktische Köpfe erwiesen haben. Zu denken, recht viel zu denken gibt Kühne's „Tagebuch" auch nach jener Richtung hin, wie all unser deutsches Streben in der Regel weniger an mangelnder Kraft, als an unserer Vorliebe für zweite und dritte Schritte, ehe der erste gethan, scheitert ist.

Emil Müller-Sammwegen.

Romane und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 23.)

9. **Ein Waisenkind. Eine Erzählung von Auguste Sievert.** Zweite Auflage. Halle, Mühlmann. 1864. 8. 12 Ngr.

Auguste Sievert, die im „Volksblatt für Stadt und Land", in der Kreuzzeitung, wie auch durch den Buchhandel schon mehrere Novellen und Erzählungen veröffentlicht hat, denen man viel feine Empfindung und Seelenschilderung nachrühmt, gibt in der vorliegenden Erzählung die Geschichte einer verwaisten Pfarrerstochter, die nach mancher innern und äußern Prüfung die glückliche Frau eines Pfarrers wird. Die an sich so einfache Erzählung hat für uns ein besonderes Interesse, weil sie den Ausdruck einer bestimmten Richtung enthält. Wir vermissen zunächst die gesunde, nüchterne, religiöse Weltanschauung und finden dagegen oft eine krankhafte Sentimentalität und Einseitigkeit, Fehler also, welche die Verfasserin ihrer Richtung nach wol gerade vermeiden müßte, schon um dieser Fehler willen erreicht sie nicht die Nathusius, mit der sie von anderer Seite verglichen werden ist. In dem Bestreben unabhängig scheinen zu wollen, geht ihr die Einfachheit und vor allem die überzeugende Kraft verloren.

Elise, das Waisenkind, erregt unsere Theilnahme durch ihre Vereinsamung, bald nachher wird sie uns aber weinerlich, sentimental, unkindlich. Sie verlangt immer, daß man ihr die Liebe entgegenträgt, und bemüht sich wenig, sie zu verdienen. Dies spätere Wechseln in ihrem Interesse zum Assessor, zum Vetter, zum Pfarrer, ihr Unterliegen bei der ersten Prüfung, dann das unentwickelte Diakonissenthum, aus dem sie schnell genug wieder ausscheidet, ist doch wahrlich nicht gesund; die Unklarheit in Betreff der Unterscheidungslehren der Confessionen, ihre Bemerkungen über Missionsvereine, ihr schnelles Eingehen auf die rohen Scherze über ihren väterlichen Freund u. s. w. sind wunderbare Eigenschaften einer gläubigen Christin. Auch der Pastor, der durch Eifersucht der Braut seiner Braut verschuldet, sich dann ganz seiner Gemeinde widmet, und in dem nun durch das Waisenkind ein neues Gefühlsleben erwacht, hätte seinem Alter und seiner

ung nach nüchterner und dabei doch aufrichtiger und
eser lieben können.

Unangenehm wirkt in dem Buche eine Manier, herab-
sehen auf andere Richtungen, andern Leuten so ganz
ebenbei einen Makel anzuhängen, weil sie etwa die
Stunden der Andacht" oder den fünften Theil der
Ritter vom Geiste" lesen, es als unverständlich hin-
stellen, wenn jemand anders denkt und glaubt und der-
richen. Und dabei ist nicht einmal klar ausgesprochen,
die zu verdammende Weltlust anfängt, wie weit die
rfasserin das Interesse für Missionen erlaubt, ob sie
s Cölibat der Prediger für vortheilhaft oder ob sie ge-
de die Verheirathung derselben für nothwendig erachtet.
or allem, die lebendige Bethätigung des Glaubens fehlt,
Glaubensstarken hängen an dem Irdischen ganz ebenso
e die Weltmenschen. Weder die einen noch die andern
cheinen durch Glaube oder Unglaube, sondern allein
rch ihre Lebensverhältnisse glücklich oder unglücklich.
ne Belohnung verdienen die einen kaum, die andern
ennen schwerlich die Strafe. So ist es denn der Ver-
serin nicht gelungen, klar und deutlich vorzuführen,
s sie zu beweisen die Absicht hatte.

Fragmente von Wilhelm Goldschmidt. Berlin, Stille und van Muyden. 1865. 8.

Laune und Zufall haben dem Verfasser die unge-
hmte Feder in die Hand gegeben, nicht immer sind die
izzen in Stunden der Weihe geschrieben, wie uns Gold-
midt erzählt. „Ich erinnere meine Leser, daß ich Frag-
nte schreibe, Compositionen, die — vorgeblich — der
llendung harren; Studienköpfe, die nicht die trotzige
ene annehmen, Charakterköpfe sein zu wollen." Diese
heidenen Worte leiten fünf Aufzeichnungen ein, die
wie wahre Cabinetsstückchen erscheinen, glänzend com-
irt, ausgeführt in wohlthuend poetischer Sprache, mit
danken, die ebenso den Denker wie den tief empfinden-
Dichter zeigen. Wir bewundern den Takt und den
chmack der Anordnung, das lebendig Fesselnde der
dlung, die Entwickelung der Charaktere durch ausge-
chene Gedanken und Handlungen, das Maß und die
echselung in der Behandlung, vor allem die Zart-
der Empfindung, die sich fern hält von jeder Senti-
talität. Die Liebe ist Hauptactrice in diesen Skizzen.
er die Liebe nicht liebt, soll sich nicht einbilden, mein
h je lieben zu können." Die ausgeführteste Skizze ist
donna Colonna, welche die Liebe Mignard's zu Ma-
Mancini erzählt; es gehörte ein ganzer Dichter dazu,
die Conflicte dieser Herzen — glühende Liebe, jugend-
Hingabe, weibliche Eitelkeit, stille Entsagung auf so
ig Blättern poetisch versöhnen und harmonisch lösen
können. Ein Capriccio, frisch, lebendig, ansprechend
ichnet, liebenswürdig launenhaft wie die Heldin Fran-
selbst, ist die „Geschichte eines Kusses". Voll Duft,
sie, dabei voll ernster würdiger Gedanken, voll präch-
Bilder und Situationen ist „Das Ghetto-Märchen".
dschmidt schreibt mit dem Herzen, aber er zeigt dabei
so viel Verstand des Herzens, so viel Takt, daß auch
ursprünglichstes Fühlen wie liebevoll verklärtes, ver-
nünftiges Denken erscheint. So finden wir denn auch in den beiden Erinnerungen an Nikolaus Lenau und Christian Günther die Vorzüge wieder, die ihn auszeichnen: Beherrschung des Stoffs und liebevolle, zarte Behandlung desselben, bei aller Verehrung und Bewunderung Maß im Lob und selbst Erkenntniß der Schwächen. Er weist darauf hin, daß die Dichtkunst kein Kainsstempel ist, daß auch Nikolaus Lenau nie wagte, die Poesie anzuklagen, deren Priester er war. Einen aus den vielen anregenden Gedanken geben wir hier wieder: „Immer umfangen von modernen Ideen ist die immer vorwärtsschreitende Welt, nur dann erheuchelt sie Interesse für die Vergangenheit, wenn sie ihre Sprache zu reden sich befleißigt. Roland nimmt verklärte Gestalt, weil ihn Uhland sang, nicht um deswillen, weil alte Lieder von ihm melden."

11. Homburg. Eine deutsche Spielhölle. Von Bruno Mai. Berlin, Mylius. 1864. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind persönliche Erlebnisse des Verfassers während seines Aufenthalts in Homburg, wie er uns selbst in einem Vorworte versichert. Wir müssen ihm aufs Wort glauben, aber auch hinzufügen, daß er das Glück hatte, in einigen Wochen mehr zu erleben und mehr zu erfahren, als andere Leute in vielen Jahren. Ginge es nur annähernd in Homburg so zu, wie Mai uns erzählt, so wäre es ja der vollendetste Curort für alle blasirten Naturen, die aus der wohlthätigsten Nervenaufregung gar nicht herauskommen könnten. Kurz gesagt, in dem Buche werden zu viel warnende Beispiele aufgeführt, die Uebertreibung schadet eher als sie nützt, das Schicksal der wenigen Personen, mit denen der Verfasser in Homburg in Berührung kam, ist zu grell gemalt. Dabei ist das Ganze frisch und munter geschrieben, oft recht humoristisch, die Verwickelungen erscheinen durch Darstellung natürlicher als sie im Grunde sind, die handelnden Personen sind nach dem Leben gezeichnet, mit etwas scharfen Contouren; es ist eine Sammlung Originale, die hier in Wochen erleben, was in den Spielbädern im Laufe von Jahren wol vorkommen kann. Homburg ist nicht schlimmer als Baden, Nauheim u. s. w., und wenn der Verfasser am Ende mit Bezug auf Homburg ausruft: „Gott vertilge diese deutsche Hölle vom Erdboden", so kann er den frommen Wunsch mit demselben Rechte auf alle die andern Spielbanken anwenden.

12. Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman von Luise Ernesti (Malwine von Humbracht). Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin hätte besser gethan, wenn sie ihren Roman mehr in die Tiefe als in die Breite gearbeitet hätte. Das Bestreben, etwas Künstlerisches zu geben, ist erkennbar, aber die Ausführung hält mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt. Der Roman ist ungleich gearbeitet, erst im vierten Bande kommt er recht in Fluß; Stimmung, Lebendigkeit, Natürlichkeit des Empfindens ist erst dort bemerkbar. Die drei ersten Bände sind wie eine Einleitung zu diesem vierten, und es dürfte manchem, gleich uns, die Vorbereitung zu lang erscheinen.

Es ist der alte Kampf der Vorurtheile, der uns hier vorgeführt wird; Vater und Sohn erfahren beide in ihrer Jugend den Widerspruch aristokratischen Unwesens, der eine durch die Geliebte selbst, der andere durch deren Verwandte. Beide suchen umsonst in andern Heirathen Befriedigung; die Eile und die Verblendung, in der sie dieselben schließen, läßt schon vermuthen, daß sie nie glücklich werden können. Dagobert, der Vater, heirathet Martha, um „sich aus dem Staube aufzurichten, in den das Ideal seines Lebens ihn voll maßloser Ueberhebung hinabgetreten" (I, 176); sein Sohn Karl wird das Opfer einer eben nicht sehr fein ersonnenen Intrigue. Beide Verbindungen werden rasch, unüberlegt geschlossen, beide sind sogenannte Heirathen aus Dépit, Vater und Sohn hoffen durch tüchtige Arbeit den Traum ihrer Jugend zu vergessen, beiden gelingt das nie.

So verschieden nun auch in mancher Hinsicht diese beiden Kämpfe geschildert sind, so verschieden der Ausgang ist, da Karl dennoch zuletzt seine erste Geliebte ehelicht, so wird doch der Leser sich bald überzeugen, daß in dem Roman Wiederholungen vorkommen; dieselben erscheinen auch in Martha's und Rosa's Schicksal, in der zweimaligen Verarmung Adelgundens, in der Verschwendungssucht des Herrn von Eschen und seines Sohnes u. s. w. Durch diese Wiederholungen geht aber dem Ganzen der Reiz der Abwechselung um so mehr verloren, als die Verfasserin auch die Kunst der Steigerung erst im vierten Bande anwendet.

Der Roman spielt „hauptsächlich auf rother Erde", westfälisches Leben soll darin geschildert werden; in den ersten Theilen werden wir nur durch westfälische Ortsnamen, durch die etwas breite Erzählung westfälischer Sagen (z. B. II, 88—115), durch Beschreibung eines Erntefestes an locale Eigenthümlichkeiten erinnert. Erst im vierten Bande nehmen auch westfälische Charaktere, namentlich Baron Ordy, Irmengard Kottenkamp u. s. w. unser Interesse in Anspruch.

Der Vorzug der Arbeit vor dem Ererbten wird betont, aber Dagobert sieht sich am Ende bei all seiner Thätigkeit doch gezwungen, die Hülfe der durch Erbschaft plötzlich wieder reich gewordenen Adelgunde anzunehmen.

Als Gegensatz der Arbeit wird die Aristokratie hingestellt; wir erwarteten nach der Einleitung, nach der Bemerkung über Majorate „den geistigen Druck" geschildert zu sehen, „die Kette, an die Deutschlands Adel zu seinem eigenen Verderben so vielfach festgeschmiedet ist" (I, 13). Aristokratisch aber — im Sinne der Verfasserin — ist nur Adelgunde und später ihr nichtsnutziger Sohn, während die reiche und angesehene gräfliche Familie von Sanden geradezu Jagd macht auf den Sohn des Fabrikanten, und schließlich Baron Ordy Elise Reichhardt, Rosa von Sanden deren Bruder Karl, Graf Arthur Sanden die Bauerntochter Irmengard heirathet.

Adelgundens Benehmen aber ist ebenso unwahr, wie das an Widersprüchen reiche der Sanden'schen Familie. Es führt uns diese Bemerkung auf die Charakteristiken, die zum Theil sehr unnatürlich und unwahrscheinlich sind. Meistens sind sie mit zu starken Strichen gezeichnet, die mildernden Momente erscheinen nur um so willkürlicher. Adelgundens Schroffheit erwähnten wir schon, die Entwickelung ihres Charakters, ihre religiöse Heuchelei, ihre Aristokratie ist ziemlich oberflächlich, oft sprungweise unmotivirt geschildert. Noch unerträglicher ist die Schroffheit ihres Sohnes, namentlich in seinem kindlichen Alter, widerlich die Koketterie Rosa's, unwahr die ganze Schilderung der Kinder im zweiten Theile, ihr Verhältniß, ihre Wünsche, ihre Plane für die Zukunft. Widersprechend erscheint der Charakter Dagobert's, einmal seine Tüchtigkeit und dann wieder seine Schwäche dem Pietismus seiner Frau gegenüber wie gegenüber seiner ehemaligen Geliebten, gegen die er, ohne daß die Verfasserin es hervorhebt, durch seine Herzensgüte viel verschuldet, seine Nachsicht gegen Werner u. s. w. Die Zartheit wird hier jedenfalls, zu aller Nachtheil, zu weit getrieben. „Fähigkeit zum Dulden und Ertragen" lag, nach der Verfasserin, nicht in Dagobert's Charakter, und doch besteht darin gerade das Wesen desselben. In Bezug auf ihn bleibt auch die Frage, ob ein so praktischer Mann, wie er geschildert ist, so ideal lieben kann, oder ob er wirklich auch der Mann der praktischen Vernunft ist, wie die Verfasserin ihn nennt!

Da ist weiter Graf Sanden, der einmal als hochbornirt gezeichnet ist und hernach zu den wenigen gehört, „die ihren Geistesreichthum nicht als eine Art irdischen Strafgericht über die Menschheit verhängen" (III, 13). Geistesreichthum und Vermögen theilt die Verfasserin überhaupt schnell aus, schneller als das Schicksal es sonst zu thun pflegt. Alle diese Charaktere gewinnen erst Wahrheit und Lebensfähigkeit im vierten Bande, in ihrem Conflicte mit Ordy, Barbara u. s. w. Dort auch wird der Stil lebendiger, klarer, durchsichtiger, die Anschauung reicher, die Stimmung gehobener. Wo die Verfasserin genau weiß, was sie sagen will, wo sie sich auf dem ihr eigenthümlichen Terrain befindet, wo sie Seelenzustände schildert, ist Leben, Bewegung, poetische Auffassung nicht zu verkennen; sie wirkt hier entschieden und zieht den Leser mit fort in das Interesse, das sie vorbereitet. Seltener werden dann auch die trivialen Gedanken, die uns noch hier und da, namentlich am Anfang der Kapitel überraschen. Wozu nur diese Einleitungen mit diese gutgemeinten, aber doch zu unbedeutenden Lebenswahrheiten? Nur das hat Werth, was im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Geschehenen steht, der Leser muß dem Leser auch etwas zum Selbstdenken überlassen.

Was endlich die Lösung betrifft, so wird sie schon genug gewonnen, der Friede wird geschlossen über verfehlten Leben, verpfuschten Existenzen, gebrochenen Herzen. Die Idee aber des Romans — wir wiederholen es — hätte klarer, verständlicher und ansprechender ausgeführt werden können, wenn die Beziehungen Dagobert's zu Adelgunden mehr einleitend, kürzer gehalten, das Hauptgewicht aber auf die Liebe der beiden Kinder gelegt wäre.

Der Stadtschreiber von Liegnitz. Historischer Roman von Ludwig Habicht. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser dreibändige Roman spielt in der ersten Hälfte 15. Jahrhunderts und schildert den Kampf der Stadt gnitz mit der Herzogin Hedwig, Nichte Friedrich's II. Brandenburg. Der Held des Romans ist der Stadtreiber Bitsch, ein ehrgeiziger, kräftig handelnder Mann, das zweifelhafte Recht der Piasten bestreitet im Inesse seiner Vaterstadt, ein Mann, der, wie Dr. Samms Chronik von Liegnitz erzählt, alle seine Kräfte und e Gesundheit für die Vermehrung und Steigerung der dtrechte erschöpfte. Sein Ziel ist erreicht, die Herin entfetzt, ihr Gemahl in offener Feldschlacht zur cht gezwungen, in seiner Hand liegen die Geschicke der dt, die er mit Kraft und Energie leitet, immer das e bedenkend. Aber das Schicksal kann ihm nicht verm, daß Ehrgeiz ihn trieb, daß er stolz und heftig die chicke der Menschen bestimmen wollte, mit eisernem, eugsamen Willen die Neuerungen ins Leben rief, und er sich endlich unwillkürlich abgestoßen fühlte von r Bürgerschaft, „die kein Verständniß hatte für seine ne, und allen, selbst den besten Einrichtungen, nur erwillig sich fügte" (III, 95). Widerstand fand er überall, wie alle heftigen, ihr Ziel überstürzenden Menschen, er zuletzt schweigend und einsam seines Wegs. Die rnungen seiner Freunde hört er nicht, seine Gegner chtet er, weil sie seinem kräftigen Auftreten nicht die cht entgegensetzen, die ihm bedeutend genug erschiene, bekämpfen zu müssen. So geht er in Verblendung bis er zu spät erkennt, daß seine stolzen Träume Wind verweht. Den Charakter des Haupthelden ickelt der Verfasser vorzüglich durch die Hand; klar und deutlich zeigt er in derselben den Zustand Gemüths, aus dem sich die ganze Richtung seines rn Lebens und seines Geschicks erklärt. Die verschiertigen Motive seines Handelns, dies Getheiltsein zwia Ehrgeiz, Stolz, Liebe, Anerkennung und Verach kommt in seinem immer kräftigen und bewußten Aufn glänzend zur Erscheinung, seine Natur konnte und te nicht anders eingreifen in die Handlung.

Der Roman ist dabei reich an interessanten und theile bedeutenden Nebenfiguren, reich an Verwickelungen Situationen, die überaus geschickt in Beziehung und ührung gebracht, immer tief gefaßt sind und harmo gelöst werden. Als besonders gut gezeichnet heben hervor: die Väter der Stadt, an ihrer Spitze der germeister Popplau, der erst, als die Macht der Erisse ihn zum Handeln drängt, nun im Schlechten eine rgie entwickelt, zu der er im Guten sich nie aufraffen te; die sorglose Herzogin, die der Lässigkeit und Beinktheit des Volks vertraut und in der Stunde der hr thut, „was immer wankende Throne thun, wenn vor ihren sichtlichen Augen ein Abgrund öffnet — ts"! (II, 2); die stolze und liebende junge Herzogin; hinterlistige, leidenschaftliche Polin; Heyde, dessen Ende s jäh und unvermittelt erscheint; der ritterliche, ehrliche Zetteritz; Eva, die kalte, berechnende Tochter des Bürgermeisters, die mit all ihrem Ehrgeiz nur das Gefühl der Vereinsamung und eines verfehlten Lebens erwirbt; der Pater Benedetto; die edle Mutter, die Schwestern und die Frau des Stadtschreibers, letztere besonders poetisch duftig gezeichnet, eine Frau, die fühlt, „daß sie ihrem Manne nicht genügen kann, daß seine Welt- und Lebensanschauungen weit über ihren beschränkten Gedankenkreis hinausgehen und daß es ihr unmöglich ist, sich bis zu seinem Standpunkt hinaufzuschwingen"; die Jüdin und ihr Großvater, die Welfin u. s. w. Ueberall zeigt sich in der Anordnung, in der Einführung des einzelnen, in der ersten Zeichnung mit kurzen Strichen wie in der breitern Ausführung der Charaktere die sichere und geschickte Hand des Verfassers.

Trefflich sind auch die Schilderungen, mag es sich um Personen, Zustände, Sitten, Eigenthümlichkeiten handeln, um einen Privilegienstreit, einen Ball, ein Schützenfest, einen innern oder äußern Kampf. Nie fehlt der Eindruck der künstlerischen Beherrschung des Stoffs, gleich vorzüglich ist das Verschiedenartigste behandelt, dem Aehnlichen fehlt nie der Reiz der Abwechselung. Dabei erfreuen uns die feinsten Beobachtungen und die wohlgefälligsten Gedanken, die der Dichter in einfach schöner Weise ausspricht und aussprechen läßt. Es ist ein historischer Roman im besten Sinne des Worts, der mit bestimmter Charakterisirung der Eigenthümlichkeit jener Zeit uns ein Spiegelbild gibt zur Beherzigung, ein Roman für diejenigen, die ästhetischen Genuß und zugleich Anregung und Belehrung suchen. **A. Freiherr von Loën.**

Reiseliteratur.

1. Ausflug nach Portugal im Sommer 1863 von H. R. Brandes. Mit einer Abhandlung über die portugiesische Sprache. Lemgo und Detmold, Meyer. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Ausflug nach Spanien im Sommer 1864 von H. R. Brandes. Lemgo und Detmold, Meyer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Fatra, Matra, Tatra. Beschreibung einer im Jahre 1833 dahin unternommenen geistlichen Reise. (Von Ferdinand Friederich. Als Manuscript für Freunde gedruckt.) Gnadau. 1863. 8. 15 Ngr.

Vorstehende Werke sind weder geistig noch materiell miteinander verwandt, nur ihr geringer Umfang gebot mir, sie zusammenzustellen und in einem kleinen Artikel zu besprechen.

H. R. Brandes scheint seine alljährlichen Ferien zu einer Reise in ferne Länder zu benutzen, um dann seine Erlebnisse in kleinen Schriften zu veröffentlichen. Der „Ausflug nach Portugal" ist seine „zehnte Taube" — so nennt er seine Schriften — die neunte, „Ausflug nach Mehadia", ward schon in Nr. 12 d. Bl. f. 1864 besprochen. In ersterm Büchlein versetzt er uns sogleich an das an der portugiesischen Küste gelegene Vorgebirge Roca und sodann nach Lissabon. Er schildert die Schönheiten der Umgegend, doch vermißt er dabei eins, Wald und Bäume, und damit einen wesentlichen Theil der Schönheit.

Könntest du an passenden Stellen Gruppen und Reihen, Cirkel und Vierecke von Bäumen, könntest du den Buchenwald

von Detmold oder den Herthawald von der Insel Rügen herzaubern, die Gegend von Lissabon würde zur schönsten der Erde.

Doch birgt diese Hauptstadt des Landes mit ihren 40000 Häusern einen Park, den Passeio publico, wie ihn weder Paris, Wien noch London aufzuweisen haben. Brandes sagt:

Ich habe weder in Deutschland noch England, noch Italien, noch Frankreich einen so geschmackvoll angelegten Promenadengarten gesehen, wie den Passeio publico. Hier sehen wir das rechte Maß, Einheit mit Mannichfaltigkeit gepaart, eine wahre Schönheit, die uns wie ein Apoll von Belvedere, wie die Madonna von Rafael mit unendlichem Wohlgefallen erfüllt.

In Lissabon nimmt der Verfasser bei einer befreundeten Familie Wohnung, beschaut alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt und macht dann Ausflüge in die Umgegend, besucht die Städte Evora, Setuval, Porto und die Universitätsstadt Coimbra, wo aber noch sehr viel Unwissenheit herrschen soll, und sogar in der gewöhnlichen Geographie Europas. Ueber Batalha, Alcobaça geht die Reise zurück nach Lissabon und von da aus wieder in die Heimat Lengo in Lippe-Detmold. Daß hierbei auch an Portugals großen Dichter der „Lusiaden" erinnert wird, ist begreiflich; denn wer könnte wol in diesem Lande reisen, ohne gelegentlich einige Verse des Camoëns zu recitiren!

Nachdem der Verfasser die erste Hälfte des Werks mit einer skizzenhaften Beschreibung der durchreisten portugiesischen Städte angefüllt, gibt er uns in der zweiten noch eine Abhandlung über die portugiesische Sprache, indem er die Abstammung, richtiger gesagt, die Umbildung einer sehr großen Zahl von Wörtern aus dem Lateinischen nachweist. Diese Abhandlung würde sehr gewonnen haben, wenn sie sich nicht blos auf die Wortumbildung beschränkt, sondern auch die Formgestaltung ins Auge gefaßt hätte. Brandes schreibt:

Die portugiesische Sprache möchte ich eine contracte nennen; denn viele aus der lateinischen stammende Wörter sind in derselben zusammengezogen und verkürzt, und manche so sehr, daß man sie kaum wieder erkennt. Zwar findet in den andern romanischen Sprachen auch eine Zusammenziehung oder Verkürzung statt, jedoch nicht in dem Grade, wie in der portugiesischen. Wer denkt z. B. wenn er zum ersten mal das Wort ceo liest, daß es „Himmel" bedeute und von coelum stamme, oder wer denkt bei chão, daß es von campus komme und „Feld" heiße?

Die „elfte Taube" des Herrn Brandes flog nach Spanien. Auch hier gibt er nur skizzenhafte Schilderungen über Land und Leute, denn sein Aufenthalt war zu kurz, um weiter umfassende Studien machen zu können. Auch scheinen manche Wissenschaften, wie z. B. die Naturwissenschaft, dem Verfasser ziemlich fern zu stehen, denn weder in der Schrift über Portugal, noch in dieser stößt man auf naturwissenschaftliche Bemerkungen. Dagegen finden wir geschichtliche Notizen, welche ihnen einen etwas höhern Werth verleihen, als die sehr äußerlichen Schilderungen der Städte und Länder. Der Autor versetzt uns in diesem neuesten Werke sogleich in die schöne französische Hafenstadt Marseille und erzählt, daß sie vor 2000 Jahren von den Phocäern gegründet wurde, als zahlreiche Griechen, durch die Eroberungszüge des Cyrus gezwungen, das schöne Jonien verlassen mußten. Von da geht [illegible] Fahrt auf dem Mittelländischen Meere nach Cadix, [illegible] werden Alicante und Malaga besucht, und Brandes [illegible] und schildert uns mit Entzücken die weltberühmten [illegible] jener Städte. Die andern spanischen Weine will er [illegible] loben, sie hätten einen zu bittern Nachgeschmack. [illegible] Cadix reist er in das herrliche Andalusien, in die [illegible] Städte Sevilla, Cordova und Granada. „Sevilla [illegible] schien mir wie die lustigste Stadt in ganz Spanien", [illegible] schreibt er. „Als ich am Abend durch die engen Straßen [illegible] ging, konnte ich fast nicht durchkommen, denn alles [illegible] und jauchzte und sang und spielte Guitarre und [illegible] als wäre die Stadt ein einziger großer Tanzsaal gewesen." [illegible] Von spanischer Grandezza will er im Volke nichts bemerkt haben, sie sei wahrscheinlich nur den spanischen Großen eigen.

In Sevilla bewundert Brandes vorzugsweise die gothische artige Kathedrale, welche über 200 Schritt lang, [illegible] breit und von einem feinen, glatten, gelblichen Stein [illegible] baut ist. Noch mehr entzückt ist er über den Alcazar, den ehemaligen maurischen Königspalast mit [illegible] nen wundervollen Gärten, Kiosks, Statuen und Springbrunnen, von Cypressen und Palmen überragt. Das wundervollste Zierde Spaniens ist Granada mit [illegible] bewunderungswürdigen Alhambra! Wer Granada [illegible] gesehen, hat nichts gesehen. Die Stadt besitzt gegenwärtig 12000 Häuser und 80000 Einwohner.

Sie hat die reizendste, schönste Lage von allen Städten, [illegible] ich in Spanien gesehen habe. Höhen und Tiefen, Berg und Thal, eine fruchtbare, wohlbebaute Ebene, stattliche Bäume und im Hintergrunde eine himmelhohe, mit ewigem Schnee bekleidete Sierra haben sich höchst anmuthig und freundlich [illegible] dergeschlossen und stellen das glänzendste Gemälde dar. Wenn man nun von dem Guadalquivir her aus dem Felsenpaß gelangt so gelangt man über die Beja in die Stadt, welche [illegible] selben anhebt und sich auf ebenem Boden am Flusse [illegible] zieht, und das ist der Hauptheil, sodann aber zu Berg [illegible] und sich auch ostwärts über eine etwas zurückliegende Höhe breitet. Ueber jenem Haupttheil der Stadt erhebt sich [illegible] reichbewaldeter Berg, der sich oben zu einer freien Fläche gestaltet hat; auf dieser steht das Prachtstück Andalusiens, Alhambra, so schön erhalten, als wäre sie gestern erbaut. Über derselben steigt ein neuer Berg empor, auf welchem Generalife, das Lustschloß der Maurenkönige thront, und [illegible] diesem in langer Reihe die Schnee-Sierra. Da steht [illegible] hambra hoch über der Waldhöhe und der freundlichen Stadt ein längliches Viereck, die Fronte der Stadt und Beja [illegible] rend, von feinpolirten Steinen gelber mit Roth durchwirkter Farbe, nicht sehr hoch, denn sie hat nur zwei Stockwerke und ist ohne Dach, und, wie es scheint, auch [illegible] dasselbe gewesen, da sie dessen nicht bedarf, indem die Zinnen ihre eigene niedrige Bedeckung haben.

Bei dieser Gelegenheit schildert Brandes in einem historischen Ueberblick die Kämpfe der Mauren mit den Christen. Von Granada reist er nach Madrid, besucht Aranjuez und das Escurial, die ehemaligen Residenzen des Menschenschlächters Philipp II. Dann reist er [illegible] Barcelona in die geliebte Heimat nach Lemgo zurück, gibt am folgenden Tage seinen Primanern wieder [illegible] Stunden Unterricht.

Ueber den auffälligen Titel der dritten Schrift: „Fatra, latra, Tatra", von Ferdinand Friederich, wird sich ancher wundern, der nicht weiß, daß die Ungarn die drei auptstöcke des karpatischen Gebirgs so nennen, indem , wie der Verfasser sagt, mit der erstern Benennung rnehmlich den westlichen Ausläufer, mit der zweiten den blichsten Vorsprung desselben nach der Mitte des Lan-, mit der letztern die eigentlichen Centralkarpaten be-hnen, deren drei höchste Gipfel die Lomnitzer Spitze, Kriwan und die Käsmarker Spitze sind. Aber warum rd das Buch erst nach 30 Jahren veröffentlicht? Hier-r schreibt Friederich, daß es von Haus aus nicht die Veröffentlichung bestimmt gewesen sei, von der auch Discretionsrücksichten abgehalten hätten; jetzt r seien dieselben weggefallen. Auf Zureden der Freunde weil er glaubt, „damit wirklich noch einigen Nutzen ten und namentlich etwas beitragen zu können zu einer befangenern, unparteilichern und billigern Beurtheilung damaligen kritischen kirchlichen Verhältnisse unserer ngelischen Confessionsgenossen in Ungarn und ihrer lei-n Parteiungen und Zerwürfnisse untereinander, als bisher bei uns stattfand" — aus diesen Gründen über-er sein Werk der Oeffentlichkeit, obgleich noch mit Bemerkung: „Für Freunde gedruckt", die indeß eine sche Besprechung nicht hindern kann.

Der Verfasser ist Pfarrer in Ilsenburg, steht in theo-scher Hinsicht auf dem Standpunkte Tholuck's und dem-lge auch in sehr intimen Beziehungen zu den Herrn-rn und andern Pietisten. In diesem Werkchen be-ibt er seine zweite Reise nach Ungarn, welche er 1833 der Absicht unternahm, die Verhältnisse der dortigen ngelischen speciell kennen zu lernen. Ansehnliche Be-tschaften gewähren ihm auf seiner Tour Gastfreund-st und unterstützen ihn in jeder Hinsicht. Besonders lwollende Freunde und Beförderer des Evangeliums er unter der schlesischen Aristokratie. Und der alte f Reuß XXXVIII. auf Jänkendorf war so eifrig des Pastors Glauben besorgt, daß er ihn an einer sichtigten Reise zum Fürsten Pückler-Muskau hinderte, er in der Besorgniß lebte, der Pfarrer könne beim sten Schiffbruch mit seinem Glauben leiden.

Schon aus diesen Andeutungen ersehen wir, daß uns Buch so recht einweiht in das Leben und Wirken pie-cher Familien damaliger Zeit. Insofern gibt es einen rag zur Culturgeschichte der dreißiger Jahre und hat für diejenigen Interesse, welche nicht mit des Pfar-Glauben und Weltanschauung harmoniren. Außer-erhalten wir mehrere Facta der damaligen wider-r Paßquälerei, und danken Gott, daß wir jetzt, wenn nicht alle, so doch wenigstens den größten Theil jener ten ohne dergleichen Belästigungen durchreisen können. Ueber die damaligen evangelischen Religionsverhältnisse rns, welche allerdings sehr drückend waren, erhalten ausführliche, durch Thatsachen unterstützte Berichte. r eine am 6. October 1830 vom Kaiser empfangene utation schreibt der Verfasser:

Sie wurden vom Kaiser mit ungnädiger Miene und anscheinend übler Laune empfangen. Dann redete er sie an mit den kurzen Worten: „Was wollt's?" Der alte Szillassy sagte darauf: sie kämen im Namen der augsburgischen und helvetischen Confessionsverwandten, um gemeinschaftlich die königliche Gnade anzuflehen, und hätten nur zwei ganz einfache unterthänigste Bitten, nämlich 1) die, daß Se. Majestät die dem Religionsgesetze von 1790—91 zuwiderlaufenden und dasselbe beschränkenden Resolutionen und Intimate zurücknehmen geruhen möchte, und 2) die, daß es Sr. Majestät gefallen möchte, doch endlich den Synodalbeschlüssen von Pesth und Ofen, in welchen die Reformirten und Lutheraner im Jahre 1791 und 1792 über ihre kirchliche Verfassung völlig übereingekommen wären, die königliche Sanction, auf die sie nun seit 40 Jahren gehofft und um die sie schon so oft vergeblich gebeten hätten, gnädigst zu verleihen. Doch die Deputation wurde mit Schrecken inne, daß diese Rede den kaiserlichen Unwillen im höchsten Grade erregt hatte. „Was?" sagte der Kaiser, „Lutheraner — Reformirte — gemeinschaftlich — übereingekommen? Geht's mir! Werdet's halter machen wollen wie in Preußen? Die glauben halter gar nichts! Geht's mir!" Und sie mußten abziehen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Bei dem Heraustreten wurden sie noch dazu spöttisch von dem fünfkirchner Bischof Baron von Szepffy empfangen, welcher, seitdem er in Ungarn war, den Mantel der Liebe und Freundlichkeit gegen die Evangelischen, den er früher in Siebenbürgen trug, völlig abgeworfen hatte.

Nach dieser Schilderung könnte man mal glauben, den Verfasser beseele eine humane tolerante Glaubensanschauung. Dies ist aber leider nicht der Fall, denn von den sehr zahlreichen Predigten, die er auf seiner Tour hört — in Dresden vier an einem Tage —, gefällt ihm selten eine, weil sie nicht den „wahren Glauben" aussprechen. Ja er hat sogar sehr herbe Tadelsworte über die Leichenpredigt eines ungarischen Geistlichen, in der folgende Worte vorkommen: „Ein protestantischer Religionslehrer, eine nichtprotestantische Gemahlin! Zeigen wollte er damit der Welt, daß wir nicht kophisch, noch panlisch, sondern christlich sind; daß die verschiedenen Religionen nur verschiedene Wege sind, die am Ende doch alle zu Einem Ziele führen."

Daß aber auch des Verfassers praktische Menschenliebe nicht sehr weitumfassend ist, sondern sich wahrscheinlich nur auf seine nächsten Gesinnungsgenossen beschränkt, davon gibt uns folgendes Factum einen Beweis. Ein armer Slowake, welcher ihm Dienste geleistet, bat noch um anderweitige Vergütung dafür, daß er ihm den Mantelsack von Radvan nach Neusohl getragen, „und er würde vielleicht seine Erprobung meiner Geduld und Freigebigkeit noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht eine bedrohliche Demonstration des dazugekommenen Postexpeditors mit dem Kantschu(!) ihn daran gehindert und mir anschaulich gezeigt hätte, auf welche Weise das unverschämte, kriechende slowakische Gesindel(!) behandelt werden müsse".

Eine solche lieblose Aeußerung sollte nicht aus dem Munde eines evangelischen Geistlichen kommen, der die christliche Bruderliebe nicht blos predigen, sondern sie auch durch edle Handlungen vollziehen muß.

Johann Schucht.

Neue Predigtsammlungen.

1. Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Dritte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Predigten, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Heidelberg von H. J. Holtzmann. Elberfeld, Friderichs. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwei Predigtsammlungen, welche große Aehnlichkeit miteinander haben. Beide gehören der Gegenwart an, d. h. sie sind aus dem Bewußtsein der Gebildeten, Aufgeklärten in der Gegenwart herausgesprochen, bezwecken eine echt protestantische, geistige Auffassung des Christenthums und sind zu dem Ende nicht in dem gewöhnlichen salbungsvollen Predigtton, sondern in einem allgemein ansprechenden, edeln, classisch angehauchten Stil geschrieben. Doch müssen wir gleich hier der Schwarz'schen Sammlung den Vorzug zuerkennen. Sie ist, wie sich dies von dem reifern Alter und der größern Erfahrung des Verfassers erwarten läßt, klarer, verständlicher, praktisch vielseitiger, während Holtzmann nicht selten die Kanzel mit dem Katheder verwechselt und die Dunkelheit der Vorstellungen mit einer Fülle rednerischer Blumen zu verdecken sucht.

Die dritte Sammlung von Schwarz' Predigten, die sich in Geist und Gehalt den zwei frühern würdig anreiht, besteht aus „Festpredigten" (S. 3—69), „Predigten über freie Texte" (S. 85—158) und „Predigten über die Zehn Gebote" (S. 171—350). Die dritte Abtheilung nimmt, wie man sieht, den größten Theil des Buchs ein und es ergibt sich daraus die vorwiegend praktische Haltung desselben. Bei den zwei ersten Abtheilungen hatte der Verfasser insofern eine schwierige Stellung, als dieselben zur Hälfte Wundergeschichten behandeln und Schwarz, wie er S. 88 selbst sagt, kein äußerliches und willkürliches Eingreifen Gottes in die Welt kennt und in den Naturgesetzen und Ordnungen einen ewigen, großen Zusammenhang findet, d. h. den Wunderbegriff aufhebt. Ich kann eine solche Erklärung in der Predigt nicht billigen. Es wird dadurch die Andacht des Zuhörers gar zu sehr abgekühlt und an die Stelle der Erbauung tritt die Kritik. Außerdem beraubt sich der Prediger durch solche Aeußerungen eines großen Vortheils; denn viele der schönsten Reden Christi schließen sich an seine Wunder an, z. B. die geistesfreien Aeußerungen über die Sabbatsfeier sind im Gefolge von Anstoß erregenden Sabbatsheilungen, d. h. Wundern. Wird nun dem Zuhörer die Glaubwürdigkeit des Wunders verdächtigt, so nimmt er auch leicht an den das Wunder begleitenden Lehr- und Streitreden Anstoß und die letztern verlieren einen großen Theil ihrer Eindringlichkeit. Endlich haben Männer, die zu den Evangelien eine sehr freie Stellung einnehmen, z. B. Schenkel, Keim, Weiße, zum Theil sogar Strauß, eine gewisse Wundergabe Jesu, bestehend in außerordentlichen Heilungen, angenommen, wenn sie gleich diese Gabe nicht bis dahin ausgedehnt haben, wo jede natürliche Vermittelung, jede Anknüpfung an eine noch vorhandene Empfänglichkeit für die Heilung aufhört, z. B. auf Todtenerweckungen. Es war daher ein glücklicher Takt des Verfasse daß er in den meisten andern hierhergehörenden Pred ten die Klippe der Polemik umschifft und mit Vermeid des kritisirenden Elements das ewig Wahre aus den betref den Texten herausgenommen hat. Um noch einmal auf Predigt, in der die Polemik gegen die Wunder sich find zurückzukommen, so war hier diese ganze kritische Erö rung vom Texte um so weniger geboten, da nach neuern Forschungen recht wohl möglich ist, daß Je Luc. 7, 23 gar nicht von seinen leiblichen, sondern seinen geistigen Wundern gesprochen hat. Schleierma hat 1813 bei der großen Erhebung des Volks, von unser Verfasser so begeistert in der letzten Festpred spricht, die Textesworte bei der Einsegnung von Frei ligen gebraucht und sie in höchst gelungener Weise die geistige Genesung des Vaterlandes und das na wachte Volksleben angewendet. Die Worte lauten:

Gehet hin und verkündiget Johanni, was ihr gesehen gehöret habt: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die A sätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, sich nicht ärgert an mir.

Wie nun, wenn Schleiermacher seine philosophisch Zweifel an der Möglichkeit von Wundern, wie er sie seiner Dogmatik ausspricht, in seinen Vortrag hätte fließen lassen? Sapienti sat.

Im übrigen will ich dem Verfasser das Recht, man Vorstellungen, die am Ende sogar der biblischen Begrü dung entbehren, manche harte und unverdauliche Dog durch ruhige Belehrung zu beseitigen, nicht bestreiten, er hat von diesem Recht manchmal, namentlich z. B. der Predigt über das Abendmahl, Gebrauch gemacht. praktischer Hinsicht gehören hierher besonders die Predigten über das sechste Gebot, in denen er unter anderm das Recht vertheidigt, eine Ehescheidung auch vorzunehmen, wo ein blos geistiger Bruch der Ehe vorl der aber tiefer ins Herz schneiden kann, als die Unt der Sinne, womit das andere Recht, die Geschieden wieder zu trauen, zusammenhängt.

Der Mensch ist nicht um der Ehe willen da, daß er ihr zu Grunde gehe, sondern die Ehe ist um des Men willen da, ihn zu beglücken und zu erheben. Es ist eine gehörte und wol gar als tiefsinnig sich geberdende Rede, in einer unglücklichen Ehe lebe, müsse sie tragen als eine Str zur Buße. Aber sie ist unwahr, hartherzig und Christo würdig; denn so wichtig und unerläßlich auch die Buße Leben eines jeden, sie ist doch nur der Anfang der Erlö nicht das Ende, nur das Mittel, nicht das Ziel. Nimmer len die von Gott selbst uns zuertheilten Kräfte in ihrer Bl geknickt, vielmehr zur herrlichen Geistesfrucht entwickelt wer Die aber, welche jene finstere und grausame Rede führen sich immer auf den Herrn berufen und sein Wort, das ihrem Gewissen binde, sie kennen wahrlich den Herrn und nen Geist nicht, sondern sind im Buchstaben und geistlose legung des Buchstaben gefangen; sie sind harte Gesetzesmeis welche die erhabenen evangelischen Gedanken selbst wieder engen und ertödtenden Gesetz herabziehen möchten.

Besonders hervorzuheben ist die Predigt über Gesetz, die den Predigten über die einzelnen Gebote angeht. Wie das äußere, starre Gesetz vertieft, vergeis

bendig und einheitlich gemacht werden soll, ist hier höchst
istvoll erörtert. Aehnlich wird in der Predigt über
s zehnte Gebot die Lästersucht nicht aus Feindschaft
d Neid, sondern aus geheimer Selbstsucht und Bosheit
geleitet.

Schon einer unserer größten Denker, Kant, hat das Tief-
öse in der menschlichen Natur darin gefunden, daß wir selbst
dem Unglück unserer Freunde und bei aller Theilnahme
an uns doch eines geheimen Gefühls des Wohlbehagens
ht erwehren können, indem wir unser Glück mit ihrem Un-
ck vergleichen. Und in Wahrheit decken sich uns hier die
liegenden, bis in das Innerste der Gesinnung sich hinabsen-
den Wurzeln der Sünde auf — die geheime Selbstsucht und
sheit! In Wahrheit sind alle die Sünden der Sinne leicht
verzeihlich, gegenüber dieser, ich möchte sagen teuflischen
Inde, in welcher der Geist der Bosheit athmet.

Der Verfasser stellt dieser teuflischen Lästersucht das
d Christi gegenüber, der bei aller Schärfe gegen das
se unendlich mild und duldend war gegen die Schwa-
n alle, die Gedemüthigten, die Verachteten, die Ver-
ndeten, der niemand preisgab, niemand verloren nannte,
alle noch ein tröstendes Wort hatte, der nach einer
fischen, von Goethe mitgetheilten Legende selbst an
m todten Hunde, der von den Umstehenden geschmäht
de, noch die perlenweißen Zähne zu rühmen wußte.

Das war Christi Art, nichts Gemeines zu berühren, ohne
u adeln; daß er auch in der abscheuerregenden Gestalt noch
göttliche Schönheit schaut, selbst in der Verwesung noch des
us Keim erfaßt und an das Licht emporzieht, was dem
angehört. Und das sei auch unsere Art! Das ist der
ilt, wo wahre Bildung und echtes Christenthum in eins
mmenfallen. Denn wahre Bildung ist Milde und Men-
freundlichkeit. Wahre Bildung lästert nicht. Wahre Bil-
g zieht nicht herab, sondern erhebt. Wahre Bildung schmäht
Abwesenden nicht. Und wer die Wahrheit recht liebt, der
sie in schonender Liebe!

Zur Verbreitung dieser wahren Bildung, die mit dem
m Christenthum eins ist, aber selten genug gefunden
, zur Stärkung des sittlichen Willens, zu einer geistig-
len und zugleich dem praktischen Leben zugewandten
fassung des Christenthums beizutragen, sind diese Pre-
m vor vielen andern geeignet. Sie seien den „den-
en Verehrern Jesu" freundlich empfohlen!

Gehen wir nun zu Holtzmann über. In ihm tritt
ein bedeutendes, vielversprechendes Talent entgegen.
Fülle anregender Gedanken in schwungvoller, bilder-
er Darstellung steht ihm zu Gebot; worin aber die
ihr für ihn liegt, haben wir oben angedeutet und
en nun ein Beispiel an. In der achten Predigt:
ie Verwahrung Jesu gegen unsere Auffassung und
andlung des Guten", gibt der Verfasser die Textes-
e, die von dem reichen Jüngling und seiner Frage
Jesum handeln, in der dreifachen Redaction nach
thäus, Marcus und Lucas, erinnert den Leser, daß
Geschichte von jedem Berichterstatter mit einzelnen Ab-
jungen erzählt werde, nimmt den Zug, daß der Fra-
e ein Oberster und vornehmer Mann gewesen sei,
rsten Theil der Predigt aus Lucas, ein paar andere
e, namentlich daß er ein Jüngling war, und eine andere Fassung der Gegenfrage Jesu aus Matthäus, und endlich das rührende Bild andächtiger Liebe, den verehrenden Aufblick eines innig flehenden Herzens bei dem Fragenden aus Marcus. Als ob nicht das so aufgefaßte Charakterbild des Fragers bei Marcus mit dem kalten Gruß, dem hohlen Titelwesen, das er im ersten Theil nach Lucas gezeichnet, im schneidendsten Widerspruch stände!

Wie gesucht, wie berechnet, die Stimmung der Andacht durch eine erst noch verunglückte kritische Operation zu zerstören! Der Verfasser hält bekanntlich den Marcus für den Urevangelisten, eine Ansicht, in der ich ihm durchaus nicht beistimme (vgl. meine Recension der Werke von Strauß und Schenkel in Nr. 27 des „Deutschen Museum" f. 1864). Auch in dieser Predigt hat ihn die Marcushypothese auf eine falsche Fährte gelockt. Wenn Marcus die demüthige Begegnung des Jünglings mit Jesus malerisch hervorhebt, so hat er auf der andern Seite auch die Trauer desselben auf das Verlangen Jesu, seine Habe den Armen zu geben und ihm nachzufolgen, mit zwei Ausdrücken statt des einen Ausdrucks bei Matthäus und Lucas ausgemalt. Wenn also Marcus den Jüngling im Anfang erhebt, so setzt er ihn am Ende wieder herab; was er mit der einen Hand gegeben, hat er mit der andern genommen. Wo bleibt hier ein wesentlicher Widerspruch mit den zwei andern Evangelisten? Und wenn bei dieser kleinen Erzählung die Abweichungen der Berichterstatter vom Prediger erwähnt werden, was will er folgerichtig bei andern Erzählungen thun, bei denen wirkliche, in den Charakter der betreffenden Personen einschneidende Verschiedenheiten anzuführen wären? — wenn nämlich anders die Kanzel dieselbe Bestimmung hätte wie das Katheder. Wenn in demselben Zusammenhang gesagt wird, die Anrede „guter Meister" sei mehr als „Menschen- und Gottessohn", als „Messias" und „Christus", es liege nichts Irdisches, Geschichtliches, Zeitliches darin, so möchte ich wissen, welcher Exeget dem Verfasser recht gibt. Was ist denn „Meister" anders als „Rabbi"? Der Verfasser sagt (S. 197):

Welche sind die Größten unter uns? Welche werden sitzen zur Rechten und zur Linken? Diese Fragen bewegten einst auch die Herzen einer kleinen Schar von Zöllnern und Fischern, die sich — sie wußten selbst nicht recht warum — um die Person dessen gesammelt hatten, den Paulus in unserm Texte meint, wenn er sagt: es ist ein Herr. Als aber dieser Eine von ihnen geschieden war, da lag ein Schatz wunderbarer Worte, die er gesprochen hatte, wie ein schweres Räthsel in ihrer Erinnerung, und ehe sie es selbst noch vollkommen gelöst hatten, vertrauten sie die geheimnißvollen Worte der Mitwelt an, sich an der Lösung zu betheiligen.

In diesen Worten hat der Verfasser seine Predigtweise unabsichtlich kritisirt. Er will Räthsel lösen, findet auch manchmal ein Räthsel, wo nach unserer Ansicht keins ist, löst manches wirklich vorhandene Räthsel glücklich, bei andern geräth sein Scharfsinn auf eine unrichtige Fährte. Für ein akademisches Publikum mag diese an die Exegese anknüpfende Predigtweise passend sein; sie ist anregend, belebend, sittlich erhebend, und der Strom der Theorie mündet, wie überall so auch hier, schließlich in das Meer des praktischen Lebens. Die wahre Kunst aber wäre,

allen alles zu werden und mit Abstreifung der gelehrten Zuthat und alles Gesuchten die edle Volksthümlichkeit zu erlangen, die man einem Schwarz nicht absprechen kann. Mit Uebergehung einiger dogmatischen Unklarheiten und Selbstwidersprüche geben wir eine nach Form und Inhalt besonders gelungene Stelle (S. 127):

In dem Todesbilde Jesu ist ein Zug, der, so oft wir ihm unsere Andacht weihten, gewiß immer, wenn auch unbewußt, uns zur Ehrfurcht stimmte: er betrifft die besondere Art, wie Jesus sich mit dem Tode befreundete. Jeder Mensch hat Stunden, wo ihm dieser im allgemeinen ungebetene Gast in freundlicher Gestalt erscheint; und wie oft gewinnt dieses Verlangen nach dem endlichen Stillstande des äußern und innern Getriebes einen durchaus wahren und bleibenden Charakter. Nirgends aber in der langen Reihe von tiefsinnigen Reden, damit der dem Tode sich Weihende Aufschluß gibt über sein Geschick, nirgends auch nur ein Anklang an eine solche Empfindung, a jene leidenschaftliche Sehnsucht, womit der Gedanke an die Ru in der Erde den Müdling erfüllt. Kein Wort vom nahend Feierabend, kein Gruß an die schmerzenlösende Nacht des Gr bes. Ihm erschien offenbar der Tod nicht unter dem Gesich punkte der Ruhe von der Arbeit: ihm war er die höchst zu le stende Arbeit. Er fiel nicht erschöpft und kraftlos zusamm wie der unter der Last des Tags erliegende Arbeiter. Das m mehr ist das Geheimniß des Kreuzes, daß es als Arbeit d Leidens die Arbeit des Tagewerks vollendet. Alle im täglich Umgang mit menschlichem Elend erworbene und errungene K zusammennehmend, auf ein Ziel sie richtend, geht er dem l ten Kampfe entgegen, auch jetzt die gleiche Rede führend seine Erlösten, wie in unserm Textbilde: „Arbeit hast du m gemacht in deinen Sünden und Mühe in deinen Missethat (Jes. 43, 24).

Gustav Hauff.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wir haben neulich die bedauerliche Stellung besprochen, welche die schöne Literatur in Deutschland in ihren Beziehungen zum Buchhandel und zum Publikum einnimmt; wir wollen heute ein paar Worte über das Verhältniß der Lyrik zum Publikum hinzufügen, weil hier sogar eine Art von Wechselwirkung stattfindet, und die Aufnahme, welche das Publikum lyrischen Productionen zutheil werden läßt, bestimmend auf die Physiognomie der Lyrik selbst einwirkt. Wenn unsere Lyrik mehr und mehr einen weichlichen, nichtssagenden, in allen Formen umherdilettirenden Charakter annimmt, wenn mit Ausnahme von ein paar Modepoeten, mit denen man durch dick und dünn geht, die energischen Dichtergeister sich mit einer kleinen andächtigen Gemeinde begnügen müssen, so liegt die Schuld hiervon in einer Thatsache, welche, wenn sie noch lange bestehen bliebe, den unvermeidlichen Verfall der schönen Literatur zur Folge haben müßte. Diese Thatsache ist: die Gleichgültigkeit der Männer gegen die Poesie, welche dadurch den Frauen und den Toilettentischen anheimfällt.

So war es nicht in unserer classischen Epoche, wo den Werken namhafter Dichter die allgemeinste Theilnahme entgegenkam, wo nicht blos der Adel, die Kaufleute der Großstädte, sondern auch die Bürger der kleinsten Städte jeder neuen Dichtung von Schiller und Goethe mit Spannung entgegensahen und sehr wohl Bescheid wußten in ihren Werken; so war es abermals nicht in den Zeiten der politischen Lyrik, im vierten und fünften Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, wo Anastasius Grün, Nikolaus Lenau und Freiligrath, Herwegh und Prutz die Jünglinge und Männer begeisterten.

Die Theilnahme der Männer trägt den Aufschwung der Lyrik. Man wird uns entgegnen, wo ist die Lyrik, welche der Theilnahme der Männer würdig wäre? Und doch — sie ist vorhanden! Die competenten Urtheile der Presse haben, frei von aller Reclame, auf unserm Parnasse eine Gruppe ernster, gediegener, genialer Lyriker bezeichnet — warum hört man nicht auf die Presse, deren Urtheile, wo sie einstimmig sind, doch einer maßgebenden Autorität genießen sollten? Wir haben Lyriker, welche in Frankreich und England von der ganzen Nation auf den Schild gehoben werden würden, welche in Deutschland nur die Kritik rühmt, und das Publikum nicht kennt! Warum? Weil ihre Gedichte sich nicht in den blöden „Jugendeseleien" ergehen, welche für ein Publikum von „Backfischen" allerdings die einzig geeignete Kost sind. Unsere Lyrik muß aber auf dem Niveau der höhern Töchterschulen stehen, wenn sie ein Publikum finden soll!

So praktisch, so realistisch unsere Zeit sein mag, sie hat doch immer einen weiten Ideenkreis, sie ist eine Zeit der Gedankengärung, sie hat ihre lyrischen Stimmungen, ihre Begeisterung. Es wäre bedauerlich, wenn in Männerkreisen Poesie nur noch insoweit Geltung fände, als sie in Kn gesetzt ist für die Turn- und Gesangvereine! Unsere Gutsbesitz unsere Kaufleute, unsere Beamten nehmen kaum noch ein G dichtbuch zur Hand — das überlassen sie ihren Frauen. Gr Namen von zwingender Bedeutung gibt es nicht; der ge schaftliche Verkehr legt zwar noch die Pflicht auf, über d gastirende Sängerin, einen gastirenden Schauspieler mitsprec zu müssen, nicht aber über einen neuern Dichter.

Nun gibt es wol Entschuldigungen für diese Indiffer der Männer. Zunächst die Ueberproduction; gerade auf d Gebiete der Lyrik — wer soll sich orientiren unter diesen vie hundert Gedichtsammlungen, welche der deutsche Buchh jahraus jahrein so leichtsinnig ist, auf sein Gewissen zu n men, das sie als gewaltige Makulaturmassen mit der Zeit k länglich bedrücken; wer das Rechte herausfinden, dem es schmack abzugewinnen vermag? Gewiß niemand, ohne die Kri ohne die Literaturzeitungen und Literaturgeschichten zu Rath ziehen. Doch ist dies nur eine kleine Mühe! Man hält ja Z tungen für alles, für die Küche, für den Kleiderschrank u den Pferdestall; warum nicht auch ein Literaturblatt für d Bibliothek?

Ferner geht der Buchhandel von der Ansicht aus, daß D tungen nur in eleganten Miniaturbänden Absatz finden, Geschenke, welche die Männer den Frauen machen. Das theuert nicht nur die Poesie, das macht sie zu einem Lu artikel und entfremdet sie gerade dem Männerpublikum. E ein zierliches Bändchen mit Goldschnitt und arabeskenverzie Deckel verspricht doch keine Lektüre für Männer, das ver ja nicht einmal den Cigarrendampf, mit dem man seinen H und Sophokles in der Prima zu beräuchern pflegte, ohne d Schönheiten Eintrag zu thun! Das ist ja viel zu heikel und fordert eine Vorsicht, die niemand beim Nachmittagskaffee seine Lektüre verwenden kann! So gehen die Lyriker des Bürgerrechts verlustig, dessen sich die Romanschriftsteller erfreuen, gelesen zu werden! Und doch ist erst ein zerlesener Lyriker wahrthümlich und kann die Kaffeeflecken und Eselsohren als die viele Orden seiner Popularität tragen. Die Lyriker sind zu unbequem, zu theuer! Gerade diejenigen Kreise, welche Lyrik mit Andacht lesen würden, können sie sich nicht anschaffen, und in den Leihbibliotheken findet eher der erbärmlichste Roman einen Platz, als das hervorragendste Dichtwerk.

Unsere Lyriker haben deshalb allerlei Wege gesucht, ohne die Vermittelung des Buchhandels ein Publikum zu schaffen; sie haben öffentliche Vorlesungen gehalten und dadurch in der That persönliche Theilnahme auch in den Kreisen

länner-welt gefunden. Ihren Büchern ist das freilich nicht zu-
ute gekommen; denn das Publikum glaubte durch den Besuch
r Vorlesungen eine hinlängliche Theilnahme für den Dichter
den Tag gelegt und sich durch den Kauf der Billets von
r Pflicht dispensirt zu haben, seine Bücher zu kaufen. Es ist
launlich, wie hartherzig das deutsche Publikum gegen seine
ichter ist! Sie mögen in den Salons Partien aus ihren Dich-
ngen mit noch so großem Beifall vorlesen; noch so viel ge-
stertes Entzücken erregen; das Gespräch mag sich lange Zeit
t noch so großer Wärme um die Dichtung selbst drehen —
gründlichen Deutschen sind viel zu ungründlich, um die
antniß des Fragments zu einer Kenntniß des ganzen Werks
erweitern und sich dasselbe anzuschaffen.

Bei der großen Zersplitterung der Interessen wäre es aller-
gs wünschenswerth, daß die höhern männlichen Erziehungs-
halten, die Gymnasien und Realschulen, die moderne Lite-
ur principiell in den Kreis ihrer Unterrichtsgegenstände mit
nähmen und daß dieselbe auf Universitäten nicht das fünfte
d am Wagen wäre. Eine auf ästhetische Principien zurück-
ende geschmackvolle Behandlung des Stoffs würde eine Grund-
e für das spätere Leben legen und das Interesse an demsel-
nie ganz erlöschen lassen. Ist es doch damit, wie mit jeder
antniß — man freut sich des Besitzes und seiner immer neuen
währung!

Daß aber auch für die Lyrik nur die Männer das ent-
idende und tonangebende Publikum sein können, daß sie nie
Rolle eines Hercules an der Spindel der Omphale oder eines
:danapal in den Frauengemächern spielen darf: das erscheint
um so klarer, als der Verfall der Lyrik in Kraft- und Geist-
keit, in spielendes Getändel und mustikalischen Dusel immer
a eintritt, wenn die Dichter ihre Harfen nur für die Frauen
men. Dann möchte man allerdings mit Percy Heißsporn
:ufen:

> Ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie' Miau,
> Als einer von den Versballadensängern.

Nur Männer haben die Vorbildung, die höchste Kunstform
hrer Vollendung zu schätzen; die Frauen werden die Verse
„Amaranth", deren Reinheit im umgekehrten Verhältniß steht
Sittenreinheit der Heldin, den Versen Platen's vorziehen.
Männer schätzen eine gedankenvolle, den höchsten Proble-
des Lebens zugewendete Lyrik, eine Lyrik, welche Energie
g besitzt, auch die größern Lebenskreise des Staats und der
schheit poetisch zu feiern — diese ist „Kaviar" für die mei-
Frauen. Nur Männer endlich können eine Liebeslyrik
digen, welche nicht blos das Girren, Sehnen und Schmach-
verherrlicht, sondern auch die frische Sinnlichkeit, die Lei-
haft, den Genuß, wie von Anakreon bis zu Hafis und
he alle großen Liebesdichter gesungen haben! Freilich, eine
lyrik für Turteltauben, für höhere Töchterpensionate und
ezeitungen darf solche Töne nicht anschlagen, ohne in Acht
Bann gethan zu werden. Für Confirmandinnen zu singen
zwiß ein achtbarer Beruf, aber mehr pädagogisch als dich-
h — die Poesie geht dabei meistens gänzlich leer aus!
Unsere Lyriker sollen für Männer dichten, aber die Män-
auch unsere Lyriker lesen und kaufen! Sonst vereinsamen
e die großen Talente und der Markt gehört den Begabt-
t in Duodez und Sedez! Der Büchertisch wird ein Nipp-
für lauter elegante Niedlichkeiten, die Poesie ein Schoos-
chen für Backfische und alte Jungfern, und nichts bleibt
als das Bedauern, daß die Möpse und Madrigale aus-
:ben sind!

Das alte und das neue Rom.

Unter diesem Titel ist ein im verflossenen Winter in Ber-
t öffentlicher Versammlung gehaltener Vortrag von F. A.
rcker im Druck erschienen (Berlin, G. Reimer), der sich
der Weltstellung des heidnischen und des mittelalterlichen
beschäftigt und zugleich die Zukunft des päpstlichen
Rom in seiner Stellung aus weltgeschichtlichem Gesichtspunkte
in Betracht zieht. Der Verfasser sieht es in dieser letztern Be-
ziehung als die weltgeschichtliche „gottgegebene" Mission Deutsch-
lands an, eine Wiedergeburt Roms „durch den Geist der Frei-
heit" herbeizuführen; er deutet für diese Ansicht einen prophetis-
chen Ausspruch Schelling's, daß sich „in Deutschland die Schick-
sale des Christenthums entscheiden werden"; denn, sagt er, das
deutsche Volk „ist anerkannt das universellste, lange Zeit auch
galt es für das wahrheitsliebendste, das der Wahrheit alles,
selbst seine politische Bedeutung zum Opfer gebracht hat". In-
deß gehen wir hier auf diesen Gegenstand und auf diese Seite
des gedachten Vortrags nicht weiter ein. Wir wollen nur noch
rückblickend bemerken, daß, wie einst das römische Reich unter
den Schlägen germanischer Völker vollends in Trümmer fiel,
so auch nach Jahrhunderten durch Luther, den Mann deutschen
Gemüths und deutscher Treue, die Reinigung des entweihten
römischen Tempels zu Stande kam. Daran knüpfen sich leicht
mit innerer Nothwendigkeit prophetische Ahnungen künftiger
Entwickelung, die auch hier wieder von Deutschland ausgehen
könnte. Manche Versuche sind schon zu solchem Zwecke gemacht,
manche Anregungen dazu in wohlmeinender Weise als Wink
und Rath gegeben worden, und noch vor kurzem lasen wir in
den „Briefen aus Rom", von Alois Flir (Innsbruck, Wagner,
1864), daß dieser katholische Priester von selbständigem Urtheil
und vorurtheilsfreier Gesinnung, während seines kurzen Aufent-
halts in Rom 1858 und 1859, einmal erklärte, „Rom müsse sich
an Deutschland auffrischen". Maercker selbst geht auf diese Zu-
kunftsfrage im einzelnen nicht tiefer ein. Dagegen verfolgt er
in seinem Vortrage andere praktische Interessen und Zwecke im
Sinne Preußens und der Stadt Berlin. Diese letztere stellt
er sogar als „einen der Mittelpunkte des Welthandels und als
den Kern des deutschen politischen und geistigen Lebens" hin,
er behauptet daher auch eine „welthistorische Bestimmung" die-
ser Stadt, die er durch seinen Vortrag weiter begründen will.
Er verbreitet sich dabei über den Beruf Preußens und Berlins;
er stellt in schwärmerischer Verzückung Berlin schon im voraus
als „die erste unter den Städten der Neuzeit" selbst Athen und
Rom zur Seite, die „im Bewußtsein ihrer göttlichen Aufgabe
ihr Haupt kühn erheben werde" über alle andern Städte: ein
allzu visionärer Abschluß dieses interessanten und lehrreichen
Vortrags über das alte und neue Rom, der „den Bürgern der
Stadt Berlin" gewidmet ist.

Bibliographie.

Aphorismen eines Laien über Religion und Anthropologie (nebst An-
hang) herausgegeben von Philemon. Meißen, Mosche. 8. 12 Ngr.

Die zwölf Apostel. Hymnen. Berlin, Matthieß. Gr. 16. 5 Ngr.

Bacher, J., Sibylle von Cleve. Historischer Roman in 3 Bdn.
Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Braddon, M. E., John Marchmont's Vermächtniß. Roman. Aus
dem Englischen von Helene v. Waldheim. 4 Bde. Berlin, Janke.
8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kruschwitz, P., Das sächsische Volk während der Gefangenschaft sei-
nes Königs Friedrich August des Gerechten (1813—1815) und bei dessen
Rückkehr in sein Land am 7. Juni 1815. Erinnerungsblätter, der sächsi-
schen Schule und Familie zum 7. Juni 1865 gewidmet. Meißen, Bär-
mann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lewald, A., Der Insurgent. 2 Bde. Schaffhausen, Hurter. 8.
3 Thlr. 12 Ngr.

Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit der Minnesänger bis auf
die Gegenwart. Brandenburg, Wiesike. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nägeli, C., Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art. Rede.
München. Gr. 4. 20 Ngr.

Neumann-Strela, L., Mit dem Zopf. Geschichten. Weimar,
Dittmar. 8. 1 Thlr.

Humoristisches Potpourri. Allerlei Bilder und Schilderungen aus den
Straßen Berlin's von G. A. B. Berlin, Grothe. 16. 10 Ngr.

Schlegel's, L., Reise nach dem heiligen Lande herausgegeben von
ihm selbst. Sonst N.-L. 8. 10 Ngr.

Osmanische Sprichwörter, herausgegeben durch die k. k. orientalische
Akademie in Wien. Proverbes ottomans publiés par l'académie i. et r.
des langues orientales à Vienne. Wien. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wiese, L., Ueber weibliche Erziehung und Bildung. Ein Vortrag.
Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 10 Ngr.

Wiseman, N., William Shakespeare. Autorisirte Uebersetzung.
Köln, Bachem. 12. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise in Mittelasien

von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahr 1863 von

Hermann Vámbéry,

Mitglied der Ungarischen Akademie zu Pesth, die ihn mit dieser wissenschaftlichen Sendung betraute.

Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 3 Thlr.

Zeitschriften des In- und Auslandes rühmen dieses vor kurzem zuerst in englischer Sprache veröffentlichte Werk als die interessanteste der in jüngster Zeit erschienenen Reisebeschreibungen. Neben einer Fülle neuer Thatsachen, die für Geographen, Statistiker und Industrielle hohen Werth haben, fesselt besonders der abenteuerliche Reiz, welcher Vámbéry's in der Verkleidung eines Derwisch unternommene Fahrten umgibt. Der ungarische Reisende ist bekanntlich nach der Rückkehr aus Asien nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Wien, Paris und London mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden. Die vorliegende deutsche Originalausgabe, vom Verfasser selbst bearbeitet, kostet, obwol mit denselben Abbildungen und einer Karte versehen, über die Hälfte weniger als die englische.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth.

By

JAMES ANTHONY FROUDE.

6 vols. 8°. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Diese Geschichte Englands gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der Zeit nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer von Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug auf Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, sowie durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und auch diese vom Verfasser autorisirte wohlfeile Originalausgabe hat sich in den Kreisen der Freunde englischer Literatur auf dem Continent allgemeiner Anerkennung zu erfreuen.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Seele und Leib in Wechselbeziehung zu einander.

Sechs Vorträge

in der physikalischen Gesellschaft zu Utrecht vor Aerzten und Laien gehalten

von **J. L. C. Schroeder van der Kolk,**

Professor an der Universität Utrecht.

Royal-8°. Geh. Preis 25 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Erbacker.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung

von

Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbackers.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germa

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten mal von Savigny nach römischen Quellen als ein wissenschaftliches Ganzes festatellte, sucht der Verfasser dieses Werks in dem Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politischen religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundlage übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Stands- und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere in allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen

Der Insurgent.

Von

August Lewald.

(Historischer Roman aus der neuern polnischen Zeitgeschichte)

Zwei Bände. fl. 5. 48. Thlr. 3. 12.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß

und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum

Von Julius Meyer.

8. Geh. 12 Ngr.

Gegenüber den vielfachen Angriffen, die das berühmte Werk von Strauß erfahren hat, spricht der Verfasser in seiner Schrift für dasselbe ein unumwundenes Wort. Er bezeichnet die Stelle, welche dasselbe im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart einnimmt, und wünscht, daß mancher dadurch angeregt werde, das Werk von Strauß selber in die Hand zu nehmen.

In demselben Verlage erschien:

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Friedrich Strauß. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. (Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.) Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Carl Schwarz. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag von Friedrich Raumer. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 22. Juni 1865.

halt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Erster Artikel. Von August Henneberger. — Zur Charakteristik des 19. Jahrhunderts. Rudolf Gottschall. — Theodor Fechner. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Süßkind von Trimberg.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

Hat irgendein Aesthetiker eine inhaltreichere Definition Dramas in weniger Worten gegeben, als diejenige welche der große englische Dramatiker dem Dänen- ızen Hamlet in den Mund legt? Der Zweck des jauspiels, sagt er, war und ist „to hold, as't were, the ror up to nature, to show virtue her own feature, rn her own image, and the very age and body the time his form and pressure". Das ist die Auf- e des dramatischen Dichters wie das Ziel des Schau- lers. Und dieses Ideal dramatischer Kunst dürfen nicht aus den Augen verlieren, wenn wir auch da- stets in billiger Erwägung festhalten, daß Ideale wie allen Kreisen menschlichen Ringens so auch in der ist angestrebt, nicht erreicht werden. Wir gehen an Musterung der einzelnen Erscheinungen mit dem auf- ligen Wunsche, recht viele gewissenhaft Strebende dem natischen Ideal sich möglichst nähern zu sehen. Quod x faustumque sit.

Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Nissel. Wien, Förster und Bartelmus. 1863. 8. 20 Ngr.

Die Zauberin am Stein. Volksdrama in vier Aufzügen von Franz Nissel. Wien, Förster und Bartelmus. 1864. 8. 1 Thlr.

Das erste Stück beschäftigt sich mit der Geschichte Gründerin Karthagos und folgt dabei im ganzen :migen Ueberlieferung, welche uns von Justin in sei- Historien (XVIII, 4—6) übermittelt wird, nicht den hronistischen Erfindungen Virgil's. Dagegen hat der erne Dichter selbst dem Jarbas noch einen frühern erber um Dido's Hand, Ithobal, hinzugefügt und sonst die Geschichte mannichfach nach seinen Zwecken estaltet und gemodelt, wie denn die ganze Verwickelung Entwickelung sein Eigenthum ist. Bei Justin be- gt das eigene Volk die Königin, der Werbung des das nachzugeben und sie — ituram se ad virum, praeceperant, dixit, vitamque gladio finivit. er einfache Vorgang ist bei Nissel, insbesondere auch durch die Einmischung des früher abgewiesenen Bewerbers, mit Geschick zu einem vielverschlungenen Knoten gedreht. Ueberhaupt kann man weder das dramatische Geschick noch die würdige Darstellung verkennen, mit denen der Verfasser seine Zeichnungen ausführt. Aber diese ganzen Ereignisse liegen unserm Gedanken- und Empfindungskreise so fern, oder besser gesagt, wir wissen so wenig von den mythischen Zeiten jener phönizischen Colonie, daß, wer es unternimmt, Bilder aus dieser Periode zu zeichnen, nothwendig Phantasiebilder zeichnet, d. h. Gedanken, Gefühle und Sprache aus seiner Zeit oder seiner Bildung hinzuthun muß. Das ist denn auch hier theilweise geschehen, und es nehmen sich die Phönizier und Libyer jener grauen Vorzeit trotz der Scenerie von Karthago ziemlich modern in Erscheinung und Gesinnung aus. Das darf man behaupten, wenn man auch eingestehen muß, nicht zu wissen, wie denn wol in Wirklichkeit die Gründer Karthagos und ihre afrikanischen Zeitgenossen ausgesehen haben mögen.

Zur Probe der Darstellung, in der sich zugleich die Gehobenheit, aber auch die verhältnißmäßige Modernisirung des Gedankens und der Sprache erkennen läßt, eine kurze Stelle aus der ersten Scene zwischen der in das Andenken an den gemordeten Sichäus versinkenden Dido und ihrem getreuen Hiram:

Dido.

Freudloses Wirken! Ernste Pflicht des Seins!
Ich hasse dich! Du hältst mich festgebannt
Im Diesseits, wo mich keine Hoffnung hält.
Erfüllte Pflicht, für die kein Preis mehr übrig!
Den Stolz nur sättigst du! Den Segen spende
Ich dir mit übervollen Händen, Erde!
Womit vermagst du mir's zu danken, Erde?
Ihr Götter, euerm Willen beug' ich mich —
Was habt ihr, es mir zu vergelten, Götter?
So spricht Triumph in mir — mein Auge leuchtet —
Doch zuckend straft das Herz das Auge Lügen,
Der Wehmuth Tropfen löscht sein funkelnd Licht.
O düstres Los, o trauriges Verdienst,
Der Welt, die nichts mehr gibt, sich hinzugeben!
Wie ungleich heller strahlt des Altars Flamme,
Wenn Dankbarkeit für ihrer Freuden Fülle
Ein sel'ges Dasein ihr zum Opfer bringt.

Hiram.

Nicht nur zu wirken ist des Menschen Pflicht —
Auch sich am eignen Wirken zu erfreuen.
Des Herzens Zucken stört des Geistes Walten,
Leicht lähmt genährtes Leid die Kraft zur That.
Darum nicht ewig klage um den Todten,
Denn was da lebt, gehört dem Leben auch.
Was uns die Götter nahmen, nie verschmerzen,
Heißt an der Ew'gen Weisheit uns vergehen.
Was uns die Götter ließen, niemals schätzen,
Heißt ihrer Güte frevelnd widerstreben.
O Königin! Leicht ist ihr Groll geweckt;
Versuch' ihn nimmer —

Dido.

Er zerschmettre mich!
Wer ihn zu fürchten hat, mag ihm entfliehen,
Wo sind die Schrecken, die er hat für mich?
Für mich, die, wenn sie flehend aufwärts ruft,
Den Tod begehrt, als ihrer Wünsche höchsten —
Weil ihr der Selbstvernichtung Recht gebricht!

„Die Zauberin am Stein" beruht auf einer Volkssage am Traunsee, diesem lachenden Paradies des Salzkammerguts. Indessen war, was die Ueberlieferung dem Dichter bot, sehr vag und unbedeutend. „Nicht weit von der Stelle, wo jetzt das sehr bekannte Wirthshaus am Stein sich befindet (so resumirt der Verfasser selbst in einer Anmerkung seine Quelle), war auch in alter Zeit eine verrufene Herberge." (Der Verfasser will wol sagen: „war auch in alter Zeit eine Herberge, aber eine verrufene", denn das heutige Wirthshaus am Stein ist doch keine verrufene Herberge.) „Die Wirthin, in ihrer frühesten Jugend von einem Einsiedler in der Heilkunde unterwiesen, übte dieselbe zum Besten aller, die sich an sie wandten, wurde aber trotzdem von dem verblendeten Volke im Geiste der Zeit für eine Zauberin erklärt. Statt diesen Ruf von sich abzuwehren, freute sie sich desselben in weiblicher Eitelkeit und stürzte sich so selbst ins Verderben. Einmal trat sie plötzlich vor einen ihrer Gäste hin und forderte ihn auf, heimzugehen, weil seine Behausung in Flammen stehe. Sie hatte dies von einem nahen Hügel aus entdeckt, aber ihre kurze Abwesenheit war in der Wirthsstube nicht bemerkt worden. Was weiter geschehen, ob sich das Gericht ihrer bemächtigt, ob sie dem Volke zum Opfer fiel, ist unbekannt. Man zeigt nur heute noch ihr Grab im einsamen Thale von Wößenaurach." Man sieht, es sind nur sehr schwache Umrisse, welche die Sage dem Dichter geboten hat. Er hat es verstanden, das Gerippe mit Fleisch und Blut zu bekleiden und diesem Körper ein frisches Leben einzuhauchen. Er hat die Motive vertieft, indem er die Zauberin Margaretha in zarter Jugend aus einem zerrütteten Hauswesen, wo sie von der verbrecherischen Mutter, die den Gatten in den Tod getrieben, gemishandelt wird, entfliehen und bei dem weltentfremdeten Klausner Schutz und Lehre finden läßt. Er hat die Folgen in reicher Charakteristik ausgemalt und endlich eine höchst ergreifende Katastrophe gefunden. Oder vielmehr nicht willkürlich gefunden, sondern naturgemäß aus den gegebenen Elementen, aus den Charakteren und Situationen sich entwickeln lassen. Auszustellen wäre etwa nur zweierlei. Einmal könnten vielleicht manche Scenen, z. B. der Schluß des dritten Aufzugs, noch etwas conciser zusammengedrängt werden, um dem Drange nach der Entwickelung zu, welcher dem dramatischen Gedicht eigenthümlich ist, gerechter zu werden. Und dann sollte der Verfasser, der in diesem in Prosa geschriebenen Volksstück Zeit- und Localfarbe im ganzen vortrefflich getroffen hat, auch diejenigen Stellen noch in diese charakteristischen Töne umsetzen, welche jetzt noch etwas aus dem Zusammenhang des einheitlichen Eindrucks herausfallen. Als eine solche Stelle bezeichne ich dem Verfasser den Monolog Margarethens (Act 1, Sc. 8): „Die erhabene Trauer in der Natur, die heiligen Schauer der Seele, wenn die Sehnsucht nach dem Unendlichen sie erfaßt, die Blicke ins ewig trübe Auge der Natur, die Natur versteht mich, wie ich sie verstehe" — alles dies scheint mir nicht in die obersten Schichten reicher Berge während des Dreißigjährigen Kriegs zu passen. Aber diese Ausstellungen können nicht verhindern, mit voller Freude die dramatische Kraft anzuerkennen, mit welcher der Dichter seinen Stoff bewältigt und zu einem wirklich volksmäßigen Drama gestaltet hat. Seine Stücke haben uns von Karthago an den Traunsee geführt, und ich glaube sicher, daß der heimische Stoff, in den Dichter sichtlich wärmer und hingebender gemacht hat, auch von der Bühne herab einer lebendigen und ergreifenden Wirkung auf ein eindrucksfähiges Publicum nicht verfehlen wird.

3. Die Geliebte des Königs. Trauerspiel in vier Aufzügen von Hermann Boget. Hamburg. 1864.
4. Liebe und Leben. Schauspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel von Hermann Boget. Hamburg, J. P. F. Richter. 1864. 8. 20 Ngr.

Das erste Stück hat ungefähr folgenden Inhalt. Graf Felsenborn hat Bertha geliebt und diese seine Liebe getheilt; man hat ihr aber die Treue des Geliebten verdächtigt, und um sich zu rächen, hat sie dem ungeliebten Grafen Riehl ihre Hand gereicht. Aber auch der König wünscht sie zu gewinnen, und Bertha, in ihrer ersten Liebe getäuscht, und ihren Gemahl nicht liebend, würde vielleicht der Versuchung unterliegen, wenn sie nicht durch das Dazwischentreten Felsenborn's wieder zu sich selbst käme. Als sie aber erfährt, daß es nur Verleumdungen gewesen sind, die sie dem ungeliebten Manne in die Arme getrieben haben, dem Manne, der jetzt sehr geneigt ist, die Gattin dem König zur Maitresse zu geben, um sein Portefeuille zu sichern, faßt sie den Entschluß, sich selben durch Gift zu tödten. Sie vergiftet seinen Sohn und dann sich selbst, und stirbt, nachdem sie sich mit Felsenborn versöhnt hat. Die Hauptheldin wird durch Schwäche und Leidenschaftlichkeit in vielfache Irrung verstrickt, aber sie büßt ihre Schuld durch die Strafe, die sie sich selbst auferlegt, und ist auch diese Strafe ist wieder Irrthum und Sünde, so bleibt doch die Hoffnung, daß Reue sühnt, auch wenn sie irrt. So entspricht das Stück den Gesetzen der Tragödie, und indem es den Hof, an welchem es spielt, darstellt, zeichnet es zu-

treffender Weise die einschlagenden Züge des 18. Jahrhunderts.

Das zweite Stück desselben Verfassers spielt in unserer Zeit. Die Bühnenweisung (Act 1, Sc. 3): „Edmund's und Laura's Blicke begegnen sich; beide zucken zusammen", ist nie mehr als zweifelhafte Erklärung plötzlich auftauchender Liebe; die durchgehenden Pferde aber, die der Liebhaber auffängt, um die Geliebte zu retten, sind ein vollständig verbrauchtes Romanmittel. Dabei tauchen sehr unnöthige Personen auf, um ebenso spurlos zu verschwinden, wie August Behrens, oder wie Laura's Bruder, der zwar nicht erst auftritt, aber schon Act 1, Sc. 3 und noch dazu sehr umständlich, später Act 4, Sc. 8 umständlicher, aber ganz unnöthig in die Erzählung hereingezogen wird. Auch versucht eine große Redseligkeit, welche die einzelnen Scenen beinahe selbständig erscheinen läßt. Und nun der Schluß! Wie leicht beruhigen sich diese Leute über den Tod ihres Bruder im Duell getödteten Bruder! Ueber die durch das Drama hindurchgehende Gesinnung in sittlicher und politischer Beziehung muß man sich billigend aussprechen; schön und ehrenhaft sind z. B. die Verse:

Polzow mag sagen: „Die Partie gewonnen!"
Ihm ist die Politik ein Schachspiel nur,
Wo Diplomaten ihre Künste zeigen.
Wie ich ihn hasse, ihn und seinesgleichen!
Sie dünken über alle sich erhaben,
Weil jeden Glauben sie in sich getödtet —
Jedweden Glauben an die Macht der Gottheit
Und an des Menschen Willen, Kraft und Stärke.

Die Darstellung im allgemeinen ist correct, fällt jedoch oft ins Prosaische, wie denn Verse wie:

Emma heißt jetzt Frau Staatsrath Börenbeck —

ungebundener Rede sich gewiß besser ausnehmen würden. Ueberhaupt dürfte für das bürgerliche Schauspiel die oratio pedestris vorzuziehen sein.

Hermann. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Klexis Lomnitz. Berlin, Hermann. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Handlung des vorliegenden Dramas erstreckt sich von einem Besuch, den der Verfasser den Armin in Rom machen läßt, bis zur Ermordung desselben. Ein reicher Stoff von bedeutender Wirkung! Am bedenklichsten ist schon der erste Act, in welchem Armin und Marbod einander entgegengesetzt und auch Augustus und Tiber eingeführt werden; in den folgenden Acten tritt Marbod kaum mehr auf und Augustus mit seinem Stiefsohn werden kaum mehr genannt; für so bedeutende Personen ist ein solches Verschwinden, wenn sie einmal vorgeführt sind, nicht ohne großen Uebelstand. Auch daß zum Schluß die Handlung vielleicht zu persönlich wird, d. h. daß die eigentliche Lage des Volks nicht klar genug hervortritt, möchte zu beanstanden werden können. Und wie steht es mit der poetischen Gerechtigkeit Armin gegenüber, wenn nicht seine Schuld in dem allzu stolzen Vertrauen auf sich selbst liegen soll? Daß die Hauptentscheidung der ganzen Schlacht eigentlich zwischen die vierte und fünfte Scene des dritten Aufzugs fällt, d. h. wesentlich hinter die Coulissen, liegt in der Natur des Stoffs und unserer Bühneneinrichtungen. Trotz dieser Ausstellungen fehlt es nicht an dramatischer Wirkung. Mehr aber noch als die Anerkennung dieser drängt sich die gehobene Darstellung in Gedanken und Wort auf, wobei es freilich ohne einige Modernisirung nicht abgehen kann, wie denn die Anrede „Ihr" sich etwas wunderlich ausnimmt. Es ist auch wahr, daß manche gezierte Wendung mit unterläuft, wie gleich Act 1, Sc. 1, wo Armin, von Marbod durch scharfe Worte gereizt, sagt:

Ein vorschnell Wort ist nur ein träger Stein,
Entflogen eines Knaben schwacher Hand;
Unsicher irrt er weit vom Ziele ab,
Um seitwärts matt ins hohe Gras zu sinken.
Doch Ueberlegung gleicht der Manneskraft,
Geübt und stark, um sicher, wohlgezielt
Den Stein: Gedanke, an das Ziel zu führen,
Daß es verheert und wirbelnd niederstürzt.
Nicht euer Denken zielt nach meinem Herzen,
Weit ab flog eurer Rede hast'ger Wurf,
Und nicht gekränkt hat mich der Waffenbruder.

Oder Act 3, Sc. 4, wo Arminius dem Varus die Schlacht mit der Metapher ankündigt:

Es gilt der Jagd auf römisch Federvieh,
Die Flocken sollen bald und lustig stöbern!
Pfau! schlagt noch schnell ein Rad, bald rupf' ich euch!

Es ist ferner wahr, daß der Dichter hier da und gegen die Prosodie gesündigt hat, nicht nur in Versen, wie:

Meist für den Eifrigen; wisset: blind macht Eifer; —
Ihr unterschätzet diesen listigen Deutschen; —
Von Huldigung und Gehorsam zu bethören —

und vielen ähnlichen, denen durch ein Apostroph leicht zu helfen ist, sondern auch in schlimmerer Weise, wie

Nichts gegen Hermann, sein arglos offen Herz; —
Schmeichelt. Zeiget ihnen in rosiger Zukunft; —
So hört! Ihr wißt daß wir | nach lang gepflognem Rath.
(Alexandriner!)

Man kann es tadeln, daß der Verfasser die Namen Varus und Severus abwechselnd, daß er „Votivtafeln" für Anklageschrift braucht, und ähnliche Kleinigkeiten. Man kann sich auch wundern, wenn man einmal in pedantischer Laune ist, daß der Verfasser die Barden, deren Existenz in Deutschland wir ein für allemal widerlegt glaubten, Act 5, Sc. 2 wieder heraufbeschworen hat, und die Frage aufwerfen, wann diese Schatten einmal zur Ruhe kommen werden.

Aber trotz alledem und in Summa (und damit kehre ich zu dem oben ausgesprochenen Lobe zurück) ist das vorliegende Drama ein ganz respectables Werk, lobenswerth insbesondere auch wegen der guten Gedanken in gehobener, edler Sprache. Und zwar meine ich damit nicht nur einzelne sogenannte schöne Stellen, wie sie sich auch hier vielfach finden, z. B. Act 4, Sc. 1 in den Worten des Germanicus:

Noch ist der Sieg für mich ein Schmetterling,
Der mich umgaukelt, bald auf diese Blume,
Auf jene bald sich scherzend niederläßt,
Zeit gebend, seine Farben zu bewundern,
Still haltend, einer Blume selbst vergleichbar.
Doch nah' ich mich mit aufgehobnen Fingern,

Die Blume Sieg als Eigenthum zu fassen,
Gleich wird sie Schmetterling und gaukelt weiter.

Nein, mehr als das: nicht eine Mosaik nur von schönen, bunten Steinen, es ist ein ebenmäßig ausgeführtes Gemälde von frischen und ergreifenden Farben, dem wir unsere Anerkennung hier zu zollen haben. Sei es mir vergönnt, einen Theil jener Scene mitzutheilen, in welcher unser Dichter die Andeutung des Tacitus von der Zusammenkunft des Arminius mit seinem Bruder in vortrefflichster Weise ausgeführt und bereichert hat (Tacitus' „Annalen", II, 9—10):

Flavius.

Hermann!

Hermann.

Mein Bruder!

(Eilt mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, bleibt dann plötzlich stehen und läßt die Arme sinken.)

Was will ich thun? An seinen Hals mich stürzen,
Mit brüderlichem Druck die Hand erfassen,
Die roth vom Blute seines eignen Volks? —
O Bruder, Bruder, warum schändest du
So sehr Natur und deiner Mutter Reinheit,
Daß ich, betrachtend dein unselig Thun,
Von eines Sklaven marklos niedrer Geilheit
Erzeugt dich meine! — Welch ein schlimmer Wahn
Bethört dich so, daß du im fremden Dienst
Dich mühen magst, ein schlecht geehrter Knecht,
Indeß dein Sitz im Hause deiner Väter
Vom Staub bedeckt und leer dein Platz im Rath,
Wo freie Männer tagen! In die Reihn
Der Kämpfer, die das gute treue Schwert
Zum besten Kampfe ziehn, send' ich vergebens
Den späh'nden Blick, den Bruder aufzufinden;
Ach! bei den Feinden suchen muß ich ihn!

Flavius.

Berechtigt Schmähen wäre deine Kränkung,
Wenn Lust am Golde, Sucht nach Herrenlächeln
Mich an den Platz gestellt, auf dem ich stehe.
Für solchen Vorwurf braucht es keiner Antwort!
Des Sigmar Sohn ward nicht so arm geboren
Und nicht so tief bei seinem Volk gestellt,
Daß wilde Gier nach reicherem Besitz
Ihn von der Scholle trieb, auf der er selbst
Ein Herrscher war und wo ihm fern der Kummer,
Ob Unmuth auf der Stirn sich irgendeines,
Ob um den Mund desselben sich ein Lächeln
Wol lagern werde, das ihm gelten mag.
Wenn also nicht ein niedrer Trieb mich führte,
Was schiltst den Weg du, den ich mir erwählt?

Hermann.

Welch matte Tugend, die so prahlend rühmt
Der Fehler Mangel, die Geburt und Stellung
Ihr fern gelegt! Mit Recht schmäh' ich die Straße,
Die deinen Fuß seitab der Deinen führt.
Wärst du ein Knecht und nicht des Sigmar Sohn,
Nicht von dem Zufall aus des Volkes Menge
So aufgestellt, daß dieser Menge Blick
Dein Thun beachtet, möchte gleich es gelten,
Auf welchen Pfad dich Eigenlaune treibt.
Doch weil du Sigmar's Sohn, auf deß Beginnen
Sich mehr als tausend Augen fragend richten,
Trifft dich auch tausendfach die Schmach des Abfalls.
Denn nimmer wird der Masse größrer Theil,
Selbstdenkend, reiflich in Erwägung ziehn,
An welchem Ziele sich der Weg verläuft,
Den nach es tritt dem vorgeschrittnen Führer.
Drum jeder Mann, der sich vom Vaterlande
Lau wendet oder gar der Feinde Zahl
Zu mehren geht, vermehrt um sein Gewicht
Die herbe Last dir zugewogner Schande;
Denn nur dein Beispiel gibt den Schlechten Halt.
Was braucht sich fürder auch Verrath zu schämen,
Hineinzutreten in des Niedern Hütte,
Seit mit dem Mächt'gen er zu Tische sitzt? —
O glaube nicht, daß mir geläufig ist
Das rauhe Wort, und daß des Scheltens wegen
Ich dich zu schelten eifre. Eingelullt
Vom hinterlist'gen Flüstern böser Mächte,
Find' ich am Abgrund sorglos dich entschlafen;
Nur wecken soll mein ungestümer Zuruf:
Auf, Bruder, auf! die Heimat fordert dich.

Flavius.

Das sind Parteilichkeit und Selbstgenügen
An eigner Meinung, die der andern Thun
Nur mit dem Maßstab der Verblendung messen.
Wer in dem Streite, der ihn selbst betrifft,
Den Richterspruch zu fällen sich erkühnt
Und ohne Duldung einer Widerrede
Den Gegner schuldig spricht, erregt Verdacht
Ob der Gerechtigkeit in Spruch und Fordrung.
Du wälzest mit Titanenhand den Felsen
Ergrimmten Vorwurfs hin auf meine Brust,
Eingrabend ihm die Schrift: hier liegt Verrath!
Wer aber hat den Krieg heraufbeschworen,
Der dieses unglückseel'ge Land zerfleischt?
Ich habe nicht Rebellen dich gescholten,
Obgleich der Ordnung heiliger Altar
Von deinem Fußtritt in den Staub gestürzt.
Nicht mein anhetzend Wort hat dieses Volk,
Deß Antlitz, wenn auch flücht'gen Schimmers nur,
Vom hellen Lichte römischer Gesittung
Leicht angegoldet war, — mein Wort nicht hat es
Zurückgeführt in alte Barbarei. —
Mich ruft die Heimat? Nein, dir schreit sie zu
Aus dumpf'gem Qualme, ihrer Hütten Brand,
Aus der Verwesung der erschlagnen Brüder,
Die unbegraben auf vom Schlachtfeld stinken,
Aus allem Elend schreit sie jammernd dir:
„Sieh diese Wunden, Zeichen deiner Liebe!"
O hätte niemals eitle Selbstherrschsucht
Das Band zerrissen, das mein Vaterland
Mit dem Triumphzug Roms vereinigt hielt,
Sodaß es unwillkürlich folgen mußte
Dem Sonnenpfad, auf dem der stolze Wagen
Des besten Volkes segenspendend hinrollt!
Im Schatten Roms such' dieses Landes Heil u. s. w.

Ich bedauere, daß der Raum d. Bl. mich hier abbrechen nöthigt; doch wird auch dieses Fragment genügen, um zu zeigen, wie der Verfasser bedeutende Gedanken in angemessener Sprache vorzutragen versteht.

Nur erwähnen will ich

6. Anton in Amerika, oder: Faust's Soll und Haben. Humoristisch-dramatische Dichtung in drei Abtheilungen. Von Sigismund Berg. Nebst einem Prolog: Simon Rosenstiel an das Publikum. Sonntagsblatt der Neuyorker Staatszeitung. Neuyork. 1854. 12 Ngr.

als einer Erscheinung aus der Diaspora. Daß der Jude in Amerika erschienen, kündet sich schon durch das jüdische Deutsch an, welches hier, theilweise vielleicht absichtlich, sich breit macht. Es schildert nordamerikanische

ustände, wobei es nicht ohne einige gute Scherze abgeht. onst hat das Stück keinen Anspruch auf Beachtung in ner dramatischen Revue, obgleich es sich als komisch-amatische Dichtung bezeichnet und stellenweise sogar nen Anlauf nimmt, den „Faust" zu parodiren.

Ebenso mag eine kurze Erwähnung genügen für:

Das Galgenmännlein. Ein Schauspiel in fünf Acten von Arthur Lutze. Zweite vermehrte Auflage. Köthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 1864. 8. 15 Ngr.

Ein höchst seltsames Büchlein! Auch dieses schließt h an „Faust" an; der Verfasser nennt das Stück „Erbniß seiner Studien des Goethe'schen Faust". Wir beiten Heinrich aus dem Gefängniß, aus welchem ihn s Kerkermeisters Tochter Johanna befreit, zu Klärchen, ner Braut, die sich eben einem andern vermählt, und rch eine Reihe von Scenen, die sich an faustische Reniscenzen und an die Gestalt Mephisto's, der auch hier stritt, anlehnen. Höchst wunderlich ist die Sage vom lgenmännlein hineinverwebt. Das Galgenmännlein ist i kleines Teufelchen in einer Flasche, welches seinem sitzer alles Gewünschte verschafft, ohne daß er sich je riedigt fühlt. Loswerden kann man es nur durch Verf für einen geringen Preis, und wer es für den gegsten, also für einen Heller gekauft hat — der ist dem sen verfallen. Uebermäßig sinnig erscheint mir diese ge nicht, und doch wird sie hier zur Grundlage des ücks. Heinrich kommt wiederholt in den Besitz des lgenmännleins, entäußert sich desselben und bekommt schließlich, ohne es zu wissen, für einen Heller. Er re also dem Teufel verfallen: da erscheint Johanna s verklärter Engel in Lichtgestalt" und verkündigt seine gnadigung.

Katharina Howard. Trauerspiel in fünf Acten von R. Prölß. Dresden, Kuntze. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

In Nr. 33 d. Bl. f. 1864 hatte ich den Le derselben ein Trauerspiel desselben Verfassers vorführen, welches sich mit dem schon von Maltitz matisch behandelten Stoff der Geschichte des Michael lhaas beschäftigte. Wie ich damals bekennen mußte, das ältere Stück meiner Erinnerung zu sehr entwunden war, um eine Vergleichung mit der Bearung des neuern Dichters anstellen zu können, so gee ich heute, dem vorliegenden Trauerspiel gegenüber in r ähnlichen Lage zu sein. Auch die „Cathérine Howard" dem ältern Dumas, so sehr mir noch der glänzende ect dieses Stücks vor Augen steht, ist mir doch in den zelheiten nicht mehr lebhaft genug vor Augen, um eine allele zu ermöglichen. *) Aber wie ich damals dem lß'schen Stück, von aller Vergleichung abgesehen, vertes Lob nicht vorenthalten konnte, so kann auch dem iegenden neuen Trauerspiel des Verfassers die Anerung poetischer Auffassung und kräftiger dramatischer chführung nicht versagt werden. Am wenigsten ist Exposition gelungen, wenn ich dahin alles rechnen darf, was von historischen Facten, Zuständen und Bezügen dem Stück zur Grundlage dient oder in die Motivirung hereinspielt. In dieser Beziehung muthet der Verfasser seinem Publikum offenbar zu viel zu: er setzt geschichtliche Kenntnisse voraus, die das Drama in dieser Ausdehnung schwerlich bei den Hörern finden wird. Es wird bei einer Aufführung des Stücks sich nöthig machen, einmal, wenn es, wie ich glaube, möglich, manche dieser Bezüge auf historische Einzelheiten, die vielleicht nicht unumgänglich für die dramatische Oekonomie des Stücks nöthig sind, zu streichen, dann aber die stehenbleibenden geschichtlichen Momente ohne weitschweifig alterthümelnde Gelehrsamkeit, aber klar und deutlich vor das Auge zu stellen. Vielleicht wäre auch dem Dichter anzurathen, den fünften Act zu opfern und mit dem vierten zu schließen. Die relative Rechtfertigung Katharina's und was sonst, um der poetischen Gerechtigkeit zu genügen, der fünfte Act beibringt, das alles könnte wol durch Hinzufügung weniger Reden am Schlusse des vierten Aufzugs erreicht werden. Mit dem Tode Nevil's, des Geliebten Katharina's, endigt der vierte, mit Katharina's Abführung zum Tode der fünfte Aufzug. Sollte die theatralische Wirkung durch die vorgeschlagene Zusammenziehung nicht gewinnen? Ich gebe dies dem Dichter zur Erwägung anheim; fehlt es ihm doch, wie ich schon sagte, weder an dichterischer Empfindung noch an dramatischer Technik. Eine Probe der Darstellung durch Abdruck einer Scene dieses Dramas zu geben, enthalte ich mich, und verspare es für ein älteres Trauerspiel desselben Verfassers:

9. Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Acten. Von R. Prölß. Dresden, Kuntze. 1862. 8. 15 Ngr.

dem ich zwei andere, denselben Stoff behandelnde Stücke anreihe:

10. Sophonisbe. Tragödie in fünf Acten von J. F. Horn. Kiel, Homann. 1862. 8. 22½ Ngr.
11. Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Roeber. (Separatabdruck aus der „Deutschen Schaubühne" von Wehl, 11. Heft, 1862.)

Drei „Sophonisben" in einem Jahre! Seit Dedekind's „Masaniße und Sophonisbe", welches Stück Gottsched zum Jahre 1654 anführt, und seit der bekanntern Bearbeitung dieses Stoffs durch Lohenstein hat sich der Vorwurf die Gunst unserer Dramatiker erhalten. Und in der That kann nicht verkannt werden, daß in demselben vortreffliche Elemente einer tragischen Verwickelung sich darbieten: Liebe, Patriotismus, Ehrgeiz wirken zusammen und zum Theil einander entgegen, und so entstehen durch die Schuld der einzelnen sittliche Conflicte, die dann der tragische Ausgang sühnt. Wenn ich hier die drei mir vorliegenden Tragödien, welche das gleiche Argumentum behandeln, zusammenstelle, so kann es nicht meine Absicht sein, die Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten derselben bei Behandlung derselben Fabel nachzuweisen. Um dem Leser d. Bl. einen ungefähren Begriff von der Darstellung der drei Dichter zu geben, hebe ich aus jeder der drei Tragödien eine Scene aus. Und zwar um die Zusammenstellung noch frappanter zu machen, wähle

*) Ein Trauerspiel desselben Stoffs von dem Herausgeber d. Bl. hat kurzem seine Wanderung über die deutschen Bühnen vom wiener urgtheater aus angetreten.

ich in allen dreien diejenige, welche den Worten entspricht, womit Livius seine Erzählung dieser Händel schließt: „Hunc nuntium ac simul venenum ferens minister cum ad Sophonisbam venisset: Accipio, inquit, nuptiale munus etc. Non locuta est ferocius, quam acceptum poculum nullo trepidationis signo dato impavide hausit.“

Beginnen wir mit der „Sophonisbe“ Prölß. Auch hier können wir ihm verdientes Lob zusprechen, und wollen ihn nur ganz beiläufig auf einige Aeußerlichkeiten aufmerksam machen, nämlich auf den unzulässigen apostrophirten Pluralis: „Und zwanzig Syphax' wiegt er auf“, und auf die falsche Form „Synotrium“. Die betreffende Scene beginnt bei Prölß mit dem Auftreten der Sophonisbe, die auf die Nachricht von dem Eindringen der Römer freiwillig Gift genommen hat, nachdem sie erkannt, daß Masiniſſa, der ihr verſprochen mit den Römern zu brechen, ſein Verſprechen nicht halten will oder kann. Masiniſſa bittet eben fußfällig den Scipio, ihr wenigſtens die Freiheit zu gewähren, als Sophonisbe eintritt und ſpricht:

Sophonisbe.

Empor! Für mich nicht ſollſt du dich erniedern,
Des ſtolzen Römers Gnade nicht erflehn.
Es blieb mir Macht genug, ihm Trotz zu bieten.

Masiniſſa.

Was ahn' ich — wehe mir!

Sophonisbe.

Nicht im Triumphe
Sollſt du nach Rom mich führen, Scipio.
Nicht ſoll man dort mit Fingern auf mich zeigen.
Noch eh' du dieſe Hand in Feſſeln ſchlägſt,
Iſt meine Seele frei.

Syphax.

Was thatſt du, wehe!

Sophonisbe.

Syphax — du biſt — gerächt! (Zu Scipio.) Du aber — ſieh
In mir, was in Karthago deiner harrt.
Verſuch's, das mächt'ge dir zu unterwerfen,
Wie dich die ruhmesgier'ge Seele treibt —
Und fallen wird es — o, mir ſagt's das Herz!
Verwirkt hat es ſein Daſein, ſo wie ich —
Doch jeder ſeiner Söhne — ſeiner Töchter —
Wird ſo wie ich — in jede Art Vernichtung
Sich eher ſtürzen — als der Knechtſchaft — Schmach —
Von dem verhaßten, ſtolzen Rom zu tragen.
Geh, — nicht Karthago — ſeine Bürger nicht —
Ihr rauchend — Grabmal nur — wirſt du — erobern!
Schwer — liegt die Hand — des Todes — ſchon — auf mir —

Masiniſſa.

O Hülfe — Rettung —

Sophonisbe.

Sorge du für dich!
Leb' du — ein Sklave Roms — wie du's gewollt —
Ich —
(Sie rafft ſich mit letzter Kraft empor und ſchreitet gewaltſam dem Throne zu.)

Lälius (tritt auf).

Scipio! (Sie erblickend.) Ihr Götter!

Scipio
(von ihrer Erſcheinung ergriffen ſeine Hand faſſend, leiſe).

Lälius —
Sprich — ſiehſt du, wie ſie ſchreitet —

Sophonisbe.

Ich —
Ich ſterbe — königlich.
(Sie ſinkt auf den Stufen des Throns zuſamme

Masiniſſa.

O ſcheide nicht
Von mir mit der Verachtung! — Weh — zu ſpä
(Er wirft ſich über ſie hin.)

Syphax.

Hin ſank die ganze Herrlichkeit der Welt,
Und Nacht und Graus iſt alles. (Er verhüllt ſein

Scipio.

Dieſer Geiſt
War eines glücklicheren Loſes werth.
O Lälius, was iſt der Menſch! Wie werden
Wir ſelbſt einſt enden?

Lälius.

Fällt Karthago ſo,
Dann, fürcht' ich, werden wir an ſeinen Trümme
Weit mehr bewundernd als bewundert ſtehen.

Scipio (in ſich verſunken).

Es ſchreitet das Verhängniß über Leichen
Und Völker ſeinen eh'rnen Schritt, und ſie,
Die ſtolz es zu erfüllen wähnen, ſinken,
Wenn ihre Zeit gekommen, ſelbſt zu Staub.

Masiniſſa.

Und trag' ich's noch! Ihr Ew'gen, habt ihr keinen
Vernichtungsſtrahl für mich? Soll der Verworfne
Die eigne Hand zu euerm Grimm euch leihen?
Wohlan — (Er zückt den Dolch.)

Scipio (ihm in den Arm fallend).

Was willſt du thun? Gedenkſt du ſo
Die Schuld zu tilgen, die dich niederdrückt?
Dein Tod wär' nicht der ihre. Sei ein Mann!
Und ſühne die Vergangenheit durch Thaten.

Lälius.

Und Thaten fordern uns. Mit großer Kunde
Kam ich zu dir, o Feldherr — Hannibal —

Scipio.

Ihr Götter —

Lälius.

Iſt in Afrika gelandet.

Scipio.

Weit dehnt ſich meine Bruſt! Willkommen mir!
Laß uns nun ringen um den Preis der Welt!
(Zu Maſiniſſa.)
Die Leichenfeier dieſer großen Fürſtin
Bereite du mit Pomp und allen Ehren —
Dann — nach Karthago!

Masiniſſa (tonlos).

In den Tod!

Man wird dieſen Schlußſcenen eine gewiſſe
Großheit nicht abſprechen können, wie es auch
kennen iſt, daß der Dichter durch eine falſche
vom Tode des Syphax, die er der Sophonis
bringen läßt, die unſere Empfindung verletzende
dung derſelben mit Maſiniſſa in einem mildern
ſcheinen läßt.

Die Bearbeitung deſſelben Stoffs durch Ho
von gediegener Bildung des Verfaſſers: kernige
in ſchöner und angemeſſener Sprache verfehlen
Eindrucks. Beſonders merkt man der Sprache

r alten griechischen Tragiker an, wie sich denn diese tudien des Verfassers auch in der Form vortheilhaft rstellen. Da sind einmal die Stichomythien, deren rksamen Gebrauch er den Alten abgelauscht hat, da d in Betreff des Metrums die trimetri acatalectici, sogar anapästische Reihen mit dem versus paroemia- s, ebenfalls den alten Mustern nachgebildet, und ich ge- he gern, daß gerade die in diesen classischen Metren chriebenen Stellen mir nicht nur in Betreff des Wohl- uts, sondern auch in Betreff des Inhalts noch etwas auszuhaben scheinen im Vergleich zu jenen Partien, in unserm fünffüßigen Jambus gehalten sind, oder gar den ottave rime, deren sich der Verfasser einige- l in lyrischen Stellen bedient, gleichsam als ob die ike Form auch ein größeres Maß antiken Geistes in Verse ausgegossen hätte. Aber auch in den übrigen eilen des Dramas erfreut, wie gesagt, der tüchtige Ge- ke in tüchtiger Sprache. Neben der Anerkennung, Gutes und gut gesprochen wird in dem vorliegenden ama, kann aber auch auf der andern Seite kaum ver- nt werden, daß zu viel gesprochen wird. Die einzel- Personen ergehen sich entschieden zu lang, sodaß aus Dialog manchmal eine ganze Reihe stattlicher Reden d. Ich bin geneigt, in dieses Kapitel auch die ganze le der Chrysis zu rechnen, die doch nicht viel mehr als confidente in einer Racine'schen Tragödie bedeutet nur unnöthig das Stück verlängern hilft. Als tra- he Schuld der Sophonisbe faßt Horn hauptsächlich i Momente auf: einmal, daß sie durch ihre spätere heirathung ihrem ersten Geliebten, Hasdrubal, Hanni- s Bruder, die geschworene Treue gebrochen, und dann, sie in ihrem feindlichen Haß gegen die Römer die nzen der Weiblichkeit überschritten. Die Vermählung Masinissa wird, um unser Gefühl zu schonen, als Scheinvermählung bezeichnet, zunächst nur bestimmt, Sophonisbe vor den Römern zu retten. In den rakteren ist einige Schwankung nicht zu verkennen: 3, Sc. 12 verzichtet Sophonisbe ausdrücklich, Ma- sa zur Untreue an den Römern zu verleiten, nimmt selbst aber vor, fortzuwirken gegen die Römer; Act Sc. 1 findet sie, daß sie mit ihrem agitatorischen Trei- die Grenzen der Weiblichkeit überschritten; und noch derselben Scene versucht sie, Masinissa gegen die Rö- aufzuhetzen. Nicht viel anders Masinissa: Act 4, 3 erklärt er, von Sophonisbe zum Abfall aufgefor- , mit seinem Eid an Scipio gebunden zu sein; Act Sc. 2 droht er, allerdings nachdem Scipio ihm die rlassung der Sophonisbe geweigert, mit offener Re- on, und Act 5, Sc. 3 ereifert er sich gegen Sopho- e, die ihn nie geliebt und nur zum Krieg habe ver- n wollen. In ähnlicher Weise setzt Scipio Act 2, 8 weitläufig auseinander, warum er die geflohene orte nicht begnadigen könne, um schon in der folgen- Scene diese Begnadigung doch zu bewilligen. Er- nen wir endlich noch das kleine Versehen in den Ge- en „des Masinissa's", „des Hanno's", wo als bei nnamen das Schluß-s doch zu streichen sein dürfte, so haben wir damit unsern Tadel erschöpft und kommen gern auf die zu Anfang ausgesprochene Anerkennung zu- rück. Und so folge denn die Parallelscene oder wenig- stens, da sie ziemlich groß ist, ein Fragment derselben, wobei ich noch bemerke, daß das Stück viele Scenen ent- hält, welche die hier abgedruckten überragen. Aber es gilt eben eine Nebeneinanderstellung desselben Moments der Handlung in den drei Stücken.

Bocchus kommt mit der Todesbotschaft des Königs; anwesend sind außerdem Sophonisbe und Chrysis.

Sophonisbe.

Laß ihn herein! — Was hast du mir zu bringen?

Bocchus.

Ich soll es dir allein verkünden, Herrin.

Sophonisbe.

Geh, Chrysis! Bald werd' ich dich wieder holen. (Chrysis ab.)
Nun sprich, wir sind allein, was will dein Herr?

Bocchus.

Es sprach der König, dies soll ich dir bringen.
(Reicht ihr eine Phiole.)
Und diese Worte soll ich von ihm sagen:
„Was du gefordert als das letzte Zeichen
Der Liebe, soll ich dir vom Gatten reichen."

Sophonisbe.

Ich hab's verstanden. Ja, das ist mein Traum.
Jetzt bin ich frei: der Tod sühnt alle Schuld.
Wie soll ich diesen Trank gebrauchen, Bocchus?
Dies eine sage mir noch, eh' du scheidest.

Bocchus.

Wenn du den Trank des letzten Schlafs getrunken,
So gehst du ruhig auf und ab, bis dir
Die Müdigkeit durch alle Glieder dringt.
Dann legst du dich aufs Bett, und leise zieht
Der Tod durch deinen Körper, schmerzenslos.

Sophonisbe.

Das ist der Tod, den Sokrates gestorben.

Bocchus.

Ich kenn' ihn nicht, doch dieser Trank ist gut.

Sophonisbe.

So sage denn dem König Masinissa:
Ich dankte ihm für seine letzte Wohlthat;
Doch lieber wäre mir der Tod gewesen
Aus seiner Hand, wenn vor der Ehe Bündniß
Die That vollbracht; dann stürb' ich fröhlicher.
Du kannst jetzt gehn, fürs andre sorge ich. (Bocchus ab.)

Sophonisbe (allein). *)

Das war mein Traum. Den Freund hab' ich gesehen,
Der mich errettet hat von Schimpf und Schmach.
Er zieht mich hin zu jenen Heimatshöhen,
Von denen einst der weise Grieche sprach,
Der so wie ich ins Auge hat gesehen
Dem Tode, der das Leben ihm versprach.
Du winkst mir zu, du lächelst mir Verzeihen.
Ich kann des Todes mich als Leben (?) freuen.

Da steht noch immer jene Opferschale,
Die mich dem Masinissa hat vermählt,
Als mich hinschleppte zu dem Hochzeitsmahle
Der Schrecken, der mit Sorgen mich gequält.

*) Die ersten Worte des folgenden Monologs beziehen sich auf einen Traum, in welchem Sophonisbe ihren ersten Geliebten Hasdrubal gesehen hat.

Da wandelte ich dumpf im Todesthale,
Nun hab' ich mir ein bessres Ziel erwählt.
Jetzt sollst du mich dem wahren Freund verbinden;
Ich werd' ihn dort auf jenen Höhen finden.

Wie ist doch schön und freundlich dieses Leben!
Wie strahlt so lieblich hier der Sonne Licht!
Doch schöner ist's, dem Tode sich ergeben,
Wenn es befiehlt des Vaterlandes Pflicht.
Jetzt erst erkenne ich das wahre Streben,
Ich weiß den rechten Weg, ich fehle nicht.
Leb' wohl, mein Vaterland, das mich geboren,
Du hast die treue Tochter nicht verloren.
(Sie trinkt den Giftbecher und bleibt in ruhiger Haltung stehen.)

Wenden wir uns endlich zu Roeber. Es ist lange her, daß von dieses talentvollen Dichters neuern Productionen nichts zu meiner Kenntniß gekommen ist. In Nr. 130 d. Bl. f. 1851 zeigte ich der damals eben erschienenen „Dramatischen Dichtungen" ersten Theil an und war in der Lage, trotz mancher Ausstellungen dem Autor ein erfreuliche dramatische Zukunft zu prognosticiren. Seine zwischenliegenden Schöpfungen sind mir, wie gesagt, entgangen, aber über die vorliegende kann ich nicht umhin, dem Urtheil Feodor Wehl's, in dessen „Deutscher Schaubühne" „Sophonisbe" zuerst erschienen ist, im ganzen vollständig beizustimmen. Wehl sagt:

In diesem markigen, gigantisch sich entwickelnden und zu echt tragischem Ausdruck sich gipfelnden Stück glauben wir der Bühne eine durchaus tüchtige und Achtsamkeit in Anspruch nehmende Arbeit darzubieten. Indem wir den Herren Intendanten, Directoren und Regisseuren dieses geniale Drama warm ans Herz legen und sie ersuchen, das echt dramatische Leben darin nicht verkennen und misachten zu wollen, geben wir uns zugleich der Hoffnung hin, daß man an einzelnen kleinen Verstößen der Dichtung, die uns zur Beseitigung zu charakteristisch erschienen, nicht Anstand nehmen, sondern eine mit Fleiß und Sorgfalt vorzunehmende Einstudirung baldmöglichst stattfinden lassen wird.

Die Hoffnung ist meines Wissens nicht oder nur in sehr beschränktem Maße eingetroffen; dessenungeachtet ist das Urtheil vollkommen richtig. Das vorliegende Drama zeugt von außergewöhnlicher Kraft, die freilich, wie es in der Natur der Kraft liegt, hier und da übersprudelt und zu Seltsamkeiten führt, wie Act 3, Sc. 13 ist. Im ganzen hat Roeber von Shakspeare gelernt, ohne ihm sklavisch nachzuahmen, wenn auch die etwas niedrige Rolle, die der Verfasser dem Volke zuertheilt, für unsern Geschmack zu sehr mit der Vorstellung des englischen Dramatikers übereinstimmt und die Betrachtungen Gisgon's über die Ehre gar zu nahe an Falstaff's berühmtes „Can honour set to a leg? No. Or an arm? No" u. s. w. anklingt. Doch ist der Stoff von Roeber frei behandelt und die Handlung so lebendig, daß unser Interesse bis zu Ende dasselbe bleibt. Einige Regiestriche würden das wahrhaft bedeutende Stück vollkommen bühnengerecht machen, wobei auch einige Nachhülfe in den etwas zu kühn behandelten Versen anzurathen wäre. Sprache und Darstellung stehen der dramatischen Anlage würdig zur Seite. Dies letztere wird auch schon aus der kurzen Parallelscene zu erkennen sein. Act 5, Sc. 11:

Masinissa.
Zum Unheil du Geborne, tritt heraus!
(Sophonisbe kommt mit ihren Dienerinnen, Masinissa trägt Becher.)
Du bist umstellt, nichts mehr errettet dich!
Ja, dich auszuliefern soll ich,
Daß er nach Rom dich schlepp', und mir gebricht
Die Macht, dich zu beschützen, wie der Gatte
Schuldig der Gattin ist! Weh über
Dein süßes Haupt! Weh über mich, der nichts
Dir mehr zu bieten hat als diesen Becher,
Darin den Tod! — Wie du es willst: verschütt' ich
Und als Gefangne folg' dem Römer, du,
Hasdrubal's Tochter — oder deines Vaters
Gedenkend, deines Gatten, leer' ihn aus
Und eine Kön'gin stirb!

Sophonisbe.
Ich nehm' ihn an als eine Hochzeitsgabe,
Die mir willkommen ist, o mein Gemahl;
Denn jetzt ist Leben: Schmach, und Sterben: Ruh
Sklav' nur des Römers ist die Welt noch,
Und kommen wird die Zeit, daß Königinnen
Und Kön'ge betteln auf dem Markt zu Rom!
Birg weinend in den Mantel nicht dein Haupt,
Da ich den Becher an die Lippen setze,
O Masiniss'a!
Nicht mich beklag' — du gabst, was mich befreit,
So dank' ich dir, und trinkend so, besieg' ich
Den Scipio. (Trinkt. Die Dienerinnen weinen laut.)

Masinissa.
Was that ich?
Es stirbt die Welt, die Luft ist nur ein Giftqualm!
O, süßes Weib, ausströmt wie deins mein Leben!

Sophonisbe.
Bist du ein Mann? Ihr aber, Dirnen, seid ihr
Karthagerinnen, daß ihr wollt den Römern
Solch elend und erbärmlich Schauspiel geben?
Als wie zur Feldschlacht rücken die Cohorten
Heran mit kriegrischer Musik! Steht auf!
Steht auf! Mich schreckt nichts mehr!

Vorige. Scipio.
(Zug; Hauptleute, Lictoren, Herolde. Der ganze Platz wird von Römern besetzt.)
Ist dies, o Römer
Ein sterblich Weib?
Here mein' ich zu sehn, des Himmels hohe
Gebieterin. Wie wird Rom staunen. — Kommt,
Ich bring's zu schnellem End'. O, Masinissa,
Wenn Scipio's Freundschaft noch dir rathen kann,
Versuch' nicht jetzt ohnmächt'gen Widerstand,
Und mach' durch übermüth'gen Trotz nicht tödlich
Ein leichtes Uebel. — Geh, Lictor, ergreife
Die punische Gefangne. (Ein Lictor tritt auf sie zu.)

Sophonisbe.
Weich zurück!
Du hast nicht theil an mir!

Scipio.
Zitterst du, Lictor,
Vor eines Weibes Blick?

Sophonisbe.
Er kommt, er kommt!
Mit schwarzen Geierflügeln schwebt er dicht
Schon über meinem Haupt — — jetzt fühl' ich,
Wie er mich packt. — Ha, Scipio, ich entflieh' dir
(Stürzt nieder.)

Masiniſſa.

Ich will gehorchen, Scipio. — Hier nimm
Und führ' nach Rom den armen Reſt von dem,
Was einſt hieß Sophonisbe. — Aus den Fugen
Geht rings des Himmels Wölbung! Wer hat noch
Ein Recht zu leben? (Wirft ſich über die Leiche.)

Scipio.

Welch unſel'ge That!

Lälius.

Er gab ihr Gift.

Melitta (ſtürzt über ſie).

Weh, Herrin!

Weh, holde Herrin!

Scipio.

Seinen Lohn hat er
Dahin, legt ihn in Feſſeln, denn er nahm mir,
Was bei den Römern einzig hätte meinem
Triumphzug Werth gegeben! Von der Leiche
Reißt ihn hinweg, Lictoren! —
Nein, bei den Göttern, niedrig ſoll nicht reden
Von mir die Welt, noch will ich härtern Sinns
Als dieſe rauhen Krieger ſein, die nicht
Der Thränen ſich erwehren! — Tretet vor,
Herolde, werft den Purpur über ihn
Und gebt in ſeine Hand den Königsſtab.
Im Namen Roms, um ſeiner Dienſte willen,
Die er dem Staat geleiſtet, ruf' ich ihn
Aufs neu' zum Könige aus! Heil, Maſiniſſa!

Die Römer.

Leben und Heil dem König Maſiniſſa!

Auguſt Henneberger.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Charakteriſtik des 19. Jahrhunderts.

Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts. In ihrer Entwickelung dargeſtellt von J. J. Honegger. Leipzig, Weber. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der alte Denkſpruch des Apollo: Lerne dich ſelbſt kennen! iſt ſchon bei den einzelnen eine ebenſo leicht geſſene wie ſchwer ausführbare Mahnung. Noch ſchwieriger iſt dieſer Act der Selbſtbeſinnung für die Zeit, für Jahrhundert, dem wir angehören. Mitten im raſtloſen Entwickelungsdrang — und gerade dieſe Raſtloſigkeit gehört zur Phyſiognomie des 19. Säculums — ſich durchlaufenen Studien zum Bewußtſein zu bringen, klar zu machen, wo wir geſtern ſtanden, wo wir ſtehen: das erfordert dieſelbe äquilibriſtiſche Kunſt, auf einer rollenden Kugel das Gleichgewicht zu halten und dabei mit ſicherm Rückblick die zurückgelegten Entfernungen zu durchmeſſen.

Schon die Literaturgeſchichte der jüngſten Zeit zu ſchreiben, iſt eine ſchwierige Aufgabe. Um klar das Zerfließende auseinanderzuhalten, müſſen Epochen geſondert werden, die eine ſpätere Zeit wieder in eins zuſammenſchiebt; es gilt Talente zu beurtheilen, deren Bedeutung noch eine ſchwebende, deren Lauf noch nicht abgeſchloſſen iſt. Die Schätzung der Tagesmeinung, ſo oft Widerſpruch mit der wahren Bedeutung der Schriftſteller, verwirrt das Urtheil. Noch größere Schwierigkeiten thürmen ſich einer Culturgeſchichte der Gegenwart entgegen; denn die Cultur bewegt ſich noch mehr im Großen als die Literatur, die Grenzſteine ihrer Epochen ſind noch weiter auseinandergerückt, wie überhaupt noch unbeſtimmt erſcheint, was alles in den Kreis einer Culturgeſchichte mit hereinzuziehen iſt, aus welchen Elementen ſie ſich organiſch bildet.

Das Werk von Honegger ſtellt die Literatur weſentlich in den Vordergrund; das Culturgemälde, das ſich mehr auf die allgemeinſten Umriſſe beſchränkt, tritt gegen dieſelbe zurück. Für Literatur und Cultur werden als epochebildend die ſcharfen Einſchnitte der weltgeſchichtlichen Entwickelung feſtgehalten: das franzöſiſch-europäiſche Kaiſerthum, die Freiheitskriege, die Reſtauration, das Julikönigthum und die Revolution von 1848. Dieſe Einſchnitte ſind in der That nicht willkürlich, es ergibt ſich, daß die franzöſiſche Nation in dieſem Jahrhundert die κατ' ἐξοχην geſchichtliche iſt, daß von ihrer politiſchen Initiative die Hauptanſtöße der geiſtigen und ſocialen Entwickelung ausgingen und daß es zu den charakteriſtiſchen Eigenſchaften unſerer Zeit gehört, in ihrer Literatur und Cultur vorzugsweiſe durch die Politik bedingt zu ſein. Je mehr wir die ganze Entwickelung dieſes Jahrhunderts in ihren großen Umriſſen verfolgen, in ihrem innern Zuſammenhang, deſto mehr zeigt ſich in ihrer Einſeitigkeit und Engherzigkeit die Kleinkrämerei pedantiſcher Aeſthetik, welche z. B. das poetiſche Schaffen von den Bewegungen des Staates und der Geſellſchaft iſoliren möchte, während alle lyriſchen Robinſonaden von dem Zeitgeiſt wie Spreu fortgeweht werden und durch ganz Europa ſich wie eine elektriſche Kette der dichteriſchen Inſpiration die großen, die Zeit bewegenden Gedanken hinziehen.

Honegger's Werk hat ſich eine ſo umfaſſende Aufgabe geſtellt, daß die Ausführung auf dem beſchränkten Raum meiſtens nicht über die Skizze hinausgehen kann. Eingehender ſind nur einzelne literariſche Größen behandelt, wie überhaupt der Schwerpunkt des Werks in der vergleichenden Literaturgeſchichte zu ſuchen iſt, welche mancherlei intereſſante Parallelen und Perſpectiven bietet. Der Standpunkt des Werks iſt, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede ſagt, im Intereſſe der freieſten Entwickelung genommen; der Stil nicht frei von Affectation und Manier, hin und wieder abgeriſſen lakoniſch und notizenhaft, durch einzelne Wendungen, wie die oft ſich wiederholenden Adverbial-Superlative „reichſt" u. a. pretiös klingend, hin und wieder bombaſtiſch, wie wenn es von Freiligrath heißt:

Das Bezeichnende iſt eine reiche, luxuriös farbenſtrahlende, ſturmgewaltige Blüte; überſtrömend ſtürmiſches Umarmen, das ſich mit Gewalt auch der Sprache aufdrückt. Ein blühend arabiſch Pferd ſetzten ſie flugſchnell durch die arabiſche Wüſte u. ſ. w.

Abgeſehen von der für Kritik und Charakteriſtik allzu überſchwenglichen Sprache, iſt eine „ſturmgewaltige Blüte" und ein „blühend arabiſch Pferd" nicht viel mehr als blühender Nonſens. Doch würde man unrecht thun, auf dieſe Auswüchſe hin den Stil zu verurtheilen, der nach der andern Seite ebenſo große Vorzüge hat: eine oft ſchlagende Prägnanz, Neuheit und Glanz des Ausdrucks, der einer oft neuen, ſtets geiſtvollen

Auffassung gerecht wird, Schwung und Begeisterung, welche die Eigenthümlichkeiten der Dichter lebhaft reproduciren. Damit hängt die Betonung des geistig Bedeutsamen und die Abfertigung nüchterner Scheingrößen zusammen. Honegger hat den Sinn für die Erhabenheit und Macht der Phantasie, für die dichterische Genialität, ein Sinn, der z. B. Julian Schmidt gänzlich fehlt; er weiß den Genius eines Victor Hugo zu würdigen, während mittelmäßige Kritiker nicht umhin können, diesem Genius die mittelmäßigsten dichterischen Begabungen als ebenbürtig an die Seite zu stellen.

Nachdem wir diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, wollen wir dem Gang des jedenfalls interessanten Werks im einzelnen folgen.

Honegger beginnt mit einer Einleitung: „Charaktere des Zeitalters", in welche er die culturgeschichtliche Quintessenz seines Werks zusammendrängt. Die Bewegung der Zeit ist nach seiner Ansicht eine Massenbewegung; der Einfluß des einzelnen tritt mehr und mehr zurück. Es ist dies eine beliebte Anschauung, welche unser Jahrhundert mit der Nivellirwage in den Händen symbolisirt. Dennoch ist sie unbegründet. In einer Zeitspanne von funfzig Jahren können die „großen Geister" nicht so dicht gesäet sein und sind es niemals gewesen. Doch noch heutzutage siegen die Heere nicht ohne die Feldherren — und das gilt von allen geistigen Gebieten. In der Kunst von einer Massenbewegung sprechen, heißt ihr Todesurtheil unterschreiben. Doch auch in der Politik braucht man blos auf Napoleon III. hinzuweisen, um die Macht der einzelnen Persönlichkeit auf die Gestaltung des Zeitalters in ein zweifelloses Licht zu setzen. Zeigt sich doch selbst in der großen republikanischen Union jenseit des Oceans, wie in Zeiten der Krisis die Ereignisse sich in einer Weise zuspitzen, daß einzelne Helden die Träger der Bewegung werden. Lincoln, Grant, Sherman sind die geistige Trias, welche den Entscheidungskampf zu Ende führt.

Was Honegger von den verwirrenden Zeiterscheinungen spricht, von dem Zustande der Dämmerung, das gemahnt wie eine prosaische Umschreibung von Victor Hugo's „Chants du crepuscule". Er hebt die Zersetztheit, die Unruhe, das Ueberstürzen, die kritische Grundrichtung der Zeit hervor, das ängstliche Suchen nach organischen Einheiten, den Gegensatz zwischen Individualismus und Universalismus. Dann kommt er auf die sociale Frage als das große Mobile der Gegenwart zu sprechen. Er erwähnt ihre optimistische und pessimistische Auffassung, geht aber auch auf die thatsächlichen Factoren ein, welche eine Verbesserung der allgemeinen Zustände gegen früher bezeichnen, und auf diejenigen, welche den Revers des Bildes ausmachen. Diese Zusammenstellung ist licht- und gehaltvoll und man mag im wesentlichen mit ihr einverstanden sein. Auf die socialen Verhältnisse, namentlich das zwischen Reichthum und Arbeit und ihren schroff sich steigernden Gegensatz u. s. f., auf die Stellung der einzelnen Staaten zur socialen Frage, auf das religiöse Leben, die Wissenschaft, die Erfindungen und Entdeckungen, auf die Literatur und die einzelnen Künste läßt uns der Autor Blicke werfen, welche uns [illegible] Erscheinungen in scharfgesonderten Gruppen und in [illegible] lichem Lichte zeigen.

Die Bedeutung der socialen Frage wird von Hon[illegible] ger nicht unterschätzt. Er nennt den „Uebergang [illegible] der Hand- zur Maschinenarbeit im großen und [illegible] von der alten Gebundenheit und Sicherheit der patriarch[illegible] lisch engen Lebensverhältnisse zur vollen Freiheit der [illegible] kenntniß und des Elends" den riesenhaftesten Umschw[illegible] der Weltgeschichte. Instinctives Handeln der Masse[illegible] den Zeitbewegungen, der Ruf nach Emancipation ertön[illegible] ihrer Mitte:

Den untern Klassen hilft empor: das Vorarbeiten [illegible] neuern Geschichte, der Einfluß der demokratischen Ver[illegible] Nordamerikas und die Propaganda dahin, die demokratisirte [illegible] ratur und popularisirte Wissenschaft, die Masse der der [illegible] Reaction gesemten unruhigen Köpfe, ja die allgemeinen [illegible] bungen und Leidenschaften des Tags, die Genußsucht und [illegible] Luxus. Ein drohendes Klassenbewußtsein des Arbeiterstandes [illegible] mitten im Bilden; gegen dieses Empordrängen sind die gro[illegible] Kapitalassociationen der instinctiv geleistete Widerstand [illegible] ten des Bürgerthums.

Die politische Aufgabe der Zeit findet Honegger [illegible] dem Kampfe gegen das Ueberwuchern der Bureaukra[illegible] und gegen das Festhalten an übermäßigen stehenden H[illegible] ren, in der Vereinigung politischer Consolidation und [illegible] ministrativer Decentralisation, gegen welche die Frage [illegible] der Form des Staats zurücktritt. Diese Vereinig[illegible] wäre allerdings das Ziel, dem namentlich Italien [illegible] Deutschland nachzustreben haben; doch zeigt die Gesch[illegible] daß die politischen Einheitstendenzen stets auch [illegible] Stärkung der centralisirenden Verwaltung mit sich br[illegible] gen, daß also das von Honegger gestellte Problem [illegible] von einer späten Zukunft und nie im gleichzeitigen [illegible] lauf gelöst werden kann.

Die allgemeine Parallele zwischen den europäis[illegible] Literaturen wird von dem Autor scharf durchgef[illegible] Wo er von den einzelnen Dichtgattungen spricht, [illegible] er auf den Verfall des Dramas in Deutschland hin: [illegible] bei sagt er sehr treffend:

Die Abwendung von dem Ewigen und wahrhaft Bl[illegible] tenden, ein immer weitere Kreise ergreifender Zug, rächt [illegible] nirgends empfindlicher als in den großen Kunstformen, [illegible] nur an dem Unvergänglichen sich emporranken, und verfa[illegible] sobald die Nichtigkeit des Augenblickslebens sie ungeei[illegible] bestimmt.

Den Roman nennt er das charakteristische Sch[illegible] der Zeit; mit Recht denkt er noch günstiger von der [illegible] Lyrik:

Höher im ganzen und ebenso fest in der Zeit wurz[illegible] ohne doch von ihr gewürdigt zu werden, steht die Lyrik; [illegible] sen ja lyrische Stimmungsverhältnisse in alle Gebiete der [illegible] hinüber! Daß sie eine wahrhaft ergreifende Fülle des Gem[illegible] mit einem bezaubernden Reichthum der Anschauungen [illegible] und die reinste Höhe erstiegen hat, ist wenig anerkannt, [illegible] weniger ausgesprochen; wäre es auch nicht im stillen [illegible] gefühlt, so läge darin ein Zeichen mehr der Verbildung der [illegible]

Hier an dieser Stelle oder an den spätern, wo [illegible] negger die europäische Lyrik genauer charakterisirt, [illegible] ein tieferes Eingehen auf das Verhältniß der Dichter [illegible] Publikum, auf die Stellung der Lyrik im Buchh[illegible]

ſ. w. von Intereſſe geweſen. Es würden ſich dabei
reſſante Parallelen zwiſchen den verſchiedenen Nationen
zwar entſchieden zu Ungunſten der deutſchen Nation
ben haben. Der Abſatz, den eine neue Victor Hu-
che Gedichtſammlung erlebt, wäre in Deutſchland
„mythiſcher" zu nennen — ſelbſt die beliebteſten Mode-
ter müſſen ſich mit den landesüblichen Procenten jener
000 Exemplare begnügen. Auf der andern Seite ſind
männliche, gedankentiefe, hochbegeiſterte Poeten, welche
ie geſammte Nation bringen und die meiſte Verbrei-
finden. In Deutſchland iſt das Verhältniß ein um-
irtes. Den meiſten Abſatz hat die Lovely-Poeſie, die
etten- und Damenlyrik. Geniale Dichter von einer,
allgemeinen und öffentlichen Leben zugewendeten Rich-
, von einem über den Weltproblemen brütenden Ernſt
Denkens finden kein Publikum. Die Männer ha-
ſich von der Lyrik abgewendet. Das ſpricht wenig
die vielgerühmte deutſche Bildung, welche mit der
ie von Hellas zu kokettiren liebt. Die Franzoſen be-
ten uns hierin. Das war bei uns anders zur
zeit der politiſchen Lyrik! Männer treiben in Deutſch-
nur Politik. Doch wenn der Politik dieſer höhere
ung fehlt, ſo läuft ſie Gefahr, in leere Kannegießerei
arten, ſo iſt ſie nicht mehr als Experimentenmacherei
doctrinären Schablonen oder ein Strohfeuer juriſti-
Abſtractionen.

s ſind dieſe, doch tief in die Zeit eingreifenden klei-
Züge, deren Hervorheben wir in dem vorliegenden
vermiſſen. Die einzelnen literariſchen Porträts
ſt glänzend entworfen, aber mehr an der Staffelei
iterarhiſtorikers. Das Verhältniß der Literatur zum
kum iſt in ſeiner culturgeſchichtlichen Bedeutung nicht
pfend genug aufgefaßt. Für ein Culturgemälde tre-
r allem die Wirkungen auf die Maſſen in den Vor-
nd; es ſind nicht immer die Größen der Literatur-
hte, welche dieſe Wirkungen im Verhältniß zu ihrer
en Bedeutung ausüben. Iffland und Kotzebue ſind
n Culturhiſtoriker ebenſo wichtig wie Schiller und
; denn für ihn handelt es ſich nicht um äſthetiſche
igung, ſondern um Feſtſtellung des thatſächlichen
ſſes auf das Volk, mag derſelbe immerhin ein mehr
ogiſcher geweſen ſein. Nach dieſer Seite hin läßt
ger's Werk viel zu wünſchen übrig; es iſt gerade
hierher einſchlagenden Partien zu literariſch excluſiv.
dem erſten Abſchnitte des Werks: „Das franzö-
ropäiſche Kaiſerreich", werden die deutſchen philo-
hen Syſteme von Kant, Fichte, Schelling und He-
rakteriſirt, ohne daß die Bedeutung dieſer deutſchen
ogie", die namentlich in Fichte ihre Spitze gegen
apoleoniſche Weltmacht kehrte, gerade nach dieſer
hin hervorgehoben würde. Daſſelbe gilt von den
r'ſchen Anregungen und ihren patriotiſchen Nach-
. Die Darſtellung der romantiſchen Schule befin-
in Uebereinſtimmung mit der üblichen modernen
ung derſelben, welche ihre Talente ſcharf kritiſirt,
rdienſte weſentlich beſchränkt. Wir vermiſſen indeß
gehende culturgeſchichtliche Charakteriſtik der Napo-
leoniſchen Epoche; das Literaturbild eines Chateaubriand,
einer Staël reichen dafür nicht aus. Lord Byron aber
gehört, wenngleich ſeine erſten Dichtungen noch in die
Zeit des Kaiſerreichs fallen, wenngleich Napoleon ſelbſt
ihn zu einer, durch innere Energie über das Pamphlet-
artige hinausgehenden poetiſchen Anklage begeiſterte, doch
in ſeinen weſentlichen und ſcharf hervortretenden Charakter-
zügen dem Zeitalter der Reſtauration an, ebenſo wie die
ſchwäbiſche Dichterſchule, die trotz Uhland's patriotiſcher
Lyrik die Richtung und Beſtrebungen der nachfolgenden
Generation ergreift.

Der nächſte Abſchnitt behandelt „Die Freiheitskriege und
das Schwanken im politiſchen Leben". Die allgemeinen
Umriſſe des Kampfes zwiſchen dem Conſtitutionalismus
und der Reaction in dieſer Epoche ſind ſcharf gezeichnet,
ebenſo die praktiſche Phaſe der Romantik, obgleich gerade
einige der hervorragendſten Werke, welche die politiſchen
Reſtaurationstheorien behandeln, wie die Schriften von
Adam Heinrich Müller, noch in die vorausgehende Epoche
fallen. Auch Fouqué's ritterthümliche und blumige Phan-
taſtik, das Weſen der Schickſalstragödien, Hoffmann's
ſpecifiſch dämoniſche Eigenthümlichkeit, welche der Ver-
faſſer mit ſeinem, dem franzöſiſchen Genius naheſtehenden
Geſchmack ziemlich hoch anſchlägt, die Lyriker der Befrei-
ungskriege, Walter Scott, Béranger werden in einem
meiſt treffenden Lapidarſtil vorgeführt. Die Vorzüge Wal-
ter Scott's ſchildert Honegger mit den folgenden ſchwung-
haften Worten:

Seine Compoſition iſt immer ſorgfältig durchdacht und ebenſo ſorgfältig durchgeführt. Die Landſchafts- und Charaktergemälde, parallel gehend, entwickeln eine faſt dramatiſch reiche Tonfülle und tiefe pſychologiſche Beſtimmtheit. Eine lange, mit umſtändlicher Einzelheit verfolgte Expoſition ſpinnt den Faden der Verwickelung fein von allen Seiten zuſammen, und darauf fußt die Handlung voll mächtigen Lebens und mit unzweifelhaft tiefen Momenten; die Wirkung, kunſtvoll und zwanglos in verſchieden geſtaltigen Phaſen ausgelebt, iſt eine ſichere; die Charakteriſtik geht meiſterhaft aus der Maſſe der Einzelheiten heraus ins wahrhaft Große. Das ſcharfe Einblicken auch ins Einzelſte macht leicht breit, hebt die Freiheit der Phantaſie auf und zerbröckelt das Geſammtbild. Sein Roman gleicht jenen dunkeln, viel verbergenden, an verſteckten Winkeln und Ecken reichen Bauten der alten Burgen, in denen graue Geſchichten ſpielen; er hat das mittelalterliche Halblicht, in deſſen ungewiſſem Schein immer eine Saite unſers Herzens, und wär' es noch ſo feſt verwahrt, anklingt; er iſt der Meiſter der Romantik. Auch ſeine frühern epiſchen Poeſien ſind von hinreißender Schönheit.

Von den Jahren 1823—30 datirt Honegger „Die ausgebildete Reſtauration", als deren Repräſentanten er Metternich hinſtellt. In dieſe Epoche verlegt Honegger die Durchbildung der ſocialen Frage und charakteriſirt an dieſer Stelle den Saint-Simonismus, den Owenismus und den Fourierismus. Die Hauptwerke von Saint-Simon und Fourier fallen zwar in eine etwas frühere Zeit. Dennoch hat der Autor ein Recht, ſie in dieſer Epoche zu beſprechen, weil die Propaganda für dieſelben in der Zeit des Höhepunktes der Reſtauration und der Ertödtung des politiſchen Lebens die größten Fortſchritte machte. Gegenüber der Hierarchie der Saint-Simoniſten und dem Owen'ſchen Fabrikſtaate ſcheint Honegger

der Fourier'schen Theorie trotz der schwerfälligen und dunkeln Sprache und der allerwunderlichsten Thorheiten und Bizarrerien den Vorrang einräumen zu wollen, indem er ihm einen überraschenden Scharfblick für die Gebrechen und einen genialen Instinct für die Bedürfnisse des jetzigen Völkerlebens zuschreibt. Doch erscheint uns in einem Fourier'schen Phalanstère das hierarchische Princip der Saint-Simonisten mit dem Owen'schen Fabrikstaate in grillenhafter Weise vereinigt.

Die Opposition gegen die Blüte der Reaction sucht Honegger auch in den philosophischen Systemen nachzuweisen und stellt dabei das System Herbart's in erste Linie, indem er diese Berechnung der Seelenfactoren das geistige Aufgangs- und Wetterzeichen nennt eines mathematisch-kritisch strebenden Geschlechts. Offenbar verwechselt der Autor hier zweierlei. Das System Herbart's ist in seiner Nüchternheit eine Opposition gegen die Romantik, gegen den Idealismus der frühern Systeme, aber durchaus keine Opposition gegen die politische Reaction, die im wesentlichen mechanisch war und ebenfalls sehr nüchtern mit ihren Factoren rechnete. Oder war Metternich vielleicht ein Romantiker? Die Herbart'sche Philosophie ist durchaus unhistorisch und im höchsten Grade conservativ; sie hält den Unterschied der Zeitalter für ein nur an der Oberfläche hinspielendes Beiwerk, und leugnet geradezu den Fortschritt der Menschheit, indem sie im Alten, Gleichförmigen ihr Wesen und die echten Mitgaben der Gottheit sucht. So hat die ganze Bewegung der nächsten Zeit an Herbart in keiner Weise anzuknüpfen vermocht; und es ist falsch, ihn an die Spitze einer philosophischen Opposition gegen die Reaction zu stellen. Die französische Philosophie (im wesentlichen Eklekticismus) und Geschichtschreibung werden von Honegger hierauf eingehend gewürdigt, wie überhaupt die neufranzösische Literatur die Specialität unsers Autors ist, sodaß die literarhistorisch-kritischen Partien des Werks, welche hiervon handeln, in erster Linie stehen. Im übrigen scheint er diese ausgebildetste Reactionszeit mit ihrer Stagnation als eine Art von Ruhepunkt zu betrachten, von welchem aus er die verschiedenartigsten, doch weit über diese siebenjährige Epoche hinausgreifenden Erscheinungen mustert, wie die Historiker Schlosser und Raumer, Wilhelm von Humboldt und Gebrüder Grimm, Manzoni, Nodier, Vigny, Tieck in seiner zweiten Epoche, Cooper, Immermann, die Componisten Spohr, Weber, Marschner, Auber, Franz Schubert, Lamartine u. a. Mit dem meisten Recht lassen sich in dieser Zeitspanne Eichendorff, Chamisso, Platen, Rückert, Heine besprechen. Honegger's Urtheil geht immer auf das Wesentliche, auf den geistigen Gehalt. Gegenüber der Ueberschätzung Platen's, in welcher sich die akademischen Formtalente gefallen, ist es wohlthuend, hier ein den Vorzügen dieses Dichters gerechtes Urtheil zu vernehmen, welches seine auf die Zeit gehende Bestimmtheit, seine freie nationale, antihierarchische Denkweise, Ernst und Studium, tiefentsprungenes Streben nach Vollendung, das Gepräge der plastischen Ruhe, die Vollkommenheit der Sprache anerkennt, dann aber fortfährt:

Und dennoch: im ganzen und großen ist Platen nicht berechtigt, einer unserer ersten Dichter zu heißen; dagegen kehrt sich beides, Form und Geist. Sein Feuer ist meist ein kaltes, selten anders als an seinem Haß entzündet; es scheint ein Marmornes auf seiner Seele und darum auf seinen Gedichten zu liegen, Statuen, denen kein Gott Leben einhauchte. Seine Phantasie ist eng und einförmig und erschöpft sich in kurzhastigen Flügen. Die Gedanken sind wahr und von einem edelstrebenden Adel; aber weder neu, noch besonders tief, noch gedrängt reich, ersetzen sie im Dichter kaum das mangelnde Gefühl. Platen ist auffallend äußerlich bestimmt; nur in glücklichen Momenten geht ihm mit der formalen Harmonie ein innerliches Gefühl und Bild auf. Er arbeitet zu sehr von außen nach innen, vieles ist leer und alltäglich. Selbst die priesene Formvollendung ist eine häufig verletzende Zwangsjacke.

Ein Liebling des Verfassers ist Eichendorff, nicht der Prosaiker, nicht der Tendenzschriftsteller, der Dichter Eichendorff. Die Skizze, das Porträt dieses Dichters mit den wärmsten Farben ausgemalt, der Kritiker geht selbst in lyrische Stimmung, wenn er sich in die anmuthige Natursymbolik, in die „zaubervolle Psychologie der Naturkräfte" vertieft, welche in diesen Poesien herrscht:

Immer und in allen Formen ist ihm das stille, innige, nach innen hineingelebte Verträumen eigen, das sich in sich selber verliert. Es ist das Seelenleben, das von dem verklärten Mondenschein, dem durch die Nachteinsamkeit rauschenden Bächlein, dem Säuseln der Tannenwipfel in der grauenden Abenddämmerung, dem Verklingen der Morgenglocken am Waldessaume, der Wellenklage im tiefen, schilfumrandeten See genährt und mit ihnen abklingt. Seine Seele ist selbst ein tiefer Grund, über dem in leisen Schauern die ewigen Gestirne wandeln; er geht nicht hoch, nicht weit, aber tief. Die Luft ist jungfräulich rein und durchsichtig zart, als könnt' eine einzige Dissonanz die heimlichen Gefühle zerschlagen. Diese Gemüthstiefe, Uhland's waldfrohe Lebensfrische, Chamisso's unverwelkliche Herzensjugend, J. Kerner's frommer Sinn einen sich in dieser unvergleichlichen Natur, deren ganze Werken eine aus dem innersten geheimen Grunde der Seele aufquellende, kaum gewürdigte Einheit zeichnet.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Theodor Fechner.

Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1 Thlr.

Die Universität Leipzig besitzt unter ihren Docenten einen kleinen Mann mit müden Gesichtszügen und dumpfhümlichem Tonfall, dessen Auge und Stimme sich aber in einem fleißig ausgearbeiteten Vortrage voll Feuer und Humor wunderbar beleben, während sein geistvolles und liebenswürdiges Wesen seine Vorlesungen so bekannt und geschätzt gemacht hat, daß nicht leicht ein Student sie zur Seite läßt, der nicht ausschließlich nur auf sein Fachstudium erpicht ist. Es ist dies der Professor Fechner der gelehrten Welt als Physiker und namentlich in seiner literarischen Fehde mit dem Verfasser des Buches „Die Pflanze und ihr Leben" ebenso bekannt als dem größern Publikum als Dichter geistvoller Räthsel und köstlicher Lieder unter dem Namen Dr Mises lieb und werth. Seine gesammte literarische Thätigkeit trägt denselben Stempel jugendlicher Frische und

juender Milde, der des liebenswürdigen Mannes ganzes Wesen im Umgange kennzeichnet, und jene Eigenschaften ıben jedes seiner Werke dem Referenten lieb gemacht, lbst da, wo er in den gefundenen Resultaten nicht völlig bereinstimmen konnte; aber auch der Humor seiner Schrifn hat ihm Tausende von Freunden zugeführt, mochte er ıch der Choleraepidemie der dreißiger Jahre den Aerzten n Sündenregister ihrer geschossenen Böcke vorhalten, oder ın den langen, langen Pappeln zwischen Halle und Leip- ı singen, oder endlich in ansprechenden Räthseln Unterltungsschriften willkommene poetische Zugaben bieten.

In der vorliegenden Schrift betritt Fechner das Ge- t des religiösen Glaubens, indem er selbst es als die ufgabe seines Buchs bezeichnet, „zu zeigen, wie der laube aus seinen Motiven erwächst, die Motive des laubens zu Gründen erwachsen zu lassen und damit den lauben selbst wachsen zu lassen". Es ist also des Buches ndenz eine apologetische; Fechner will den Glauben leha und aufbauen, aber ohne daß es der Gelehrsamt der Lehrbücher oder der Voraussetzung der Erbauungsriften dazu bedarf; er will vielmehr die Aufgabe lösen, dem er dem Wortgläubigen gegenüber die Worte, an er glaubt und auf die er sich beruft, einfach beim orte nimmt, dem Vernunftgläubigen gegenüber sie ganz ch der Vernunft nimmt und endlich dem Ungläubigen genüber die Gründe des Unglaubens selbst zu Glausgründen erhebt. Die Gläubigsten zwar rechnen den ten Ruhestand des Glaubens zu seinem Wesen, sie weiı alles Nachdenken darüber entschieden zurück, das freiı schon nach Baco's von Verulam altem Wort den fänger, der sich mit seinen Anfängen stolz begnügt, ist zu negativen Resultaten führt. Jene hallenser Stuten, die vor einiger Zeit auf Tholuck's Frage nach den ern philosophischen Systemen nicht ohne Selbstbewußtn antworteten, sie hätten sich rein erhalten von jeder rührung mit der Philosophie, sprachen eigentlich nur innerste Ueberzeugung einer großen Partei aus, der mals des greisen Examinators nicht unverdiente Grobt ein vernichtendes Urtheil sprach. Doch könnten viele, en es unentbehrlich ist, ihr Urtheil durch Denken zu timmen, nicht zum Glauben gelangen, wenn sie durch fgeben des Denkens ihn erkaufen müßten.

So sollen denn auch in Fechner's Buche die Motive Glaubens zum Bewußtsein gebracht und zu Argunten gesteigert werden, und die ganze Art der Darleng kann nicht anders als in der beabsichtigten Weise klärend und aufbauend wirken.

Die Motive des Glaubens selbst sind nun: das Histoche, nach welchem man glaubt, was uns gesagt wird, s vor uns geglaubt worden ist und um uns geglaubt rd; das Praktische, welches uns glauben läßt, was uns glauben gefällt, dient, frommt; und das Theoretische, nzufolge geglaubt wird, wozu man in Erfahrung und rnunft Bestimmungsgründe findet. Die beiden ersten ichen nach des Verfassers eigener Erklärung von dem rkömmlichen höchstens der Form, nicht dem Wesen nach ab; das dritte aber, bei welchem er ausdrücklich auf die Auseinandersetzungen in seiner Schrift „Ueber die Seelenfrage" verweist, ist ein Inductions- und Analogieschluß von den im Erfahrungsgebiete liegenden Unterlagen auf die höchsten und letzten Dinge, der sich in diese Argumente von Geist und Körper scheidet, die aber beide im Grund und in den Folgerungen eigentlich nur ein einziges sind. Auf das Dasein von Gott, wie ihn das historische und praktische Argument fordert und womit im Zusammenhange die andern Hauptgegenstände des Glaubens sich von selbst ergeben, können wir nämlich nach dem theoretischen Princip auf zwei Weisen und nur auf zwei Weisen schließen, obwol jede in ihrer Allgemeinheit eine Mehrheit von besondern Wegen einschließt. Einmal indem wir von der Welt unsers eigenen Geistes, der einzigen, von der wir unmittelbar wissen, durch die Welt der Geister zu der Welt eines Geistes aufsteigen; zweitens indem wir davon, daß unser eigener Körper einen Geist zugleich spiegelt und trägt, wieder dem einzigen Wissensfalle dieser Art, dazu aufsteigen, daß die ganze Welt Spiegel und Träger eines Geistes im höhern Sinne ist.

Freilich sagt Fechner selbst, daß alles, was auf diesem Wege erlangt wurde, „ein Roman sein könnte und daß alles wohl darin zusammenpaßt, würde nicht hindern, daß es ein Roman sei, denn diesen Vorzug hat jeder gute Roman". Aber zugleich erinnert er daran, daß ein solches Aufwärtssteigen von dem einzigen festen und klaren Ausgangspunkte alles menschlichen Wissens von geistigen Dingen, d. i. der Betrachtung des Menschengeistes selbst, im folgerechten Wege der Erweiterung und Steigerung zum Gottesglauben führe und in derselben Richtung weiter leite, die geschichtlich schon eingeschlagen ist und sich als die praktisch am besten einschlagende erwiesen hat, und dem Glauben neue Entwickelungsmomente gebe. So stützen sich die drei Motive gegenseitig, und worin das eine noch nicht völlig abschließend sich zeigt, darin tritt das andere ergänzend und bestimmend auf, sodaß sie vereint den religiösen Glauben rechtfertigen und befestigen.

Es ist bereits oben ausgesprochen worden, daß ein solcher Gang nicht ohne Gewinn bleiben kann. Alle Beweise der Welt werden allein nimmermehr den Glauben erzeugen, ebenso genügt dem Gläubigen seine Ueberzeugung ohne Gründe, wenigstens ohne das Bewußtsein der Gründe, oder das historische und praktische Motiv allein; dennoch ist es für eine höhere Stufe ebenso sehr Bedürfniß, wie für jede Stufe förderlich, sich der Gründe des Glaubens bewußt zu werden. Neben der vollen Anerkennung, daß nach dieser Seite Fechner's Buch seine Bedeutung hat, darf indessen auch nicht verschwiegen werden, daß einzelne Aufstellungen, wie die Immanenz der endlichen Geister in Gott und seine Welt des Jenseits, die uns den poetischen und phantasiereichen Verfasser der „Nanna", des „Zend-Avesta" und des Buchs „Von dem Leben nach dem Tode" wiedererkennen lassen, bei manchen wol auch Bedenken erregen werden. 10.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Es ist die Saison der Wanderversammlungen — Lehrer, Musiker, Journalisten treffen sich an den bestimmten Sammelplätzen. Die Pflege der höhern Geselligkeit steht in Blüte; denn wenn auch manches Samenkorn in den Reden ausgestreut wird, was gewiß früher oder später zur Reife kommt, so liegt doch der Werth dieser Tagsatzungen der Vereine weniger in den „Protokollen", die man schwarz auf weiß besitzt und getrost nach Hause tragen kann, als in den Anregungen des persönlichen Verkehrs. Man lernt sich kennen, man tauscht Ansichten aus und ein, man sieht sich Angesicht von Angesicht. Viele berühmte Größen schrumpfen etwas zusammen, wenn sie mit dem Maß gemeiner Menschlichkeit gemessen werden; große Autoren und Meister des pädagogischen Handwerks zeigen sich vielleicht nicht als Matadore der „Wanderversammlung", sondern entwickeln eine nur geräusperte Eloquenz. Andere dagegen, deren Ruf nicht über Stadt und Provinz hinausgegangen, imponiren durch ihre Persönlichkeit und durch die Macht der Rede. Derartige Saturnalien haben etwas Beruhigendes; sie zeigen, daß der Ruf wol ein „klingendes Erz" und eine „tönende Schelle" ist, daß aber nicht alles, was einen guten Klang von sich gibt, durch die Akustik des Renommées in richtigem Maße verbreitet wird. Die Großen werden etwas kleiner, die Kleinen etwas größer; doch das ist, wie Falstaff's Genosse sagt, der Humor davon.

Zu den „Wanderratten" gehören seit einiger Zeit auch die deutschen Journalisten. Sie sind zwar in Bezug hierauf und auf die Weltfahrten immer in guter Uebung geblieben. Doch bisher griffen sie zum Wanderstab, um einer Kammerverhandlung, der Eröffnung einer Kunst- oder Industrieausstellung, irgendeinem patriotischen oder politischen Fest oder gar der ersten Aufführung einer Oper beizuwohnen, mochte dieselbe auch noch so lange auf sich warten lassen, wie neuerdings Wagner's „Tristan und Isolde" in München, welche den Sängerinnen nach den Proben Kehlkopfschmerzen zuzog und die anwesenden Journalisten nöthigte, ihrer Verzweiflung in wenig menschenfreundlichen Feuilletons der wiener und der andern Presse Ausdruck zu geben, und so gleichsam die Zukunftsmusik für den langen Aufschub Verzugszinsen zahlen zu lassen. Doch die Oper „Tristan und Isolde" hat gezeigt, daß sie bühnenmöglich sei; sie ist über die weltbedeutenden Bretter gegangen; der Componist ist stürmisch hervorgerufen worden, wenn es auch an jener Opposition nicht fehlte, welcher Hans von Bülow von Haus aus ein Prädicat ertheilt hat, das für das große Publikum weit verständlicher war als die ganze Zukunftsmusik.

Die Journalisten, wie gesagt, sind, auch wenn sie nicht Touristen von Fach sind und nach Paris, Peru und der Sahara reisen, an das Wandern gewöhnt. Dennoch war der „Journalist" bisher ein ungeselliges Wesen, welcher der vollsten Muße bedurfte, um alle Eindrücke auf sich wirken zu lassen und namentlich seinesgleichen mit einer gewissen Consequenz vermied. Denn man kam sich nicht nur bisweilen gegenseitig ins Gehege, man konnte auch bei solchem Verkehr sein Bestes verausgaben; es konnten Gedankenfunken von einem stieben, an welchen der Nachbar seine journalistische Pfeife anstecke! Doch ein guter Journalist hat keine andern Vertrauten als Feder und Papier und ist der übrigen Welt gegenüber verschlossen wie ein feuerfester Schrank. Dennoch haben auch die Journalisten seit einiger Zeit Versammlungen, wo sie — mirabile dictu — sich selbst aufsuchen, sich selbst Stoff und Object werden, ihre eigenen Interessen vertreten! So geschah es im vorigen Jahre in Eisenach, in diesem Jahre zu Leipzig. Der Journalismus tritt als eine geschlossene Phalanx auf, tritt als solche den Regierungen gegenüber, formulirt seine Wünsche und hat durch solches gemeinsames Wirken doch schon dies und das erreicht, nach dem alten Satz, daß ein Thema, wenn es von einem ganzen Orchester gespielt wird, einen bei weitem mächtigern Eindruck macht, als wenn hier und dort ein vereinzeltes Instrument es zum Vortrag bringt.

Was diesmal in Leipzig über Telegramme und ähnliche Themata verhandelt wurde, hat wol nur Interesse für die Publicistik. Die schöne Literatur, die halb und ganz wissenschaftliche Kritik ist so glücklich, der Telegramme entbehren zu können: letztere kommt noch zurecht, wenn der Jahrgang der Blätter, der die Recension enthält, nur dieselbe Jahreszahl trägt, wie das Titelblatt des besprochenen Buchs. Damit ist's in Deutschland nicht eilig; auch der Verkauf der Bücher geht langsam von statten. Eine Auflage von Gedichten, wie dies bei Byron's „Childe Harold" der Fall war, in drei Tagen zu verkaufen, würde bei uns unmöglich sein. Ist die Kritik langsam, so ist die Theilnahme des Publikums noch langsamer. Ich sage dagegen eine Altersversorgung für Journalisten angebahnt wird, ist ein anerkennenswerther Fortschritt. Nur wünschen wir ihr nicht das Schicksal, welches die berliner Perseverantia betroffen hat jene Altersversorgung für Schauspieler und dramatische Dichter, die trotz ihrer trefflichen Organisation, trotz einer hohen und dabei der Sache selbst gewachsenen Protection sich nicht behaupten konnte!

Noch wichtiger sind die Verhandlungen des Journalistentags über die Preßgesetzgebung, deren Damoklesschwert ja auch über dem Haupte der schönen Literatur und der literarischen Kritik schwebt. Der diesmalige Journalistentag hat die Normen echter Preßfreiheit durch folgende von Prof. Biedermann vorgeschlagene Bestimmungen zu markiren gesucht:

„1) Jede Art von präventiver Censur, Cautionen, Concessionen, ebenso eine besondere Erlaubniß zur öffentlichen Feilbietung von Druckschaften oder Bildwerken, ferner der Zwang zur Einreichung von Pflichtexemplaren, endlich die Beschlagnahme von Preßerzeugnissen vor einer richterlichen Verurtheilung ist unstatthaft.

2) Dasselbe ist der Fall mit jeder vorbeugenden Vorschrift wegen Nennung von Drucker oder Verleger auf einer Druckschrift, oder Stellung eines verantwortlichen Redacteurs bei Zeitschriften. Der Verbreiter einer Druckschrift ist zunächst nur für haftbar, kann aber durch Nennung des Druckers, durch Nennung des Verlegers u. s. w. sich straffrei machen. Umgekehrt kann jede dieser Personen die Verantwortung auf sich nehmen und darf dann nicht zur Nennung ihres Vormannes gezwungen werden.

3) Die Vernichtung eines Preßerzeugnisses kann nur auf Grund der Verurtheilung einer bei dessen Verbreitung betheiligten Person, nur gegen den straffälligen Theil desselben ausgesprochen werden. Zeitungsverbote sind unstatthaft.

4) Gesetzesübertretungen durch die Presse verjähren binnen drei Monaten."

In vieler Hinsicht stimmen diese Beschlüsse mit dem Gutachten überein, welches Professor Glaser in Wien über die auf den ersten Deutschen Journalistentag angeregte Gesetzgebungsfrage in der „Deutschen Gerichtszeitung" (siebenter Jahrgang, Nr. 11—13) veröffentlicht hat, und auf welches wir, wegen seiner scharfsinnig eingehenden Begründung alle diejenigen aufmerksam machen, die sich für die hochwichtige Frage interessiren.

Den Pflichten der höhern Geselligkeit entzog sich der leipziger Journalistencongreß keineswegs. Den Mittelpunkt des geselligen Verkehrs bildete das Diner im Schützenhause, in welchem der Herausgeber d. Bl. folgenden Toast auf die Presse ausbrachte:

Der Presse sei dies Glas geweiht,
Dem tapfern Kind der neuen Zeit,
Des deutschen Volkes Lehrerin,
Des deutschen Ruhmes Mehrerin,
Des freien Geistes Schirm und Wehr

In guten wie in bösen Tagen,
Die selbst wie der Minerva Speer
Die Wunden heilt, die sie geschlagen;
Die, was vom „Heute" sie empfangen,
Dem „Morgen" nimmermehr verliert,
Und, mit dem flücht'gen Tag vergangen,
Doch Unvergängliches gebiert.
Sie möge walten fort und fort
Und selbst im Irrthum nicht verzagen —
Ob hier und da ein Zweig verdorrt,
Der Baum wird reiche Früchte tragen.
Des deutschen Geists Palladium,
Geschmückt mit seinen schönsten Gaben —
Wird ihre Mahnerstimme stumm,
Dann wird uns Ost und West begraben.
Sie möge rastlos ferner streiten,
Vertheid'gen das bedrohte Recht!
Sie zünde an dem Brand der Zeiten
Ein Licht dem kommenden Geschlecht!
Die Presse hoch!

Süßkind von Trimberg.

Es liegt uns das erste Heft der „Illustrirten Monatshefte die gesammten Interessen des Judenthums" (Wien, Hilberg), welches in seiner Anordnung und seinem Inhalt als durchzweckentsprechend empfohlen werden kann. Der Dichter Philosoph Gabirol, Henriette Herz, Moritz Oppenheim den uns in Charakterskizzen vorgeführt; Novellistisches und nographisches wechselt mit Recensionen und einer Monatsüber die Erscheinungen auf dem Gebiete des jüdischen ristenthums, welche durch ein reichhaltiges Feuilleton noch ollständigt wird. Von besonderm Interesse sind die Uebergen und Bearbeitungen, welche Livius Fürst von einzelalthochdeutschen Gedichten des jüdischen Minnesängers Süßvon Trimberg mittheilt. Auf dem Ritterschloß des Herrn Trimberg bei Würzburg im Frankenlande läßt Süßkind n den gefeierten ritterlichen Sängern auch seine Laute ertö-

Die Mittheilungen aus seinen Liedern sind interessant, wir hier nicht blonde Minnegesänge zu hören bekommen, ern Lieder mit einem markirtem geistigen Gepräge, in dez. B. der Gedanke gefeiert wird:

Gedanke! Frei für jedermann,
Für jeden Thoren, jeden Weisen.
Wer dich verstehn, dir folgen kann,
Der ist an Herz und Sinn ein Mann,
Den führest du durch Stein und Eisen;
Und spottend eines Menschen Hand
Trug ihn dein Fittich übers Land.

Der Gegensatz zwischen „arm" und „reich", der im Mitter bei weitem nicht die Bedeutung hatte, die er heutigenin Anspruch nehmen darf, regt unsern Sänger zu einer ammatisch scharfen Auslassung an, welcher man in unserer einen „socialistischen Anflug" zusprechen würde:

Stroh sind die Armen; doch die Reichen
Sind vollen Aehren zu vergleichen.
Sagt selbst, wo käm' das Korn wol her,
Wenn unter ihm der Halm nicht wär'!

Wir sehen, der jüdische Minnesänger behandelt Fragen, je den christlichen fern liegen. Das anomale Verhältniß, der Jude sich in die Reihen hochstehender Sänger mischt auf den Edelhöfen die Harfe schlägt, muß denn auch in n Liedern zum Ausdruck kommen. Er wirft dem Adel den ehandschuh hin:

Wer Edles thut, den will ich edel nennen,
Sein Herz ist mir der beste Adelsbrief.
Doch jedes Adelskleid veracht' ich tief,
Wenn drauf der Sünden Schandenmale brennen.
Die Spreu verfliegt, die goldnen Körner bleiben.
Hinweg drum mit dem eiteln Adelsstolz;
Wer adlich denkt, der ist aus besserm Holz,
Und wird der Menschheit bessre Früchte treiben.

Nachdem er so den Haß des Burgherrn und verächtliche Schutzreden seiner ritterlichen Gäste durch diese Verse, welche Heinrich Heine in sein Buch „Ueber den Adel" ohne weiteres hätte aufnehmen können, hervorgerufen, reißt er sich aus diesen Kreisen los, in welche die grollende Opposition des Judenthums schlecht genug hineinpaßte:

Was soll das traurige Wandern
Mit Sang und Saitenspiel
Von einer Burg zur andern?
Was ist mein Lohn, mein Ziel?

Sie wissen, daß der Sänger
Verhaßten Glaubens Sohn;
Sie reichen ihm nicht länger
Den kargen Minnelohn.

Verstummet denn, ihr Lieder,
Vor jedem Edelhaus;
Ich will als Jude wieder
Ziehn in die Welt hinaus.

Will Mantel und Hut erfassen,
Und will nach Judenart
Mir wieder wachsen lassen
Den langen grauen Bart.

So will ich still verbringen
Den Rest, der mir beschert,
Und denen nicht mehr singen,
Die meiner Kunst nicht werth.

Dieser „jüdische" Minnesänger hat mehr modernes Blut in sich als seine adelichen Genossen. Er bleibt jedenfalls ein „weißer Rabe" in dieser Epoche der Dichtkunst, und wir sind Livius Fürst für die formgewandte Erneuerung dieser Gedichte zu Dank verpflichtet.

Bibliographie.

Baggesen, B., Albrecht von Haller als Christ und Apologet. Bern, Blom. Gr. 8. 14 Ngr.

Bitter, A., Erzählungen, Novellen und Gedichte. 1ster Bd. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bitter, C. H., Johann Sebastian Bach. 2 Bde. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bodenstedt's, F., gesammelte Schriften. Gesammt-Ausgabe in 12 Bdn. 1ster Bd. Berlin, v. Decker. 8. 15 Ngr.

Bouilly, J. N., Der Abbé de l'Epée. Historisches Schauspiel. Frankfurt a. M., Bechhold. Gr. 16. 6 Ngr.

Cauer, E., Ueber die Flugschriften Friedrich's des Großen aus der Zeit des 7jährigen Krieges. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 8 Ngr.

Dahn, F., Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieckhoff, A. W., Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt. Historisch dargestellt. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Fürst und Volk. Anti-Labienus. Beitrag zur Semisäcular-Feier den 15. Mai 1815. Düsseldorf, Schaub. 8. 5 Ngr.

Ott, J. C., Rosen und Dornen. Gedichte und Gerichte, gewachsen auf Bernerboden. 1stes Bdchn. 2te Aufl. und 2tes Bdchn. Bern, Haller. 1864. Gr. 16. à 24 Ngr.

Saar, F. v., Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel. 1ste Abtheilung: Hildebrand. Heidelberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Saphir, M. G., Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satyre. Volksausgabe. Wien, Hartleben. 8. 24 Ngr.

Schroeder van der Kolk, J. L. C., Seele und Leib in Wechselbeziehung zu einander. 6 Vorträge. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Sommer, L. H., Von Elba nach Waterloo. Eine Jubelgabe zur 50jährigen Feier der Schlacht bei Waterloo, am 18. Juni 1865. Hannover. Gr. 8. 3 Ngr.

Stacke, L., Erzählungen aus der mittleren und neuen Geschichte in biographischer Form. 1ster Theil. Oldenburg, Stalling. 12. 18 Ngr.

Bacano, E. M., Theater-Plaudereien. (Neue Folge.) Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Bersmann, E., Das Leben Jesu. 12 Vorträge. Itzehoe, Russer. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogt, L., Form und Gehalt in der Aesthetik. Eine kritische Untersuchung über Entstehung und Anwendung dieser Begriffe. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Warnstedt, A. v., Die Oldenburger und Brandenburger Erbansprüche auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Auf Grund der Urkunden beleuchtet. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weber, E. W., Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Auch die preußischen Postämter nehmen Bestellungen an, da die Deutsche Allgemeine Zeitung in Preußen wieder erlaubt ist.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Das tägliche Feuilleton wurde noch reichhaltiger und mannichfaltiger gestaltet und die Rubrik Handel und Industrie wesentlich erweitert.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rafael Sanzi.

Sein Leben und seine Werke.

Von **Alfred Freiherrn von Wolzogen.**

Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In diesem elegant ausgestatteten Bändchen bietet der bekannte Kunstkritiker eine Biographie Rafael's, welche alles das enthält, was jeder Gebildete unserer Tage von Rafael und seinen Werken zu wissen wünschen muß. Es wird darin besonders die culturhistorische Mission des Meisters und die weltgeschichtlich-philosophische Bedeutung seiner Kunst hervorgehoben. Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen verweisen auf eine reiche Quellenliteratur, bringen aber auch neuerforschte berichtigende Zusätze des Verfassers. In der „Saturday Review" wird das Buch „in seiner gedrungenen und klaren Fassung ein wahres Juwel von Biographie" genannt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LE MAGASIN DES ENFANTS

PAR

Mme LEPRINCE DE BEAUMONT.

Nouvelle édition. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine vielfach verbesserte neue Ausgabe dieses berühmten französischen Lesebuchs, das als vortreffliches Mittel für den Jugendunterricht empfohlen zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Zweiter Band.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der im vorigen Jahre erschienene erste Band dieser Sammlung, enthaltend die Gedichte Walther's von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, wurde vom deutschen Publikum mit so lebhaftem Beifall aufgenommen, dass die Auflage bereits nahezu vergriffen ist. Ein gleich günstige Aufnahme darf für den zweiten Band erwartet werden. Das epische Gedicht Kudrun, der Blüte der mittelalterlichen deutschen Poesie angehörend, verbindet die Frische des Frühlings mit der Farbenpracht und Fülle des Sommers, und mit Recht sagt man, das Nibelungenlied verhalte sich zur Kudrun ähnlich wie die Ilias zur Odyssee. Ungeachtet des Umfangs von 26 Bogen ist der billige Preis von 1 Thlr. auch für diesen Band beibehalten worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Stägemann, Metternich, Heine und Bettina v. Arnim,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

8. Geh. 3 Thlr.

Ein neuer Band aus dem reichen Nachlaß Varnhagen's von Ense, der allen bisher veröffentlichten an Interesse nicht nur gleichkommt, sondern dieselben insofern übertrifft, als er auf den beiden Gebieten der Politik und der Literatur die wichtigste und überraschendste Ausbeute gewährt. Die Briefe Stägemann's, des Staatmanns und Dichters, enthalten freimüthige und in vielem Betracht merkwürdige Aeußerungen über die politischen Zustände in Preußen; Metternichs Briefe haben einen weitgehenden historischen Werth; Heine legte sein geniales Wesen nirgends mit solcher Offenheit dar, wie in diesen an Varnhagen und Rahel gerichteten vertraulichen Briefen, welche von 1823—47 reichen; ebenso erscheint Bettina hier in dem Spiegel ihrer leidenschaftlich begeisterten Aeußerungen. Und alle diese selbstgezeichneten Porträts ergänzt Varnhagen durch von seiner Hand hinzugefügte Züge und feinsinnige Bemerkungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von **Robert Giseke.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Der Hochmeister von Marienburg.** (1410.) Historisches Drama in vier Aufzügen. — **Der Burggraf von Nürnberg.** (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — **Ein Bürgermeister von Berlin.** (1441—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 29. Juni 1865.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Erster Artikel. Von August Henneberger. (Beschluß.) — Ein neuer Band von Gervinus' Geschichtswerk. Von Aurelio Buddeus. — Zur Charakteristik des 19. Jahrhunderts. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Josef Eichmann. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Eine englische Kritik über Grimm's „Michel Angelo"; Ein Gedenkvers Schopenhauer's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Jenseits des Meeres. Ein Trauerspiel von Adalbert Hermann. Celle, Schulze. 1862. 12. 22½ Ngr.

Dieses Stück wurde, wie das Vorwort mittheilt, in n Bericht des münchener Preisgerichts von 1858 sehr envoll erwähnt; der Verfasser hat dasselbe seitdem einer einmaligen Umarbeitung unterworfen. Das wesentlichste oment des Stücks ist folgendes: Dorn hat seine erste au getödtet, um seine jetzige Gattin Gertrud heimfüh- zu können. Diese Schuld verfolgt ihn über den ean in die Urwälder Amerikas und führt endlich zu n tragischen Schluß, welchem Gertrud, sein Sohn, sein hwager und er selbst unterliegen. Das große Beden-, welches gegen diesen Stoff sich aufdrängt, besteht in Erwägung, daß bis zur Katastrophe durch vier Acte durch die Handlung wenig von der Stelle rückt, viel- ir eigentlich nur das qualvolle Bewußtsein begangenen bels, welches den Mörder peinigt, immer von neuem vorgeführt wird. Von Einzelheiten will ich nur er- nen, daß es jedenfalls unzweckmäßig ist, auf Dorn's gnen der That die Worte in den Text einzusetzen:

Eine Stimme.
Du lügst.

Da diese Worte doch nur eine Täuschung seiner auf- gten Phantasie sind und nur in seinem Gewissen, t in der Wirklichkeit ertönen, so wären sie als scenische isung in Klammern zu setzen und müßte es etwa heißen: glaubt eine Stimme sagen zu hören: „Du lügst!"). erdem möchte ich den Verfasser noch aufmerksam ma- auf die unklaren und schwerfällig ausgedrückten Pas- n, die sich neben ganz hübschen Stellen finden. Zur be nur weniges, S. 17:

Ich fühle des Vertrauens ganzen Werth,
Das ihr dem Wunsch gemeinen Wohls ernennt,
Denn dieses Wunsches bin ich mir bewußt.

105:

Nun wird endlich doch
Man seines schönen Waldes wieder froh,
Und möglich, daß das Blockhaus gar noch einmal
Goldschimmernder Gesellschaft Zauber kostet,
Europas prächtigstes Culturproduct —
Nicht wahr, mein Trudchen? Wenn die uns dazu
Musik mitbringt, so walzen wir das Gras
Und jedes Haar der rauhen Sorge ab.

13. Des Livländers Johann Reinhold von Patkul Kampf und Tod. Dramatisch dargestellt frei nach der Geschichte. Vevey, Lesser. 1863. 8. 15 Ngr.

Nach der Widmung scheint dieses Buch der pietätsvollen Gesinnung eines Livländers für seinen patriotischen Landsmann seine Entstehung zu verdanken. In unsere Revue von Dramen gehört dasselbe nur sehr uneigentlich, wie denn der Verfasser selbst durch den von ihm gewählten Ausdruck „dramatisch dargestellt" wol dergleichen hat andeuten wollen. Es fehlt an eigentlich dramatischem Leben; die Personen kommen und gehen und sprechen ganz angemessen, aber die Verbindung und Verknüpfung des Einzelnen zu einem Ganzen ist nicht durchgeführt. Mit der Geschichte geht der Verfasser sehr frei um; wenn er Patkul infolge seiner ersten livländischen Unternehmungen in Riga selbst hingerichtet werden läßt und somit alle seine spätern weltbekannten Erlebnisse streicht, so ist doch wol zweifelhaft, ob man der dichterischen Freiheit so viel zugestehen kann; ja man kann die Frage aufwerfen, ob es nicht für das dramatische Bild selbst von Vortheil sein würde, wenn auch der weitere Lebenslauf des livländischen Patrioten hereingezogen wäre.

Wie das obengenannte Werk aus patriotischem Interesse, so ist

14. Die Märtyrer von Karthago. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Bredt. 1863. 8. 12 Ngr.

wesentlich aus religiösem Geiste hervorgegangen. Und zwar bringt der Verfasser den religiösen Gedanken zu starkem und lebendigem Ausdruck durch eine gebildete und gewählte Sprache. Das Bedenken freilich, daß eine Märtyrergeschichte vermöge der in der Natur der Sache liegenden wesentlichen Passivität der Hauptpersonen der eigentlich dramatischen Handlung (man verzeihe uns diesen tautologischen Ausdruck) entbehren muß, konnte auch hier nicht überwunden werden, obgleich anzuerkennen ist, daß der Verfasser durch den in dem einen Helden

aufdämmernden Zweifel diesen Mangel der äußern Entwicklung innerlich zu ersetzen bemüht gewesen ist. Von der Darstellung, aus der nur wenige Incorrectheiten wie „weit lächerlicher Art" als Comparativ und „flüchtet" als Conjunctiv Imperfecti statt „flüchtetet" zu tilgen wären, diene folgende gelungene Darstellung des Traums der Perpetua, wie sie ihn ihrem Bruder erzählt, als Probe:

So höre denn, was Gott mir offenbarte.
Ich sah im Traume eine Leiter steigen
Hinauf bis in des Himmels blauen Aether,
Wo ihre Stufen meinem Aug' entschwanden.
Doch war sie schmal, daß nur ein einzelner
Vermochte ihre Höhe zu erklimmen.
Zu beiden Seiten strotzten spitze Eisen
Und schränkten enger noch den steilen Pfad.
Es drohten Schwerter, Lanzen, scharfe Messer
Dem Fuße jedes, der nicht mit Bedacht
Den Schritt ermaß, den er zu thun begonnen.
Hinauf, hinauf nur mußten sich die Blicke
Des Steigenden erheben zu dem Ziele.
Und an der Stufen untersten gelegen,
Wand sich ein greulich Ungethüm, ein Drache;
Von ungeheurer Größe war der Wurm,
Verpestend rings die Luft mit gift'gem Hauche,
Der sinnverwirrend auf die Menschen wirkte.
Es lauerte auf jeden, der sich nahte,
Sein blitzend Aug' aus tiefer Schädelhöhle;
Und zähnefletschend schoß das Ungeheuer
Hervor, sobald ein Fuß die Stiege rührte.
Gar viele flohen vor dem wilden Blicke.
Ich stand am Fuße dieser Himmelsleiter
Und schaute dir, der du hinaufgestiegen,
Mit Sehnsucht nach; da wandtest du die Blicke
Und winkend riefst du mir, ich möchte folgen,
Du würdest meiner harren in der Höhe.
Doch warntest du mich vor des Drachen Tücke.
Ich aber sprach: o fürchte nichts, mein Bruder;
Er kann wol drohen, aber schaden nimmer;
Im Namen Jesu wage ich's und wandle.
Und also setzte ich den Fuß dem Drachen
Aufs Haupt, der schnaubend sich im Staube wandte.
(Lies: wand.)
So stieg ich aufwärts. Anfangs nur mit Mühe,
Weil schwere Luft den freien Odem hemmte;
Doch jede Stufe athmete ich leichter,
Bis endlich frei von aller Körperschwere,
Mein Leib in gleichem Schritte mit dem Geiste
Entschwebte in des Himmels lichte Räume.
Du führtest mich in einen schönen Garten,
Der meinem Auge keine Grenze bot.
Da grünte, blühte alles, duftete,
Und strahlte, glänzte alles Licht und Leben!
Inmitten dieses Gartens saß ein Hirte,
Das Angesicht von weißem Bart umflossen;
Und eine Würde in den frischen Zügen,
Wie eines Menschen Antlitz nie sie zeiget.
Um ihn herum, in weitem Kreise, standen
Viel tausend Heilige in weißen Kleidern,
Und sangen Hymnen, Gottes Gnade preisend.
Der Greis erhob sein Haupt und sah mich an
Und winkte mir, zu ihm heranzutreten.
Wohl, Kind! sprach er, daß du gekommen bist;
Und reichte mir von süßem Himmelsbrote.
Ich kniete nieder, faltete die Hände,
Und Amen, Amen! tönte die Gemeinde.
Ich schmeckte noch die Süßigkeit der Speise,
Als eine Stimme aus dem Schlaf mich weckte.

Nur erwähnen wollen wir:

15. Frithjof. Eine dramatische Dichtung von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1863. 8. 10 Ngr.

Das Gedicht ist seiner Bestimmung gemäß, d. h. Operntext ist, vorzugsweise lyrisch gehalten: Handlung und Darstellung sind hier und da etwas verschwimmend, was indessen bei einem musikalischen Drama weniger bedenklich sein dürfte.

Daran schließe sich:

16. Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Acten von Karl Berger. Schaffhausen, Baader. 1864. 8. 10 Ngr.

Man kann vollkommen durchdrungen sein von der epochemachenden Thätigkeit Ulrich von Hutten's und doch bezweifeln, daß dieses rastlos thätige und mit weltgreifendem Erfolg thätige Leben sich vorzugsweise zu einer dramatischen Bearbeitung eigne. Ist doch seine wesentliche Einwirkung eine geistige und speciell litterarische gewesen, und von einer solchen kann uns der Dramatiker doch höchstens Anfang und Ende, d. h. Motive und Erfolg, aber nicht die eigentliche Handlung selbst vorführen. So hat denn auch in dem vorliegenden Drama Franz von Sickingen auf die Stelle und den Namen des Haupthelden mindestens gleichen Anspruch mit Hutten: denn unser Dichter selbst zeichnet sehr schön die Stellung dieser beiden Personen in seinem Drama mit den Worten:

Hutten.

Uns führt das Schicksal nicht umsonst zusammen;
Was du gefühlt, das fasse ich in Worte.

Sickingen.

Und was du sprachst, bekräftige mein Schwert.

Was die Behandlung anlangt, so ist nicht nur anzuerkennen, daß die Farbe der Zeit im ganzen gut wieder gegeben ist, sondern auch eine gewisse dramatische Kraft und Frische, welche sich mehrfach zeigt, lobend hervorheben. Dem gegenüber sind zunächst zu tadeln die langen raisonnirenden Excurse, die die Handlung ungebührlich aufhalten: so Act 2, Sc. 3 das Gespräch über die Berechtigung der angestrebten Reform, Act 2, Sc. 4 die Enthüllungen über die Ungläubigkeit des Klerus, vor allem aber Act 3, Sc. 5 die lange doctrinäre Auseinandersetzung über Bedeutung, Zweck und Werth des Lebens, eine vollständige Lebensphilosophie im Kleinen, die hier so ganz am unrechten Orte steht. Kleinere Bedenken über einige Punkte der Technik, sowie über einzelne Ungenauigkeiten in Ausdruck und in dem Metrum der in Versen geschriebenen Stellen lassen wir auf sich beruhen, glauben aber den Verfasser warnen zu sollen, sich durch die Lebendigkeit seiner poetischen Auffassung nicht zu Excentricitäten hinreißen zu lassen. Wenn er den sterbenden Erzbischof von Trier sich gegen den Tod mit allen Kräften sträuben läßt, so ist das ganz angemessen einem Charakter, der als vollständig an der Welt und ihrer Lust hangend dargestellt ist. Wenn aber dieser Erzbischof, wenn auch in halbem Wahnsinn, die Steine seines Schmuckkästchens verschlingt und dazu die

nicht: „Der Tod soll sie mir nicht entreißen. Nein! ein! Ich will nicht sterben! Will nicht! Ich sage es, r Erzbischof! Ich will nicht!“ — so ist, fürchte ich, e Tragik in Gefahr, in ihr Gegentheil umzuschlagen. ie einfach, durchaus würdig und wirkungsvoll — und mit kehren wir wieder von den Ausstellungen zu dem ch zurück — weiß dagegen der Verfasser den Tod Sickin-n's in Scene zu setzen. Seine Burg ist genommen, selbst zum Tode verwundet.

Richard (von Trier).

Erbrecht die Kästen nnd die festen Schränke! Viel Gold d Silber und Juwelen birgt dies Haus.

Sickingen

(erwachend und unter Schmerzen sich windend, ironisch).

Das ist der Erzbischof; ich kenne ihn an dem Wohlklang ner Stimme.

Pfalzgraf.

Franz! Steht es so schlimm mit dir? Ich bringe Hülfe.

Sickingen

(mühsam sein rothes Baret abnehmend).

Verzeiht, mein werther Lehnsherr! Ich kannte Euch nicht ich; mein Blick ist matt. — Laßt's immer gut sein mit der lse; ich brauche sie nicht mehr. Mein werther Fürst! Ich hte nicht als Euer Feind zu sterben. Mein Vater büßte mit n Leben seine Treue zu Euerm Haus, und wie ich einst des sers Huld verschmähte, bis ich für Euch Verzeihen erwirkt, wißt Ihr. — Ich hatte eine große Rolle Euch zugedacht; tt wollt' es anders!

Richard.

Du unnatürlicher Vetter! Wie konntest du mich und mein d räuberisch überfallen ohne Grund und Ursache?

Sickingen.

Hochwürdigster Herr Vetter! Ohne Ursache geschieht nichts der Welt, und wer ein Mann ist, denkt, bevor er handelt.

Landgraf Philipp von Hessen.

Du hast mich, Franz, mit Krieg schon überzogen, als ich) ein Knabe war!

Sickingen.

Ich habe einem größern Herrn jetzt Rechenschaft zu geben. ll weiter reden, bricht aber zusammen.)

Pfalzgraf.

Ich bitt' euch, edle Herren! Beschwert das Herz des Ster-en nicht mit Vorwürfen; er möge seiner Seele Heil bedenken.

Richard.

Hast du gebeichtet, Vetter, und die Absolution erhalten?

Sickingen.

Ich hab' in meinem Herzen Gott gebeichtet: und — Ab-lion erwarte — ich — in — einem andern — Leben. (Stirbt.)

Pfalzgraf.

Wie er sein Leben lang ein männlich, trotzig, ehrliches lüth bewahrt, so zeigt er es auch in der letzten Stunde sei-Lebens. — Bei Gott, ihr Herren! der Augenblick ist groß! — kt eure Fahnen und entblößt die Häupter. (Zu Richard, er reden will!) Sagt was ihr wollt, hier ist ein Mann rben! (Indem alle die Häupter entblößen und die Fahnen senken uf Richard, welcher trotzig abgeht, fällt der Vorhang.)

Dieselbe Zeit und dieselben historischen Verhältnisse be-elt ein anderes Drama:

17. Franz von Sickingen. Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wahrmund. Wien, Braumüller. 1864. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser führt in geistreicher und patriotischer Darstellung die Reformbestrebungen Sickingen's und seines Freundes Hutten uns vor. Das unglückliche Ende dieses Versuchs begründet derselbe auf die Hartnäckigkeit, mit der sein Held daran festhält, mit dem Adel und für den Adel die Fürstenmacht zu bekämpfen, statt, wie der weiter blickende Hutten räth, an das ganze Volk sich zu wenden. Einzelne Volksscenen und Aehnliches ist in Prosa gehalten und den Shakspeare'schen Mustern nachgebildet, jedoch auch mit eigenem freien Humor ausgestattet: der Monolog aber, welcher (Act 4, Sc. 4) die Betrachtungen des Hofnarren über sein Gewissen und seinen Magen dialektisch durchführt, übershakspearet Shakspeare für unsern Geschmack mindestens durch seine Länge. Auch hier sind zu viel Gespräche und theoretisirende lange Exposés, und auch in Bezug auf manche technische Einzelheit ließe sich manches erinnern. Ich will aber den Dichter nur noch auf den Bau seiner Verse aufmerksam machen, in denen er zu viel Alexandriner zugelassen und auch manche Härte nicht vermieden hat. Zur Probe des Ganzen hebe ich den Schluß aus, den Tod Sickingen's. Ich würde gern die ganze gelungene Scene zur Vergleichung mit dem vorigen Drama mittheilen; sie ist aber für den mir zugemessenen Raum zu lang, und so beginne ich mitten in den Abschiedsworten des sterbenden Helden:

Sickingen.

— — — — — — — — — — —
Nun geht's ans Sterben und ich fühl' in mir,
Wie meine Seele wächst. Sie will hinauf,
Zurück zum Schos der ew'gen Gnade,
Draus sie geboren ward. Es zieht und dehnt
Und reißt sich hoch hinauf. Mein Fuß berührt
Die arme Erde; doch mein Scheitel reicht
Schon an den Himmel. Diese Erde wär'
Ein schlechtes Spielzeug nur für meinen Fuß noch,
Wenn sie nicht euch noch trüg', ihr Lieben, Treuen,
Und unser Volk, bei dem mein sterbend Herz ist.

Pfalzgraf.

Sein Blick ist starr und schwimmt wie über Wogen,
Die kommender Dinge Bilder zu ihm tragen.

Hutten.

Es hebt der Tod vom Aug' noch jeden Schleier,
Eh' er des Schauens Kraft ihm ganz benimmt.

Sickingen (sich erhebend).

Kommt her, ihr alle. Tretet her, ihr Herren,
Ihr Fürsten deutschen Volks, — kommt, — tretet nah!
Hört, was ein Sterbender erschaut im Geist!
Ich flieg hinüber über dies Jahrhundert
Und die ihm folgen, raschen Blicks,
Als wie ein Reiter über Maulwurfshügel.
Ich schau' und weine, denn mein Geist erblickt
Nur Kampf um Kampf und blut'gen Streit und Tod,
Tod zehnfach, hundertfach, denn Deutschland schau' ich
Gespalten in zwei Lager, — seh' die Deutschen
Die Schwerter stoßen in der Brüder Herzen,

Seh' deutsche Schwerter morden deutsche Weiber,
Und Frucht und Hoffnung ihres Leibs erblick' ich
An deutschen Speeren zappeln! O unnennbar,
Entsetzlich Weh! Ich kann nicht scheiden so
Von dieser Erde, — nicht mit diesem Blick,
Der durch Jahrhunderte sich zieht, — geschleppt
In Höllenqual mein starrend Aug'
Von Brudermord durch Brudermord zu Brudermord, —
Geschärft die Todeswaffen durch die Fremden, Fremden!
Und Gottes Wort ist Vorwand solchen Mordens!
O Herr, laß mich mit diesem Blick nicht scheiden,
Gib meiner Seele weiterhin zu schaun!
O Jammer, Jammer! Muß doch solche Noth
Den Stein erbarmen! — Herr, zeig' mir das Ende! —
Und will denn dieses Volk sich nicht besinnen
Von so verruchter Thorheit? — Ja! Ja, Herr!
Dein Herz erbarmt's! Du hast genug gezüchtigt;
Ich seh' sie stehn — beschämt, — ein neu Geschlecht
Voll Scham und Zorn blickt weinend nur zurück,
Zu tilgen Väterschuld in Enkelthränen —
Steht Mann an Mann, spricht Trost sich ein und Muth,
Eint seine Herzen all in Einer Liebe,
Und harten Willens, zäher Kraft ertrotzt's,
Erstreitet's von der äußern Dinge Ungunst,
Die du als Uebung seiner Kraft geschaffen,
Sich höchste Güter, die ihm nie entraffen
Die Zeit wird bis ans Ende dieser Dinge! —
Dank, Herr, mein Gott! — Nun, müde Seele, schwinge,
Die Erde segnend, dich zu Gott empor,
Zieh' ein zur Gnade durch das Himmelsthor!

18. Tilly. Trauerspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege. Vom Verfasser der „Sieben vertraulichen Briefe an Napoleon III." München, Lentner. 1864. 16. 20 Ngr.

Der Verfasser dieses Dramas steht auf dem Standpunkte Onno Klopp's. Tilly ist ihm „einer der größten Feldherren und edelsten Menschen seiner Zeit"; Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Menschlichkeit zierten denselben und „er war überdies im vollen Sinne des Worts ein echter deutscher Mann". Der Verfasser hat es sich nun zur speciellen Aufgabe gemacht, diesen Klopp'schen Entdeckungen durch sein Drama den Eingang in das Volk zu bahnen, und er hat sogar manche Stelle aus Klopp und dessen Nachfolger Keym, wie er selbst sagt, wörtlich in sein Schauspiel aufgenommen, weil er sich kaum zutraute, es treffender und passender sagen zu können. Ich brauche nun wol kaum ausdrücklich zu bemerken, daß ich mit meiner historischen Auffassung zu diesen modernen Entdeckungen und Verherrlichungen Tilly's in so entschiedenem Gegensatz stehe — wie wahrscheinlich die meisten Leser d. Bl. Wir kennen alle die vielen weltlichen Motive, die im Dreißigjährigen Kriege mitspielten. Wenn aber der Verfasser mit Entschiedenheit erklärt, daß der Krieg, von den Feinden Deutschlands angestellt, mit der Religion nichts zu thun gehabt habe und die Völker durch lügnerische Vorspiegelung von Gefahr für ihren Glauben in „die Rebellion gegen Kaiser und Reich" hineingehetzt worden seien, so schlägt diese Ansicht aller Geschichte so offen ins Gesicht, daß man sich verwundert fragt, ob der Verfasser, der sich überall als gebildeten Mann zeigt, niemals etwas von einem zerrissenen Majestätsbrief und von kaiserlichen Gegenreformationen gehört hat? In seiner Geschichtsauffassung also stehe ich dem Drama feindlich gegenüber; soll ich aber über das Drama als solches urtheilen, so muß ich sagen, daß das Stück als Erstlingswerk Lob und Beachtung verdient.

Wie der Verfasser dazu kommt, sich zu beklagen, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, die Einheit der Zeit und des Orts durch das ganze Stück zu beobachten, kann ich mir nicht erklären: hätte er diese längst überwundene Schranke lieber auch für die einzelnen Acte aufgegeben, so würde sein Stück an Lebendigkeit gewonnen haben. Das Buch tritt sehr stattlich vor uns auf mit Vorrede, Prolog, Vorspiel und Drama in vier Aufzügen. Aus der Vorrede füge ich zu dem schon Mitgetheilten die Bemerkung des Verfassers bei, daß die „Schlacht bei Breitenfeld den Wendepunkt in Deutschlands Geschicken bilde; niemals seit jenem Unglückstag hat es sich zur frühern Macht und Stellung ermannen können" — ein Wendepunkt, den die meisten Deutschen um mehrere Jahrhunderte zurückdatiren werden. Der Prolog legt der Germania wohlgemeinte Betrachtungen und Wünsche für Deutschland in den Mund, die man unterschreiben kann. Das Vorspiel enthält die Exposition des Stücks in einer Unterredung von Bürgern und Offizieren über die Verdienste Maximilian's von Baiern und Tilly's. Wenn wir hierbei und bei der kategorischen Prädicirung der Böhmen als Rebellen unser Urtheil reserviren, so haben wir in dramaturgischer Beziehung das Bedenken, daß zu viel gesprochen wird und der Auszug Tilly's am Schluß die einzige Handlung ist. Aber geschickt gemacht ist der Dialog, sowie das ganze Stück hindurch die Natürlichkeit und Lebendigkeit der Gespräche erfreut. Wenn Gustav Adolf im ersten Aufzug von Frankreich aufgehetzt genannt wird, so gilt das obige Reservat; sowie auch hier das ästhetische Bedenken eintritt, daß die Ernennung Tilly's zum katholischen Feldherrn und die Annahme des Amts „in Gottes Namen und für die deutsche Ehre" die einzige Handlung ist. Der zweite Act spielt in Magdeburg, an dessen Brand Tilly natürlich vollständig unschuldig ist; ja der Verfasser zeichnet ihn hier nicht nur tolerant, sondern beinahe sentimental. In dramatischer Beziehung aber ist dieser Act sehr lobenswerth durch die reiche und lebendige Bewegung, womit ihn der Verfasser erfüllt hat. Aus dem folgenden Aufzug, der unmittelbar nach der Schlacht bei Breitenfeld spielt, will ich nur die wunderliche Erfindung erwähnen, daß leipziger Studenten nach Halle sprengen, um sich dem geschlagenen Tilly, „dem echten deutschen Mann", anzuschließen unter einem Lied auf die schwarz-roth-goldene Fahne! Der letzte Aufzug endlich enthält den Tod Tilly's. Die Figur der Klara, welche der Verfasser hinzugefügt hat, ist ziemlich müßig oder dient wenigstens nur, Tilly's Edelmuth zu offenbaren, wird aber im Verfolg des Stücks offenbar überflüssig. Im allgemeinen aber kann ich mich, wie gesagt, der historischen Tendenz des Stücks gegenüber nur protestirend verhalten, will jedoch um so weniger die glücklich angebrachte Lokal- und Localfarbe der Sprache, sowie die Gewandtheit und Lebendigkeit verkennen, welche der Verfasser, noch der

ch seine Absicht eingeengt, bei diesem seinem Erstlings-
ma an den Tag gelegt hat.

Ich reihe hieran ein anderes in Baiern erschienenes
auspiel:

Rakoczy und Pandur oder die Entdeckung der Heilquellen in Kissingen. Historisches Originalschauspiel in drei Acten von Ludwig Thürmayer. München, Finsterlin. 1865. 16. 10 Ngr.

Der Gedanke, die beiden berühmten kissinger Quellen
oczy und Pandur zum Titel und Vorwurf eines
mas zu machen, ist allerdings wundersam genug; in-
n muß ich doch sagen, daß der Verfasser aus seinem
ff ein Schauspiel geformt hat, welches immerhin auf
: der beiden münchener Volksbühnen gern gesehen wer-
wird.

Wir schließen unsere diesmalige Ueberschau mit

Lady Seymour. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Bacher. Berlin, Abelsdorff. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.

„Our last, not least", können wir mit König Lear
diesem Drama sagen, welches von einem unzweifel-
n Talent Zeugniß gibt. Der Verfasser hat es ver-
en, für die Handlung seines bürgerlichen Schauspiels
Interesse wach zu erhalten, ja dasselbe zu steigern.
liegt über dem Ganzen eine gewisse tragische Stille
Gemessenheit, die in der rhythmisch gestalteten Prosa
gut ausprägt. Zu tadeln ist neben einigen kleinen
kömmlichkeiten des Ausdrucks, die sich zum Theil in-
wol auf Druckfehler zurückführen, die stellenweise zu
: Weitläufigkeit der Ausführung und vor allem der
häufige Gebrauch, welchen der Dichter vom Monolog
t. Der Monolog ist ein dramatischer Nothbehelf, um
e Vorgänge und Seelenstimmungen der auftretenden
nen dem Zuschauer vorzuführen, manchmal nicht ver-
ar, aber doch möglichst zu beschränken und durch
g und Handlung zu ersetzen. Wenn wir aber von
Ausstellungen, die noch dazu leicht zu beseitigen
werden, absehen, so bleibt ein wirkungsvolles Schau-
welches durch Furcht und Mitleid, wie die Vor-
des Aristoteles es will, die Leidenschaften reinigt
die Zuhörer durch einen natürlichen und der poeti-
Gerechtigkeit entsprechenden Schluß versöhnt entläßt.

---

nd hiermit für jetzt genug. Indem ich von der bun-
leihe dramatischer Erzeugnisse scheide, die ich in der
aligen Ueberschau den Lesern d. Bl. vorgeführt habe,
: ich nicht ohne einen Wunsch guter Vorbedeutung
en Dichtern Abschied nehmen. Und welchen bessern
ch könnte ich ihnen widmen, als daß möglichst vie-
n ihnen der Zugang zu der wirklichen und leibhaf-
Bühne für ihre Dramen sich öffnen möge? Denn
mittelbarkeit der Scene ist zugleich das Ziel und
chule des Dramatikers.

August Henneberger.

Ein neuer Band von Gervinus' Geschichtswerk.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Siebenter Band: Innere Zustände der europäischen Staaten im dritten Jahrzehnt. Leipzig, Engelmann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Mit dem in zwei Hälften ausgegebenen siebenten Bande reicht das gefeierte Gervinus'sche Werk bis zur französischen Julirevolution heran. Indem es die „innern Zustände der europäischen Staaten im dritten Jahrzehnt" behandelt, entrollt es gewissermaßen die nächsten Abschlüsse der äußern Geschichtsgänge, welche die vorhergehenden Bände am Leser vorübergeführt haben. Gruppiren wir hier nochmals mit zwei Worten ihre Haupttitel. Von der „Herstellung der Bourbonen" (Bd. 1) wurden wir durch den „Wiener Congreß" zu den „Reactionen von 1815—20" (Bd. 2) geleitet; an die „Revolutionen der romanischen Staaten in Südeuropa und Amerika" reihte sich deren „Unterdrückung" in Italien und Spanien nebst der Geschichte der „Fürstencongresse in Troppau, Laibach und Verona" (Bd. 3 und 4); als in sich geschlossenes Bild schritt endlich (Bd. 5 und 6) der „Aufstand und die Wiedergeburt von Griechenland" vorüber (angezeigt in Nr. 15 d. Bl. f. 1862 und Nr. 1 f. 1863). Hiermit war der formelle Anschlußpunkt des vorliegenden Bandes gegeben, welcher vom Osten nach Deutschland zurückkehrt, dann die Schweiz, Italien, Spanien und Portugal, Großbritannien und Irland, die Niederlande behandelt und in Frankreich mit den vorbereitenden Bewegungen der welterschütternden Revolution von 1830 unmittelbar am Ausbruche der Katastrophe endet. Ein fast unermeßliches Material, zusammengedrängt auf den verhältnißmäßig knappen Raum von 47 Druckbogen! So können auch wir, den uns vergönnten Raum berücksichtigend, keine erschöpfende Abspiegelung des Werks, sondern nur die Hervorhebung besonders prägnanter Momente und den Hinweis auf unwillkürlich in die Augen springende Parallelen unserer Gegenwart versuchen.

Dem berühmten Verfasser selbst scheint sich zunächst das Bedürfniß aufgedrängt zu haben, vor dem Beginn des hier geschilderten Acts des von ihm dargestellten weltgeschichtlichen Dramas dem Leser die Principien seiner historischen Anschauung und die leitenden Ideen seiner Darstellung vorzulegen. Ueber den „Zusammenhang der geschichtlichen Zustände und Ereignisse in den Staaten Europas" verbreitet er sich einleitend, ehe er die Geschichtserzählung wieder aufgreift, deren Zügel er, obgleich fortan „in vielspännigem Geschirr" fahrend, nach dieser Verständigung „unverschlungen in fester Hand zu halten" glaubt, da „nur den einzelnen Fäden und allen den Bewegungen, die sie lenken, mit gleicher Aufmerksamkeit zu folgen einiger Anstrengung bedürfen wird".

Angesichts jener „auffallenden Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit in den Zuständen fast aller europäischen Staaten" während der bisher geschilderten Perioden, gilt es dem Geschichtschreiber als Zeugniß „von einem großen Mangel geschichtlicher Kenntniß", daß diese Gemeinsamkeit weitreichender „Wirkungen und Gegenwirkungen von einerlei

Anstößen über die ausgedehntesten Erdräume hin" die erschreckten Machthaber nicht anders erklären zu können glaubten, „als durch die Annahme einer allumfassenden Verschwörung einverstandener Unruhstifter, deren Wirksamkeit sie denn auch nicht anders glaubten begegnen zu können, als durch die ebenso gleichgerichteten Gegenstrebungen ihres fürstlichen Gemeinbundes, der Heiligen Allianz". Denn dieser ganz innerliche Zusammenhang der Entwickelungen durchziehe überhaupt die ganze Weltgeschichte; ihn nachzuweisen sei des Geschichtschreibers Aufgabe; „und es liegt in der Natur der Sache selbst, daß an die Erzählung jeder neuesten Geschichtsperiode die Forderung dieser Nachweisung immer schärfer und bestimmter gestellt werden darf" — da ihr die großen materiellen Verkehrs- und geistigen Hülfsmittel der modernen Welt zu Gebote stehen. Ja fast scheint es, als ob unser Geschichtschreiber in der „zunehmenden Vertrautheit mit den Gesetzen der Geschichte" und in „einer steigenden Bewußtheit des Handelns, die den instinctiven Massentrieb aus der Zahl der geschichtlichen Triebfedern unterweilen ganz scheint entfernen zu sollen", die Offenbarung eines Bewußtseins des geschichtlichen Urtheilens und Handelns erblicke, welches (bei den Franzosen vor der Julirevolution) so weit gegangen, „daß man, die Gegenwart an analogen Zuständen einer entlegenen Vergangenheit construirend, die Zukunft, der man zulebte, in sicherer wissenschaftlicher Weissagung voraus angab, daß man, im Sinne dieser Prophetie Zwecke und Handlungen bemessend, mit dem Willen frei erstrebte, was die Erkenntniß als unvermeidlich bevorstehend dargestellt hatte".

Sollte jedoch die Annahme solcher historischen Prophetie, in dieser Allgemeinheit hingestellt, soweit sie das geschichtliche Urtheilen angeht, denn doch nicht dem Eritis sicut deus, scientes malum et bonum, und somit das historische Handeln dem bekanntlich viel beanspruchten, doch unproductiven „Geschichtemachen" gewisser politischer Coterien in etwas bedenklicher Weise die Hand bieten? Indem die naturgewaltige Großartigkeit der „Wirkungen und Gegenwirkungen von einerlei Anstößen" unserer Anschauung in dieser Weise wesentlich entschwindet, erhält da nicht „die Annahme einer allumfassenden Verschwörung", welcher die erschreckten Machthaber in praxi „ebenso gleichgerichtete Gegenbestrebungen ihres fürstlichen Gemeinbundes" gegenüberstellten, beinahe eine historisch-politische Berechtigung? Anders mindestens als aus solchem Widerstreite zwischen Auffassung und Schlußfolgerung scheint uns kein Pragmatismus erfindbar, welcher theoretisch zwar das subjective Moment so ganz aus der Geschichte entfernt, daß „jede Volksgeschichte in dem Drama der ganzen Menschheitsgeschichte nur als eine einzelne Scene sich darstellt", und praktisch dennoch für die innere Erklärung der gesammten darzustellenden Epoche „vollständig vorbereitet ist, sogleich jene nicht sowol treibende als stillstehende Kraft zu vermuthen, die wir in dem österreichischen Staatswesen so thätig für die Zwecke allgemeiner Unthätigkeit gefunden haben".

Das Weltgesetz der Menschheitsgeschichte, welches wir kennen lernen sollten, zieht sich in ein einzelnes Staatswesen zurück, in ein Staatswesen, welches nicht blos jetzt stillsteht, sondern auch unwiderstehlich den Stillstand erzeugt, und zwar wieder durch die Macht eines einzelnen Menschen, durch Metternich! Metternich übt somit eine ganz gleiche Omnipotenz, das weltgeschichtliche Gesetz verfällt ihm gegen an „eine undefinirte Hegemonie, einen Einfluß ohne Recht und ohne Grenze über ganz Europa hin". Ja nicht einmal Metternich allein vermag es, diese immensurable Macht zu üben, sie ist gar nicht einzig an seinen Geist gebunden; er gewinnt z. B. den Nachfolger Alexander's für sein Princip und „nicht allein in jener heimischen Regierungsweise sollte sich Kaiser Nikolaus ein Adept der österreichischen Staatsweisheit bewähren, sondern auch in den fremden Gebieten, die sein Einfluß erreichte, sollte er sich um die Ausbreitung dieses Regierungssystems verdient machen".

Unsers Erachtens mußte es doch eben in der Zeit selbst liegen, daß sie solchen Beherrschungen verfallen konnte, und die Männer, die sie übten, konnten die Zeit nur so weit machen, als sie selber nebst ihrem System aus den Geistesbewegungen hervorgingen. Man erinnert sich dabei sogar fast unwillkürlich gerade eines Metternich'schen Worts, welches uns in den aus dem Nachlaß Varnhagen von Ense herausgegebenen „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim" begegnet. „Aus solchen Elementen geht am Ende etwas hervor", schreibt Metternich mit Bezug auf jene historiographische Manier, welche an einer unendlichen Kette der Motive zurückgeht, um die Geschichte als Rebus der Cabinetspolitik aufzulösen, „welches den Namen Geschichte trägt, und genau genommen dennoch nichts anderes ist als Elemente, aus denen Wahrheit schillert; das Was beweist die That, das Wie bleibt im Zwielichte."

Es ist bemerkenswerth, daß bei dem eminenten Einflusse, welcher dem österreichischen System auf die Reactionsperiode und speciell auf die Innerzustände der europäischen Staaten während des dritten Jahrzehnts beigemessen wird, Oesterreich selber in dem vorliegenden Bande auffallend kurz und nur mit Rücksicht auf Ungarn besprochen wird. Th. von Bernhardi sagt allerdings in seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31" zur Rechtfertigung der außerordentlichen Sparsamkeit seiner Mittheilungen von dessen innerm Staatsleben, es müsse, außer an Rußlands gewaltigem Einfluß im Rathe der europäischen Mächte, daran erinnert werden, „daß seine allgemein geschichtliche Bedeutung bisjetzt überhaupt überwiegend in seiner auswärtigen Politik, weniger in seinem innern Leben zu suchen war". Aber läßt sich dieser Satz in der bezeichneten Weise auch vollberechtigt auf Oesterreich anwenden? Die Frage drängt sich unwillkürlich auf, indem Gervinus Oesterreich's inneres Leben mit Rußland in unmittelbarste Beziehung bringt. Denn es sei für Metternich namentlich der Einfluß, welchen die russischen Machthaber in seinem Sinne über ihr Bereich geübt, meint er, eine große Erleichterung gewesen, um „im eigenen Hause den gewünschten Frieden des mustergültigen Ruhestandes zu erhalten.

Europa zum Vorbild stellte". Das auf Divide et
era angelegte System habe indessen nach seinem Grund-
icip nicht gestattet, „selbst nicht zum Vortheil der Re-
ung, davon irgendeinen beunruhigenden Gebrauch zu
hen". Habe auch Metternich's Selbstgefälligkeit Sinn
Urtheil bis zur Ertödtung abgestumpft, ja selbst die
e Aufmerksamkeit verloren „auf die verborgenen Zer-
ngen der alten Zustände, welche um jeden Preis soll-
aufrecht erhalten werden", so habe doch „die Gewöh-
g an eine mechanische Existenz" ausgereicht, das Uhr-
der Staatsmaschine in dem ruhigen Gange zu er-
n, „der das Ideal des Kaisers Franz war", weshalb
dem dritten Jahrzehnt in Oesterreich nichts anderes
htet werden könnte, als was von den vorausgegan-
n Jahren gesagt worden ist".

Es mag sein, daß für eine pragmatische Aufklärung
innern Möglichkeit eines derartigen Staatszustandes
nöthige Material erst einer spätern Zeit zu Gebote
n wird. Allein weit auffallender und nahezu unver-
ich erscheint die vollständige Uebergehung Preußens
l als selbständiger Staat, wie als selbständiger poli-
r Motor des im Gervinus'schen Buche behandelten
bschnitts. Nur in den einleitenden Sätzen zu den
ndesverhältnissen" finden sich einzelne hierher bezüg-
Bemerkungen, welche auf die Darstellungen des öster-
sch-preußischen Verhältnisses in frühern Bänden zu-
erweisen. Oesterreich habe von da an seinen Einfluß
erlin benutzt, „um mit Hülfe der eingejochten Schwe-
acht das übrige Deutschland durch die Bundesver-
lung zu beherrschen, an der sich Preußen, unselb-
iger als das kleine Würtemberg, in unwürdiger Un-
irfigkeit annullirte". Warum duldete aber Preußen
rreichs Bestrebungen, „das deutsche Land wie Un-
und Italien zu einem bloßen geographischen Begriff
achen, um es mitsammt Preußen in seiner Unter-
gkeit zu halten"? Gervinus entwickelt die Antwort
der, aus Welcker's „Urkunden" bekannten „Denkschrift
preußischen Staatsmannes von 1822". Er sagt:

Zwischendurch klügelte Preußen aus, wie es die Thatsache
Oesterreichs Verdrängung aus Reich und Reichsherrschaft
en könnte, um unter einer heuchlerischen Aufrechthaltung
engen Allianz mit dem Bruderstaat, die um der allge-
n europäischen Politik willen räthlich erschien, ihm that-
j die Sympathie in Deutschland zu entwinden.

Damit sei freilich nichts erreicht worden, als die „in-
Verbindung" der wesentlich antagonistischen Großstaa-
Die feine Schlinge, welche „die preußische Bundes-
Oesterreich stellte", sei jedoch von dem „äußerst subtil
inenen System" der erwähnten Denkschrift ebenfalls
sten gewesen. Nämlich

nzelstaaten unmerklich an sich ziehen, am Bunde Oester-
ie so systematisch gesuchte Initiative der politischen Polizei,
ederhaltung des repräsentativen Systems überlassen, im
(aber in der Regel mildernden) Anschluß an Oesterreich
e passive Rolle zurücktreten, bei reinen Privatstreitigkeiten
stimmung auf das strenge Recht gründen, „zuweilen,
nicht zu oft" einen berechneten Act von Selbständigkeit
eine vollständige Entwickelung der Bundesgesetzgebung
ördern, aber die Ueberzeugung aufrecht erhalten, daß man
eine Verletzung der constitutionellen Bundesformen nicht zuge-
ben werde.

Zur Durchführung eines so fein zugespitzten Intriguen-
spiels habe es indessen in Preußen eines andern Staats-
hauptes, anderer Minister (Graf Bernstorff), anderer Di-
plomaten („Preußens Vertreter in Wien, der albernste
aller Menschen, der Fürst Hatzfeld, kroch vor Metternich
auf den Knien") und „eines andern politischen Instincts
bedurft, als das berliner Cabinet bis heute bewährt hat".
Als Oesterreich auf die Epuration des Bundestags los-
steuerte, sei diese Schlinge „von Preußen selbst zerrissen"
gewesen, und indem Preußen in allen retrograden Maßregeln
(wie Demagogenverfolgung, mainzer Untersuchungscom-
mission u. s. w.) jenes noch überbot, fiel es in die —
meint Gervinus — „ihm von Oesterreich gestellten Fallen".

Unwillkürlich drängen sich Parallelen dieser 40 Jahre
zurückliegenden Zustände mit unserer unmittelbaren Gegen-
wart auf. Ist es doch sogar, als wäre es von heute gesagt:

Deutschland war unausbleiblich zur Nichtigkeit verurtheilt,
wenn und solange die Vereinbarung Oesterreichs und Preußens
zum Misbrauch des Bundes und zur Unterdrückung aller freiern
Bewegung, die für die kleinen Staaten die Bedingung ihrer
Lebensfähigkeit war, Bestand und Dauer erhielt.

Nur daß damals die Initiative dieser Richtung bei
Oesterreich stand, wie heute bei Preußen. Doch auch das
„liberale Triumvirat" am Bundestage, welches dieser Vor-
machtspolitik opponirte, Würtemberg und beide Hessen,
findet bei Gervinus keine volle Indemnität für seine Taktik
wie für das Unterliegen seiner Bestrebungen. Selbst Wan-
genheim, dem einzigen consequenten, weil der Uebereinstimmung mit seinem Fürsten bewußten Vertreter dieser
„mittelstaatlichen" Politik, wie man es heute nennen würde,
fehlte trotz seines unzweifelhaft principiellen Liberalismus,
und abgesehen von der unbeherrschbaren Frivolität seiner
Spottsucht, die tiefere nationale Begründung. Lepel und
Harnier, die bekanntlich spätere Zeiten auf ganz andern
Seiten fanden, entging von vornherein der zuversichtliche
Rückhalt am eigenen Cabinet. Der Freisinn aller blieb,
ein echtes Kind seiner Zeit, ohne bestimmte Zielpunkte,
und die Mittel, mit denen er Metternich entgegenwirkte,
standen moralisch und geistig kaum höher als dessen eigene.

Es war ein unsaglicher Schade, daß dieser Opposition des
würtembergischen Königs und seines Bundesgesandten bei all
ihrer Grundsätzlichkeit der tiefe Ernst der Ueberzeugung und
Pflicht, daß ihr das strenge Maß des Rechten und Verständigen
in den Sachen, des Schicklichen und Zweckdienlichen in den
Formen abging, daß sie daher Blößen und Vorwände gab, die
den Gegnern ihr ohnehin nicht schweres Spiel erleichterten.

Da mußte denn ganz natürlich endlich blos die mecha-
nische Wucht der größern Macht und des stärkern Ein-
flusses den Sieg entscheiden. „Die Opposition des kräf-
tigsten Fürsten, die dem «reinen Deutschland» eine wirk-
lich bundesgenössische Stellung neben den Großmächten
hatte sichern wollen, fiel so zu Boden."

Sehr schlagend weisen freilich die weitern Ausführun-
gen nach, daß der Fehler auch keineswegs blos bei den
Fürsten und Diplomaten gesucht werden dürfe. Vielmehr
war der Sturz dieser Politik „wesentlich mitverschuldet
durch die politische Unmündigkeit in Deutschland, wo

unter Fürsten und Volk der Sinn und das Ziel dieser Widersetzung nicht gefaßt ward und ihr Ausdruck nur in den phantastischen Kreisen der Jugend ein schwaches und falsches, gebrochenes Echo fand. Ganz so, wie vierzig Jahre später (1864) bei dem grellen Anlaß einer schreienden Vergewaltigung des Bundes durch die Vormächte die bundeswidrige Anmaßung und die Schmach ihrer Erduldung in der kleindeutschen (in der Bedeutung von «kleinstaatlich» von Gervinus gebraucht) Bevölkerung wol bitter empfunden ward, die Mittel der Gegenwirkung aber nur halb begriffen, gänzlich aber unergriffen blieben". Das südwestliche Deutschland besitze zwar den „nationalen Instinct, patriotische Zwecke zu setzen", nicht aber den „politischen Takt, zu praktischen Zwecken die praktischen Mittel zu erkennen und zu ergreifen". Diese Unfähigkeit zum Handeln sei es — doch welcher Art er sich die „selbständige Action" des Volks denkt, läßt der Verfasser für damals und heute ebenfalls unangedeutet und unerkennbar —, „die sich dann gern hinter den Vorwand oder die Vorneigung versteckt (die das wahre Kennzeichen des noch kindischen Alters der politischen Einsicht ist), lieber nichts zu wollen, wenn nicht alles zu haben ist, und immer auf Fürsten und Regierungen zu warten, zu provociren, zu schelten, um sich nur selbst nicht regen zu müssen". So habe man damals Sympathien für eine Kaiserschaft des Königs von Würtemberg gehabt, „ohne daß sich eine Zunge oder Hand bewegte, zunächst seine bundesgenössische Haltung zu unterstützen. Und so wurden 40 Jahre später die kleinen Fürsten der Unschlüssigkeit und Uneinigkeit angeklagt, die doch nur die schwere Schuld der Bevölkerungen ist, ohne deren einige und entschlossene Bereitschaft die Fürsten nichts vermögen. Nur vor versammeltem Regimente hat es einen Sinn, die Fahne zu entfalten." Vollkommen treffend; aber die entschlossene Bereitschaft einer selbständigen Action der Bevölkerungen, welche unter gemeinsamer Führung vor versammeltem Regimente ihre Fahne entfaltet hätte, wäre zweifelsohne damals und ganz bestimmt heute von den vormächtlichen Geschützen — erinnern wir uns doch der preußischen Worte und Thaten — einfach als Rebellion „weggeblasen" worden; und Deutschland zugleich. Dann wäre freilich erreicht worden, „lieber nichts zu wollen, wenn nicht alles zu haben ist".

In nichts offenbart sich aber die damalige politische Unmündigkeit und der Mangel eines concreten Zielpunkts des gegen die Metternich'sche Politik reagirenden Liberalismus deutlicher und betrübender, als in den Geheimbünden, von deren Geschichte, wie von den bekannten Verfolgungen und Untersuchungen Gervinus ein erschreckend farbensattes Bild entrollt. Man kann heute die Gräßlichkeit des frivolen Leichtsinns in dieser Sache, bei welcher es sich um Lebensglück und Freiheit von Hunderten und, aus dem Gesichtspunkte der Machthaber, doch wesentlich um die Existenzfrage der socialen und politischen Ordnungen Gesammtdeutschlands, ja Europas handelte; man kann heute, sagen wir, die Gräßlichkeit der leichtsinnigen Frivolität, womit die Sache behandelt ward, kaum mehr ermessen, wenn z. B. der „elende" preußische Gesandte in Wien, Fürst Hatzfeld, in seinen gegen die Verfolgten u. Verdächtigen wüthenden Berichten der Verhältnisse so un. mächtig ist, daß er sogar die Namen verwechselt und ic. Hormayr Hormann, statt Murhardt Muchardt, statt S. von Dörring de Wette u. s. w. nennt oder gedankenl. sonstwie die Personen zusammenwirft. Ob es damit z. sammenhing, daß die Angeklagten gerade in Preußen de. zehn- bis sechzehnjährige Festungshaft erlitten, während andern Staaten die gleiche Schuld mit ein bis sechs Je. ren bestraft wurde, in Baiern sogar, wennschon n. empörender Untersuchungshaft, straflos durchkam, ist a. aus der Gervinus'schen Darstellung nicht zu erkennen.

Indem die Geschichtserzählung auf das einzelstaatl. Leben übergeht, constatirt sie zunächst, daß, nachdem d. Bundestag durch Oesterreich „als eine heilige Allianz f. Kleinen" gehandhabt war, um die mit der großen und für Europa angestrebten Zwecke in Deutschland „mit a. Art Berechtigung" zu verfolgen, „die nominelle Un. hängigkeit der kleinen Staaten eine thatsächliche Abhän. keit von Oesterreich geworden war".

Man braucht über die Ausschließlichkeit dieses b. rischen Axioms nicht gerade debattiren zu wollen, d. sich doch der Erinnerung an ein paar Gegenaxiome[*] vielberufenen Bismarck'schen Circulardepesche vom 24. nuar 1863 entschlagen zu können. Herr von Bis. sagt dort:

Ich habe den Grafen Karolyi daran erinnert, daß in Jahrzehnten, die den Ereignissen von 1848 vorhergingen. stillschweigendes Abkommen zwischen den beiden Großm. vorwaltete, kraft dessen Oesterreich der Unterstützung Preu. in europäischen Fragen sicher war und uns dagegen Deutschland einen durch Oesterreichs Opposition verkümmerten Einfluß überließ.

Und dann weiter:

Daß Hannover und Hessen seit 100 Jahren vorwieg. den preußischen Einflüssen gefolgt seien und daß in Epoche des Fürsten Metternich die genannten Staaten aus Wien aus ausdrücklich in jener Richtung gen. worden seien.

Mindestens ganz unbestritten war also die „österreich. Suzeränetät" bestimmt nicht. Doch wenn auch; „d. stitutionellen Ordnungen in Deutschland, ohnehin n. unmündiger Kindheit befangen, nun durch die Contre. weitüberlegenen absoluten Mächte in ihrem Wach. absichtlich zurückgehalten, sanken so zu einem bloßen Z. bilde herab". Die Ideale und Entwürfe der Jugen. das Gesammtvaterland zerrannen, der 1813 k.

[*]) Auch politisch bemerkenswerth ist eine hierhergehörige Ä. welche, nahezu beiläufig, in einer soeben erschienenen juristischen A. lung des Obertribunalraths Hofacker über Abschaffung der T. bei Berührung der auf Richter unbewußt wirkenden Einflüsse ge. Sie lautet: „Die Urtheilsfindung bei dem 1824—26 untersuchten «Jugendbund» variirte, je nachdem die Richter Deutschland w. weniger unterwühlt, am Raube der Revolution glaubten und den B. bund für gefährlich hielten oder denselben mehr oder weniger als e. gendliche, ungefährliche, für Freiheit und Einheit Deutschlands sch. Geheimbündlerei betrachteten. Nur so läßt sich erklären, wie p. preußische Richter die Mitglieder desselben Bundes zu zehn- bis z. jähriger Kerkerhaft, würtembergische dieselben zu kürzern Festungs. höchstes Maß vier Jahre — mit Begnadigungsantrag verurtheilen k. die Mitglieder wegen nicht erwiesener staatsverbrecherischer Akte in I. Instanz freisprechen konnten."

eg, eine Nation zu werden, schien verlassen, mit dem rluste gemeinsamer Beziehungen stockten auch die innern ndesgeschäfte, „das Pfahlbürgerthum verharrte in seiner men Lässigkeit und überließ seine Vertretung den abigen Beamten, dem Echo der Regierungen". Nur die Nichtigkeit der politischen Bewegungslosigkeit anulich zu machen, schildert der Verfasser die „in allen liciſtischen und ständischen Verhältnissen ständige Ebbe zur Versumpfung, wo von 1815—20 in mannichigster Bewegung Flut mit Ebbe gewechselt hatte".

Dennoch heben sich aus der eintönigen Gleichartigkeit ständischen Verhältnisse in Nord- und Süddeutschland i vorschlagende Momente hervor: „Das eine ist der ße Kampf der Zeit zwischen dem aristokratischen und okratischen, dem feudalen und dem Gleichheitsprincip, wie in Frankreich so auch hier die ständischen Deen durchweg bewegte"; das andere aber ist die „Anerung der Zustände in Nord und Süd", welche in m Jahrzehnt „durch alle politischen Verhältnisse hinh" voranschreitet. Nur schien „in den früher so gäen Südstaaten und ihren Ständen die Stimmung eher gedrückter, die Aeußerung des Unmuths eher noch r als in den rückgebliebenen Nordstaaten".

Der Raum verbietet uns, diesem Rundgange durch Einzelstaaten zu folgen. Am lehrreichsten entwickelt jedenfalls dabei die Verfassungsgeschichte Würtembergs, he einerseits die unverständige Opposition „lieber nichts vollen, wenn nicht alles zu haben ist", andererseits „säumige Schlaffheit" der Stände und den Mangel Takt, für praktische Zwecke die praktischen Mittel zu ifen, an uns vorüberführt. Unter den persönlichen rakteristiken und Würdigungen scheinen uns namentlich nigen des Königs Ludwig I. von Baiern und Friedrich , sowie die tollen Absonderlichkeiten des Herzogs Karl Braunschweig in ihren so unendlich verschiedenen und och ganz unmittelbar der Zeit entstammenden Erscheien als vollendete Beispiele historischer Porträt- und remalerei hervorzuheben. Ehe aber der Verfasser mit langsamen Schwergeburt des Zollvereins die deutsche hichte im dritten Jahrzehnt abschließt, gibt er in den borgenen Wirkungen der österreichischen Bundespolitik" sam den Revers der Metternich'schen Politik in Deutsch- „Eben am Ziele arbeitete sie unmerklich dem Verlust iels selber durch die Versehen der Kurzsichtigkeit vor."

Preußen unterdessen oder dabei that, vermißt man h auch hier. Genug, als hauptsächlichstes Versehen rreichs wird bezeichnet, daß es nichts that, um die rn deutschen Bundesstaaten, „deren Besitz und Ausng viel zu kostbar war, um je einem einzigen auf Dauer gegönnt zu werden, deren Unabhängigkeit nie die Einsprache der ganzen Welt wird ernstlich get werden dürfen", ihre Unterwerfung durch großThaten verschmerzen zu lassen, sie „moralisch" zu rn, indem es sie „politisch gefördert" hätte. Oesterhabe das deutsche Geistesleben ignorirt, auf welchem die von dem politischen Gebiet abgedrängte ideelle igkeit concentrirte, während die ständischen Formen, ob auch noch so gebrechlich, die kleinern Staaten den großen absolutistischen entgegenstellten, und die nationale Gemeinsamkeit, im Scham- und Demüthigungsgefühl ob Deutschlands kläglicher Rolle im europäischen Völker- und Staatenleben, sich in der Misachtung des Bundesorgans gefunden habe. Da nun Preußen weder politisch noch staatswirthschaftlich Oesterreichs „Autarkie" besitze, so sei es, sich selbst nicht genügend, auf eine ganz andere, viel unmittelbarere Ausbeutung des übrigen Deutschland gewiesen.

Schwang es sich bei der bewiesenen und bezweckten Unthätigkeit des Bundes, irgendeinem praktischen Bedürfnisse zu genügen, an die Stelle des Bundes zu einem gemeinsamen Wirken im Zwecke der Befriedigung der unausweichlichsten dieser Bedürfnisse, so war der erste Riß in die Einigkeit der Vormächte geschehen, und eine neue Bundespolitik war von fern eingeleitet: die Politik des Wetteifers zwischen beiden deutschen Großstaaten, Deutschland, statt es zu unterdrücken, durch Wohlthaten zu ködern, immerhin in dem frühern Zwecke der Beherrschung, aber nicht mehr der gemeinsamen Beherrschung durch beide, sondern der einzelnen Beherrschung durch eine der Mächte.

Die preußische Initiative zur Herstellung des Zollvereins wird unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, welcher als ein bewußter Zweck der preußischen Politik allerdings dem Leser überzeugender entgegentreten würde, wenn im Vorhergehenden nur einigermaßen auf irgendwelche nicht blos kleinlich intriguante, sondern staatsmännisch productive Vorbereitungen zur Emancipation vom Metternich'schen Zauber hingewiesen wäre.

Preußens deutscher Zukunftberuf, welcher dieser Geschichte des 19. Jahrhunderts, ob auch mit Wenn und Aber, oftmals durch die verneinende Gewalt der Thatsachen und durch die Unparteilichkeit des historischen Urtheils verdunkelt, vorschwebt, würde um so heller durch einen solchen Nachweis aufleuchten, da im Gervinus'schen Werke die Geschichte auch der außerdeutschen Länder des südwestlichen Europa im dritten Jahrzehnt unter der mittelbaren oder unmittelbaren Wirkung des Metternich'schen Machtzaubers ihre Gestaltung empfängt. Wir haben den Raum d. Bl. bereits zu weit in Anspruch genommen, um den Darstellungen mehr noch als mit flüchtigsten Bemerkungen zu folgen.

In Deutschland schaltete Oesterreich als ein Bundesglied in scheinbar bundesgenössischer Form und Berechtigung, in der Schweiz und in Italien als ein übermächtiger Nachbar mit der ganzen diplomatischen Wucht seiner angemaßten europäischen Dictatur. Die Rolle des Polizeimeisters im besondern, die Fürst Metternich in Deutschland spielte, dehnte er über die Schweiz wie über einen Bezirk seines eigensten Amtskreises aus.

Erst mit dem Nachlassen des „diplomatischen Polizeidrucks" (aber doch wol noch mehr nach dem Altern und Absterben der einheimischen Reactionselemente) regte hier „eine junge Brut, geäzt von dem freiern Geiste der Zeit, die lebenvollen Glieder". Gervinus meint selbst und gewiß mit Recht, daß in jener Zeit der maßgebende Einfluß der französischen Schweiz ebenso sehr überwog, wie heute derjenige der deutschen:

Die schweizer Gärungen, nur ein Theil des großen Kampfes zwischen Recht und Vorrecht, zwischen Altem und Neuem,

der den ganzen Continent durchzog, präludirten dem bevorstehenden Drama in Frankreich ebenso, wie die italienischen Neuerungen seit 1840 das Vorspiel der Ereignisse von 1848 waren.

Dagegen lag im dritten Jahrzehnt „Grabesstille über Italien", seit Oesterreich die Aufstände in Neapel und Piemont niedergeworfen hatte, die „völlige Ausbildung des geheimen Polizeisystems" vollendet war und die Misstimmung über materielle Noth ihre Verstärkung empfing „durch den Groll des ganzen übrigen (außerösterreichischen) Italien, das unter das Joch der österreichischen Dictatur widerwillig gezwungen war". Es sind „zur Ausführung dieser Andeutungen" allerdings nur wenige, aber sprechende Züge gesammelt, welche sich bei Besprechung des Kirchenstaats in die Geschichte der vielverheißenden Regierungsanfänge des Papstes Leo XII. verschlingen und dann auf die Einlenkungen, Reformversuche, Bewegung der Sekten überführen. Das romanische Europa schließt mit der Pyrenäischen Halbinsel ab, in welcher Dom Miguel und Dom Pedro, der Aufstand von Porto und eine Charakteristrung der englischen Politik die hervorragendsten Momente bilden.

Auch Englands Politik, die sich doch seit Castlereagh's Tod von Oesterreichs auswärtigem System geschieden, bleibt der Vorwurf nicht gespart, „sich in Portugal zum bloßen Werkzeuge Metternich's gemacht zu haben". Anders war es indessen mit der Gestaltung der innern Verhältnisse Englands; hier befanden sich Canning und Wellington „zum österreichischen Erhaltungssystem" in einem etwas verwickeltern, „im Grunde gerade umgekehrten" Verhältnisse. Unser Geschichtschreiber charakterisirt es zunächst in großen Zügen mit den Worten:

> Das ganze dritte Jahrzehnt war in England wesentlich von der Einen Frage der irischen Beschwerden, von den Kämpfen um die bürgerliche Gleichstellung, die Emancipation der Katholiken, überherrscht. Diese Frage blieb bei Canning's Lebzeiten zurückgeschoben, der zwar immer ihr freisinniger Vorfechter gewesen war; sie wurde von Wellington durchgeführt, der zwar als einer ihrer grundsätzlichsten Gegner angesehen war. Ob sich aber die wiener Staatsleute über die unerwartete Lösung durch ihren frühern Verneiner freuen oder grämen sollten, das mag ihnen selbst sehr schwer geworden sein zu scheiden. Es war ein Sieg zu Gunsten der conservativen römischen Kirche; aber es war ein besorglicher Sieg über das Erhaltungsprincip der englischen Verfassung; es war ein Sieg, der auf einem ganz demokratischen, nahezu revolutionärem Wege errungen wurde und der in seinen Folgen die Toryherrschaft im alten Sinne für immer unmöglich machte.

Dies weist nun die Geschichtserzählung, anhebend von Irlands Vergangenheit, abschließend mit dem Emancipationsgesetz, in den Einzelheiten der Vorgänge nach, indem sie das nächste historische Resultat auch an den unmittelbaren Wirkungen der Emancipation in Irland selbst, wie in England entwickelt.

Ein weniger hervorragendes Gemälde bietet das dritte Jahrzehnt der Niederlande mit seinen schwankenden Vorspielen der belgischen Secession, welche bis zum Momente der französischen Julirevolution, deren herüberspühende Funken die in Belgien aufgethürmten Zündstoffe in Brand setzten, so wenig Consistenz gewonnen hatten, daß selbst de Potter, gerade auf dem Weg in die Verbannung, später eingestand, „daß die Belgier damals an die Möglichkeit einer Revolution nicht geglaubt hätten".

Dagegen geleitet uns der Verfasser mit unverkennbarer Vorliebe durch das dritte Jahrzehnt der Geschichte Frankreichs, wo — nach den Andeutungen der Einleitung dieses Bandes — ein Bewußtsein geschichtlichen Urtheilens und Handelns hervortrat, welches, „die Gegenwart in analogen Zuständen einer entlegenen Vergangenheit reconstruirend", im Sinne dieser Prophetie der Zukunft, mit dem Willen frei erstrebte, was die Erkenntniß als unvermeidlich bevorstehend dargestellt hatte". Von den reactionär-kirchlichen Elementen in der Restaurationszeit werden uns bis zum Sturz des Ministeriums Martignac und zu den ersten Ausbrüchen der öffentlichen Misstimmung geführt: Villèle, die Session von 1824, die kirchlichen Gesetze, Lamennais, die Sitzung von 1826, das Preß- und das Jurygesetz, Martignac, die Jesuitenfrage, die Session von 1829 sind die hervorragenden Stationen des bedeutungsvollen Ganges. Ein wunderbares Bild des Kampfes des politischen Systems gegen den Zeitgeist, den selbst gar Gentz (schon 1827) „mächtiger als alle Stärke und Majestät seiner Herren und Meister" nannte! Das „furchtbare Uebergewicht der Presse war es, vor dem er die Weisheit der Staatskunst rathlos und machtlos gewahr sah". Und deshalb verheißt Gervinus, bevor er in die politischen Geschichte weiter schreitet, für den Beginn des folgenden Bandes eine kurze Episode, „die uns in die Bewegungen des geistigen Lebens dieser Jahre einführen und uns darstellen wird, wie grausam sich die Gebrechen der letzungen des geistigen Reichs rächen sollten, deren das System der rückdrängenden Staatskunst so viele schuldig gemacht hatte".

Aurelio Buddeus.

Zur Charakteristik des 19. Jahrhunderts.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Die vierte Periode der Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts „Das Julikönigthum und das junge Europa" datirt Honegger von 1830—48. Die Physiognomie der Zeit wird im wesentlichen wieder durch französische Einflüsse bestimmt; mit Recht kennzeichnet Honegger diese Epoche als die Epoche des Justemilieu und des Industrialismus, gegen deren Herrschaft revolutionär-sociale Geistesstrebungen sich geltend machen. Den religiös-philosophischen Socialismus, Leroux, Proudhon, welchen er geistreich den Mystiker der Revolution nennt, den Communismus stellt der Verfasser in allgemeinen Grundzügen dar, ebenso die vorwiegenden communistischen Bestrebungen. Dann aber stoßen wir auf jener Partien, welche wir für die glänzendsten in dem Werke halten, auf eine Charakteristik des neuen französischen Romans, dessen große culturgeschichtliche Bedeutung für die Gegenwart sich unmöglich verkennen läßt. Unsere deutsche Kritik ist im ganzen zu vornehm, sich auf dieser ins Breite wuchernden Literatur einzulassen oder sich mit der Charakteristik von Roturiers wie Dumas zu beflecken. Höchstens George Sand, Balzac, allenfalls noch Eugène Sue erscheinen als Phänomene, welche

nalyse würdig befunden werden, und zwar oft einer
yr flachen Analyse wie z. B. in Julian Schmidt's Werke
er die neuere französische Literatur. Honegger betont den
t französischen Charakter und die kosmopolitische Wir-
ng dieses Romans; den schneidenden Protest, welcher in
nselben niedergelegt ist gegen die thatlähmende Reactions-
che der zwanziger Jahre, den erbittertsten Haß ge-
t das Julikönigthum, die trostlose Auffassung der Ge-
schaftszustände und die fatalistisch-dämonischen Bewe-
ngsmächte in den Geschicken des Volks, die große
lle, welche Armuth und Verbrechen spielen, die Reform-
n, die blasirten Charaktere der Helden mit dem
ron'schen Typus, die materialistische Section der Seele,
Vorliebe für das Naturwidrige, Unerklärliche, für die
der zügelloser Phantasie, den durchgängigen Pessimis-
s der Weltanschauung in Mittel, Manier und Ton,
springende zerreißende Poesie des Contrastes:

Reißender Fluß der Erzählung, bewältigende Lebendig-
der Action, reiche Färbung der Gestalten, unerschöpfliche
gungs- und Combinationsgabe, überraschende Fülle der Objecte,
unlicher Reichthum der Phantasie, immer bereite Gewandtheit
Sprache sind die durchgehenden Züge. Wo diese Eigenschaften
: das Höchste, ja fast Einzige sind, wie unter andern bei Dumas,
genügen sie nicht, um diese Erzeugnisse, die keck gegen die
ern Gesetze eines concentrischen geistigen Bildens verstoßen,
halten und zu tragen. Das ist ein Talent, ebenso bezau-
d und verführerisch, als bestreitbar und illusorisch.

Ebenso gelungen wie die Gesammtcharakteristik des
nans sind die Porträts seiner Hauptvertreter: Victor
go, Balzac, Musset, Eugène Sue, Alexandre Dumas,
rge Sand, Soulié u. a. Noch einmal bei Gelegen-
der politischen Lyrik kommt Honegger auf Victor Hugo
ck, dessen begeisterte Anerkennung uns über das fade
chwätz vieler deutschen Aesthetiker und Kritiker trösten
, welche jeden Maßstab für die Bedeutung der Ta-
: längst verloren haben und die fadenscheinigste akade-
he Lyrik über die Inspirationen eines tiefen Genius
n.

Das große Haupt aller, der Denker der Zukunft, ist Vic-
Hugo. Seine gewaltige universelle Natur umspannt die
ten Contraste und lebt in einer immensen Entwickelungslinie
unsere Phantasien, Probleme und Gedanken in sich aus.
hat eine unendliche Welt in Contouren gefaßt, und seine
n sind oft kaum angedeutet, während Lamartine nur zu breit
ausspricht, was er träumt. Seine sturmbewegte, kolossale
ntasie spielt mit dem Erhabenen und nimmt fremdartige
e; und doch kann sie wieder die stillsten Zauber der An-
entfalten. Antik nach Wollen und Denkkraft, die ihr
idendes Gepräge der abgeschlossenen Form aufdrücken, ist
rchaus modern nach Phantasie und Fühlen, auf denen die
se Natur- und Geistesträumerei ruht.

Der Autor schließt diese lebensvolle Charakteristik „des
dartigen großen Dichtergeistes" mit der Rechtferti-
g auch der dunkeln, erschreckend wahren Bilder aus
Nachtseite der Gesellschaft, welche Victor Hugo her-
eschwört. Leider verliert sich auch in dieser so be-
samen Porträtirung, deren Grundzüge wir vollständ-
unterschreiben, der Stil des Autors mehrfach ins
wülstige, wie z. B. „wenn er die Phantasie ihre tief-
gen Synthesen in die Gesichtslinien der Nacht ein-
iden läßt".

Bei weitem weniger gelungen ist die Darstellung der neuern deutschen Literatur, deren Entwickelungsgang hier vielfach auseinandergerissen wird. Die Gruppirung der Dichter ist nicht immer richtig, die Kritik oft einseitig, Nikolaus Lenau und Anastasius Grün stehen in einer Reihe mit Victor Hugo und Musset, ebenso Dingelstedt und Freiligrath. Von Dingelstedt heißt es:

Dingelstedt, wie er in den „Gedichten" erscheint, ist eine gedankenschwere Natur, die in ihren Symbolen und den schlagenden Analogien ihrer poetischen Anschauungen überraschend bis zum Tiefsinn gehen kann; träumerisch und doch in sich klar, ruhig und doch von bestimmt ausgesprochener Kraft — maßvoll erfüllte Harmonie, die eine einfache, reine und reiche Schönheit trägt. Große Sicherheit des poetischen Schauens geht einer zuweilen einschneidenden Kraft zur Seite. Mitten in die Zeit versenkt, hat er eine brütende Einsicht in die Kleinheiten, Beschränktheiten und wol auch die Trauergeschicke eines Völkerlebens mit verkümmerter Freiheit und gefesselten Kräften. So ist sein Lied zu gleichen Theilen aus trauernder Klage und rächender Satire, aus Wehmuth und Zorn, aus Lieb' und Haß gewoben; doch auch das Zürnen spricht sich als schwer mitleidende Ergriffenheit aus in hoher Reinheit. In düstern psychologischen Gemälden wird sein Ausdruck hastiger, ruh- und ziellos. Individuelles und allgemeines Leid: das unwiederbringlich abgewelkte Lebensglück und das Verzweifeln an der Freiheit der Zukunft stellen den Dichter isolirt in seine Träumereien und nagenden Erinnerungen, die bald als Sturm- und Schlachtruf, bald als versenkte Wehmuth ausbrechen. Profanation und Prostitution, geistiges und leibliches Elend geben seinem verletzten Herzen jene schweren Scenen ein, die er mit krankhaft gespannter Gewalt hinwirft, bleich, zitternd, hastig, stumm entrollt und doch sprechender als Donnerlaut.

Herwegh wird mit Barbier und Giusti parallelisirt. Doch wie kommt Kinkel, den der Verfasser offenbar überschätzt, unter die politischen Lyriker? Er hat seine politischen Thaten und Leiden nie in Poesie umgesetzt; er kann nur als sinniger Gefühlspoet mit Vorliebe für das Deutsch-Alterthümliche oder Kunstgeschichtliche seine Stelle finden.

Den Schluß bildet der „Geist der Zeit nach 1848", ein sehr fragmentarisch entworfenes Gemälde. Die deprimirenden Consequenzen der gescheiterten Revolutionen von 1848 und 1849 machen sich allerdings in der Literatur geltend; doch beherrscht diese Stimmung oder vielmehr Stimmungslosigkeit nur die Zeit bis etwa 1858, von wo an ein neuer frischerer Hauch weht. In der Literatur aber tritt das Streben nach einer festen, durch die Tendenzpoesie allzu sehr gelockerten Kunstform in den Vordergrund. Auch gewinnt sie wieder ein eigenthümliches Leben, indem ein Kampf auf ihrem eigenen Gebiete entbrennt zwischen dem flachen Realismus, der durch die Mode und den Zeitgeschmack begünstigt wird, und einer nach höhern künstlerischen Zielen und tieferm Gedankeninhalt strebenden Richtung. Honegger findet diesen Gegensatz in den Extremen gewaltsamer Phantastik und eines matten Genre ausgeprägt. Die erstere hat indeß sehr wenig Vertreter, das matte Genre überwuchert. Gutzkow's große Culturgemälde: „Die Ritter vom Geiste" und „Der Zauberer von Rom", Gemälde, die doch mindestens eine Selbstbesinnung des Zeitgeistes über seine tiefern Aufgaben an den Tag legen, werden von Honegger kaum erwähnt; er scheint von

dem Jungen Deutschland nur die erste Entwickelungsstufe zu beachten. Wenn er meint, die Opposition gedeihe nur in der kleinern Satire, und die Hoffmann'schen Nadelstiche auf die Plackereien des Polizeistaats anführt, so verfällt er in eine Schilderung vormärzlicher literarischer Zustände. Dies paßt auf unsere Zeit so wenig, daß man selbst Witzblättern, wie dem „Kladderadatsch", allgemeine Gesichtspunkte und größere Perspectiven in ihren oft ernsten gereimten Leitartikeln nicht absprechen kann. Ebenso wenig begründet ist, was der Verfasser in Bezug auf das Drama sagt: in der Einleitung, in der allgemeinen Charakteristik meint er, das Lesedrama dränge sich vor, was schon an sich den Verfall andeute. Dies ist nur richtig in Bezug auf die Zeit vor 1840. Seitdem hat namentlich durch Gutzkow's, von dem Autor nicht gekanntes oder mindestens nicht erwähntes Verdienst das Drama gerade der namhaften und begabten Autoren sich der Bühne zugewendet. Stücke wie „Uriel Acosta", „Zopf und Schwert" u. a. haben sich seit jener Zeit auf dem Repertoire erhalten und werden ohne Frage noch lange zu den Lieblingsstücken des deutschen Publikums gehören. Das Lesedrama drängt sich gar nicht in den Vordergrund; es wäre das auch unmöglich, da niemand ein Drama liest, das nicht zur Aufführung gekommen ist. Selbst Hebbel's in ihrem Inhalt oft paradoxe und abnorme Dramen sind für die Bühne berechnet und auf derselben meistens zur Aufführung gekommen. Wenn Honegger J. L. Klein den einzigen wahrhaft bedeutenden Dramatiker der neuesten Zeit nennt, so ist das ein Urtheil über diesen jedenfalls begabten Dichter, das sich in einer Literaturgeschichte ausführlicher motiviren ließe, das aber in diesem Culturgemälde, so lakonisch und apodiktisch hingestellt, um so weniger am Platze scheint, als gerade die Dramen Klein's auf der Bühne der Gegenwart nicht im geringsten Fuß gefaßt haben. Der Culturhistoriker hat aber nicht subjective Geschmackskritik zu üben, sondern die Bühne in ihren Wirkungen, in ihrem Zusammenhang mit dem nationalen Leben aufzufassen. Für ihn sind Kotzebue und Iffland so wichtig wie Goethe und Schiller. Das Ueberwiegen der literarischen Kritik erscheint überhaupt als der Fehler des Werks, da es demselben zu ihrer Begründung an Raum gebricht. Ebenso oberflächlich erscheint die Darstellung des second empire, welches denn doch dem Culturhistoriker den reichhaltigsten Stoff darbietet. Weder die allgemeine Physiognomie der neuen Kaiserzeit, noch seine einzelnen Phänomene sind gründlich erörtert. Das zweite Kaiserreich hat seine bestimmt ausgesprochenen Typen, über welche so flüchtig wie Honegger zur Tagesordnung überzugehen ein schwer zu rechtfertigender Fehler ist. Zwar ragen einzelne der von ihm charakterisirten Größen, wie Victor Hugo, George Sand und die meisten Romanciers, noch in dasselbe herein, doch der Imperialismus ist nicht ohne Einfluß auf die Richtung ihrer poetischen Gestaltungskraft geblieben. George Sand mit ihren dramatisirten Idyllen ist nicht mehr die George Sand der „Lelia" und „Indiana"; sie flüchtet in die Dorfgeschichte. L'empire c'est la paix! Victor Hugo dagegen dichtet in seinem „Tomi" keine Tristien im Stile Ovid's, sondern weltgeschichtliche Elegien, deren Spitze gegen das neue Kaiserreich gerichtet ist; er gefällt sich in cyklopischen Bauten der Phantasie, nachdem er, wie Polyphem ein Felsstück, seinen „Napoléon le petit" auf den vielgewandten Odysseus der Tuilerien geschleudert hat. Doch das second empire der Poesie hat inzwischen andere Helden des Tags hervorgerufen. Die Neuclassiker wie Barbier und Augier treten an die Stelle der Arnault: des ersten Kaiserreichs; Octave Feuillet ist der Kotzebue der Tuilerien. Doch der eigentliche Typus des socialen Dramas und Romans ist Alexandre Dumas der Jüngere geworden, um den sich die ganze Demi-Monde-Literatur gruppirt. Die schwindsüchtige Lorette ist das auf die Lendendrüsen wirkende Ideal der Zeit. Daneben spielen noch die Grisetten des Quartier latin eine Rolle, wie Murger sie in seinem „Bohème" geschildert. Das große politische Spectakelstück, dessen Ingredienzen im Cabinet Tuilerien selbst gemischt werden, begeistert für den Siegesruhm des Kaiserreichs. Da sehen wir neben eleganten Journalisten wie Laguerronnière, kritische Theologen wie Renan, radicale Philosophen wie Taine — vergebens suchen wir in dem Werke Honegger's nach einer, auch nur in den gemeinsten Grundzügen gehaltenen Charakteristik dieser interessanten Richtungen und ihrer Hauptvertreter. Einwand, daß die Zeit noch zu nahe liege, können bei einem Culturgemälde unsers Jahrhunderts um so weniger gelten lassen, als sich die Charakterzüge des second empire mit einer unverkennbaren Prägnanz ausgeprägt haben, der Gegenwart ebenso verständlich, wie sie einer spätern Zukunft sein können, die auf eine abgeschlossenen Epoche zurückblickt.

Trotz aller dieser Ausstellungen im einzelnen bleibt das Werk Honegger's immer ein interessanter Versuch, in dem Jahrhundert, in dem wir leben, nach den verschiedensten Richtungen hin zu orientiren und die Wechselbeziehungen zwischen der Literatur und der geistigen Entwickelung der Menschheit aufzusuchen. Wir wünschen nur einer zweiten Auflage größere Gleichmäßigkeit des ganzen prägnanten Stils, Beseitigung einzelner gesuchter Extratouren, größere Gerechtigkeit gegenüber der modernen Literatur, größere Vollständigkeit in Anführung hervorragender Namen — so fehlt z. B. unter den Philosophen Schopenhauer ganz — und eine einzelne Ausführung in der Darstellung der jüngsten Epoche namentlich in Deutschland und Frankreich wünschen.

Rudolf Gott

Jobst Sackmann.

Wir sprachen kürzlich von der Möglichkeit, ja Notwendigkeit der mundartlichen Predigt und hätten uns auf ein berühmtes Muster beziehen können, die „Plattdeutschen Predigten" des weiland Pastors zu Limmer bei Hannover Jobst Sackmann (gest. 4. Juni 1718), die uns in neunter Auflage durch Friedrich Voigts dargeboten (Celle, Schulze, 1865). Wenn wir es nicht thaten, so geschah es, weil in einer ernsten Sache nur

eispiel heranziehen mochten, das, wie beliebt es sein mag, ch nur als ein literarisches Curiosum dasteht.

Die Notizen über Sackmann's Leben (S. 115 fg.), be- hend auf einem Aufsatze in dem „Journal von und für eutschland" (1786, II, 241 fg.) und der Wiederholung selben im „Vaterländischen Archiv" (1824, S. 197 fg.) d dürftig und zu anekdotenhaft, um die Echtheit der liegenden Predigten zu verbürgen. Wir gestehen, daß bedeutende Zweifel hegen, ohne darum den Humor selben zu verkennen. Sackmann, geb. 13. Februar 1643, in Limmer seit 1680 Prediger. Er soll in Liebe und tung bei seinen Pfarrkindern gestanden haben, und nur einem Verdrusse wird berichtet:

Eine Klageschrift, von zehn Leinwebern und nur einem bmeier unterzeichnet, wirft ihm bei dem königlichen Consi- um in Hannover vor, daß er sie auf öffentlicher Kanzel bald be, bald Ochsen und Esel, bald Schurken gescholten habe. rm 29. October 1711 untersagte das Consistorium dem or solcherlei Aeußerungen; allein am 20. Februar 1712 be- ert sich die Gemeinde von neuem und bittet, ihren Predi- der ihre Behauptungen gänzlich geleugnet, darüber zum zu ziehen. Die Erklärung auf diesen Eid wurde zwar ge- rt, allein dabei scheint die Sache geblieben zu sein. Diese e und sein vorgerücktes Alter — 70 Jahre — gaben wol den ten Anlaß, daß Sackmann am 17. November 1715 seinem act Justus Ludolf Bietken den größten Theil seiner Amts- ifte übertrug.

Sehr heiter ist die Anekdote von einem hannoverischen ükenmacher, der sich den Scherz machen wollte, als Friedrich I. von Schweden in der Kirche zu Lim- zu erscheinen, aber zu seinem Unglück erkannt wurde. nann hatte gerade die Blasphemie der Juden vor Gelegenheit, von dem Worte Beelzebub zu reden:

Beelzebub is en fremd Woord ut der syrischen Sprake, wol nich kennen weret. Vor etliken Jahren hebb ek't ju mal seggt, aber jy mögt et wol wedder vergäten hebben. bub schall so veel bedüden, as en Fleigen-Könnig; so n de Juden domals den bösen Fynd ut Verachtung. Se t, dat he en hoffärdigen Geist is, de nig Ehre genoog kann, un wollden öhn damet recht kränken, wenn se ebub" to öhm säden. Du wullt doch geerne en Gott magst du denn en Könnig over de Fleigen syn, so hest wat to befehlen. Seit mal, mine leven Kinner, dat my eben so vör, as de Kerel, de da gegen my över in agen Kleede sitt, de denkt ook, ek schall glöven, he wöre nig van Sweden, un et is doch mant en Prükkenmaker lover. Ja, du magst my wol de rechte Könnig syn, ime Beelzebub. Bist du darum herkomen, dat du my 'ann tom Narren maken wullst, so hättst du man kön- Huus bliven, du donnerscher Haarklöver du! Nun wol- wieder zu unserm Text kommen.

ch in den mitgetheilten Predigten besteht der Scherz vunderlichen Abschweifung vom Text auf alles Mög- was denn oft einen so starken Beigeschmack der t, daß wir unmöglich glauben können, es sei je- as Bewußtsein kirchlicher Decenz so gänzlich ge- en gewesen. Denn wenn in der Leichenrede auf ulmeister Wichmann nicht nur ein lächerliches Bild örflichen Schultyrannen gegeben wird, sondern auch finition von Castrat, so ist das an den Haaren zogen: man merkt die Absicht und man ist verstimmt.

Aber wie gesagt, man muß den Gedanken fahren las- sen, es mit wirklich gehaltenen Predigten zu thun zu ha- ben, und wird sich dann um so besser bei diesen immer- hin einem Original abgesehenen Travestien unterhalten.

Wir geben noch eine Probe von den „Kükenkörben der Weiber", weil sie zeigt, daß der grenzenlose Ungeschmack der Crinoline nichts Neues ist (S. 58):

Ich muß noch einmal auf die Frauenkleider wieder kom- men: De Hengers dreget (tragen) ja nu gar keene Folen (Fal- ten) meer, sündern se heft uppestund Kükenkörve an üm den Steert; Tunnenbänder un Strikke neiet (nähen) se in de Rökke; dat mot süve heu staan; eenen groten Ballerjaan hengt se üm den Stinkerjaan, den legen Püsterjaan u. s. w.

Freilich müßte die Presse sich bescheiden, gegen der- gleichen nichts ausrichten zu können, wenn nicht zu ihrem Troste constatirt werden könnte, daß es ihr doch schon einmal gelungen ist. Es sei hier gestattet, diesen Beweis aus Ewald Christian von Kleist's Schriften (Berlin 1782; II, 136 und 138) zu entnehmen:

Mein Herr Aufseher! Die Mühe, welche sich Ihre Vor- gänger, der Zuschauer und der alte Aufseher, um die Verbesse- rung der Sitten gegeben, ist nicht fruchtlos gewesen. Beson- ders hat das sogenannte(!) schöne Geschlecht seitdem seine Hälse und Waden wieder bedeckt, davon erstere immer länger wurden und letztere immer mehr zum Vorschein kamen, sodaß, wenn die Kleidung von unten und oben noch immer mehr zusammen- geschrumpft wäre, die Damen endlich zu dem Feigenblatte ihrer ersten Mutter zurückgekommen wären.

Die ungeheuern Fischreusen, darin oft ein ungestalter Fisch steckte, ich meine die Reifröcke, sind durch die witzigen Spöttereien dieser Ihrer Vorgänger auch aus der Mode gekommen.

Auch die eifersüchtigsten Ehemänner sahen endlich ein, daß Pope recht gehabt, davon zu sagen:

Dieses siebenfache Bollwerk widersteht nicht stets der List,
Ob es gleich durch Walfischrippen und durch Reifen furchtbar ist.

Sie widersprachen also der Demolirung dieses Bollwerks nicht mehr, und man fing an, sich natürlicher zu kleiden....

Was ist ein größerer Beweis, daß nichts auf der Welt so ausschweifend ist, dazu sich die Menschen nicht verleiten lassen, als dieses, daß das schöne Geschlecht, welches sein ganzes Leben durch, auf alle möglichen Mittel, zu gefallen, sinnt und fast ganz allein darauf sinnt, durch nichts aber so sehr gefällt als durch Sittsamkeit, daß dieses Geschlecht auf Ausschweifungen geräth, die der Sittsamkeit und seinem Endzwecke, zu gefallen, so sehr entgegen sind!

So dürfte man sich heute in einem öffentlichen Journal natürlich nicht ausdrücken, und ein berliner Prediger durfte von der Kanzel wol sagen, in der Crinoline sitzt der Teu- fel, aber die ungenirte Derbheit des Pseudo-Sackmann ist nicht mehr möglich. Es bleibt aber die Frage, ob sie in der Sache recht haben.

Bei unserm Zweifel an der Echtheit dieser Kanzel- vorträge wollen wir nicht unterlassen, eine uns von sehr glaubhafter Seite mitgetheilte Sackmanniade aus dem An- fange dieses Jahrhunderts zum besten zu geben. Ein Pastor Cellarius zu Trittau bei Hamburg erzählt einen Traum: er sei vom Teufel auf den Marienthurm in Ham- burg geführt worden und in Analogie der Versuchungs- geschichte habe er ihm die ganze herrliche Elbniederung versprochen. Da fragt ihn der Pastor, auf das vor

ihm ausgebreitete Hamburg weisend: Soll das auch meine sein? „Nee", sagt der Teufel schnell, „dat kannst du nich kriegen, da sünd tun veel Braden för mi in."

Das Buch ist hübsch ausgestattet und mit einem Bild Sackmann's, nach dem in der Kirche zu Limmer befindlichen, geziert.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wer treibt die Poesie aus der Welt?
Die Poeten —

ruft Goethe einmal aus, und wenn man die Fülle von jährlich erscheinenden Gedichtsammlungen und dramatischen Schriften ins Auge faßt, so kann man sich kein Hehl daraus machen, daß wir es mit einer, zum Theil durch die Kritiklosigkeit der Verleger verschuldeten Ueberproduction zu thun haben, welche zur nothwendigen Folge die Indifferenz des Publikums hat und überdies das Gute mit dem Schlechten in einem Strome fortschwemmt. Das Hervorragende findet keinen Platz, sich auszubreiten, während das Mittelmäßige oft durch einen glücklichen Zufall beliebt und Modesache wird. Der Erfolg ist niemals ein Werthmesser, am wenigsten aber in Epochen wie die unserige, wo das Handwerk über die Kunst zu triumphiren droht.

Kein Dichter hat sich mehr als Goethe in der letzten Hälfte seines Lebens mit dieser „Massenproduction" und mit ihren Gründen beschäftigt. Denn damals bereits begann das Ueberwuchern der Mittelmäßigkeiten; an jedem Tage wurde ein neuer Dichterkönig auf den Schild gehoben; Goethe entwarf sich selbst ein Register der Dichternamen, die in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht waren; er erschrak vor dieser poetischen Sündflut, die über ihn hereinbrach, denn in der That stand er schon bis an den Hals im Wasser. Die Romantiker, die Nachromantiker, die Schwaben dichteten nicht nur gruppen- und massenweise, sie hatten auch verhängnißvolle Losungen ausgegeben. „Des Knaben Wunderhorn" schüttete den ganzen Flor von Blumen und Tönen mittelalterlicher Volkspoesie aus und schien gleichsam literarhistorisch die allgemeine Knabenlyrik zu rechtfertigen, welche in das Wunderhorn zu tuten begann. Dazu kam Uhland's dichterischer Wahlspruch: „Singe, wem Gesang gegeben"; „Frei ist uns die Kunst" — ein Wahlspruch, der keinen andern Erfolg haben konnte, als daß „die gestotterte Phrase der Unkunst" überall in Deutschland in höchster Blüte stand.

Das alles war dem greisen Goethe im höchsten Grade unbequem und unbehaglich: ein marmorner Ruhm wie der seinige drohte ja alle Geltung zu verlieren, wenn es so leicht war, berühmt zu werden, wenn die Generationen massenweise in die Walhalla zu kommen suchten. Mit scharfer Kritik den einzelnen zu Leibe zu gehen war dem großen „Zeitablehnungsgenie", wie ihn Heine in seinen Briefen an Varnhagen nennt, nicht gegeben; er verhielt sich nur im allgemeinen fremd und hoch, im einzelnen wohlwollend und patriarchalisch, betrachtete diese Lyrik als ein Phänomen, als eine Art geistiger Naturerscheinung, gruppirte, rubricirte, stellte kritische Schemata zusammen. Wir erinnern nur an seine „Würdigungstabelle poetischer Productionen der letzten Zeit", an seine Aufsätze: „Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeschlagen", „Für junge Dichter", „Noch ein Wort für junge Dichter" u. a. Wenn er sich so zu der Massenproduction mehr tabellarisch aufnehmend als kritisch sichtend verhielt, so versäumte er darüber nicht, den Wurzeln nachzugraben, aus denen der Baum mit dieser üppigen Krone, mit diesen zahlreichen, oft tauben Blüten emporgeschossen. Er fand als die Hauptwurzel den Dilettantismus, den er, wenn auch nur in skizzirter Weise, nach allen Seiten hin schon früher auf das mannichfachste beleuchtet hatte. Dies Hauptfragment: „Ueber den praktischen Dilettantismus oder die praktische Liebhaberei in den Künsten", stammt allerdings schon aus dem Jahre 1799; Goethe sah sich aber später sehr häufig in der Lage, von den hier proclamirten Grundsätzen die Anwendung auf seine Zeitgenossen in Vers und Prosa zu machen. Ja, er entdeckte im Dilettantismus nicht nur die Wurzel der falschen Poesie, sondern auch die der schlechten Kritik, und trifft in jener Xenie, in welcher er dies ausspricht, eine sehr treffende Stelle unserer Zeit:

Wer uns am strengsten kritisirt?
Ein Dilettant, der sich resignirt!

Dieser Aufsatz über den Dilettantismus oder vielmehr: die Disposition eines Aufsatzes ist auch für die Modernen in höchsten Grade lesenswerth; denn mit der bewundernswürdigen Auffassungsgabe, welche den Dichter charakterisirt, weiß er diese geistige Erscheinung, wie irgendein sinnliches Object, das er unter die Lupe nimmt, nach allen Seiten hin zu beobachten, gleichsam ihre ganze innere Structur auseinanderzulegen, eine große Reihe von immer neuen Gesichtspunkten aufzufinden und auch die geschichtliche Genesis des Dilettantismus in einem Laufe einzelner Literaturerscheinungen nachzuweisen. Lesenswerth aber ist diese Skizze um so mehr, als der Dilettantismus Grundübel unserer Zeit ist, was Schiller nicht minder als Goethe empfand und in der Xenie aussprach:

Wenn ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?

Goethe verfolgt den Dilettantismus in den besondern Künsten, in der Malerei, Bau- und Gartenkunst, Musik, Tanz- und Schauspielkunst, in der lyrischen und pragmatischen Poesie und weist in allen diesen Kunstzweigen seinen Nutzen, namentlich aber seinen Schaden nach. Ausnehmend tief sind die allgemeinen Sätze, in denen Goethe das Wesen des Dilettantismus charakterisirt: „Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven, und meint nun, den Empfindungsstand, in den er versetzt ist, auch productiv und praktisch zu machen, wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedächte.... Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, jenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. hat nur eine Art von Ahnung davon, gibt sich aber über dem Stoffe hin, statt ihn zu beherrschen.... Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren aufhören wäre." Wo Goethe von Dilettantismus in der lyrischen Poesie spricht, da gedenkt er der „Impudenz des neuesten Dilettantismus, durch Reminiscenzen aus einer reichen, cultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten weltmännischen Aeußern geweckt und unterhalten", und notirt sich folgende Momente, die ihn erzeugen helfen: „Belletristerei auf Universitäten, durch die moderne Studirart veranlaßt; Frauenzimmergedichte; Schöngeisterei; Musenalmanache, Journale, Taschenbücher und Verbreitung der Uebersetzungen; unmittelbarer Uebergang aus der Klasse und Universität zur Schriftstellerei; Musenalmanache- und Volksliederepoche; Geßner, poetische Prosa; Nachdruck hier und andere Nachdrucke schöner Geister; Bardenwesen; Bürger's Einfluß auf das Geleier; Klopstock'sches Odenwesen; Voß's Idyllen; Wieland's Laxität." Wir könnten dies Register, das literarhistorische Erscheinungen als Marksteine festsetzt, jetzt noch vervollständigen, einige Rubriken mit andern Namen ausfüllen; viele aber haben heute dieselbe Geltung wie damals. Wir finden in ihm aber noch ein Moment, welches Goethe angedeutet und nicht besonders betont hat, und welches wir den Dilettantismus der Richtungen nennen möchten,

en Zeiten und bei allen Völkern herumfahrende Musterreiterei
t poetischen Formen und Stoffen. Goethe selbst erwähnt die
lladen- und Volksliederepoche, das Bardenwesen, das Klop-
k'sche Odenwesen. Nach dieser Seite hin ist unsere Poesie in
hängnißvoller Weise bereichert worden, und leider müssen
bekennen, daß Goethe selbst darin mit einem höchst un-
stig wirkenden Beispiel vorangegangen. Er hat zwar dem
ten Volksliederton, dem Barden- und Odenwesen nicht ge-
digt; aber er hat doch die verschiedenartigsten Töne nach an-
n Vorsängern angeschlagen, Elegien nach Tibull und Pro-
gedichtet, dann wieder Volksspiele in Hans Sachs'scher
se, dann nach Hafis die westöstliche Lyrik geschaffen, im
iten Theil des „Faust" die Dichtweisen von Hans Sachs
Sophokles durcheinandergemengt — alles für den Dilettan-
mus und die formelle Aneignungskunst höchst ermuthigende
gänge. So trefflich das ist, was Goethe über den Scha-
des Dilettantismus in der Poesie, über die belletristische
hheit und Leerheit, die er hervorruft, über die völlige Nul-
eines Subjects, das seine dilettantische Fähigkeit mit echtem
ßberuf verwechselt („ein Poet ist nichts, wenn er es nicht
Ernst und Kunstmäßigkeit ist"), was er über die Profa-
on und Entwürdigung alles wahrhaft Schönen und Guten
echten Poesie durch den Dilettantismus, über die Vermi-
ng der Gattungen durch denselben u. s. w. sagt, trifft mehr
ilettantische Begabung, als die dilettantische Richtung,
uch echte Begabungen zum Opfer fallen können. Gerade
n liegt eine große Gefahr der Zeit, die Gefahr, daß die
ie eine inhaltleere Kunst formeller Aneignungen wird.
um rufen wir immer wieder den Begabten und Schaffen-
zu, daß sie der „modernen" Poesie als solcher ihr eigenes
geben, nur aus dem Geiste des Jahrhunderts heraus
n und schaffen. Und dies Jahrhundert ist geistig bedeut-
und inhaltsreich genug, daß es, wie die Flamme den eige-
Wind, sich seine eigene Poesie zu erzeugen vermag!

englische Kritik über Grimm's „Michel Angelo".

Hermann Grimm's Werk über „Michel Angelo", welches
Fanny Elisabeth Bunnett ins Englische übersetzt worden ist,
in der „Edinburgh Review" ziemlich unfreundlich be-
ilt, indem die Erzählung unklar und durch fortwährende
weisung verworren genannt wird. Die Beschreibungen,
der englische Kritiker, sind der Art, wie es sich von einem
ebhaften Einbildungskraft begabten Autor erwarten ließ;
kritiken scheinen mehr diese Beschreibungen als eine Prü-
der beschriebenen Gegenstände zu Grunde zu liegen. Das
tritt nach der Ansicht des Recensenten, was Einfachheit,
eit und gesundes Urtheil betrifft, ausnehmend in Schat-
gen die Charakteristik, die Perkins in seinem Werke „Die
ischen Bildhauer" von Michel Angelo entwirft.

Ein Gedenkvers Schopenhauer's.

Arthur Schopenhauer liebte es, an Orten, wo er ver-
ein schriftliches Andenken zurückzulassen. So schrieb er
Fensterscheibe des Gasthofs zum Ritter in Rudolstadt:
. Schopenhauer majorem anni 1813 partem in hoc
vi degit. Laudaturque domus, quae longos prospicit
" (Vgl. Lindner und Frauenstädt, „Von ihm Ueber
S. 626.) Eine ähnliche Aufzeichnung aus seiner göttin-
tudentenzeit (Schopenhauer wurde am 9. October 1809
irt, wohnte die größte Zeit seines Aufenthalts auf dem
ischen Garten und ging im September 1811 nach Berlin)
sich im Fremdenbuch des Dorfes Borhagen unter der
Hanstein vor und lautet folgendermaßen:

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer gewandt.

Worte Goethe's des Göttlichen.

Arthur Schopenhauer, Philos. Stud., d. 5. September 1811 p. p. C.

Lebt wohl ihr Berg' und tiefe tiefe Thal,
Ich staunt euch an wol manches liebe mal,
Wol manches mal saßt ihr mich einsam wandern,
Und ernst und einsam geh' ich jetzt zu andern.

Die Schriftzüge und besonders der Namenszug sind fast unverändert dieselben, wie wir sie aus Briefen der funfziger Jahre kennen. Interessant ist an dieser Reliquie besonders, daß Schopenhauer, der zweiundzwanzigjährige Student, bereits der Einsamkeit ergeben war, welche er später vornehmlich in seinen „Parerga" als das Los aller großen Geister so schön geschildert hat, und daß vermuthlich seine Züge schon damals den Stempel jenes Ernstes trugen, welcher dem in Gwinner's Biographie erschienenen meisterhaften Porträt ein so charakteristisches, grandioses Gepräge gibt. Der Ernst und der Hang zur Einsamkeit des Studenten Schopenhauer werden uns übrigens von einem noch lebenden Studiengenossen desselben bestätigt. Derselbe pflegt auch die eminente Schönheit des Kopfs seines Universitätsfreundes zu preisen.

Bibliographie.

Alten, F. v., Der Maler Asmus Jac. Carstens geb. 1754 zu St. Jürgen bei Schleswig, † 1798. Skizze. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Batz, C. W., Ochino. Historisch-dramatisches Gedicht. Leipzig, O. Wigand. 16. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Mein kirchlicher Kampf in Mecklenburg. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Beethovens Briefe. Herausgegeben von L. Nohl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Bojanowski, W. v., Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789. Nach einer handschriftlichen Mittheilung. Weimar, Böhlau. 8. 8 Ngr.

Christoffel, R., Martin Planta, der Vorläufer Pestalozzi's und Fellenberg's. Ein pädagogisches Charakterbild aus dem vorigen Jahrhundert. Bern, Heuberger. Gr. 16. 6 Ngr.

Cleß, G., Medicinische Blumenlese aus Shakespeare zu eigener und seiner Collegen Kurzweil gesammelt. Stuttgart, Cotta. 8. 12 Ngr.

Disselhoff, J., Ruth, die Aehrenleserin aus Moab, oder Wunderanfang — herrliches Ende. Kaiserswerth. 8. 12 Ngr.

Elisabeth von Frankreich. Das Bild einer Heldin in christlichem Entsagen und Dulden. Vom Verfasser der „Matrina". Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 20 Ngr.

Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart. Redacteur: O. Dammer. Hildburghausen, Bibliograph. Institut. Lex.-8. à Heft 6 Ngr.

Erinnerungen aus früherer Zeit. 4 kleine Novellen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 10 Ngr.

Esch, T., Das Seefräulein von Brest. Novelle. Luxemburg, Brück. 8. 12 Ngr.

Flemming, C. F., Otto der Zweite. Trauerspiel. Kowno, Müller. 8. 15 Ngr.

Die Fortschrittspartei und ihre Bestrebungen in der Militairfrage. Von einem alten Soldaten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Fritz, J., Von 1815 bis 1865. Blicke in das Culturleben der jüngsten Vergangenheit Deutschlands. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Gerlach, H., Die römischen Statthalter in Syrien und Judaea von 69 vor Christo bis 69 nach Christo. Ein Beitrag aus der Profangeschichte zur Exegese des Neuen Testaments. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Geißler vom Spittelberg. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von ***. 4 Thle. Wien, Hügel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gusek, B. v., Unter dem Krummstabe. Historischer Roman. 3 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Hennig, G., Die Araber des Sahels. Erlebnisse und Abenteuer des Capitains der Spahis Emile Tissot. 2 Bde. Breslau, E. Trewendt. 8. 2 Thlr.

Hinschius, P., Zur Erinnerung an Aemilius Ludwig Richter. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 6 Ngr.

Huber, J., Der Proletarier. 3 Vorlesungen zur Orientirung in der socialen Frage. München, Lentner. 8. 15 Ngr.

Ketteler, E., Beobachtungen über die Farbenzerstreuung der Gase. Abhängigkeit der Fortpflanzung des Lichtes von Schwingungsdauer und Dichtigkeit. Bonn, Henry. Gr. 8. 16 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Gesammelte Schriften. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Achter Band: Die Schutzlosen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas
über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

30 Blätter. Folio. In sechs Lieferungen. Jede Lieferung 1 Thlr.

Die soeben erschienene **fünfte Lieferung** enthält:

Europa — Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark — Skandinavien (und Island) **— Asien — Südwestliches Asien.**

Henry Lange's „Geographischer Handatlas" dient zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Die Lieferung von 5 in Farbendruck ausgeführten Karten in Folio kostet im Subscriptionspreise nur 1 Thlr. Die sechste (Schluss-)Lieferung wird binnen kurzem folgen.

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erschienenen Lieferungen nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.
Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

In zwei Theilen.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Ein Deutscher, der nicht blos flüchtig als Tourist das Land durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Besonderen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen und besonders Reisenden nach dem Orient sehr viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

O. M.-Verlagskatalog von J. J. Weber in Leipzig. 1865.

Verzeichniß der Bücher,
Zeitschriften, Karten, Musikalien und Kunstsachen,
welche im
Verlag von J. J. Weber in Leipzig
erschienen sind,
ist auf Verlangen durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica
vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der moder
Irrthümer.

Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs v
Orleans.

An den Klerus und das Volk der katholischen Kir

von einem Katholiken.

8. Geh. 15 Ngr. = 54 Kr. Rh.

Vom Standpunkt der Opposition, aber der christlichen
katholischen Opposition, unterwirft der ungenannte Verf
— ein Mann, der durch seine Stellung in der katholischen
vor allen dazu berufen ist, in dieser Angelegenheit mitzusprech
die päpstliche Encyclica einer eingehenden Kritik. Er kenn
net sie als ein vom ultramontanen und jesuitischen Geiste
tirtes Parteimanifest und bekämpft die darin verkündeten
sätze, nicht weil sie katholisch, sondern weil sie eben nicht
lisch seien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Obwol der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merk
digen und interessanten Buchs (dessen Fortsetzung kürzlich
dem Titel „Durch Kampf zum Sieg" erschienen ist) gegen
tig als evangelischer Prediger in einer Gemeinde Westf
wirkt, sind die Erinnerungen aus seinem Jugendleben doch
in einseitig polemischem Sinne gegen die Gesellschaft Jesu
deren Erziehungsanstalten geschrieben. Sie geben in ruhi
gener, schlicht erzählender Weise die Eindrücke wieder,
der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten
garnten Aelternhause, in dem Privatinstitut eines deutsch
suiten, in der Pension zu Freiburg sowie während seines
jährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom em
und schließen mit der Vertreibung der Jesuiten aus Rom
die Volksbewegung des Jahres 1848. Indem sie ein
überall auf strengster Wahrheit beruhendes Spiegelbild
Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren inner
richtungen liefern, setzen sie den Leser in den Stand, auf
verbürgter Thatsachen sich ein eigenes Urtheil darüber zu

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenw

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Das soeben erschienene sechste Heft enthält Folgende
Wilhelm, König von Würtemberg. — Die Pfahlbauten. Zweiter Art
Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Vierter Artikel. —
Glückseligkeitslehre. — Die Epidemie des recurrirenden Fiebers
burg. — Feuilleton (Literatur. Theater. Erd- und Völkerku

Monatlich erscheint ein Heft von 5 Bogen zum
von 6 Ngr. Die bisher erschienenen Hefte sind in allen
handlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen
men werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1865.

Zweiter Band.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas
über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

30 Blätter. Folio. In sechs Lieferungen. Jede Lieferung 1 Thlr.

Die soeben erschienene **fünfte Lieferung** enthält:

Europa — Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark — Skandinavien (und Island) **— Asien — Südwestliches Asien.**

Henry Lange's „Geographischer Handatlas" dient zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Die Lieferung von 5 in Farbendruck ausgeführten Karten in Folio kostet im Subscriptionspreise nur 1 Thlr. Die sechste (Schluss-)Lieferung wird binnen kurzem folgen.

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erschienenen Lieferungen nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Persien.
Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

In zwei Theilen.

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Ein Deutscher, der nicht blos flüchtig als Tourist das Land durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Besonderen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistikern, Industriellen und besonders Reisenden nach dem Orient sehr viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commerzieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

O. M.-Verlagskatalog von J. J. Weber in Leipzig. 1865.

Verzeichniß der Bücher,
Zeitschriften, Karten, Musikalien und Kunstsachen,
welche im
Verlag von J. J. Weber in Leipzig
erschienen sind,
ist auf Verlangen durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica
vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der moder[nen]
Irrthümer.

Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs v[on]
Orleans.

An den Klerus und das Volk der katholischen [Kirche]
von einem Katholiken.

8. Geh. 15 Ngr. = 54 Kr. Rh.

Vom Standpunkt der Opposition, aber der christlichen u[nd]
katholischen Opposition, unterwirft der ungenannte Verf[asser]
— ein Mann, der durch seine Stellung in der katholischen K[irche]
vor allen dazu berufen ist, in dieser Angelegenheit mitzusprechen
die päpstliche Encyclica einer eingehenden Kritik. Er kennz[eich]net sie als ein vom ultramontanen und jesuitischen Geiste d[ik]tirtes Parteimanifest und bekämpft die darin verkündeten Grun[d]sätze, nicht weil sie katholisch, sondern weil sie eben nicht k[a]tholisch seien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Obwol der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merkwü[r]digen und interessanten Buchs (dessen Fortsetzung kürzlich u[nter] dem Titel „Durch Kampf zum Sieg" erschienen ist) gegen[wär]tig als evangelischer Prediger in einer Gemeinde Bern[s] wirkt, sind die Erinnerungen aus seinem Jugendleben doch [nicht] in einseitig polemischem Sinne gegen die Gesellschaft Jesu [und] deren Erziehungsanstalten geschrieben. Sie geben in treu[her]gener, schlicht erzählender Weise die Eindrücke wieder, [die] der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten [um]garnten Aelternhause, in dem Privatinstitut eines deutsch[en] Jesuiten, in der Pension zu Freiburg sowie während seines [ein]jährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom [empfing] und schließen mit der Vertreibung der Jesuiten aus Rom [und] die Volksbewegung des Jahres 1848. Indem sie ein [im] überall auf strengster Wahrheit beruhendes Spiegelbild [der] Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren innere[r] Einrichtungen liefern, setzen sie den Leser in den Stand, auf [Grund] verbürgter Thatsachen sich ein eigenes Urtheil darüber zu [bilden].

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Das soeben erschienene sechste Heft enthält Folgendes:

Wilhelm, König von Würtemberg. — Die Pfahlbauten. Zweiter Artikel. — Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Vierter Artikel. — Die Glückseligkeitslehre. — Die Epidemie des recurrirenden Fiebers in Hamburg. — Feuilleton (Literatur. Theater. Erd- und Völkerkunde).

Monatlich erscheint ein Heft von 5 Bogen [gr. 8.] von 6 Ngr. Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1865.

Zweiter Band.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1865.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1865.

halt: Zwei deutsche Realpolitiker. Von Rudolf Gottschall. — Aus dem deutschen Dichterwald. Erster Artikel. Von E. Hersfurth. — zweite Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters". Von August Henneberger. — Ein Beitrag zur Psychologie. Von Maximilian ty. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Lieder des Königs von Schweden; Vorschlag zu einer allgemeinen Weltsprache; Hebbel und Geibel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei deutsche Realpolitiker.

Die Wiederherstellung Deutschlands. Von Konstantin Frantz. Berlin, F. Schneider. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.
Von dem Geiste der Verfassungen in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Italien und Preußen. Von Hundt von Hafften. Berlin, Hickethier. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

„Realpolitiker" nennen wir diejenigen, welche an die ſächlichen Grundlagen des Staatslebens anknüpfen len und die ganze, aus idealen Principien hervor- nde Parteibildung für eitle Schablonenwirthschaft hal-

Es sind politische Einsiedler, welche sich aus der ömung der Zeit zurückziehen, Männer, die, wie Archi- es in ihre eigenen Cirkel vertieft, nach dem Punkte en, von welchem aus sie die Politik des Tags aus Angeln heben können. Indem sie gegen den Strom immen, müssen sie freilich bedeutende Kraft entwickeln, t ohne die Aussicht, ihr Ziel zu erreichen. In der el ist diese „Realpolitik", sobald sie productiv zu wer- gestaltend in die Zeit einzugreifen sucht, eine Politik Chimäre, deren kunstvoll gearbeitete Spinngewebe ersten Lufthauch der geschichtlichen Bewegung zer- ern.

Konstantin Frantz ist ein fleißiger Publicist; doch n seine zahlreichen Schriften bisher wenig Beachtung aben, weil sie eben von einem isolirten, in vieler icht paradoxen Standpunkt aus abgefaßt sind. Den- läßt er sich dadurch nicht abschrecken, seine Ueber- ungen immer wieder in neuen Werken zu vertreten, er neue „Constructionen" und „Revisionen" der gegen- igen Zustände, der bisherigen Karte Deutschlands und pas zu veröffentlichen. Er ist einer der politischen ider, stets bei der Hand mit neuen Modellen, auber gearbeitet und scharfsinnig gefügt sind, nur n Platz finden, wo man sie aufstellen kann. So ist obiges Werk ein Beitrag zur Lösung der deutschen e, weder im klein- noch großdeutschen, weder im reußischen noch demokratischen Sinne: ein Beitrag, nsofern paradox ist, als er das Gegentheil von dem was alle Parteien wollen. Wenn wir die deutsche Frage mit einem Schachräthsel vergleichen dürfen, so will Preußen Oesterreich, Oesterreich Preußen, beide zusammen oder jedes für sich das übrige Deutschland matt setzen — Konstantin Frantz dagegen will, daß Oesterreich und Preußen sich selbst matt setzen. Ein Selbstmatt der Großmächte, als das einzige Mittel, ein einiges Deutschland zu schaffen — das ist die Pointe der Schrift von Konstantin Frantz.

Der Gedankengang seiner neuesten Schrift (Nr. 1) ist etwa folgender: Die heutigen Mittel- und Kleinstaaten sind der Kern desjenigen Ländercomplexes, welcher ehemals das Deutsche Reich bildete — von Oesterreich und Preußen gehören nur die westlichen Theile dazu. Diese Staaten haben sich gebildet als Marken des Reichs mit der Mission, in Ost und Nord durch deutsche Kraft deutsche Bildung und Gesittung auszubreiten; ihre Bevölkerung ist mit zahlreichen undeutschen Elementen gemischt. Auf diesen Gang der geschichtlichen Entwickelung muß man zurückgehen, wenn man die politische Frage der Gegenwart lösen will. Soll Deutschland wiedergeboren werden, das Deutsche Reich neu erstehen, so müssen diese Marken nach wie vor seine Marken bleiben. Es gilt dann einen engern und weitern Bund zu bilden. Zum engern Bund, dem eigentlichen Deutschland, gehören die ehemaligen Reichslande, von Preußen die westlichen Provinzen, die Provinz Sachsen und die Altmark miteingeschlossen, von Oesterreich Vorarlberg, Tirol und Salzburg. In den weitern Bund gehören Oesterreich und Preußen mit ihren übrigen Staaten. Innerhalb Deutschlands spielen sie nur dieselbe Rolle wie die andern Mittelstaaten und sind mit ihren gleichsam an Deutschland abgetretenen Ländern der Autonomie des Bundes untergeordnet. Deutschland darf nicht nach der Schablone auswärtiger centralisirter Staaten beurtheilt werden; es ist seiner ganzen Entwickelung nach föderalistisch. Der engere Bund mit Fürstencollegium und Parlament (nicht nach repräsentativen, sondern nach corporativen Principien zusammengesetzt) wird von Konstantin Frantz nun auf dem Papier auf das genaueste organisirt. Es soll sich zum Reiche herausbilden, welches die höhere Einheit

von Staat und Gesellschaft ist, ein Reich mit einem Anflug von Socialismus, entgegengesetzt der starren Staatstheorie, ein Reich mit freien gesellschaftlichen Bildungen.

Gewiß, ein complicirtes System, in welchem Oesterreich und Preußen eine kaum haltbare Doppelstellung einnehmen! Wie es den Realpolitikern und den Männern der organischen historischen Entwickelung oft geht — sie sind consequent nur bis zu einem bestimmten Punkte und brechen dann ab, wo die weitere Entwickelung nicht mehr in ihren Kram paßt. So ergeht es den Staatsphysiologen, wie Heinrich Leo, mit der Revolution, die in ihrem politischen Herbarium keinen Platz findet. Frantz geht auf das Deutsche Reich, auf die ersten mittelalterlichen Bildungen zurück, und übersieht dabei, daß die Geschichte gerade über diese hinweg zur Tagesordnung fortgeschritten ist. Bei aller Realpolitik schlägt seine Theorie gerade den realen Thatsachen ins Gesicht. Zu diesen Thatsachen gehört, daß Oesterreich und Preußen selbständige organische Staaten sind, gerade infolge der geschichtlichen Entwickelung der letzten Jahrhunderte, und daß solche Staatsorganismen keine Polypennatur haben und sich nicht entzweischneiden lassen, um mit jedem Sondertheil ein selbständiges Leben zu führen. Gerade das Staatsbewußtsein ist in beiden so lebendig, daß dieser Selbstmord eine Unmöglichkeit ist. Gegenüber diesen thatsächlichen Größen rechnet nun Frantz mit einer „imaginären"; denn auch dies aus den alten Reichsgebieten zusammengesetzte Deutschland bedarf zu seiner innern Einheit doch des Kittes der Gesinnung. Erst muß aller Particularismus, wie er selbst zugibt, ausgelöscht werden. Doch auch die Mittelstaaten fühlen sich wesentlich als Staaten. Oesterreich und Preußen sind nach Konstantin Frantz ohne Deutschland keine Großmächte, denn sie haben blos einen Staatsgeist, nicht wie England und Frankreich einen Nationalgeist. Gleichwol werden sie auch in dem „engern Bund" einen gewissen großmächtlichen Einfluß ausüben; sie wirken gleichzeitig mit einem längern und mit einem kürzern Hebel im engern Bunde mit und werden nach den Gesetzen der politischen Mechanik, wo der kürzere Hebel nicht ausreicht, gewiß den längern zur Anwendung bringen.

Hierzu kommt, daß Konstantin Frantz die Karte des engern und weitern Bundes, so genau er die Farbengrenzen derselben angibt, doch nicht ohne die größten Inconsequenzen entwerfen konnte. Er muß z. B. ein deutsches Kron- und ehemaliges Reichsland, wie das Erzherzogthum Oesterreich, ausschließen, weil sich hier durch die Geschichte eine „specifisch-österreichische Gesinnung" entwickelt hat; er muß Ostpreußen ausschließen, obschon er nachweist, wie dies Land durch den Deutschen Orden verdeutscht worden, wie alle seine großen Hochmeister gerade aus den deutschen Reichslanden stammten.

Im entschiedensten Gegensatz befindet sich Frantz dabei gegen das Princip der Repräsentativverfassungen, gegen das allgemeine Stimmrecht, gegen die Grundsätze, welche seit der großen Französischen Revolution in Europa und Amerika zu einer machtvollen Geltung gekommen sind. Nach seiner Ansicht sollen nur organisirte Körperschaften vertreten werden, in denen ein gemeinsamer Wille ist, der sich in einem gemeinsamen Organ ausspricht, während in einem Haufen unverbundener Individuen, wie in heutigen Wahlversammlungen sind, überhaupt nichts Gemeinsames existirt, welches repräsentirt werden könnte außer etwa die gemeinsame Confusion:

Soll das Repräsentativsystem eine innere Wahrheit erhalten, so müssen zuvörderst feste Verbindungen hergestellt werden, worauf die Repräsentation ruht, und wodurch auch allein das Wahlrecht eine zweckmäßige Ordnung erlangen kann. Es macht sich dann von selbst, indem jedermann als Mitglied seiner Körperschaft wählt, und diese dann repräsentirt wird nach der ihr allen Stellung, die sie im Zusammenhang des Ganzen hat. Es ist unmöglich ist es hingegen, durch ein abstractes Wahlgesetz, welches nur nach den Qualitäten der Individuen berechnet ist, oder gar nach bloßen Zahlenverhältnissen, jemals zu einer vernünftigen Repräsentation zu gelangen. Die Logik der Dinge muß dann unaufhaltsam zu dem wüsten suffrage universel führen, weil in der allgemeinen Atomistik jeder reale Unterschied, der ja eben durch die sociale Stellung bedingt ist, verschwindet, und nur die reinen Individuen übrigbleiben, welche als solche gleich sind. Ist es nicht aber eine handgreifliche Täuschung oder Lüge, daß die Staatsgesellschaft wirklich aus solchen atomistischen und gleichen Individuen bestehe? Denn nicht darauf, daß man überhaupt eine Person ist, sondern daß man diese oder jene Stellung im Leben einnimmt, hat man Werth und Bedeutung für das Ganze. Darum ist es schon a priori klar, was aus einem so innerlich unwahren Systeme folgen muß, und daß damit weder Freiheit noch Ordnung bestehen kann, und außerdem beweisen es die Thatsachen. In gewöhnlichen Zeiten verfällt eine solche Repräsentation gar bald in Apathie und wird der gehorsame Diener der Regierung oder der politischen Coterien, in bewegten Zeiten aber braust sie auf wie eine wilde Bestie und verfällt aus einem Extrem in das andere, sodaß jede Stetigkeit der Entwickelung unmöglich wird und das ganze Gemeinwesen zwischen Anarchie und Despotie schwankt.

Das Parlament des „engern Bundes" würde also ein ganz anderes Aussehen gewinnen, als das Parlament von 1848 und mehr an die alten Reichstage erinnern. Sie Frantz hat ein Ideal — es ist „das alte Heilige römische Reich", dessen Institutionen in etwas zeitgemäßer Verjüngung wieder in dem engern Bunde auferstehen sollen, nur daß „der Kaiser" als eine eventuelle Krönung des Gebäudes für die Zukunft in Aussicht gestellt bleibt, während jetzt ein Fürstencollegium mit einem Directorium an der Spitze die Centralgewalt vertritt. Nirgends haben wir indeß eine Schranke aufgerichtet gegen diejenige Freiheit der Corporationen, welche im alten Reiche oft in die liebenswürdigste Anarchie und Zuchtlosenheit ausartete und schließlich seinen Untergang herbeiführte.

Die Politik von Frantz ist eine Restaurationspolitik in des Wortes verwegenster Bedeutung und trotzt dem Zug der Geister und der großen Bewegung des Jahrhunderts ins Gesicht. Indem sie historisch sein will und soweit als möglich in die Geschichte zurückgreift, ist sie unhistorisch, da sie den ganzen Gang der neuern Geschichte entweder nicht begreift oder sich das Ansehen nimmt, ihn zu ignoriren, mindestens zu kritisiren als eine große Verirrung. Hierin liegt es zugleich, daß

em sie real sein will, im höchsten Grade abstract ist. nn was ist abstracter als ein in der Studirstube worfenes System, welches die thatsächlich und rechtlich tehenden Verhältnisse gänzlich außer Acht läßt, die Ar- t ganzer Geschlechter als eine Danaïdenarbeit verur- ilt? Indem sie conservativ sein will, ist sie revo- ionär; denn eine Theorie, welche die zu Recht bestehen- , beschworenen Verfassungen sämmtlicher deutscher Staa- als einen Hemmschuh der Entwickelung beseitigen will, f doch in hohem Maße revolutionär genannt werden. lbst wenn wir dem Verfasser die Möglichkeit zugeben, deutsche Frage könne in föderalistischer Weise gelöst ben, so würde doch ein deutsches Gesammtparlament aus Wahlen hervorgehen können, welche dem Princip prechen, auf dem die Einzelverfassungen beruhen.

Wir glauben nicht, daß Konstantin Frantz für seine iederherstellung Deutschlands" Propaganda machen d. Die Schwierigkeit der deutschen Frage, welche in Stellung der beiden Großmächte zueinander und zu Mittel- und Kleinstaaten liegt, ist durch ihn nicht ben worden. Denn sein Project scheitert an der thatlichen Unmöglichkeit, daß Oesterreich und Preußen ihre re Staatseinheit aufgeben, da der ganze Zug ihrer chichte gerade darauf hinging, eine solche Staatsein- zu schaffen. Beide Staaten, namentlich Preußen, n den Schwerpunkt, der Deutschland fehlt und sich h keine Künsteleien politischer Mechanik dorthin ver- läßt. Man mag diese Thatsache im Interesse der schen Einheit bedauern — ignoriren läßt sie sich nicht, so wenig durch irgendeine Theorie beseitigen.

Obgleich wir die Bundesconstruction des Autors für todtgeborenes Kind halten und daher die positiven ultate des Werks verwerfen müssen, so bietet dasselbe einzelnen doch viel Bemerkenswerthes und Scharfsin- , namentlich in seinen vorwiegend kritischen Partien, der Autor theils die Stellung der verschiedenen Par- zur deutschen Frage bespricht, theils gegen die An- n der deutschen Historiker, Philosophen und Staats- lehrer ankämpft. Am nächsten scheint Frantz bei r Vorliebe für das mittelalterliche Corporationswesen Kreuzzeitungspartei zu stehen; desto entschiedener kehrt en Unterschied seines Standpunktes von dem der neu- ßischen Reactionspartei hervor:

Die politischen Ansichten dieser Leute ruhen wesentlich auf Ideen des territorialen Fürstenthums, und zwar dem Charakter, den dasselbe infolge der Reformation er- • Also im Mittelpunkt steht der Landesherr, um ihn herum etreuen Stände, d. h. die Ritterschaft mit einigen Ueber- eln kirchlicher Stiftungen, und dann einzelne privilegirte te. Das Ganze verbunden durch das gemeinsame göttliche , welches zwar in dem Landesherrn gipfelt, aber in der schaft wie in der Kirche nicht minder ursprüngliche Wur- at, den bürgerlichen Corporationen hingegen nicht ursprüng- ukommt, sondern nur durch landesherrliche Gnadenbewilli- mitgetheilt ist, während der Bauernstand von Rechts we- urch die gnädige Grundherrschaft zu vertreten wäre, aber eine höchst widerliche und doch nicht wieder rückgängig achende Neuerung jetzt auch zu den Landständen gehört. ch ein entschieden confessionelles Gepräge, sodaß der Con- alismus dem Territorium inhärent ist, und die Religion selbst mit dem Grund und Boden verwachsen erscheint, wie das bürgerliche und öffentliche Recht — der bis zur letzten Consequenz fortgeschrittene Feudalismus.

Die Stellung dieser Partei zur deutschen Aufgabe charakterisirt er mit folgenden herben Worten:

Principaliter bleibt sie bei dem Statusquo. Mag also der Deutsche Bund, da er doch einmal zu Recht besteht, nach seiner bisherigen Weise fortvegetiren. Als Polizeianstalt ist er immer recht brauchbar, und als solche zu achten, vorausgesetzt, daß die ganze Maschine unter der Direction der beiden Großmächte steht. Sollten gleichwol Veränderungen unvermeidlich werden, so wäre das Einfachste und Vortheilhafteste eine Theilung des ganzen Bundesgebiets zwischen Preußen und Oesterreich. Das ist also der deutsche Beruf dieser beiden Großmächte, daß sie die deutsche Entwickelung daniederhalten, oder allenfalls die ganze Nation absorbiren und durch die Theilung für immer vernichten, indem an die Stelle der deutschen Nation eine preußische und österreichische Nation träte — vorausgesetzt nämlich, daß so ein Ding wie eine preußische und österreichische Nation möglich wäre, welches für alle diejenigen, die etwas von unserm Nationalleben verstehen, ganz außer Frage bleibt. Damit endlich diese Politik um so sicherer gelinge, muß man sich im Osten den Rücken decken durch Wiederherstellung der Heiligen Allianz, wonach die Neupreußen schmachten wie nach der Wiederkunft des Messias. Sehen sie doch in dem heiligen Rußland das eigentliche Vorbild, wonach das immer noch nicht recht zu Stande gekommene heilige Preußen einzurichten wäre, und den Kaiser Nikolaus haben sie ausdrücklich ihren Vater genannt. Zu welcher Nation müssen wol die Kinder gehören?

Die Kleindeutschen oder Gothaner sind unserm Autor zufolge zwar nach ihren politischen, socialen und religiösen Principien der directe Gegensatz zur neupreußischen Partei, aber doch derselben insofern wieder verwandt, daß sie sich an das Preußenthum anlehnen und mit Hülfe der preußischen Staatskraft die deutsche Einheit ins Werk setzen wollen. Das kleindeutsche Glaubensbekenntniß faßt der Verfasser in folgenden Worten zusammen:

Die deutsche Frage verwandelt sich hier in ein constitutionelles Experiment, und die Lösung ist kurzweg die Auflösung des Bundes, indem einerseits Oesterreich ausgeschieden, andererseits die übrigen Staaten zu einem neuen Ganzen verschmolzen werden, unter der Direction von Preußen, zu welchem sie dann nicht mehr im Bundesverhältniß, sondern im Subjectionsverhältniß stehen.

Die Großdeutschen endlich haben kein gemeinsames Band als das gemeinsame Widerstreben gegen die kleindeutschen Tendenzen. Sie wollen den Bund nicht nur erhalten, sondern auch möglichst erweitern, indem sie insbesondere den ganzen Complex der österreichischen Länder in den Bund hineinzuziehen beabsichtigen. Hinter dem Großdeutschthum steckt ein Großösterreich; den Beweis dafür findet Frantz in dem großmächtlichen und bundesfeindlichen Auftreten Oesterreichs in der schleswig-holsteinischen Frage, wenige Monate nach dem Fürstentage und der Reformacte. Für Frantz ist weder Preußen noch Oesterreich, sondern der Bund das Palladium deutscher Nation; ja, um seiner paradoxen Auffassung die Krone aufzusetzen, meint er, daß in der schleswig-holsteinischen Frage der Bund einen Triumph gefeiert habe:

Die Großmächte haben den Bund zu hindern, aber keineswegs ihre eigene Politik durchzuführen vermocht, sondern sie sind selbst in eine Richtung gedrängt, die sie nicht wollten, sodaß sie am Ende selbst anerkennen und befördern mußten, was

sie ursprünglich verwarfen. Wie man sich auch drehen und wenden mag, das Schlußresultat muß dem Bunde zugute kommen, und das System der Großmachtspolitik ist untergraben....

Die preußisch-österreichische Großmachtspolitik hat gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was sie beabsichtigte, denn sie hat das Selbstgefühl der deutschen Nation erweckt, die sich von dem Großmachtssystem in Zukunft nicht mehr imponiren lassen wird. Hat man doch gesehen, wie einige deutsche Mittelstaaten und Kleinstaaten die Stützen einer Bewegung wurden, gegen welche die Großmächte nichts vermochten, und wie selbst ein kleiner länderloser Fürst im Angesicht der preußischen und österreichischen Truppen die Stellung behaupten konnte, die man ihm ausdrücklich bestritt. Darüber täusche man sich nicht, diese Erfahrung wird unvergessen bleiben und ihre Früchte tragen!

Die Kritik der „kleindeutschen Geschichtschreiber", welche Frantz in aufsteigender Linie je nach dem stärkern Hervortreten der Tendenz so gruppirt, daß Häusser als der am meisten Gemäßigte, Droysen als der Eifrigste erscheint, sucht namentlich die Anschauung zu widerlegen, als sei der preußische Staat von Ursprung her auf die großen Interessen der deutschen Nation angewiesen, wie Sybel meint, oder als gehöre, wie Droysen es ausspricht, der Beruf für das Ganze, dessen weitere Theile er fort und fort sich angegliedert hat, zum Wesen und Bestand dieses Staats, indem nach der Ansicht unsers Autors das Verhältniß Preußens zum Reich und zur deutschen Nation zu Zeiten Friedrich's des Großen und bis zu den Befreiungskriegen der rücksichtsloseste Particularismus war. Droysen wird namentlich auch deshalb getadelt, daß er, indem er die Grundlagen des preußischen Staats erforschen will, sich nur auf die Mark Brandenburg beschränkt und von der Deutschen Ordensherrschaft gar nicht spricht, gerade wie wenn das Ordensland gar nicht zu den charakteristischen Elementen des preußischen Staats gehörte! Natürlich geißelt der Verfasser mit noch größerer Schärfe die Einseitigkeit der „großdeutschen Autoren", namentlich Onno Klopp's, der aus der Biographie Friedrich's des Großen ein Pamphlet machte.

In dem Abschnitt: „Die deutsche Frage und die Wissenschaft", geht Frantz den Theorien von Kant, Hegel und Stahl nach, um sie in Bezug auf sein Thema zu prüfen. Doch findet er nur eine geringe Ausbeute. Auffallend bleibt es, daß der Autor denjenigen Philosophen dabei vergißt, der dies Thema mit gewohnter geistiger Energie und im großen Stil behandelt hat, Fichte, der ihm doch so viele Anknüpfungspunkte darbot, der es in seiner „Staatslehre" aussprach, daß die Deutschen im ewigen Weltplan berufen sind, das Postulat einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staats darzustellen. Ja wenn die vielleicht fruchtbarste Idee der Schrift von Konstantin Frantz, diejenige eines „Reichs", als der Einheit an Staat und Gesellschaft, als einer über dem abstracten Staatsgedanken stehenden Gemeinschaft, durch eine namhafte Autorität begründet und verbürgt werden sollte, wo könnte sie diese Begründung und Verbürgung besser finden, als in dem Ausspruche Fichte's: der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutschen wäre eben ihre Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geistige Lebensbildung?

Wir können die vorliegende Schrift nicht wegen ihres positiven Inhalts, wol aber wegen der mannichfachen Anregungen empfehlen, die sie darbietet. Sie fordert auf zu einem selbständigen Denken auf, und das ist viel wert in einer Zeit, in welcher die politischen Ueberzeugungen zum Theil abgeschlossene Credos geworden sind, die man gedankenlos nachbetet. Diese Ueberzeugungen aber befestigen sich durch den Zweifel und den Widerspruch, der an ihren Wurzeln rüttelt. Es ist mit ihnen umgekehrt, wie mit unsern Röcken; es schadet ihnen gar nichts und kommt sie am besten, wenn sie gegen den Strich gebürstet werden.

Das Werk von Hundt von Hafften (Nr. 2) hält ebenfalls real-politische Studien, wenngleich in Bezug auf die Frage der deutschen Einheit, und mit [illegible] leiniger Berücksichtigung der innern Verfassungsfrage. Für den Autor, einen preußischen Offizier, der seines Wissens wegen frühere Schriften trotz der Verherrlichung des preußischen Militäradels in mancherlei Collisionen gerieth und deshalb seinen Abschied nahm, ist selbstverständlich die preußische Verfassungsfrage von größter Wichtigkeit und der eigentliche Kern seines Werks. Zur Lösung derselben sucht er sich aber auf einer Rundreise in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, der Schweiz, Italien die nöthigen Materialien zu sammeln. Er unterwirft die Verfassungen aller dieser Staaten einer [illegible] mäßigen Kritik, welche namentlich dem Napoleonismus stark zu Leibe geht.

Die eigenen Principien des Verfassers, die Grundlagen seiner Kritik, sind ebenfalls conservativ, wie die von Konstantin Frantz, doch treten sie mehr nach ihrer negativen Seite hervor. Während Frantz dem liberalen Repräsentativsystem die Vertretung nach ständischer Gliederung, das corporative System des Heiligen römischen Reichs gegenüberstellt, bleibt es bei Hundt von Hafften im Unklaren, was er an die Stelle der verhaßten „Majoritätswirthschaft" zu setzen gedenkt. Doch insofern er Realpolitiker, als er sich gegen die abstracten Verfassungsschablonen ausspricht:

Eine Verfassung, welche außerhalb der realen Verhältnisse eines Volks zu existiren strebt, nach fremdem Recht entworfen, nach rein speculativen Grundsätzen zusammengesetzt und durch auswärtige Erfahrungen ergänzt wird, enthält in sich schon Widersprüche, die ihre Existenzfähigkeit gefährden; denn einmal ist kein Staat vor Verkündigung der neuen Verfassung ohne alle Verfassung, welche immerhin Berücksichtigung verdiente, sodann aber muß die neue Verfassung, als das höchste Nationalbildungswerk, als das Staats- und Grundgesetz, doch wenigstens den Eigenschaften eines guten, ja des besten Gesetzes überhaupt entsprechen. Und damit kommen wir zu den drei Grundeigenschaften, welche wir von jeder Verfassung, in Hinblick auf ihr Verhältniß zum Volke, verlangen: Continuität, Spontaneität und Originalität: Continuität, d. h. organischer Zusammenhang des Hauptgesetzes mit allen frühern Gesetzen; Spontaneität, d. h. naturwüchsig, national; und Originalität, d. h. dem Charakter, dem Bildungsgrade, sowie den speciellen Bedürfnissen des Volks entsprechend.

Die Majoritätsherrschaft ist, nach unserm Autor, die
t wenigsten dauerhafte, die kostspieligste, die beschränk-
ke, die ungerechteste, die regierungsunfähigste und die
jeste. Man wird sich nach dieser Häufung superlati-
cher Prädicate allerdings wundern müssen, wie es mög-
ist, daß ganze Welttheile durch eine solche Herrschaft
iert werden. Auch erscheint es uns als kein Gegen-
, wenn der Autor an die Stelle der Majorität die
torität setzen will; denn wo die Majorität gesetz-
ßig herrscht, da vertritt sie auch die höchste Autorität
Staats.

Doch es ist begreiflich, daß die Realpolitiker bei ihrer
neigung gegen das politische Schablonenwesen und die
stitutionelle Musterreiterei in ihren eigenen Theorien
t glücklich sind. Sie wehren sich ja nach Kräften
n jede staatsrechtliche Verallgemeinerung, indem sie
rall an die thatsächlichen Verhältnisse anknüpfen, die
jedem Staate andere sind. Darum beeilt sich auch
r Autor, an eine Kritik der einzelnen Verfassungen
nzugehen, und benutzt alsbald die heutigen politischen
socialen Zustände Frankreichs, um an die Schilderung
elben eine heftige Philippika gegen das Princip der
lssouveränetät zu knüpfen, während die Kritik des Na-
onismus doch nur darin bestehen kann, daß er dies
cip nur dem Scheine nach anerkennt, nur als die
ndlage seiner eigenen Macht. Das souveräne Volk
scht nur, um abzudanken, um seine Herrschaft einer
aastie zu vererben, die es später nicht mehr brauchen
. Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der
r kann gehen. Die wahre, in beständigem Fluß, in
: Erneuerung der Gewalten lebendige Volkssouveränetät
doch wahrlich nicht nach dem Maß französischer Zu-
e gemessen werden. Wir sehen, wie unsere Real-
iker, statt den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung
tragen, doch immer wieder zu Principienreitern wer-

Nur um seinen Haß gegen die Majoritätsherrschaft
nter Beispielen zu illustriren, führt uns Hundt von
ten durch die tonangebenden Verfassungsstaaten hin-
. Er geht nicht voraussetzungslos, wie die Real-
k sollte, an die gegebenen Zustände heran; im Gegen-
er hat das Pathos einer Ueberzeugung, wenn diese
ohne bestimmtes Schema auftritt, er verdammt die
Herrschaft gleichmäßig, wo er sie findet, in Amerika
in der Schweiz, in Frankreich, in Belgien und in
nd; er scheint nur die realen Verhältnisse zu kriti-
. er kritisirt in Wahrheit immer dies eine ihm ver-
Princip. Dabei verwickelt er sich in mancherlei
sprüche. Das Julikönigthum soll beweisen, daß das
erthum für sich allein stehe und unfähig sei, einen
n Staat zu regieren. Deshalb werden seine In-
onen herabgesetzt; die Geldaristokratie mit ihrem Par-
olze, sogar die Minoritäts-Volksvertretung von
Deputirten erhält eine levis notae macula. Gleich
f aber heißt es, wie sich in Frankreich die Sache
s gestalten werde,

anstatt jedem hergelaufenen, kaum den Kinderschuhen
hsenen Narren das Stimmrecht in großen Staatsangele-
genheiten zu übertragen, dieser höchste Ausdruck politischer Macht
und diese höchste Anerkennung materieller und geistiger Unab-
hängigkeit nur den rationellsten und bewährtesten Kräften Frank-
reichs zugestanden wird, wozu die Familienväter mit den Be-
sitzern geistigen und leiblichen Kapitals unter einem Volk von
40 Millionen wenigstens den soliden Anhalt von 1—2 Mil-
lionen abgeben.

Demnach ist also doch auch der Census, das Ideal des Julikönigthums, das politische Ideal des Verfassers. Wie kommt er dazu, ihn einige Seiten vorher so entschieden zu verwerfen?

Belgien, „der Musterstaat des Liberalismus, diese Schablonenarbeit nach englischer Praxis und französischer Theorie", wird zu einer Parallele mit Frankreich und theil-weise auch mit Preußen benutzt, und erhält wenigstens das Lob, daß es sich das für alle spätern Verfassungen bahn-brechende Verdienst erworben hat,

die Principien der Freiheit dadurch schärfer präcisirt und na-mentlich für sich auf Grund der altehrwürdigen und überliefer-ten Verfassungen der selbständigen Herrschaften des ehemaligen Burgund individualisirt zu haben, daß es in der Form und Fassung seiner 139 Verfassungsartikel nicht blos Verheißun-gen proclamirte, sondern auch deren Beschränkung gleichzeitig fixirte; in dem großen Ausbau der Principien also gleichsam jedem einzelnen Artikel einen positiven, versprechenden Vorder-satz und einen negativen, beschränkenden Nachsatz gab.

Der Verfasser bedauert, daß Preußen auf diesem Wege einer schärfern Präcisirung und namentlich einer größern Individualisirung der Grundprincipien nicht fortgefahren ist. Von England heißt es, daß es im Grunde eine Republik mit zwei Präsidenten, einem Erbpräsidenten, König genannt, und einem Wahlpräsidenten, first mini-ster genannt, bilde; doch rühmt der Autor Englands gute parlamentarische Erziehung. Nordamerika und die Schweiz gaben Beiträge zur Charakteristik der Republiken:

Die Republik erschwert, wenn sie, wie in Amerika, größere und durch ihre Interessen verschiedene Länder umfassen soll, in administrativer Beziehung die Controle, in politischer die Ein-heit, in intellectueller die Geltung der einzelnen Geisteskraft; sie macht die Executivgewalt in Zeiten der Aufregung und Gefahr zur Null, und die Gesetzgebung in Zeiten des Frie-dens und der Ruhe zum Chaos!

Der letzte Krieg soll für Amerika die eine Wahrheit erkämpft haben:

daß die Monarchie die Grundform jedes christlichen Staats sein muß; für Europa aber: daß jede Republik außerhalb der Grenzen einer Stadtmauer der Freiheit und Entwickelung ebenso gefährlich ist, als die demokra-tischen Institutionen innerhalb beschränkter Kreise der Entwickelung des Volks im höchsten Grade för-derlich sind.

Am vorurtheilsfreiesten erscheint die Schilderung der italienischen Zustände; das römische Staatswesen wird mit scharfen Zügen dargestellt.

Preußen bildet den Schluß des Werks, nicht als das letzte Glied einer Reihenfolge, sondern als der eigentliche, hier hervortretende Kern des Ganzen. Als die drei un-erschütterlichen Säulen seiner Entwickelung gelten dem Autor: der obligatorische Schulunterricht, die allgemeine Wehrpflicht und die Gleichheit vor dem Gesetz. Das ist gleichsam die thatsächliche Verfassung, welche durch die

papierne nur weiter durchgeführt wird. Letztere erscheint dem Autor im wesentlichen als eine Uebereilung; er kritisirt sie in einer Weise, mit welcher die Fortschrittspartei einverstanden sein dürfte, indem er mit ihr in der Auslegung der getadelten Paragraphen, welche der Volksvertretung nach seiner Ansicht eine allzu große Macht einräumen, übereinstimmt. Was er über die Armee und das Beamtenthum sagt, ist ganz im Geiste der Reaction geschrieben, obwol das Werk keineswegs eine reactionäre Parteischrift genannt werden darf, indem es weder feudal noch bureaukratisch ist, sondern nur monarchisch mit starker Abneigung gegen das Princip der Volkssouveränetät, aber doch im einzelnen wieder zu allerlei Zugeständnissen bereit. Es ist ein Orientirungsversuch! Der energische Charakter des Autors prägt sich in dem meistens prägnanten Stil aus; doch dem Inhalt selbst fehlt es an Consequenz. **Rudolf Gottschall.**

Aus dem deutschen Dichterwald.

Erster Artikel.

Es ist Uhland öfters der Vorwurf gemacht worden, daß er durch seine Aufforderung: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald!“ die Ueberproduction in der „freien Kunst“ hervorgerufen oder doch begünstigt, und namentlich die Massenhaftigkeit der lyrischen Erzeugnisse verschuldet habe. Allein daran, daß gerade in der Lyrik unter denen, die sich berufen glauben, so wenig Auserwählte sich befinden, hat jene Uhland'sche Aufmunterung viel weniger Schuld als der jugendliche Wunsch, sich gedruckt zu sehen, und die Miskennung und Ueberschätzung der eigenen Gesangsgabe. Es regulirt sich in der Poesie eben nicht, wie bei den materiellen Gütern, die Production nach den Factoren des Angebots und der Nachfrage; „Formel hält uns nicht gebunden“; selbst der Zusammenhang des Inhalts des Meßkatalogs mit den vorherrschenden Geistesströmungen der jeweiligen Periode nationaler Entwickelung läßt sich nicht vollständig auf ein einfaches Gesetz zurückführen: „es ist stets etwas Anonymes dabei!“ Dasselbe gilt auch von der Consumtion, und wenn man auch nicht mit Unrecht einen Jean Paul'schen Ausspruch dahin verändern könnte: „Was nicht werth ist, zehnmal gedruckt zu werden, ist auch nicht werth, einmal gedruckt zu werden“, so ist doch die Zahl der Auflagen keineswegs immer ein richtiger Werthmesser, sondern oft nur das Barometer der wetterwendischen Gunst des Augenblicks, während schon Lessing sagt: wenn ein Schriftsteller von seinen Zeitgenossen nicht gelesen werde, so sei das nur ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; verdiene er wirklich gelesen zu werden, so würden dies dann die Enkel und deren Enkel schon thun, denn „die Nachwelt sei niemals ungerecht“! Gerade darum aber steht kaum zu erwarten, daß sich die Nachwelt um viele der uns heute zur Besprechung vorliegenden lyrischen und lyrisch-epischen Productionen kümmern werde, denn nur einige derselben verdienen eben gelesen zu werden, während bei den meisten die wenigen verstreuten Goldkörner die Mühe des Suchens in dem Sande, der sie einhüllt, nicht verlohnen.

Von diesen Tönen aus dem deutschen Dichterwald schlagen zwei nicht zum ersten male an unser Ohr; jene Werke von Dichterinnen liegen in zweiter Auflage vor uns:

1. **Aus einem Tagebuche. Gedichte der Gräfin Auguste zu Stolberg und zu Egloffstein.** Zweite Auflage. Weimar, Bädeker. 1865. 8. 1 Thlr.
2. **Poetische Kränze. Gedichte von Emilie Lecerf, geborene Beck.** Mit zwei Beigaben. Zweite Auflage. Bremen, Wienecke. 1865. 16. 1 Thlr.

Das poetische „Tagebuch“ der Gräfin Auguste zu Stolberg und zu Egloffstein (Nr. 1), welches einen Zeitraum von fast 34 Jahren, vom Juni 1825 bis December 1858 umfaßt, nennt der Herausgeber, ein Freund der am 1. November 1862 gestorbenen Dichterin, mit Recht „einen Spiegel innersten Seelenlebens, der Strahlen himmlischen Lichts zurückwirft“! Erst im sechsundsechzigsten Lebensjahre wurde die schwergeprüfte Dulderin von dem Dasein „voll unabläßiger, unsaglicher Leiden“ erlöst, welche sie seit der ersten Jugendblüte in langer, unabsehbarer Reihe schmerzensreicher Tage und Nächte mit höchster Geduld ertrug. Auf dem Krankenlager, oder im Rollstuhl auf der blumengeschmückten Terrasse der ehemaligen Abtei jetzigen Klosterfonds-Domäne Marienrode bei Hildesheim, deren Pachtung ihrem Stiefvater, dem Oberforstmeister General von Beaulieu-Marconnay, als Belohnung für seine während der Freiheitskriege geleisteten Dienste verliehen worden war, hat die an einer Herzverengerung leidende Dichterin, deren schwache Hand die Feder nicht mehr führen vermochte, mit dem Stift diese Gedichte aufgezeichnet, welche die Hinterbliebenen auf den Wunsch von Freunden und Verwandten nach dem Tode der Dulderin herausgegeben haben, indem sie zugleich den ganzen Ertrag zur Unterstützung der von der Heimgegangenen mit liebevoller Treue versorgten Armen bestimmten.

Diese Notizen über die Persönlichkeit der Dichterin sind zwar zum Verständniß der vorliegenden Gedichtsammlung keineswegs nothwendig, da der Herausgeber auf rein individuellen Beziehungen beruhenden Bänden scheiden zu müssen geglaubt hat, aber sie erhöhen allerdings unsere Bewunderung der frommen Sängerin, der es gab, zu sagen, was sie leide. Denn was dies Tagebuch einer Todkranken so besonders anziehend macht, ist die große geistige Gesundheit, die sich, frei von Schwärmerei, in demselben ausspricht, die Klarheit der Gedanken, die überall in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol suchen. Nur selten — wie z. B. S. 11 „Zuflucht“: „Herz, du bist krank an Nerv' und Blut“ — finden sich Gedichte, die einen pathologischen Grund erkennen lassen; die überwiegende Mehrzahl derselben eine Widerlegung jenes alten, für alle Kranken so tröstlichen Worts: „Mens sana in corpore sano!“ Es sind deshalb die Lieder, die im kräftigen Aufschwung des Geistes den Sieg über die körperlichen Leiden verkünden, besonders ansprechend; so z. B.: „Zage nicht“, „Läuterung“, „Unverlorenes“, „In der Nacht“, „Dennoch“ (S. 7:

Gott will ein Herz, dem Strahl des Glaubens offen,
Durch Liebe muthig, und durch Hoffnung froh!
Ich muß doch wieder glauben, lieben, hoffen!

Namentlich den ersten Theil dieses „Tagebuch" durch-
ht ein lebhaftes Naturgefühl, welches in einzelnen Ge-
ten: „Die Rückkehr vom Rhein", „Sturm und Herz",
ommertag", „Leben", in glücklichster Weise seinen Aus-
ck findet; während in den letzten Lebensjahren der Quell
Lieder spärlicher fließt, und nur die stille Resignation,
Sehnsucht aus den Leiden dieser Zeit nach der ewigen
rlichkeit immer rührender sich kundgibt. Der Kreis
Anschauungen und Gedanken dieser Sammlung von
egenheitsgedichten im echt Goethe'schen Sinne ist aller-
gs nicht sehr umfangreich; der für viele Leser so an-
ende und bestechende Wechsel der Stimmungen fehlt
zlich; aber auch in dem kleinsten Liede spricht sich die
Empfindung eines glaubensfreudigen, fein organisir-
weiblichen Wesens in wohlthuender Weise, frei von
r Gefühlsseligkeit, aus. Dabei ist die Form, wenn
nicht immer ganz correct, doch edel und rein, der
druck mit wenigen Ausnahmen kräftig und klar; der
thmus der melodischen Verse, in denen der poetische
anke, künstlerisch abgerundet, Gestaltung annimmt,
rt sich oftmals der Sprache unserer großen Dichter.
n braucht nicht an die moschuserfüllten Blätter aus
te's Matratzengruft in Paris zu erinnern, um den
uthigen Reiz der zartduftenden Blüten von der ma-
oder Blumenterrasse zu würdigen und den Segen
lautern Klarheit einer harmonisch schönen Seele, die
h Kampf den Frieden errungen hat, zu empfinden.
bereits nach neun Monaten eine zweite Auflage die-
Gedichte nothwendig geworden, ist leicht erklärlich, doch
zugleich für das lesende Publikum selbst ein gutes
hen!

Auch die „Poetischen Kränze" von Emilie Lecerf
2) treten in der zweiten Auflage vor uns; was mag
wol diese zweite Auflage, falls es nicht etwa, wie
aus dem äußern Umschlag und einer kleinen Papier-
hiedenheit schließen könnte, nur ein mit einem neuen
l versehener Theil der ersten ist, veranlaßt haben?
Gedichte sind theilweise ein halbes Säculum alt; das
des Rheins, daß seine Kraft keiner Brücke Bogen dulde,
Prophezeiung von der Nichtvollendung des kölner Dom-
s, die Steh auf, Polonia-Lieder u. s. w. sind lau-
überwundene Standpunkte, und der innere poetische
h der Dichtungen ist doch gar zu unbedeutend. Ein-
recht ansprechende Lieder, z. B. „Des Jahres Blu-
lockengeläute", „Pestalozzi's Grab", bekunden ein sin-
Gemüth, das in wohllautenden Tönen seinen Aus-
findet; andere dagegen, z. B. „Der Hainbuttstrauch",
überschwengliche Panegyrikus zum Geburtstag des
rgärten-Fröbel; die Ballade: „Der Gemsenjäger",
„mit Blitzesschnelle im vogelgleichen Flug von Fels
els mit der flüchtigen Gazelle" um die Wette läuft,
doch nicht werth, einmal gedruckt zu werden, und
n wenigstens bei einer zweiten Auflage fortbleiben

Ganz unter dem Niveau der Kritik, die sich die Verfasserin etwas schneidermäßig „mit der Schere" vorstellt, steht aber der Inhalt der beiden Beigaben, Gedichte von Friederike S....., geborene Lecerf, und von Gustav B... Ersterer singt:

In tiefer, grausiger Flut,
Da ist's dem Fischlein gut!
Ach, überall ist Gottes Tisch,
Darum seid fröhlich und frisch!

Letzterer schreibt von sich selbst in dem sehr ungenießbaren Poem „Die Torte":

Die Gierde (sic!) sprengte fast die Brust,
Bis man zu Tisch sich niedersetzte!

Dergleichen Gedichte darf man doch nur in spe futurae oblivionis schreiben, und diese Hoffnung nicht durch eine zweite Auflage vereiteln!

Unter den Novitäten findet sich zunächst eine Anzahl lyrisch-epischer Dichtungen:

3. Meta. Episches Gedicht in zwölf Gesängen von Moritz Bournot. Berlin, Gsellius. 1865.
4. Schiller's Rudolstädter Sommer. Idyll von Julius Eberwein. Rudolstadt, Froebel. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Eddin. Eine Phantasie aus dem Orient von Friedrich Göring. Stuttgart, Schaber. 1864. 16. 9 Ngr.
6. Augustinus. Gedicht von Georg Rapp. Stuttgart, S. G. Liesching. 1863. 16. 12 Ngr.
7. Das neue Leben. Von Karl Köchy. Hannover, Kniep jun. 1864. 16. 20 Ngr.

Von den vorstehend genannten Dichtungen ist, und zwar nicht nur nach dem Grundsatze von dem Königthum des Einäugigen im Reiche der Blinden, „Meta" von Moritz Bournot (Nr. 3) unzweifelhaft die beste. Ein junger Maler, der als Kind auf treibende Eisschollen der Oder gerathen, von einem alten Polen gerettet und erzogen wird, während ihn die Seinigen als ertrunken betrauern, findet in einem Pfarrhause seine Schwestern wieder, und verlobt sich mit Meta, der Heldin des Gedichts, nachdem er dem ihm wegen seines unschuldigen Liberalismus abholden Vater derselben während eines Krawalls im Jahre 1848 das Gehöft vertheidigt und vor Einäscherung geschützt hat. Ein „bürgerliches Epos" nach der Definition Wilhelm von Humboldt's ist dies Gedicht, weil dasselbe, wenn auch die geschilderten einfachen Zustände im Bezirk des gewöhnlichen Lebens verbleiben, doch in das allgemeine Weltschicksal mit hinübergreift und sich nicht, wie die „Luise" von Voß, auf die Idylle einer Dorfpfarre beschränkt. Wie in „Hermann und Dorothea" alle Personen von den Ideen der Französischen Revolution bewegt sind und dadurch der historische Hintergrund für das Epos gewonnen wird, so sind es hier die Gedanken des Jahres 1848, die sich in dem Maler Wilmar, dem Arzt, dem alten Pfarrer, dem Amtmann lebendig zeigen und auch die Katastrophe herbeiführen.

Die Charakteristik der einzelnen Figuren ist — mit Ausnahme der gar zu überschwenglichen Heldin selbst — recht gelungen; die Schilderung an vielen Stellen sehr anschaulich und anziehend; das Ganze von warmen,

patriotischem Gefühl erfüllt, von einem sittlichen Geiste getragen. Freilich lassen sich die Mängel der Composition nicht verkennen; die großartige, den Bewohnern der Umgegend jedoch fast ganz unbekannte Klosterruine, die Jugendgeschichte Wilmar's, die Rettung des Amtshofs sind etwas starke Anmuthungen an die Gläubigkeit des Lesers. Die Form ist gewandt, die Hexameter fließen meist leicht dahin, hüpfen aber wol auch einmal über einen Stein des Anstoßes gar zu leicht hinüber; es ist doch etwas zu viel poetische Freiheit, „die Freiheit" selbst als Daktylus zu gebrauchen, wie im ersten Gesang geschieht, oder am Schluß bei dem Preise der Einigkeit des Vaterlandes, durch welche „die Macht sich dem Recht beugen" müsse, den Hexameter zu scandiren:

Sinneluſt, Unglauben und ſelbſt ſich vergötternder Dünkel!

Das in der fürstlichen Hofbuchdruckerei zu Rudolstadt gedruckte Schriftchen: „Schiller's Rudolstädter Sommer" von Julius Eberwein (Nr. 4) ist als „Festgabe zum funfzigjährigen Regierungsjubiläum des Fürsten Friedrich Günther von Schwarzburg" von dem Verfasser bestimmt, welcher, nach der originellen Aufzählung seiner verschiedenen „poetischen Scherflein zu fürstlichen Festen" auf S. 18 zu urtheilen, sich zum rudolstädtischen Hofpoeten — wenn auch nicht zum poeta laureatus — zu qualificiren bemüht. Die zehn Abschnitte von Schiller's Ankunft in Volkstädt bis zur Rückreise nach Jena schildern

Die Tage und Monde des herrlichen Sommers,
Den in Rudolf's Stadt der liebe Dichter verlebte —

und enthalten eine recht fleißige Zusammenstellung der auf Schiller's Aufenthalt in Volkstädt und Rudolstadt bezüglichen Notizen. Leider ist die Poesie, welche uns aus Schiller's und Lotte's Briefwechsel — der vom Verfasser nicht mitgenannten Hauptquelle — entgegenströmt, durch die Verarbeitung in oft recht holperige Hexameter sehr verwässert (vgl. z. B. Abschnitt 5). Ganz werthlos sind die vier noch zugegebenen Gedichte, namentlich das Jubiläumsfestlied mit den Schlußworten:

Drum Dank, der regieret funzig Jahr (sic!),
Und Heil unſerm fürſtlichen Jubilar!

Die Phantasie aus dem Orient: „Eddin", von Friedrich Göring (Nr. 5), eine unglückliche Nachahmung Byron'scher Poesie, erinnert in der Form an den „Giaour" und die „Bride of Abydos", in dem unvermittelten Hineinziehen subjectiver Empfindungen und heterogener Raisonnements, in dem Wechsel der pathetischen und ironischen Tonart an „Don Juan". Zugleich liefert sie aber auch den Beweis für die Wahrheit des alten Ausspruchs, daß dieses Genre eben nur in der genialen Eigenart jenes Dichters seine Berechtigung findet, und daß jede Nachahmung den Charakter des Manierirten erhalten muß. Der auf persönlicher Kenntniß des Orients beruhende Vorzug einer anschaulichen und treuen Localschilderung kann gerade deshalb nicht recht zur Geltung kommen; durch die humoristisch sein sollenden, oft nur trivialen Randglossen, durch die Einschiebung von Jugendgeschichten des Verfassers, die mit den sehr wenig interessanten Persönlichkeiten seiner Erzählung in gar keiner Verbindung stehen, erscheint die ganze Phantasie nur confus als phantastisch!

In dem unter Nr. 6 genannten Werke hat sich der Verfasser, welcher früher mit vielem Beifall die „Bekenntnisse des heiligen Augustinus" aus dem Lateinischen übersetzt hat, der sehr undankbaren Aufgabe unterzogen, dieselben auch in Reime zu bringen. Es ist der Text aber keineswegs zu einer Epopöe verarbeitet, sondern mit möglichst genauen Anschluß an die „Confessiones" als modificirte Biographie behandelt, und da der Ausdruck sehr mangelhaft ist — S. 56 heißt es z. B.:

Der neue Lehrer ſucht ſich ſeine Ehrer,
Da kommt ein neuer Treiber, der ihn quält,
Der Ehrgeiz hat ihn in ſein Band geſchlagen! –

so sind von der gediegenen Kraft und Originalität der „Bekenntnisse" nur wenig Spuren zu finden.

„Das neue Leben" von Karl Köchy (Nr. 7), der Inhalt ein längeres Gedicht: „Egbert vom Rhein", drei kleinere Pièces: „Ostertraum", „Das Mädchen Fremde" und „Beata", bilden, läßt ein frommes, liebliches Gemüth erkennen, jede poetische Gestaltungskraft aber vermissen, und verräth auch Unbehülflichkeit der Form; am besten ist die kleine Legende „Beata".

Eine weit größere Bedeutung als diese letzterwähnten Originaldichtungen darf mit Recht eine Uebersetzung ansprechen, nämlich:

8. **Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färöer.** Zum erſten mal überſetzt von P. J. Willatzen. Emmen, Geisler. 1865. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

In seinen neuesten „Gedenkblättern" nennt Geibel dem das vorliegende Werk gewidmet ist, das Volkslied einen zwischen Blumen im Wald hinrieselnden Bronnen, „dort ins verjüngende Bad taucht sich die Mutter Nacht!" Allein Island hat keine Wälder mehr, nur in einer einzigen Thalschlucht der Nordseite wächst noch ein kümmerliches Birkengestrüpp, und wenn es auch an Flußufern schöne Wiesenflächen gibt, die sich während kurzen Sommers mit einem blumengeschmückten Teppich bekleiden, so sind dies doch nur kleine Oasen im Berg mit den ungeheuern Stein- und Eiswüsten, den Lavadern, Gletschern und Firnmulden, die das Innere ultima Thule erfüllen. So gleicht denn auch das isländische Volkslied nicht dem unter Blumen hinrieselnden Waldbronnen, sondern dem zwischen ödem Trümmergestein hervorsprudelnden Felsenquell, dessen klares Wasser von eisiger Kälte ist und oft mehr erstarrend als erfrischend wirkt. „Ernst wie das Leben, streng wie das Klima ist die Poesie im hohen Norden, aber voll energischer Kraft und von einer eigenthümlich keuschen und herben Schönheit."

Der Uebersetzer hat die altisländischen Volkslieder in drei Grüppen gesondert. Die erste Abtheilung enthält Balladen, in denen der Glaube an Elementarwesen, Runenzauber, Todtenerscheinungen vorwaltet; aus denselben verdient „Die Harfe" als grausig, doch [illegible]

abenen Strenge von großer poetischer Schönheit beson-
s hervorgehoben zu werden.

In der zweiten Abtheilung, welche die Volkslieder mit
orischem Hintergrunde umfaßt, sind original-isländische
jt enthalten, sondern nur Balladen, die aus Skandi-
ien, aus Schottland und England, sogar aus Deutsch-
d eingewandert sind; ja eine derselben, das „Lodbroks-
", welches als Probe der kunstvollen Skaldenpoesie
ch in der Uebersetzung durch die gleichzeitige Anwen-
g des Reims und der Alliteration besonders hervor-
ben) dem kunstlosen Volkslied gegenübersteht, ist gar
t aus dem isländischen, sondern aus dänischem Urtext
setzt und nach des Verfassers eigener Angabe wahr-
inlich in Island nicht bekannt, gehört somit eigent-
gar nicht in die vorliegende Sammlung.

Desto mehr dieser echt isländischen Balladen finden
in der dritten Abtheilung und können einige derselben
n bedeutenden poetischen Werth beanspruchen, so z. B.
h die ersten: „Die Nebenbuhlerin" und „Ebbi's Töch-
, von denen erstere durch ihre zarte Sinnigkeit, letztere, in
die ganze Roheit und Gewaltthätigkeit des Mittel-
s ihren Ausdruck findet, durch die Fülle düsterer
rgie sich auszeichnet. Ebenso ist der dialogische Gang
Ballade „Olöf", die Charakterschilderung in „Kirstin",
seine und knappe Form des Liedes „Gestillter Gram"
eigenthümlicher Schönheit.

Von den färingischen Heldenliedern hat der Verfasser
der im Auftrage einer kopenhagener gelehrten Gesell-
t von Hammershaimb herausgegebenen Sammlung
die drei Sigurd-Lieder übersetzt; diese Wahl erscheint
h insofern als eine glückliche, als es von hohem In-
e ist, die Umdichtung zu verfolgen, welche die Nibe-
nsage auf diesen Inseln, wo in Ermangelung der
ik das arme Fischervolk diese Lieder zum Tanze singt,
ren hat. Leider gestattet der Raum hier nicht, auf
Eigenthümlichkeiten der Volksdichtung der Färöer,
ntlich in Betreff des Verhältnisses des Sigurd zur
hild (Chriemhild heißt in diesen Liedern Gudrun, und
Mutter Grimhild) und des Todes des Högni-Hagen
r einzugehen. Es würde eine wünschenswerthe Zu-
gewesen sein, wenn der Uebersetzer, welcher in
Anmerkungen zu den altisländischen Volksliedern oft
interessante Andeutungen, namentlich für die ver-
ende Sagenforschung gegeben, dieser Aufgabe sich
zogen hätte. Bei der Uebersetzung verfuhr Willatzen,
er sich schon früher durch derartige Arbeiten, na-
ich durch die im Jahre 1858 erschienene „Nord-
harfe" bekannt gemacht hat, in ähnlicher Weise wie
asius Grün bei der kürzlich erfolgten Uebertragung
Robin Hood-Balladen; von den verschiedenen Ba-
n hat er diejenigen, welche den größten poetischen
) und Gehalt aufzuweisen haben, ausgewählt und
em Ganzen vereinigt, um auf diese Weise ohne eigene
iten doch ein vollständiges und unzerstücktes Bild des
nals dem deutschen Leser zu liefern. Die Ueber-
z ist fließend und gewandt; nur selten, wie z. B.
n „Ribbalds-Lied" etwas zu frei; der Ausdruck klar,

scharf und mit wenig Ausnahmen (z. B. hinsichtlich des eigenthümlichen Gebrauchs des Worts „zerklauben" auf S. 122 und 328) correct.

Eine Reihenfolge von rein lyrischen Productionen, mit einer lyrisch-dramatischen Beigabe, möge den Schluß bilden:

9. Gedichte von Stephan Milow. Eingeführt und mit einer Vorrede versehen von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Heidelberg, Weiß. 1865. 16. 1 Thlr.
10. Arthur Lutze's Gedichte. Zweiter Theil. Köthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.
11. Herzog Heinrich und Marie, oder der Triumph der Liebe. Ein Schauspiel in fünf Acten von Arthur Lutze. Köthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 1864. 8. 20 Ngr.
12. Gedichte von Rudolf Grimm. Potsdam, Cabos. 1864. 8. 1 Thlr.
13. Frisches Grün. Lieder und Balladen von Ferdinand Maria Wendt. Leipzig, Jackowitz. 1864. 8. 22½ Ngr.
14. Blumen am Wege. Dichtungen von Karl Holst. Kiel, Jensen. 1864.
15. In neuen Formen. Gedichte von August Schumburg. Stockholm, Maaß. 1865. 16. 20 Ngr.

Bei den „Gedichten" von Stephan Milow (Nr. 9) sucht das Vorwort des bekannten Professors von Reichlin-Meldegg den Nachtheil, daß der Name des Dichters, eines „reichbegabten jungen österreichischen Hauptmanns", noch unbekannt ist und sein Buch nicht durch die Verlagsfirma der Cotta'schen oder Brockhaus'schen Buchhandlung dem Publikum empfohlen wird, einigermaßen auszugleichen. In dieser Vorrede, welche die Wechselwirkung der Wissenschaft und Kunst, insbesondere der Philosophie und Poesie und ihr Verhältniß zu den vorherrschenden Geistesrichtungen der Jetztzeit kurz andeutet, und die Zerfahrenheit der heutigen Kritik, namentlich die Aussprüche eines „bekannten Kunstrichters", der Lessing und Goethe auf die unwürdigste Weise angreift, um die Günderode und die Gräfin Ida Hahn-Hahn, „die Magdalena von Geist und Seele", in den Himmel zu erheben, in verdienter Weise kennzeichnet, wird über die vorliegende Gedichtsammlung folgendes Urtheil gefällt:

Ein warmfühlendes, wenn auch nicht immer auf der richtigen Bahn der Weltanschauung sich bewegendes Gemüth, Begeisterung für das Schöne, ein männlicher Sinn, eine glückliche Auffassung und Darstellung der Natur, ein, wenn auch nicht allseitig, doch in bestimmten Gebieten, zumal in dem von den Dichtern so vielfach bearbeiteten Reiche der Liebe mit glücklicher Anlage wirkende Phantasie, die Gabe rhythmischer Form lassen sich bei sonstigen Mängeln in vielen dieser Dichtungen nicht verkennen!

Nimmt man aus der Zahl der vorliegenden Dichtungen mit glücklichem Griff einzelne heraus, z. B. das dritte der „Stillen Lieder", „Letztes Beisammensein", „Im Herbst", „Im Gebirge", „Zwischen Wunsch und Erfüllung", die dritte und fünfte der Elegien, so wird man dies Lob als ein wohlverdientes gern anerkennen; allein im Verhältniß zur Gesammtzahl der Gedichte sind es doch nicht viele, von denen dies unbedingt gilt, und treten andererseits die Mängel schärfer hervor, als es das wohlwollende Vorwort andeutet.

In den erotischen Liedern macht sich häufig ein sinnlicher Grundzug geltend, der mehrfach, z. B. in den Gedichten: „Zur Beherzigung", „Liebesglück", in der achten Elegie, in unangenehm auffallender Weise hervortritt. Zur Beherzigung diene für derartige Schilderungen des Liebesglücks, daß Goethe's „Römische Elegien", auf welche uns der Verfasser durch die Ueberschrift der letzten Abtheilung wol hinweisen will, nur durch die heitere Naivetät antiker Weltanschauung, durch die höchste Vollendung der Form und durch den elegischen Hintergrund der gefallenen Größe Roms ihre Rechtfertigung zu finden vermögen, und daß sich ihr Inhalt in anderer Form nach Goethe's eigenen, zu Eckermann gesprochenen Worten „ganz verrucht" ausnehmen würde. Ebenso wenig ansprechend ist in den Gedichten allgemeinern Inhalts die pessimistische Auffassung, welche es den Völkern zum Vorwurf anrechnet, daß nur ein Domitian, im besten Falle ein Napoleon mit den durch schneidiges Eisen ins Mark gehauenen derben Gründen die Herrschaft zu führen vermöge, und welche die von fluchbeladenem Gezücht wimmelnde Erde reif für eine neue Sündflut erachtet. Dem Ausdruck fehlt es nicht selten an Klarheit und Schärfe; in der vom Verfasser mit besonderer Vorliebe gewählten Sonettform vermißt man häufig die für dieselbe so nothwendige Steigerung und Abrundung des poetischen Gedankens.

Wenn uns auch der sittlich-religiöse Grundton, welcher Arthur Lutze's „Gedichte" (Nr. 10) durchklingt, anmuthet, so leiden dieselben doch an einer unverkennbaren Monotonie; es sind Variationen über ein bestimmtes Thema, nicht selbständige Melodien. Einzelne Lieder, z. B. „Petrus auf dem Meere" (fast das einzige, bei dem nicht die erste Zeile als Ueberschrift dienen muß), dann: „Mein Lieben ist des Herzens Heiligthum" und andere, heben sich aus der Menge unbedeutender Poesien vortheilhaft heraus; allein auch in ihnen ist nicht viel zu erkennen von des Lyrikers Kunst: „aussprechen, was allen gemein ist, wie er's im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf"! Wenn nach der Theorie des Trompeters von Säckingen und seines Katers Hidigeigei „seinen Hausbedarf an Liedern" sich jetzt jeder selbst beschafft, so ist die vorliegende Sammlung für das Haus, und zwar für einen christlich-germanischen Haushalt, in dem von diesem Artikel ein großer Consum herrscht, jedoch mehr auf Quantität als Qualität gesehen wird, wohl geeignet.

Unter den zahlreichen lyrischen Ergüssen findet sich auch eine Ballade: „Herzog Heinrich und seine Rose", welche der Verfasser dann zu dem fünfactigen Schauspiel: „Herzog Heinrich und Marie oder der Triumph der Liebe", umgearbeitet hat, und von welchem der dritte Act auch in der Gedichtsammlung abgedruckt ist. Gerade dieser dritte Act, die Liebeserklärung, welche von dem Herzog seiner schlafenden Marie abgefragt wird, nachdem zuvor erzählt worden,

— — — wie das Fräulein
Zuweilen kam im Schlafe spräche, wie
Sie dann auch auf Befragen alles, was
Sie auf dem Herzen hätte, sagen müßte,
Selbst die geheimsten Regungen der Seele —

ist die schwächste Stelle des Schauspiels, dem es überhaupt an eigentlich dramatischer Entwickelung fehlt, sodaß es nur als eine geschickt dialogisirte Ballade erscheint. In der Gedichtsammlung sind auch noch einige eigene Compositionen seiner Lieder vom Verfasser beigegeben.

Die „Gedichte" von Rudolf Grimm (Nr. 12) eröffnet eine recht ansprechende Ballade: „Die Zerstörung von Tyrus." Der Anfang verspricht aber mehr, als das Buch hält, denn es bringt zu viele Lieder, die wol ungedruckt hätten bleiben sollen. Der Rath „An die Leser" ist wol ganz zweckmäßig:

Wie läuft die Lerche leicht dahin
Und schwippt mit ihrem Schwänzchen;
Gewiß, sie hat ein Lied im Sinn
Und schwippt sich erst die Stänzchen:
Flieg auf, du kleine Himmelsbraut,
Flieg auf, und sing dein Liedchen laut,
Wer wird's so lang' bedenken!

Für das Gedrucktwerden ist indeß das „nonum prematur in annum" des Horaz besser. Unter vielen matten losen und trivialen Reimereien finden sich zwar manche ganz niedliche Bluetten; die komischen Partien sind jedoch etwas zu sehr auf den Effect berechnet und meist zu Text zu Illustrationen der „Fliegenden Blätter" geeignet, z. B. die Schilderungen aus der guten Stadt Naumburg a. d. Saale, „habe lange dort gelebt, drob ich ewig preise". Die Gewandtheit der Form ist im allgemeinen zu loben, doch finden sich auch höchst unangenehm auffallende Zeilen; so heißt es z. B. bei der Schilderung der Sprengung eines französischen Quarrée durch die Lützower (S. 16):

Hui! Da bricht es wild hinein,
Bricht hinein und bricht sie nieder,
Wie die Heck' das Eberschwein!

In dem etwas sehr schwülstigen Gedicht: „Die Feuermenschen", welches den Brand des Schwarzenbergischen Palais zu Paris im Jahre 1809 besingt, findet sich gar buchstäblich die Stelle:

Könnten mit wilder Geberde sich rächen!

Der Titel der Gedichte von Ferdinand Wendt: „Frisches Grün" (Nr. 13), soll nach dem Vorwort nicht sowol die poetische Frische, als vielmehr Jugendlichkeit der einzelnen Arbeiten andeuten und das Urtheil zu größerer Milde stimmen. Einzelne Lieder, z. B. „Das höchste Kleinod", „Heiterkeit", sind auch wol gelungen; doch sind nur wenige solcher Blüten gestreut zwischen die Fülle dieser „grünen" Blätter.

Die „Blumen am Wege" (Nr. 14), Dichtungen von Karl Holst, tragen die captatio benevolentiae an der Stirn: „Die Hälfte des Reinertrags ist für arme verwundete österreichische und preußische Krieger bestimmt", aber der Zweck heiligt das Mittel nicht: die „Blumen am Wege" sind meist Passionsblumen für den Leser.

Ueberall wird Herr Tapps für klug und geistreich gehalten,
Weil er mit ernstem Gesicht trappistisch zu allem stets schweigt.

lautet das Epigramm mit der Ueberschrift: „Billiges
ittel.“ Der Verfasser hätte gut gethan, dieses Mittel
ßt zu gebrauchen; o, si tacuisses.... „Das Vermächt-
“, die Geistererscheinung des Stifters eines Waisen-
ıses, welcher in „N's. Gassen“ spuken geht, weil der
bliche Senat“ eine „anderweite Verpflegung der Wai-
kinder“ angeordnet hat, strömt von unfreiwilliger Komik
r. Auch die übrigen Balladen und Romanzen sind
nso ungenießbar wie das „Originallustspiel“: „Der
te Rock“, welches die Erlebnisse eines schuldenbelasteten
erlichen Studenten mit wenig Witz und viel Behagen
ienhaft darstellt. Nur einige Lieder der Abtheilung
ühling und Liebe“ sind weniger werthlos, im ganzen
ıgelt es aber, trotz einer gewissen Geläufigkeit des Aus-
ıcks, an jeder eigentlich poetischen Begabung, sodaß
Leser nur wünschen kann, es möge der Verfasser sei-
Zuruf an die jungen Dichter: „Gesungen ist genug!“
st beherzigen.

Das den Titel der Gedichte von August Schum-
g „In neuen Formen“ (Nr. 15) erläuternde Vorwort:

Ich schreib' nicht wie die andern,
Nein, wie ich!
Sie gingen in andere Schulen,
Ich in die meine, in mich! —

nert in bedenklicher Weise an Goethe's „Originalen“:

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt!“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand,
— — — — — — — — —

In der That bestehen die „neuen Formen“ meist auch
in dem Mangel jeglicher Form; oft ist es nur ein-
: Prosa, die in einer Weise gedruckt ist, daß wir
ben sollen, es seien Verse. Auf S. 10 lautet z. B.
Gedicht: „Glaube an Gott! Im reinen Glauben an
himmlischen Herrn ruht Kraft, himmlische Kraft, die
stützt auf der dornigen, beschwerdevollen, irdischen
n!“ S. 15 heißt es: „Und jeder von diesen denkt und
bt, daß seine Art den Herrn zu preisen die beste von
, allein sie irren sich all' darinnen!“ Und doch ist
e Prosa noch erquicklich im Vergleich mit den meisten
ereien der Sammlung. Form und Gedanke sind sich
ürtig in folgenden Strophen eines Trinkliedes:

Im Himmel hat man immer freie Zech' —
Im Weltgetümmel fällt das weg!
Eh' man den Kater vermorpheusen kann,
Klopft bei uns Schuster und Schneider schon an!

Selbst für die deutsche Grammatik findet der Ver-
: „neue Formen“:

Ja! fahre hin, du Liebesplage,
Und nage nicht an meine Tage!

wird für solche „neue Formen“ der Leser kaum durch
inziges, mit einigermaßen werthvolleres Gedicht ent-
igt, so darf er wol sagen: „Original! Fahr hin in
r Pracht!“

Nimmt man Gedichtsammlungen wie die zuletzt be-
ıenen in die Hand, so fühlt man sich allerdings ver-
sucht, in die Klage wegen der Ueberproduction in der
Lyrik einzustimmen und findet es nur zu berechtigt,
wenn Ludwig Seeger, das am 22. März d. J. verstor-
bene bekannte Mitglied des Sechsunddreißiger-Ausschusses,
in dem von ihm herausgegebenen „Deutschen Dichterbuch
aus Schwaben“ die oben citirte Aufforderung Uhland's
dahin präcisirt:

Singe, wem Gesang gegeben,
Wie ihm der Schnabel gewachsen ist,
Ob er aus Schwaben oder aus Oestreich
Oder aus Preußen und Sachsen ist!

Aber wem sie nicht gegeben
Des Gesanges Gabe ist,
Ob er ein Preuße, ein Schwabe ist,
Der soll seine Kunst uns zeigen,
Der soll schweigen!

E. Hersfurth.

Der zweite Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters“.

Mit besonderer Freude erfüllt es mich, daß das ver-
dienstliche von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus un-
ter Franz Pfeiffer's Leitung ins Leben gerufene Unternehmen, eine Auswahl der schönsten mittelhochdeutschen Dich-
tungen in commentirten, mit allen zum Verständniß die-
nenden Mitteln versehenen Ausgaben dem größern Publi-
kum darzubieten, in raschem Fortgang begriffen ist. Dem
ersten Band, welcher die Gedichte Walther's von der Vo-
gelweide enthielt, von Pfeiffer selbst erklärt, ist vor kur-
zem der zweite Band gefolgt:

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweiter Band: Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 1 Thlr.

Was den allgemeinen Zweck des ganzen Unternehmens
betrifft, so habe ich denselben oben schon kurz bezeichnet
und verweise diejenigen, welche über Motivirung und
Programm desselben sich näher zu unterrichten wünschen,
auf Pfeiffer's Darlegung zum ersten Band und meine
Anzeige desselben (Nr. 43 d. Bl. f. 1864). Auch die
vorliegende Ausgabe der „Kudrun“ ist dem Plane des
Werks entsprechend gearbeitet: eine inhaltreiche Einleitung
über die Sage, über die Entwickelung derselben zum
Volkslied und die Fixirung dieses zu der epischen Auf-
zeichnung, wie sie uns vorliegt, steht zu Anfang; dem
schließt sich eine ebenso gerechte als warme Würdigung
unsers Gedichts an, das man ob seiner Lieblichkeit im
Gegensatz zu den grausen Nibelungen mit der Odyssee im
Verhältniß zur Ilias verglichen hat; endlich schließt die
Einleitung mit einer Belehrung über das Metrum, die
vielleicht mancher Laïe etwas ausführlicher wünschen
möchte. Es folgt sodann der Text des Liedes, welchem
Bartsch auch in kritischer Hinsicht besondere philologische
Sorgfalt gewidmet, mit den Anmerkungen, dann das
Wortregister, endlich ein Namensverzeichniß, welches ge-
rade bei diesem Gedichte besonders auch für die geogra-
phischen Bezüge sehr erwünscht ist.

Um auch diesmal eine Probe der sachgemäßen Behandlung zu geben, mögen hier die berühmten Strophen über Horant's Gesang mit Bartsch's Commentar stehen:

384 Dô er drîe dœne sunder vol gesanc,
alle die ez hôrten dûhte ez niht sô lanc,
sie heten's niht enphunden einer hande wîle,
obe er solde singen, daz einer môhte rîten tûsent mîle.

385 Do er nu het gesungen und er von sedele gie,
diu junge küniginne frœlîcher nie
wider mórgen wart gekleidet mit liehtem ir gewande.
diu junge maget edele, nâch ir vater Hagenen siu dô sande.

386 Der herre gie balde da er die maget vant
in trûriclîcher wîse. dô was der megede hant
an ir vater kinne. siu bat in vil sêre.
siu sprach: «liebez veterlîn, heiz in singen hie ze hove mêre.»

387 Er sprach: «liebiu tohter, ze âbende stunt,
wolde er dir singen, ich gæbe im tûsent phunt.
nu sint sô hôchverte die werden geste mîne,
daz uns wol erklingen hie ze hove niht die dœne sîne.»

388 Swaz siu gebiten kunde, der künic dannen gie
des vleiz sich aber wîse Hôrant, daz er nie
gesanc sô ritterlîche. die siechen zen gesunden
sich niht wól dannen mit ir sinnén gescheiden kunden.

389 Diu tier in dem walde ir weide liezen stên.
die würme, die dâ solden in dem grase gên,
die vische, die dâ solden in dem wâge vliezen,
die liezen ir geverte. jâ kunde er sîner fuoge wol geniezen.

390 Swaz er dâ dœnen mohte, daz dûhte niemen lanc.
sîn unmârt' in kœren dâ von der phaffe sanc.
die glocken niht enklungen sô wol alsam ê.
allez daz in hôrte, dem was nâch Hôrande wê.

384, 1 *drîe*, Nebenform von *drî*. — *dœne* pl. von *dôn* stm., Melodie. — *sunder*, jede besonders. — *vol gesanc*, zu Ende gesungen hatte. — 2 nach *sô* folgt wiederum kein Satz mit *daz*. — *wîle* stf., Langeweile; durchaus keinerlei Langeweile. — 4 so lange, daß einer während der Zeit tausend Meilen reiten könnte.

385, 2 *frœlîcher*, comp. des Adverbiums, zu ergänzen: als an dem Tage. — 3 *wider morgen*, gegen Morgen.

386, 2 *wâs*, lag, ruhte; sie faßte ihn schmeichelnd am Kinn. — 4 *mêre*, noch mehr.

387, 1 *stunt* stf., Zeit, acc.; *ze âbende*, am Abend. — 3 *hôchverte* adj., stolzen Sinnes. — 4 daß es nicht passend erscheint, wenn er hier bei Hofe singt wie ein gewöhnlicher Spielmann.

388, 1 *gebiten*, bitten. — 2 *des vleiz sich aber wîse*, deswegen bemühte sich, befliß sich wiederum solcher Melodie Horant. — 3 *zen*, sammt den (= *ze den*). — 4 sie konnten ihre Gedanken nicht gut davon ablenken, trennen.

389, 1 *weide* stf., die Nahrung. — 2 *würme*, alle kriechenden Thiere. — 4 *geverte* stn., Fahrt, Weg. — *fuoge* stf., Geschicklichkeit.

390, 1 *dœnen* swv., singen. — 2 *unmârte* prat. von *unmæren*, gleichgültig dünken; *sîn*, seinetwegen. — *kôr* stm., der Chor in der Kirche. — *dâ von*, dasjenige wovon. — 3 sie schienen neben dem Gesange keinen so schönen Klang wie sonst zu haben.

Indem wir so auch von dem Herausgeber dieses Bandes mit Dank für seine guten, dem verdienstlichen Unternehmen geleisteten Dienste scheiden, wollen wir noch einige Desiderata in Betreff der folgenden Bände hinzufügen. Erstens möchten wir den Wunsch aussprechen, daß auch fernerhin von den Herausgebern möglichst wenig vorausgesetzt, möglichst viel gegeben werde. Zu diesem Zweck würde es sich wol empfehlen, wenn die Allgemeinste der mittelhochdeutschen Metrik in jedem einzelnen Bande wiederholt würde, da nicht jeder Leser im Besitz der ganzen Serie oder geneigt zu langem Nachschlagen sein wird, und daß dann hieran sich die für die einzelnen Schriftsteller nöthigen metrischen Sonderbestimmungen schlössen. Ferner sind die Bezeichnungen stv. stf., swv. u. s. w., so einfach sie sind, für denjenigen, der sich noch nicht mit Mittelhochdeutsch beschäftigt, ohne Erklärung unverständlich, und gerade für Laien ja die vortreffliche Ausgabe berechnet. Endlich ist an der Spitze jeden Bandes das Vorwort Pfeiffer's nicht als Einleitung und Programm, damit auch diejenigen, welchen etwa erst spätere Bände in die Hände kommen, sofort erkennen möchten, welch begehrenswerthes Ziel erstrebt wird.

Daß dieses Ziel erreicht werde, daß wieder die Nation selbst ihre alte Dichtung liebgewinnen und dadurch in dem Glauben an sich selbst gestärkt werde, dazu mögen denn auch die vorliegende schöne Ausgabe unsers zweiten nationalen Epos das Ihrige beitragen.

August Hennebergen

Ein Beitrag zur Psychologie.

Zur Psychologie der menschlichen Triebe. Von Samuel Neuwied, Heuser. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser glaubt im Menschen nur drei Triebe unterscheiden zu müssen: den Seinstrieb, Functionstrieb und Lebenstrieb; in der That eine eigenthümliche Distinction! Der Seinstrieb jedes organischen Wesens ist nämlich zugleich der bestimmte, als organisches Wesen zu sein und zu leben, nicht blos überhaupt zu sein; insofern ist eine solche Trennung nicht gerechtfertigt, und bedarf keiner Ableitung des Lebenstriebes aus dem Seinstriebe und nicht einer Zusammensetzung des ersteren aus dem Seinstriebe und dem Functionstriebe; denn indem das lebende Wesen wieder dieses bestimmte, diese dieses Individuum von Pflanze, Thier oder Mensch wird zugleich damit und nothwendig gesetzt, daß es für sein specifisches und individuelles Dasein nicht Organe mit ihren Functionen erzeugt. Es kommt in Psychologie der Gegenwart nicht darauf an, die bekannten Vermögen und Vorgänge so oder anders gruppiren und zu benennen, sondern ein Fortschritt nur möglich, wenn die Bedeutung derselben, ihre Herleitung aus der gleichen untheilbaren Wesenheit, sowie ihre gegenseitigen Beziehungen erklärt und begriffen werden. Wenn man z. B. sagt, daß der Fortpflanzungstrieb ein Functionstrieb ist, so ist damit sein Wesen nicht begriffen, sondern nur eine bekannte Thatsache ausgesprochen. Die Kategorien des Verfassers sind auch deshalb unstatthaft, weil sie viel zu eng sind, daher die heterogensten Dinge unter sich befassen, wenn er denn Zellenbildung, Nervenströmungen, Begattungstrieb, religiösen Trieb, Glaubenstrieb, poetischen Trieb, Schönheitstrieb in die Kategorie des Functionstriebes zusammenwirft, während andererseits Triebe, die ebenso

mctionstriebe sind, wie z. B. der Trieb als thierisches esen da zu sein, der natürlich Nahrungstrieb, Athmungseb, Sinnentrieb unter sich begreift, vom Verfasser uneiner ganz andern Kategorie, nämlich dem Seinstrieb ammengefaßt werden. Weil diese Kategorien zu weit dabei in ihrer Abgrenzung unrichtig sind, so wird B. zu den Functionstrieben auch der Trieb für poehe Production gebracht, nachdem doch zuvor der Lestrieb in einen animalen und geistigen unterschieden rde, mit welchem letztern ja bereits die Bethätigung denkendes, dichtendes, religiöses Wesen gegeben ist. Triebe sollen „als imponderable Agentien, ähnlich Elektricität u. s. w.", die Menschennatur bedingen.

Was das einzelne in dieser Abhandlung betrifft, so e Vermeidung zu vieler, oft gehäufter Fremdwörter wünschen gewesen, in Fällen, wo doch unsere Sprache passendsten Ausdrücke besitzt. Z. B. S. 22: „Es benen demnach die Anomalien des Seinstriebes in einer ctiven Evolution des Sinnen- und Geistesbewußtseins, in der Idiotie ihre höchste Höhe erreichen." „Das ature Kindesalter." S. 78: „Die Anomalien des ctionstriebes betreffend, so sind es somatischerseits die adomorphosen oder die Dysmorphosen und psychischer- jene Geistesdefleze, die aus der Art und Weise seicombinirten organischen und psychischen Entwickelung ühren. Selbst schon in der Intrauterinperiode können e combinirte Aberrationen vorkommen" u. s. w. Die ache ist oft schwülstig, man vgl. z. B. S. 23, 29, 71, 111. r oft braucht der Verfasser das Wort „darleben", darleben", von welchem Lotze im „Mikrokosmus" mit t sagt, es sei eins der widerlichsten Worte, welche e Zeit erfunden habe. Auch kommen sehr viele Druck- oder Schreibfehler vor: Embrio, Embrionalbildung, Citoblasstem, Spalanzani statt Spallanzani, Börhav statt Boerhaave, Exponenden, Linganismus, Dismonorrhö, Salpetrier statt Salpetrière u. s. w.

Ich muß Jessen und dem ihm beipflichtenden Verfasser widersprechen, wenn behauptet wird, daß die Instincte im Rückenmark ihren eigentlichen Sitz haben, der vielmehr in den vegetativen Organen und im Gangliensystem sich befindet, während das Rückenmark nach dem Verlust des Gehirns höchstens nur eingeübte Bewegungen zu vollziehen vermag.

Was soll man dazu sagen, wenn der Verfasser S. 43 das Doppeltsehen und die Doppelgängerei „durch eine Steigerung des Seins- und Functionstriebes" zu erklären vermeint? Unrichtig ist die Behauptung S. 44, es sei Regel, daß Deuteroskopie, Ekstase u. s. w. „nur bei höchst geistreichen Menschen" vorkommen, indem diese Zustände auf ganz andern Dispositionen, namentlich der Phantasie, des Gemüths und des Nervensystems beruhen, wofür auf meine „Mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" zu verweisen erlaubt sein mag. Beistimmen kann man hingegen dem Verfasser, wenn er in den Träumen nicht immer eine bloße Darstellung von Ideenassociationen, sondern die Wirkung der auch hier frei producirenden Phantasiethätigkeit sieht. Komisch ist es, wenn S. 47 hinsichtlich der rein eingebildeten Reisen der Somnambulen in fremde Weltkörper eine Controle von der Spectralanalyse erwartet wird! Was der Verfasser über geschlechtliche Verhältnisse, ihren Zusammenhang mit dem geistigen Leben, ihre Ausartung und Gefahren, namentlich im Jugendalter, schreibt, ist zwar richtig, aber schon oft gesagt worden.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Richard Wagner's vielbesprochene Oper: „Tristan und e" behauptete sich bei der zweiten und dritten Aufführung r Gunst des münchener Publikums. Obgleich der Recender wiener „Presse" ihr nur einen, durch drei Aufführungen pften succès d'estime zugestehen wollte, so hat doch bedie auf Befehl des Königs festgesetzte vierte Aufführung statten. Der Recensent der „Presse" nennt die Oper zwar widerwärtiges Werk", gibt aber zu, daß ihr der Stempel ungewöhnlich genialen Kraft aufgedrückt sei. „Manche und Accente von großer Schönheit strahlen wie freundSterne mit hellem Glanze aus dem finstern Touchaos hervor erwecken ein schmerzliches Bedauern, daß ihr Schöpfer, die Sucht nach Originalität verführt, sich von dem reiIdeale seiner Kunst abwendete. Der Kenner, wenn er der tigkeit die Ehre geben will, muß gestehen, daß die Parties «Tristan», abgesehen von ihrer verwerflichen Richtung, leiß und Liebe gearbeitet, daß sie ihrer gesammten Factur ein Meisterstück ist." Der Referent der berliner „Nationtung" will freilich auch von diesem Zugeständniß nichts ; er meint: „Während man im «Tanhäuser», im «Lohen, in den «Meistersängern» doch noch abgerundeten melot Sätzen, wenn auch nur sporadisch begegnet, bietet «Tri und Isolde» von alledem nichts oder nur sehr wenig. Anfang bis Ende ist die Musik nichts als eine fortwährende chromatische Anhäufung von einigen, an sich schon möglichst abstrusen Figuren, von musikalischen Trugschlüssen und, was die Hauptsache ist, von verminderten Septimenaccorden. Nicht eine in sich abgeschlossene Melodie, nicht 16 Töne ruhiger Entwickelung eines festgehaltenen Gedankens. Glaubt man wirklich ein oder das andere mal bei einem melodischen Halt angekommen zu sein, gleich wieder verläßt ihn der Componist durch irgendeine in die Harmonie gelegte Trugwendung, um dem Gefühle der Nichtbefriedigung neue Nahrung zu geben." Der Referent schließt seinen Bericht mit dem einen Ausspruch, welcher einer schwarzen Kugel vollkommen gleichkommt: „Vom Standpunkt der wirklich belebenden, bildenden, humanistischen Kunst sind solche Erzeugnisse strengstens zu verurtheilen."

Einen gänzlich entgegengesetzten Standpunkt nimmt der Berichterstatter der „Indépendance" ein, welcher für die Fehler der Tondichtung das monotone Sujet verantwortlich macht, dann aber fortfährt: „Plötzlich erwacht der Meister und es kommen Schönheiten zum Vorschein, von denen ich keine Vorstellung zu geben vermöchte; das dringt einem zu Herzen, das ergreift, das berauscht. Ich wüßte keinen Componisten, welcher solche Accente gefunden hätte; es ist Beethoven, es ist Weber, es ist mehr als dies alles; von so prachtvollen Schönheiten werden die Kältesten bezwungen; die Künstler haben sich diese übermenschlichen Horizonte, diese unerforschten Pfade — untrodden paths —, von denen Shakspeare spricht, eröffnen sehen. Das

Wort fehlt, um solche Eindrücke wiederzugeben. Welches auch das Schicksal «Tristan's» sein mag, es ist soeben ein großes Werk zur Darstellung gekommen und die Kunst muß dem jungen Monarchen für die ihr gewährte Festfreier danken."

Einen eigenthümlichen Standpunkt nimmt einer der Berichterstatter der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein, welcher das Ganze als musikalisches Werk eine gewiß großartige, aber auch entschiedene Verirrung nennt, den gänzlichen Mangel an Melodien und den nahezu vollständigen Ausschluß des Chors hervorhebt und dann fortfährt: „Nichtsdestoweniger hat selbst die Musik eine eigene, oft sich hochschwingende Poesie, wodurch einzelne Stellen, namentlich die leidenschaftlichen, wunderbare Schönheiten erhalten. Es ist dann, als wenn ein großer Künstler eine hehre Dichtung vollkommen declamire und, nach und nach immer höher und höher gehoben, von der Sprache in den begeistertsten Gesang übergehe. Im Anschluß an diese Behandlung Wagner's wäre es vielleicht möglich, das Recitativ sehr vortheilhaft zu ersetzen, und wenn ein anderer es vermöchte, die Wagner'sche Richtung auf das richtige Maß zu bringen und der Musik neben der Declamation ihr Recht zu gewähren, so würden wir aus einem System umstürzender Neuerung einen großen positiven Fortschritt unserer Oper sich ergeben sehen."

Es ist hier nicht der Ort, über die musikalischen Reformbestrebungen Wagner's, welche von den einen mit Begeisterung hervorgehoben, von den andern ebenso entschieden bekämpft werden, ein Urtheil zu fällen. Sobald aber die Schöpfungen Wagner's darauf Anspruch machen, das dramatische „Kunstwerk der Zukunft" zu sein, nicht blos die Musik, sondern auch die Poesie der Zukunft, so kommen sie auch der Literatur ins Gehege, und sie hat ein Recht, die Textbücher Wagner's nicht wegen ihres selbständigen Werths, sondern wegen der Bedeutung, welche der Componist ihnen beilegt, vor ihr Forum zu ziehen. Der Stoff der letzten Oper ist von Weilen in einem an lyrischen Schönheiten reichen Drama behandelt worden; doch mit Recht machte man diesem Drama den Vorwurf, daß seine romantischen Voraussetzungen auf das Publikum der Gegenwart einen befremdlichen Eindruck machen. Richard Wagner hat selbstverständlich das Romantische um so weniger vermieden, als man bisher der Oper das gute Recht eingeräumt hat, allerlei übernatürliche und sagenhafte Zusammenhänge zu behandeln und nach Gutdünken gegen das kritische Bewußtsein und unter Umständen auch gegen den gesunden Menschenverstand zu verstoßen. Wenn Wagner mit Recht auch den Operntext als solchen in das musikalische Kunstwerk als integrirenden und gleichberechtigten Bestandtheil aufgenommen sehen will, so wird er natürlich ein schärfer in die Augen zu fassendes Object der Kritik. Soll er aber gar die poetische See des Dramas der Zukunft sein, ja der Geist desselben, so gelüstet's uns, mit diesem Geist ein ernstes Wort zu sprechen. Wir verlangen vom Drama den Geist der Gegenwart, modernes Leben, modernes Bewußtsein. Tristan aber ist ein hyperromantischer Stoff. Ein Dramatiker, also auch ein musikalischer Dramatiker der Zukunft, erklärt seine Poesie für bankrott, wenn er einen Liebestrank braucht, um die Leidenschaft der Liebe in seinem Helden zu erregen. Dergleichen Requisite sind für die moderne Bühne ungeeignet, und wir glauben nicht, daß das Kunstwerk der Zukunft die Aufgabe hat, die Sagen der grauen Vergangenheit zu reproduciren. Wenn wir nicht einmal mit der Mystik brechen, wie soll ein vernünftiger dramatischer Zusammenhang hergestellt werden?

Daß die Diction des Dramas nicht in den blauen Dunst der Lyrik sich auflösen oder gar in musikalischen Interjectionen explodiren soll, ist selbstverständlich. Sie muß die dichterische und charakteristische Schönheit wahren. Mit diesen Anforderungen vergleiche man nur die folgende, im winniglichen Deutsch gehaltene Stelle aus Wagner's „Tristan und Isolde":

O Wonne der Seele! Ueberreiche! Ueberschwenglich
O süße, hehrste, Ueberselig! Hocherhaben!
Kühnste, schönste, Ewig, Ewig! Freude-Jauchzen!
Seligste Lust! Ungeahnte, Lust-Entzücken!
Ohne Gleiche! Allerkannte, Himmelhöchste
Welt-Entrücken! Immer ein; Tristan.
Mein Tristan! Ewig, ewig ein! Wie weit, so nah'
Meine Isolde! Isolde. So nah' wie weit.
Tristan!
Isolde! Wie lange fern,
Mein und Dein! Wie fern so lang!

Lauter für Noten und musikalischen Ausdruck berechnete dichterisch-schwülstige, gedankenlose Ausrufungen! Die Poesie wird so zur dienenden Magd der Musik erniedrigt, wenn man nach der Theorie des „Kunstwerks der Zukunft" die Arie durch Poesie erläutern und Commentare zu derselben schreiben muß. Den Mangel an Handlung und die Monotonie derselben rügen alle Kritiken einstimmig der Oper zum Vorwurf. So beurtheilt selbe gewiß, ganz abgesehen von ihrem musikalischen Werth, keineswegs als eine glückliche Studie betrachtet werden, den Bau des deutschen Dramas auf einer neuen, musikalischen Grundlage aufzuführen.

Lieder des Königs von Schweden.

Kaiser Napoleon III. hat sich den Historikern angereiht, warum sollte der Enkel Bernadotte's nicht nach dem Kranze des Lyrikers streben? Hat doch die schwedische Politik in der letzten Zeit einen im ganzen sehr idyllischen Charakter behauptet. Aus Stockholm wird der Deutschen Allgemeinen Zeitung über eine eben veröffentlichte Gedichtsammlung des Königs von Schweden berichtet: „Sie enthält folgende Poesien: «An Schweden», «Burgruine», «Die Ferne», «Die Erinnerung», «Die Einsamkeit», «Zwei Augen», «Das Weib», «Fragen», «Ein Glaubensbekenntniß», «Melancholie», «An die Sonne», «Traume», «Abendstimmen», «Komm zurück», «Der Abend», «Die Nacht», «Der Schatten», «Wo wohnt der Frohsinn», «Die Blume», «Der Frühling», «Die Quelle», «Elfentanz», «Träumerei», «Er besang die Liebe», «Die Zigeunerin im Kaukasus». Diese Gedichte füllen zusammen fünf Bogen Kleinoctav und sind auf Velinpapier gedruckt. Auf dem Titelblatte sieht man eine von dem Geschichtsmaler Malström componirte, von Fräulein J. Fahlander in Holz geschnittene Vignette, welche die Gestalt eines C hat und inmitten von Blumen die Worte: «Kleinere Gedichte» zeigt. Die andere Seite des Titelblatts stellt außerdem eine in melancholischer Haltung am Strande sitzende Psyche dar, während rechts und links von dem C eine alte Burg auftaucht, und eine zarte Elfengestalt sich zu den Blumen hinaufschwingt, aus denen wiederum kleine Genien hervorgucken." Elfen, Blumen, Genien und Gedichte — wie sticht das gegen den mißlichen Atlas ab, welcher dem „Leben Cäsar's" beigegeben ist!

Vorschlag zu einer allgemeinen Weltsprache.

Der in Nr. 12 d. Bl. erwähnte „Griechische Nationalkalender" enthält unter anderm in griechischer Uebersetzung eine Abhandlung eines deutschen Hellenisten, Gustav von Eitz, jetzt in Paris, die sich mit der Idee einer allgemeinen Weltsprache beschäftigt. Ohne auf den Gegenstand selbst hier näher eingehen zu wollen, glauben wir doch die Sache nur so erwähnen zu müssen, da jene Abhandlung, französisch und griechisch auch in einem besondern Abdruck: „De l'usage pratique de la langue grecque" (Paris, Hachette) erschienen ist. Der Verfasser der gedachten Abhandlung schlägt darin als Weltsprache, welche sich theils nach innern, theils nach äußern Gründen am meisten zu solcher allgemeinen Weltsprache eignet, die griechische Sprache vor, er meint jedoch dabei nicht die alte, sondern die neugriechische Sprache. Er stellt die Gründe dafür unter Bezugnahme auf die Geschichte und die Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, sowie mit Rücksicht auf gewisse, hierbei einflußreiche geschichtlich-politische Momente, zusammen, und dies alles mit dem Charakter unserer Zeit, die eine allgemeine Organisation und Durchbildung auf der Grundlage allgemeiner Ideen und Interessen anstrebe und bezwecke, in genauer Verbindung, wobei er der Meinung ist, daß es an der Zeit sei, diese Ideen, Interessen und damit zusammenhängenden

r gemeinsamen Behandlung und Besprechung zu unter-
fen. Uebrigens verlangt der Verfasser zugleich eine Verbesse-
g der neugriechischen Sprache auf Grund der altgriechischen,
erdem fordert er zur Durchführung seines Vorschlags, die
chische Sprache zur allgemeinen Weltsprache zu bestimmen,
zu diesem Zwecke in allen Schulen (doch wol nur in den
ehrten Schulen? Aber wo bliebe dann die allgemeine
ltsprache?) das Neugriechische als „erste Stufe zur Erler-
g der alten Sprache" eingeführt werde. Wir sehen den
en Vorschlag des gelehrten Hellenisten seinem eigentlichsten
en nach als eine offenbare Verirrung des alles generalisi-
en und nach allgemeinen Grundsätzen und Zwecken zurecht-
enden Geistes unserer Zeit an (wie dies wol auch von dem
chlage einer Welthauptstadt gilt), auch wenn die Gründe
einen Vorschlag manches Wahre enthalten.

Der gedachten Abhandlung ist noch eine andere, ebenfalls in
bischer Sprache: „Ueber die Bestimmung des griechischen
s und der griechischen Sprache", von dem gelehrten Griechen
Kenieris, beigefügt. Sie bildet in ihren wesentlichen An-
n gleichsam die Grundlage für obigen Vorschlag, ohne ihn
h stützen zu können. Unter den mancherlei Wahrheiten, die
gleichwol darin finden, ist die Behauptung, daß die neugrie-
e Sprache keine andere als die alte Sprache in einer neuen
lt sei, jedenfalls die am wenigsten zu bestreitende.

Hebbel und Geibel.

Das Programm der hamburger Realschule: „Ueber die
atische Behandlung der Nibelungensage in Hebbel's Nibe-
n und Geibel's Brunhild", von Georg Reinhard
e, ist in besonderm Abdruck erschienen und allen denjeni-
welche die genannten beiden Dramen mit Interesse begrüßt
, zur Lektüre angelegentlichst zu empfehlen. Der Verfasser
det mit Zartheit und Sinnigkeit der Nachempfindung und
ntschiedenen, dabei aber von aller Engherzigkeit entfernten
christlichen Grundsätzen eine große Schärfe der Auffas-

Gern würden wir manches einzelne hervorheben, ver-
indessen auf ein näheres Eingehen, um nicht eine Kritik
eine Kritik zu schreiben, und wiederholen schließlich nur
eben ausgesprochene Ansicht, daß die Auseinandersetzungen
Verfassers auf jeden Leser anregend einwirken werden.

Bibliographie.

ti-Cäsar. Was ist christlich, vernünftig, politisch, geschichtlich? -
oder Volks-Herrschaft, eine oder zwei Landtagskammern? Klar
den, ein Buch für Alle von Anti-Cäsar. München, L. Finsterlin.
18 Ngr.

terbach, B., Auf der Höhe. Roman in 8 Büchern. 3 Bde. Stutt-
otta. 8. 3 Thlr.

rth, W., Der Meister in der Volksschule. Ulm, Wohler. Gr. 8.
.

umer, G. F., Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele. Zeug-
nd Thatsachen der Jahrhunderte vor und nach Christus für den
n an Unsterblichkeit. Dresden, Türk. Gr. 16. 22½ Ngr.

len, P., Die Tochter des Diplomaten. Roman. 4 Thle. Leip-
llmann. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

edeke, K., Every-man, Homulus und Hekastus. Ein Beitrag
rnationalen Literaturgeschichte. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8.
20 Ngr.

rling, A., Geschichte der Malerei in ihren Hauptepochen bis
Neuzeit dargestellt. 1ste Lief. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

iesinger, T., Die Jesuiten. Vollständige Geschichte ihrer offenen
heimen Wirksamkeit von der Stiftung des Ordens bis jetzt. Für
tsche Volk bearbeitet. 1ste bis 5te Lief. Stuttgart, Kröner. Gr. 8.
.

osse, E. u. F. Otto, Waterloo. Gedenkbuch an das glorreiche
15. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 10 Ngr.

sselholdt-Stockheim, G. Freih. v., Herzog Albrecht IV. von
und seine Zeit. Archivalischer Beitrag zur deutschen Reichsge-
in der 2ten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 1ster Bd. 1ste Abth.
der wittelsbachischen und brandenburgischen Politik in den Jah-
bis 1465. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 6 Thlr.

hn, E. H. T., Politik. Grundzüge der praktischen Staatskunst.
Grunow. Gr. 8. 2 Thlr.

tterus, J. M., Aus einer Künstler-Ehe. Novelle. Münster,
16. 12 Ngr.

— Der Stadtrichter. Erzählung. Münster, Brunn. 16. 12 Ngr.

— Dunkle Wege. Erzählungen. Münster, Brunn. 16. 15 Ngr.

Kayser-Langerhanns, Agnes, Gedichte. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kirchmann, J. H. v., Ueber die Unsterblichkeit. Ein philosophischer Versuch. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klesheim, A. Freih. v., Nimm mich mit. Humoristische Gedichte aus dem Badeleben zu Kissingen, Karlsbad, Marienbad ꝛc. Wien, Geitler. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Koch, J., Dem Dichter Fritz Reuter. Leipzig. 8. 2 Ngr.

Könitz, E. A., „Auf der Landstraße!" Freuden und Leiden eines Commis-Voyageur. Düsseldorf, Spaarmann. 8. 22½ Ngr.

Königer, J., Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kraft, J., Wilhelm Arnoldi, Bischof von Trier. Ein Lebensbild. Trier, Lintz. Gr. 8. 20 Ngr.

Krassow, Graf v., Beiträge zur Kunde Neu-Vor-Pommerns und Rügens vor 50 Jahren und jetzt. Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 13½ Ngr.

Laubert, E., Der Genfer See. Die Insel Wight. Reise-Skizzen. 2te Folge. Danzig, Kasemann. Gr. 16. 15 Ngr.

Lukas, J., Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei. Landshut, Thomann. Gr. 8. 15 Ngr.

Mähly, J., Leid und Lied. Gedichte. Bern, Haller. Gr. 16. 16 Ngr.

Martin, H., Sonnenblumen und Nachtschatten. Spruch-Gedichte. Dresden, Wienecke. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Otto von Walter. Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast. 2 Bde. Dresden, Wienecke. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Matthias, C., Der Feldzug von Waterloo und die Braunschweiger unter Herzog Friedrich Wilhelm. Ein Beitrag zur 50jährigen Gedächtnißfeier des Jahres 1815. Braunschweig, Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Moliere's Lustspiele übersetzt von W. Grafen Baudissin. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Monfang, C., Cardinal Wiseman und seine Verdienste um die Wissenschaft und die Kirche. 2 Vorträge. Mainz, Kirchheim. 16. 6 Ngr.

Napoleon III. und seine Geschichte Julius Cäsar's. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 8 Ngr.

Naseweis, Ernst, Des Herrn Magisters Merks seltsame Ansichten über literarische Zustände. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., Doge und Papst. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert in 4 Büchern. 2 Bde. Breslau, E. Trewendt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Notter, F., Die Johanniter. Schauspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 15 Ngr.

Overbeck, J. J., Die orthodoxe katholische Anschauung im Gegensatz zum Papstthum und Jesuitismus, sowie zum Protestantismus. Nebst einem Rückblick auf die päpstliche Encyklika und den Syllabus vom 8. December 1864. Halle, Schmidt. Gr. 8. 20 Ngr.

Theophil Passavant. Abriß seines Lebens. Basel, Schneider. Gr. 8. 18 Ngr.

Pfadfucher, F., Der Finanzwächter. Roman. Wien, Geitler. Gr. 8. 8 Ngr.

Pfizmaier, A., Die ergänzte Japanische Sage. Wien, Gerold's Sohn. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Polack, C., Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Ponson du Terrail, Die Erbschaft des Komödianten. Deutsch von J. Kuhne. Wien, Geitler. Br. 8. 8 Ngr.

— — Eine Jugendsünde. Roman. Frei bearbeitet von H. v. Beltheim. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 18 Ngr.

Quandt, C., Der Werth einer Menschenseele. Vortrag. Berlin. 8. 1½ Ngr.

Quednow, Mathilde, Am Ufer. Gesammelte Novellen. Münster, Brunn. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Raabe, W. (Jak. Corvinus), Drei Federn. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reicke, R., Der Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise. Ein Vortrag. Königsberg, Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Reiser, H., Deutschlands Schmach und Deutschlands Ehre. Scenen und Bilder aus den Befreiungskämpfen des deutschen Volkes gegen seinen Unterdrücker. Eine Gedenkschrift zur 50jährigen Feier der Schlacht von Waterloo. Stuttgart, Koch. Gr. 8. 24 Ngr.

Rothlauf, J. B., Kurze Lebensbeschreibung Franz Ludwig's von und zu Erthal, Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, Herzogs in Franken. Eine kleine Festgabe. Bamberg, Reindl. Gr. 8. 4 Ngr.

Rougemont, F. v., Sokrates und Jesus Christus. Aus dem Französischen übersetzt von F. X. Wannenmacher. Basel, Schneider. 8. 7 Ngr.

Ruge, A., Zwei Doppelromane in dramatischer Form, Marie Blunstfield und der Probekuß. Berlin, F. Duncker. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rußwurm, H., Lieder eines Kranken. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 4 Ngr.

Sach, A., Geschichte des Schlosses Gottorp. Beitrag zur speciellen Geschichte Schleswigs. 1stes Heft, Schleswig, Schulbuchh. Gr. 4. 9 Ngr.

Schenkel, D., Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaktion. Eine Schutzschrift. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 1 Thlr.

Schleicher, A., Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. Weimar, Böhlau. 8. 5 Ngr.

Schmidt, W., Das Dogma vom Gottmenschen mit Beziehung auf die neuesten Lösungsversuche und Gegensätze. Vortrag. Leipzig, Brebt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schroot, A., Erscheinungen und Ideen. 1. Thl. Bekenntnisse eines Spiritualisten. Berlin, Uthemann u. Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Weinzirl, W., Leipzig! Waterloo! St. Helena! oder das Weltgericht vor 50 Jahren. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Illustrirt von L. Burger. 1ste Lief. Bamberg, Hepple. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Die Sammlung für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Im Anschluß an die von uns unterm 30. Juni v. J. veröffentlichte erste Abrechnung geben wir nachstehend eine Uebersicht der seitdem bis zum 12. Januar d. J. von uns gemachten Einnahmen und Ausgaben:

Einnahmen.

Zweite halbjährliche Rate der Deutschen Schiller-Stiftung (Januar bis Juni 1865) 250 Thlr.; Sammlung des Frankfurter Journal 388 Thlr. 26 Ngr.; Sammlung der Zeitschrift „Die Bauhütte" durch Hrn. Findel 180 Thlr. 22 Ngr.; Sammlung der Neuen Frankfurter Zeitung 98 Thlr. 20 Ngr.; Sammlung der „Maurer-Zeitung" durch Hrn. Dr. Zille 44 Thlr.; Sammlung der Frankfurter Postzeitung 42 Thlr. 17 Ngr.; Sammlung der Norddeutschen Zeitung in Flensburg 24 Thlr.; Sammlung der Loge Armin zur deutschen Treue in Bielefeld 21 Thlr.; Sammlung von P. L. D. 15 Thlr.; Sammlung des Illustrirten Familien-Journal durch Hrn. Dr. F. Friedrich 12 Thlr. 20 Ngr.; durch Hrn. Hofrath Marbach von einer Freimaurergesellschaft 10 Thlr.; Frhr. v. d. Gabelentz auf Poschwitz bei Altenburg 10 Thlr.; Hr. Fabrikbesitzer M. Seiß in Berlin 10 Thlr.; durch Hrn. W. Felsche 9 Thlr. (Hr. Schütz 3 Thlr., F. F. 1 Thlr., F. S. in Ch. 5 Thlr.); Hr. Consularsecretär A. Gläser in Frankfurt a. M. 6 Thlr. 27 Ngr. 5 Pf. (5 Dollar); Frau Major v. Hain in Ratibor 5 Thlr.; Hr. Medicinalrath Dr. Brück in Bad Driburg 5 Thlr.; von einem alten züllichauer Jugendfreund und Bruder der Loge Balduin 5 Thlr.; von einigen Freunden in Stendal 4 Thlr.; G. F. in Osnabrück 3 Thlr. 15 Ngr.; G. L. in Frankfurt a. M. 3 Thlr.; durch Hrn. Prof. Wenck 2 Thlr.; durch Hrn. Pfarrer Hauff in Langenbeutingen 1 Thlr. 21 Ngr. (3 Fl. Rhein.); Hr. Landbaumeister Scheffler in Weimar 1 Thlr.; K. in Erfurt 1 Thlr.; Agio und Rückerstattung von Reisegeld 21 Thlr. 15 Ngr.; Zinsen 19 Thlr. 25 Ngr.; 4 Stück Lebensversicherungspolicen der Iduna 400 Thlr.

Summa	1595 Thlr.	28 Ngr.	5 Pf.
Uebertrag aus der ersten Abrechnung vom 30. Juni 1864 .	3396 „	3 „	5 „
Summa der Einnahmen	4992 Thlr.	2 Ngr.	— Pf.

Ausgaben.

Zum Unterhalt der Familie Marggraff 326 Thlr. 25 Ngr. Hausmiethe 112 Thlr. 15 Ngr.; Ausstattung einer Tochter mit Wäsche, Reisegeld u. s. w. 68 Thlr.; in einer Krankheit 12 Thlr. 20 Ngr. 1 Pf.; für Holz und Kohlen 10 Thlr.; Begräbnißcengelder 11 Thlr. 20 Ngr.; Diverses (Porto ꝛc.) 10 Thlr. 24 Ngr. 7 Pf.

Summa	552 Thlr.	14 Ngr.	— Pf.
Uebertrag aus der ersten Abrechnung	645 „	9 „	3 „
Summa der Ausgaben	1197 Thlr.	24 Ngr.	3 Pf.

Gesammtbetrag der Einnahmen	4992 Thlr.	2 Ngr.	
Gesammtbetrag der Ausgaben	1197 „	24 „	
Bestand	3794 Thlr.	8 Ngr.	

Von diesem Bestand der reinen Einnahme haben wir 3062 Thlr. 13 Ngr. zum Ankauf von Werthpapieren in Nominalbetrage von 2850 Thlr. (deren Curswerth am 12. Januar d. J. 3221 Thlr. 26 Ngr. war) verwendet, und diese haben nebst 400 Thlr. in 4 Stück Lebensversicherungspolicen der Iduna und dem Kassabestande von 331 Thlr. 25 Ngr. an die Depositenkasse des hiesigen königl. Bezirksgerichts, gegen Depositenschein vom 12. Januar 1865 über 3581 Thlr. 25 Ngr. unter im Interesse der Hinterlassenen Marggraff's liegenden Bedingnissen übergeben, wie wir auch die etwa noch bis zum 1. Juli eingehenden Beiträge dahin abliefern werden.

Allen, die auf unsere Bitte zu der Sammlung beigetragen haben, sprechen wir unsern herzlichsten Dank dafür aus.

Leipzig, 20. Juni 1865.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Kaufmann **Hermann Bodek** (Kassirer). Buchhändler **Eduard Brockhaus**. **Wilhelm Felsche**. **Dr. Friedrich**. Stadtrath **Geibel**. Buchhändler **Franz** ler. Musikdirector **Dr. Langer**. Hofrath **Dr.** Director **Dr. Paul Möbius**. Professor **Dr. Wenck** fessor **Dr. Wuttke**.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. A. von Klöden's

Handbuch der Erdkunde.

Zweiter Band:

Politische Geographie.

Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Ausgabe in 5 Lieferungen.

Erste Lieferung: Bogen 1 — 18. Preis 1 Thlr.

Erster Band:

Handbuch der physischen Geographie.

Mit 274 Holzschnitten.

Neue Ausgabe in 4 Lieferungen.

Erste Lieferung: Bogen 1 — 15. Preis 1 Thlr.

Der erste Band ist auch vollständig in einem Bande zum Preise von 4 Thalern, ebenso der dritte Band: Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Australien, Afrika und Amerika, zum Preise von 3 Thalern zu beziehen.

Ein ausführlicher Prospect wird gratis ausgegeben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 13. Juli 1865.

alt: Ein modernes Passionsspiel. Von Rudolf Gottschall. — Militärische Denkwürdigkeiten. Von Karl Gustav von Berneck. — t über italienische Geschichts- und Staatsschriften. Von Theodor Reigebaur. — Karl Schmidt's „Anthropologie". Von Maximilian . — Wickram's „Rollwagenbüchlein". Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein modernes Passionsspiel.

der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in neun Handgen mit einem Nachspiel von A. B. Dulk. Stuttgart, Ebner. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

lbert Dulk gibt uns ein Stück für die Volksbühne; ndig werfen wir zuerst die Frage auf: was ist die bühne? und erhalten die Antwort, daß es nicht die e Schiller's und Goethe's, nicht einmal die Bühne ne's und der Birch-Pfeiffer oder die eines Kalisch Pohl ist, sondern jene Bühne, auf welcher die Paspiele des Oberammergaus aufgeführt werden, eine alität der Gegenwart, eine Curiosität der Vergant, für Dulk aber der Kern, aus welchem sich die e der Zukunft entwickeln soll. In der That ist die sche Volksbühne für die Gegenwart eine incommenle Größe; es ist eine ideale Bühne, die Bühne der ft. Der Autor sagt in der Vorrede:

bwol dieser Dichtung durch die Ungunst der Verhältnisse ihne — die Volksbühne — fehlt, will sie an sich keines- ein literarisches Drama sein. Die dramatische Poesie, darauf verzichtet, darstellbar zu sein, gibt mit der ästhe- Vollendung ihres reinen Begriffs zugleich den eigenthümhöchsten Vorzug des Dramas auf: wie das Leben selbst, slich, ergreifend zu Herz und Sinn der Menschen zu tre- Das Drama „Jesus der Christ" ist in allen Theilen auf- r und für die Volksbühne bestimmt in dem Rahmen und ich in der Weise, wie noch heute in einigen Orten lands die sogenannten Passionsspiele sie aufzeigen. lche Bestimmung ist keine Specialität. Nur die Volks- vereinigt in sich die mögliche Befriedigung der höchsten n wie ästhetischen Ansprüche des Dramas, und wir wer- auf der Höhe unserer nationalen Kunstentwickelung ha- gewiß einst auf solcher Höhe die Griechen sie hatten, gewiß auch in Deutschland die allmächtige Kirche in ittelzeit sie einführte, obwol nur zu ihren Zwecken und ohne Kunstvollendung.

n der Verfasser seine Dichtung für diese Bühne behat, so ist sie ohne eine Kritik der letztern nicht isiren, indem nicht nur die Ansprüche unsers Drauf Bühnengerechtigkeit nach ihr zu messen, sondern ine ganze Anordnung und Eintheilung, die Bewer Gestalten und der Massen, die Ausdehnung der Handlung auf sie berechnet sind. Das Passionsspiel als solches steht und fällt mit der Volksbühne.

Ist nun diese Bühne das Ziel, nach welchem hin die Entwickelung des Theaters der Gegenwart gravitirt? Oder, wenn dies nicht der Fall, ist die ganze Entwickelung desselben nur ein krankhafter Seitenschoß jener Anfänge unserer dramatischen Kunst, welcher radical beseitigt werden muß, damit die letztere geradstämmig in die Höhe wachse und eine schöne, harmonisch vollendete Krone bilde?

Die erste Frage müssen wir unbedingt verneinen; das Wesen des Volksschauspiels ist Expansion, die Bühne der Gegenwart dringt auf Concentration, in unsern Tagen bereits weit mehr als in den Zeiten unserer classischen Dichter; die Bühnentechnik ist eine weit knappere geworden. Dies geschieht ohne, ja gegen den Willen der Poeten, deren Talent sich in fortwährendem Widerspruch mit diesen Anforderungen der Bühne findet und mindestens für sich die Freiheit in Anspruch nimmt, einen größern Stoff mit der geistigen und poetischen Ausgiebigkeit der Schiller'schen Dramen zu behandeln; es geschieht durch einen Zug der Zeit, durch die nervöse Ungeduld des Jahrhunderts, welches in den Eisenbahnen und Telegraphen die genialsten Abbreviaturen von Zeit und Raum erfunden hat und überall im geistigen Leben auf Abkürzungen dringt. Die ungemein beliebte illustrirte Literatur ist eine solche Abkürzung, denn das Bild ist eine Abkürzung für die Schilderung und erspart der letztern jede breitere Auseinandersetzung. Mag man im Interesse der Kunst mit dieser Ungeduld unsers Publikums rechten — die Thatsache ist da, und läßt sich nicht in Abrede stellen. Mit dem knappern Maß von Raum und Zeit, welches der Handlung zugemessen wird, hängt auch die nothwendige Beschränkung derselben auf ihre wesentlichen und hervorstechenden Momente zusammen. Schon die Breite und Fülle einer Shakspeare'schen Hof- und Staatsaction ist, bei allen Strichen, durch welche dieselbe auf das übliche Bühnenmaß zurückgeführt wird, unserm Publikum unbequem. Es sind dies organische, wir möchten sagen instinctive Entwickelungen unserer Bühnenzustände, die nach einer entgegengesetzten Seite hin gravitiren, durchaus nicht

nach derjenigen, welche durch das massenhafte und frei ergossene Wesen des Passionsspiels vertreten ist.

Die zweite Frage, nach der künstlerischen Berechtigung des Volksdramas darf allerdings diesen Zug der Entwickelung ignoriren; doch kann die Antwort auch nicht zu Gunsten desselben ausfallen. Mit wenig Begriffen ist in der Literatur so viel Misbrauch getrieben worden, wie mit dem des Volksthümlichen, das zuletzt eine in der Retorte der Stubengelehrsamkeit zurechtgemachte Kategorie ist. Mindestens hat die Romantik bewiesen, daß alles, was sie mit Betonung des Volksthümlichen geschaffen, sich gerade als unvolksthümlich bewährt hat. Schiller ist jedenfalls volksthümlicher, als was aus den Schachten vergangener Jahrhunderte durch die germanische Philologie zu Tage gefördert worden ist, ja volksthümlicher, als die meisten dieser Dichtungen je gewesen sind. Eine Volksthümlichkeit, die nicht im Geiste des Jahrhunderts wurzelt, ist eine gemachte Blume. So werden wir von Haus aus auch gegen ein Volksdrama mistrauisch sein, welches sein Wesen darin sucht, zu der Form oder vielmehr Formlosigkeit mittelalterlicher Passionsspiele zurückzukehren, gleichsam die ganze Entwickelung unsers Dramas zu ihrer Wurzel zurückzubiegen.

Der weite Spielraum, der in jenen elementarischen Anfängen der Phantasie zu freier Ausbreitung geboten wurde, mag auf reiche und schöpferische Geister eine verlockende Anziehungskraft ausüben. Dennoch gilt von keiner Kunst so sehr wie von der dramatischen der Ausspruch Goethe's:

> In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister,
> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Das Eigenthümliche der Mysterien und Moralitäten besteht in der unbefangenen Auffassung der Handlung als eines äußerlichen Geschehens, in dem Mangel aller Oekonomie und in der Mitwirkung der Massen als dramatis personae. Gerade zu diesen Eigenthümlichkeiten kann unser Drama nicht zurückkehren, ohne seine künstlerische Entwickelung zu verleugnen, ohne überhaupt das Gepräge seiner Kunstform zu verwischen und in das episch Zerflossene sich zu verlieren. Wir verlangen im Gegentheil eine Entwickelung der Charaktere von innen heraus, nach dem Gesetze dramatischer Steigerung, eine Loslösung des Wesentlichen von der stoffartigen Fülle, ein scharfes Hervortreten des Helden aus der Masse, da das Drama alles auf die Spitze der einzelnen Persönlichkeit stellt. Das Passionsstück ist, so sehr es auch modernisirt und aus der unreifen Naivetät des Mittelalters herausgearbeitet sein mag, doch ein Protest gegen jene dramatischen Regeln der Neuzeit und zugleich eine Reaction gegen den Fortschritt der dramatischen Kunst.

Albert Dulk's „Jesus der Christ" ist nun ein Passionsspiel, welches mit vollem Bewußtsein diese Reaction durchführt. Freilich blos für die Volksbühne; doch den Gegensatz zwischen Volksbühne und Kunstbühne erkennen wir nicht an. Das nationale Theater war zu allen Zeiten, zu den Zeiten der griechischen Tragiker, zu den Zeiten Shakspeare's und Schiller's die echte und einzige Volksbühne, und die rohe Volksbühne des Mittelalters war das Surrogat für ein fehlendes Nationaltheater von künstlerischer Haltung. Ein Nebeneinander der Kunst- und Volksbühne, wie es sich in einzelnen Residenzen findet, ist nur in einer Uebergangsepoche möglich; diese Kluft darf nicht erweitert, sie muß überbrückt werden.

Das Drama Dulk's besteht aus neun Handlungen und einem Nachspiel; es abstrahirt also gänzlich von der herkömmlichen Acteintheilung des Kunstdramas. Die Tragödie würde einen halben oder ganzen Tag für sich in Anspruch nehmen und ein Publikum voraussetzen, welches an Ausdauer den Oberammergauern gleichkommt. Die Bühne, deren Decorationen und Einrichtung bei allen Verwandlungen auf das genaueste von dem Autor beschrieben wird, bildet in der Regel einen großen Rahmen für die Bewegung der Massen; ja die Arrangements sind in einer Weise getroffen, daß die Gleichzeitigkeit mehrerer Handlungen nicht ausgeschlossen ist. Die Handlung selbst fast nirgends auf eine dramatische Spitze gestellt; sie entwickelt sich mit epischem Behagen; es ist eine Reihe von Vorgängen, die wir anschauend miterleben. Kurz, es müssen alle Paragraphen der ästhetischen Vorschulen, alle Schule vergessen, die Lehren eines Aristoteles und Vischer und Freytag in den Wind schlagen, namentlich die Technik des Dramas auf den Kopf stellen, wenn wir uns einem unbefangenen Genusse dieses Dulk'schen Moriums hingeben wollen. Wir müssen alles, was wir das Wesen des Dramas gelernt, gedacht, aus den klassischen Mustern der verschiedensten Zeiten abstrahirt haben, beiseitelassen und zusehen, ob sich aus den Elementen des Schauspiels vielleicht ein neuer Bau ausführen, ein Drama der Zukunft construiren läßt?

Wenn die problematische Form unsers Stücks an alten Passionsspiele erinnert, so ist der Inhalt doch weit entfernt von jener Naivetät des Wunder- und Aberglaubens. Der Verfasser spricht sich über die Tendenz seines Dramas in der Vorrede folgendermaßen aus:

> Mit den geistverwandten Arbeiten der Gegenwart, sondere mit den epochemachenden Werken über die Quellen die Geschichte des Christenthums von Strauß und Baur, zum Ausgangspunkte der Zeitbewegung auf diesem Felde worden sind, hat das vorliegende Lebensbild Jesu die Tendenz gemeinsam, den unversöhnlich mit dem Princip des Verstandes streitenden Wunderboden des Christenthums zu brechen, und dasselbe in die menschliche, in der Vernunft vitirende Einheit des Denkens aufzuheben: des Räthers ist sein Standpunkt von dem jener kritischen Arbeiten weit verschieden, als es die Kunst von der Wissenschaft ist.

Er stellt dem kritisch-analytischen Wege der Wissenschaft den poetisch-synthetischen gegenüber, welchem das Christusbild als ein nur durch den Irrthum des noch neuen Geistes über sich selbst für übernatürlich gehaltenes Leben erscheint. Dulk ist also weit entfernt, Jesum zu modernisiren, ihm jene Klarheit des Bewußtseins, jene Bestimmtheit der Intentionen zu leihen, mit welchen etwa Renan in seinem Werke den Stifter des Christenthums ausstattet. Im Gegentheil, um diesem Irrthum des neuen Geistes sich selbst Ausdruck zu geben, muß Jesus sich ganz auf biblischen Anschauungen bewegen, ja wo der Dichter

ferisch diese Anschauungen weiter fortbildet, verlieren
ich in einen trunkenen Mysticismus, in eine Art von
na'scher Schwebereligion, bei welcher man allen
n unter den Füßen verliert.

Auf der andern Seite verlangt die natürliche Conse-
des Dulk'schen Standpunkts, daß die äußere Handlung
wunderbaren Zusammenhangs entkleidet wird. So
int namentlich das größte und entschiedenste Wunder
Neuen Testaments, die Auferstehungsgeschichte, in
rationalistischen Weise bis in ein dramatisch und
alisch nicht unwirksames Detail auseinandergelegt.

Wenn wir das Werk von Ernest Renan lesen, so ge-
sich die Biographie unter unsern Händen von selbst
em Drama. Wir sehen den idyllischen Bergpredi-
on Galiläa durch den Fanatismus der Gegner selbst
wärmerischer Erhitzung gesteigert, bis die große blu-
Passionstragödie von Jerusalem, im herbsten Abstich
en lieblichen Anfängen milder Gottes- und Lebens-
it, die ergreifenden Schlußtableaux des Dramas bil-
Hier ist Entwickelung, Steigerung, dramatisches Le-
In dem Dulk'schen Passionsstück vermissen wir ge-
diesen dramatischen Gang. Der Mysticismus, wie
gleich in der Versuchungsscene der zweiten Hand-
zu einer schwindelnden Höhe erhebt, läßt keine wei-
Steigerung mehr zu. Ueberhaupt verschwindet die
Entwickelung zu sehr in dieser tableauartigen, mit
Gruppen und Masseneffecten wirkenden Ausfüh-
des Volksstücks; wir verlieren in diesem Scenen-
merat den psychologischen Faden. Und doch kann,
ein solcher Stoff dramatisch behandelt werden soll,
die innere Genesis der Religionsstiftung nur die
tische Seele des Ganzen sein.

enn wir uns aber auch principiell mit aller Ent-
heit gegen das Volksstück der Zukunft erklären,
die dramatisch zusammengeraffte Handlung in eine
Scenenfolge zu verzetteln und den energischen Herz-
der dramatischen Kunst durch ein Aneurysma,
eine formlose Erweiterung abzuschwächen droht: so
ns dies doch nicht hindern, das bereits in der er-
amatischen Dichtung „Orla" bewährte Talent des
, das sich hier wiederum in zahlreichen dichterischen
eiten und in genialen Zügen von dramatischer Kraft
gt, nach Verdienst zu würdigen. Wie bedauerlich,
dieser Gabe, sich wirksam zu concentriren, an dem
Willen fehlt, oder vielmehr, daß die Neigung der
len Kraftdramatik, absonderliche Wege zu gehen,
iach Kunstmäßige als trivial zu verachten, das Große
en in dem Abnormen, auch den Dichter des „Orla"
s neuen Passionsspiels allzu sehr beherrscht. Gleich
e Handlung, „Rom und Juda", welche zur Hälfte
en abgefaßt ist, gibt uns in die Augen springende
des Dulk'schen Talents. Die Römer, welche das
s göttergleichen Kaisers insgeheim in der Juden
adt einzuschmuggeln suchen, treten energisch und
akteristischen Gegensatz gegen das Judenthum auf.
selbst erscheint als ein Zögling der Essäer, ein
des Joseph von Arimathia, der ihn mit weisen
Lehren aus einem ländlich einsamen Leben in die Welt
entläßt:

Du bist, mein Sohn,
Wie wenig Jünger ausgerüstet, Gutes
Und Bleibendes zu wirken — Denn mit dir
War stets mein ganzes Herz, und, seit ich fühlte,
Daß du dem innern Bund nicht bleiben würdest,
Hab' ich ja heimlich früh dich mit der Kunde
Und höhern Wissenschaft des Therapeuten
Vertraut gemacht ... und selten reichen Schatz
Der Kunst der Leibesheilung nimmst du mit dir.

So hat der Dulk'sche Jesus von der Sekte der Essäer das Rüstzeug seines Wirkens entlehnt. Er selbst beginnt mit einer Naturlyrik von hohem poetischen Aufschwung, die aber doch vielleicht zu modern, zu touristisch empfunden ist:

O sieh! Wie sich die fernen Höhen röthen;
Aus seiner nächt'gen Schleierhülle taucht
Das Land empor! Vor uns, im Osten hier
Hebt sich stets deutlicher vom Morgenhimmel
Erhöht, als dunkle ferne Masse, ab
Der Mittelpunkt der Welt, die Heilige Stadt!
Ja, wie von Funken heimlich glänzt die Luft
Schon über ihr ... Ahnung vom Sonnengruße
Im Gold der Tempelzinnen!
Und hier rechts
Taucht jung und frisch, vom Nebelthau gebadet,
Empor das schluchtenreiche, waldbekränzte
Gebirge Juda — — aber, sieh — zwischen beiden
Erwacht, mit leisen Lichtern, welche lustig
Auf grünen Wiesen, gelben Saaten spielen,
Das üppig reiche Fruchtthal Bethlehem! —
Und hinter ihm, schau! röthlich dunkel hebt sich
Der Wüste Juda grasdurchwirkte Steppe,
Aufsteigend fern zu jenen gelben Felsen,
Die dort — nackt, leblos wild, — um das Geheimniß,
Das Lebensgrab, des todten Salzmeers stehn,
Und jetzo über sich den gelben Glanz
In jene Nebel strahlen, die sie kränzen!

Eine zweite, nur etwas seltsam und phantastisch beleuchtete Glanzstelle dieser ersten Handlung ist die Erzählung der Maria von der Empfängniß Jesu, der danach als ein Essäerkind erscheint, während das Wunder als eine Selbsttäuschung der überschwenglich erregten, in himmlischen Träumen schwelgenden Maria in das Gemüth derselben verlegt wird. Die Darstellung ist von großem poetischem Reiz. Dennoch bleibt ein unerquicklicher Rest zurück, wie bei allen Versuchen, das Thatsächliche mystisch zu erklären. Wenn wir mit der Fackel der juristischen Prosa diese geheimnißvolle Grottenscene beleuchten wollten, so würde der profane Begriff des stuprum nec violentum nec voluntarium aus dem Dunkel auftauchen. Und daß zwischen dem höchsten Aufschwung der Seele und der äußersten Hingabe der Liebe doch noch eine Kluft ist, über welche die Dichtkunst eine psychologische Brücke zu schlagen hat, ist wol ebenso unbestreitbar.

Die Schlußscenen der ersten Handlung mit den Gruppen der Zeloten, dem Hohepriester und dem römischen Statthalter, sind von einer gewissen Größe der Bewegung, rechtfertigen aber den Tadel, der diese Massentableaux im Verlaufe des ganzen Stücks trifft; es ist ein „Zuviel", es fehlt die Zuspitzung, es ist ein ermüdender, hin- und

hergehender Wogenschlag, der namentlich in den einzelnen Scenen, in denen Gamaliel, Juda ben Tabai, die Zeloten die Führung übernehmen, zu viel alt- und neutestamentlichen Schaum ausspritzt, für unser Verständniß und unsere Sympathien zu theokratisch-theologisch durcheinandergärt.

Gegenüber diesen fortwährenden, durch das ganze Stück sich hinziehenden Wiederholungen gilt es, den Satz festzuhalten: das Geheimniß des Dramatischen ist die Abbreviatur. Einmal in ihrer Quintessenz erfaßt, an der rechten Stelle wirksam beleuchtet, wo sie in die Handlung eingreift, soll jede geistige Richtung zu ihrem Rechte kommen, doch nimmer in so breiter Fülle ergossen, nimmer mit diesem überschwenglichen Arabeskenkram dogmatischer Formeln, deren Inhalt nur, wenn er poetisch gelichtet ist, in ein Kunstwerk gehört. Dulk hat an den Wurzeln seines Dramas, mit denen er es aus dem Boden der heiligen Geschichte heraushob, zu viel Erde gelassen; es hängt zu viel stoffartig Ungeläutertes an seiner Dichtung, was er selbst mit vollem Bewußtsein der Naivetät des mittelalterlichen Passionsstücks nachgebildet hat.

Die zweite Handlung: „Die Versuchung", ist vielleicht der originellste Theil des Stücks, eine optisch-mystische Selbstspiegelung, zu welcher selbst die Decorationen der Natur die Gläser zurechtrücken müssen, eine kolossale Phantasmagorie von traumhaften Dimensionen, innerhalb deren sich der Menschensohn zu göttlicher Höhe steigert. Die Versuchungen des Satans sind natürlich in das Innere Jesu verlegt. Johannes, Maria, Magdalena, Judas sind nur Staffage für das gewaltige Seelengemälde. Die Beleuchtung dieser Wüstenscene ist eine durchaus eigenthümliche, die Darstellung voll Nerv und Mark, an das Grandiose streifend, aber doch oft gehemmt durch die hineingewobenen biblischen Textworte, die sich nicht immer dem überfliegenden Geiste der Dichtung wirksam anpassen.

In den darauf folgenden Handlungen verflacht sich die Action des Stücks etwas und geht ins Breite. Eine Reihe von Scenen wird uns vorgeführt, wie sie im Neuen Testament überliefert sind: Jesu Lehramt, die Werbung der Jünger, die Intriguen der Gegner, die Tempelreinigung, die Scene mit der Ehebrecherin. Es fehlt hier nicht an genialen Nuancen, wenngleich von dramatischer Entwickelung und Steigerung nicht die Rede ist. Mit der Annäherung der Katastrophe wächst die Dichtung wieder. Wenn sie sich in den Hauptzügen an die biblische Ueberlieferung anschließt, so wahrt sie sich doch nach einer Seite hin das Recht freier Erfindung. Judas Ischarioth ist bei Dulk kein Verräther, der um einige Silberlinge seinen Herrn und Meister den Pharisäern preisgibt; er ist ein politischer Kopf, der aus dem Messiasthum Jesu eine Wahrheit zu machen gedenkt, ähnlich wie in dem Emanuel Geibel'schen Gedicht. Er läßt Jesus gefangen nehmen, aber nur um ihn an der Spitze seiner Zeloten wieder zu befreien, um Jesum selbst zur That zu erregen, um dadurch das Zeichen zum allgemeinen Aufstand zu geben. Er spielt ein gewagtes Spiel — und er verliert es! Wodurch? Durch einen Zufall, einen kleinen localen Zufall! Die Häscher schlagen mit den Schwer[tern] einen andern Weg ein, als den, der zu Pilatus führ[t], wo Judas' Genossen, die Zeloten, lauern? Diesen [kleinen] Zufall nur verdankt die Welt die „große Passion". [Das] Motiv ist zu klein, um das zu tragen, was ihm [aufer]legt ist.

Der Judas Dulk's ist ein edler Charakter; für [Israel] gibt er seine Magdalena hin, er tritt sie gleichsam [an] Jesus ab: ein kühner Anlauf, bei dem der Dichter [selbst] wie erschreckend vor seiner Kühnheit, alsbald in[s Ge]Durch diese Anlage des Charakters gewinnen die [Mono]scenen des Judas im Felsenthale Hinnom, unter [Donner] und Gewitter, etwas tragisch Ergreifendes. Wilde [Mo]nologe in schauerlicher scenischer Beleuchtung — eine [Scene], wie sie ähnlich nur Grabbe gedichtet hat. Der [ganze] Gedankengang der halbgestörten Seele in diesen Mo[no]gen erscheint selbst wie von hin- und herflackernden [Blitz]lichtern beleuchtet:

Der Donner brüllt immer furchtbarer, Wolkenbrüch[e] men nieder — Erdstöße von unten, Blitzschläge von ob[en]: Wem gilt es? — Nur mir? Nur mir? Doch trifft mich Blitz, doch verschlingt mich die Erde nicht — und kein frißt mich!

Ich will Hallelujah singen, und harren — dieser [Ort] thut mir wohl... denn das Leiden macht müde. (Sich [um]Wie kam ich hierher? Ja... dies ist die rechte Stätte, [wo] die Stätte der Geister Moloch's! Ja, reiniget nur [den] ewigen Feuer! Hier hauset Moloch! Ist Moloch nicht [auch] Gott ewigen Feuers? Hier wurden ihm die Menschen [ge]schlachtet und die Kinder ihm durchs Feuer gezogen....

Ich will mich auch opfern lassen (wirft den Feuerbrand [weg]). Ich will nicht kämpfen — Ich will mich kreuzigen lassen, muß etwas Großes sein, sich kreuzigen lassen, ohne Recht — Ach, du wolltest groß sein — und das Königthum war dir zu klein! Ich will Israel abschwören — Wer [ruft] mich? Wer verräth mich?... Herbei! Wer verräth mich? Moloch's! Die Erde öffnet sich, so steigt heraus! Thut's thut's bald, was ihr thun wollt! — Ich aber will [nicht] (Er legt sich ganz zusammengekrümmt auf die Erde nieder.)

Wo ist mein Kreuz? — Habe ich nicht auch ein Kreuz [ver]dient, mein geschworener Meister und König? (Ein Stern ganz in der Nähe ein, Judas richtet sich langsam auf.) Herr! zuckt! Aber ein Blitz thut's nicht (in die Wolken blickend) — mir mein Kreuz — warum nimmst du mich nicht, Gott (erhebt sich auf die Knie, weich, betend) Herr Zebaoth, mein Gott! Ich will mich mit dir versöhnen — aber ich daß ich nichts Uebels that,... daß ich kein Verbrecher kein Verräther! — wie er es gesagt — und ich [ihn] noch lieben... ich will ihn lieben, ob er gleich Israel und starb... Aber ich will nicht sein Verräther sein! — denn Verräther? Habe ich ihm nicht angehangen, der [mir] war wie mein Bruder? Habe ich mich nicht umgewandt meinem Wege und bin ihm gefolgt? Habe ich nicht Gott habt mit deiner Verheißung und bin ihm gefolgt? [Habe] nicht mein Herz verachtet, und mein Herz verstoßen, [daß] ihm gefolgt? Siehe, was habe ich alles gelernt bei ihm überwunden. Noch mehr Demuth? Sollt' ich gar [sterben] len? Magdalena für Israel — und auch Israel nicht? das Schwert nahm, da er hinging, auf den Stuhl [Davids] steigen — sollte ich noch nicht hoffen? noch nicht [ertrotzen] Mich opfern... mich opfern... schlafen am Abgrund ihm gefiele... zu sterben... ihm, der alles allein — Mein Gott und Herr, nun habe ich ihn verrathen: habe ich doch das gethan?... Nun hat er nicht Israel

unen... Sage mir doch, daß du mir vergibst — nur dieses al, Herr...

Da erscheint Magdalena, sie hört seine Stimme in r Dunkelheit, sie erkennt ihn bei dem Lichte eines Blitzes, ruft ihm zu: „Berühre mich nicht, Entsetzlicher", als sie am Gewande festhält, sie reißt sich los mit den orten: „Du bist verflucht — aber ich, ich bin's auch, auch", und stürzt fort. Judas in Verzweiflung will ch „hoch" sein, wie Jesus, durchstößt mit dem Schwert ne Glieder, erblickt das Kreuz in den Wolken: „Auf n Kreuze kommt er daher ... in den Stürmen mit ht! — Wie komm' ich zu dir? Hinan, hinan an dich!... ie komm' ich hinan!" Dann erhängt er sich an einem um, der vom Sturm ausgerissen und niedergewor- wird!

Ohne Frage, eine grandiose Dichterkraft, welche diese enen belebt! Nur zu ungeregelt und bei aller aphori- chen Form zu üppig wuchernd! Die gehäuften Wieder- ungen und Interjectionen erinnern an die Klinger'schen amen aus unserer ersten Sturm- und Drangepoche.

Die Passion auf Golgatha wird im ganzen mit bib- jer Treue vorgeführt: der Essäer Joseph von Arima- greift dann aber nach physiologisch-rationalistischen Aus- nndersetzungen über den Kreuzestod in die Handlung ; wir erhalten jetzt kein Kapitel aus der Bibel drama- t, sondern ein Kapitel aus David Strauß. Der ablegung folgt die Wiederbelebung und Auferweckung; weißgekleideten Essäerjünglinge sind die Engel, welche Stein von der Gruft wälzen. Den Schreckensscenen Kreuzigung folgt die Verklärung der Himmelfahrt, h gehalten, mit rosigen Tinten, voll Naturlyrik und urfsymbolik, welche die einfache Thatsache von Jesu eiden, den in der Retorte der Wundererklärung zurück- iebenen Rest der verflüchtigten „Himmelfahrt", poetisch chleiern. Als Motiv dieses Scheidens erfahren wir Jesus selbst:

Ich hab's bedacht — so sie mich scheiden sehn,
So werden sie mich suchen... und nicht glauben,
Daß ich nicht wiederum der Tage einen
Zu ihnen trete.... Doch das tauget nicht.
Sie müssen einsam bleiben und gesammelt,
Soll sie der Geist von Gott erleuchten; müssen
Von außen nichts mehr hoffen... Gottes Willen
Nicht mehr in mir, in ihnen selber suchen...
So laß nun, wenn ich scheide, deine Jünger
Zu ihnen treten, und mit ihnen reden
Voll Ernsts, auf daß sie meine Bahn nicht suchen,
Noch künftig meines Wegs gedenken mögen.

uch die tiefere Auslegung bleibt Jesus nicht schuldig. Ich ward gekreuzigt mit seinem Willen — übrig- ben ist nur seine That, der Wille Gottes.

Das Nachspiel, welches die Kämpfe zwischen den Grie- und Juden in Cäsarea schildert, ist etwas verwor- nd sticht von den letzten Handlungen nicht zu seinen sten ab.

„Jesus der Christ" von Albert Dulk bleibt, trotz der rflichen Rückkehr zu der elementarsten Form dramati- Kunst, immerhin eine bedeutsame Dichtung, durchzogen en phosphoreszirenden Adern einer energischen Dichter- kraft, mit Zügen imposanter Großheit reichlich ausgestattet. Dem Inhalte nach ist das Stück, in edelster Haltung, eine poetische Ergänzung zu Renan und Strauß, wie es der Verfasser selbst am Schlusse der Vorrede ausspricht:

Möge denn das dramatische Lebensbild „Jesus der Christ", indem es jenen uns mythisch überlieferten Jesus von Nazareth als wahrhaften, von dem in uns allen nunmehr erschlossenen Gottesgeiste zuerst heilig und feurig ergriffenen Menschensohn aufzeigt, das Seine thun, um in den Herzen derer, die sich nach Christi Namen nennen, den Glauben zu versöhnen mit dem sich selbst bezeugenden Lebenslichte der Vernunft, und zu dem einigen freudigen und gesunden Leben der Zukunft des Christ den Weg zu bahnen.

Rudolf Gottschall.

Militärische Denkwürdigkeiten.

1. Tagebuch Dieterich Sigismund von Buch's aus den Jahren 1674—83. Beitrag zur Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Nach dem Urtexte im königl. geheimen Staatsarchive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von Gustav von Kessel. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1865. Lex.-8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Eine historische Quelle von Wichtigkeit ist mit dieser Veröffentlichung allgemein zugänglich gemacht, während sie bisher nur von einzelnen Schriftstellern, denen das geheime Staatsarchiv seine Schätze erschloß, benutzt worden ist. Dieterich Sigismund von Buch, geboren am 23. September 1646, war schon in jungen Jahren Reisemarschall des Großen Kurfürsten von Brandenburg und hat ihn demnach fast auf allen seinen Zügen begleitet, selbst in dem heißesten Gefecht nicht verlassen; er ist von seinem Herrn außerdem mit mehrern Sendungen und geheimen Aufträgen betraut worden und hat, oft auf eigene Hand, militärische Anordnungen geleitet. Ueber alle seine Erlebnisse von 1674—83 hat er ein Tagebuch geführt, meist in französischer Sprache, auf schon geheftetem Papier. Er muß diese Aufzeichnungen nach Ton und Inhalt täglich gemacht haben, mit wenigen Ausnahmen, wo die drängenden Kriegsereignisse ihm das nur nachträglich gestatteten. Zeit zu Reflexionen hatte er also nicht, er berichtet meist nur Thatsachen; wo er aber Urtheile und Anschauungen ausspricht, zeugen sie von Scharfblick und richtiger Auffassung der Verhältnisse und Persönlichkeiten. Buch selbst erscheint uns als ein thatkräftiger, entschlossener junger Mann, kurz angebunden selbst gegen hochstehende Leute, heftig und streitfertig, wie seine vielen Ehrenhändel beweisen, ein Freund schöner Frauen und des Weins: ein echter Cavalier seiner Zeit. Da sein Tagebuch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, hat er es auch ehrlich geführt und eben dadurch eine zuverlässige Quelle für die Kriegs- und Sittengeschichte seines Zeitabschnitts geliefert. Ob der Herausgeber alles gebracht oder vielleicht Stellen, die ihm nicht geeignet schienen, weggelassen hat, läßt sich, da wir seine Uebersetzung nicht mit dem Urtext verglichen haben, nicht beurtheilen; jedenfalls hat er ein sehr verdienstliches Werk unternommen, das er selbst mit Recht „eine langwierige, mühsame, oft langweilige Arbeit" nennt. Er hatte dabei vorzüglich den Zweck, den Helden, welcher im Volke nur

noch äußerst wenig bekannt ist, trotz seiner Reiterstatue und Fehrbellin, dem möglichst größten Publikum in seiner genialen, klugen, frommen und energischen Persönlichkeit durch die Aufzeichnungen seines treuen Dieners vorzuführen. Darum hat er auch nicht, wie ihm gerathen worden, das Werk im Originaltext, der mit geringen Ausnahmen französisch ist, herausgegeben, sondern dasselbe übersetzt, wobei er freilich viele unverständliche Abkürzungen und Stellen, welche blos mit Anfangsbuchstaben geschrieben sind (mehrere hat er selbst glücklich entziffert), dem Scharfsinne der Leser überlassen mußte. Wir sind damit ganz einverstanden. Er hat sodann höchst zweckmäßig jedem Kapitel (stets ein Jahr umfassend) einen historischen Ueberblick und ein nach den Monaten geordnetes Inhaltsverzeichniß vorausgeschickt, sodaß der Leser in den Stand gesetzt ist, sich überall leicht zu orientiren, einzelnes, das nicht sein Interesse weckt, zu überschlagen oder Gelesenes wiederzufinden. Was seinem Werke noch einen besondern Werth für die Geschichte der Geschlechter und Personen gibt, welche darin genannt werden, dasselbe aber auch zu einer Riesenarbeit gemacht hat, sind die zahlreichen genealogischen Anmerkungen.

Buch's „Tagebuch" beginnt mit dem 9. August 1674, als der Kurfürst acht Tage vorher von Berlin mit der Kurfürstin aufgebrochen war, um sich zu seiner Armee am Rhein zu begeben. In Ochsenfurt hatte Buch schon einige Händel.

Ich hielt ein großes Gelage mit Herrn Colhaas, Spitznase und dem Kammerpagen Seiner Durchlaucht; indem wir von dort fortwollten, fing ich Streit mit den Bürgern an, welche die Wache am Thore hatten, uns die Barrière schließen und uns wegführen wollten; aber ich drehte die Sache anders und jagte sie bis in die Stadt, indem ich zufällig zwei von ihnen tödtete, welche mit der Hellebarte auf mich eindrangen.

Beim Heere angekommen, schilderte er die Vorgänge des Feldzugs von 1674, soweit er Augenzeuge gewesen, mit großer Genauigkeit; bekanntlich scheiterte derselbe an der Unbotmäßigkeit und Unfähigkeit des kaiserlichen Feldherrn Herzog von Bournonville, welcher die ganze Kriegsthätigkeit des Kurfürsten lähmte. Wir lesen hier, in welcher Weise er das gethan hat. Bei einem dieser Auftritte, wo er im Kriegsrath jeden Angriff verweigerte, ging der Kurfürst auf den spanischen Gesandten zu, nahm dessen Hand, legte sie auf seine Brust und rief ihn als unparteiischen Zeugen dessen, was hier vorgegangen und daß er nicht schuld an den Folgen dieses Zögerns sei. Derfflinger sagte Bournonville ein andermal: „Mein Gott, thun wir doch unsere Schuldigkeit als Generale und bleiben nicht hier stehen wie die alte H...." Selbst Buch nahm sich heraus, als der Herzog ihn mit einem Befehl des Kurfürsten unhöflich abwies, ihm derb zu antworten. Bournonville hatte aber seine Instructionen: „Uns gefällt kein mächtiger Fürst der Wenden an der Ostsee."

Wahrhaft ergreifend ist der Tod des Kurprinzen Karl Aemil erzählt, der zu Strasburg — jedenfalls an falscher Behandlung der Aerzte — erfolgte. Wir können kaum daran zweifeln, wenn wir lesen:

Ich schreibe nicht alle Einzelheiten, denn das wäre zu jämmerlich; aber ich erstaune, daß jemand, dem man so viel Blu entzogen, der so viel durch die Nase verloren, der einen solche Durchfall hatte, der so viel Medicin nahm, so wenig genos und weder Tag noch Nacht seit beinahe einem Monat Ruh hatte, noch so viel Kräfte haben konnte.

Die Schilderung des Prinzen ist höchst anziehend:

Einen schönen Kopf, die Physiognomie eines Adlers, di Augen lebhaft, braun und schön geschnitten, der Teint sehr leb haft, schön und zart, schön weiß und roth gemischt, eine Adle nase und groß, der Mund schön fein gewölbt, die Lippen schö roth und der Kopf ein schönes Oval, die Haare lang und stark gut geordnet und hellbraun, es war in Summa ein von Ge und Leib bewundernswürdiger Prinz.

Vergleichen wir damit seinen Bruder, der nun a seiner Stelle Kurprinz, später Kurfürst, endlich Kön wurde, wie ihn Carlyle schildert! (vgl. Nr. 21 d. Bl. 1860). Unter den Kriegsbegebenheiten ist besonders da Gefecht von Dürkheim (hier Türkheim geschrieben) an schaulich dargestellt.

Buch suchte den Kurfürsten, der immer ohne Rüstun bei den Kämpfenden war, zur Anlegung einer solchen zu bewegen, erhielt aber zur Antwort, es sei ihm zuwide den Küraß vor den Soldaten zu nehmen, die keinen h ten. Viel Noth machte dem Herrn die Verpflegung s ner Armee, für welche er unausgesetzt sorgte. Von d Kaiserlichen schreibt Buch dagegen:

Ihre Generale, sobald sie in ein Land kamen, hielten da Ordnung, sondern verdarben es mit Gewalt, indem sie i Soldaten machen ließen, was sie wollten, und alles selbst n men. Die Soldaten nahmen anfangs alles, was sie fand wie die Schweine, zerschlugen und verdarben alles, ließen n Thüren und Fenster ganz und nahmen alles mit sich bis das Eisen in den Mauern; nachdem fanden sie nichts mehr waren genöthigt, zu hungern, denn ihre Generale, welche meisten Orte genommen, gaben ihnen nicht das Geringste; konnten vor Hunger sterben, wie wir es wol gesehen haben Elsaß, wo Herr Bournonville, wie uns ihre eigenen Leute er haben, für seine eigene Tafel mehr als 44 große Orte gebra

Von den politischen Verhältnissen des Jahres berich das „Tagebuch" nichts; wir lesen nichts vom Einfall Schweden in die Mark, nichts von den Motiven und d Erfolg der Reise des Kurfürsten nach dem Haag, obgle wir ihn auf dieser und zurück zur Armee begleiten; B notirte sich nur die täglichen eigenen Erlebnisse. Um lebendiger und frischer wird er daher, wenn diese zu auß ordentlichen Thaten führen. Der Ueberfall von Rathe und die Schlacht von Fehrbellin sind vortrefflich ges dert. In letzterer war Buch stets bei der Person Kurfürsten, der ihn beauftragt hatte, aufmerksam zu s daß nicht jemand in der Hitze des Kampfes sich dem schliche und an ihn käme. Froben's tödliche Verwund wird berichtet, aber nicht, daß er mit seinem Herrn Pferd getauscht. Der Kurfürst ist vielmehr auf den belins im Schlosse Monbijou, welche Friedrich I., Sohn, hat anfertigen lassen, in der Schlacht auf sei Schimmel abgebildet. In Buch's „Tagebuch" ist n einmal erwähnt, daß Froben dem Kurfürsten den Ta vorgeschlagen hat, wie anderwärts zu lesen ist.

Die folgenden Kapitel enthalten die Eroberung Pommern. Die Kurfürstin begleitete wiederum ihren G mahl in das Feld und war mit ihm und der Prinze

on Homburg vor Anklam auf einer Batterie, ihr zu
hren die Dorotheenpost genannt, um den Sturm anzu-
hen.

Anfang 1677 hatte der Kurfürst eine Reise nach
Bestfalen unternommen, um sich mit dem Prinzen von
)ranien zu verständigen; er war aber in Lippstadt er-
ankt. Buch scheint sich auf dieser Reise besonders amu-
t zu haben, z. B. in Erxleben bei seinem Freunde Al-
nsleben: „Wir ließen nach dem Souper Violinen kom-
n und tanzten bis 1 Uhr nach Mitternacht mit sei-
r Frau, seinen beiden Töchtern und der Frau seines
tters, die beiden Töchter waren sehr niedlich.“ In
linden ging er mit M. von M., die er „schöner
jemals“ getroffen, nach einem Nonnenkloster, wo er
en Abend sehr angenehm zubrachte“. „Etwas vor dem
)uper kam die schöne Aebtissin von Lippstadt, Frau Ohr,
blieben bis nach 11 Uhr zusammen.“ Nach der Ge-
ung des Kurfürsten ging es wieder nach Pommern,
Stettin belagert und erobert wurde. Hier bat ihn
ch eines Tags, als es sehr heiß zuging, ein wenig
r Sorge für sich zu tragen, er erwiderte aber: „Ach,
nn hast du gehört, daß ein Kurfürst von Branden-
g getödtet sei!“ Von dort wurde Buch zum Herzog
Mecklenburg geschickt, um freien Durchzug für die
)aten, welche zur Verstärkung kamen, zu erlangen. In
strow angekommen, ließ er sich zur Audienz anmelden,
„Hausmeister“ Kruse ließ ihm aber sagen, da sein
r ein wenig „debouchirt“ habe, könne es erst gegen
tag geschehen. Nachher aber wurde er sehr gnädig
fangen.

Der Herzog ließ mich zur Audienz fordern, ich dinirte mit
, wie auch der Oberst der Kroaten, wir machten heute ein
es Gelage. Der Herzog ging zur Ruhe, ich soupirte noch
der Herzogin in ihrem Zimmer mit vier von ihren Prin-
nen, und auch Herrn Kruse, was eine ganz besondere Gnade
Nach dem Souper fuhren zwei Fräulein der Herzogin,
nd Sc., mit mir in meinem Wagen spazieren; wir fuhren
Mitternacht herum.

Und das am 29. October! Auf der Rückreise blieb er noch
Tage in Stargard, wo ihn der Oberamtmann von
benitz festhielt, um den Hochzeiten zweier seiner Mägde
sehr guter Gesellschaft“ beizuwohnen. „Wir amusir-
ns sehr mit diesen schönen Personen.“ Den Kur-
n fand er dann „höchst aufgebracht gegen Derfflin-
welcher sich zu eng an den Kurprinzen anschloß“.
ein so großer Mann diese Schwäche? Daß die Gunst
)ohen Herrn nicht gerade beständig war, beweist, daß
zu verschiedenen malen in seinem „Tagebuch“ be-
: „Ich bin jetzt sehr in Gnaden.“ Es scheint also
nicht immer so gewesen zu sein. Nach der Capitu-
von Stettin wurde er nach Wien gesandt, um dem
: diese Nachricht zu bringen. Hier muß er durch
Zerstreuungen vom Tagebuchschreiben abgehalten wor-
ein, sonst würde er wol mehr und Interessanteres zu
ten gehabt haben als bloße Namen. „Ich sah hier
chöne Personen, unter ihnen aber die schönste, ein
ein Kannin. (?) Diese Damen betrachteten mich vom
zu Fuß mit meinen polnischen Stiefeln und meiner
großen blauen Mütze.“ Im folgenden Jahre konnte er
anfangs seinen eigenen Vergnügungen nachgehen. Er reiste
mit einem jungen Canitz nach Schlesien, zum Leichenbe-
gängniß von dessen Großmutter, wobei drei Predigten
gehalten wurden. Einige Tage folgten, an „denen man
dort vom Morgen bis zum Abend schwelgte“, dann ging
es in gleicher Weise bei andern Großen des Landes zu.
Nach seiner Rückkehr mußte Buch die Landgräfin von
Hessen mit ihrer Tochter, der Braut des Kurprinzen, ein-
holen, dann „krakehlte“ er einen Herrn von Kreutz an
und hatte ein Duell mit einem von Schlieben, welches
nach damaliger Sitte zu Pferde abgehalten werden sollte,
dann aber, weil Buch's Pferd lahm geworden, zu Fuß
mit Stockdegen stattfand, ohne daß etwas dabei heraus-
kam; auf der Rückreise nach Berlin bei einem Otterstädt,
der sich unterdessen mit einem Bredow auch geschlagen
hatte, frühstückend, fing Schlieben Streit mit seinem eige-
nen Secundanten an, wurde von den andern deshalb ver-
lassen, ritt ihnen aber (jedenfalls betrunken) mit dem Pi-
stol in der Hand nach, schoß auf Buch und wurde dar-
auf von diesem erstochen, wenn auch nicht gerade vorsätz-
lich. Buch flüchtete nach Dessau, von wo er bei der
Justiz seine Sache betrieb, sonst sich aber prächtig amu-
sirte. Er wurde freigesprochen, mußte jedoch wegen ver-
botenen Duells 200 Thaler Strafe zahlen.

Wir empfehlen die Stellen des „Tagebuch“, welche die
Sitten jener Zeit charakterisiren, unsern Lesern ganz be-
sonders. Der Krieg wurde fortgesetzt durch die Erobe-
rung von Rügen, wozu Buch Schiffe herbeischaffen half.
Die Kurfürstin folgte auch hier in das Feld und campirte
sogar einmal.

Wir dinirten in einer Scheune, ich mußte den Marschall,
Stallmeister, Vorschneider, Kapitän der Garde und alles machen;
wir schliefen auch hier; die Frau Kurfürstin sagte mir, sie em-
pfehle meiner Treue und Wachsamkeit ihre Person; ich schlief
auch während der ganzen Nacht nicht und machte in jeder
Stunde die Ronde.

Im December, nach der Einnahme von Stralsund
und Greifswald, wurde Buch zu einer Unterhandlung an
den Administrator von Halle, Herzog August von Sach-
sen, geschickt. Das Reisen hatte damals seine großen
Unannehmlichkeiten selbst für fürstliche Personen, wie in
diesem Buche mehrfach zu lesen ist. Auch Buch verlor hin-
ter Niemegk mehrmals den Weg, irrte im Schnee und
Holze hin und her und mußte endlich in einem Dorfe
übernachten, „weil die Pferde nicht weiter konnten“. Am
Hofe des Administrators fand er eine eigenthümliche Wirth-
schaft:

Alle alten Räthe waren in Ungnade gefallen, der Leib-
page, ein Herr von Rhedern, war der Günstling des Herzogs
und beinahe Premierminister, derselbe hatte einen Doctor der
Rechte, Namens Unerfahrt, in sein Interesse gezogen, welcher
zum Rath und Kanzler gemacht wurde, dieser, der genannte
Page und ein Schreiber leiteten alle Geschäfte.

Auch sonst ging es kläglich dort zu. Die Witwe des
zweiten Sohnes des Administrators, „eine sehr hübsche
Prinzeß von heiterm Humor“, beklagte sich gegen Buch
über die schlechte Behandlung, die man ihr widerfahren

ließ. Die Prinzen, wie ihm gesagt wurde, waren so schlecht bewirthet, daß, wenn sie etwas Gutes essen wollten, sie den Leibpagen darum bitten mußten, dem von aller Welt, selbst von der regierenden Herzogin, geschmeichelt wurde; kein Rath oder Minister wagte es ohne seine Erlaubniß, sich dem Herrn zu nähern. Nach der Abschiedsaudienz dinirte Buch beim Statthalter und beurlaubte sich dann von der Herzogin, „einer sehr hübschen und schönen Prinzeß und von schönen Zügen". Sie war des Herzogs zweite Gemahlin.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich amusirte mich hier ein wenig zu lange. Der Herzog, dem die Unterhaltung zu lange dauerte, ließ mich abrufen; ich hätte allerdings lieber mit der Prinzeß, seiner Gattin, gesprochen, denn ich fand sie verständiger als ihn.

Auf der Rückreise war er am anhaltischen Hofe, wo er mit der Prinzessin Henriette Katharina, Schwester der ersten Gemahlin seines Kurfürsten, dinirte.

Nach Tische betrachteten die Prinzessinnen eine Schweinsjagd von ihren Fenstern aus; die Jagd war sehr unterhaltend, ich erlegte drei in ihrer Gegenwart. Wir verbrachten den Abend sehr angenehm, vor dem Souper ging ich mit den Prinzessinnen, Töchtern des Herzogs von Anhalt, zu spielen, sie sind schön wie die Engel; wir tanzten bis zum Souper, wobei wir angenehme Gespräche hielten. Nach dem Souper wurde wieder getanzt, wir tanzten jede Art der kleinen Tänze, ich mit der Herzogin von Holstein, Nichte des Prinzen von Anhalt; am Ende kamen die beiden Herzoginnen von Anhalt und Schlesien, uns tanzen zu sehen.

Nach Berlin zurückgekehrt, mußte Buch sogleich seinem Herrn zu dem berühmten Winterfeldzuge nach Preußen folgen. Neuerdings hat Fontane in seinen vortrefflichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" die Thatsache bestritten, daß die Armee des Großen Kurfürsten auf Schlitten über das Kurische Haff gegangen sei. Buch schreibt ausdrücklich:

Nachdem man gespeist und die Predigt in Labian gehört, wurde aufgebrochen, um mit der Infanterie und Cavalerie das Eis des Kurischen Haffs zu passiren; mehr als drei Meilen, ja die Infanterie setzte sich in Schlachtordnung, eine Sache, welche man noch niemals gehört; wir kamen zum Nachtquartier nach Gilgen in Litauen, gelegen an dem Flusse gleiches Namens, die Leute in dem Orte sagten mir, daß noch niemals bisjetzt ein Soldat, weder Freund noch Feind, in den Ort eingetreten sei.

Der Uebergang ist auf einer der bereits erwähnten Tapeten in Monbijou vortrefflich dargestellt, mit der Unterschrift: „Expeditio per conglaciatum sinum prussicum suscepta 1679." Die Thatsache ist damit außer Zweifel gestellt; daß die Armee vorher ebenso über das Frische Haff gegangen, findet sich dagegen nirgends, es war auch, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, nach der Lage unnöthig. Buch schreibt nur, daß die Infanterie, sowie der übrige Theil der Armee, sich auf dem Eise des Kanals bewegt habe. „Die Infanterie auf Schlitten, was sehr lustig anzusehen war, besonders da sie beständig den Dragonermarsch schlagen ließen." Hemiages von Treffenfeld holte die Schweden noch bei Splitter ein und schlug sie. Der Herausgeber, der eine Lebensgeschichte dieses Helden geschrieben hat, bemerkt dabei: er sei einer der ersten brandenburgischen Edelleute gewesen, d. h. Friedrich Wilhelm fragte den Kaiser nicht mehr danach. Wir müssen aber hinzufügen, daß er den Adel als souveräner Herzog von Preußen verlieh, das nicht zum Deutschen Reich gehörte. Als Kurfürst von Brandenburg hätte er es nicht thun dürfen, auch nicht gethan. Auf der Rückreise schreibt Buch aus Pillau:

Ihre königl. Durchlauchten (auch der Kurprinz darunter verstanden) wohnten bei dem Gouverneur la Cave, welcher [illegible] Abend den ganzen Hof tractirte. Man fing an zu schwelgen, [illegible] trank etwas stark, ja unser General Derfflinger, der sonst nicht trinkt, trieb es schärfer als irgendjemand der ganzen Gesellschaft, und als der Hof ein wenig animirt war, spielte er noch den Jüngling, ja den galanten Mann. Ich führte ihn nach seiner Wohnung, aus Furcht, er möchte auf dem Eise ausgleiten.

In Königsberg (17. Februar) führten die Schüler eine große Musik im Schloßhofe auf. „Es waren mehr als 400 Menschen und dabei über 120 Violinen. Se. königl. Durchlaucht ließ ihnen eine Collation reichen, wo sie sich über mäßig sättigten." Unterwegs schon waren Nachrichten über den Frieden eingetroffen, welchen der Kaiser und die Bundesgenossen des Kurfürsten ohne Rücksicht auf ihn mit dem Feinde abgeschlossen hatten. Im „Tagebuch" heißt es:

Man machte uns noch einige Hoffnung für den Frieden oder wenigstens auf einigen Beistand, den man uns leisten wolle, ich traue dem allen aber nicht sehr, denn ich sehe wohl, daß nicht die Fremden die größten Feinde meines unvergleichlichen Herrn sind, sondern die Deutschen selbst, und zwar durch die bestimmte Misgunst, hoffe aber, daß der gütige Gott einst in dies alles richten wird.

So war es immer: die Deutschen unter sich sind ihre ärgsten Feinde! Brandenburg mußte denn Pommern wieder den Schweden überliefern. Interessant zu lesen ist was Buch unterm 13. August 1679 berichtet:

Se. königl. Durchlaucht lag mit der Frau Kurfürstin noch im Bette, als er ihr sagt, er sei jetzt ganz entschlossen, heute noch die Hochzeit des Kurprinzen auszurichten, was die Frau Kurfürstin sofort der Frau Landgräfin (Brautmutter) meldet, welche dessen außerordentlich freut; gegen Mittag theilte man es dem ganzen Hofe mit. Am Abend fand sich Se. königl. Durchlaucht mit allen andern hohen Personen im Zimmer der Frau Kurfürstin ein, nahm die Prinzeß von Hessen an die Rechte, den Kurprinzen an die Linke, und führte beide in den kleinen Saal, wo man für gewöhnlich speist, dahin hatte man einen kleinen, mit einem Teppich behangenen Tisch gestellt, und vor denselben eine Bank, um zu knien. Der Prediger Contius erwartete sie. Se. königl. Durchlaucht hatte sie auf den Teppich geführt, ließ sie dort und zog sich zurück zur Frau Landgräfin und Kurfürstin. Nachdem der Prediger sie getraut, soupirte man ohne großen Pomp, es wurde etwas spät, worauf man die Neuvermählten in ihre Zimmer führte.

Das war eine Fürstenhochzeit! Wir haben in neun Tagen nacheinander den Vermählungsfeierlichkeiten [illegible] fünf erlauchten Nachkommen jenes fürstlichen Paares beigewohnt — welche Contraste! Buch hatte unterdessen eine Reitercompagnie bekommen; wir erfahren aus seinen Mittheilungen manche Details über die innern Verhältnisse des Dienstes, welche frappant genug sind. Der Krieg hält ihn aber nicht ab, viel bei Hofe zu sein, und seine Schilderungen der dortigen Vorfälle, der moskowitischen und tatarischen Gesandtschaft, wie manche von recht [illegible] theil zeugende Bemerkung, verdienen alle Beachtung. Über Ludwig XIV. sagt er:

So spielt dieser König überall den Herrn und hat niemand
r, der ihm widerstehen kann oder der es nur unternehmen
lte, so gut hat er alle Fürsten Europas, die ihm konnten
ider sein, verstanden zu trennen und gleichsam zu entwaffnen.
Die Politik Brandenburgs nach dem Frieden von St.-
main-en-Laye bespricht er freimüthig und unbefangen,
aller Liebe und Ehrfurcht gegen seinen Herrn; er
lt es, daß sich der Kurfürst vom Hause Habsburg
abziehen läßt. Das Jahr 1682 beginnt er mit fol-
er Bemerkung:

Wenn der Hof sich aber äußerlich gut befand, war sein
er Zustand um so trauriger, die allgemeinen und beson-
Intriguen hatten die Geister und Gemüther dergestalt ver-
, daß es nicht drei Personen gab an diesem großen Hofe,
inig waren oder die sich gegenseitig wohl wollten.

Das „Tagebuch" wird nun immer kürzer geführt und
t plötzlich mit dem 9. April 1683 ab, obgleich Buch
vier Jahre später gestorben ist. Gerade für diese,
letzten Jahre des Großen Kurfürsten hätte er noch
hen wichtigen Aufschluß über die Verhältnisse am Hofe
können.

Die Bedeutung des Werks wird in der Presse gewiß
Widerspruch finden: wir wünschen, daß auch der
vollen Arbeit des Herausgebers gerechte Anerkennung
il werde. Daß er sich möglichst genau an den Text
ten, oft selbst auf Kosten eines fließenden Stils,
r selbst sagt, ist gewiß richtig, indessen hätte ersterer
gelitten, wenn er die französische Satzconstruction
len durch Umstellung der Zeitwörter in deutsche Form
cht hätte. Mancher französische Ausdruck, welcher
geblieben, wäre wol auch zu übersetzen gewesen,
: er hält sein Wort, wie der Hund la caresme —
m nicht: die Fasten? Mehrere Worte, die unver-
ich sind, mögen wol im Original falsch oder un-
ch geschrieben sein. Der „Sonnenboyer", den der
sgeber etwa für sous-ecuyer oder sous-officier
soll doch offenbar son envoyé heißen, da er ab-
kt werden soll, zurückgelassene Sättel zu holen;
es („wahrscheinlich eine Art Fische") sind natürlich
s. Dagegen ist die Entzifferung vieler nur mit Ab-
ngen oder Anfangsbuchstaben geschriebenen Stellen sehr
gelungen und ein Beweis, mit welcher Gewissen-
keit die schwierige Arbeit zu Ende geführt worden
Format und Ausstattung des Werks sind desselben
).

iedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten Winterfeldzug
Preußen und Samogitien gegen die Schweden im Jahre
78/79. Ein Beitrag zur brandenburgischen Kriegsge-
chichte von August Riese. Mit einer Karte des Kriegs-
mplatzes. Berlin, v. Decker. 1864. Gr. 8. 22½ Ngr.

ie kriegsgeschichtlichen Studien des Verfassers, welche
in seinem Werke: „Karl X. Gustav's von Schweden
zug" ihre Frucht getragen, haben ihn weiter geführt
r Herausgabe der vorliegenden Schrift veranlaßt. Wir
uns auf eine kurze Anzeige derselben beschränken, da
für Militärs geschrieben ist. Nach einer Einleitung,
den Plan zu der schwedischen Expedition von Liv-
gegen das herzogliche Preußen berührt, werden die
). 28.

Vorbereitungen zu diesem Zuge und die dazu bestimmte Armee geschildert. Der Zug selbst wurde ohne Energie unternommen, sodaß der Marsch von 40 Meilen von Riga bis Memel 30 Tage dauerte. Der Verfasser bespricht dann die Vertheidigungsanstalten im Herzogthum Preußen, wo nur etwa 2000 Mann standen, weil die brandenburgische Armee in Pommern beschäftigt war; es wurde ein Aufgebot der Miliz erlassen, von welcher jedoch nur etwa 5000 Mann zur wirklichen Verwendung gekommen sein mögen, weil das Eintreffen der Truppen diese überflüssig machte. Sehr eingehend wird hierauf die brandenburgische Armee unter dem Großen Kurfürsten in ihrer ganzen Organisation geschildert; der Verfasser charakterisirt zugleich die beiden Feldherren, welche in dem kurzen Feldzuge besonders in den Vordergrund treten: Görzke und Schöning. Der Feldzug selbst, das Hauptstück der Schrift, ist mit gediegener Kritik nach den besten Quellen dargestellt, zu denen wir dem Verfasser noch das inzwischen veröffentlichte eben besprochene „Tagebuch" des Reisemarschalls von Buch (Nr. 1) gewünscht hätten.

Eine Beleuchtung des Zugs schließt das Werk. Der schwedischen Armee läßt dasselbe alle Gerechtigkeit widerfahren; sie hat kein einziges Geschütz im Gefecht verloren, und der elende Ausgang der Expedition fällt nicht ihr, sondern der schlechten Führung zur Last. Dagegen wußte der Große Kurfürst durch den Zauber seiner Persönlichkeit und sein Beispiel das brandenburgische Heer zu Leistungen anzuspornen, welche noch heute Bewunderung erregen. In kaum 40 Tagen, einschließlich der Ruhetage, hat dasselbe über 100 Meilen zurückgelegt, bei einer Kälte, welche selbst das Frische und Kurische Haff gefrieren ließ, auf elenden Wegen, über das Meereseis, und meist bei unzureichender Verpflegung — und der Sieg ist sein Lohn gewesen.

Unsern militärischen Lesern können wir die kleine inhaltreiche Schrift nur empfehlen.

Karl Gustav von Bernedt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Bericht über italienische Geschichts- und Staatsschriften.

Daß ein Volk, welches Geschichte macht, auch noch Zeit behält, Geschichte zu schreiben, das beweist die neueste italienische Geschichtsliteratur, welche zwar oft eine die jüngste Epoche behandelnde Zeitgeschichte ist, aber ebenso oft auch vergangene Epochen mit einem aus dem frischen Leben der Gegenwart gewonnenen Maßstabe mißt. Wir wollen, soweit es die räumlichen Schranken d. Bl. erlauben, einige der neuesten Geschichtswerke Italiens die Revue passiren lassen:

1. Storia documentata della diplomazia Europea in Italia, dall anno 1814 all' anno 1861. Per *Nicomedo Bianchi*. Erster Band. Turin 1865.

Dies auf sechs Bände berechnete Werk enthält in dem ersten bisher erschienenen Bande die aus den jetzt zugänglichern Archiven der frühern italienischen Regierungen entnommene Geschichte der europäischen Diplomatie in Bezie-

hung auf Italien vom Jahre 1814 an bis zum Jahre 1820. Es ist dies ein Werk von hoher Wichtigkeit, welches in das innere Getriebe der Politik von dem Falle Napoleon's an bis zu dem Congresse von Aachen einweiht. Den Anfang machen die Versprechungen der Fürsten im Jahre 1813 an die Völker, und die geheimen Verhandlungen Metternich's mit der Gemahlin des Königs Murat, welche auf die Bevorzugung des Prinzen Eugen Beauharnais eifersüchtig war. Unter den jetzigen Verhältnissen des Kirchenstaats sind die hier erwähnten Schritte von Interesse, welche Oesterreich that, um die Legationen Bologna, Ravenna und Ferrara zu annectiren. Merkwürdige Mittheilungen werden von dem Wiener Congresse gemacht, wo damals Graf S. Manzoni Gesandter Sardiniens war, derselbe, der während der Verbindung Preußens mit Frankreich Gesandter Napoleon's I. in Wien war. Unter den hier mitgetheilten geheimen Urkunden befindet sich auch das Schreiben Talleyrand's an Castlereagh wegen der Erhaltung des Königreichs Sachsen; er sagt: „Die Legitimität hat zwar das republikanische System besiegt, allein eine legitime Macht ist bedroht, die Revolution ist noch nicht beendet; das Königreich Sachsen muß daher erhalten werden." Daß die Kunstschätze von Paris in ihre Heimat wiederkehren konnten, wird Blücher und Wellington zugeschrieben. Sehr merkwürdig sind ferner die hier gegebenen Nachrichten über die Stiftung der Heiligen Allianz, welche zwar ein eigentlich reines Christenthum erstreben wollte, aber doch in Phantasiegebilden stecken blieb, die sich nicht bewähren konnten. In Bezug auf den Congreß zu Aachen findet sich die Nachricht, daß der Kaiser Alexander auch die kleinern Mächte ziehen wollte, daß dies aber von den deutschen Großmächten verworfen wurde. Hier erscheint Metternich in seiner wahren Gestalt, auch war er nach diesen wichtigen Mittheilungen damals die erste diplomatische Größe, nach ihm Talleyrand; die andern erscheinen unbedeutend.

Die hier im Anhange mitgetheilten 29 diplomatischen Actenstücke sind sehr wichtig und um so pikanter, da sie meist nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Besonders merkwürdig ist ein Schreiben Metternich's an den Cardinal Consalvi vom 19. Juli 1819 über die Nothwendigkeit, an den alten Satzungen festzuhalten. Er sagt: „Die Fürsten sind gut, aber schwach. Auch hat schon früher ein bedeutender Mann gesagt: die Könige selbst sind Jakobiner." Darum ermahnt er ihn, festzubleiben wie er, dann würden die Pforten der Hölle nicht zu fürchten sein. In der Nachschrift gibt Metternich Nachricht von seiner Tochter, die er nicht als seine Tochter anerkennen würde, wenn sie nicht dieselbe Verehrung für den Cardinal hätte wie er selbst. Auch über die Heirath des nachherigen Königs Karl Albert kommen beachtenswerthe Nachrichten vor. Damals war nämlich die regierende Linie von Savoyen dem Aussterben nahe, die Herzogin von Modena wollte als Erbtochter auftreten und Karl Albert (von der Seitenlinie Carignan) verdrängen; auch war sein Stammbaum nicht ganz vollständig, da die Prinzen dieser Linie mitunter Gemahlinnen aus nicht regierenden Häusern geheirathet hatten, selbst s. Mutter Karl Albert's war nicht ganz ebenbürtig, da s. Vater, der Herzog von Sachsen-Kurland, mit einem pol. schen Fräulein vom niedern Adel verheirathet gewesen w. sie blieb auch mit dem jungen Karl Albert in Dr. zurück, als es an Frankreich kam, und so wurde dies. Paris erzogen, wo seine Mutter als Wittwe den Staa. referendar Thieri heirathete, den später sein Stiefsohn z. Albert zum Fürsten von Monleart machte.

Dies Werk wird, wenn in derselben Weise bis 18. wo Italien zur Einheit gelangte, fortgesetzt, noch m. cherlei wichtige Enthüllungen bringen. Der Verf. aus Reggio im Modenesischen gebürtig, studirte in M. Medicin, kehrte aber in seine Heimat zurück, als Pius. durch seine Reformen die bisher stets vergeblichen A. strengungen und Wünsche der Italiener nach Einheit. Wirklichkeit zu bringen versuchte (vgl. „Der italienische Bu. und der deutsche Fürstentag" von J. F. Reigebaur, Le. 1863). Bianchi nahm an allen diesen einheitlichen gehe. Bewegungen theil und ist jetzt Generalsecretär im Ministe. des öffentlichen Unterrichts, daher ein Mann, der we. fähigt ist, ein solches Werk zu schreiben, zu dem ihm Quellen zugänglich sind. Viele werden freilich an de. Enthüllungen Anstoß nehmen; allein die Geschichte w. bedeutenden Gewinn davon haben, und schon dieser. Band ist die beste Rechtfertigung der Einheitsbestrebungen Italiener. Dabei ist der Verfasser zwar ein Mann Fortschritts, allein auch bekannt als ein treuer Anhä. des Königs und der Constitution, als abgesagter F. Mazzini's und aller derjenigen, welche selbst in g. Absicht alles übereilen wollen.

2. Raccolta di Trattati e delle convenzioni conchiuse il regno d'Italia e i governi esteri fino al Gennaio 1. del Ministero per gli affari esteri. Turin 1865.

Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in diesem amtlichen Werke alle Staatsverträge der Folge nach bekannt gemacht, welche seit der Neugestal. Italiens von diesem Königreiche mit andern Staaten geschlossen worden. Den Anfang macht ein Handels. trag mit dem südamerikanischen Freistaate Venezuela, cher am 19. Juni 1861 zu Madrid abgeschlossen den; worauf der Handelsvertrag mit der Pforte 10. Juli 1861 folgt; ein Postvertrag mit Griechen. ist vom 29. Juli 1861. Ein Freundschaftsvertrag mit der Republik San-Marino am 22. März 186. Persien am 24. September 1862 von dem Gesan. Herrn Cerutti in Teheran abgeschlossen. Ein Vertrag Frankreich über das literarische Eigenthum ist vom 29. 1862, ein Handelsvertrag mit Rußland vom 28. S. tember 1863. Der jetzt vielbesprochene Vertrag mit F. reich vom 15. September 1864 über die Räumung R. von der französischen Besatzung ist der vierunddr. dieser Sammlung, welchem ein am 22. August z. abgeschlossener Vertrag vorausgeht, an dessen Absch. der Gesandte in der Schweiz betheiligte, und durch w. das Königreich Italien mit den europäischen Mächten einkommt, die Verhältnisse der im Kriege verwi.

ldaten zu verbessern; sodaß alle Hospitäler und das ammte ärztliche Personal für neutral erklärt werden. Rußd und England sind dabei, wie auch Oesterreich, nicht treten, wol aber aus Deutschland Baden, Hessen und ürtemberg. Der letzte, der sechsundvierzigste Vertrag ier Sammlung, vom 2. Januar 1865, betrifft die Reung der Verhältnisse der Schweiz zu dem Bisthum Como.

Campoformio, considerazioni di *D. Pollaveri*. Florenz 1864.

Der Verfasser vertheidigt hier das Recht der Benetier, Italiener zu sein. Indem er kurz die Geschichte es alten Freistaats vorführt, leitet er den Verfall desen von dem Frieden zu Passarowitz her; dann führt uns Napoleon's I. Auftreten in Italien vor, und weist nders den Unterschied zwischen den Präliminarien von ben und dem Frieden von Campoformio nach. Er nt weder Napoleon noch Oesterreich, welches über inz verfügte, das nicht ihm, sondern dem Deutschen che gehörte. Er führt dann die Geschichte weiter fort zum Fall Napoleon's und zur Heiligen Allianz mit r Beziehung auf Venedig. Alles Unglück Italiens Venedigs leitet er von dem Vertrage von Campoio her.

Vita di Andrea Doria, di *F. D. Guerrazzi*. Mailand 1864.

Von dem Leben des Andreas Doria, welches der als itiker und Geschichtschreiber bekannte Guerrazzi verfaßt erscheint hier ein erster Band, der von der Geburt s Helden im Jahre 1466 zu Oneglia, einem Lehen s Vaters, bis zu der Landung der Türken bei Nizza der Vertheidigung dieser Stadt durch das Heldenchen Segurana reicht.

Nuova storia della republica di Genova dalle origini all anno 1797. Da *M. G. Canale*. Florenz 1864.

Der gründliche Kenner der Verhältnisse seiner Vaterr Genua, der fleißige Arbeiter in den dortigen Archi-

Der durch andere Werke bereits bestens bekannte ale ist mit seiner Geschichte Genuas in diesem vierten de von 464 Seiten bis zum Jahre 1528 fortgeschrit-

Der Band beginnt mit dem Jahre 1339 und umdie Zeit der volksthümlichen Dogen, nachdem die kratische Unterdrückung des Lehnwesens in einem groTheile Italiens glücklicherweise beseitigt worden war. tals entstand ein Krieg mit Venedig; Tripolis und rn wurden erobert; bald aber bildeten sich Parteien, n VI. kam nach Genua, wo er wegen einer Verschwösechs Cardinäle hinrichten ließ; der Doge Adorno t Genua an den König Karl VI. von Frankreich aus, uf der Markgraf von Montferrat hier Einfluß erSo dauerten die innern Streitigkeiten fort unter fremEinflüssen, bis Julius II. den Kaiser Maximilian rief. Doch der deutsche Einfluß war durch die Folt des Lehnwesens ohnmächtig in Italien geworden. e wenig erfreulichen Bilder entrollen sich vor uns zum Auftreten des Andreas Doria.

6. Cento lettere del Capitano *Francesco Marchi*, Bolognese. Parma 1865.

Der 1504 zu Bologna geborene F. Marchi wird für den bedeutendsten Schriftsteller über die Kriegsbaukunst vor Vauban gehalten; seine classische Arbeit in diesem Fache ist bekannt; hier werden 100 Briefe von ihm zum ersten male der Oeffentlichkeit übergeben, welche sich in dem Staatsarchive zu Parma befinden, ein Verdienst, das sich die dortige Deputation zur Herausgabe der vaterländischen Geschichtsquellen erworben hat. Marchi trat zuerst in Dienste des Alexander von Medici, und nach dessen 1531 erfolgtem Tode in die der Witwe Margaretha von Oesterreich, welche sich 1538 mit Ottavio Farnese in Rom verheirathete, wo Marchi an den Befestigungsarbeiten außerhalb der Peterskirche theilnahm. Als Farnese Parma erhielt, wurde Marchi Befehlshaber der dortigen Artillerie, begleitete dann die Herzogin Margaretha 1559 nach Brüssel, als sie vom König Philipp zur Statthalterin ernannt worden war. Von da fangen diese 100 Briefe an, mithin aus der merkwürdigen Zeit, in welcher Marchi mit Oranien und Hoorn bekannt ward. Dort schrieb er sein Hauptwerk über die Kriegsbaukunst, kehrte aber mit der Herzogin Margaretha nach Italien zurück, welche das Verfahren des Herzogs Alba nicht billigte und 1568 nach den Abruzzen zog, während sich Marchi in Piacenza niederließ. Man kann hieraus abnehmen, welchen Werth diese Briefe für die Geschichte jener Zeit haben; Ronchini hat eine Lebensgeschichte von Marchi nebst vielen Anmerkungen vorausgeschickt.

Der erste dieser Briefe an den Herzog von Parma ist vom 7. October 1559 aus Brüssel, der letzte von dort, der achtzigste Brief dieser Sammlung, vom 6. December 1559. Der erste Brief aus Piacenza vom 28. Mai 1568 berichtet, daß man sich in Flandern nach der Herzogin Margaretha sehnt, und nachdem am 5. Juni desselben Jahres Egmont hingerichtet worden war, drückt sich Marchi mit vieler Erbitterung gegen die dortigen Zustände aus. Die letzten neun Briefe sind aus Aquila, von 1574 an, und endigen mit einem vom 10. August 1575, worin die Hoffnung ausgesprochen wird, die Herzogin wieder zurück nach Flandern begleiten zu können.

7. Nicolo Piccinini ed il ducato di Milano, per *A. Angelucci*. Perugia 1864.

In den Kriegen zwischen den Herzogen von Mailand und den Freistaaten von Venedig und Genua im 15. Jahrhundert that sich ein aus Perugia gebürtiger Freischarenführer, Condottiere, Namens Nicolo Piccinini, hervor, über dessen Kriegsthaten der vorstehend erwähnte Geschichtsforscher, Hauptmann Angelucci, in dem städtischen Archive zu Como noch ungedruckte Urkunden aufgefunden hat, welche er hier veröffentlicht. Dies ist zuvörderst ein Schreiben des Herzogs Franz zu Mailand an die Stadtgemeinde zu Como, vom 2. Juni 1431, über den durch seinen Feldherrn Piccinini bei Cremona über die Venetianer erfochtenen Sieg. Ein anderes vom 12. October desselben Jahres zeigt ebenfalls der Stadt Como einen durch denselben Feldherrn bei Genua erfochtenen Sieg

über den Markgrafen von Montferrat und den herrschsüchtigen genuesischen Ausgewanderten Adorno, als Verbündeten von Venedig und Florenz an. Auch noch sechs andere lateinische Briefe werden hier mitgetheilt: der letzte von 1433, welche der gründliche Verfasser mit geschichtlichen und örtlichen Anmerkungen erläutert, sodaß diese Arbeit für die Geschichte jener Zeit von bedeutendem Werthe ist. Theodor Neigebaur.

Karl Schmidt's „Anthropologie".

Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Den Bildnern der deutschen Nation gewidmet von Karl Schmidt. Erster Theil. Geschichte der Anthropologie. Mit Holzschnitten. Dresden, Ehlermann. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es findet sich in diesem Buche allerdings vieles über den Menschen zusammengestellt, ohne daß sich aus diesem ersten Theile genügend beurtheilen ließe, ob und in welcher Beziehung durch dasselbe die tiefere Einsicht in die menschliche Natur gefördert wird. Wenn der Verfasser S. 1 schreibt: „Die Anthropologie gliedert sich in zwei Haupttheile. Der erste Theil gibt das, was die Wissenschaft bisher über den Menschen ge- und erforscht hat. Der zweite bringt das, was wir von den bisherigen Forschungen für wirklich begründet halten" u. s. w., so trifft eine Eintheilung solcher Art nicht das Wesen der Wissenschaft, sondern nur das Buch des Verfassers. Und wenn derselbe fortfährt: „Die Geschichte der Anthropologie ist der Zeugungsproceß der Anthropologie in der Zeit. Wie im menschlichen Organismus alle Processe gleichzeitig nebeneinander auftreten, so erscheinen die Gegensätze und Processe der Anthropologie als eine organische Wissenschaft in der Geschichte nacheinander", so ist ja damit gerade gegen den Sinn des Verfassers, der auf die Homogenität des Organismus und der Anthropologie gerichtet ist, die Differenz letzterer von ersterm und ihre Unvergleichbarkeit bezeichnet. Und diese Differenz existirt freilich; von keiner Wissenschaft, überhaupt von keiner menschlichen Thätigkeitssphäre kann man eine streng nothwendige, gesetzlich bedingte Entwickelung behaupten, wie diese den Organismen zukommt; bei allen menschlichen Dingen ist viel Zufälliges, viel Individuelles, vieles, was sein kann und auch nicht sein kann, oder zu dieser oder einer andern Zeit sein kann. Das Wesen der Anthropologie, welches über ihren Theilen steht, entwickelt der Verfasser also nicht, wie er glaubt, im Eingang des §. 2, sondern später, wo er vom zweiten Haupttheil spricht, welcher in der That nicht ein Theil, sondern die ganze Anthropologie ist. Man kann ferner die Geschichte einer Wissenschaft doch wol nicht von einer Zeit an beginnen, wo deren richtiger Begriff noch in keiner Spur vorhanden war, wie z. B. bei den alten orientalischen Völkern. Aber die Erklärung dieses Verfahrens findet sich in dem subjectiven Begriff, welchen der Verfasser von unserer Wissenschaft hat, insofern er S. 11 sagt: „Die Geschichte der Anthropologie ist die wahrhafte Menschengeschichte", und S. 296:

Die Geschichte der Anthropologie ist einer der gro[illegible]sten Beweise von der Entwickelung und vom Fortschritt in [illegible] Geschichte der Menschheit. Sie zeigt, wie das Leben der [illegible]heit im Besinnen des Menschen über sich selbst, im Entg[illegible]streben aus dem unmittelbaren Bewußtsein zum freien Selb[illegible]bewußtsein, in der immer tiefern Erkenntniß von der abstra[illegible] Trennung des Aeußern und Innern weg zur lebendigen E[illegible]heit vom Ewigen und Endlichen, vom Leiblichen und Geistig[illegible] in der bewußten Eingliederung des lebendigen Menschen in [illegible] lebendige Natur, in Umgestaltung des Rohen und Unförmli[illegible] zu organischer Gestaltung besteht.

Das ist eben nicht die Geschichte der Anthropolo[illegible] sondern es ist die Geschichte der gesammten geistigen [illegible] materiellen Entwickelung der Menschheit! Demzu[illegible] findet man wirklich in des Verfassers „Geschichte [illegible] Anthropologie" allgemeine Völkergeschichte, Culturgesch[illegible] Entwickelung des menschlichen Embryo, Geschichte [illegible] Nervenphysiologie, Kunstgeschichte und hauptsächlich [illegible] schichte der Philosophie, die einen bedeutenden Theil [illegible] vorliegenden Bandes füllt, sodaß wir den richtigen Be[illegible] und die scharfe Begrenzung unserer Wissenschaft im B[illegible] vermissen, welches übrigens vieles Gute und Wahre, [illegible] auch kaum Neues enthält.

Der Verfasser schreibt S. 49: „Nicht so klar, [illegible] geistig groß wie Bruno, orakelt Jakob Böhm die G[illegible] welt aus sich heraus. In Gott — so gehen seine [illegible] kel — sind alle Wesen nur ein Wesen als ein ewig [illegible] Man muß hier fragen, wo und wie hat denn J. [illegible] die „Geisterwelt" aus sich „herausorakelt"? So bez[illegible] man sicher nicht das Wesen seiner Lehre. Bei den [illegible] graphen über die Embryologie des Menschen wär[illegible] bessere Muster für die Abbildungen zu finden g[illegible] und wir hätten hier „Erdl, Die Entwickelung des [illegible] schen und des Hühnchens" (Leipzig 1846) anger[illegible] Schmidt ist ein entschiedener Anhänger der Phre[illegible] und widmet ihr S. 207—276 seines Buchs. [illegible] kann die wichtigen Gründe, welche gegen die Phre[illegible] sprechen, für das große Publikum und für Dilettan[illegible] Naturwissenschaft und Physiologie nicht oft genug [illegible] holen.

Gall's leitender Grundsatz war: Das ganze G[illegible] besteht aus einer Anzahl paariger Organe und die[illegible] die materielle Grundlage besonderer Seelenthätigkeite[illegible] größere oder geringere Ausbildung dieser Organe [illegible] sich durch stärkere oder schwächere Vorragungen des [illegible] dels an den Stellen, wo diese Organe ihren Sitz [illegible] Wäre dieses Princip überhaupt richtig, so kön[illegible] denfalls die Hirnorgane nicht aus den äußern [illegible] ragungen des Schädels erkannt werden, welche [illegible] zum großen Theil vom stärkern Band der Schädel[illegible] mentlich der Gesichtsknochen abhängen, von der g[illegible] oder geringern Geräumigkeit der Stirnbeinhöhle[illegible] von der Stärke des Augenbrauenrunzlers, die Ansch[illegible] vor dem Ohre von der Stärke des Schläfenmuskels. [illegible] Wahrheit der Phrenologie zu erweisen, werden viele G[illegible] gründe beigebracht, Thatsachen willkürlich gedeut[illegible] Trugschlüsse gemacht. Es ist viel wahrscheinlicher, [illegible] bei jeder Seelenverrichtung die ganze Masse der [illegible] grauen Substanz der Halbkugeln, auf deren Bor[illegible]

hier doch eigentlich ankäme, thätig sei und qualitative nderungen erfahre, als daß dieses nur in einzelnen eilen derselben geschieht. Die Phrenologen zersplittern e Noth die Seelenthätigkeiten und passen ihnen dann nso viele eingebildete Organe an. Sie vertheilen z. B. pfindung und Bewegung auf viele Vorgänge, indem r einzelne Act der Sinnesthätigkeit, ja sogar jede bedere Auffassungsweise an ein eigenes Seelenvermögen Hirnorgan geknüpft wird. Beim Sehen eines Baums B. sieht man durch den Farbensinn die Farbe des bes und Stammes, durch den Größensinn dessen öße, durch den Gestaltsinn die Form, durch den Gegenbssinn, daß es ein Baum ist, und durch den Thatjensinn, daß er in der Erde steht. Die verschiedenen fühle wurzeln nicht im Gehirn, wie die Phrenologen aupten, sondern in den Leibesorganen, darum hat z. B. Castrat, welchem die Hoden fehlen, keinen Geschlechtsb. Daß die Hirnorgane einheitlich zusammenwirken, es der Fall ist, davon hat die Phrenologie keine Idee; mit wird auch das Bewußtsein ganz unbegreiflich und geistige Leben zerfällt in lauter isolirte Erscheinungen. n hat mit Recht behauptet, daß die Phrenologen die ädel mit Temperament und Charakter der Personen Einklang zu bringen wissen, wenn sie letztere schon en, aber ohne dieses die Schädel ganz falsch deuten. ließlich ist nicht zu vergessen, daß es beim Gehirn t blos auf die Gestalt, Größe und das Verhältniß der elnen Partien ankomme, sondern ebenso sehr und leicht noch mehr auf die Qualitäten und den Tonus er verschiedenen Substanzen. Nicht blos in der äußern Gestaltung, sondern auch hierin wird jedes menschHirn ein ganz individuelles Gepräge haben und s wird dem andern gleich sein.

Wir sind begierig zu erfahren, wie der Verfasser im iten Theile die großen psychologischen Grundfragen und blème, welche tiefe Denker und Forscher, wie Lotze, te, Fechner u. a., in der letzten Zeit so sehr beschäfhaben, behandeln und ob derselbe zu ihrer Lösung agen wird. **Maximilian Perty.**

Wickram's „Rollwagenbüchlein".

tsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern utschen National-Literatur. Herausgegeben und mit Erterungen versehen von Heinrich Kurz. Siebenter Band: örg Wickram's Rollwagenbüchlein. Leipzig, Weber. 1865. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eins der gelesensten Bücher des 16. Jahrhunderts eint hier in derselben trefflichen Erneuerung, die wir öfters als einen eigenthümlichen Vorzug des schönen rnehmens der „Deutschen Bibliothek" rühmend anerkannt n. Auch diesmal können wir es nicht unterlassen, unserm nsche, daß eine entsprechende Theilnahme des gebildeten Likums das Bemühen des Herausgebers fördern möge, en Ausdruck zu geben. Die Einrichtung der Ausgabe ist bekannte und in sich gerechtfertigte. Eine ausführliche eitung erörtert alle bibliographischen und literargeytlichen Momente, die zum Verständniß des Textes und zur wissenschaftlichen Begründung desselben unerlaßlich sind. Dann folgt der Text selbst, begleitet von kurzen sprachlichen Noten, darauf eingehende sachliche Anmerkungen, endlich ein compendiöses Glossar.

Jörg Wickram, Stadtschreiber in Burgheim und nach der Ermittelung des Herausgebers jedenfalls vor 1562, vielleicht schon 1557 gestorben, stammt aus dem Elsaß, der damals wie in der frühern und spätern Zeit ein so namhaftes Contingent hervorragender Vertreter der deutschen Literatur gestellt hat. Wickram selbst gehört zu den fruchtbarsten Autoren seiner Zeit, in denen das eigentlich volksthümliche Element vertreten ist. Er lehnt sich als Landsmann und Gesinnungsgenosse unmittelbar an Sebastian Brandt und Pauli. Lebensanschauung und Ausdruck sind wesentlich dieselben, wenn man nur bedenkt, daß die inzwischen wirklich gewordene Reformation dem unsichern Schwanken und Tasten der Geister ein Ende gemacht und dem Verstande und Gemüthe einen festen Kern gegeben hatte. Wickram ist ein vollständiger Anhänger der neuen Lehre und behandelt das papistische Wesen, wo er darauf zu sprechen kommt, mit derselben souveränen Verachtung, wie ein Hans Sachs, ein Burkard Waldis und die andern bedeutendsten Schriftsteller des deutschen Volks in damaliger Zeit. Aber seine antipäpstliche Haltung ist frei von aller Erbitterung, eben weil er das Alte für gänzlich abgethan zu halten scheint, wie es auch thatsächlich in den Kreisen, denen er durch seine sociale Stellung angehörte, in den Bürgerschaften der Freien Städte an beiden Seiten des Oberrhein, vor allem in Strasburg und in Kolmar selbst, war. Ueberhaupt tritt das confessionelle Element in ihm weniger stark heraus, als man es sonst in der Zeit zu finden gewöhnt ist. Er ist nebenbei wol auch ein frommer Mann im kirchlichen Sinne seiner Tage, aber zuerst ein gutgelaunter Beobachter der Wirklichkeit, deren gesunde Derbheit ihm niemals Scrupel erregt, wenn sie nur nicht gegen die allgemein gültigen Gesetze der Moral und der Wohlanständigkeit nach dem Begriffe seines gesellschaftlichen Kreises verstößt. Geschieht das, so kehrt er den gestrengen Mann des Rechts und der bürgerlichen Ordnung heraus, dem ein gründliches und rasches Verfahren nach den Principien der Abschreckungstheorie als das Beste gilt. Ganz wie die Carolina, die diesen Geist der Zeit so vollkommen darstellt, ist er auch für die Folter als das beste Mittel, ein ordentliches Geständniß zu erzielen, und für Galgen und Rad als die nothwendigen Waffen der Guten gegen die Schlechten.

In dieser Beziehung gibt besonders die fünfundfunfzigste Geschichte viel zu denken. Sie beruht auf einem wahren Vorgang, wie er sich damals und zu jeder andern Zeit ereignet haben kann. Ein Wirth in einem elsassischen Orte war nachts mit seiner Frau in Streit gerathen und hatte, trunken wie er war, sie ermordet, dann aber auch sich selbst dazu. Als man am Morgen beide im Blute schwimmend fand, packte man gleich einige fremde Arbeiter, die über Nacht da geherbergt hatten, und wollte mit ihnen peinlich verfahren. Da schlug sich der Nachrichter ins Mittel und erlangte bei den Herren vom

Gericht wenigstens Aufschub. Der schon beerdigte Leichnam des Mörders wurde wieder ausgegraben, und an der greulichen Verfassung, in der er sich befand, die Strafe Gottes erkannt. So rettete ein wunderlicher Aberglaube und, was noch wunderlicher ist, die Menschlichkeit des Henkers die armen Schlachtopfer. Wickram zieht aber daraus blos die Lehre, daß der Trunk die Leute zu viel Bösem verführe. Für die Todesgefahr der armen Unschuldigen und den beabsichtigten Justizmord hat er kein Wort des Mitgefühls.

Criminalgeschichten ähnlichen Inhalts, nur nicht mit so befriedigendem Schlusse, enthält das Buch noch mehrere. Sie, wie ein großer Theil seines sonstigen Inhalts, sind wol unmittelbar aus dem Leben und nicht aus Büchern genommen, obwol auch hier und da solche benutzt scheinen, wie der Herausgeber nachgewiesen hat, und wie der Autor selbst angibt. Er nahm, was er hatte und woher er es haben mochte, um seinem Werke die ansprechende Gestalt zu geben, die es wenigstens für das 16. Jahrhundert gehabt haben muß. Denn im Laufe desselben hat es zehn nachweisbare Auflagen erlebt, und wahrscheinlich noch mehrere unbekannte: es ist von verschiedenen anonymen Händen im Geiste des Autors fortgesetzt und von vielen der namhaftesten Schriftsteller der Zeit und der Folge, Hans Sachs, Frey, Kirchhoff u. s. w. ausgebeutet worden. Es galt als ein Schatzkästlein der besten Anekdoten, als eine Quelle echter Ergötzlichkeit, zugleich aber auch als höchst moralisch und die Tugend fördernd. So hat es sein Urheber selbst gewollt. In seiner langathmigen und steifen Vorrede, deren gelehrter Ton seltsam mit der durchaus schlichten, echt volksthümlichen Darstellung im Buche selbst contrastirt, versichert er, daß sich an diesen seinen kurzweiligen Schwänken niemand ärgern werde, wie sich sonst ehrbare Leute an den schandbaren und schändlichen Worten zu ärgern pflegen, die sie auf den Rollwagen zu hören bekommen. Rollwagen sind bekanntlich jene uralten Fuhrgelegenheiten, eigentlich zur Fracht, daneben aber auch zur Personenbeförderung eingerichtet, wie sie Jahrhunderte, ehe die Postwagen eingeführt wurden, von Privatleuten zwischen den größern Verkehrsknoten hin- und hergeschickt zu werden pflegten, entweder in regelmäßigen Terminen oder zu besondern Gelegenheiten, namentlich zu der großen nach Frankfurter Messe, dem Mittelpunkte des damaligen südlichen deutschen Handels. Für die Passagiere eines solchen Rollwagens wollte Wickram ein Vademecum liefern, und so denn auch der Titel, der durch eine charakteristische Vignette im derben, aber so unendlich lebensvollen Style des damaligen Holzschnitts erläutert ist. Man sieht, wie mächtig die Lesebedürfniß, das die Reformation so mächtig geweckt hatte, sich überall geltend zu machen wußte, ähnlich wie heutzutage.

Heinrich Kurz

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Wenn auch die Satire ein vollkommenes Recht hat, den Eifer zu geißeln, mit dem in Deutschland Städte und Städtchen ihren Berühmtheiten, in welcher Rangklasse der Unsterblichen sie sich immerhin befinden mögen, Denkmäler und Denkmälerchen setzen, während sie bei Lebzeiten sich sowenig als nur möglich um dieselben bekümmern: so würde dennoch, ohne diesen Widerspruch, der zwischen der Feier der Todten und der Nichtachtung der Lebenden besteht, jene auch der bildenden Kunst förderliche Sitte alles Lob verdienen, indem sie Zeugniß dafür ablegt, daß die Nation als solche eine eifersüchtige Wächterin ihres Nationalruhms ist. In Italien ist fast jede Kirche ein Nationalmuseum, und es sind nicht gerade weltgeschichtliche Berühmtheiten, denen hier Denksteine, und Denktafeln gewidmet sind. Die Tasso und Dante gehören dem ganzen Vaterland; doch jede Stadt hat ihren Dichter, der, wenn auch kein Unsterblicher, dennoch seiner Stadt zur Ehre gereichte und wenigstens seinen Mitbürgern in Erinnerung zu bleiben verdient. Nicht blos die Kirchen, die Höfe und Corridore der Universitäten, die freien Plätze, wie der Platz von Santa-Croce in Padua, sind ein großes Conservatorium des gelehrten, künstlerischen, patriotischen Ruhms, selbst der Dom von Mailand mit seinen auf allen Dachfirsten und Dachterrassen hinaufkletternden Statuen und Statuetten ist ein von Bildhauern angefertigtes Conversations-Lexikon der italienischen Berühmtheiten. Warum sollten wir Deutschen nicht diesem Beispiele folgen? Freilich ist es nöthiger, daß wir erst den lebenden Dichtern etwas mehr Reverenz bezeigen, ehe wir nach ihrem Tode Straßen nach ihrem Namen nennen, in denen ihnen vielleicht die Miethen zu theuer gewesen wären, oder sie auf ein Postament zur Bewunderung hinstellen, zu dem die Söhne hinaufsehen, während die Väter auf die leibhaftigen Originale herabgesehen hatten!

Ein Monopol auf einen großen Dichter besitzt in Deutschland keine Stadt. Schiller-Denkmäler gibt es in vielen deutschen Städten, und bei der Freizügigkeit, deren sich die Dichter erfreuen und schon erfreuten, ehe dieselbe der ganzen Welt eingeräumt wurde, werden sich stets diese Städte um den Ruhm der Poeten streiten, sondern in ihn theilen können. kommt in der That nicht darauf an, daß die Dankbarkeit in großen Monumenten, in Meisterwerken der Bildhauerei ausspricht; es genügt, wenn ein bescheiden anständiges Erinnerungsmal die Stätte bezeichnet, die durch das Wirken eines edeln Mannes geweiht ist.

Einer der am wenigsten durch Monumente verherrlichten Dichter ist Jean Paul, einen so unleugbar hohen, wenn auch oft bestrittenen Rang er in unserer Nationalliteratur einnimmt. Es waltet hierin eine Art von geheimer Nemesis; Jean Paul war in seinen eigenen Schöpfungen so wenig plastisch, daß die Plastik wie aus Revanche von ihm abgewandt zu sein scheint. Die seinem Dichten verwandteste Kunst war die Musik, und wenn er die Eremitagen und Brunnenhäuschen seiner traumhaft verzauberten Parks aufbaute, so sah man auf die Beleuchtung, als auf die Architektur. Ueberhaupt hat er wenig Beziehungen zur bildenden Kunst, ein Mangel, den seine Töchter wieder gut zu machen suchten, indem sie einen der besten deutschen Kunstschriftsteller, Ernst Förster in München, heirathete. Auch war Jean Paul's Erscheinung der nach antiken Mustern arbeitenden Bildhauerkunst wenig günstig; er athmete ein etwas spießbürgerliches Behagen, das mit der Idealität mehr hervortrat, während die Mischung des Humoristischen mit Schwärmerischen in seiner besten Zeit ebenfalls keinen der plastischen Darstellung willkommenen Ausdruck gab.

Doch ist es erfreulich, daß neuerdings eine Jean-Paul-Büste, welche Dr. Ernst Förster in München dem Herzog von Sachsen-Meiningen überlassen hat, in Meiningen aufgestellt worden ist. Je sputloser das Jean-Pauls-Jubiläum

utschland vorüberging, desto mehr ist solche Nachfeier anzu-
nnen. Die Büste wurde am 18. Juni feierlich enthüllt in
genwart der Herzogin und des Erbprinzen, während die hö-
n Schulen und Gesangvereine Schiller's Lied „An die Freude"
trugen. Archidiakonus Müller hielt die Festrede. Die Büste
t an einem Lieblingsplatz Jean Paul's, auf dem sogenann-
Schirm im Englischen Garten. Derartige herzige und fin-
Localfeierlichkeiten, welche jeden Anspruch auf ein nationa-
Fest mit allem Gefolge publicistischen Lärms von Haus aus
halten, erscheinen uns als anerkennenswerthe Schritte, die
nnerungsstätten namhafter Deutschen ohne monumentalen
wand spätern Geschlechtern zu bezeichnen.

Leipzig, das seine Schiller-, Gellert-, Leibniz- und Lessing-
aße und damit einen literarhistorisch angeflogenen Stadt-
besitzt, hat vor nicht langer Zeit ebenfalls eine kleine Denk-
feier begangen. Das früher auf dem Schneckenberg stehende
ert-Denkmal von Oeser ist mit diesem „Berge" zugleich der
chreitenden Civilisation zum Opfer gefallen. Gellert bleibt
er eine leipziger Notabilität, welche in solcher Weise zu be-
en das Gewissen der Stadt, d. h. der städtischen Behörden
ten mochte. Desto willkommener war diesen der Antrag einer
n Dame des österreichischen Adels, welche, eine eifrige Ver-
in Gellert's, ihnen eine Summe von 1500 Thalern zur
chtung eines Gellert-Denkmals anbot, zu welcher sie alsbald
gleiche Summe hinzufügten. So hat denn der Dichter
eler Fabeln und geistlichen Lieder, seinerzeit eine glänzende
ration der Pleißestadt, welcher selbst der französisch gesinnte
ßenkönig seine Anerkennung nicht versagte, eine neue Ge-
lätte im Rosenthal in der Nähe des Teiches erhalten, von
er etwas fremd auf das Publikum des 19. Jahrhunderts
blickt, das seine fromm-ehrwürdigen Leistungen nur noch
Schulreminiscenzen in seinem frivolen Herzen, in seinem mit
buntscheckigen Weltliteratur bevölkerten Kopfe bewahrt.
Das Gellert-Denkmal im Rosenthal, ein Werk des leipzi-
Bildhauers Knaur, wurde während der Versammlung der
r am 7. Juni unter zahlreicher Betheiligung der Festge-
und Einheimischen, enthüllt. Das Thomanerchor sang
Gellert'sche Lied: „Du bist's, dem Ehr' und Ruhm gebührt",
Professor Fricke sprach in längerer, eingehender Rede über
t's Bedeutung für seine Zeit und für die unserige. Am
sse wurde wiederum das Gellert'sche Lied gesungen:

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit!

Das Denkmal ist mit einigen jener Sprüche und Ge-
chverse verziert, die sich mehr als Gellert's Fabeln und
e Schöpfungen im deutschen Volke eingebürgert haben.
Zeit ist ein großes Sieb, auch für die dichterische Produc-
und sondert Weizen und Spreu. Und oft verfährt sie da-
ne Rücksicht auf das, was einmal Modesache, was beliebt
angbar war. Ein paar Lieder und Fabeln, das ist Ge-
lieben Trauerspiele, das ist Sophokles, der über hundert
eben! Petrarca's Heldengedicht: „Afrika", auf welches er
en meisten Werth legte, für das er sogar auf dem Ca-
ekrönt wurde, ist verschollen, seine Sonette sind geblie-
Ein glücklicher Wurf, ihr Posten, genügt, euerm Namen
zu verschaffen! Und wenn ihr Bände auf Bände thürm-
ihr baut damit kein Piedestal für euer Monument.
lögen die deutschen Städte fortfahren, ihre literarischen
rungen zu pflegen durch Denksteine und Denktafeln.
er kleinste literarische Heilige, der unbedeutendste Local-
em man ein Duodezaltärchen errichtet hat, gemahnt doch
an das Dauernde, das in jedem gediegenen Streben
und hält den Zusammenhang wach mit der allgemeinen
klung des nationalen Geistes.

Bibliographie.

Blass, F., Die griechische Beredsamkeit in dem Zeitraum von Alexander bis auf Augustus. Ein literarhistorischer Versuch. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Boehlau, H., Die Entwickelung des Begriffes der Freiheit im deutschen Rechte. Ein Vortrag. Rostock, Stiller. 16. 8 Ngr.

Boué, A., Ueber den wahrscheinlichen Ursprung des menschlichen Geschlechtes, nach den jetzigen naturhistorischen Kenntnissen, so wie auch über den paläontologischen Menschen. Wien. Lex.-8. 6 Ngr.

Brambach, W., Das Ende der Bonner Philologenschule. Köln, J. G. Schmitz. 8. 5 Ngr.

Dante's göttliche Comödie. Zur Jubelfeier des Dichters metrisch übersetzt von J. v. Hoffinger. 3 Bde. Wien, Braumüller. 8. 2 Thlr.

Dühring, E., Der Werth des Lebens. Eine philosophische Betrachtung. Breslau, E. Trewendt. Lex.-8. 2 Thlr.

Durama de Ochoa, D., Plácido, Dichter und Märtyrer. Eine Biographie. Hannover, Ernst. Gr. 8. 5 Ngr.

Erasmus von Rotterdam. Historisches Spiel aus der Reformationszeit, Winterthur, Lücke. 8. 6 Ngr.

Fabiola's Schwestern, die christlichen Heldinnen. Ein Seitenstück zu Wiseman's Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Nach dem Französischen deutsch bearbeitet. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Fuchs, P., Kreuz- und Querzüge eines Probenreiters. Humoresken. Würzburg, Julien. Gr. 16. 10 Ngr.

Neun plattdeutsche Göttergespräche. (Mecklenburgische Mundart.) Coburg, Riemann. Gr. 16. 3 Ngr.

Graichen, H., Ferdinand Lassalle in seinen Bestrebungen zur Hebung der Arbeit und Menschenwürde. Allen deutschen Arbeitern gewidmet. Leipzig, Seyfarth. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Patriotische Phantasien. Beiträge zur Hebung der Arbeit und Menschenwürde durch die allgemeinen Arbeiterbewegungen. Leipzig, Seyfarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Hulbe, F., Vom Danewerk bis Alsen. Zum 29. Juni 1865. Wittenberg, Herrosé. 16. 1½ Ngr.

Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter. Deutsch unter Beibehaltung der Versmaße. Mit beigedrucktem Urtexte und Anmerkungen von G. A. Königsfeld. Neue Sammlung. Bonn, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kahnis, K. F. A., Drei Vorträge. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Koffka, W., Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kolb, H., Die Löwentödter. Jul. Gérard. — R. Gordon Cumming. — Joh. Chassaing. Jagdabenteuer und Schilderungen ihrer Streifzüge in verschiedenen Regionen Afrika's. Leipzig, Wülfferodt. Gr. 16. 15 Ngr.

Köppen, F. v., Ein Strauß für Schleswig. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 25 Ngr.

Lamartine, A. v., Portraits und Biographien. Deutsch von C. W. Whistling. Autorisirte Uebersetzung. 1stes und 2tes Bdchn. Leipzig, Steinacker. 16. à 8 Ngr.

Lobeck. — Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von A. Lehnerdt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lucä, K., Ueber Schillers Wilhelm Tell. Ein Vortrag. Halle, Buchh. des Waisenh. 8. 5 Ngr.

Der Mönch. Roman von dem Abbé*** Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Steinacker. 8. 1 Thlr.

Panitz, K., Das Wesen der Liedschrift. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 8 Ngr.

Pichler, F. S., Geschichte der steierischen freiwilligen Schützen-Bataillone in den Kriegsjahren 1848 und 1849. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Polenz, G. v., Georg Müller, ein Hallischer Student und der englische August Hermann Francke. Geschichtlicher Abriß seines Lebens und Wirkens. Halle, Fricke. 8. 10 Ngr.

Raebel, L., Die Freiheitskriege 1813—1815. In Liedern. Berlin, Peiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Reich, E., Die allgemeine Naturlehre des Menschen in ihrem Wesen und in ihrer Anwendung auf die medicinischen, hygieinischen und politisch-moralischen Wissenschaften. 1ste Lief. Giessen, Roth. Gr. 8. 15 Ngr.

Reissmann, A., Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rougemont, F. v., Das Kreuz auf dem Rigi und die Seufzer der Kreaturen. Aus dem Französischen. Halle, Fricke. 16. 12 Ngr.

Scheller, J. C., Der letzte Großkanzler auf Rhodus. Dramatische Dichtung. Winterthur, Lücke. 1864. 8. 20 Ngr.

Schlünkes, F., Der deutsche Pilgerzug nach dem heiligen Lande im Jahre 1864. 3 Vorträge. Düsseldorf, Kampmann. 8. 5 Ngr.

Schott, E., Von menschlichen Schwächen. Ein Versuch. Breslau, E. Trewendt. 16. 27 Ngr.

Seld, A. Freih. v., 60 Jahre, oder: ein Leben an Bauer- und Fürstenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern. Leipzig, Brodt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Slepoff, C., Ein Wort zu den Reformen in Rußland. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Sybel, H. v., Preußen und Rheinland. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 7½ Ngr.

Thünen, A. G. v., Graphein. Eine Abhandlung über Entstehung und Fixirung alter Sagen und Ueberlieferungen. Bremen. Gr. 8. 10 Ngr.

Uschner, K. R. W., Festspiel zur 50jährigen Jubelfeier der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1865. Leipzig, Deckmann. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise in Mittelasien

von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahr 1863 von

Hermann Vámbéry,

Mitglied der Ungarischen Akademie zu Pesth, die ihn mit dieser wissenschaftlichen Sendung betraute.

Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Deutsche Originalausgabe.

8. Geh. 3 Thlr.

Zeitschriften des In- und Auslandes rühmen dieses vor kurzem zuerst in englischer Sprache veröffentlichte Werk als die interessanteste der in jüngster Zeit erschienenen Reisebeschreibungen. Neben einer Fülle neuer Thatsachen, die für Geographen, Statistiker und Industrielle hohen Werth haben, fesselt besonders der abenteuerliche Reiz, welcher Vámbéry's in der Verkleidung eines Derwisch unternommene Fahrten umgibt. Der ungarische Reisende ist bekanntlich nach der Rückkehr aus Asien nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Wien, Paris und London mit der größten Auszeichnung aufgenommen worden. Die vorliegende deutsche Originalausgabe, vom Verfasser selbst bearbeitet, kostet, obwol mit denselben Abbildungen und einer Karte versehen, über die Hälfte weniger als die englische.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leeder und Stückschen

in Ditmarscher Platt

von

Boysen van Nienkarken.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Den plattdeutschen Dichtungen von Klaus Groth und Fritz Reuter reiht sich das vorliegende Buch eines Dichters an, welcher hiermit zum ersten mal in die Oeffentlichkeit tritt. Seine Gedichte, wohlklingend in der Form, voll ungekünstelten, gemüthlichen Humors, warm und lebendig empfunden, sind dem kernigen Wesen des schleswig-holsteinischen Volksstammes abgelauscht und dürften bald zahlreiche Verehrer finden. Ein beigefügtes erklärendes Wörterverzeichniß macht diese Gedichte auch denjenigen leicht verständlich, welche des plattdeutschen Dialekts nicht bereits kundig sind.

Klaus Groth widmet der Gedichtsammlung in der Kieler Zeitung eine längere Besprechung, in der er unter anderm sagt: „Ich darf in diese Sache wol so weit mitreden, um zu behaupten, daß kaum ein Mann existirt, der, ich möchte sagen, den geheimen Wortschatz der plattdeutschen Sprache so lebendig beherrscht als unser Autor. Seine Gedichte sind oft wie Sträuße aus den seltensten Blumen.... Wer Sinn hat für diese Art Poesie — Natur- oder Volkspoesie, wenn man will, in einem besondern Verstande — der wird Boysen's «Leeder und Stückschen» mit großem Genusse lesen. Für den Sprachforscher sind sie eine wahre Fundgrube, kein Germanist wird sie können ungelesen lassen. Für die plattdeutsche Sprache sind sie eine wahre Bereicherung an höchst eigenthümlichen Schätzen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.

Zweiter Band. 1.—4. Heft: Tafel CI—CXL; Text Bogen 1—4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werk ist kürzlich das vierte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist mit einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Beurtheilungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auswahl aus Lobecks akademischen Reden.
Herausgegeben von Albert Lehnerdt, Director des Königl. Gymnasiums zu Thorn. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Blass, Friedrich, Dr. phil., die griechische Beredsamkeit in dem Zeitraum von Alexander auf Augustus. Ein litterarhistorischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Preller, Ludwig, römische Mythologie. Zweite Auflage, revidiert und mit litterarischen Zusätzen versehen von Reinhold Köhler. 8. Geh. 1 Thlr. 25 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Staatsforstwirthschaftslehre.

Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe

Von

Karl Heinrich Edmund von Berg,

königl. sächs. Oberforstrath und Director der Akademie für Forst- und Landwirthe zu Tharand ꝛc.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Zweck dieses allgemein geschätzten Werks ist, die Wichtigkeit der Wälder und ihres Verhältnisses zum Staate klar zu machen, den Forstbeamten diejenige Stellung anzuweisen, welche sie einzunehmen mit Recht berufen sind, auch den richtigen staatsforstwirthschaftlichen Grundsätzen ihnen mehr Eingang zu verschaffen, und den Verwaltungsbeamten im weitesten Sinne die nöthigen Aufschlüsse über die gemeinen Beziehungen der Forsten zum Staatsorganismus zu geben. Endlich dient das Buch als Grundlage bei Vorträgen über diesen Theil der forstlichen Lehre, sowie als zweckmäßige Anleitung zum Selbststudium.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 20. Juli 1865.

halt: Deutsche Studien in Frankreich. Von **Rudolf Gottschall.** — Militärische Denkwürdigkeiten. Von **Karl Gustav von Berneck.** chluß.) — Romane und Novellen. Von **Gustav Hauff.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Italienische Lyriker.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Deutsche Studien in Frankreich.

l'esprit français et de l'esprit allemand. Par *Ch. Dollfus.* Paris 1864.

Wenn unsere Literarhistoriker Julian Schmidt, Schmidt-ßenfels, Kreyßig die Studien der frühern jungdeut- Weltfahrer Mundt, Gutzkow und ihrer neuern Nach- r Adolf Stahr, Lindau u. a. über die pariser litera- en Zustände fortsetzen, mögen sie nun einzelne Cha- rköpfe der hervorragenden Autoren silhouettiren oder herrschenden Richtungen charakterisiren: so legen auch e Nachbarn jenseit des Rheins ihre Hände nicht müßig en Schos gegenüber unserer eigenen literarischen Ent- lung, sondern schreiten auf der von der Staël be- nen Bahn rüstig weiter, indem sie sich in der etwas n und verwirrenden Production des deutschen Gei- zu orientiren suchen. Man braucht blos die Namen t-René Taillandier, Philarète Chasles, Thalès Ber- zu nennen, um auf das größere oder geringere Ge- dieser Orientirungsversuche aufmerksam zu machen, auf die verschiedenartigen Richtungen, welche von Literarhistorikern verfolgt werden. Wir, die wir in der Mitte der literarischen Bewegung befinden der Entwickelung der Talente auf dem Fuße folgen, freilich gegen die in Frankreich beliebten Gruppi- n und Charakteristiken unserer Autoren manches ein- ben. Dort leuchtet noch mancher Stern, der hier s erloschen: vergängliche Tagesberühmtheiten werden öfter in Permanenz erklärt, der Maßstab für die tung der Talente oft zufälligen literarischen Empfeh- r der Zeitungspresse entlehnt, oder das εὕρηκα einer e findet ein lautes und lange nachhallendes Echo des Rhein. Dennoch gibt es kaum einen hervor- en deutschen Autor, der nicht von einem oder dem jener Kritiker in eingehender Weise gewürdigt n wäre.

m bedeutsamsten erscheint das Interesse, welches das Frankreich der deutschen Philosophie entgegenbringt. nd man in Deutschland jetzt eine speculationsmüde anzunehmen und auf unsere philosophischen Syste- matiker mit um so größerer Gleichgültigkeit herabzusehen pflegt, je mehr man sich mit den einleuchtenden Resultaten des Materialismus und seiner handgreiflichen Weltanschauung glaubt behelfen zu können, widmet man sich in Frankreich mit Feuereifer dem Studium der deutschen Philosophie, und wenn man sie auch bis zu Feuerbach, ja bis zu Moleschott hin verfolgt, so findet man doch mit Recht im Studium der großen Systematiker den Schlüssel zu ihrer modernsten Entwickelung. Die Schule der neufranzösischen Freidenker, Renard, Taine, Littré u. a., ruht ganz und gar auf der deutschen Philosophie und würde ohne Hegel, Strauß und Feuerbach sich nicht gebildet haben. Ja die verwickelten Probleme der Hegel'schen Philosophie werden in den Destillirblasen und -Kolben des klaren französischen Geistes von manchen abstrusen Bestandtheilen befreit, welche sich bei dieser, dem nationalen Genius eigenthümlichen Behandlungsweise von selbst verflüchtigen. Es verschwindet dabei freilich auch manches Element in den Lüften, welches dem deutschen Gedankenproduct eine eigenthümliche Färbung verlieh. Das Ziel, welches sich Arnold Ruge seinerzeit in den deutsch-französischen „Jahrbüchern" vorgesteckt hat, war also nicht das traumhafte Ziel einer von den Idealen der Völkerverbrüderung verwirrten Phantasie, sondern es lag in der Luft des Jahrhunderts. Der politischen Ueberhebung des Nachbarvolks wird Deutschland gewiß stets mit aller Energie entgegentreten; es wird eine europäische Hegemonie desselben nicht anerkennen und alle Grenzregulirungsgelüste zurückweisen, dabei aber rastlos am Bau jener unsichtbaren Brücken arbeiten, welche über die Kluft der Nationalitäten hinüber der höhern Gemeinsamkeit menschheitlicher Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft den Weg bahnen. Wenn der deutsch-französische Handelsvertrag den materiellen Interessen die Straße geebnet hat, welche zwischen den beiden Nationen ein gemeinschaftliches Band knüpfen, so wird gewiß von jetzt ab auch der geistige Verkehr immer reger und lebendiger werden, wobei natürlich jede Nation vor allen Dingen ihre Selbständigkeit zu wahren hat. Wenn die Franzosen sich die Gedanken unserer Denker aneignen, während wir von ihnen alle Demi-Monde-

Stücke und Offenbach'schen Fadaisen entlehnen, so befänden wir uns freilich bei diesem Tauschhandel in einem verhängnißvollen Nachtheil, schon deshalb, weil sie von uns empfangen, was von allgemeinem und dauerndem Werth ist, während wir von ihnen gerade das specifisch Französische und noch dazu das Vergänglichste einer rasch vorübergehenden Epoche übernehmen.

Das Vermittleramt zwischen deutscher und französischer Literatur war vorzugsweise ein Ehrenamt der großen Revuen. Am längsten hat René Taillandier in der „Revue des deux mondes" in diesem Sinne gewirkt und ist der Entwickelung unserer Literatur in zwei Jahrzehnten mit treuer Hingabe und unermüdlicher Aufmerksamkeit gefolgt. In der „Revue contemporaine" wies Thalès Bernard, mit besonderer Vorliebe für die Volkspoesie, häufig auf deutsche literarische Erscheinungen hin, wie er auch einzelne deutsche Dichter in seiner Gedichtsammlung gefeiert hat. Ein ausschließlich diesem Ziel gewidmetes Unternehmen war die „Revue germanique" von Neffzer, welche nicht nur durch Besprechungen und Charakteristiken, sondern auch durch Aneignungen und Uebersetzungen deutscher Werke das französische Publikum mit unserer modernen Literatur vertraut zu machen suchte. Wenn auch dies Unternehmen nicht den gewünschten Anklang fand, so hat es doch einen bedeutsamen Anstoß gegeben. Schon daß es unternommen wurde, muß für ein wichtiges Zeichen der Zeit gelten. Ein Hauptmitarbeiter der „Revue germanique", Dollfus, hat nun seine Studien in einem selbständigen Bande veröffentlicht.

Gleich der erste — wie wir aus einer Note erfahren, mit Neffzer gemeinschaftlich abgefaßte — Artikel: „De l'esprit français et de l'esprit allemand", ist kein müßiges Präludiren, sondern er faßt die Frage einer geistigen Verbindung der beiden Nationen in ihrer ganzen Tiefe. Frankreich und Deutschland haben den Ruhm, die beiden größten Schlachten des modernen Geistes, die Reformation und die Revolution, gewonnen zu haben. Deutschland im 16., Frankreich im 18. Jahrhundert haben die Initiative einer für die ganze Welt entscheidenden Bewegung ergriffen, und gerade die Allgemeinheit ihres Werks macht seine Größe aus. Ihr doppelter Sieg beherrscht und bestimmt die neuere Geschichte. Die Reformation war die Revolution des Gedankens, die Revolution die Reformation der Dinge. Das Volk, das alle beide allein vollbracht hätte, wäre gleichsam die Synthese des ganzen modernen Geistes gewesen. Deshalb ergänzen sich Frankreich und Deutschland gegenseitig. In solcher Weise motiviren die Herausgeber der „Revue germanique" die Nothwendigkeit und Fruchtbarkeit eines geistigen Tauschhandels gerade zwischen diesen beiden Völkern. Sie räumen ein, daß Deutschland hierin Frankreich zuvorgekommen, indem es seine Passion sei, alles zu übersetzen und sich anzueignen. Unter den Beispielen hierfür fehlen nicht Schiller als Uebersetzer der „Phädra" und Goethe als Uebersetzer des „Mahomet". Beschämend ist es übrigens für uns, daß wir uns von den Franzosen sagen lassen müssen, noch heute übersetzten wir alles aus ihrer Literatur, selbst das Mittelmäßige und Schlechte, die ernsten Schöpfungen [illegible] die Fabrikromane und die werthlosesten Vaudevilles. [illegible] Heinrich Heine wollen sie ein Beispiel finden, daß [illegible] fortwährende Aneignung nicht ohne Folgen geblieben [illegible] mehr als einem Dichter den Stempel des französischen Geistes sichtbar aufgedrückt habe. So erscheint [illegible] Deutschland als das empfangende, Frankreich nicht [illegible] das schöpferisch gebende Land: eine einseitige Auffassung, die sich im Verlauf der Studie von selbst corrigirt.

Die Parallele zwischen den beiden Nationen und [illegible] Eigenthümlichkeiten geht von dem mehr praktischen, [illegible] die Anwendung gerichteten Sinn der Franzosen aus, [illegible] über dem idealen der Deutschen. Sie trifft den [illegible] auf den Kopf, wenn sie die französische Kritik als [illegible] Kritik des guten Geschmacks und gesunden Menschenverstandes der deutschen ideal-philosophischen gegenüberstellt. Namentlich räumt sie die Ueberlegenheit der deutschen [illegible] senschaftlichen Kritik ein, der Kritik der Wolf und [illegible] buhr und ihrer Nachfolger. Auch der Vergleich der [illegible] schen und französischen Sprache ist geistvoll ausgeführt. Die französische Sprache wird angesehen als die Sprache der Klarheit und Gemeinverständlichkeit, in welcher sich [illegible] gesellschaftliche Instinct der Nation ausprägt, sie wird [illegible] rühmt als biegsam und abgeschlossen, als die Sprache einer nation électrique et contagieuse, von der [illegible] ihrer Historiker mit Recht sagen konnte: „Das Genie Frankreichs faßt sich in dem einen Wort: die Propaganda zusammen." Die deutsche Sprache dagegen erscheint [illegible] gänzlich anders geartet:

> Ihr fehlt die scharfe Bestimmtheit und durchsichtige [illegible] heit der französischen. Sie schwebt um den Gedanken in [illegible] dichten wie schwankenden Falten und ist überreich an unbestimmten Worten, welche dem Geist die gefährliche Freiheit des „Beinahe" lassen. Mit einem fast unvergleichlichen [illegible] thum, der ihr in der Poesie in bewundernswürdiger Weise [illegible] statten kommt, weiß sie sich nicht zu beschränken, und [illegible] immer bereit, Worte, die sie nicht nöthig hat, aus [illegible] Sprachen und besonders aus der französischen zu [illegible] Sie gleicht jenen chemischen Substanzen, welche [illegible] und leichte Wahlverwandtschaften besitzen und welche sich [illegible] geringsten Anstoß auflösen, um neue Verbindungen einzugehen. Sie ist flüchtig und unbeständig, und es ist nicht leicht, [illegible] festigen und ihr ein bestimmtes Gepräge zu geben.

Nur Goethe und Lessing und neuerdings Leopold [illegible] und Varnhagen von Ense soll dies gelungen sein.

Die Herausgeber reihen an diese Parallele eine [illegible] Skizze der Entwickelung der deutschen Literatur [illegible] unserer classischen Epoche. Die geistige Dressur [illegible] Deutschlands wird nach ihrer Ansicht gebildet durch [illegible] den größten deutschen Dichter, Hegel, den größten [illegible] physiker, und Alexander von Humboldt, die glänzende [illegible] Offenbarung unsers synthetischen Genies in den [illegible] wissenschaften. Das Register unserer neuen schönwissenschaftlichen Autoren hat nicht nur, wie bei so [illegible] Behandlung selbstverständlich, manches Loch; es [illegible] Irrthümer in demselben enthalten. Wenn die schwäbische und österreichische Dichterschule noch als tonangebend [illegible] unserer Lyrik hingestellt werden, so ist dies irre[illegible]

mentlich angeführten Justinus Kerner und Friedrich
lm sind als Lyriker nicht bedeutend genug, um den
if der Schulen zu behaupten; Anastasius Grün ist seit
ge verstummt; denn sein „Robin Hood“ ist doch mehr
e Aneignung. Da müßten eher Emanuel Geibel und
münchener Dichter genannt werden.

Am Schlusse dieser Studie behaupten die Herausge-
, daß Deutschland und Frankreich sich gegenseitig nä-
n, indem sie gegen ihre zu exclusiven Instincte reagi-
, Deutschland sich dem Leben und der Realität zu-
det und damit einen Schritt seinem Nachbarvolk ent-
mthut, während Frankreich heutigentags die Phasen
r philosophischen Entwickelung durchlaufen zu wollen
int, deren Keim es von Deutschland überkommen hat.
se Auffassung ist im wesentlichen begründet, nur ist,
gesagt, der französische Realismus, dem sich Deutschland
ert, nicht immer ein Gewinn, während dies die deutsche
losophie für Frankreich unbestreitbar ist.

Die weitere, von Dollfus allein verfaßte Reihe von
dien behandelt nacheinander Lessing, Goethe, Basedow,
alozzi und Fellenberg, Arthur Schopenhauer und seine
losophie, Bunsen's „Gott in der Geschichte“ und Ni-
s Lenau.

Ueber Lessing, den Dollfus nur als Kritiker bespricht,
auf seine dramatischen Schöpfungen Rücksicht zu
nen, erfahren wir wenig Neues. Dollfus kennt Ger-
s, auch die Werke von Stahr und Danzel über Les-
und stellt aus ihnen seine Abhandlung zusammen.
eigen gehört nur die Parallele zwischen Lessing und
er, welche über einige Unähnlichkeiten leicht hinweg-
t, während einige Aehnlichkeiten wol allzu gesucht er-
nen. Der reformatorische Trieb und die ihm ent-
jende Kraft war freilich in beiden lebendig, und wie
r für die religiöse, hat Lessing für die ästhetische
eit gekämpft. Doch wenn der christlichen Tradition,
elcher Luther festhielt, die griechische Tradition der
nheit als für Lessing ebenso feststehend gegenüber-
lt wird, so ist doch noch ein großer Unterschied zwi-
der Orthodoxie Luther's in Bezug auf die Bibel
der Orthodoxie Lessing's in Bezug auf den Aristoteles.
Die Studie über Goethe ist weit von dem An-
) entfernt, ein erschöpfendes Gesammtbild des
n Dichters nach allen Seiten hin zu entwerfen, sie
ur den Menschen Goethe in seinem eigentlichen We-
nd in seinen Haupttendenzen erfassen. Sie lehnt
aher an die Gespräche und Briefe, an die Reflexio-
nd Maximen und einzelne Aussprüche an; sie be-
namentlich Eckermann und die Correspondenz mit
er und Zelter. Napoleon's Ausspruch in Erfurt:
a un homme“, ist gleichsam der Text, welcher un-
Autor Veranlassung gibt zu einem begeisterten Erguß
Goethe's harmonische Natur und volle, schöne In-
alität. Es ist in deutschen Werken wol oft Aehn-
gesagt worden; aber der französische Autor sagt es
und begeistert und in glücklichem Zusammenhang.
ein erfreuliches Zeichen, daß gerade das Verständ-
ir Goethe's Wesen den Franzosen aufgegangen ist,
da Goethe durch seinen universellen und kosmopolitischen Zug eine echt deutsche Erscheinung ist. Wenn Heine, der nach der Ansicht von Dollfus unter französischem Einfluß stehende Dichter, Goethe als den Vertreter einer vorübergehenden Kunstsinnsepoche, als ein großes „Zeitablehnungsgenie“ betrachtet, so sind die Franzosen jetzt selbst über diesen Standpunkt hinausgegangen und erkennen die allgemein menschliche Bedeutung des Goethe'schen Genius an. Auch von dem Vorurtheil, das in Deutschland noch in manchen Kreisen verbreitet ist, Goethe sei ein Egoist gewesen, halten sich die Franzosen frei. Daniel Stern meint, man könne von Goethe sagen, daß er die Güte zur Höhe einer Philosophie erhoben habe. Dollfus führt dies auf seinen Respect vor den Individualitäten zurück, welcher die Seele seiner praktischen Philosophie war. Auch auf das Versöhnliche in Goethe's Natur weist er hin, einen von dem Dichter selbst erkannten und betonten Charakterzug, infolge dessen er sich das angeborene Talent zum tragischen Dichter absprach. Nach der Schilderung des Goethe'schen Charakters bespricht unser Autor die Stellung des Dichters zur Philosophie, wobei er mit Fleiß alle hierauf bezüglichen Stellen aus den Briefen und Gesprächen zusammenträgt, sodaß die kleine Skizze einen gewissen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann. Da Kant und Fichte Goethe ferner standen, so kamen nur Spinoza, Jacobi, Schelling und Hegel in Betracht. Auch in Bezug auf Goethe's Anschauungen über Gott und Unsterblichkeit werden die betreffenden Parallelstellen mitgetheilt.

Wir wollen nicht unterlassen, die Hauptstellen des begeisterten Excurses über Goethe zu übersetzen, weil sie in der That das Urtheil über den großen Mann mit schöner Prägnanz zusammenfassen:

Die Götter, welche innerhalb der Grenzen der Menschheit Goethe nichts schuldig bleiben wollten, gewährten ihm das dreifache Vorrecht der Gesundheit, der geistigen Kraft und der Schönheit, des Gleichmaßes und des Gleichgewichts in allem. Was bei ihm frappirt, das ist nicht, wie man alsbald erkennt, diese oder jene vorherrschende Eigenschaft, sondern das freie Zusammenspiel aller Fähigkeiten. Sowie in seiner Gestalt und in seinen Zügen findet man auch in seinem Genie nichts Stumpfes, nichts Schwächliches oder Uebertriebenes in irgendeinem Sinne. Graziös in seiner Gewaltigkeit, elegant und biegsam in seiner Würde, von unerschöpflicher Mannichfaltigkeit in seiner Einheit, läßt Goethe in sich, in dem Individuum die Gattung erscheinen. Er ist duldsam, weil er stark, einfach, weil er natürlich ist, menschlich, weil, nach allen Seiten seines Wesens im Einklang mit der menschlichen Natur, sein Verstand und sein Herz nichts ausschließen können, was dieser angehört. Wer nur ein Fragment des Menschen darstellt, kann auch die menschliche Natur nur fragmentarisch abspiegeln. Goethe sah die Dinge immer nur in ihrer Gesammtheit, weil er selbst eine wunderbare Gesammtheit war. Die Mäßigung, die er zwanglos in seine Ansichten, in sein Wollen und Handeln legt, ist ebenfalls ein Zeichen der Ueberlegenheit, denn Ungeduld und Hartnäckigkeit sind vielleicht die unwiderleglichsten Zeugen unserer Schwäche. Kein Fieber ergreift ihn bei dem Anblick von Hindernissen, er zerhaut nie den Knoten, den er nicht lösen kann, und sein ruhiger Blick herrscht klar und durchschauend über dem Leben. Er sucht weder der Einbildungskraft zu imponiren, noch sie zu überraschen durch Effecte von einer ehrgeizigen Form; sein ausgiebiger gesunder Verstand, fern von jeder Excentricität,

widerstrebt dem Paradoxen, das er verwirft, wie eine kräftige gesunde Natur ein Gift ausstoßen würde; ohne alle Künstelei in Gedanken und Sprache, ohne Gewalt und Geräusch bemächtigt er sich des Gemüths, indem er es mit einer gehaltenen Begeisterung erfüllt, die niemals über das tiefe Bett übertritt, welches der Künstler der Seele des Poeten zu graben verstand. Seine Werke gleichen den Wassern, die ruhig sind, weil sie tief sind. Herder hat vielleicht höher als Goethe die Idee der Menschheit und ihrer moralischen Bestimmung gefaßt, Schiller überragte ihn durch großen dramatischen Schwung; Hegel ebenso sehr als Metaphysiker; Goethe nicht blos als Dichter, sondern auch als Mensch, war vollkommener als sie alle und hat sie hierin alle beherrscht. Bei Herder, Schiller und Hegel suchen meine Gedanken ohne meinen Willen eine Lücke auszufüllen, die ich in ihrem Genie bemerke; bei Goethe habe ich nie diesen relativen Mangel bemerkt. Er bequemt sich so gut allen Instincten des menschlichen Geschlechts an, daß er uns nie entmuthigt und daß es uns bisweilen scheint, wir könnten ihn leicht erreichen. Bei gewissen Genies zeigt es sich im Gegentheil, daß der Mangel an Gleichmaß eine mehr oder minder illusorische Erhebung hervorruft; sie scheinen uns größer als sie sind, indem sie uns die ausschließliche Entwickelung einer Fähigkeit der menschlichen Natur und nicht diese Natur in ihrer allgemeinen Entwickelung zeigen. Goethe ist in Wirklichkeit um so größer, je mehr er sich uns nähert.

Die Studie über Basedow, Pestalozzi und Fellenberg ist eine Studie über deutsche Pädagogik. Leben und Persönlichkeit der Gründer der berühmtesten Erziehungsinstitute werden uns zum Theil mit Anlehnung an die Schilderungen anderer Autoren vorgeführt. Zur Charakteristik Basedow's wird Goethe's meisterhafte Schilderung benutzt, Fellenberg's Institut Hofwyl in der ausführlichen Beschreibung Saint-Marc Girardin's vorgeführt. Im allgemeinen findet Dollfus, daß die Richtung der deutschen Pädagogik auf eine wahrhaft menschliche, zugleich nationale und universelle Erziehung geht, daß Deutschland den Mechanismus in der Erziehung verabscheut. Eine schwierige Aufgabe, meint Dollfus, in einer Zeit, wo alles darauf hindrängt, das Individuum in der Gesammtheit aufgehen zu lassen! „Aber die Zukunft gehört denen, welche im Sinne der Freiheit wirken!"

Die interessanteste Studie der vorliegenden Schrift ist die über Schopenhauer, dessen System in seinen Hauptpunkten mit Klarheit und Gewandtheit entwickelt wird. Die Franzosen schöpfen nicht mehr oberflächlich den Schaum der deutschen Philosophie ab; sie tauchen in ihre Tiefe. Dabei schwören sie ebenso wenig auf die Worte des Lehrers, sie wahren sich ein selbständiges Urtheil, das vielleicht hin und wieder auf einer misverstandenen Grundlage ruht, das aber doch viele in Deutschland sich misbräuchlich fortpflanzende Traditionen durchlöchert. Trotz aller geistigen Autonomie bilden sich in Deutschland in Kunst und Wissenschaft gewisse Ueberlieferungen, welche leicht das Gewicht eines Dogmas annehmen und gegen deren Verfestigung zu kämpfen oft einen großen Muth erfordert. Namentlich in Bezug auf Philosophen, Dichter, Schauspieler u. a. hängt sich die öffentliche Meinung oft an einzelne Stichwörter, um welche herum sich allmählich das allgemeine Urtheil krystallisirt. Wer von außen, aus einer andern Nation heraus die Werke deutscher Schriftsteller prüft, der braucht sich nicht erst durch diese Kruste hindurchzuarbeiten, der bewegt sich frei in Meinung und Urtheil.

Ueber einen so vielbesprochenen Schriftsteller wie Schopenhauer etwas Neues und zugleich Begründetes zu sagen, dürfte schwer fallen. Dollfus erkennt das ganze Gewicht dieses Denkers an; aber er geht seinem Grundprincip mit Entschiedenheit zu Leibe, indem er dasselbe sehr prägnant als einen Anthropomorphismus bezeichnet, dessen der Philosoph sich schuldig macht, indem er [illegible] dem Willen, der Substanz unsers eigenen Wesens, [illegible] Princip des ganzen Universums zu machen sucht. Diesen Saltomortale unterzieht Dollfus einer eingehenden Kritik; er trägt sorgfältig alle Stellen zusammen, in denen ihn Schopenhauer selbst zu rechtfertigen sucht; aber er bleibt, trotz der Verachtung, mit welcher der Philosoph gerade diese Ketzerei bedroht, dabei, daß er sein Hauptproblem nur durch einen abus de langage gelöst hätte; er citirt Condillac's Aeußerung, daß eine Philosophie nichts sei als „une langue bien faite".

Diese Kritik des Schopenhauer'schen Princips [illegible] Dollfus Veranlassung, einen Punkt hervorzuheben, der in Deutschland bisjetzt nicht in gleicher Weise betont worden ist. Es ist bekannt, wie schlecht Schopenhauer auf die drei berühmten „Sophisten", auf Fichte, Schelling und Hegel zu sprechen war, wie er namentlich den letztern als geistigen „Caliban", einen „schamlosen Sophisten", einen „Charlatan" nannte. Dollfus versucht nachzuweisen, [illegible] abgesehen von dem Ausgangspunkte, zwischen dem dogmatischen Theil des Schopenhauer'schen Systems und der Hegel'schen Philosophie eine in die Augen springende Aehnlichkeit bestehe. Hegel geht von der Idee aus, Schopenhauer vom Willen: das ist der Unterschied zwischen beiden; in allem übrigen bewegen sie sich in paralleler Richtung. Bei Hegel ist die Idee das Absolute, und diese in [illegible] ihren gleichzeitigen oder fortschreitenden Offenbarungen sich identische Idee, unbewußt in den Tiefen der Schöpfung, wird selbstbewußt auf dem Gipfel derselben, im Geist des Menschen. Bei Schopenhauer ist der Wille das Absolute, das Princip, die höchste Realität, die Substanz der Welt. Dieser Wille ist identisch in allen seinen Erscheinungen im Raum und in der Zeit; unbewußt in den niedern Reichen der Schöpfung, erkennt er sich im Menschen mittels der Intelligenz. Diesen Parallelismus führt Dollfus weiter durch und weist namentlich darauf hin, daß beide mit gleicher Energie die Hauptresultate der neuern deutschen Philosophie verkünden: die Identität der gemeinen Substanz und ihre Unpersönlichkeit, daß sie mit einem Wort Pantheisten sind.

Ohne Frage hat Dollfus darin recht, daß Schopenhauer, trotz seiner groben Proteste, mit den drei von ihm angegriffenen Denkern in einer Linie steht. Mindestens den Realphilosophen und Monadologen gegenüber, mit die Voraussetzung eines einzigen Princips für ein Urtheil erklären, gehört sein System in die Verwandtschaft der drei großen „sophistischen" Systeme. Die Herbart'sche der Kant'schen Philosophie hat es zwar nicht allein diesen, sondern auch mit dem Herbart'schen gemein.

r des Philosophen ganze Denkweise von vornherein
dlich gegenübersteht. Doch er schimpft nicht auf Her-
t, sondern, wie dies im Leben oft zu geschehen pflegt,
r auf seine geistigen Vettern. Dagegen übersieht Doll-
bei seinem Parallelismus Hegel's und Schopenhauer's
t nur den großen Unterschied in der Methode, son-
auch in der Art und Weise des Erkennens selbst.
Wille ist bei Schopenhauer nicht nur das Grund-
cip der Welt; er ist auch die sich selbst erkennende
ît; er ist zugleich das Räthsel und seine Lösung. Al-
ngs macht Schopenhauer's Philosophie einen Salto-
tale, aber nicht einen dialektischen, wie die Hegel'sche,
n sie die Idee in ihr Andersein umschlagen läßt,
ern einen Saltomortale aus der ganzen Gedankenwelt
us. Indem er die Vorstellung, auf welche sich He-
System nach Schopenhauer's Auffassung beschränkt,
den Gedanken überhaupt für unfähig erklärt, das
en der Welt zu erfassen, indem er dazu den Wil-
zu Hülfe nimmt und ihn dahin erklärt, daß un-
Leib und unser Wille eins ist, tritt er plötzlich aus
metaphysischen Schattenwelt heraus, appellirt an das
gefühl, an das sinnliche Lebensgefühl des einzelnen,
man eine Hegel'sche Kategorie benutzen oder weiter
auen will, an seine sinnliche Selbstgewißheit; denn das
er Leib als Wille. Das Wesen der Welt erkennen
also in der unmittelbarsten Weise, indem wir die
nen unsers Leibes erkennen! Und wie geschieht dies?
möchten sagen durch eine Art von Somnambulis-
von höherm Instinct! Gerade hierdurch unterscheidet
Schopenhauer's toto coelo von Hegel und seinen bei-
Vorgängern, und hat entschiedene Berührungspunkte
dem heutigen Materialismus. Der geflügelte Engels-
ohne Leib ist die Vignette jener Systeme; bei Scho-
uer kommt der Leib hinzu als das wesentliche
ent.

Wenngleich nun Dollfus das Princip des Denkers
nur eine neue glänzende Hypothese nennt, so erkennt
ch die Verdienste desselben in Bezug auf wichtige
n, welche nur dem Hauptproblem gegenüber als
där erscheinen, auf das wärmste an, namentlich in
auf die Erhellung der innersten Phänomene des
ns, die bisher von den Idealphilosophen etwas ver-
issigt wurden. Dollfus sagt:

ich meinestheils bin geneigt, das Verdienst Schopenhauer's
weniger in seiner Metaphysik des Absoluten zu sehen als
Studien und Fragmenten, mit denen er die Kategorien
ungenügenden Systems ausgefüllt hat und zwar mit einer
Qualität, Klarheit und Feinheit von erstem Rang. Nimmt
das allgemeine Gehäuse fort, so bleibt noch immer eine
von Erörterungen und Studien von sehr hohem Werth,
ich wage es zu behaupten, auch die persönliche Bedeutung
utors wird durch diese Wegnahme nicht verringert. Ein
von diesem Gepräge wird immer eine fruchtbare Spur
assen, selbst wenn er dem Unmöglichen nachgeht; sowie
ge, der sich bis zum Mittelpunkt der Erde durchgraben
ohne Zweifel in ihren verborgensten Verstecken viele
entdecken würde, welche dem einzelnen Arbeiter immer
nut bleiben.

ie zwei letzten Essays betreffen das Bunsen'sche Werk: „Gott in der Geschichte", und Nikolaus Lenau. Bunsen's große Gelehrsamkeit erkennt Dollfus an; doch er vermißt in seinem Werke die Methode und das richtige Maßverhältniß der einzelnen Theile; er macht ihm Weitschweifigkeit zum Vorwurf und eine subjective Auslegung; er findet in den Auslegungen einzelner Dogmen, wie z. B. der Sünde, der Erlösung, mehr Verwandtschaft mit Strauß und Feuerbach als mit den Behauptungen der Heiligen Schrift. Trotz dessen nennt er Bunsen wiederholt einen sehr edeln und hervorragenden Geist, einen unermüdlichen Vorkämpfer der moralischen Freiheit, welche ohne die religiöse nicht bestehen kann. In Bezug auf Nikolaus Lenau hat unser Autor das vorhandene biographische Material fleißig zusammengetragen und benutzt. Nikolaus Lenau's Lyrik wird nach Verdienst gewürdigt; das Subjective der epischen Dichtungen, des „Faust", „Savonarola" und der „Albigenser", mit Recht hervorgehoben. Im ganzen enthält diese Skizze nichts Neues.

Wir scheiden von dem Werke mit voller Achtung vor dem Ernst der Studien, denen die neufranzösischen Kritiker sich in Bezug auf unsere neue Literatur hingeben, und mit dem Wunsche, es möchten in Frankreich und Deutschland immer neue Bausteine zusammengetragen werden zu einem gemeinsamen Bau des Gedankens, der zugleich ein Mausoleum des Nationalhasses sein würde!

Rudolf Gottschall.

Militärische Denkwürdigkeiten.

(Beschluß aus Nr. 28.)

3. Aus dem Leben des königlich bairischen Obersten Karl Freiherrn von Ditfurth. Beitrag zur Geschichte der Kriege von 1792—1809. Bearbeitet durch Maximilian von Ditfurth. Mit zwei Plänen. Kassel, Krieger. Gr. 8. 25 Ngr.

Diese Schrift, welche sich als Manuscript in dem Nachlasse des 1861 verstorbenen Hauptmanns von Ditfurth vorgefunden hat, war ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Familie bestimmt. Der Herausgeber hat sich aber doch bewogen gefühlt, sie dem Publikum vorzulegen, weil er hofft, daß nicht allein die persönlichen Erlebnisse des tapfern Kriegers, dessen Biographie sie enthält, Interesse erregen werden, sondern daß sie durch die ausführliche Darstellung der Ereignisse, bei denen Ditfurth als Zeuge und Mitkämpfer aufgetreten ist, nicht ohne historischen Werth sind. Wir finden diese Erwartung begründet. Ditfurth wohnte dem Feldzuge von 1792 im kurhessischen Regiment Garde bei, welches dann vom Kurfürsten aus Verdruß über seine großen Verluste bei der Erstürmung von Frankfurt zurückgezogen wurde. Ditfurth suchte vergebens eine Versetzung zur Linie nach, die er ertrotzen wollte, indem er sich dem Kurfürsten misliebig machte und z. B. eines Tags mit abgeschnittenem Zopf zur Parade kam; er bat dann um seinen Abschied, als Antwort erhielt er das Patent als Premierlieutenant, und als er stets wieder darum einkam, wurde er gradatim auf die Hauptwache, das Castell von

Kassel und die Festung Spangenberg gesetzt. Er erklärte sich nun seiner Pflicht enthoben, da er als Edelmann vom Militärdienst befreit sei, überdies für die Erziehung im Cadettenhause längst seine Zeit abgedient habe, und begab sich in bairische Dienste, wo er bald Flügeladjutant wurde. Doch versetzte ihn Max Joseph, der ihm sonst sehr gewogen war, wieder in die Armee, „weil er ihm alle seine Kammerherren krumm und lahm schoß oder stach". Er nahm als Führer eines leichten Bataillons am Feldzuge von 1805 theil, und kämpfte ruhmvoll bei Stöcken, welches Gefecht vortrefflich in vorliegender Schrift geschildert ist. Der Herausgeber (so glauben wir wenigstens) knüpft daran die Bemerkung: „Was für ein Volk würden wir Deutschen sein, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, die tapfern Thaten, welche wir im Bund mit dem Ausland verrichtet haben, für ein einiges, großes deutsches Vaterland zu vollbringen" — und sagt später, bei Gelegenheit des Kriegs von 1809: „Fluch der Hand, die je wieder ein Bündniß mit dem Ausland unterzeichnet und den brudermörderischen Kampf zwischen Deutschen entzündet!" Wir sagen Amen dazu.

Ditfurth's Bataillon rückte 1806 nach Tirol, wo er später Commandeur des 11. Infanterieregiments wurde und bei dem Aufstande im Straßenkampf zu Innsbruck seinen Tod fand. Der Theil des Werks, welcher die Zustände und Ereignisse in Tirol schildert, ist unstreitig der wichtigste; audiatur et altera pars! Die Fehler und Eingriffe in gutes Recht, deren sich die bairische Regierung in Tirol schuldig gemacht, werden vom Verfasser freimüthig hervorgehoben; aber er widerlegt zugleich die Entstellungen und Uebertreibungen der österreichischen und tiroler Schriftsteller, besonders Hormayr's, und sucht das Andenken seines Vaters von den Vorwürfen grausamer Härte zu reinigen, die ihm bei Unterdrückung des ersten Aufstandes im Fleimser Thal gemacht worden sind. Hier spricht der Soldat, der freilich als abschreckendes Beispiel den alten General Kinkel vor sich hat, welcher sich durch das stereotype Stichwort unvermeidlicher Deputationen: „unnützes Blutvergießen zu vermeiden", zur unwürdigsten Schwäche bewegen ließ, nach Hause ging und im Schlafrock von den Insurgenten gefangen wurde. Der Kampf in Innsbruck, wo nun Ditfurth das Commando übernommen hatte, ist ausgezeichnet gut dargestellt, wir lesen manches schöne Beispiel der Tapferkeit von beiden Seiten, so den Kampf um die Fahne, ein Geschenk der Prinzessin Auguste, Gemahlin des Vicekönigs von Italien. Auf diese richteten besonders die Tiroler ihre Büchsen, und so oft ein Fahnenträger weggeschossen war, ergriff ein anderer freiwillig das sinkende Panier, bis der letzte, als es nicht zu retten war, mit demselben in einen tiefen Ziehbrunnen sprang. Der sterbende Ditfurth konnte mit Recht zu dem österreichischen General Chasteler, der ihn besuchte, sagen: „Wenn alle gethan hätten wie ich, so wären Sie nicht hier." Zum Schluß der Schrift schildert die Pietät des Sohnes die Gefahr, in welcher seine Mutter in Innsbruck schwebte, ermordet zu werden, bis sie, durch edelmüthige Tiroler verborgen gehalten, endlich in Verkleidung zu den bairischen Vorposten gelangte und hier mit einem wahren Enthusiasmus empfangen wurde. Wir wünschen allen tapfern Thaten ein so würdiges Denkmal, wie Ditfurth in der Schrift seines Sohnes gefunden hat.

4. **Aus dem Leben des Generals Wardenburg.** Drei Vorträge gehalten im Winter 1862—63 vor dem Offizierscorps zu Oldenburg. Oldenburg, Schmidt. 1864. 8. 20 Sgr.

Bereits zweimal in d. Bl. haben wir Gelegenheit gehabt, dieses ausgezeichneten Offiziers zu erwähnen, nämlich bei Besprechung der Geschichte des oldenburgischen Contingents von Weltzien (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 18[illegible] und der der Russisch-deutschen Legion von Quistorp (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861). In der vorliegenden Schrift wird nun das Leben und Wirken Wardenburg's im Zusammenhange geschildert. Er war der Sohn eines Predigers und auch zum Theologen bestimmt, trat aber, mit unwiderstehlicher Neigung zum Soldatenstande getrieben, als Cadet in das oldenburgische, eine Compagnie starke Militär, um den Dienst zu lernen und dann, wie so mehrere gethan, mit herzoglicher Empfehlung nach Rußland zu gehen. Der Feldzug Suwórow's in Italien 1799 gab ihm dazu Gelegenheit, er wurde aber nicht bei den Russen, sondern bei den Oesterreichern angestellt, machte den Krieg mit und nahm 1805 den Abschied, als die Käuflichkeit der Offizierstellen wieder erlaubt war. „Er wolle lieber Holz hacken", äußerte er, „als dienen, wo man so mit Männern verfahre, die ihr Blut für's Vaterland vergossen." Noch in demselben Jahre trat er in russische Dienste, kam durch eine Gewaltreise zur Armee und wohnte dem Feldzuge bis zur Schlacht bei Austerlitz bei, dann dem Kriege in Finnland 1808, in der Umgebung Barclay de Tolly's, worauf er 1810 Adjutant des Prinzen Georg von Oldenburg, Gemahls der Großfürstin Katharina wurde. Als solcher folgte er zu Beginn des Krieges von 1812 dem großen Hauptquartier als „Zuschauer eines Zuschauers", wie er sich ausdrückte, blieb aber, als der Prinz die Armee verließ, um die Miliz in seinem Gouvernement zu organisiren, bei Barclay und erhielt bei Borodino den Wladimirorden. Nach der Formation der Russisch-deutschen Legion wurde er derselben Bataillonscommandeur und nahm rühmlichen Antheil an ihren Feldzügen 1813 und 1814, worauf er, dem Wunsche seines alten Landesherrn entsprechend, die Organisation und das Commando des oldenburgischen Contingents übernahm. Aus dieser kurzen Skizze geht hervor, in welchen großartigen Verhältnissen sich Wardenburg's Laufbahn von 1799—1815 bewegt hat und daß sie verdient, gekannt zu werden. Das Charakterbild eines echt deutschen Mannes tritt uns überall entgegen, die beiden ersten Vorträge, welche jene Periode behandeln, nehmen daher auch ein allgemeineres Interesse in Anspruch, der dritte, der die Friedenszeit und Wardenburg's dienstliches Wirken an der Spitze des oldenburgischen Contingents umfaßt, kann natürlich nur den Offizieren von letztern wichtig sein, obgleich er auch ein seltsames Licht auf Deutschlands trostlose Kriegsverfassung wirft.

Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie Markgrafen Wilhelm von Baden aus den Feldzügen von 1809—15, nach dessen hinterlassenen eigenhändigen Aufzeichnungen. Mit Noten und Beilagen herausgegeben von Freiherrn Philipp Röder von Diersburg. Karlsruhe, Bielefeld. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Markgraf Wilhelm war der zweite Sohn aus der ganatischen Ehe des Markgrafen, spätern Großherzogs l Friedrich von Baden mit dem Fräulein Geyer von ersberg, welche dann Gräfin von Hochberg hieß und n Namen auf ihre Kinder vererbte, deren Successionsgleit festgestellt und anerkannt wurde. Ihr ältester n, Leopold, folgte auch 1830 nach dem Aussterben ebenbürtigen Descendenz seines Vaters. Graf Wil- von Hochberg, welcher 1817 den Titel eines Mark- en von Baden annahm, hat in der Zurückgezogenheit, welcher ihn seine durch den Krieg in Rußland zer- te Gesundheit veranlaßte, die Ereignisse seines Lebens ezeichnet und diese Aufzeichnungen bei seinem am October 1859 erfolgten Tode dem General von Röder tacht, der ihm früher den Wunsch ausgesprochen hatte, Biographie, wie die seines berühmten Stammver- bten, des Markgrafen Ludwig von Baden, niederzu- iben. Nach eingehender Prüfung hat der Heraus- : jedoch beschlossen, den rein militärischen Theil der moiren auszuscheiden und ein umfassendes Lebensbild Markgrafen später folgen zu lassen. Er widmet die ist zunächst der badischen Armee, ist aber der An- daß sie zugleich ein höchst schätzbarer Beitrag zur krischen Memoirenliteratur über die erste französische rzeit und die deutschen Befreiungskriege sein werde. theilen diese Ansicht vollkommen.

Der Verfasser war sehr jung, noch nicht 17 Jahre alt, r 1809 auf seinen Wunsch mit dem badischen Corps n Krieg zog, er hatte das zwanzigste Jahr noch nicht ht, als ihm für den Feldzug in Rußland die Füh- des badischen Contingents zur Großen Armee an- mut wurde: zu jung für eine solche Stellung, die iele Gaston's de Foix und Condé's können unter den Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr gelten! In- war er an Geist und Charakter reich begabt, und roßartigen Verhältnisse, in welche er trat, reiften ihn l. Im Kriege von 1809 war der Markgraf dem chall Masséna zugetheilt und wurde von diesem zu em Auftrage im Gefecht und zu wichtigen Sendungen ndet. Er war oft in der Nähe des Kaisers Na- t und gewann dadurch einen weitern Horizont für enntniß des Kriegs, gewiß die beste Vorschule für künftige Truppenführung. Was er aus eigener An- ng schildert, ist treffend und wahr. So das Ge- von Ebersberg, wo Masséna, um die Brücke für Uebergang frei zu machen, den schrecklichen Befehl alles was daraufzag, in das Wasser zu werfen. Markgraf hat selbst gesehen, daß verwundete fran- Stabsoffiziere von ihren eigenen Leuten in die de Traun gestürzt wurden. Weniger verbürgen er können, daß Napoleon bei einem Regiment auf die Frage: „Wer ist der Bravste?“ einen kleinen Voltigeur, den man ihm vorgestellt, gleich zum Baron mit 5000 Livres Renten gemacht. Dies französische Geschichtchen hat man dem deutschen Fürstensohn wol nur erzählt. In der Schlacht von Wagram wurde er von Masséna, dessen Flügel durch das siegreiche Vorrücken der Oesterreicher in höchster Bedrängniß war, an den Kaiser geschickt; dieser beschied ihn: „Sagen Sie dem Marschall, daß die Schlacht gewonnen ist, weil der Erzherzog Johann noch nicht angekommen.“ Diesen Nachsatz hat Pelet in seiner Geschichte des Kriegs von 1809 verschwiegen; er ist aber wichtig, da Napoleon somit dem Ausbleiben des Erzherzogs dieselbe Bedeutung für den Ausgang der Schlacht beilegte, wie es österreichischerseits geschehen ist. Der Markgraf bezeugt, daß die Schlacht nicht völlig ausgekämpft, sondern von den Oesterreichern abgebrochen und ihr Rückzug in bester Ordnung angetreten worden ist. Napoleon blieb über dessen Richtung völlig im Unklaren, weil seinen erschöpften Truppen keine Verfolgung möglich war. Interessant ist noch ein vertraulicher Erlaß Berthier's an die Marschälle, welchen der Herausgeber vorliegender Memoiren mittheilt. Napoleon war zornig, daß Bernadotte in einem Tagesbefehl die Sachsen für die Schlacht von Wagram belobt hatte, und ließ seinen Marschällen unter anderm bemerken:

Abgesehen davon, daß Se. Majestät Ihre Armee in Person befehligt, kommt es Ihr allein zu, den Grad des Ruhms zu vertheilen, den jeder verdient hat. Se. Majestät verdankt den Erfolg Ihrer Waffen den französischen Truppen und keinem Fremden. Der Tagesbefehl des Prinzen von Ponte-Corvo, in dem er Truppen, welche wenigstens mittelmäßig sind, falsche Prätensionen gibt, ist der Wahrheit, der Politik und der Nationalehre zuwider!

Bravo! Die deutschen Bundestruppen, welche ihr Blut für Napoleon vergossen, haben die pünktliche Befolgung dieses Winks sowol in Rußland wie 1813 erfahren; nirgends Anerkennung und überall falsche Beschuldigungen!

Der Feldzug von 1812 brachte dem jungen Markgrafen den Oberbefehl über die badischen Truppen: 8 Bataillone, 4 Escadrons, 10 Geschütze, welche zum 9. Corps (Victor) stießen und mit diesen erst Anfang September den Niemen überschritten. Zur Unterstützung des vor Wittgenstein zurückweichenden 2. Corps vorrückend, hatte das 9. Corps Ende October das erste Gefecht, dann vereinigten sich beide unter Victor's Befehl. Die Offensive wurde aber schnell aufgegeben, als Victor's Adjutant am 15. November aus dem Hauptquartier des Kaisers neue Instructionen und zugleich die erste Kunde von dem Rückzuge der Großen Armee brachte. Das Zusammentreffen mit der letztern schildert der Prinz:

Bald enthüllte sich vor meinen Blicken ein Bild der Auflösung, wie es sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen wird. Es defilirte gerade in diesem Augenblick die polnische Armee, ich ließ meine Brigade halten, um ein bisher nie erlebtes Schauspiel näher zu betrachten. Es mögen etwa 20 Adler gewesen sein, welche, von Unteroffizieren getragen, zuerst vorüberkamen; diesen folgten mehrere Generale, theils zu Fuß, theils zu Pferd, einige derselben trugen Damenmäntel von Seidenzeug mit Zobel

besetzt, und nun folgte eine Zahl von vielleicht 500 bewaffneten Soldaten — der letzte Ueberrest eines Armeecorps, das den feindlichen Boden mit 30—40000 Mann betreten hatte. Dabei war das Wetter außerordentlich schön und die Sonne beleuchtete mit ihren hellen Strahlen diese für uns alle so erschütternde Scene.

Nach kurzer Frist sollten auch die braven Badener, welche noch 2240 Mann unter den Waffen zählten, das gleiche Schicksal erleben, sie halfen an der Beresina tapfer den Uebergang decken, wurden aber in alle Schrecken des winterlichen Rückzugs verwickelt, und der letzte zusammenhaltende Rest fand endlich auch im Bivuak von Oszmiana seinen Untergang. Der Markgraf schreibt darüber:

Der 7. December war der schrecklichste Tag meines Lebens. Um 3 Uhr des Morgens befahl der Marschall den Abmarsch, die Kälte war auf das Höchste gestiegen — als das Signal gegeben werden sollte, war der letzte Tambour erfroren. Ich begab mich nun zu den einzelnen Soldaten und sprach ihnen Muth zu, aufzustehen und sich zu sammeln, allein alle Mühe war vergebens, ich brachte kaum 50 Mann zusammen, der Rest von 2—300 Mann lag todt oder halb erstarrt am Boden.

Wir haben alle Hauptwerke über den Feldzug von 1812 gelesen und von den im letzten Decennium erschienenen wol zwanzig in d. Bl. besprochen, aber jedes neue fügt wieder ergänzende Züge zu dem grauenhaften Bilde hinzu. Für die Fortsetzung des Kriegs mußte Baden wieder ein neues Contingent von 7000 Mann stellen, welches Markgraf Wilhelm während des Waffenstillstandes 1813 nach Sachsen führte, wo er mit einer Brigade desselben zu der Besatzung von Leipzig stieß. Hier wurden seine Truppen mehrmals zur Deckung zurückgehender Transporte verwendet, bei deren einem unter anderm 8000(!) gedrückte Pferde waren; es gab überhaupt viel Hin- und Hermarschiren, besonders zwischen Leipzig und Weißenfels, weil das Thielmann'sche Streifcorps im Rücken der französischen Armee erschien. Als die Heere zur Völkerschlacht herangezogen waren, übergab der Herzog von Padua dem Markgrafen das Commando in Leipzig und kümmerte sich fortan um nichts mehr. Die Badener thaten bis zum letzten Moment ihre Schuldigkeit und wurden endlich gefangen.

Die persönlichen Erlebnisse des Prinzen in Leipzig während der Schlacht und nach derselben sind interessant zu lesen, er war der einzige Zeuge bei der Unterredung des Kronprinzen von Schweden mit dem Könige von Sachsen, und bekundet, daß eigentlich gar nichts dabei besprochen worden, denn kaum habe man sich gesetzt, so sei von der Straße ein sehr lebhaftes Vivat erschollen. In der ersten Ueberraschung habe er an die Möglichkeit einer Rückkehr des Kaisers Napoleon gedacht; es seien aber die verbündeten Monarchen gewesen. Eine Angabe Toll's, daß er als Parlamentär von einem badischen Offizier geführt worden sei und die Badener auf dem Marktplatze zum Uebertritt aufgefordert habe, bezeichnet der Markgraf als unrichtig, da er sich persönlich vor der Fronte der Truppen befunden habe. Ueber das Verschwinden der höhern französischen Führer und ihrer Generalstäbe lesen wir seltsame Geschichten. Eine andere Unwahrheit, „daß ein badisches Regiment bei Leipzig seine Waffen gegen die Franzosen gekehrt", auf eine falsche Nachricht hin den Schwarzenberg'schen Armeebericht aufgenommen, in französischen und andern Schriftstellern eifrigst wiederholt, selbst von Schlosser nach einem Menschenalter noch, wo doch alle Quellen schon vorlagen, in seinem Geschichtswerke vorgetragen, hat den Prinzen zu wiederholten öffentlichen Reclamationen veranlaßt. Der Herausgeber hat daran noch eine andere Stelle aus Schlosser's Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, in welcher „fast jede Unrichtigkeiten als Zeilen" enthalten. Der berühmte Geschichtsfasser nennt darin seinen eigenen Großherzog den alten, obgleich er erst 27 Jahre zählte, der Thronwechsel 1811, wo der alte Großherzog starb, scheint nicht in das Studirzimmer des Gelehrten gedrungen zu sein.

Durch die Erklärung Badens für die deutsche Sache wurden seine gefangenen Krieger vor dem Transport nach Rußland bewahrt. Ueber die Stimmung und Gesinnung in der Heimat, die Furcht vor einem politischen Rückschlage und die schonende Rücksicht auf die Großherzogin Stephanie drückt sich der Vetter des Großherzogs ziemlich hin deutlich aus. Doch „geschah, was nicht unterlassen werden konnte, wenn auch vorerst ohne bemerkbaren Enthusiasmus". Baden stellte 18000 Mann Linie und Landwehr, 6000 Mann zur Reserve und organisirte zur Landesvertheidigung einen Landsturm von 100000 Mann. Letztern können wir allerdings nicht in Anschlag bringen. Die Badener bildeten das 8. deutsche Armeecorps, übernahmen unter dem Markgrafen, verstärkt durch andere Truppen, die Blokade von Kehl, Strasburg, Neu-Breisach u. s. w. Nach der Abdankung Napoleon's kam es theils zum Waffenstillstande, wie vor Strasburg, theils zu Conventionen, welche den Verbündeten das Mitbesatzungsrecht einräumten, bis der Rückmarsch in die Heimat erfolgte. Der Markgraf begab sich dann nach Wien, wo er den glänzenden Festen des Congresses beiwohnte und gewiß manche Bemerkung gemacht hat, die uns hoffentlich seine zu erwartende Biographie bringen wird. Er war bei der Dilettantenvorstellung in der Kaiserburg, als die Nachricht von Napoleon's Abreise von Elba eintraf, und schildert den Eindruck, den der elektrische Schlag auf die verschiedenen Physiognomien gemacht. „Einige Fürsten und Diplomaten wollten mit dem wortbrüchigen Despoten nun ohne Gnade und Barmherzigkeit verfahren, während der König von Preußen mit der ihm so eigenen Seelenruhe sagte: Erst müssen wir ihn haben, meine Herren." Der 7. März für Napoleon's Abreise von Elba ist nur ein Druckfehler.

Für den Feldzug von 1815 erhielt Markgraf Wilhelm nicht das Commando der badischen Truppen, die mannichfachen Auszeichnungen, welche ihm von Seiten der verbündeten Monarchen zutheil geworden waren, hatten die Empfindlichkeit des Großherzogs erregt. Er suchte und erhielt daher eine Anstellung im österreichischen Heere. Der Kaiser Franz empfing ihn sehr gnädig, ließ ihn zu Heidelberg bei Tafel an seiner Seite sitzen und hörte die Bemerkung, daß er diesmal den Elsaß, das alte Erbtheil seines Hauses, das für die künftige

t von Deutschland so wichtig sei, nicht wieder fahren
sen möge, lächelnd an. „Das ist ganz schön und gut",
r seine Antwort, „wenn nicht andere mitzureden hätten!"
arum läßt man sie aber mitreden! Der Markgraf er-
lt das Commando einer combinirten Division, aus
rreichischen, badischen und würtembergischen Truppen
ehend, welche zu dem Blokadecorps des Erzherzogs
ann im Elsaß gehörte. Er hatte Schlettstadt (vgl.
rtens, „Die würtembergische Landwehr", in Nr. 8 d. Bl.),
breisach und Kolmar zu blokiren, und nahm dann
der Belagerung von Hüningen theil, welche er ein-
end darstellt. Erst am 26. August capitulirte die
ung, sie wurde bekanntlich geschleift. Der Feldzug
vorüber und der Markgraf kehrte nach Karlsruhe
ck. Damit brechen die Denkwürdigkeiten kurz ab. Wir
en, daß der Herausgeber, mit dem wir vor 40 Jahren
einsame militärische Studien verfolgt haben, die Bio-
phie seines gewesenen Chefs bald erscheinen lassen wird,
kann uns über die neuere Entwickelung der Dinge in
en, wenn sie alles sagt, interessante Aufschlüsse bringen.
e Reihe von Beilagen ist dem oben besprochenen Werke
efügt, Schreiben und Operationsberichte, ein für die
sche Armee und deren Angehörige dankenswerther Nach-
über die Offiziere und Kriegsbeamten des badischen
ps in Rußland, wichtig vor allen das Schreiben des
ßherzogs an den König von Preußen vom 31. Oc-
r 1813, in welchem die Politik Badens aus seiner
und Wehrlosigkeit gegen Frankreich erklärt wird. Wir
fehlen diese Auseinandersetzung ganz besonders, sie be-
wiederum, daß gerade an derjenigen Grenze Deutsch-
s, wo von alters her die schlimmste Gefahr droht,
tschlands Kraft durch seine unselige Zersplitterung in
nstaaten gebunden ist. Mögen sich patriotische Fürsten
us die Moral ziehen, wenigstens was ihre Wehrkraft
fft, zur Einheit beizutragen!

Erinnerungen aus den Freiheitskriegen von Friedrich Heller von Hellwald. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Ferdinand von Hellwald. Stuttgart, Cotta. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Herausgeber dieser „kriegsgeschichtlichen Medita-
n", wie er sie richtig nennt, hat dieselben in der
ede sehr treffend charakterisirt. Es sind „gleichsam
aikstückchen zu einem einst zusammenzusetzenden Bilde,
l zu einem dereinst aufzuführenden Bau, lose Blät-
us dem großen Buche der deutschen Freiheitskriege;
nd losgerissene Episoden, einzelne Daten, unzusam-
ängende Notizen, die eben nirgends anders einen Platz
n konnten". Das stimmt so mit unserm Urtheil
in, daß wir nichts hinzuzusetzen wissen. Nur hätte
Herausgeber, da „das Opuskel zweifelsohne nie für
Druck bestimmt war", dasselbe dazu fertig machen
n, indem er die losgerissenen Blätter und unzusam-
ängenden Notizen wenigstens in chronologische Ordnung
cht und erkennbar getrennt hätte, was eine sehr
Arbeit gewesen wäre. So liegen dieselben ziemlich
chaotisch durcheinander. Ueber den Werth der einzelnen Notizen werden die Meinungen verschieden sein; ebenso möchte nicht jede der darin aufgestellten Behauptungen allgemeine Zustimmung finden, z. B. „daß das Princip, sich nie von Deutschland zu trennen, in der That ein Axiom der österreichischen Hauspolitik gewesen". Dem widersprechen doch die Thatsachen der Geschichte, wenn es auch in neuerer Zeit als Devise gebraucht wird. Ebenso wenig werden sich viele Deutsche finden, welche mit dem Verfasser für Metternich gegen Stein Partei nehmen. Für einen werthvollen Beitrag halten wir dagegen die mitgetheilte Correspondenz zwischen Thielmann, Langenau, Aster, Lecocq und andern sächsischen Generalen und Staatsmännern; sie geben eine treffliche Einsicht in das, was in Sachsen im Frühjahr 1813 geschah. Ebenso interessant sind einige andere Schriftstücke, welche dem Verfasser aus Radetzky's Nachlaß zu Gebote gestanden haben. Die Correspondenz des Fürsten Schwarzenberg mit seiner Gemahlin, welche schon Thielen (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863) zur Benutzung erhalten, wird auch hier und zwar noch mehr zur Rechtfertigung des Feldherrn in Anspruch genommen, nur möchten unbefangene Leser darin gerade manchen Vorwurf, der ihm gemacht worden, eher bestätigt als entkräftet finden. Schreibt er doch selbst unterm 26. Januar 1814, nachdem er sein ersehntes Operationsobject Langres erreicht hat: „Hier sollten wir Frieden machen. Dies ist mein Rath. Jede Vorrückung nach Paris ist im höchsten Grade unmilitärisch." (!) Auch Schwarzenberg's Klage über „die grauenvolle Marter, mit stolzen, eiteln, unwissenden, soldatenspielenden Souveräns geplagt zu sein", wäre besser ungedruckt geblieben, da sie, was die Epitheta im Plural betrifft, entschieden ungerecht ist. Ob der Schluß der Meditationen mit den modernen Schlagwörtern wirklich von dem Veteranen, dem Biographen Radetzky's, herrührt oder ein Zusatz ist, lassen wir dahingestellt. Die Sammlung scheint wol noch größer gewesen zu sein, als sie veröffentlicht worden ist, da wir eigentlich den in der Vorrede angedeuteten Schatz von „zahllosen Histörchen, Zügen und Episoden" darin ganz vermissen. Es sind außer jenen in der That wichtigen Correspondenzen nur kriegsgeschichtliche Betrachtungen, welche uns geboten werden, und der Verfasser drückt sich darüber selbst weit klarer aus, wenn er den Hauptwerth auf die handschriftlichen Quellen legt, die er dem Publikum bringen kann, und das andere ein Ergebniß seiner Lese- und Mußestunden nennt, das, in bruchstückartiger Weise geboten, keinen Anspruch auf historischen Werth mache. Wir haben ihm unsere Anerkennung noch im Leben ausgesprochen (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858 und Nr. 3 f. 1859) und wiederholen sie auch in Bezug auf seinen Nachlaß.

Karl Gustav von Berneck.

Romane und Novellen.

1. Gottfried Kinkel. Historische Novelle von R. Fidus. Zwei Theile. Kottbus, Heine. 1864. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
2. Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube von A. von Winterfeld. X. Berlin, Behr. 1864. Gr. 16. 15 Ngr.
3. Eine Rolle Gold. Erzählung von Mathilde Raven. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Susanne. Erzählung von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Jura und Genfersee. Novellen von Robert Schweichel. Berlin, Lüderitz. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Geister und Menschen. Roman in drei Bänden von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, Beck. 1864. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Greif in deines Volkes Busen!
Da oder nirgends wachsen deine Musen.

So hat zu seiner Zeit Herwegh gesungen und der Rath findet sich in den oben angezeigten Werken befolgt. Doch kommt es darauf an, was man aus dem Herzen des Volks heraufholt; denn nicht jeder nationale Stoff eignet sich zur dichterischen Behandlung.

Dies sehen wir gleich an: „Gottfried Kinkel" (Nr. 1), von R. Fidus, das sich als historische Novelle ankündigt. Eine historische Novelle — aus der Gegenwart, das Lebensbild eines Mannes, der noch unter den Lebenden wandelt, und seiner Frau, die bei der Abfassung des Buchs längst ihren tragischen Tod gefunden hatte. Man sollte meinen, der Verfasser werde die historische Novelle wenigstens bis zu Johanna Kinkel's Tode fortführen; aber nein, sie reicht nur bis zu Kinkel's Flucht nach England. Was war wol der Grund, warum R. Fidus hier auf einmal abbricht? Offenbar, weil die Tendenz, den Helden und seine Gattin zu modernen Heiligen zu erheben und ihre Gegner so schwarz als möglich zu malen, nun befriedigt war. Kinkel's Schicksal und Charakter sind hinlänglich bekannt; sie gehören aber, wenn sie einmal abgeschlossen daliegen, vor den unparteiischen Richterstuhl der Geschichte und diese mag dann den Stoff der Muse des Romans überliefern. Offenbar will der Verfasser den Leser für die Weltanschauung seines Helden gewinnen; wie ist das aber möglich, wenn in dieser historischen Novelle der Leser nie weiß, was Kinkel's und seiner Gattin eigenste Worte und wirkliche Schicksale sind und welche Scenen und Gefühlsergießungen der Phantasie des Verfassers ihr Dasein verdanken? Ueber den Hermaphroditen „historische Novelle" — aus der Gegenwart — noch mehr Worte zu machen, verlohnt sich nicht der Mühe.

Winterfeld's Muse ist bekannt, und auch das Werkchen, das wir diesmal anzeigen, das zehnte Bändchen seiner „Humoristischen Soldatennovellen" (Nr. 2), kritisirt sich hinlänglich auf dem Titelblatt. Winterfeld ist ein beliebter Erzähler, der freilich nirgends in die Tiefe geht, sondern hübsch auf der Oberfläche mit dem Strom dahinschwimmt. Ein bischen Lüsternheit oder, wie manche sagen, Sinn für das Nackte muß auch den zwei Novellen dieses Bändchens zur Würze dienen. Das Bewußtsein des preußischen, mit Gott für König und Vaterland kämpfenden Kriegers spricht sich kräftig aus; doch verführt ihn dies Preußenthum nicht zur Verachtung Oesterreichs. Dies sehen wir gleich aus der ersten Novelle, wo zur Bestätigung seiner Behauptung: „Die österreichischen Reiter bleiben stets Männer neben den Weibern und in allen Dingen stets Cavalieristen", folgende hübsche Anekdote erzählt:

Ein österreichischer Reiteroffizier, der drei Jahre in dem träumerisch-poetischen Venedig gestanden hatte, wurde plötzlich nach Kécskemet in Ungarn versetzt, einem halben Dorf, dessen Name nicht einmal im Cannabich verzeichnet steht, und seine unberittenen Kameraden ihm über diesen fatalen Garnisonswechsel ihr Beileid zu erkennen gaben, wies er dieses das entschiedenste zurück und entgegnete mit ganz verzogenem Gesicht: „O bitte, diese Versetzung ist mir gar nicht unangenehm; in Kécskemet ist ja das beste Heu!"

Auf die zwei Novellen „Ein Husarenritt" und „Der grüne Schnurrbart" folgen „Die Düppelstürmer", die, wie es scheint, streng geschichtliche, aber redneriſch ausgeschmückte, vom entschiedensten Preußenbewußtsein diktirte Beschreibung der Eroberung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864.

Wie die Nemesis den Verbrecher, wenn auch oft, doch sicher ereilt und ihn der verdienten Strafe überliefert, ist schon hundertfach in wahren Erzählungen und in poetischen Werken dargestellt worden. Originell ist der Gedanke, den die Verfasserin von „Eine Rolle Gold" (Nr. 3), Mathilde Raven, ausgeführt hat, in einer Erzählung darzustellen, wie ein Verbrecher, hier ein Dieb, der aus der Kasse eines Kaufmanns eine Rolle Gold gestohlen, durch seinen Diebstahl nicht allein in den Stand gesetzt wird, einen Kaufladen aufzuthun und sich in jedem Betracht vorzügliches Mädchen zur Gattin zu gewinnen, sondern auch aus einem jungen Taugenichts nach und nach ein rechtschaffener, fleißiger, von seinen Mitbürgern geachteter Mann wird. Er hatte allerdings nicht eine Rolle Gold, sondern Silbergeld entwenden wollen; als er aber statt des vermeintlichen Silbers eine Rolle Goldstücke fand, mußte er auf der Hut sein, sein Verbrechen nicht zu verrathen. Er durfte den Leuten nur allmählich mit seinem Reichthum herausrücken, mußte arbeiten, um seiner frühern Gesellschaft den Erwerb seines Vermögens wahrscheinlich zu machen, mußte sich der Nüchternheit befleißigen, um nicht im Rausche sein Geheimniß auszuschwatzen. Dies alles ist mit der größten psychologischen Wahrheit erzählt. Dann, wenn die dichterische Gerechtigkeit gehandhabt wird, erzählt die Verfasserin die Gewissensqualen und die stete Angst vor Entdeckung, die unsern Helden überall begleitet. Er übersiedelt zuletzt nach Bremen über; der Sohn des bestohlenen Kaufmanns erscheint in seinem Hause und wird anfangs für einen Spion oder gar einen Sendboten der ausgleichenden Gerechtigkeit gehalten, während er doch ein Liebesverhältniß mit der Tochter anspinnt. Von seinem Gewissen gefoltert, zeigt er sein Verbrechen der Obrigkeit an; da aber 20 Jahre seither verstrichen sind, ist er straffrei. Inzwischen war die Handelskrisis von 1857 eingetreten, den früher von ihm bestohlenen Kaufmann herein-

) dadurch das Verhältniß der Liebenden ins Stocken
athen; da gesteht unser Held dem hamburger Kauf-
nn das vor Jahren begangene Verbrechen und ersetzt
Diebstahl durch die reiche Aussteuer, die er seiner
hter gibt, deren Verbindung mit dem Manne ihres
zens nun zu Stande kommt.

Die moralisirende Tendenz scheint manchmal zu stark
orzutreten und die Gewissensqual des Helden gar zu
ast und ausführlich geschildert zu sein. Bei der ori-
llen Aufgabe, die sich die Verfasserin gestellt hatte,
te sie jedoch in diesem Punkt sich freier gehen las-
sonst könnte mancher namentlich jugendliche Leser
den Gedanken kommen, Böses zu thun, damit Gutes
us entstehe — und das sei ferne. Unser Interesse für
Helden (Willy oder Wilhelm) könnte durch die Art
s Verbrechens beeinträchtigt werden.

Ein gemeiner Verbrecher erweckt keine Sympathien, in
kunst so wenig wie im Leben. So nennt Byron die That
die Manfred begangen und deren Bewußtsein ihn so unglück-
nacht; der Leser kann sie sich so abscheulich und schrecklich den-
wie sie nach seinem Ermessen sein muß, um eine so entsetzliche
hervorzurufen; es wird aber keinem einfallen, anzuneh-
daß Manfred ein entehrendes Verbrechen begangen, z. B.
hlen hätte. Bei solcher Annahme würde niemand das
zu Ende lesen, alles Interesse für den gemeinen Men-
würde wegfallen. „Es ist schimpflich, eine Börse zu steh-
sagt Fiesco, „es ist frech, eine Million zu veruntreuen;
es ist groß, eine Krone zu rauben."

Diese Worte, die bei einer Abendgesellschaft in Willy's
nwart ein Herr sagt, könnte man versucht sein, auf
Buch selbst anzuwenden. Indessen gilt die Bemer-
nicht von einem Werk, das weder der Tragödie
dem Roman angehört, sondern bescheiden sich als
Erzählung ankündigt, und was z. B. in einem bür-
hen Schauspiel erlaubt ist, wird auch in einer Er-
ng gestattet sein, die im Mittelstand spielt. Höchst
ologisch ist die Erzählung, wie in jener Gesellschaft
Worte des Harfners in „Wilhelm Meister": „Wer nie
Brot mit Thränen aß", von einer weichen Frauen-
e gesungen, den anwesenden Willy verwirren und
e zum freiwilligen Geständniß treiben.

Die Dame, die diese Worte gesungen, gesteht, sie habe
dieser Verse ordentlich eine Vorliebe für Goethe.
iesem Bekenntniß, ferner in der Schilderung nicht
des äußerlichen Lebens und Treibens in großen
en, sondern auch des innigen Familienlebens und
her Gemüthstiefe drückt sich das nationale Element
das wir zu Anfang dieses Artikels auch für das
ende Buch in Anspruch genommen haben.

---

1 Otto Roquette's „Susanne" (Nr. 4) wird
ls eine verwilderte Natur veredelt und gebildet.
ne ist die Tochter eines durch eigene Schuld verkom-
adelichen Hauses; ihre Erziehung, wie die aller
Geschwister, war die schlechteste und verwahrloseste,
) denken läßt. Von ihrer Mutter vernachlässigt —
ater war gestorben — war sie schon als Kind hef-
igestüm, wild und zügellos wie ihre Brüder. Ihre
r, beschränkt und leichtfertig, dachte weder an die
Erziehung noch an die Zukunft des Mädchens und ließ es bei den alleroberflächlichsten Lehren bewenden. Im Stalle bei Knechten und Mägden sitzen, sich mit ihrem großen Hunde jagen, auf Feld und Wiesen laufen und auf dem hohen Heuwagen heimkehren, das war ihre Lieblingsbeschäftigung und zum Theil ihr Tagewerk. Ihre ganze Gestalt machte einen unharmonisch-komischen Eindruck. Eine ohne ihr Wissen in dem funfzehnjährigen Mädchen aufkeimende Neigung zu dem Gärtner Konrad Heß, dem Großneffen des Freiherrn von Geißmar, der nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Studien und seiner Wanderjahre nach Staffelburg gekommen ist, um das dortige Grundstück zu bebauen und anzukaufen — diese Neigung übernimmt das Amt der Erziehung. Sie kommt auf einmal zu der Einsicht, wie unendlich verwahrlost sie sei, cultivirt ihr Aeußeres sorgfältiger, wird stiller und gelassener und doch zugleich energischer als vorher und gewinnt an ihrer Tante, dem bejahrten Fräulein Edelgard, eine mütterliche Freundin. Zwar wird sie nach dem Tode ihrer Mutter von ihrer Schwester, der Gemahlin des Herrn von Bibern, in eine Mädchenpension in der Stadt gebracht, wo die vollendete Unnatur und Treibhauserziehung herrscht; aber ihre innere Gesundheit siegt über den ihr auferlegten Zwang. Professor Tollander bemerkt über sie:

Sieht man dieses ernste, räthselhafte Mädchen unter den andern, dann freilich ist noch ein großer Unterschied zwischen der energisch erkämpften Ruhe und Gemessenheit ihres Wesens und jener glatten Politur ihrer Genossinnen. Aber die einstige Unbändigkeit des Kindes ist vollkommen abgestreift und ein klares Bewußtsein innerer Kraft an ihre Stelle getreten. Wer sie so starr und wie versteinert dasitzen sieht, wird sich einem fast unheimlichen Eindrucke kaum entziehen können. Aber plötzlich beleben sich ihre Züge, eine rasche kurze Bewegung des Körpers gibt Kunde von dem innern, lebendigen Feuer und ihre dunkeln Augen werden groß und tief, es ist, als ob eine Welt von Gemüthsleben aus ihnen herausdringen wolle. Und dann ist es wieder vorbei, der Eindruck ihrer Umgebungen scheucht sie im Nu in die vorige Kälte zurück. Sie ist nicht eigentlich schön zu nennen, ihre Gesichtsfarbe entbehrt der jugendlichen Frische; aber das Räthselhafte ihres Wesens macht sie zu einer höchst interessanten, ich möchte sagen poetischen Erscheinung. Dieses junge Mädchen verbirgt die wunderbarsten Schätze in sich, und kann sich unter günstigen Verhältnissen zu einer der außerordentlichsten Frauen entwickeln.

Auf einem Spaziergang, welchen die ganze Pension unter Anführung der Directrice und Obhut der Guvernanten macht, sieht Susanne einen jungen Mann, ein Buch in der Hand, auf einer Bank sitzen. Susanne, ihrer selbst vergessend, tritt aus dem Zuge heraus und streckt dem jungen Mann die Hand entgegen.

Konrad (denn er war es) sprang überrascht auf, grüßte, ergriff ihre Hand und rief: „Fräulein Susanne!" ... Der Eindruck dieses unerhörten Ereignisses ist schwer zu beschreiben. Der ganze Zug blieb, wie vom Schlage getroffen, stehen, sämmtliche Augen wuchsen förmlich aus den Köpfen heraus. Die beiden Gouvernanten verfärbten sich und starrten den jungen Mann an. Sie fanden beide sein Aeußeres sehr ansprechend, und so waren sie wirklich einmal derselben Ansicht. Die Pensionsmutter aber, welche ahnungslos ein wenig vorangegangen war, sah sich um und glaubte, die Welt gehe unter. Mit drei Sätzen kam sie zurück, faßte Susannen unter den Arm und riß sie,

ohne ein Wort zu sagen, mit sich fort. Rasch wandte sie die Blicke noch einmal nach allen Himmelsgegenden, um sich zu überzeugen, daß niemand das Entsetzliche gesehen habe; dann winkte sie, und in beschleunigtem Tempo setzte sich der Zug in Bewegung. Susanne und Frau von Wedekind führten ihn. Die letztere war der Sprache nicht sogleich mächtig; sobald sie sie aber wiedergefunden, bediente sie sich ihrer mit der vollen, ihr zu Gebote stehenden Ausgiebigkeit. Susanne hatte durch ihr Betragen den Ruf des ganzen Instituts in Gefahr gebracht. Die Verbrecherin ging schweigend und gleichgültig neben der furchtbar erzürnten Gebieterin her und brachte durch ihren Mangel an Reue und Schuldbewußtsein die eifernde Dame in nur noch heftigern Zorn. Susanne schwieg auf alle Vorwürfe.

Infolge dieses und eines andern Auftritts verläßt Susanne noch vor der von der Vorsteherin ihr anberaumten Zeit freiwillig die Anstalt, die ihr immer wie ein Narrenhaus erschienen war, kommt zu ihrer Schwester, der schon erwähnten Freifrau von Bibern, findet aber in dem nur auf Glanz und äußern Schein berechneten Leben keine Nahrung für ihr ernst und tief empfindendes Gemüth. „Etwas nützen muß der Mensch", dachte sie, „einen Zweck muß sein Dasein haben, eine Thätigkeit muß sein Leben ausfüllen. Was soll ich hier? Meine Seele erschlafft in dieser Lebensdürre, ich weiß nicht, was mir diese Welt, noch was ich in ihr soll." Konrad's Großoheim, der Baron von Geyßmar, ein Mann von Welt und Junggeselle von 45 Jahren, macht ihre Bekanntschaft und interessirt sich für sie. „Susanne hatte wenig oder nichts gelesen. Er schickte ihr mehrere Bände von Goethe; bald folgten andere Bücher, und das junge Mädchen sah sich plötzlich in eine Zauberwelt versetzt, in der ihr ganzes Wesen aufzublühen schien. Der Baron unterhielt sich jetzt viel mit ihr. Ihre Zunge schien gelöst und er beobachtete mit Erstaunen die Richtigkeit ihrer Anschauungen, die Aufrichtigkeit und Offenheit, mit der sie sich aussprach." So wirkt denn auch dieser feine Weltmann erziehend auf sie ein. „Sie fühlte sich freier, sie wurde gesprächig, sie hörte auf abstoßend zu sein. Ihre Augen wurden lebhafter, ihre Züge heiterer. Das Brütende und Dunkle ihres Wesens löste sich in bewußte Klarheit, das Traumhafte in erwachte Anmuth auf."

Endlich entschließt sich der Baron, um ihre Hand anzuhalten, und wählt zum Tag der Ausführung seines Vorsatzes Susannens Geburtstag. Da erhielt sie am Abend vorher einen Brief von Marie Debald, Konrad's Nichte und Philipp's, eines Bruders unserer Heldin, Braut. Die Andeutung in diesem Briefe, daß Konrad Heß an stiller, unerwiderter Liebe leide, weckt alte, längst entschlummerte Empfindungen in Susanne auf; nur mit Mühe läßt sie sich bewegen, an der ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeit theilzunehmen; sie weist die immer deutlichern Anträge des Barons mit Schrecken zurück, glaubt durchs Fenster Konrad's Züge erblickt zu haben, schlüpft hinaus ins Freie und findet hier wirklich Konrad Heß, der durch einen günstigen Zufall, da er mit dem Gärtner des Barons in Verbindung stand, hierhergeführt worden war. Sie spricht mit ihm über ihre Lage, über den Zwang, in dem sie schmachte. Da wird sie gesucht und in den Saal zurückgeführt, erklärt aber nun dem Baron offen, daß sie sich nicht mit ihm verbinden könne. Alle Versuche, sie umzustimmen, sind vergeblich. Sie kehrt mit Staffelburg zu Edelgard zurück und ist in Konrad's Nähe, aber beide tragen ihre Liebe still in sich, bis bei einem nächtlichen Abenteuer, wo Konrad Heß Susannens Leben rettet, ihren Lippen sich das gegenseitige Geständniß entringt. Auch Geyßmar ist durch seine Erfahrungen innerlich geläutert und vollbringt sein Leben, von seinen Standesgenossen gemieden, in Gemeinschaft mit Susannens Bruder Philipp, einem Maschinenbauer, in gemeinnütziger Geschäftigkeit.

Vorliegende Skizze ist nicht ein Auszug aus dem Gesammtinhalte, sondern nur ein Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der Heldin. Es sind aber außer den genannten noch manche höchst ansprechend gezeichnete Charaktere und Schicksalsführungen in dem Roman zu finden. Wir wünschen dem Buche, in dem das Schöne mit dem Guten, das Unterhaltende mit dem Belehrenden so anregend vereinigt ist und das einen wahren Schatz von Menschenkenntniß birgt, einen recht weiten Leserkreis. Es gehört namentlich in die Hände der Lehrer und Erzieher. Die Entwickelungsgeschichte Susannens ist psychologisch vollkommen wahrscheinlich; auch die übrigen Charaktere sind in schöner Vereinigung von Wahrheit und Dichtung frei nach dem Leben gezeichnet. Die Sprache ist gewählt und natürlich zugleich.

Mit Robert Schweichel's Novellen: „Jura am Genfersee" (Nr. 5), von denen die erste im Jura, die zweite am Genfersee spielt, treten wir aus Deutschland in die französische Schweiz. Dennoch macht sich auch hier wenigstens in der zweiten Novelle — die erste ist eine französische Dorfgeschichte — das deutsche Element geltend. Die beiden Vincent sind Vater und Sohn. Der Vater kehrt nach langjährigem Aufenthalt in Rußland nach Genf zurück und findet die Geliebte seiner Jugend wieder, die Gattin des Bankiers Ruchat. Er bewirbt sich um die Hand der Tochter seiner frühern Geliebten, der reizenden Leonille, räumt aber zuletzt seinem Freunde George, dessen Neigung von Leonille erwidert wird, willig das Feld. Sein zweiter Nebenbuhler ist ein französischer Spion, der sich für einen Marquis ausgibt, mystische Vorträge hält, den Engel Gabriel erscheinen lassen will und den nahen Weltuntergang weissagt, mit diesen frommen Schwindeleien nur zu viele Anhänger gewinnt. Zu diesen gehört auch ein Herr Sagedorn, der seiner Gattin und seiner Tochter Therese. Letztere wird von Leonille's Bruder, einem zwar gelehrten, aber blödsichtigen eckigen Theologen, der alle deutsche Wissenschaft als Rationalismus haßt, geliebt; seine Neigung wird aber nicht erwidert. Um seine Einseitigkeit zu verlieren und die Hand Thereses schließlich zu gewinnen, begibt er sich noch auf eine Bildungsreise in das atheistische Deutschland. Der Marquis wird zuletzt entlarvt und muß die Stadt verlassen.

Der jüngere Vincent hat in Deutschland die Luft der freien Wissenschaft in vollen Zügen getrunken und ist

m kein Freund Calvin's. Er hält es für unmöglich, menschliche Entwickelung um Jahrhunderte zurückzuuben; er glaubt, daß es die Nachwirkung jener Zeit Theokratie sei, wenn sich noch heute neben der Kirche Regierung, der Vornehme, der Reiche, der Familien- als Auserwählter zu betrachten und despotisch auften für berechtigt halte. Goethe und Uhland sind Lieblinge und er wußte manches Lied, manche Balvon ihnen auswendig.

'eonille's poetischer Sinn fühlte sich von diesen Gedichten angesprochen. Es war ihr, als ob sie in die Dämmeeines Laubwaldes hineinträte: Baum drängt sich hinter , Gesträuch hinter Gesträuch tiefer und tiefer zurück, bis in ein webendes Grün verschwindet. Liebbekannte Stimrtönen nah und fern daraus, bald heiter, bald mit leiser Lied und Ton verlockten sie immer weiter in eine Welt, r Fuß der Jungfrau nur schaudernd betritt, wie die Prieden Hain Diana's.... Georg mußte ihr die Lieder, die sonders gefielen, in ihr Album schreiben, und sie las

So haben wir denn — und mit Freuden verzeichnen iese Thatsache — in drei Erzählungen nacheinander e erwähnt gefunden und zwar jedesmal nach seiner enden und sittlich verklärenden Einwirkung auf das ngemüth. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir R. Fidus (Nr. 1) nachrühmen, daß einmal eine weibStimme bei ihm ein Goethe'sches Liebeslied singt und ie meisten Kapitelüberschriften aus Goethe genommen Mag man die angegebene Thatsache für ein Spiel ufalls oder für ein Zeichen der immer weiter um reifenden Kenntniß und Verehrung des Dichters halnerkwürdig, ja erfreulich bleibt sie immerhin.

ie erste Novelle ist, wie schon bemerkt, eine Dorfzte, und so anziehend und interessant sie ist, gehört n doch als Dorfgeschichte nachgerade jener Gattung elche Voltaire für die schlechteste erklärt hat. In Novellen bemerken wir mit Vergnügen eine bedeuKunst des Erzählens und der Charakteristik. Was he und Darstellung betrifft, ist es dem Leser zu , als ob ihn ein Hauch der frischen, kräftigen Bergeeluft anwehe.

Adolf Wilbrandt's Roman „Geister und Men(Nr. 6) erkennen wir ein bedeutendes Talent der rung, eine glänzende Sprache und Darstellung, fe Welt- und Menschenkenntniß, einen bunten Wech- Scenen, eine vielseitige, reiche Charakteristik. Das wird nie langweilig; von Anfang bis zum Ende nser Interesse in reger Spannung erhalten. Aber viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Der Verhat sich durch eine treffliche Monographie über h Kleist bekannt gemacht; in vorliegendem Roman n wir Kleist's Einfluß nur zu deutlich. Was er ist tadelt, die Vorliebe für das Gräßliche, Markervenerschütternde, das ist seine eigene schwache Die Heldin des Romans, Wanda, fällt nicht als neunmal in Ohnmacht; ihre Sinne vergehen, ht kraftlos zusammen. Die gräßlichen Auftritte mehren sich gegen das Ende. Hierher gehört namentlich die Jugendgeschichte Wilhelminens, einer phantastischen, mannweibischen Gestalt, die zum Theil an Mignon in „Wilhelm Meister" und an Flämmchen in Immermann's „Epigonen" erinnert. „Nicht wahr, es ist eine Geschichte, wie sie zuweilen in Büchern zu lesen steht, — fing Willy nach einem Schweigen, in welchem Wanda gepeinigt dasaß, fast tonlos unter Thränen wieder an — es ist nur unmenschlich, sie selber zu erleben!" Ja wol in Büchern, nämlich in den längst verschollenen Schauerromanen oder im „Pitaval".

Der Held der Geschichte, ein Maler, Namens Lucius, ist ein träumerischer, schwankender Charakter. Er verzweifelt an der Möglichkeit, in der Kunst etwas Tüchtiges zu leisten, geht auf Reisen, widmet sich der journalistischen Thätigkeit als Mitarbeiter an der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift „Germania", will später im Verein mit andern die Menschen, die Männer und Frauen der Zukunft bilden und verbindet sich zuletzt mit der Baronin Wanda. Auch er, wie so viele andere in diesem Roman, hat einen Zug zur Geisterwelt. Wir lesen von ihm (II, 119):

Lucius, wie ein Hellseher seine Knabengefühle anschauend, vernahm nun auch wieder jenes neckische Geisterstimmenspiel, das ihn in jenen Jahren so oft verwirrt hatte. Stimmen, deutlich und klar und doch ohne körperlichen Klang, flüsterten ihm bald traurig, bald spöttisch an die Ohren hin und schienen ihn von allen Seiten zu umrauschen. Ein wollüstiges Traumgefühl durchschauerte ihn u. s. w.

Ungeachtet dieser geisterhaften Anlage ist er von den freisinnigen Ideen der Gegenwart ganz durchdrungen und in religiösen Dingen ein starker Zweifler. Ebenso unfertig und planlos, wie er, ist sein Freund Albrecht, Wanda's Bruder. Diesem Lucius steht der Geisterseher Guldenkron mit seiner Schwester Swea feindlich gegenüber; durch Geistermusik und Psychographie bringt er Wanda's Vater zu dem Glauben, seine vermeintlich verstorbene Gemahlin misbillige die Verbindung Wanda's mit dem Künstler. Wanda wird die Gattin des Kaufmanns Sylvester, der den alten Baron aus dem finanziellen Ruin, der ihm drohte, errettet, und nachdem sich der ihr aufgezwungene Gatte selbst vergiftet hat und ihr Vater, der alte Baron, von dem Verführer seiner Gemahlin erschossen ist, verbindet sie sich, wie gesagt, mit Lucius. Der Geisterseher wird natürlich zuletzt entlarvt und fällt der Gerechtigkeit in die Hände.

Es ist unmöglich, einen auch nur annähernden Ueberblick über den Inhalt des Romans zu geben. Es sind der Gestalten zu viele; er ist viel zu sehr auf Sensation berechnet; das drastische Element überwiegt die Gesinnungen und Begebenheiten, die nach Goethe der Roman vor allem zur Darstellung bringen soll. Zwar werden die künstlich verschlungenen Fäden alle gelöst, aber zum Theil auf erzwungene Weise mit leidigem Gezerr. Die Vorliebe für das Gräßliche, für Geistererscheinungen, für Handlungen der Rache, die im beleidigten Vaterlands- und Familienbewußtsein wurzelt, erinnert stark an Heinrich von Kleist. Es findet sich mancher geistreiche Gedanke,

manche gelungene Partie, wie z. B. im Anfang des zweiten Bandes die Schilderung des Salzkammerguts in Oesterreich, die Charakteristik der Röst und des strebsamen Johann; aber von einem harmonischen Gesammteindruck des Romans kann kaum die Rede sein.

Gustav Kühne

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Im großen Schlachtenmuseum von Versailles fehlen die Schlachten von Leipzig und Belle-Alliance; in der Poesie der Franzosen bisher alle Gedichte, in denen ihre Gegner gefeiert werden. Es verstößt dies gleichsam gegen das nationale Dogma und seine stricte Observanz. Wie viel kosmopolitischer ist das deutsche Volk, ist die deutsche Poesie! Mit welcher Begeisterung haben unsere Poeten den großen Napoleon verherrlicht, der doch für Deutschland nur eine große Gottesgeisel gewesen! Heine und Zedlitz haben Romanzen gedichtet, welche componirt und von allen deutschen, männlichen und weiblichen Pianoforte-Singletons, von allen Liederkränzen und Gesangvereinen mit warmer Hingabe vorgetragen wurden! Ein preußischer Lieutenant, Herr von Gaudy, dichtete Kaiserlieder, deren Held der französische Imperator war; ja selbst Humoristen wie Saphir geriethen in eine pathetische Stimmung, wenn sie des Prometheus auf St.-Helena gedachten, wurden der Fahne des Wortwitzes untreu und dichteten auf den großen Gefangenen im Ocean eine elegische Ränie.

In neuester Zeit ist freilich der nationale Geist in Deutschland reger geworden; kein Poet darf in seiner olympischen Unparteilichkeit so weit gehen, ihn zu ignoriren. Während die Befreiung Schleswig-Holsteins erwiesenermaßen durch 380 Poeten gefeiert worden ist, während schon lange vor der kieler Preisausschreibung Geibel, Rodenberg und andere namhafte Dichter das meerumschlungene und stammverwandte Bruderland und seine Kämpfe verherrlicht hatten, wagte bisjetzt noch kein deutscher Dichter, seine Lyra zu Gunsten der Dänen zu stimmen und den heldenmüthigen Vertheidigungskampf des zähen Inselvolks zu besingen. Doch schlägt der Kosmopolitismus immer wieder durch in Deutschland — und wer weiß, was in der Zukunft geschieht! Gegenwärtig könnte nur ein Epiker in objectiver Darstellung der Ereignisse den nationalen Gegnern gerecht werden! Doch wo bleiben die Epiker des letzten schleswig-holsteinischen Feldzugs? Schlummert denn Scherenberg? Prinz Karl und Wrangel, Düppel und Alsen — das sind ja Themata für seine martialische, schnanzbärtige Bataillenpoesie, wie er sie nicht besser vom Himmel erflehen konnte! Wir sehen schon, wie seine Muse den Rolf Krake durch seine Jamben trotz aller Hindernisse hindurchdngirt!

Unsere Nachbarn jenseit des Rhein sind aber in ebendemselben Grade, in welchem wir patriotisch-nationaler werden, kosmopolitischer geworden. Die Beschäftigung mit deutscher Literatur und Poesie hat überhaupt eine dem deutschen Volke sympathischere Stimmung hervorgerufen. Namentlich charakterisirt diese Stimmung eine Gruppe von Poeten, als deren kritischer Stimmführer Thalès Bernard betrachtet werden kann. Es sind die Dichter, welche zugleich die Poesie Frankreichs, die Poesie der Provinz vertreten gegenüber der Hauptstadt, welche bisher allen Geist, alles Leben, alle Kunst des ganzen Landes zu absorbiren glaubte; es sind die Vertreter einer poetischen Gironde, welche gegen den pariser Musenberg eine gesinnungsvolle Opposition machen. Einer der Begabtesten unter ihnen ist Achille Millien, der früher mit kleinern idyllischen Gedichten, mit „Chants agrestes" debutirte, neuerdings aber eine größere Sammlung veröffentlicht hat, in welcher die verschiedensten Tonarten angeschlagen werden: „Les poëmes de la nuit. Humouristiques. Paulo majora" (zweite Auflage, Paris 1864). Der Einfluß deutscher Lyrik ist bei diesen Gedichten sowenig wie bei den Gedichten von Thalès Bernard zu verkennen. Das Bestreben, einfache Klänge der Empfindung anzuschlagen, charakterisirt namentlich „les poëmes de la nuit", unter denen das erste Notturno einen, man könnte sagen symphonischen Charakter hat. Andere Gedichte, die mehr poetische Situationsbilder sind, erinnern wieder an Victor Hugo, dessen Einfluß auf die französische Lyrik ein so durchgreifender ist, daß selbst die Talente, die sich von demselben zu emancipiren suchen, unwillkürlich unter seinem Banne befangen sind. Es finden sich Strophen, in denen man sich veranlaßt fühlt, in den „Feuilles d'automne" oder den „Chants du crépuscule" nachzuschlagen — so nahe gen sie an die Strophen des großen französischen Dichters. Auch die politische Lyrik ist vertreten, freilich nicht durch gegen den Imperialismus Front machende Gedichte, sondern durch odenartige Apostrophen an Polen und Irland, denen nicht an Schwung fehlt.

Doch dasjenige Gedicht, weshalb wir die Sammlung Millien's an dieser Stelle erwähnen als einen Beleg für den absterbenden Kosmopolitismus des französischen Geistes, für die poetische Ablehnung einseitiger nationaler Vorurtheile, feiert einen deutschen Poeten. Auch das würde nicht einmal den Reiz der Neuheit haben, indem Thalès Bernard u. a. sogar eine poetischen Verherrlichung deutscher Mitstrebender vorangegangen ist, wenn dieser Poet entweder zu unsern Unsterblichen gehörte oder sich mindestens auf neutralem Boden bewegte. Beides ist aber so wenig der Fall, daß er einer jener deutschen Dichter der Befreiungskriege ist, welche zum Schwert griffen, als es galt, die französische Gewaltherrschaft abzuschütteln, ja der als der Tapfersten einer im Kampfe mit den Franzosen erlag. Es ist der Dichter von „Leier und Schwert", Theodor Körner, für den Millien seine Harfe stimmt — und gerade halb kann dies Gedicht als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden. Manche werden darin vielleicht nur eine poetische Spielerei sehen; uns beweist es, daß die Franzosen deutscher und deutscher empfinden lernen, daß in ihr rigoroses Nationalitätsdogma allmählich eine Bresche geschossen wird. Man vergleiche das Rheinlied des genialen Alfred de Musset mit diesem Kinde Achille Millien's — und man wird den Fortschritt der Zeit erkennen. Das denkwürdige Gedicht lautet:

Théodore Kœrner.

Il tomba tout sanglant en un jour de bataille,
Le mousquet à la main, l'œil calme, le cœur fort,
La mort autour de lui planait dans la mitraille:
Se dressant de toute sa taille,
Il vit sans peur venir la mort.

C'est le plomb d'un Français qui fit pencher sa tête,
Qui fit blêmir sa lèvre et sa veine tarir:
Moi, Français, devant lui je m'incline et m'arrête,
Car il mourut comme un poëte
Et comme un soldat doit mourir!

Car il avait au sein un de ces cœurs qu'enflamme
L'enthousiasme pur, l'héroïsme pieux;
Car le souffle divin avait mis dans son âme
Cette mystérieuse flamme
Qui fait les hommes glorieux.

Ame qu'un vil instinct n'avait jamais flétrie!
Avec ses chasseurs noirs dans l'espace emportés,
Quand il frappait le sol de sa terre chérie,
Son amour était sa patrie,
Et sa muse la liberté!

Poëte aimé des cieux, je l'admire et l'envie;
J'ai des chants pour son nom, mais je n'ai pas de pleurs
Pas de pleurs au héros fier de donner sa vie
Pour sa nation asservie,
Qu'il veut arracher aux malheurs!

Vieux chêne de Wobblin, veille bien sur sa tombe;
Couvre-la comme un dais qui protége un autel!
Toutes les fois qu'ainsi le poëte succombe,
C'est dans la lumière qu'il tombe
Pour se relever immortel!

Uebrigens ist Achille Millien weder ein schüchterner Au-
r, der sich solcher Ketzereien allenfalls schuldig machen
e, noch ein Dilettant, dem das große Publikum nicht so
n auf die Finger sieht und der gegen ein nationales Vor-
il sündigen dürfte, weil sich die Nation nicht um ihn be-
nert. Er ist ein poëta laureatus der französischen Akade-
und wie gering man auch über Akademien und die von
ertheilten Auszeichnungen denken mag, um einen solchen
zu erhalten, muß er mindestens ein Beherrscher der über-
en Kunstformen sein und wird jedenfalls der Aufmerksam-
er in Bezug auf ihre großen Institute noch immer pietät-
t Nation bei allen seinen poetischen Leistungen gewiß sein.
er ist mehr als ein poëta laureatus, er ist ein talent-
Dichter.

Italienische Lyriker.

der sich über die in Deutschland noch wenig gekannten Schätze
euern italienischen Lyrik orientiren will, dem empfehlen
olgende Sammlung: „Poesie di illustri Italiana con-
ranei scelte e ordinate di *F. Bosio*" (erster Band, Mai-
1865). Der Director des Nationalcollegiums oder Gym-
ns zu Turin gibt hier, um die jetzt lebenden Dichter
ns kennen zu lernen, eine Auswahl von deren Dichtungen;
d nach den Provinzen geordnet, welche jetzt das König-
Italien bilden, nebst dem Venetianischen und dem Kirchen-

Man sieht hier, daß es eigentlich die Lyrik ist, welche
alienischen Dichter beschäftigt. Am meisten werden ge-
Mamiani, der unter Pius IX. Minister, dann Professor
rin, später auch dort Minister war, ebenso Manzoni in
nd, der Verfasser der „Verlobten", und Maffei. Außer-
ommaseo, Grossi, Rossetti, Giusti, Mercantino und Prati
Nicolini. Von Dichterinnen im Piemontesischen macht Frau
Molino-Colombini den Anfang, deren Leben in der
zeitung" von Diezmann in Leipzig mitgetheilt ist, dann
Sanio, Frau Arbarello u. a. m. Im Neapolitanischen
den ersten Rang ein die Gemahlin des berühmten
zelehrten Mancini, welcher, weil er der von dem Könige
and II. selbst gegebenen Constitution nach der Reaction
ieb, wie der Baron Poerio, der Herzog von Castromediano-
g u. a., die zum Tode oder zu lebenslänglichem Ge-
se verurtheilt wurden, sich nur durch die Flucht vor glei-
Schicksale retten konnte. Er wurde bald als Professor
lkerrechts an der Universität zu Turin sehr beliebt, als
chneter Advocat gesucht und als juristischer Schriftsteller
n Auslande geachtet, worüber man sich nur auf das
nusers gelehrten anerkannten Sachverständigen Mitter-
berufen darf; er wurde Minister des öffentlichen Unter-
ind ist jetzt als Abgeordneter im italienischen Parlamente
beste Redner gefeiert. Seine Gemahlin, deren Bildniß
s die „Modezeitung" Deutschland bekannt gemacht hat,
im älterlichen Hause eine so sorgfältige Erziehung, daß
m jahrelang an das Krankenlager gefesselten Vater aus
acitus und andern Classikern vorlesen konnte. Ihre Ge-
ind daher kein leeres Wortgeklingel, um so mehr, da
feuriger Vaterlandsliebe beseelt ist. Dabei darf man
ht an einen Schöngeist denken, den das Witzwort als Blau-
bezeichnet, sondern sie hat zehn Kinder so trefflich erzo-
ß ein Sohn bereits vor Gokta die Tapferkeitsmedaille als
erhalten hat, eine Tochter aus der deutschen Sprache
t, die andere im Gesang und Harfenspiel ausgezeichnet
eine dritte, obwol noch Kind, mit Glück zu improvisi-
sucht. Dabei ist Frau Laura Beatrice Mancini, geb.
noch auf den Hofbällen eine liebliche Erscheinung und
macht in ihrem gastlichen Hause die liebenswürdigste Hausfrau.
Der Herausgeber dieser Dichterproben hat übrigens dem Le-
ser nicht mit seinem Urtheil vorgegriffen, sich aber durch die
zweckmäßige Ordnung ein großes Verdienst erworben, in wel-
cher er die jetzt in Italien lebenden Dichter und Dichterinnen
vorführt.

Bibliographie.

Die Aufgabe und Stellung der heutigen Burschenschaft. Eine Festgabe zum 50jährigen Burschenschaftsjubiläum. Von einem Burschenschafter. Jena, Deistung. Gr. 8. 8 Ngr.

Beethoven, L. van. — 83 neu aufgefundene Original-Briefe Ludwig van Beethovens an den Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erzbischof von Olmütz K. H. Herausgegeben von L. Ritter v. Köchel. Wien, Beck. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Behandlung der Presse in Nassau. Auf Beschluß des Deutschen Journalistentages herausgegeben. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Cremer, H., Ueber die Wunder im Zusammenhange der göttlichen Offenbarung. Vortrag. Barmen, Langewiesche. 8. 4 Ngr.

Diemer, J., Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur. 5ter Thl.: Geschichte Joseph's in Aegypten. Deutsches Gedicht des 11. Jahrhunderts. Wien. Lex.-8. 23 Ngr.

Fabri, F., Zeit und Ewigkeit. Eine Betrachtung aus dem Gebiete religiöser Spekulation. Barmen, Langewiesche. 12. 12 Ngr.

Geiger, A., Das Judenthum und seine Geschichte. 2te Abth. — A. u. d. T.: Das Judenthum und seine Geschichte von der Zerstörung des zweiten Tempels bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Nebst einem Anhang: Offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Holtzmann. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr.

Genf unter James Fazy. Rückblick auf die Geschichte des Canton Genf seit Anfang dieses Jahrhunderts. Zum Verständniss der jetzigen Wirren. Berlin, Stilke u. van Muyden. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Goldschmidt, W., Fragmente. Berlin, Stilke u. van Muyden. 16. 24 Ngr.

Hagen, E., Cranford. Frei nach dem Englischen. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 24 Ngr.

Hahnemann, C. F., Luther und sein Auftreten als Reformator im Hinblick auf unsere Zeit. Jena, Deistung. 8. 10 Ngr.

Henke, T., Maienblätter. Gedichte. Löbau, Walde. Gr. 16. 10 Ngr.

Holstein oder Venetien, die Wahl und die Qual Oesterreichs. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Höpfner, E., G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 10 Ngr.

„Kein Schaffot mehr!" Ein Votum gegen die Todesstrafe zugleich als Anregung zur Bildung eines deutschen Vereins zur Abschaffung der Todesstrafe von F. C. D. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 6 Ngr.

Klitsche de la Grange, Antoinette v., Die Bestalin und der Gladiator. Ein römisches Sittengemälde zu Ende des ersten Jahrhunderts. Aus dem italienischen Manuscript übersetzt vom Einsiedler von Ovindoli. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Koester, H., Ulrich von Hutten. Trauerspiel. Berlin, G. Reimer. 8. 15 Ngr.

Lukretius Karus, T., Das Wesen der Dinge, metrisch übersetzt von G. Bossart-Oerden. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Maurenbrecher, W., Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—1555. Nebst einem Anhang von Aktenstücken aus dem spanischen Staatsarchiv von Simancas. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. Historischer Roman. 2te Abth. Der große Kurfürst und sein Volk. 4 Bde. Leipzig, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 2ter Bd. Von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 Thlr.

Nitzsch, C. J., D. Rudolf Stier als Theologe. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 3½ Ngr.

Schulze und Miller in Sibirien. Humoristische Reise und Jagdabenteuer der beiden berühmten Reisenden. Würzburg, Julius. 8. 10 Ngr.

Stahr, A., Bilder aus dem Alterthume. (III.) — A. u. d. T.: Römische Kaiserfrauen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Strackerjan, L., Schule und Haus. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tschischwitz, B., Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakspeares. Halle, Buchh. des Waisenh. 8. 15 Ngr.

Wendal, S. J. F., Victorin oder das Duell. Das Testament. Zwei Erzählungen. Aachen, Cremer. 8. 12½ Ngr.

Wetherell, Elisabeth, Das schwarze Hühnchen. Aus dem Englischen übertragen von F. E. Drechsler. Leipzig, Wilfferodt. 16. 6 Ngr.

Widmann, J. B., Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel. Winterthur, Lücke. 8. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoristischer und poetischer Reise-Begleiter nach England, Schottland und Irland. Berlin, Behr. 8. 24 Ngr.

— — Humoristische Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtstube. XI. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche. 1ster und 2ter Bd. Köln, Bachem. 8. à 20 Ngr.

Zimmermann, R., Die Sprache und ihre Entwickelung. Grimma, Gensel. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Jedes Bändchen einzeln cartonnirt 10 Sgr.

Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock.
Das hessische Land und Volk. Von Emil Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelie Buddeus.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Becker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Becker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von Nikolaus Becker.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.
Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne. Zweite Auflage.
Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne. Zweite Auflage.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berneck.
Schweizerfahrten. Von Ernst Keil.
Harzbilder. Von Heinrich Pröhle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Vorstehende Schriften eignen sich trefflich zur unterhaltenden und belehrenden Lectüre auf Reisen und sind zugleich, wie schon die Namen der Verfasser darthun, von solchem literarischen Werthe, dass sie aufbewahrt zu werden verdienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HANDBUCH DER NEUERN UND NEUESTEN FRANZÖSISCHEN LITERATUR
FÜR DEN SCHUL- UND PRIVATUNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN VON
KARL GRÆSER.

In zwei Bänden. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr. Geb. in einem Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Herausgeber, Verfasser einer Reihe allgemein bekannter und geschätzter Lehrbücher, bietet in diesem Handbuch eine Auswahl aus den Werken der besten Dichter und Prosaisten Frankreichs seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, die in jeder Hinsicht den Zwecken des Unterrichts entspricht und jugendlichen Lesern reinen und anziehenden Lesestoff liefert. Eine ebenso nützliche als interessante Zugabe sind die voranstehenden literarischen und biographischen Notizen über die Autoren der aufgenommenen Lesestücke.

Für Engländer erschien das Werk unter dem Titel:
A THESAURUS OF FRENCH LITERATURE SUBSEQUENT TO THE GREAT REVOLUTION. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction, and for private reading. By CH. GRÆSER. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen
in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.
Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, splendid ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem soeben erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der speculativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters
Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**
Zweiter Band.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der im vorigen Jahre erschienene erste Band dieser Sammlung, enthaltend die Gedichte Walther's von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, hat vom deutschen Publikum mit so lebhaftem Beifall aufgenommen, dass die Auflage bereits nahezu vergriffen ist. Gleich günstige Aufnahme darf für den zweiten Band erwartet werden. Das epische Gedicht Kudrun, der der mittelalterlichen deutschen Poesie angehörend, wie die Frische des Frühlings mit der Farbenpracht und Fülle Sommers, und mit Recht sagt man, das Nibelungenlied halte sich zur Kudrun ähnlich wie die Ilias zur Odyssee. Geachtet des Umfangs von 26 Bogen ist der billige Preis 1 Thlr. auch für diesen Band beibehalten worden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Siebenbürgen
und die österreichische Regierung
in den letzten vier Jahren.

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer wichtiger Beitrag zur Erörterung des Verhältnisses Siebenbürgens zu Ungarn und zum österreichischen Gesammtstaat in Bezug auf die schwebenden Verfassungsfragen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 27. Juli 1865.

halt: Berthold Auerbach's neuer Roman. Von Rudolf Gottschall. — Zur Stoff- und Kraftfrage. Von Julius Frauenstädt. — deutscher Historiker. Von Heinrich Rückert. — Heinrich Simon. — Feuilleton. (Der französische Uebersetzer von Schiller's „Räubern"; Ein neue englische Revue; Die politischen Ideen des Nikolaus von Cues.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Berthold Auerbach's neuer Roman.

der Höhe. Roman in acht Büchern von Berthold uerbach. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1865. 8. Thlr.

Wir haben uns stets gegen die aufdringliche Dorfjichtenliteratur erklärt, welche durch die rusticale Stalldüngung poetische Blumen von ganz besonderm Arom rzeugen glaubte. Wir haben diese zu einer großen l dicker Bände angewachsene Dorfgeschichtenliteratur, elcher jedes Begebniß des bäuerlichen Lebens mit vieBehagen breitgetreten wurde, stets nur für eine Verng der Mode gehalten, indem der ganze geistige Aufdieser Dorfmenschen etwas Kokettes, Unwahres und lnwiderndes hatte und, wo er sich in plumper Naivetät , das ästhetische Gefühl verletzte.

Mit ganz andern Augen darf man ein Werk betrachin welchem das Dorfgeschichtliche nur im Contrast andern Verhältnissen zur Geltung kommt, nur im nsatz gegen das Salon- und Hofleben; ein Werk, in em das Ländliche nicht gewaltsam zu unnatürlicher utung emporgetrieben, sondern nur für Naturen von Bildung ein erquickender Lebensquell wird, in dessen he sie untertauchen, um sich innerlich zu verjüngen. Ein solches Werk ist der vorliegende Roman von Auerjedenfalls die geistvollste Production dieses Autors, gen von einer stets auf das Große und Ganze gen, im edelsten Sinne pantheistischen Weltanschauung, an innigem Naturgefühl, an tiefgreifenden Reflexioan lebensvollen Schilderungen, und nur hin und wieeschädigt durch das, was wir einen forcirten Reas nennen möchten.

Der Titel des Romans ist von dem Autor sehr glückewählt; denn auch sein Talent befindet sich in dem„auf der Höhe".

Doch auch sonst ist der Titel nach allen Seiten hin nend. Auf der Höhe der Berge, im freien Hauch großen und schönen Natur, mitten im frischen Volksder Bergbewohner spielt ein Hauptheil der Handein anderer „auf der Höhe" des Lebens in fürstlichen Lebenskreisen, in den Kreisen des Hoflebens und der höchstgestellten Beamtenwelt. Das ganze Werk aber bewegt sich „auf der Höhe" einer Weltanschauung, deren Vertreter der Leibarzt und die büßende Irma sind, einer Weltanschauung, für welche das Einzelgeschick gleichsam im allgemeinen Leben aufgeht und zerrinnt!

Was die eigentliche Erfindung betrifft, so ist sie weder eine reiche noch überall eine glückliche, aber doch eine ineinandergreifende, welche ganz geeignet erscheint, den geistigen Inhalt des Werks zu tragen. Auerbach besitzt nicht das Talent, durch Ueberraschungen zu blenden oder eine fieberhafte Spannung hervorzurufen; wol aber weiß er für seine Personen und dadurch für die Handlung zu interessiren; das durchgängige Gleichmaß der Darstellung sticht vortheilhaft gegen die romantischen Uebereilungen ab, zu denen sich Freytag im dritten Bande seiner „Verlorenen Handschrift" fortreißen ließ.

Der Gang und Inhalt des Romans ist ein durchaus einfacher, die eigentliche Heldin desselben ein Hoffräulein Irma, welches sich, obgleich mit der Königin befreundet, doch durch die Leidenschaft und Genialität des Königs, wie durch die eigene Liebe verleiten läßt, ein Verhältniß mit demselben einzugehen. Die Nachricht hiervon bringt ihren Vater, den liberal gesinnten Sonderling Grafen Eberhard, ins Grab; er stirbt mit einem Fluche, den er dem ungerathenen Kinde auf die Stirn schreibt. Irma sucht den Tod; doch ihr Selbstmordversuch im See wird vereitelt. Gerettet von der Bäuerin Walpurga, der frühern Königsamme, beschließt sie, ähnlich wie Hermione im „Wintermärchen", für todt zu gelten und im einsamen Bauernhaus auf der Höhe ihre Tage zu beschließen. Ihr Tagebuch wird uns mitgetheilt, das Tagebuch einer unkirchlichen Magdalene, einer pantheistischen Büßerin. Erst kurz vor ihrem Tode lüftet sie den Schleier, der sie verhüllt, und stirbt dann hoch oben auf der Alm, versöhnt mit der Königin, die zu ihr geeilt.

Die zweite Hauptheldin des Romans, den mehr dorfgeschichtlichen Theil desselben beherrschend, ist die Bäuerin Walpurga, welche am Hofe unschuldigerweise in den Verdacht geräth, um das Verhältniß des Königs zu Irma

besessen hatte, mußte, wir wissen alle sehr wohl warum, einer weniger kritischen als absolut negativen Auffassungsweise weichen, die sich von selbst von der Gegenwart, wo sie bis zu einem gewissen Grade berechtigt war, auf die Vergangenheit übertrug, indem sie dieselbe stillschweigend oder ausdrücklich für die Gegenwart verantwortlich machte. Die ausgesprochenste Subjectivität ist bei Schlosser und Rotteck, wie allgemein bekannt, nicht blos zugegeben, sondern als eigenthümlicher Vorzug, ja als die echte und richtige Haltung der Historiographie gepriesen worden. Schade nur, daß diese Subjectivität so kurzlebig in ihren Wirkungen ist. Denn kaum tritt sie in die Welt, so stellen sich ihr von allen Ecken und Enden andere Subjectivitäten entgegen, die dasselbe absolute Recht wie sie beanspruchen. Wie weit ist heute der politische Standpunkt Schlosser's oder Rotteck's überholt! Wie vornehm sieht unser eigentlicher Radicalismus auf Rotteck's constitutionellen Liberalismus herab als auf das Evangelium der philiströsen Bourgeoisie, von Schlosser ganz zu schweigen, der nur als ein mürrischer Sonderling, als ein sauertöpfischer, zopfiger Bücherwurm gilt.

Loebell hat selbständig den Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der Weltgeschichte neben der ihm doch recht eigentlich zugehörenden Becker'schen gemacht, aber es ist nur bei dem Versuche, bei einem ersten Bande geblieben; dieser erste Band, der 1846 erschien, setzt ein gewähltes Publikum als die Becker'sche „Weltgeschichte" voraus, ohne das Princip der populären Darstellung aufzugeben. Zehn Jahre später wäre vielleicht eher Raum für eine solche Arbeit gewesen, aber unmittelbar vor der Revolution von 1848 mußte sie der Parteistimmung und Leidenschaft gegenüber, die sich alles eher als unbefangene Würdigung der Vergangenheit gefallen ließ, spurlos verschwinden.

Unbedenklich darf man neben die genannten universalhistorischen Arbeiten die Vorlesungen über die „Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode" stellen, wovon zwei Bände noch bei Lebzeiten des Verfassers erschienen sind, Klopstock und Wieland enthaltend, und der dritte, Lessing, soeben aus seinem Nachlasse von A. Koberstein herausgegeben wurde. Alle Vorzüge einer reifen Bildung und des unmittelbaren Lebens in einer Entwickelungsperiode des deutschen Geistes, wo dieser nicht blos zur Production großer Kunstschöpfungen, sondern auch zu ihrem Verständniß günstiger angelegt war, als es die Gegenwart sein kann, treten an dieser in der gewohnten Schlichtheit und Anspruchslosigkeit gebotenen letzten Gabe Loebell's für jedermann deutlich heraus, der, wie sich eigentlich von selbst verstehen sollte, noch ein wirkliches reines Interesse für Belehrung und Erkenntniß mitbringt. Die subjective Kritik der Gegenwart wird sich natürlich ebenso wenig damit befriedigt erklären, wie mit der ganzen Haltung eines Historikers, der seinen höchsten Ruhm in Pietät und Objectivität setzt. Uebrigens erhalten diese Vorlesungen durch die reichen Excurse, die sich an sie schließen, auch einen hohen wissenschaftlichen Werth. Sie sind mit derselben Feinheit und Freiheit der Forschung erfüllt, der die Untersuchung im „Gregor von Tours" auszeichnet, und dabei von der gefälligsten, lesbarsten Form.

Wir wären den Verfassern dankbar gewesen, wenn sie uns Loebell auch als Docenten geschildert hätten. In dieser Hinsicht ist sein Verdienst sehr hoch anzuschlagen, wenn es schon, wie sich leicht begreifen läßt, wenigen das Bewußtsein des großen Publikums gedrungen ist. Loebell war, um aus eigener Erfahrung es auszusprechen, ein vortrefflicher Docent wie wenige. Im Besitze einer anziehenden Darstellungsweise, der Form des Andern vollkommen mächtig, wirkte er noch mehr als durch die zwar anerkennenswerthen, aber doch mehr äußerlichen Gaben durch die innere Wärme und Hingabe an den Stoff, mochte dieser rein geschichtlicher oder literargeschichtlicher Art sein. Beinahe dürfte er in letzterm Zweige noch nachhaltigere Wirkung geübt haben als im ersten, wo die Polemik und Erregtheit des Tags, die natürlich auch die studirende Jugend erfaßt hatte, sich von der ruhigen und leidenschaftslosen Art des Lehrers mitunter eher zurückgestoßen als angezogen fühlte. Hat er auch keine Schule gegründet, so hat er desto weiter und fruchtbarer auch auf solche gewirkt, die ohne seine Persönlichkeit schwerlich eine historische Vorlesung besucht haben würden.

Heinrich Rückert.

Heinrich Simon.

Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Johann Jacoby. Zwei Theile. Berlin, Springer. 1865. 8. 2 Thlr.

Unsere Geschichtschreibung ist erbärmlich, weil es an Biographien fehlt; diese sind componirt, statt objectiv. Wenn ein Menschenleben von Tag zu Tag vorliegt in seinem Thun und Denken, soweit das an äußerlichen Momenten darstellbar ist, so gibt mir dies eine bessere Einsicht in die Geschichte der Zeit als die beste allgemeine Darstellung derselben.

Dieser Ausspruch Heinrich Simon's ist dem vorliegenden Werke statt Vorrede mit auf den Weg gegeben. Wenn es hätte in der That schwerlich einen passendern Geleitschein in die Oeffentlichkeit erhalten können. Wenn wir auch das harte Urtheil über unsere Geschichtschreibung und den Mangel an Biographien zu unterschreiben kaum Bedenken tragen, so sind wir doch über den hohen Werth der letztern mit Simon völlig einverstanden und stimmen auch zu, daß es unserer Literatur allerdings an einer Art Biographien noch immer mangelt, nämlich an Biographien politischer Charaktere, weil es uns selbst bis in die jüngste Zeit an politischen Charakteren selber mangelt hat. Denn was sich früher bei uns mit Politik befaßte, das gehörte den Reihen des Beamtenstandes an. Selbst der unvergeßliche Stein war nicht ganz frei von den Einflüssen dieser Stellung. Hier aber haben wir es mit der Biographie eines politischen Charakters zu thun, welcher die Wurzeln und Bedingungen seines Wesens und Wirkens durchaus im Volke fand und der seinen Platz als Beamter nahm, um Bürger bleiben zu können, und er es seiner vorgesetzten Behörde gegenüber selbst

chen hat. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, dürfte
on's Biographie wenige Mitbewerber um die Theil-
ne der Lesewelt besitzen. Hiermit ist aber zugleich auch
esprochen, daß Simon's Stellung eine der Staats-
rung gegensätzliche, wenn nicht feindliche war, und
bei dem gegenwärtigen erbitterten Parteikampfe in
ißen die royalistische und feudale Partei sich theil-
los von dem Buche abzuwenden geneigt sein wird.
n offenbart sich eine der traurigsten Seiten unserer
wärtigen Lage, welche deutlich beweist, daß wir noch
nicht zu einem wahrhaften Verfassungsleben durch-
ngen sind. Unwillkürlich werden wir dabei an den
Cobden's erinnert. Wie anders dort! Nicht nur die
igenossen, sondern selbst die Gegner ehrten sich, in-
sie das Andenken eines politischen Charakters ehrten
seine nationale Bedeutung anerkannten.
uch in der vorliegenden Biographie sind wenigstens
nfänge einer bessern Praxis verzeichnet, welche dar-
daß auch bei uns die hervorragenden Geister sich
die Verketzerung um politischer und religiöser Glau-
ekenntnisse willen zu erheben beginnen. Simon stand
ch zu seinem Onkel, dem bekannten Geheimrath Hein-
Simon in Berlin, in erklärtem politischen Gegensatze,
och hingen sie bis zum Tode in gegenseitiger Hoch-
ng und Liebe aneinander. Es ist wahrhaft rüh-
wie der alte Onkel noch kurz vor seinem Tode dem
il lebenden Neffen schreibt (I, 43 fg.):

o dankbar ich dir für deine ermuthigenden Zuschriften in
Zeit gewesen bin, so ist doch dies nicht der Grund, warum
h in diesen letzten Tagen fortwährend mahnt, dir zu
n. Soll ich aufrichtig sein, es ist eine unwiderstehliche
magnetische Kraft, die mich zu dir zieht. Es ist seltsam!
llem Bewußtsein erkenne ich die mächtige Meinungsver-
heit, die in den zwei wichtigsten Rücksichten, im religiö-
politischen Moment, uns scheidet, die mich deine An-
und deine Handlungsweise verurtheilen läßt; und den-
üßte ich keinen Mann, der solch einen Quell des Lebens
h gehabt als du. Was mich besonders an dich zieht,
Erkenntniß, daß du mich vollständig ergänzest, diejeni-
genschaften besitzest, die mir ad bene esse fehlen. Nun,
enerer Sohn, laß uns einander lieben bis ans Lebensende.

ne ähnliche gegenseitige Anerkennung trotz politischer
schaft zeigt uns Simon's Begegnung mit Radowitz
er Schweizerreise, allerdings vor 1848. Wenn es
ist, daß der sittliche Charakter die unentbehrliche
lage eines jeden wahrhaften politischen Charakters
warum sollen dann nicht auch Gegner diesen sitt-
Charakter ineinander erkennen und schätzen? Die
nde Biographie ist ganz dazu angethan, dieser
ugung in weitesten Kreisen Bahn zu brechen, und
sich daher mit Recht auch in diesem Sinne als
edenkbuch für das deutsche Volk" bezeichnen. Ge-
rd niemand von Jacoby eine andere als die ent-
ste politische Färbung erwarten; aber er hat sich
s gehässige Ausfälle auf die Gegner oder Verdäch-
derselben gestattet. Seine Darstellung ist so ob-
ls möglich gehalten; er läßt die Thatsachen für sich
eden und überläßt dem Leser, das Facit daraus
selbst zu ziehen. Wie Simon und sein Biograph in dem
vorliegenden Werke die Mannestugend und das ethische
Element überall mit besonderer Freudigkeit anerkennen,
so wird gewiß das von ihnen gegebene Beispiel bei Freund
und Feind immer mehr Nachfolge erwecken.

Selbstverständlich ist Simon's politische Entwickelung
und Thätigkeit überall in den Vordergrund gestellt, neben
derselben jedoch auch sein Familienleben in den Kreis der
Darstellung gezogen, soweit es ohne Indiscretion geschehen konnte. In diesem von gegenseitiger Liebe getragenen Familienleben zeigt sich die gemüthliche Seite von Simon's Charakter in ihrem schönsten Lichte, und der tüchtige und edle Sinn, der die bekanntermaßen ursprünglich jüdische Familie belebte, kann für viele, die vom Christenthum Profession machen, als nachahmenswerthes Vorbild hingestellt werden. Im Gegensatze zu der ausführlichen Behandlung des Familienlebens und des politischen Elements fehlt dagegen das anekdotische, welches gegenwärtig in der Biographie eine so große Rolle spielt, hier fast gänzlich. Einzelne Partien, wie z. B. das Universitätsleben, werden in wenigen Zeilen erledigt, vermuthlich weil sich Simon's akademisches Leben nicht von dem der großen Mehrzahl unterschied, oder weil es an Anhaltpunkten für die Entwickelung seiner politischen Ansichten während dieser Periode gebrach. An andern Stellen ist dem anekdotischen Ausputze augenscheinlich deshalb kein Raum gegeben, um nicht das Privatleben noch lebender Persönlichkeiten an die Oeffentlichkeit zu ziehen; sind doch öfters sogar die Namen derselben nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet oder, wie in dem Kapitel über Simon's Liebe, gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Ueberhaupt ist der Biograph in jeder Beziehung mit Discretion zu Werke gegangen.

Heinrich Simon's Lebensgang ist noch in zu frischer Erinnerung, als daß wir hier einen auszugsweisen Abriß desselben zu wiederholen nöthig hätten. Unsere Leser haben die bedeutungsvollen Momente selbst erlebt, in welche er vorbereitend oder mitwirkend eingegriffen hat — seinen im Jahre 1844 begonnenen Kampf für die Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes, sein mächtig wirkendes „Annehmen oder Ablehnen?" seine Sendung nach Berlin mit der breslauer Märzdeputation, seine Theilnahme am Vorparlament und Funfziger-Ausschuß, seine hervorragende Stellung in der berliner und frankfurter Nationalversammlung, wie endlich seine Betheiligung an der Reichsregentschaft. Mit seiner Flucht nach der Schweiz verschwand Simon allerdings vom politischen Schauplatze und trat auch im Gedächtniß seiner Landsleute theilweise zurück, und eben als er begann, sich der Politik von neuem mit thätiger Theilnahme zuzuwenden, entrissen ihn die Fluten des Wallensees der Welt.

Das Leben eines solchen Mannes, von der liebenden und kundigen Hand des Freundes gezeichnet, bedarf keiner weitern Empfehlung; unter den Gesinnungsgenossen ist es des ungetheiltesten Beifalls gewiß und auch manchem Gegner wird es, wie Simon selbst, mindestens Achtung abnöthigen. Freilich stehen wir noch mitten drin in der Epoche,

in welcher Simon als Parteiführer und Vorkämpfer für die Rechte des Volks seine Rolle gespielt hat, und der von ihm mitgeführte Verfassungskampf ist nichts weniger als beendet. Erst die Zukunft wird daher ein voll[ständ]ig parteiisches und endgültiges Urtheil über Heinrich Sim[on] und seine Biographie zu fällen im Stande sein. H.

Feuilleton.

Der französische Uebersetzer von Schiller's „Räubern".

Es ist bekannt, wie Schiller als Gille, publiciste allemand, das Ehrenbürgerrecht der französischen Nation in einem, von Roland und Danton unterzeichneten Certificat erhielt. Bekannt war Schiller damals in Frankreich durch die „Räuber" geworden, von denen unter dem Titel: „Robert le chef des brigands, imité de l'allemand", im Jahre 1786 eine französische Uebersetzung erschienen war, die aber wegen des revolutionairen Charakters des Stücks von dem pariser Nationaltheater verbannt blieb. Durch die Theaterfreiheit, welche die französische Revolution zur Folge hatte, wurde das Interdict von dem Räuberhauptmann hinweggenommen, und das Stück ging im Jahre 1791 auf dem Théâtre du Marais, Rue Culture St.-Catherine in zahlreichen Vorstellungen in Scene. Eine genaue Angabe der Umänderungen, welche der französische Autor mit ihm vorgenommen und welche, abgesehen von größerer dramatischer Concentration, namentlich darauf hinausliefen, aus den Räubern politische Freiheitsmänner und Vertreter der Menschenrechte zu machen, finden wir in der verdienstlichen Schrift: „Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution. Ein historisches Bild von Karl Richter" (Grünberg, Levysohn, 1865), indem dieser Autor auf der Bibliothèque impériale in Paris die Originalausgabe von „Robert le brigand" und von der Fortsetzung dieses Stücks: „Le tribunal redoutable", aufgefunden hat. Was die Fortsetzung betrifft, die auch den Titel „Robert républicain" führte, so gibt Richter auch von dieser eine genau eingehende Analyse. Trotz der republikanischen Tendenz gerieth der Verfasser des „Robert" in Verdacht allzu gemäßigter Gesinnung und wurde während der Schreckensherrschaft denuncirt. Kühn und mit dem edelsten Muth erklärt nun der Autor in der Vorrede der Ausgabe von 1792: „Diesem Stück werde die Ehre zutheil, denuncirt zu werden... Welche Gefahr dies auch für mich haben könnte in einer Zeit, in der man sowenig das Verbrechen und den Verdacht unterscheidet, so erkläre ich doch, daß ich erwarte, was auch kommen kann; ich werde von heute an immer zu Hause bleiben, weil es mein Charakter ist, nichts zu fürchten, und es in meinen Grundsätzen liegt, nichts Schlechtes zu thun." Diese Erklärung, zu der in der Schreckenszeit ein bewundernswerther moralischer Muth gehörte, muß für den Uebersetzer Schiller's interessiren, und wir sind dem Verfasser des Schriftchens jedenfalls sehr dankbar für die nachfolgenden, bisher unbekannten Aufschlüsse, die Resultate eifriger Nachforschungen: „Lamartellière, der bisher unbekannte Schriftsteller, der französische Bearbeiter der «deutschen Räuber», war selbst ein Deutscher. Er war 1761 im Elsaß geboren, wo seine Familie, die den Namen Schwingenhammer (Schwing den Hammer) führte, seit langem einige erbliche Magistratsämter bekleidete. Unser Dichter hatte, als er in Paris seinen dauernden Wohnsitz aufschlug, seinen schwerfälligen deutschen Namen übersetzt und in Lamartellière umgewandelt. Während seiner Studienzeit in Stuttgart, wohin 1775 der Herzog Karl von Würtemberg die Karlsakademie von der Solitude, deren Mitglied Schiller damals war, verlegt hatte, lernte Lamartellière den jungen deutschen Dichter kennen und bewahrte ihm bis ans Ende seines Lebens ein getreues Andenken. Das nun erklärt wol zunächst das Erscheinen der «Räuber» auf französischer Erde mitten in einer Zeit, die nur das französische Nationalgefühl belebte und «die große Nation» gebar. Lamartellière führte während der Herrschaft des Convents ein stilles, der Poesie ergebenes Leben und wurde erst von dem Directorium aus seiner Einsamkeit wieder hervorgezogen. Man trug ihm die Präsidentschaft der Centralcommission von Aix-la-Chapelle [an], später die Stelle eines Agenten der Künste und Monumente in Belgien. Er lehnte beide Würden ab, weil man in der [ersten] Gesetzwidrigkeiten, in der zweiten geradezu Räubereien an [den] Kunstsammlungen Belgiens von ihm forderte. Erst nach der Restauration trat er als außerordentlicher Steuereinnehmer in Staatsdienste und wurde später als solcher mit 2400 [Fr.] pensionirt. Er starb im Jahre 1830. Mehrere seiner [Ro]manskomödien und Schauspiele: «Les trois Amants», «Le [Te]stament», «Gustave en Darlecarlie» u. a. m. wurden auf [den] pariser Bühnen aufgeführt, konnten sich aber keinen dauernden Beifall erwerben. Sein Stil war stets nachlässig, seine [Cha]raktere schlecht und inconsequent gezeichnet, seine Scenirung [un]wahrscheinlich und holperig. Im Jahre 1799 wurde [im] Théâtre français nach langen Ankündigungen «Kabale und Liebe» von Schiller in einer Uebersetzung Lamartellière's [unter] dem Titel: «L'amour et l'intrigue», aufgeführt und — [ver]pfiffen. Im Jahre 1829 brachte er gleichfalls auf [dem] Theater den Schiller'schen «Fiesco» unter dem Titel: «Fiesque et Doria ou Gênes sauvée» zur Aufführung und errang [sich] mit einen dauernden Beifall, bis das Gouvernement, eine [ver]haften Intrigue gegen den Dichter nachgebend, die Aufführung untersagte und der «Fiesco» von Ancelot an seine Stelle trat. Trotz dieser Mißgeschicke ließ sich Lamartellière in seiner [Ver]ehrung für Schiller nicht stören, fuhr in seiner Uebersetzungsarbeit fort und gab unter dem Titel: «Théâtre de Schiller» (2 Bde.) noch einmal «Kabale und Liebe» und «Fiesco» aus, mit Hinzufügung einer Uebersetzung des «Don Carlos» und — des «Abälino» von Zschokke. In seinen letzten Jahren arbeitete er an einer großen «Geschichte der Verschwörungen», die jedoch nie im Druck erschienen ist. Wie die «Räuber» von Schiller seine poetische Laufbahn eröffneten, so [wa]ren sie auch ein Werk desselben Dichters. Nach der Uebersetzung des «Fiesco» gehörte die ganze Thätigkeit dieses Schriftstellers dem genannten historischen Werke. Schiller wußte wol [nicht] von dem getreuen Verehrer, den er in Paris hatte, aber die deutsche Nation kann ihm immer ein Andenken bewahren."

Eine neue englische Revue.

Unter Leitung von George Henry Lewes, der sich durch seine Biographie Goethe's wie durch seine Novellen am Meeresstrande bekannt gemacht und durch seine [vielseitige] Thätigkeit auf so verschiedenartigen Gebieten die Vielseitigkeit seiner Bildung hinlänglich documentirt hat, erscheint [seit] Mai d. J.: „The fortnightly Review" (London, Chapman Hall; Leipzig, Brockhaus), ein Unternehmen, welches [eine] entschiedene Bereicherung der englischen periodischen [Lit]teratur anzusehen ist. In der ersten Lieferung finden wir [drei] sche Abhandlungen über die englische Constitution, [Re]Erinnerungen an Präsident Lincoln von Conway, einen [Pla]sophischen Dialog über die Atome, zwei Abhandlungen des Herausgeber selbst über „Herz und Gehirn" und über [Fort]folg in der Literatur, die eine aus dem Bereich seiner [Na]wissenschaftlichen, die andere aus dem seiner literarischen [For]schungen. Ueber diese Grundsätze des Erfolges will [er] in einer Folge von Artikeln noch weiter aussprechen. [In] ersten betont er besonders die verkehrte Richtung der [Zeit] als Ursachen des Miserfolgs und hebt mit Recht hervor, [daß] einzelne Autoren auch in untergeordneter Sphäre [Großes] davontragen können, wenn sie darin ein besonderes

ähren, mögen sie an allgemeiner Bildung und feinerm Ge-
ack auch weit hinter manchem erfolglosen Autor zurückstehen.
der That gehört die Specialität zu den Trägern des Er-
s auf den verschiedensten Gebieten. Im allgemeinen aber
n wir, daß Lewes den Erfolg zu überschätzen geneigt ist
zu sehr Variationen schreibt auf den bekannten Satz: Rien
eussit que le succès.

Die politischen Ideen des Nikolaus von Cues.

Die meisten neuern Historiker, welche über die weltlichen kirchlichen Bewegungen und Kämpfe des 15. Jahrhunderts ieben haben, gedenken mit Interesse der politischen Ideen Vorschläge zu einer Reichsreform, welche Nikolaus von (Nikolaus von Cusa als Dechant von St.-Florin in nz Mitglied des baseler Concils, später zu jener Minorität kirchenversammlung gehörig, welche von derselben abfiel sich Papst Eugen IV. unterwarf, der ihn 1448 durch die nung zum Cardinal, 1450 durch die zum Bischof von u belohnte) in seinem während des Concils verfaßten : „De concordantia catholica" niedergelegt hat. Es lt sich mit diesem Buche ungefähr wie mit Dante's Werk Monarchia"; häufig genannt, ist doch sein eigentlicher In- elbst in den Grundzügen zu keiner allgemeinern Kenntniß t. Eine solche zu vermitteln unternimmt die Schrift: „Die chen Ideen des Nikolaus von Cues. Ein Beitrag zur chte der deutschen Reformbestrebungen im 15. Jahrhun- von Theodor Stumpf (Köln, Bachem, 1865). Ein- t durch eine Parallele zwischen Nikolaus von Cues und) von Görres, welche den Standpunkt des Verfassers von rein bezeichnet, gewährt sie einen trefflichen und wie es ausreichenden Einblick in das immerhin bedeutsame Werk der katholischen Eintracht", das, auf mittelalterlichem Bo- wachsen, doch schon in mehr als einer Beziehung den vung der mitteralterlichen Weltanschauung bezeichnet. Der ppunkt des Werks liegt in der Darlegung des Wesens stlichen und weltlichen Gewalt, zu welcher Nikolaus von heils durch mittelalterliche Speculation, theils aber auch die realen Verhältnisse seiner Zeit gelangt scheint. „Die der Einheit in Kirche und Staat ist ihm die Ehe, jene nißvolle, von Gott gewollte, in der Natur begründete, meinsamer freiwilliger Uebereinstimmung und göttlicher ng beruhende unlösbare Vereinigung von Mann und die Christus selbst zum Gleichniß seiner Verbindung mit che gemacht hat und deren Endziel Heil und Seligkeit einten in Gott selber ist. Wie jene Gegensätze natur- ndig sind, so gilt ihm auch die harmonische Vereinigung n als eine unabweisbare Nothwendigkeit; als die con- den Elemente der Einheit aber ergeben sich aus der Idee ei: die gegenseitige freiwillige Uebereinstimmung der und die göttliche Formirung und Bekräftigung, durch das einigende Band erst gebildet wird." Bei der durch- n Anwendung nun auf reale Factoren: Papstthum und at, Kaiserthum und Fürstengewalt, oder Staatsgewalt lt überhaupt, ergeben sich doch mannichfache Klippen, die „Katholische Eintracht" nach dem Urtheil ihres in henden Commentators nicht immer glücklich umschifft. deutungsvollste für uns ist, daß Nikolaus von Cues r göttlichen Einsetzung der Staatsgewalt die freie Zu- g der Beherrschten, neben dem „Element der Nothwen- auch das „Element der Freiheit" als unumgänglich gte. Von seiner freisinnigen Theorie, die in kirchlichen das allgemeine Concil neben, ja über die päpstliche Un- t stellt, ist der nachmalige Cardinal später derart wie- fallen, daß er die verwerfende Kritik, welche Theodor über diesen Theil der „Concordantia" abgibt, selbst nd (wie auch Stumpf schließlich einräumt) über jedes gedehnt hat.

So dankenswerth die Schrift an sich ist, so kann sie doch in keiner Weise als ein Beitrag zur Lösung jetzt obschwebender Fragen betrachtet werden. Was Herman Grimm einmal über Dante's „Monarchie" sagte: „Niemand würde heute mit solchen Beweisketten auch nur eine Mücke festmachen", gilt nicht minder von der „Katholischen Eintracht". Aber anerkennbar bleibt, daß der Dechant von St.-Florin im Vordertreffen seiner Zeit gestanden, zu den hervorragenden Geistern derselben gezählt, wenn auch leider diesen Ruhm als Bischof und Cardinal nicht behauptet hat.

Bibliographie.

Die Osternacht. Ein Gedicht. In 7 Himmeln. Berlin, Lassar. 8. 15 Ngr.

Deutscher Dichtergarten. Organ für die gegenwärtige poetische Literatur unseres Volkes. Redacteure: A. Frenzel und F. Rausch. Jahrgang 1865. Juli—Dezember. 26 Nrn. Frankfurt a. M., Knoch. Lex.-8. 15 Ngr.

Eötvös, Freih. v., Die Nationalitäten-Frage. Aus dem ungarischen Manuscript übersetzt von M. Falk. Pest, Räth. Gr. 8. 1 Thlr.

Fay, T. S., Die Sklavenmacht. Blicke in die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Zur Erklärung der Rebellion von 1860—65. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 15 Ngr.

Heinzelmann, F., Jerusalem in 10 Gesängen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 15 Ngr.

Herrmann, A., Hercules. Ein Heldengedicht in 16 Liedern. Celle, Schulze. 8. 22½ Ngr.

Jacoby, J., Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. 2 Thle. Berlin, Springer. 8. 2 Thlr.

Kliefoth, T., Erwiderung auf die Erklärung der Erlanger Professoren Thomasius, Delitzsch, Harnack, Schmid und Frank vom 4. März 1865. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 6 Ngr.

Knoblich, A., Herzogin Anna von Schlesien. 1204—1265. Erinnerungsblätter zu ihrem 600jährigen Todestage gesammelt. Breslau, Aderholz. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 3ter Bd. Frankreich, Schweiz, Genf. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, A. W., Deutschlands Wiedergeburt. Eine den Hauptzügen nach vollständige Geschichte der deutschen Befreiungskriege. Mit den sie feiernden Freiheits- und Vaterlandsreden Dräseke's. Eine Festgabe zur goldenen Jubelfeier des Siegestages der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1865. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Norden, M., See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der mecklenburgische Patrimonialstaat. Eine culturhistorische Skizze. Magdeburg, Gebhardt. 8. 10 Ngr.

Paul, L., Kant's Lehre vom radicalen Bösen. Ein Vergleich mit der Lehre der Kirche. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Perty, M., Ueber das Seelenleben der Thiere. Thatsachen und Betrachtungen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Pfau, L., Freie Studien. 1ste Lief. Stuttgart, E. Ebner. Gr. 8. 21 Ngr.

Ein Preßprozeß. Zur Beleuchtung der interconfessionellen Zustände in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.

Ratcliffe, J., Abraham Lincoln. Historischer Roman. 1ste Lief. Dresden, Wiencke. 8. 5 Ngr.

Reusch, R., Die nordischen Göttersagen einfach erzählt. Berlin, Schindler. 8. 20 Ngr.

Rogeard, A., Caesariana. Aperçus eines Despoten. 1stes Heft. Prag, Steinhauser. 8. 5 Ngr.

Saffet, Gedichte. 1ste Lief. Lützenkirchen, Büttner. 8. 7½ Ngr.

Schleyer, J. M., Palmen der Heiligen. Die Legende im Gewande der Poesie. 1stes Bdchn. Freiburg im Br., Literarische Anstalt. Gr. 16. 22 Ngr.

Schmeil, R., Sonnenlieder. Leipzig, F. Fleischer. 8. 15 Ngr.

Stifter, A., Witiko. Eine Erzählung. 1ster Bd. Pest, Heckenast. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stimmen der Freiheit. 1ste Sammlung. Königsberg, Hübner u. Matz. 8. 24 Ngr.

Stolberg-Stolberg, Louise Gräfin zu, Die grüne Stube. Berlin, Stilke u. van Muyden. 16. 1 Thlr.

Das philologische Studium in Bonn. Von einem rheinischen Schulmanne. Köln, J. G. Schmitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Sydow, Wilhelmine v., Der Krieg um Schleswig-Holstein, oder Dank in Erinnerung. Ein Epos. Erfurt, Bartholomäus. 1864. 16. 7½ Ngr.

Tegnér, Die Abendmahlskinder. Gedicht aus dem Schwedischen von G. Hilder. Königsberg, Hübner u. Matz. 16. 10 Ngr.

— — Axel. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. Königsberg, Hübner u. Matz. 1864. 16. 10 Ngr.

Walter, F., Aus meinem Leben. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wegele, F. X., Dante Alighieri's Leben und Werke. Neu, vermehrte und verbesserte Auflage. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zur 50jährigen Jubelfeier der Einverleibung der Rheinprovinz in Preußen. Von einem Rheinpreußen. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zum Jubiläum der Deutschen Burschenschaft.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart.

Von

Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses als Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena im Jahre 1858 erschienene, mit allseitiger Anerkennung aufgenommene Werk ist keine ephemere Gelegenheitsschrift, sondern das Resultat vieljährigen Sammelns und Studiums und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätswesen wie zur deutschen Cultur- und politischen Geschichte überhaupt.

Namentlich kann das Werk allen, welche der im August d. J. zu Jena stattfindenden Jubiläumsfeier der Deutschen Burschenschaft beiwohnen oder das Fest im Geiste mitfeiern wollen, als das vollständigste und gründlichste Erinnerungsbuch empfohlen werden, da die Entwickelung der burschenschaftlichen Verbindungen von ihren ersten Anfängen an besonders eingehend darin behandelt ist.

In demselben Verlage erschien:

Geschichte des deutschen Studententhums

von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von Oskar Dolch.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Sammlung von Aufgaben

aus der bürgerlichen, kaufmännischen, technischen und politischen

Rechenkunst

für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten.

Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben von

Dr. Heinrich Gräfe.

Zweite Auflage, mit Rücksicht auf die neuesten Bestimmungen über Maße, Gewichte, Münzen, Cursnotirungen ꝛc. umgearbeitet und vermehrt.

8. Geh. 1 Thlr.

Die Rechenaufgaben Gräfe's, des bekannten Directors der Realschule in Bremen, sind so zahlreich, so verschiedenartig eingekleidet und so mannichfachen Lebensverhältnissen entnommen, daß sie dem Unterrichtsbedürfniß jeder Anstalt genügen. Das Buch fand daher bereits in vielen Schulen Eingang und wird in dieser umgearbeiteten, erweiterten und berichtigten zweiten Auflage gewiß zu noch größerer Verbreitung gelangen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Gegenüber dem unlängst erschienenen Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben", von Wilhelm von Chézy, dem ältesten Sohne Helmina's, verdienen ihre vor wenig Jahren veröffentlichten Memoiren aufs neue der Beachtung des deutschen Publikums empfohlen zu werden.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen ihren interessanten Erfahrungen und Beobachtungen überhaupt ihres Lebens während ihrer letzten Lebenstage, und schon erblindet, einer Nichte in die Feder. Die berliner Verhältnisse zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige Decennien später, die Zustände von Paris unter dem Consulat und Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in Deutschland und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften mit hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit — das verleiht dieser bedeutsamen literarischen Erscheinung eine gewöhnliche Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Perspecti

für bildende Künstler.

Von Otto Gennerich.

Mit 101 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer 28 lithographirte Tafeln enthaltend.

8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

In den bisherigen Werken, welche sich mit der Theorie der Luft- und Linearperspective beschäftigen, sind zwar die Züge dieser Wissenschaft theoretisch entwickelt, doch kann dem Schüler nicht als ein Rathgeber dienen, der ihm in verschiedenen einzelnen Fällen die augenblickliche Anwendung jener Grundzüge erleichtert. Diesem Mangel abzuhelfen hat der Verfasser mit Benutzung seiner eigenen, während einer Lehrthätigkeit gemachten Erfahrungen im vorliegenden Werke versucht, und es bietet dasselbe somit Malern, Bildhauern, Architekten ein besonders brauchbares Hülfsmittel zu Studien. Der Preis des Werks nebst Atlas ist ein mäßig ein sehr billiger.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lord Byron's

Mazeppa, Korsar und Sep

In das Deutsche übertragen

von Wilhelm Schäffer.

8. Geh. 20 Ngr.

Diese neue Nachdichtung dreier der beliebtesten Erzählungen Lord Byron's zeichnet sich ebenso sehr durch Anschluß an das Original wie durch Wohllaut vor den vorhandenen Uebersetzungen aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 3. August 1865.

Inhalt: Neue Dichtungen Friedrich Halm's. Von Rudolf Gottschall. — Zur Stoff- und Kraftfrage. Von Julius Frauenstädt. (Schluß.) — Bámbéry's Reise in Mittelasien. — Patriotische Studien. — Eine neue Dante-Uebersetzung von Karl Witte. Von Theodor Paur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Allerwelts-Shakspeare; Geschichtschreibung und Poesie; Eine englische Tragödie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dichtungen Friedrich Halm's.

Friedrich Halm's Werke. Siebenter Band: Neue Gedichte. Achter Band: Dramatische Werke. Sechster Band. Wien, Gerold's Sohn. 1864. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Die sechs ersten Bände der Werke Friedrich Halm's sind von dem frühern Herausgeber d. Bl. in Nr. 35 f. 1857 ausführlich gewürdigt worden. Friedrich Halm's Muse hat inzwischen unermüdlich fortgeschaffen, unbekümmert um die Gunst der Zeit, mag der Dichter auch persönlich noch sehr über dieselbe verstimmt sein. In der That ist den jüngsten Erzeugnissen nicht dieselbe Theilnahme entgegengekommen wie seiner „Griseldis", seinem „Sohn der Wildniß" und später dem „Fechter von Ravenna". Soll etwa dafür die Theilnahmlosigkeit des Publikums überhaupt gegenüber poetischen Schöpfungen, den Hereinbruch der Prosa in die Poesie, der durch die einseitig realistische Richtung bezeichnet wird, den sich täglich verschlechternden Geschmack verantwortlich machen, wie der Dichter selbst dann zu thun geneigt ist? Gewiß, ein Umblick in nächster Nähe mag bei ihm Bedenken erregen über das Geschick, welchem die deutsche Muse entgegengeht. Publikum und Kritik in Wien zeigen sich sehr befangen von französischen Einflüssen, verhalten sich wenigstens ablehnend gegen ernste, im Geiste unserer classischen Epoche gehaltene Dichtungen und schenken ihren Beifall der prickelnden Boulevardramatik, die jetzt mit ihren zersetzenden Elementen selbst in das Théâtre français eingedrungen ist. Vor den Größen des second empire ziehen viele wiener Aesthetiker den Hut wie vor geistigen Größen, denen sie sich ebenbürtig fühlen; vor einem Augier, Sardou und Feuillet neigen sie die Spitze ihres kritischen Schwerts. Wie geschickt, wie pikant sind diese Dramatiker, und vor allen Dingen — wie erfolgreich! Rien ne réussit que le succès! Ihnen gegenüber verschluckt man ein paar ästhetische Kategorien, die nicht recht passen wollen, und kann man mit der Geschicklichkeit eines Escamoteurs ja gelegentlich wieder zum Vorschein bringen kann, um sie dem deutschen Dichter ins Gesicht zu werfen. Denn ist der circulus vitiosus für die Fata der deutschen Bühnenstücke: Was keinen Erfolg hat, ist ein gefundenes Fressen für die Kritik; was aber die Kritik verdammt, das hat keinen Erfolg! Sollen Dichter von idealem Streben wie Friedrich Halm nicht bei solchen Zuständen die Büchse ins Korn werfen? Wird nicht der künstlerische Adel der Form für einen überflüssigen Luxus erklärt, wenn man ihn nicht gar als eine Versündigung am Genius des Dramas ansieht? Werden nicht oft Stücke mit schülerhafter oder formell gänzlich unreifer Diction über diejenigen gesetzt, in deren sprachlichem Gepräge sich das dichterische Talent unverkennbar ausdrückt? Bewundert man nicht oft das Verschrobene als groß, das Ungeheuerliche als erhaben, das Pikante als wahr, genial, den kecken und dabei doch wohlfeilen Contrast als Probe hoher Kunst und selbst das Abgeschmackte als geistreich? Eine Kritik, die selbst in den Sporenstiefeln der Stürmer und Dränger einherklirrt, sollte ein Maß haben für maßvolle Schöpfungen? Eine Kritik, die selbst amusiren will um jeden Preis, etwas anderes gelungen finden als das Amusante?

Gewiß, es liegt viel Wahres in diesen Fragen, soweniger diese Schilderung auf alle wiener Kritiker zutrifft, unter denen sich tüchtige Kräfte und edle Naturen befinden. Dennoch ist diese ganze Richtung, die in Neu-Wien zur Herrschaft gekommen, nur eine Reaction gegen das Regiment der romantischen Trochäen, welches lange genug die Bretter des Burgtheaters beherrschte, nur ein Sprung in das entgegengesetzte Extrem. Man will jetzt Realismus, Lebenswahrheit um jeden Preis, man will mit den Helden und Heldinnen durchaus sympathisch denken und fühlen; man ruft: Was ist uns Hekuba? Was ist uns die „Ahnfrau" oder der „Stern von Sevilla"? Es ist der Instinct des Modernen, der sich geltend macht, wenn auch einseitig und roh — und das ist eine sehr beherzigenswerthe Seite. Dieser Instinct wirft sich zunächst auf den Stoff, auf die Fabel, und kümmert sich nicht um die Behandlungsweise. Er geht darin zu weit; er verkennt in manchem Stoff das Sympathische, die moderne Fiber; dennoch erfaßt er eine Grundbedingung des modernen Dramas.

Friedrich Halm hat allerdings um so größeres Recht, sich

gegen diese rohe Modernität des Publikums und der Kritik zu wehren, als er selbst wesentlich eine exclusiv-romantische Richtung verfolgt. Es sind viel künstliche Blumen, es ist viel gemachter Putz des Gefühls in seinen Dichtungen; der Hintergrund derselben ist meistens eine sagenhafte Zeit, Urwälder, Bärenfelle, Nebel der Vorzeit, in welche dann die oft kokette Empfindsamkeit nicht recht hineinpassen will. Nur im „Adepten" hat er einen modernen Gedanken behandelt und im „Fechter von Ravenna" die national-patriotische Seite mit einer Energie angeschlagen, welche den allgemeinsten Widerhall weckte. Wie aber seine romantische Richtung dem Modernen, so ist seine künstlerische Bildung dem formlos Rohen und Stoffartigen feind, was wie eine Naturgewalt über unsere Bühnen hereinbricht. Ueber das ästhetische Programm, das er sich selbst gebildet, gibt er in seinen „Neuen Gedichten" mannichfachen Aufschluß:

Gibt Gott Talent, so gibt er auch den Fleiß,
Der's redlich auszubilden weiß;
Und gab er nicht den Fleiß daneben,
So wollt' er auch Talent nicht geben!

Ihn ärgert das unfleißige Drauflosgehen der Massenproduction. Das Talent aber ist ihm die Inspiration:

Wer dichten will, der hab' Talent
Und woll' es nicht forciren;
Er sitz' nur still und schreib' behend,
Beginnt es zu dictiren.

Wir theilen aus dem ästhetischen Katechismus Friedrich Halm's noch einige Aussprüche mit; sie sind sehr lehrreich, denn sie dienen dazu, den idealistischen Standpunkt zu erläutern, welchen der Dichter vertritt und zwar nach zwei Seiten hin: soweit er berechtigt ist gegenüber dem flachen Realismus der Neuzeit, und soweit er unberechtigt ist durch Verleugnung des modernen, unserer Zeit angehörigen Inhalts der Kunst. Friedrich Halm wendet sich zunächst gegen die bornirte Kritik, die ihre eigene Beschränktheit zum Maßstab für künstlerische Schöpfungen macht:

Schönheit liegt im Maß; doch nicht
Was dem Zollstab unermeßlich,
Nicht wofür's an Maß gebricht,
Nur das Uebermaß ist häßlich!

Er wendet sich ebenso gegen die feile Kritik, welche „Lorberkronen dem Esel an den Schwanz bindet". Er nimmt für die Poesie das Recht des schönen Wahnsinns in Anspruch:

Es muß dein Lied, o Dichter, zwar
Besonnenen Verstand bewähren;
Doch darf es, klingt's gleich wunderbar,
Des süßen Wahnsinns nicht entbehren!

Auf den Verstand wiederum legt der folgende Denkspruch den Hauptnachdruck:

Wähnt nicht, daß Geist, wie reich begabt er sei,
Verstand in Kunst und Leben uns ersetze;
Wie hoch der Aar sein Schwingenpaar auch schätze,
Er braucht doch immer Füße nebenbei!

Den Idealismus betont Friedrich Halm in den folgenden Versen:

Kunst sei ganz Wahrheit, aber nur zum Scheine,
Sei ganz Natur, nur mit Geschmack und Wahl,
Ganz Wirklichkeit, nur nicht die platt gemeine,
Kunst sei mit einem Wort denn — ideal!

Ja, selbst die Dorfgeschichtenschreiber huldigen dem Idealismus wider Willen:

Aufs Dorf, ihr Dichter, treibt es euch hinaus,
Ihr sucht nur Praktisches, Reales;
Und kehrt von euerm Jagdzug ihr nach Haus,
Was bringt ihr mit? Doch wieder Ideales!

Soweit kann man die Anschauungen des Autors unterschreiben. Auch wenn er sagt:

Witz dient dem Schlag der Zeitenuhr,
Und Scherz wie Anmuth unterliegt der Mode:
Doch eine ew'ge Form nur kennt die Ode
Und eine die Tragödie nur —

so ist dies, cum grano salis verstanden und auf die allgemeinsten Formgesetze der Aesthetik bezogen, noch zu rechtfertigen. Dagegen erscheint die Anschauung Friedrich Halms als einseitig, verkehrt und unhistorisch, wenn er das abstrakt und rein Menschliche als gleich in allen Zeiten und gleichberechtigt für die künstlerische Darstellung der Gegenwart hinstellt, wenn er das Moderne gewissermaßen mit einer hohlen und nichtsbedeutenden Phrase stempeln will. Da immer noch eine von zahlreichen Autoritäten gegene Kunstphilosophie dieser Weisheit huldigt, da wir in derselben die verhängnißvolle Wurzel einer ziellosen rathlosen Productivität, einer in allen Zeiten und Formen herumdilettirenden Feinschmeckerei sehen, so müssen wir mit aller Entschiedenheit diesen Axiomen zu Leibe gehen, diesen Irrlehren, welche gleichzeitig die Talentlosigkeit zu allerlei formellen Nachahmungen ermuthigen und dazu beitragen, daß die Talente selbst sich zersplittern und verwüsten. Friedrich Halm ruft aus:

Zu fern liegt uns der Stoff; nicht mehr ans Herz
Dringt jener Zeiten Jammer uns und Klage!
Ihr großen Geister, bleibt der Schmerz nicht Schmerz,
Ob Chlamys er, ob Crinolinen trage?

Wir antworten: gewiß bleibt der Schmerz Schmerz, ob einem Hunde auf die Pfoten oder einem Menschen die Hühneraugen getreten wird. Nur darf niemand aus den Schluß ziehen, daß der Hund und der Mensch zwei für die Poesie gleichberechtigte Objecte sind. Der verwundete Philoktet wird ähnliche Schmerzen empfinden wie jeder andere verwundete Krieger im Mittelalter und in der neuen Zeit, und wenn sich die Poesie blos auf Interjectionen zu beschränken hätte, auf die Ach! und Oh! das Stöhnen und Winseln, so würde jener Dichter Friedrich Halm's vollkommen recht haben. Da aber Dichtkunst mit dem Sagen anfängt, mit dem Ausdruck des Schmerzes und zwar mit dem geistigen Ausdruck, wird alsbald auch in der flüchtigsten Fassung schon der Unterschied der Zeiten offenbaren. Und je vergeistigter sich der Schmerz gestaltet, desto schärfer wird der Unterschied hervortreten. Man kann freilich alles ästhetisch zu Allgemeinheiten verflüchtigen, die sich gleich

ie ein Ei dem andern; aber die Dichtkunst kann mit men nichts anfangen, denn sie bedarf des individuellen ebens, und dies ist stets durch die Physiognomie der Zei- n bestimmt.

Dies leugnen, heißt die Geschichte leugnen oder für n müßiges Spiel erklären, es heißt die Dichtung selbst ßerhalb der Cultur stellen und in ein Wolkenkukuksheim rpflanzen, wo sie in Wahrheit bei keinem Volke gestan- n hat. Denn sie ist immer nur eine der Blüten des tionalen Lebens gewesen; die Summe der Cultur, zu r es die Menschheit in einer bestimmten Zeit gebracht, ir stets ihre Wurzel, welche von ihr nur auf eine höhere tenz erhoben wurde.

Oder ist die Poesie der Griechen nicht eine hellenische, selbst in der Wahl der Stoffe niemals über die na- nale Ueberlieferung in Mythe und Geschichte hinaus- g? Haben die Römer, die so viel von griechischer Poesie angeeignet, die eigene Selbständigkeit nicht gerade darin währt, daß sie den entlehnten Formen den Geist ihrer ltur, ihres Lebens und Denkens einhauchten? Die neide war eine Nachdichtung der Iliade; doch das Neue ihr war das specifisch Römische. Virgil fiel es nicht , dem Homer seine Naivetät nachkünsteln zu wollen; gehörte einer andern Zeit an; der pomphafte Ton der ltherrschaft spricht aus seinen Versen. Dasselbe gilt den römischen Lustspieldichtern, von Horaz, von den gikern. Die Form war nachgeahmt, doch Stoff und halt gehörten der Gegenwart des damaligen römischen ens an. Die einzige selbständige Gestaltung des römi- n Lebens, die Satire, spiegelte das Culturgemälde des ıaligen Rom mit so brennenden und zugleich so ge- en Farben, daß durch dieselbe die Ueberlieferungen der chichtschreiber ebenso ergänzt wie erläutert werden.

Gerade die antiken Muster rufen uns zu: Seid mo- , wie wir antik sind! Bringt das Leben, den Gedan- nhalt euerer Zeit zum Ausdruck, wie wir Leben und ankeninhalt der unserigen für alle Zeiten geschildert! Und ist nicht Dante's „Divina commedia" aus dem ste des damals weltherrschenden Katholicismus heraus- ren, dem sie ihre gewaltige Scenerie mit den über- lichen Dimensionen entlehnte, und zugleich aufs innigste den Wirren des politischen und socialen Lebens in ien verflochten, zugleich eine in die infernale oder diesische Beleuchtung gerückte Galerie von Zeitgenos- Ist Calderon nicht jeder Zoll ein Spanier, voll from- Glaubenseifers, voll traumhaft-mystischer Visionen, n Poesie sich an dem siegreichen Kreuz emporrankt, doch die orientalische Färbung des besiegten Mauren- s nicht verleugnen kann? Und Shakspeare — ist er ganz ein Kind seiner Zeit, das große, zum ersten aufgeschlagene Auge einer freien Intelligenz, welche Menschen und die Welt von innen heraus erfaßt und der Geisterwelt nur ein phantastisches Spiel treibt? Und wenn wir nun heutigentags gräcisiren, romani- , calderonisiren, shakspearisiren — thun wir damit das Gegentheil von dem, was jene großen Dichter n, die wir noch dazu nachzuahmen glauben?

Die neue Zeit, deren Morgendämmerung die deutsche Reformation, deren Sonnenaufgang die Französische Revolution war, ist eine große und bedeutsame Zeit, deren geistigen Inhalt zu erfassen die Grundbedingung dichterischer Größe ist. Und wenn Uhland meinte, kein Kaiser werde über Deutschland herrschen, der nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt sei, so kann man mit gleichem Recht behaupten, kein Dichter könne groß sein in unserer Zeit, der nicht mit einem vollen Tropfen des modernen Geistes gesalbt sei.

Von diesem Standpunkt aus muß man die wohlmeinenden Rathschläge eines ästhetischen Formalismus mit Entschiedenheit zurückweisen und doppelt bedauern, daß tüchtige poetische Kräfte durch einseitige Theorien an einer durchgreifenden und nachhaltigen Wirksamkeit gehindert werden.

Auch Friedrich Halm, obgleich sein Instinct mächtiger als seine Theorie, hat doch oft in den Stoffen fehlgegriffen, indem er sich Aufgaben wählte, welche gar keine sympathische Ader für die Gegenwart bieten. Auch sind seine lyrischen Gedichte dadurch etwas bunt und physiognomielos geworden; es fehlt denselben an der dichterischen Energie, welche aus den Tiefen einer, den Geist des Jahrhunderts erfassenden Weltanschauung hervorbricht. Sie verrathen überall feinen Sinn, einen gebildeten Geist, eine anmuthige Formgewandtheit; aber ihnen fehlt um so mehr die Macht der Leidenschaft, die Tiefe der Empfindung. Friedrich Halm ist als Lyriker bedeutender in seinen Dramen als in seinen Gedichten.

Der vorliegende siebente Band besteht aus „Vermischten" und „Erzählenden Gedichten", zwischen welche als Intermezzo eine Reihe poetischer „Festreden", theatralischer Prologe und Gelegenheitsspiele eingeschoben ist. Aus dem sinnsprüchlichen Abschnitt der „Vermischten Gedichte" haben wir bereits einige Proben mitgetheilt; im übrigen besteht die Mischung aus ziemlich verschiedenartigen Ingredienzien. Denn außer diesen Gnomen begegnen wir leichtgeflügelten „Ritornellen" nach dem Muster italienischer Volkspoesie, zierlichen epigrammatischen Bonbondevisen oder vielmehr lakonischer Blumenmalerei, bei welcher statt der Blumenfee aus der Blüte ein Gedanke steigt, z. B.:

Stolze Georginen!
Meint ihr fehlenden Duft
Zu ersetzen mit vornehmen Mienen?

Welche Schmach, Peterstilie,
Bringt nicht dein Vetter, der Schuft,
Der Schierling, deiner Familie!

Neben diesen leichtfüßigen Verslein finden sich schwerwiegende, mythologische Hymnen im reimlos pindarischen Stil, deren Haltung und Schwung wol zu rühmen ist, bei denen uns aber die allzu directe Anknüpfung einer moralischen Nutzanwendung tadelnswerth erscheint. Die Hymne verliert an ihrer Hoheit, wenn sie so parabolisch ausläuft. Die sittliche Bedeutung des Mythus muß mehr durchschimmern, als sich selbständig in den Text vordrängen. Nur im „Prometheus" klingt sie aus der Dichtung selbst hervor und nicht wie ein gereimter Commentar:

Wird er je kommen, der glühend
Ersehnte, gesegnete Tag,
Wär's in Jahrtausenden auch,
Wird er je kommen, der allen leuchtet
Mit gleichwärmendem Strahl,
Der Licht bringt ohne Schatten,
Wissen ohne Zweifel, Bildung
Ohne Entnervung? Wird er je kommen?

Dagegen macht die an den Hymnus „Die Danaïden" angeheftete Moral einen vollkommen ernüchternden Eindruck:

Warne dich, Seele, ihr Los,
Daß dein Leben dereinst
Nicht gleiche dem löchrichten Faß,
Dessen Inhalt versickert im Sand,
Das leer bleibt, hohlklingend leer,
Ob hinein du auch schöpfest,
Wie jene, tage- und jahrelang,
Endlos, ruhelos schöpfest,
Ewig wieder beginnend
Das vergebliche Werk!
Warne dich, Seele, ihr Los!

An die Mythe des „Ganymed" knüpft Friedrich Halm die Moral, „nicht des Schmerzes läuternde Gluten zu scheuen". Wir bekennen, daß uns diese Moral als eine der alten Sage sehr fremdartige Auslegung erscheint, als eine Moral von mehr christlicher als antiker Färbung. Diesem vagen Idealismus möchten wir, wenn es sich um Zuthaten zu dem alten Mythus handelt, noch den cynischen Realismus jenes niederländischen Malers vorziehen, welcher den armen erschreckten Ganymed in einen schwebenden Tritonen verwandelt, dem das Wasser nicht gerade aus dem Munde hervorquillt.

Ein durchgängiger Zug in der Weltanschauung des Dichters ist die Hochhaltung des unmittelbar Wirkenden auf geistigem Gebiete, des naturgesetzlich Waltenden, der Inspiration in der Kunst, der innern Nothwendigkeit im Werden des Charakters. So ruft er einem jungen Dichter zu:

Nicht der Wille ist's, der schafft;
Allen Wesen hier auf Erden
Reift der Zeugung Götterkraft
In geheimnißvollem Werden.

Die Natur soll reifen, was in der Seele liegt; der Dichter nicht voreilig gestalten wollen, sondern warten, bis der Schleier reißt,

Bis geworden, was da soll,
Bis die Wolken rings sich lichten,
Bis die Schemen lebensvoll
Zu Gestalten sich verdichten,
Bis verklärt aus Nebelschichten
Dir dein Traum entgegenquoll!

Und an Goethe's orphische Urworte erinnernd klingen die Schlußverse des Gedichts: „Willensfreiheit":

Dein Leben ist
Ein Facit nur, das eine Rechnung schließt;
Wie stolz selbstthätig wir uns auch geberden,
Es fördert keiner mehr aus sich zu Tag,
Als gleich von Anfang her schon in ihm lag,
Und unser Wollen all ist nur ein — Werden!

Das Gedicht „Die Römerstraße" gehört zu den sinnreichsten der Sammlung. Das Situationsbild in der ersten Hälfte erinnert an ähnliche, welche Lingg's energischer Pinsel gemalt hat. Die Reflexion dagegen athmet eine bescheidene Resignation:

Und weißt du, was ich oft schon hier gedacht
Und was mir immer wiederkehrt mit Macht,
So oft auf diesen Trümmern ich gesessen?
Der Dichter denk' ich, deren Lieder Schall
Erweckt vordem der Herzen Widerhall,
Und die bis auf den Namen nun vergessen!

Nicht jene Großen, die da Strömen gleich
Fortrauschen ewig durch der Bildung Reich,
Des Ideals unsterbliche Propheten;
Die mein' ich, die da waren, was wir sind,
Die Ruhm erwarben und auch Ruhm verdient,
Doch, Kinder ihrer Zeit, mit ihr verwehten!

Die, wie der Quell hier; Tausenden vielleicht
Von müden Wandrern Labung mild gereicht,
So lange Wandrer noch des Weges kamen,
Und die versiegt, wie hier der Quell, im Sand,
Seit andre Ziele Geist und Bildung fand,
Und Zeit und Leben andre Wege nahmen!

Unter den „Liedern der Liebe" findet sich viel Ansprechendes in stimmungsvoller Beleuchtung; Naturbild und Empfindung ist meist sinnig und anmuthig verwebt. Einen hymnenartigen Aufschwung nimmt das Lied: „Flamme der Liebe."

Die „Festreden" in gewandter iambischer Rhetorik handeln meistens einen specifisch österreichischen Stoff. Der erste „Prolog" ist zur Säcularfeier der Gründung des militärischen Maria-Theresia-Ordens gedichtet und daher im wesentlichen eine Verherrlichung der österreichischen Armee und des Kriegsruhms, der Treue, der Tracht, des Gehorsams, der Pflicht; doch auch das neue Oesterreich wird gefeiert, das aus dem Schutt der Zeit stieg und dessen Losung Sieg und Fortschritt durch einter Kräfte Walten ist. Ein anderes Festgedicht ist zur zweiten Jahresfeier der Februarverfassung gewidmet. loyal-liberaler Erguß, voll Dank für das Wort, mit Oesterreich mündig gesprochen:

Weissagend Bild, das meine Blicke sehen!
Denn du auch Oestreichs großer Neubau, du,
Deß Gründungsfest wir feiernd heut begehen,
Auch du wirst täglich herrlicher erstehen,
Und immer stolzrer Höhe reift du zu!
Auch dich ließ innerstes Bedürfniß werden;
Und ob auch Selbstsucht sich entgegenstemmt,
Ob Kleinmuth zweifelt und ob Argwohn hemmt,
Nicht Trotz noch Mismuth wird den Bau gefährden:
Den liebend deines Kaisers Herz erdacht,
Den ringend eine Meisterhand vollbracht;
Aufwölben wird er sich zur Völkerhalle,
Die Raum für alle hat und Heil für alle!
Verstummen wird des Zweifels Unkenruf,
Und die noch grollend zögern an der Schwelle,
Als wäre Fluch für sie, was Heil uns schuf,
Auch sie zuletzt durchdringt der Einsicht Helle,
Wie's Thorheit sei, zu dürsten an der Quelle!
Und endlich kommt der schöne Tag heran,
Da nicht mehr Ströme Bruderherzen trennen,
Da nicht Mistrauen mehr und Stolz und Wahn
Im Sprachgenossen nur den Freund erkennen,

Da Oeſtreichs Völker alle eine Bahn
Nach einem Ziele treu verbunden wallen,
Nach dieſes Tempels heil'gen Friedenshallen,
Die ihnen weit ihr Kaiſer aufgethan!

Vergleicht man die Freiheitslieder eines Anaſtaſius
n, wie ſie im Anfange der dreißiger Jahre gegen
Metternich'ſche Syſtem gedichtet waren, mit dieſer
ſchrittsfeier, welche der Reform von oben dankend
gt, ſo erkennt man die bedeutende Fortentwickelung
öſterreichiſchen Zuſtände, und welch ein Stück Ge-
te zwiſchen heute und damals liegt! Für die Dicht-
iſt es freilich günſtiger, prophetiſch mahnend und
end die Initiative der politiſchen Umgeſtaltung zu er-
n, als dem fait accompli einige Blumen zuzuwerfen.
Die „Erzählenden Gedichte" Friedrich Halm's bringen
leihe nach ein „Volkslied aus der Franche-Comté", eine
che, eine norwegiſche, eine iriſche Ballade, eine etwas
ausgeführte wiener Legende, eine chronik- und holz-
tartige Behandlung der „Weiber von Weinsberg",
moderne pariſer Anekdote: „Der Canarienvogel", und
Romanze: „Die Nixe", in welcher einer Undine
und eine unſterbliche Seele verliehen wird. Die
s Verlaſſene ruft aus:

Was auch des Schickſals Zorn mir nahm,
Welch Leid auch folternd mich quäle,
Mir bleibt ein Troſt noch in meinem Gram,
Mir bleibt die unſterbliche Seele!

Ich kann, begreift das große Wort,
Liegt auch mein Glück zerſchlagen,
Unſterblich kann ich noch hier wie dort
Unſterblich es beklagen!

ierauf folgt eine düſtere Erzählung: „In der Wald-
, mehr Situationsbild als Ballade, durchwirkt mit
i Reflexionen über Tod und Leben, dann eine exo-
Schiffahrtsballade mit „Verhungernden auf dem
", die an den zweiten Canto in Byron's „Don Juan"
rt.
ir ſehen, das Regiſter iſt bunt genug und nach
Notto arrangirt:

Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen.

ie dichteriſche Form iſt faſt überall correct und an-
nd, es fehlt in dieſen Erzählungen nicht an lebhaf-
childerungen und ſinnigen Reflexionen; doch erſcheint
handlungsweiſe meiſtens nicht knapp genug, und will
en Schiller'ſchen Vorgang einer poetiſch reichen Ent-
bei dieſen Balladen gelten laſſen, ſo vermißt man
iedrich Halm Schiller's energiſchen Schwung. Der-
reite Erguß charakteriſirt die umfaſſendſte Erzählung:
reitag." Der Stoff dieſer Geſchichte hätte ſich ganz
in eine kurze Ballade bringen laſſen; die große
rlichkeit kommt nur hin und wieder der Schilde-
namentlich der pſychologiſchen Malerei zugute. Denn
anze iſt durchaus innerlich gehalten; Gewiſſenspein,
geſpenſtige Viſionen hervorruft, iſt der ſeeliſche
unkt des Gedichts. Dagegen tritt das Colorit zu-
elches nur an wenigen Stellen einen ſüdlich war-
auch athmet, noch mehr aber die Plaſtik. Auch
hat die Dichtung eine ſtark katholiſirende Färbung: Kloſterbuße iſt die Rettung vor den Qualen des Gewiſſens, mindeſtens die äußere Form für die innere Einkehr und Wiedergeburt. Die verſchiedenartigen Geſpenſtererſcheinungen, welche den Großprior Minorcas bedrängen, ſind zwar phantaſievoll ausgemalt; doch das Behagen, mit welchem der Dichter dabei die Feder führt, läßt kein haarſträubendes Entſetzen in uns aufkommen.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Zur Stoff- und Kraftfrage.

(Beſchluß aus Nr. 30.)

2. Vorleſungen über den Materialismus. Von Anton Tanner. Luzern, Gebr. Räber. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Tanner'ſchen Vorleſungen über den Materialismus, die, wie das Vorwort ſagt, während des verfloſſenen Winters gehalten und auf vielſeitiges Verlangen dem Druck übergeben worden ſind, gehören im weſentlichen unter dieſelbe Kategorie wie das Weſthoff'ſche Buch. Jedoch ſind ſie lebendiger, friſcher, kräftiger, ſchlagfertiger geſchrieben. Der Verfaſſer legt eine große Beleſenheit in den Schriften der ältern und neuern Materialiſten an den Tag und zieht öfter Parallelen zwiſchen der ältern und neuern Kraft- und Stofflehre. Er findet im allgemeinen den neuern Materialismus im Rückſchritt gegen den ältern, z. B. gegen das „Système de la nature". Er ſagt S. 113:

Der ältere Materialismus hat noch eine Art Poeſie, ein Gefühl der Dankbarkeit und Liebe und Verehrung gegen die Mutter Natur. Wie er dieſe Mutter Natur an die Stelle der Gottheit ſetzt, ſo iſt ihm auch jene Verehrung, Dankbarkeit und Liebe die Religion. Allein dieſe Art poetiſcher und religiöſer Naturanſchauung iſt nur dann möglich, wenn in der Natur eine Lebens- und Organiſationskraft vorhanden iſt, welche, als ſchöpferiſches und leitendes Princip perſonificirt, Gegenſtand der Verehrung und Anbetung ſein kann. Wie das alte Heidenthum einzelne Naturkräfte perſonificirte, ſo hat dieſer Materialismus die Naturkraft — die Eine alles beherrſchende Naturkraft perſonificirt. Hatte man dort viele Götter, ſo hat man hier nur Eine Gottheit. Man iſt von einer polytheiſtiſchen zu einer monotheiſtiſchen Naturanſchauung fortgeſchritten. Allein der neueſte deutſche Materialismus verdrängt auch noch dieſe Art Poeſie und Religion, wie ſie der Verfaſſer des „Syſtem der Natur" bekennt, aus der Natur. Indem er nicht nur eine eigene Seelenſubſtanz, ſondern auch noch die Lebens- und Organiſationskraft, das Lebens- und Organiſationsprincip leugnet und in der Natur blos chemiſche und phyſikaliſche Kräfte wirkſam ſein läßt, ſo entweicht ihm auch jede poetiſche und mit dieſer auch jede tiefere Naturanſchauung. Der bloße Stoff mit ſeinen Kräften kann nicht Gegenſtand einer poetiſchen Betrachtung werden, kann die Phantaſie nicht begeiſtern und das Herz nicht rühren.

Wie religions- und poeſiewidrig, ſo findet der Verfaſſer den neueſten Materialismus auch moralwidrig. Wir geben nun gern zu, daß der der Materie keine andern als die der niedrigſten Materie zukommenden Kräfte beilegende Materialismus, der alle organiſirenden, denkenden und ethiſchen Kräfte aus ihr austreibt und nichts als blinden Zug und Stoß übrigläßt, religions-, poeſie- und moralwidrig iſt. Aber dieſer unreife und oberflächliche

Materialismus erfaßt auch gar nicht die Kraft- und Stofflehre in ihrer Wahrheit. Alle Vorwürfe, die der Verfasser dem Materialismus in Beziehung auf seine Stellung zur Religion, Poesie und Moral macht und die im wesentlichen nicht verschieden sind von den Westhoff'schen und denen aller andern theologischen Antimaterialisten, treffen daher nicht den Materialismus als solchen, sondern nur den unreifen und oberflächlichen Materialismus. Wir sind überzeugt, daß der vertiefte Materialismus, der die unergründlichen und vielseitigen Kräfte der Materie anerkennt, der in der ganzen Natur eine Stufenfolge und ein zusammenhängendes Reich von geistigen, nur materiell erscheinenden Wesenheiten erblickt, mit der Poesie, Moral und Religion sehr wohl verträglich ist; obwol wir allerdings nicht leugnen mögen, daß mit dem Wegfall der Theologie die Poesie, Moral und Religion eine andere werden wird, als sie unter theologischen Voraussetzungen ist, welche uns in lauter Widersprüche verwickeln. Aus diesen endlich herauszukommen und zu einer einheitlichen, widerspruchslosen Weltanschauung zu gelangen, ist höchste Zeit. Der Dualismus zwischen Gott und Welt, Leib und Seele, Freiheit und Nothwendigkeit, Natur und Geist ist nicht mehr stichhaltig. Und darum gilt es nicht, den Materialismus mit seiner einheitlichen Weltanschauung zu verdrängen, um an seine Stelle die zweispaltige theologische Weltanschauung wieder einzusetzen, sondern es gilt, den Materialismus zu vertiefen, sodaß er fähig wird, auch die höchsten Erscheinungen der Welt zu erklären und den poetischen, moralischen und religiösen Bedürfnissen der Menschheit zu genügen.

Tanner's Widerlegungen der materialistischen Lehren sind nicht viel besser als die Westhoff'schen. Hatte z. B. Westhoff, um die Identität von Seele und Gehirn zu bestreiten, die Seele zum Reiter gemacht, das Gehirn zum Pferde, so macht Tanner die Seele zum Organisten, das Gehirn zur Orgel. Er sagt (S. 57):

> Der beste Organist kann mit einer verstimmten oder unbrauchbaren Orgel kaum etwas leisten, das unser Ohr ergötzt. Der beste Redner muß schweigen, wenn seine Zunge gelähmt ist; und doch ist die gesunde Zunge nicht die Ursache, sondern nur eine Bedingung für die Redekunst. Mit demselben Grunde, womit der Materialist die Einheit des Gedankens mit der Gehirnsubstanz behauptet, kann behauptet werden, daß der Künstler eins sei mit seinem Instrument.

Hierbei ist nur vorausgesetzt, aber nicht bewiesen, daß Gehirn und Seele in keinem engern Verhältniß zueinander stehen, als Orgel und Organist, Zunge und Redner, Instrument und Künstler. Gleichnisse beweisen nichts, wenn die verglichenen Sachen disparat sind.

Ein Hauptargument gegen den Materialismus, das man fast bei allen Antimaterialisten, das man also auch bei Westhoff und Tanner findet, ist aus der bei allem Wechsel des Stoffs sich erhaltenden Einheit des Selbstbewußtseins geschöpft. Tanner sagt in dieser Beziehung (S. 63 fg.):

> Der Ursprung des Selbstbewußtseins ist nur denkbar, wenn die Seele ein selbständiges Princip ist. Es ist ein logisches Gesetz, daß die Wirkung mit der Ursache in einem natürlichen Verhältniß sein soll — daß die Wirkung nicht größer als die Ursache, die Ursache nicht geringer als die Wirkung [illegible]
> Welcher Zusammenhang und welches Gleichgewicht [illegible]
> blinden und bewußtlosen mechanischen und chemischen [illegible]
> und der selbstbewußten Seele — welche ungeheure Kluft [illegible]
> schen Mechanismus und Selbstbewußtsein! ..... Wie ist [illegible]
> Mensch im Selbstbewußtsein als eine Einheit den übrigen [illegible]
> gen und Wesen gegenüberstellt, ebenso erkennt er sich [illegible]
> Verlaufe aller seiner physischen und psychischen Thätigkeiten
> Zustände als das wesentlich sich gleichbleibende einheitliche [illegible]
> aller dieser Zustände und Thätigkeiten. Der Greis [illegible]
> von 80—90 Jahren ist sich bewußt, daß er das nämliche
> dividuum ist, als das er sich in seiner Kindheit erkannt
> Welcher Stoffwechsel ist unterdessen mit ihm vorgegangen!
> oft hat er während dieser Zeit seine materielle Unterlage
> legt und neu wieder producirt! Es ist an ihm vielleicht
> Faser, kein Haar mehr, das er an seinem Kindesleibe [illegible]
> Er hat unterdessen seine ganze Umgebung und Lebensweise
> ändert. Er ist aus Sibirien an das Borgebirge der guten
> nung gezogen — er hat statt der Fischnahrung an Fleisch
> gewöhnt, oder er ist aus ärmlichen Verhältnissen in [illegible]
> Zustände getreten, die allen seinen Wünschen und Bedürfnissen
> Befriedigung bieten. Seine Umgebung ist eine ganz andere
> worden. Mit einem Wort: körperlich ist der Greis ein
> anderes Wesen, als das er als Kind war — und doch
> ihm sein Selbstbewußtsein — er kennt und erkennt sich
> in allem Wechsel seiner Zustände sich gleichbleibende
> Wie will der Materialismus dieses Selbstbewußtsein erklären?

Hierauf ist zu erwidern: Jener oberflächliche und unreife Materialismus, welcher der Materie keine andern als mechanische und chemische Kräfte beilegt, kann allerdings das Selbstbewußtsein nicht erklären, wol aber der vertiefte Materialismus, der ihr außer den mechanischen und chemischen auch organisirende und individuelle Kräfte beilegt, höher hinauf sogar empfindende, denkende und wollende. Diesem Materialismus kann es keine Schwierigkeit machen, daß der Stoff des Organismus während des Lebens fortwährend wechselt und dennoch das Selbstbewußtsein sich als ein einheitliches erhält. Der Stoffwechsel besagt nur, daß fortwährend neuer Stoff aus der Außenwelt angeeignet und alter, unbrauchbar gewordener aus dem Körper ausgeschieden wird, aber nicht, daß die individuelle Textur und Mischung des Stoffs im Körper sich ändert. Die Constitution jedes Individuums bleibt während des ganzen Lebens dieselbe. Es ist also, genommen, nicht wahr, daß am Greise keine Faser, kein Haar mehr dasselbe sei wie am Kinde. Denn das aneignende und stoffausscheidende Princip bleibt im Individuum während des ganzen Lebens dasselbe und die Art, wie es aus den Stoffen der Außenwelt den Körper aufbaut. Wir erkennen daher auch am Greise noch dieselben individuellen Züge in der Physiognomie wieder, die schon das Kind hatte, und wessen Gehirn schon in der Kindheit zu den schlechtorganisirten gehörte, wird auch im höhern Alter noch dazu gehören: aus dem Dummkopf wird nie ein Genie werden; auch das Temperament bleibt trotz des Stoffwechsels während des ganzen Lebens wesentlich dasselbe: aus dem Melancholiker wird nie ein Sanguiniker, ebenso wenig umgekehrt. Der Einheit des Selbstbewußtseins geht also eine Einheit der leiblichen Beschaffenheit parallel, und es ist nicht wahr, daß der Stoff sich ändert, der Geist aber derselbe bleibt. In der

ne, wie der Leib sich ändert, ändert sich auch der
t. Auch dieser nimmt Bildungsmaterial in sich auf,
st und entwickelt sich bis zu einem gewissen Grad und
ndet dann wieder, wie der Leib, nachdem er seinen
ination spunkt überschritten hat. Man wird also nun
nimmermehr einen Dualismus zwischen Leib und
herausbringen, mittels dessen man den Materialis-
in die Luft sprengen könnte. Der behauptete Dua-
s beruht auf falscher Auffassung der Thatsachen.
Das eigentliche Grundmotiv der theologischen Anti-
t gegen den Materialismus kommt am Schluß des
er'schen Werks zum Vorschein. Es ist die strenge
vendigkeit und Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, die
Naterialismus lehrt. Diese läßt keinen Raum mehr
Bunder, für göttliche Einbrüche in die Naturord-
und mirakulöse Durchlöcherungen derselben übrig.
hebt der Materialismus die menschliche Willens-
t, die Freiheit im Sinne des Auchnicht- und Auch
s Wollenkönnens auf. In allem diesen nun sehen
eologischen Antimaterialisten nur traurigen und trost-
Fatalismus. So sagt Tanner (S. 198 fg.):

errscht in der Welt nur das Gesetz der blinden Noth-
keit, so gibt es keine Vorsehung, keine Weltregierung —
chwindet die Liebe, Ehrfurcht, die Dankbarkeit und Liebe
Gott, und das, was wir Religion nennen, ist eine bloße
ation, womit sich der Mensch ohne Widerstand der Ge-
er Natur fügt. Ja, es verschwindet überhaupt alle Mo-
und es weicht die Liebe, Dankbarkeit, Achtung und das
uen aus den Herzen der Menschen. Ist die Naturnoth-
keit die alles beherrschende Macht, so ist der Mutter die
gegen ihr Kind ebenso nothwendig, als der Henne die
lt für ihre Küchlein, und daher ohne Verdienst. Der
reunde mir erwiesene Dienst ist keiner andern Dankbar-
rdig als der Dienst, den mir der Hund erzeigt. Ich
f Treue und Wahrhaftigkeit nicht mehr bauen, wenn die-
ht in der Macht des Menschen steht. Gibt es keine Frei-
so gibt es keine Zweckursachen, die das menschliche Han-
timmen — es gibt weder Schuld, noch Verdienst — es
e Achtung, keine wahre Liebe, kein Vertrauen, keine wahre
keit, sofern diese Gefühle auf sittlicher Unterlage beru-
in die Stelle dieser moralischen Bindungsmittel kann nur
dungsmittel treten — es ist die physische Gewalt der
thwendigkeit. Die Wissenschaft, welche die Teleologie
, erhebt die Nothwendigkeit auf den Thron der Gottheit
t hinter das Heidenthum zurück, welches ebenfalls einen
hen Zug nicht verleugnen kann.

ser Tirade gegenüber ist zu sagen: Von der Noth-
eit kommen wir nicht los, wir mögen uns stellen
wollen. Vertreibt ihr die Nothwendigkeit aus der
so bleibt sie euch zuletzt in Gott übrig, in der
Gottes. Denn von seiner Natur kann doch Gott
ht loskommen. Setze man die Natur als das
Unerschaffene, oder Gott, immer ist das Erste und
gliche, von dem die ganze erscheinende Welt aus-
t oder aus dem sie hervorgegangen, doch ein
von bestimmter Beschaffenheit, und diese seine Be-
eit bildet das Fatum, das Verhängniß. Denn
ihrer mußte die Welt so werden, wie sie gewor-
sie kann nicht nicht und nicht anders sein, weil
und Grundwesen, das ihre Existenz hervorrief,
cht und nicht anders sein kann. Folglich liegt
aller gepriesenen Freiheit zuletzt fatalistische Nothwendig-
keit zum Grunde.

Aber darum sehe ich noch keine Trostlosigkeit in die-
sem Fatalismus. Trostlos wäre nur jene Nothwendig-
keitslehre, welche keine andere als zwecklos wirkende, ein-
ander zerstörende und aufreibende Kräfte zu Beherrschern
der Welt machte. Sehe ich dagegen, wie zweckmäßig, ein-
ander in die Hände arbeitend und Gutes schaffend, wie
auf höhern Stufen sogar sittliche Ordnungen erzeugend die
Naturkräfte wirken, so kann der Gedanke, daß sie alles
dieses nothwendig thun und nicht anders können, nicht
mehr trostlos sein.

Also nicht der Gedanke der allbeherrschenden Noth-
wendigkeit ist das eigentlich Trostlose, sondern der Ge-
danke, daß die nothwendig wirkenden Urkräfte böse, zer-
störende, widerspruchsvolle, einander aufreibende Kräfte
sind, wäre trostlos.

Der Gegensatz von Vorsehung und Fatum fällt auch
gar nicht zusammen mit dem Gegensatz von Freiheit und
Nothwendigkeit. Denn auch die Vorsehung ist an Gesetze
gebunden und wirkt, wie sie wirkt, nothwendig. Die
Theologen nehmen doch wol nicht an, daß die göttliche
Vorsehung nach Belieben handelt und auch anders handeln
könnte, als sie handelt.

Was ist es also eigentlich, was den Gedanken der
Vorsehung tröstlicher macht als den des Fatums? Es
ist dieses, daß man sich unter der Vorsehung eine das
Gute und Gerechte wollende Macht vorstellt, unter dem
Fatum aber eine feindselige, zermalmende Macht. Stellen
wir uns aber unter dem Fatum die im Wesen der Dinge
liegende Nothwendigkeit vor, welche Ordnung, Harmonie,
Zug der Wesen zueinander, Beherrschung der niedern
durch die höhern Kräfte, organisches und ethisches Leben,
leibliches und geistiges Wohl schafft, so fallen Vorsehung
und Fatum zusammen, und es ist nicht mehr nöthig, um
die Vorsehung zu retten, der in dem Begriff des Fatums
liegenden Nothwendigkeit zu entsagen. In einem schönen,
harmonischen Kunstwerk waltet gewiß auch eine Art von
Vorsehung; aber herrscht darum in demselben nicht die
strengste Nothwendigkeit, kann ein Theil oder ein Zug
anders sein, als er ist? Und ist diese Nothwendigkeit
trostlos?

Was den andern Einwand Tanner's betrifft, daß näm-
lich bei der Annahme allbeherrschender Nothwendigkeit kein
Raum mehr für Liebe, Dankbarkeit, Achtung der Menschen
gegeneinander bleibt, weil sie ja so handeln müssen, wie
sie handeln, so habe ich Folgendes darauf zu erwidern:

Gerade daß der Tugendhafte, der mir einen Dienst,
eine Wohlthat erweist, nicht anders kann als Gutes thun,
dies macht ihn mir verehrungswerth und erweckt meine
Dankbarkeit. Denn daraus ersehe ich, daß seine Natur
eine gute ist. Könnte er das Gute, das er thut, auch
unterlassen, wäre es eine bloße Laune, eine Caprice, ein
unmotivirter Einfall, was ihn bestimmt, mir Gutes zu
thun, dann hätte seine Wohlthat keinen sittlichen Werth
und könnte mich nicht dankbar stimmen. Weit gefehlt also,
daß die Nothwendigkeit des Geschehenden alle Liebe, alle

Dankbarkeit, alle Achtung und alles Vertrauen aus dem Herzen des Menschen reißen sollte, ist es vielmehr die Freiheit im Sinne des grundlosen Beliebens, die diese Wirkung haben müßte. Bei dieser Freiheit könnte kein Freund mehr dem andern trauen.

Das Wahre an der Tanner'schen Demonstration ist dieses: Liebe, Dankbarkeit, Achtung der Menschen gegeneinander setzt voraus, daß ihr Thun durch eine andere Nothwendigkeit beherrscht wird als die, welche in der physischen Welt waltet, daß es nämlich vernünftige und sittliche Motive sind, welche die Handlungen der Menschen necessitiren, nicht mechanische und chemische Ursachen. Aber Motive sind, wie Schopenhauer in seiner Preisabhandlung über die Freiheit des Willens gezeigt hat *), ebenso streng necessitirende Ursachen wie Zug und Stoß. Die aus Motiven entspringende Handlung ist nicht minder nothwendig als die aus mechanischen oder chemischen Ursachen hervorgehende Bewegung oder Veränderung. Selbst Gottes Handlungen kommen von dieser Nothwendigkeit nicht los. Denn Gott hat ja nach der Annahme der Gläubigen die Welt aus Liebe geschaffen; die Liebe war also sein Motiv, und als Liebender mußte er die Welt schaffen.

Die angeblichen Gefahren, die aus der Annahme allbeherrschender Nothwendigkeit für das sittliche Leben entspringen sollen und um derentwillen der Materialismus unhaltbar sein soll, existiren also nicht. Gefährlich ist nur jener oberflächliche und unreife Materialismus, der die verschiedenen Arten der Nothwendigkeit nicht unterscheidet, der sittliche Nothwendigkeit auf physische reducirt, nicht einsehend, daß zwischen der Wirkung der mechanischen und chemischen Ursachen, der organischen Reize und der psychischen Motive ein Unterschied obwaltet. Aber der vertiefte Materialismus, der höhere von niederer Nothwendigkeit unterscheidet, hat für die Sittlichkeit durchaus nichts Gefährliches. **Julius Frauenstädt.**

*) Vgl. „Die beiden Grundprobleme der Ethik", erste Abhandlung.

Bámbéry's Reise in Mittelasien.

Reise in Mittelasien von Teheran durch die turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Von Hermann Bámbéry. Mit 12 Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Der bei seiner Rückkehr nach Europa so viel genannte ungarische Reisende Bámbéry hat sein Reisewerk, das zuerst in englischer Sprache erschien, bald darauf auch in einer deutschen Bearbeitung veröffentlicht. Bekanntlich sind seit einer Reihe von Jahren von Ungarn aus Versuche gemacht worden, durch Reisen unter den Völkern finnischen und türkischen Stammes den Ursprung der ungarischen Nationalität und Sprache und das Verhältniß derselben zu den verschiedenen Zweigen dieser großen Völkerfamilie zu erforschen. Demselben Zweck, der also wesentlich durch weitgreifende Sprachforschung erreicht werden muß, wenn er überhaupt erreicht werden kann, war das große Reiseunternehmen Bambery's gewidmet. Der Verfasser bezeichnet seine sprachwissenschaftlichen Forschungen selbst als das Hauptresultat seiner Reise.

Das vorliegende Buch dagegen enthält seine Beobachtungen über Charakter, Sitten, Gebräuche, geschichtliche, politische und sociale Verhältnisse der Völker Mittelasiens, zu deren Schilderung den Reisenden seine außerordentliche Kenntniß der ostasiatischen Sprachen besonders befähigte. Das weite Gebiet Mittelasiens hat wegen der historischen Bedeutung von jeher Interesse erregt, es wurde in neuerer Zeit genannt, als vor einigen Jahrzehnten der mögliche Zusammenstoß russischer und englischer Macht in jenen Gegenden vielfach erörtert wurde, und hat in allerjüngster Zeit wieder durch das schnelle Vorrücken der Russen in Choland die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir müssen zur Erlangung einer lebendigen Anschauung mittelasiatischer Zustände keine bessere Quelle zu nennen als Bámbéry'sche Werk, das einen reichen Stoff in meist interessanter Weise darstellt. Bámbéry reiste unter der Maske eines türkischen Derwisch, und dieser heilige Charakter hinderte ihn, wie er selbst zugibt, manche Dinge zu untersuchen, die einer Untersuchung werth gewesen wären; auf der andern Seite aber gab diese Rolle ihm auch Gelegenheit, manche Orte zu besuchen und in manche Verhältnisse einzudringen, die einem Europäer, der als solcher aufträte, durchaus unzugänglich bleiben müssen. Gerade die Auseinandersetzungen über die eigenthümliche Gestaltung der mittelasiatischen Cultur, in welcher der Islam eine größer Rolle spielt als in sämmtlichen andern mohammedanischen Ländern, sind in dem Bámbéry'schen Werke besonders hervorzuheben, weil der Reisende vermöge seiner genauen Bekanntschaft mit allen Satzungen und Gebräuchen des Mohammedanismus hier besonders gute Beobachtungen befähigt war. Diese Bemerkungen über innern Verhältnisse der Stämme und Khanate sind besonders in der zweiten Abtheilung zusammengestellt, während die erste mehr die Erzählung der eigentlichen Reise in fortlaufender Darstellung enthält.

Bámbéry hatte den Plan, von Teheran, wo er sich zunächst begab, über Mesched und Herat in Centralasien einzudringen, wurde aber durch den Krieg, den Mohammed Khan damals (1862) gegen Herat abgehalten, diese Route zu wählen. Der Beschwerden überdrüßig, beschloß er daher im Januar 1863 sich einer Karavane tatarischer Hadschis (Mekkapilger), der auf der Rückreise nach Bochara und der chinesischen Truppen begriffen waren, anzuschließen und dabei ebenfalls als Hadschi und Derwisch aufzutreten. „Ich wußte", sagt der Reisende, „daß sie mich nach den Beweggründen fragen würden, und der Leser wird wol einsehen, daß als Stockorientalen keine wissenschaftlichen Zwecke angeben, sie hätten es für lächerlich angesehen, daß ein Mann als sein letztes Ziel einen Efendi, d. i. einen Herrn, um solcher Gefahren und Beschwerden anspornen könnte, ja sie hätten Grund zum Verdachte darin gefunden." Daß Bámbéry vollkommen berechtigt war, zeigt sich

lerlaufe der Erzählung, denn der Reisende, dessen europäische Gesichtszüge ohnehin auffielen, erregte durch jede angehendere Frage Verdacht und hatte es nur seiner ausgezeichneten Kenntniß des Volks und der Sprache sowie ner großen Gewandtheit zu danken, daß er sich den Gehren der Entdeckung entzog.

Am 28. März brach die aus einigen 20 Leuten bestehende Karavane auf, zunächst nach dem kleinen Orte ratepe an der Südostecke des Kaspischen Meers, um von rt zu Schiff nach Aschura, der südlichsten russischen Sta-n, und dann nach Gömüschtepe, dem ersten Turkmanenger, an der Mündung des Görgenflusses zu gelangen. s Kaspische Meer bildet seit Jahrhunderten den Tumplatz der turkmanischen Seeräuber, und gegen diese beders ist die Thätigkeit der Russen gerichtet. Was der rfasser darüber sagt, kann ein Bild ihres Verfahrens en:

Aschura bildet den südlichsten Punkt der russischen Besitzun- in Asien, der seit 25 Jahren definitiv in die Macht der sen gerathen ist, oder besser gesagt, von der Zeit an, daß mit Dampfschiffen den kühnen Alaman- (Raubzug-) nachen manischer Seeräuber genügende Furcht einjagen können.... Russen unterhalten hier zwei große und einen kleinen gsdampfer, ohne deren Schutz nicht nur die dort ansässigen sen, sondern auch die von Astrachan kommenden Segelschiffe n die Angriffe der Turkmanen nicht sicher wären.... Die schen Schiffe durchkreuzen unaufhörlich Tag und Nacht die manischen Gewässer, und jeder turkmanische Nachen, der sich der Ostküste nach dem südlichen persischen Ufer begeben will, einen Fahrpaß haben, der für 8, 10 oder 15 Dukaten auf Jahr ausgefertigt wird und bei jedesmaligem Passiren vor ura vorgezeigt werden muß, bei welcher Gelegenheit das ff durchsucht wird, ob es nicht Gefangene, Waffen oder ige Contrebande an Bord hat.

In dem Turkmanenlager Gömüschtepe mußten die schis drei Wochen bleiben, um die Abreise einer Kane nach Chiwa, der sie sich anschließen wollten, abzuen. Der Reisende bekam hier den ersten Einblick in Leben der Wüstenstämme, er rühmt ihre Gastfreundschaft, erkeit und Tapferkeit: Tugenden, die sich freilich mit bscheulichsten Grausamkeit gegen die unglücklichen persn Sklaven gut vertrugen. Für Archäologen wird die rkung über die Mauer Alexander's, die dieser „gegen amals schon sehr gefürchtete Bevölkerung der Wüste en ließ", von Wichtigkeit sein. Bámbéry sagt darüber:

Das westlichste Ende dieses alten Baudenkmals habe ich sehen können und will auch den mir gemachten fabelhaferichten keinen Glauben schenken. Oestlich glaube ich den ngspunkt an zwei Orten entdeckt zu haben, den einen dlich von Gömüschtepe, wo größere Festungsruinen dicht Meeresufer den Anfang bezeichnen, den zweiten ungefähr glische Meilen südlich vom Flusse Etrek, auch nahe am , welche beiden Linien sich etwas höher über dem Altinf vereinigen.... Das Ganze bietet ziemlich den Anblick angen Schanzenlinie, aus deren Mitte sich in Entfernun- je 1000 Schritt die Grundruinen ehemaliger Thürme , die in der Dimension sich ziemlich gleich sind.

uf ähnliche Ruinen traf der Reisende mehrmals nd der Wüstenreise nach Chiwa, die unter großen verden glücklich in circa 20 Tagen überstanden wurde. s Umgebungen machten auf den Reisenden den freundlichsten Eindruck, ebenso die Stadt aus der Ferne gesehen, während sie im Innern betrachtet, wie alle orientalischen Städte, jeglichen Reizes entbehrt. Es gelang dem Reisenden in Chiwa, allen Verdacht, der sich anfangs gegen ihn regte, zu beseitigen und selbst die Gewogenheit des Khans zu erlangen, sodaß er die Erlaubniß bekam, überall im Khanat umherzuwandern, angeblich um die Gräber der Heiligen zu besuchen. Die Bewohner Chiwas zeigten sich als aufrichtig religiös, wohlthätig und einfach. Freilich waren ihre Vorstellungen über die Welt jenseit der Grenzen Chiwas sehr naiver Art:

Der Sultan und seine Großen werden in Chiwa für Muster in der Vollstreckung aller dieser wichtigen (Ritual-)Gesetze gehalten. Se. Maj. der Kaiser der Türkei wird hier als ein Muselmane bezeichnet, der einen wenigstens 50 Ellen langen Turban hat, dessen Bart bis über die Brust, dessen Kleider bis über die Fußzehen reichen, und man könnte sein Leben riskiren, wenn man erzählen wollte, daß er Kopf und Bart à la Fiesco geschoren hat, seine Kleider aber bei Dusetoye in Paris anfertigen läßt.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Chiwa, den der Reisende zu mehrern Excursionen benutzte, setzte die Karavane ihre Reise nach „Bochara Scherif" (dem edeln Bochara) fort. Hier erwartete den Reisenden die schrecklichste Episode seiner ganzen Fahrt. Turkmanische Räuber nöthigten die Karavane, die anfangs gewählte erträgliche Straße zu verlassen und sich in die Chalatawüste zu schlagen. Ein alles austrocknender Sandsturm überfiel sie, der Wasservorrath ging zu Ende, und einer der Hadschigefährten erlag den Qualen des Durstes. Bámbéry selbst war dem Tode nahe und nur das zufällige Begegnen einiger persischen Sklaven rettete ihn. Am 12. Juli fand der Einzug in Bochara statt, und der Aufenthalt in diesem „Rom des Islam", der Hauptstadt Mittelasiens, bildet eine der interessantesten Partien der ganzen Reise. Hier concentrirt sich, was an Civilisation und Gelehrsamkeit, natürlich nur theologischer, in Centralasien zu finden ist. Verdacht verfolgte den Reisenden auch hier; da er aber in das Tekkie (Kloster) eines berühmten Heiligen aufgenommen ward und dort die Gunst der Mollahs gewann, hatte er von der weltlichen Macht weniger zu fürchten, doch wurde er auf Schritt und Tritt von Spionen verfolgt. Von dem Despotismus der Herrscher, dem Aberglauben und der Heuchelei des Volks an dieser Quelle des reinen Islam entwirft der Verfasser ein sehr düsteres Bild und hebt, wie auch sonst, hervor, daß man den Türken nur gratuliren könne,

die unter dem Einflusse des verfälschten Islam so manche gute Eigenschaften und schöne Charakterzüge haben, während ihre am Born des reinen Glaubens sich labenden Religionsgenossen nur der schwarzen Lüge, der Heuchelei und Verstellungskunst fröhnen.... Jede Spur von Frohsinn oder Heiterkeit ist verbannt aus Kreisen, wo die Religion und das Ueberwachungssystem der Regierung so tyrannisirend auftritt. Die Spione des Emirs dringen selbst in das Heiligthum der Familien ein, und wehe dem, der sich ein Vergehen gegen die Religionsformen oder gegen die Autorität des Emirs zu Schulden kommen läßt. Die ewige Tyrannei hat die Menschen so weit eingeschüchtert, daß selbst Mann und Frau unter vier Augen nie den Namen des Emirs nennen, ohne die Worte: „Gott lasse ihn 120 Jahre

leben!" hinzuzufügen. Die armen Leute hassen auch ihre Herrscher gar nicht, denn tyrannische Willkür fällt nicht nur nicht auf, sondern wird als ein nothwendiges Attribut der Fürstenwürde angesehen.

Den Emir Mosaffar ed-din, der gerade auf einem Kriegszuge nach Chokand begriffen war, traf der Reisende erst in Samarkand. Der jetzige Regent Bocharas zeichnet sich im Gegensatz zu seinem Vater Nasrullah durch Sparsamkeit und Gerechtigkeit, namentlich gegen die Großen aus, und „die Benennung Filkusch und Muschperwar, d. h. Elefantentödter und Mäusepfleger, die das Volk ihm gegeben hat, macht ihm nur Ehre".

Nach einem achtzehntägigen Aufenthalt in dem „edeln" Bochara setzte ein kleiner Theil der Karavane, unter ihnen Vámbéry, die Reise fort nach Samarkand, der berühmten Hauptstadt Timur's. Die Strecke zwischen Bochara und Samarkand fand der Reisende im ganzen gut bebaut; er bemerkte „an vielen Orten theils vollständige, theils abgebrochene Meilenzeiger aus Quadern, die noch von Timur herstammen, was nicht befremdlich ist, da Marco Polo zur Zeit Oktai's in Mittelasien geregelte Poststraßen fand. Uebrigens soll die ganze Strecke von Bochara bis nach Kaschgar noch Spuren ehemaliger Cultur tragen, welche, häufig unterbrochen, doch bis weit nach China hinein bemerklich sind." Samarkand, das dem Reisenden aus der Ferne durch die Menge von glänzenden Kuppeln und Thürmen einen sehr anziehenden Anblick darbot, ist voll von Ruinen aus der Zeit Timur's und von Erinnerungen an ihn; freilich darf man den persischen Vers: „Samarkand ist der Glanzpunkt des ganzen Erdballs", auf die heutige Stadt nicht mehr anwenden, da diese, wie so viele Städte des innern Orients, ein trauriges Bild des Verfalls und der Verwüstung zeigt. Unter den Merkwürdigkeiten aus Timur's Zeit interessirte den Reisenden namentlich der Raum, den man unter der Benennung Talari Timur (Empfangshalle Timur's) vorzeigte. Es ist ein langer schmaler Hof, der rundherum mit einem gedeckten Trottoir versehen ist und in der Front den berühmten Köktasch, d. h. grünen Stein, enthält, auf dem der Emir seinen Thron errichtete, während ringsum in der Halle die Vasallen, die aus allen Weltgegenden zu seiner Huldigung herbeieilten, ihrem Range nach aufgestellt waren. In der arenaartigen Mitte standen drei Herolde zu Pferde, um die Worte des Welteroberers sofort den am äußersten Ende Stehenden zu überbringen. Da der Stein 4½ Fuß hoch ist, so mußte immer ein Gefangener von vornehmer Geburt als Schemel dienen. Auch das Grab Timur's und seines Lehrers Mir Seid Berke, „an dessen Seite der mächtige Emir aus Dankbarkeit begraben sein wollte", konnte der Reisende genau untersuchen, da er zufällig bei einem Beamten des Emir einquartiert war und durch dessen Vermittelung auch das unterirdische oder eigentliche Grabdenkmal zu sehen bekam, das selbst Inländern nur selten gezeigt wird. In Samarkand trennte sich Vámbéry tiefbewegt von seinen treuen Hadschigefährten, deren Freundschaft und Aufopferung ihm die größten Beschwerlichkeiten erleichtert hatten. Er beschloß, über Karschi, Kerki, Andchui, Maymene und Herat nach Persien zurückzukehren, und verließ, nachdem er dem mittlerweile aus seinem Feldzug gegen Chokand zurückgekehrten Mosaffar ed-din [illegible] vorgestellt worden war, mit einer Karavane von Kaufleuten, Hadschis und freigewordenen persischen Sklaven die Stadt nach einem Aufenthalte von acht Tagen. Die ganze Tour bietet ein besonders charakteristisches Bild von der Art des Reisens im Orient.

Fortwährend hatte die Karavane die Angriffe der turkmanischen Räuber zu fürchten, und welche Ausdehnung diese Raubzüge haben, mag man daraus ermessen, daß allein von den Takketurkmanen 15000 Reiter Tag und Nacht auf der Alaman (Raubzug) begriffen sind. Schlimmer noch als diese Gefahr waren aber die fortwährenden Zollerpressungen an den Grenzen der vielen kleinen Khanate; nicht blos die Waaren, sondern alle Lastthiere und Sklaven, d. h. die freigewordenen, ja sogar die Kleider am Leibe mußten immer durch enorme Zölle gleichsam von neuem gekauft werden, und die Lage des Kaufmanns in jenen Gegenden wird als keine beneidenswerthe geschildert. Herat traf der Reisende durch die afghanische Eroberung im halbverwüsteten Zustande. Hier wartete seiner die letzte und größte Gefahr der Entdeckung. Da von allen Mitteln entblößt war, faßte er den Entschluß, dem jungen afghanischen Prinzen, der in Herat regierte, zu gehen und ihn um eine Unterstützung zu bitten. Er beschreibt das interessante Zusammentreffen mit diesem in folgender Weise:

Meinem Derwischcharakter getreu, erschien ich mit der gewöhnlichen Grußformel, schritt, ohne eben dadurch in der Gesellschaft aufzufallen, gerade auf den Prinzen zu, und setzte mich zwischen ihn und den Vezier nieder, nachdem ich diesen, einen corpulenten Afghanen, auf eine handgreifliche Manier zum Platzmachen aufgefordert hatte. Dieses erregte Lachen, ich aber nicht aus der Fassung bringen und erhob [illegible] die Hände, um das übliche Sitzgebet zu recitiren. Als ich dies that, faßte mich der Prinz scharf ins Auge, ich merkte, daß er betroffen war, und als ich das Amen sagte und die Gesellschaft mit mir den Bart gestrichen hatte, erhob sich der Prinz halb von seinem Sessel und rief, mit dem Finger auf mich zeigend, halb lachend, halb verwundert aus: „[illegible] billahi schuma ingilis hestid" (Bei Gott, ich schwöre, Sie sind ein Engländer). Ein lautes Gelächter begleitete den derbaren Einfall des jungen Königssohns, er ließ sich aber im mindesten stören, sprang von seinem Sessel herunter, stellte sich mir gegenüber und rief, in die Hände klatschend wie ein Kind, das einen glücklichen Fund gethan: „Hadschi kurban (ich möge dein Opfer werden), sage mir, nicht wahr, Du bist ein Ingilis in Tebdil (incognito)?" Sein Benehmen war so naiv, daß es mir fast leid that, dem Knaben seine Freude zu lassen; doch ich hatte Ursache, den wilden Fanatismus der Afghanen zu fürchten, und Miene machend, als wenn der Spaß schon ein wenig grob ausgefallen wäre, sagte ich: „Sa-[illegible]kun (laß ab), du kennst wol den Satz: Wer einen Ungläubigen selbst im Spaße für einen Ungläubigen hält, wird selbst ein Ungläubiger. Gib mir lieber etwas für meine Du'a (Segen), damit ich weiter reisen kann." Mein ernstes Wort und der Hadis, den ich recitirte, brachte den jungen Menschen der Fassung, er setzte sich halb beschämt nieder und erstaunte sich damit, daß er nie einen Hadschi aus Bochara mit solchen Gesichtszügen gesehen habe. Ich antwortete, daß ich nicht aus Bochara, sondern aus Konstantinopel wäre, und als er

im Beweise meinen Paß zeigte und auch von seinem Cousin Schilaleddin Khan, dem Sohn Akbar Khans, erzählte, der 860 in Mekka und Konstantinopel war und vom Sultan mit uszeichnung behandelt wurde, da schien er bekehrt zu sein, ab mir einige Kran und verabschiedete mich mit dem Befehl, n noch mehrmals während meines Aufenthalts zu besuchen, as ich auch that.

Die Reise von Herat über Mesched nach Teheran ar verhältnißmäßig leicht, namentlich da der Reisende lmählich seinen Derwischcharakter ablegen konnte, je mehr sich Teheran näherte, das er am 19. Januar 1864 reichte.

Die zweite Abtheilung des Bámbéry'schen Werks enthält sammenfassend und in geordneter Darstellung die Beobachngen über politische und sociale Verhältnisse der Turkmenstämme und der beiden Khanate, ein Verzeichniß r Straßen, d. h. Karavanenwege Centralasiens, eine bersicht über Ackerbau, Industrie und Handel, sowie blich eine Andeutung über die politische Stellung der anate und der Turkmanen nach außen hin, d. h. westlich zu Rußland. Auch das Khanat Chokand und chinesische Tatarei, obwol der Reisende beide nicht bst sah, sind, wol um das Gesammtbild Mittelasiens ht unvollständig zu lassen, in kürzerer Beschreibung t aufgenommen. Namentlich der Abschnitt: „Das anat Bochara", enthält eine Fülle interessanten und lfach ganz neuen Materials. Auf einzelnes einzugehen, rde zu weit führen, wir erwähnen daher nur noch, s der Verfasser über die Medresse (religiöse Collegien) charas sagt, um zu zeigen, wie bedeutend der Einfluß r Länder im fernen Osten, den wir so leicht geneigt zu unterschätzen, doch heute noch ist:

Im allgemeinen sind die Collegien Bocharas und Samars Ursache gewesen, daß nicht nur der ganze Islam, sondern st wir in Europa lange Zeit von der Gelehrsamkeit der hoSchulen Mittelasiens eine außerordentliche Vorstellung hat.

Die Opferwilligkeit bei Erbauung derartiger Anstalten ute von oberflächlichen Beobachtern leicht für das Zeichen s höhern Strebens gehalten werden. Leider liegt dieser en Bewegung nur blinder Fanatismus zu Grunde, und im Mittelalter, so wird auch heute in diesen Schulen außer s Logik (Mantik) und Philosophie (Hikmet) ausschließlich Koran und in Religionsfragen unterrichtet. (Es mag wol und da einen geben, der sich mit Poesie und Geschichte betigen möchte, doch darf er das nur im geheimen thun, da ir eine Schande gehalten wird, sich mit dergleichen kleinn Gegenständen abzugeben.) Die Gesammtzahl der Schüler man mir auf 5000 angegeben. Diese kommen nicht nur allen Theilen Mittelasiens, sondern auch aus Indien, mir, Afghanistan, Rußland und China hier zusammen, die ärmern erhalten vom Emir eine jährliche Pension, die Medressés und die strenge Beobachtung des Islam die Punkte, durch welchen Bochara einen so mächtigen Einauf die übrigen Nachbarländer ausübt.

Daß die islamitische Cultur hier wie überall keinen chaft veredelnden Einfluß gehabt hat, ergibt sich aus ganzen Darstellung des Reisenden, der gewiß recht im Interesse der Civilisation den russischen Waffen besten Erfolg zu wünschen, wenn anders wirklich der schritt der Cultur sie begleitet. 12.

Patriotische Studien.

Deutsche Zustände und Interessen von Friedrich Giehne. Erstes Heft. Stuttgart, Cotta. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende erste Heft umfaßt drei Rubriken: 1) „Der Nationalcharakter"; 2) „So weit die deutsche Zunge klingt"; 3) „Rhein und Donau". In allen drei Beziehungen weiß uns der Verfasser von der Jetztzeit oder von der Epoche, die vom Dreißigjährigen Kriege beginnt und bis zu den Freiheitskriegen oder auch noch weiter reicht, im Vergleich zum Mittelalter und zur Zeit bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts wenig Tröstliches zu berichten. Nach ihm hat Deutschland in den letzten 200 Jahren nur verloren: der Dreißigjährige Krieg, weit entfernt ein Religionskrieg zu sein, soll, was Deutschland betrifft, nur die Religion des „Hergebens" zur Geltung gebracht und seitdem deren Herrschaft bis in die neueste Zeit dauerhaft begründet haben. Aber nicht nur die Gesammtheit, auch der einzelne Deutsche hat seinen politischen Charakter vollständig verändert, und so stolz in frühern Zeiten der einzelne auf seine deutsche Nationalität pochte, so abweisend er sich gegen alles fremdländische Wesen verhielt, so zeigt uns die spätere Zeit ein gerade umgekehrtes Verhältniß. Gerade so wie in den letzten Jahrhunderten die deutsche Sprachgrenze immer mehr zurückwich und Frankreich Deutschland selbst sprachlich immer mehr Boden abgewann, was theilweise auch im Norden und Osten gelang, so zeigt sich auch in den diesseit des Rhein und der Oder gelegenen Gebieten bei den markigsten deutschen Stämmen ein Nachäffen des fremdländischen und ein Verachten des eingeborenen echten kernigen Wesens und selbst der eigenen Nationalität. Nicht ganz ohne Grund will der Verfasser eine Erklärung für diese traurige Erscheinung in dem allzu starken Freiheitstriebe des Deutschen finden. Ist nun auch dieser Freiheitstrieb, der sich durch nichts will einschränken und unterordnen lassen, der die auseinanderfallende Uneinigkeit zur Folge hatte, mit einiger Besorgniß vor dem polnischen Schicksale zu betrachten, so muß uns doch ein tieferes Eindringen in die Natur des deutschen Wesens, ein genauerer Einblick in die gewaltige Kraft und den fast unzerstörbaren gesunden Kern des deutschen Volks wieder beruhigen über dessen Zukunft. Nachdem der Verfasser alle die Eigenschaften, welche man dem Deutschen beizulegen pflegt und die sich zum Theil in Sprichwörtern niedergelegt finden, oder auch in der Form, in welcher sie auftreten, ihre Bezeichnung von den Dichtern erhalten haben, besprochen hat unter den Titeln: „Deutsche Treue und Redlichkeit", „Deutsche Langsamkeit und Phlegma", „Deutsche Trunkliebe", „Deutsche Händel", „Deutsches Glück", „Deutsche Hiebe", „Deutsche Fremdsucht", „Deutscher Wandersinn", „Gemüthlichkeit", „Familienleben", „Achtung des Weibes", „Deutsche Philosophie", „Eigensinn", „Geduld", „Tapferkeit", so kommt er schließlich zu einem höchst anerkennungswerthen Résumé; denn er faßt den Charakter des Deutschen, wie er im allgemeinen auch jetzt noch der herrschende ist, in folgenden kräftigen Zügen zusammen:

Der deutsche Charakter hält nichts auf das Gespreizte; er

treibt kein Bühnenspiel mit sich selber; er steht nicht bewundernd vor dem Spiegel. Zur Eitelkeit neigt er nicht; er hat sie nicht nöthig; empfindlich sind eher jene kleinern Volksthümer, deren geistiger Rang nicht gesichert ist. Auch eine Selbstüberschätzung aus Unwissenheit, wie man sie bei andern sehen kann, liegt dem Deutschen ferne; dafür ist er zu wohlbewandert in der Kenntniß fremder Länder und Völker. Sich selbst und die Bedeutung seiner Geschichte dürfte er mitunter etwas besser kennen: das ist der Grundstein des Nationalsinns.

Mit Recht erblickt der Verfasser ein Haupthinderniß des politischen Wiederaufschwungs Deutschlands und wol ebenso auch der größern commerciellen und industriellen Entwickelung in dem Umstande, daß Deutschland die Herrschaft über die Mündungen seiner zwei wichtigsten Ströme, des Rhein und der Donau, entzogen ist. In diesem Umstande ist denn auch mit ein Hauptgrund zu suchen, daß die Seemacht, welche zur Zeit, wo die Hansa in der kräftigsten Blüte stand, eine ansehnliche Bedeutung gewonnen und nicht nur Dänemark und Schweden fast in ein Abhängigkeitsverhältniß gebracht, sondern selbst mit England siegreiche Kriege geführt hatte, allmählich als etwas ganz Entbehrliches und Ueberflüssiges betrachtet wurde. Als im Jahre 1814 Antwerpen fast nur von deutschen Truppen erobert und eine starke französische Flotte im dortigen Hafen vorgefunden wurde, dachte in Deutschland niemand daran, an diese Beute einen Anspruch zu erheben, während die Engländer alsbald gierig die Hand danach ausstreckten. Freilich erging es den deutschen Mächten damals fast in jeder Beziehung auf ähnliche Weise. Denn während Deutsche ihre Entschädigung fast nur auf Kosten anderer Deutschen erhielten und selbst suchten, nahm und behielt das großmüthige Albion französische und holländische Colonien, Theile von Italien (Malta), von Griechenland (die Jonischen Inseln) und selbst von Deutschland (Helgoland). Wem fiel es damals ein, auch vom Elsaß und Lothringen ganz abgesehen, die ehemaligen Reichslande zurückzufordern, mochten sie schon nicht nur von deutschen Stämmen bewohnt, sondern sogar herrenlos sein? Im Gegentheil, Holland oder besser das neue Königreich der Niederlande wurde noch mit Lüttich, Luxemburg und verschiedenen Grenzländern vergrößert, auf die es nicht den mindesten Anspruch hatte, ebenso die Schweiz mit Basel und anderm, Dänemark aber blieb nicht nur im Besitz von Schleswig und Holstein, sondern erhielt noch Lauenburg dazu. Freilich hatte das letztere Norwegen an Schweden verloren; aber was ging das Deutschland an; hatte sich Schweden solche belohnenswerthe Verdienste im Kriege gegen Frankreich um Deutschland erworben? Alle diese Dinge können nicht oft genug wiederholt werden, und da sie der Verfasser in einer variirten Zusammenstellung und unter theilweise neuen Gesichtspunkten zur Sprache bringt, so verdienen sie um so mehr dem lesebegierigen Publikum empfohlen zu werden. Das vorliegende Heft ist von echt deutschem patriotischen Geiste durchweht, es hat dabei nur das Gesammtvaterland im Auge und kommt mit keinem Parteistandpunkt in den innern deutschen Fragen in Conflict. Mit Spannung sehen wir darum den folgenden Heften entgegen. 2.

Eine neue Dante-Uebersetzung von Karl Eitner.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. In Jamben übertragen von Karl Eitner. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8.

Die bereits in einer Reihe von Bänden vorliegende „Bibliothek ausländischer Classiker", welche das Bibliographische Institut zu Hildburghausen seit Jahresfrist erscheinen läßt, bietet dem deutschen Publikum auch eine neue Uebersetzung der „Göttlichen Komödie". Zu den früher bekannten gesellten sich in letzter Zeit die Uebersetzungen von J. Braun und L. G. Blanc, und soeben werden uns die Anfänge einer neuesten von Tanner in Umlauf gesetzt. Dieses vielfältige populärisirende Bemühen um die ihrige Dante'sche Dichtung in unserm Vaterlande kann uns als Beweis dafür gelten, daß trotz des Fremdartigen, welches sie auf jedem Blatte enthält, der deutsche Sinn sich mehr und mehr mit ihr befreunden, sie zu seinem geistigen Eigenthum machen will. Hat je eine Dichtung des Commentars bedurft, so vor allen die „Göttliche Komödie"; der beste Commentar wird indeß stets eine gute Uebersetzung bleiben. Als solche ist nur diejenige anzuerkennen, welche das Original nach seinen vorherrschenden Eigenthümlichkeiten im ganzen und im einzelnen so treu nachbildend wiedergibt, wie die Verschiedenheit der beiden Sprachen es irgend erlaubt. Die Uebereinstimmung der Gedanken, ihrer Form und Bewegung ist dabei offenbar höher zu schätzen als die peinliche Uebereinstimmung von Wort zu Wort, von Vers zu Vers; der Gedankenrhythmus steht der Seele des Originals jedenfalls näher als die äußere Vers- und Strophenform. Darum haben die neuern Uebersetzer der „Göttlichen Komödie" wohl daran gethan, die Fessel der Terzinenstrophe mit ihrer Dreireimung, so sehr sie auch als ein wesentliches Stück der Form des Originals anerkannt werden muß, von sich zu streifen und dafür eine freiere Verfügung über das Ganze an sich und damit die Möglichkeit einer treuern Wiedergabe der Gedankenentfaltung, der innern Form des Originals, einzutauschen. Indeß soll nicht geleugnet werden, daß unter besonders günstigen Umständen, bei dem vergleichlichen Reichthum unserer Muttersprache auch eine sinngetreue und schön ausgeführte Terzinenübertragung genießbarer als die bisherigen, gelingen kann: eine solche erst würde den Nichtkenner des Originals ganz in die Heimatluft desselben zu versetzen im Stande sein. Bis dahin jedoch, wo vielleicht dieses Problem gelöst ist, mögen wir uns am liebsten mit einer schlichten reimlosen Jambenübersetzung, wie die vorliegende, begnügen.

Was die Versbildung in derselben betrifft, so hat der Verfasser mit Recht, der Natur unserer Sprache gemäß, die Mischung der männlichen und der weiblichen Versausgänge, mit Bevorzugung der letztern, angewendet. Es ist bei bemerkt zu werden verdient, daß der fast durchgehends eingeführte männliche Schluß in dem dritten Verse jeder Terzine dieser eine recht passende Abrundung verleiht. Im übrigen hat sich der Uebersetzer die treueste Nachbildung des Originals im Sinne des oben ausgesprochenen Erfordernisses zur Aufgabe gestellt. Wo nach dem Text

er Sprache von dieser Treue abgewichen werden mußte, it großer Schonung, mit ästhetisch geläutertem Anugssinne verfahren worden. Um sich von Vers zu möglichst innerhalb des von dem Originaltexte gen räumlichen Maßes zu halten, hat der Verfasser irgends auf erhebliche Umstellungen und Satzveränden eingelassen, sondern zur Ausfüllung entstehender sich nur jener neutralen Flickwörtchen bedient, die gewisse von den Aerzten angewendete Mittel weder ch noch schädlich wirken und ohne Beschwerde hinzeschluckt werden. Im vorliegenden Falle wird niesagen können, der es nicht besonders heraussucht, e öfter vorkommenden „denn", „nun", „nur", „doch" w., ohne von dem Originale jedesmal bedingt zu mit diesem verglichen, den Text entstellen oder Uebersnoth verrathen; im Gegentheil schmiegen sie sich berall ganz ungezwungen den wesentlichen Bestandes Textes an, auch werden sie weiterhin immer r. Nur an zwei Stellen finde ich die Verwendung Lückenbüßer im Uebermaß, nämlich „Hölle", VII, besonders aber „Fegfeuer", XXIV, 131, wo das e più des Originals durch „auch wol mehr noch" gegeben ist; ganz vom Uebel dagegen ist die Eing des „auch" im „Paradies", IX, 72. Falsche ngen kommen äußerst selten vor; zweimal ist der Vers zu lang gerathen, „Hölle", XXV, 11 und „Fegfeuer", VI, 121. Im „Fegfeuer", VI, 118 war „Jovis" als Nominativ jedenfalls zu vermeiden; Philalethes hat sich hier gut aus der Schlinge zu ziehen gewußt. Mit Unrecht hat der Verfasser an den bekannten Stellen, „Fegfeuer", XX, 67—71, „Paradies", XII, 71—75 und XIV, 104—108, das von dem Dichter absichtlich jedesmal an das Ende der drei Verse wiederholt gestellte, schwer ins Gewicht fallende Wort in solcher Weise unübersetzt gelassen. Die Wiedergabe des Wortsinns anlangend wäre nur über wenige Stellen mit dem Verfasser zu rechten; fast nur über „Hölle", XX, 69; „Fegfeuer", IX, 91; XIV, 118; XIX, 47, 48; „Paradies", XVII, 113.

Alle vorerwähnten Ausstellungen sind gegen das Ganze völlig unbedeutend, sodaß ich nach genauer Prüfung vom ersten bis zum letzten Verse schließlich mein Urtheil dahin zusammenfassen kann, daß diese Uebersetzung durchaus mit Sachkenntniß, Sorgfalt und großer Feinheit, dazu mit unleugbarem Schönheitsgefühl gearbeitet ist und unter ihren zahlreichen Rivalinnen wol am geeignetsten für den ungestörten, wohlthuenden Genuß der Dichtung angelegt erscheint. Der vorangehende Abschnitt über „Dante's Leben und Werke" und die kurzen Erläuterungen am Schlusse jeden Theils, letztere von anderer Hand, sind willkommene Zugaben für den unvorbereiteten Leser. **Theodor Paur.**

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

r deutsche Fleiß ist, und mit Recht, sprichwörtlich ge-

In Frankreich ist die Nation fleißig; die Menge arbeis wimmelt wie ein Ameisenhaufen durcheinander. Der leistet als einzelner in seiner Isolirzelle das Unglaub-Man denke an die Excerpte eines Johannes von Müller — send Blüten sammelt ein deutscher Gelehrter den Honig, n seine Zelle trägt. Mit welcher Unverdrossenheit und haftigkeit wird in den dicksten Folianten die kleinste ufgesucht, welche ein Licht auf den behandelten Gegenrfen kann! Die Sorge, daß doch noch eine oder die Stelle von Wichtigkeit ihm entgangen sein könne, macht tschen Gelehrten schlaflose Nächte.

ch abgesehen von diesem Fleiß des geschichtlichen Forder die Bauten der Vergangenheit vor unsern Auder aufführt, indem er mühsam Stein für Stein nsucht, gibt es in Deutschland einen Fleiß des Saminen lexikalischen Fleiß, wie er wol kaum bei einzelnen einer andern Nation zu finden sein dürfte. Wir haklopädische Werke, die nicht durch den Bund vereinter ervorgegangen, sondern die ein wahrhaft athletisches eines Einzigen sind. Wir erinnern nur an das che „Sprichwörter-Lexikon", ein gigantisches Werk schen Fleißes, welches der schlesische Lehrer am Fuße engebirgs mitten unter den kleinen Leiden eines ten-

Wirkens unter allerlei polizeilichen Verfolgungen in zusammengestellt hat!

nicht minder bewundernswerthes Denkmal deutschen st das „Biographische Lexikon des Kaiserthums Oestern Constant von Wurzbach, von welchem bisjetzt e erschienen sind, etwas mehr als die Hälfte des grornehmens. Diese 13 Bände haben von Anfang bis keinen andern Verfasser als Wurzbach selbst, welcher Herausgeber und alleiniger Mitarbeiter ist, abgesehen von zufälligen Einsendungen oder freundlichen Zuwendungen, mit denen hin und wieder ein wohlwollender Gönner im Interesse der Sache das Unternehmen unterstützt. Dabei darf man nicht vergessen, daß hier ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden sind, als wenn ein Franzose oder Engländer ein biographisches Lexikon von Frankreich oder England herausgeben wollte, oder als wenn in Preußen ein solches Lexikon erschiene, was, beiläufig gesagt, eine bisjetzt noch nicht unternommene, aber durchaus verdienstliche Aufgabe wäre! Denn Oesterreich ist weder ein Staat, der mit einer Nation zusammenfällt, noch ein Staat, der aus gleichmäßigen Elementen seine Annexionen gebildet! Oesterreich ist ein Staatenconglomerat, das aus 23 Kronländern besteht, und in welchem zwölf verschiedene Sprachen — deutsch, italienisch, ungarisch, romanisch, böhmisch, polnisch, slowakisch, serbisch-illyrisch, kroatisch-illyrisch, slawonisch, ruthenisch, romanisch — gesprochen werden. Der Verfasser eines österreichischen biographischen Lexikons muß aller dieser Sprachen mächtig sein. Denn mag immerhin über seiner Walhalla die schwarzgelbe Fahne wehen, die Bildnisse in den Nischen derselben sind doch aus den verschiedensten bunten Marmorarten, aus den Steinbrüchen verschiedener Nationen geformt. Oesterreich ist das vielzüngigste Reich Europas — und wenn auch das endlos gegen die Morgensonne sich dehnende Rußland ihm hierin den Vorrang streitig machen wollte, und auch könnte durch sein asiatisches Völkergewirre, so würde doch ein russischer Wurzbach weit leichteres Arbeiten haben, denn unter den Samojeden und Kamtschadalen gibt es keine Berühmtheiten, welche Anspruch auf einen Platz im russischen Pantheon erheben würden!

In der Vorrede zum dreizehnten Bande gibt Wurzbach einen Ueberblick über das bisher Geleistete, zunächst eine numerische Uebersicht der Lebensskizzen nach den einzelnen Kronländern, die er mit Recht als eine österreichische Culturscala bezeichnet. Von den bisher erschienenen 6565 Lebensskizzen fallen auf die alphabetisch geordneten Kronländer:

Auf	I.	Banat und Wojwodina	40 Biographien
„	II.	Böhmen	885 „
„	III.	Bukowina	6 „
„	IV.	Kroatien	53 „
„	V.	Dalmatien	68 „
„	VI.	Galizien	139 „
„	VII.	Kärnten	75 „
„	VIII.	Krain	60 „
„	IX.	Krakau	38 „
„	X.	Küstenland, Istrien und Triest	67 „
„	XI.	Lombardei	295 „
„	XII.	Mähren	205 „
„	XIII.	Militärgrenze und Slawonien	31 „
„	XIV.	Oesterreich ob der Enns	126 „
„	XV.	Oesterreich unter der Enns	1062 „
„	XVI.	Salzburg	104 „
„	XVII.	Schlesien	61 „
„	XVIII.	Siebenbürgen	185 „
„	XIX.	Steiermark	209 „
„	XX.	Tirol	325 „
„	XXI.	Ungarn	1076 „
„	XXII.	Venedig	334 „
„	XXIII.	Vorarlberg	7 „
Außerdem von nicht in Oesterreich geborenen, aber daselbst denkwürdig gewordenen Personen			648 „
Und von solchen Personen, deren Geburtsland nicht angegeben werden konnte			516 „
		Summa:	6565 Biographien.

Wenn uns das Register die Vertheilung der Biographien auf die einzelnen Länder anschaulich macht, so zeigt uns ein zweites, welches die Lebensskizzen auf die verschiedenen Stände und Functionen geistigen Lebens vertheilt, den umfassenden Plan des Werks und die allseitige Berücksichtigung der geistigen Interessen. Es fallen auf:

Architekten	83	Biographien
Berühmte Bauern	17	„
Adeliche	1422	„
Aerzte	253	„
Archäologen	136	„
Bildhauer, Erzgießer, Medailleurs	131	„
Bibliographen, Literaturhistoriker	147	„
Denkwürdige Frauen	414	„
Regierende Fürsten und ihre Familien	343	„
Geographen, Topographen, Ethnographen	102	„
Geologen, Mineralogen, Bergmänner	17	„
Geschichtsforscher und Geschichtschreiber	263	„
Hippologen	8	„
Humoristen	128	„
Industrielle	62	„
Juden	101	„
Kanzelredner	24	„
Kirchenhistoriker	33	„
Kupferstecher und Xylographen	122	„
Land- und Forstwirthe, Pomologen, Gärtner	61	„
Maler	626	„
Marien-Theresien-Ordensritter	401	„
Mathematiker, Astronomen, Physiker	115	„
Militärs	1035	„
Missionare	27	„
Musiker	465	„
Nationalökonomen, Finanzmänner	30	„
Naturforscher	235	„
Numismatiker	27	„
Ordensgeistliche	452	„
Orientalisten	29	„
Pädagogen, Schulmänner	171	„
Philosophische Schriftsteller	63	Biogra…
Poeten und belletristische Schriftsteller	331	„
Publicisten und Journalisten	47	„
Rechtsgelehrte	136	„
Reisende und Touristen	31	„
Sänger, Schauspieler, Tänzer	177	„
Schriftsteller (mit Ausschluß der Fachschriftsteller und Poeten)	449	„
Sonderlinge	57	„
Sprachforscher	154	„
Staatsmänner, Diplomaten	318	„
Techniker und Mechaniker	47	„
Katholische Theologen	545	„
Protestantische Theologen	100	„
Tiroler Landesvertheidiger	14	„
Zigeuner	2	„

Das Maß der Berühmtheit, mit welchem die … mißt, darf freilich von einem Werke nicht angelegt … welches alle verdienstlichen Leistungen der Zeitgenossen … achten hat, welches aus dem Detail der einzelnen … alles Nennenswerthe hervorhebt. Doch als eine wichtige … der Zeitgeschichte, als eine Fundgrube für den Geschichtsf… und für die verschiedensten Fachhistoriker, als ein dem öst… schen Staatsruhm dienstbares und förderliches Unternehmen … als Denkmal eines unglaublichen Fleißes verdient … Wurzbach's um so mehr Anerkennung, je weniger das … österreichische Deutschland sich um die zum innern … Haushalt und zur Ruhmesverwaltung des Kaiserthums … Schriften zu kümmern pflegt. Dennoch werden die … der verschiedensten Fächer die von Wurzbach aufgeschlossenen … mit Dank benutzen können. Der eigentlichen biogra… Skizze ist stets eine mit kleinerer Schrift gedruckte … beigegeben, welche die genaue Quellenangabe, die … Bildnisse, der Medaillen, die Beschreibung der Denkmäler … burtshäuser, Grabmonumente, Inschriften enthält. … chem Fleiß die einzelnen Biographien gearbeitet sind, … daraus hervor, daß der Lebensbeschreibung der einzelnen … steller und Dichter die Urtheile der namhaftesten neuen … historiker über ihre Werke beigefügt sind.

Wurzbach ist übrigens kein trockener Archivar; … durch seinen Sammlerfleiß nicht beeinträchtigte Wärme … geisterung. Wenn er den Staub in seiner Bibliothek … sterium des Innern von sich abgeschüttelt und in … am Ober-Sanct-Veit frische Landluft athmet, … Kreise von Künstlern und Dichtern der Muntersten … Frische und Lebenslust. Die innere Wärme und … rische Streben, das er auch in schätzbaren Gedichten … kommen seinem großen Werke zugute. Möge es ihm … sein, dasselbe allein mit gleicher Rüstigkeit zu Ende … und auszuharren in seiner Bibliothek, gleich der Muse … reichischen Nationalruhms, während eine Etage über … politische Schicksalsparze die Lebensfäden der Minister … schneidet!

Allerwelts-Shakspeare.

Shakspeare's Werke sind eine unerschöpfliche … für die verschiedenartigsten Specialitäten, sodaß es … Fachwissenschaft, eine technische Beschäftigung gibt, … den großen Dichter glaubt als Autorität citiren, … freien Spielraum, welcher in Bezug auf Shakspeare … pothesen gegönnt ist, ihn zu den Ihren rechnen zu … Theologen beweisen, daß er ein großer Bibelkenner … ein Seemann vermuthet infolge der nautischen … Dichters, daß er einige Zeit seines Lebens zu … haben müsse; andere halten ihn für einen passionirten … freund, Schafzüchter, Korn- und Wollhändler; … aus ihm Blumenlesen für die Speisekarte eines … für die Schneiderfirma Moses und Sohn in …

dert. Der Präsident des höchsten englischen Gerichtshofs Campbell nimmt Shakspeare in einer Schrift: „Shak-e's legal acquaintances" für die rechtswissenschaftliche ität in Anspruch, wenngleich er ihm trotz seiner der höchsten n in beiden Rechten würdigen Weisheit nur einräumt, die idene Stelle eines Schreibers bei einem londoner Advo- bekleidet zu haben.

Damit die medicinische Facultät nicht hinter den andern bleibe, hat jetzt Dr. Georg Cleß eine „Medicinische Blu-se aus Shakspeare zu eigener und seiner Collegen Kurz- (Stuttgart, Cotta, 1865) gesammelt und in der That ziemlich reiche Ausbeute davongetragen. Mit Recht sagt erausgeber: „Wenn es gerade die Charakteristik ist, worin speare einzig dasteht, so hat er sich, wie wir glauben, in en nicht blos als Psycholog, sondern auch als Physiolog rt, insofern dem psychologischen Gepräge immer auch ein duelles physisches entspricht; sein Blick erfaßt von der seite und Oberfläche der Menschengestalt Kennzeichen und nale, mit denen er das Innere aufzuschließen und die zu denten versucht; seine Gestalten haben durchweg alle und Blut, es sind eigenartige Wesen mit dem schärfsten ge einer ganzen, sprechenden, auch in ihrem äußern unverwechselbaren Individualität; ihr Schöpfer bewährte ls Menschenkenner im vollen Sinne des Wortes, wie einer vor und nach ihm." Die „Medicinische Blumen- erfällt in sieben Abschnitte: „Physiologische Zustände", tisches", „Krankhafte Zustände", „Aberglaube", „Medi- olizei und gerichtliche Medicin", „Physischer Habitus", unde und Aerzte". Von diesen Abschnitten sind der erste chste die interessantesten: namentlich zeigen die Stellen, ter der Ueberschrift „Physischer Habitus" mitgetheilt wie Shakspeare seine Helden leibhaftig vor sich sah, mit ihren körperlichen Eigenheiten und Gebrechen. Diese müssen immer wieder der Aufmerksamkeit der Darsteller len werden, da dieselben, trotz der augenfälligsten Fin- des Dichters, einzelne Gestalten noch immer nach der Schablone spielen. Falstaff zwar ist als Fettwanst und mpen ein humoristisches Prachtstück, dessen Aeußerlichkeit ugeben sich kein Darsteller wird entgehen lassen; doch wie chauspieler gibt es, welche daran denken, daß Percy ein er ist und daß der Prinz von Wales als König von t, er besitze eine starre Außenseite, mit einer eisernen , sein Gesicht mache einen herben und uneinnehmenden t, die Frauen erschräken, wenn er kommt, um sie zu ?

Geschichtschreibung und Poesie.

o irgendein Feld der Geschichte von den Historikern ur- macht worden ist, da siedeln sich alsbald die Poeten an. ch kommen die Resultate der geschichtlichen Forschung, uf bedeutende Persönlichkeiten ein neues Licht wirft, den zugute. Ohne Raumer's „Hohenstaufen" wären die von Raupach und Grabbe nicht gedichtet worden und iner Hoftheater hätte jahrelang einen Haupttheil ihres epertoire entbehrt. Die Werke über die Anfänge der en Geschichte, welche bisher noch nicht im Geiste mo- Bildung bearbeitet waren, Droysen's „Geschichte der en Politik" und Riedel's „Geschichte des preußischen auses", die sich gegenseitig ergänzen, indem der erste lgemeine Anschauungen, der zweite mehr individuelles bt, haben Robert Giseke angeregt, drei „Dramatische us deutscher Geschichte" (Leipzig, Brockhaus) herauszu- Namentlich hat Riedel's Darstellung, in welcher Frie- on Brandenburg als eine der interessantesten Figuren eutscher Geschichte erscheint, auf den Dichter influirt. e Drama: „Der Hochmeister von Marienburg", versucht ndorff's „Letztem Ritter von Marienburg" zum ersten male wieder das Grandiose eines Ritterordens bühnengerecht zu machen. In dem zweiten Drama: „Der Burggraf von Nürnberg", ist neben Friedrich I. der Hauptheld der brandenburgische Götz von Berlichingen, Dietrich von Quitzow. Das dritte Drama: „Ein Bürgermeister von Berlin", ist das bekannteste, weil es in Berlin, Breslau und Leipzig zur Aufführung gekommen. Doch erscheint es hier in völlig umgearbeiteter Gestalt.

Eine englische Tragödie.

Was für Sonderbarkeiten auf den englischen Theatern vorkommen! Da hat ein Herr Bateman eine fünfactige und in Amerika häufig aufgeführte Tragödie: „Geraldine", geschrieben, welche neuerdings auf dem New-Adelphi-Theater in London in Scene ging. Die Heldin ist die Braut eines Kreuzfahrers, welcher während der sechs Jahre, daß dieser in Palästina abwesend ist, ein böswilliger Prior durch Gifte einen Buckel anhext. Der Bräutigam läßt sich übrigens dadurch nicht abschrecken, sondern heirathet seine Geraldine mit dieser Ausstattung. Die Darstellerin soll indessen nur mit einem Phantasiebuckel erschienen sein. Das Werk ist überdies in einem kindischen Stil geschrieben.

Bibliographie.

Bolanden, C. v., Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit. Deutschlands Dämon. Die böhmische Canaille. 3ter Bd. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Erckmann-Chatrian, Erlebnisse eines Conscribirten des Jahres 1813. Aus dem Französischen übersetzt von C. v. C. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

— — Madame Therese. Aus dem Französischen. Deutsch von F. Mayer. Stuttgart, C. Ebner. Gr. 16. 21 Ngr.

Faust, eine tragi-komische Fastnachts-Posse (frei nach Herrn v. Goethe) von einem Melancholicus. Berlin, Janke. Gr. 8. 10 Ngr.

Kankrin, Graf G. Aus den Reisetagebüchern des Grafen G. Kankrin, ehemaligen kaiserlich russischen Finanzministers, aus den Jahren 1840—1845. Mit einer Lebensskizze Kankrin's nebst 2 Beilagen herausgegeben von A. Graf Keyserling. 2 Thle. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein? Antwort an den Herrn Privatdocenten Dr. Rud. Seydel. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lenore. Travestie nach Bürger's „Lenore". Vom Verfasser der „Gütsteher". Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 8 Ngr.

Lütkens, J., Die Stadien der Aufklärung in neuester Zeit. 4 Vorträge. Dorpat, Gläser. 12. 16 Ngr.

Maurizio, J., Der Zeitgeist oder Betrachtungen über unsere socialen Verhältnisse. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 5 Ngr.

Niendorf, M. A., Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Sociale Federzeichnungen. Berlin, Vogel u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oncken, W., Athen und Hellas. Forschungen zur nationalen und politischen Geschichte der alten Griechen. 1ster Thl. Einleitung. Kimon. Ephialtes. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Polko, Elise, Alte Herren, die Vorläufer Bach's. 6 Cantoren der Leipziger Thomasschule. Silhouetten. Hannover, C. Rümpler. 8. 1 Thlr.

Radenhausen, C., Die Bibel wider den Glauben. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 18 Ngr.

Reich, A., Orientalia. Skizzen aus dem jüdischen Leben. 3tes Heft. Rothschild. Schauspiel. Berlin, Lassar. 8. 15 Ngr.

Reichensperger, A., Die Kunst Jedermanns Sache. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Reissmann, A., Grundriss der Musikgeschichte. München, Bruckmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Scheber, E., Des deutschen Yorick's Skizzen aus England. (Novellenartig.) Frankfurt a. O. 8. 20 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Ein Blick zurück. Erzählung. Deutsche Original-Ausgabe. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr.

Smidt, H., Binnen der rothen Tonne. Novellen der Niederelbe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Strauß, D. F., Die Halben und die Ganzen. Eine Streitschrift gegen die H. H. D. D. Schenkel und Hengstenberg. Berlin, F. Duncker. 8. 15 Ngr.

Wiemann, A., Sammlung englischer Gedichte für Schule und Haus. Düren, Gislason. 12. 7½ Ngr.

Herr Wiesch. Charakterbild eines westfälischen Landschullehrers aus der vorletzt verflossenen Zeit. Von einem katholischen Geistlichen. Coesfeld, Wittneven Sohn. 1864. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters

nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen

von

Rudolf Köpke.

Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die kürzlich von Karl von Holtei herausgegebene Sammlung von „Briefen an Ludwig Tieck" bezeichnet sich selbst als „einen Nachtrag, einen Anhang zu Köpke's vortrefflicher Lebensbeschreibung Tieck's"; das Köpke'sche Werk ist daher den Lesern jener Briefsammlung als nothwendige Ergänzung zu empfehlen. Köpke war namentlich während der letzten Lebensjahre Ludwig Tieck's vertrauter Freund und hat auch dessen literarischen Nachlaß herausgegeben.

Letzterer erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Nachlaß enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort unter anderm: „Wer an der Entwickelung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengestirn abschließt."

Früher erschien in demselben Verlage:

Kritische Schriften von **Ludwig Tieck.** Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, wurden nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tableau des Germanismes

les plus répandus en Allemagne et dans les pays limitrophes, suivi d'un aperçu des principaux Gallicismes,

par **Louis Grangier.**

8. Geh. 12 Ngr.

Der Verfasser, Professor der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, bietet mit diesem Werkchen ein sehr nützliches Supplement zu jeder französischen Grammatik, indem er darin die fehlerhaften Wendungen und Ausdrücke, deren sich der Deutsche beim Schreiben oder Sprechen des Französischen zu bedienen pflegt, übersichtlich gesammelt hat und ihnen überall die richtige, dem Geist der französischen Sprache angemessene Wort- und Satzbildung gegenüberstellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr. auf Velinpapier 5 Thlr.

Von diesem Werke erschienen kürzlich der 77., 78. und 82. Theil der I. Section (A–G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), die unter andern nachstehende wichtige Artikel enthalten:

77. Graagaas von *Maurer*; Graal von *San-Marte* (A. Schulz); Grab von *Hasemann*; Gracchus von *Hertzberg*; Grabwerk von *Reinwarth*; Gradisca von *Schreiner*.

78. Gradmessung von *Bruhns*; Graf von *Pernice*; Graf von *Garcke*; Grado von *Schreiner*.

82. Griechische Mythologie von *Petersen*; Griechische Philosophie von *Bursian*.

Band 80 und die nächstfolgenden Bände, welche die sich auf Griechenland bezüglichen Artikel behandeln, werden neben den Bänden 74 bis 79 hergehend veröffentlicht.

☛ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Brockhaus' Reise-Atlas von Deutschland

Neuester Führer durch alle Theile Deutschlands, enthaltend 58 verschiedene General- und Special-Eisenbahnkarten, Plans, Panoramas, Städtepläne, Ansichten u. s. w., Nachweis der Eisenbahnpreise, Sehenswürdigkeiten und viele andere dem reisenden Publicum nothwendige Notizen.

Brockhaus' Reise-Atlas besteht aus folgenden einzelnen Sectionen, deren jede für sich ein selbständiges Ganze bildet und einzeln zu beziehen ist:

Oesterreich. Mit 6 Karten und 2 Städteplänen.

Die Rheinlande. Mit 8 Karten und 2 Plänen.

Baiern und Würtemberg. Mit 10 Karten und 4 Plänen.

Nordost-Deutschland mit Schlesien. Mit 8 Karten und 3 Plänen.

Nordwest-Deutschland. Mit 6 Karten und 4 Plänen.

Sachsen, Thüringen und Hessen. Mit 7 Karten und 3 Plänen.

Die Eintheilung des Reise-Atlas in sechs Sectionen gewährt den grossen Vortheil, dass der Reisende nur derselben alles für eine grössere Tour Nöthige findet, sich mit einem umfangreichen Buch beschweren muss.

Preis jeder Section cartonnirt 24 Sgr. Die Karten und Pläne auch einzeln mit Text cartonnirt à 5 Sgr. das Blatt u. s. w.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LE MAGASIN DES ENFANS

PAR

Mme LEPRINC DE BEAUMONT.

Nouvelle édition. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden [illegible]

Eine vielfach verbesserte neue Ausgabe dieses [illegible] ten französischen Lesebuchs, das als vortreffliches [illegible] für den Jugendunterricht empfohlen zu werden verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literariſche Unterhaltung.

rſcheint wöchentlich. — Nr. 32. — 10. Auguſt 1865.

alt: Neue Dichtungen Friedrich Halm's. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Allerlei Geſchichten. Von Hermann von Beſolles. — Studien über den Urſprung des Menſchengeſchlechts. Von Hermann Guthe. — Geiger über das Judenthum und ſeine ichte. Von Moritz Carriere. — Ein Beitrag zur Weltanſchauung des Alterthums. — Feuilleton. (Wer iſt Rogeard? Ein Brief Platen's; Chronik der Gegenwart.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dichtungen Friedrich Halm's.

(Beſchluß aus Nr. 31.)

Der achte Band der geſammelten Werke von Fried- Halm enthält die Dramen: „Iphigenie in Delphi", ldfeuer" und das Feſtſpiel „Vor hundert Jahren".

‚Iphigenie in Delphi" würde das dritte Stück einer ogie ſein, deren erſtes „Iphigenie in Aulis", deren es „Iphigenie in Tauris" wäre. Es trägt die Phyomie des letztern: den Charakter der Sühne und Verung durch edle Weiblichkeit. Wie dort Oreſtes, ſo hier Elektra von den Furien erlöſt, welche, wenn nicht in der Geſtalt ſchlangenhaariger Erinnyen, als wilde, die Götter und Menſchen verläſternde mungen das Gemüth der Atridentochter bedrängen. t macht die äußere Compoſition den Eindruck, nothig zuſammengefädelt zu ſein, um die Begegnung der eſtern, auf welcher der poetiſche Reiz der Handlung zu ermöglichen und in das Bild der contraſtirenden ktere ſelbſt einige dramatiſche Bewegung zu bringen. leich die Expoſition erſcheint mislich, indem Oreſtes ythia die Geſchicke ſeines Hauſes und ſeiner Schwe- langer Rede erzählt. Dieſe Pythia, die ſich nur wieder des Oreſt und des eigenen Orakelſpruchs rt, die in allen ihren Fragen eine ſo naive Unkunde kannteſten Ereigniſſe an den Tag legt, iſt ſo ganz das theil deſſen, was man ſich unter einer orakelſprechenprieſterin denkt, welche auf die Geſchicke der griechiſchen ien und Staaten einen unleugbaren Einfluß ausgeübt aß ſie auf ihre eigenen Orakelſprüche nicht einmal die ntia einer bona mater familias verwendet; denn eine merkt und bucht ſich wenigſtens die wichtigern Beeiten, an denen ſie betheiligt iſt. Wir verlangen von Friedrich Halm, daß er uns in der Pythia mit r und feiner Charakteriſtik einen Ausbund von heit hinſtellt, welcher das Gras wachſen hört; doch er die Geſtalt auch in großen und idealen Zügen ſo mußte ſie doch immer, und wäre es infolge prier Inſpiration, als eine Wiſſende erſcheinen. Oreſtes bittet die Pythia um Schutz für Iphigenien, während er ſelbſt mit Pylades eine Rachefahrt gegen Aletes, den neuen Tyrannen von Mykene, der ſeine Schweſter Elektra gefangen hält, antreten will. Von Elektra behauptet indeß ein anderes Gerücht, daß ſie, die Wächter täuſchend, durch Liſt ihrer Haft entronnen ſei. Die Späher des Aletes ſollen auch die Gegend um Delphi durchſtreifen. Um der Sicherheit willen ſoll Iphigenie, auf den Rath der Freunde, ſich verpflichten, ihren Namen zu verſchweigen. Sie ſträubt ſich lange dagegen:

So leben wir und lernen nichts vom Leben,
Denn das Erlebte rührt und mahnt uns nicht!
O denkt zurück, an Tauris denkt zurück!
Was ſchmolz in Milde uns des Königs Grimm,
Was ließ erwünſchte Heimkehr uns gewinnen?
Nicht Lüge war's, nicht Trug und Hinterliſt!
Vertrauen, Offenheit, die Macht der Bitte,
Nicht was ihr nützlich nennt, die heil'ge Schönheit
Der reinen Wahrheit ſchenkte uns den Sieg!
Und ihr verlaßt ſie, Wahnverblendete,
Auf krummen Wegen mühvoll zu erwerben,
Was ſpielend ſie mit einem Hauch gewinnt!

Endlich aber gibt ſie dem Drängen des Bruders nach:

In Nacht und Dunkel berg' ich unſre Namen,
Hier meine Hand! Nimm meinen Schwur, Oreſt!

Im zweiten Act erſcheint Elektra mit dem Opferbeil, mit welchem Iphigenie in Aulis geopfert wurde und das in Aegiſthens Hand den Vater traf und ſpäter das Blut der Klytämneſtra trank. Der aufgeregten Elektra war im Traum die Mutter erſchienen mit dem Zuruf:

Nimm das Beil
Und zieh nach Delphi hin! Oreſt kehrt wieder.

Dieſem Zuruf folgend, will Elektra das Beil als Weihgeſchenk dem Gotte darbringen. Den treuen Diener Narſes, der ſie aus dem Gefängniß gerettet, ſendet ſie nach Delphi, um dem Schickſal des Oreſt nachzuforſchen. Der einſamen Elektra naht Iphigenie mit einem Henkelkruge, des Tempeldienſtes gewohnte Pflicht zu erfüllen. Elektra ſpricht aus, wie ſorgen- und erwartungsvoll ſie ſei; Iphi-

genie tröstet sie mit der Hoffnung und trägt ein offenbar dem Goethe'schen Parzenlied nachgebildetes Lied von der Hoffnung vor:

Kennst du sie nicht, der Seele
Treue, verschwiegne Gefährtin,
Die der Kindheit Gespiele
Und der Jugend Genoß,
Selbst dem müden, hinfälligen
Alter Stütze und Stab noch,
Kennst du sie nicht?

Die ins Dornengebüsche die Rose,
Die ins Nachtgewölke den Stern
Tröstend dir hinmalt,
Die Sirenenlieder dir singt
In des Sturmes Geheul;
Wenn das Leben verneint,
Leise flüsternd ein: Ja!
Melodisch dir hinhaucht;
Kennst du sie nicht?

Die das Verworrenste löst
Und das Fernste verbindet;
Die du verscheuchst, und sie kehrt wieder,
Die du gestorben meinst, und sie lebt,
Die du verwirkt, und sie bleibt dir;
Die unwandelbaren Erfolges
Eiserner Macht kaum
Zögernd das Feld räumt,
Kennst du sie nicht? u. s. w.

Im dritten Act kehrt Narses zurück zu Elektra; er hat Kunde erhalten von zwei Männern, aus dem Schiffbruch geretteten Genossen des Orest, welche den Tod desselben mitgetheilt haben sollen. Er eilt ihnen nach, um das Nähere zu erfahren und Elektra zu beruhigen. Diese soll in der Zwischenzeit unnütz Fragenden keine Antwort ertheilen, selbst der Priesterin ihre Herkunft, ihren Namen verhehlen — eine Wiederholung desselben Motivs, welches bereits am Schluß des ersten Acts für Iphigenie angewendet wurde. Hier tritt die wenig einfache, die gekünstelte Composition des Dramas zu Tage. Denn die weitere Entwickelung der Handlung, die Möglichkeit des Conflicts hat zur unerläßlichen Voraussetzung, daß weder Iphigenie noch Elektra ihren Namen nennen und sich entdecken dürfen. Der Dichter muß daher beiden Heldinnen gewissermaßen den Mund verbieten. Dies Verbot ist zwar in Bezug auf äußere Wahrscheinlichkeit hinlänglich motivirt, erscheint aber als ein zu kleinliches Motiv für eine tragische Collision — es gehört in die Komödie. In der darauffolgenden Scene mit der Pythia tritt die sanfte weisheitsvolle Priesterin der leidenschaftlichen Elektra, die sich zu wilden Gotteslästerungen versteigt, mahnend und warnend gegenüber. Der Act schließt dann wirksam mit dem folgenden Monolog der Elektra, der einen prometheischen Geist athmet:

Hier bin ich! Schleudre deinen Blitz, Kronion,
Trefft, Leto's Kinder, mich mit euern Pfeilen,
Reiß, Hades, mich in deinen Pfuhl hinab,
Ich biet' euch Trotz! Thut euer Schlimmstes, Götter!
Dem Schlimmsten biet' ich Trotz! Der Leib ist euer,
Zerstückelt ihn, verstreut ihn in die Winde;
Doch innen lebt ein Geist, unsterblich wie
Ihr selbst, ein unvertilgbarer Gedanke,
Ein Wille, ehern wie des Himmels Wölbung,
Und beut euch Trotz, und fordert kühn sein Recht:
Und wenn ihr's ewig weigert, ewig ihn
Verleugnet, ewig, ewig fordert er's
Und beut euch Trotz, ihr Götter!

Der vierte Act beginnt mit einer schönen Scene zwischen Iphigenie und Elektra, in welcher der Geist jener und hoher Weiblichkeit über das Gebaren wilder Leidenschaftlichkeit triumphirt. Iphigenie spricht die echt weiblichen Worte:

O seid gesegnet, milde Trösterinnen,
Ihr Götterstimmen in der Menschen Brust,
Euch dank' ich, was ich bin, und ohne euch,
Was ich geworden wäre, fern der Heimat,
Am Strande der Barbaren, weiß ich nicht,
Und meine Seele schaudert es zu denken!

Sie bekehrt Elektra, welche die Fromme und Reine bittet, sie zu führen und zu retten, und ihr das Beil gibt, um es als Opferspende dem Gott zu weihen. Rasch aber kaum Elektra sich diesen sanftern Empfindungen der Milde und Versöhnung hingegeben, erscheint Medon, der Kunde vom Tode des Orest, der, nach seiner Anschauung, von der Priesterin in Tauris am Altar geopfert worden, während er selbst nach blutigem Kampfe die Flucht ergriffen und auf einem Kahn sich hinaus ins Meer gewagt hatte. Diese Nachricht weckt wieder die Furien in Elektra's Brust; wie eine Titanide sich mit dem Trotz der Verzweiflung erhebend, klagt sie den Verrath der Götter an:

Horch! Welchen Nachhall mein Schrei weckt!
Wie es laut wird rings, wie es flüstert und rauscht!
Schon zittert die Erde und wankt, und im Kreis
Dreht wirbelnd sich Wald und Gebirg um mich her!
Nacht wird es, die Flamme des Tages verlischt
Dem verdüsterten Blick, und von ferne
Dringt's brausend heran wie der Brandung Gehen,
Wie das Tosen des Sturms! Das ist die Stimme
Des Chaos, das ergrimmt mit den riesigen Armen
Das Weltall faßt und zerdrückt und zermalmt!
Triumph! Es bricht die Erde zusammen,
Wir alle vergehen! Es neigt
Sich der Himmel und stürzt! Doch sie, die Verderbe,
Die falschen, die blutigen Götter,
Triumph und Frohlocken, sie stürzen mit!

Im fünften Act erkennt Medon in Iphigenie die Priesterin, welche den Orestes am Altar in Tauris opfert. Da erfaßt Elektra der Rachegeist; sie begehrt Blut mit Blut zu vergelten, klagt Iphigenie an und schwingt gegen sie drohend das Beil. Fast besänftigen die milden Worte der Priesterin, die ihre Unschuld betheuert; da hört sie die Stimme des Orestes ihren Namen rufen; sie hält dies für eine Geisterstimme, die den Bruder her um Rache mahnt, abermals schwingt sie das Beil; da kommt zur rechten Zeit Orestes, um dem Trauerspiel einen versöhnlichen Ausgang zu retten, und spricht die Achillesferse des Stücks mit den folgenden Worten aus:

O Dank euch, Götter, daß zur rechten Stunde
Zur Umkehr Narses' Zuruf uns bewog;

Sonst war's geschehen und mit neuen Freveln
Forterbend endlos Tantal's Stamm erfüllt!

Hier tritt der Mechanismus der Erfindung störend
vor. Die kleinen Motive, die wie Räderchen und Kur-
in die Handlung in Bewegung setzten, triumphiren.
cht Iphigeniens reines Gemüth siegt über Elektra's
ildheit; nur der Zufall hemmt den erhobenen Arm der
cherin. Diese Fehler der Composition machen uns in-
keineswegs blind gegen die Vorzüge des Dramas.
r Gegensatz der beiden Schwestern ist poetisch tief
pfunden und schön durchgeführt; der Charakter der
ktra mit einer Energie gezeichnet, welche mehr an den
chter des „Fechter von Ravenna", als an den der
riseldis" erinnert; die Diction von hohem Adel, von
r Würde, sanft beredt und wild erhaben, wie es die
tuation erheischt.

Von gänzlich anderer Färbung und Haltung als dies
ikisirende Drama ist das fünfactige dramatische Ge-
t: „Wildfeuer", zum ersten male aufgeführt auf dem
ßherzoglichen Hoftheater zu Schwerin: ein Vorgang, dem
eß unsers Wissens nur wenige andere Bühnen Folge
ten. Selbst das wiener Burgtheater, an welchem
phigenie in Delphi" zur Aufführung gekommen war,
„Wildfeuer" nicht zur Darstellung angenommen. Der
und hiervon mag in den eigenthümlichen romantischen
aussetzungen der Handlung liegen, die ebenso ver-
elt sind, wie die Motive in „Iphigenie", welche nur
dem Fortgehen und Kommen der Hauptfiguren beste-
, durch ihre Einfachheit auffallen. In der That ist
ildfeuer" in einem gänzlich verschiedenen Stile geschrie-
, welcher bunt zwischen Vers und Prosa wechselt, bald
akteristisch bis zu humoristischer Aeußerung, bald
ich belebt bis zum stimmungsvollen Ausdruck land-
stlicher Naturgefühle. Es ist, mit einem Worte, allerlei
antisches Schnitzwerk, welches die Diction der Dich-
ebenso kennzeichnet, wie es den alterthümlichen Saal
ersten Acts ausschmückt.

Die Vorgeschichte ist etwas novellistisch und weitläufig;
muß auf Schloß Arbois lange Verhandlungen, gleich-
einige Romankapitel vorweggenießen, ehe man in
Situation eingeweiht ist. Dann freilich sieht man den
g der Handlung mit einer vor jeder Ueberraschung
zenden Bestimmtheit voraus. Die Voraussetzungen
ren dem Gebiet des Lehn- und Erbrechts an; man
eine genealogische Tabelle sich im Kopf zurechtmachen;
den Stammbaum der Loménie zu kennen, kann man
die goldenen Früchte der Poesie pflücken, die an
elben hängen. Graf von Dommartin, der Erbe des
nmguts, hatte noch zwei jüngere Brüder, welche beide
die Hand eines stolzen Fräuleins, Adele von Cabrol,
en. Der jüngste, Gerard, war der Vorgezogene. Nun
der Chef des Hauses unvermählt und kinderlos;
und Grafschaft fallen an den zweiten, René; Ge-
, der glückliche Bräutigam, verschwindet aus seiner
at und bleibt zwei Jahre lang verschollen. Inzwi-
gibt Fräulein von Cabrol den Bewerbungen des
en Bruders nach, als Herr Gerard mit seiner Ge-
mahlin, einem Edelfräulein aus Montpellier, und einem
halben Knäblein nach Burg Arbois zurückkehrt. Da die
Ehe der Gräfin René kinderlos war und nach dem Lan-
desrechte wie nach dem Hausgesetze der Loménie ihre Güter
ausschließend im Mannesstamm forterben, so gesellt sich
zum Haß der Gräfin gegen Gerard noch die Furcht, nach
dem Tode des Grafen die Grafschaft Dommartin an ihn
oder sein Söhnlein fallen zu sehen. Sie verfolgt daher
Gerard in jeder Weise, selbst, wie das Gerücht geht,
mit Gifttränken und Meuchelmördern, sodaß Gerard nach
dem Tode der Gattin es vorzog, nach Genua mit seinem
Söhnlein zu flüchten. Dort erliegt er seiner Melancholie,
nachdem er vorher den Knaben einem treuen Vasallen über-
geben, der ihm das Geheimniß seiner Geburt erst mit sei-
nem zwanzigsten Lebensjahre eröffnen soll.

Die Gräfin hat inzwischen ebenfalls ihren Gatten ver-
loren, ist aber dafür eines Kindleins genesen, eines wil-
den Jungen, der den Namen Wildfeuer führt.

Die Kette der Motive ist bei allem Geschehen eine
unendliche. Dennoch gibt es eine Grenze, über welche
der Dichter nicht hinauszugehen braucht, um gleichsam
das Gebiet seiner Handlung künstlerisch abzugrenzen. Ro-
manhaft verwickelte Motive, wie hier, sind indeß dem
Drama ungünstig. Wir müssen erst durch das ganze Erb-
begräbniß der Loménie, bei so und so vielen Leichensteinen
vorüberwandern; wir müssen ebenso viele Hochzeiten mit-
machen und Entbindungsanzeigen durchlesen, ehe wir Land
sehen für die Handlung, die sich vor unsern Augen ent-
wickeln soll. Auch bleibt bei dieser Fülle der Familien-
geschichten im einzelnen manches unklar, darunter nicht
Unwichtiges, wie das Motiv, warum der glückliche Bräu-
tigam Gerard seine Braut verläßt.

Haben wir einmal Land erblickt und betreten, so wer-
den wir denn freilich gleich in medias res geführt. Der
Vasall, welchem Gerard sein Knäblein anvertraut, ist der
Seneschall Pierre Banel, welcher auf Burg Arbois den
andern Vasallen des Hauses Loménie diese ihnen keines-
wegs unbekannten Geschicke der Familie ausführlich er-
zählt, um daran die Mittheilung zu knüpfen, daß der
Sohn Gerard's sich unter ihnen befindet, daß es der
Waffenmeister Marcel de Prie ist, der heute sein zwan-
zigstes Lebensjahr vollendet hat. Auch erfahren wir, daß
dieser junge Gerard aller Wahrscheinlichkeit nach der rechte
Erbe ist, indem der wilde Knabe Wildfeuer von den mei-
sten für ein Mädchen gehalten wird, welches die Gräfin
für einen Knaben ausgibt, um sich die Erbschaft zu sichern.
Denn an dem Tode des jungen Gerard zweifelt sie.

Diese Intrigue der Gräfin entbehrt indeß doch wol
der tiefern Berechnung. Einmal muß die Wahrheit doch
zu Tage kommen, und wer möchte ihr beistimmen, wenn
sie ausspricht:

Ich werd', wenn's Zeit, kurzweg die Wahrheit sagen,
Und wenn mein Kind, die Herrin Dommartin's
Und meine Erbin, einem Mann, ihr gleich
An Reichthum, Macht und Namen sich vermählt,
Wer beugte dem Erfolge nicht sein Haupt,
Und fragte viel, ob ihrer Mutter Laune
Als Knaben einst das Mädchen auferzog?

Die Bahn ist nun frei für die eigentliche Handlung des Dramas, welche wiederum von dem psychologischen Raffinement nicht freigesprochen werden kann, das auch für einige frühere Dramen Friedrich Halm's charakteristisch ist. Helden des Dramas sind das Wildfeuer René und Gerard, und das Problem ist: die erwachende Liebe in der Brust eines Mädchens darzustellen, welches als Knabe auferzogen sich für einen Knaben hält. Dies Problem hat für die dramatische Darstellung seine verfänglichen Seiten; denn es handelt sich hier nicht um eine Verkleidung, wie sie sonst in den Lustspielverwickelungen Brauch ist, sondern um das innerste Bewußtsein eines Wesens, das zwiespaltig zwischen dem Knabenhaften und Mädchenhaften hin- und herschwankt. Den wahren Gegensatz der Natur durch die Maske hindurchbrechen zu lassen, bis das Mädchen die Knabenpuppe gänzlich gesprengt hat: das ist eine Aufgabe, deren Lösung viel psychologische Kunst erfordert. Diese sich in zahlreichen Feinheiten offenbarende Kunst räumen wir dem Dichter willig ein; es sind nicht nur zartempfundene, sondern auch neckisch-launige, fein-ironische Situationen und Gedanken in dem Schauspiel. Dennoch hat der bühnenkundige Autor mehrfach das Maß dessen überschritten, was für die scenische Anschaulichkeit erlaubt erscheint. Gerard z. B., der noch immer nicht ganz gewiß ist, ob er einen Knaben oder ein Mädchen vor sich sieht, unternimmt es, sie in folgender Weise auf die Probe zu stellen:

Gerard.

Schwül ist es, zum Ersticken dumpf und schwül,
Und hier, hier quillt der Fluß so klar und hell,
Und Kühlung weht sein Rauschen mir entgegen;
Wie labte mich erst seine frische Flut,
Versenkte ich darein die müden Glieder!
Warum fürwahr auch nähm' ich nicht ein Bad!

René.

Wie, was? Ein Bad! Im Freien hier ein Bad!

Gerard.

Und warum nicht?

René.

Und hier im Fluß?

Gerard.

Wo sonst?

René.

O pfui! Schäm' dich! Ziemt sich das, Marcel?
Beim Licht des Tages unter freiem Himmel —

Gerard.

Verzeiht, Herr Graf! Was wär' hier ungebührlich?
Wir beide sind ja Männer, und wir stecken
Doch eben alle nur in unsrer Haut!

René.

Die Mutter lehrte mich, und hat auch recht,
Vor andern sich entkleiden schick' sich nicht —

Gerard.

Allein, vergebt, warum nur schickt sich's nicht?

René.

Weil sich's nicht schickt! Und kurz und gut, ich will
Nicht, daß ihr badet!

Dies Experiment hat, auf der Bühne vorgetragen, etwas unleugbar Anstößiges. Die weibliche Liebe, Schamhaftigkeit, Eifersucht, der dépit amoureux und die ganze Scala der Gefühle, durch welche René sich uns, wenngleich immer noch nicht sich selbst als Mädchen offenbart, wird uns in einer Folge von Scenen vorgeführt, die geschickt erfunden und verknüpft sind und sich in spannender Weise steigern. Als Gerard sich ihm als der Vetter der Loménie offenbart, da geräth er in heftigen Zorn über den Verräther. Gerard selbst erklärt ihr, daß er ihn Verachtung nicht tragen, sondern auf kurze Zeit nach Bubois gehen und dann spurlos verschwinden werde. René außer sich, will ihm nach, doch das Thal ist von Reitern besetzt, die Mutter sucht ihr Kind — René zieht Frauenkleider an, um sich unerkannt nach Schloß Arbois hinzuschleichen:

Unsicher und beklommen fühl' ich mich,
Und schäm' mich fast ans Sonnenlicht zu treten!
Das weite, luftige Gewand! Weiß Gott,
Mir ist beinah, als wär' ich nackt! Und wie
Das fliegt, und hängen bleibt an Busch und Dorn!
Und meine Füße! Au, die scharfen Kiesel!

Das ist ein feiner und pikanter Zug! Nur wenn René in Weiberkleidern erscheint, wird die Lösung im vierten Act einen versöhnlich ansprechenden Eindruck machen. Als Gerard erfährt, daß René ihm nacheilt, ruft er aus:

Sie käme, war's nicht so, sie folgte mir,
Sie haßte, sie verachtete mich nicht,
Sie liebte mich! O ew'ge Macht des Himmels!
Wenn dies nur Blendwerk ist, wenn Schmerz und Gram
In Tollheit mir den klaren Sinn verkehrten,
Sodaß mein Wahn nun seine Wünsche glaubt,
Und wesenlosen Traum für Wahrheit achtet,
O dann — dann küßt' mir nie die dunkle Binde,
Laß nie den Lichtblitz dämmernder Erkenntniß
Mein Herz durchzucken, laß mich ewig toll sein,
Und ewig mich das Trosteswort umflüstern:
Sie liebt mich! und: Sie folgt mir! und: Sie kommt!

Die Einwilligung der Gräfin wird dadurch ermöglicht, daß Gerard seines Vaters Benehmen aufklärt, welcher nur die Braut verlassen, in dem Wahn, er stehe ihrem Glück im Wege,

Er hindre sie, mit seines Bruders Hand;
Was ihr zumeist gebühre, was vielleicht
Ihr hoher Sinn auch unbewußt begehre,
Glanz, Reichthum, Macht und Hoheit zu erwerben —

seitdem nämlich dem zweiten Bruder die Grafschaft zufallen. Warum kommt diese Aufklärung so spät? Wildfeuer hätte freilich nicht fünf Acte lustig flackern können, wäre sie früher gekommen! Warum klärte Gerard seine Mutter nicht selbst die Gräfin über die Motive seines plötzlichen Verschwindens auf, wenigstens dann, als er selbst sie heirathet und somit jeder Rückzug abgeschnitten war? Auch dürfen wir der Gräfin glauben, wenn sie am Schluß ausruft:

Seid glücklich! Eure Seelen führte Gott
Zusammen! Halte Gott sie treu verbunden!
Kommt an mein Herz! Mein Leben war bisher
Nur Haß und Racheglut — der Rest sei Liebe!

Das Stück, dessen gewagte Voraussetzungen, bedrohlich die angeregte Theilnahme, immer wieder in dasselbe inspielen, ist sonst von lebendiger Bewegung, reich an lthaftem Gebaren, an reizender Idyllik; es klingt ebenso Shakspeare an, wie „Iphigenie in Delphi" an die ike. Als Probe der sinnigen Diction führen wir noch ende Stelle an:

in Wunder, ein Geheimniß ist der Kuß;
enn, wie des Morgenlandes Weise sagen,
ie Lippe küßt, wohin das Herz sie neigt:
hrfurcht die Hände, Sklavendienst das Kleid,
ie Freundschaft auf die Wangen; auf die Stirne
ißt tröstend Mitgefühl; doch auf die Lippen
rückt Liebe ihren Kuß, wildloderndes
rlangen auf das müd' geschloßne Auge,
d Sehnsucht haucht ihn seufzend in die Luft!
ch mehr! Ein Kuß ist das, was ihr ihn schätzt:
chts, wenn ihr scherzt, und wenn ihr's ernst meint, alles;
kühlt und glüht; er fragt und er gibt Antwort,
heilt und er vergiftet, trennt und bindet;
kann versöhnen wie entzweien, kann
r Wonne tödten, und kann Todte wecken,
d mehr noch, mehr! Was könnte nicht ein Kuß?

Das Festspiel: „Vor hundert Jahren", welches zur lfeier Schiller's an mehrern größern Bühnen zur ihrung kam, zeichnet sich durch Schwung der Beredit aus. Germania erzählt des Dichters Leben, das inige seiner Hauptwerke durch scenische Bilder illuwird. Ein deutsch-patriotischer Geist spricht aus Schlußworten:

nanne dich, du kommendes Geschlecht,
mach' zur That, was mir der Geist verkündet;
h fest im Kampf für Deutschlands gutes Recht,
ahre, was sein Lied in dir entzündet,
wo's ertönt, da flattre hin wie Rauch
Wahn, der sondernd Herz vom Herzen bannte,
jeden nach der Heimat Kirchthurm nannte!
trenne nichts mehr, einer Liebe Hauch
weil' jede Brust, werf' alle Schranken nieder!
hall' nur eins in allen Herzen wieder:
war ein Deutscher und wir sind es auch!
war ein Deutscher und zu Deutschlands Ehre
Er gebrauche jeder seine Kraft,
da Gemeinsinn nur das Große schafft,
wirkt in Eintracht stets zu Deutschlands Ehre!

denfalls ein poetischer Protest gegen „Kleindeutschland". ebenswürdigen Seiten des Friedrich Halm'schen Tatreten in diesen neuen Bänden seiner Werke wieder Tage, daß die Kritik, wie vieles sie auch an denausstellen mag, sich doch gern eingehend mit denbeschäftigt. Die Irrthümer und Schwächen Friedrich s sind immer noch anmuthender, als die Vorzüge jetzt den literarischen Markt beherrschender Mitteleiten.

Rudolf Gottschall.

Allerlei Geschichten.

ie Ansammlung echter und falscher Diamanten und liegt vor mir wie auf dem Ladentische des prüfenweliers: leider werden manche dieser farbigen Steine echte beseitigt werden, mehrere als „imitirt" eine zweifelhafte Billigung empfangen; einige aber dürften sich in untadelhafter Reinheit bewähren, und ich gestehe, daß die Anerkennung des Trefflichen mir stets als die reichste Entschädigung für die traurige und doch nothwendige Straf- und Zurechtweisungspflicht des Kritikers erschienen ist.

1. Geschichten von Robert Geißler. Celle, Schulze. 1864. 8. 1 Thlr.

In diesen drei Erzählungen: „Aus schwüler Sommerzeit", „Im Hinterhause", „Der Gutserbe", herrscht die Neigung, unheimliche und grauenhafte Vorgänge mit etwas Lyrik und ein wenig Spaß zu umwickeln und selbige durch diese Emballage dem verehrungswürdigen Lesepublikum mundrecht zu machen, in einer Weise vor, daß die allzu deutliche Absicht Verstimmung erzeugt und die einzelnen Spuren von Talent, welche besonders in den lyrischen Motiven und Schilderungen bemerkbar sind, ohne Wirkung bleiben. Die gedankliche Seite dieser Geschichten ist die schwächste, und (ob willkürlich oder unwillkürlich herbeigeführt, bleibe unerörtert) die Nachahmung, welche aus jeder Zeile guckt, verweist Robert Geißler's Arbeiten, soweit sie in diesem Bande vorliegen, zur Klasse des literarischen Mittelguts, wie es massenweise auf den geduldigen Büchermarkt getragen wird.

2. Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinstädters von Otto Spielberg. Leipzig, Luppe. 1865. 8. 9 Ngr.

Wer möchte nicht zu den Verehrern von Bogumil Goltz gehören, in dessen frischer, origineller und tiefpoetischer Denk- und Gemüthsart eine so reiche Fülle schöpferischen Geistes und belebender echt menschlicher Gesittung sich aufthut! Allein nur ein befangener Kopf wird die Schlacken, welche sich um diese helle Flamme trübend und belastend häufen, nicht erkennen und die Bizarrerien, Gesuchtheiten und Paradoxen nicht bemerken, in welchen der hochbegabte westpreußische Poet sich gefällt. Ihn nun gar als einen Messias der Menschheit proclamiren und von ihm in gelind gesagt thörichter und maßloser Vergötterung das Heil der Zeit zu prophezeien (einem solchem Panegyrikus begegnet man in diesen „Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinstädters"), das heißt die Welt mit Mückenaugen betrachten und in dem Rauschen des Morgenwindes das brausende Wetter des Orkans hören. Die Exaltation, in welcher sich die Stimmungen des Verfassers vorliegender Bekenntnisse bewegen, reizt auch seine Schreibweise zu fieberischer, krampfartiger Aufgeregtheit. Sicher glüht in seiner Brust ein edles poetisches Feuer zu hohen Zielen hinan; aber um diese Flamme hell, ruhig und geradehinauf leuchten und brennen zu lassen, wird Otto Spielberg vor allem suchen müssen, sich Maß und Beschränkung anzueignen.

3. Wohlthaten. Aufzeichnungen für edle Herzen von Dräxler-Manfred. Stuttgart, Koch. 1865. 16. 18 Ngr.

Zarte, sinnige und feinfühlige Erzählungen und Bemerkungen, welche, indem sie mit herzlichem Wohlwollen den edeln Regungen und Motiven des Gemüths nachschauen und selbige aus den verborgensten Winkeln des geheimnißvollen und wunderbaren Menschenherzens heraus-

klopfen, zu einer schönen, tröstlichen und sittlichen Wirkung und Schlußfolge gelangen: es ist eben die göttliche Liebe, welche auch das härteste Gemüth zu erwärmen und zu verwandeln vermag und, wie sie des Lebens Freuden verklärt, so die dunkeln und kalten Nächte des Leidens und der Versunkenheit erhellt und erwärmt. Der Autor zeigt in diesen anmuthigen Illustrationen der menschlichen Wohlthaten, sei es, daß sie als Almosen in directer Gabe an den Bedürftigen sich wenden, sei es, daß sie als Ausdruck edler Milde zu Pflege und Schutz der Leidenden sich erheben, ebenso den feinen Kenner und Beobachter der Menschen als den warmen Freund und Bruder derselben, und wenn er schildert, wie oft nicht das allgemeine Mitgefühl mit den Leiden der Bedürftigen, sondern irgendeine specielle Erinnerung an solche, die dem eigenen Herzen nahe stehen, die gute That erzeugt, so geschieht dies bald in tiefem, elegischem Ernste, bald in dem heitern Gewande des Humors, bald mit einer Fülle geistvoller Bemerkungen und überraschender psychologischer Schlüsse. So empfiehlt sich dies anspruchslose Buch vor allem denen, die sich gern mit dem räthselhaften und doch vom Auge der Liebe wol zu ergründenden Menschenherzen beschäftigen!

4. Eichenblätter. Vaterländische Erzählungen von E. Göhring. Leipzig, G. J. Purfürst. 1865. 8. 1 Thlr.

Diese Blätter entbehren, um „Eichenblätter" zu sein, des Gesunden, Markigen und Kräftigen der Eiche, und um sich „vaterländische" nennen zu dürfen, der Freiheit von Phrase, Manier und Frivolität. In letzterer Beziehung leistet besonders die erste Geschichte dieses Bandes („Zu meiner Zeit oder Das Leben ist drollig") mehr, als irgend anständig und erlaubt ist, und es wäre diesem Blatte ein anderes, nämlich ein Feigenblatt zur Verhüllung der widerlichsten Nacktheiten höchst nöthig gewesen. Gute Sitte, deutsche Gesinnung, poetische Erhebung wird man in diesen matten und trivialen Schreibereien schwerlich finden, und von dem Stile läßt sich nur sagen, daß er salope Vorgänge salop erzählt.

5. Weiß und Schwarz. Historische Erzählung aus der ersten Zeit des Sonderbundkriegs in Nordamerika von Friedrich Wilhelm Arming. Zwei Bände. Leipzig, Häfele jun. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein Buch zu Gunsten der südstaatlichen amerikanischen Politik, welches die letztere als die berechtigte und das Verfahren der Union als rohe Vergewaltigung darstellt. Obschon in diesem großartigen Parteikampfe sehr schwer zu bestimmen sein möchte, auf welcher Seite das volle strenge Recht steht, und obwol aus dem gesammten Charakter modernen nordamerikanischen Wesens nichts weniger hervorgeht als wahrhaft humane Tendenzen, so muß doch die Behauptung, gerade die Südstaaten wären durch Humanitätsgründe und nur durch sie in den Kampf getrieben worden, sehr gewagt erscheinen. Inzwischen handelt es sich hier nicht sowol um politische Ansichten, sondern vielmehr um den künstlerischen Werth dieses Buchs als Erzählung, und da muß lobend anerkannt werden, daß der Verfasser lebendig zu schildern, eigenartig zu charakterisiren und munter zu erzählen weiß, und daß die Lieb[e], welche er für seine Menschen empfindet, diesen ein w[ar]mes pulsirendes Leben gewinnt. Freilich treten [die] Züge nicht in allen Theilen des Buchs gleich merklich [her]vielmehr schwanken sie gegen Ende der Erzählung [im]und mehr, und das Ganze verliert sich schließlich [in] breite und alltägliche Heerstraße gewöhnlicher Ereig[nisse]. Auch kann man den Verfasser von einer gewissen N[ach]lässigkeit und Incorrectheit des Stils nicht freisprech[en] und ab und zu geräth der Politiker mit dem Poet[en] Streit, wobei dann beide, am meisten aber der letz[te]re Schaden kommen. Arming wird künftig weniger [s]einen Neigungen und Liebhabereien als vielmehr einem [s]trengen und klaren künstlerischen Princip folgen müs[sen], wenn er auf literarischem Gebiete zu einem harmon[i]schen und vollkommen gesunden Resultate gelangen will.

6. Erzählungen von Iwan Turgénjew. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. München, Ackermann. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich Bodenstedt's classische Uebersetzung Turgenjew'scher Erzählungen, welche in edelster Entfaltung [der] rer unvergleichlichen Muttersprache voll Geist und [Na]heit den eigenthümlichen Charakter des russischen Ori[gi]reproducirt, erschließt im vorliegenden Bande die [ganze] eigenartige Welt des moskowitischen Dichters, in w[el]sich eine echte und unzweifelhafte Poetennatur offe[nbart] Durchwärmt und geklärt von dem hellen Feuer [der] Cultur und deutscher Humanität, weiß Turgénjew [in] nen Erzählungen die bemerkenswerthesten Vorzüge [der] Nation: kindliche Gutheit, warmes poetisches Natur[gefühl] wehmüthige Resignation und harmlose Schalkheit — [Cha]rakterzüge, welche den Russen fast als den Demüth[igen] slawischen Völker erscheinen lassen — in anmuthi[ger] und höchst anziehender Weise zur Geltung zu bringen. [Und] unter seiner weichen und sammtartigen Behandlung [ge]winnt der Rest asiatischer Wildheit im Kerne des [russi]schen Wesens einen ganz eigenthümlichen Reiz, sodaß [uns] völlig fremdartige Zustände, Stimmungen und Hand[lungen] dem deutschen Leser sich aneignen und anschmiegen. [Nur] ist es dem nordischen Poeten gegeben, die verborg[ensten] Geheimnisse und die unergründlichsten Tiefen der Mens[chen]brust mit dichterischer Hellsehkraft zu durchschauen [und] zum Reden zu bringen: in dieser Beziehung muß [die] Briefnovelle „Faust" ein Cabinetsstück genannt [wer]den. Die dämonische Gewalt, mit welcher sich der Gott der [Lie]tung einer zarten weiblichen Seele bemeistert, die [bis] stern der Poesie ängstlich verschlossen geblieben war, [und] in einem zarten Anklange die Leidenschaft der Liebe [zu] gelernt hatte: — mit welcher erschütternden Tragik [be]zieht sie sich an Wera Elzow! Wie etwa nach lang[er] mattender und ertödtender Wind- und Meeresst[ille] erste frische Luftströmung den Fischerknaben auf [sei]kendem Boote hinauslockt auf die sich sanft kräuselnde [See] im Hochgenusse des fröhlichen Lebens in Luft und [Sp]vergißt er, mit rosigen Träumen von Nixen und [Wa]jungfrauen beschäftigt, den Horizont zu beobachten, [bis] ehe er das nahende Verderben ahnt, ist der spielende [Kn]

brausenden Sturm und dieser in den wüthenden Or-
übergegangen, welcher unter Blitz und Donner den
ben mit seinem Schifflein in die schauerliche Tiefe
bstürzt. Ueber dem kalten nassen Grabe lächelt am
sten Morgen wieder die ewig heitere Sonne. Die
ne aber, welche über Wera's Hügel und über Paul
andritsch's gebrochener Seele aufging, war nicht die
ne segenspendende Sonne einer höhern Versöhnung
einer göttlichen Erhebung; es war vielmehr der kalte
n einer düstern Entsagung, einer seelenlosen Re-
tion, die in Paul's zerrüttetem Geiste Herrschaft
nn. Denn wie begründet auch die Wahrheit erscheint,
elcher er sich jetzt bekennt: „Das Leben ist eine schwere
it", so fehlt ihm doch die beglückende Zuversicht, daß
schwere Arbeit zugleich in sich selbst einen hohen und
chen Lohne berge, und indem er dem fernen Freunde
t: „Bestrebe dich zu leben!", vermag er kein erhabenes
dieses Strebens und Lebens zu nennen; ohne ein
s aber vermag niemand zu streben, sondern nur sich
eise von einem bösen Geiste herumführen zu lassen: das
wird ein Dulden und bloßes Vorhandensein, so un-
lich als unmenschlich. Diese Faust-Novelle Turgén-
will mir als ein rechtes echtes Spiegelbild russischen
rkampfs und Menschenringens erscheinen: sie ist ein
er Tiefe der Seele dringender Schrei nach Erlösung;
noch fehlt der Glaube an diese Erlösung und das
uen in die eigene Kraft, und doch kann die Rettung
ommen, wenn diese mächtigen Factoren wahren
ritts und wahrer Freiwerdung wirksam eintreten.
ist der heitere Genius der Humanität und der Cul-
ir Rußland ein Dämon, der es in allen seinen
rzen, Wunden, Gebrechen aufrüttelt und aufwühlt,
sich im Fieber wälzt und peinvoll mit sich ringt; ge-
s aber dieser unstreitig solidesten, nicht nur bil-
ähigsten, sondern auch zum Rüstzeuge der Cultur
testen Nation der Slawen, die angelogene, schaum-
, völlig heterogene französische Allerweltscultur von
zuschütteln und aus der Fülle der eigenen originel-
kskraft sich zu edler menschlicher Freiheit emporzuar-
dann dürfte für Rußland eine neidenswerthe Zu-
lch aufthun und vor ihm, als einer Hauptmacht
ltur, Asiens großartige Welt sich erschließen: welche
tive!

solchen Abschweifungen verleitet die zweite Er-
des vorliegenden Bandes nun eben nicht: hier
die träumerische Gemüthsseite des Russen, welche
ommenem Einklange mit der einförmigen und ein-
Urwaldslandschaft sich in wehmüthigem Genügen-
efällt und eine melancholische, aber wahrlich nicht
che Stimmung erzeugt. Diese wird nur ab und
Züge und Streiche jener moskowitischen Pfiffigkeit
jalkheit einigermaßen belebt, welche sich als eine Ver-
ng des deutschen Eulenspiegels und des spanischen
Pansa darstellten. So vollendet das dichterische
ild dieser innern russischen Landschaft vom Poe-
vor Augen gebracht wird, so ist der Totaleindruck
einer gewissen Müdigkeit und Erschlaffung, welche
Betäubung erst vor dem „Wirthshaus an der Heer-
straße", der dritten Novelle dieses ersten Bandes Turgénjew'scher Erzählungen, ihr Ende erreicht. Denn das kommende und gehende, schachernde, wiehernde, fütternde, bechernde, lachende, würfelnde und minnende Leben vor dieser Heerstraßenschenke entfaltet einen frischen wilden Reiz. Aber mitten durch das muntere Geklingel der Teleggen, durch das behagliche Murmeln des Sfamovar und durch die sanften Klänge der Balaleika tönt der Schmerzensschrei des um Hab und Gut, Weib und Ehre schmählich betrogenen Akim Sfemenitsch: ein Wehruf des Volks von Rußland nach Recht und Gerechtigkeit. Wie lange wird, gleich dem rastlos und heimatlos umherirrenden Akim Sfemenitsch, das russische Volk bei seinen Machthabern um Recht und Gerechtigkeit betteln und trotz seines edeln Kaisers — „Väterchen" nennt in rührender Herzlichkeit der Moskowite den Zaren — weder eins noch das andere finden! Fürwahr, man müßte an einer endlichen Rettung aus diesen trostlosen Zuständen verzweifeln, wenn nicht im Russen eine Zähigkeit läge, welche, noch so oft aus der Thür gewiesen, immer zum Fenster wieder hereinkommt und die, ungeachtet des melancholischen Grundtons russischer Gemüthsart, doch mit einem unleugbaren Humor und mit einer treuherzigen Hoffnung auf Gott und den Zaren sich zu trösten und dadurch für bessere Zeiten zu erhalten versteht.

Solch einen specifisch russischen eigenartigen Kauz, den recht eigentlichen Repräsentanten des moskowitischen Ur- und Kernvolks, schildert Turgénjew in „Mumu", der letzten Erzählung des vorliegenden Bandes: wer vermöchte dem grundehrlichen und grundgutmüthigen, in seiner bäurischen Pfiffigkeit so harmlosen und in seiner entsagenden Zurückgezogenheit und Unterwürfigkeit so philosophischen Enaksohne Gerassim den herzlichsten Antheil zu versagen, wenn er endlich dem strengen Gebote seiner hysterischen Barynja Folge leisten und seine einzige Liebe, das durch ihn vom Tode errettete Hündchen Mumu, ertränken muß. Auch er wandert mit Thränen, weniger im Auge als im Herzen, wie die Mehrzahl seiner russischen Leidensbrüder, von allem, was Menschlichkeit gönnt und fordert, durch die Laune eines kleinen Gebieters grausam getrennt, resignirend in seine entlegene Sklavenhütte zurück und baut, wie so viele, auf Gott und den Kaiser. Ja, wenn der Zar in jedem Baryn steckte! Diesen unleidlichen und aller menschlichen Berechtigung entbehrenden Barynismus schildert Turgénjew in der Erzählung, von welcher ich soeben rede, mit brennenden aber durchaus nicht übertriebenen Farben, und er enthüllt damit ein Hauptgebiet des russischen Elends, dessen gründliche Ausrottung als die erste Bedingung zu gesunder und organischer Entwickelung dieses Volks anzusehen ist und von den intimen Räthen des trefflichen Kaisers Alexander fort und fort mit aller Energie betrieben wird. Die Umwandlung der moskowitischen Seelenbesitz-Despotie, welche sich aus asiatischer Roheit und pariser Saloncultur zu widerlicher Caricatur verschmolzen hat, in eine nationale, volksthümlich patriarchalische, durch Gesetze beschränkte, über freie Bauern waltende Dominial-Adelsschaft wird noch lange

und harte Kämpfe kosten; allein sie wird sich endlich doch vollziehen, wenn der Kern des Volks zum Kaiser hält und in diesem Sinne das russische Leibwort zu einer schönen menschlichen und lebendigen Wahrheit gestaltet: „Gott und der Zar.“ **Hermann von Sequignolles.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Studien über den Ursprung des Menschengeschlechts.

1. **Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen des Sir Charles Lyell, mit eigenen Bemerkungen und Zusätzen und in allgemein verständlicher Darstellung von L. Büchner. Autorisirte deutsche Uebertragung nach der dritten Auflage des Originals. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Thomas. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.**
2. **Der Mensch der Vorwelt. Eine Darstellung für gebildete Laien von A. Laugel. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Darwin, Lyell, Huxley, Owen u. a. bearbeitet. Deutsch mit Zusätzen von H. Hartmann. Leipzig, Gerhard. 1863. Gr. 8. 18 Ngr.**

Bekanntlich wurde es von Cuvier zuerst als Lehrsatz ausgesprochen, daß der Mensch in der Reihe der organischen Schöpfungen erst nach Abschluß der geologischen Periode auftrete, die man mit dem Namen der Diluvialzeit bezeichnet und die in Nordasien, Europa und Nordamerika durch weitausgedehnte gleichförmige Ablagerungen von Sand, Kies und Lehm mit eingelagerten größern Steinmassen, den sogenannten erratischen Blöcken, charakterisirt ist. Diese Gebilde unterscheiden sich fast überall leicht von den örtlich sehr verschiedenen Ablagerungen, welche unsere heutigen Flüsse und Meere an ihren Ufern oder auf ihrem Grunde anhäufen und die man mit dem Namen Alluvium bezeichnet, sodaß dieser Ausdruck, der sich nur auf die Entstehung der damit bezeichneten Erdschichten bezieht, Massen der verschiedensten Art umfaßt. In der That gelang es auch Cuvier, in den Fällen, wo man fossile Menschenreste gefunden zu haben glaubte, z. B. in den Küstenkalken von Guadeloupe, überzeugend nachzuweisen, daß dieselben geologischen Bildungen angehören, die in der Gegenwart noch nicht abgeschlossen, also dem Alluvium zuzuzählen sind. Auch in Deutschland machte es großes Aufsehen, als der Begründer der deutschen Petrefactenkunde, Herr von Schlotheim, bei Köstritz an der Elster, unweit Gera, im Lehm der tiefen Spalten, die den dortigen Zechsteingips durchziehen, Menschenknochen zusammen mit denen von Rhinoceroten und ausgestorbenen Hyänenarten auffand, also von Thieren, von denen im Alluvium keine Spur zu finden ist. Aber bald wurde man beruhigt, als man daneben unfossile Hühner- und Froschknochen, ja in bedeutender Tiefe ein eisernes Hufeisen fand und somit erkannte, daß den verschiedensten Epochen Angehöriges wahrscheinlich durch eindringende Regenfluten hier ordnungslos zusammengeschwemmt sei. Auch in Languedoc wurden von Tournal und Christol in den dortigen Höhlen Menschenreste und menschliche Kunstproducte (Stücke roher Töpferarbeit) zusammen mit Hyänen- und Rhinocerosarten gefunden, allein auch hier fragte es sich, ob die Anschwemmungen [illegible] diesen Höhlen noch ungestört waren, oder ob nicht [illegible] Alter nach Verschiedenes durch die Hand des Menschen oder durch irgendwelche Naturkräfte ordnungslos [illegible] einandergemischt sei.

Außerordentlichen Fleiß verwendete in den Jahren 1833 und 1834 Dr. Schmerling in Lüttich auf die Untersuchung der zahlreichen Knochenhöhlen, die sich an den felsigen Uferrändern der Maas und ihrer Nebenflüsse finden; er entdeckte in ihnen zahlreiche Reste von Menschen zusammen mit den Resten ausgestorbener Thiere, beide in gleichem Erhaltungszustand und so durcheinander gemengt und mit einer Tropfsteindecke bedeckt, daß an der Gleichzeitigkeit des Menschen und jener Thiere nicht zu zweifeln konnte. Lyell selbst glaubte aber damals auf die Sache kein großes Gewicht legen zu können, hauptsächlich wol, weil nirgends in den Höhlen ein vollständiges Menschenskelet gefunden ist, sondern überall nur zerstreute Trümmer, die also auf Ortsveränderungen innerhalb der Erdschichten des Bodens hinzudeuten scheinen, bei denen jüngern Menschenknochen recht wol mit den Resten früherer Thiergeschlechter sich vermengen konnten. Jetzt ist Lyell anderer Meinung, nachdem er an Ort und Stelle selbst Beobachtungen angestellt hat. Bestimmend ist für ihn vielleicht der Umstand mitgewirkt zu haben, daß der einzige wohlerhaltene Schädel dieser Funde (der sogenannte Engisschädel, nach dem Namen der Höhle, in der er gefunden) Formen zeigt, die von denen der bis dahin bekannten europäischen Urbevölkerung wesentlich abweichen und an den australischen Typus erinnern.

Ebenso wenig beweisend ist für uns der Fund, den Dr. Fuhlrott zu Elberfeld in der Neanderhöhle bei Düsseldorf machte. Hier fand sich zwar in dem [illegible] Höhle ein ganzes Menschenskelet, allein es fehlten die Reste ausgestorbener Thiere; von einem einzigen der Höhle gefundenen Bärenzahn ließ sich nicht bestimmen, ob er einer lebenden oder einer ausgestorbenen angehöre. Was aber dem Funde das höchste Interesse gab, war die höchst auffallende Form des Schädels, ihn zu dem thierähnlichsten aller bekannten Schädel machte, indem er dem Affenschädel nicht nur in der außerordentlichen Entwickelung der Augenbrauenbogen und der nach vorn gerichteten Ausdehnung der Augenhöhlen, sondern noch mehr in der niedergedrückten Form der Hirnschale und dem abgeflachten Stande des Hinterhauptes eine willkommene Erscheinung für alle die, welche den Menschen als eine Weiterentwickelung des Affen betrachten und die darum auch schnell sich entschlossen, [illegible] ihm ein hohes geologisches Alter zuzuschreiben.

Lyell selbst legt diesen Funden ebenfalls, wie es scheint, keine absolut zwingende Beweiskraft bei und fragt selbst:

Warum sollte der Geolog, um das Alter unsers Geschlechts zu beweisen, seine Zuflucht zu jenen dunkeln Höhlen und Höhlen nehmen, welche einer Reihenfolge von Raub- und wilden Thieren als Zufluchts- und Begräbnißort [illegible] und wo die Fluten die Denkmale der Thierwelt von mehr einer Epoche in eine Masse zusammengespült haben mögen?

egnen wir nicht einer ähnlichen Mischung menschlicher Reste
t lebenden und ausgestorbenen Vierfüßern an Stellen, wo
Schichten beim Tageslicht ganz durchsucht werden können?

Und in der That, solche Stellen sind gefunden. Der
nzösische Archäolog Boucher de Perthes fand in den
sen des Sommethales bei Abbeville an Stellen, die seit
ger Zeit Knochen aus den Geschlechtern der Elefanten,
inoceroten, Bären, Hyänen u. s. w. geliefert hatten,
gearbeitete Feuersteinwerkzeuge. Er publicirte seine
deckungen bereits 1847 im ersten Bande seiner „Celti-
n Alterthümer", aber man wollte anfänglich nichts da-
wissen, bis erst in der neuern Zeit, nachdem die nam-
testen Geologen Frankreichs und Englands jene Stelle
cht haben, durch die sorgfältigsten Untersuchungen wahr-
inlich gemacht ist, daß die gefundenen Steinwerkzeuge
sind und daß an eine zufällige Vermischung von
bungen verschiedener geologischer Epochen nicht zu den-
ist. Nur Elie de Beaumont in Paris und Nöggerath
Bonn glauben sich für die letztere Annahme entscheiden
müssen.

Es mag sodann noch erwähnt werden, daß, wie der
rsetzer unsers Buchs in einer Anmerkung mittheilt,
28. März 1863 in der untersten der Kiesschichten
Moulin Quignon bei Abbeville ein menschlicher Kie-
gefunden wurde, der nach der sorgfältigsten Unter-
ung als wirklich fossil erkannt ist.

Die Untersuchungen von Boucher de Perthes fanden
Nachahmung, man hat ähnliche Erscheinungen wie die
Abbeville noch an andern Stellen Frankreichs und
ands gefunden. In Deutschland scheinen Untersuchun-
dieser Art wenig Liebhaber gefunden zu haben; uns
venigstens von dahinzielenden Untersuchungen nichts
nt geworden.

Am beweisendsten für ein früheres Alter des Men-
ist aber der Fund eines Begräbnißplatzes bei Au-
c (Departement Haute-Garonne). Im Jahre 1852
ckte hier ein Wegarbeiter, Bonnemaison, daß verfolgte
achen in einer Höhle zu verschwinden pflegten. Er
e den Arm so tief als möglich hinein und zog zu
Ueberraschung einen langen Menschenknochen her-
Er grub nun ein Loch durch die Mitte der Bö-
z und traf auf eine große schwere Steinplatte. Nach
rnung derselben zeigte sich eine Höhle, 7 oder 8 Fuß
10 Fuß weit und 7 Fuß tief. Sie war fast ganz
knochen gefüllt, darunter zwei ganze Menschenschädel.
Maire des Orts, ein Arzt, erkannte, daß die Men-
nochen 17 Personen verschiedenen Geschlechts und
angehört hatten, und ließ dieselben auf dem Kirch-
:ifetzen. Die Stelle, an der sie eingescharrt wurden,
(oder sollte) später nicht wieder aufgefunden wer-
Lartet, der im Jahre 1860 die Höhle einer gründ-
Untersuchung unterwarf, fand unmittelbar vor der
, welche die Höhle geschlossen hatte, deutliche Spu-
nes roh aus Steinen gebauten Herdes, mit vielen
ıstückchen und Asche bedeckt, und in der diesen Herd
nden Erde zahlreiche Werkzeuge aus Stein und Horn
und eine Menge zum Theil zerschlagener Thierknochen. In der durch den Stein abgeschlossenen Höhlenkammer fanden sich außer den menschlichen Resten einige roh, wie es scheint zu einem Halsband verarbeitete Muscheln und ein angeschliffener Bärenzahn. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß man hier einen Familienbegräbnißplatz sammt dem Herde, an dem die Leichenschmäuse gehalten wurden, gefunden hat. Was nun die zahlreichen, neben der Brandstätte aufgefundenen Thierreste anbetrifft, so finden sich darunter Reste vom Mammuth, dem sibirischen Rhinoceros und dem irischen Riesenhirsch, besonders zahlreich aber vom Renthier und dem Auerochsen; von fleischfressenden Thieren sind der Höhlenbär, der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne in mehrfachen Exemplaren vertreten. Da die Mark enthaltenden Knochen der Pflanzenfresser sämmtlich zerschlagen sind und man an den andern Knochen noch die Spuren des Messers wahrnimmt, mit dem das Fleisch von ihnen abgeschält wurde, so ist kein Zweifel möglich, daß jene Thiere zu Leichenschmäusen gedient haben, daß also der Mensch gleichzeitig mit ihnen gelebt habe.

Es scheint aber sogar, als ob das Dasein des Menschen in eine noch frühere Periode hinaufzurücken sei. Man hat nämlich in dem alten Vulkanbezirk von Le Puy-en-Velay in den Sevennen nahe beim Berge Denise in einem vulkanischen Tuff einige Menschenknochen gefunden und, zwar nicht unmittelbar dabei, aber doch in ähnlichen Tuffgebilden, die Reste von Säugethieren, namentlich von Elephas meridionalis (nicht mit dem Mammuth zu verwechseln), die das Ende der Tertiärzeit bezeichnen. Beweisender scheint indeß die Entdeckung von Desnoyers zu sein, der bei Chartres in einem Sande, der sich durch die zahlreichen Reste von Elephas meridionalis sowie gewisser Rhinoceros- und Flußpferdarten ebenfalls als dem Ende der Tertiärzeit angehörend erweist, zahlreiche Thierknochen fand, die derart mit Streifen, Furchen und Schnitten versehen waren, daß er diese nur menschlicher Bearbeitung zuschreiben zu können glaubt. Sollte sich seine Annahme als wahr erweisen und jene Einschnitte nicht etwa von Zähnen der Nagethiere herrühren, so würde damit allerdings die Existenz des Menschen bis in die Tertiärzeit hinaufgerückt sein.

Das sind die Resultate der Beobachtungen über das Alter des Menschengeschlechts, mit denen sich Lyell im ersten Drittel des unter Nr. 1 genannten Werks beschäftigt. Es folgt dann eine genaue Schilderung der Eiszeit, jener merkwürdigen Erdperiode, wo, wenigstens in Europa und Nordamerika, nach dem Verschwinden des milden Klimas der Tertiärzeit polarische Kälte und Vergletscherung des Landes eintrat. Lange hat man die Thatsache selbst anzuzweifeln versucht und große Fluten zu Hülfe genommen, um das Vorhandensein alpinischer Irrblöcke an den Abhängen des Jura und skandinavischer in den Ebenen Norddeutschlands und der Nachbarländer zu erklären, Fluten, für die man zwar Namen (z. B. Sefström's „petridelaunische Flut"), aber gar keine genügende Erklärung hatte. Es ist das große Verdienst von Lyell, nicht erst in diesem Buche,

sondern schon in zahlreichen vorhergegangenen Schriften das Vorhandensein einer Eiszeit fast zu mathematischer Gewißheit erhoben und den Transport jener Blöcke auf die Wirkungen von Gletschern zurückgeführt zu haben, die auf ihrem Eisrücken theilweise zu Lande jene Irrblöcke fortschafften, theilweise das Meer erreichend und dort abbrechend Eisberge bildeten, welche an fernen Küsten strandeten und dort den über das Meer transportirten Schutt fallen ließen. Aber Lyell hat auch zuerst gezeigt, wie durch langsame Emporhebungen und Senkungen der Länder, wie wir dergleichen noch jetzt auf der Erde beobachten, Klimaveränderungen veranlaßt werden konnten, in deren Folge Europa und Nordamerika vergletschern mußten.

In der Erklärung dieses Phänomens, wie sie zuerst von Lyell gegeben und dann von andern im einzelnen noch weiter ausgeführt ist, bewährt sich wieder das Princip, welches unser Verfasser zuerst aufgestellt und für alle geologischen Fragen siegreich durchgeführt hat: daß nämlich die verschiedenen Epochen der Erdbildung nicht, wie man sonst glaubte, durch großartige Erdrevolutionen, wie durch fieberhafte Paroxysmen, in denen alles bestehende organische Leben vernichtet wurde, voneinander geschieden sind, sondern daß sie allmählich ineinander übergingen, und daß dieselben Kräfte, welche noch heute auf die Gestaltung der Erdoberfläche und die Vertheilung ihrer Bewohner auf ihr einwirken, auch damals allein thätig waren und, obwol in kürzern Zeiträumen in ihrem Wirken kaum bemerkbar, in der Länge der Zeit eben jene großartigen Erfolge zu Wege brachten, die man durch das Spiel gewöhnlicher Kräfte nicht erklären zu können glaubte. Wir können daher in gewissem Sinne sagen, daß Lyell das Wunder aus der Geologie beseitigt habe.

Was übrigens die Frage nach dem Verhältniß des Menschengeschlechts zu jener Eiszeit anbetrifft, so wird sie erst dann entschieden gelöst sein, wenn wir mit Sicherheit wissen, ob jene Spuren des Menschengeschlechts aus der Tertiärzeit echt sind oder nicht. Die unbezweifelten Menschenreste aus den Kiesen der Somme und von andern Localitäten sind nacheiszeitlich.

Mag sich nun die Sache verhalten wie sie will, so viel ist sicher, daß die Dauer des Menschengeschlechts auf der Erde eine viel längere ist, als selbst die kühnsten chronologischen Systeme bisher anzunehmen wagten, obwol sich hier natürlich nur Schätzungen anstellen lassen. So geben die mäßigsten Schätzungen dem Mississippidelta ein Alter von mehr als 100000 Jahren. Und als man in der Nähe von Neuorleans bei der Errichtung von Gaswerken Ausgrabungen machte, fand man dabei ein menschliches Skelet, welches dem Urtypus der rothen indianischen Rasse angehörte und nach der Berechnung von Dr. Dowler wenigstens 50000 Jahre alt ist. Und so liefern andere Localitäten ähnliche Resultate. Nun gehören aber die ebenerwähnten Beispiele den allerjüngsten Bildungen der Erdkruste an, und man kann daraus leicht schließen, durch welche ungeheuern Zahlen das Alter des Menschengeschlechts auszudrücken sein wird, wenn es wirklich bis in die Tertiärzeit hinabreichen sollte!

Solche Zahlen sind nun allen denen höchst willkommen, welche als Anhänger der in d. Bl. schon mehrfach besprochenen Darwin'schen Theorie über die Entstehung der Arten durch „natürliche Züchtung", den Menschen nicht als selbständiges Glied der Schöpfung, durch einen besondern Schöpfungsact erschaffen, sondern als eine im Laufe der Jahrtausende aus dem Affen herausentwickelte Form betrachten wollen. So entscheidet sich denn auch Lyell im vorliegenden Buche für die Umwandlungstheorie und führt alles an, was sich vom Standpunkt der Geologen für die Darwin'sche Ansicht im allgemeinen und über die körperliche Verwandtschaft des Affen und des Menschen sagen läßt, worauf wir hier nicht weiter einzugehen brauchen, sondern nur auf unsere Besprechung der Huxley'schen Schrift über diesen Gegenstand (vgl. Bd. d. Bl. f. 1864) verweisen können, weil Lyell in der That hier nichts Neues vorbringt. Es ist für ihn augenscheinlich keine Frage, daß mit dieser körperlichen Verwandtschaft und typischen Aehnlichkeit beider Wesen auch ihr historischer und genetischer Zusammenhang erwiesen sei. Er geht an eine Beweisführung aus psychologischen Grundsätzen und Beobachtungen, die sich namentlich auf die Entstehung der Sprache beziehen müßten, geht auch Lyell nicht ein, sondern sucht durch eine geschickte Wendung darüber hinwegzukommen. Es ist dies Verfahren zu charakteristisch, als daß wir es uns versagen könnten, die betreffende Stelle mitzutheilen. Lyell schreibt (S. 49):

Der Verfasser einer sorgfältig ausgearbeiteten Uebersicht Darwin's „Ursprung der Arten", selbst ein gebildeter Geist, erklärt, daß, wenn wir die Lehre von der ununterbrochenen Verwandlung aller organischen Formen von den niedersten zu den höchsten, einschließlich des Menschen als des letzten Gliedes in der Kette der Wesen, annehmen, ein Uebergang von dem Instinct des Thiers zu dem edeln Geiste des Menschen stattgehabt haben muß; und „wo sind", so fragt er in diesem Falle, „die fehlenden Zwischenglieder, und an welchem Punkte der fortschreitenden Verbesserung erlangte der Mensch den edlern Theil seines Wesens und wurde mit dem erhabenen Gefühl der Unsterblichkeit begabt?"

Ehe wir Einwendungen dieser Art gegen eine wissenschaftliche Hypothese oder Unterstellung erheben, würde es besser sein, abzuwarten und zu untersuchen, ob es nicht ähnliche Räthsel in der Zusammensetzung der uns umgebenden Welt gibt, welche einige noch größere Schwierigkeiten darbieten als die uns gestellten. Wenn wir z. B. die vielen hundert Millionen unsterblicher Wesen betrachten, welche jetzt die Erde bevölkern, so erblicken wir Tausende, welche zu hülfloser Unfähigkeit (idiocy) verdammt sind, und wir sind im Stande, eine unmerkbare Steigerung von ihnen zu den Halbgebildeten und diesen wiederum zu den mit vollkommenem Verständniß ausgestatteten Menschen zu verfolgen, sodaß im Laufe der Jahrtausende und aber Tausende gelebt haben müssen, welche in den körperlichen und intellectuellen Umständen einen Uebergang von Unvernunft zur Vernunft oder von der Nichtverantwortlichkeit zur Verantwortlichkeit dargestellt haben. Ueberdem können wir aus den Berichten der Geburten und Todesfälle in England ersehen, daß ein Viertheil der menschlichen Rasse im frühesten Kindheit, und beinahe ein Zehntel vor Erreichung des ersten Lebensmonats stirbt; sodaß wir mit Bestimmtheit sagen können, daß in jedem Jahrhundert auf der Erde Millionen in der ersten paar Stunden ihres Daseins wieder zu Grunde gehen. Einen Individuen ihren passenden psychologischen Platz in der Schöpfung anzuweisen, ist eine jener unerquicklichen Aufgaben

en Lösung Theologen und Metaphysiker so viel scharfsinniges chdenken vergeblich aufgewendet haben.

Uns scheint es nun aber, als ob das Vorhandensein derer Schwierigkeiten uns nicht veranlassen darf, selbstchaffene Schwierigkeiten für nichts zu erachten und etwa ihre gelegentliche Beseitigung zu hoffen. Lyell selbst eint das zu fühlen und ist darum im weitern Verlauf ier Darstellung geneigt, von jener allmählichen, wenn so sagen dürfen, mit Differentialen fortschreitenden twickelung, bei der Physisches und Psychisches Hand in nd gehen, etwas nachzulassen und für die psychische Entelung des Menschen aus dem Thiere heraus Sprünge ulassen.

Die Hypothese der Abänderung nöthigt uns nicht zu der ahme, als ob ein durchaus unmerklicher Fortgang von der sten Intelligenz der nächst niedern Thiere zu der der Verkommnung fähigen Vernunft stattgefunden habe .... in einer t entfernten Zeit mögen solche Sprünge den Zwischenraum, cher die höchste Stufe des eines Fortschritts nicht fähigen standes der nächst niedern Thiere von der ersten und nieen Form der vervollkommnungsfähigen Vernunft des Men trennte, übersprungen haben.

Das wäre denn eine geistige Menschenschöpfung, wähn im Physischen der Zusammenhang mit der Thier erhalten bliebe.

Das ist der Inhalt des mit großer Klarheit geschrien Werks, welches sich durch seine classische Ruhe und ctive Haltung sehr zu seinen Gunsten von Karl Vogt's lesungen, die wir in d. Bl. besprachen, unterscheidet. Uebersetzung ist gut lesbar, wenn man auch noch die englischen Wendungen des Originals heraushört. welche Klasse von Lesern mag übrigens der Ueberr gedacht haben, wenn er es für nöthig hält, die geigsten Fremdwörter, z. B. Monographie, Breccie u. dgl., rklären?

Das zweite in unserer Ueberschrift genannte Werk: r Mensch der Vorwelt", von A. Laugel, ist eine sehr ngene kurze Darstellung der Lyell'schen, Darwin'schen Huxley'schen Ansichten über das Alter des Menschenlechts und die Stellung des Menschen zur Thierwelt, französischer Eleganz und einer gewissen wohlthuenden me geschrieben, ohne nach irgendeiner Seite hin Neues ieten. Die Zusätze des Uebersetzers beziehen sich weich auf Rütimeyer's Untersuchung der Thierwelt der eizerischen Pfahlbauten und auf die Entdeckung fossiler n bei Pikermi in der Nähe von Athen.

Wir empfehlen das kleine Schriftchen allen denen, für das Studium der ebengenannten ausführlichern le keine Zeit haben, aber sich doch über die brene Frage der heutigen Geologie und Anthropologie ermaßen orientiren wollen.

Hermann Guthe.

Geiger über das Judenthum und seine Geschichte.

Das Judenthum und seine Geschichte. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Das Judenthum und seine Geschichte bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. Von Abraham Geiger. In 12 Vorlesungen. Nebst einem Anhang: Renan und Strauß. Zweite Auflage. Breslau, Schletter. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch ist das Wort eines ernst religiösen und wissenschaftlich freien Mannes, der dem Judenthum nicht blos seine Ehre in der Vergangenheit, sondern auch das Recht seines Fortbestandes in der Gegenwart erweisen will; den Mittelpunkt bildet die Darstellung, wie das Christenthum aus dem Judenthum entstanden sei, und dies gibt ihm für die Gegenwart, die sich wieder mit dem Leben Jesu eingehend beschäftigt, ein besonderes Interesse. Geiger sieht in der Religion die Doppelnatur des Menschen ausgeprägt: das demüthige Gefühl seiner Unselbständigkeit, Endlichkeit und Beschränktheit, und den Aufschwung des Gemüths zum Ewigen und Unendlichen, das Emporstreben zum Idealen und Göttlichen, dessen Wirklichkeit eben durch dies sein Leben in der Seele und durch den Zug der Sehnsucht zu ihm hin bestätigt werde. So unterscheidet er mit uns Religion, als ein gottinniges Leben, von dogmatischen Satzungen. Wir haben die Productivität der Semiten auf religiösem Gebiet längst anerkannt, während die Arier in Staat, Kunst und Wissenschaft vorangehen; beide sind wie Zettel und Einschlag für das Gewebe der Weltgeschichte. Aber Geiger schlägt die Religion der Arier viel zu niedrig an; er spricht von rohen Begriffen roher Völker, wo wir in dem iranischen Glauben an den im Licht sich offenbarenden schöpferischen Geist der Wahrheit und Güte und in seinem Kampf mit der Finstermiß und dem Bösen, wo wir in den Veden, im Brahmanen- und Buddhistenthum den Ausdruck zuerst einer jugendlich poetischen, dann einer tiefsinnig edeln Cultur erkennen; er übersieht über der Staatsreligion des spätern Rom den naturwarmen, innigen, Göttliches und Menschliches eng verbindenden Glauben der alten Italier, dessen Trümmer so viel Aehnlichkeit mit denen der deutschen Mythologie haben; er übersieht, daß durch den Polytheismus ebenso oft die Erkenntniß des einen Gottes bei Indiern oder Griechen durchbricht, als die Juden vom reinen Monotheismus in den Bilderdienst abfallen, und wenn er der griechischen Tragödie sogar den sittlichen Kampf, die Schuld, die der Mensch zu sühnen hat, abspricht, so fragen wir erstaunt, ob er denn niemals die „Orestie" des Aeschylus, die „Antigone" des Sophokles gelesen habe? Der Name, der Gott eigen ist im Judenthume, „Jahve der Lebendige, Ich bin der ich bin", ist neuerdings im Aegyptischen nachgewiesen, wo er Nuk pu nuk lautet. Wir geben gern zu, daß die Erkenntniß des geistigen Gottes, dessen Heiligkeit das sittliche Vorbild des Menschen, den zu lieben unsere Pflicht ist, der einst König der ganzen Erde sein soll, im Judenthum als Volksreligion, nicht blos als Priester- oder Philosophenlehre ausgebildet, ihm sein weltgeschichtliches Gepräge gab; aber seine jenseitige Erhabenheit bedarf der Ergänzung durch die arischen

Elemente des natürlichen und geschichtlichen Lebens, die für sich allein zum Pantheismus führen, mit ihm verbunden aber zur vollen Wahrheit werden.

Den Begriff der Offenbarung knüpft auch Geiger an den der Genialität; fern von aller mechanischen Inspikation, Aeußerlichkeit oder dogmatischen Befangenheit, sieht er in ihr eine Berührung der menschlichen Vernunft mit dem tiefen Urgrund aller Dinge, ein Hineinleuchten des Allgeistes in die einzelnen Geister und dadurch wieder einen dem Endlichen eröffneten Blick in das Unendliche. Israel, sagt er mit dem mittelalterlichen Dichter Jehuda ha Levi, ist das religiöse Herz der Menschheit, das in seiner Gesammtheit die größere Empfänglichkeit stets bewahrte, und die großen Männer sind die Herzen dieses Herzens.

In den Kapiteln über die Stellung der Frauen und Sklaven, über Opferdienst und Priesterthum ist viel Treffliches enthalten, aber ich vermisse die Geschichte. Geiger hält sich zu sehr an einzelne Züge des Wahren und Vollendeten; von dem Entwickelungsprocesse der religiösen Idee, von ihrem Kampf mit dem Baals- und Molochsdienst im Judenthume selbst, dessen Träger und Helden die Propheten waren, erfahren wir nichts. Die geschichtliche Betrachtung beginnt eigentlich bei ihm erst mit dem Exil, erst im Kampf des Judenthums mit dem Griechenthum, wo denn neben der alexandrinischen Philosophie besonders die Sadducäer und Pharisäer hervortreten: erstere, priesterlichen Geschlechts, vornehme Weltleute, zu Concessionen bereit; letztere die Abgesonderten, die Träger des alten Judenthums bis in seine Aeußerlichkeiten hinein, sodaß sie durch Waschungen, Opferfeierlichkeiten und andere erschwerende Bräuche dem ganzen Volk einen priesterlichen Charakter geben wollten. Es kam einmal zwischen beiden Parteien zu offenem Kampf, die Priester wurden im Tempel belagert, und Onias wurde von den Belagerern aufgefordert, daß er um das Unterliegen der Belagerten, um den Sieg der Draußenstehenden bete. Er aber betete: „Herr der Welt, Vater im Himmel, drin sind deine Priester, Söhne deines Volks, hier sind gleichfalls Söhne deines Volks, sie sind gegeneinander erbittert, höre nicht das Gebet jener gegen diese, nicht die Verwünschungen dieser gegen jene!“ Das Volk steinigte ihn. In ihm, in Hillel sieht nun Geiger den Träger des echten Judenthums und seiner Reformation. Hillel sagte: „Mein Sohn, vernimm das Wesen des Judenthums: Was dir misfällt, das thue auch den andern nicht, das ist Grund und Wurzel, alles andere ist Erklärung.“ Gegen das dunkle Wort, daß es dem Menschen besser wäre, nie geboren zu werden, erklärte er das Dasein für ein Gut, den Menschen zur Thätigkeit erschaffen. „Frisch das Leben erfassen“, war sein Wahlspruch. Schammai, wenn er ein Gutes fand in der Mitte der Woche, sprach: „Das sei für den Sabbath.“ Hillel sagte: „Gepriesen sei Gott Tag für Tag; heute ist ein Tag, an dem ich durch Gottes Güte mich erfreuen will, der andere wird es auch bringen.“

Geiger sagt in Bezug auf das Christenthum, daß er eine Religion mit Ehrfurcht betrachte, an der Millionen sich erhoben haben und noch erheben; aber daß es die Wurzel, Trägerin und Stütze eines neuen geistigen Lebens geworden sei, will er nicht zugeben. Da müßte er denn doch das Gegentheil beweisen, oder wir nennen ihm einfach die Dante und Wolfram von Eschenbach, Shakespeare und Cervantes, Goethe und Schiller, die Michel Angelo, Rafael und Dürer, die Palästrina, Händel, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, die Abälard, Carteſius, Leibniz und Kant! Der Gedanke, sagt er, sei damals verbreitet gewesen: diese Welt bricht zusammen, die zukünftige muß bald erscheinen. Da sei ein Mann in Galiläa aufgetreten und habe verkündigt: Die Zeit ist erfüllt, das Himmelreich ist gekommen; der Menschensohn, der gründet, bin ich selbst. Er sei ein Pharisäer gewesen, einen neuen Gedanken habe er nicht ausgesprochen; auch wenn Jesus sage, daß man bei einem Schlag auf den rechten Backen den linken auch hinhalten solle, so sei das krankhaft, eine angebliche Sittlichkeit, die das Rechtsgefühl unterdrücken wolle. Nach seiner Kreuzigung hätten seine Anhänger doch den Glauben festgehalten, daß das Himmelreich erscheinen werde, daß er dann wieder erscheinen werde, und so hätten sie bald gesagt, er sei bereits auferstanden und gen Himmel gefahren.

Also das schlägt Geiger nicht an, daß Christus erwartete neue Zeit als Himmelreich, als geistiges Reich der Wahrheit und der Liebe, als Gottinnigkeit bestimmt, daß er die Welt von der Aeußerlichkeit zur Innerlichkeit berufen, sodaß an die Stelle des Naturideals nun das Ideal des Gemüths trat, und daß er dies in seinem Leben persönlich verwirklichte, daß Religion und Sittlichkeit ihm persönlich wurden und er damit zum Vorbild für die Menschheit; das schlägt Geiger nicht an, daß er Gott als den Vater erkennen lehrte, dessen Kinder alle Menschen, und damit Brüder untereinander sind; das macht Jesus, den Gegner der Pharisäer, ohne allen Beweis selber zu einem solchen und hat keinen Begriff von, daß das Böse durch das Gute überwunden werden muß, sondern hängt an der Rechtsformel: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Daß Jesus die Liebe zum Princip des Lebens machte, ist eine weltgeschichtliche That. Und leicht macht es sich Geiger mit der Auferstehung oder dem Glauben an sie, auf den die Wirksamkeit der Jünger sich stützte. Das Christenthum soll seine Mission darin gehabt und erfüllt haben, daß es den frisch in die Weltgeschichte eintretenden Naturvölkern Sittigung, gemeinsame Interessen, ein menschheitliches Gesammtstreben gab; daß durch die Kirche auch die Cultur des römischen Heidenthums erhalten wurde, vergißt er nicht etwa, sondern behauptet vielmehr, daß das Christenthum sich gegen die geistigen Schätze des classischen Alterthums zerstörend unwürdig verhalten habe, was aber nicht wahr ist.

Aber nun schildert Geiger wieder vortrefflich, wie die Juden in der Zerstreuung den Glauben der Väter bewahren, wie sie hier unter den Arabern, dort unter den Christen an der Culturarbeit kräftigen Antheil nehmen; wir werden uns freuen, in einer zweiten Abhandlung

ausführliche Darlegung davon zu lesen. Er schildert, der arme jüdische Wanderer durch die Wüste des telalters schreitet, und fragt:

Ist es auffallend, daß er das Antlitz nach der Vergangenkehrte, die ihm um so glänzender erschien, je entfernter sie e, daß er von ihrer Wiederherstellung alles Gute und ine ersehnte und sich die Zukunft als ihr Abbild vorstellte? s ein Wunder, daß er keuchend und niedergedrückt seine derung vollzog, daß er ein stacheliges Panzerhemd anlegte, t der Dolch ihn nicht treffen könne, damit die feindliche hrung von außen ihm nicht nahe, daß er mit allerhand n sich umgab, damit der frostige, eisige Hauch, der ihn jedem Worte, aus jedem Athemzug anwehte, nicht seine er durchschüttele? Ist es auffallend, daß er sich manche loſe Schaumlinze umhängte, auf sie hinsah, um sein freudLeben auszuschmücken, um im Hinblicke auf sie sich in blichen Träumen zu ergehen?

Er schließt dann:

Jerusalem ist ein Grab, das wir ehren; aber aus dem ersteht nicht das neue Leben, aus der frischen Gegenwart du schöpfen und sie verwerthen. Wenn ich nicht für wirke und arbeite aus dem ureigenen Geiste, wie er ver- ist mit dem Geiste der Offenbarungslehre, wer soll dann n? Und wenn ich für mich allein, was bin ich dann? ich der Menschheit nicht angehöre, erfülle ich meine nicht. Du, lieber Wanderer, lege ab das Panzerhemd, achelige, die Berührung ist keine feindliche mehr; thue ab inden, die dich umhüllen und entstellen, dich weht nicht ein eisiger, frostiger Hauch an, es will Liebe überall er-, du hast ein warmes Herz, und daran soll die ganze hheit sich legen, du sollst frisch die Gesammtheit umfassen!

Moritz Carriere.

Beitrag zur Weltanschauung des Alterthums.

die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten. Von nrich Motz. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

kanntlich bespricht Schiller in seinem Aufsatz: „Ueber und sentimentalische Dichtung", auch das Naturder alten Griechen; er wendet dabei seine Ansichten as Naive, über das, was er naiv nennt im Gegenm Sentimentalen, auch auf das Verhältniß an, in n nach seiner Meinung die Gefühlswelt der alten n zur Natur stand. Aber dabei gelangt Schiller en Schlußfolgerungen zu einem offenbaren Irrthum. er die Grenzen des Naiven zu eng zog und das der Empfindung zu wenig aus den Tiefen des Gerklärte, aus denen dieses Naive gleichwie aus einem chen Quell unmittelbar und unwillkürlich, ohne alle che des individuellen Bewußtseins, ohne kalte Beg des reflectirenden Verstandes und ohne sentimenffectation, bei den Griechen naturgemäß hervorbeurtheilt er ihre Empfindung der Naturschönheit oberflächlich als falsch. Schiller setzt zwar bei den n in Ansehung ihres Verhältnisses zur Natur eine für das Object" voraus, aber er schließt dabei sondern „Herzensantheil" ganz und gar aus. Der rund dieser irrigen Ansicht liegt zunächst darin, hiller a priori, wie schon bemerkt, die Grenzen iven zu sehr beengte und daher zu dem Schlusse gelangte, daß, weil man „so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse bei den Griechen antreffe, mit welchem wir Neuern an Naturscenen und an Naturcharakteren hängen können", „die Natur mehr ihren Verstand und ihre Wißbegierde als ihr moralisches Gefühl zu interessiren scheine". Allerdings verträgt sich mit der gesunden Natürlichkeit der alten Griechen, auch in Bezug auf die sie so reich und so harmonisch umgebende Natur und auf ihr Verhältniß zu derselben, das „sentimentalische Interesse" nicht, das wir Neuern, das die kalt reflectirenden Nordländer, namentlich wir Deutschen, an der Natur nehmen, und ebenso kennt das Alterthum die oft selbstgefällige, mit sich selbst und mit ihren Empfindungen anmuthig spielende und damit nicht selten gleichsam geradezu kokettirende Reflexion der Modernen, sowie die subjective Versenkung und Vertiefung in die Natur nicht, in der sich vor allem das Subject spiegelt.

Sogenannte „sentiments" für die Natur und für Naturscenen hatten die Griechen sicherlich nicht, vielmehr ist gerade solche Versenkung und Vertiefung in die Natur mit besonderm individuellen Bewußtsein und selbstgefälliger Reflexion das „Moderne". Das innerste Wesen des griechischen Naturgefühls ist es dagegen, mit subjectiver Verleugnung sich ganz ins Object hinzugeben; und diese volle und ganze Hingabe an das Object, die nicht bloße „Liebe für das Object" ist, wie Schiller voraussetzt, ist bei den Griechen die rechte Empfindung der Naturschönheit. Alles das, was Schiller selbst anführt, um trotz dieser „Liebe für das Object" die angebliche Gleichgültigkeit der Griechen für die Natur und ihren geringen Herzensantheil für sie zu erklären, mußte ihn des Widerspruchs bewußt werden lassen, in den er dabei gerieth, und zwar mußte er um so sicherer diesen Widerspruch erkennen, als er selbst sagt: „Unser (der Modernen) Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit."

Daß Schiller dessenungeachtet, indem er die Griechen als die Gesunden, die Modernen dagegen als die Kranken kennzeichnet und betrachtet, den Griechen eine nach seiner eigenen Ansicht naturwidrige und ungesunde Gleichgültigkeit und eine gewisse Herzlosigkeit für die Natur beimißt, hat seinen nächsten Grund, wie aus dem Vorstehenden sich von selbst ergibt, in einer irrigen Anschauung seines philosophisch-ästhetischen Stand- und Gesichtspunkts. Dieser eine Irrthum erklärt a priori den andern, nämlich die falsche Schlußfolge. Gleichwol ist dieser Erklärungsgrund nicht der einzige, vielmehr kommt dazu noch ein anderer, der a posteriori die ganze Schlußfolge als einen offenbaren Irrthum ohne weiteres erkennen läßt. Schiller kannte das griechische Alterthum nur oberflächlich, namentlich kannte er es nicht unmittelbar aus den Quellen. Besonders von dieser Seite betrachtet, enthält die vorliegende Schrift die entschiedenste, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhende und ihren Gegenstand mit verständiger Auffassung und geistreicher Vertiefung behandelnde Widerlegung der Schiller'schen Ansicht. Sie stellt zunächst den vielfach anziehenden Gegenstand nach den Schriftstellern aus den verschiedensten Gesichtspunkten und

Die Bahn ist nun frei für die eigentliche Handlung des Dramas, welche wiederum von dem psychologischen Raffinement nicht freigesprochen werden kann, das auch für einige frühere Dramen Friedrich Halm's charakteristisch ist. Helden des Dramas sind das Wildfeuer René und Gerard, und das Problem ist: die erwachende Liebe in der Brust eines Mädchens darzustellen, welches als Knabe auferzogen sich für einen Knaben hält. Dies Problem hat für die dramatische Darstellung seine verfänglichen Seiten; denn es handelt sich hier nicht um eine Verkleidung, wie sie sonst in den Lustspielverwickelungen Brauch ist, sondern um das innerste Bewußtsein eines Wesens, das zwiespaltig zwischen dem Knabenhaften und Mädchenhaften hin- und herschwankt. Den wahren Gegensatz der Natur durch die Maske hindurchbrechen zu lassen, bis das Mädchen die Knabenpuppe gänzlich gesprengt hat: das ist eine Aufgabe, deren Lösung viel psychologische Kunst erfordert. Diese sich in zahlreichen Feinheiten offenbarende Kunst räumen wir dem Dichter willig ein; es sind nicht nur zartempfundene, sondern auch neckisch-launige, fein-ironische Situationen und Gedanken in dem Schauspiel. Dennoch hat der bühnenkundige Autor mehrfach das Maß dessen überschritten, was für die scenische Anschaulichkeit erlaubt erscheint. Gerard z. B., der noch immer nicht ganz gewiß ist, ob er einen Knaben oder ein Mädchen vor sich sieht, unternimmt es, sie in folgender Weise auf die Probe zu stellen:

Gerard.

Schwül ist es, zum Ersticken dumpf und schwül,
Und hier, hier quillt der Fluß so klar und hell,
Und Kühlung weht sein Rauschen mir entgegen;
Wie labte mich erst seine frische Flut,
Versenkte ich darein die müden Glieder!
Warum fürwahr auch nähm' ich nicht ein Bad!

René.

Wie, was? Ein Bad! Im Freien hier ein Bad!

Gerard.

Und warum nicht?

René.

Und hier im Fluß?

Gerard.

Wo sonst?

René.

O pfui! Schäm' dich! Ziemt sich das, Marcel?
Beim Licht des Tages unter freiem Himmel —

Gerard.

Verzeiht, Herr Graf! Was wär' hier ungebührlich?
Wir beide sind ja Männer, und wir stecken
Doch eben alle nur in unsrer Haut!

René.

Die Mutter lehrte mich, und hat auch recht,
Vor andern sich entkleiden schick' sich nicht —

Gerard.

Allein, vergebt, warum nur schickt sich's nicht?

René.

Weil sich's nicht schickt! Und kurz und gut, ich will
Nicht, daß ihr badet!

Dies Experiment hat, auf der Bühne vorg
etwas unleugbar Anstößiges. Die weibliche Liebe,
haftigkeit, Eifersucht, der dépit amoureux und d
Scala der Gefühle, durch welche René sich uns,
gleich immer noch nicht sich selbst als Mädchen o
wird uns in einer Folge von Scenen vorgeführt,
schickt erfunden und verknüpft sind und sich in spa
Weise steigern. Als Gerard sich ihm als der Be
Loménie offenbart, da geräth er in heftigen Zo
den Verräther. Gerard selbst erklärt ihr, daß
Verachtung nicht tragen, sondern auf kurze Zeit n
bois gehen und dann spurlos verschwinden werde.
außer sich, will ihm nach, doch das Thal ist von
besetzt, die Mutter sucht ihr Kind — René zieht
kleider an, um sich unerkannt nach Schloß Arbois
zuschleichen:

Unsicher und beklommen fühl' ich mich,
Und schäm' mich fast ans Sonnenlicht zu treten!
Das weite, luftige Gewand! Weiß Gott,
Mir ist beinah, als wär' ich nackt! Und wie
Das fliegt, und hängen bleibt an Busch und Do
Und meine Füße! Au, die scharfen Kiesel!

Das ist ein feiner und pikanter Zug! N
René in Weiberkleidern erscheint, wird die Lösung
ten Act einen versöhnlich ansprechenden Eindruck
Als Gerard erfährt, daß René ihm nacheilt, ruf

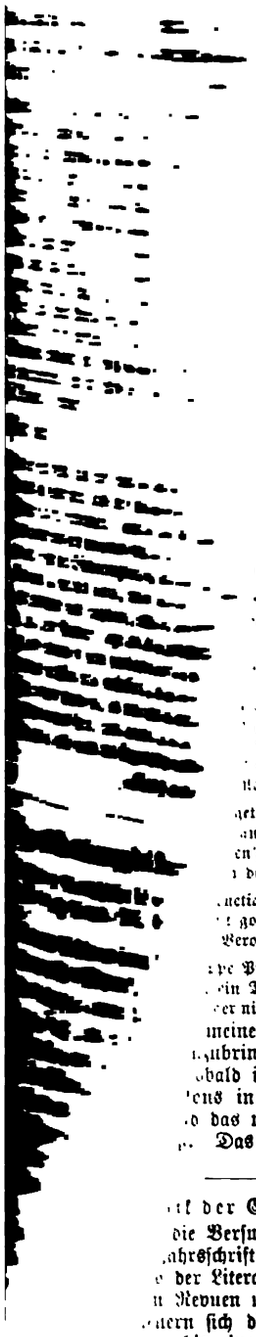
Sie käme, war's nicht so, sie folgte mir,
Sie haßte, sie verachtete mich nicht,
Sie liebte mich! O ew'ge Macht des Himmels!
Wenn dies nur Blendwerk ist, wenn Schmerz und
In Tollheit mir den klaren Sinn verkehrten,
Sodaß mein Wahn nun seine Wünsche glaubt,
Und wesenlosen Traum für Wahrheit achtet,
O dann — dann lüft' mir nie die dunkle Binde,
Laß nie den Lichtblitz dämmernder Erkenntniß
Mein Herz durchzucken, laß mich ewig toll sein,
Und ewig mich das Trosteswort umflüstern:
Sie liebt mich! und: Sie folgt mir! und: Sie kon

Die Einwilligung der Gräfin wird dadurch
licht, daß Gerard seines Vaters Benehmen auffl
cher nur die Braut verlassen, in dem Wahn,
ihrem Glück im Wege,

Er hindre sie, mit seines Bruders Hand;
Was ihr zumeist gebühre, was vielleicht
Ihr hoher Sinn auch unbewußt begehre,
Glanz, Reichthum, Macht und Hoheit zu erwerb

seitdem nämlich dem zweiten Bruder die Grafsch
fallen. Warum kommt diese Aufklärung so spät
feuer hätte freilich nicht fünf Acte lustig flackern
wäre sie früher gekommen! Warum klärte Gerard
nicht selbst die Gräfin über die Motive seines p
Verschwindens auf, wenigstens dann, als er se
heirathet und somit jeder Rückzug abgeschnitten w
dürfen wir der Gräfin glauben, wenn sie am
ausruft:

Seid glücklich! Eure Seelen führte Gott
Zusammen! Halte Gott sie treu verbunden!
Kommt an mein Herz! Mein Leben war bisher
Nur Haß und Racheglut — der Rest sei Liebe!



…ei Geld bin, durch eine
…kosten versichert sein. In
…nsicht nichts machen, und
mir wissen; aber ich habe
…dem ich bereits geschrieben,
…iste schicken und vielleicht
…, so läßt sich die Sache
…reis soll nur 12 Kreuzer
…d betragen, und so wird
…oen, eine Reihe Subscri-
…ch nicht ganz blindlings
… Sonette, aus der Mitte
… baldigen Antwort hängt
…zeihen Sie, daß ich Ihre
…elle Weise anspreche.

…erwunden
…dort ins Weite,
…es Geleite,
…nd gefunden.

…meine Stunden,
… wonach ich schreite,
…er Seite,
…n erkunden.

…dem Weihaltare,
…liches Bestreben,
…cht das Wahre.

…ns dir hinzugeben,
…ge, Jahr' um Jahre
… Berlin, zu leben.
… Wahlverwandtschaften in Be-

…tt.
…ges Ach zu wohnen
… leise regen,
…es mir entgegen,
…legten sonst zu thronen.

…getrotzt Aeonen,
…kann nichts zurückbewegen:
…en'ge Schiffe legen
… der Sklavonen.

…netia, gestrahlet
…t goldenen Gewändern,
Veronese malet!

…ge Prachtgeländern
…ein Dichter und bezahlet
…er nichts vermag zu ändern!

meinen „Rhampsinit" bei der mün…unterbringen, wo er aufgeführt werden …obald ich wieder in Erlangen bin, den …ens in Alabaster schicken, das ich in …o das mein Porträt enthält. Freilich … Das Original besitzt meine Mutter.

Platen.

…rift der Gegenwart.

…die Versuche zur Begründung deutscher …ahrsschriften, welche den Interessen des …e der Literatur nach der Weise der fran…n Revuen und Reviews dienen sollen, ge…nern sich dieselben beständig und werden …t, bis eine den vorhandenen Verhältnissen …olcher Zeitschriften besteht. Das momen…er populären Journalistik kann ein Bedürfniß …l wol zurückdrängen, aber nicht aufheben; …ten mögen erst nach und nach die Noth…en, Organe von einem mehr historischen, …wissenschaftlichen Charakter zu besitzen, als die Tagesblätter aufweisen können, aber sie werden die Nothwendigkeit zuletzt dennoch begreifen. Und alle Versuche, welche auf diesem Gebiet gemacht werden, verdienen als Zeichen der Zeit eine gewisse Beachtung, auch wenn man sie sonst nicht als besonders glücklich ansehen kann. Zu diesen Versuchen haben wir die „Chronik der Gegenwart", herausgegeben von F. Retzer und J. Strobel, zu rechnen, von der uns ein erster Band (München, Finsterlin, 1864) vorliegt. Das Ganze trägt einen etwas zu fragmentarischen und zufälligen Charakter, für eine „Monatsrundschau auf dem Gebiete von Staat, Kirche und Gesellschaft für alle Stämme und Stände Deutschlands" bietet diese „Chronik" entschieden zu wenig. Am vollständigsten ist noch der politische Theil, in dem besonders durch die Artikel des Herausgebers J. Strobel der Standpunkt des particularen bairischen Liberalismus energisch verfochten und die Idee der deutschen Trias mit so großem Eifer gepriesen wird, daß die Mittelstaaten als das deutsche Mutterland, Oesterreich und Preußen nur als abtrünnige Colonien gelten, „sodaß — nach Anschauung der «Chronik der Gegenwart» — weder ein Recht noch ein Grund mehr besteht, die beiden unzusammenhängenden Geschichten des Mutterlandes und seiner Colonien zu vermengen". Fast komisch und doch niederschlagend wirkt ein Patriotismus, der durchaus mit realen Verhältnissen rechnen will, indem er es unter allen Umständen für unmöglich erklärt, daß Frankreich, England und Rußland die Einigung Deutschlands jemals „dulden" könnten, sich aber daneben in Phantasien von Abtretung der Rheinprovinzen durch Preußen an das neue „westdeutsche" oder „mitteldeutsche" Reich gegen Entschädigung mit Mecklenburg u. s. w. ergeht! Neben den politischen finden sich einige statistische, volkswirthschaftliche Abhandlungen, die Literatur ist sehr ungleich und spärlich durch „Gedanken über moderne Geschichtschreibung", eine „Beleuchtung von Renan's Leben Jesu", und eine Reihe kleinerer Besprechungen repräsentirt. Wenn die „Chronik der Gegenwart" auch nur für die Anschauungen, welche sie zu vertreten scheint, einige Bedeutung gewinnen soll, wird sie durchgreifende Verbesserungen, Erweiterungen und Umgestaltungen erfahren müssen.

Bibliographie.

Bitter, A., Erzählungen, Novellen und Gedichte. 1ter Bd. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Blankensee, G. Graf v., Moritz von Sachsen. Dramatisches Gedicht. Berlin, Stille u. van Muyden. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Egeria. 333 lateinische Sprüche mit deutscher Uebersetzung. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Garcia de Quevedo, Don J. H., Dreißigtausend Thaler Rente. Drama. Aus dem Spanischen übersetzt von J. Fesenmair. München, Lentner. Lex.-8. 15 Ngr.

Große, J., Der letzte Grieche. Trauerspiel. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Hagen, K., Die auswärtige Politik der Eidgenossenschaft vornehmlich Berns in den Jahren 1610—1618. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. Bern, Haller. Gr. 8. 16 Ngr.

Held, C. F. W., Selbstzeugnisse Jesu in 15 Betrachtungen für die Suchenden unserer Zeit. Nebst 9 Predigten. Zürich, C. Meyer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben, Ruda. Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Cassel, Freyschmidt. Gr. 8. 12 Ngr.

Lotz, J. B., Unsere Zeit und die Schulreform. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Leben und Streben der beiden Germaniker Paul Kolaric und Jos. Hoffmann. Eine Erbauungsschrift, aus dem Italienischen übersetzt von Mortimer J. v. Montbach. Mit einem Nachwort von Hoffmann. Neisse, Hinze. 12. 15 Ngr.

Liebmann, O., Kant und die Epigonen. Eine kritische Abhandlung. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von C. Böttger. 2te Serie von 12 Vorlesungen. 1ste Hälfte. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rechenberg, E. Freih. v., Preußisches Schleswig-Holstein-ABC. Dichtung. Oranienburg. 16. 6 Ngr.

Risch, J., Emile Souvestre's Leben und Verhältniß zur Heimath. Stralsund. 4. 4 Ngr.

Schenkel, D., Die Aufgabe der Reformation in der Gegenwart. Reformationspredigt. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 3 Ngr.

Sederholm, A., Universum. Grundrisse aus dem Buche des Lebens, der Natur und der Welt. Leipzig, Matthes. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

blutigem Schwerte in gespensterhafter Verhüllung plötzlich hervorbrechen und das junge Glück Gilbert's und Stephana's grauenhaft vernichten. Thaten, wie die von dem Grafen verübten, den ja nur die göttliche Gnade vor doppelter Blutschuld behütete, sühnt nur Reue und Buße; die Liebe aber wird niemals lange ungestraft an der Hand des Verbrechens durchs Leben wandern: „Jede Schuld rächt sich auf Erden."

8. Der Große Kurfürst und seine Zeit. Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1865. 8. 5 Thlr.

Obschon sich Luise Mühlbach in diesem historischen Roman ihrer alten Sünden gegen den Geist der Geschichte weniger schuldig gemacht hat als in frühern Arbeiten, so kann ich mich doch mit dieser weiblich tändelnden Art, wie hier der Große Kurfürst Brandenburgs behandelt und beromanelt wird, nicht einverstanden erklären. Zwar brüstet sich die Verfasserin in offenbarer Ostentation mit geschichtlichen Citaten und der Anführung von verba ipsissima; aber trotz des scheinbar wissenschaftlichen Apparats ist der große Brandenburger durchaus nicht mit dem historischen und vaterländischen Ernste und mit dem hohen Sinn aufgefaßt und vorgeführt, wie eine so erhabene Gestalt der Geschichte poetisch verlebendigt werden soll, vielmehr erscheint der Held von Fehrbellin in den drei Büchern dieses Romans entschieden verkleinlicht und theils mit unnöthiger und unwahrer Sentimentalität umrankt, theils als Mittelpunkt gewöhnlicher Romanklatscherei. Den Gründer der ruhmreichen brandenburgisch-preußischen Monarchie zu sehen, wie er in wollüstiger Verzückung mit einem niedlichen Weiberfuße ein verbuhltes Spiel treibt, zu hören, wie er später am Hofe zu Polen mit lächelnder Miene Meineide schwört, muß jedes deutschfühlende Gemüth verletzen, und solcher frivolen Behandlungsart eines der größten Männer des Vaterlandes darf eine ernste Rüge nicht erspart werden. Daneben erscheint es in der That als ein weit kleineres Vergehen, daß die Verfasserin den Grafen Schwarzenberg, über welchen die historischen Acten noch keineswegs geschlossen sind, als einen ganz gewöhnlichen Theaterintriguanten und Coulissenbösewicht zur Erscheinung bringt. Mag der vielbeleumundete Mann immerhin ehrgeizige Plane gehegt haben, welche sich mit seiner Eigenschaft als brandenburgischer Statthalter nicht recht vertrugen: ein so gemeiner Schurke, als welchen ihn der vorliegende Roman charakterisirt, war er entschieden nicht. Die bequeme, breite und selbstgefällige Schreibweise der Verfasserin verleugnet sich auch in diesem Buche kaum irgendwo; aber nicht selten bewegt sie sich in einer so seltsam dithyrambischen Erregtheit, daß ein fast komischer Eindruck entsteht, wie z. B. in den an die Polenprinzessin gerichteten Mahnrufen, ihr Herz vor dem großen Brandenburger zu hüten, welche mit ihren ewigen „Königstochter! Königstochter!" geradehin lächerlich erscheinen.

Sowenig nun auch das Ganze dieses Romans vor einer ernsten Kritik bestehen kann, so finden sich darin doch viele Einzelheiten, welche der Verfasserin ganz wohl gelungen sind und, an sich selbst betrachtet, hübsche Genrebildchen vorstellen, sodaß dem großen Lesepublikum, welches eben nur bequem unterhalten sein will, diese naive Breitheit der fleißigen Schriftstellerin ganz wohl behagen dürfte.

9. Im Bann der Jungfrau. Novellenbuch von Gisbert Freiherrn von Vincke. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine heitere Gesellschaft von Reisenden der gebildeten Stände ist durch die Ungunst der Witterung genöthigt, „im Bann der Jungfrau" auf der Wengernalp längere Zeit zur Seßhaftigkeit verdammt und beschließt, in der Nachahmung von Boccaccio's „Decamerone", sich mit Erzählung von Geschichten die Langeweile zu vertreiben. Jeder der Erzählenden greift mitten hinein in das eigen Erlebte, und so entwickelt sich ein reicher und mannigfacher Unterhaltungsstoff je nach der Stellung, welche die Vortragenden in Welt und Gesellschaft einnehmen. Ernst und Scherz wechseln anmuthig ab, und da der Autor die verschiedenen Erzählungen mit dem Leben der einzelnen wie aller Erzähler in directe Verbindung gebracht hat, vereinigen sich diese miteinander in den lebhaftesten Beziehungen, wodurch ein menschlich warmes und buntes Leben in diesem Novellenbuche pulsirt. Von den vorgetragenen Erzählungen können mehrere als recht gut bezeichnet werden; zuweilen indeß geräth der Verfasser sehr ins Breite und ermattet ein wenig. Zwar bietet das Geleistete im ganzen wenig Neues; allein eine gewisse jugendliche Frische der Behandlung und der Anschauung entschädigt dafür in liebenswürdiger Weise. Man legt das Buch nicht mit besonderer Erregung und Erhebung, aber mit der nicht zu unterschätzenden Befriedigung aus der Hand, sich einige Stunden in guter feingebildeter Gesellschaft befunden und sich dabei auf angenehme und anmuthige Weise unterhalten zu haben.

10. Ewige Liebe. Erzählung von Melchior Meyr. Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 1864. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

„Ewige Liebe"! Bezeichnender und charakteristischer konnte Melchior Meyr seine von echt deutschem Gemüth erwärmte Dichtung nicht taufen: denn in einer rührenden und ergreifenden Begebenheit vollzieht sich das alte, neue Schmerzenswerk der ewigen Liebe und der unwandelbaren Treue, aber in so origineller Herzlichkeit und in so spruchsloser Großheit, daß ein vollkommen eigener Geist darin weht und die schlichte und einfache Erzählung mit einem verklärenden Heiligenschein umgibt. Inhalt und Ziel dieses Buchs ist nicht jene verzehrende Glut heißer, sinnlicher Liebesleidenschaft, nicht nur eine veränderte Form des crassesten Egoismus, nicht etwas anderes zurückläßt als Trümmer, Schutt, Schlacken; es ist auch nicht jene blasse, kränkliche, süchtige Minneschwärmerei und Tändelei, welche in süßem und erschlaffendem Nebelrauche hinsiecht und haucht; es ist vielmehr jenes hochherzige Gefühl, jener begeisterte Aufschwung der Seele, mit wenig Worten: jene ethische, ihrem tiefsten Kern sittliche Liebe, auf welcher die Schönheit sich groß und edel aufbaut und in welcher sie

wundervollsten Offenbarungen des göttlichen Geistes
drückt.

Hugo von Lichtenfels, ein deutscher Gelehrter, liebt
lene, die Tochter eines finanziell herabgekommenen
lichen Hauses, mit innigster Herzensneigung. Nach
fern der bedeutendsten Art endlich in eine Lebensstel-
g versetzt, vermöge welcher er um die Hand der Ge-
ten bitten darf, muß er die herbe Kränkung erfahren,
Helene, deren Liebe, wie er glauben mußte, ihm ge-
, die Braut eines gräflichen Roué geworden ist, zwar
ächst, um durch den vermeintlichen Reichthum ihres
lobten den finanziellen Ruin ihrer Familie abzuwen-
, indeß doch auch sinnlich hingerissen durch die glän-
en gesellschaftlichen und äußerlich ritterlichen Vorzüge
vornehmen Freiers. Hugo, vom tiefsten Seelenschmerz
ßt, ermannt sich dennoch zu neuem, wenn auch zu-
st wenig freudigem Leben, aber nicht, wie die sinn-
Liebe thut, um im glühendsten Hasse gegen die Ver-
erin sich zu neuen Erregungen anzustacheln, sondern
in edler Gutheit tausend hochherzige Entschuldigungs-
ide für die Treulosigkeit Helenens zu suchen und zu
n und um in stiller gefaßter Entsagung fortzulieben,
in seinem reinen Gemüth nicht Raum für Groll und
ammung war. Allein was er selbst nicht konnte,
mochte, that das Schicksal für ihn, und eine grau-
Buße wurde der unseligen Grafenbraut auferlegt,
e, noch vor der Trauung von ihrem Verlobten in
dbarer Weise beleidigt, diesen als einen Unwürdigen
hten muß und nun mit ihrem alten gebrechlichen Ba-
n mehr und mehr hereinbrechender Armuth — an
und Seele tödtlich erkrankt — ein trostloses, schuld-
reuebelastetes Dasein fristet.

Jetzt aber zeigt sich Hugo's Charakter und seine hoch-
ge Liebe im schönsten Lichte: wie ein Genius des Tro-
und der Versöhnung tritt er vor die geliebte Büßerin:
d begehrt er, nichts kann er mehr von der langsam
erbenden begehren; aber ihre Seele will er wieder
gen und, indem er sie sich zurückgewinnt, vor der
verflung erretten. Er hat ein Recht an diese Seele —
le wirbt er nun zum zweiten mal in edler, männlicher,
möchte sagen priesterlicher Weise, und nun endlich wird
kranke, sterbende; schuldbewußte, aber in ihrer tiefen
ölichen Reue so rührende Seele vollkommen sein, in-
sie in ihm sich mit Gott versöhnt. So küßt Hugo
letzten Seufzer von Helenens Lippen, und in stiller
amkeit, in freudiger Erinnerung an die Verklärte
et und ringt er, der Erlösungsstunde harrend, in
er Liebe".

licht ohne lebhaft erregte Empfindung vermag ich
der rührend schönen, edeln und keuschen Dichtung
ptor Meyr's zu scheiden, die sich vor allem denen
hlt, die gekränkten Herzens mit heimlichem Seelenweh
s Leben wandern; sie werden Trost und Erhebung
iesem Buche der Liebe und der Versöhnung gewinnen.
ber noch in ganz anderer Richtung verpflichtet diese
lung zu anerkennendem Lobe, indem sie mit großem
ick durch gründliche Schilderung des realen Details
die Verflüchtigung ihrer zarten poetischen Tendenzen ver-
meidet und das Gefühl im Leser erweckt, sich stets auf
festem Grund und Boden praktischer und lebenskräftiger
Verhältnisse zu bewegen. Mit umfassender Sachkenntniß
und klarer, unbefangener Einsicht schildert der Poet eine
brennende Calamität der Zeit: den Verfall des großen
Grundbesitzes und so vieler damit organisch verknüpfter
Adelsfamilien. In echt menschlicher und gesund politi-
scher Ueberzeugung breitet er diesen Theil modernen Elends
nicht mit jener widerlichen Schadenfreude aus, welche in
unsern Tagen auf dem Gebiete literarischer wie politischer
Dinge leider so oft sich vordrängt, sondern mit dem edeln
Mitleid des Menschenfreundes und dem klaren Verständ-
niß dessen, was zum organischen Leben in Staat und
Gesellschaft nothwendig und ersprießlich ist. So scharf
wie Melchior Meyr jene Gebrechen und ihre Quellen er-
kennt und ausspricht, so einsichtsvoll weiß er auch die
Mittel zur Hülfe namhaft zu machen, und es entströmen
in dieser Beziehung Worte der Weisheit seiner beredten
Feder, welche die mit größter Wahrhaftigkeit geschilderten
Uebel in der Wurzel erfassen und, zu praktischer Anwen-
dung gebracht, heilen würden. Hugo's Aufsatz zur Ver-
theidigung des Adels, als eines nothwendigen und wesent-
lichen Gliedes in der Kette des Staats- und Gesellschafts-
lebens, enthält goldene Kerne in silbernen Schalen und
concentrirt sich in der unzweifelhaften Wahrheit, daß der
Adel in dem Maße wieder festen Fuß im Volksherzen
fassen werde und müsse, als er sich kräftig, lebendig und
erfolgreich an dem geistigen Ringen der Nation betheilige.
Zuversichtlich: denn nur der Geist macht ewig.

11. Zum stillen Vergnügen. Künstlergeschichten von Wolfgang Müller von Königswinter. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 3 Thlr.

Was in der traulichen Rheinwirthschaft „Zum stillen Vergnügen" das einkehrende Künstlervölkchen Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes unter sich erzählt und geplaudert hat, faßt des Dichters kundige und zarte Hand in einen duftigen Strauß frischer lieblicher Blumen zusammen und bietet diese Gabe mit dem freundlichen Wunsche, daß, wie sie „im stillen Vergnügen" gewachsen sei, sie nunmehr allen Wohlwollenden „zum stillen Vergnügen" gereichen möge. Und in der That, mit dem sanften, ruhigen, behaglichen Empfinden „stillen Vergnügens" wird diese anmuthige Lektüre jeder genießen, der aus heiterer Lebensfrische, liebenswürdiger Menschlichkeit, sonniger Poesie und künstlerischer Gestaltungskraft Freude zu sammeln und Erhebung zu gewinnen vermag. Es ruht jener warme violette Hauch, der im letzten Untergehen der Sonne die sommerliche Landschaft überduftet, auf diesen herzigen und seelenvollen Erzählungen, und das heitere, freie und sangesmuntere Leben des wogenden Rheinstroms sorgt darin für Wechsel und Bewegung.

Gleich die erste Geschichte von Ernst Fröhlich: „Mit Hammer und Meißel", entfaltet in dieser Beziehung eine Fülle von Reizen. Wie der arme sachsenhäuser Küferjunge, von unbezwinglichen Instincten zum Stift und zum Meißel getrieben, in Armuth und Noth doch fröh-

lich und guter Dinge, mühsam und drangsalvoll ein tüchtiger Meister mit Hammer und Meißel wird und sich die lieblichste Rheinblume zur trauten Hausfrau gewinnt, um in behaglichem Eheglück seiner geliebten Kunst wohlgemuth zu leben — dies ist ein so farbenfrisches und launiges Lebens- und Künstlerbild, daß es sich dem Besten ebenbürtig zur Seite stellt, was in dieser Richtung geleistet wurde: wie zart motivirt und wie anmuthig dargestellt sind zum Beispiel die drei Begegnungen Fröhlich's mit Clementinen auf dem Rheinschiffe, im grünen Walde und auf der romantischen Burg! Welche strotzende Lebenskraft und Schalkheit in den fidelen Kunstgenossen und Wandergesellen des wackern Fröhlich, und wie imponirend erhebt sich aus all dieser Jugendfülle die ehrwürdige Gestalt des greisen Baumeisters, wie zierlich und vornehm weiß der edle Graf, das Musterbild eines wahrhaften Magnaten, alle die fröhlich zerstreuten anziehenden Gestalten um sich zu versammeln und durch holden Liebesbund das schöne Werk seiner künstlerischen Neigungen zu krönen! Würzige, warmblütige Lieder erfüllen wie die gefiederten Sänger der Natur den dunkeln Wald, so die rebengrüne Welt dieser lieblichen Erzählung mit ihren Tönen, und der Einklang zwischen Kunst und Natur findet sich in einem beseligten und beseligenden Entzücken ich möchte sagen ausgejubelt, daß von diesem hellen Sonnenbilde eine bleibende und herzerquickende Nachwirkung echt menschlicher Heiterkeit in warmer Strömung sich ergießt.

Eine ganz andere Wirkung dagegen erzielt die zweite Geschichte dieses Buchs: „Der Domschüler"; war es in „Mit Hammer und Meißel" das prächtige Gestirn des Tags, welches auf eine Fülle grünen gegenwärtigsten Lebens und Genießens strahlte, so ist es in dieser Erzählung der sanfte Mond, welcher wehmüthig auf einen frisch bereiteten Grabeshügel scheint, und vor diesem kniet in Schmerz und Thränen die Entsagung. Dort durch den fröhlichen Tag, hier durch die düstere Nacht: aber dort wie hier zum Licht an der Hand der Liebe.

Der Held der dritten Erzählung: „Vom Pflug zum Pinsel", Theodor Barkhofen, wußte dieser Himmelstochter freilich zu entbehren, und weder die schöne Müllerin noch die schmucke Hausdirne vermochte seinem Herzen, welches einzig und allein die Göttin der Farben verehrte, ein wenig Antheil abzugewinnen. Auch hatte der schon dreißigjährige Schüler der edeln Malerkunst hierzu in der That nicht Zeit genug: er mußte sich hasten, um vom Pfluge zum Pinsel zu gelangen, und wie er ein Meister geworden war, blieb seine schwer errungene, ihm einst im Hellsehtraume so herrlich erschienene Kunst seine einzige und beste Geliebte. Den romantisch-poetischen Duft der ersten beiden Geschichten würde man vergeblich in dieser ihrem Stoffe nach derbern, realen und sozusagen herben Geschichte suchen, dafür entschädigen aber ein glücklicher volksthümlicher Humor und eine wohlthuende einfache Gemüthlichkeit, sowie eine frische Schilderung des bäuerlichen und kleinstädtischen Lebens in Westfalen.

Inzwischen macht sich doch das Gefühl geltend, als wenn der Dichter sich in dieser mehr realistischen Sc nicht so ganz heimisch fühlte, und man folgt ihm um so größerer Freude in die grüne Romantik s „Waldtage", mit welcher vierten Erzählung er seine Bände „Zum stillen Vergnügen" schließt. Der D schwelgt in dieser lieblichen Idylle am duftigen Z der Natur, und nicht leicht ist etwas Anmuthigeres d bar als Johanna's und Wilhelm's Herzensneigung. knüpft auch hier die Kunst sich innig an die Natur, wie der strebende Jüngling aus dem stillen eichenumra ten Vaterhause hinauszieht, um sich Ehre und Ruh gewinnen, und endlich dann als gemachter Mann von R und Ruf sehnsuchtsvoll heimkehrt zur trauten Stätte s Wiege, um dort erst vollkommen gewiß zu werden, er ein Schüler ging und ein Meister heimkehrte, so auch die echte Kunst aus dem Schose der heimatlichen ligen Natur und hat immerdar in dieser den unfehlb sten Spiegel, ob sie im Geiste der Wahrheit und Schönheit weiter gedieh, oder ob sie des eingebor Adels sich entschlagen und den Kranz von Lorbern Rosen mit einer Flitterkrone und einer Schellenmütze tauscht habe. Dies ist der tiefere künstlerische Sinn Geschichten „Zum stillen Vergnügen"! Und so vergn sie nicht nur, sie lehren und mahnen zugleich, obsch zartester Form: die Wiege der Kunst ist einzig die A

Hermann von Beguignol

Eine Biographie von Kapodistrias.

Graf Johann Kapodistrias. Mit Benutzung handschrift Materials von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Mittler und Sohn. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser hat mit diesem Leben des Grafen podistrias ein Werk unternommen, dessen vielfache Sch rigkeiten namentlich diejenigen schon von vornherein würdigen wissen werden, die mit der Geschichte Gri lands unter dem Präsidenten Kapodistrias genauer bek sind. Gilt doch auch von diesem das Wort Schi von Wallenstein:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte –

und es kam daher, um, unbeirrt von solcher Verwir das Charakterbild des Kapodistrias sicher und fest z zu können, nicht blos darauf an, unter Benutzung vorhandenen Quellen, ihn selbst und sein Leben, beis die Geschichte seiner Regierung in Griechenland und Geschichte Griechenlands selbst zu studiren und zu kennen zu lernen, sondern es war dann auch noch be ders nöthig, nach den Ergebnissen dieses Studiums dieser Kenntniß den Mann darzustellen, wie er theils und für sich, theils nach seiner Stellung in und Griechenland und zu dem griechischen Freiheitskampf urtheilt werden muß.

Das voranstehende Vorwort spricht sich im wesentlichen nur über die Quellen für das Leben des Kapodistrias im allgemeinen und im besondern aus, wes ferent dem Verfasser das Recht zugestehen muß, das insoweit er sie benutzt hat. Indeß hat er dabei nicht

utzten Quellen besonders angegeben, wie er z. B. ge-
e in Betreff der πανδῶρα hätte thun sollen, die er
der Eigenthümlichkeit der dortigen Mittheilungen im
emeinen näher bezeichnen mußte, und auch sonst hat er
nche einzelne Quelle nicht genau bezeichnet. Woher
z. B. die Aeußerungen des Kapodistrias entlehnt, und
hat das S. 339 angeführte Billet geschrieben? (Der
sident offenbar nicht; und doch kommt etwas darauf an,
wissen, wer es geschrieben.) Ob der Verfasser die
ihm benutzten Quellen im Vorworte richtig charakte-
t und wie er sie benutzt habe, kann nur derjenige be-
eilen, der sie selbst kennt und der nach ihnen die Dar-
ung des Verfassers prüft; aber es will uns bedünken,
spräche er über manche dieser Quellen, z. B. die
τορία" des Trikupis, gar zu schnell ab und we-
: objectiv unbefangen, als recht und billig ist, viel-
in subjectiver Voreingenommenheit. Auch möchte
ntlich der dort gegen Trikupis zum Theil in einem
s gesuchten Bilde ausgesprochene Tadel kaum als
htfertigt angesehen werden können. Daß der Verfas-
icht alle Quellen benutzt und wol manche gar nicht
nt hat, die ihm gleichwol für einzelne Seiten des
s des Kapodistrias hätten nützlich sein können, z. B.
Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution
Jahre 1821" (Halle 1824) und „Griechenland in
Jahren 1823 und 1824", von Stanhope (Weimar
), erwähnen wir nur nebenbei.

Dagegen wollen wir besonders hervorheben, daß der
sser behufs des Quellenstudiums zu seinem Werke
in Griechenland gewesen. Er bemerkt indeß in dieser
ht, daß er „für die unbedingte Richtigkeit der No-
nicht einstehen könne, welche er selbst während seines
holten Aufenthalts in Griechenland aus dem Munde
Bewohner vernommen", und er setzt hinzu: „Wer
riechenland reist, muß sich daran gewöhnen, nur
eigenen Augen und Ohren zu trauen und auch
ie Möglichkeit einer Täuschung nicht in Abrede zu
"

en reichhaltigen Stoff, den der Verfasser für seine
dlung des Lebens des Kapodistrias vorfand, hat er
s Bücher vertheilt, von denen das erste die frühere
hte des Grafen bis zu seiner Ankunft in Griechen-
n Januar 1828, die übrigen die seiner Präsident-
bis zu seinem Tode enthalten; in einem Anhange
dann noch einige Actenstücke aus seinem frühern und
Leben mitgetheilt. Wie sich aus dieser Behandlung
genstandes von selbst ergibt, ist es dem Verfasser
ichlich um die Darstellung des letzten Lebensabschnitts
apodistrias zu thun gewesen; aber es darf nicht
t werden, daß die frühere Geschichte desselben zu
enntniß nicht blos sehr lehrreich und charakteristisch
dern auch daß sie zur Beurtheilung seines spätern
ens in Griechenland unumgänglich nöthig war.
ol will es uns scheinen, als habe sich bei diesen
ien zu der Rolle, welche Kapodistrias in Griechen-
äter gespielt hat, eine gewisse Voreingenommenheit
enselben bei dem Verfasser eingeschlichen, und er
sich infolge dessen die Unbefangenheit der Betrachtung und die objective Ruhe nicht gesichert, die der Leser beim weitern Fortgange der Geschichte ebenso im einzelnen, wie in der Charakteristik des Kapodistrias theilweise vermißt. Er hat damit den spätern Urtheilen unbedingt vorgegriffen und zugleich auf die Stimmung des Lesers in nachtheiliger Weise eingewirkt. Wir beziehen uns dafür nur auf die Stelle S. 48. Für sich selbst hat dadurch der Verfasser einerseits die Klarheit des Blicks, andererseits die Milde des Urtheils eingebüßt, mit der sich manche scharfe und leidenschaftliche Aeußerungen gerade nicht vertragen. Bisweilen läßt er sich auch in seinen philosophischen Betrachtungen von der Phantasie irreführen, indem er einzelnen Thatsachen allgemeine und weitereichende Einflüsse und für seine eigenen Betrachtungen besondere nicht immer gerechtfertigte Bedeutung zugesteht und sich zu gewagten Schlüssen und Folgerungen hinreißen läßt. Bisweilen verirrt er sich geradezu bis zur Gedankenmalerei. Daß sich hin und wieder seine politischen Urtheile auch da eindrängen, wo sie den Zusammenhang der Begebenheiten stören, ist ein Fehler in der Anordnung, der zugleich den Nachtheil hat, daß dadurch das Urtheil des Lesers im voraus bestimmt und im Interesse der Anschauungen des Verfassers gegen Kapodistrias eingenommen wird. Diese einzelnen Urtheile gehörten in ein Gesammturtheil über letztern und in seine Charakteristik, und es war erst dann an der Zeit, die in dem geschichtlichen Theile angeführten Thatsachen zur Begründung der Urtheile gebührend mitreden zu lassen. Indeß sind diese Bemerkungen nur formaler Art; wir wollen sie hier vorausschicken, da wir auf das eigentlich Materielle der Sache erst weiter unten einzugehen haben werden.

Ueber den geschichtlichen Theil des Buchs selbst, wobei der Verfasser den reichhaltigen Stoff geschickt vertheilt und behandelt hat, können wir uns kurz fassen. Wesentliches haben wir darin nicht vermißt. Besonders müssen wir dem Verfasser zugestehen, daß er im allgemeinen die Personen und Zustände in Griechenland, wie sie hierbei als Gegenstand der Schilderung in Betracht kamen, genau kennt und daß er sie klar und einleuchtend schildert. Auch das griechische Volk kennzeichnet er bei einzelnen Veranlassungen in seinen wesentlichen Eigenthümlichkeiten mit Unbefangenheit und im ganzen wol auch richtig, aber doch in manchen Beziehungen ungünstig genug, als daß man nicht ungewiß sein sollte, wie danach die „unverwüstliche Kraft des griechischen Volksgeistes" die Anerkennung und Bewunderung verdienen solle, die ihr S. 372 zutheil wird. Wir selbst möchten zwar diese Anerkennung dem griechischen Volke durchaus nicht bestreiten; aber wir müssen bemerken, daß diese „unverwüstliche Kraft" keinen besondern Werth hat, wenn sie nicht recht geleitet und mit Liebe und Klugheit entwickelt und verwendet wird. Und wenn dies eine unleugbare Wahrheit ist, so ist es auch ebenso wahr, daß diese Entwickelung nicht blos politisch und auch nicht allein auf dem Wege intellectueller Bildung erlangt werden kann, sondern daß sie vor allem auf sittlich-religiöser

Grundlage beruhen muß. Das, was der Verfasser von „Schwärmen für unverstandene Begriffe" bemerkt, welches dem griechischen Volke eigenthümlich ist, muß in dieser Beziehung als ein besonderer Wink und als eine eindringliche Warnung angesehen werden.

Was einzelnes in dem geschichtlichen Theile anlangt, so ist es falsch, wenn der Verfasser die Bildung einer englischen, französischen und russischen Partei in Griechenland erst von 1827 an voraussetzt; auch möchten wir bezweifeln, ob die Charakteristik des Maurokordatos ganz unbefangen sei, ob sie nicht vielmehr etwas Gehässiges habe. Ebenso war Miaulis jedenfalls eine „selbstkräftige" Natur, und der Verfasser durfte dies nach dem, was er selbst von ihm sagt, nicht in Zweifel ziehen. Auch hätten wir zu S. 65 gewünscht, daß er den Inhalt des Julitractats von 1827 genau angegeben hätte. Die Unabhängigkeit des Urtheils des Verfassers beweist der unverhaltene Tadel des Rücktritts des Prinzen Leopold, nachdem er bereits die griechische Krone angenommen hatte; aber, muß man dagegen wol fragen, hatte nicht Leopold gleich anfangs die Annahme von Bedingungen abhängig gemacht, welche er im Interesse des griechischen Staats gestellt und die man nur ungenügend erfüllt hatte? Und lag nicht bei der nachherigen Weigerung Leopold's ein Theil der Schuld — selbst nach der eigenen Ansicht des Verfassers — an dem Auftreten des griechischen Senats?

Was den Geist anlangt, in dem das vorliegende Buch im allgemeinen, namentlich in den Urtheilen über Kapodistrias, abgefaßt ist, so tritt dem Leser aus der ganzen Darstellung ein strenger, ernster und gewissenhafter Sinn und eine Entschiedenheit des Urtheils entgegen, die für den Verfasser günstig stimmen, und zugleich gibt sich darin eine demokratische Gesinnung desselben zu erkennen, die vielleicht dieser günstige Stimmung bei vielen Lesern noch mehr erhöhen wird, wennschon sich jene Gesinnung von den Auswüchsen eines starken Selbstgefühls und einer gewissen selbstgefälligen Ueberhebung nicht ganz freihält und zuweilen sogar in Ironie und Sarkasmus ihren unverhohlenen Ausdruck findet, der noch dazu den wahren Sinn des Verfassers nicht immer erkennen läßt. Könnte dies möglicherweise den Leser verstimmen, so ist es um so wohlthuender, daß der Verfasser dem Sittengesetze in der Geschichte das gebührende Recht offen und mit voller Ueberzeugung zugesteht, und daß dies Zugeständniß in der Darstellung und selbst in der Beurtheilung des Kapodistrias sich kundgibt.

Im allgemeinen hat der Verfasser theils die Stellung des letztern in Griechenland, wie sie ihm durch seine Beziehungen und durch sein besonderes Vertrauen zu Rußland, sowie durch seine eigenen Grundsätze gleichsam vorgezeichnet war, theils die Zwecke seiner griechischen Politik scharf und richtig gezeichnet. Mit Recht hebt er die innere Unwahrheit seines Liberalismus, seine Unkenntniß und seine geringe Achtung der Eigenthümlichkeiten des griechischen Volks, zu dem es ihm auch an der wahren Liebe fehlte, hervor. Infolge dessen ließ sich auch Kapodistrias von blinder und einseitiger Misgunst und von Vorurtheilen gegen Personen und Sachen [illegible] leichter leiten. Deshalb konnte er auch nicht als [illegible] und als echter Grieche gelten, und es ist ein offenbarer Irrthum, ihn dafür, während er Präsident von Griechenland war, zu halten. Früher mochte er vielleicht dafür gelten, aber solche russische Neigungen, wie Kapodistrias später hatte und offenbarte, durfte ein Patriot und echter Grieche nimmermehr haben, ebenso wenig wie ein echter Grieche diese russischen Neigungen zu begreifen und zu verzeihen vermochte. Insofern der Verfasser anderer Meinung ist und den Präsidenten Kapodistrias für einen Patrioten und echten Griechen (nicht blos in seinen Fehlern) erklärt, möchten wir das als einen Irrthum bezeichnen, der fast unbegreiflicher ist, als wenn der Grieche Trikupis sagt, daß kein Grieche ein „mehr griechisches Herz gehabt habe", ohne deswegen in den entgegengesetzten Fehler derjenigen zu verfallen, die ihm vorwerfen, daß er „geflissentlich das Unheil seines Vaterlandes gewollt habe".

Was namentlich die Schilderung der Persönlichkeit des Kapodistrias und seiner Stellung zum griechischen Freiheitskampfe anlangt, so darf man auch von ihr sagen, daß der Verfasser im einzelnen nicht immer unbefangen urtheilt, indem er bei manchem, was sein Held möglicherweise ohne alle Absicht that, eine gewisse Berechnung, eine nachtheilige Absicht voraussetzt, und in seinem Urtheile nicht ganz unabhängig von einseitigen Voraussetzungen und Vorurtheilen verfährt. Uebrigens hat er sein Gesammturtheil über Kapodistrias nicht blos in jener Stelle seiner Schilderung zusammengefaßt, vielmehr — wie schon bemerkt worden — seine Urtheile im einzelnen der Erzählung der Begebenheiten beigemischt, sodaß der Leser auf dieses schließliche Urtheil vorbereitet sein kann. Er wird vielleicht dabei die Consequenz und Einheit in den Urtheilen vermissen, aber wir können dies dem Verfasser noch nicht unbedingt zum Vorwurf anrechnen, indem er darin gleichsam die Schwankungen der Politik seines Helden spiegeln, die der Präsident von Griechenland von Anfang an verfolgte. (Auch das Urtheil S. 274 fg. ist genauer als nach bisherigen einzelnen Aeußerungen zu erwarten war.) Wir können daher auch das Urtheil des Verfassers unterschreiben, daß Kapodistrias „von der Größe seines Berufs durchdrungen" gewesen sei, und ebenso sind wir der Meinung, daß, wenn er wirklich nach der Ansicht des Verfassers ein „Menschenkenner wie einer" gewesen ist, dies nur ein sehr zweideutiges Lob sein könne. Dagegen sind wir mit dem Verfasser darin einverstanden, daß sich in der innern Politik des Präsidenten von Griechenland ein verhängnißvolles Streben nach Vielregierung kundgegeben habe, das nicht einmal im Interesse der Regierung gerechtfertigt war und die Interessen der Freiheit gefährdete. Es ist daher auch erklärlich, daß Kapodistrias bei seinen Centralisationsprincipien und in seinem darauf ruhenden Regierungssysteme Veranlassung fand, den municipalen Geist und die municipalen Einrichtungen, die er in Griechenland noch aus der Zeit türkischen Despotismus vorfand, und die auf einer

ürlichen als verständigen Anhänglichkeit des griechischen
lks an eine repräsentative Form der Regierung beru-
(weshalb auch diese Einrichtungen als ein einflußrei-
Moment gelten müssen, dem die Griechen neben ihrer
che ihre nationale Existenz besonders verdanken), zu
hränken und seinen Zwecken dienstbar zu machen. In-
that er dies erst später, während er anfänglich die
hte und Pflichten der Demogeranten (der Gemeinde-
gkeiten) sogar erweiterte. Die Darstellung des Ver-
ers von diesem Kampf des Kapodistrias gegen die
meindefreiheiten, insoweit es sich dabei um die ersten
gregeln aus dem Jahre 1828 handelt, die der Ver-
r unbedingt verdammt, ist daher — nach der von
selbst benutzten Quelle — in ihrer Allgemeinheit
Thatsachen nicht ganz entsprechend und nicht unbe-
en.

Referent hat die Zeit der Kapodistrianischen Präsi-
schaft mit erlebt und sich mit diesem Gegenstande
sonst vielfach beschäftigt. Ueber Kapodistrias selbst,
die großen Fehler seiner Regierung, über die fal-
Zwecke seiner Politik und über die Gründe seines
rgangs stimmt er im wesentlichen mit dem Verfasser
ein; aber er geht dabei, und was namentlich diese
ade anlangt, in gewisser Hinsicht noch weiter, indem
ch nicht blos an die mehr oder weniger falschen, unge-
en, unredlichen und sogar schlechten Absichten und an
verderblichen Willen des Mannes selbst hält, daher
über dies alles weniger streng urtheilt und es gleich-
— in Hinblick auf die große europäische Politik und mit
icht auf diese — nur um so strenger mit der Sache selbst
it. Von diesem Stand- und Gesichtspunkte aus sind
ser Meinung, daß der Grund des Untergangs des
distrias nicht blos in ihm selbst und in seinem selbstsüch-
Ehrgeiz gelegen habe, und daß ihn deswegen allein
Dolch noch nicht getroffen, weil er „eingesehen, daß
Rolle seines Ehrgeizes in Griechenland verspielt sei
r eingestandenermaßen mit allen Mitteln und Kunst-
n am Rande war".

chon in dem S. 64 fg. Mitgetheilten läßt der Ver-
im voraus die Politik erkennen, welche Kapodistrias
riechenland beobachten würde, indem er die äußern
isse zusammenstellt, unter denen er selbst und diese
l von vornherein standen; aber diese Politik war
esentlichen, im allgemeinen und im einzelnen, nur
olge der Politik der drei Schutzmächte gegen Grie-
nd, welche in dem nämlichen Grade, wie sie zur
richtigen Lösung der orientalischen Frage in einer
n Stellung sich befanden und noch befinden, kein
tiges Interesse an den griechischen Angelegenheiten
, keine Klarheit darüber besaßen, und daher auch
ahrhaft lebenskräftiges, selbständiges und unabhängi-
riechenland wollten, weder von Anfang an, noch

Die griechische Politik des Kapodistrias war nicht
vie der Verfasser annimmt, die Folge der Ansichten
isers Nikolaus und der politischen Vorlesung desse-
r wußte sogar später, in entscheidendem Augen-
dem petersburger Progamme erfolgreich zuwider-
zuhandeln. Allerdings neigte er sich vorzugsweise zur russi-
schen Politik hin, wie auch Trikupis zugesteht; aber er
war im allgemeinen der Spielball und Sündenbock der
leitenden europäischen Politik, die es mit Griechenland
nicht ehrlich meinte. Auch war er seinem ganzen Wesen nach
nicht geschickt und unabhängig genug, um die Umstände
und Stimmungen klar und entschieden im wahren In-
teresse Griechenlands zu beherrschen (was er vielleicht gar
nicht durfte), ebenso wenig in Griechenland als außer-
halb; er kannte dazu, wenn auch den Ernst der Lage,
doch den Umfang seiner Pflichten zu wenig und paßte
auch seine eigene Politik zu sehr, wenn nicht ausschließ-
lich, der der Schutzmächte, deren Einflusse er sich hingab,
nicht den wahren materiellen und geistigen Bedürfnissen
Griechenlands an. Er würde selbst dann nicht die Um-
stände und Stimmungen haben beherrschen können, wenn
er wirklich die Wiederherstellung und Unabhängigkeit
Griechenlands, überhaupt die griechischen Interessen im-
mer, nicht nur in einzelnen Fällen, als die wesentliche
Richtschnur und als das wahre Ziel seiner Politik ange-
sehen, wenn er diese Interessen niemals fremder Politik
geopfert hätte, wenn er in Wahrheit ein „echter Hellene",
und zwar nicht blos in den Fehlern — etwa wie ein
anderer Pausanias, mit dem der Verfasser Kapodistrias
S. 68 vergleicht — gewesen wäre, sondern sich auch und
vor allem in den Tugenden und in uneigennützigster Va-
terlandsliebe als einen wahren Griechen bewährt hätte.
In diesem Sinne war Kapodistrias sicher kein Hellene,
und als ein Hellene mit den fehlerhaften, in ihm scharf
ausgeprägten Nationalanlagen konnte er in Griechenland
auch keinen andern Ausgang finden, obschon man ihn
deshalb noch nicht mit Pausanias vergleichen will und
darf. Auch ein Besserer würde in gleichem Falle eben-
falls unterlegen sein. Dieser aber ist als das Opfer
eigener, verschuldeter und unverschuldeter Irrthümer ge-
fallen; er selbst war getäuscht worden, und er hat ge-
täuscht, auch — und vielleicht nicht am wenigsten — sich
selbst; dabei war er zu sehr Diplomat und Staatskünstler,
der mit gewissen fertigen Ansichten, mit einem kleinlichen
und lästigen Formalismus und Schematismus, gleichsam
mit einem fertigen Verwaltungs- und Regierungssystem
nach Griechenland kam, — nicht als ein Staatsmann
mit redlichem Willen für seine Aufgabe, mit klarem,
offenem Blick, mit innerer Wahrheit und mit der daraus
stammenden Energie und Entschiedenheit im Handeln.
Auch kannte er die Griechen selbst zu wenig und war
und fand sich mit der Nation nicht wahrhaft eins. Da-
mit und mit den Schwierigkeiten der Lage im Innern
und nach außen, wobei auch die blos provisorische Stel-
lung des Präsidenten von Griechenland schwer ins Ge-
wicht fällt, ist wesentlich alles über Kapodistrias gesagt,
was zur Erklärung seines Falls und der Katastrophe
nöthig ist. Frühere Schuld der Griechen in alter und
neuer Zeit ist auch unter ihm und durch ihn in Grieche-
land gesühnt und Griechenland selbst ist dafür auch noch
später und bis in die neueste Zeit mit Leiden und Drang-
salen heimgesucht worden; aber außerdem trägt auch

in den mannichfaltigsten Richtungen dar, und indem sie die Zeugnisse der Alten im Zusammenhange mit dem Wesen und Geiste des Alterthums auffaßt, bringt sie zugleich in dem, was der Verfasser über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten mit Genauigkeit und mit Geschmack zusammengestellt hat, das Wesen und den Geist des Alterthums zu lebendiger Anschauung. Sie hat in dieser Hinsicht in sich selbst etwas innerlich Befriedigendes und Wohlthuendes und läßt dabei die tiefsten Blicke in das innere Natur- und Gemüthsleben der Alten in überraschender Weise thun. Zugleich stellt sie in jeder Beziehung auch den auf völliger Unkenntniß des Alterthums nach seinem Geiste und in seinen Quellen beruhenden Ausspruch von Gervinus („Literaturgeschichte" I, 1[illegible]: „Das ganze Alterthum kannte keine Freude an der Natur" als einen ungerechtfertigten und ungerechten Tadel [illegible]. Daß übrigens der Verfasser in seiner Untersuchung [illegible] griechische und römische Alterthum unter denselben [illegible]sichtspunkt gestellt hat, obgleich beide Völker im [illegible] Gegensatze einer grundverschiedenen Naturanlage [illegible]schichtlichen Entwickelung stehen, kann nicht getadelt [illegible] den, da „die gesonderte Besprechung der Griechen [illegible] Römer von dem großen Zusammenhange und dem [illegible]blick des Ganzen abgeführt hätte". Der Verfasser [illegible] dagegen das Charakteristische beider Völker in glück[illegible] und genügender Weise hervorzuheben versucht.

Feuilleton.

Wer ist Rogeard?

Der durch „Les propos de Labiénus" und durch die Fata dieses Libells bekannte Rogeard läßt jetzt „Cäsariana. Aperçus eines Despoten" (autorisirte deutsche Ausgabe, erstes Heft; Prag, Steinhauser, 1865) erscheinen, welche, soweit man nach den bisherigen Anfängen urtheilen darf, eine scharfe Kritik Julius Cäsar's und seines Charakters, im Gegensatz zu der Biographie Napoleon's und der in derselben vertretenen Apotheose des großen Römers, enthalten werden. Aus der Einleitung erfahren wir einige bisjetzt unbekannte Daten aus Rogeard's Leben. Louis Auguste Rogeard ist am 25. April 1820 als der Sohn eines Kapitäns zu Chartres geboren. Im Jahre 1840 und 1841 finden wir ihn als Lehrer der Normalschule und dann Professor zu Obernai in Bas-Rhin, zu Libourne in der Gironde, zu Angoulême, zu Brives in Correzu und dann zu Pau im Arrondissement der Untern Pyrenäen. Aus dieser Lehrerzeit werden uns allerlei kleine Conflicte mit Rectoren und der Geistlichkeit gemeldet, die von seiner freisinnigen Richtung und seinem energischen Unabhängigkeitssinn zeugen. Im Jahre 1849 hatte er einen einjährigen Urlaub genommen, um nach Paris zu gehen, wo er sich bei allen revolutionären Manifestationen und Petitionen betheiligte. Nach einer kurzen Strafversetzung, die das Ministerium infolge dessen über ihn verhängte, kam er wieder nach Pau, wo er 1849—51 Ordinarius der dritten Klasse war. Vier Monate nach dem Staatsstreiche erhielt er infolge der Eidesverweigerung seine Demission. Der gemaßregelte Lehrer ging nach Paris und dann nach England, wo er fünf Monate lang in der Grafschaft Kent eine Hauslehrerstelle bekleidete. Zurückgekehrt nach Frankreich, weil ihm wahrscheinlich der englische Nebel nicht behagte, übernahm er abermals in Paris eine Hauslehrerstelle, die er zwei Jahre lang bekleidete. Dann widmete er sich als Professeur libre der Literatur. Durch seine Antecedentien keineswegs eine persona grata, versäumte er nicht, sich den Machthabern von neuem so mißliebig wie möglich zu machen. Er betheiligte sich 1855 bei den Unruhen in der Sorbonne, während der Vorlesungen des Professors Nisard. In der ersten Instanz wegen thätlicher Vergreifung an einem Functionär zu sechs Monaten Kerker verurtheilt, wurde er in der höchsten Instanz freigesprochen. Seine Vertheidigung vor dieser Instanz führte Liszt's Schwiegersohn Emile Ollivier. Im Jahre 1856 wurde Rogeard zum zweiten male arretirt, unter der Anklage, eine geheime Gesellschaft gebildet zu haben. Dreißig Tage lang saß er ohne Verhör in Mazas, dann wurde er freigesprochen. Jetzt widmete sich der professeur libre ganz der Schriftstellerei. Von größern Fachschriften finden wir nur zwei erwähnt; eine bisher ungedruckte, aus der nur Fragmente erschienen sind: „Manuel pratique de compo-[illegible]" und „Cours des versions latines". Das [illegible] das jährlich ephemere Journale herausgab, trat mit Rogeard in Verbindung; er publicirte in den [illegible] „Le travail" zwei Satiren: „La jeunesse d'esprit" gegen [illegible] in der Jugend revolutionären, im Alter reactionären [illegible] und „L'esprit mystique" gegen die frömmelnde Richtung. [illegible] Geheimausgabe erschien ein Heft Gedichte: „Pauvre Fr[illegible] gedruckt à l'imprimerie de la liberté aux catacombes, [illegible] ein anderes: „L'abstention", welches die Enthaltung [illegible] Wahlen für 1863 predigte. Im Jahre 1865 erschien [illegible] Studentenblättchen: „La rive gauche", und in demselben [illegible] berühmte oder berüchtigte Treffer in der Ruhmeslotterie [illegible] Rogeard's Namen an die große Glocke der europäischen [illegible]ciété hing. Seine weitern Schicksale sind bekannt. [illegible] sönlichkeit des Pamphletisten wird uns in folgender [illegible] schildert: „Der plötzlich berühmt gewordene Mann ist [illegible] angelegte, ziemlich große Persönlichkeit, ziemlich fleischig, [illegible] wenigem aber blondem Haar, mit graublauen Augen; [illegible] ganze Gesicht bis hinter die Ohren und zur Stirn hin [illegible] glühend roth mit Finnen und Ausschlag bedeckt. Er [illegible] «Akne», welche ebenso sehr aus vielem Nachtwachen [illegible] merhocken hervorwuchert, wie aus geheimer Liebe zu [illegible] und sonstigen «petits verres». «Wie Mirabeau!» [illegible] letzt, nachdem sie sich von der ersten enttäuschenden Ueber[illegible] erholt hatten, die herbeigeströmten Bewunderer aus."

Ein Brief Platen's.

Der nachfolgende Brief Platen's an einen Freund, [illegible] Sigismund Ruhe in Berlin, ist, soviel wir wissen, [illegible] abgedruckt worden, und es wird daher mit der Mitt[illegible] desselben vielen ein Gefallen geschehen, weil er beweist, [illegible] welchen Schwierigkeiten in Deutschland auch namhafte [illegible] steller bei der Veröffentlichung ihrer Gedichte zu kämpfen [illegible] Auf die Abänderungen, welche die beiden Sonette in [illegible] druckten Ausgaben erfahren haben, ist noch besonders [illegible] sam zu machen.

Nürnberg, 3. Januar [illegible]

Erfahren Sie, werthester Freund, meine Rückk[illegible] Erlangen, die vor ein paar Tagen erfolgte, nachdem ich [illegible] Monate in Venedig und sechs Wochen in München [illegible] habe. Hier jedoch schreibe ich Ihnen aus einem Loch[illegible] Kaserne; denn da ich noch halb und halb unter einer [illegible] behörde stehe, die ich von meiner Abwesenheit nicht unter[illegible] so habe ich einen Arrest bekommen, der vielleicht einige [illegible] dauern wird. Was ich Ihnen jetzt vorzüglich zu sagen [illegible] ist Folgendes: Es ist in Venedig eine kleine Reihe von [illegible] netten entstanden, die mein dortiges Leben darstellen, [illegible] ich gern abgesondert herausgeben möchte. Buchhändler [illegible] eine solche bogenlange Broschüre nicht an, und in [illegible] mag ich sie nicht geben. Ich möchte sie daher gern [illegible] drucken lassen, wie ich bei meinen neuen Ghaselen [illegible]

, aber, da ich gar zu schlecht bei Geld bin, durch eine
scription des Wiedererſatzes der Koſten verſichert ſein. In
en Städten läßt ſich in dieſer Hinſicht nichts machen, und
München will man nichts von mir wiſſen; aber ich habe
t vertrauten Freund in Wien, dem ich bereits geſchrieben,
wenn Sie mir von Berlin eine Liſte ſchicken und vielleicht
einige Subſcribenten aus Kaſſel, ſo läßt ſich die Sache
einleiten. Der Subſcriptionspreis ſoll nur 12 Kreuzer
3—4 Groſchen nach Ihrem Geld betragen, und ſo wird
hnen im ganzen nicht ſchwer werden, eine Reihe Subſcri-
n zu bekommen. Damit Sie ſich nicht ganz blindlings
ließen, lege ich Ihnen ein paar Sonette, aus der Mitte
s, zur Probe bei. Von Ihrer baldigen Antwort hängt
lnfang des Drucks ab.... Verzeihen Sie, daß ich Ihre
ıdſchaft jetzt ſchon auf eine ſo reelle Weiſe anſpreche.

Sonett.

Nun hab' ich dieſen Taumel überwunden
Und irre nicht mehr hier und dort ins Weite,
Mein Geiſt gewann ein ſicheres Geleite,
Seitdem er endlich einen Freund gefunden.

Dir nun, o Freund, gehören meine Stunden,
Du gabſt ein Ziel mir nun, wonach ich ſchreite,
Nach dieſer eil' ich oder jener Seite,
Wo, daß ich treffe dich, ich kann erkunden.

Du winkſt mir nun von manchem Weihaltare,
Dein Geiſt iſt ein harmoniſches Beſtreben,
Und deine ſanfte Seele liebt das Wahre.

O welch ein Glück, ſich ganz dir hinzugeben,
Und wenn es möglich wäre, Jahr' um Jahre
Mit deinen Engeln, Gian Bellin, zu leben.

Dies war eine meiner erſten Wahlverwandtſchaften in Be-

Sonett.

Es ſcheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In dieſen Lüften, die ſich leiſe regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel pflegten ſonſt zu thronen.

Venedig fiel, wiewol's getrotzt Leonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen:
Leer iſt der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die ſtolze Riva der Sklavonen.

Wie haſt du ſonſt, Venetia, geſtrahlet
Als ſtolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veroneſe malet!

An der Gigantentreppe Prachtgeländern
Steht einſam nun ein Dichter und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

h war ſo glücklich, meinen „Rhampſinit" bei der mün-
Theaterintendanz anzubringen, wo er aufgeführt werden
ich werde Ihnen, ſobald ich wieder in Erlangen bin, den
guß eines Medaillons in Alabaſter ſchicken, das ich in
n machen ließ und das mein Porträt enthält. Freilich
ur ein Gipsabguß. Das Original beſitzt meine Mutter.
rige Platen.

Chronik der Gegenwart.

vielfach auch die Verſuche zur Begründung deutſcher
- und Vierteljahrsſchriften, welche den Intereſſen des
jen Lebens und der Literatur nach der Weiſe der fran-
und engliſchen Revuen und Reviews dienen ſollen, ge-
ſind, ſo erneuern ſich dieſelben beſtändig und werden
nfalls erneuern, bis eine den vorhandenen Verhältniſſen
ende Anzahl ſolcher Zeitſchriften beſteht. Das momen-
bergewicht der populären Journaliſtik kann ein Bedürfniß
rn Bildung wol zurückdrängen, aber nicht aufheben;
tiſchen Parteien mögen erſt nach und nach die Noth-
eit empfinden, Organe von einem mehr hiſtoriſchen,
lichen und wiſſenſchaftlichen Charakter zu beſitzen, als
die Tagesblätter aufweiſen können, aber ſie werden die Noth-
wendigkeit zuletzt dennoch begreifen. Und alle Verſuche, welche
auf dieſem Gebiet gemacht werden, verdienen als Zeichen der
Zeit eine gewiſſe Beachtung, auch wenn man ſie ſonſt nicht als
beſonders glücklich anſehen kann. Zu dieſen Verſuchen haben wir
die „Chronik der Gegenwart", herausgegeben von F. Retzer
und J. Strobel, zu rechnen, von der uns ein erſter Band
(München, Finſterlin, 1864) vorliegt. Das Ganze trägt einen
etwas zu fragmentariſchen und zufälligen Charakter, für eine
„Monatsrundſchau auf dem Gebiete von Staat, Kirche und
Geſellſchaft für alle Stämme und Stände Deutſchlands" bietet
dieſe „Chronik" entſchieden zu wenig. Am vollſtändigſten iſt
noch der politiſche Theil, in dem beſonders durch die Artikel
des Herausgebers J. Strobel der Standpunkt des particularen
bairiſchen Liberalismus energiſch verfochten und die Idee der
deutſchen Trias mit ſo großem Eifer geprieſen wird, daß die
Mittelſtaaten als das deutſche Mutterland, Oeſterreich und Preu-
ßen nur als abtrünnige Colonien gelten, „ſodaß — nach An-
ſchauung der «Chronik der Gegenwart» — weder ein Recht noch
ein Grund mehr beſteht, die beiden unzuſammenhängenden Ge-
ſchichten des Mutterlandes und ſeiner Colonien zu vermengen".
Faſt komiſch und doch niederſchlagend wirkt ein Patriotismus, der
durchaus mit realen Verhältniſſen rechnen will, indem er es unter
allen Umſtänden für unmöglich erklärt, daß Frankreich, Eng-
land und Rußland die Einigung Deutſchlands jemals „dulden"
könnten, ſich aber daneben in Phantaſien von Abtretung der
Rheinprovinzen durch Preußen an das neue „weſtdeutſche" oder
„mitteldeutſche" Reich gegen Entſchädigung mit Mecklenburg
u. ſ. w. ergeht! Neben den politiſchen finden ſich einige ſtati-
ſtiſche, volkswirthſchaftliche Abhandlungen, die Literatur iſt ſehr
ungleich und ſpärlich durch „Gedanken über moderne Geſchicht-
ſchreibung", eine „Beleuchtung von Renan's Leben Jeſu", und
eine Reihe kleinerer Beſprechungen repräſentirt. Wenn die
„Chronik der Gegenwart" auch nur für die Anſchauungen,
welche ſie zu vertreten ſcheint, einige Bedeutung gewinnen ſoll,
wird ſie durchgreifende Verbeſſerungen, Erweiterungen und Um-
geſtaltungen erfahren müſſen.

Bibliographie.

Bitter, A., Erzählungen, Novellen und Gedichte. 1ter Bd. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Blankenſee, G. Graf v., Moritz von Sachſen. Dramatiſches Gedicht. Berlin, Stille u. van Muyden. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Egeria. 333 lateiniſche Sprüche mit deutſcher Ueberſetzung. Kaſſel, Freyſchmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Garcia de Quevedo, Don J. H., Dreißigtauſend Thaler Rente. Drama. Aus dem Spaniſchen überſetzt von J. Feſenmair. München, Lentner. Lex.-8. 15 Ngr.

Große, J., Der letzte Grieche. Trauerſpiel. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Hagen, K., Die auswärtige Politik der Eidgenoſſenſchaft vornehmlich Berns in den Jahren 1610—1618. Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des 30jährigen Krieges. Bern, Haller. Gr. 8. 16 Ngr.

Held, C. F. W., Selbſtzeugniſſe Jeſu in 15 Betrachtungen für die Suchenden unſerer Zeit. Nebſt 9 Predigten. Zürich, C. Meyer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben, Ruda. Polniſche Volkslieder der Oberſchleſier. Caſſel, Freyſchmidt. Gr. 8. 12 Ngr.

Kotz, J. B., Unſere Zeit und die Schulreform. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Leben und Streben der beiden Germaniker Paul Kolaric und Joſ. Hoffmann. Eine Erbauungsſchrift, aus dem Italieniſchen überſetzt von Mortimer J. v. Montbach. Mit einem Nachwort von Hoffmann. Neiſſe, Hinze. 12. 15 Ngr.

Liebmann, O., Kant und die Epigonen. Eine kritiſche Abhandlung. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Müller, M., Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. Für das deutſche Publicum bearbeitet von C. Böttger. 2te Serie von 12 Vorleſungen. 1ſte Hälfte. Autoriſirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rechenberg, E. Freih. v., Preußiſches Schleswig-Holſtein-ABC. Dichtung. Oranienburg. 16. 6 Ngr.

Riſch, J., Emile Souveſtre's Leben und Verhältniß zur Heimath. Stralſund. 4. 4 Ngr.

Schenkel, D., Die Aufgabe der Reformation in der Gegenwart. Reformationspredigt. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 3 Ngr.

Sederholm, A., Univerſum. Grundriſſe aus dem Buche des Lebens, der Natur und der Welt. Leipzig, Matthes. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das constitutionelle Princip,

seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker.

Herausgegeben von **August Freiherrn von Haxthausen.**

In zwei Theilen.

Erster Theil. Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Dargestellt und geschichtlich entwickelt im Zusammenhang mit den politischen und socialen Zuständen der Völker von

Karl Biedermann.

Zweiter Theil. Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip von

Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz, Wilhelm Rosegarten.

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des ersten Theils, Professor Karl Biedermann, Redacteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung, gibt darin eine vergleichende Geschichte und Darstellung der modernen Verfassungen und insbesondere der bestehenden Wahlsysteme. Es werden die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten der repräsentativen Einrichtungen hervorgehoben, um zu zeigen, wie ihre mannichfachen und wechselnden Formen ebenso wol die Wirkungen als die Ursachen der so verschiedenartigen politischen und socialen Zustände der Völker sind.

Der zweite Theil entwickelt die Ansichten von vier andern namhaften Staatsrechtskundigen über specielle Theile desselben Gegenstandes, sodaß dem Leser eine allseitige Beleuchtung der constitutionellen Staatsform in dem Werke geboten wird und dasselbe nicht nur für Publicisten und die mit den Staatswissenschaften sich Beschäftigenden, sondern für alle politisch Gebildete von hohem Interesse ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stand und Bildung.

Roman von

Friedrich Wesdorf.

Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ein (pseudonymer) Autor tritt hier zum ersten mal mit einem Roman vor das Publikum, einem Werke, welches durch Selbständigkeit und Neuheit des Stoffs wie durch eigenthümlich geschmackvolle Form die Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade auf sich ziehen dürfte. Die bedeutsamsten Erscheinungen auf den Gebieten der Religion und Kirche, der Kunst und Wissenschaft, der Politik und des socialen Lebens mit ihrer Einwirkung auf die bestehenden Verhältnisse, mit ihren unausgeglichenen Gegensätzen und den daraus folgenden Katastrophen werden darin als Motive zu einem romantischen Zeitgemälde benutzt, das in gleichem Maße die Phantasie des Lesers beschäftigt, wie dessen Geist in Spannung erhält. Durch Hervorheben des religiösen Moments gibt sich der Verfasser als dem geistlichen Stande angehörig zu erkennen; die gelungene, überraschend wahre Schilderung der verschiedensten Gesellschaftskreise aber beweist, daß die Zurückgezogenheit seines Amts ihn der Welt und ihren Zuständen keineswegs entfremdet hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabe

By

JAMES ANTHONY FROUDE.

6 vols. 8°. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Diese Geschichte Englands gehört zu den bedeu Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seiten zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflag schienen und auch diese vom Verfasser autorisirte w feile Originalausgabe hat sich in den Kreis Freunde englischer Literatur auf dem Continent al ner Anerkennung zu erfreuen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rafael Santi.

Sein Leben und seine Werke.

Von **Alfred Freiherrn von Wolzogen.**

Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In diesem elegant ausgestatteten Bändchen bietet kannte Kunstkritiker eine Biographie Rafael's, welche enthält, was jeder Gebildete unserer Tage von Rafael nen Werken zu wissen wünschen muß. Es wird dann ders die culturhistorische Mission des Meisters und geschichtlich-philosophische Bedeutung seiner Kunst hervo Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen verweisen reiche Quellenliteratur, bringen aber auch neuerforsch tigende Zusätze des Verfassers. In der „Saturday wird das Buch „in seiner gedrungenen und klaren Fo wahres Juwel von Biographie" genannt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch zur Geschichte der Litter

Von

Friedrich von Raumer.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb.

Die von dem Verfasser vor einem zahlreichen Pu kum in den letzten Jahren gehaltenen Vorlesungen Geschichte der Litteratur gaben ihm Veranlassung, gende Handbuch niederzuschreiben, worin das Anzie Wichtigste aus dem weiten Gebiete der Litteraturgesch und neuer Zeit hervorgehoben ist. Um die nähere schaft mit den Schriftstellern selbst zu befördern, wird auf eine Auswahl nachzulesender Stellen in ihren hingewiesen. Einen weitern Vorzug erhält das Werk daß die Darstellung sich nicht blos auf die deutsche beschränkt, sondern auch die altclassische der Griechen mer, sowie die italienische, englische und französische umfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 17. August 1865.

alt: Allerlei Geschichten. Von Hermann von Bequignolles. (Beschluß.) — Eine Biographie von Kapodistrias. — Naturhistorische haltungslektüre. Von Heinrich Birnbaum. — Friedrich Ludwig Schröder. Von M. E. Lessing. — Feuilleton. (Wiseman's „Shakspeare"; Eine Geschichte Nassaus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Allerlei Geschichten.

(Beschluß aus Nr. 32.)

raf Kostia. Roman von Victor Cherbouliez. Deutsch n Theodor Wellauer. Zwei Theile. Jena, Mauke. 64. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

luch eine russische Geschichte, obschon der Schauplatz chloß am deutschen Rhein ist. Gilbert, ein junger isischer Gelehrter — Lothringer von Geburt, also ein Deutscher, und sein deutsch-französisches Naturell inen sehr entschiedenen Accent auf den deutschen An—, ist als wissenschaftlicher Beistand zur Abfassung Geschichte des byzantinischen Reichs von dem russi- Grafen Kostia verschrieben worden und findet bei Eintritt in die Burg des gelehrten Bojaren, daß eher in eine Menagerie als in ein gräfliches Muoß gerathen sei: denn Graf Kostia ist eine volle asiatische Bestie, französisch abgeleckt, aber im n ein sibirischer Panther, sein Sohn Stephan eine kaukasische Katze, der würdige Pope Alexis ein gecher Auerochse aus Bialowitza, der leibeigene Groom ein richtiger wohldressirter Pudel; außerdem finden ch ein wirklicher Sapajou-Affe und diverse menundliche Bullenbeißer vor. Es war nun Sache des Gilbert, diese Bestien zu zähmen, und seiner Zähig: sogar weder vor blondinartigen Dach- und Thurmaben, noch vor den respecteinflößenden Zähnen der zurückbebte, gelang es schließlich, aus dem Panostia einen edeln Vater, aus dem Ochslein Alexis begeisterten Priester und aus dem tollen Stephan beglühendes Mädchen, will sagen seine Frau zu Man sieht, Gilbert ist ein Tausendkünstler und nicht blos griechische Folianten kritisch zu inter- und grüne Bergkräuter systematisch zu gruppiren. eine tolle, wunderliche, bizarre, höchst unwahrhe Geschichte, die trotz ihrer Seltsamkeit doch nichts h Neues erzählt; allein sie hat nicht nur in ihrer Methode und in ihrer Wunderlichkeit sinnige Be-, sondern sie weiß so lebendig und packend zu t, für ihre Menschen und ihre Vorgänge so feurig ressiren und hundertmal Dagewesenes so frisch, geistreich und eigenartig zu behandeln, daß man ihre Unwahrscheinlichkeit kaum gewahr wird und vollkommen Neues zu genießen vermeint. Damit sind denn die Schwächen wie die Tugenden dieses Werks in Kürze ausgedrückt.

Die unbestreitbare spannende Wirkung, welche von diesem Roman ausgeht, liegt wesentlich in dem bedeutenden Geschick, mit welchem Cherbouliez die Kunst der Beleuchtung zu üben versteht und kraft dessen er mit ausgezeichnetem Takte bis an das äußerste Maß des Erlaubten geht, um dann sofort im rechten Momente einzulenken. Und da außerdem das Ganze mit Geist geschrieben und in einer Tendenz verfaßt ist, welche den Materialismus verbannt und durchaus sittlichen und idealen Richtungen folgt, so kann man nicht anders als gestehen, daß dieser Roman in hohem Grade zu interessiren versteht und nicht zu der gewöhnlichen Gattung der Unterhaltungslektüre gerechnet werden darf. In Bezug auf Charakterisirung finden sich manchmal Züge der höchsten Art: so die Zeichnung des Popen Alexis, die ein Meisterstück psychologischer Feinheit zu nennen ist und die Schilderung des Knechtes Iwan, welche buchstäblich der Natur abgelauscht zu sein scheint. Weniger gelungen ist die Gestaltung der eigentlichen Hauptfiguren, Gilbert's, Stephan's und Kostia's: denn wie glänzend auch zu ihrer Charakterisirung die Farben gemischt und die Lichter aufgesetzt sind, so läßt sich die innere Unwahrheit dieser Persönlichkeiten doch nur übergolden und überpurpurn; ein Mann von der soliden geistigen Objectivität wie Gilbert wird nicht zum Seiltänzer und Thierkämpfer, um geradeheraus gesagt einen halbverrückten Jungen zu curiren, dazu hätte ein solcher Charakter schließlich doch noch andere Mittel gefunden. Stephan selbst erscheint gleich von Anfang an so vollständig verwüstet, daß seine Entpuppung zu holder Weiblichkeit keinen rechten Glauben an ihre Dauer erregt. Daß endlich in Kostia die heilige Regung des Bluts und der Natur der Tochter gegenüber auf Grund eines eifersüchtigen Wahns so lange völlig schweigen konnte, beweist nur den unheilbaren Wahnsinn, an welchem dieser kleine Despot leidet, sodaß man denn am Schlusse des Romans jeden Augenblick meint, er werde mit

blutigem Schwerte in gespensterhafter Verhüllung plötzlich hervorbrechen und das junge Glück Gilbert's und Stephana's grauenhaft vernichten. Thaten, wie die von dem Grafen verübten, den ja nur die göttliche Gnade vor doppelter Blutschuld behütete, sühnt nur Reue und Buße; die Liebe aber wird niemals lange ungestraft an der Hand des Verbrechens durchs Leben wandern: „Jede Schuld rächt sich auf Erden."

8. Der Große Kurfürst und seine Zeit. Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1865. 8. 5 Thlr.

Obschon sich Luise Mühlbach in diesem historischen Roman ihrer alten Sünden gegen den Geist der Geschichte weniger schuldig gemacht hat als in frühern Arbeiten, so kann ich mich doch mit dieser weiblich tändelnden Art, wie hier der Große Kurfürst Brandenburgs behandelt und beromanelt wird, nicht einverstanden erklären. Zwar brüstet sich die Verfasserin in offenbarer Ostentation mit geschichtlichen Citaten und der Anführung von verba ipsissima; aber trotz des scheinbar wissenschaftlichen Apparats ist der große Brandenburger durchaus nicht mit dem historischen und vaterländischen Ernste und mit dem hohen Sinn aufgefaßt und vorgeführt, wie eine so erhabene Gestalt der Geschichte poetisch verlebendigt werden soll, vielmehr erscheint der Held von Fehrbellin in den drei Büchern dieses Romans entschieden verkleinlicht und theils mit unnöthiger und unwahrer Sentimentalität umrankt, theils als Mittelpunkt gewöhnlicher Romanklatscherei. Den Gründer der ruhmreichen brandenburgisch-preußischen Monarchie zu sehen, wie er in wollüstiger Verzückung mit einem niedlichen Weiberfuße ein verbuhltes Spiel treibt, zu hören, wie er später am Hofe zu Polen mit lächelnder Miene Meineide schwört, muß jedes deutschfühlende Gemüth verletzen, und solcher frivolen Behandlungsart eines der größten Männer des Vaterlandes darf eine ernste Rüge nicht erspart werden. Daneben erscheint es in der That als ein weit kleineres Vergehen, daß die Verfasserin den Grafen Schwarzenberg, über welchen die historischen Acten noch keineswegs geschlossen sind, als einen ganz gewöhnlichen Theaterintriguanten und Coulissenbösewicht zur Erscheinung bringt. Mag der vielbeleumundete Mann immerhin ehrgeizige Plane gehegt haben, welche sich mit seiner Eigenschaft als brandenburgischer Statthalter nicht recht vertrugen: ein so gemeiner Schurke, als welchen ihn der vorliegende Roman charakterisirt, war er entschieden nicht. Die bequeme, breite und selbstgefällige Schreibweise der Verfasserin verleugnet sich auch in diesem Buche kaum irgendwo; aber nicht selten bewegt sie sich in einer so seltsam dithyrambischen Erregtheit, daß ein fast komischer Eindruck entsteht, wie z. B. in den an die Polenprinzessin gerichteten Mahnrufen, ihr Herz vor dem großen Brandenburger zu hüten, welche mit ihren ewigen „Königstochter! Königstochter!" geradehin lächerlich erscheinen.

Sowenig nun auch das Ganze dieses Romans vor einer ernsten Kritik bestehen kann, so finden sich darin doch viele Einzelheiten, welche der Verfasserin ganz wohl gelungen sind und, an sich selbst betrachtet, hübsche Genrebildchen vorstellen, sodaß dem großen Lesepublikum, welches eben nur bequem unterhalten sein will, diese naive Breitheit der fleißigen Schriftstellerin ganz wohl behagen wird.

9. Im Bann der Jungfrau. Novellenbuch von Gisbert Freiherrn von Vincke. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eine heitere Gesellschaft von Reisenden der gebildeten Stände ist durch die Ungunst der Witterung sowie „im Bann der Jungfrau" auf der Wengernalp für Zeit zur Seßhaftigkeit verdammt und beschließt, in Nachahmung von Boccaccio's „Decamerone", sich mit Erzählung von Geschichten die Langeweile zu vertreiben. Jeder der Erzählenden greift mitten hinein in das Erlebte, und so entwickelt sich ein reicher und mannichfacher Unterhaltungsstoff je nach der Stellung, welche die Vortragenden in Welt und Gesellschaft einnehmen. Ernst und Scherz wechseln anmuthig ab, und da der Autor die verschiedenen Erzählungen mit dem Leben der einen wie aller Erzähler in directe Verbindung gebracht hat, vereinigen sich diese miteinander in den lebhaftesten Beziehungen, wodurch ein menschlich warmes und bewegtes Leben in diesem Novellenbuche pulsirt. Von den vorgetragenen Erzählungen können mehrere als recht gut bezeichnet werden; zuweilen indeß geräth der Verfasser sehr ins Breite und ermattet ein wenig. Zwar bietet das Geleistete im ganzen wenig Neues; allein es ist ein gewisse jugendliche Frische der Behandlung und der Anschauung entschädigt dafür in liebenswürdiger Weise. Man legt das Buch nicht mit besonderer Erregung und Erhebung, aber mit der nicht zu unterschätzenden Befriedigung aus der Hand, sich einige Stunden in guter und feingebildeter Gesellschaft befunden und sich dabei auf behagliche und anmuthige Weise unterhalten zu haben.

10. Ewige Liebe. Erzählung von Melchior Meyr. Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 1864. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

„Ewige Liebe"! Bezeichnender und charakteristischer konnte Melchior Meyr seine von echt deutschem Gemüth erwärmte Dichtung nicht taufen: denn in einer rührenden und ergreifenden Begebenheit vollzieht sich das alte, neue Schmerzenswerk der ewigen Liebe und der unwandelbaren Treue, aber in so origineller Herzlichkeit und in so spruchsloser Großheit, daß ein vollkommen eigenartiger Geist darin weht und die schlichte und einfache Erzählung mit einem verklärenden Heiligenschein umgeben hat. Inhalt und Ziel dieses Buchs ist nicht jene verzehrende Glut heißer, sinnlicher Liebesleidenschaft, die nur eine veränderte Form des crassesten Egoismus, etwas anderes zurückläßt als Trümmer, Schutt und Schlacken; es ist auch nicht jene blasse, kränkliche, süchtige Minneschwärmerei und Tändelei, welche atemlos und erschlaffendem Nebelrauche hinsiecht und dahin; es ist vielmehr jenes hochherzige Gefühl, jener begeisterte Aufschwung der Seele, mit wenig Worten: jene Liebe in ihrem tiefsten Kern sittliche Liebe, auf welcher die Persönlichkeit sich groß und edel aufbaut und in welcher sie

wundervollsten Offenbarungen des göttlichen Geistes
drückt.

Hugo von Lichtenfels, ein deutscher Gelehrter, liebt
ene, die Tochter eines finanziell herabgekommenen
ichen Hauses, mit innigster Herzensneigung. Nach
iern der bedeutendsten Art endlich in eine Lebensstel-
versetzt, vermöge welcher er um die Hand der Ge-
en bitten darf, muß er die herbe Kränkung erfahren,
Helene, deren Liebe, wie er glauben mußte, ihm ge-
, die Braut eines gräflichen Roué geworden ist, zwar
chst, um durch den vermeintlichen Reichthum ihres
obten den finanziellen Ruin ihrer Familie abzuwen-
indeß doch auch sinnlich hingerissen durch die glän-
en gesellschaftlichen und äußerlich ritterlichen Vorzüge
ornehmen Freiers. Hugo, vom tiefsten Seelenschmerz
t, ermannt sich dennoch zu neuem, wenn auch zu-
r wenig freudigem Leben, aber nicht, wie die sinn-
Liebe thut, um im glühendsten Hasse gegen die Ver-
rin sich zu neuen Erregungen anzustacheln, sondern
n edler Gutheit tausend hochherzige Entschuldigungs-
de für die Treulosigkeit Helenens zu suchen und zu
n und um in stiller gefaßter Entsagung fortzulieben,
in seinem reinen Gemüth nicht Raum für Groll und
ammung war. Allein was er selbst nicht konnte,
mochte, that das Schicksal für ihn, und eine grau-
Buße wurde der unseligen Grafenbraut auferlegt,
, noch vor der Trauung von ihrem Verlobten in
barer Weise beleidigt, diesen als einen Unwürdigen
sten muß und nun mit ihrem alten gebrechlichen Ba-
t mehr und mehr hereinbrechender Armuth — an
and Seele tödtlich erkrankt — ein trostloses, schuld-
euebelastetes Dasein fristet.

etzt aber zeigt sich Hugo's Charakter und seine hoch-
e Liebe im schönsten Lichte: wie ein Genius des Tro-
nd der Versöhnung tritt er vor die geliebte Büßerin:
begehrt er, nichts kann er mehr von der langsam
rbenden begehren; aber ihre Seele will er wieder
en und, indem er sie sich zurückgewinnt, vor der
eiflung erretten. Er hat ein Recht an diese Seele —
: wirbt er nun zum zweiten mal in edler, männlicher,
chte sagen priesterlicher Weise, und nun endlich wird
ranke, sterbende, schuldbewußte, aber in ihrer tiefen
ichen Reue so rührende Seele vollkommen sein, in-
e in ihm sich mit Gott versöhnt. So küßt Hugo
zten Seufzer von Helenens Lippen, und in stiller
mkeit, in freudiger Erinnerung an die Verklärte
t und ringt er, der Erlösungsstunde harrend, in
r Liebe".

cht ohne lebhaft erregte Empfindung vermag ich
er rührend schönen, edeln und keuschen Dichtung
or Meyr's zu scheiden, die sich vor allem denen
lt, die gekränkten Herzens mit heimlichem Seelenweh
Leben wandern; sie werden Trost und Erhebung
esem Buche der Liebe und der Versöhnung gewinnen.
er noch in ganz anderer Richtung verpflichtet diese
ung zu anerkennendem Lobe, indem sie mit großem
t durch gründliche Schilderung des realen Details
die Verflüchtigung ihrer zarten poetischen Tendenzen ver-
meidet und das Gefühl im Leser erweckt, sich stets auf
festem Grund und Boden praktischer und lebenskräftiger
Verhältnisse zu bewegen. Mit umfassender Sachkenntniß
und klarer, unbefangener Einsicht schildert der Poet eine
brennende Calamität der Zeit: den Verfall des großen
Grundbesitzes und so vieler damit organisch verknüpfter
Adelsfamilien. In echt menschlicher und gesund politi-
scher Ueberzeugung breitet er diesen Theil modernen Elends
nicht mit jener widerlichen Schadenfreude aus, welche in
unsern Tagen auf dem Gebiete literarischer wie politischer
Dinge leider so oft sich vordrängt, sondern mit dem edeln
Mitleid des Menschenfreundes und dem klaren Verständ-
niß dessen, was zum organischen Leben in Staat und
Gesellschaft nothwendig und ersprießlich ist. So scharf
wie Melchior Meyr jene Gebrechen und ihre Quellen er-
kennt und ausspricht, so einsichtsvoll weiß er auch die
Mittel zur Hülfe namhaft zu machen, und es entströmen
in dieser Beziehung Worte der Weisheit seiner beredten
Feder, welche die mit größter Wahrhaftigkeit geschilderten
Uebel in der Wurzel erfassen und, zu praktischer Anwen-
dung gebracht, heilen würden. Hugo's Aufsatz zur Ver-
theidigung des Adels, als eines nothwendigen und wesent-
lichen Gliedes in der Kette des Staats- und Gesellschafts-
lebens, enthält goldene Kerne in silbernen Schalen und
concentrirt sich in der unzweifelhaften Wahrheit, daß der
Adel in dem Maße wieder festen Fuß im Volksherzen
fassen werde und müsse, als er sich kräftig, lebendig und
erfolgreich an dem geistigen Ringen der Nation betheilige.
Zuversichtlich: denn nur der Geist macht ewig.

11. Zum stillen Vergnügen. Künstlergeschichten von Wolfgang Müller von Königswinter. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 3 Thlr.

Was in der traulichen Rheinwirthschaft „Zum stillen Vergnügen" das einkehrende Künstlervölkchen Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes unter sich erzählt und geplaudert hat, faßt des Dichters kundige und zarte Hand in einen duftigen Strauß frischer lieblicher Blumen zusammen und bietet diese Gabe mit dem freundlichen Wunsche, daß, wie sie „im stillen Vergnügen" gewachsen sei, sie nunmehr allen Wohlwollenden „zum stillen Vergnügen" gereichen möge. Und in der That, mit dem sanften, ruhigen, behaglichen Empfinden „stillen Vergnügens" wird diese anmuthige Lektüre jeder genießen, der aus heiterer Lebensfrische, liebenswürdiger Menschlichkeit, sonniger Poesie und künstlerischer Gestaltungskraft Freude zu sammeln und Erhebung zu gewinnen vermag. Es ruht jener warme violette Hauch, der im letzten Untergehen der Sonne die sommerliche Landschaft überduftet, auf diesen herzigen und seelenvollen Erzählungen, und das heitere, freie und sangesmuntere Leben des wogenden Rheinstroms sorgt darin für Wechsel und Bewegung.

Gleich die erste Geschichte von Ernst Fröhlich: „Mit Hammer und Meißel", entfaltet in dieser Beziehung eine Fülle von Reizen. Wie der arme sachsenhäuser Küferjunge, von unbezwinglichen Instincten zum Stift und zum Meißel getrieben, in Armuth und Noth doch fröh-

lich und guter Dinge, mühsam und drangsalvoll ein tüchtiger Meister mit Hammer und Meißel wird und sich die lieblichste Rheinblume zur trauten Hausfrau gewinnt, um in behaglichem Eheglück seiner geliebten Kunst wohlgemuth zu leben — dies ist ein so farbenfrisches und launiges Lebens- und Künstlerbild, daß es sich dem Besten ebenbürtig zur Seite stellt, was in dieser Richtung geleistet wurde: wie zart motivirt und wie anmuthig dargestellt sind zum Beispiel die drei Begegnungen Fröhlich's mit Clementinen auf dem Rheinschiffe, im grünen Walde und auf der romantischen Burg! Welche strotzende Lebenskraft und Schalkheit in den fidelen Kunstgenossen und Wandergesellen des wackern Fröhlich, und wie imponirend erhebt sich aus all dieser Jugendfülle die ehrwürdige Gestalt des greisen Baumeisters, wie zierlich und vornehm weiß der edle Graf, das Musterbild eines wahrhaften Magnaten, alle die fröhlich zerstreuten anziehenden Gestalten um sich zu versammeln und durch holden Liebesbund das schöne Werk seiner künstlerischen Neigungen zu krönen! Würzige, warmblütige Lieder erfüllen wie die gefiederten Sänger der Natur den dunkeln Wald, so die rebengrüne Welt dieser lieblichen Erzählung mit ihren Tönen, und der Einklang zwischen Kunst und Natur findet sich in einem beseligten und beseligenden Entzücken ich möchte sagen ausgejubelt, daß von diesem hellen Sonnenbilde eine bleibende und herzerquickende Nachwirkung echt menschlicher Heiterkeit in warmer Strömung sich ergießt.

Eine ganz andere Wirkung dagegen erzielt die zweite Geschichte dieses Buchs: „Der Domschüler"; war es in „Mit Hammer und Meißel" das prächtige Gestirn des Tags, welches auf eine Fülle grünen gegenwärtigsten Lebens und Genießens strahlte, so ist es in dieser Erzählung der sanfte Mond, welcher wehmüthig auf einen frisch bereiteten Grabeshügel scheint, und vor diesem kniet in Schmerz und Thränen die Entsagung. Dort durch den fröhlichen Tag, hier durch die düstere Nacht: aber dort wie hier zum Licht an der Hand der Liebe.

Der Held der dritten Erzählung: „Vom Pflug zum Pinsel", Theodor Barkhofen, mußte dieser Himmelstochter freilich zu entbehren, und weder die schöne Müllerin noch die schmucke Hausdirne vermochte seinem Herzen, welches einzig und allein die Göttin der Farben verehrte, ein wenig Antheil abzugewinnen. Auch hatte der schon dreißigjährige Schüler der edeln Malerkunst hierzu in der That nicht Zeit genug: er mußte sich hasten, um vom Pfluge zum Pinsel zu gelangen, und wie er ein Meister geworden war, blieb seine schwer errungene, ihm einst im Hellsehtraume so herrlich erschienene Kunst seine einzige und beste Geliebte. Den romantisch-poetischen Duft der ersten beiden Geschichten würde man vergeblich in dieser ihrem Stoffe nach derbern, realen und sozusagen herben Geschichte suchen, dafür entschädigen aber ein glücklicher volksthümlicher Humor und eine wohlthuende einfache Gemüthlichkeit, sowie eine frische Schilderung des bäuerlichen und kleinstädtischen Lebens in Westfalen.

Inzwischen macht sich doch das Gefühl geltend, als wenn der Dichter sich in dieser mehr realistischen Sp nicht so ganz heimisch fühlte, und man folgt ihm um so größerer Freude in die grüne Romantik „Waldtage", mit welcher vierten Erzählung er sein Bände „Zum stillen Vergnügen" schließt. Der D schwelgt in dieser lieblichen Idylle am duftigen Bu der Natur, und nicht leicht ist etwas Anmuthigeres bar als Johanna's und Wilhelm's Herzensneigung. knüpft auch hier die Kunst sich innig an die Natur, wie der strebende Jüngling aus dem stillen eichenumra ten Vaterhause hinauszieht, um sich Ehre und Ruh gewinnen, und endlich dann als gemachter Mann von und Ruf sehnsuchtsvoll heimkehrt zur trauten Stätte Wiege, um dort erst vollkommen gewiß zu werden, er ein Schüler ging und ein Meister heimkehrte, so auch die echte Kunst aus dem Schose der heimatlichen ligen Natur und hat immerdar in dieser den unfehl sten Spiegel, ob sie im Geiste der Wahrheit und Schönheit weiter gedieh, oder ob sie des eingebo Adels sich entschlagen und den Kranz von Lorbe Rosen mit einer Flitterkrone und einer Schellenmütze tauscht habe. Dies ist der tiefere künstlerische Sin Geschichten „Zum stillen Vergnügen"! Und so verg sie nicht nur, sie lehren und mahnen zugleich, obsch zartester Form: die Wiege der Kunst ist einzig die

Hermann von Sequigno

Eine Biographie von Kapodistrias.

Graf Johann Kapodistrias. Mit Benutzung handschrift Materials von Karl Mendelssohn-Bartholdy. Mittler und Sohn. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Sg

Der Verfasser hat mit diesem Leben des Grafen podistrias ein Werk unternommen, dessen vielfache Sch rigkeiten namentlich diejenigen schon von vornher würdigen wissen werden, die mit der Geschichte Gri lands unter dem Präsidenten Kapodistrias genauer b sind. Gilt doch auch von diesem das Wort Sch von Wallenstein:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte —

und es kam daher, um, unbeirrt von solcher Verwir das Charakterbild des Kapodistrias sicher und fest zu können, nicht blos darauf an, unter Benutzung vorhandenen Quellen, ihn selbst und sein Leben, bei die Geschichte seiner Regierung in Griechenland Geschichte Griechenlands selbst zu studiren und kennen zu lernen, sondern es war dann auch noch b ders nöthig, nach den Ergebnissen dieses Studiums dieser Kenntniß den Mann darzustellen, wie er theils und für sich, theils nach seiner Stellung in Griechenland und zu dem griechischen Freiheitskampf urtheilt werden muß.

Das voranstehende Vorwort spricht sich im e lichen nur über die Quellen für das Leben des distrias im allgemeinen und im besondern aus, w ferent dem Verfasser das Recht zugestehen muß, insoweit er sie benutzt hat. Indeß hat er dabei m

ıgten Quellen besonders angegeben, wie er z. B. ge-
in Betreff der πανδώρα hätte thun sollen, die er
der Eigenthümlichkeit der dortigen Mittheilungen im
meinen näher bezeichnen mußte, und auch sonst hat er
che einzelne Quelle nicht genau bezeichnet. Woher
z. B. die Aeußerungen des Kapodistrias entlehnt, und
hat das S. 339 angeführte Billet geschrieben? (Der
ident offenbar nicht; und doch kommt etwas darauf an,
issen, wer es geschrieben.) Ob der Verfasser die
ihm benutzten Quellen im Vorworte richtig charakte-
und wie er sie benutzt habe, kann nur derjenige be-
ilen, der sie selbst kennt und der nach ihnen die Dar-
ng des Verfassers prüft; aber es will uns bedünken,
spräche er über manche dieser Quellen, z. B. die
ορία" des Trikupis, gar zu schnell ab und we-
objectiv unbefangen, als recht und billig ist, viel-
in subjectiver Voreingenommenheit. Auch möchte
ıtlich der dort gegen Trikupis zum Theil in einem
gesuchten Bilde ausgesprochene Tadel kaum als
tfertigt angesehen werden können. Daß der Verfas-
cht alle Quellen benutzt und wol manche gar nicht
it hat, die ihm gleichwol für einzelne Seiten des
des Kapodistrias hätten nützlich sein können, z. B.
Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution
hre 1821" (Halle 1824) und „Griechenland in
ahren 1823 und 1824", von Stanhope (Weimar
, erwähnen wir nur nebenbei.

ıgegen wollen wir besonders hervorheben, daß der
ier behufs des Quellenstudiums zu seinem Werke
ı Griechenland gewesen. Er bemerkt indeß in dieser
t, daß er „für die unbedingte Richtigkeit der No-
icht einstehen könne, welche er selbst während seines
olten Aufenthalts in Griechenland aus dem Munde
ewohner vernommen", und er setzt hinzu: „Wer
iechenland reist, muß sich daran gewöhnen, nur
eigenen Augen und Ohren zu trauen und auch
Möglichkeit einer Täuschung nicht in Abrede zu

ı reichhaltigen Stoff, den der Verfasser für seine
lung des Lebens des Kapodistrias vorfand, hat er
Bücher vertheilt, von denen das erste die frühere
te des Grafen bis zu seiner Ankunft in Griechen-
Januar 1828, die übrigen die seiner Präsident-
s zu seinem Tode enthalten; in einem Anhange
ann noch einige Actenstücke aus seinem frühern und
Leben mitgetheilt. Wie sich aus dieser Behandlung
genstandes von selbst ergibt, ist es dem Verfasser
hlich um die Darstellung des letzten Lebensabschnitts
odistrias zu thun gewesen; aber es darf nicht
werden, daß die frühere Geschichte desselben zu
nntniß nicht blos sehr lehrreich und charakteristisch
ern auch daß sie zur Beurtheilung seines spätern
ıs in Griechenland unumgänglich nöthig war.
l will es uns scheinen, als habe sich bei diesen
n zu der Rolle, welche Kapodistrias in Griechen-
ter gespielt hat, eine gewisse Voreingenommenheit
nselben bei dem Verfasser eingeschlichen, und er
sich infolge dessen die Unbefangenheit der Betrachtung und die objective Ruhe nicht gesichert, die der Leser beim weitern Fortgange der Geschichte ebenso im einzelnen, wie in der Charakteristik des Kapodistrias theilweise vermißt. Er hat damit den spätern Urtheilen unbedingt vorgegriffen und zugleich auf die Stimmung des Lesers in nachtheiliger Weise eingewirkt. Wir beziehen uns dafür nur auf die Stelle S. 48. Für sich selbst hat dadurch der Verfasser einerseits die Klarheit des Blicks, andererseits die Milde des Urtheils eingebüßt, mit der sich manche scharfe und leidenschaftliche Aeußerungen gerade nicht vertragen. Bisweilen läßt er sich auch in seinen philosophischen Betrachtungen von der Phantasie irreführen, indem er einzelnen Thatsachen allgemeine und weitereichende Einflüsse und für seine eigenen Betrachtungen besondere nicht immer gerechtfertigte Bedeutung zugesteht und sich zu gewagten Schlüssen und Folgerungen hinreißen läßt. Bisweilen verirrt er sich geradezu bis zur Gedankenmalerei. Daß sich hin und wieder seine politischen Urtheile auch da eindrängen, wo sie den Zusammenhang der Begebenheiten stören, ist ein Fehler in der Anordnung, der zugleich den Nachtheil hat, daß dadurch das Urtheil des Lesers im voraus bestimmt und im Interesse der Anschauungen des Verfassers gegen Kapodistrias eingenommen wird. Diese einzelnen Urtheile gehörten in ein Gesammturtheil über letztern und in seine Charakteristik, und es war erst dann an der Zeit, die in dem geschichtlichen Theile angeführten Thatsachen zur Begründung der Urtheile gebührend mitreden zu lassen. Indeß sind diese Bemerkungen nur formaler Art; wir wollen sie hier vorausschicken, da wir auf das eigentlich Materielle der Sache erst weiter unten einzugehen haben werden.

Ueber den geschichtlichen Theil des Buchs selbst, wobei der Verfasser den reichhaltigen Stoff geschickt vertheilt und behandelt hat, können wir uns kurz fassen. Wesentliches haben wir darin nicht vermißt. Besonders müssen wir dem Verfasser zugestehen, daß er im allgemeinen die Personen und Zustände in Griechenland, wie sie hierbei als Gegenstand der Schilderung in Betracht kamen, genau kennt und daß er sie klar und einleuchtend schildert. Auch das griechische Volk kennzeichnet er bei einzelnen Veranlassungen in seinen wesentlichen Eigenthümlichkeiten mit Unbefangenheit und im ganzen wol auch richtig, aber doch in manchen Beziehungen ungünstig genug, als daß man nicht ungewiß sein sollte, wie danach die „unverwüstliche Kraft des griechischen Volksgeistes" die Anerkennung und Bewunderung verdienen solle, die ihr S. 372 zutheil wird. Wir selbst möchten zwar diese Anerkennung dem griechischen Volke durchaus nicht bestreiten; aber wir müssen bemerken, daß diese „unverwüstliche Kraft" keinen besondern Werth hat, wenn sie nicht recht geleitet und mit Liebe und Klugheit entwickelt und verwendet wird. Und wenn dies eine unleugbare Wahrheit ist, so ist es auch ebenso wahr, daß diese Entwickelung nicht blos politisch und auch nicht allein auf dem Wege intellectueller Bildung erlangt werden kann, sondern daß sie vor allem auf sittlich-religiöser

Grundlage beruhen muß. Das, was der Verfasser von „Schwärmen für unverstandene Begriffe" bemerkt, welches dem griechischen Volke eigenthümlich ist, muß in dieser Beziehung als ein besonderer Wink und als eine eindringliche Warnung angesehen werden.

Was einzelnes in dem geschichtlichen Theile anlangt, so ist es falsch, wenn der Verfasser die Bildung einer englischen, französischen und russischen Partei in Griechenland erst von 1827 an voraussetzt; auch möchten wir bezweifeln, ob die Charakteristik des Maurokordatos ganz unbefangen sei, ob sie nicht vielmehr etwas Gehässiges habe. Ebenso war Miaulis jedenfalls eine „selbstkräftige" Natur, und der Verfasser durfte dies nach dem, was er selbst von ihm sagt, nicht in Zweifel ziehen. Auch hätten wir zu S. 65 gewünscht, daß er den Inhalt des Julitractats von 1827 genau angegeben hätte. Die Unabhängigkeit des Urtheils des Verfassers beweist der unverhaltene Tadel des Rücktritts des Prinzen Leopold, nachdem er bereits die griechische Krone angenommen hatte; aber, muß man dagegen wol fragen, hatte nicht Leopold gleich anfangs die Annahme von Bedingungen abhängig gemacht, welche er im Interesse des griechischen Staats gestellt und die man nur ungenügend erfüllt hatte? Und lag nicht bei der nachherigen Weigerung Leopold's ein Theil der Schuld — selbst nach der eigenen Ansicht des Verfassers — an dem Auftreten des griechischen Senats?

Was den Geist anlangt, in dem das vorliegende Buch im allgemeinen, namentlich in den Urtheilen über Kapodistrias, abgefaßt ist, so tritt dem Leser aus der ganzen Darstellung ein strenger, ernster und gewissenhafter Sinn und eine Entschiedenheit des Urtheils entgegen, die für den Verfasser günstig stimmen, und zugleich gibt sich darin eine demokratische Gesinnung desselben zu erkennen, die vielleicht diese günstige Stimmung bei vielen Lesern noch mehr erhöhen wird, wennschon sich jene Gesinnung von den Auswüchsen eines starken Selbstgefühls und einer gewissen selbstgefälligen Ueberhebung nicht ganz freihält und zuweilen sogar in Ironie und Sarkasmus ihren unverhohlenen Ausdruck findet, der noch dazu den wahren Sinn des Verfassers nicht immer erkennen läßt. Könnte dies möglicherweise den Leser verstimmen, so ist es um so wohlthuender, daß der Verfasser dem Sittengesetze in der Geschichte das gebührende Recht offen und mit voller Ueberzeugung zugesteht, und daß dies Zugeständniß in der Darstellung und selbst in der Beurtheilung des Kapodistrias sich kundgibt.

Im allgemeinen hat der Verfasser theils die Stellung des letztern in Griechenland, wie sie ihm durch seine Beziehungen und durch sein besonderes Vertrauen zu Rußland, sowie durch seine eigenen Grundsätze gleichsam vorgezeichnet war, theils die Zwecke seiner griechischen Politik scharf und richtig gezeichnet. Mit Recht hebt er die innere Unwahrheit seines Liberalismus, seine Unkenntniß und seine geringe Achtung der Eigenthümlichkeiten des griechischen Volks, zu dem es ihm auch an der wahren Liebe fehlte, hervor. Infolge dessen ließ sich auch Kapodistrias von blinder und einseitiger Misgunst und von Vorurtheilen gegen Personen und Sachen [illegible] leichter leiten. Deshalb konnte er auch nicht als [illegible] und als echter Grieche gelten, und es ist ein offenbarer Irrthum, ihn dafür, während er Präsident von Griechenland war, zu halten. Früher mochte er vielleicht dafür gelten, aber solche russische Neigungen, wie Kapodistrias später hatte und offenbarte, durfte ein Patriot und echter Grieche nimmermehr haben, ebenso wenig wie ein echter Grieche diese russischen Neigungen zu begreifen und zu zuheißen vermochte. Insofern der Verfasser anderer Meinung ist und den Präsidenten Kapodistrias für einen Patrioten und echten Griechen (nicht blos in seinen Fehlern) erklärt, möchten wir das als einen Irrthum bezeichnen, der fast unbegreiflicher ist, als wenn der Grieche Trikupis sagt, daß kein Grieche ein „mehr griechisches Herz gehabt habe", ohne deswegen in den entgegengesetzten Fehler derjenigen zu verfallen, die ihm vorwerfen, daß er „geflissentlich das Unheil seines Vaterlandes gewollt habe".

Was namentlich die Schilderung der Persönlichkeit des Kapodistrias und seiner Stellung zum griechischen Freiheitskampfe anlangt, so darf man auch von ihr sagen, daß der Verfasser im einzelnen nicht immer unbefangen urtheilt, indem er bei manchem, was sein Held mißbilligend ohne alle Absicht that, eine gewisse Berechnung, eine nachtheilige Absicht voraussetzt, und in seinem Urtheile nicht ganz unabhängig von einseitigen Voraussetzungen und Vorurtheilen verfährt. Uebrigens hat er sein Gesammturtheil über Kapodistrias nicht blos in jener Schilderung zusammengefaßt, vielmehr — wie schon bemerkt worden — seine Urtheile im einzelnen der Erzählung der Begebenheiten beigemischt, sodaß der Leser auf dieses schließliche Urtheil vorbereitet sein kann. Er wird vielleicht dabei die Consequenz und Einheit in den Urtheilen vermissen, aber wir können dies dem Verfasser noch nicht unbedingt zum Vorwurf anrechnen, indem er darin gleichsam die Schwankungen der Politik selbst spiegeln, die der Präsident von Griechenland von Anfang an verfolgte. (Auch das Urtheil S. 274 fg. ist genauer als nach bisherigen einzelnen Aeußerungen zu erwarten war.) Wir können daher auch das Urtheil des Verfassers unterschreiben, daß Kapodistrias „von der Größe seines Berufs durchdrungen" gewesen sei, und ebenso sind wir der Meinung, daß, wenn er wirklich nach der Ansicht des Verfassers ein „Menschenkenner wie einer" gewesen ist, dies nur ein sehr zweideutiges Lob sein könne. Dagegen sind wir mit dem Verfasser darin einverstanden, daß sich in der innern Politik des Präsidenten von Griechenland ein verhängnißvolles Streben nach Centralisation kundgegeben habe, das nicht einmal im Interesse der Ordnung gerechtfertigt war und die Interessen der Freiheit gefährdete. Es ist daher auch erklärlich, daß Kapodistrias bei seinen Centralisationsprincipien und in seinem darauf ruhenden Regierungssysteme Veranlassung fand, den municipalen Geist und die municipalen Einrichtungen, die er in Griechenland noch aus der Zeit des türkischen Despotismus vorfand, und die auf einer

ürklichen als verständigen Anhänglichkeit des griechischen
lls an eine repräsentative Form der Regierung beru-
(weshalb auch diese Einrichtungen als ein einflußrei-
Moment gelten müssen, dem die Griechen neben ihrer
che ihre nationale Existenz besonders verdanken), zu
hränken und seinen Zwecken dienstbar zu machen. In-
that er dies erst später, während er anfänglich die
hte und Pflichten der Demogeranten (der Gemeinde-
gleiten) sogar erweiterte. Die Darstellung des Ver-
rs von diesem Kampf des Kapodistrias gegen die
einde freiheiten, insoweit es sich dabei um die ersten
gregeln aus dem Jahre 1828 handelt, die der Ver-
r unbedingt verdammt, ist daher — nach der von
selbst benutzten Quelle — in ihrer Allgemeinheit
Thatsachen nicht ganz entsprechend und nicht unbe-
en.

Referent hat die Zeit der Kapodistrianischen Präsi-
schaft mit erlebt und sich mit diesem Gegenstande
sonst vielfach beschäftigt. Ueber Kapodistrias selbst,
die großen Fehler seiner Regierung, über die fal-
Zwecke seiner Politik und über die Gründe seines
rgangs stimmt er im wesentlichen mit dem Verfasser
in; aber er geht dabei, und was namentlich diese
ide anlangt, in gewisser Hinsicht noch weiter, indem
h nicht blos an die mehr oder weniger falschen, unge-
n, unredlichen und sogar schlechten Absichten und an
verderblichen Willen des Mannes selbst hält, daher
über dies alles weniger streng urtheilt und es gleich-
— in Hinblick auf die große europäische Politik und mit
icht auf diese — nur um so strenger mit der Sache selbst
t. Von diesem Stand- und Gesichtspunkte aus sind
er Meinung, daß der Grund des Untergangs des
istrias nicht blos in ihm selbst und in seinem selbstsüch-
Ehrgeiz gelegen habe, und daß ihn deswegen allein
olch noch nicht getroffen, weil er „eingesehen, daß
olle seines Ehrgeizes in Griechenland verspielt sei
r eingestandenermaßen mit allen Mitteln und Kunst-
am Rande war".

chon in dem S. 64 fg. Mitgetheilten läßt der Ver-
im voraus die Politik erkennen, welche Kapodistrias
iechenland beobachten würde, indem er die äußern
sse zusammenstellt, unter denen er selbst und diese
von vornherein standen; aber diese Politik war
sentlichen, im allgemeinen und im einzelnen, nur
lge der Politik der drei Schutzmächte gegen Grie-
d, welche in dem nämlichen Grade, wie sie zur
richtigen Lösung der orientalischen Frage in einer
Stellung sich befanden und noch befinden, kein
iges Interesse an den griechischen Angelegenheiten
keine Klarheit darüber besaßen, und daher auch
hrhaft lebenskräftiges, selbständiges und unabhängi-
riechenland wollten, weder von Anfang an, noch

Die griechische Politik des Kapodistrias war nicht
ie der Verfasser annimmt, die Folge der Ansichten
sers Nikolaus und der politischen Vorlesung desse-
wußte sogar später, in entscheidendem Augen-
dem petersburger Progamme erfolgreich zuwider-
zuhandeln. Allerdings neigte er sich vorzugsweise zur russi-
schen Politik hin, wie auch Trikupis zugesteht; aber er
war im allgemeinen der Spielball und Sündenbock der
leitenden europäischen Politik, die es mit Griechenland
nicht ehrlich meinte. Auch war er seinem ganzen Wesen nach
nicht geschickt und unabhängig genug, um die Umstände
und Stimmungen klar und entschieden im wahren In-
teresse Griechenlands zu beherrschen (was er vielleicht gar
nicht durfte), ebenso wenig in Griechenland als außer-
halb; er kannte dazu, wenn auch den Ernst der Lage,
doch den Umfang seiner Pflichten zu wenig und paßte
auch seine eigene Politik zu sehr, wenn nicht ausschließ-
lich, der der Schutzmächte, deren Einflusse er sich hingab,
nicht den wahren materiellen und geistigen Bedürfnissen
Griechenlands an. Er würde selbst dann nicht die Um-
stände und Stimmungen haben beherrschen können, wenn
er wirklich die Wiederherstellung und Unabhängigkeit
Griechenlands, überhaupt die griechischen Interessen im-
mer, nicht nur in einzelnen Fällen, als die wesentliche
Richtschnur und als das wahre Ziel seiner Politik ange-
sehen, wenn er diese Interessen niemals fremder Politik
geopfert hätte, wenn er in Wahrheit ein „echter Hellene",
und zwar nicht blos in den Fehlern — etwa wie ein
anderer Pausanias, mit dem der Verfasser Kapodistrias
S. 68 vergleicht — gewesen wäre, sondern sich auch und
vor allem in den Tugenden und in uneigennützigster Va-
terlandsliebe als einen wahren Griechen bewährt hätte.
In diesem Sinne war Kapodistrias sicher kein Hellene,
und als ein Hellene mit den fehlerhaften, in ihm scharf
ausgeprägten Nationalanlagen konnte er in Griechenland
auch keinen andern Ausgang finden, obschon man ihn
deshalb noch nicht mit Pausanias vergleichen will und
darf. Auch ein Besserer würde in gleichem Falle eben-
falls unterlegen sein. Dieser aber ist als das Opfer
eigener, verschuldeter und unverschuldeter Irrthümer ge-
fallen; er selbst war getäuscht worden, und er hat ge-
täuscht, auch — und vielleicht nicht am wenigsten — sich
selbst; dabei war er zu sehr Diplomat und Staatskünstler,
der mit gewissen fertigen Ansichten, mit einem kleinlichen
und lästigen Formalismus und Schematismus, gleichsam
mit einem fertigen Verwaltungs- und Regierungssystem
nach Griechenland kam, — nicht als ein Staatsmann
mit redlichem Willen für seine Aufgabe, mit klarem,
offenem Blick, mit innerer Wahrheit und mit der daraus
stammenden Energie und Entschiedenheit im Handeln.
Auch kannte er die Griechen selbst zu wenig und war
und fand sich mit der Nation nicht wahrhaft eins. Da-
mit und mit den Schwierigkeiten der Lage im Innern
und nach außen, wobei auch die blos provisorische Stel-
lung des Präsidenten von Griechenland schwer ins Ge-
wicht fällt, ist wesentlich alles über Kapodistrias gesagt,
was zur Erklärung seines Falls und der Katastrophe
nöthig ist. Frühere Schuld der Griechen in alter und
neuer Zeit ist auch unter ihm und durch ihn in Grie-
chenland gesühnt und Griechenland selbst ist dafür auch noch
später und bis in die neueste Zeit mit Leiden und Drang-
salen heimgesucht worden; aber außerdem trägt auch

Europa keinen geringern Theil der Schuld, und die europäische Politik hat dabei für frühere, namentlich Unterlassungssünden ebenfalls büßen müssen.

Schon Zschokke sagte zu Kapodistrias nach dessen Erwählung zum Präsidenten von Griechenland im Jahre 1827: „Ich fürchte, Sie gehen einen gefährlichen Gang. Sie wollen eine Nation zügeln und leiten, die, in Freiheit oder Sklaverei, nie des Gesetzes gewohnt war. Sie werden an der Rechten einen eisernen, an der Linken einen seidenen Handschuh tragen müssen" (Zschokke, „Selbstschau", 1842, I, 272); und schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Griechenland äußerte Kapodistrias selbst gegen einen Freund: „Ce pays n'a pas les éléments pour former un État; je me suis trompé, et j'ai trompé l'Europe. Pour moi, il n'y a plus de porte de salut qu'un coup de pistolet. Je ne me le donnerai pas moi-même, mais je bénirai la main, qui me le donne." Ist diese Aeußerung ein aufrichtiges Geständniß, so enthält sie zugleich einen wichtigen Aufschluß über Kapodistrias durch seinen eigenen Mund.

Zum Schluß können wir in diesem Zusammenhange noch eine Bemerkung nicht unterdrücken. Sie betrifft den Tadel, den der Verfasser S. 290 gegen den Freiherrn von Stein ausspricht, indem er ihn als einen „Gefühlspolitiker" bezeichnet, weil er sich, unter Beseitigung des englischen und französischen Einflusses in Griechenland, und indem die innere geistige Unabhängigkeit des Landes unangetastet blieb, von einer „Verquickung griechischer und deutscher Elemente" ein herrliches Resultat versprach. Wir lassen den nicht ganz passend gewählten Ausdruck auf sich beruhen, aber wir halten dafür, daß eine verständige deutsche Politik für Griechenland und in Griechenland vielleicht eher etwas zu Stande gebracht hätte, als der Einfluß der drei Schutzmächte, und wir müssen jenen Tadel um so mehr als unbegründet zurückweisen, da der Verfasser selbst S. 350 Deutschland gegenüber vom „geistesverwandten Hellas" spricht. Der Ausgang des Königs Otto in Griechenland kann uns in dieser Meinung nicht irren. Denn abgesehen von den Vortheilen, die an und für sich dessen Regierung vor der Stellung des Kapodistrias als vor einem bloßen Provisorium hatte, ist die Katastrophe des deutschen Königs Otto nicht blos aus den Fehlern seiner Regierung, auch nicht allein aus Parteigelüsten im Schoße des griechischen Volks, sondern ebenfalls aus der falschen und unaufrichtigen Politik der Schutzmächte gegen Griechenland zu erklären. Es liegt in der Geschichte des einen und des andern eine bedeutungsvolle Lehre für die falschen Staatskünstler in Europa, die sie daheim und draußen wol beachten und benutzen mögen. Und wenn der Verfasser S. 372 sagt, daß „der Name des Grafen Kapodistrias durch den Haß gegen die bairische Dynastie einen neuen Glanz in Hellas erhalte", so zeigt sich auch darin ganz unverhüllt die Herrschaft der Leidenschaft des Augenblicks. Der Verfasser hält es mit Recht für eine beklagenswerthe Schmeichelei, wenn man dem neuen König der Hellenen im Ernst zumuthet, daß er ein würdiger Nachfolger des Kapodistrias sein möge. Die Zumuthung ist in der That omnibus mit verhängnißvoll.

Zuletzt muß Referent noch einige formale Ausstellungen an dem Buche machen. Zunächst betreffen dieselben die Orthographie der griechischen Eigennamen, worin der Verfasser nicht besonders genau genommen hat. Namentlich ist dabei von Consequenz keine Rede. Er schreibt z. B. Kephallenia und Petzä (nicht Cephalonia und Petza) und doch schreibt er Syra (nicht Syros), St.-Maura (nicht Leukadia); Ikonomos (nicht Oikonomos); Egina (für Aegina), Ypsilantis (für Ypsilantis), Mustoxydi (für Mustoxydis oder doch Mustoxydhis), Palamidi (für Palamidis oder Palamidhis), Djani Maurommati (für Jannis oder Giannis M.); desgleichen endigt er die griechischen Eigennamen bald auf os, bald auf us und ebenso schreibt er: Kerigo (für Cerigo), Zante (für Zante), wenn dies nicht ein Druckfehler oder sonst unabsichtlicher Irrthum ist, woran es in griechischen Anführungen (z. B. Myriarch für Mirarch), auch in Zahlen (z. B. S. 82 in den Anmerkungen, wo es 1828 statt 1821 heißen muß) keineswegs fehlt. Namentlich leiden auch die griechischen Anführungen im Original in gar störender Weise an falscher Accentuation. Referent hat Grund, in allen Fällen bloße Druckfehler vorauszusetzen, besonders wo des Verfassers Kenntniß der griechischen Bulgärsprache in Frage kommt. Auch die Uebersetzung der griechischen Urschrift ist nicht immer richtig; so z. B. setzt der Verfasser S. 69 Z. 2 v. u. „Stunden lang", auffallend genug für den dortigen Zusammenhang — „lange Zeit". Bei den eigenthümlichen Grundsätzen, denen so häufig neugriechische Namen im Deutschen wiedergegeben werden, und bei der Unsicherheit oder gar Unklarheit des Strebens, es hierbei zu einer gewissen Consequenz zu bringen, haben wir es um so mehr für überflüssig erachtet, die in dem vorliegenden Buche sich vielfältig findenden Inconsequenzen der bemerkten Art zu rügen; eine leere Silbenstecherei wird man es nicht ansehen wollen. Uebrigens lassen sich auch an der deutschen Schreibweise des Verfassers manche Ausstellungen machen. Nicht immer sind seine Ausdrücke besonders gewählt. So z. B. S. 31 „aufmutzen", und S. 328 „weiterbringen" (in eigenthümlichem bildlichen Sinne).

Naturhistorische Unterhaltungslektüre.

1. Gott in der Natur, oder die Einheit der Schöpfung. Darstellung für Gebildete aller Stände von Georg Ludwig. Mit in den Text gedruckten Abbildungen. Karlsruhe, Kreidel. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch bildet eine in Worten ausgeführte Gedankensammlung aus der ganzen Schöpfung. Himmel und Erde, Luft und Meer, und alles, was darin lebt und webt, wird hier in anziehenden kurzen Umrissen oder in geschmackvoll durchgeführten Gemälden dem denkenden und empfindenden Leser zur anschaulichen Darstellung gebracht. Aber alles, was es bringt, mag es eine leichte Skizze oder ein vollkommen ausgeführtes Bild sein, zeichnet sich aus durch Geist und feinen Geschmack

rd ihm daher nicht an Beachtung und guter Aufnahme len.

Der Verfasser hat uns schon recht oft Gelegenheit ge- en, die Producte seiner Feder zur Grundlage einer rarischen Unterhaltung zu machen, und es freut uns, der Besprechung des vorliegenden Werks dieselbe gün- e Ansicht über seine schriftstellerische Befähigung ver- en zu können. Er hat viel und mit Glück geschrie- , weiß überall gerade das zu treffen, wofür man am meisten interessirt, und versteht die Kunst, die rstellung freizuhalten von der durch Vielschreiben leicht g werdenden wiederkehrenden Manier. Sein Wort ist stens einfach und gerade, zeigt nur gelegentlich, aber ier an den passenden Stellen eine poetisch oder reli- gehobene Stimmung, wobei der Leser indeß jedes- klar hindurchfühlt, daß die Sache auf Wahrheit be- und nichts Gemachtes ist.

Wir haben das vorliegende Buch mit großem Ver- gen gelesen. Es ist so recht für das gebildete große likum geschrieben, kann aber ganz besonders der rei- deutschen Jugend zur belehrenden Unterhaltung em- len werden, weil es für das Edle, Große und Schöne warmer Begeisterung redet, ohne in den süßlichen, en Ton der Sentimentalität und Frömmigkeit zu ge- n. Es bespricht die Natur mit frischer, kräftiger, durchaus natürlicher Rede.

Das einzige, was wir an dem Buche vielleicht an- hätten wünschen können, ist dessen Titel. Dieser t auf ein viel stärker gefärbtes religiöses Material, n Wirklichkeit gegeben wird. Das ist nicht gut; es gar leicht für die specifisch Frommen wie für alle en zu einer unangenehmen Täuschung führen. Der eines Buchs sollte allerdings nie maßgebend sein für Urtheil über den Inhalt, aber man höre nur auf geschäftskundigen Verleger und Buchhändler, um zu en, wie wenig er als Nebensache angesehen wer- arf. Wir halten uns indeß ganz frei von die- ücksicht und allem damit verbundenen Vorurtheil, lauben im Sinn der Leser zu handeln, wenn wir jetzt ohne weiteres mit dem Inhalte des Buchs t zu machen suchen.

as Werk zerfällt in 30 Kapitel, wovon die sieben sich auf die Sternenwelt, auf Wärme, Licht, Elek- , Magnetismus, auf die Atmosphäre, das Meer e meteorologischen Phänomene beziehen; die hierauf en sieben Kapitel besprechen die Natur der Pflan- nd alles übrige bezieht sich auf die Welt der Thiere s Menschen. Die astronomische, physikalische und ysische Seite des Buchs ist rasch abgefertigt und rgends tiefer als zur historischen Darstellung der tände; das Erklären der Erscheinungen oder das ühren derselben auf die Naturgesetze und deren Ur- kommt kaum vor. Das scheint des Verfassers Fach sein, und daher können wir es nur loben, wenn über rasch hinweggeht. Wer hierüber gründlich be- ein will, muß zu andern Werken seine Zuflucht , wobei mehr die Naturlehre als die Naturgeschichte Berücksichtigung findet. Der Verfasser ist Naturhistoriker und hat sein Thema von dieser Seite aufgefaßt. Die Mineralogie ist ganz ausgeschlossen. Der Grund hierfür wird verschwiegen, wahrscheinlich hält der Verfasser dies Thema mit seiner „Unterwelt" schon für ausreichend er- ledigt. Doch ist es viel mehr unsere Aufgabe, von dem zu reden, was das Buch gebracht hat, als von dem, was ihm noch fehlt. Wir wenden uns daher zunächst zum elften Kapitel, in welchem der Verfasser die physiologische und anatomische Darstellung des Blattes der Pflanze zur Anschauung gebracht hat. Am Schlusse ruft der Ver- fasser begeistert aus:

Der Wald feiert sein Auferstehungsfest, er beeilt sich, den holden Frühling zu begrüßen, und wenn die Sonne das saftige Laub erhellt, und Schatten und Licht in den lieblichsten Con- trasten sich ablösen; wenn der linde Zephyr, der leise in den auf- und niederschwankenden Zweigen spielt, tausend Wohlge- rüche uns zuweht und tausend lispelnde Stimmen erweckt, deren sanftes Rauschen sich so melodisch mit dem Murmeln des Bachs oder dem helltönenden Gesang der Vögel vermählt; dann wahr- lich ist es ein Fest eines Gottes würdig, und wohl dem, der mit offenen empfänglichen Sinnen und gerührtem Herzen mit einstimmen kann in den allgemeinen Jubel der erwachenden Natur!

Hieran schließen wir gleich den Anfang des folgenden Kapitels über die Blüte:

Sehen wir schon in den Blättern eine staunenswerthe Man- nichfaltigkeit, so tritt in den Blüten der Reichthum der For- men, die Pracht der Farben noch überraschender hervor. Wie verschieden sind nicht, um aus der unendlichen Fülle nur einige Beispiele anzuführen, die strahlige Aster und der gehelmte Ei- senhut, die kreuzblütige Nachtviole und der schmetterlingsför- mige Goldregen gebaut, und doch lassen sich alle diese Verschie- denheiten auf denselben Grundplan zurückführen, denn im Pflan- zenreiche wie in der ganzen Natur geht alles nach Gesetz und Ordnung. Alle Blüten dienen einem Zwecke, sie sind zur Sa- menbildung der Pflanze bestimmt; sie sind die Organe, welchen hauptsächlich die Sorge für die Zukunft obliegt.

Dann wird nach den Ursachen der Mannichfaltigkeit in den Formen, Farben und Gerüchen der Blumen ge- fragt und, soweit es sich thun läßt, darauf geantwortet; bei der Besprechung der Befruchtungsthätigkeit bringt der Verfasser die Rede auch auf die Vallisneria spiralis. Sie wächst in Italien und Frankreich an sumpfigen Plätzen, wo ihre Wurzel fortwährend von Sumpfwasser und Schlamm überdeckt ist:

Die Staubblüten kommen in kurzgestielten, von einer ge- meinschaftlichen Blütenscheide umgebenen Köpfchen am Grunde der Blätter hervor; die weiblichen aber sitzen auf einem langen, anfangs spiralig wie ein Pfropfenzieher aufgewundenen Blüten- stiele, ebenfalls zwischen den einen Rasen bildenden Blättern. Naht nun die Zeit der Befruchtung, so zeigt sich bei beiden ein gewaltiges Streben nach Luft, doch während die kleinen männ- lichen, röthlichen Blütenstände durch einen elastischen Ruck von ihren Stielen sich losreißen und mit schneeweißen Beuteln auf dem Wasser herumschwimmen, heben sich die weiblichen Blü- ten, bei welchen solche Trennung vom mütterlichen Boden, der den künftigen Samen zur Reife bringen soll, nicht zulässig wäre, durch Aufrollen der Spirale bis zur Oberfläche des Wassers empor. Es ist ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie sie, als ob ein thierischer Instinct sie triebe, sich nach allen Seiten drehen und wenden, auf dem Wasserspiegel bald hierhin bald dorthin schwimmen, selbst wenn nicht das geringste Lüftchen

weht, wie sie gleichsam die Staubblüten aufsuchen, dieselben anziehen und sich unter ihre kleinen Haufen mischen. Früh morgens, wenn die Sonnenstrahlen auf das Wasser fallen, zieht sich der Schaft in sein Gewinde zusammen und die Blüte entflieht unter den Schutz der Blätter. Kaum sinkt die Sonne unter, so eilen sie haufenweise wieder herauf. Ist aber die Bestäubung vorüber, so zieht sich das Gewinde ganz zusammen und die Blume senkt sich in den Mittelpunkt der Pflanze, wo der an der Luft befruchtete Keim im Wasser seine fernere Ausbildung erlangt.

Von der Frucht der Pflanze und von der Wanderung der Samen handelt der nächstfolgende Artikel. Auch dieser ist durchweg interessant, selbst da, wo ganz Gewöhnliches und allgemein Bekanntes zur Sprache gebracht wird. Schließlich ist von der mikroskopischen Pflanzenwelt die Rede. Hier benutzt der Verfasser nur das Anziehendste aus der großen Fülle des neuerforschten Materials und läßt besonders seine Leser einen Blick thun in den oft schwer zu bestimmenden Unterschied zwischen dem Pflanzen- und Thierleben.

In der Untersuchung über das Thierleben geht der Verfasser gerade den umgekehrten Weg. Er beginnt mit den mikroskopischen Thierformen und mit den der Pflanzenwelt am nächsten stehenden zuerst und schließt mit dem Menschen. Die Schwämme werden hier, wie die neuesten Forschungen und Ansichten dazu berechtigen, zum Thierreich gezählt. Das, was er dann über Seeanemonen und Steinkorallen, über Quallen, Seesterne, Würmer, Insekten, Spinnen, Fische, Reptilien und Säugethiere zur Mittheilung bringt, liest man mit dem größten Vergnügen, selbst wenn dabei auch gar nichts Neues gebracht wird; der Verfasser weiß dem Allbekannten, schon oft Dagewesenen immer noch eine interessante Seite abzugewinnen, wodurch der Leser gefesselt wird. Aber gerade aus diesem Grunde wird es genügen, wenn wir davon nur ein paar kurze Proben geben; wir beschränken diese auf einige Beispiele der hervorragenden Intelligenz der höhern Säugethiere. In dieser Hinsicht zeichnet sich der afrikanische Schimpanse besonders aus. Der Verfasser theilt zunächst die Beobachtungen Buffon's mit, welche dieser bei einem von ihm dressirten jungen Schimpansen in Erfahrung gebracht hat. Dann sagt er:

Tyson, welcher einen solchen Affen in England sah, beschreibt ihn als das artigste und liebenswürdigste Thier. An Bord des Schiffs, worauf er kam, umarmte er alle seine Bekannten mit der größten Zärtlichkeit. Er trug manchmal Kleider und gewöhnte sich endlich ganz daran; einen Theil zog er ohne jemandes Beistand an, und den übrigen brachte er in den Händen zu irgendjemand von der Gesellschaft, damit er ihm beistehen möchte. Er legt sich ins Bett, mit dem Kopfe auf ein Kissen und deckte sich mit einer Decke zu wie ein Mensch.

Von dem Orang-Utang wird gewöhnlich angenommen, daß seine geistige Entwickelung noch höher gesteigert werden könne als bei dem Schimpansen; der Verfasser will dieser Ansicht nicht entgegentreten, meint aber, daß wir bei jenem nicht so reich an Erfahrung seien als bei diesem; die von ihm mitgetheilten Beispiele sprechen übrigens sehr für die allgemeine Meinung. Die bekannte Intelligenz des Hundes wird durch Beispiele illustrirt.

Der Chirurg Morand in Paris besaß einen Freund, dem ein Hund das Bein gebrochen hatte; aus Gefälligkeit nahm er denselben zu sich und curirte ihn. Einige Zeit nach der Heilung kratzte ein Hund an der Thür des Zimmers, in welchem Morand arbeitete; er öffnete und der geheilte Hund trat mit einem andern Hunde ein, dem das nämliche Unglück begegnet war und der sich mit vieler Mühe seinem Führer nachschleppte. Der erste gab durch Schmeicheleien Herrn Morand gleichsam zu verstehen, was er wünsche, und dieser curirte nun aus Belohnung für die Klugheit desselben auch seinen Kameraden.

Die Rede kommt bei dieser Gelegenheit auch auf die Hunde, welche auf dem St.-Bernhard den frommen Mönchen bei dem Retten der Menschen so wichtige Hülfe leisten. Der Hund Barry hat sich dadurch sogar einen historischen Namen errungen; er war 12 Jahre thätig und hat in dieser Zeit mehr als 40 Menschenleben gerettet.

Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellte oder die gefährlichen Schneestöber sich von weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren, um zu sehen, ob er nicht einen Verirrenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könne. Konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuern Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als das Alter seine bleierne Hand auf ihn legte, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er in den verdienten Ruhestand versetzt starb und im Museum aufgestellt wurde.

Wir wollen nur noch ein Beispiel von dem Elefanten geben. Die gezähmten leisten eine ganz vortreffliche Hülfe bei dem Fangen ihrer wilden Brüder. Die Elefantenjagd auf Ceylon wird dadurch vorbereitet, daß man in der Tiefe des Waldes ein aus natürlichen Bäumen und dazwischen eingerammten Palissaden zusammengesetztes Gatter einrichtet.

Langsam und vorsichtig wird die wilde Heerde aus der Ferne durch Tausende von Treibern in immer engern Kreis nach dem verhängnißvollen Eingange getrieben, der, nachdem hereingetreten ist, sich sofort hinter ihrem Rücken schließt. Mit wildem Geschrei und brennenden Fackeln stürzen die Jäger aus dem die Umzäunung umgebenden Dickicht hervor und vermehren die Bestürzung der Thiere. Laut brüllend vor Wuth und Furcht rennen die erschreckten Elefanten in ihrem Gefängniß umher .... bis endlich betäubt, erschöpft, vernichtet, sie sich in die Mitte des umzäunten Raums wie eine Heerde furchtsamer Schafe zusammendrängen.

Jetzt beginnt das Geschäft der gezähmten Thiere. Sie werden zur Beruhigung der wilden eingelassen, haben Schlingen um die Füße legen. Emerson Tennent erzählt 1847 bei einer solchen Jagd, daß, wenn einer der wilden den Elefanten eben im Begriff war, den Rüssel auszustrecken, um den Strick, den der Panikea ihm um das Bein werfen wollte, abzustreifen, der zahme Elefant ihm zuvorkam, indem er mit seinem Rüssel den Kopf des wilden auf die Seite stieß, sodaß der Panikea sein Geschäft ungestört vollbringen konnte. Ja einst sah er sogar, wie ein zahmer Elefant seinen Fuß unter den emporgehobenen Fuß seines wilden Bruders stellte, damit die Schlinge gebracht und nicht wieder abgestreift werden konnte.

Die Zug- und Wanderthiere aller Thierklassen. In populär wissenschaftlichen Darstellungen und Schilderungen von Karl Cornelius. Berlin, Springer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Titel dieses Buchs wird unstreitig recht viele Leanziehen, von denen kaum einer dasselbe unbefriedigt eder aus der Hand legen dürfte. Der Verfasser hat t großem Fleiße aus den besten Quellen gesammelt d mit gediegener Sachkenntniß das Material zu einem geordneten Ganzen zusammengestellt. Dadurch hat es e wissenschaftliche Bedeutung, und da die Darstellung selben eine leichtfaßliche ist und überall eine Anwenig auf das praktische Leben an den Tag legt, so fehlt t auch die populäre Grundlage nicht. Wir wünschen t dem Buche die ungetheilt günstige Aufnahme, welche in Wahrheit verdient.

In dem Buche wird gezeigt, wie nach den Ergebnissen Erfahrung ein Wandertrieb fast ohne Ausnahme bei n Thierklassen vorkomme, wenn ihnen nur übrigens Möglichkeit zur willkürlichen Fortbewegung nicht fehle. Ursache zu dieser bald zufälligen, bald regelmäßigen tsveränderung der Thiere ist meistens schon erforscht den, obgleich dabei auch noch viele ungelöste Räthsel kommen. Die Erhaltung des Individuums und der macht oft die Ortsveränderung nothwendig, dann liegt in dem regelmäßig mit bestimmten Jahreszeiten verdenen Mangel an Nahrungsmitteln eine gesetzmäßige hwendigkeit zum Ziehen der Thiere, auch treibt meis die Sorge für Eier und Brut dazu. Es ist gens eine Thatsache, daß die Wanderungen der re das ganze Jahr hindurch vorkommen, daß sie sich die ganze Erde verbreiten, aber am meisten zwit dem Wende- und Polarkreise stattfinden. Man zeugt sich, daß hierbei noch vieles zu erforschen übrigt, obgleich manche Punkte schon zur vollkommenen iedigung aufgeklärt worden sind. Für den denkenden ischen hat überhaupt die ganze Sache sehr viel Fesseln- und Belehrendes. Doch wollen wir nun unsere Aufsamkeit mehr auf das Einzelne des interessanten Buchs en.

Von der Wanderung des Maulwurfs erzählt der Ver- ein überraschendes Beispiel. Bruce hat die Sache t und der Verfasser gibt ihm das Wort:

Bei einem Spaziergange an den Ufern des Sees Cluni kte ich eine Insel, welche ungefähr 180 Ruthen vom entfernt war. Der Lord Airly, Besitzer der Insel, hatte ist ein Schloß nebst einem Wäldchen. Ich erkannte oft die en von Maulwurfshaufen oder frisch aufgeworfener Erde, t ich anfangs für das Werk von Wassermäusen hielt. Der ier sagte mir aber, daß sie von Maulwürfen herrührten, enen er einige Tage zuvor zwei gefangen habe. Seitdem t beinahe zwei Jahre verflossen, während denen man nichts kt hatte; als er aber einst an einem schönen Sommer- beim Einbrechen der Dämmerung dem Lande zugefahren sah er nebst einem Kellner des Lords in sehr geringer nung auf der Oberfläche des spiegelglatten Sees kleine e, die der Insel zuschwammen. Sie gingen den schwachen den entgegen und fanden gewöhnliche Maulwürfe, welche den merkwürdigen Instinct getrieben von der Insel Besitmen hatten.

Wir lenken unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf die Thierklasse, bei welcher das Wanderleben eine ganz besonders vorherrschende Eigenschaft ist, auf die Vögel, auf die „Boten des Himmels", wie schon Linné sie poetisch bezeichnet. Die Eintheilung in Stand-, Strich-, Wander- und Zugvögel ist allerdings immer nur relativ zu nehmen, aber sie deutet doch schon zur Genüge an, wie hierbei der Wechsel des Orts eine vorherrschende Grundbedingung der Lebensweise ist. In dem Innern großer Continente ist das Auswandern der Vögel viel mehr in die Augen fallend, als an den Küsten der Weltmeere; wobei dann wieder die nördlichern Breitenstriche vor den heißen Zonen den Vorzug haben. In Rußland sahen die Reisenden längs der Dwina zu Ausgang des Sommers die Wanderung der Vögel in kaum zu beschreibender Menge vor sich gehen. Der Verfasser erzählt nach Blasius:

Es ist, als ob die ganze Luft mit Piepern, Ammern, Finken und Hänflingen angefüllt wäre, die oft so hoch fliegen, daß man im schnellen Vorübergehen nur ihre Stimme hört, ohne die Thiere zu sehen. Geht man in der Nähe der Flüsse über Wiesen und Anger, so scheucht man mit jeden paar Tritten die in kleinen Vertiefungen versteckten Anthusarten auf, die sich dann mit melancholischen Klagetönen wieder ihren ziehenden Genossen in der Luft anschließen.

Am merkwürdigsten ist aber die Erfahrung über die amerikanische Wandertaube. Der Verfasser bezieht sich hierbei auf das, was Audubon im Herbst 1813 an den Ufern des Ohio erlebte. Die Luft war buchstäblich ganz mit Tauben angefüllt, welche die Erde verfinsterten wie bei einer Sonnenfinsterniß. Der Taubenmist fiel in solcher Menge herab, daß man ihn nur mit Schneeflocken vergleichen konnte. Am Tage fliegen sie tiefer und lassen sich gern in Buchenwäldern nieder, wo sie dann mit unglaublicher Geschwindigkeit die Nahrung zu sich nehmen. Audubon besuchte einst einen solchen Wald hochstämmiger Bäume nicht weit von den Ufern des Grünen Flusses in Kentucky:

Die Breite desselben betrug etwa 3, die Länge 40 Meilen. Als er ihn zum ersten male besuchte, hatten ihn die Tauben schon 14 Tage zum Nachtlager gewählt. Es war etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang, und man sah nur noch wenig Tauben; aber eine große Menschenmenge, mit Pferden und Wagen, mit Gewehr und Munition wohl versehen, hatte an den Grenzen des Waldes mehrere Lager aufgeschlagen. Zwei Landwirthe aus der Nachbarschaft von Busselsville, etwa 100 Meilen weit, hatten eine Heerde von 300 Schweinen mitgebracht, um sie mit Taubenfleisch zu mästen. Hier und da saßen die mit Rupfen und Einsalzen beschäftigten Leute mitten unter ungeheuern Haufen dieser Vögel, zum vorläufigen Beweis, was für eine gewaltige Menge hier übernachten müsse. Wahrscheinlich waren es die Schwärme, welche sich 150 englische Meilen weit von dieser Schlafstätte ihr Futter suchten. Der Mist dieser Vögel bedeckte den ganzen Boden mehrere Zoll hoch, und er sah wie beschneit aus. Durch die ungeheuere Last der zahllosen Tauben waren mehrere Bäume von 2 Fuß Durchmesser über dem Boden abgebrochen, und die Aeste vieler der stärksten Bäume waren so verstümmelt, daß man glauben sollte, es habe hier ein wüthender Orkan gehaust. Mittlerweile war jedermann zur Jagd gerüstet.

Es wird nun mitgetheilt, wie Schwefeltöpfe zum Anzünden parat gestellt wurden, wie einige mit Kienfackeln,

andere mit langen Stangen, mit Schießgewehren vorbereitet waren zu der erwarteten Taubenjagd. Auf einmal erscholl der Ruf: „Da kommen sie!“

Schon in weiter Ferne glich das Geräusch einem scharfen Seewinde, der durch das Takelwerk eines Schiffs fährt, dessen Segel sämmtlich eingezogen sind. Als die Tauben über uns wegflogen, fühlte man deutlich die Strömung der Luft. Die Leute mit den Stangen hatten bald Tausende niedergeschlagen; allein die Tauben kamen in immer dichtern Massen an. Die Feuer wurden angezündet, und nun zeigte sich ein prächtiges wunderbares Schauspiel. Die millionenweise ankommenden Tauben ließen sich überall eine über der andern nieder, bis sie ungeheuere, wie Bienenschwärme zusammengeballte Massen bildeten, welche überall an den Bäumen hingen. Starke Aeste brachen krachend ab und tödteten im Falle Hunderte von tiefer sitzenden Tauben. Das Ganze war eine wahrhaft fürchterliche Scene von Tumult und Verwirrung. Niemand konnte sich dem andern verständlich machen, denn selbst die Gewehre hörte man nur selten knallen, und daß sie losgeschossen waren, bemerkte man nur daran, daß sie wieder geladen wurden.

Es thut uns leid, der Beschreibung nicht weiter folgen zu dürfen. Wir bemerken nur noch, daß der Verfasser auch die berühmten Erfahrungen von Wilson mittheilt, theils zur Bestätigung, theils zur Ergänzung der Audubon'schen Schilderung.

Ueber die Wanderungen der Strauße bringt der Verfasser ebenfalls sehr interessante Mittheilungen. Er folgt hierbei Lichtenstein.

Zum Schluß wollen wir noch ein Wort über die Wanderinsekten sprechen und wählen sogleich den Kernpunkt des Ganzen, die Heuschrecken. Es wird zunächst eine naturhistorische Beschreibung derselben gegeben, und dann mitgetheilt, daß sie nur bei heiterm Wetter und warmem Sonnenschein wandern, trübe und regnerische Witterung halte sie zurück, auch gehe der Zug gewöhnlich mit dem Winde. Bei Windstille können sie sich nicht andauernd in der Luft erhalten. Der Flug ist langsam und richtet sich meistens nach der Geschwindigkeit des Windes. Von der Schnelligkeit, mit welcher die Verwüstung durch die Heuschrecken vor sich geht, erzählt der Verfasser mehrere Beispiele, von denen wir eins auswählen:

Ein Engländer, der sich zu Conohos in Südamerika niedergelassen hatte, besaß eine beträchtliche Tabacksplantage. Da er gehört hatte, daß ein Schwarm Heuschrecken sich hin und wieder hatte sehen lassen, so concentrirte er alle Tabackspflanzen, 40000 Stück, bei seinem Hause, um sie besser schützen zu können, und hier wuchsen und grünten sie vortrefflich und waren etwa 12 Zoll hoch gewachsen. Da erscholl eines Mittags der Ruf: „Die Heuschrecken kommen!“ Der Eigenthümer eilte vor das Haus und sah sie in einer dichten Wolke rund um dasselbe her. Der Schwarm verdichtete sich unmittelbar über dem Tabacksfelde, fiel plötzlich auf dasselbe herab und bedeckte es so, als wenn ein brauner Mantel darübergeworfen wäre. In etwa 20 Secunden, sodaß noch keine volle halbe Minute verflossen war, erhob sich der Schwarm ebenso plötzlich, als er sich niedergelassen hatte, und setzte seinen Flug fort. Von den 40000 Tabackspflanzen sah man aber gar nichts mehr, und das Feld war so rein, als wenn es mit einem Besen gekehrt worden wäre.

Das Mitgetheilte wird hoffentlich dazu beitragen, beide Werke günstig zu beachten und gerade für das zu nehmen, was sie sind und sein wollen. Auf dem jetzt reichbestellten Gebiete der populären naturhistorischen Unterhaltungsschriften nehmen sie einen ehrenvollen Platz ein.

Heinrich Birnbaum.

Friedrich Ludwig Schröder.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- und Lebensbild von Ludwig Brunier. Leipzig, Weber. 1864. 8. 2 Thlr.

Mit aller Bereitwilligkeit und besten Erwartungen nahmen wir diese neue Bearbeitung von Schröder's Lebensgeschichte zur Hand. Denn trotz Devrient's umfassendem Werk über die Historie der deutschen Schauspielkunst, trotz der von Brunier selbst dankbar citirten ältern Biographie Schröder's von Meyer, können wir offenbar eine moderne, elegant geschriebene Auffrischung der Laufbahn und der Verdienste jenes großen Mimen recht wohl gebrauchen, da die Theilnahme für unterhaltende Memoiren einerseits sehr gestiegen, der Standpunkt und die Erfahrung andererseits seit Meyer's und Schröder's Zeiten auch nicht unverändert geblieben ist. Leider aber erweist sich Brunier's Werk nicht völlig als das, was man unter solchen Umständen erwarten möchte. Das Genre ist ganz modern; der Wille des Verfassers gut, und die Gesinnung vortrefflich; an Fleiß und Kenntnissen fehlt es ihm ebenfalls nicht. Aber was ihm gänzlich abgeht, was er schon in seinem frühern Werkchen „Klopstock und Meta“ (Hamburg 1860) schmerzlich vermissen ließ, das ist die Erzählungskunst, die man heutzutage von einem Prosaisten dieser Gattung verlangen darf. Und dieser Fehler wird schwerlich jemals bei ihm abzuhelfen sein, denn die Erzählungskunst ist gar sehr Sache des Talents, des gebildeten Talents natürlich, aber immer vornehmlich des Talents. Nun bleibt zwar das Genie einzig und allein, keineswegs auch ein Talent im Falle des Falles unersetzlich durch Einsicht, Fleiß und Uebung. Und wie schwer bequemt man sich, solchen Ersatz überhaupt zu suchen, da ja der mühelose Besitz leichter Naturgaben um so viel schmeichelhafter erscheint, daß sein Schein den meisten die Augen über sich selbst verblendet. Unsere besten Wünsche hat Brunier für sich; so viel hat er sich schon durch seine bisherigen Leistungen errungen. Gelingt es ihm indessen nicht, dem gerügten Mangel der Erzählungskunst durch Studium abzuhelfen, so wird er durch die fleißigste Verarbeitung unterhaltender Einzelheiten doch nie ein unterhaltendes Buch zu Stande bringen.

Sehen wir uns zur Erhärtung dieses unsers Urtheils nur einmal den ersten Abschnitt vorliegender Schröder-Biographie etwas näher an. Er ist überschrieben: „Schröder's Geburt und Jugendjahre.“ Von der Krippe, welche die Wiege des Weltheilands war, geht der Verfasser aus, kommt dann auf den Teppich mit mythologischen Schnitzereien, der Napoleon's Mutter zum Wochenbett gedient haben soll, und endlich über Goethe's Vaterhaus, dessen Portal verhängnißvoll mit Leier und Stern gekrönt sei, S. 6 auf die anspruchslosere Geburtsstätte unsers Schröder. Schröder's Vater war ein liederlicher Organist, die Mutter, eine geborene Biereichel aus Berlin, des großen Sohnes würdiger. Die Aeltern hatten sich 1742 zu

nder getrennt, im Jahre 1744 aber versöhnt und die
cht der Wiedervereinigung wurde der am 3. Novem-
1744 zu Schwerin geborene Sprößling Friedrich Lud-
. So viel erfahren wir bis S. 8 von dem Helden
Buchs, und nun kein Wort mehr bis S. 71, wo
nier nach einem in allen Einzelheiten interessanten,
Ganzen aber durchaus verfehlten Excurs über die
sche und sonderlich die schwerinische Theatergeschichte
ich wieder einsetzt: „Schröder ward demnach in einer
dt geboren, deren Einwohnern es an Interesse für das
uspiel fürwahr nicht fehlte“; kann also auch später
Liebe an die hübschgelegene Stadt gedacht haben,
er in dem Wanderleben seiner Mutter zur Welt ge-
le“. Wanderleben der Mutter? Gehörte die Mutter
einer wandernden Komödiantentruppe an? Ei, so
uns doch nicht von dem Organistenthum des Vaters,
rn nachdrücklichst von dem Schauspielerstande der
ter erzählt werden sollen, damit wir nicht gerade das
ntliche errathen müssen.

Von etwas Derartigem oder etwa von einer klaren
huldigung, daß wir nichts darüber wüßten, findet
uch jetzt noch kein Wort; der Faden wird ganz naiv
rtgesponnen, als wenn wir die Hauptthatsachen be-
erfahren hätten:

Schröder, der bestimmt war, in der Geschichte des deut-
Theaters Epoche zu machen, betrat schon im zarten Kin-
r das Feld seiner Thaten, und zwar in der Kaiserstadt
Newa. Doch war seine Jugend ..... keineswegs eine
da selbst die beliebtesten Wandertruppen des 18. Jahr-
ts Mühe hatten, ihren Unterhalt zu verdienen. Wohl-
e Theaterdirectoren gab es fast gar nicht. Natürlich hatte
er von dem Druck, unter dem seine Mutter und sein
ter seufzten, mitzuleiden.

ir halten vor Erstaunen inne. Stiefvater? Wer
enn der Stiefvater? Wo ist denn der rechte Vater
en? Wenn der Biograph uns doch erzählen möchte,
ns Räthsel aufzugeben! 72 Seiten hat er nun schon
, doch über dem amusanten Theateranekdotenkram
der's Lebensumstände rein vergessen.

ı fährt er nun wieder ganz ruhig fort, daß es am
sten seinem Helden während des Siebenjährigen
zu Königsberg ergangen sei, und wie Schröder dort-
'ommen und ohne die Aeltern dort sitzen geblieben,
ıbermals übersprungen. Ja, ein „wahrhaft herz-
nder Brief Schröder's aus jener Zeit an seine
“, der doch, wo die Quellen so spärlich fließen,
ch wichtiger und zur Sache gehöriger gewesen wäre,
Curiosa an alten Theaterzetteln, Annoncen und
iften, wovon das Kapitel bisher so stark geworden,
flüchtig erwähnt, keineswegs selbstredend angeführt.
74 wird uns endlich mitgetheilt, daß es die Acker-
he Truppe gewesen, mit welcher der jugendliche Schrö-
hergezogen. Also, ergänzen wir uns, sein Vater,
ganist, mag gestorben und verdorben sein, die
hat den Director geheirathet, und der junge Schrö-
aber nein, bei diesem läßt uns Brunier nun
nen Augenblick länger verweilen, denn da er von
rmann'schen Gesellschaft noch zu sagen hat, daß
sie sich auch nicht ganz frei von der damaligen Erbärm-
lichkeit der Wandertruppen habe halten können, bringt ihn
das auf Schröder, den nachherigen großen Director, der
die Erbärmlichkeit der Schauspielerwirthschaft später in
vielen Stücken reformirte, und bei Schröder, dem gereiften,
berühmten Manne, bleibt er nun auch bis S. 82, wo er,
ohne Hoffnung den Weg zum Knaben und Jüngling
Schröder nochmals zurückzufinden, das Kapitel endlich
mit der Bemerkung schließt, er habe darin, wie in einer
Opernouverture, die später durchgeführten Themata sämmt-
lich schon vorklingen lassen wollen, was denn sehr schön
wäre, wenn er darüber nicht das klar Versprochene, näm-
lich „Schröder's Geburt und Jugendjahre“ total ver-
nachlässigt hätte.

Wir vermuthen, Brunier wird es selbst nicht wissen,
wird es selbst nicht glauben wollen, daß seine Erzählung
so mangelhaft ausgefallen, wie wir das eben dargelegt.
Wir denken, er wird auf unsern Nachweis hin sein eige-
nes Buch zur Hand nehmen und die unumgänglich noth-
wendigen Notizen, deren Fehlen wir gerügt haben, darin
selbst bestürzt, aber vergeblich suchen. Wir hoffen endlich,
er wird, wenn er sich von dem Unglaublichen selbst hat
überzeugen müssen, seine Armuth an Erzählungskunst nicht
durch irgendwelche Ausflüchte beschönigen wollen. Beson-
ders die Dürftigkeit der Quellen, die Geringfügigkeit des
Stoffs kann hier nimmermehr zur Entschuldigung dienen.
Brunier's Werk ist kein Quellenwerk, und selbst wenn es
ein solches wäre, könnte es durch bloße Sammlung und
Wiedergabe der Quellen an den bemängelten Punkten
schon reicher sein, als es nun durch diese Verarbeitung,
durch diese Ausnutzung der Quellen geworden ist. In
Wahrheit sollte aber Brunier's Werk ein schönwissenschaft-
liches Cabinetstück für die moderne Lesewelt werden; der
Verfasser setzte sich selbst die Freiheiten künstlerischer Be-
handlung vor, und das wirft alle Schuld auf ihn allein,
wenn sein Vortrag uns dann jemals den Mangel an
Stoff empfinden läßt. Darin besteht eben die Kunst der
Erzählung, solchen Mangel zu beschönigen, zu verdecken.

Die vier oder fünf von Brunier über Schröder's Ju-
gend beigebrachten Notizen hätten mit den gleichfalls bei-
gebrachten Alterthümern des deutschen Theaters ganz an-
ders gruppirt, verflochten, verschmolzen werden müssen
zu einheitlicher Form, und durchsichtig genug mußte dabei
der Guß gehalten werden, daß das Bild des jungen Schrö-
der überall durchschimmerte, überall den Ton angab,
überall den Mittelpunkt abzugeben schien. Statt den Zu-
sammenhang selber gänzlich zu vernachlässigen, mußte
Brunier, der literarische Künstler, ihn erschaffen, ihn mit
seinem Griffel hervorzaubern, wo er dem Stoff, den
Quellen fehlte.

Aber Brunier gleicht eben von Natur gar nicht dem
formenden Schöpfer, der da klar übersehend vor seinem
Marmor steht und rings aus dem wohlberechneten Block
die schöne Gestalt heraushaut. Dem geschäftigen Arbeiter
tief im dunkeln Bauche des Bergs gleicht er eher, der
hierhin und dorthin formlose, aber handliche Stücke von
der formlosen Masse schlägt und kaum selbst recht sehen

und beurtheilen kann, was für ein Werth in dem über Tag Gefördernten eigentlich stecken mag. So ganz befangen ist er in seiner Thätigkeit und bei seiner Thätigkeit, daß er, dessen ganzes Werk aus einer losen Zusammenhäufung von Episoden und Episödchen mit gelegentlich rein äußerlicher Wiederanknüpfung des rothen Fadens besteht — daß er eine seiner hundert und tausend Abschweifungen einmal ganz naiv vor „einer rigorosen Kritik, die vom Standpunkt einheitlicher Composition" etwas dagegen haben könnte, zu entschuldigen versucht. Man muß wirklich lächeln, wenn man dergleichen liest. Fürwahr, eine Kritik brauchte wol nicht sehr rigoros zu sein, um „vom Standpunkt einheitlicher Composition" gegen Brunier's Werk vieles einzuwenden. Das Buch, als Ganzes, kommt einem formlos bunten Stück der Theatermemoiren-Literatur, wie „Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn von Franz Wallner", weit näher als den edeln biographischen Meisterwerken der Neuzeit, welche sich der Verfasser laut seiner Vorrede zum Muster genommen.

Wir würden indeß gegen die üppigste Fülle von Episoden, da diese Brunier'schen an sich gar nicht langweilig sind, wenig einzuwenden haben, wenn nur Erzählungskunst sie so bemeistert hätte, daß sie den schöngeschwungenen Lebenspfad Schröder's nicht überwucherten und entstellten, sondern umkränzten und illustrirten. Leider ist über den Abschweifungen jedoch der nothwendige Weg an gar zu vielen Stellen übersprungen oder gänzlich vernachlässigt worden. Wie flüchtig z. B. beschäftigt sich Brunier mit Schröder, dem Schriftsteller! Ist das die Art, einen Theaterdichter abzufertigen, der neben Iffland und Kotzebue immer als einer der Hauptvertreter der prosaisch-bürgerlichen Richtung unserer Bühnengeschichte genannt werden wird und dem als solchen selbst ein Historiker unserer gesammten Dichtung, wie Gervinus, mehrere Seiten [illegible] allgemeinen Werks widmen muß, daß man seiner [illegible] fenden Wirksamkeit in einer Sonderbiographie auf [illegible] oder drei Blättern gedenkt und den Gegenstand [illegible] der trockenen Bemerkung verläßt (S. 175): „Da Schröder's Lustspiele gedruckt vorliegen, so ist ja jeder in [illegible] Stand gesetzt, über den Werth oder Unwerth derselben nach eigener Prüfung zu entscheiden?" Freilich sind [illegible] dazu in den Stand gesetzt, und wozu nicht sonst noch? So gut wie Schröder's Lustspiele können wir uns [illegible] Meyer's Schröder-Biographie anschaffen, dann brauchen wir überhaupt Brunier's neues Werk gar nicht erst [illegible] wir hießen diese Spende ja gerade willkommen, um sie auf jene fernliegenden Quellen zurückgehen zu dürfen.

Es sind also nicht Kleinigkeiten, sondern leider [illegible] wesentliche Dinge, die wir an vorliegender Arbeit [illegible] zusetzen haben. Trotzdem bleibt dieselbe immer noch [illegible] achtenswerth, schon durch den Gegenstand, den sie [illegible] zeichneten und von der Jetztzeit wol zu selten genannt Mann, den sie behandelt, sodann auch durch die [illegible] Verfasser aufgewendete Liebe, Mühe und Belesenheit. [illegible] was in unsern Tagen an Theaterliteratur erschienen [illegible] und auch des weiter Zurückliegenden genug hat er für [illegible] Zwecke ausgenutzt und eine Buntheit dadurch erreicht, selbst unsere gebildete Lesewelt immerhin einmal für harmonische Abrundung entschädigen mag. Wir [illegible] freilich, wo die Wahl des Stoffs und der Form [illegible] durchaus glückliche und zeitgemäße genannt werden dem Werke vor allem gern das Lob künstlerischer Anlage zugesprochen, zumal Brunier unverkennbar die edle [illegible] zeigt, danach zu ringen.

M. E. Lessing

*) Aus dem Nachlaß unsers zu früh verstorbenen Mitarbeiters. [illegible]

Feuilleton.

Wiseman's „Shakspeare".

Ein Katholik, ein Cardinal, der über Shakspeare schreibt, wird gewiß die Aufmerksamkeit unserer Kritik in um so höherm Grade erregen, als es zu einem beliebten Dogma derselben gehört, die Bedeutung Shakspeare's in seiner protestantischen Gesinnung zu finden. Hat doch der Historiker der deutschen Höfe, Vehse, sogar ein Werk über Shakspeare als Protestanten geschrieben. Es bleibt immerhin einseitig, einen großen Dichter mit confessionellem Maßstabe zu messen, und es ist erfreulich, daß diese Einseitigkeit corrigirt wird. Eine solche Correctur liegt jedenfalls in der Thatsache, daß der Hauptvertreter des Katholicismus in England, der glänzendste und begabteste Propagandist des Papstthums, Cardinal Wiseman, ebenfalls ein Büchlein zur Verherrlichung des Shakspeare'schen Genius geschrieben hat. Dies Büchlein: „William Shakspeare. Von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wiseman" (Autorisirte Uebersetzung; Köln, Bachem, 1865), ist ein oeuvre posthume des Cardinals, der sich gerade in der letzten Zeit seines Lebens, zum Zweck einer seiner öffentlichen Vorlesungen, auf das eifrigste mit dem britischen Dichter beschäftigte. Shakspeare war bereits in Rom eine Lieblingslektüre des jungen Geistlichen gewesen; er kehrte im Alter, auf dem Kranken- und Todtenbette zu seiner Jugendliebe zurück. Natürlich sucht der Cardinal in diesen Blättern, welche nur Fragment geblieben sind, keineswegs aus Shakspeare für den Katholicismus Kapital zu [illegible] Es wäre dies ein vergebliches Bestreben, ebenso einseitig das der protestantischen Kritiker, aber noch unfruchtbarer. Shakspeare in einem wesentlich protestantischen Zeitalter. Wiseman bringt in seine Charakteristik gar keine confessionellen Elemente, nicht einmal allgemeine theologische Betrachtungen; er sieht in dem Dichter eben nur den Dichter — und in diesem weltmännischen Ton möchten wir einen Hauptvorzug der Schrift finden. Wiseman stellt Shakspeare neben Homer, Dante und weist seinen Einfluß auf Byron, Goethe, Schiller und die andern Poeten der Neuzeit nach. Den Kern [illegible] großer Eleganz und ansprechender Verständigkeit verfaßten Betrachtungen bilden die Untersuchungen Wiseman's über das Genie, [illegible] nen er dann die Anwendung auf Shakspeare macht. Er sagt: das Genie in irgendeinem der verschiedenen Zweige der Wissenschaft oder Kunst sei eine natürliche Sympathie mit allem, was zu dieser Wissenschaft oder Kunst gehört, verbunden mit der Fähigkeit, die geistigen Ideen vollkommen und sicher darzustellen wirklichen. Das Wesen des Shakspeare'schen Genies [illegible] das, was die eigentliche Seele der dramatischen Ideen [illegible] die Fähigkeit, sich in die Lage, die Umstände, die Neigungen, angenommenen Gewohnheiten, die wahren oder erdichteten Gefühle jedes Charakters, der im Drama vorkommt, [illegible] versetzen. Das ist ja die vollkommenste Sympathie [illegible]

'en läßt — das Wort Sympathie hier natürlich nicht in
er gewöhnlichen Bedeutung gebraucht, als Bezeichnung der
ereinstimmung in den Gesinnungen, Gefühlen und Grund-
n. Shakspeare hat eine ebenso vollständige Sympathie für
ylock oder Jago, wie für Arthur oder König Lear. Für
Augenblick lebt er in dem schlauen Schurken, wie in dem
huldigen Kinde; er arbeitet sich mit der ganzen Kraft seiner
anken in die Windungen des Gehirns des Verräthers hin-
er läßt sein Herz schlagen in Uebereinstimmung mit dem
dürftigen Haß des Wucherers, und dann befreit er sich, wie
Schmetterling aus der Puppe, aus dem widerlichen Auf-
alte und ist wieder er selbst und im Stande, seine eigenen
i und zarten Charakterzüge als Spiegel vorzuhalten oder
erhabensten, hochherzigsten und liebenswürdigsten Muster-
r unserer Natur zu entwerfen. Und das alles thut er ohne
same Ueberlegung, scheinbar ohne Anstrengung. Seine
dlich mannichfaltigen Charaktere treten wie von selbst jeder
inen Platz und büßen nie, auch nur für einen Augenblick,
Eigenthümlichkeiten, ihre Persönlichkeit und die Biegsamkeit
welche die Folge der Vereinigung vieler Eigenschaften in
i Menschen ist. Von Anfang bis zu Ende bleibt jeder
akter der nämliche, spiegelt aber die Lichter und die Schat-
b, unter denen er sich bewegt."

Am Schlusse der Schrift entwirft der Cardinal den Plan
nem Denkmal für Shakspeare, und zwar nicht zu einem
rnen, sondern zu einem literarischen: die Veröffentlichung
Ausgabe von Shakspeare's sämmtlichen Werken, welche
htlich des Textes, des Drucks und der Illustration alles
rige übertrifft. Was die Wiederherstellung eines muster-
gen Textes betrifft, so hat es die Deutsche Shakspeare-
schaft sich zur Aufgabe gemacht, mit dem bereits erprobten
eug deutscher Gelehrsamkeit daran mitzuarbeiten. Wir
i von der Wirksamkeit dieser Gesellschaft noch Gedeihliches
ie Pflege und Erkenntniß des britischen Dichters er-
n.

Eine Geschichte Nassaus.

im elften Buche von „Wahrheit und Dichtung" hat sich
e bekanntlich über die auffällige Erscheinung geäußert,
er monströse Zustand eines durchaus kranken Körpers,
maligen deutschen Reichsverfassung, der nur durch ein
er am Leben erhalten ward, „gerade den Gelehrten am
n zusagte". Die Erklärung, die er hinzufügt, „daß der
rdige deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Ent-
ung von Einzelheiten als auf Resultate losging, hier
unversiegenden Anlaß zu immer neuer Beschäftigung ge-
", leidet bis auf diese Stunde, wenn auch nicht mehr
r Staatsrechtslehrer, so doch auf zahlreiche Historiker An-
ng. Die deutsche Provinzialgeschichte, insofern sie jeder-
ch die Geschichte souveräner Länder und Herrschaften ist,
durch einen Charakter erhalten, der sich von dem fran-
r und englischer Provinzialgeschichte wesentlich unterschei-
d etwa nur noch in Italien ähnlich wiederkehrt. Die
lung kleiner Verhältnisse, ohne Bezug auf die grö-
llgemeinern, mit denen sie doch unleugbar verknüpft wa-
ie Ausführlichkeit, mit welcher die Wirrsal dynastischer
igungen, endloser Ländertheilungen und endlicher Wieder-
ynng kleiner Staaten zu einem kleinen Staate auseinan-
setzt werden kann, die unvermeidliche Trockenheit, welche
Begrenzung auf so kleinem Raum eintritt, scheint der
hl unserer Provinzialhistoriker besonders zu behagen.
eg, auch die Geschichte kleiner Länder und Landschaften zu
Bedeutung zu erheben, indem die Rückwirkung der
historischen Strömungen auf sie speciell dargestellt
ichsam individualisirt wird, liegt freilich klar vor aller
und Justus Möser hat ihn bereits vor einem Jahrhun-
seiner „Osnabrückischen Geschichte" betreten. Daß er
e Stunde so wenige Nachfolger gefunden hat und ein
kleinlicher Localheist die Mehrzahl unserer Specialgeschichten
noch immer durchdringt, hat tiefliegende Ursachen, deren keine
erfreulich genannt zu werden verdient. Bisweilen liegt es
dann im Stoff selbst, wenn eine Erweiterung des Gesichts-
kreises eintritt. Dies ist auch bei der „Geschichte Nassaus von
der Reformation bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs
von E. F. Keller" (Wiesbaden, Limbarth) der Fall, welche
jedenfalls als eine durchaus fleißige und in vielen Einzelhei-
ten vortreffliche Arbeit gerühmt werden muß, aber doch die
Bezugnahme auf die allgemeine deutsche Geschichte allzu stark
vermissen läßt. Der Verfasser führt gleich so entschieden in me-
dias res, daß er den nichtnassauischen Lesern kaum einen Auf-
schluß über Land und Leute, Dynasten und Unterthanen der
nassauischen Gebiete gibt, sondern sogleich mit der „weilburgischen
und idsteinischen Linie" der damaligen nassauischen Grafen anhebt.
Auch im Verlauf seiner Darstellung wird nur derjenige, wel-
cher mit den allgemeinen Verhältnissen der geschilderten Zeiten
genauer vertraut ist, seine Geschichte mit Nutzen lesen. Der
größere Gesichtskreis eröffnet sich durch die bei einer nassaui-
schen Geschichte gebotene Perspective des niederländischen Frei-
heitskampfes. Mit Ausführlichkeit weist der Verfasser hier vor
allem die Opfer und Anstrengungen nach, welche von Nassau
und seiner Fürstenfamilie in den niederländischen Angelegenhei-
ten gebracht wurden. Einen weitern Vorzug vor vielen Pro-
vinzialgeschichten erwächst dem Keller'schen Buche aus seinen
culturhistorischen Mittheilungen, die größtentheils auf seither
unbekannte Urkunden gestützt wurden. Nach der Seite der Aus-
führlichkeit und gründlichen Benutzung alles actenmäßigen Ma-
terials läßt die „Geschichte Nassaus" wenig zu wünschen übrig,
in Bezug auf die Gruppirung des Stoffs und die Belebung
desselben erscheint das Behagen an der Entwickelung von Ein-
zelheiten weitaus zu groß, der überschauende eigentlich histo-
rische Blick minder entwickelt, als zu wünschen wäre.

Bibliographie.

Aegidi, L. K., Aus der Vorzeit des Zollvereins. Beitrag zur deutschen Geschichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Allfeld, J. B., Tristan und Isolde von R. Wagner. Kritisch beleuchtet mit einleitenden Bemerkungen über Melodie und Musik. München, Fritsch. Gr. 8. 9 Ngr.

Brambach, W., Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eckardt, L., Drei Frauen-Charaktere. Novellen. Mannheim, Schneider. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flir, A., Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums. Eine Tragödie. Innsbruck, Wagner. 16. 10 Ngr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Vollständige wohlfeile Original-Ausgabe. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 10 Ngr.

Helfferich, A., Das Wurzelwort. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hobein, E., Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen, zum Theil aus ungedruckten Quellen. Hamburg, Berthes-Besser u. Mauke. 8. 12 Ngr.

Homburg und seine Mysterien. Berlin, Schweigger. 8. 1 Thlr.

Jacobi, H., Ueber die Stellung des Weibes im Judenthum. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Jahn, A., Emmenthaler Alterthümer und Sagen. Bern, Huber u. Comp. 12. 15 Ngr.

Janssen, J., Gustav Adolf in Deutschland. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Langenberg, C., Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und seine Schriften. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lambert, E. M., Die Entwickelung der deutschen Städte-Verfassungen im Mittelalter. Aus den Quellen dargelegt. 2 Bde. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lermon's Reisen und Liebes-Abenteuer. Gedicht. Breslau, Max'sche u. Berendt. Gr. 16. 1 Thlr.

Solitaire, M., Erzählungen bei Mondenschein. Neue Novellen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stern, A., M. Solitaire. Eine kritische Skizze. Leipzig, Matthes. 8. 7½ Ngr.

Varnhagen v. Ense, K. A., Tagebücher. 8. Bd. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 3 Thlr.

Wackenreiter, J., Die Erstürmung von Regensburg am 23. April 1809. Regensburg, Bößenecker. Gr. 8. 27 Ngr.

Wiesing, H., Agnes, der Engel vom Paltenthal. Eine historische Erzählung aus der steirischen Reformationszeit. Preisschrift. Innsbruck, Vereins-Buchh. 12. 12 Ngr.

Wilferth, F., Bittel, geschichtliches Schauspiel. Lindau, Stettner. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Friedrich Bülau.

Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden zu je 1 Thlr.

Beim Beginne dieses bekannten Sammelwerks sagte der inzwischen verstorbene Herausgeber Friedrich Bülau, der bekannte Publicist, Professor an der Universität Leipzig: „Allgemein ist das Interesse, welches man für wechselvolle oder für merkwürdige und doch wenig bekannte Persönlichkeiten empfindet.“ Daß er sich mit dieser Annahme nicht geirrt, beweist die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem Unternehmen von Anfang an entgegengebracht und bis zum Schluß des — aus zwölf Bänden bestehenden — Werks erhalten hat. Auch heute noch währt dieses Interesse unvermindert fort und die Verlagshandlung veranstaltete eine zweite Auflage, deren Preis um mehr als die Hälfte billiger gestellt ist. Der Band von durchschnittlich 30 Bogen kostet nur 1 Thlr. (gegen 2½ Thlr. der ersten Auflage).

Für Lesebibliotheken, Historiker, Genealogen, Publicisten sowie für Freunde der Geschichte und Biographie wird diese nun vollständig vorliegende neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks gewiß eine willkommene Erscheinung sein.

Brockhaus' Reise-Bibliothek

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Jedes Bändchen einzeln cartonnirt 10 Sgr.

Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Beck.
Das hessische Land und Volk. Von Emil Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelie Buddeus.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Becker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Becker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von Nikolaus Becker.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Hurnik.
Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne. Zweite Auflage.
Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne. Zweite Auflage.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berneck.
Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak.
Harzbilder. Von Heinrich Pröhle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Vorstehende Schriften eignen sich trefflich zur unterhaltenden und belehrenden Lektüre auf Reisen und sind zugleich, wie schon die Namen der Verfasser darthun, von solchem literarischen Werthe, dass sie aufbewahrt zu werden verdienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leibniz.

Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perück

Von **Wilhelm Andreä.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Leben und Wirken des deutschen Geistesheroen niz in das Gewebe eines Romans zu verflechten, und zugleich die sittlichen Zustände des damaligen Zeitalters, sogenannten Perrükenzeit, mit kräftigen Zügen zu schild war gewiß ein glücklicher Gedanke des durch seine hist und culturgeschichtlichen Studien dazu besonders befähigt faffers. Mit steigendem Interesse begleiten wir den berü Philosophen, Staatsmann und Geschichtsforscher an den fürstlichen Hof zu Hannover, wo uns das anziehende Bi edeln und geistreichen Kurfürstin Sophie entgegentritt; Berlin, wo Leibniz die Akademie stiftet; nach Wien, wo dem Prinzen Eugen in nähere Berührung kommt; end gar in den Türkenkrieg. Je weniger im allgemeinen zählten Lebensumstände sowie die sich darum grupp Thatsachen und Persönlichkeiten selbst der Mehrzahl der deten bekannt sein dürften, um so sicherer kann der Roma eine befriedigende und genußreiche Lektüre empfohlen werd

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Naturreligion

oder

Was die Natur zu glauben lehrt.

Ein Beitrag

zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiöser B

von

Dr. **Heinrich Baumgärtner,**

Professor der Medicin.

8. Geh. 16 Ngr.

Vorliegende Schrift des bekannten Klinikers und logen ist ein Versuch, die Fortschritte der Wissenschaft, lich die großen Ergebnisse der neuern Naturforschung Religion in Uebereinstimmung zu bringen. Indem fasser die dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft wi chenden Glaubenssätze aus der Religion entfernt wi wendet er sich mit seinen Untersuchungen an diejenig glieder aller Confessionen, welche auch in Sachen des die Prüfung nicht scheuen.

Soeben erschien das **46. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexi

Dove — Dunstan,

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes den noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise an

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte der erste bis vierte Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 24. August 1865.

alt: Neues aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Dritter Artikel. Von Alexander Jung. — Eine Geschichte der Völkerwande- — Eine ungarische Faustiade. Von Rudolf Gottschall. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Briefe Marie Antoinette's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

es aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Dritter Artikel.*)

wechsel zwischen Varnhagen von Ense und Oelsner nebst iefen von Rahel. Herausgegeben von Ludmilla Assing. ei Bände. Stuttgart, Kröner. 1865. Gr. 8. 9 Thlr. Ngr.

Das Briefschreiben, der Briefaustausch seinem eigent- Werthe nach hängt aufs genaueste zusammen mit Bildungsstande des Menschen, mit seinem Gedanken- mit seiner Aufgeschlossenheit für andere, mit seiner ligkeit, mit seinen Erfahrungen, mit seiner Schärfe leichtigkeit in der Beobachtung und in der Wiedergabe Beobachteten, mit seiner Stellung in der Gesellschaft, auch wieder mit seinem ganzen innern Leben und Cha- . Menschen, die bequem, flüchtig, selbstisch, äußer- nd, werden sich stets um das Briefschreiben herum- n oder doch nur das Nothdürftigste geben, vor aber keine Ausdauer in der Erhaltung des Brief- ls haben. Es ist erstaunenswerth, welche Fülle von ken, welch ein Reichthum an Bildung in Briefen uns Deutschen abgesetzt worden ist seit der classi- Periode des 18. Jahrhunderts, zumal seit dem erkehr zwischen Goethe und Schiller. Wo aber die dschaft keinen ideellen Gehalt hat, wo sie ganz er- wo man sich nur noch im trivialen Geschwätz er- da sind Briefe von tieferm Inhalt fast eine Unmög- geworden. Kommt noch die Hast dazu, mit der wie in unsern Tagen, existirt, meist um nur noch Moment des unmittelbaren Genusses zu erhaschen, den gehaltvolle Briefe sicher zu dem Seltensten ge- selbst da, wo man bemüht ist, sich über das Ge- che zu erheben.

er vorliegende Briefwechsel reiht sich ohne Zweifel ortrefflichsten in gleicher Würde an, was wir die- t in der deutschen Literatur besitzen. Der Inhalt herrschend politisch, die Form musterhaft. So un- so frisch, so den unmittelbaren Umgang ersetzend Briefe geschrieben werden. Was aber das Poli- tische betrifft, so wird hier eine Politik geübt, die weit über die bloße Meinungsdebatte, über das Eintagswesen leerer Kannegießerei hinausragt; auch hier werden Vermuthungen gehegt, Meinungen ausgesprochen, doch nirgends haftet man am Engen, nirgends läßt man sich durch den Tag den Blick absperren für das Jahrhundert, man verbindet überall echten Patriotismus mit Weltbewußtsein, man läßt nichts außer Acht, was auch sonst noch auf andern Gebieten erscheint, und wenn man auch manches in Erwähnung bringt, was eben in der Sphäre der Geselligkeit vorgeht, oft in den vornehmsten Kreisen, sogar manche Anekdote mittheilt, die in den Salons spielt, so wendet man sich stets wieder auf das Wichtigste hin, man hat den Culturstaat im Auge, und ist unablässig bedacht auf den Fortschritt der Nationen zu Gunsten der Menschheit.

Wir gedenken nun im Folgenden zuerst von den Briefen Oelsner's, Varnhagen's und Rahel's in ihrem Zusammenhang wie in mancher Einzelheit eine nähere, wenn auch immer noch kurze Charakteristik zu geben, oder vielmehr von den Verfassern selbst, und erst dann einiges Referirende als Beleg beizubringen. Die treffende Charakterzeichnung eines geistigen Products wird stets am meisten den Reiz im Leser erwecken, das Ganze zu lesen, während das bloße Referat nicht selten die Spannung schon vorwegnimmt, sie vielleicht gar nicht aufkommen läßt. Der Referent hat dann bereits viel zu viel ausgeplaudert, und darum eben viel zu wenig gesagt, und hat damit dem Verfasser, dem Herausgeber den schlechtesten Dienst geleistet.

Es ist einem zufälligen Umstand zuzuschreiben — wie denn oft der Zufall sinnig und sogar witzig ist —, daß die Reihenfolge der Briefe hier einen ansteigenden, fast musikalischen Eindruck macht. Es ist dies der beklagenswerthe Umstand, daß die Schreiben Varnhagen's an Oelsner lange fehlen, und erst im ersten Bande mit S. 157 anfangen. So aber wirkt das Ganze wie ein Tonstück, das mit dem Solo beginnt, nur einmal, durch Frau Oelsner-Monmerqué, unterbrochen wird, wieder im Solo fortklingt, bis Varnhagen, lange vermißt, es zum Duett erhöht, nun auch Rahel ihre Stimme den beiden gesellt, und wir das schönste Trio vernehmen, dessen Ende

*) I. den ersten und zweiten Artikel von Rudolf Gottschall in Nr. 11 . Bl. D. Red.

freilich erschütternd genug mit einem dictirten Briefe Oelsner's, kurz vor dessen Tode, uns mit Trauer erfüllt. Es thut unendlich wohl, daß in diesem Briefwechsel der ganze Mensch, der Freund nie über dem Staatsmanne, Bürger und Beamten vergessen wird. Was der politische Tag auch bringen mag, wie groß auch die Dissonanzen desselben sein mögen, schon werden sie gemildert durch anderweitige Geistesinteressen, sie lösen sich aber in Harmonie auf durch eine Freundschaft, welche nie zurücktritt, durch nichts eine Störung erhält und hier — ein seltener Fall — unter Dreien besteht. Das gerade begünstigt dieses briefliche Vereinsleben, daß jeder zu jedem von diesen Dreien paßt, und daß doch jeder von ihnen ein anderes Naturell, ein anderes Bildungsgepräge kundgibt.

Oelsner und Varnhagen haben das miteinander gemein, daß sie echte Diplomaten sind und zwar mit ganzer Seele, also von Beruf, aber gewiß Diplomaten, wie es noch wenige gegeben hat. Sie sind brav von Gesinnung, kenntnißreich, von scharfer Beobachtung, rasch entschlossen zum Handeln, mit der Feder gewandt, dabei, was sie noch besonders ziert, wahrheitsliebend und, ungeachtet vom Eifer erfüllt für das Wohl aller Nationen, für Deutschland vorzugsweise eingenommen, glühend begeistert für Preußen mit einem Patriotismus, der da weiß, welche wichtige Aufgabe dieser Staat hat, und welche Verdienste er sich um die Bildung erworben.

Gehen wir nun aber auch auf die Unterschiede beider Charaktere ein. Oelsner, Schlesier von Geburt, bewährt sich vor unsern Augen als höchst anstellig in allen Verhältnissen, wie sehr ihn das Schicksal hin- und herwirft und abgleich er nicht immer in der ganzen Bedeutung erkannt werden mag, welche ihn auszeichnet. Die Vielseitigkeit der Bildung, welche Varnhagen nicht blos der Politik verdankt, sondern den Bewegungen in unserer Literatur, indem er das Goethe'sche Lebens-, ja Sprachelement sich aneignet, findet sich nicht völlig in dem Umfange bei Oelsner. Schon dadurch, daß er so lange in Frankreich lebt, durch seine Thätigkeit als Geschäftsträger, später als Legationsrath, durch seine publicistischen Arbeiten in Anspruch genommen wird, entfremdet sich ihm eins und das andere, entgeht ihm diese und jene bedeutende Erscheinung im Literarischen und in sonstigen Bildungskreisen Deutschlands; aber er besitzt im Freunde den treuesten Berichterstatter, manches Versäumte holt er nach, und man erstaunt, wie tief geschöpft, wie gedankenreich, wie köstlich im Ausdruck, wie selbständig sein Urtheil ist, und welche Anlagen, sogar entwickelte Kräfte in dem Manne schlummern oder wenigstens unangewendet bleiben, da seine amtliche Function ihm keine Zeit läßt. Ab und zu gibt nun auch er gediegene Berichte und Urtheile aus der französischen Literatur. Dabei ist er ausgezeichnet in der Charakteristik einstiger und früherer Größen der Geschichte, er hat nicht blos glänzenden Verstand und Witz, er hat Phantasie und Humor, wie wir das später nachweisen werden. Darin jedoch hat er es entschieden zur Meisterschaft gebracht, die jedesmaligen Constellationen, die verborgensten Conjuncturen des politischen Himmels glücklich zu beobachten, einen Ueberblick davon zu geben, der da beweist, daß er nicht allein in diesen Dingen weilt, sie für die Gegenwart erkennt, in andern daß er über ihnen steht, sie für die Zukunft ausbeutet. Was nun näher seine Briefe angeht, so beginnt er überall die Sachen und oft auch Personen aufs kürzeste, verschmäht auch starke Farbengebungen nicht, bleibt aber auch nichts schuldig im Adel, im Schwung der Darstellung. Seine Briefe an Rahel sind meist von der feinsten Eleganz und Galanterie; andere, an Varnhagen, sind einzig in der Combination, reich an Weltkenntniß, überraschend und vielsagend in der Kritik. Dabei ist Oelsner, wo er Elogen macht, ein wahrer Virtuose, man könnte hinzufügen: Franzose, aber er thut dann auch nur, wo es verdient ist, er macht keine leeren Complimente; aber sein Lob ist brillant, seine Zustimmung ist eloquent, ohne daß er seine Abweichungen von der Auffassung verleugnet. Wie er bisweilen den Schein im Ausdruck liebt, erhärten wir durch das Beispiel, daß er in seinen Briefen Varnhagen und Rahel seine „Cour" zu nennen pflegt.

Was nun Varnhagen's Briefe betrifft, so ist diesem Manne, soweit unsere Kenntniß reicht, noch nirgends die ausreichende Anerkennung geworden, am wenigsten ist seine Eigenthümlichkeit schon genugsam dargestellt worden. Varnhagen's eigenstes Wesen ist dadurch zu erfassen, daß man seiner Denkwürdigkeiten gedenkt, daß man seine Biographien lobt, daß man ihm Gewandtheit der Darstellung zugesteht, und dann doch wol noch oberflächlich hinzufügt, er habe an der Sprache herumgekünstelt. Daß der Mann in das politische Leben seiner Zeit hineinwächst, in und außer seinem Amte dafür thätig ist, bezeichnet immer nur einen Theil seines reichen Geistes unter unzähligen andern. Für die Religion, die Poesie, für alles Künstlerische, Philosophie hatte Varnhagen das tiefste Interesse, er mußte sich nur aus Pflichtgefühl und Mangel an Zeit Einhalt gebieten, jene Felder schaffend zu bebauen, wo sich treffliche Ansätze dazu in seinen Schriften vorfinden. Sein ganzer Stil, dies eigenartige Gepräge von Klarheit, Anmuth, Eleganz, Farbenfrische und veranschaulichender Bildlichkeit beweist das Gesagte. So wenig ist sein Stil blos glatt und gezirkelt, daß Varnhagen mit Glück Ausdrücke schafft, überraschend treffende Wendungen bringt und in allem dem verräth, daß auch der dichtende Mensch stets in ihm wach, sogar ausübend ist, und das alles mit einem Geschmack, den er nicht Gott gelernt hat, welcher vielmehr eine reife Frucht von Anlage und Bildung ist. Solcher Stil reicht bei ihm auch aus — und mehr als das —, in allem Epistolischen, Biographischen, Memoirenartigen, in der Kritik vor allem in Briefen mehr als blos den Weltlauf zu geben. Varnhagen gibt ihn, aber er gibt immer sich selbst mit, ohne jenes zu veruntreuen. Und diese Natur, dies edelsten Subjectiven, Individuellen ist in Varnhagen's Darstellungen meist übersehen, und damit seine Eigenthümlichkeit verkannt worden. Varnhagen hat überall

e Cultur den umfangreichsten Blick, oft sogar in die
ukunft hinaus; sein Blick jedoch ist universell, der Oels-
r's mehr partiell. Daher fördert Varnhagen auch so
rn jüngere Talente mit Rath und That. Er hat un-
meßliche Erfahrungen gemacht, er bewahrt unzählige
estalten in sich in treuer Erinnerung, er stellt sie eben
treu dar, ja wir bemerken in seinen „Denkwürdigkeiten",
e auch in vorliegenden Briefen, bisweilen eine antike
isdrucksweise, wie wenn er auf den genialen Wolf zu
rechen kommt, wenn er polemisch wird und auch sonst.
aufgeschlossen ist er für alles Große, Fruchtbare, daß
n seine Zeit, seine Stellung oft zu eng wird, daß er
n überall gegenwärtig, thätig sein möchte, und wahr-
nicht aus Eigennutz, sondern weil er einen philoso-
schen Weltblick hat. Wir geben später auch davon ein
ispiel. Das, was ihn von Oelsner ferner unterschei-
, ist, daß er, wo ihm auch Herbes begegnet, schnell
ber gefaßt, unverzagt, werdelustig wird, seinen Freund
richtet, ihn vor Argwohn zu bewahren sucht, ihm mit
versicht und Heiterkeit begegnet, und stets in sich, in
ier Totalanschauung eine Ueberlegenheit entdeckt, um
r alles Widerwärtige Herr und Sieger zu werden.
rin also war er seinem Freunde durchaus überlegen,
sich in den Briefen immer wieder an den köstlichen
enden auffrischt und erlabt, um nun auch seinerseits
Aehnlichem zu erfreuen.

Das alles wurde durch Rahel, durch eine so ganz
ßerordentliche, sogar seltene Frauen noch weit überflü-
nde Weiblichkeit Varnhagen um vieles erleichtert. Sie
mte ganz zu dem Gatten und war doch wieder so an-
s. Sie war stets aufgeweckt zu Gedanken wie er, un-
ildet wie er, eigene Schätze durch die anderer noch zu
ichern auf dem Wege vielseitigster Lektüre. Es war
Geben und Nehmen, eine gegenseitige Ergänzung, ein
ammenleben, wie es in dieser Weise wol nicht vielen
hieden gewesen ist. Es war wirklich eine Ehe gesegnet
den Weihen des Geistes. Die ankommenden Briefe
sner's bildeten darin die Festtage, nicht minder die,
he von beiden dem Freunde geschrieben wurden. Den-
gab es auch hier einen kleinen Haustyrannen. Es
, zumal in Berlin, der Wechsel des Wetters. Rahel
ihrem leidenden Körper war darin eine wahre Sen-
e und wurde, um glückliche Stimmungen, leidliche
nden einem veränderlichen, rauhen Klima abzulauschen,
genaueste Beobachterin der Witterung. Sie gibt Oels-
darüber die lustigsten Berichte, und der Gemahl be-
mt zuletzt selbst etwas davon ab, auf das Wetter zu
en, unter dessen Einflüssen zu leiden. Was aber
el von ihrem Gatten total unterschied, und wodurch
eben in ein ganz anderes, nicht minder die munterſten
llen schlagendes, die stattlichsten Schiffe tragendes Fahr-
ser gelangte, war ihr durchaus ungenirtes Verhältniß
Sprache, während ihrem Manne die Classicität des
druckes fast zur andern Natur geworden war. Rahel
lügte, ohne je zu grübeln, ohne irgendwelche Vorschrift
machen zu lassen, über ihre eigenen Contrapunkte der
mmatik. Und wie sie hier schaltete, muß es ihr die
Muttersprache Dank wissen. Der strengste Gelehrte, wenn
er noch einigen Sinn für Naturfrische und Erweiterung
des Gedankengebiets hat, muß sich freuen, welche Einfälle,
Gesichtspunkte, große Anschauungen, kurz seltenſte Ge-
dankenseelen und -Leiber dafür Rahel gewinnt, indem sie
gewisse Ausdrücke, an sich schon vielsagende Wörter, nun
aber noch miteinander traut, durch den Ehebund einer
großartigen Syntax und sonstigen Außerordentlichkeit einigt,
und wie daraus ein ganz neues Geschlecht von Lebens-
ansichten, Rathschlägen, tapfern Entschlüssen und Con-
structionen großer Verhältnisse hervorgeht, die ein neues
Zeitalter ahnen lassen und ohne jene unbekümmerten, kühn-
nen Wortfügungen gar nicht zu verwirklichen gewesen wären.
Oelsner ist oft ganz erstaunt und außer sich, was
sie ihm da alles schreibt, wie sie es ausdrückt, wie sie da
einen neuen Stern entdeckt, wo alle Welt bis dahin nichts
als Leeres gesehen hatte, und wir sind es mit Oelsner.
Vergegenwärtigen wir uns jetzt näher den Inhalt.

Das Bisherige schon dürfte so viel in seinen Andeu-
tungen darlegen, daß unsere Correspondenten alle jene
Eigenschaften besitzen, welche wir am Anfange für einen
gehaltvollen Briefaustausch festgestellt haben. Die Briefe
reichen von 1816—28. Die vorzüglichsten Oertlichkei-
ten, von denen sie ausgehen, sind: Frankfurt a. M., Ber-
lin, Baden, Karlsruhe, Paris. Es kann bei so regel-
mäßigen Sendungen nicht ausbleiben, daß auch Perioden
der Dürre einkehren; vorherrschend politische Briefe wer-
den das mit den besten Zeitungen gemein haben; dann
aber kommt eine neue Strömung, und wir werden nicht
blos entschädigt, sondern von allen Seiten her mit den
reichsten Gaben überschüttet. Manche Beilage belebt den
Scenenwechsel.

Erster Band. Die darin enthaltenen Schreiben reichen
von 1816—20. In den ersten Briefen Oelsner's be-
gegnen uns unter andern: Reinhard, der bekannte Staats-
mann in französischen Diensten, der „Rheinische Mercur",
Frau von Humboldt. Varnhagen, dem Meister der Fe-
der, wird schon hier Lob gespendet. Oelsner ist ver-
stimmt, und so finden wir in seinen Briefen aus dieser
Zeit doch auch manches Unerhebliche. Mit dem Schrei-
ben aus Berlin kommt eine günstige Wendung. Auch
literarische Größen tauchen auf: Wolf, Schleiermacher,
Tieck. Mit Oelsner's nächstem Aufenthalt in Paris sind
wir auf der Höhe interessanter Mittheilungen angelangt.

Außer Frau von Staël, deren Tod bevorsteht, fesselt
uns im Folgenden besonders Graf von Schlabrendorf.
Oelsner gibt ein artiges Bild von ihm. Auch wird uns
dieser großartige Sonderling mit der Bezeichnung „Ein-
siedler" stets wieder vorgeführt. Der König von Preu-
ßen, unter dem Namen eines Grafen von Ruppin, weilt
in Paris; Oelsner gelangt zur Audienz. Wir sehen ihn
bald darauf in Berlin, bis er nach Verlauf beinahe eines
Jahres nach der französischen Hauptstadt zurückgeht. In
den Zwischenbriefen dieser Zeit ist viel Vortreffliches ent-
halten. Die Briefe 61, 62 Oelsner's sind ausgezeichnet;
sie enthalten schon den Kern edelster Gesinnung. Das
dreiundsechzigste Schreiben ist das erste, welches wir von

Varnhagen lesen. Es kündigt bereits das Vortreffliche an, was wir zu erwarten haben. Dem schließt sich nun auch der erste Brief von Rahel an; er ist voller Leben.

Von S. 163 ab ist Oelsner im höchsten Grade beglückt durch das, was er von beiden Freunden brieflich erhält; das führt ihn, reißt ihn fast hin zu den werthvollsten Gegengaben, nur daß er bisweilen sogar exaltirt wird. Denn, wenn er im Stande ist, an Varnhagen und Rahel zu schreiben: „Zu Ihren Füßen liegt die Staubwolke der Alltagswelt. Sie können thun, begehen, was Sie wollen, bei mir behalten Sie recht. Fehlen können Sie und sündigen, wenn es Ihnen gefällt, und mein Gemüth bleibt den Genien mit unverbrüchlicher Treue ergeben", so heißt das in der That zu viel versichern.

Dann aber ist Oelsner unerschöpflich im Spenden des Gediegensten, in der Fülle des lautersten Gemüths, der innigsten Gesinnung, dabei geistreich, fein, leicht, anmuthig, überraschend in neuen Wendungen; er hat eine Suade, wie sie noch kein Briefschreiber schöner gehabt hat unter den Alten und Neuen. Seine Galanterie ist von echt französischer, chevalereske Decenz, höchst natürlich, dann wieder etwas versetzt mit Courtoisie und conventionellster Gemessenheit; es ist eine unbewußte und daher liebenswürdige pariser Façon und Tournure, der man aber überall die deutsche Tiefe abmerkt, wie in mancher fast verzweifelten Reflexion. So, wenn er S. 164 ausruft: „Es ist ein höllisches Ding um das menschliche Dasein auf Erden. Hunderttausend kreischende Lumpereien unterbrechen die Harmonie, zerrütten den Takt und machen das angebliche Concert zur wahren Bierfiedelei."

Man ist in der Politik ihrer Natur nach vorherrschend auf das Neue gewiesen, und man muß es Oelsner einräumen, er ist überreich an Neuigkeiten, er weiß sie mit Geschmack zu erzählen, und keiner von den Dreien bleibt darin hinter den andern zurück. Daß sie darin sehr wählerisch sind, das Neue nicht zu hoch anschlagen, es oft mit scharfer Kritik beleuchten, versteht sich von selbst. Und so finden wir in derartigen Mittheilungen eine Bestätigung dessen, was wir schon vor Jahren an einem andern Ort über solchen Gegenstand ausgesprochen haben.*) In einem Briefe Varnhagen's kommt die badener Constitution zur Sprache. Ein sehr bedeutendes Wort über Preßfreiheit gibt Oelsner ab. Varnhagen bemerkt einmal: „In unsern deutschen Zeitungen steckt wirklich eine ganze Literaturbildung."

Es drängt sich in den folgenden Briefen ein unendlicher Inhalt zusammen, den man aber auch im Zusammenhange lesen muß; jedes vereinzelte Citat würde die Wirkung entkräften. Oelsner, Varnhagen, Rahel wetteifern miteinander, die Situationen zu fixiren, die Handlungen wie die Handelnden in den Vordergrund zu bringen, die Gegenwart zu beleuchten, zu deuten, auszubeuten zu Gunsten der Menschenkenntniß und Wahrheit, die Zukunft zu errathen, und sie haben oft glücklich errathen. Oelsner fährt fort von der pariser Weltwarte aus die Phänomene zu observiren, über die Sternkarten der lenkenden Politik, über die Vorgänge zu berichten, sie aber auch zu berichtigen, vor dem Conflicte zu warnen, in die eingetretenen Folgerungen zu ziehen. Varnhagen charakterisirt mehr die Vorgänge, oft mit kühnen aber treffenden Metaphern, mit plastischem Griffel, mit malender Anschaulichkeit, sogar bisweilen mit poetischem Duft, der beschadet der Klarheit des Prosceniums; er prüft, misst, schätzt die Vorgänge der Umgebung mit Hülfe des Schatzes reichster Erfahrungen, aber auch mit philosophischem Blick und gibt vielsagende Beiträge voll Einsicht, Feruschau, in tenster Staatsweisheit. Rahel ist fast der Maschinenmeister auf diesem brieflich-politischen Welttheater, oder sie ist vielmehr eine Egeria, oft eine Wettergöttin, die das Wetter der Politik sehr richtig beurtheilt, bisweilen es sogar selbst schon im voraus macht; sie schleudert Blitze, läßt den Donner rollen, wirft Schloßen, aber auch den fruchtenden Regen, und zeichnet und malt uns zuletzt auch die Massen der Menschen unter dem Regen, wie sie sind, auch die sogenannten gebildeten Massen, und wie man ihnen mit Vorsicht zu begegnen hat.

Inzwischen wird Varnhagen von Karlsruhe abberufen (Brief 111), und wir finden ihn in Berlin. Der hundertsechzehnte Brief gibt über die Veränderung seiner Stellung manchen Aufschluß. Es wird einer lebhaften Debatte zwischen ihm und dem Grafen von Bernstorff erwähnt. Varnhagen soll eine politische Mission nach Nordamerika erhalten, was ihm jedoch unter den obwaltenden Umständen nicht erwünscht ist. Hier stehen wir vor einem Hauptwendepunkte im Leben und Schicksale des genannten Mannes. S. 312 — der Schluß des hundertundzehnten Briefs — enthält einen wichtigen Charakterzug zum Gesammtbilde Varnhagen's. Es wird unter anderm noch des Streits zwischen F. L. von Stolberg und Voß gedacht.

Zweiter Band. Die darin mitgetheilten Schreiben reichen von 1820—23. Es ist sehr interessant, sagt im ersten Briefe Varnhagen's einer Bemerkung über die damalige berliner Geselligkeit zu begegnen, wie denn auch in dieser Correspondenz der Verfall fast jeder edlern Unterhaltung in den geselligen Kreisen gerügt wird. In dem, was dort über einen gewissen Abandon, über einen gewissen Tic, alles (aus innerer Leere) ennuyant finden, mit kaum unterdrücktem Gähnen zu betrachten, wie gesagt wird, setzt schon die Blasirtheit und Ausgeblasenheit einer spätern Zeit aufs deutlichste an. Der Glanz ist groß, die Lustbarkeiten sind splendid und üppig, aber der Geist geht unerquickt aus, wenn er sich zu dem Feste noch einfinden hat. Indem Varnhagen erstaunt, wie lange er dem Freunde nicht geschrieben, heißt es:

> Die Fülle der Lustbarkeiten und der Zudrang angenehmer Vorgänge sind dabei ohne Schuld; unsere Prunkgesellschaften, Maskenbälle, Opern u. s. w. geben selbst den Theilnehmern wenig Vergnügen, geschweige denn solchen, die, wie ich, davon möglichst zurückziehen. Statt des Vergnügens gab es gar mancherlei Verdrüsse bei jenen Gelegenheiten, und Damen und Herren hatten allerlei auszustehen, was den guten Ton und die feine Sitte nicht als herrschend bezeichnet. Die jungen Leute

*) Vgl. Alexander Jung: „Das Geheimniß der Lebenskunst" (Leipzig, Brockhaus, 1858), II, 175: „Der Reiz der Novität."

lten sich stolz und starr, an muntern Verkehr beider Geschlech- ist nicht zu denken, und selbst zum Tanze bequemen sie sich r halb gezwungen, wenn etwa von hohen Personen ein un- riedenes Wort die steifen Glieder erst gelöst! Von dem Reize : Unterhaltung durch Gespräch ist nur noch eine dunkle Sage rig, der nur in den untern Kreisen noch einige Wirklichkeit chlebt.

Man ist im Weitern empört über die Ermordung des rzogs von Berri. Jahn's und des Grafen von Schla- ndorf wird mehrfach erwähnt, dieser beiden Alten im irte, denen abnorme Großartigkeit nicht abzusprechen ; von denen der eine in eine unfreiwillige „Gefangen- aft" kommt, der andere sich zu einer freiwilligen ver- heilt, nämlich zu einem steten Verbleiben in seinem ause; von denen der eine mit den Leibesgliedern und Muttersprache turnt, der andere mit dieser nicht min- das Turnen übt, aber ihr auch Glied auf Glied aus- kt. Wenigstens können wir darin nicht mit Varnha- übereinstimmen, daß der Graf mit Angelus Silesius vergleichen sei. Dieser ist unendlich tief, aber dennoch klar zugleich, wie sprachfrisch in seinem cherubinischen dicht, während der Einsiedler der Tiefe nicht entbehrt, r in Prosa und Vers (vgl. Varnhagen's „Denkwürdig- en", Leipzig 1843, zweite Auflage, Bd. 4) kaum ver- ıdlich, fast ungenießbar und durchaus manierirt genannt den muß.

Es ist in diesen Briefen natürlich schon viel von einer nstitution für Preußen die Rede. Wieder und wieder en unsere Correspondenten auf diese wichtige Frage ein. rnhagen wünscht seinem Staate vor allem Selbständig- in solcher Entwickelung, nichts von außen Aufgedrun- es. Er schreibt (S. 29): „In Preußen ist ein Schatz Geist, Kenntniß, Ordnung und Treue, die in ihrer ischung sich gegenseitig halten und unserm Staate seine enthümliche Kraft geben." Bedenkliche Zustände in nkreich, Unruhen in Italien. Auf alles das wirft man eutende Gedankenlichter. Oelsner deckt furchtbare Greuel . Varnhagen beweist sich fortwährend als der anhäng- ste Patriot; er spricht von den Kriegsübungen der uppen und sagt (S. 132): „Wir sind in Preußen ver- hmt und machen an kriegsthümliche Darstellungen die ßten Ansprüche, anderwärts würde vortrefflich heißen, s hier nicht genügt; das preußische Heer ist das schönste, man sehen kann, besonders durch den Ausdruck von ist und Selbständigkeit, der aus den Truppen hervor- chtet." S. 149 wird Jean Paul's Vorrede zu einem en Roman gedacht; dieser ist ohne Zweifel „Der Ko- t, oder Nikolaus Marggraf". S. 151 heißt es bei rnhagen: „Der Kunst, die Welthändel nur im Groben uschauen, sehe ich mehr und mehr Huldigungen brin- , und die Feinheiten der Politik verlieren sich unter Fabeln." Herr von Chateaubriand in Berlin. Varn- gen fühlt sich verletzt. Auszeichnung verdienen unter n an sich schon Ausgezeichneten Varnhagen's Briefe . 36, 40. Das letztere Schreiben ist ein echter Trost- ef; man weiß, wie schwer jeder menschliche Trost ist den, der ihn geben will. Oelsner hat seine Gattin ch den Tod verloren! Auch Rahel eilt, dem erschüt- terten, von Gram gepackten Freunde etwas zu sagen. Sie schreibt (Brief 44):

„Wenn wir nur bei ihm wären!" war die Essenz von allem, was mir Ihr Brief auspreßte, und dies wiederholte ich auch immer Varnhagen. Leben ist die große Uressenz, der tiefe Urstoff, woraus alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun. Solchen Gemüthern, wie Sie eins sind, kann man am wenigsten arbeiten helfen, weil sie alle Arbeit selbst übernehmen, denen mag ich nur zeigen, daß ich ihnen nachfühlte und nachdenken konnte, das ist ihr einziger Trost, weil dieser Trost eine Art Umgang ist. Am erschütterndsten, lieber Freund, in Ihrem Schreiben war mir das, daß Sie für alle übrigen Lebensverhältnisse so klar blieben, so voller Haltung und erforderliche Thätigkeit.

Der funfzigste Brief Oelsner's ist höchst vortrefflich. Es heißt bei Gelegenheit eines eben Verstorbenen, der zu den herrlichsten Menschen gehörte: „Erst wenn das Rauchwerk verglimmt, empfindet man seinen Duft." Varnhagen's Urtheil über Goethe's „Wanderjahre". Charakteristik Napoleon's I. In Teplitz trifft Varnhagen mit dem genialen Philosophen Franz Ritter von Baader zusammen, auf den er stets ein sehr großes Gewicht, und mit Recht, legte. Oelsner gibt nun auch seinerseits ein Urtheil über Goethe's „Wanderjahre" ab, welches höchst originell und geistreich ist, nur daß wir es nicht unbedingt unterschreiben können. Unter anderm lauten die Worte (S. 308):

Von Ihres Geistes prismatischer Empfänglichkeit zeigen die Blicke auf Meister. Doch halte ich nicht unmaßgeblich Ihre Meinung. Mein Urtheil ist ein Wagstück, da ich keine Zeit hatte, tief in den Sinn des Werks einzudringen. Sein Vortrag, der reinste, höchste Balsam des deutschen Mundes, wehte mich wie Frühling an. Die Gegenstände des Zaubers, Landschaft und was sich in ihr regt, sind leibhaftes Dasein; ein reiches Feld voll anziehender Gestalten, räthselhafter Erscheinungen. Ungern trennt man sich von ihnen, die jedesmal, gerade in dem erwartungsschwangern Momente untertauchen. Doch die wirkliche Welt verhält sich selten besser. Soll man den Künstler strenger richten als sein Meister? Er hat Großes geleistet, wenn er uns an seine vieldeutige Schöpfung dergestalt fesselt, daß wir unwillkürlich ihr die mannichfaltigsten Zwecke unserer Erfindung zudichten. Ueber das Erziehungsinstitut der Wanderjahre wäre ein Langes und Breites zu sagen. Am besten, man deckt seine Blößen mit dem Mantel der Liebe. Symbolik kann einem kindlichen Zeitalter gebieten; dem Denkenden sind ihre durchsichtigen Figuren gemalte Fensterscheiben, die den Tag verdunkeln. Besonders widerlich aber ist mir jene Art Gamaschendienst, mittels dessen die mystischen Obern ihre Zöglinge zur Ehrfurcht bilden. *)

S. 320 finden wir bei Oelsner (vom Jahre 1821!) merkwürdige Aeußerungen über die Bonapartisten, eine Art Prophetie, welche auch eingetroffen ist.

Von großem Liebreiz, dann wieder von dem mannichfaltigsten Inhalte, zum Theil von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Briefe vom sechsundsiebzigsten ab bis zum Ende dieses Bandes. Sogleich der erste der angedeuteten ist die wohlgetroffenste Photographie Rahel's, anfangs noch mit der Ungunst des Wetters, der Beleuchtung ringend, dann unter den Strahlen der herrlichsten Sonne siegend. Fast kommt in diesem allerliebsten Schreiben Rahel in die Region Bettina's, des Kindes. Aber die Kinder, beide

*) Vgl. „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Von Alexander Jung" (Mainz, Kunze, 1854).

voll Anmuth, Mutterwitz und Klugheit, vertragen sich aufs beste, und da man nicht ohne Kindlichkeit sein darf, um die Natur der Kinder zu verstehen, so spricht hier Rahel auch so einzig und tief über Kinder überhaupt, über die Weise, wie man sie zu nehmen, zu behandeln habe. Daraus mögen sich denn auch die Männer und Frauen der Schulen, auch die Häupter und Anhänger der philosophischen, sowie alle Erzieher Heilsames merken.

In den weitern Briefen ist von Cuvier mehrfach die Rede. Er kommt nicht zum besten fort. Talleyrand wird charakterisirt bei Gelegenheit einer politischen Verwandlung, nicht ohne pikante Streiflichter. Glücklich unter allen Umständen wäre der, welcher schreiben könnte, wie Oelsner schreibt: „Große Betrachtungen drängen sich mir auf, neue Gedankenreihen ziehen mir durch den Kopf, ich gewinne und lerne jeden Tag unendlich, und Geistesleere ist es nicht, worüber ich klagen dürfte.“

Dritter Band. Die darin enthaltenen Schreiben reichen von 1823 bis in das Jahr 1828 hinein. Die Mittheilungen strömen so gewaltig, daß dieser Strom fast über die Ufer hinausgeht, welche ihm die Briefform anweist, woraus denn für die „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's ein unübersehlicher Stoff erwächst, aber auch für den Leser die reichste Belehrung und Erquickung. Wir können nur noch einiges, ebenfalls aus Mangel an Raum, aus dieser Flut herausschöpfen. Schauspieler Stich und Graf Blücher. Classische Feier Goethe's bei Gelegenheit seiner Genesung. Das möge die Nation sich wohl merken. Der einundzwanzigste Brief Rahel's ist ein Prachtstück. Goldene Worte Oelsner's über Mangel an deutscher Urbanität. Provinzialstände, Reichsstände bilden den stets wiederkehrenden Refrain. Wohlverdiente Lobrede auf Varnhagen. Dieser ist ein Muster in der Art, das Lob zu begrenzen, abzulehnen. Ueber den glücklichsten Humor Oelsner's nur eine für viele Stellen; unser heutiger Materialismus kann sie brauchen (S. 201):

John Bull kann sich nicht vorstellen, daß seine Regierung ein höheres Interesse hege, als das des englischen Handels. Würde John Bull inne, daß man ihn zum besten hat, könnte er leicht rappelköpfisch werden. Den Oekonomisten nach ist der Mensch nur in die Welt gesetzt, um immer und ewig Waaren auszutauschen, ohne Unterlaß Strümpfe zu stricken. Endlich werden der Strümpfe zu viel. Daß ich ein Dutzend um die Hälfte des Preises bekomme, den ich sonst bezahlte, ist bequem, und ich kann ihrer jetzt zwei Dutzend haben. Aber was ist mir an 100000 Paar Strümpfen gelegen, mögen sie noch so wohlfeil sein? Den Nomadenvölkern des Mittelasien ist unsere „Oeconomie politique“ keinen Stüber werth.

Oelsner's Lobrede auf Goethe ist wie ein Gedicht des Hafis, ein glühend trunkener und doch so treffender Toast, dem Verfasser des deutschen Divan dargebracht in einer lustigen Schenke des Orients. Wolf und Schlabrendorf sterben, und die Freunde sind hart betroffen von solchem Verluste. Karl X. gelangt auf den Thron von Frankreich.

Vor allem nun eilen wir, unsern Lesern jene oben versprochene Briefstelle Varnhagen's vorzulegen, welche sein ganzes, eigentliches Wesen ausspricht, sein universales Interesse, sein tiefes Lebensgefühl für alle Existenz, für alles Geschehen; eine Stelle, die hinter scheinbar profan-weltlichen Wünschen doch das heiligste Gefühl Verlangen edelster Menschennatur offenbart, wiefern sich ihres Ursprungs bewußt ist. Es ist dieser Ausruf daher auch nicht Unzufriedenheit, sondern es ist ein hin zur Allgegenwart, selbst da, wo der Zweifel he tritt (S. 265):

Wenn ich umherblicke und betrachte, was alles vo woran ich keinen Theil habe, welche Bahnen eröffnet und seligkeiten ausgestellt sind, die mir fern liegen, und zu doch irgendein Beruf in der lüsternen Einbildungskra wird, so muß ich am Ende zweifeln, ob allen Wesen n eine Wirklichkeit zugedacht ist, ob manche sich nicht mit Träumen dicht nebenan behelfen sollen? Die großen Rich der Zeit vollenden prachtvoll und gewinnreich ihren Zug immer soll es mich nichts angehen! Muß ich es mir nic gehen lassen, in Spanien als königlicher Freiwilliger mein zu machen? Darf ich wol bei dem Entschädigungsgesetz in reich etwas für mich hoffen? In Italien verkündigt der Vater ein Jubeljahr, aber ich, der ich dessen wahrlich s dürfte, habe wiederum nichts dabei zu thun! So könnte i vieles aufzählen, aber Sie haben schon genug an dem G ten, um völlig einzusehen, wie mich mein Zeitalter beh und was es mir alles versagt.

Oelsner stellt seinem Freunde Varnhagen in A daß derselbe in zehn Jahren Minister sein werde.

Nachdem wir einem solchen Briefergusse so viel haltung und Unterweisung verdankt haben, ergreif gegen das Ende der Lektüre eine eigene Wehmuth. ist gewiß der ähnlich, von welcher die einstigen Sc ebenfalls erfaßt gewesen sein werden, daß das A nach solcher Dauer des Austausches nun bald für immer erhalten werde durch den Hingang ein Betheiligten. Und doch, als Varnhagen die Wo Papier brachte: „Unsere lebhafteste Theilnahme bleib (Geheimrath Koreff) zeitlebens sicher, keine Zänker mag dagegen etwas!“ ahnte ihm schwerlich, daß Schluß aller Erdenbriefe an Oelsner sei, daß al wort, als Ende aller Antworten nur noch ein Dic gen werde.

Was an den vorliegenden Briefen noch außerd erfreut, ist, daß sich im allgemeinen hier noch kein lenschmerz in Varnhagen abgesetzt hat, der späterhi vortrefflichen, unvergeßlichen Manne leider oft trübe den bereitete und zu manchem Bedauernswerthen gab. So seien unsere Leser denn nochmals einge den Genuß des ganzen Werks nicht zu verabsäume

Alexander J

Eine Geschichte der Völkerwanderung.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wit heim. Vier Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 186 Gr. 8. 11 Thlr. 10 Ngr.

Am Auferstehungstage, in der Frühe des ersten F feiertags d. J. ist ein edler Geist von uns geschieden: de malige königlich sächsische Staatsminister Eduard von Wi heim. Die ganze reiche Saat seines Lebens läßt sich Augenblicke, wo er seine Augen geschlossen sehen, der große Umfang seiner Wirk schaft, Staat und Haus nicht in ein ten ausmessen, und ebenso wenig

) stolz und starr, an muntern Verkehr beider Geschlech-
cht zu denken, und selbst zum Tanze bequemen sie sich
gezwungen, wenn etwa von hohen Personen ein un-
s Wort die steifen Glieder erst gelöst! Von dem Reize
haltung durch Gespräch ist nur noch eine dunkle Sage
er nur in den untern Kreisen noch einige Wirklichkeit

ı ist im Weitern empört über die Ermordung des
von Berri. Jahn's und des Grafen von Schla-
wird mehrfach erwähnt, dieser beiden Alten im
denen abnorme Großartigkeit nicht abzusprechen
denen der eine in eine unfreiwillige „Gefangen-
ommt, der andere sich zu einer freiwilligen ver-
nämlich zu einem steten Verbleiben in seinem
von denen der eine mit den Leibesgliedern und
tersprache turnt, der andere mit dieser nicht min-
Turnen übt, aber ihr auch Glied auf Glied aus-
Wenigstens können wir darin nicht mit Varnha-
einstimmen, daß der Graf mit Angelus Silesius
eichen sei. Dieser ist unendlich tief, aber dennoch
zugleich, wie sprachfrisch in seinem cherubinischen
während der Einsiedler der Tiefe nicht entbehrt,
Prosa und Vers (vgl. Varnhagen's „Denkwürdig-
Leipzig 1843, zweite Auflage, Bd. 4) kaum ver-
fast ungenießbar und durchaus manierirt genannt
nuß.

st in diesen Briefen natürlich schon viel von einer
ion für Preußen die Rede. Wieder und wieder
sere Correspondenten auf diese wichtige Frage ein.
en wünscht seinem Staate vor allem Selbständig-
olcher Entwickelung, nichts von außen Aufgedrun-
Er schreibt (S. 29): „In Preußen ist ein Schatz
st, Kenntniß, Ordnung und Treue, die in ihrer
ı sich gegenseitig halten und unserm Staate seine
nliche Kraft geben." Bedenkliche Zustände in
h, Unruhen in Italien. Auf alles das wirft man
e Gedankenlichter. Oelsner deckt furchtbare Greuel
arnhagen beweist sich fortwährend als der anhäng-
patriot; er spricht von den Kriegsübungen der
und sagt (S. 132): „Wir sind in Preußen ver-
nd machen an kriegsthümliche Darstellungen die
Ansprüche, anderwärts würde vortrefflich heißen,
nicht genügt; das preußische Heer ist das schönste,
sehen kann, besonders durch den Ausdruck von
d Selbständigkeit, der aus den Truppen hervor-
S. 149 wird Jean Paul's Vorrede zu einem
oman gedacht; dieser ist ohne Zweifel „Der Ko-
r Nikolaus Marggraf". S. 151 heißt es bei
n: „Der Kunst, die Welthändel nur im Groben
ten, sehe ich mehr und mehr Huldigungen brin-
) die Feinheiten der Politik verlieren sich unter
n." Herr von Chateaubriand in Berlin. Varn-
hlt sich verletzt. Auszeichnung verdienen unter
sich schon Ausgezeichneten Varnhagen's Briefe
40. Das letztere Schreiben ist ein echter Trost-
an weiß, wie schwer jeder menschliche Trost ist
der ihn geben will. Oelsner hat seine Gattin
n Tod verloren! Auch Rahel eilt, dem erschüt-
terten, von Gram gepackten Freunde etwas zu sagen. Sie schreibt (Brief 44):

„Wenn wir nur bei ihm wären!" war die Essenz von allem, was mir Ihr Brief auspreßte, und dies wiederholte ich auch immer Varnhagen. Leben ist die große Ureszenz, der tiefe Urstoff, woraus alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun. Solchen Gemüthern, wie Sie eins sind, kann man am wenigsten arbeiten helfen, weil sie alle Arbeit selbst übernehmen, denen mag ich nur zeigen, daß ich ihnen nachfühlte und nachdenken konnte, das ist ihr einziger Trost, weil dieser Trost eine Art Umgang ist. Am erschütterndsten, lieber Freund, in Ihrem Schreiben war mir das, daß Sie für alle übrigen Lebensverhältnisse so klar blieben, so voller Haltung und erforderliche Thätigkeit.

Der funfzigste Brief Oelsner's ist höchst vortrefflich. Es heißt bei Gelegenheit eines eben Verstorbenen, der zu den herrlichsten Menschen gehörte: „Erst wenn das Rauchwerk verglimmt, empfindet man seinen Duft." Varnhagen's Urtheil über Goethe's „Wanderjahre". Charakteristik Napoleon's I. In Teplitz trifft Varnhagen mit dem genialen Philosophen Franz Ritter von Baader zusammen, auf den er stets ein sehr großes Gewicht, und mit Recht, legte. Oelsner gibt nun auch seinerseits ein Urtheil über Goethe's „Wanderjahre" ab, welches höchst originell und geistreich ist, nur daß wir es nicht unbedingt unterschreiben können. Unter anderm lauten die Worte (S. 303):

Von Ihres Geistes prismatischer Empfänglichkeit zeigen die Blicke auf Meister. Doch halte ich nicht unmaßgeblich Ihre Meinung. Mein Urtheil ist ein Wagstück, da ich keine Zeit hatte, tief in den Sinn des Werks einzudringen. Sein Vortrag, der reinste, höchste Balsam des deutschen Mundes, wehte mich wie Frühling an. Die Gegenstände des Zaubers, Landschaft und was sich in ihr regt, sind leibhaftes Dasein; ein reiches Feld voll anziehender Gestalten, räthselhafter Erscheinungen. Ungern trennt man sich von ihnen, die jedesmal, gerade in dem erwartungsschwangern Momente untertauchen. Doch die wirkliche Welt verhält sich selten besser. Soll man den Künstler strenger richten als sein Meister? Er hat Großes geleistet, wenn er uns an seine vieldeutige Schöpfung dergestalt fesselt, daß wir unwillkürlich ihr die mannichfaltigsten Zwecke unserer Erfindung zudichten. Ueber das Erziehungsinstitut der Wanderjahre wäre ein Langes und Breites zu sagen. Am besten, man deckt seine Blößen mit dem Mantel der Liebe. Symbolik kann einem kindlichen Zeitalter gebieten; dem Denkenden sind ihre durchflichtigen Figuren gemalte Fensterscheiben, die den Tag verdunkeln. Besonders widerlich aber ist mir jene Art Gamaschendienst, mittels dessen die mystischen Obern ihre Zöglinge zur Ehrfurcht bilden. *)

S. 320 finden wir bei Oelsner (vom Jahre 1821!) merkwürdige Aeußerungen über die Bonapartisten, eine Art Prophetie, welche auch eingetroffen ist.

Von großem Liebreiz, dann wieder von dem mannichfaltigsten Inhalte, zum Theil von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Briefe vom sechsundsiebzigsten ab bis zum Ende dieses Bandes. Sogleich der erste der angedeuteten ist die wohlgetroffenste Photographie Rahel's, anfangs noch mit der Ungunst des Wetters, der Beleuchtung ringend, dann unter den Strahlen der herrlichsten Sonne siegend. Fast kommt in diesem allerliebsten Schreiben Rahel in die Region Bettina's, des Kindes. Aber die Kinder, beide

*) Vgl. „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Von Alexander Jung" (Mainz, Kunze, 1854).

Quellenkunde Lebens-, Welt- und Staatserfahrung nicht minder wichtig sind. Und daß ihm diese drei letztgenannten Factoren vollständig zu Gebote stehen, das hat vielleicht, neben jenem reinen Drang nach Wahrheit, hauptsächlich dazu beigetragen, dem Buche höhere Bedeutung zu verschaffen. Sein Werk ist ohne Tendenz, was von vielen sonst geistreichen Geschichtswerken der Neuzeit kaum zu rühmen wäre; eine hohe Unparteilichkeit und eine tiefe Kenntniß des staatlichen Lebens geben ihm einen echten Maßstab in die Hand, woran er Menschen und Ereignisse mißt. Das kleine enge Gebaren politischer und literarischer Factionen bleibt weit unter ihm und, indem er nie den Blick von den großen Wegen der Vorsehung abwendet, bewahrt er sich den höhern Standpunkt und die freiere Umsicht. Und gilt es dann wieder, den organischen Zusammenhang eines Gliedes in der Kette der Ereignisse nachzuweisen, so bietet ihm der Reichthum seiner Erfahrungen eine Fülle schlagender Analogien, die er aus der nächsten Gegenwart herausgreift und welche rückwärts dunklere Zustände der Vorzeit zu erleuchten vermögen. So bleibt man, im Verlaufe des Werks, auf der hochgehenden Welle der Geschichte, und will es dem Leser auch manchmal scheinen, als sei die Strömung unterbrochen, so wird er plötzlich wieder auf die Höhe gehoben, die den zurückgelegten Weg überblicken und den vorliegenden deutlich erkennen läßt, und bis zum Ende erhält ihm der Autor das Bewußtsein von der großen leitenden Idee des Ganzen.

In dem Schlußkapitel des vierten Bandes gibt er einen Ueberblick über den Gesammtverlauf der Völkerwanderung, worin sich dieselbe als ein großes Drama von fünf Acten aufrollt, eingeleitet durch das erste Auftreten der Germanen an den Pforten Europas. Den ersten Act bildet der markomannische Krieg, der erste Bundes- und Offensivkrieg der Germanen gegen Rom und — wie Wietersheim sich ausdrückt — ein allgemeiner Hexensabbat aller germanischen Rauf- und Raubbolde. Der zweite Act umfaßt die Entstehung der Kriegsvölker und die Zuwanderung der Vandalen, Burgunder und Lygier. Mit dem Einbruch der Hunnen beginnt der dritte Act. Im vierten Act ist das entscheidende Ereigniß der Rheinübergang der Vandalen, Alanen und Sueven, denen nach kurzer Frist die Westgothen über die Alpen folgen. Nach Attila's Tode und des Aëtius Ermordung hebt der fünfte und letzte Act an, der aber noch 21 Jahre lang spielt, bis sich der Untergang des weströmischen Kaiserthums mit Odoacer's Königthum erfüllt. Der Zeitraum dieser Welttragödie umfaßt Jahrhunderte, ihre Wurzeln reichen in die Urgeschichte, ihre Wirkungen in die Gegenwart; die Bühne für dieses gewaltige Drama sind die drei Erdtheile der Alten Welt.

Seit aus der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts der Keim des Sonderthums zur Rassenbildung trieb, lassen sich active und passive Rassen unterscheiden; die Ausgangspunkte für diese Differenz sind Ruhe und Bewegung. Thätigkeit ist die Quelle der Größe der Culturvölker geworden; der geheimnißvolle Trieb nach der Ferne, der noch im Mittelalter in dem [illegible] Zuge zu Tage tritt, der die Geschichte der Hohenstaufen durchzieht, gab den ersten innern Grund jener Bewegungen. Lateiner und Hellenen gingen nach Erfüllung ihrer Aufgabe unter; die celtische Nationalität wurde ein Ferment bei der Vermischung der alten und neuen Völker verbraucht; die germanische aber gelangte auf den Höhepunkt: sie wurde der Träger europäischer Weltherrschaft. Der edelste Theil der Erde und die edelste Rasse der Menschheit waren füreinander prädestinirt. Auf welchen Wege erfolgte nun aus der Heimat, welche der unzweifelhaft erwiesene Ursitz der gemeinsamen indogermanischen Sprachwurzel nach Asien verlegt, die Ureinwanderung der verschiedenen Volksmassen, welche Europa betreten sollten? Zwei Wege sind es, durch welche die Natur Europa mit Asien verband: der Landweg durch das große Völkerthor zwischen dem Südende des Ural und der Nordspitze des Kaspischen Sees und der Seeweg über die schmalen Meerengen zwischen Kleinasien und Griechenland hinein. Europa, durch zwei große, parallele Gebirgsketten, Taurus, Alpen und Pyrenäen; Karpathen und die sich anschließenden, bis zur Niederweser streichenden Gebirge durchschnitten, öffnet den von Osten einmündenden Strömen drei nach Klima, Boden und Größe wesentlich unterschiedene Territorien. Die südlichen Außengebiete Europas wurden zur See von Lateinern und Hellenen bevölkert; auf dem Landweg, den Strömen, als den Naturstraßen der Urzeit folgend, drangen die Celten an der Donau aufwärts in das Mittelland und dessen Hochland, während die Germanen, von dem Lauf des Dniester, Bug und Dnjestr geleitet, in das nördliche Flachland rückten. Die Slawen breiten sich östlich der Weichsel Rücken der Germanen aus.

Die erste Niederlassung der Germanen auf dem eingenommenen Boden war nichts als eine stehende Gliederung des mobilen Heers; der Heeresordnung des ziehenden Nomadenvolks nach Familien, Geschlechtern, Stämmen entsprechend, grenzte sich der eroberte Landnach Dorfgemeinden (vicus, villa), Centenen oder derten (die wichtigste Abtheilung, für welche der in den Quellen meist schwankende Ausdruck pagus, öfter gebraucht wird) und Volksbezirken (civitas, ab. In der Geschlechterverbindung wurzelt die Grundlage der germanischen Verfassung. Mit der Seßhaftigkeit ging allmählich die militärische Gliederung territoriale, der Sonderbesitz am Gemeindeland publicus) in das Sondereigenthum über. Selbstregierung aber blieb der Geist dieser losen politischen Ordnung nur von der freien Anerkennung der Volksmeinung getragen und nicht auf eigenen Rechten beruhend, wie bei modernen Ständen, hob sich als eine factische Aristokratie im Volke aber ohne gesetzliche Privilegien der geschlechtsadel über die übrige Masse der Aus ihm, aus seinen erlauchtesten Geschlechtern das germanische Principat: die Volksfürsten (reges, fürsten, Vorsteher der Centenen und die Gesetze Kein Erbrecht aber und keine Erbfolgeordnung

ller; alle jene Häuptlinge und Fürsten waren nicht die
erren des Volks, sondern nur dessen Organe. Mit der
rwähnung der Gefolgsführer haben wir bereits ein den
ermanen ganz eigenthümliches Bildungsprincip, das Co-
itat oder Gefolgssystem, berührt. Durch den Heerbann
rde das Gesammtheer des Volks nur zu Gemein-
ecken, die in Volkskriegen auszufechten waren, in die
affen gerufen; aber die unbändige persönliche Freiheits-
be und Kriegslust der Germanen, zu deren Befriedigung
e dem Zwecke des Raubkriegs entsprechende militä-
che Organisation nöthig war, führte zur Bildung freier
mpfgenossenschaften, der Gefolge.

Von diesen beiden Wehrprincipien, dem Heerbann
d dem Comitat, gehört dem letztern die politische
kunft an. Die Gefolge führten zur Entstehung der Kriegs-
ker, von denen weiter unten die Rede sein wird; sie
rflügelten und überwuchsen allmählich das alte Heer-
en und aus ihnen ging das Lehnssystem hervor.

Wenn wir uns nun rasch über die ungemessenen Zeit-
me seit dem Aufbruch aus den asiatischen Urſitzen hin-
versetzen und die Germanen in geschichtlicher Zeit auf
tschem Boden begrüßen, etwa um das Jahr 16 n.
., so gliedern sich die germanischen Völker in zwei
uptmassen: in die Ostgermanen oder Sueven und die
stgermanen oder Nichtsueven, eine Scheidung, auf
che der Verfasser die vier Urnamen des Tacitus
ermania", c. 2) zurückführt. Mehr als bei den West-
manen, deren Gemeinsamkeit nur in der Negative ih-
Gegensatzes zu den Sueven liegt, ist bei der großen
isch-vandalischen Völkerfamilie eine Art von nationalem
ammenhang, der auch Marbod's großes Reich zu er-
n vermag, längeres Festhalten nomadischer Lebens-
, größere Ausbildung des Gefolgssystems und eine
haltende Neigung zu monarchischer Regierungsform
bemerken. Annähernd lassen sich für das oben-
nnte Jahr die Sitze der deutschen Völker bestimmen;
natürlichen Grenzen gegen dieselben bildeten für das
das Becken des Mittelmeers gelagerte römische Welt-
der Rhein und die Donau; die zwischen beiden Strö-
im Südwesten befindliche Lücke war durch den Grenz-
(limes) geschützt. Dieser dehnte sich von Kehlheim
er Donau bis in die Gegend von Aschaffenburg am
n und darüber hinaus bis an die Lahn aus; wahr-
nlich setzte er sich auch noch von der Lahn bis an
Niederrhein in der Nähe des Drusus-Kanals, der die
mit dem Rheine verband, fort. Von der Nordsee
Rheine folgend, welcher die Westgrenze bildete, bis
n Untermain, dessen Ufer im Süden das Land der
en begrenzt, haben die Westgermanen, deren bedeu-
e Völker die Friesen, Chauken, Brukterer, Cherusker,
mbrer) oder Marsen und die Chatten sind, das
in Besitz genommen; nach Osten hin reichen diese
r bis an die untere Elbe, den Harz und das linke
nufer. Das übrige Germanien ist von den suevi-
Völkern überschwemmt; an der Donau folgen sich
Westen her beginnend: die Hermunduren, die Marko-
en und Quaden, zwischen Hermunduren und Mar-

komannen die Narisker, nördlich von den Quaden die Ly-
gier; den Norden nehmen die Longobarden, Semnonen, Bur-
gunder und den Nordosten an der Weichsel die Gothen ein.

Den Kampf gegen Rom hatten schon mehrere Jahr-
hunderte v. Chr. germanische Söldner im gallischen
Dienst begonnen; aus dem Kriege mit den Cimbern und
Teutonen dämmerte für Rom zuerst die Erkenntniß eines
neuen eigenthümlichen Volks von wilder Urkraft aus dem
dunkeln Gesammtbilde der transalpinischen Völker auf. Die
Zeit von Cäsar bis zum Jahre 16 n. Chr. war die Zeit
der römischen Aggressive gegen die Germanen; aber trotz
der glänzenden Feldzüge des Tiberius, Drusus und Ger-
manicus war das Resultat derselben die Lehre, daß die
Eroberung Germaniens ein Unding sei; durch die Varus-
schlacht machte Arminius alle klug ausgesonnenen Plane
des Augustus und die Erfolge römischer Politik und
Waffen zu Schanden. Vom Jahre 16 bis zum marko-
mannischen Kriege ist Rom bereits von der Offensive bis
zur Defensive zurückgedrängt. Der Bataver Civilis wird
nicht mit den Waffen, sondern nur durch die Intrigue
unterworfen, und die römische Ueberlegenheit beruht nicht
mehr in der wirklichen Kraft, sondern nur noch in der größern
Kunst und Disciplin; und schon beginnt Rom die Füh-
rer seiner spätern Feinde und Vernichter selbst zu bilden,
wobei die eigenthümliche Culturfähigkeit der Germanen
mächtig fördernd entgegenkommt. Aber den schlimmsten
Feind, den die Germanen selbst im eigenen Schoße heg-
ten, hatte der tiefe politische Blick des kalten Tiberius
richtig erkannt; er überließ sie ihren innern Zerwürfniß-
sen und suchte dieselben durch Diplomatie und römisches
Gold auf jede Weise zu schüren. In zwei bedeutenden
Männern gewinnt diese unselige Spaltung der germani-
schen Stämme zuerst feste Gestalt: in Arminius, dem Va-
rusbesieger, an der Spitze der Westgermanen, und in
Marbod, dem Begründer des großen Suevenreichs von
der Niederelbe bis zur Weichsel und von der Donau bis
zur Ostsee: Männer, die uns als Vorläufer des ver-
hängnißvollen Gegensatzes gemahnen, der durch die deut-
sche Geschichte zieht und an die Namen der Welfen und
Ghibellinen, der Hohenzollern und Habsburger geknüpft
ist. Bei dem Falle beider Männer, deren Kampf und
Ausgang bekannt ist, hat Rom seine Hand im Spiel ge-
habt. Aber diese Mittel sollten sich selber richten.

Der erste Act der Tragödie beginnt. Mit dem Mar-
komannenkrieg gelangen wir an den Wendepunkt der Welt-
geschichte; das große Zertrümmerungswerk wird in Scene
gesetzt; von hier ab ist Roms Untergang, wenn es auch
in diesem Kriege noch Sieger bleibt, nur noch eine Frage
der Zeit. Bisher in tausendjähriger Herrschaft war Rom
der Hammer und die übrige Welt der Amboß, im Mar-
komannenkriege schlug zum ersten male der germanische
Hammer umgekehrt auf Rom. Rom blieb von nun an
der Amboß, und die Schläge gegen seine Macht wieder-
holten sich so lange in gesteigerter Heftigkeit, bis sie in
Trümmer fiel. Aus den Trümmern stieg die neue Zeit empor.

Der Krieg, welcher im Jahre 165 n. Chr. ausbrach
und erst im Jahre 181 unter Marc Aurel's Nachfolger,

Commodus, vollständig beendigt wurde, in dessen Verlauf sich die Germanenflut siegreich über die Alpen bis nach Aquileja ergoß, entstand zuerst aus Räubereien der Markomannen und Quaden an der Donau, hervorgerufen durch den Grundtrieb der Germanen, welchen Tacitus so prägnant charakterisirt, wenn er von ihnen sagt: „es scheine ihnen unrühmlich, im Schweiß sich zu erwerben, was man durch Blut sich verschaffen kann" („Germania", c. 14). Wie kam es aber, daß die kleinen Anfänge des Kriegs zu so furchtbarer Macht, welche, der punischen Kriegsgefahr vergleichbar, Rom in seinen Grundtiefen erzittern machte, und zu so nachhaltiger, funfzehnjähriger Dauer anwuchs? Woher auf einmal dieses große Völkerbündniß, das einträchtig einen politisch-strategischen Kriegsplan mit Zähigkeit verfolgt? Woher, im Gegensatz zu dem bisherigen Verhalten der Germanen, dieser plötzlich erwachende Coalitionsgeist? Woher endlich diese immer neu auftretenden Bundes- und Streitgenossen gegen Rom, wie denn in den Quellen außer den bereits bekannten 22 neue Namen von Völkern und Gefolgscharen auftauchen? Die hellste Antwort hierauf ertheilt eine Stelle im Capitolinus: „Als die Victovalen und Markomannen alles zerrütteten, auch andere, von obern Barbaren verdrängte Völker einfielen" u. s. w.

Die letzten Worte deuten auf die große Wanderung der Gothenvölker von der Ostsee zum Pontus und auf die durch dieselbe mit fortgerissenen beweglichen Elemente (Gefolge) der angrenzenden Völker, welche mit größter Gewalt gegen Roms Grenzen heranstürmten, dem Kriege immer neue Zuzügler lieferten und ihm seine Kraft und Dauer verliehen. An der Mäotis aber, an der äußersten Nordostgrenze des römischen Reichs lagert sich eine neue Völkerfamilie, die der Gothen, deren glanzvolle Rolle politisch nur von den Franken, culturhistorisch von keinem andern germanischen Volke übertroffen wird (Ulfilas); an dem Werk der Zertrümmerung Roms haben sie jedenfalls den größten Antheil. In Betreff der Verschmelzung der Ostseegothen mit den thrakischen Geten zur ursprünglichen, nun erneuten nationalen Zusammengehörigkeit muß auf das Buch selbst verwiesen werden; vorläufig gehört ihre Zeit der Ausbreitung und Befestigung in den neuen Sitzen, ehe sie direct die Drangsale des römischen Reichs mehren helfen. Mit der Gothenwanderung und dem von ihr beeinflußten Markomannenkriege offenbart sich aber ein bedeutender politischer Fortschritt der Germanen, die lebendige Fortentwickelung der Urkeime ihrer Verfassung und die Höhe, bis zu welcher die Idee oder vielmehr der Instinct ihres Weltberufs bei den Germanen gereift war.

Aeußerlich scheint jetzt die Bewegung gegen Rom ziemlich ein halbes Jahrhundert stillzustehen; aber die unaufhaltsam fortgehende Bewegung der innern Bestrebungen leitet uns hinüber in den zweiten Act unsers Dramas, in welchem zwei Momente, die Entstehung der Kriegsvölker und die Zuwanderung der Vandalen, Burgunder und Lygier unsere Aufmerksamkeit erregen. Eine der interessantesten Partien des Werks ist die Begründung der Entstehung der Kriegsvölker, eine von Wietersheim neu aufgestellte Hypothese, am kürzesten zusammengefaßt in den Anmerkungen zum vierten Bande S. 377. Hiermit werden wir wieder in den Westen versetzt. Hier im Westen, nachdem die Geschichte über zwei Jahrhunderte im wesentlichen nur die Völker des Tacitus gekannt hatte, verschwinden die alten Namen politisch beinahe gänzlich und von der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts an treten plötzlich neue Namen und neue Völker auf: die Alemannen (zuerst genannt um 212), Franken (um 24[illegible]), Sachsen (um 285) und später auch Thüringer, in denen zum Theil die Hermunduren aufgegangen waren, und Burgunder. Diese neuen Völker, Werkzeuge in der Hand der Vorsehung zur Vollendung ihrer Plane, vermitteln den Neubau Mittel- und Westeuropas; während die großen Bewegungen an der Donau dem römischen Reiche bisher noch keinen Fuß Erde gekostet hatten, gehen sie zuerst erobernd gegen den Weltreich vor. Die Wellen der Bewegung, welche der Markomannenkrieg verursachte, schlugen auch an die römischen Grenzwälle des Zehntlandes. Als Eroberer derselben werden die Alemannen genannt, über welche in einer Stelle des Byzantiners Agathias heißt: „Die Alemannen sind, wenn wir dem Asinius Quadratus (Bundesgenossen der Anfänge der Alemannen) folgen dürfen einem Italiener, der die germanischen Angelegenheiten das genaueste niedergeschrieben hat, zusammengelaufene und gemischte Menschen, und dies bedeutet auch ihr Name Schlagender kann, außer den hinzukommenden in Gründen, ihre Entstehung aus den Gefolgen nicht bezweifelt werden; in ihnen erkennen wir einen allmählich sich bildenden Offensivverein zur Eroberung des Zehntlandes, wozu zahlreiche Gefolge aus verschiedenen Völkern (germanischen und suevischen) zusammenströmten. Dem Raub ging die Eroberung hervor und das römische Zehntland ist der erste germanische Besitz. Für die Alemannen nun nimmt Wietersheim den Namen eines Kernvolks in Anspruch, ebenso für die Juthungen, in enger Verbindung mit den benachbarten Alemannen, für die Franken, das größte Volk der Folgezeit, und die Sachsen, deren Tummelplatz die See ist, wenn sich auch bei diesen Völkern ihrer ursprünglichen Lage und weiteren geschichtlichen Entwickelung gemäß mehrere Modificationen ergeben, welche besonders in der theils engern theils losern politischen Verbindung zu Tage treten.

Die Zuwanderung der Vandalen, Burgunder und Lygier — der zweite wichtige Moment dieses Actes — zeigt, daß der Wandertrieb auch die entferntesten Völker ergriffen hatte. Von der Ostsee bis zum Pontus, von den Mündungen des Rhein bis zu denen der Donau stürmt es concentrisch gegen Roms Grenzen heran. Die Folge davon war die Entleerung des Außenlandes, wo die Lücken durch die nachdrängenden Slawen ausgefüllt werden, und das Zusammendrängen kriegerischer Völker im innern Land bei Rhein und Donau, wo in erster Reihe die Kriegsvölker und die raubfahrenden Gefolge der andern germanischen Stämme stehen. Im Rücken der letztern und als Bundesgenossen derselben sind zu

m das Jahr 277 Vandalen, Burgunder und Lygier
ngetroffen. Mit diesem Jahre sind wir bereits über die
eriode der äußersten römischen Verfallenheit und Schmach
nweg, wo Bürgerkrieg und Feindesschwert und germa-
sche Raubfahrten, deren beispiellose Kühnheit und Vir-
osität in der Geschichte keine weitere Parallele findet,
Bunde mit den Schrecken der Natur, mit Erdbeben,
est und Hungersnoth das Reich in den Abgrund des
ffen Elends stießen. Aber noch war die Zeit für das
de nicht reif. Die Germanen selbst, für und wider
m gegeneinander streitend, minderten die Gefahr, und
on war das ruhmreiche Jahrhundert angebrochen (von
8—375), wo noch einmal der Glanz des römischen
mens die Welt erfüllen sollte. Wir brauchen nur die
men der großen Kaiser zu nennen, um den Aufschub
Verhängnisses zu begreifen: Claudius, den Gothen-
eger von Naïssus; Aurelian, den „restitutor orbis",
durch Abtretung der Provinz Dacien jenseit der Do-
an die Gothen dieses Volk befriedete; Probus, den
winger der westlichen Kriegsvölker; Diocletian, der als
öpfer einer neuen Aera durch seine weisen Staats-
rmen den Organismus des Reichs neu belebte; Kon-
tin, den Gründer von Byzanz und ersten kaiserlichen
irmherrn des Christenthums; den großen und glän-
en Julian; den kraftvollen Valentinian I. und Theo-
us den Großen, nach welchem das Ende kommt. In
ganzen Zeit steht die Völkerwanderung still, ja scheint
zurückzugehen; es gibt keine Zuwanderung und keine
berung mehr; nur der Civilisationsproceß geht unge-
immer weiter, und das Christenthum, vornehmlich in
Form des Arianismus, feiert seinen Einzug in die
anische Welt. Der äußere Frieden war zur Voll-
gung der innern Umwandlung nöthig.

Theodosius (von 379—395) steht bereits im dritten
der Völkerwanderung, der durch den Einbruch der
nen (375) herbeigeführt wird. Je weiter wir in dem
essanten Werke vorrücken, um so mehr thut es uns
durch den uns zugemessenen Raum an einer gründ-
n Darstellung des Inhalts verhindert zu sein. So
m wir von der geistreichen geographisch-ethnographi-
Betrachtung gänzlich absehen, welche uns in den
pengürtel führt, der, in den Ebenen der Moldau
nend, 1000 geographische Meilen lang, zwischen dem
nd 50° nördl. Br. mit einer einzigen Unterbrechung
Belurtagh, Imaus der Alten) durch beinahe ganz
nach dem Japanischen Meere sich hinzieht; jene ge-
ame Geburtsstätte, aus welcher die Hunnen und alle
ndern Mischvölker der Altairasse (Mongolen, Tun-
, Turks und Finnen) hervorbrachen, die Bulgaren,
n, Chazaren, Petschenegen, Magyaren und wie die
n Barbaren noch heißen, welche Heuschreckenschwärmen
unsern Erdball heimsuchten. Die letzte Posaune
m Gericht, das über Rom hereinbrechen sollte, er-
ei dem Aufbruch der Hunnen, welche die großar-
Wanderung unter allen Völkern von der chinesischen
r bis an die Ufer der Loire vollenden sollten. Die
ist reif, und so kommen, von der Vorsehung geru-
fen, die rechten Schnitter zur Ernte. Zunächst lagert sich der Hunnensturm im Rücken der Gothen, und nur mittelbar macht sich dessen Wirkung auf das römische Reich geltend; der Druck der Hunnen auf die Gothen treibt zuerst die Westgothen über die Donau und jenseit derselben macht diese der Sieg bei Adrianopel (518) zu Herren der europäischen Provinzen Ostroms. Das war eine Niederlage, wie sie Rom seit dem Tage von Cannä nicht erlebt hatte. Aber nochmals war der römischen Herrschaft eine kurze Frist von 20 Jahren vergönnt; bis 395 hielt Theodosius der Große durch Weisheit und Kraft das Reich noch zusammen. Sein Tod war das Signal zum neuen Auflodern der Kriegsflammen: Alarich, der Westgothe, und der Vandale Geiserich durchziehen Italien, Rom sieht sie als Nachfolger des Brennus in seinen Mauern, die Unverletzbarkeit der Welthauptstadt ist vernichtet. Beide, der hochsinnige Alarich und der finstere Geiserich, haben des Reiches Geschicke in der Hand; sie scheuten sich aber, die Erbschaft anzutreten: jener wollte das Reich nicht vernichten, nur für sein Volk eine feste Stätte, und der Vandale wollte nur plündern. Noch war die Staatsidee des alten Weltreichs, wenn auch dessen morscher Körper schon lange in Fäulniß übergegangen war, zu imposant und mächtig, und selbst diese todten Formen hielten die großen Gegner noch längere Zeit in eine gewisse Ehrfurcht gebannt. Alarich's und Geiserich's Züge vor Rom sind daher noch nicht entscheidend.

Die Entscheidung tritt erst im vierten Act ein, wo die Völker in Masse, Roms Grenzen nicht mehr achtend, über den Rhein und die Alpen strömten und bleibenden Besitz von römischen Provinzen nahmen. Spanien fällt den Vandalen, Alanen und Sueven um 411 als Beute anheim; Burgunder besetzen 413 das Land, das noch heute diesen Namen führt, und die Westgothen breiten sich im südwestlichen Gallien als Herren aus. Den schlimmsten Verlust erleidet Rom, dessen scheinbare Oberhoheit durch den Feldherrn Aëtius noch gewahrt wird, durch den Verlust Afrikas und der Inseln im Mittelmeer, wo Geiserich sein Piratenreich gründet. Bis hierher waren die Einwirkungen des Hunneneinbruchs nur mittelbar fühlbar geworden; jetzt riß der große Attila, die Geisel Gottes, sein Volk mit in den Strudel der Ereignisse hinein. Sein welthistorischer Zug, wie seine Niederlage bei Châlons durch den mit germanischen Völkern verbündeten Aëtius sind bekannt. Aber Attila's Reich war eben nur seine Persönlichkeit; mit seinem Geiste zerstob auch sein Volk, und so bildete selbst die beispiellos merkwürdige Völkerschlacht, wo zwei Erdtheile und zwei Menschenrassen miteinander rangen, eigentlich nur ein einflußloses Zwischenspiel, das die Wunden des Staatskörpers zwar immer mehr bloßlegte, den Todesstoß aber noch nicht führte.

Was das Weltereigniß zur endlichen Reife bringt, das ist der innere Todeskeim: die wachsende Macht der Barbaren im Innern des Reichs selbst. Die Schlußkatastrophe tritt nach Attila's Tode und nach der Ermordung des Aëtius, des letzten getreuen Paladins von Rom, nach 454 erst ein. Damit beginnt der fünfte und letzte

Act, der Untergang selbst, der aber nur widerstrebend in einundzwanzigjährigen Todeszuckungen des hinscheidenden Weltreichs sich erfüllt. Als der neue Inhalt, die germanische Kraft, ihrer eigenen Machtfülle endlich inne wurde und ihren gebieterischen Forderungen keine römische Kraft mehr entgegenstand, da erhob sich auf dem Grunde der Ewigen Stadt, welche sieben Jahrhunderte die Welt beherrscht hatte, ein neues germanisches Königthum, indem Odoacer den letzten Kaiser zur Abdankung zwingt (476). Dies ist die Schlußscene.

Die letzten Kapitel des großen Werks eröffnen noch einige Perspectiven auf die kommenden großen Reiche, welche auf den Trümmern der zerschlagenen Weltmonarchie erstehen. Wir sehen noch in der Schlacht bei Soissons (486) vor den Waffen des Frankenkönigs Chlodwig die letzten Schatten römischer Herrschaft in Gallien verschwinden; wir sehen, wie sich Theodorich der Große mit seinen Ostgothen zum Aufbruch nach Italien rüstet (488), und werden noch auf die Longobarden hingewiesen, als auf das Volk, welches später die Brücke zum Wiederaufbau des römischen Kaiserthums deutscher Nation gebildet hat. 13.

Eine ungarische Faustiade.

Der Faustgedanke ist mit dem ganzen Streben unsers Jahrhunderts so eng verwachsen, daß es kaum eine moderne Nationalliteratur gibt, welche nicht eine Faustiade aufzuweisen hätte. Die neuere polnische Literatur besitzt zwei Dichtungen, welche, wenn sie auch nicht unmittelbar an die Faustsage anknüpfen, doch einen verwandten Gedankengehalt an den Tag legen: „Fridion in Rom“ und „Die ungöttliche Komödie“. Neuerdings ist nun auch die magyarische Literatur mit einer Faustiade bereichert worden, die uns in einer Uebersetzung vorliegt:

Die Tragödie des Menschen von Emerich Madách. Aus dem Ungarischen übertragen von Alexander Dietze. Pesth, Kugler. 1865. 8. 20 Ngr.

Doctor Johannes Faust selbst, der Schwarzkünstler, spielt zwar in diesem philosophischen Trauerspiel keine Rolle; aber der Faustgedanke, der Gedanke des rastlosen und unbefriedigten Strebens, ist die innere Seele des Werks. Faust ist der Repräsentant der Menschheit. Schon bei Goethe zerfließt die Schranke des individuellen Lebens ins Allgemeine, namentlich im zweiten Theil des Werks, in welchem der Dichter die Allegorie zu Hülfe ruft, um durch sie das einzelne Geschick zum allgemeinen zu erweitern. In der ungarischen Dichtung ist Adam dieser Repräsentant der Menschheit, ein sich in ewig neuen Gestalten wiedergebärender Faust, und Lucifer sein Mephisto.

Ueber den bereits verstorbenen Dichter erfahren wir aus der Vorrede die folgenden biographischen Details:

Emerich Madách wurde am 20. Januar 1823 zu Unter-Sztregova im neograder Comitat geboren, und sein Vater, eine der ersten Autoritäten des Comitats und Kämmerer, bestimmte ihn einer öffentlichen Laufbahn. Er begann auch seine Carrière — wie dies unsere Jünglinge in der Regel pflegen — mit der Stellung eines Vicenotars im Comitate. Nach der Revolution traf ihn mancher harte Schlag, und er fand nur Trost im Wohlthun und in der Wissenschaft. Wie sehr er sich das Vertrauen seiner Compatrioten zu erwerben wußte, beweist das Jahr 1861, in welchem er vom balassa-gyarmather Bezirke des neograder Comitats zu dessen Landtagsdeputirten gewählt wurde. Aber von der Vorsehung war ihm nur eine kurze Laufbahn beschieden. Ein unheilbares Herzleiden nagte an dem edeln Leben, und eine daraus entstandene Wassersucht führte am 5. October 1864 seinen Tod herbei. Zugleich mit dem Vaterlande trauern seine Mutter und seine zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, um den Entschlafenen. Emerich Madách trat in dem bewegten einundsechziger Jahre mit einem male aus dem Dunkel hervor in den glänzenden Kreis des Ruhms. Ganz und in der vollen Rüstung seiner Seelenkraft erschien er unvermuthet, wie Minerva, als sie dem Haupte Jupiter's entsprang. Auf zwei Feldern war er gleichzeitig erschienen, auf dem Landtage als eines der charakterreinsten, bestorientirten und an Bildung reichsten Mitglieder der Beschlußpartei, und in der Literatur als Dichter von seltenem Ideenflug; in ihm vereinigte sich wunderbar die Kraft der Phantasie mit der der Reflexion. Auf dem Landtage, auf Seite der Beschlußpartei, hielt er, wie sein bereits ebenfalls heimgegangener jugendlicher Parteigenosse, Ludwig Terényi, die abgerundetste und effectvollste Rede. Seine Rede war ein Ereigniß. Aber ein noch größeres Ereigniß war das Werk, mit welchem er die Kisfaludy-Gesellschaft und diese die Nation überraschte und in Entzücken versetzte, die „Tragödie des Menschen“. Dieses eine Werk, welches alsbald auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zog, war hinreichend, daß die Nation Emerich Madách unter ihre ersten Schriftsteller, und die Kisfaludy-Gesellschaft 1862, die ungarische Akademie aber im Jahre 1863 ihn unter ihre Mitglieder reihte.

Madách ist ohne Frage ein bedeutendes Dichtertalent von großen Anschauungen und Perspectiven und von einer anerkennenswerthen Gewandtheit des dichterischen Ausdrucks, der, auch wo es sich um tiefe philosophische Probleme handelt, bei ihm nicht zu unschönen Abstractionen verknöchert. Wir rechnen ihn zu jenen ungarischen Kraft-Originalnaturen wie Petöfi, die aus sich heraus Neues und Frisches schaffen, im Gegensatz zu den akademischen Formpoeten, die nach der Schablone verschiedener alter und neuer Classicitäten Nachdichtungen liefern, deren Hauptverdienst in geschmackvoller Fortbildung der Sprache besteht. Damit ist freilich der Einfluß großer Dichter nicht ausgeschlossen, die andern Nationalitäten angehören. So hat namentlich Lord Byron, wie fast auf alle modernen Literaturen, auch auf die magyarische in tiefgehender Weise gewirkt — wir brauchen nur an Petöfi's in Byron'schem Geist gedichtete „Dunkle Sterne“ zu erinnern. Auch Madách's Menschheitstragödie gemahnt vielfach an den „Kain“ und „Manfred“, wie auch einzelne Reminiscenzen an den Goethe'schen „Faust“ unverkennbar sind; so himmelweit verschieden die Auffassung der beiden Dichter sein mag, indem Madách's Gedicht einer Art von visionärer Seelenwanderung die Faustidee auf die Weltgeschichte überträgt und gleichsam durch die Chronik der Jahrhunderte hindurchführt, während Goethe sie im Leben des einzelnen concentrirt, wenn auch nicht ohne sie allegorisch, wie in der Helena-Dichtung, zu kunst- und culturgeschichtlichen Gemeinheiten auszuweiten.

Gleich die erste Scene erinnert an den „Prolog

mmel", der bei Madách nur eine mehr kosmische Färung hat. Während die Goethe'schen Engel nur den ettgesang der Sonne preisen, den sie in Bruderſphären gt, erſcheinen die Engel Madách's, Sternkugeln, Koten und Nebelſterne vor ſich herwälzend und über Centetal- und Centrifugalkraft und die verſchiedenen Sternten ſich in ſtrophiſchen Ergüſſen ergehend. Den Herrn iſen die Erzengel — nur Lucifer ſchweigt. Der Herr ert ſich über dies kritiſche Schweigen, gleich einem hter, der ſein Werk vorlieſt, wenn einer oder der an- Hörer nicht in das begeiſterte Lob einſtimmen will:

Vielleicht gefällt dir nicht, was ich erſchuf?

Doch Lucifer, ſtatt zu loben, kritiſirt die Welt, das k des Herrn, mit beißender Feuilletonkritik:

Und was gefiel' daran? Daß ein'ge Stoffe —
Begabt mit Eigenſchaften mancher Art,
Die du, bevor ſie offenbarten ſich,
Wol gar geahnet nicht einmal darin,
Und wär's der Fall, zu ändern nicht vermagſt —
In ein'ge Kugeln durch- und umgewirkt
Nun an ſich ziehn, ſich jagen, ab ſich ſtoßen,
In ein'gen Würmern ſelbſtbewußt ſich werden,
Bis alles angefüllt und abgekühlt
Und überbleibt neutraler Schlackenguß.
Der Menſch, ſobald er einſt es abgeſchaut,
Ganz ſo in ſeiner Scheideküche braut.
In deine große Küche ſtelltest du
Dein Menſchgebild voll Nachſicht, daß es ſtümpert,
Zuſammenpantſcht und Gott ſich ſelber dünkt;
Wenn es vergeudet und verdirbt jedoch
Das Kochgebräu, entflammt dein ſpäter Zorn.
Doch was verlangſt du mehr von Dilettanten?
Und was bezweckt dein Schöpfungswerk am Ende?
Zu deinem Ruhm haſt du ein Lied gedichtet
Und einem ſchlechten Drehwerk eingefügt,
Und wirſt es überdrüßig nie und nimmer,
Daß dieſe Melodie ſo leiert immer.

Der Herr ruft mit dem Zorn eines modernen Selbſtthers:

Nur Huldigung gebühret, nicht Kritik.

ucifer macht ſeine Rechte geltend in einer unzweien Variation auf das Goethe'ſche Wort: „Ich bin eiſt, der ſtets verneint!" Er nennt ſich die Leere, Daſeins Hinderniß, den Urverneinungsgeiſt:

Im Bunde ſchufen wir, und meinen Theil
Nehm' ich in Anſpruch.

Der Herr.

Sei dein Wunſch erfüllt.
Blick' auf die Erde: unter Edens Bäumen
Dies ſchlanke Baumpaar in des Gartens Mitte
Verfluche ich, dann ſei dein eigen es.

ie zweite Scene führt uns nun den Apfelbiß und erlorene Paradies vor. Die Wechſelreden Adam's va's vor dem Fall ſind reich an ſinnigen und hochjen Stellen:

s wär' der Schall, wenn ihn kein Ohr vernähme?
s wär' der Strahl, den auffing' keine Farbe?
s ich, ging wie in Widerhall und Blume
in Sein in dir nicht auf zu ſchönerm Sein,
rin ich lieben kann mein eignes Selbſt?

In der dritten Scene fühlen ſich Adam und Eva, nachdem ſie das Paradies verloren, einſam ohne die Nähe eines verwandten Geiſtes, dem Spiel elementariſcher Gewalten preisgegeben. Lucifer hält dem erſten Menſchen einen Curſus über Experimentalphyſik, zeigt ihm die im Dunkeln wirkenden Kräfte, die Wärme, den Magnetismus, ohne Adam zu tröſten. Dieſer bricht in die folgende, tiefempfundene und dichteriſch ſchöne Klage aus:

Die Erde ſchwankt mir unterm Fuß.
Was mir geſtaltlos, feſt bisher geſchienen,
Iſt Stoff, bewegt in ruheloſer Gärung,
Der nach Geſtaltung ſtrebt, nach Leben ringt
Unwiderſtehlich: hier erſteht Kryſtall,
Dort Knospe draus. Doch wo in dieſem Chaos
Bleibt meines Ichs geſchloſſne Sonderheit?
Was wird aus meinem Leib, dem ich vertraut
Gleich feſtem Werkzeug ſtets ſo thorenhaft
In meinen großen Wünſchen, großen Plänen?
O du verwöhntes Kind, das Ungemach
Und Wonne mir verurſacht gleichermaßen,
Du ſinkſt zur Hand voll Staub dahin, indeß
Luftdunſt und Waſſer iſt dein übrig Weſen,
Das kaum geröthet noch und fröhlich war,
Verdünſtet gleich mit meinem Sein in Wolken.
Ein jedes Wort, ein jeder Hirngedanke
Verzehrt von Theil zu Theil mein Weſen, ich
Verbrenne! Und dies unheilſchwangre Feuer
Schürt ein geheimnißvoller Geiſt vielleicht,
Daß er erwärme ſich an meiner Aſche. —
Hinweg das Schauſpiel, das mich raſend macht!
In ſolchem Kampf mit tauſend Elementen
Im Peingefühl verlaſſ'ner Seele ſtehn,
Wie ſchrecklich, ſchrecklich! — O warum ich doch
Von mir die Vorſehung zurückgeſtoßen,
Die zwar geahnt mein Herz, doch nicht gewürdigt,
Die heiß erſehnt mein Wiſſen — doch vergebens!

Darauf beſchwört Lucifer den Erdgeiſt herauf und zeigt dann dem erſten Menſchenpaar ſeine Zukunft, die Zukunft der Menſchheit.

In einer Laterna-magica zieht eine Reihe bunter Bilder aus der Geſchichte an uns vorüber. Die Tragödie verwandelt ſich in eine „Phänomenologie"; Adam und Eva erſcheinen als typiſche Geſtalten, als Träger geſchichtlicher Kategorien, von denen einzelne geradeswegs wie Illuſtrationen zu Kapiteln aus Hegel's tiefſinnigem Werke erſcheinen. Eine Scene aus dem Pharaonenreiche erläutert uns Herrſchaft und Knechtſchaft, wie ſpäter eine Scene aus der Franzöſiſchen Revolution die abſolute Freiheit und den Schrecken. Adam erſcheint in der erſtern als Pharao, Eva als Sklavenweib, das er auf den Thron erhöht. Schön und tief iſt die Erläuterung, die Lucifer ſelbſt von dieſem lebenden Bilde gibt:

Bei eurem Kußgetauſch
Empfindeſt du das laue Lüftchen nicht,
Das dein Geſicht umfächelt und entfliegt?
Wo dies entfliegt, verbleibt ein dünner Staub,
Im Jahr iſt dieſer Staub nur liniendick,
Ellbogenſtark in hundert Jahren ſchon,
Und tauſend Jahr' verſcharren deine Säulen,
Begraben ſelbſt im Sandmeer deinen Namen,
Der Schakal heult, der nackte Bettler hauſt,
Ein Sklavenvolk, in deinen Luſtgehegen.

Adam flieht ſelbſt vor dieſem „Blendwerk der Hölle",

Varnhagen lesen. Es kündigt bereits das Vortreffliche an, was wir zu erwarten haben. Dem schließt sich nun auch der erste Brief von Rahel an; er ist voller Leben.

Von S. 163 ab ist Oelsner im höchsten Grade beglückt durch das, was er von beiden Freunden brieflich erhält; das führt ihn, reißt ihn fast hin zu den werthvollsten Gegengaben, nur daß er bisweilen sogar exaltirt wird. Denn, wenn er im Stande ist, an Varnhagen und Rahel zu schreiben: „Zu Ihren Füßen liegt die Staubwolke der Alltagswelt. Sie können thun, begehen, was Sie wollen, bei mir behalten Sie recht. Fehlen können Sie und sündigen, wenn es Ihnen gefällt, und mein Gemüth bleibt den Genien mit unverbrüchlicher Treue ergeben", so heißt das in der That zu viel versichern.

Dann aber ist Oelsner unerschöpflich im Spenden des Gediegensten, in der Fülle des lautersten Gemüths, der innigsten Gesinnung, dabei geistreich, fein, leicht, anmuthig, überraschend in neuen Wendungen; er hat eine Suade, wie sie noch kein Briefschreiber schöner gehabt hat unter den Alten und Neuen. Seine Galanterie ist von echt französischer, chevalereske Decenz, höchst natürlich, dann wieder etwas versetzt mit Courtoisie und conventionellster Gemessenheit; es ist eine unbewußte und daher liebenswürdige pariser Façon und Tournure, der man aber überall die deutsche Tiefe abmerkt, wie in mancher fast verzweifelten Reflexion. So, wenn er S. 164 ausruft: „Es ist ein höllisches Ding um das menschliche Dasein auf Erden. Hunderttausend kreischende Lumpereien unterbrechen die Harmonie, zerrütten den Takt und machen das angebliche Concert zur wahren Bierfiedelei."

Man ist in der Politik ihrer Natur nach vorherrschend auf das Neue gewiesen, und man muß es Oelsner einräumen, er ist überreich an Neuigkeiten, er weiß sie mit Geschmack zu erzählen, und keiner von den Dreien bleibt darin hinter den andern zurück. Daß sie darin sehr wählerisch sind, das Neue nicht zu hoch anschlagen, es oft mit scharfer Kritik beleuchten, versteht sich von selbst. Und so finden wir in derartigen Mittheilungen eine Bestätigung dessen, was wir schon vor Jahren an einem andern Ort über solchen Gegenstand ausgesprochen haben.*) In einem Briefe Varnhagen's kommt die badener Constitution zur Sprache. Ein sehr bedeutendes Wort über Preßfreiheit gibt Oelsner ab. Varnhagen bemerkt einmal: „In unsern deutschen Zeitungen steckt wirklich eine ganze Literaturbildung."

Es drängt sich in den folgenden Briefen ein unendlicher Inhalt zusammen, den man aber auch im Zusammenhange lesen muß; jedes vereinzelte Citat würde die Wirkung entkräften. Oelsner, Varnhagen, Rahel wetteifern miteinander, die Situationen zu fixiren, die Handlungen wie die Handelnden in den Vordergrund zu bringen, die Gegenwart zu beleuchten, zu deuten, auszubeuten zu Gunsten der Menschenkenntniß und Wahrheit, die Zukunft zu errathen, und sie haben oft glücklich errathen. Oelsner fährt fort von der pariser Weltwarte aus die Phänomene zu observiren, über die Sternkarten der leitenden Politik, über die Vorgänge zu berichten, sie auch zu berichtigen, vor dem Conflicte zu warnen, die eingetretenen Folgerungen zu ziehen. Varnhagen charakterisirt mehr die Vorgänge, oft mit kühnen aber treffenden Metaphern, mit plastischem Griffel, mit malender Anschaulichkeit, sogar bisweilen mit poetischem Duft, der beschadet der Klarheit des Prosceniums; er prüft, wägt, schätzt die Vorgänge der Umgebung mit Hülfe des Schatzes reichster Erfahrungen, aber auch mit philosophischem Ernst und gibt vielsagende Beiträge voll Einsicht, Fernschau, tiefster Staatsweisheit. Rahel ist fast der Maschinenmeister auf diesem brieflich-politischen Welttheater, oder sie ist vielmehr eine Egeria, oft eine Wettergöttin, die das Wetter der Politik sehr richtig beurtheilt, bisweilen es sogar selbst schon im voraus macht; sie schleudert Blitze, läßt den Donner rollen, wirft Schloßen, aber auch befruchtenden Regen, und zeichnet und malt uns zuletzt die Massen der Menschen unter dem Regen, wie sie sind, auch die sogenannten gebildeten Massen, und wie man ihnen mit Vorsicht zu begegnen hat.

Inzwischen wird Varnhagen von Karlsruhe abberufen (Brief 111), und wir finden ihn in Berlin. Der hundertsechzehnte Brief gibt über die Veränderung seiner Stellung manchen Aufschluß. Es wird einer lebhaften Debatte zwischen ihm und dem Grafen von Bernstorff erwähnt. Varnhagen soll eine politische Mission nach Nordamerika erhalten, was ihm jedoch unter den obwaltenden Umständen nicht erwünscht ist. Hier stehen wir vor einem Hauptwendepunkte im Leben und Schicksale des genialen Mannes. S. 312 — der Schluß des hundertzehnten Briefs — enthält einen wichtigen Charakter zum Gesammtbilde Varnhagen's. Es wird unter anderm noch des Streits zwischen F. L. von Stolberg und [illegible] gedacht.

Zweiter Band. Die darin mitgetheilten Schreiben reichen von 1820—23. Es ist sehr interessant, [illegible] im ersten Briefe Varnhagen's einer Bemerkung über die damalige berliner Geselligkeit zu begegnen, wie denn in dieser Correspondenz der Verfall fast jeder edlern, höhern Unterhaltung in den geselligen Kreisen gerügt wird. In dem, was dort über einen gewissen Abandon, einen gewissen Tic, alles (aus innerer Leere) ennuyirt finden, mit kaum unterdrücktem Gähnen zu betrachten sagt wird, setzt schon die Blasirtheit und Ausgelassenheit einer spätern Zeit aufs deutlichste an. Der Glanz ist groß, die Lustbarkeiten sind splendid und üppig, aber der Geist geht unerquickt aus, wenn er sich zu dem Feste noch [illegible] funden hat. Indem Varnhagen erstaunt, wie [illegible] dem Freunde nicht geschrieben, heißt es:

> Die Fülle der Lustbarkeiten und der Zudrang [illegible] Vorgänge sind dabei ohne Schuld; unsere Prunkgesellschaften, Maskenbälle, Opern u. s. w. geben selbst den Theilnehmern wenig Vergnügen, geschweige denn solchen, die, wie [illegible] davon möglichst zurückziehen. Statt des Vergnügens gab es gar mancherlei Verdrüsse bei jenen Gelegenheiten, und Damen und Herren hatten allerlei auszustehen, was den guten Ton und die feine Sitte nicht als herrschend bezeichnet. Die junge [illegible]

*) Vgl. Alexander Jung: „Das Geheimniß der Lebenskunst" (Leipzig, Brockhaus, 1858), II, 175: „Der Reiz der Novität."

ten sich stolz und starr, an muntern Verkehr beider Geschlech-
ist nicht zu denken, und selbst zum Tanze bequemen sie sich
: halb gezwungen, wenn etwa von hohen Personen ein un-
riedenes Wort die steifen Glieder erst gelöst! Von dem Reize
Unterhaltung durch Gespräch ist nur noch eine dunkle Sage
ig, der nur in den untern Kreisen noch einige Wirklichkeit
lebt.

Man ist im Weitern empört über die Ermordung des
:zogs von Berri. Jahn's und des Grafen von Schla-
ndorf wird mehrfach erwähnt, dieser beiden Alten im
rte, denen abnorme Großartigkeit nicht abzusprechen
von denen der eine in eine unfreiwillige „Gefangen-
ft" kommt, der andere sich zu einer freiwilligen ver-
eilt, nämlich zu einem steten Verbleiben in seinem
ise; von denen der eine mit den Leibesgliedern und
Muttersprache turnt, der andere mit dieser nicht min-
das Turnen übt, aber ihr auch Glied auf Glied aus-
t. Wenigstens können wir darin nicht mit Varnha-
übereinstimmen, daß der Graf mit Angelus Silesius
vergleichen sei. Dieser ist unendlich tief, aber dennoch
klar zugleich, wie sprachfrisch in seinem cherubinischen
icht, während der Einsiedler der Tiefe nicht entbehrt,
: in Prosa und Vers (vgl. Varnhagen's „Denkwürdig-
n", Leipzig 1843, zweite Auflage, Bd. 4) kaum ver-
blich, fast ungenießbar und durchaus manierirt genannt
den muß.

Es ist in diesen Briefen natürlich schon viel von einer
stitution für Preußen die Rede. Wieder und wieder
n unsere Correspondenten auf diese wichtige Frage ein.
nhagen wünscht seinem Staate vor allem Selbständig-
in solcher Entwickelung, nichts von außen Aufgedrun-
s. Er schreibt (S. 29): „In Preußen ist ein Schatz
Geist, Kenntniß, Ordnung und Treue, die in ihrer
chung sich gegenseitig halten und unserm Staate seine
ithümliche Kraft geben." Bedenkliche Zustände in
nkreich, Unruhen in Italien. Auf alles das wirft man
utende Gedankenlichter. Oelsner deckt furchtbare Greuel

Varnhagen beweist sich fortwährend als der anhäng-
e Patriot; er spricht von den Kriegsübungen der
ppen und sagt (S. 132): „Wir sind in Preußen ver-
st und machen an kriegsthümliche Darstellungen die
ten Ansprüche, anderwärts würde vortrefflich heißen,
hier nicht genügt; das preußische Heer ist das schönste,
man sehen kann, besonders durch den Ausdruck von
t und Selbständigkeit, der aus den Truppen hervor-
tet." S. 149 wird Jean Paul's Vorrede zu einem
n Roman gedacht; dieser ist ohne Zweifel „Der Ko-
oder Nikolaus Marggraf". S. 151 heißt es bei
nhagen: „Der Kunst, die Welthändel nur im Groben
schauen, sehe ich mehr und mehr Huldigungen brin-
und die Feinheiten der Politik verlieren sich unter
fabeln." Herr von Chateaubriand in Berlin. Varn-
n fühlt sich verletzt. Auszeichnung verdienen unter
an sich schon Ausgezeichneten Varnhagen's Briefe
36, 40. Das letztere Schreiben ist ein echter Trost-
; man weiß, wie schwer jeder menschliche Trost ist
den, der ihn geben will. Oelsner hat seine Gattin
) den Tod verloren! Auch Rahel eilt, dem erschüt-
terten, von Gram gepackten Freunde etwas zu sagen. Sie schreibt (Brief 44):

„Wenn wir nur bei ihm wären!" war die Essenz von allem, was mir Ihr Brief auspreßte, und dies wiederholte ich auch immer Varnhagen. Leben ist die große Ureffenz, der tiefe Urstoff, woraus alles entquillt, mit und ohne unser Zuthun. Solchen Gemüthern, wie Sie eins sind, kann man am wenigsten arbeiten helfen, weil sie alle Arbeit selbst übernehmen, denen mag ich nur zeigen, daß ich ihnen nachfühlte und nachdenken konnte, das ist ihr einziger Trost, weil dieser Trost eine Art Umgang ist. Am erschütterndsten, lieber Freund, in Ihrem Schreiben war mir das, daß Sie für alle übrigen Lebensverhältnisse so klar blieben, so voller Haltung und erforderliche Thätigkeit.

Der funfzigste Brief Oelsner's ist höchst vortrefflich. Es heißt bei Gelegenheit eines eben Verstorbenen, der zu den herrlichsten Menschen gehörte: „Erst wenn das Rauchwerk verglimmt, empfindet man seinen Duft." Varnhagen's Urtheil über Goethe's „Wanderjahre". Charakteristik Napoleon's I. In Teplitz trifft Varnhagen mit dem genialen Philosophen Franz Ritter von Baader zusammen, auf den er stets ein sehr großes Gewicht, und mit Recht, legte. Oelsner gibt nun auch seinerseits ein Urtheil über Goethe's „Wanderjahre" ab, welches höchst originell und geistreich ist, nur daß wir es nicht unbedingt unterschreiben können. Unter anderm lauten die Worte (S. 303):

Von Ihres Geistes prismatischer Empfänglichkeit zeigen die Blicke auf Meister. Doch halte ich nicht unmaßgeblich Ihre Meinung. Mein Urtheil ist ein Wagstück, da ich keine Zeit hatte, tief in den Sinn des Werks einzudringen. Sein Vortrag, der reinste, höchste Balsam des deutschen Mundes, wehte mich wie Frühling an. Die Gegenstände des Zaubers, Landschaft und was sich in ihr regt, sind leibhaftes Dasein; ein reiches Feld voll anziehender Gestalten, räthselhafter Erscheinungen. Ungern trennt man sich von ihnen, die jedesmal, gerade in dem erwartungsschwangern Momente untertauchen. Doch die wirkliche Welt verhält sich selten besser. Soll man den Künstler strenger richten als sein Meister? Er hat Großes geleistet, wenn er uns an seine vieldeutige Schöpfung dergestalt fesselt, daß wir unwillkürlich ihr die mannichfaltigsten Zwecke unserer Erfindung zudichten. Ueber das Erziehungsinstitut der Wanderjahre wäre ein Langes und Breites zu sagen. Am besten, man deckt seine Blößen mit dem Mantel der Liebe. Symbolik kann einem kindlichen Zeitalter gebieten; dem Denkenden sind ihre durchsichtigen Figuren gemalte Fensterscheiben, die den Tag verdunkeln. Besonders widerlich aber ist mir jene Art Gamaschendienst, mittels dessen die mystischen Obern ihre Zöglinge zur Ehrfurcht bilden. *)

S. 320 finden wir bei Oelsner (vom Jahre 1821!) merkwürdige Aeußerungen über die Bonapartisten, eine Art Prophetie, welche auch eingetroffen ist.

Von großem Liebreiz, dann wieder von dem mannichfaltigsten Inhalte, zum Theil von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Briefe vom sechsundsiebzigsten ab bis zum Ende dieses Bandes. Sogleich der erste der angedeuteten ist die wohlgetroffenste Photographie Rahel's, anfangs noch mit der Ungunst des Wetters, der Beleuchtung ringend, dann unter den Strahlen der herrlichsten Sonne siegend. Fast kommt in diesem allerliebsten Schreiben Rahel in die Region Bettina's, des Kindes. Aber die Kinder, beide

*) Vgl. „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Von Alexander Jung" (Mainz, Kunze, 1854).

Varnhagen lesen. Es kündigt bereits das Vortreffliche an, was wir zu erwarten haben. Dem schließt sich nun auch der erste Brief von Rahel an; er ist voller Leben.

Von S. 163 ab ist Oelsner im höchsten Grade beglückt durch das, was er von beiden Freunden brieflich erhält; das führt ihn, reißt ihn fast hin zu den werthvollsten Gegengaben, nur daß er bisweilen sogar exaltirt wird. Denn, wenn er im Stande ist, an Varnhagen und Rahel zu schreiben: „Zu Ihren Füßen liegt die Staubwolke der Alltagswelt. Sie können thun, begehen, was Sie wollen, bei mir behalten Sie recht. Fehlen können Sie und sündigen, wenn es Ihnen gefällt, und mein Gemüth bleibt den Genien mit unverbrüchlicher Treue ergeben", so heißt das in der That zu viel versichern.

Dann aber ist Oelsner unerschöpflich im Spenden des Gediegensten, in der Fülle des lautersten Gemüths, der innigsten Gesinnung, dabei geistreich, fein, leicht, anmuthig, überraschend in neuen Wendungen; er hat eine Suade, wie sie noch kein Briefschreiber schöner gehabt hat unter den Alten und Neuen. Seine Galanterie ist von echt französischer, chevalereske Decenz, höchst natürlich, dann wieder etwas versetzt mit Courtoisie und conventionellster Gemessenheit; es ist eine unbewußte und daher liebenswürdige pariser Façon und Tournure, der man aber überall die deutsche Tiefe abmerkt, wie in mancher fast verzweifelten Reflexion. So, wenn er S. 164 ausruft: „Es ist ein hölliſches Ding um das menschliche Dasein auf Erden. Hunderttausend kreischende Lumpereien unterbrechen die Harmonie, zerrütten den Takt und machen das angebliche Concert zur wahren Bierfiedelei."

Man ist in der Politik ihrer Natur nach vorherrschend auf das Neue gewiesen, und man muß es Oelsner einräumen, er ist überreich an Neuigkeiten, er weiß sie mit Geschmack zu erzählen, und keiner von den Dreien bleibt darin hinter den andern zurück. Daß sie darin sehr wählerisch sind, das Neue nicht zu hoch anschlagen, es oft mit scharfer Kritik beleuchten, versteht sich von selbst. Und so finden wir in derartigen Mittheilungen eine Bestätigung dessen, was wir schon vor Jahren an einem andern Ort über solchen Gegenstand ausgesprochen haben.*) In einem Briefe Varnhagen's kommt die badener Constitution zur Sprache. Ein sehr bedeutendes Wort über Preßfreiheit gibt Oelsner ab. Varnhagen bemerkt einmal: „In unsern deutschen Zeitungen steckt wirklich eine ganze Literaturbildung."

Es drängt sich in den folgenden Briefen ein unendlicher Inhalt zusammen, den man aber auch im Zusammenhange lesen muß; jedes vereinzelte Citat würde die Wirkung entkräften. Oelsner, Varnhagen, Rahel wetteifern miteinander, die Situationen zu fixiren, die Handlungen wie die Handelnden in den Vordergrund zu bringen, die Gegenwart zu beleuchten, zu deuten, auszubeuten zu Gunsten der Menschenkenntniß und Wahrheit, die Zukunft zu errathen, und sie haben oft glücklich errathen. Oelsner fährt fort von der pariser Weltwarte aus die Phänomene zu observiren, über die Sternkarten der [sen]den Politik, über die Vorgänge zu berichten, [zu] auch zu berichtigen, vor dem Conflicte zu warnen, die eingetretenen Folgerungen zu ziehen. Varnhagen d[ie]terisirt mehr die Vorgänge, oft mit kühnen aber [m]den Metaphern, mit plastischem Griffel, mit ma[ler]Anschaulichkeit, sogar bisweilen mit poetischem Duft beschadet der Klarheit des Prosceniums; er prüft, schätzt die Vorgänge der Umgebung mit Hülfe des [R]reichster Erfahrungen, aber auch mit philosophischem und gibt vielsagende Beiträge voll Einsicht, Fernsch[au] tenster Staatsweisheit. Rahel ist fast der Maschi[nist] ster auf diesem brieflich-politischen Welttheater, [sie] ist vielmehr eine Egeria, oft eine Wettergöttin, di[e] das Wetter der Politik sehr richtig beurtheilt, bis[weilen] es sogar selbst schon im voraus macht; sie schleudert [Blitze], läßt den Donner rollen, wirft Schloßen, aber au[ch] fruchtenden Regen, und zeichnet und malt uns zule[tzt] die Massen der Menschen unter dem Regen, wie [sie] auch die sogenannten gebildeten Massen, und wie man mit Vorsicht zu begegnen hat.

Inzwischen wird Varnhagen von Karlsruhe abb[e]rufen (Brief 111), und wir finden ihn in Berlin. Der dertsechzehnte Brief gibt über die Veränderung seiner [Si]lung manchen Aufschluß. Es wird einer lebhafte[n] batte zwischen ihm und dem Grafen von Bernst[orff] wähnt. Varnhagen soll eine politische Mission nach [Nord]amerika erhalten, was ihm jedoch unter den obwal[tenden] Umständen nicht erwünscht ist. Hier stehen wir vor Hauptwendepunkte im Leben und Schicksale des g[roßen] ten Mannes. S. 312 — der Schluß des hundz[wölf]zehnten Briefs — enthält einen wichtigen Charak[ter]zum Gesammtbilde Varnhagen's. Es wird unter [Hin]noch des Streits zwischen F. L. von Stolberg und [Voß] gedacht.

Zweiter Band. Die darin mitgetheilten Sch[reiben] reichen von 1820—23. Es ist sehr interessant, [Varnhagen] im ersten Briefe Varnhagen's einer Bemerkung [über] damalige berliner Geselligkeit zu begegnen, wie denn in dieser Correspondenz der Verfall fast jeder edlern [Un]hern Unterhaltung in den geselligen Kreisen gerügt In dem, was dort über einen gewissen Abandon, einen gewissen Tic, alles (aus innerer Leere) ennuy[ant] finden, mit kaum unterdrücktem Gähnen zu betrachten sagt wird, setzt schon die Blasirtheit und Ausgeb[lasenheit] einer spätern Zeit aufs deutlichste an. Der Glanz [der] die Lustbarkeiten sind splendid und üppig, aber [der] geht unerquickt aus, wenn er sich zu dem Feste [ge]funden hat. Indem Varnhagen erstaunt, [wie] dem Freunde nicht geschrieben, heißt es:

Die Fü[lle] und [Pr]
Vorgänge [sind] und [ge]
Maskenb[älle]
wenig [Ge]
davon
gar
und
die

*) Vgl. Alexander Jung: „Das Geheimniß der Lebenskunst" (Leipzig, Brockhaus, 1858), II, 175: „Der Reiz der Novität."

der Höhe nachweisen, welche der dahingeschiedene Geist
f seiner irdischen Laufbahn erreichte. Dies muß späte-
r Zeit und bessern Kräften vorbehalten bleiben. Aber
ter dem Eindruck, den diese Trauerbotschaft auf weite
reise üben wird, dürfte es gerechtfertigt erscheinen, uns
ch einmal in die Betrachtung des Werks zu versenken,
s die Frucht seiner letzten Lebensjahre geworden ist,
d zwar um so mehr, als wir damit eine Pflicht der
etät gegen den edeln Todten zu erfüllen glauben.

Wer jemals von einer längern Hochgebirgswanderung
ngekehrt ist, dem folgt bei seiner Rückkehr in die Hei-
t eine Fülle großer Bilder, welche noch lange, vor den
igen Augen wieder auftauchend, den Blick frei und
Seele warm erhalten. Oft glaubt er noch die Spitzen
Gebirgs glühen zu sehen und sieht sich versetzt auf
mächtigen Gebirgsriegel, welche Ströme und Thäler,
der und Völker scheiden, von denen aus der Himmel
er und weiter erscheint; die kleine Schrift verschwin-
mit welcher die Cultur den Erdball bedeckt, und nur
großen Umrisse der Natur erhebend an den betrach-
en Geist herantreten. Aehnlich ergeht es einem auf-
ksamen und hingebenden Leser mit der Lektüre eines
hs, das einen wahrhaft großen Stoff in geistreiche
m gefaßt hat. Es liegt etwas Gesundmachendes und
tiefendes in einer solchen Lektüre; hinausgewiesen aus
engen Kreis seiner Lebenssphäre, schwingt sich die
önlichkeit des Menschen einmal selbstvergessen über
empor. Wenn eine derartige Wirkung irgendeinem
je zugeschrieben werden kann, so dürfen wir diese
kung gewiß für das Buch von Wietersheim's: „Die
hichte der Völkerwanderung", in Anspruch nehmen,
n Inhalt wir nach seinen Hauptmomenten und mög-
in des Verfassers eigener Sprache zu überfliegen
ken.

„Es gibt nichts Erhebenderes, als das Studium Got-
in der Geschichte", sagt er an einer Stelle des ge-
ten Buchs. Und der Stoff desselben rechtfertigt
i Ausspruch. Nur unzulänglich bezeichnet der
e der Völkerwanderung seinen eigenen Inhalt. Nicht
Wandern der Völker allein haben wir unter der
kerwanderung" zu verstehen; wir erblicken in ihr die
ümmerung und Auflösung des weströmischen Reichs
die sich neubildende germanische Menschheit, den
gang der alten und Anfang der neuen Welt, eine
ssubstantiation des Geistes der Menschheit. Wir
in der That mit diesem Thema auf einer Höhe
Geschichte, von welcher wir auf der einen Seite hin-
n in die Dämmerungszeit der Menschheit, wo sich
hlich die Rassen, Völker und Stämme abzuscheiden
ten, und auf der andern Seite schon die Neubildun-
erfolgen können, die bis in die Gegenwart hinein-
n. Wie die hellleuchtenden Gipfel einer Alpenwelt,
die umliegenden Thalgebiete beherrschen, steigt eine
große und gewaltiger Männer vor uns auf, an
sich die Geschicke der Mitwelt knüpfen; unter dem
Lichte beglaubigter Geschichte entrollen sich die Fel-
auf welchen die Völkerschlachten geschlagen wurden,
und weit dehnt sich der Horizont, welcher diese Zeitepoche
umschließt, von den Säulen des Hercules bis an die
Ostgrenzen Chinas.

Im Jahre 1850 ließ der Verfasser in den „Abhand-
lungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaf-
ten zu Leipzig" eine Monographie über den Feldzug des
Germanicus an der Weser im Jahre 16 n. Chr.
erscheinen und gab 1852 eine Schrift zur Vorgeschichte
deutscher Nation heraus. Beide Schriften können als
bahnbrechende Pionniere für das große Werk der Völker-
wanderung betrachtet werden, dessen vier Bände sich in
den Jahren 1859, 1860, 1862 und 1864 folgten. Die
Vorrede des letzten Bandes ist mit den Worten unter-
zeichnet: den 15. October 1863 im Beginn des sieben-
undsiebzigsten Jahres! Abgesehen von den tiefen und lang-
jährigen Studien, welche diesen Arbeiten zu Grunde lie-
gen mußten, umfaßt die Dauer vom ersten bis zum letz-
ten Druckjahr eine Zeit von 14 Jahren. Wir haben
die gereifte Frucht vor uns. Die Kritik hat sich besonders
auch gegen die Form des Werks gewendet; nicht ohne
Bewegung können wir dagegen die Worte lesen, mit wel-
chen der hochbegabte und hochbetagte Staatsmann in rüh-
render Bescheidenheit seine eigene Unzufriedenheit mit der
Form seines Werks bekennt (Bd. 2, Vorrede); denn dieser
ängstlichen Rastlosigkeit und Sorgfalt, mit welcher er der
von ihm gewählten kritischen Methode folgt, haben wir
es zu danken, daß die Frucht noch eingebracht wurde,
ehe die Sonne untergegangen war. Im Grunde aber kann
der Tadel der verfehlten Form nur dem großen Publikum
gegenüber, welches auch beim Lesen des Selbstdenkens nur
zu gern überhoben zu sein liebt, ins Gewicht fallen; ein
denkender Leser wird dem Verfasser auch auf seinen Um-
wegen gern folgen und auch für den Genuß dankbar
sein, die Thatsachen aus der Unsicherheit der Quellen
in das Licht der Wahrheit hineinwachsen zu sehen. Der
Verfasser geht mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst
keinen Schritt vorwärts, ohne sich — soweit es die ein-
zelne menschliche Kraft nach dem dermaligen Stand der
Quellen vermag — den Boden vollkommen geebnet zu
haben; wer mit ihm geht, geht einen sichern Schritt.
Und diese Sicherheit schöpft der Leser vor allem aus
dem geistigen Gehalt der Schreibweise. Möglich, daß der
Verfasser in vielem geirrt — ja bei dem Umfange seiner
Aufgabe ist Irrung in einzelnen Fällen unausbleiblich —;
dennoch wird jeder, der das Werk ohne Vorurtheil gele-
sen, den hohen Geist anerkennen müssen, der hier die
Feder geführt hat und dem es zunächst nur um das
Licht der Wahrheit zu thun ist. Dieser edeln Gesinnung
Ausfluß durchdringt das ganze Werk. Als oberste Pflicht
des Historikers bezeichnet der Verfasser: keinen Theil der
Geschichte ohne klares Bewußtsein des ewigen Weltplans,
der Hauptbestimmung der betreffenden Zeit niederzuschreiben.
Mit dieser Fackel beleuchtet er seinen Weg. Wie einfach be-
kennt er dabei, daß die Zeit nur die Erkenntniß des Man-
gels vor allem an Bücherwissen und philologischer Sicher-
heit in ihm gefördert habe; aber mit Recht hebt er her-
vor, daß zur Lösung seiner Aufgabe neben der gelehrten

voll Anmuth, Mutterwitz und Klugheit, vertragen sich aufs beste, und da man nicht ohne Kindlichkeit sein darf, um die Natur der Kinder zu verstehen, so spricht hier Rahel auch so einzig und tief über Kinder überhaupt, über die Weise, wie man sie zu nehmen, zu behandeln habe. Daraus mögen sich denn auch die Männer und Frauen der Schulen, auch die Häupter und Anhänger der philosophischen, sowie alle Erzieher Heilsames merken.

In den weitern Briefen ist von Cuvier mehrfach die Rede. Er kommt nicht zum besten fort. Talleyrand wird charakterisirt bei Gelegenheit einer politischen Verwandlung, nicht ohne pikante Streiflichter. Glücklich unter allen Umständen wäre der, welcher schreiben könnte, wie Oelsner schreibt: „Große Betrachtungen drängen sich mir auf, neue Gedankenreihen ziehen mir durch den Kopf, ich gewinne und lerne jeden Tag unendlich, und Geistesleere ist es nicht, worüber ich klagen dürfte.“

Dritter Band. Die darin enthaltenen Schreiben reichen von 1823 bis in das Jahr 1828 hinein. Die Mittheilungen strömen so gewaltig, daß dieser Strom fast über die Ufer hinausgeht, welche ihm die Briefform anweist, woraus denn für die „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's ein unübersehlicher Stoff erwächst, aber auch für den Leser die reichste Belehrung und Erquickung. Wir können nur noch einiges, ebenfalls aus Mangel an Raum, aus dieser Flut herausschöpfen. Schauspieler Stich und Graf Blücher. Classische Feier Goethe's bei Gelegenheit seiner Genesung. Das möge die Nation sich wohl merken. Der einundzwanzigste Brief Rahel's ist ein Prachtstück. Goldene Worte Oelsner's über Mangel an deutscher Urbanität. Provinzialstände, Reichsstände bilden den stets wiederkehrenden Refrain. Wohlverdiente Lobrede auf Varnhagen. Dieser ist ein Muster in der Art, das Lob zu begrenzen, abzulehnen. Ueber den glücklichsten Humor Oelsner's nur eine für viele Stellen; unser heutiger Materialismus kann sie brauchen (S. 201):

John Bull kann sich nicht vorstellen, daß seine Regierung ein höheres Interesse hege, als das des englischen Handels. Würde John Bull inne, daß man ihn zum besten hat, könnte er leicht rappelköpfisch werden. Den Oekonomisten nach ist der Mensch nur in die Welt gesetzt, um immer und ewig Waaren auszutauschen, ohne Unterlaß Strümpfe zu stricken. Endlich werden der Strümpfe zu viel. Daß ich ein Dutzend um die Hälfte des Preises bekomme, den ich sonst bezahlte, ist bequem, und ich kann ihrer jetzt zwei Dutzend haben. Aber was ist mir an 100000 Paar Strümpfen gelegen, mögen sie noch so wohlfeil sein? Den Nomadenvölkern des Mittelalters ist unsere „Oeconomie politique“ keinen Stüber werth.

Oelsner's Lobrede auf Goethe ist wie ein Gedicht des Hafis, ein glühend trunkener und doch so treffender Toast, dem Verfasser des deutschen Divan dargebracht in einer lustigen Schenke des Orients. Wolf und Schlabrendorf sterben, und die Freunde sind hart betroffen von solchem Verluste. Karl X. gelangt auf den Thron von Frankreich.

Vor allem nun eilen wir, unsern Lesern jene oben versprochene Briefstelle Varnhagen's vorzulegen, welche sein ganzes, eigentliches Wesen ausspricht, sein universales Interesse, sein tiefes Lebensgefühl für alle Existenz, für alles Geschehen; eine Stelle, die hinter scheinbar profan-weltlichen Wünschen doch das heiligste Gefühl [illegible] Verlangen edelster Menschennatur offenbart, wiefern [illegible] sich ihres Ursprungs bewußt ist. Es ist dieser Aufsatz daher auch nicht Unzufriedenheit, sondern es ist ein [illegible] hin zur Allgegenwart, selbst da, wo der Zweifel hervortritt (S. 265):

Wenn ich umherblicke und betrachte, was alles vorgeht, woran ich keinen Theil habe, welche Bahnen eröffnet und Glückseligkeiten ausgestellt sind, die mir fern liegen, und zu denen doch irgendein Beruf in der lüsternen Einbildungskraft [illegible] wird, so muß ich am Ende zweifeln, ob allen Wesen nicht eine Wirklichkeit zugedacht ist, ob manche sich nicht mit bloßen Träumen dicht nebenan behelfen sollen? Die großen Richtungen der Zeit vollenden prachtvoll und gewinnreich ihren Zug, [illegible] immer soll es mich nichts angehen! Muß ich es mir nicht [illegible] gehen lassen, in Spanien als königlicher Freiwilliger mein Glück zu machen? Darf ich wol bei dem Entschädigungsgesetz in Frankreich etwas für mich hoffen? In Italien verkündigt der heilige Vater ein Jubeljahr, aber ich, der ich dessen wahrlich sehr bedürfte, habe wiederum nichts dabei zu thun! So könnte ich noch vieles aufzählen, aber Sie haben schon genug an dem Gezeigten, um völlig einzusehen, wie mich mein Zeitalter behandelt und was es mir alles versagt.

Oelsner stellt seinem Freunde Varnhagen in Aussicht, daß derselbe in zehn Jahren Minister sein werde.

Nachdem wir einem solchen Briefergusse so viel Unterhaltung und Unterweisung verdankt haben, ergreift [illegible] gegen das Ende der Lektüre eine eigene Wehmuth. [illegible] ist gewiß der ähnlich, von welcher die einstigen Schreiber ebenfalls erfaßt gewesen sein werden, daß das Aufhören nach solcher Dauer des Austausches nun bald Einem für immer erhalten werde durch den Hingang eines der Betheiligten. Und doch, als Varnhagen die Worte zu Papier brachte: „Unsere lebhafteste Theilnahme bleibt [illegible] (Geheimrath Koreff) zeitlebens sicher, keine Zänkerei mag dagegen etwas!“ ahnte ihm schwerlich, daß es der Schluß aller Erdenbriefe an Oelsner sei, daß als Abschiedswort, als Ende aller Antworten nur noch ein Dictum folgen werde.

Was an den vorliegenden Briefen noch außerdem erfreut, ist, daß sich im allgemeinen hier noch kein Todtenschmerz in Varnhagen abgesetzt hat, der späterhin den vortrefflichen, unvergeßlichen Manne leider oft trübe [illegible] den bereitete und zu manchem Bedauernswerthen Anlaß gab. So seien unsere Leser denn nochmals eingeladen den Genuß des ganzen Werks nicht zu verabsäumen!

Alexander Jung

Eine Geschichte der Völkerwanderung.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wietersheim. Vier Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1860–64. Gr. 8. 11 Thlr. 10 Ngr.

Am Auferstehungstage, in der Frühe des ersten Osterfeiertags d. J. ist ein edler Geist von uns geschieden: der ehemalige königlich sächsische Staatsminister Eduard von Wietersheim. Die ganze reiche Saat seines Lebens läßt sich in dem Augenblicke, wo er seine Augen geschlossen, nicht übersehen, der große Umfang seiner Wirksamkeit in Wissenschaft, Staat und Haus nicht in einigen flüchtigen Worten ausmessen, und ebenso wenig die ganze Stärke

der Höhe nachweisen, welche der dahingeschiedene Geist
f seiner irdischen Laufbahn erreichte. Dies muß späte-
Zeit und bessern Kräften vorbehalten bleiben. Aber
ter dem Eindruck, den diese Trauerbotschaft auf weite
eise üben wird, dürfte es gerechtfertigt erscheinen, uns
h einmal in die Betrachtung des Werks zu versenken,
s die Frucht seiner letzten Lebensjahre geworden ist,
) zwar um so mehr, als wir damit eine Pflicht der
tät gegen den edeln Todten zu erfüllen glauben.

Wer jemals von einer längern Hochgebirgswanderung
ngekehrt ist, dem folgt bei seiner Rückkehr in die Hei-
t eine Fülle großer Bilder, welche noch lange, vor den
tigen Augen wieder auftauchend, den Blick frei und
Seele warm erhalten. Oft glaubt er noch die Spitzen
Gebirgs glühen zu sehen und sieht sich versetzt auf
mächtigen Gebirgsriegel, welche Ströme und Thäler,
der und Völker scheiden, von denen aus der Himmel
er und weiter erscheint; die kleine Schrift verschwin-
mit welcher die Cultur den Erdball bedeckt, und nur
großen Umrisse der Natur erhebend an den betrach-
en Geist herantreten. Aehnlich ergeht es einem auf-
ksamen und hingebenden Leser mit der Lektüre eines
hs, das einen wahrhaft großen Stoff in geistreiche
m gefaßt hat. Es liegt etwas Gesundmachendes und
liefendes in einer solchen Lektüre; hinausgewiesen aus
engen Kreis seiner Lebenssphäre, schwingt sich die
sönlichkeit des Menschen einmal selbstvergessen über
empor. Wenn eine derartige Wirkung irgendeinem
he zugeschrieben werden kann, so dürfen wir diese
kung gewiß für das Buch von Wietersheim's: „Die
hichte der Völkerwanderung", in Anspruch nehmen,
n Inhalt wir nach seinen Hauptmomenten und mög-
in des Verfassers eigener Sprache zu überfliegen
ken.

„Es gibt nichts Erhebenderes, als das Studium Got-
in der Geschichte", sagt er an einer Stelle des ge-
ten Buchs. Und der Stoff desselben rechtfertigt
n Ausspruch. Nur unzulänglich bezeichnet der
e der Völkerwanderung seinen eigenen Inhalt. Nicht
Wandern der Völker allein haben wir unter der
kerwanderung" zu verstehen; wir erblicken in ihr die
ümmerung und Auflösung des weströmischen Reichs
, die sich neubildende germanische Menschheit, den
gang der alten und Anfang der neuen Welt, eine
sfubstantiation des Geistes der Menschheit. Wir
t in der That mit diesem Thema auf einer Höhe
Geschichte, von welcher wir auf der einen Seite hin-
en in die Dämmerungszeit der Menschheit, wo sich
ihlich die Rassen, Völker und Stämme abzuscheiden
nen, und auf der andern Seite schon die Neubildun-
verfolgen können, die bis in die Gegenwart hinein-
en. Wie die hellleuchtenden Gipfel einer Alpenwelt,
e die umliegenden Thalgebiete beherrschen, steigt eine
großer und gewaltiger Männer vor uns auf, an
e sich die Geschicke der Mitwelt knüpfen; unter dem
t Lichte beglaubigter Geschichte entrollen sich die Fel-
auf welchen die Völkerschlachten geschlagen wurden,
und weit dehnt sich der Horizont, welcher diese Zeitepoche
umschließt, von den Säulen des Hercules bis an die
Ostgrenzen Chinas.

Im Jahre 1850 ließ der Verfasser in den „Abhand-
lungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaf-
ten zu Leipzig" eine Monographie über den Feldzug des
Germanicus an der Weser im Jahre 16 n. Chr.
erscheinen und gab 1852 eine Schrift zur Vorgeschichte
deutscher Nation heraus. Beide Schriften können als
bahnbrechende Pionniere für das große Werk der Völker-
wanderung betrachtet werden, dessen vier Bände sich in
den Jahren 1859, 1860, 1862 und 1864 folgten. Die
Vorrede des letzten Bandes ist mit den Worten unter-
zeichnet: den 15. October 1863 im Beginn des sieben-
undsiebzigsten Jahres! Abgesehen von den tiefen und lang-
jährigen Studien, welche diesen Arbeiten zu Grunde lie-
gen mußten, umfaßt die Dauer vom ersten bis zum letz-
ten Druckjahr eine Zeit von 14 Jahren. Wir haben
die gereifte Frucht vor uns. Die Kritik hat sich besonders
auch gegen die Form des Werks gewendet; nicht ohne
Bewegung können wir dagegen die Worte lesen, mit wel-
chen der hochbegabte und hochbetagte Staatsmann in rüh-
render Bescheidenheit seine eigene Unzufriedenheit mit der
Form seines Werks bekennt (Bd. 2, Vorrede); denn dieser
ängstlichen Rastlosigkeit und Sorgfalt, mit welcher er der
von ihm gewählten kritischen Methode folgt, haben wir
es zu danken, daß die Frucht noch eingebracht wurde,
ehe die Sonne untergegangen war. Im Grunde aber kann
der Tadel der verfehlten Form nur dem großen Publikum
gegenüber, welches auch beim Lesen des Selbstdenkens nur
zu gern überhoben zu sein liebt, ins Gewicht fallen; ein
denkender Leser wird dem Verfasser auch auf seinen Um-
wegen gern folgen und auch für den Genuß dankbar
sein, die Thatsachen aus der Unsicherheit der Quellen
in das Licht der Wahrheit hineinwachsen zu sehen. Der
Verfasser geht mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst
keinen Schritt vorwärts, ohne sich — soweit es die ein-
zelne menschliche Kraft nach dem dermaligen Stand der
Quellen vermag — den Boden vollkommen geebnet zu
haben; wer mit ihm geht, geht einen sichern Schritt.
Und diese Sicherheit schöpft der Leser vor allem aus
dem geistigen Gehalt der Schreibweise. Möglich, daß der
Verfasser in vielem geirrt — ja bei dem Umfange seiner
Aufgabe ist Irrung in einzelnen Fällen unausbleiblich —;
dennoch wird jeder, der das Werk ohne Vorurtheil gele-
sen, den hohen Geist anerkennen müssen, der hier die
Feder geführt hat und dem es zunächst nur um das
Licht der Wahrheit zu thun ist. Dieser edeln Gesinnung
Ausfluß durchdringt das ganze Werk. Als oberste Pflicht
des Historikers bezeichnet der Verfasser: keinen Theil der
Geschichte ohne klares Bewußtsein des ewigen Weltplans,
der Hauptbestimmung der betreffenden Zeit niederzuschreiben.
Mit dieser Fackel beleuchtet er seinen Weg. Wie einfach be-
kennt er dabei, daß die Zeit nur die Erkenntniß des Man-
gels vor allem an Bücherwissen und philologischer Sicher-
heit in ihm gefördert habe; aber mit Recht hebt er her-
vor, daß zur Lösung seiner Aufgabe neben der gelehrten

urtheilen können, als daß dieser Versuch verfehlt ist, denn es ist ein Versuch, der nicht gelingen kann.

Wer die Schicksale des herrlichen Dulders Odysseus nicht in der Ursprache zu lesen vermag, der lese sie in der Uebersetzung von Voß, welche Gervinus sogar der Luther'schen Bibelübersetzung an die Seite stellt. Und wenn auch für manchen die Forderung, die Voß stellt, daß der Leser oder die Leserin ihre Eigenthümlichkeit aufgeben und sich dem fremden Geiste nähern müsse, unbequem sein mag, so ist dieselbe doch durch die Bedeutung des Homer für die gesammte Cultur des Alterthums, für die künstlerische Bildung aller europäischen Völker, insbesondere für die Entwickelung der deutschen Literatur der Neuzeit gerechtfertigt, ja geboten, und wird die Mühe durch den Gewinn weit überwogen. Schon die Wahl von modernen Reimversen ist ein Misgriff, denn sie zerstört den Zauber der Form, der so anziehend gerade bei Homer wirkt,

> Wo ein lebendiger Geist in den Stoff, den kühn er bewältigt,
> Seiner besondersten Art kenntlichen Stempel geprägt!

Noch schlimmer aber ist die Beschneidung des Inhalts, jener Mangel an Pietät, der, von der Bürger'schen Ansicht ausgehend, „Homer sei oft nicht mehr, oft noch weniger als unsereins", in den unvergleichlichen Schilderungen des blinden Mannes von Chios eine Breite und Weitschweifigkeit zu finden und durch geschickte Auslassungen beseitigen zu können glaubt; indem zugleich durch die Ausmerzung derjenigen Stellen, an denen die Pruderie Anstoß nehmen könnte, die Odyssee für die Frauen zurechtgemacht werden soll. Homer sollte doch von dem Schicksal, in einen „bleichsüchtigen Mädchen-Pensionatsstil" übertragen zu werden, verschont bleiben, und die Erkenntniß, daß ein harmonisches Ganzes von vollendeter Schönheit und Ebenmaß ein Noli me tangere ist, solche Paraphrasen unmöglich machen.

Daß ein derartiger Versuch, eine Ilias post Homerum zu schreiben, nur als ein Misgriff bezeichnet werden kann, muß um so mehr betont werden, als auf der andern Seite hervorzuheben ist, daß Gravenhorst, wie in seinen frühern Werken so auch hier, eine große Geschicklichkeit in der Behandlung und Gruppirung des Stoffs, einen feinen Geschmack in der Darstellung bei gänzlicher Fernhaltung aller eigenen Zuthaten und eine sehr anerkennenswerthe Gewandtheit der poetischen Form bekundet. Einzelne Balladen, z. B. die dritte: „Penelope, von Telemach zurückgewiesen", die achtzehnte: „Nausikaa und Odysseus" u. a. werden einen wahrhaft poetischen Eindruck zu machen nicht verfehlen, wenngleich auch in ihnen der Hauch modernen Geistes nicht zu verkennen ist, der in andern Schilderungen das Heldenhafte, specifisch Epische vielfach verwischt.

Allerdings sind es keineswegs „Nibelungen im Frack", die uns aus Gravenhorst's Liedern entgegentreten, allein Goethe's humoristische Polemik gegen Wieland's „Alceste" trifft doch auch diese Modernisirung antiker Stoffe, die sich doch stets „den Hercules nur als einen stattlichen Mann mittlerer Größe zu imaginiren vermag". Man vergleiche nur die Schilderung der Unterwelt oder des Abenteuers mit Circe, die den Odysseus „Berichter" anredet, mit dem naiv-sinnlichen Original, um sich davon zu überzeugen, daß die ursprüngliche Kraft verloren geht in der Glätte der neuen Ueberarbeitung.

Gegen diese Formgewandtheit und die fast spielende Beherrschung anmuthigen Ausdrucks kann es kaum einen schärfern Gegensatz geben, als die „Metaphrasen" von Alfred Göldlin von Tiefenau (Nr. 2), welche Uebersetzungsproben aus dem Griechischen (Anakreontea), dem Englischen (Matthew Prior und Tennyson) und dem Französischen (Lamartine, Auguste Barbier, Victor Hugo, Jean Reboul, Alfred de Vigny, Delavigne, Arsène Houssaye, Gérard de Nerval, Alfred de Musset und Henri Murger) enthalten: Proben, die als Muster dafür, wie man nicht übersetzen soll, dienen können. Denn zunächst muß dem Leser ein Zweifel darüber aufstoßen, ob die Sprache dieser Uebertragung wirklich unser „geliebtes Deutsch" sei, wenn er z. B. in der $3\frac{1}{2}$ Seiten langen Uebersetzung eines einzigen Gedichts folgende Ausdrücke findet (S. —54): „umklommen", „gedrang", „Keuschgewand", „nigidiom", „der Nebel Dimmern", „abgeschwellt", „Graßverbrechen", „Reimerling", „Schlechtheit", „Füßen trollen", „Fehlmenschrumpf". Solche Wortmonstra bietet fast jede Seite; gleich auf den folgenden finden sich z. B.: „umginstern", „mirwärts", „erfibern", „die Ihrwegen", „beigen", „zerknuschen", „Stahlschwungfedern", „steck" (ein Wort, welches vielleicht von Puristen für „Moline" adoptirt werden könnte). Die deutsche Grammatik gestattet ferner auch nicht: „sein Begier", statt: „Begier"; „was Unglück", statt: „welches Unglück"; „schwieg" statt: „schwieg" zu setzen, u. s. w. Ebenso originell ist die Interpunktion, namentlich die absonderliche Anwendung des Kolons, und der Gebrauch von Reimen, wie „Satiate" und „Ate", „Dam'" und „stramm". Die ganze Satzfügung kann endlich kaum als deutsch gelten, und oft ist der Sinn nur zu errathen. So heißt es z. B. S.

> Schwarzarmuth, Bösrath, arge Kupplerin,
> Ach, was für Unsal gibt sie, welchem Graus
> Nicht preis des Elends unverschlossen Haus! —

Oder S. 83:

> Der Ehrgeiz ist es nicht, der nach Chimären tappet,
> Der an der Bitterrind' der Erdendinge grappet,
> Und wurmhaft elend nagt!

Oder S. 120:

> Wenn das gemohrte Kleid errauscht im Seidenschurz,
> Bricht die Verehrerment' in einen Lobschrei aus!

Ueberdies hat sich der Verfasser an Gedichte gewagt, die, wie Auguste Barbier's „Nysa" von Freiligrath („Gedichte", S. 335) oder Victor Hugo's „Ich durst'" von Freiligrath („Neue Gedichte", S. 47), bereits längst in so meisterhafter Weise übersetzt sind, daß den Verfasser eine Vergleichung derselben mit seinen Versuchen von der Veröffentlichung der letztern ohne weiteres hätte abhalten müssen. Es wäre dies um so mehr zu wünschen gewesen, als der Verfasser sich vielfach Gedichte ausgesucht hat, welche, wie z. B. Satiren Barbier's, „des Juvenal des Julitages"

ı ihrer Uebertragung die vollständigste Herrschaft über e Sprache voraussetzen, während sie durch die vulgären usdrücke dieser Uebersetzung geradezu widerlich wirken 5. 56):

Den Kropf gestopft mit allen Sauerein
Wetteifert er Sackträgers werth zu sein!

Uebertragungen, wie sie z. B. in den „Fünf Büchern nzösischer Lyrik von E. Geibel und H. Leuthold" enten sind, werden mit Recht als ein Freundschaftsdienst : das Publikum und auch für die übersetzten Autoren, lche durch dieselben einen erweiterten Kreis von Lesern d Bewunderern gewinnen, bezeichnet; solche Metaphra- aber, wie die vorliegenden, rechtfertigen nur zu sehr ı Wunsch: „Herr, behüte mich vor meinen Freunden!"

Von den epischen Dichtungen haben vier ihren Stoff deutschen Geschichte entnommen:

Hermann der Cheruske. Ein episches Gedicht von Karl Pflaume. Aschersleben, Carsted. 1865. 8. 7½ Ngr.
Schildhorn und Teufelssee. Märkische Sage von Wilhelm Grothe. Berlin, Grothe. 1865. 16. 15 Ngr.
Kaiser Karl der Fünfte. Von Karl Guntram. Wien, Bartelmus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.
Lorber und Rose. Neue Dichtungen von Karl Weise. I. Georg Derfflinger. Sonette. Berlin, Th. Grieben. 1865. 16. 5 Ngr.

Die oft besungene Heldengestalt Armin's, dessen poee Verherrlichung — ebenso wie die Vollendung des fälen Denkmals auf den Höhen des Teutoburgerwal- — noch immer eine Aufgabe der Zukunft ist, bet die Reihe der historischen Epopöen. Alles, was wir Armin wissen und auch nicht wissen (z. B. die nä- Umstände seines Todes, die Gefangennahme durch est, die Befreiung durch Wieland den Schmied), hat l Pflaume in 26 Abschnitten geschickt, doch auch einend mit großer Flüchtigkeit zusammengestellt. Denn Gedichte sind von sehr verschiedenem Werth; während lne derselben, z. B. die Schlachtenschilderungen (Nr. 9, nd 11), das Osterfest (Nr. 17), lebendige und anliche Bilder in klarer, edler Sprache bringen, sind te in ihrem Inhalt unbedeutend, in der Form fehst; z. B. „Siegmar's Haus" (Nr. 4), in welchem bei ann's Hochzeit sich die Gäste „mit Blindekuh und enschlag und andern frohen Spielen" ergötzen, oder „Tod Siegmar's" (Nr. 15), der von sich rühmt:

r mit den Genossen für das Ganze stets voran,
s ist das Allerbeste, was ein Biedermann thun kann!

die durchweg fehlerhafte Prosodie in dem Gedichte: a", welches mit folgendem originellen Reimpaar be- :

Hin nach dem Hause der Liebesgöttin
Zogen Thusnelda und Hermann dahin! —

Wendungen, wie S. 40: „Ein fressendes Schwert Fraße begehrt", S. 16: „Ich höre die Trompeten n!" fallen um so unangenehmer auf, als in andern den der Beweis vorliegt, daß der Dichter Besseres affen wol im Stande ist.

nter dem Titel: „Schildhorn und Teufelssee" (Nr. 4) hat Wilhelm Grothe, der schon früher mehrfach derartige „Nordlandsagen" episch und dramatisch verarbeitete, die Thaten und Schicksale des halb mythischen, halb historischen Wendenherzogs Jaczko und seiner Gemahlin Wanda in einer Reihenfolge von Balladen mit wechselndem Rhythmus — in der äußern Form der „Frithjofssaga" ähnlich — geschildert. Von den beiden in der Ueberschrift genannten, sich allerdings fast direct widersprechenden Sagen ist in der Absicht, ein zusammenhängendes Ganzes zu erzielen, der wesentlichste Theil der erstern: die Bekehrung Jaczko's zum Christenthum infolge eines Gelübdes für die Rettung aus der Gefahr des Ertrinkens in der Havel, weggelassen, und statt derselben eine Anrufung der alten Götter supponirt. Das Aufhängen des Schildes an einer Fichte auf der in den Fluß vorspringenden Landzunge, das Symbol des Aufgebens des Kampfes gegen den Christengott, wird somit eine leere, unmotivirte Formalität; und während hierdurch das „Schildhorn" seine Bedeutung fast verliert, wirkt die Katastrophe in der Sage vom Teufelssee, der Befehl Jaczko's, seine geliebte Gattin in die Gewölbe des Muggelthurms lebendig einzumauern, durch ihre finstere Roheit fast abstoßend. Einzelne Balladen, z. B. der charakteristische „Wendensang", sind recht ansprechend; im allgemeinen ist jedoch die Ausführung etwas weitschweifig und nicht immer frei von Incorrectheiten.

Während in den beiden vorgenannten Dichtungen Sagenhaftes und Historisches sich mischen, steht Karl Guntram's „Kaiser Karl der Fünfte" (Nr. 5) rein auf dem Boden der pragmatischen Geschichte, ja der nüchternsten Wirklichkeit. Kein historisches Epos, wie der Verfasser in süßer Selbsttäuschung sein Gedicht nennt, sondern eine Reimchronik liegt vor uns, auch im äußern Umfang, 439 Seiten in Großoctav, den schweinsledernen Folianten fast gleichzustellen. Mit der naiven Ausführlichkeit eines geschwätzigen Chronisten wird alles, was in Geschichtsbüchern von Karl V. aufzustöbern gewesen, der chronologischen Reihenfolge nach aufgezählt und genau beschrieben bis auf das Costüm, das er bei dieser Gelegenheit getragen, oder das Pferd, welches er bei jener geritten. Von einer poetischen Behandlung des historischen Stoffs findet sich nirgends der leiseste Versuch; es sieht diese Biographie wol aus wie Verse, enthält in der That aber häufig nur ungereimte Prosa. Irgendeine beliebig herausgegriffene Strophe mag als Beispiel für diese Behauptung dienen; S. 11 heißt es: „Gestorben war Kaiser Maximilian auf der Burg zu Wels im schönen Land ob der Enns. Sein Lieblingsplan, der Enkel einen noch krönen zu sehen als deutschen König, war nicht in Erfüllung gegangen. Und wie nun bricht sein Auge, geht rasche Kunde von Ohr zu Ohr, wie König Franz anstrebe die Kaiserkrone!"

Die Naivetät, dergleichen für epische Poesie auszugeben, wird fast noch übertroffen durch die Naivetät der Anschauungsweise, welche alles, was der kluge, staatsmännisch-schlaue Karl jemals gethan, als den Ausfluß seiner edeln, biedern Natur, mit der vollsten Harmlosigkeit eines loyalen Hofhistoriographen bewundert, während

er über das „Volk“ die Meinung ausspricht: „Gezügelt, gezwungen muß es sein zur Freiheit selbst und zum Glücklichsein!“ Die ganze Behandlung des historischen Materials erinnert öfters an die „Biedermanns-Gedichte“ in den „Fliegenden Blättern“, z. B. S. 68:

Der König Heinrich überm Kanal
Hat längst seine eignen Gedanken,
Obgleich er's noch gerathen fand,
Dem Kaiser pomphaft vorderhand
Zum Sieg zu gratuliren!

Das bekannte Wort Franz' I. nach der Schlacht bei Pavia: „Tout est perdu sauf l'honneur“, lautet bei Guntram:

Ich habe alles, so schrieb er voll Gram
An seine Mutter Luise,
Bis auf die Ehre verloren, Madame,
Ja alles, bis auf diese!

Reime wie: „Hals“ und „Gemahls“, „Italien“ und „Apulien“; Provinzialismen wie: „Wun“, „Schwaig“, „Nimmerfried“; die Gewohnheit statt: fällt, bläst, stößt, hält, „fallt“, „stoßt“, „blast“, „haltet“ zu schreiben; Ausdrücke wie: „hofiren“ für „Hof halten“; „Gesurm“ statt „Gesumm“; „die Brauen rümpfen“, steigern noch die komische Wirkung solcher Naivetäten, welche die unendliche Langeweile dieser Haupt- und Staatsaction allein erträglich machen. Zwischen der trockenen Aufzählung von Namen und Thatsachen, deren einseitige, an Onno Klopp erinnernde Auffassung, namentlich am Ende des zweiten und Anfang des dritten Buchs in ergötzlicher Weise hervortritt, finden sich auch vereinzelte Reflexionen des „Verfertigers“, von denen hier auch noch eine Probe folgt:

Denn eigen ist es dem Unglück,
So recht mit prüfendem Geschmack
Geistig zu wiederkauen,
Als wär's narkotischer Taback,
Erlebtes, und in das Grauen,
Geheimnißvoller Fügung den Blick
Zu senken, und vorwärts und zurück
Phantastisch anzuknüpfen!

Wenn das Poesie sein soll, so kann sie doch nur dem didaktischen Genre zugezählt werden, zu welchem auch die gereimten Genusregeln gehören; die versus memoriales: „Neununddreißig auf ein is, sind masculini generis“ u. s. w., stehen an poetischem Werth diesem Epos ziemlich gleich.

Auf die Langeweile der dickleibigen Reimchronik wirkt wahrhaft erquickend ein kleines Schriftchen: „Lorber und Rose“ (Nr. 6), von Karl Weise, Drechslermeister in Freienwalde a. O., dem bekannten, auch von der dresdener Schiller-Zweigstiftung durch ein Jahrgehalt geehrten Verfasser der „Braut des Handwerkers“; der — freilich etwas panegyrisch — „der Hans Sachs der Gegenwart“ genannt worden ist. Das vorliegende erste Heft von „Lorber und Rose“ enthält in einem Sonettenkranz eine poetische Biographie Georg Derfflinger's, des zum Feldmarschall avancirten Schneidergesellen. Es ist nur zu bedauern, daß der begabte Verfasser hierzu die Form des Sonetts, obgleich er dieselbe mit großer Gewandtheit handhabt, gewählt hat, da das Sonett sich überhaupt für derartige realistisch gehaltene Schilderungen wenig eignet, und namentlich in den Fällen, wo eine Erzählung, die Grenzen der 14 Zeilen übersteigend, mehrere Sonette umfaßt (z. B. Nr. 7—9, 10—12), der Zusammenhang in unangenehmer Weise unterbrochen wird. In einer einfachern Form würde der frische Ton der lebendigen Schilderungen noch weit anmuthender gewirkt haben.

Einen ganz verschiedenen, etwas mystisch-religiösen Charakter haben folgende zwei Werke:

7. Gero. Eine poetische Erzählung in drei Gesängen. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. Berlin, Nicolai. 1865. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Die Wanderungen des Ahasver. Von S. Heller. Berlin, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1865. 8. 20 Ngr.

In dem Vorwort W. Hoffmann's wird von dem Epos „Gero“ (Nr. 7), dem Werke einer „jugendlichen Dichterin“, gerühmt, daß dasselbe „dem kranken Durste unserer zerworfenen Zeit in goldenen Schalen einen hellen Strom wahrer Poesie darbiete, welcher nicht blos in zunehmenden Farbenglanz über den stürzenden Wassern des Weltlebens verbreite und mit hellem Tagesschmücke, sondern aus der ewigen Lichtwelt herunter in Strahlen schießen lasse“. Ein solch unbedingtes Lob wird wol nur ein Theolog, der auf den Glauben und nicht auf die Werke sieht, unterschreiben können, denn als poetisches Kunstwerk erhebt sich dies Epos mit dem Motto „Εὕρηκα“ kaum über das Niveau der Mittelmäßigkeit. Es beginnt dasselbe mit einem „Vorspiel in der Hölle“ mit einem Rangstreit zwischen den Dämonen des Geizes, des Neides, des Hasses, des Hochmuths und der Sinnlust; und erhält die letztere, welche von sich rühmt, daß sie schon bei den Römern als Fortuna, bei den Griechen als Göttin Aphrodite(!) verehrt worden sei, von Beelzebub den Auftrag zur Verführung des Helden, des ritterlichen Sängerjünglings Gero. Im weitern Verlaufe der Erzählung spielt noch einmal die Scene in der Hölle, wo „Lügenbraut Fortuna“ tritt wiederholt persönlich mit allen möglichen Zaubereien in Thätigkeit; ein schwarzkutteliger Derwisch schreibt mit machtvollen Zügen dem Helden ein Zeichen auf die Stirn, vor dem sich Felsen beugten, Ungeheuer sich bezähmt zu seinen Füßen legen, schickt ihn auf eine märchenreiche Fahrt nach dem Berge der Weisen zum Schlangenkönig, in einen unterirdischen Palast u. s. w.; dazwischen die Visionen von Gero's frommer Mutter, dann die Sklavin Leila, die in Zauberkünsten ebenfalls erfahren ist: das ist der supranaturalistische Apparat, der in Wirksamkeit gesetzt wird, während es auf der Erde an Schlachten, Ueberfällen, Stadtbelagerungen und allen möglichen Abenteuern während des Kreuzzugs, dem der Held sich anschließt, nicht fehlt.

Allein mit diesem großen Aufwand von Mitteln ist nur wenig erreicht, denn da eine eigentlich dichterische Gestaltungskraft sich nicht des Stoffs bemeistert hat, macht das alles den Eindruck des Verworrenen, Ueberladenen; es fehlt an einer planmäßigen Anlage, an einer organischen Verknüpfung der verschiedenen, oft zu

ammenhängenden Episoden; eine innere Entwickelung Charaktere des Gedichts findet auch nicht statt, die ilderungen gehen oft sehr in die Breite; kurz es ist unennbar, daß der Größe der Aufgabe die Kraft der fasserin nicht gewachsen war. Dagegen bekundet dieallerdings zunächst eine sehr anerkennenswerthe Gedtheit der Form, unter der Zahl von fast tausend nzen sind viele sehr wohlgelungen, harmonisch abgeet, wenige ganz verfehlt; der Ausdruck ist, wenn nicht immer scharf und klar, doch mit wenig Ausnen rein und correct. Auch sind einzelne Schilderen von wahrhaft poetischem Hauche durchweht, und ekundet sich eine Kraft warmer Empfindung, welche einiger Vertiefung bedarf, um für lyrisch-epische Prokleinern Umfangs lebensvolle Gestalten zu schaffen, dieselben auch nicht gleich den ganzen Kreis der pfung auszuschreiten und „mit bedächt'ger Schnelle Himmel durch die Welt zur Hölle" zu wandeln ver n. Eine weise Beschränkung ist die Vorbedingung erfolgreichen Thätigkeit, während der Trost „in uis voluisse sat est" schließlich für jede Velleität nspruch genommen werden kann.

5. Heller's Epos: „Die Wanderungen des Ahas- (Nr. 8), ist nur ein Bruchstück, denn es enthält nur erste Wanderung: „Glaubenskampf, Schuld und e"; mit dem „Verhängniß" des Ewigen Juden beid, geht die Dichtung in 40 Abschnitten bis zum des heiligen Antonius und endet hier ohne eigent Abschluß; denn Ahasver bleibt als Anachoret in Büste und „harrt der Dinge Macht, des Geistes

Der eigentliche Grundgedanke des Verfassers läßt cht klar erkennen; nach den Einleitungsworten soll er das Bild der Menschheit darstellen, die sich zu erhebt, und für den Gang des ganzen Gedichts ol der Weg bezeichnet werden in den Worten des ds an Ahasver:

rkennen sollst du mich, wie keiner hier!
Wie langsam keimt des Jesuswortes Blüte,
bis einst die ganze Menschheit labt die Frucht u. s. w.

ie solche in der Dichtung selbst nicht näher motigmbolisch-allegorische Auffassung ist schon an sich ch, denn wenn man auch davon absieht, daß die . Jahrhundert entstandene Ahasveros-Sage urich ein legendenhaftes Beispiel der in der Bergausdrücklich reprobirten alttestamentarischen Lehre s talionis enthält, so kann man doch wol nicht, n Grundgedanken des Mythus vollständig umzut, über die Bedeutung des juif errant, welche h in der Zerstörung Jerusalems dem Ahasver beat, hinausgehen. Muß nun aber auch das Endüber die Erreichung des Ziels, welches sich Heller Epos selbst gesteckt hat, bis zur Vollendung des vorbehalten bleiben, so läßt sich doch schon jetzt rkennen, daß die Ausführung der ersten Wandewol wegen des Mangels einer Gliederung des und einer organischen Verbindung der einzelnen als auch wegen der Schwerfälligkeit der oft trivialen Ausdrucksweise sehr wenig gelungen ist und den Leser nicht befriedigt, sondern ermüdet.

Weit ansprechender sind die beiden folgenden kleinen Werke, die sich auch äußerlich durch eine elegante Ausstattung vortheilhaft auszeichnen:

9. Dinonhy. Gedicht in drei Gesängen von Hermann Neumann. Leipzig, Brockhaus. 1865. 16. 20 Ngr.
10. Weidmannsfahrten. Ein Geschichtlein in Reimen von A. von Basedow. Leipzig, Weber. 1865. 16. 24 Ngr.

Das erste dieser beiden Gedichte, dessen Verfasser schon rühmlich bekannt ist, führt als Titel den Namen seiner Heldin: Dinonhy, einer „schwarzen Freiligrath'schen Mohrenfürstin", die einen auf abenteuerliche Fahrt in das Goldland ausgezogenen portugiesischen Ritter, Don Almar, mehrmals aus Lebensgefahr rettet, mit ihm in einem am Ufer des Niger errichteten Fort ein Jahr lang zusammenlebt und, nachdem sie Christin geworden, auf dem Wege zum Meer, das sie nach Europa tragen soll, von dem Femgericht ihres Volks ereilt wird und zugleich mit dem Geliebten den Tod erleidet. Daneben figurirt noch die phantastische Gestalt eines alten Juden, welcher als Wegweiser die Schar der Christenritter verräth, um seine Tochter, deren Herz Don Almar einst gebrochen, zu rächen, der zuletzt aber ebenfalls vom Verderben erreicht, nicht nur von einem Speer durchbohrt, sondern auch noch in den Sturz eines Wasserfalls gezogen wird. Der Urwald, die Felsenburg des Negerfürsten, die Höhle, in welcher sich zwischen Don Almar und Dinonhy die Scene zwischen dem schiffbrüchigen Don Juan und Haidee wiederholt, der Ritt durch die Wüste, sind in bilderreicher Sprache anschaulich geschildert, und Anmuth durchweht die leicht dahinfließenden, harmonisch gerundeten Verse. Allein wenn uns auch der Wohllaut der klangvollen ottava rima besticht, so können wir doch in die Autokritik der ersten Strophe, in das Lob „des reizenden Gedichts, des kräftig zarten, voll süßen Klangs" nicht ganz unbedingt einstimmen. Denn den Gestalten der Dichtung fehlt das innere individuelle Leben, und ziehen deshalb ihre wundersamen Schicksale nur wie Phantasmagorien vor unserm Auge vorüber, ohne daß sie einen lebhaftern Antheil zu erregen, unser Interesse dauernd zu fesseln im Stande sind.

Hinsichtlich der Eleganz der Form können sich mit diesem Werk die „Weidmannsfahrten" von A. von Basedow (Nr. 10), die zuweilen nur in Knittelversen sich bewegen und mit der Reinheit der Reime es nicht zu genau nehmen, allerdings nicht messen; aber der Weidmann „pflegt auch die Worte just nicht sehr zu wählen"; es fällt diese Zwanglosigkeit daher nirgends unangenehm auf und ist eher geeignet, den frischen lebendigen Eindruck, den dies Geschichtlein in Reimen macht, noch zu steigern! Wenn Anastasius Grün von den Robin-Hood-Balladen sagt, es ziehe durch sie hin ein Ton, als ob von fern ein Waldhornruf erklänge, der uns einlade zu einem Gang in den erfrischenden Schatten, in den lustigen grünen Wald, so gilt dasselbe auch von diesen Weidmannsfahrten Hubert's, der

in seiner kecken Frische, die doch zugleich von einem Hauch sentimentaler Schwärmerei angeweht ist, etwas an „Otto der Schütz" von Kinkel — ein freilich unerreichtes Vorbild — erinnert. Allerdings werden an die Gläubigkeit des Lesers etwas starke Anforderungen gestellt: die phantastischen Abenteuer im Hindulande, der Ritt auf dem Krokodil, der Kampf mit dem Königstiger, dem „beim Blatt weidgerecht der Fang gegeben" wird, schmecken etwas nach Jägerlatein, allein der Verfasser bevorwortet ja auch ausdrücklich: der Weidmann, wie bekannt, „er macht es manchmal blau, nimmt's mit der Wahrheit eben nicht genau"!

Im übrigen ist die Schürzung und Lösung des Knotens in diesem kleinen Epos sehr geschickt angelegt: der Schwur des zorneifrigen Freiherrn, daß den Hubert, der einen Achtundzwanzigender hat ausbrechen lassen, sein Schlag erreichen werde, wird in der Ceremonie des Lossprechens des vielgewanderten Jägerburschen erfüllt und der heitere Ausgang glücklich motivirt.

Das kleine, mit sieben niedlichen Vignetten geschmückte Büchlein wird gewiß von allen Freunden der edeln Weidmannskunst freundlich aufgenommen werden; und nicht von diesen allein, wenngleich freilich für jeden andern Leser die Warnung gilt, daß er sich nicht dürfe lassen stören,

Wenn hier und da ein Weidmannsausdruck fällt,
Wol gar der Söllmann 'mal dazwischen bellt! —

denn ohne die Kenntniß von Weidmanns Sprach und Brauch und von der Jäger Praktika sind seitenlange Stellen (z. B. S. 26 und 33) kaum verständlich.

Zum Anschluß an diese Producte epischer Poesie ist noch ein Werk zu erwähnen, das allerdings von Poesie überhaupt keine Spur enthält, durch seine Bezeichnung als „episches Intermezzo" aber hier einen Platz beanspruchen zu wollen scheint:

11. Palingeneste der Hölle. In vier Gesängen. Episches Intermezzo zwischen den Acten der Zeit. Altona, Mentzel. 1865. 8. 12 Ngr.

Diese „Palingeneste der Hölle" ist anonym erschienen; der Verfasser scheint sich denn doch gescheut zu haben, diesem Machwerk seinen Namen an die Stirn zu setzen. Der unglückliche Versuch, durch die äußere Einkleidung an Dante's „Göttliche Komödie" zu erinnern, ist geschmacklos, der Inhalt geradezu widerlich, nichts als eine „breite Bettelsuppe" von blasphemischen Gemeinheiten, Obscönitäten, verbitterten Invectiven und confusen, zu vollständigem Unsinn sich steigernden Phantastereien; der Anstand verbietet die Anführung von Beweisstellen. Daß für solche Producte anonymer Literatur leichter ein Verleger zu finden ist als für manches Werk von wahrhaft poetischem Werth, erscheint als ein trauriges Zeichen der Zeit.

Unter den Sammlungen lyrischer Gedichte nimmt zunächst ein mit einer Vignette von Ludwig Richter's Hand geschmücktes Büchlein unsere Aufmerksamkeit in Anspruch:

12. Glauben und Schauen. Gedichte von Ernst Donath. Dresden, am Ende. 1865. 8. 20 Ngr.

Die in dem Vorwort angegebenen eigenthümlichen Schicksale des im Jahre 1835 geborenen Dichters, welcher, einer Weberfamilie in Seifhennersdorf bei [illegible] entsprossen, in seinem dreizehnten Lebensjahre infolge des Scharlachfiebers die Sprache verloren hat und seit jener Zeit, von täglich wiederkehrenden Krampfanfällen heimgesucht, in einem anscheinend unheilbaren, oft sehr schmerzhaften Siechthum seine Tage hinbringt, rechtfertigen [illegible] von den Herausgebern ausgesprochene Bitte, „an die Gedichte nicht den Maßstab reiner Kunstvollendung zu legen". Und wenn man berücksichtigt, daß dem Verfasser trotz seines leidenden Zustandes kaum der nothdürftigste Elementarunterricht ertheilt werden konnte, daß ihm erst später durch Hülfe fürsorgender Freunde Anregung und Förderung zur Ausbildung seiner Anlagen gegeben [illegible] so wird die Fülle des innern Lebens, die sich in der vorliegenden Auswahl seiner Gedichte bekundet, der Tiefe nach geistiger und sittlicher Vollendung die Theilnahme jedes Lesers erregen. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Liedern, aus denen wir: „Komm, o Herr", „Geisternsprache", „Drei Thränen", „Es hat nicht Noth" „Hast du Thränen noch, so weine" besonders hervorheben, sind wirklich „einfache, schlichte Zeugnisse eines edeln, tiefsinnigen, religiösen Gemüths, das kräftig, sehnsüchtig nach Wahrheit emporringt, das in der Kraft dieses Ringens die innigste Versöhnung mit seinem so schmerzlichen Geschicke zu finden weiß".

Doch darf es andererseits nicht verschwiegen werden, daß die eigentlich poetische Gestaltungskraft Donath's gering ist, daß nicht nur eine Mangelhaftigkeit der Form, sondern auch eine unverkennbare Trivialität des Gedankens in der Mehrzahl seiner Productionen sich geltend macht, und er sich oft — namentlich in den Gedichten der zweiten Abtheilung — von Geschmacklosigkeiten nicht fern zu halten weiß. Es tritt dies besonders scharf hervor, wenn man die vorliegenden Gedichte mit dem in N. d. Bl. besprochenen, wahrhaft poetischen „Tagebuch" der Gräfin Egloffstein vergleicht, welche, wenn auch in äußern Lebensstellung vor Donath weit begünstigt, gleich ihm durch ein unheilbares Siechthum an das Krankenbett gefesselt, sich in demselben Kreise von Lebensanschauungen bewegt, diese aber mit weit bedeutenderer poetischer Kraft zu künstlerischer Gestaltung zu bringen vermocht hat. Freilich sind es nur die ersten Versuche eines noch jungen, spät entwickelten Dichters, die hier vorliegen, und ist darum die Erwartung der Herausgeber nicht unberechtigt, daß die Kraft und Innigkeit des Dichtergemüths bei zunehmender Lebensreife auch eine reinere Kunstvollendung erringen werde.

Weit ungünstiger ist der Eindruck, den folgende Gedichtsammlungen:

13. Heideblumen. Gedichte von S. Schick. Hamburg, F. E. Richter. 1865. 12. 1 Thlr.
14. Gedichte von August Geib. Hamburg, Schuberth. 8. 1 Thlr.

auf den Leser machen. Die Flora der Heide [illegible]

nig und duftlos, doch sind die Blüten zierlich, für die nigsammelnden Bienen voll reicher Beute, und Schott- ds „blaue Blume" ist eine Erica. Diese zierliche Form, süße Inhalt und der poetische Hauch mangeln aber zlich den papiernen „Heideblumen" von S. Schick r. 13), für welche im allgemeinen das Wort gilt, was Verfasser in dem Gedicht: „Ergebung in das Reale" st ausspricht: „Was ich will, ich weiß es nicht", und as ich will, vermag ich nicht!" Denn bei einer großen ahl von Gedichten ist der Sinn und die Bedeutung eder ganz unklar oder doch nur mühsam, etwa aus Ueberschrift zu errathen, und wo dies nicht der ist, mangelt es durchaus an einer wirklich poetischen fassung und Gestaltung des Gedankens. Gedichte wie: r Sinn des Schönen und der Materialismus", „Die eiung", „Das Berglicht", „Selbstvertrauen und Größe", s verhängnißvolle Los" sind hierfür unwidersprechliche eise. Auch die Form ist sehr mangelhaft; so heißt . B. S. 70:

Magnetisch holt die Wahrheit uns entlang,
Bis wir im Schos ihr wiegen, frei und froh!

Reime wie: „in die Höh" und „Pfennige", „Vorzüg- e" und „Bedrücklichste", „Mäd'chen" und „sätt'gen"; tbildungen wie: „musen", im Sinn des englischen use = nachsinnen, brüten (S. 68: „mus't er des n Busens Widerstreit"), sind keine Bereicherungen der chen Sprache; zuweilen ist der Ausdruck mehr als hnlich, z. B. S. 47: „Bis einst er nicht hatte zu n!"

Für Augusk Geib's „Gedichte" (Nr. 14) würde die ißstrophe des Poems auf S. 142:

Von namenlosen Bildern
Verfolgt zu sein, gequält,
Ich kann's nicht weiter schildern,
Es ist verfehlt — verfehlt!

eine passendere Autokritik sein als die Vergleichung Lieder mit jungen Rosen, welche deutlich zeigt, daß erfasser kein Meister ist des „hohen Lieds vom Selbst- en". Auffallende Armuth an Gedanken und Man- Tiefe der Empfindung gehen Hand in Hand mit Unbehülflichkeit des Ausdrucks und Vernachlässi- der dichterischen Form. Das Unerquickliche des Ein- wird noch gesteigert durch einen seichten Skepticis- eine nüchterne Glaubenslosigkeit, die sich in trivia- eflexionen breit macht. Gedichte wie: „Hinaus", ibniß", „Die Todtenbraut", „Bierlied" bekunden deutlich den Mangel jedes poetischen Talents; zur terisirung der Form diene folgendes Distichon:

s sollst du dich bestreben an dem gewaltigen Zügel
ner Selbstbeherrschung leitend zu führen als Mann!

nn dergleichen Gedichtsammlungen in den Viertel- alogen allerdings auch in der Rubrik „Schöne Li- aufgeführt stehen, so kann man dies doch wol dem Sinne aufnehmen, in welchem die Umgebung Athens auch als eine „schöne Gegend" bezeichnet wird.

E. Hersfurth.

Tutti-frutti vom Büchertische.

1. Briefsteller für Liebende für alle Lagen des Lebens. Fünfundzwanzig Liebesgeschichten in Briefen. Von Roderich Benedix. Leipzig, O. Wigand. 1865. 8. 1 Thlr.

Wenn ein Schriftsteller wie Roderich Benedix einen Briefsteller für Liebende herausgibt, so fühlt er natürlich das Bedürfniß, nicht blos vereinzelte Musterbriefe nach irgendeiner buchhändlerischen Schablone zu schreiben, sondern seiner Aufgabe in einer Weise gerecht zu werden, welcher auch der Reiz freier Erfindung nicht fehlt. Er gibt daher kleine Novellen in Briefen, er erdichtet Situationen: eine Thätigkeit, an welche der Lustspieldichter ja durch langjährige Praxis gewöhnt ist; er will nicht blos einen trockenen Leitfaden veröffentlichen, den man im Fall der Noth benutzen kann; er will ein lesbares Buch schreiben, welches nicht nur Liebenden, sondern auch andern Sterblichen, die mit den Amoretten nichts zu thun haben, einige Unterhaltung bereitet. Freilich darf der Hauptzweck darüber nicht verloren gehen. Liebesbriefe zu schreiben ist ein nicht unwichtiger Theil der ars amandi. Dennoch gibt es manche, welche in allen andern Kapiteln dieser Kunst mehr zu Hause sind als in diesem. Es heißt zwar, daß die Liebe jeden zum Dichter mache, und insofern mag sie die unzählbaren lyrischen Nummern des leipziger Meßkatalogs verschulden. Doch ist es leichter, seine Empfindungen in Verse auszuströmen, als ihnen in gesetzter Prosa zu einem anständigen und angemessenen Ausdruck zu verhelfen. Namentlich gilt dies von jener Liebe, welche ernste Zwecke verfolgt; es ist leichter, Blüten und Sterne, Händedrücke und Küsse zu besingen, als um die Hand der Geliebten anzuhalten. Dazu muß die Prosa den Frack und Glacéhandschuhe anziehen und eine würdige Miene annehmen. Die Briefe von Benedix sind freilich nicht für ein Publikum geschrieben, welches zu einem Briefsteller greift, weil es mit der deutschen Sprache auf einem gespannten Fuße lebt, und einen solchen Musterbrief bis auf das Pünktchen über dem i in succum et sanguinem verwandelt. Sie wollen nur anregen, ähnliche Gedankengänge wachrufen; einzelne Wendungen lassen sich aus ihnen entlehnen. Denn Gott Amor verdirbt oft ganz gescheiten Leuten das stilistische Concept; sie wissen vor Uebermaß der Empfindung nicht, was sie sagen sollen, wie ja auch die Leidenschaft selbst, solange sie das Gemüth beherrscht, eine schlechte Muse für die Dichter ist und erst, wenn ihr Feuer durch die Zeit gedämpft worden, geeignet erscheint, die Zaubergärten der Poesie zu beleuchten.

Wenn indeß der praktische Zweck des Buchs nicht außer Augen gelassen werden sollte, so durfte der Verfasser nicht den freien Eingebungen seiner Phantasie folgen, am wenigsten darauf ausgehen, neue und pikante Situationen zu erdenken und durch den Reiz des Romanhaften zu wirken. Im Gegentheil, gerade die gewöhnlichsten, am häufigsten vorkommenden Lagen des bürgerlichen Lebens mußten die willkommenste Ausbeute für diese Liebescorrespondenz bieten; nur leichte Schatten durften das Glück der Liebenden trüben. Alle erreichen das Ziel, wie es Brauch ist im Lustspiel seit uralter Zeit. Auch

Benedix ist ja gewöhnt, Liebende glücklich zu machen, und hat am Altar seiner Lustspielmuse mehr Paare eingesegnet als der Grobschmied von Gretna-Green und der Pfarrer von Springfield. Hindernisse, welche der Liebe im Wege stehen, dürfen nicht gefährlicher sein, als eine neidische Stiefmutter, die lieber ihren eigenen Töchtern das Glück gönnt, unter die Haube zu kommen, oder als ein eigensüchtiger Vormund, der sein reiches Mündel lieber mit dem eigenen Sohn verheirathen will als mit einem Fremden. Etwas Eifersucht von seiten der Mädchen, ein klein wenig lasterhafte Neigungen, z. B. zum Hazardspiel, von seiten der Männer, dann Duell und Bankrott sind die einzigen Schlagschatten, welche in diese heitere Welt des Liebesglücks fallen. Natürlich sind die Wunden, die der Liebende im Duell erhält, nicht gefährlich, und der Bankrott des Vaters hat nicht Schande und Armuth im Gefolge. Wie die Situationen, darf auch der Briefstil selbst nicht über die rechte Mitte des bürgerlichen Tons hinausgehen, nicht genial hin- und herirrlichteliren, nicht charakteristisch scharf ausgeprägt sein; er muß gewissermaßen auf eine mittlere Taille berechnet sein, wie die Hosen und Röcke in einem Kleidermagazin, damit jeder glücklich Liebende hineinfahren kann und damit „die Hosen keine Falten werfen". Sowenig der Phantasie von Roderich Benedix excentrische Versuchungen nahe liegen, sowenig war sein Stil, geschult durch die Conversationssprache des bürgerlichen Lustspiels, in Gefahr, über die Schnur zu hauen. So ist die Prosa der Musterbriefe klar, gefällig, gebildet und frei von scharfen charakteristischen Pointen. Was Gotthard schreibt, konnte auch Hermann, Ernst, Konrad schreiben — und so natürlich jeder Hermann und Ernst aus dem Publikum. Nur eine einzige Friederike macht eine Ausnahme von der Regel; sie entwickelt eine kecke Laune gegenüber einem sentimentalen Geliebten, der über die vierwöchentliche Abwesenheit der Braut untröstlich ist. Wir wollen diesen, den am meisten humoristischen Brief der Sammlung hier mittheilen:

Mein armer, tiefgebeugter Freund! Wenn du gesehen hättest, wie sehr mich dein Brief mit den bittern Klagen gerührt hat, du würdest „einen Strahl der Befriedigung" in deinen Kummer haben dringen fühlen. Ich sehe dich im Geiste vor mir, wenn du morgens erwachst und dich zum Frühstück setzest, wie eine Thräne nach der andern in deinen Kaffee tröpfelt, ja wie sie zuletzt so dick kommen, daß sie dir an der Nase herunter über den Bart laufen, die Cigarre erreichen und sie auslöschen. Ich sehe dann, wie du gedankenvoll an deiner Arbeit sitzest und in trübem Sinnen nicht Acht gibst und dich verrechnest und sonst allerhand Fehler machst. Ich sehe dich in düsterer Stimmung zu Tische wanken und in zerstreutem Sinne doppelte Portionen essen. Ich sehe dich nach Tische in das Kaffeehaus schleichen, wo du wie gewöhnlich Domino spielst und alle Partien verlierst, weil du statt an das Spiel nur an dein Unglück denkst. Und wenn du dann abends nach Hause kommst, stellst du dich ans Fenster, schaust den Mond an (wir haben erstes Viertel und er muß dir sehr bequem zum Angucken stehen), dicke Thränenströme entquellen deinen Augen, willenlos ergreifst du ein Taschentuch nach dem andern, da endlich, als du das letzte verbraucht hast und keins mehr findest, erwachst du aus deiner Versunkenheit, du kommst zu dir und legst dich verzweiflungsvoll zu Bette. Erschöpft von des Tages Schmerz und Kummer befällt dich endlich ein gesunder Schlaf. O daß ich eine Dichterin wäre, ich würde eine Ode an den Schlaf machen, den einzigen Tröster für einen verzweifelnden Liebenden, der sich von seiner Geliebten hat auf — — vier Wochen trennen müssen. Ach ich fühle in deiner Seele. Auch mir ist es so gegangen wie dir, genau so. Und wenn du meine Seelenstimmung kennen lernen willst, so werde ich dir deinen Brief wieder schicken. Wenn du dir dann einbildest, ich hätte ihn geschrieben, so wirst du genau meine Verzweiflung kennen lernen. Denn selbst zu schreiben habe ich so wenig Zeit als möglich. Schon dreimal ruft die Haushälterin an der Treppe nach mir, und komme ich erst in die Wirthschaft hinunter, so läßt sie mich nicht wieder los. Darum schließe ich meinen Brief, sende dir meine herzlichsten Grüße und, wenn es dich trösten kann, die Versicherung, daß ich mit dir weine, als deine treue Friederike.

2. Des Herrn Magister Merks seltsame Ansichten über literarische Zustände. Herausgegeben von Ernst Rau. Leipzig, O. Wigand. 1865. 8. 20 Ngr.

Ein ganz ergötzliches Buch, dessen Satire zwar in einer etwas altfränkischen, an die Muster des vorigen Jahrhunderts erinnernden Form auftritt, aber doch den ganzen den Nagel auf den Kopf trifft. Magister Merk ist ein Sonderling, der über Welt, Leben und Literatur seine aparten Ansichten hat und die gegenwärtigen Zustände mit vielem Behagen durchhechelt. Er hat keinen Respect vor weltberühmten Autoritäten in Kunst und Wissenschaft, selbst wenn sie durch Orden ausgezeichnet sind, wenn sie Hofräthe, Schulräthe, Consistorialräthe, Geheimräthe, Professoren und Rectoren waren; er entwickelt seine Behauptungen der großen Männer gegenüber seine „bekehrten" Anschauungen mit großer Rücksichtslosigkeit. Bezeichnend ist gleich die erste Satire, in welcher der Magister seine Grundsätze über das Romanschreiben entwickelt. Die nichtssagende Weitschweifigkeit, die sich so oft in den Romanen breit macht, die Beschreibung des Gleichgiltigsten und Alltäglichsten, was sich von selbst verstehen würde, um die Bogen zu füllen, wird scharf gegeißelt, und die Probestücke moderner Romankapitel, die der Magister aus seinem humoristischen Füllhorn schüttet, verlangen keine Vorbilder nicht. Die folgende Satire ist gegen die Sentenzen und die Phrasenhaftigkeit und Kenntnißlosigkeit der Tageskritik gerichtet. Die ungeheuere Arbeit des Kritikerwerdens wird in dem nächsten Kapitel recht anmuthig geschildert. Die Reclame zu Gunsten der Dichter ist lange nicht weit davon entfernt, so vortheilhaft organisirt zu sein, wie der Magister meint. Es läuft wol hin und wieder einmal eine Notiz durch die Zeitungen, welche ein neues Werk erwähnt, das irgendein namhafter Dichter zu Feder hat; doch die Gutmüthigkeit der politischen Presse gegenüber der Production ist keineswegs so groß, daß die vielen wichtigern Gegenstände, die Preßprocesse, Versammlungen, Unglücksfälle, Demonstrationen, Verbrechen, Gesellschaften, darüber aufzutischen versäumte, welche in den regelmäßigen Gängen einer großen Zeitung gehören. Die literarischen Entremets kommen nur selten zum Vorschein. Auch sind die Zeitungen viel zu vornehm, um mit Autoren gern zu sprechen, die sich erst die Sporen verdienen wollen; ihre Notizen gelten meistens anerkannten Größen. Die Journale aber in ihrer großen Mehrzahl

nterhaltungsblätter geworden, welche allerlei Novellen, eschichten, Anekdoten, Mittheilungen aus Natur- und efundheitslehre, aus Zeitgeschichte und Reiseliteratur brin-n, und die Kritik der gleichzeitigen Literatur fast gänz-h an den Nagel gehängt haben. Im ganzen hat ein edacteur, der in einem Preßproceß mit 5 Thalern trafe märtyrisirt worden ist, weit mehr Aussicht, zei-ngsberühmt zu werden als ein talentvoller Dichter, der größeres Werk vollendet hat. Denn jene Notiz macht Runde durch alle Blätter, während die neue Dich-ng nur durch die Inserate des Verlegers bekannt gemacht rd. Der gute Magister Merks schießt also in seiner irischen Darstellung der literarischen Reclame etwas er das Ziel hinaus. Er hätte eine andere gelegentliche ite derselben auffassen sollen, die noch nicht gehörig be-chtet ist: die Unterordnung des ästhetischen Urtheils er das politische, das Phänomen der wunderbaren ereinstimmung sämmtlicher politischen Blätter in der urtheilung eines Dichters von gleicher Farbe. Wir men an, ein solcher Poet gehört der specifisch gothai-n Partei an und hat durch allerlei harmlose Agita-en dies unverkennbar an den Tag gelegt. Wenn er einen Roman oder ein Trauerspiel veröffentlicht, so fen wir im voraus sicher sein, daß alle Zeitungen, rbücher und Journale, welche dieselbe politische Losung ihre Fahne geschrieben haben, darin einstimmig sind, Genius des Dichters in großen Feuilletonleitartikeln zu n. Es ist ganz unmöglich, daß einer dieser Kritiker der Unsterblichkeit seines Schützlings zweifeln könnte; st in diesen Blättern so sicher aufgehoben wie in n feuerfesten Schrank. Ein feudaler Lyriker, mag er in unmöglichen Versen einherstolpern, erhält von der tzzeitung einen Lorber auf die Stirn gedrückt, und die rliner Revue" streut ihm Blumen auf den Pfad. beweist, daß wir jetzt ein „politisches" Volk sind. einen Lorber flechte die Partei", sang Herwegh zeit. Dies ist jetzt eine Wahrheit geworden. Selbst chärfsten kritischen Besen und Ruthen verwandeln sich mfte Weihrauchwedel gegenüber einem Poeten von her Farbe". Die politische Farbe ersetzt den Man-es poetischen Colorits. Das hätte Magister Merks rheben sollen, ebenso pikant, wie er die Bestrebun-er berühmten Künstlerinnen hervorhebt, für sich Re-zu machen:

rau Temeier besucht jeden Recensenten und ich habe sie einmal in einem Kleide von Moirée antique mit nagel-Glacéhandschuhen an einer engen, finstern, schmuzigen treppe gesehen, sinnend, wie sie die Stiege hinaufkom-llte, die lange vor Erfindung der Crinolinen gebaut war. inauf mußte sie, denn oben wohnte ein Recensent, der onders bissig galt. Und sie kam auch hinauf.

musant ist auch die Geschichte von dem Privatdo-, der durch einen Fackelzug Professor geworden ist. en geistvollsten Abschnitt des Buchs halten wir das Kapitel, in welchem der Magister ein Bild jenes öpfigen Ungeheuers, das Publikum, entwirft, das der wildesten Grausamkeit fähig ist und sittliches besitzt, zugleich roh und zartfühlend, blind und sehend, despotisch und knechtisch ist. Treffend sind beson-ders die Bemerkungen über das Theaterpublikum und über seine Beifallsbezeigungen. Mit Recht wird darauf hin-gewiesen, daß die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum einer Vorstellung folgt, das erste und wich-tigste Zeichen ist, daß sie ihm gefällt.

Die gespannte Aufmerksamkeit, die sich in einzelnen Sce-nen bis zur unbeweglichen Stille steigert, kommt natürlich nur in ernsten Stücken vor. Ist das Publikum aber wirklich in der Tiefe erregt, so ist es weniger geneigt, in lauten Beifall auszubrechen.

Es ist dies so wahr, daß selbst bei Shakspeare'schen und Schiller'schen Tragödien noch heute oft nur am Schluß ein lauer und mäßiger Beifall sich geltend macht, der mehr pflichtgemäß berühmten Gästen gilt oder eine Aner-kennung der Darstellung ist. Wenn aber nach dem Trauer-spiel eines neuen Dichters das Publikum nicht in den üblichen Possenjubel ausbricht, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß die Kritik von einem succès d'estime spricht, nachzuweisen sucht, warum das Stück das Pu-blikum kalt lassen mußte und so ihm künstlich einen Mis-erfolg schafft, indem nun die folgenden Vorstellungen mit dem durch die Kritik erregten Vorurtheil besucht werden.

Magister Merks spricht sich ferner noch über die Na-turgeschichte des Buchhandels, über die Preßfreiheit und die Unmöglichkeit, dem Staatsanwalt zu entgehen, über die vornehmen Schriftsteller, die Leiden der deutschen Sprache und manches andere aus, was man in dem lusti-gen, nur hin und wieder etwas zu weitschweifigen Buche selbst nachlesen mag.

3. Gespräche aus der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu, oder die Politik Machiavelli's im 19. Jahr-hundert. Von einem Zeitgenossen. Aus dem Französischen. Leipzig, O. Wigand. 1865. 8. 1 Thlr.

Eine neue Kriegserklärung gegen das Napoleonische Regierungssystem! Victor Hugo hatte es in seinem „Na-poléon le petit" direct angegriffen mit dem schonungs-losesten Pathos der Entrüstung, Rogeard das altrömische Costüm gewählt, um dem sich selbst in die Cäsartoga hül-lenden Imperator die unverblümtesten Invectiven zu sa-gen. Advocat Jolly, der Verfasser der obigen Schrift, wählte die Form der Todtengespräche, nach dem Vorgange eines Lucian und Fontenelle, um die idées napoléonien-nes mit ruhiger, aber bitterer Satire anzugreifen. Mon-tesquieu erscheint in diesem Wechselgespräch als Vertreter des Rechts, der politischen Freiheit und Sittlichkeit, Machiavelli als Vorkämpfer einer praktischen Politik, welche mit Gewalt und List ihre Ziele zu erreichen sucht. Montesquieu behauptet, der Despotismus sei bei dem jetzigen Zustande der Sitten und politischen Institutionen der Hauptvölker Europas unmöglich geworden, und sucht dies in ausführlich überzeugender Darstellung nachzuwei-sen. Da tritt Machiavelli den Gegenbeweis an; er ent-wickelt ein System des Despotismus, wie es mit der jetzi-gen Cultur, mit den Institutionen der Gegenwart, ja selbst mit den Ideen der Zeit verträglich ist; er entwickelt

dies mit vielem Scharfsinn bis in das einzelnste hinein — und siehe da, dies System ist keine staatswissenschaftliche Panacee, die mit hundert andern Utopien nur im Kopfe des Heilkünstlers existirt; es ist das niet- und nagelfeste System der Regierungskunst, wie es jetzt in Frankreich geübt wird, allerdings oft mit bösem Willen commentirt, mit frappanten und grellen Lichtern beleuchtet, aber in seinen Grundzügen doch unverkennbar. Montesquieu, der das alles anfangs nur für einen greulichen Traum hielt, erschrickt, als ihm Machiavelli mittheilt, daß dies Wirklichkeit ist, noch heute angesichts der Sonne in Blüte steht, wobei übrigens der Verfasser seinen Helden ganz aus der Rolle fallen läßt, indem derselbe auf einmal von einer „furchtbaren Wirklichkeit" spricht, indem er ausruft: „Was ich dir geschildert, all dieses Ungeheuerliche, vor dem dein Geist entsetzt zurückbebt, dies Werk, das der Hölle selbst entsprungen!" — ei, wie kommt der florentinische Geheimsecretär, der soeben con amore dies meisterhafte Gebäude politischer Weisheit aufgebaut hat, das selbst dem loyalen Montesquieu Bewunderung einflößt — wie kommt er auf einmal dazu, sich so sittlich entrüstet zu geberden? Wo ist das feine Lächeln des Florentiners geblieben? In der That, Machiavelli zerfließt schon hier wie ein Schatten, und an seiner Stelle springt sein Souffleur aus dem Souffleurkasten, um den pathetischen Epilog zu sprechen. Hier hat den Advocaten Jolly das Vorbild Lucian's und Fontenelle's im Stich gelassen..

Seine Principien entwickelt Machiavelli mit großer Schärfe und Klarheit. Er sagt:

Das Geheimniß der Regierungskunst besteht gerade darin, den öffentlichen Geist dergestalt zu schwächen, daß er ganz gleichgültig wird für die Ideen und Principien, durch welche heutzutage die Revolutionen hervorgerufen werden. Zu allen Zeiten haben die Völker, wie die Menschen, sich mit Redensarten abspeisen lassen; fast immer genügte ihnen der Schein und heute selbst verlangen sie nichts mehr! Es lassen sich mithin Scheininstitutionen gründen, wenn man nur das Talent hat, den Parteien die liberalen Phrasen zu entlehnen, mit denen sie gegen das Gouvernement angehen; die Völker müssen bis zum Ueberdruß damit gefüttert werden. Man spricht so viel heute von der Macht der öffentlichen Meinung; ich will dir aber darthun, daß dieselbe, was man nur will, äußert, wenn man nur die geheimen Federn der Gewalt spielen läßt. Bevor man aber daran denken kann, die öffentliche Meinung zu leiten, muß man sie durch wunderbare Widersprüche zu betäuben wissen, muß man sie hin- und herzerren und zu blenden verstehen. Das große Geheimniß besteht darin, daß man sich der Vorurtheile und der Leidenschaften des Volks zu bemeistern weiß, sodaß eine Verwirrung eintritt, die alles Einverständniß zwischen denen unmöglich macht, welche dieselben Interessen bisher vertraten.

Die Revolution soll im Staate selbst durch die Furcht vor der Anarchie und dem Bankrott und am Ende durch einen allgemeinen Krieg in Schach gehalten werden. Die Gewalt soll keine barbarischen Sitten haben, sondern alle Kräfte und Talente der Civilisation, in der sie lebt, an sich zu fesseln wissen. Die Hauptämter sollen auf Männer übertragen werden, deren Antecedentien zwischen ihnen und andern eine tiefe Kluft eröffnen, welche bei einer Regierungsveränderung das Schlimmste zu erwarten haben. Ueberhaupt soll die absolute Gewalt keine Zufälligkeit mehr sein, sondern ein Bedürfniß. Das Uebergewicht des Staats muß maßlos entwickelt werden, um aus ihm den Souverän zu schaffen. Gegen die Bourgeoisie, die noch ein gefährliches Element des Widerstandes bildet, wird durch Erhöhung des Arbeitslohns und andere Mittel angekämpft.

Dann entwickelt Machiavelli die Theorie des Staatsstreichs, und wie er nach demselben die großen Principien des „modernen Rechts" anerkennen und bestätigen wird. Die folgende Stelle empfehlen wir zu aufmerksamer Erwägung den Lassallianern, welche in dem allgemeinen Wahlrecht das Universalmittel gefunden zu haben glauben, die Freiheit und die Herrschaft des vierten Standes zu sichern:

Machiavelli.

Ich werde, ohne auf Stand noch Census Rücksicht zu nehmen, das allgemeine Wahlrecht einführen, wodurch der Absolutismus mit einem einzigen Schlage begründet ist...

Montesquieu.

Allerdings! Das Stimmrecht wird dadurch nur entwürdigt und zum Gemeingut, das Uebergewicht der Bildung, Einsicht verschwindet, und aus der Masse schaffst du eine blinde Macht, die du nach Belieben lenken kannst...

Mit einer bis ins einzelnste gehenden Genauigkeit beschreibt Machiavelli dann den Mechanismus der Verfassung, die Bedeutung von Senat und Staatsrath und all den Scheinformen, welche die Alleinherrschaft maskiren. Das Verhalten der Regierung der Presse gegenüber wird ebenfalls eingehend geschildert. Außer den officiellen und officiösen Journalen hat die Regierung unter jeder Form ein ergebenes Organ, ein aristokratisches, ein republikanisches, ein revolutionäres. Diese ergebenen Blätter müssen sie angreifen und ihr scheinbar Verlegenheit erregen. Thatsachen werden durch sie berichtet und je nach Umständen wieder in Abrede gestellt — Fühler für die öffentliche Meinung u. s. f. So geht es weiter: die Administration, die Arbeiterfrage, die Bauernfrage, das Finanzwesen, bei dessen objectiv-sachlicher Erörterung Montesquieu selbst, der sich sonst meistens auf Fragen beschränkt, die erste Stimme im Dialog übernommen werden mit einer an immer neuen Auskunftsmitteln reichen Staatsweisheit entwickelt. Das ganze Werk ist eine Kritik des second empire, der man eine wissenschaftliche Haltung im ganzen nicht absprechen dürfte, wenn nicht hin und wieder Ausbrüche eines theatralischen Pathos und höchst persönlicher Entrüstung zur Unzeit den ironischen Zusammenhang unterbrächen.

4. Von 1815 — 65. Blicke in das Culturleben der jüngsten Vergangenheit Deutschlands. Von Johannes [illegible]. Leipzig, O. Wigand. 1865. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Werk zerfällt in folgende Abschnitte: „Die deutsche Nation und ihre Fürsten"; „Die Philosophie im Kampf mit den kirchlichen Anschauungen"; „Die Kirche und der biblisch-kritische Proceß der Gegenwart"; „Der vermittelnde Einfluß der Poesie"; „Die Naturwissenschaften"; „Die Bedeutung des Journalismus"; „Der Zwiespalt im modernen Leben"; „Der Bildungsverein nivellirende Thätigkeit"; „Die Schule als Hüterin des Bestehenden in Staat und Kirche"; „Der [illegible]

estrebungen". Schon aus dieser Inhaltsangabe geht vor, daß der Verfasser im wesentlichen nur den einen ßen Conflict zwischen der alten und neuen Weltanauung darstellt, der in der That als der Angelpunkt der genwärtigen geistigen Bewegung betrachtet werden kann. mer und überall kommt er auf diese geistigen Kämpfe r kritischen Theologie, Philosophie und des Materialis- gegen die kirchlichen Anschauungen zurück. Auf die- Gebiete hat er das Material mit Fleiß zusammenragen und übersichtlich geordnet, obgleich der Autor ist das Aufeinanderplatzen der Geister nur mit einzel- Ausrufungs- und Fragezeichen begleitet und gegen ate meistens nur wieder Citate ins Feuer führt. Er ist bekennt in der Vorrede:

Nichts Eigenes freilich, das mag nicht verschwiegen wer- , bietet er in vorliegenden Blättern; sie enthalten gleichsam die Resultate seiner Lektüre, und vielleicht selbst da, wo er en Gewährsmann nennt und nennen kann, hat er nur das ergegeben, was er durch Studium mancherlei Art als sein ustes Besitzthum erworben. Seine Absicht war einzig, den r einzuführen in das Adyton deutschen Gedankenreichthums zur Klärung der Geister in dem allgemeinen Zersetzungsesse der Zeit nach Kräften mitzuwirken.

Offenbar fehlt aber die Schärfe und Bestimmtheit eigenen Urtheils, welche selbst aus einer objectiven ammenstellung der verschiedenen geistigen Standpunkte Kämpfe transspiriren muß. Dadurch hat aber die e Darstellung etwas Farb- und Energieloses erhalten. führen nur ein Beispiel von der Art und Weise mit welcher der Autor fast überall sein eigenes Urs suspendirt. Einer Analyse der Feuerbach'schen Phihie läßt er folgende Betrachtungen folgen:

Die Geheimnisse der Religion hat er aufgedeckt; die Dogdes Christenthums, die Eigenschaften Gottes finden eine hende Erklärung; die Theologie ist zu Anthropologie gen; ein schönes Verständniß der Religion danken wir einem sten: ob dieser aber damit alle Wahrheit gegeben hat und konnte, ob seine Begriffswelt nicht zu eng war, ist eine re Frage. Er hat das Wesen des Menschen nur von Seite betrachtet und uns die Hallucinationen des Geistes eckt; ob jedoch die Menschheit, wenn sie auch Feuerbach wollte, den Glauben an einen Gott lassen würde, ist zu bezweifeln.

Wasch mir den Pelz und mach' mich nicht naß", ein volksthümliches Sprichwort, mit welchem sich Methode des Raisonnements trefflich bezeichnen läßt. diese Ausführlichkeit, mit welchem der Kampf der r auf theologischem, philosophischem und pädagogi- Gebiete dargestellt ist, treten alle andern Entwicke- sehr in den Schatten. Die politische Einleitung t mit 1848 ab; die Verfassungskämpfe seit jener die Gestaltung der deutschen Frage, die neuerdings ihrend an die Pforten des Bürgerkriegs klopft, die ng nationaler Parteien um die Achse der Einheitsmit vollkommener Verschiebung der frühern Parteiunkte, welche um die Frage der innern Freiheit irten — das alles bleibt unbeachtet von dem Ver-

In dem Abschnitt: „Der vermittelnde Einfluß oesie", reitet der Verfasser wiederum sein Steckenund bespricht nur die politische und philosophische Lyrik und einige Tendenznovellen, wie Gutzkow's „Wally", ohne auf die „Ritter vom Geiste" und den „Zauberer von Rom", die doch seinem Grundthema so nahe liegen, Rücksicht zu nehmen. Welche wichtigen, auch dem flüchtigsten Blicke zugänglichen Culturelemente bieten die heutige Massenproduction, die Journalistik, die Miniaturlyrik, der Memoirenroman, die Zustände der Bühne und das Drama der Gegenwart, welches der Verfasser mit einer einzigen Aeußerung Hebbel's abfertigt. Auch die Macht der Naturwissenschaften ist nur flüchtig skizzirt. Die einzelnen Hauptfortschritte auf den verschiedenen Gebieten derselben, die Erfindungen und Entdeckungen, welche die ganze Physiognomie des Zeitalters verändert haben, mußten ebenso hervorgehoben werden wie die geschmackvolle Einkleidung der neuern naturwissenschaftlichen Werke, durch welche dieselben nicht nur eine Volksthümlichkeit in weitesten Kreisen, sondern auch einen Platz innerhalb der Nationalliteratur anstreben.

Ein Autor, der nur „Blicke in das jüngste Culturleben" wirft, hat freilich das Recht, dahin zu sehen, wo er gerade hinsehen will. Doch wohin er auch die Blicke werfe: er muß das Prägnante und Hervorstechende herauszufinden wissen. Dies gelingt dem Verfasser aber nur auf dem Gebiete, auf welches er sein Werk überhaupt hätte beschränken sollen: auf dem Gebiet der geistigen Kämpfe in Kirche und Schule, von denen er eine durch den reichsten Citatenschatz unterstützte, klare Anschauung gibt.

Rudolf Gottschall.

Zur Biographie bairischer Könige.

1. König Maximilian II. und die Wissenschaft. Rede gehalten in der Festsitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 30. März 1864 von J. von Döllinger. München, Manz. 1864. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Maximilian II., König von Baiern. Ein vaterländisches Geschichtsbild. Von Benanz Müller. Mit dem Bildniß des Königs. Regensburg, Manz. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Max der Erste, König von Baiern. Sein Leben und Wirken dargestellt von J. M. Sötl. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. Augsburg, Schlosser. 1864. Gr. 8. 24 Ngr.

Selten ist wol ein Fürst von seinem Volke gleich geliebt und hochgeachtet und sein allzu frühes Dahinscheiden in verhängnißvoller Zeit gleich allgemein beklagt worden wie Maximilian II. von Baiern, und noch selten mag eine solche Anerkennung und Hingebung in gleichem Maße durch Eigenschaften von nicht blos äußerlich glänzendem und leicht bestechendem, sondern innerlichstem und gediegenstem Charakter verdient sein. Max II. hat nie um die Gunst des Volks gebuhlt; ein eigentlich populärer Verkehr mit ihm lag nicht in seinem Naturell; sich persönlich unter die Massen zu mischen oder ihnen durch öffentliches Gepränge Stoff zur Schaulust und Selbstverherrlichung zu bieten, hat er mehr gemieden als gesucht; wo er sich öffentlich zeigte, bewies er sich stets freundlich und verschmähte es, durch irgendwelche Ostentation der Majestät zu imponiren; aber er ging dabei nie so weit, daß er die Grenzen, welche Sitte und Herkommen gezogen, ganz unfühlbar gemacht hätte. Er hat keine große Thaten

vollbracht, wie sie das Volk am leichtesten anstaunt, auch hat er sich nicht durch pikante Reden und Handlungen hervorgethan, welche rasch von Mund zu Mund getragen werden. In der Politik hat er sich nie auf die Seite der Demokratie gestellt und nie gescheut, seine eigene und seiner Regierung Grundsätze gegen die der Opposition so lange und so weit, als mit Gesetz und Verfassung verträglich, geltend zu machen. In kirchlichen Dingen hat er seine Einwirkung stets mit einer so hoch über den Parteien schwebenden Festhaltung des paritätischen Princips gehandhabt, daß er damit vielleicht keine ganz befriedigt hat. Endlich lag das meiste von dem, was er Außerordentliches und Segensreiches gewirkt hat, in so idealer, von der Mehrzahl des Volks nicht unmittelbar zu erfassender Sphäre, ja nahm sogar von dem, was gerade in Baiern vor ihm erstrebt worden war, eine so abweichende, zum Theil entgegengesetzte Richtung, daß man glauben sollte, sein Wirken müsse mehr mit Unzufriedenheit als mit Beifall aufgenommen worden sein. In der That hat es denn hieran, wo es sich um einzelnes handelte, bei Einzelnen und ganzen Schichten auch keineswegs gefehlt. Aber trotz alledem genoß er selbst und der eigentliche Kern seines Thuns im ganzen Baierlande die allgemeinste Liebe und Verehrung, und diese Hingebung stützte sich auf die felsenfeste Ueberzeugung, daß er in all seinem Handeln und Streben von der höchsten Gewissenhaftigkeit, von der unerschütterlichsten Gesetzes- und Verfassungstreue, von dem opferfreudigsten Eifer für die Pflege des Wahren, Guten und Schönen und von wärmster Begeisterung für das Wohl Baierns und des deutschen Gesammtvaterlandes geleitet werde. Dieser Ueberzeugung und dem Vertrauen zu seinem umsichtigen, bedächtig und scharf prüfenden Blick konnte sich niemand verschließen, und die Huldigungen, die man ihm im Leben zollte, die Trauer, mit der man seinen Tod begleitete, waren daher in einem Maße, wie es selten der Fall ist, keineswegs bloße Acte des Herkommens oder der Liebedienerei, sondern Kundgebungen wahrer Herzensempfindungen.

Unter der Unzahl von Productionen in Poesie und Prosa, welche der Tod dieses Königs zu seiner Zeit hervorgerufen, haben die beiden ersten unter den oben verzeichneten Schriften am meisten Anwartschaft darauf, auch außerhalb Baierns gelesen und beachtet zu werden, und dem Manne, welchem sie gewidmet sind, ein über die Stimmung der Zeit hinaus dauerndes Denkmal zu setzen.

Diejenige Eigenschaft des Königs Max, in der sich sein Wesen, besonders seinen Vorgängern gegenüber, am entschiedensten charakterisirt, und welche zugleich die universellste und bleibendste Bedeutung hat, ist unstreitig die wahrhaft königliche Liberalität und Huld, mit welcher er die Wissenschaft unterstützt hat. Im allgemeinen dürfen wir, was er in dieser Hinsicht gethan und was zu dem Großartigsten gehört, was jemals auf diesem Gebiete von Fürsten geschehen, als bekannt voraussetzen: denn wer hat nicht von den vielseitigen Berufungen berühmter Forscher und Gelehrter, den wissenschaftlichen Abendgesellschaften im Schlosse, den Preisausschreibungen, der Stiftung des Maximiliansordens und der Maximiliansstiftung, der Gründung des Nationalmuseums, des Maximilianeums, der historischen und naturwissenschaftlichen Commissionen, der ausgetheilten Unterstützungen und Ehrengaben u. s. w. gehört. Wer sich jedoch in einem kurzen Ueberblicke hierüber noch näher unterrichten und zugleich über den Geist, von welchem der König hierbei geleitet wurde, und über die Erfolge, welche dadurch erzielt sind, eine Ansicht gewinnen will, wird diesen Wunsch am besten durch die Rede Döllinger's (Nr. 1) befriedigen können, die über alles mit vollständiger Sach- und Personenkenntniß verbreitet und zugleich die Motive und Wirkungen in das rechte Licht stellt.

Das Buch Müller's (Nr. 2) ist von umfassendem Inhalt. Es bietet dem Leser außer der Einleitung, welche sich unter der Ueberschrift: „Baierns Volk und Fürsten" mit der Vorgeschichte des in ihm selbst behandelten Zeitabschnitts beschäftigt, einerseits ein vollständiges Bild von Leben des Königs von der Geburt bis zum Tode, sodann eine Reihe von Charakteristiken seines Wesens, seiner Thätigkeit in besondern Wirkungskreisen, namentlich seiner Staatsmaximen, seines Privatlebens, seiner Leistungen für die Wissenschaft, seiner Kunstschöpfungen, seiner Bauten und der unter ihm für Baiern zu Stande gekommenen politischen und socialen Reformen. Eine Verhältnisse gleich rücksichtslos aufdeckende Darstellung darf man natürlich von einem dem Leben selbst so nahe folgenden Lebensbilde nicht erwarten; der Kritik ist selbstverständlich nur ein bescheidener Raum gegönnt. Im ganzen aber macht das Buch den Eindruck, daß es mit Wahrheitsliebe, ja mit einem gewissen Grade von Freimüthigkeit geschrieben, der sich freilich mehr in Nebenhieben auf politischen Sünden außerbairischer Staaten und Staatsmänner als auf die Gebrechen im Innern Luft macht.

Im biographischen Theil ist entschieden der erste Abschnitt, welcher sich mit den Jugendjahren und den Jahren des Kronprinzenthums beschäftigt, der interessanteste, enthält viele charakteristische Züge und gibt über manches, was bisher noch nicht bekannt geworden ist, Aufschluß, namentlich über die Erziehung, die Studien, die ersten Reisen, das Verhalten im Reichsrath, die Brautwerbung und Vermählung, poetische Ergüsse u. s. w. Dem gegenüber erscheinen die Mittheilungen über die Regierungszeit fast trocken und dürftig. Auf die eigentliche Regierungsgeschichte läßt sich der Verfasser aus leicht begreiflichen und respectablen Gründen grundsätzlich nicht ein; damit aber ist dem Ganzen doch das eigentliche Salz genommen; und indem der Verfasser auch die Leistungen des Königs für Kunst und Wissenschaft nicht chronologisch verfolgt, sondern nur allgemein charakterisirt, bleibt für das successiv fortschreitende Lebensbild nur eine Aufzählung und Schilderung der Reisen übrig, welche dem Aeußerlichen zu viel, des Individuellen zu wenig bieten.

Von durchgreifenderer Bedeutung ist der charakterisirende Theil. Wünschte man auch über manches detaillirtere Angaben und namentlich Entstehung,

ı und Erfolge der königlichen Bestrebungen und Stif-
ıen genauer behandelt zu sehen, so gewinnt man doch
den gebotenen Mittheilungen ein im ganzen vollstän-
ı und wahrheitsgetreues Bild vom Wesen, Leben und
ıffen des Königs. Im Abschnitt über seine Staats-
men concentrirt sich die Charakteristik um den dem
ıffer aus wohlunterrichteter Quelle zugeflossenen Satz:

Was er that, geschah mit Ueberlegung, nach reiflicher Ab-
ıng des Für und Wider; er war von dem Gefühle seiner
ıtwortlichkeit vor dem obersten Richter durchdrungen und
ı oft vor der möglichen Tragweite seiner Verfügungen.
ıar das Gewissen auf dem Thron!

Wie genau er sich vor wichtigen Entscheidungen über
Sachlage aus verschiedenen Anschauungssphären zu
richten pflegte, geht unter anderm aus folgender
ıote hervor:

Zur Zeit, als die Gewerbefrage die brennendste für das
Staatsleben bildete, saßen in München drei der bedeu-
ın Industriellen, die zu den geistig und materiell Unab-
ıgsten gehören, abends beim Bier. „Hört!“ begann der
„ich war heute Vormittag um 10 Uhr zur Audienz
Könige. Ueber eine Stunde fragte der König mich
ıer bis aufs kleinste eingehenden Weise bezüglich der Ge-
ırage.“ — „Wirklich?“ sagte der zweite, „nun ich war
zum König beschieden; er unterhielt sich gewiß ebenso
mit mir über denselben Gegenstand.“ — „Und ich“, be-
der dritte, „war vor vier Tagen aus demselben Grunde
dienz.“

leich ernst nahm er es mit der Pflichterfüllung im
leben:

äglich hat der König auf ein Blatt Papier diejenige
ı geschrieben, deren Uebung er sich für den einzelnen
esonders zur Aufgabe nehmen wollte. So zeichnete er
ıuf: Beherrsche jegliche Selbstsucht! Hüte dich vor Hoch-
Uebe Großmuth! Verzeihe deinen Feinden u. s. w.

hufs einer sorgfältigen Selbsterkenntniß und stren-
elbstüberwachung führte er in Chiffren ein Tage-
nd richtete sich für besonders gewichtvolle Prüfun-
ıd Erwägungen ein unter anderm mit sieben Ge-
, welche die Regententugenden darstellen, und Sprü-
oßer Männer decorirtes „Sanctuarium“ ein. Selbst
ägige Veranlassungen konnten ihn in Scrupel ver-
ob er auch seinen Pflichten in jeder Beziehung ge-
Eines Tags, bei der gewöhnlichen Spazierfahrt
lischen Garten, war ein altes Mütterchen, während
ı vorüberfuhr, am Wege auf die Knie gefallen.
eunruhigt ihn nachträglich längere Zeit, er prüft
ıue, ob auch die Leute aus dem Volke im Fall
ıoßen Anliegens den Weg zu ihm zu finden wüß-
ı hört nicht auf, nach der Frau weiter zu forschen,
ıdlich erfährt, daß sie durchaus kein Anliegen ge-
be, sondern nur dem lieben Herrn ein „schön's
' habe machen wollen und dabei auf die alter-
n Knie gefallen sei.

selbe Zug geht als Grundzug seiner Natur durch
ıe Bestrebungen, und es ist daher nicht zu viel
t, wenn man sagt: Wo er das Rechte verfehlte,
Hauptgrund in den meisten Fällen nur daran,
ıon denen, die er zu Rathe zog, nicht das Rechte
Ist aber auch nicht alles, was er Großes und Schönes erstrebt, mit dem beabsichtigten Erfolge gekrönt worden und hat ihn gleich der Tod viel zu früh aus der Mitte seines großartigen Wirkens und Schaffens weggerissen, so gehört dennoch der Inbegriff dessen, was er wirklich erreicht und ins Leben gerufen hat, zu dem Bedeutendsten und Ruhmwürdigsten, was überhaupt ein Fürst der Gegenwart geleistet hat, und darf sich kühn neben die Werke seiner nächsten Vorfahren stellen — nicht blos auf dem Felde der Wissenschaft, die ihm vor allem zu Dank verpflichtet ist, sondern auch auf den Gebieten der Kunst und des Staatslebens, von denen er jene durch eine Anzahl großartiger Schöpfungen, Anregungen und Stiftungen, dieses durch eine Reihe der wichtigsten Reformen im Sinne der Freiheit und des Fortschritts gefördert hat.

Von diesem bedeutenden Leben und Wirken zuerst in zusammenhängender Darstellung ein lebendiges, wahrheitsgetreues und mit vielen Einzelbelegen ausgestattetes Bild geliefert zu haben, ist das Hauptverdienst des Müller'schen Buchs, zu dem sich schon während des Drucks des vorliegenden ein gleichartiges von J. M. Söltl gesellt hat.

Das von demselben Autor kurz vorher in dritter Auflage erschienene Werk über „Max den Ersten“ (Nr. 3) bringen wir hier nur zur Anzeige, um Leser, welche die Lebensläufe beider bairischen Könige zu vergleichen wünschen, auf dasselbe aufmerksam zu machen. 1.

Briefe Beethoven's.

Beethoven's Briefe. Herausgegeben von Ludwig Nohl. Mit einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Vorliegende Sammlung enthält 411 Briefe und Zettel von Beethoven's Hand, eine also gewiß sehr dankenswerthe Gabe voll fesselnder Mittheilungen für alle, welche Verlangen danach tragen, möglichst intim zu werden mit Beethoven's Persönlichkeit, möglichst sich hineinzuleben in den Geist und in das Gemüth eines so kraftvollen Genius — doppelt dankenswerth, wenn man bedenkt, welche Opfer an Zeit, Geld, Geduld und geistiger Kraft gebracht werden müssen, um zu einem dem vorliegenden Resultate oft nur einigermaßen annähernden zu gelangen. Und während bei chronistischen oder biographischen Werken der Autor sich bis zu einem gewissen Grade durch das Bewußtsein belohnt und befriedigt sieht, ein vollständiges oder doch abgerundetes Ganzes hergestellt zu haben, muß sich nach all seinen ungewöhnlichen Anstrengungen Nohl schließlich mit dem Gedanken bescheiden:

Der schreibselige Meister, der sich drolligerweise so oft selbst der Faulheit im Correspondiren anklagt, mag leicht die doppelte Anzahl der hier gegebenen Briefe vom Stapel gelassen haben, und ohne allen Zweifel existirt davon die bei weitem größere Anzahl noch heutzutage im Original.

Es ist allerdings zu bedauern, daß es einem mit allen geistigen Erfordernissen für den betreffenden Zweck so ausgerüsteten und wohlbeschlagenen Sammler unmöglich gemacht wurde, für den hier zusammengetragenen Schatz manches Werthvolle zu erlangen, z. B. die an C. M. von Weber über Auffassung des „Fidelio“ geschriebenen

Briefe und die Correspondenz mit dem Erzherzog Rudolf; aber auch trotz aller unvermeidlichen Lücken enthalten die vorliegenden Briefe dennoch einen ungemein reichen Schatz an Kundgebungen von Beethoven's innerm Menschen, an Offenbarungen seines Charakters, geben sie einen unschätzbar tiefen Einblick in seine Seele, in seine Grundsätze, Anschauungen und Empfindungen, in sein stets ebenso rein und ideal als unglücklich liebendes, in mächtigem Grade liebebedürftiges Herz, und endlich einen grellen Blick in seine oft unsaglich bittern, widerlich-geisttödtenden Kämpfe mit jämmerlichen Menschen und Verhältnissen. Rohl sagt in seinem Vorwort (S. IX fg.):

Die Seele wird sich erheben, wer den Geist auch nur dieser losen Blätter faßt, die der glückliche Zufall uns aufbewahrt hat. Er wird, wenn ihn nicht besondere Neigung am Kleinen hält, sich bald aller unwillkürlichen Stockungen und Rückungen, welche die Lektüre der Briefe vielleicht anfangs macht, entrückt sehen und sich rasch in einen Zug, in einen Fluß, in ein seltsames Sausen und Brausen versetzt fühlen, aus dem ihm ein höheres Tönen wunderbar entzündend entgegenhallt. Denn es webt ein eigenes Leben in diesen Zetteln, es geht durch ihren scheinbar unzusammenhängenden Inhalt ein leiser Strom, der sie wie elektrisch verbindet, und mit einem festern Bande, als irgendein blos stofflicher Zusammenhang es vermöchte. Ich selbst empfand dies fast überraschend in demselben Augenblicke, wo ich den ersten Versuch machte, die Hunderte von einzelnen Blättern, die meist nicht Adresse noch Jahreszahl tragen, nach Zeit und Inhalt zu ordnen, und wo ich überzeugt, daß ein verbindender Text, wie ihn „Kopf Briefe" haben und haben mußten, hier völlig überflüssig ja daß auch der beste biographische Commentar nur als ternes Machwerk, als den elektrischen Strom des Ganz terbrechend und so die eigentliche Wirkung störend empfu werden müsse.

Letztere Ansicht vermögen wir allerdings nicht gleichem Grade zu theilen, sondern sind der Ansicht, es sehr von der Art und Weise der Commentirung hängt, ob eine solche erkältend wirkt oder nicht. Be ders, wenn der Verfasser mit Recht den Wunsch „auch denjenigen ein tieferes Verständniß von Beeth Wesen zu erschließen, denen die Kunst ein Buch mit ben Siegeln ist", erscheint es doch sehr rathsam, si Lesern durch kurze Anekdoten (im höhern Sinne) fr den Aufschluß über die Veranlassung zu allen werthv Briefen zu geben. Uebrigens ist das Buch gar nic arm an Glossen und an Erklärungen, als dies dem wort zufolge scheint, und auch da, wo solche nöt ist der Inhalt der Briefe schon an sich kraft Beeth herrlichen Gemüths und kraft seines drastischen H so anziehend, daß man auch bei flüchtigem Durchbl fast auf jeder Seite gefesselt wird und sich sehr bal willkürlich einer größern Vertiefung in dasselbe h

Hermann Ja

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Der deutsche Schriftstellertag, welcher am 20. August sich in Leipzig versammelte und etwa gegen 80 Theilnehmer, darunter auch einige Theilnehmerinnen zählte, hat einen deutschen Schriftstellerverein constituirt, auf der Grundlage folgender Statuten: „1) Die auf Einladung des leipziger Schriftstellervereins am 20. August in Leipzig versammelten deutschen Schriftsteller treten zu einem Verein zusammen, berechtigte Berufs- und Standesinteressen zu wahren oder zur Geltung zu bringen. 2) Als materielle Fragen, deren Erledigung ihnen zunächst liegt, wollen sie a) auf Regelung der Nachdruckfrage, b) auf Einsetzung eines Rechtsgelehrtenausschusses zur Verfolgung von Rechtsstreitigkeiten vor Gericht hinzuwirken versuchen. 3) Jährlich soll ein Schriftstellertag gehalten werden. 4) Die Geschäftsleitung übernimmt ein vom Schriftstellertag zu ernennender Vorstand von sieben Mitgliedern. 5) Mitglied des Vereins kann jeder deutsche Schriftsteller werden, welcher sich zur Zahlung eines jährlichen Beitrags von 2 Thalern verpflichtet." Die von Leipzig vorgeschlagenen Statuten wurden mit Recht verworfen, weil sie an einem doppelten Fehler krankten: einmal an dem Bestreben, den Begriff eines Schriftstellers zu definiren, wobei es nicht fehlen konnte, daß einem oder dem andern von den Anwesenden durch die allzu scharfe Begriffsbestimmung der Stuhl vor die Thür gesetzt wurde, und dann an einzelnen Vorschlägen, durch welche statt einer Association von Autoren eine Corporation hervorgerufen werden mußte, wie z. B. durch den Vorschlag eines Ehrengerichts. Die jetzt vereinbarten Statuten haben den Vorzug, sich von allen diesen überflüssigen Bestimmungen freizuhalten, obgleich auch die Aufnahme des zweiten Punkts in ein Stiftungsstatut nicht gerechtfertigt erscheinen dürfte, indem derselbe mehr ein Regulativ für die nächste innere Thätigkeit des Vereins als eine Fundamentalbestimmung enthält. Auch erschöpfte er nicht die auf der Tagesordnung stehenden Fragen, von denen z. B. die gleich wichtige Regulirung des Eigenthumsrechts der dramatischen Autoren gegenüber den nen hervorzuheben war. Das Referat über diesen Punkt Dr. Feodor Wehl, der einen kurzen Bericht über die Th des dresdener Shakspeare-Vereins in dieser Frage und bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen gab. Es wurde indeß von Dr. Köster darauf hingewiesen, daß die tième an den kleinen Bühnen schwer durchzuführen sei, s wurde statt der Tantième im allgemeinen die „Regelung Honorarsätze" eingefügt.

Die Honorarverhältnisse der deutschen Bühnen zeigen ganzen Reiz der Mannichfaltigkeit, der überhaupt dem L Leben eigenthümlich ist und der sich gegen jede Centrali und Uniformirung sträubt. Der deutsche Dramatiker kön einen sauber ausgearbeiteten Tarif anlegen, in welchem di schiedenen Taxen der Honorirung seines Werks als eben schiedene Werthmesser desselben eine hinlänglich bunte S karte bilden. Da zahlen zunächst die großen Hoftheat Wien, Berlin und München eine Tantième von 10 Pr ein den Abend füllendes Stück. Das Burgtheater mit großen Abonnement und dem großen Publikum der Hau steht dabei in erster Linie; ein erfolgreiches Stück kann im Laufe eines Jahrs oder zweier Jahre leicht gegen 10 Tantième bringen. In München wird ein Procentsatz Proc. Tantième in der Regel keine bedeutenden Resu werfen, da das Publikum der Hauptstadt, namentlich Dramen gegenüber, nicht groß genug ist, um ein Stück die Zahl von drei bis vier Aufführungen hinaus zu Einige Stadttheater, wie das hamburger, ebenso das Thaliatheater pflegen eine Tantième von 5 Proc. zu Die zweiten Theater, die Volksbühnen der großen welche ein Zugstück bis über 100 und 200 Aufführ aus im Gange halten, erzielen ebenfalls mit dem ni gen Tantièmesatz für ihre Schriftsteller die glänzende tate, namentlich da hier in der Regel mit der Tan

neſtvorſtellungen für die Dichter verbunden werden. Die echſte oder zwölfte Vorſtellung hilft mit ihren beträchtlichen neſtantheilen die im Vergleich mit dem Satz der Hofbühnen ngere Tantième zu einer anſtändigen Höhe ſteigern. In der t ſind die Einnahmen der berliner Poſſenſchriftſteller bedeu- er, als ſelbſt die der Frau Birch-Pfeiffer.

Damit ſind die finanziellen Glanzpunkte erſchöpft, welche n ſtrebſamen dramatiſchen Autor zur äußerlichen Ermuthi- g dienen könnten. Zunächſt folgen nun die Hoftheater, he blos ein für allemal Honorare zahlen. Die großen Hof- ter von Dresden, Hannover und Stuttgart beginnen den en mit einem Honorarſatze von 50 Thalern, der nur bis- en als Zeichen beſonderer Anerkennung auf das Doppelte ht wird. Demnächſt folgen die kleinern Hoftheater und größern ttheater mit einem Honorar von 30—40 Thalern, und die dii minorum gentium bis zu den wandernden Geſell- en herab, bis zu einem Honorar von einem Friedrichsdor, natürlich oft eine Ritze ſucht, durch welche er hindurch- pfen kann. Auf dieſer Scala wird faſt keine Zahl über- gen; es herrſcht die größte Freiheit und Selbſtändigkeit.

Ohne Frage iſt gegenüber dieſer buntſcheckigen Praxis die liche Feſtſetzung einer Tantième, wie in Frankreich, durch- ünſchenswerth, obgleich bei uns die Controle fehlt, welche eſteht, indem dort die Einnahmen polizeilich, wegen der zu ten der Armen von jeder Vorſtellung erhobenen Procente, ellt werden. Die Tantième beruht als Princip auf den bſätzen der Billigkeit, indem ſie Bühnenleitungen und An- ſtets in dem gleichen, durch den Erfolg beſtimmten Ver- ß bedenkt. Eine von der Bundesgeſetzgebung in Deutſch- eingeführte Tantième würde zur Rechtsſicherheit in Bezug s geiſtige Eigenthum weſentlich beitragen.

Eine andere Frage iſt es, inwieweit der Vortheil der tiſchen Autoren dabei berückſichtigt werde. Eine Tantième r Hoftheatern in Dresden, Hannover und Stuttgart, an tadttheatern in Breslau, Prag, Frankfurt, Königsberg w. würde das Einnahmebudget der Autoren weſentlich ren. Anders ſtellt ſich dies bei den kleinern Hofbühnen, oft nur auf ein ſo geringes Publikum rechnen dürfen, n Stück ſelbſt bei gutem Erfolge kaum mehr als zwei rungen erlebt. Hier wird der jetzige Honorarſatz immer- deutender ſein, als der Ertrag der Tantième, mindeſtens ıſprocentigen.

s kommt alſo für den Geſetzgeber, welcher, wie es doch veck dieſes Geſetzes nur ſein kann, den dramatiſchen ſtellern förderlich ſein will, darauf an, entweder durch ſetzung der zehnprocentigen Tantième für alle Hofbüh- ne Ausnahme dieſen Schaden auszugleichen oder über- mit der Tantième noch irgendeine ergänzende Beſtimmung nüpfen, ſei es eine Kaufſumme des Eigenthumsrechts, ine Benefizvorſtellung für den Dichter.

den Vorſtand des Schriftſtellervereins wurden von der mlung gewählt: Dr. Frenzel in Berlin, Dr. Hermann in München, Profeſſor Wuttke und Dr. Friedrich in Dr. Feodor Wehl in Dresden. Durch Zuwahl ſollen i noch offenen Stellen ergänzt werden, und zwar aus ıdten Stuttgart und Wien.

Bezug auf den Schutz des geiſtigen Eigenthums ſprach ntlich Profeſſor Wuttke, der darüber eine eingehende iſt verfaßt hat, in längerer Rede aus. Folgende An- rden angenommen: 1) Die Verſammlung erklärt ſich Anerkennung des geiſtigen Eigenthums und für die ıdigkeit ſeines Schutzes. 2) Die Denkſchrift des Profeſ- ıttke wird dem Vorſtande des Deutſchen Schriftſteller- mit dem Auftrage zugewieſen, dieſelbe unverzüglich ſfender Durchſicht in ſtarker Auflage zu drucken und zliedern des Vereins, den Regierungen, Landtagsabge- und andern einflußreichen Männern zu übergeben.

Curiosum erwähnen wir noch, daß in dem leipziger Statutenentwurf unter den Zwecken des Vereins auch der Schutz der „Preßfreiheit“ angegeben war. Offenbar wurde hier das Paſſivum als Activum conjugirt; denn die Schriftſteller können nicht die Preßfreiheit ſchützen, ſie müßten denn nach Goethe'ſchen Miniſterportefeuilles ſtreben, ſondern nur von ihr geſchützt werden.

Die Citate der Engländer.

Büchmann ſagt in ſeinen „Geflügelten Worten“: „Der Engländer citirt engliſch, lateiniſch und franzöſiſch; deutſche Citate ſind aber aus den Regionen begabter, des Deutſchen kundiger Schriftſteller nie in den Kreis der üblichen Ausdrücke hinabgeſtiegen“; und ebendaſelbſt: „Aus unſerer deutſchen Literatur hat die franzöſiſche Sprache auch nicht Ein Citat geſchöpft.“ Was nun die Engländer betrifft, ſo hätte Büchmann noch anführen können, daß ihre Citate aus den alten Claſſikern in der Regel einem Reliquiendienſte gleichen und von allem Geiſt und aller Originalität verlaſſen ſind. Ein ſtarrer Anhänger der Autorität, ein eifriger Verehrer des Buchſtabens iſt der Engländer nicht allein in ſeiner Religion, ſondern auch in ſeinen altclaſſiſchen Studien. Schon Goethe ſagt irgendwo: der Engländer glaubt nicht, daß der Orient auch Dichter habe, wenn man es ihm nicht durch einen Spruch eines römiſchen Claſſikers beweiſen kann. Nirgends findet man mehr ſolche altclaſſiſche Citate als in den engliſchen Parlamentsreden. Daraus darf man freilich nicht im geringſten auf eine genauere Bekanntſchaft mit dem claſſiſchen Alterthum ſchließen. Es circuliren in England geſchriebene und gedruckte Notizbücher, Sammlungen von Citaten aus den alten Claſſikern, die in beſondern Abtheilungen alle möglichen Fälle der Politik, Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft behandeln. Das Citat iſt alſo hier gewöhnlich vorher eingelernt und nicht, was es bei wirklich geiſtreichen Leuten iſt, eine Eingebung des Augenblicks.

Uebrigens iſt die ganze Frage, ob ein Volk Citate aus fremden Sprachen angenommen hat, von untergeordneter Bedeutung. Wenn der Engländer, wie Büchmann verſichert, kein deutſches Citat kennt, ſo kann ſich der Deutſche mit der Bibel tröſten, die ja urſprünglich hebräiſch und griechiſch geſchrieben iſt und in hohen Ehren gehalten wird. Blos der Fall wäre für uns niederſchlagend, wenn die deutſche Literatur in England und Frankreich unbekannt wäre. Wenn aber, um nur eins anzuführen, ein Werk, das zum Citatenſchatz des deutſchen Volks ſo viele Beiträge geliefert hat wie Goethe's „Fauſt“, nicht blos einmal, ſondern öfter ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt; wenn Figuren, wie Gretchen und Mephiſto, auf der Bühne auftreten und an den Schaufenſtern der Buchhandlungen ausgeſtellt ſind, ſo iſt als gewiß anzunehmen, daß manches kernige Wort, mancher geiſtreiche Spruch aus Goethe's „Fauſt“ nach und nach in den gewöhnlichen Sprachverkehr des franzöſiſchen Volks übergehen wird. Und ebenſo werden mit dem fortſchreitenden Vordringen unſerer Literatur in England deutſche Citate endlich auch „aus den Regionen begabter, des Deutſchen kundiger Schriftſteller in den Kreis der üblichen Ausdrücke hinabſteigen“.

Bibliographie.

Loeper, H. von, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Roman- und Novellenmappe. Herausgegeben von F. W. Wulff. 1ſter und 2ter Bd. Leipzig, O. Purfürſt. 8. à 15 Ngr.

Schild, F. J., Der Großätti aus dem Leberberg. Sammlung von Volks- und Kinderliedern, Spottreimen, Sprüchwörtern, Wetter- und Geſundheitsregeln ꝛc. aus dem ſolothurner Leberberg. Ein Beitrag zum Schweizer-Idiotikon. Biel, Steinheil. 1864. 16. 15 Ngr.

Steinhoff, F., Das Königthum und Kaiſerthum Heinrich III. Eine verfaſſungsgeſchichtliche Monographie. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 15 Ngr.

Vogl, J. N., Aus dem alten Wien. Wien, Prandel u. Ewald. Gr. 8. 24 Ngr.

Werfer, A., Ubald der Landsknecht des Truchſeß Georg von Waldburg. Eine hiſtoriſche Novelle aus den Zeiten des Bauernkriegs. Tübingen, Laupp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wickede, J. v., Herzog Wallenſtein in Mecklenburg. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. Jena, Coſtenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte's
Leben und literarischer Briefwechsel.
Von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der hundertjährige Geburtstag Fichte's ward in ganz Deutschland als ein nationaler Festtag gefeiert, weil Fichte nicht blos einer unserer größten Philosophen, sondern auch vor allem ein politischer Charakter, einer der edelsten deutschen Patrioten war. Wenigen unter dem gegenwärtigen Geschlecht sind aber die nähern Lebensumstände, ist das persönliche Wirken des Mannes hinreichend bekannt, der durch seine „Reden an die deutsche Nation" das Volk zum Befreiungskampf vom Joch der Fremdherrschaft erzogen hat.

Diese neue Auflage der von seinem Sohne, Professor der Philosophie in Tübingen, verfaßten Biographie nebst dem höchst interessanten literarischen Briefwechsel Fichte's mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit und den auf sein Leben Bezug habenden wichtigen Actenstücken ist daher eine zeitgemäße und sicher willkommene Erscheinung.

Das beigegebene Bildniß Fichte's in Stahlstich, nach dem Bronzemedaillon auf seinem Grabdenkmal zu Berlin, ist auch einzeln in vergrößertem Format auf chinesischem Papier für 10 Ngr. zu haben.

Johann Gottlieb Fichte.
Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.
Von Eduard Fichte.

Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Denker auch weitern Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheitssinn in sein Inneres einzukehren liebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.
Von Robert Eiseke.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Hochmeister von Marienburg. (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — Der Burggraf von Nürnberg. (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — Ein Bürgermeister von Berlin. (1442—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOVUM TESTAMENTUM GRA
EX SINAITICO CODICE
omnium antiquissimo Vaticana itemque Elzevириana lectio
edidit

Aenoth. Frid. Const. Tischendorf.

Cum tabula. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieses Werk enthält eine Weiterführung des in gen Jahre herausgegebenen und bereits ganz verg „*Novum Testamentum Sinaiticum*", sowol dem te Bestande nach, als durch die beigefügten Vergleic der Vaticanischen Handschrift und des Elzevirischen tes. Auch in den umfangreichen Prolegomenen sich mancher neue Zusatz. Da, wie der gelehrte H geber nachzuweisen versucht, die Sinaihandschrift m ihr am nächsten verwandten Urkunden fortan die G lage zur Feststellung desjenigen Textes bilden muss, sich die theologische Wissenschaft zu bedienen hab spricht die vorliegende vollständige Ausgabe der einem allgemeinen Bedürfniss der Theologen w Philologen.

In demselben Verlage erschien früher:

NOTITIA EDITIONIS CODICIS BIBLIORUM SIN auspiciis imperatoris Alexandri II. susceptae. catalogus codicum nuper ex oriente Petropoli torum. Item Origenis scholia in proverbia Sa partim nunc primum partim secundum atque datius edita. Cum duabus tabulis lapidi Edidit Constantinus Tischendorf. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

VETUS TESTAMENTUM GRAECE JUXTA LX TERPRETES. Textum Vaticanum Romanum datius edidit, argumenta et locos Novi Tes parallelos notavit, omnem lectionis varietatem cum vetustissimorum Alexandrini, Ephraem Friderico - Augustani subiunxit, prolegome epilegomenis instruxit Constantinus Tis dorf. Editio tertia, ratione etiam habita Sinaitici nuper inventi et editionis Maiana Vaticani. 2 tomi. 8. Geh. 4 Thlr. Auf papier 6 Thlr.

Soeben erschien das **48. Heft** der 11. Auflage

Brockhaus' Conversations-Lex
Eichsfeld — Embryo.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslan den noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreis m

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Bä der erste bis vierte Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 7. September 1865.

Inhalt: Eine Geschichte des Dramas. Erster Artikel Von Rudolf Gottschall. — Lessingiana. — Reiseliteratur. — Ein nordamerikanischer Roman. — Eine deutsche Fürstin. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Ueber das Wort: Schmalzgesellen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Geschichte des Dramas.

Erster Artikel.

Während alle einzelnen Künste und Wissenschaften, es der historische Sinn unserer Zeit mit sich bringt,) in eingehender geschichtlicher Darstellung behandelt den, die Musik wie die Botanik, die Malerei wie die ɔnomie, fehlt uns in Deutschland noch immer eine ndliche und umfassende Geschichte des Dramas und der natischen Kunst, indem die Vorlesungen Schlegel's, so ngebend die Urtheile der romantischen Doctrinäre in Zeit sein mochten, jetzt nicht nur durch die neuere chung in Bezug auf die geschichtliche Grundlage überfind, sondern überhaupt in ihrer kritischen, nur die gen der Dichtkunst berührenden Anlage dem culturrischen Standpunkt unserer Zeit nicht mehr genügen. die andern Völker auf diesem Gebiete geleistet, entder wissenschaftlichen Gründlichkeit und jenes tiefern rischen Geistes, der nun doch einmal ein nicht abzuender Vorzug deutscher Gelehrsamkeit ist. Hierzu t, daß Italiener, Franzosen, Engländer sich zu schwer den einseitigen Gesichtspunkten ihrer Nationalität losn können, um eine wahrhaft universalhistorische Darng zu liefern. So erscheint die sechsbändige „Storia a de' Teatri antichi e moderni" von Signorelli, Histoire universelle des théâtres de toutes les ns", welche eine Gesellschaft von französischen Gen herausgab, abgesehen davon, daß beide Werke in weiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienen deshalb unserer Zeit, bei den neuentdeckten Hülfsn und großen Fortschritten der Forschung, nicht mehr en können, auch schon deshalb nicht ausreichend, n diesen Werken eine einseitige Beleuchtung herrscht, alles Licht auf das romanische Drama fallen läßt. unbefangener, theils mehr mit den Mitteln der Wissenschaft arbeitend erscheint das Werk von John Collier: „History of dramatic poetry" (3 Bde., n 1831); doch auch dieses Werk geht nicht viel über chlegel'sche Auffassung und Darstellungsweise hin- Offenbar war hier eine Lücke, welche sogar auf drei Gebieten gleichzeitig sichtbar wurde: auf dem Gebiete der Literatur-, der Kunst- und der Culturgeschichte. Denn das Theater als nationales Institut, als Culturmesser der Epochen, als Träger der dramatischen Dichtkunst und Darstellungskunst hat eine breite, über die Schranken der gesonderten Gebiete hinüberreichende Basis. Es liegt uns nun ein Werk vor, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, diese Lücke wenigstens nach der Seite der dramatischen Dichtkunst hin auszufüllen:

Geschichte des Dramas von J. L. Klein. Erster Band: Einleitung. Griechische Tragödie. Zweiter Band: Die griechische Komödie und das Drama der Römer. Leipzig, T. O. Weigel. 1865. Gr. 8. 7 Thlr.

Das Werk wird, nach diesen beiden Bänden zu schließen, einen Umfang gewinnen, der selbst über den Plan des Verfassers hinausgeht. Klein erzählt, daß das ursprünglich auf zwei Bände berechnete Werk ihm unter der Hand oder vielmehr unter der Idee seines Problems weit über die gezogenen Schranken hinausgewachsen sei, sodaß die Geschichte des griechischen und römischen Dramas allein die zwei Bände vorwegnahm. Die zwei Bände sollen sich daher zu vier Bänden ergänzen, wovon der dritte, außer dem Drama der Inder und Chinesen, das der romanischen Völker und, soweit es in Betracht kommt, das der Slawen, der vierte und letzte Band das Drama der Völker germanischen Namens enthalten wird. Wir glauben, daß dem Verfasser abermals das Werk unter der Hand auch über diese Schranken hinauswachsen wird, ja hinauswachsen muß, wenn die Proportion der einzelnen Theile eine richtige sein soll. Sonst würde dem Drama des Alterthums ein ganz unverhältnißmäßiger Raum eingeräumt worden sein, welchem gegenüber die Darstellung der modernen Literaturen nur als skizzenhaft erscheinen müßte. Wie wird es dem Verfasser, welcher der Darstellung des griechischen Dramas anderthalb Bände widmet, möglich werden, selbst wenn er über das Theater des Orients und das slawische noch so flüchtig hinweggleiten wollte, das Drama der romanischen Nationen, zu welchem also das von Schack in drei Bänden dargestellte spanische Theater, das classische Drama der Franzosen,

das culturhistorisch so wichtige moderne Drama derselben und das italienische gehören, in einem einzigen Bande zu bewältigen?

Ein anderes Bedenken drängt sich uns bei diesen Andeutungen der Vorrede auf. Klein hat die Absicht, das romanische und germanische Drama gesondert, gleichsam in zwei nebeneinander hergehenden großen Strömen zu behandeln und durch die Jahrhunderte hindurchzuführen. Wir können uns hiermit nicht einverstanden erklären. Eine geschichtliche Darstellung der Entwickelung der dramatischen Poesie durfte nicht die einzelnen Nationen auf einen Isolirschemel setzen, sondern in chronologischer Folge jeder derselben gleichsam das Wort ertheilen, wenn sie in der Geschichte sich zum Worte meldet und als tonangebend die Leitung der Entwickelung übernimmt. Der Darstellung des mittelalterlichen Passionsschauspiels würde sich ungezwungen eine Darstellung des classischen Dramas der Spanier anschließen; dann würde das altenglische Drama mit seinem großen Mittelpunkte Shakspeare an die Reihe kommen müssen; dann das classische Drama der Franzosen, welches wiederum das spätere englische, spanische, italienische und das deutsche bis zu Lessing bestimmt, also einer ganzen kunst- und culturgeschichtlichen Epoche, unabhängig von den Verschiedenheiten der nationalen und Stammeseigenthümlichkeit, sein Gepräge aufdrückt. Wiederum bedeutend und als neuer Höhenpunkt der Entwickelung tritt das deutsche Drama von Lessing bis zur Gegenwart hervor. Wir glauben, daß nur eine derartige Darstellung dem freien Proceß der geschichtlichen Entwickelung gerecht werden könnte, während die Einschachtelung des Stoffs in literarische Separatgeschichten zu äußerlich und schablonenmäßig erscheint und überdies die Gefahr fortwährender Wiederholungen mit sich bringt, indem, bei den lebendigen Wechselbeziehungen der Völker und dem Abhängigkeitsverhältniß, in welches sie gegenseitig zueinander treten, immer aus der einen auf die andere verwiesen werden müßte.

Bei dem beträchtlichen Umfang, welchen das Werk auch in seiner jetzigen Gestalt gewinnt, müssen wir ferner unser Bedauern aussprechen, daß der Verfasser sich auf eine Geschichte des Dramas beschränkt, wodurch unvermeidlich der kritische, bis ins einzelnste zerfasernde Ton vorwiegt, und dieselbe nicht zu einer Geschichte des Theaters erweitert hat. Klein sagt in der Vorrede:

> Eine Geschichte des Theaters ist keine Geschichte des Dramas. Erstere verhält sich zu letzterer, wie die Schale zum Kern. Der Kern erzeugt und bildet die Schale, nicht umgekehrt. Die Geschichte des Dramas soll eine Entwickelungsgeschichte desselben sein. Ihr Zweck geht dahin: einen großen Organismus zur Anschauung zu bringen, welcher in dem Drama der Völker die als höchste Kunstgestalt verkörperte Philosophie der Geschichte erkennen lasse. Eine solche Behandlung des Dramas beruht vor allem auf einem Fundamentalbegriffe vom Wesen des Dramas, welcher, als plastischer Gedanke, dessen geschichtliche Darstellung durchströmt und die einzelnen Gruppen der Völkerdramen aus der lebendigen Wurzel solcher Wesensbestimmung hervorgliedert.

Allerdings ist eine Geschichte des Theaters keine Geschichte des Dramas; aber umgekehrt hat eine Geschichte des Dramas mehr oder weniger die Geschichte des Theaters zur Voraussetzung; das eine Zeit lang in Deutschland grassirende Lesedrama ist eine ganz absonderliche Erfindung des 19. Jahrhunderts und der leblosen Reflexionsepoche, in welcher die ästhetischen Theorien [illegible] ren. Doch ist seine Zeit schon vorüber. Das [illegible] bende Drama aller Zeiten ist Bühnendrama gewesen [illegible] als solches ohne Kenntniß der Theatereinrichtungen [illegible] zu verstehen. Dies gilt vom Drama der Griechen [illegible] von dem Drama Shakspeare's. Klein kann daher [illegible] griechische Drama nicht schildern, ohne die Theaterge[illegible] die scenischen Einrichtungen, den Chor und seine Ge[illegible] in Hellas nach den Berichten der Quellen dargestellt haben; er muß die Schauspielkunst zur Zeit Philipps [illegible] Alexander's von Macedonien, das Schauspielwesen [illegible] Alexander mit berücksichtigen; er darf die römischen Theatereinrichtungen, die Mimen, Tänzerinnen u. s. w. [illegible] unbesprochen lassen, will er uns ein umfassendes Bild der dramatischen Poesie der Römer geben. Doch [illegible] er den Hauptnachdruck auf die kritische Besprechung [illegible] Dichter legt, indem er die Darstellung des Theaters [illegible] in mehr skizzirter Weise einschiebt, bleibt er zwar [illegible] Hauptaufgabe, wie er sie auf dem Titel angegeben [illegible] getreu, läßt uns aber um so mehr bedauern, daß [illegible] selbe nicht weniger eng gefaßt, nicht die Geschichte des Dramas zu einer Geschichte des Theaters ausgebildet hat als des gemeinsamen Knotenpunkts für die Litteratur- und Kunstgeschichte, die sich ja gegenseitig [illegible] tern und ergänzen. Die innigen Zusammenhänge [illegible] Literatur- und Culturgeschichte sind für die Wissenschaft der Neuzeit so zweifellos, daß eine durchweg [illegible] Behandlung dieser Gebiete nicht mehr volle Geltung gewinnen kann. Wenn aber irgendwo, so tritt in der Geschichte des Dramas die Nothwendigkeit hervor, die Darstellung des Poetischen und seines Entwickelungsganges nicht loszulösen von der Darstellung des Theaters, [illegible] es als Mittelpunkt des nationalen Lebens sich nach allen Seiten hin gestaltet hat. Das römische Drama z. B. ist in dramaturgischer Hinsicht wol rascher erledigt worden als dies von Klein geschehen; mit Plautus, Terenz, Seneca kann man ohne allzu großen Aufwand [illegible] Analyse ins Klare kommen; aber das römische Theater, namentlich während der Kaiserzeit, ist ein gewaltiges Stück Culturgeschichte, und Klein hat, wie wir später [illegible] werden, die große Fülle von Material, die in Betreff [illegible] dasselbe vorliegt und selbst in einzelnen Monographien [illegible] werthet worden ist, keineswegs in der wünschenswerthen Weise bewältigt und benutzt.

Was nun die bisjetzt vorliegenden Bände [illegible] trifft, so haben wir es ohne Frage mit einer [illegible] und geistvollen Arbeit zu thun. Die Philologen [illegible] werden zwar manche, vielleicht begründete Ausstellungen gegen einzelnes machen, und haben es schon gethan, [illegible] mit dem Nachweis einzelner Schnitzer ist der [illegible] Autors keineswegs in Frage gestellt. Im ganzen [illegible] Quellenstudium und Quellenangabe sorgfältig zu nennen und die eingehende Analyse der Werke spricht überall das eigene fleißige Studium. Es sind alle neuen [illegible]

iften über die einſchlagenden Themata und auch eine
t geringe Zahl von Gelegenheitsſchriften, die nicht ge-
auf der großen Straße der Literatur zu finden, von
Autor zu Rathe gezogen worden. Natürlich inner-
der ſelbſtgezogenen Schranken des Werks; denn was
Theaterweſen betrifft, finden ſich ebenſo zahlreiche
en, die aber nach dem Plane des Autors nicht für
en gelten dürfen.

Die Darſtellungsweiſe Klein's iſt bei allem Geiſt, den Gegner ihr vergebens abſtreiten werden, eine ſo oriſle und von dem ſchablonenmäßigen Stile abweichende, man ſich nicht wundern darf, wenn ein Theil der rten Welt über dieſelbe die Achſeln zuckt und den r als einen nicht ebenbürtigen Eindringling in die riſchen Kreiſe der Wiſſenſchaft behandelt. Hierzu nt die Selbſtändigkeit des Urtheils, welches vor keinen ritäten den Hut abnimmt, ſondern es wagt, links- s zu gehen, wo irgendein philologiſcher Cäſar mit belorberten Stirn rechtswärts winkt. Wenn dieſe hängigkeit des Urtheils nicht nur ein Verdienſt des 's iſt, ſondern auch die Exiſtenz deſſelben motivirt über den Scheinexiſtenzen vieler, ſich gegenſeitig abbender Compilationen — denn das Nachſtammeln liteher Urtheile reicht wie der Fluch Jehovah's ins tau- e Glied —, ſo gehört allerdings die Darſtellungsweiſe 's als ſolche nicht gerade zu den muſterhaften Eigenen des Werks, wenn ſie auch in ihrer frappanten thümlichkeit ſowol von Geiſt durchdrungen iſt, als einen oft prickelnden Reiz ausübt. Es gibt nur einen , mit dem ſich Klein in dieſer Hinſicht vergleichen das iſt der Engländer Carlyle. Klein iſt der he, der literarhiſtoriſche Carlyle. Wie jener gefällt h in krauſen und kunterbunten Wendungen einer oft draſtiſchen Bilderſprache, durch welche Carlyle nen geſchichtlichen Darſtellungen Schlaglichter für die nung aufſetzt, während Klein mehr mit philoſo- äſthetiſchen Blitzen, die freilich oft Kolophoniumeines mißigen Witzes ſind, ſeine Gegenſtände erhellt. Carlyle liebt Klein die Parallele, eine Größe wird die andere, ein Zeitalter durch das andere erhellt. hlichte Darſtellung wird allerdings durch dieſe ſtets eite gehende, ſtets neue Perſpectiven eröffnende ſie verwirrt, ebenſo oft aber tritt in überraſchenweiſe die Bedeutung einer Erſcheinung hervor, nah wenn das Unbekannte und Fernliegende mit dem des Bekanntern und Naheſtehenden gemeſſen wird. och auch durch manche vielgerühmte Geſchichtswie z. B. durch Mommſen's „Römiſche Geſchichte", der Parallelismus, der zwar nicht die zwei Glieder Vergleichs in aller Breite nebeneinander hinaber noch unmittelbarer wirkt, indem er geradezu länder des Alterthums moderne Bezeichnungen wählt. curſe und Extrablätter Klein's, die bisweilen bis pielungen auf die jüngſte Gegenwart ſich verſteinterbrechen freilich die keuſche Form wiſſenſchaftDarſtellung in einer oft nicht wohlthuenden Weiſe; ſt nicht zu verkennen, daß ſie ſelbſt oft forcirt, manierirt und hin und wieder in ſchwülſtig ungenießbarem Stile ausgeführt ſind. Auch iſt der Zuſammenhang derſelben mit dem Stoffe bisweilen ſehr locker, ſodaß ſie den Eindruck barocker Auswüchſe machen. Ebenſo oft findet indeß das Gegentheil ſtatt und wir erhalten glänzende Excurſe, welche zwar auf einem Umweg zur Sache zurückführen, aber uns auf dieſem Umweg die Waffen verſchafft haben, mit denen wir den gordiſchen Knoten des gerade vorliegenden Problems zu zerhauen vermögen. Nicht ſelten illuſtriren ſie auch den allgemeinen äſthetiſchen Standpunkt des Autors, den er durch das ganze Werk hindurch feſthält und der oft als ein durchaus berechtigter erſcheint. So z. B. richtet Klein fortwährend ſeine Angriffe gegen die formale Aeſthetik und ihre Tendenzſcheu, und in der That mit vielem Recht. Denn dieſes äſthetiſche Scheuleder macht viele kritiſche Rhadamante blind dagegen, daß, was ſie Tendenz nennen, als eine aus dem Zeitgeiſt herausgeborene Lebenskraft ebenſo bei den modernen Dichtungen berechtigt iſt, wie bei den großen, claſſiſchen Werken, bei denen freilich dieſe Tendenz ſo in die graue geſchichtliche Ferne gerückt iſt, daß jene Aeſthetiker nicht merken, wie ſie mit ihren Eſelsohren aus der Löwenhaut der gelehrten Commentare hervorguckt. Klein ſagt, nachdem er Hegel's Ausſpruch erwähnt, daß dem großen Princip, im Geiſte ſeines Volks zu leben, alle andern Umſtände untergeordnet ſind, während man jetzt im Gegentheil die Erziehung vom Geiſt der Zeit freihalten wolle:

> Zum Unglimpf ihres Meiſters im Grabe gibt es Jünger aus ſeiner Schule gerade, die, als ſolche Freihalter vom Geiſte der Zeiten, am eifrigſten aus dem Häuschen fahren. Jünger freilich, räudige Schafe im Hegel'ſchen Wolfspelz, die ſich, auf dieſen Pelz hin, für die geeignetſten Hofhunde ausgeben, um, an die „Tendenz" raſſelnde Kette gelegt, den Geiſt der Zeit von Haus und Hof fortzubellen. Welche Wirkung die von den Formaliſten der deutſchen Kunſtlehre ſyſtematiſirte Fernhaltung vom Geiſt der Zeit auf das deutſche Drama ausübte, werden wir ſeinerzeit am betreffenden Ort erfahren.

An einer andern Stelle finden wir einen noch ausführlichern, in der Form barocken Excurs über dies Thema. „Tendenzidee" iſt nach Klein's Anſicht die höchſte Compoſitionsidee, die er nur im Drama der Hellenen und bei Shakſpeare findet, während ſich bei den andern großen Meiſtern eine Lichtabnahme und Trübung dieſes dramatiſchen Lichtkerns findet. Klein fährt fort:

> Im Verlauf unſerer Geſchichte werden ſich auch die Urſachen dieſer Erſcheinung, und unter dieſen, als eine der einflußreichſten auf die Schwächung und den Verfall des tragiſchen Dramas, die Kunſttheorien und Kunſtphiloſophien ergeben; derjenigen vor allen, die, vom Volksgeiſt abgewendet, aus welchem allein die fruchtbaren Entwickelungsideen der Menſchheit hervorbrechen, ihre Kunſtdogmen dem Sinne der volksfeindlichen, d. h. die Volkskraft als bloßes Mittel der Macht- und Herrſchgier verwerthenden Gewalt anbequemen und anſchmiegen; jede Regung eines volksthümlichen, von dem treibenden Zeit- und Entwickelungsgedanken pulſtrenden Dichtwerks verdächtigen, als „Tendenz"-Drama ächten und aus der reinen Sphäre der ausſchließlichen Kunſt, der äſthetiſchen Genußkunſt, der geiſt-, inhalts- und ideenloſen Selbſtzweckskunſt, verbannen. Unter den Einflüſſen ſolcher Kunſtphiloſophie wuchern die eigentlichen dramatiſchen Tendenzpilze, begünſtigt von der Tagesſtimmung, erſt recht hervor; jene dramatiſchen Boviſten, zu deutſch Eſelsgurken,

die, von ihren tyrannenfresserischen Freiheitstiraden aufgebläht, mit schrecklichem Knallgeräusch aufplatzen und, den windbeutlerisch wüsten Inhalt ausprudelnd, ihn dem Theater-Janhagel als Sand in die Augen zusprühen. Wer anders trägt hiervon die Schuld, als die absolut tendenzlose Aesthetik, im Bunde mit der absoluten Tendenz einer ideenlosen Schranzenpolitik, die unter anderm auch dahin zielt: die Kunst, das Theater vor allem, zur Vorschule des Lakaienthums zu entwürdigen. Eine solche Dressur muß nothwendig jeden Sinn, jede Anschauung, jede Empfindung für den großen Entwickelungsgang der Menschheit ertödten, der identisch ist mit der Entwickelung der Befreiungsidee, dieser höchsten, culturstittlichen Geschichtsidee, diesem Prometheus-Gedanken, der von der hellenischen Tragik am Ausgange der dramatischen Kunst als Sonnenkoloß aufgerichtet dasteht, hinweisend auf die Endziele der Culturen.

Klein unterscheidet hier in seiner drastischen Weise die innere Tendenz von der äußerlich aufgeklebten Etikette der Tendenzphrase und erläutert seine Ansicht noch näher durch eine Begriffsdefinition des historischen Dramas, wozu er nicht blos die Schauspiele rechnet, deren Stoffe und Figuren aus der Geschichte entlehnt sind:

Unser geschichtliches Drama beglaubigt sich als solches in Vollmacht des ihn erfüllenden Geistes, insofern nämlich die, vermittels der Katharsis bewirkte Gemüthsbefreiung als das poetische Spiegelbild der im Entwickelungsproceß der Menschheit arbeitenden Befreiungsidee sich offenbart; gleichviel ob Stoff und Personen der Geschichte entnommen sind oder nicht. Das historische Drama, in diesem Sinne aufgefaßt, begreift selbstverständlich das politische, sociale Drama, kurz alle diejenigen Schauspiele als Arten der historischen Gattung in sich, welche in der bezeichneten, wesentlich historischen Idee zusammentreffen, die man, in Betracht ihrer offenen, kühnen Hinweisung auf die geschichtlichen Ziele der Menschheit, stolz und hochgemuth „Tendenzidee" nennen mag; wofern diese nur in kunstwürdiger Weise der Schaumenge zum Bewußtsein und zur Erkenntniß gebracht wird.

Er kommt in beiden Bänden wiederholt auf diese Polemik gegen die neuere Aesthetik der „Kunstsophisten" zurück, und ist unerschöpflich an Wendungen, die Theorie von der selbstgenügsamen Schönheit zu geiseln und Lessing's Autorität gegen „die Kinäden und Eunuchen der Kunstästhetik" ins Feld zu führen:

Wer die Theorien nach ihren Früchten beurtheilt, für wen jegliche wahrhafte Kunstschöpfung aus der Absicht, die Sitten der Beschauer zu bilden und zu bessern; aus der Absicht, das Sittliche, das in der Kunst mit dem Göttlichen identisch, zu veredeln, zu stärken und zu erhöhen; aus der begeisterten Absicht hervorgegangen: im Wege der Geschmacksbildung durch das Kunstschöne den Sinn für das Sittlichschöne zu wecken und zu kräftigen; die Volksseele zu läutern, höher zu stimmen, für Recht, Wahrheit und Freiheit zu entflammen — wem dieser Kunstzweck als der einzig wahre und würdige vorleuchtet: der wird sich auch zu den Kunstansichten des Verfassers von „Laokoon", von der „Hamburgischen Dramaturgie" und des Dichters einer „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", eines „Nathan" bekennen, nicht zu Theorien von abstracten oder frivolen Schulköpfen.

Hier scheint uns Klein, so sehr wir ein Kunstwerk ohne einen aus der Zeit herausgeborenen und wieder auf sie zurückwirkenden Gedankengehalt mit ihm für nichtig erachten, doch zu sehr eine directe Absichtlichkeit zu betonen. Wir führen indeß diese Stelle nur an, um zu zeigen, wie in den Excursen dieses literarhistorischen Werks eine Aesthetik, mindestens eine Dramaturgie in nuce enthalten ist, welche gegen mancherlei Verkehrtes in den Anschauungen und Bestrebungen der Gegenwart mit Energie [illegible] macht. In der That trifft Klein in diesen Excursen [illegible] den Nagel auf den Kopf. Vortrefflich ist, was er [illegible] Gelegenheit der Aristophanischen Komödie über das [illegible] triguenlustspiel sagt, dessen Schablone in der That die [illegible] tige Kritik so beherrscht, daß sie wahrhaft komische [illegible] nen unfein findet und den Triumph der Kunst in einer blos verstandesmäßigen Raffinement sucht:

Das Intriguendrama knüpft geheim, verstellt und [illegible] seine Situationen; die Aristophanische Komödie, äußerlich [illegible] kirt, spielt offenes Spiel mit lauter stechenden Trümpfen [illegible] Hand; so offen wie lautschallendes Gelächter; wie bacchantische Lust und dionysischer Freudenjubel; so offen wie die unfehlbaren Pfeile von Apollo's Bogen treffen. Das nach-Aristophanische Lustspiel, das kunstformale, regelrechte, das Aristotelische Drama ist das Drama des combinirenden Verstandes, des anregenden Spiels, der witzigen Unterhaltung, im Geschmacke einer [illegible] im Leben an kleinen Räuken und großen Skandalen sich [illegible] götzenden, blasirt entnervten und darum der flüchtigen Gewürzsalze bedürftigen Gesellschaft: einer Gesellschaft, in welcher [illegible] Verständniß der poetischen Idee und ihrer großen Kunst [illegible] dem Reiz dafür erloschen, der Witz- und Intriguenverstand [illegible] gegen sich ungemein regsam und geschäftig zeigt; ein [illegible] Wimmelhaufen von kleinen Geisteskünsten, der voll witziger Beweglichkeit sich auf dem Leichnam der verwesenden [illegible] tummelt und ihn bis aufs Gerippe verputzt, blank und [illegible] wie eben ein Haufen Ameisen einen todten Maulwurf.

Ueber die Intrigue in der Tragödie finden wir [illegible] andern Excurs bei Besprechung der Aeschyleischen [illegible] Die blos augenfällige Verwickelung wirkt nach [illegible] Ansicht immer nur wie eine Gliederpuppe, während [illegible] vorweg beschäftigte und im Stücke thätige Phantasie [illegible] wesentlichsten dramatischen Wirkungen erzielt:

Es gibt sogar eine dramatische Sphäre, wo die [illegible] lung von Kunst wegen ausgeschlossen bleibt: das ist [illegible] der heroischen Tragödie der Fall in ihrer reinsten, [illegible] Gestalt, deren einziger Vertreter eben Aeschylos geblieben. [illegible] ner in der Zauberspähre der mythisch-symbolischen [illegible] Tragik; in der Tragödie der speculativen Phantasie, wie [illegible] „Prometheus" eine ist; „Macbeth" eine ist; „Faust", [illegible] Leben ein Traum", die Autos, wo Verwickelung und [illegible] auf ein Minimum, wenn nicht völlig, verschwinden. [illegible] poetische Dramen aber gilt die Forderung und Grundbedingung zunächst und durchhin die Seele und Phantasie des [illegible] sitzenden Zuschauers in Spiel und Handlung zu setzen. [illegible] Peripetien, Schicksalswendungen, Umkehre verfangen [illegible] wenn der Dichter es nicht versteht, dem still und [illegible] verhaltenden Zuschauer das Herz im Leibe umzuwenden, [illegible] Eingeweide umzukehren.

Wir fügen diesen Auseinandersetzungen die Bemerkung hinzu, daß der große dramatische Meister Shakspeare möglich von denen als solcher anerkannt werden [illegible] welche die Intrigue zur Hauptsache im Drama [illegible] Denn in seinen Trauerspielen ist die Verknüpfung der Handlung eine durchaus lockere, flüchtig in der [illegible] verstandesmäßigen Motivirung und nur durch [illegible] Gang innerer Entwickelung zusammengehalten, und [illegible] Lustspielen ist die Schürzung des Knotens so planlos [illegible] im Vergleich zu den Novellen, denen er seine Stoffe [illegible] lehnt, daß die Jünger Scribe's auf dieselben, [illegible] Schöpfungen eines modernen Dichters, wie auf [illegible]

ues ungeschickten Anfängers mit Verachtung herabsehen
irden.

Hiermit hängt zusammen, was Klein, wo er den
:agödienchor charakterisirt, von der dramatischen Hand-
ıg und dem „Stillstande" derselben sagt:

Noch für die neuesten Literaturhistorien ist dieser angebliche
illstand ein Stein des Anstoßes. Für die Herren steht die
matische Uhr still, wenn sie sie nicht schlagen hören. Der
matische Glockenhans soll ununterbrochen vortreten und hämı-
n, sonst glauben sie an keine fortschreitende Bewegung; oder
Handlung gar dem Helden nachlaufen, wie in Goethe's Ge-
t die Glocke dem Kinde, und der Held in demselben Maße seine
ht beschleunigen, aus Angst, die Glocke könnte sich über
stülpen und mit ihm zum Stillstand kommen: ein Wett-
von Held und Handlung, den das französische Intriguen-
ma, aus Scribe's Schule, allerdings und in meisterlicher
se darstellt. Die Tragödie aber, und vollends die antike,
de von einer solchen ununterbrochenen, an Raum und Zeit
die Minute meßbaren, äußerlichen Bewegung völlig zerstört.
poetische Form der Tragödie, die sich nur mit einer all-
lichen Entfaltung der tragischen Idee verträgt, sie würde
h eine solche unruhige, mehr mechanische als geistige Be-
lichkeit von Grund aus vernichtet. Die Tragödie bedarf
beschaulichen Ruhe- und Sammelpunkte, in welchen, wie in
Brennpunkten eines nach optischen Gesetzen aufgestellten
:gelsystems, die zerstreuten Strahlen gleichsam jener äußer-
ı Entwickelung sich verknüpfen, und die Idee der Hand-
, ihr geistiges Bild, mahnungsvoll erscheint.

Die Parallelen unsers Autors sind bisweilen gesucht,
wenn er mit Sophokles' „Oedipus" als ein deutsches
ıcksalsdrama von derselben Selbstverwickelungskatastro-
Kleist's „Zerbrochenen Krug" vergleicht, „wo auch ein
pus, ein Klumpfuß, der Dorfrichter Adam, genau
König Oedipus sich in seine Selbstentdeckung hinein-
irirt und hineinverhört; jede Verhörsfrage ein schlau-
ter Selbstschuß". Am misfälligsten müssen indeß diejeni-
Excurse aufgenommen werden, in denen der Verfasser
iner Polemik gegen neuere Aesthetiker und Kritiker bis
en heftigsten Ausfällen fortgeht. Diese Art persön-
Invectiven erscheint in der That in einem wissen-
lichen Werke unzulässig. Namentlich sind Gruppe
Rötscher einem Pelotonfeuer von antikritischen An-
n ausgesetzt. Die „Ariadne" Gruppe's, in welcher
die Caricatur der Schlegel'schen Euripides-Verwer-
findet, müßte, wie dieser meint, eigentlich „Minotaurus"
ı, ein Witz, der nun ziemlich geschmacklos zu Tode
t wird. In ebenso gesuchter Weise wird Gruppe
uer andern Stelle „der Waczeck alttragischer Waisen-
, der General-Waisenvätermacher der griechischen
e, der liebevolle Rabenvater ihrer verwahrlosten Ku-
er, die er in seinem Nest zu lauter Sophoklesküchlein
ütet", genannt, und muß überdies noch einen Hieb
einen „Falschen Demetrius" mit in den Kauf neh-
alles nur, weil er die Tragödie „Rhesos", deren
schaft bekanntlich eine bestrittene ist, dem Sophokles
eibt.

Noch schlimmer ergeht es Rötscher, für den das con-
ıte homerische Epitheton die Bezeichnung eines „ästhe-
Formeldrehers" ist, namentlich wegen seiner Schrift
Aristophanes. Er wird der Schulmeister-Holofernes
issenschaftlichen Theaterkritik aus „Liebesleid und Lust"
genannt. „Niemand hat von allen Jüngern Hegel's des
Meisters Ideengehalt zu so absolut leeren Eierscha-
len ausgeblasen, wie Holofernes. Seine kunstkritischen
Abhandlungen, Cyklen, dramaturgischen Schriftwerke, Thea-
terrecensionen, nach ihrem specifischen Gewicht gewogen,
sind ebenso viele windgefüllte Schwimmblasen, die ihn
über Wasser hielten auf dem seichten, aus allerlei trüben
und verdächtigen Abzugsgewässern der Breterwelt zusam-
mengeflossenen Tagesstrome, auf dem er immer schwamm."
Diese Kritik ist nicht nur ungehörig, sondern auch unbillig.
Rötscher hat durch den wissenschaftlichen Ernst, mit dem
er die Schauspielkunst behandelte, viel zu ihrer Erhebung
beigetragen, und wenn sein Urtheil in den Kunstfragen
des Tags sich nicht immer auf der wissenschaftlichen
Höhe hielt, auf der sich seine dramaturgischen Werke be-
haupten, so war sein Urtheil doch immer ein ernstgemein-
tes und von ernster Begründung getragenes.

Wir haben lange bei den Klein'schen Excursen ver-
weilt und nach allen Seiten hin Proben aus denselben
mitgetheilt, weil sie in der That eine besondere Eigen-
thümlichkeit des Werks bilden, zum Theil einen schätzbaren
Ideengehalt ästhetischer Anschauungen offenbaren, zum
Theil ins Burleske, Witzhaschende verfallen, und durch der-
artige Ausführungen dem Werke selbst einen buntscheckigen
Anstrich geben.

Der erste Band beginnt mit einer Darstellung der
theils historischen, theils psychologischen Genesis der dra-
matischen Kunst. Was Klein hier von dem Unterschied
des Dramas und Epos sagt, indem er dem Epos eine
heroisch-active, dem Drama mehr eine aus einem ge-
brochenen Gemüthe hervorgehende Leidenshandlung
zuschreibt, das hat doch mehr eine paradoxe oder minde-
stens einzuschränkende Bedeutung; denn es heißt in so
allgemeiner Fassung, das Dramatische auf das Patho-
logische beschränken. Klein meint, das Verkennen dieses
Unterschiedes sei ein Hauptgrund der Schwäche der mo-
dernen Tragik im Vergleich zu der der Griechen und
Shakspeare's. Zunächst geben wir diese Schwäche nicht
zu; Schiller als Tragiker ist den größten aller Zeiten
ebenbürtig. Dann aber tritt dies Pathologische gerade
im modernen Drama recht zu Tage, und für die Klein'-
sche Definition läßt sich kaum ein passenderes Beispiel fin-
den, als etwa Schiller's „Maria Stuart". Was Klein
über „Furcht" und „Mitleid" sagt, die ineinander über-
gehend um einen Mittelpunkt kreisen, um die aus Selbst-
verschuldung hervorgehende Gefahr; was er über die „Ka-
tharsis" des Aristoteles und ihre geschichtliche Voraussetzung
sagt, das ist geistvoll und consequent gedacht, nur hätten
wir den burlesken Ausfall auf die „klysterische" Katharsis
des Herrn Bernays fortgewünscht. Geistvoll ist auch die Dar-
stellung ägyptischer Cultuselemente als Vorspiele symboli-
scher Dramatik, des Todtenbuchs als religiöses Drama,
der Todtenwallfahrt und Seelenläuterung; die Heranziehung
der „Divina commedia" des Dante als eines ägyptisch-
orphischen Epos, die Besprechung der musikalischen Ka-
tharsis des Pythagoras. Klein versucht nachzuweisen, wie
aus der Läuterungsidee hervor sich die mimisch-dramatische

Vorstellung entwickelt hat, von den ersten Anfängen in den ägyptischen Mysterien bis auf Thespis herab, und daß das Drama in Ursprung, Idee und Wesen immer ein Sühnopferspiel gewesen sei.

Die äußere Entwickelungsgeschichte des griechischen Dramas ist von Klein fleißig ausgearbeitet; doch bietet sie im ganzen wenig Neues. Welcker, Otfried Müller, Boeckh, eine große Zahl von Autoren über die Bühneneinrichtungen der Griechen haben so viel vorgearbeitet, daß es sich nur um verständige Sichtung und geschickte Zusammenstellung des reichhaltigen Materials handelt. Es werden dabei eine Menge noch offener Streitfragen berührt, in Bezug auf welche Klein sich vielleicht nicht immer auf die berechtigte Seite stellt. Doch es würde hier zu weit führen, dies ins einzelne zu verfolgen.

Der Schwerpunkt des ersten Bandes ruht offenbar auf der Charakteristik der großen tragischen Trias Griechenlands: Aeschylus, Sophokles und Euripides. Klein ertheilt, in vollkommener Uebereinstimmung mit Aristophanes und Victor Hugo, Aeschylus den Preis und ist sogar geneigt, in ebenso vollkommenem Widerspruch mit der herkömmlichen Ansicht, Euripides neben oder über Sophokles zu stellen. Das „unmeßbare" Genie des Aeschylus nimmt Klein gegen alle seine Ankläger in Schutz. Die Tetralogien dieses Dichters nennt er zugleich schöpfungs- und culturgeschichtliche Dramen, Dichtungen, denen keine Poesie etwas Vergleichbares an die Seite stellen kann, wenn man einige Dramen von Shakspeare ausnimmt: „Macbeth" z. B. und den „Sturm". Ihm war es vorbehalten, den Gegensatz zwischen der blinden Naturnothwendigkeit und dem erkennenden Menschengeist zu poetischer Gestaltung und vollkommener Versöhnung durchzuführen mit einer tragisch-speculativen Macht und Tiefe, vor welcher alle Tragiker sich beugen und alle Philosophen die Waffen strecken müssen. Nur das gröbste Misverständniß konnte dem Aeschylus einen Schicksalsbegriff aufheften, der etwas anderes wäre als jenes Nothwendigkeitsgesetz, das mit der Denkbestimmung der Causalität identisch ist. Klein verweist auf das große Wort des Heraklit: „Der Charakter ist des Menschen Dämon", in dessen Geiste Aeschylus gedichtet. In der That ist dies auch das große Motto der Shakspeare'schen Tragödien. Die Persertrilogie, wenn man die fehlenden Dramen nach Welcker's Annahme ergänzt, schildert den Sieg des Culturgeistes über das Barbarenthum. „Welche Literatur", ruft Klein aus, „darf sich rühmen, zeitgeschichtliche Tragödien von diesem Ideengehalt, dieser Zukunftstragweite und dieser Kunstweihe den «Persern» des Aeschylus an die Seite stellen zu können?" Dies unsterbliche Muster „zeitgeschichtlicher Tragödie" ist indeß bei unsern Fachästhetikern so in Vergessenheit gerathen, daß sie die Behandlung zeitgeschichtlicher oder der Gegenwart naheliegender Stoffe ein für allemal geächtet haben als dem reinen Kunstinteresse zuwider!

Klein vertheidigt nun die uns erhaltene Persertragödie auch in ihren einzelnen Theilen gegen ihre Ankläger. Die Schmerzensausbrüche beim Empfang des Perserkönigs, die als überschwenglich und maßlos getadelt wurden, [illegible] er durch den Vergleich mit einer von Herodot [illegible] beglaubigten Scene als wohl motivirt nachzuweisen. [illegible] Scene, in welcher die greise Königin opfert und der Chor mit einem Todtenliede den Geist des Darius beschwört, erscheint ihm als ein dramatischer Moment von hochtragischer Solennität: „Vergebens suchen wir in den Tragödien der beiden andern Tragiker nach einem Situationsmomente von ähnlicher, feierlicher Spannung, der in theatralisch düsterm Pompe, von dieser scenisch bedeutsamen und doch so tief innerlichen Betheiligung beider großen Factoren der Tragödie, des Chors und der Hauptperson. Wenn indeß Klein gegen Bernhardi's Urtheil, der [illegible] Nüchternheit und systematische Beschränkung des dramatischen Plans dieser Tragödie, die statarische, den Anlagen der Gattung naheliegende Scenerie tadelt, gegen Jacobs und A. W. Schlegel, die das Stück mehr eine [illegible] cantate als eine bewegte Tragödie nennen (wegen der Fülle der darin enthaltenen lyrischen Gedanken), entschieden Fronte macht, die tragisch-dramatische Strömung und Gewalt der Chöre betont, die Steigerung der Affecte, Spannungsfolge der scenischen Momente, die bewunderungswürdige Kunst und tiefe Kenntniß der Pathosentwickelung: so geht er offenbar in diesem Dithyramben über das gebotene Maß hinaus. Denn es gibt eine Grenze, über welche hinaus sich die dramatische Handlung nicht verinnerlichen darf, ohne ihren Nerv einzubüßen. Eine auch noch so wohlgesteigerte Folge von Gefühlen und Stimmungen bleibt immer noch lyrisch, wenn ihr die treibende Kraft eines bewegenden Willens fehlt.

Die Idee der Danais-Trilogie findet Klein der Gesittungsidee der Persertrilogie verwandt, indem sie „den Gegensatz von völkerbildendem Hellenengeiste und barbarenwürdigendem Barbarenthum vor Augen stellt im Gesittungskampfe zwischen Libyen und Europa". Und [illegible] tritt das ethische Zartgefühl griechischer Sittsamkeit dem frevelhaften Ungestüm der libyschen Verfolger gegenüber. Die Parallele, die Klein zwischen diesem Drama und Lessing's „Emilia Galotti" aufstellt, muß als gesucht erscheinen, auch wenn man kein „Herold der Saloudramatik und Katheder-weisheit" ist. Die „Gewaltehe" der Danaiden und das Maitressenthum mit seinen Verführungen der „Emilia Galotti" haben, auch ohne daß man von „Vermischung der Kunstepochen" spricht, doch eine geringe Aehnlichkeit. Witzige Köpfe finden freilich Gleichspunkte zwischen dem Verschiedenartigsten, es fällt ihnen nicht schwer, spinnenwebige Begriffsfäden über- und hinüberzuziehen, die bei ihrer abstracten Zartigkeit keine wahrhaft verbindende Kraft üben. Doch darf das müßige Spiel des Witzes nicht mit der Nöthigung des Gedankens verwechseln.

„Die Sieben von Theben", so merkwürdig einfach schlicht in Bau und Führung der Scenen, sind nach „ein Wunder an tiefer Kunst und heroischer Tragik" nennt diese nach dem Ausspruch des Gorgias selbst [illegible] Kriegsgotte dem Dichter eingegebene Tragödie die Zähne der „eisernen Drachenzähne", und vergleicht die [illegible]

natralische Scene, wo Eteokles für je einen der sieben Mauer-
rmer, die der Bote genannt hat, einen Gegenkämpfer an je-
Thor schickt, mit der Abschiedsscene des Max Piccolomini
„Wallenstein“ und mit der Scene im dritten Theil von
kspeare's „König Heinrich VI.“, wo König Eduard,
der Stadtmauer von Coventry, Warwick zur Ueber-
e auffordert und gleichzeitig dessen Parteigänger und
appenführer, einer nach dem andern, hereinmarschiren
klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Die Aehn-
keit besteht hier in der kriegerischen Lebendigkeit im all-
einen; denn das truppweise Hereindringen, diese thea-
ische Entwickelung en échelons, wie sie in den beiden
en Scenen herrscht, bildet doch gerade den Gegensatz
jenem truppweisen „Abmarschiren“. Klein hätte hier
t den martialischen Pomp betonen, sondern auf ein
ndgesetz der dramatischen und theatralischen Wirkung
eisen sollen, das sich mit der Formel diplomatischer
inetsweisheit ausdrücken läßt: Divide et impera.
Masse als solche macht keinen Eindruck; erst wenn
ich vor unsern Augen bildet, gliedert, loslöst, wächst
schmilzt, imponirt sie der anschauenden Phantasie,
welche die Summe erst Bedeutung gewinnt, wenn sie
die einzelnen Posten zusammenaddirt hat.

Wenn Klein ferner die klagevolle Rückschau des Mäd-
hors auf die Schuld des Laios keine bloße lyrisch-
che Threnodie nennt, sondern in derselben eine tiefe
svolle Tragik findet, wenn er Vergangenheit, Gegen-
und Zukunft, die drei Parzen, die drei Moiren
, die den Faden der dramatischen Handlung spinnen,
i Aeschylus Strophe, Antistrophe und Epodos heißen
auch Protasis (Exposition), Epitasis (Verwickelung)
katastrophe, so ist dies doch ein willkürliches Fang-
mit Kategorien und Bezeichnungen von gesonderter
tung, die vom Witz gewaltsam in einen Pferch zu-
engetrieben werden. Selbst der Rückblick auf wahr-
ragische Ereignisse wird und wirkt deshalb noch nicht
tisch, sondern bleibt episch-lyrisch, wenn sich an die
erung derselben die Reflexion anschließt. Jene drei
hen Parzen finden ebenso gut in dem trivialsten
edicht ihre Stelle, in welchem der Dichter schildert,
der Geliebten unter der Linde bei Mondschein
uß gegeben, wie sein Herz jetzt nach ihr sich sehnt
ngt, und wie er hofft, nach vier Wochen durch
len Segen mit ihr getraut zu sein. Da haben
rgangenheit, Gegenwart und Zukunft, doch nichts
ragik und nichts vom Aeschylus. Diese Stelle ge-
t den schwülstigen und nichtssagenden Arabesken,
bisweilen in dem Klein'schen Werke begegnen.

hrhaft geistvoll dagegen und von echtem Gedanken-
getragen ist die Darstellung der Prometheus-Tri-
owol ihrer kosmischen Idee (I, 186—194) wie
ramatischen Darstellung (I, 236—252). Klein

ser Prometheus überragt an Größe und Kühnheit der
on, bei so geringem Umfange und einfach scheinloser
lge, die Dichtungen aller Zeiten und Völker. Ein
tane, der ein leidender Gott ist, und dieser Gott, die
it in Person, ist der tragische Held κατ' ἐξοχήν. Und doch ist diese Person nichts weniger als eine bloße Personification, oder gar ein allegorischer Begriff, sondern die realste Persönlichkeitsidee, die jemals zu dramatischem Fleisch geworden; ein Charakter, so real wie das Gebirge, woran Prometheus geschmiedet ist; ja wie der Weltbau selber, der mit seiner Niederfahrt in den Abgrund zu versinken scheint.

Dieser großartigen Dichtung gegenüber ist selbst die überschwengliche Sprache der Bewunderung ganz am Platze. Man vergleiche übrigens, was Victor Hugo über Aeschylus und seinen „Prometheus“ sagt.

Ueber die „Oresteia“ heißt es bei Klein:

Uns will es scheinen, daß der tragisch-speculative Grundgedanke, der die andern Trilogien tragen mochte, und der, für uns, auf den harmonischen Einklang von Natur und Geist, Herrschgewalt und Recht hinzielt, in Aeschylus' letzter Trilogie, in der „Oresteia“, zu innerm Abschluß gelangt sei. Jener ungeheuere Proceß zwischen naturdämonischen und sittlichen Weltmächten, alten und neuen Götterordnungen; jener Macht- und Rechtsstreit, der zwischen griechischer, auf Apollinische Lichtverbreitung, weises Maß und vernunftbestimmte Gesetzlichkeit hinwirkender Culturmission, und einem nächtlichen, im Naturdämonismus verstrickten Barbarenthum ausgefochten ward: in der Oreste wird er als Gewissenspflichtenkampf geschlichtet; veranschaulicht als der folgenreichste, zur heilsamsten Staatspraxis gediehene Rechtsstreit zwischen den Göttergeschlechtern der alten und jüngern Ordnung, Göttern der Urnacht und des segenlichten Tags, nach christlichem Begriffe zwischen den Gottheiten des „Alten und Neuen Bundes“; geschlichtet durch menschliche Vermittelung, und an einem menschlichen Rechtsfall, vor einem menschlichen Schwur- und Austrägalgericht, durchgeführt.

Bei der Besprechung der Choephoren stellt Klein einen Vergleich zwischen der „Elektra“ des Aeschylus und der „Elektra“ des Sophokles an, welcher durchweg zu Gunsten der erstern ausfällt. Die originelle Auffassung der Sophokleischen Tragik, wie die Kritik des Euripides und Aristophanes müssen wir in einem zweiten Artikel näher ins Auge fassen.

Rudolf Gottschall.

Lessingiana.

1. G. E. Lessing. Aus bonner Vorlesungen. Mit angehängten Annalen der literarischen Thätigkeit Lessing's. Von J. W. Loebell. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von A. Koberstein. (Dritter Band von Loebell's „Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode“.) Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Lessing im Fragmentenstreite, nach Form und Inhalt seiner Polemik gewürdigt von Karl G. W. Schiller. Leipzig, Dyk. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Lessing ist einer von den Schriftstellern, zu denen man immer wieder zurückkehrt, um sich Stärkung und Labung zu holen. Er ist einer gesunden, kräftigen, gewürzigen Speise zu vergleichen, die einem nie zuwider wird, ja wahre Erquickung gewährt, wenn man der theils wässerigen, theils verschrobenen und unklaren Literaturerzeugnisse, an denen unsere Zeit keinen Mangel hat, überdrüßig geworden. Auch greift er mit allen Fragen, die er behandelt oder angeregt, noch so in die Gegenwart herein, daß er nicht nur nicht veraltet ist, sondern daß man sich häufig genöthigt sieht, zu ihm zurückzukehren und sich Raths bei ihm zu erholen. Schon daraus erklärt sich die Thatsache, daß Lessing und seine Thätigkeit gern zum Gegen-

stand der Darstellung genommen werden. Dazu kommt aber sein unerschöpflicher Reichthum, seine erstaunliche Vielseitigkeit, sodaß jeder neue Bearbeiter neue Seitenpunkte auffinden kann, die entweder übersehen oder noch nicht in das rechte Licht gestellt zu sein schienen. Auch übt Lessing auf diese in der Regel die verjüngende Kraft, die in ihm selber liegt. Man liest gern, was über ihn gesagt wird; auch wenn nicht gerade Neues beigebracht sein sollte, so freut man sich immerhin des aufgefrischten Bildes des großen Mannes.

Uns liegen zwei Schriften über Lessing vor: die eine, größere, ist von dem verstorbenen bonner Professor Loebell, Vorlesungen, deren Herausgabe auf des Verfassers ausdrücklichen Wunsch nach seinem Tode Koberstein besorgt hat; die andere, kleinere, von Schiller, betrachtet nur Lessing's Thätigkeit im Fragmentenstreite.

Loebell's Schrift (Nr. 1) verdient ganz das Lob, welches ihm der Herausgeber in dem Vorwort gespendet hat. Sie ist ein sehr schätzenswerther Beitrag zu der Würdigung Lessing's; mit warmer Liebe und innigem Verständniß ist sein Bild gezeichnet. Nachdem der Verfasser einen kurzen Abriß des äußern Lebens vorausgeschickt, verbreitet er sich über den Umfang von Lessing's literarischer Thätigkeit und die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse. Und doch macht er von seiner immensen Gelehrsamkeit kein Aufhebens: sein Hauptziel ist die allgemeine Bildung des Menschen als solchen. Als wesentliches Mittel zur Erreichung dieses Zwecks gilt ihm die Kritik. Was der Verfasser über das Wesen der Kritik sagt, ist vortrefflich; ebenso die Darlegung Lessing's als Kritiker, der immer vom Einzelnen ausgehe, ohne ein allgemeines System aufzustellen, aber vermöge des ihm inwohnenden guten Geschmacks immer das Richtige treffe. Auch Lessing's Stellung zur Nationalität ist richtig angegeben: der Theorie nach, wie die meisten Zeitgenossen, Kosmopolitiker, sei er in seinem innersten Marke deutsch. Die Kritik Lessing's zeigt sich meist in der Polemik; seine kritischen Schriften seien daher in der Regel polemisch. Die siegreiche Kraft der Lessing'schen Polemik wird nach Gebühr hervorgehoben. Fein ist die Bemerkung über Lessing's Methode, der es liebe, einen Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten und daher die Stellung zu wechseln. Denn das Streben nach Wahrheit sei ihm die Hauptsache; nichts erscheine ihm daher geringfügig: das Kleine führe oft zum Großen. In der Darstellung gehe er genetisch zu Werke; er führe den Leser Schritt für Schritt den Weg, den er selber gegangen, um ihm einen vollen Einblick in den Gegenstand zu verschaffen. Da er dabei mit Geist und großer Lebendigkeit verfahre, so werde der Leser beständig angeregt. Er wecke die Geisteskräfte nicht nur für den besondern Fall, sondern überhaupt. Ein ferneres charakteristisches Merkmal von Lessing's literarischer Thätigkeit sei seine Ungebundenheit; er bleibe nicht lange bei einem Gegenstande stehen, sondern eile beständig zu neuen, um auch hier seinem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit Genüge zu thun. Lessing sei daher in gewisser Hinsicht ein fragmentarischer Schriftsteller zu nennen; aber einer, der in den verschiedensten Gebieten die fruchtbarsten Anregungen gegeben, und nur deshalb sich nicht länger auf einem bestimmten Gebiete bewegte, um auch den andern seine Wirksamkeit zu spenden. Auch seine Popularität als Schriftsteller ist vollkommen richtig gezeichnet. Selbst für den ungelehrten Leser sei er populär durch seine Verständlichkeit, Ungezwungenheit, Natürlichkeit. Ebenso sei auch sein Witz ungesucht. Der [illegible] habe immer die schönsten Formen, meist dialogisch: „Lessing gab der deutschen Sprache alles, was ihr noch [illegible] männliche und zugleich geschmeidige Stärke und [illegible] liche, mit Kraft durchdrungene Feinheit."

Dies ist in kurzem der Inhalt der ersten Vorlesung, in welcher sich Loebell über den schriftstellerischen Charakter Lessing's überhaupt verbreitet, und gewiß wird kein Leser sie unbefriedigt aus der Hand legen. In der zweiten Vorlesung bespricht er chronologisch seine Schriften außer den dramatischen, welchen die dritte und letzte Vorlesung gewidmet ist. Er geht hier kürzer zu Werke, ohne daß er jedoch etwas Wesentliches übergangen hätte. Er hebt mit sicherm Takte die Bedeutung hervor, welche einzelnen Schriften Lessing's für die allgemeine Entwicklung gehabt haben. Daß dabei auch seiner theologischen Schriften, besonders der polemischen, mit Anerkennung gedacht ist, versteht sich von selbst; aber der Verfasser auch hier kurz.

Ganz speciell beschäftigt sich nun mit diesen theologischen Streitschriften Lessing's das Werkchen von Schüler: „Lessing im Fragmentenstreite" (Nr. 2). Er in der Einleitung eine kurze Geschichte dieses Streites, hebt dann die hohe Bedeutung hervor, welche [illegible] gehabt hat und noch hat. Auf Lessing besonders eingehend, charakterisirt er ähnlich wie Loebell seine [illegible] stellerische, besonders polemische Thätigkeit ganz gut. Den übrigen Inhalt der Schrift wird man aus den Überschriften der einzelnen Kapitel erkennen: „I. Lessing kennt sich zum Glauben an einen persönlichen selbstbewußten Gott"; „II. Lessing will die Gebiete der Religion und Philosophie geschieden wissen"; „III. Lessing [illegible] sehr scharf den Unterschied zwischen Religion und Theologie"; „IV. Für Lessing macht nicht die Dogmatik, sondern die Moral den wahren Werth des Christenthums aus"; „V. Lessing hält die christliche Religion nicht für abgeschlossen, sondern für perfectibel"; „VI. Lessing steht jedem Christen unter gewissen Bedingungen das Recht der freien Forschung zu"; „VII. Lessing [illegible] scheidet zwischen Geist und Buchstaben der neutestamentlichen Schriften"; „VIII. Lessing hält alle positiven Religionen für gleichberechtigt". Man sieht, es ist ein wesentliches Moment in dem großen Streite übersehen und für diejenigen, die sich in Kurzem einen Einblick denselben und seine eigentliche Bedeutung verschaffen wollen, ist das Büchlein ganz geeignet. Nur bei dem ersten Kapitel hätten wir ein Fragezeichen zu machen. Ist es gemacht, daß Lessing sich zum Glauben an einen persönlichen selbstbewußten Gott bekannt habe? Kann sich überhaupt bei diesen theologischen Streitigkeiten

ing'schen Methode erinnern, die Loebell so gut hervor-
oben, daß er nämlich bei der Betrachtung eines Ge-
standes verschiedene Standpunkte einzunehmen liebte
sich mitunter sogar auf den des Gegners stellte.
h hat weder Loebell noch Schiller gefunden, worauf
ner („Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", III, 2)
vollem Recht aufmerksam gemacht hat, daß man bei
ng zwischen einer exoterischen und esoterischen Lehre
rscheiden müsse, zwischen einer geheimen zurückgehal-
n und zwischen einer öffentlichen, in mannichfachen
eilassungen und Anbequemungen sich bewegenden: die
ogischen Schriften Lessing's seien nur exoterische Dar-
ngen, welche das letzte esoterische Geheimniß zwar
uteten, aber nicht aussprechen. Dadurch erklären sich
manche Widersprüche, die uns in den Lessing'schen
ogischen Schriften aufstoßen. Trotz alledem aber hat
g's Thätigkeit auf dem theologischen Gebiete, wie
ller mehrmals betont, die fruchtbarste Wirkung ge-
und zwar nicht nur für seine Zeit, sondern auch
ie folgenden Jahrzehnte wie auch für die Gegenwart.
Doch kehren wir zu Loebell zurück. In der dritten
sung bespricht er Lessing's dramaturgische Thätigkeit
sonders eingehender Weise. Er schickt zuerst eine
Geschichte des Dramas in Europa und in Deutsch-
voraus und betont hier namentlich das Verhältniß
lassischen Dramas zum romantischen, jenes in Frank-
repräsentirt, dieses in England und Spanien. In
chland sei das Schauspiel bis zur Mitte des 18.
underts sehr hinter dem der drei andern Völker
zeblieben, und mit Recht sieht der Verfasser die
lichste Ursache dieser Erscheinung im Dreißigjährigen
, zu dessen traurigen Folgen unter anderm auch
bhandenkommen des Volksgeistes gehörte, der durch
samkeit nicht ersetzt wurde, da diese zur Unnatur,
robenheit und Abgeschmacktheit sich gestaltete. Eine
erung der Geschmacksbarbarei und der Zügellosig-
r Sitten, der äußersten Roheit der deutschen Bühne,
nur ein Abdruck des Lebens war, wie sie der Ver-
in kurzen Zügen gegeben, gehörte durchaus zur
ng des großen Umschwungs, den Lessing in diesem
unserer Nationalliteratur hervorgebracht. Das all-
e Fortschreiten Lessing's in seinen Ansichten über
rama, die Einwirkung der Alten, Diderot's, Shak-
ist im ganzen anschaulich dargestellt. Nur ver-
wir die Darlegung, daß Lessing anfangs noch sehr
n Gottschedianismus steckte und nur allmählich, in
gem Ringen seines bessern Genius, sich von den
seilen, die durch Gottsched aufgekommen, losmachen
Die verschiedenen Phasen seiner Thätigkeit auf diesem
theils durch kritische Schriften, theils durch Dra-
erden dann in der bekannten Weise dargestellt. Die
n Schwächen, welche seine epochemachenden Trauer-
och haben, sind keineswegs übergangen, doch sucht
„Emilia Galotti" gegen die Ausstellung zu ver-
, wonach Emilia als schuldloses Opfer einer In-
u fallen scheine, was dem Wesen des Trauerspiels
widerspreche. Das eigentliche tragische Motiv liege in der freilich nur angedeuteten, plötzlich entstandenen Liebe Emilia's zum Prinzen, welche, da sie bereits die Braut eines andern, sittlich nicht zu rechtfertigen sei, woraus sich nun aber ihre Befürchtung erkläre, daß sie den Versuchungen des Prinzen erliegen könne. Das läßt sich hören. Aber da das tragische Motiv so versteckt ist, daß es sich von selber gar nicht darbietet, so bleibt jene Ausstellung immerhin in Kraft. Ueberhaupt darf man bei aller Anerkennung der großen Verdienste, welche sich Lessing um unser Drama erworben, nicht übersehen, daß ihm der tiefgreifende Unterschied zwischen der antiken und der modernen Tragödie noch nicht aufgegangen war. Erst Goethe und Schiller wurden sich dessen bewußt. Lessing hielt sich noch zu sehr an die Poetik des Aristoteles, an den Begriff der antiken Schuld, und so wurden, da das antike Schicksal in unsere Zeitverhältnisse nicht mehr paßt, aus den Lessing'schen Stücken, wie Hettner richtig nachweist, Intriguenstücke, d. h. die Intrigue oder der Zufall tritt an die Stelle des antiken Schicksals. Hettner findet es mit Recht auffallend, daß Lessing bei seinem genauen Studium Shakspeare's und bei der hervorragenden Stellung, die er ihm unter den Dramatikern anweist, nicht darauf gekommen ist, daß seine tragischen Motive von den antiken durchaus verschieden sind: sie liegen in der eigenen Brust des Menschen.

Den Schluß des Buchs bilden Annalen der literarischen Thätigkeit Lessing's; mit größter Sorgfalt sind hier die Productionen verzeichnet, die er jedes Jahr geschaffen; jedenfalls eine werthe Zugabe, besonders für den Mann von Fach, aber gewiß auch dem größern Publikum, für welche die Vorlesungen eigentlich berechnet waren, erwünscht. Und so wiederholen wir unser am Beginn des Artikels ausgesprochenes Urtheil, daß Loebell's Schrift ein schätzenswerther Beitrag zur Würdigung Lessing's ist. Sie gibt im ganzen ein klares Bild von der großen Bedeutung dieses Schriftstellers für unsere literarische Entwickelung; einzelne Seiten sind mit besonderm Geschick und Talent hervorgehoben; an schwächern, an Lücken fehlt es allerdings auch nicht. Doch muß man immer das Publikum im Auge haben, für welches der Verfasser geschrieben hat. 14.

Reiseliteratur.

1. Land und Leute in Ungarn. I. Natur-, Cultur- und Reisebilder. Von Erasmus Schwab. Leipzig, O. Wigand. 1865. 8. 2 Thlr.
2. Reise durch Belgien nach Paris und Burgund. Von Ernst Förster. Leipzig, T. O. Weigel. 1865. 8. 1 Thlr.
3. Am Wanderstab. Von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. Br. 8. 3 Thlr.
4. Aus Norden und Süden. Reiseerlebnisse von Anna Löhn. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1865. 8. 10 Ngr.
5. Aus dem lustigen Wien. Von C. A. Dempwolff. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1865. 8. 10 Ngr.

Ungarn war vor 1848 für uns Deutsche in höherm Grade ein terra incognita, als z. B. den Engländern,

die in Paget und Moriarty (1831) Forschungsreisende in dieses unser Nachbarland sandten, welche die lehrreichste Auskunft zurückbrachten. Im Jahre 1840 ließ Dr. Elsner ein ebenfalls werthvolles Werk über Ungarn erscheinen, aber beide Werke fanden bei uns verhältnißmäßig wenig Leser und konnten um so weniger dazu beitragen, unsere Kenntnisse des Landes und seiner Bewohner zu läutern und zu vervollständigen, als bald nachher Revolution und Krieg ausbrach und die specifisch ungarischen Elemente eine Niederlage erlebten, sodaß die Presse kaum noch ein Werk an das Licht beförderte, das nicht sich selbst als Parteischrift hingestellt hätte. Um so willkommner ist das Werk „Land und Leute in Ungarn" von Erasmus Schwab (Nr. 1), das, mit aller Unbefangenheit geschrieben, nur den Maßstab der europäischen Cultur anlegt, indem es das Land in seiner Allgemeinheit und in seinen kleinsten Einzelheiten vor unsern Augen zu anschaulicher Darstellung bringt.

Der Verfasser kam im Jahre 1853 als öffentlich angestellter Lehrer nach Ungarn und verweilte dort bis 1861, also volle acht Jahre, eine genügende Zeit, um nicht blos flüchtige Beobachtungen eines Touristen anzustellen und skizzirte Bilder zu liefern, die sich bei weiterer Prüfung als nicht probehaltig erweisen, sondern um tiefere Blicke in das Gemüths- und Geistesleben des Volks zu werfen und aus seiner Vergangenheit und Gegenwart berechtigte Schlüsse auf seine Zukunft ziehen zu können. Wohlwollend und sogar mit Herzlichkeit von den „Honoratioren" aufgenommen, die jeden wahrhaft Gebildeten gern als ebenbürtig gelten lassen, beschränkte er sich nicht darauf, in ihrem Kreise bequeme Studien zu machen, er griff auch zu Ränzel und Wanderstab und durchforschte, wie der Geolog und Botaniker, sein Gebiet eifrigen Sinnes auch da, wo es sich so leicht dem Auge entzieht. Einzelne Theile dieser Studien hatte er bereits in deutschen Zeitschriften veröffentlicht oder gebildeten Ungarn zur Beurtheilung vorgelegt und von beiden Tribunalen den erwünschten Spruch gehört, daß er die Wahrheit nicht blos sagen wolle, sondern daß er sie auch wirklich sage und über alle wichtigsten Probleme den erforderlichen Aufschluß gebe. Ebenso erkennt es der Verleger, der selbst 20 Jahre in Ungarn zugebracht hat, freudig an, daß der Verfasser freimüthig und wahr geschildert habe, und meint, jeder Einsichtige werde sie beide nicht unangenehme, sondern warme und aufrichtige Freunde Ungarns nennen und es als Beweis eben dieser wahren Liebe gelten lassen, daß manche herbe Wahrheit nicht verschwiegen worden sei.

Die „Natur- und Reisebilder" (I und III), die vielleicht passender nicht getrennt worden wären, führen uns zuerst mehr geographisch die Tátra, die Höhlen des Aggtelek, die Theiß und das Theißland vor, denen sich dann eine Fahrt auf der Theiß, ein Ausflug von Pesth nach Kaschau und Streifzüge im östlichen Oberungarn anschließen, gleichsam als Uebergang in die ethnographischen und culturwissenschaftlichen Studien des Verfassers, die er unter dem Titel „Culturbilder" aneinanderreiht. Sie bilden unbedingt den Haupttheil dieses ersten Bandes, auch schon deshalb, weil sie am meisten auf eigenen Beobachtungen fußen und als Originalarbeiten anzusprechen sind. Zunächst führen sie uns das Leben und Treiben auf einem ungarischen Edelhofe, dann auf einem Pfarrhofe vor, wobei wir uns die Bemerkung erlauben, daß auf einem Hofe wol mehr die Regel, auf dem andern mehr eine interessante Ausnahme geschildert wird. Was wir von den Hirten auf der Puszta und den Betyaren, von Gesellen und Räubern, erfahren, bestätigt und vervollständigt in ansprechender Weise frühere Mittheilungen, erläutert die poetische Verherrlichung dieser immerhin sittlich äußerst tiefstehenden Volksklassen. In noch höherm Grade gilt dies von der eingehenden Besprechung der Zigeuner in Ungarn, während die Schilderung der talmudischen Juden und des in Deutschland wenig bekannt gewordenen ungarischen Judenconcils in Nagy-Ida uns nothwendig zu einer Vergleichung dieser beiden in Europa hereingeworfenen heimatlosen Volksstämme auffordert. Vielleicht findet sich der Verfasser zu gelegener Zeit veranlaßt, monographisch die Aehnlichkeit und Verschiedenheit beider Stämme zu parallelisiren, über die er ja so verdienstliche Specialstudien hinter sich hat.

Für uns Deutsche von besonderm Interesse sind Schilderungen Untersuchungen über die deutschen Elemente in Ungarn, über die Ursachen der Entnationalisirung der deutschen Ansiedelungen, die bis in das 13. und 12. Jahrhundert zurückgreifen, endlich über die gewerblichen und industriellen Verhältnisse im allgemeinen. Nach allem sind wir geneigt, dem Verfasser darin beizustimmen, daß jetzt eine in jeder Hinsicht wesentliche Reorganisation begonnen hat, die nach ein und zwei Menschenaltern schon weit vorgeschritten sein kann, daß Ungarn, gegen früher erkenntlich, unter die europäischen Culturstaaten gezählt werden Anspruch erheben darf. Während des Decenniums 1850—60 hat Oesterreich unbestreitbar große Verdienste um Ungarn sich erworben und die entgegengesetztesten Resultate erzielt, welche Rußland in Polen erreichte. Ungarn Aufschwung und wenigstens vielseitiges Interesse zu dem Kaiserhause, in dem unglücklichen Polen eine blutige Revolution und Trümmerhaufen zum Beweis.

Wir haben abzuwarten, in welchem Grade die jetzt schwebenden Ausgleichungsverhandlungen zwischen Oesterreich und Ungarn Erfolge haben werden, hoffen und wünschen aber, daß es schließlich dauernd günstige seien. Beachtenswerth für Ungarn ist jedenfalls ein freilich Geständniß hochstehender Magyaren, man habe einen großen politischen Fehler gemacht; damals hätte den Kaiser, statt ihn zu bekriegen, nach Ungarn sollen, im Lande zu residiren und alle Macht und elemente im Volke zu schneller Reife zu bringen. wäre Ungarn der tonangebende und herrschende den österreichischen Ländern geworden; wir daß Deutschland sich dann freier und einiger vermocht hätte und der Vortheil wahrscheinlich seitiger gewesen wäre.

Hinsichts der Ausstattung des Buchs wünschen, daß dem folgenden Bande zu besserer

wenigstens eine Uebersichtskarte beigegeben würde. Die reibart des Verfassers ist fast stets tadellos und flie- . Zu sehr eingeschachtelte Perioden, wie z. B. auf 412, wird er in fernern Auflagen ohne Schwierigkeit s Ballastes entledigen.

Auf entschieden anderm Gebiete bewegt sich Ernst ster (Nr. 2); aber obgleich seine Reise kaum so viel hen gekostet, als die Schwab's Jahre, so erkennen doch bereitwillig an, daß er zu den ausgesprochenen eilen vollberechtigt war. Denn sie gelten überall ihm bekannten Personen und Dingen, den Künstlern und Kunst, denen er, der langerprobte Kunstkenner, ein- wieder Besuche macht, um uns dann in der ihm thümlichen liebenswürdigen und eleganten Manier über artistischen Beobachtungen und Genüsse vorzuplau- . Wir folgen ihm, wohin er uns führt, mit dem ten Vergnügen nach; wir hören ihm zu, wie man in llschaft eines gütigen Galeriedirectors gern schweigend den mancherlei Belehrungen Notiz nimmt, welche er laune hat vor uns auszusprechen. Und so ist kunst- nden Personen dies Werk nicht blos zur heiter an- enden Lektüre daheim zu empfehlen, um sich die tschätze Belgiens und Frankreichs veranschaulichen zu , kunstliebenden Reisenden wird es geradezu als Füh- dienen können, um nichts Wichtiges zu übersehen, son- in bequemster Weise aufzufinden und zu verstehen. gelegentlich gelten Förster's Bemerkungen auch dem , der Politik, dem nicht eigentlichen Kunstgebiete. 3 von 1852 und von jetzt sind ihm zwei ganz ver- ene Städte. Wie mit dem Messer sind die Häuser- n durchschnitten und neue Straßen und Straßen- ndungen hergestellt. Die Boulevards, die einst Stadt Vorstadt trennten, liegen nun fast mitten in der t, und neue Boulevards umgeben diese im weitesten n. Paläste erheben sich neben Palästen in unab- ren Strecken, wo ehedem bescheidene, zum Theil türm- Wohnhäuser standen; gut gepflastert, macadamisirt mit Asphalt belegt sind Straßen und Trottoirs; in Rinnsteinen fließt das Wasser artesischer Brunnen zur derung der Straßenreinlichkeit. Und wie wird ge- et, den alten Namen von Paris „Lutetia" (Schmutz- ganz in Vergessenheit zu bringen! „L'empire c'est ix", ja tiefer Frieden ist ausgebreitet über Paris, die Bevölkerung scheint sich glücklich und behaglich hlen und an keine Bewegung zu denken. Ob diese nung wirklich ganz allgemein ist, alle Schichten Gesellschaft durchdringt? Gewiß ist, daß ein ängst- Schweigen beobachtet wird. An der Wirthstafel der Name des Kaisers nie genannt, ohne daß Wirth Wirthin das Gespräch sofort auf einen andern Ge- nd lenken. „Der Rhein gehört uns", begann ein nachbar, „das ist keine Frage oder nur noch eine der Zeit. Der Kaiser muß und wird ihn wieder- n." „Vorläufig nicht", erläutert unser Reisender, wir pflichten ihm bei. Der Kaiser wird überhaupt ig sein, das gegen 1806 zehnmal stärkere Deutsch- land anzugreifen, aber wenn er todt ist, hinterläßt er kein System weder in der innern noch in der äußern Politik, weder in der Administration noch in den Finanzen, weder in der Justiz noch im Cultus, alle Politik — c'est lui, und wie sehr er alle gegnerischen Elemente geknechtet und gedemüthigt hat, wie das ganze sichtbare Frankreich einmüthig ihm huldigt und fröhnt, sechs bis zehn Monate nach seinem Abtreten von der Bühne wird vielleicht noch Friede sein, dann spaltet sich die herrschende Clique in mächtige Parteien, eine siegt, und der Rheinkrieg ist sicher. Aus diesem Grunde wünschen wir aufrichtig, daß die staatliche und militärische Reorganisation Deutschlands auf weniger Schwierigkeiten stieße, daß im Hinblick auf diese Perspective Cabinete und Parlamente sich nachgiebiger zeigten.

Hans Wachenhusen (Nr. 3) hat von der Mehrzahl unserer Tagesschriftsteller den unbestrittenen Vorzug voraus, daß er niemals, in keiner Zeile, langweilig wird, stets pikant und lehrreich erzählt und einen klaren Stil schreibt. So finden wir ihn überall, seit er seine Feder dem Publikum gewidmet hat. Aber er ist noch mehr, ein treuer Freund, ein guter Kamerad, der beste Gesellschafter, ein scharfer und steter Beobachter, dem nichts entgeht, der auch bei dem scheinbar Unwichtigen die bedeutungsvolle Seite schnell herauswittert, und bei alledem zum Touristen wie geboren. Unverdrossen, gesund, humoristisch bei allerlei Reiseleid, zäh, fähig Hunger und Durst zu ertragen, gefeit gegen Fieber, Cholera und wie alle diese Wächter der unbekannten Länder in Afrika und Asien heißen — wir beklagen es aufrichtig, daß nicht auch er für eine der großen Forschungsexpeditionen gewonnen ist. Was alles hätte er aus Kuka, Adamaua, Timbuktu zu erzählen vermocht, während uns nun die bändereichen Reisewerke erst in Auszügen und Bearbeitungen mundgerecht gemacht werden. Auch diesmal berührt sein Wanderstab die Sahara nur flüchtig; aber wie freudig begleiten wir ihn, an ihn stets gern die Frage richtend: Nil novi ex Africa? Der Autor sollte in der That überlegen, ob er sich nicht einmal, mit Lorgnette und Briefmappe ausgerüstet, bis in den eigentlichen Sudan expediren lassen möchte. Das wäre eine Lebensaufgabe sondergleichen für ihn, und er würde sicher nicht mit seinem Tode, sondern mit einem guten Buche seine Reise beschließen.

In den vorliegenden zwei Bändchen werden 22 Reisebilder vor uns entrollt, jeder Cyklus in seiner Art von neuem Reiz. Acht Bilder versetzen uns nach Afrika, leider nur in seine Peripherie; die Centralländer haben aber bisjetzt unsern Wandervogel vergeblich angelockt. Fünf Bilder gehören den serbisch-ungarischen Gebieten an, in denen Wachenhusen während des Krimfeldzugs bald hier, bald dort Posto faßte. In zwei scharf gezeichneten Skizzen wird der Unfug in den deutschen Spielhöllen gegeißelt. Ein Erinnerungsblatt ist dem unglücklichen Polen gewidmet. Paris erkennt auch er, wie Ernst Förster, kaum wieder.

Daß Menschen sterben, ist eine tägliche Erfahrung, daß ganze Häuser verschwinden, liegt in dem Zerstörungssinn unsers Jahrhunderts, aber daß ganze Straßen und Plätze inmitten einer enggebauten Riesenstadt verschwinden, daß anstatt ihrer weite und riesige Boulevards schnurgerade wie eine Kanonenkugel dahingehen und keine Spur der alten Stätte übriggelassen, das ist eine Erscheinung, die nur in Napoleon's großem Seine-Babel denkbar ist.... Nur die eine Tradition hat sich dennoch erhalten und scheint niemals auszusterben: Paris schwebt stets in Furcht, hat zu allen Zeiten in Furcht geschwebt. Der Pariser fürchtet stets die Behörden, und die Behörden fürchten stets den Pariser, ohne daß gegenwärtig beide die geringste Lust haben, sich etwas zu Leide zu thun.

Zwei Tableaux versetzen uns nach Italien und zeigen uns die bourbonischen Machtreste, d. h. das Räubergesindel der Chiavone u. s. w. in fast unheimlicher Nähe; zwei andere bringen uns in das von den spanischen Bourbonen comprimirt gehaltene Wunderland Spanien. „Ein schöner Tag in Aranjuez" gibt Wachenhusen Gelegenheit, einen mit Trauerflor umwundenen Lorberzweig auf das Grab des überaus wackern und tüchtigen von Minutoli zu legen, eines preußischen Beamten, der dem Verfolgungseifer der herrschenden Clique zu erliegen verdammt war.

Ich hatte viel von ihm gehört, ich wußte, daß er gekämpft und gelitten, schon die ersten Stunden näherer Bekanntschaft überzeugten mich aber auch, welch bitteres Unrecht man diesem unermüdlichen und redlichen Beamten gethan; sie überzeugten mich zum hundertsten male von der traurigen Wahrheit, daß man in Preußen bisher nur Maschinen als Beamte suchte und brauchte, daß kein Staat so in bureaukratischen Principien verknöchert ist als gerade Preußen, weil es eben nur Schreibmaschinen gebraucht. Deshalb existirt nirgendwo eine größere Spießbürgerlichkeit von der höchsten bis zur niedrigsten Amtsstube, wie bei uns.

Rußland hat sein Polen, Oesterreich sein Ungarn, wir — haben jetzt Schleswig-Holstein! Die blutigen Kämpfe in Polen, der Verlust der Lombardei weisen auf Regierungssünden der beiden Kaiserreiche hin — wie wird es in Nordalbingien glücken?

Noch eine bezaubernd schöne Reiseskizze von Wachenhusen haben wir zu rühmen, eine Luftballonfahrt, die ganz vortrefflich und durchaus originell ist, ein Hinausschweben über diesen wimmelnden Ameisenhaufen, Erde genannt.

Anna Löhn bringt aus „Norden und Süden" (Nr. 4), d. h. aus Dänemark, Schweden und Italien, Reiseeindrücke, Streifzüge und Plaudereien von untergeordnetem Werthe, aber gefällig gehalten; C. A. Dempwolff „Aus dem lustigen Wien" (Nr. 5) pikante, an das Frivole streifende Charakterbilder, die zum Theil recht ergötzlich und zur Unterhaltung während langweiligen Arrestes im Coupé des Eisenbahnwagens durchaus empfehlenswerth sind.

15.

Ein nordamerikanischer Roman.

Hannah Thurston, die Emancipirte. Roman aus dem amerikanischen Leben. Von Bayard Taylor. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Hamburg, Hermann und Campe. 1864. 8. 3 Thlr.

Das große Ereigniß im jungen Westen der civilisirten Welt, der Fall Richmonds, ist es, welcher jetzt alle Blicke in ahnungsvollem Erstaunen auf die Stätte lenkt, wo unter riesenhaften Kämpfen die Freiheit der Welt wieder und wieder neugeboren wird. Bei der Größe und Gewaltigkeit der Ereignisse, welche sich eben in jenem Erdtheil vollziehen, dämmert wol jetzt auch dem Blödesten die Einsicht, daß es hoch an der Zeit ist, uns um die großartige Werkstatt der Civilisation und Freiheit der Völker weit mehr und eingehender, als es bisjetzt geschah, zu bekümmern. Der Instinct der kräftigern unteren Volksschichten Deutschlands hat zwar ein Zeugniß abgelegt für den dort wehenden frischen Hauch des Weltgeistes, indem über das Meer wandernde Scharen große Strecken der westlichen Welt mit fleißigen deutschen Armen bevölkerten und zugleich die Saat deutscher Gemüthsinnigkeit und Gesittung ausstreuten; aber die große Mehrzahl der Gebildeten ist an Amerika wie an einem unbequemen Manne, der alle Schulden aufzudecken droht, mit behutsamem Schritte vorübergegangen. Tausend überklinge Gelehrte rufen dem Volke das Vorurtheil, daß tiefere humane Bildung im Westen nicht zu Hause sei, und abertausend Halbgebildete sprechen den Satz gedankenlos nach, ohne vorher die verschiedenen Lebensgebiete Amerikas erforscht zu haben.

Wir dürfen es dreist aussprechen, daß wir in Deutschland von dem innern Kern des amerikanischen Lebens sehr wenig wissen und daß, trotz der tausendfachen Zusammenhänge Europas mit der Neuen Welt, auch heute noch außerordentlich wenig geschieht, um das gründlich zu erkennen, was sich dort Großes für uns und die ganze Welt neu und heilvoll gestaltet. Um nicht ungerecht zu werden, gedenken wir nur mit dankbarster Anerkennung Karl Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten", eines bedeutenden Werks, von welchem vor nicht gar langer Zeit der erste Theil die Presse verlassen hat. Dieses Werks voll gründlichster selbständiger Forschungen eines freien Denkers und Mannes der Wissenschaft, dessen Lektüre wir dringend jedem empfehlen, dem daran gelegen ist, unser eigenes Leben an dem Maßstab einer großen neuen Culturentwickelung fruchtbringend zu messen.

Es war gerade der rechte Zeitpunkt, daß wir auf unserm Büchertische die deutsche autorisirte Uebersetzung des oben bezeichneten Romans von Bayard Taylor fanden, dessen Lektüre wir durch die drei kleinen Bände hindurch mit stets gesteigertem Interesse vollendeten. Am Ende des Buchs angekommen und voll des frischen Eindrucks von seine Vortrefflichkeit macht, drängt es uns zu der Aufforderung an die deutsche Lesewelt, das Buch nicht in der Flut des Büchermarkts untergehen zu lassen, sondern aus dem Born reichen Lebens zu schöpfen, wie er aus dem Buche uns geistig machtvoll entgegenquillt.

Wir sehen zunächst einmal von dem amerikanischen
Stoffe, welcher in dem Buche ausgebreitet ist, gänzlich
ab und construiren uns die Aufgabe des Romans, um zu
prüfen, inwiefern sie durch das Werk erfüllt ist. Wir
erblicken in dem Roman die Vorstellung eines Stückes Le-
ben, in welchem das Werden des Menschen nach seinen
höchsten Zielen hin in den wesentlichen Elementen so zur
Erscheinung kommt, daß zu gleicher Zeit der Reichthum
der Besonderheiten einer bestimmten Culturentwickelung an-
schaulich hervortritt. Wir sollen darin wahrnehmen, wie
der Mensch in seinem Gottesbewußtsein, in seiner Frei-
heit aufrecht gehalten und doch durch die Außendinge,
durch die Welt, welche auf seine Triebe und sein Gemüth
wirken, mächtig bestimmt wird.

Zur Erreichung dieses Zwecks ist keineswegs ein außer-
ordentliches Aufgebot ungewöhnlicher Ereignisse und ein
leichsam elementarkräftiges Eingreifen der Außenwelt
thig. Es brauchen nicht stets Haupt- und Staats-
ionen abgesponnen, es braucht nicht auf weiten Gebie-
geabenteuert zu werden, um in einem Roman die ange-
bte Belehrung und Erhebung zu bewirken. Wir möch-
das in Frage stehende Buch zu der Gruppe der psy-
logischen Romane rechnen, wenn das zu sagen erlaubt

In dieser Gruppe halten wir das Taylor'sche Buch
eine der lebensvollsten und bedeutendsten Erscheinun-

Bayard Taylor ist der auch in Deutschland in wei-
Kreisen durch seine Reisewerke rühmlich bekannt ge-
dene amerikanische Schriftsteller von reicher Begabung
Erfahrung, von umfassendem, scharfem Blick, hervor-
ender Kraft und Humanität der Denkungsweise und
chiedener dichterischer Schöpferkraft, welche durch die
r Phantasie in allen Welttheilen zugeführte Nahrung
ungewöhnlicher Weise unterstützt wird. Er ist einer
besten, einflußreichsten republikanischen Patrioten der
Vstaaten, welcher in von ihm gehaltenen freien Vor-
n seinen edeln Geist unermüdlich auf seine Landsleute
eströmt und damit schon Bedeutendes gewirkt hat.
u kommt, daß er durch seinen öftern längern Auf-
lt in Deutschland dessen geistige Schätze vorzugsweise
in liebevollster Weise würdigen lernte. Seine Gat-
eine Deutsche von hochgebildetem Geist und star-
Seele, die älteste Tochter des berühmten Astronomen
en zu Gotha, pflegt und theilt seine geistigen Inter-
in schönster Weise. Er lebt theils in Neuyork, theils
einem Landsitze Cedercroft der Publicistik, dem Vater-
seiner dichterischen Muse, eine abgeschlossene, edle
nlichkeit in vollster Manneskraft. Aus alledem folgt
noch nicht, daß er auch einen guten Roman schrei-
nn. Er hat aber diese Probe abgelegt.

Die Anlage des Romans und der Verlauf der Ge-
e sind sehr einfach und natürlich. Auf dem Hinter-
e einer reichen, bereits gutangebauten amerikanischen
chaft, in deren kleinen Städten ein kleinstädtisches
n herrscht, führt uns der Autor einen durch Le-
hicksale gehärteten und gereiften Mann, den Hel-
es Stücks, Woodbury, vor, der von langer Abwe-
in Indien zurückkehrt und als großer Farmer in
die gesellschaftlichen Verhältnisse mit sicherer Charakter-
kraft und Gefühlstiefe eingreift. Die Heldin des Stücks
ist Hannah Thurston, eine Quäkerin, welche es sich mit
der reinen Leidenschaft hoher ethischer Anschauung zur
Aufgabe ihres Lebens gemacht hat, den Frauen die
gleiche Stellung neben den Männern zu erringen. In
ihr ist das weibliche Wesen durch fanatisches Wirken
des Verstandes und Willens stark überwuchert und zu
einer extremen Einseitigkeit herausgebildet. Aber in ihres
Herzens Tiefen schlummert in kraftvollster Ursprünglich-
keit die Liebefähigkeit des Weibes, welches von der rechten
Männlichkeit nicht sowol besiegt als durchdrungen zu
werden im stillen sich sehnt. Woodbury ist der gereifte,
echte, überlegene Mann, der sich nicht weniger nach der
Erfüllung seiner Natur durch die Gemeinschaft mit
dem echten Weibe sehnt. Beide, die sich anfangs zu-
gleich anziehen und wieder abstoßen, werden allmählich
durch eine geheime Macht der Seele in ihren Kreis ge-
bannt und treten endlich zu der wahrhaft freien Ehe zu-
sammen, in welcher jeder Theil der Apostel des Wesens
und Rechts des andern Theils wird. Der seelische Vor-
gang, welcher uns ohne alle Breite durch den natürlich-
sten und lebendigsten Fluß der Ereignisse vor die Augen
geführt wird, ist mit meisterhafter Charakteristik gezeichnet
und zeugt von dem Adel, der tiefen Menschenkenntniß
und der genial-schöpferischen Unmittelbarkeit unsers Ver-
fassers, der überdies ein Meister in der Kunst ist, Natur
und Menschen in Einklang zu setzen, der erstern ihre
Schönheiten und geheimsten Züge abzulauschen und sie in
schönster Farbenkraft hinzuzaubern.

Den ganzen Roman hat der Verfasser in eine Atmo-
sphäre versetzt, in welcher die extremen Neigungen der
Amerikaner zu eigenthümlichen Sektenbildungen auf reli-
giösem und socialem Gebiete aufwuchern. Der Verfasser
beweist, daß er im Dienste der Wahrheit steht, denn er
schont seine Landsleute keineswegs; aber er zeigt zugleich
das Große der Freiheit, indem er das Gewissen des ein-
zelnen in Strebungen und Irrungen zur reinen Bethäti-
gung kommen läßt und doch durch Duldsamkeit vieler in
die große Gemeinsamkeit der Liebe zurückführt. Das ist
Erlebtes, Wirkliches. Wer Augen hat, Großes in Ame-
rika zu sehen, der sehe hier und begnüge sich nicht mit
den landläufigen, abgedroschenen Reden von den Aus-
wüchsen der amerikanischen Freiheit. In Woodbury tritt
uns eine Anschauung über die Frau und ihre Stellung
zum Manne entgegen, die ein wahrer Fortschritt der
Civilisation genannt werden muß, in welcher der Mensch
zu seiner höchsten Erscheinung kommt. Wenn das der
Roman in einer lebensvollen Gestalt zu geben vermag,
so ist es ein Beweis, daß es sich darin um keine Doctrin
handelt, sondern daß uns frisches reales Leben vorgeführt
wird. Daß dem so ist, möge übrigens noch der Umstand
beweisen, daß in Amerika von dem Buche in einigen
Wochen nicht weniger als ein Dutzend Auflagen nöthig
wurden. In Woodbury und Hannah Thurston ist ein
hoch geistiger und tief gemüthlicher Inhalt des amerikani-
schen Lebens klar dargethan, und es ist an der Zeit, daß

sich unsere deutschen Landsleute davon überzeugen, um mit dem grundlosen Geschwätz von dem blos materiellen Streben in Amerika aufzuhören.

Nicht blos die Hauptcharaktere sind so lebensvoll erfaßt, jede der auftretenden Personen, mit welchen höchst wirthschaftlich verfahren ist, vor allem die Quäkerin-Mutter, ist durchweg von trefflicher, klarer Charakterzeichnung und von einer Sauberkeit des Details, die höchst anmuthend wirkt. Vorzüglich überrascht uns die Knappheit und Würde der Form. Nirgends zeigt sie Verschwendung, aber überall Reichthum, der Reichthum, welcher stets der Harmonie entströmt.

Schließlich fordert die Gerechtigkeit, der Gattin Taylor's, welche selbst mit innigster Hingebung das Werk treu und edel übertragen, somit in schönster Weise im Sinne Woodbury's und Hannah's an demselben Theil genommen hat, die Anerkennung für ihre durchgehends gelungene Arbeit nicht zu versagen. 16.

Eine deutsche Fürstin.

Sophie, Kurfürstin von Hannover. Von W. Nöldeke. Hannover, Hahn. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Dieses Büchlein tritt bescheiden und anspruchslos auf; sein ganzer Zweck ist nur, eine edle Frau und Fürstin der Vergessenheit zu entreißen und ihr Leben und Wirken auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Und wahrlich, niemand verdient dies mehr als die wackere Tochter des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, des erwählten Königs von Böhmen traurigen Andenkens, der ob seiner kurzen Königsherrlichkeit wol auch der Winterkönig genannt wird. Der Jugendzeit dieser edeln Fürstin lächelte nicht die Sonne des Glücks, aber ihr muthiger Sinn ließ sie nie verzweifeln und ihre Ausdauer trug auch den Sieg davon; sie starb im hohen Alter von 84 Jahren als die hochverehrte und weit und breit tief betrauerte Stammutter der noch jetzt regierenden englischen Königsdynastie. In Bezug auf ihre seltene Charakterstärke und wahrhaft männlichen Muth gab ihr die originelle pfälzische Prinzessin Elisabeth, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwig's XIV., ihr gendes kräftige Zeugniß:

Schreck kennt sie nicht; sie hat Herz wie ein Mannsbild, so Courage hat. In Klagenburg habe ich sie einst nachts einem brennenden Hause im Nachtgewande sich salviren sehen, als die Flammen schon von allen Seiten in ihr Zimmer schlugen. Sie lachte dazu. Ein andermal hatte sie neue Pferde an einer Kalesche, die gingen durch und warfen den Kutscher, Onkel sprang heraus, um die Pferde anzuhalten, ma tante aber blieb ruhig sitzen.

Aber nicht nur durch Muth und Charakterstärke zeichnete sich diese treffliche Fürstin aus, sondern sie sehr und noch mehr als liebevolle Mutter und sorgfältige, kluge Erzieherin ihrer Kinder, sowie nicht weniger durch ihre Treue und Anhänglichkeit an ihre Freunde und durch ihre Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne. Am besten kennzeichnet sie in dieser Beziehung ihre treue, unerschütterliche Freundschaft zu dem großen Leibniz. Selbst von der gütigen Natur mit hohen Geistesgaben ausgestattet, suchte sie dieselben im Umgange mit den hervorragendsten und gelehrtesten Männern ihrer Zeit immer noch mehr auszubilden und fruchtbringend zu machen. Mit Leibniz verhandelte sie über religiöse, philosophische, staatswissenschaftliche Fragen, aber nicht als gelehrte Pedantin, sondern in steter Anwendung auf das praktische Leben als Gattin, Mutter, Erzieherin, Fürstin, Regentin. Bringt uns auch seinen Zwecke zufolge das vorliegende Büchlein vorzugsweise Notizen von dem äußern Leben der Kurfürstin, ihren Reisen, den Hoffesten, den Lebensschicksalen ihrer Kinder, mit beschäftigt sich dasselbe weniger mit dem Charakter und Geistesleben der merkwürdigen Frau, so ist doch auch in dieser Darstellung das von ihr entworfene Bild ein angenehmes und ansprechendes. Zu solchen Fürstinnen wird es leicht, Liebe und Bewunderung zu erwecken. Es wird nicht fehlen, daß die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus durch Biographien von solch edeln Persönlichkeiten von neuem angeregt und belebt wird. Glücklich das Land und Volk, wo solche Fürsten und Fürstinnen nicht zu den Seltenheiten zählen.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Es muß immer als ein Misverhältniß betrachtet werden, wenn die Volksbühne sich als eine gesonderte Trägerin der dramatischen Kunst von der allgemeinen Schaubühne abzweigt. Denn ein nationales Theater ist nur da vorhanden, wo die Schaubühne selbst Volksbühne ist, wo sie in Tragik und Komik gleichmäßig den künstlerischen Interessen und den Sympathien der Gegenwart gerecht wird. Dies hellenische Ideal liegt freilich unserer Zeit fern. Da die Mehrzahl unserer Hoftheater vornehm einem Aristophanes die Thür weist, so haben sich in den großen Residenzstädten neben den Hofbühnen Volkstheater gebildet, in denen der Volkswitz seine Saturnalien feiert. Mit Recht klagt man aber über die Principlosigkeit der meisten Leitungen dieser Bühnen, weil dieselben sich nicht klar gemacht haben, welche Ziele eine Volksbühne verfolgen soll. So ist das großartig eingerichtete Victoriatheater in Berlin bisjetzt auf keinen grünen Zweig gekommen, weil es ein Vademecum der dramatischen Kunst, ein Quodlibet von Schauspiel, Lustspiel, Posse dem Publikum vorführte, ohne einen leitenden Gedanken, ohne die Erkenntniß, welche Form der Schaustellungen in Wahrheit volksthümlich zu nennen sei. Und so mehr oder weniger die andern Theater in Berlin und Wien.

Herr von Hülsen hat neuerdings zum Theil die Einschränkungen aufgehoben, welche bisher an die Concessionen des Theater geknüpft waren. Tragödien moderner Dichter, die Hofbühne abgelehnt, dürfen jetzt am Victoriatheater, am Friedrich-Wilhelmstadt u. s. w. aufgeführt werden. Es ist ein beträchtliches Zugeständniß, was die Erweiterung des Kreises der aufführbaren Stücke betrifft. Denn das Repertoir gibt so wenig neue Tragödien, daß von hundert Abenden an den übrigen Theatern zugänglich geworden sind. Auf der andern Seite aber ist es ein Danaergeschenk! Denn mit den modernen Dramen fehlt den Darstellern der zweiten Theater die feste und einzige Schule für die Tragödie. Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß die meisten Trauerspiele an ihnen in Scene zur Aufführung kommen, welche Herrn von Hülsen [illegible]

elhafte und gewünschte Zeugniß ausstellt, er habe wohl daran
thun, so verfehlten Dichtungen die Pforten seines Hoftheater-
mpels zu verschließen.

Im Interesse der neuen dramatischen Poesie ist freilich zu wün-
jen, daß die zweiten Theater dies Zugeständniß nützen, soweit es
re Kräfte gestatten, dabei aber das Palladium echter Volks-
ümlichkeit wahren und alle dilettantischen Productionen, die
r für die Kunstvergnüglinge geschaffen sind, alle bewunderns-
erthen Schuldichtungen und allen vorzeitlich geschichtlichen
am sich fernhalten. Die Volksbühne mindestens soll ein Kind
r neuen Zeit sein und nur das stoffartige Interesse ihrer
chaustellungen mehr und mehr in das künstlerische umzuwan-
lu suchen.

Da inzwischen der königsberger Theaterdirector Wolters-
rff, der sich über seine künstlerischen Intentionen Rechenschaft
geben liebt, das Meysel'sche Theater in Berlin übernommen
t, in der Absicht, eine echte Volksbühne aus demselben zu
chen; da ferner das münchener Actien-Volkstheater mit glei-
r Intention und mit großartigen Mitteln gegründet worden
: so scheint es an der Zeit, mit kurzen Strichen anzudeuten,
lches die Aufgabe einer neben den Hoftheatern bestehenden
lksbühne sein muß.

Das ernste Genre darf von ihr nicht ausgeschlossen sein,
h, wie schon gesagt, jede Studie mit akademischem Beige-
nack. Das Volksschauspiel verlangt unmittelbare Zeitfrische,
itisches Leben, patriotische Erwärmung, vor allem große
ffenbewegung. Es muß mehr oder weniger ein Schaustück
. Der Instinct der Volksbühne ist ein richtiger; nicht blos
Paris werden die Ereignisse in Syrien, Palästina, China,
lien, Mexico auf die Breter gebracht; auch bei uns alles
ckelnagelneue in allen Welttheilen, wie neuerdings Lincoln's
nordung. Doch die Roheit, die Geschmacksverwilderung, die
nzenlose Trivialität, mit der dies geschieht, arbeitet auf den
fall der Kunst hin. Auch das Volksschauspiel bedarf der
hter, die mit großen, kecken Strichen zu zeichnen verstehen,
cturschrift schreiben, aber doch Pathos und Gedanken haben,
begeistern und zünden. Grabbe besaß das Zeug dazu — man
e an seine „Hundert Tage". Die Möglichkeit glänzender
ischer Darstellung muß dabei immer gegeben sein.

Was von der Volksbühne gänzlich fern gehalten werden
ite, ist das Conversationslustspiel. Das gehört auf die vor-
nen Theater mit seinen Salonverwickelungen. Auch ist das
eublement von Charakteren und Situationen, das in ihm
jestellt wird, reif, unter den Hammer zu kommen. Nicht
große Tragödie ist der eigentliche Kaviar fürs Volk, son-
das vornehme Lustspiel mit seinen feinverschlungenen In-
ten, das High-Life mit seinem ganzen Haut-Gout. Auch können
öglich dieselben Darsteller in allen Sätteln gerecht sein, die
f und keck profilirten Charaktere des Volksschauspiels und
leganten Modekupfer des Salonstücks gleichzeitig und gleich-
zur Anschauung bringen.

Dagegen hat die Posse ein eingeborenes Recht auf die
sbühne und ist mehr als das Lustspiel künstlerischer Ver-
ng fähig, da sie eine freie und phantasievolle geistige und
sche Bewegung verlangt. Die locale Posse hat ihr gutes
t, nur darf sie nicht in Trivialitäten versumpfen. In den
lets der berliner Possen spürt man oft eine tüchtige satiri-
Ader, doch ist die Verknüpfung derselben mit der Handlung
cker und willkürlich. Die Bühne bedarf einer nicht loca-
sondern allgemein gehaltenen Posse, die auch künstlerischen
h beanspruchen darf, wenn sie einen satirischen, in die
eingreifenden Grundgedanken in scenisch anschaulicher Weise
führt, wenn sie diesen Grundgedanken auch zur Seele der
vollendeten Couplets macht, die außerdem nicht zufällige
ngsel der Rollen sein, sondern mit dem Wesen der Cha-
e zusammenhängen müssen. Es gilt, die keineswegs un-
hbare jetzige Form der Posse mit dem rechten aristophani-
Geiste zu erfüllen.

Doch, rufen die Bühnenleitungen aus, wo sind die Dich-
ter? Können wir die Poeten aus der Erde stampfen? Es
kommt nur auf die Anregung an, die Directionen müssen sich
mit den Dramatikern in nähere Beziehung setzen. Woltersdorff
hat dies unsers Wissens mehrfach gethan und gezeigt, daß er
des rechten Wegs sich wohl bewußt ist und neben der Pflege
der ältern volksthümlichen Oper auch das neue volksthümliche
Schau- und Lustspiel cultiviren will. Das münchener Actien-
Volkstheater hat durch eine Preisausschreibung eine noch tiefer-
greifende Anregung gegeben; es hat einen Preis von 500 Fl.
je für das beste Schauspiel, das beste Lustspiel und die beste
Posse ausgesetzt. Der Lustspielpreis hätte ohne Schaden aus-
fallen können, das Schauspiel näher als Volksstück specificirt
werden müssen. Doch die Preisausschreibung selbst ist ein
durchaus geeigneter Weg, einen Stamm von aufführbaren,
für die Volksbühne passenden Stücken zu gewinnen, selbst wenn
keins den Preis erhalten oder keins ihn verdienen sollte. Da
eine glänzende Ausstattung in Aussicht gestellt wird, so erhalten
wir vielleicht deutsche Feerien, welche es mit den französischen,
dem „Schafhaxl" und der „Eselshaut", die in Wien Furore
machen, aufnehmen können, was die Möglichkeit zur Entwicke-
lung äußern Glanzes betrifft, und sie an innerm Werth über-
treffen. Daß der Erfolg der Aufführung für die Preisertheilung mit in Betracht kommt, ist im Princip richtig, hat aber bei Productionen, die einen neuen Weg einschlagen und vom Hergebrachten abweichen, wie es für die Posse zu wünschen wäre, seine mißliche Seite. Bisjetzt sind 133 Stücke eingelaufen, darunter aber nur 12 Possen und 11 Märchen, sodaß das eigentliche Terrain für die Volksbühne am wenigsten angebaut ist. Dagegen wird Dr. Hermann Schmid und seine Mitdramaturgen gewiß einen ganzen Marstall voll glänzend aufgezäumter Schulpferde, die iambisch aufstampfen, in ein feingearbeitetes künstlerisches Gebiß schäumen und mit Schabracken aus aller Herren Ländern bedeckt sind, zu mustern haben.

Ueber das Wort: Schmalzgesellen.

Nach Zarncke's „Literarischem Centralblatt" ist der Name vom alten Jahn erfunden worden und bezeichnet die Anhänger des bekannten Anklägers des Tugendbundes in Berlin. Diese Angabe ist richtig; übrigens hätte im „Centralblatt" auch erwähnt sein dürfen, daß das Wort Schmalzgesellen in einem nach Wirth's „Geschichte der Deutschen" beim Wartburgfest 1817 gesungenen Spottvers vorkommt, der lautet:

Und noch einmal ein Pereat
Den schuft'gen Schmalzgesellen,
Ein Pere — Pere — Pereat,
So fahren sie zur Höllen!

Bibliographie.

Auberlen, C. A., Beiträge zu christlicher Erkenntniß. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bartsch, K., Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Boesbardis, K., Der Sprach- und Bildungskampf in den baltischen Provinzen Russlands. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 6 Ngr.

Daurignac, J. M. S., Geschichte des heiligen Ignaz von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu. Uebersetzt von L. Clarus. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. 1ster Bd. Unter Buchen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Wilde Welt. Gesammelte Erzählungen. 1ster Bd. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Grieben, H., Dante Alighieri. Studie. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Kampf zwischen Recht und Macht und das Saum enique in der Schleswig-Holsteinischen Sache. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Keil, R. u. R., Die Gründung der deutschen Burschenschaft in Jena. Jena, Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Lavelaye, E. de, Die Geld- und Handels-Krisen. Aus dem Französischen. Kassel, Freyschmidt. 8. 10 Ngr.

Marcotin, H., Rastlos! Roman aus der Gegenwart in 6 Bdn. 1ste Bd. Berlin, Walloch. 8. 22 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ludwig Tieck.

Erinnerungen aus dem Leben des Dichters

nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen

von

Rudolf Köpke.

Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die kürzlich von Karl von Holtei herausgegebene Sammlung von „Briefen an Ludwig Tieck" bezeichnet sich selbst als „einen Nachtrag, einen Anhang zu Köpke's vortrefflicher Lebensbeschreibung Tieck's"; das Köpke'sche Werk ist daher den Lesern jener Briefsammlung als nothwendige Ergänzung zu empfehlen. Köpke war namentlich während der letzten Lebensjahre Ludwig Tieck's sein vertrauter Freund und hat auch dessen literarischen Nachlaß herausgegeben.

Letzterer erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von **Rudolf Köpke.** Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Nachlaß enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort unter anderm: „Wer an der Entwickelung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengestirn abschließt."

Früher erschien in demselben Verlage:

Kritische Schriften von Ludwig Tieck. Zum ersten male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowol die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern wurden andern Autoren zugeschrieben. Der dritte und vierte Band, auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, wurden nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Hermann von Loeper.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bisher nur hier und da in Zeitschriften zerstreuten Gedichte Hermann von Loeper's erscheinen hier zum ersten mal gesammelt und durch eine Anzahl ungedruckter vermehrt. In anmuthiger Form sich darbietend, bekunden diese Dichtungen durchgängig eine gereifte und liebenswürdige Dichternatur, von welcher der Leser sich sympathisch berührt und angezogen fühlt.

Im Verlage von A. Neuenhahn in Jena erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Wesen der constitutionellen Monarchie

mit besonderer Berücksichtigung

des

künftigen deutschen Bundesstaates

kurz dargestellt von

Ulrich Rudolf Schmid.

Gr. 8. Brosch. Preis 10 Sgr.

Das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes beruht wesentlich auch auf der Verbreitung einer gründlichen Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der constitutionellen Erbmonarchie. Deshalb sucht dieses Schriftchen dieselbe sowie das Verfassungswesen überhaupt auf Grundgesetze der Welt und des Lebens zurückzuführen und mit dem tiefsten Wesen des Menschen, wie es sich in Recht, Poesie, Erziehung, Tugend und Religion offenbart, in Zusammenhang zu bringen. Durch solche Vertiefung gibt es dem Hauptgegenstande eine neue Begründung und den Fragen: **Nationalität, Volkssouveränität, öffentliche Meinung, Gemeindeverfassung, Wahlgesetz, Mehrheit der Abstimmung, Zahl der Kammern, Deutscher Bundestag, Nationalverein** eine mehr oder minder neue Wendung.

Plattdeutsche Litteratur.

Tau Hus un in de Frömd

von

Karl Bornewiek.

Jena. Fr. Frommann. Preis 20 Sgr.

Bisher hatten sich vorzugsweise nur die süddeutschen Dialekte in der deutschen Literatur der Gunst des größern Publikums zu erfreuen; seit Claus Groth und Fritz Reuter hat auch das Plattdeutsche, die Muttersprache von fast 9 Millionen, ihnen mit großem Erfolge an die Seite gestellt. Bornewiek kein Nachahmer Reuter's, er schließt zwar den volksthümlichen Humor nicht aus, faßt aber das Volksleben von ernsterer, doch nicht minder naturwüchsiger Seite auf. Der Stoff der Darstellung werth und führt zu tieferm Eindringen in Charakteristik verschiedener Stände und Individualitäten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Das soeben erschienene achte Heft enthält Folgendes: Ferdinand Lassalle. — Land und Leute in den Nilquellländern. Artikel. — William Makepeace Thackeray. Ein literarisches Porträt. Friedrich Althaus. — Die sibirische Pest. — Feuilleton (Erd- und Völkerkunde).

Monatlich erscheint ein Heft von 5 Bogen zum Preis von 6 Ngr. Die bisher erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 14. September 1865.

alt: Eine Geschichte des Dramas. Zweiter Artikel. Von **Rudolf Gottschall.** — Neueste Unterhaltungsliteratur. Von **Cajus** ler. — Der letzte Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von **Karl Simmer.** — Aus dem religionswissenschaftlichen Kampfe der nwart. — **Feuilleton.** (Die Productivität der dramatischen Dichter; Meyerbeer, Rouget de Lisle und Goethe; Vom französischen Theater; Europäischer Geschichtskalender.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine Geschichte des Dramas.

Zweiter Artikel.*)

Klein gehört zu jenen Kraftnaturen, denen das geistig utsame, das Erhabene und Tiefe, das schwunghaft altige höher steht als die harmonische Kunstform. Von n Standpunkt aus ist seine Würdigung des Aeschy- abgefaßt; er scheint sogar geneigt, Sophokles und pides zu Nachahmern des Aeschylus zu machen. „Ge- , ruft er aus, „scheint für uns nur das eine, daß ylus von den sieben unsterblichen Tragödien des So- es, die wir besitzen, und den achtzehn des Euripides darf: Fleisch von meinem Fleisch und Bein von m Bein. Er war der Bildner ihres dramatischen s, ihr Prometheus; sein Schreibrohr der Ferulstab, is ein Theil des himmlischen Feuers in ihre Gebilde oß." Es ist dies offenbar eine einseitige Auffassung. nythischen Stoffe waren durch das Volksbewußtsein n und dem einen dieser Tragiker so zugänglich wie ndern. Jeder bildete sie nach der Art seines Ta- Aeschylus mit grandioser Ursprünglichkeit, aber doch erer dramatischer Kunst, Sophokles harmonischer, rischer, weicher, Euripides mit allen Zungen des ts und allen Mitteln des Effects. Nach Klein's t aber ist und bleibt die echte Tragik äschylisch; lus ist, wie auch Victor Hugo meint, in Shak- wiedergeboren worden.

ie Parallele zwischen Aeschylus und Sophokles wird nit Consequenz nach allen Seiten hin zu Gunsten stern durchgeführt:

ner der wesentlichsten Unterschiede zwischen Aeschylus' und kles' Charakteristik besteht auch darin, daß Aeschylus' Cha- , die ganz so psychologisch wahr und seelentief wie die phokles gezeichnet sind, wenn auch nicht mit so reichen n individualisirt, mit so feinem Miniaturpinsel ver- en, und nicht mit dieser dialektisch ironischen Kunst aus- — daß Aeschylus' Charaktere dafür durchhin, ähnlich wie akspeare, von der Grundbestimmung ihrer tragischen eidee erfüllt sind; während diese bei Sophokles nicht sel- ter die subjectiven, auf seine Herausarbeitung psycholo- Charaktermomente abzielenden Kunstintentionen zurücktritt.

Klein erkennt bei Sophokles zwar das tiefe Maßgefühl der harmonievollen Dichterseele an; doch er meint, daß die Tragik des Sophokles verhalle in dem schmerzlichen Klagehauch und Seufzer über die Nichtigkeit des menschlichen Wollens und Beschließens gegenüber dem göttlich Unerforschlichen, daß er, durch Genie und Charakter mehr auf das innig Rührende als auf das Furchtbare hingewiesen, das letztere bis an die Grenzen des unheimlich maskenhaften Grauens geführt habe:

So gewahren wir ihn auch, die Zauberwirkung seiner seelenvollen Rührungen, worin er unnachahmlich und der größte Meister, durch schroffe, seinem Wesen so ganz widersagende Züge, selbst in seinen schönsten Frauenidealen, in den Lieblingsheldinnen seines Herzens, gefährden. Ismene, Chrysothemis, Tekmessa, Deïaneira, das waren seine eigentlichen Mädchen- und Frauenideale, die Schoskinder seiner erotischen Seele; nicht die Elektras und nicht die Antigones oder diese doch nur in ihren schmerzvollen Leidergüssen, in ihrem wehvoll süßen Nachtigallenjammer; nicht in ihrem heroischen Trotzgebaren, das ihnen, im Widerspruch mit seiner glückseligen Natur und Stimmung, einen falschen Niobeschein, einen gleißenden Schimmer von erhaben marmorner Plastik verleiht, und doch nur eine Gorgowirkung aus zweiter Hand war: ein flüchtiger Reflex aus der Aeschylischen Tragik, der jene Gebilde gleichsam medusenhaft berührte und in gewissen Situationen marmorn anhaucht.

Sophokles hat zuerst durch eine künstlerische Schlingung der Fäden in den einfach schlichten und festen Aufzug des Aeschylischen Scenengewebes die Intrigue gezettelt. Seine vermeintlich frei handelnden Charaktere hängen doch an gespenstigen Fäden als ein Spiel der Götter. Daraus geht die dem Sophokles eigenthümliche Ironie hervor, die in „Philoktet" zu einer Sophistik, wenn nicht des Gorgias, doch des Plato wird. Die meisten Tragödien schließen trotz dessen, daß ihm als das Ideal tragischer Formvollendung Harmonie der Technik erscheint, mit einer Dissonanz ab; er konnte die feinere Ausarbeitung der tragischen Formdialektik, die anmuthvolle Innigkeit seiner in dem höchsten Schmerze menschlich edelsten Affectsprache, diese für alle Zeiten mustergültige Ausdrucksform der tragischen Leidenschaft, die hinreißende Rhetorik des Herzens von sirenenhafter Zaubergewalt nur mit Preisgebung der trilogischen Gliederung erkaufen. Bei

*) den ersten Artikel in Nr. 36 d. Bl. D. Red.

Sophokles herrscht das ewig Weibliche, während Aeschylus den Mannesgeist vertritt, und Euripides, der Weiberfeind, der die Weiber haßt, aber wie ein Weib das andere, das Hermaphroditische. Bei Sophokles geht die tragische Versöhnung nicht mit psychologischer Consequenz aus der innersten Tiefe des dem menschlichen Handeln immanenten Gesetzes hervor, sondern spinnt sich an eine dem Drama jenseitige und äußerliche Mythe an:

Sophokles' Tragik schwankt zwischen Rechts- und Liebessühne, göttlichem Recht und Staatsrecht, Staatsgesetz und Liebespflicht, Staats- und Familienrecht, ohne den gegensätzlichen Proceß zu reinem Austrag zu bringen, der ihre Gemeinsamkeit in letzter Tiefe klar und entschieden darwiese. Vielmehr läßt er die trilogischen Gegensätze, anstatt sie in einer höchsten Idee zu verknüpfen, in die skeptische Doppelspitze zweier Gleichberechtigungen auslaufen. Man müßte denn die unbedingte Verehrung vor der Wahrsagerkunst und blinde Unterwerfung unter Priesterspruch für diese höchste Idee halten.

Wir durften unsern Autor hier seine eigenthümlichen Ideengänge ohne alle Interpellation ungestört entwickeln lassen. Die Correctur für dieselben liegt in der zur Herrschaft gekommenen entgegengesetzten Ansicht der neuen Kunstrichter, eines Solger, Bohtz, Gruppe, namentlich aber in den ebenso geschmackvollen wie treffenden Charakteristiken, welche Otfried Müller in seiner „Geschichte der griechischen Literatur" von den griechischen Tragikern entwirft. Was freilich den „Oedipus" betrifft, so unterscheidet sich derselbe in der That weniger von den modernen Schicksalstragödien, als man nach den Exegesen unserer Philosophen, die aus ihm die Theorie des antiken Schicksals entwickelten, glauben sollte. Auch Vischer in seiner „Aesthetik" gibt zu, daß das Schicksal im „Oedipus" die tückisch auflauernde, neidische Macht des ältern Volksglaubens ist, die den Helden gerade durch die Mittel, die er ergreift, ihm zu entgehen, ins Elend stürzt. Auch wird der Schuldbegriff dadurch gekreuzt, daß das Schicksal durch Träume, Seher, Orakel prophezeit, also zum voraus gesetzt ist. Die Klein'sche Kritik des „Oedipus" ist durchaus scharf und eingehend. Neu ist gleich am Anfang die Bemerkung, daß die Allmählichkeit der Entwickelung in dieser Tragödie das Grauenerregende, das unvermerkte, Schritt für Schritt mit der sich steigernden Selbstverblendung heranschleichende Innewerden dieser Selbsttäuschung das Tragische sei. Sophokles bringt es wol zu inniger Rührung, zu einem in Wehmuth schmelzenden Grausen, doch die Kunst, Thränen zu entlocken, sagt Klein, ist nicht identisch mit der tragischen Kunst. Wie manches dramatische Fischweib dürfte sich da nicht für eine tragische Sirene halten, weil sie mit halbem Leibe in Thränenwasser rudert! Die Versöhnung des Sophokles ist Resignation, unbedingte Ergebung unter den Rathschluß der Götter; seine tragische Idee ist ausgedrückt durch Goethe's Harfnerlied:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Klein stellt von den Tragödien des Sophokles mit am höchsten den „Philoktet", den er das einzige Charakterdrama der attischen Tragödie nennt, welches leider nur durch das Eingreifen der äußerlichsten Göttermaschinerie zur Tragödie wird. Bei Besprechung der „Elektra" kommt Klein noch einmal auf den Vergleich zwischen Aeschylus und Sophokles zurück:

Wir glauben und bekennen: daß Aeschylus' Schuld- und Buße ausgleichende Causalitätstragik vorzugsweise und [illegible] Actionstragik und die eigentlich dramatische ist: daß [illegible] gegen Sophokles' seelenmalerisch feinmotivirte Situations- und Charaktertragik mehr eine Art glänzend kunstreicher, [illegible] Dialektik ist, die aus der Prämisse eines unbeweglichen Rathschlusses den Trugschluß freier Selbstverschuldung zieht und deren dramatische Scheinbewegung in einen tragisch-logischen Cirkel verläuft.

Von der „Antigone" gibt Klein zu, daß keine der antiken Tragödien dem Geiste des modernen Dramas innerlich verwandt ist wie diese. Kein übermenschlicher Machtspruch einer Gottheit übt hier auf die Entschließungen der handelnden Personen und auf die Katastrophe einen verhängnißvollen Druck aus. Der Grundgedanke dieses Dramas, die Collision zwischen göttlichem und menschlichem Recht, der Kampf zwischen der Pietät und dem Staatsgesetz, ist so allgemein anerkannt und unbestreitbar, daß er aus den verschiedensten Formulirungen der Ausleger gleichmäßig hervorscheint. Auch Klein findet hier nichts Neues aus noch unter. Doch vermißt er an der herrlichen Gestalt der Antigone „jene pathetisch hohe tieftragische Aeschylische Folie". Das Heroische erscheint ihm zu hell, zu licht betont. In der ersten Hälfte der Rolle bekommt das Pathos einen heldisch-trotziger, Mädchennatur überbietenden Anstrich; in der zweiten Hälfte schlägt die todesmuthige Schwesterheldin [illegible] in das todeszage Mädchen um. Auch findet Klein das Pflichtenpathos zu doctrinär, zu abstract. Er nennt Antigone die erste und einzige tragische Hauptfigur der antiken Bühne, die nicht blos für eine Idee stirbt, auch mit dem Bewußtsein stirbt, daß sie für eine in den Tod geht: ein Größe des Bewußtseins, welche Kosten der tragischen Schmerzensstimmung, der wallen Gemüthsbedrängniß die Seele schwellt.

Hieran knüpft Klein einen Excurs, der eine sehr [illegible] tige Streitfrage behandelt. Hegel in seiner „Ästhetik" behauptet, es sei die Ehre der großen Charaktere, [illegible] zu sein; ihr fester, starker Charakter sei eins mit seinem essentlichen Pathos, und dieser unscheidbare Einklang [illegible] Bewunderung ein, nicht Rührung. Lessing dagegen hauptet, daß Bewunderung nicht der Affect sei, den die Tragödie und der tragische Held losstemmen. Klein schließt sich der letztern Ansicht an. In der steuert namentlich die neueste tragische Muse [illegible] Bewunderung heischenden Helden voll abstracten roischen Pathos so ins Weite hinaus, daß ihr die [illegible] pathie des Publikums nicht folgen kann. Diese [illegible] ohne menschlich individualisirte Züge sind nur [illegible] irgendeiner Idee, für die sie opferfreudig in den [illegible] hen. An diese Praxis schließt sich eine verwandte [illegible] an, welche an die Trauerspielhelden den Maßstab [illegible] lichkeit anlegt. Der Kritiker erscheint als [illegible]

wissensrath und mißt genau ab, ob die Schuld des
lden noch anständig genug sei, um ihn nicht von Haus
s zu den tragisch unmöglichen „Böcken" zu verstoßen,
gleich die Tragödie gerade von den Böcken ihren Namen
. Wie vor solchem Maßstabe selbst Schiller'sche Ideal-
ren bestehen würden, z. B. die verbuhlte Gatten-
rderin Maria Stuart, ist eine andere Frage. Man
erscheidet da zwischen „nobeln" Verbrechen, wie Mord,
weniger „nobelen", z. B. Diebstahl, und ergeht sich
n in der auch in die Tageskritik übergegangenen Lieb-
sphrase: ein Held, der dies oder jenes gethan, der
n den Moralcodex oder das Strafgesetzbuch in solcher
ise verstoßen hat, kann kein Interesse mehr einflößen.
ilich, wer silberne Löffel stiehlt, gehört nicht in die
gödie; aber schon Fiesco sagt: „Eine Krone stehlen,
göttlich". Nicht auf das Rubriciren des Verbrechens
mt es an, sondern auf die Situation, auf den Cha-
er, auf die Stimmung. Von dem Muttermörder Ore-
bis zum Königsmörder Macbeth und der Gattenmörderin
ria Stuart sind viele tragische Helden qualificirte Ver-
jer. Wer mit dem Criminalgesetzbuch in der Hand
ie herangeht, muß sich mit Abscheu von ihnen ab-
den. Doch der Dichter erhebt sie in eine höhere
äre. Darauf nur kommt es an. Klein übersieht in-
mit wie großem Recht er die Tragödie der Renom-
und Katheder-phrase geißeln mag, daß in der „An-
ie" allerdings ein Muster vorliegt für eine auch noch
vollgültige Art der Tragödie, für die der sittlichen
sion, die sich für uns auch auf dem geschichtlichen
et als Kampf der alten und neuen Weltanschauung
ellt. Gleichberechtigte Mächte treten einander gegen-
und in ihrem Conflict wird der Held, der sich mit
Entschiedenheit auf die eine Seite stellt, zerrieben.
muß der Dichter aus seinem Helden mehr zu machen
, als das Gefäß seiner Idee, das vor abstractem
os überläuft. Wenn wir den Helden nicht blos be-
dern sollen, eine in der Regel in derartigen Stücken
lauter Langeweile nicht aufkommende Empfindung,
er uns rühren soll, so muß sein Heroismus ihm
so leicht vom Munde gehen wie die Verse einem
ischen Improvisator; er muß uns auch menschlich
, mag ein rührender Kampf mit den Familien-
en und den Neigungen des Herzens ihn unsern
athien nahe rücken, oder die sich überstürzende Lei-
aftlichkeit des Charakters, eine an die prometheische
t anklingende Selbstüberhebung die Nemesis heraus-
n.

n Bezug auf die Würdigung des Euripides nimmt
zwischen den Bewunderern, zu denen auch Platon,
eles und Lessing, der Holländer Valckenaer, Tieck
gehören, und den Verkleinerern, an deren Spitze
. Schlegel und Gruppe stehen, die Mitte ein. Er
sich im ganzen an die Aristophanische Kritik des
des an, die er in einer etwas burlesken Tirade ver-
t. Er tadelt an ihm das Sensationsmachen, das
ken auf den Theatercoup, den Mangel an der Vor-
ng der tragischen Wirkungen, in welcher gerade die
Größe des Aeschylus und Sophokles besteht. Daher die Schwächen seiner Composition, die doppelte und dreifache Handlung in einer Tragödie, der Mangel an innerm Zusammenhang, den er an verschiedenen einzelnen Dramen nachweist. Den Charakteren räumt er im ganzen mehr Haltung und Folgerichtigkeit ein, tadelt aber an ihnen das Gewöhnliche, Unedle, Gemeine. Er unterscheidet das Leidenschaftspathos des Euripides mit seinen dämonischen Grundzügen, als das Pathos einer bis zur Selbstzerstörung entbrannten Begierde, von dem tragischen Leidenspathos und seiner Verklärung. Euripides erscheint als der Dichter der ergreifenden Seelengemälde, der pathologischen Probleme ohne Größe und Adel der Leidenschaft, als ein Dichter, bei welchem der Reflexionsscrupel, trübe Gemüthszweifel und eine skeptisch-grübelnde Casuistik überwiegen, welche sich zwischen Vorsehung und Menschenlos unruhig und grämlich hin- und herwirft und mit einzelnen Moralsprüchen die Risse in dem Plane der Schöpfung nothdürftig ausflickt. Wol aber bleibt Euripides ein Meister in den schmelzenden Farbentönen, in dem Zauber naiver Rührungen, wie er durch die feinen Lasuren, Schattirungen, das zarte Helldunkel, das er nicht minder über jene frevelhafte Leidenschaft zu hauchen versteht, sich als einen der großen Kenner des weiblichen Herzens und der kunstreichsten Seelenmaler bewährt, dessen innig warme, tiefgefärbte Leidenschaftsgemälde einen Fortschritt in der psychologischen Herzenstragik bezeichnen.

Der Chor bei Euripides erscheint in der Regel zum bloßen Lückenbüßer und lyrischen Füllsel entwerthet. Einzelne Chorgesänge sind von großer Schönheit. So rühmt Klein namentlich das Stasimon auf den Eris im „Hippolyt" als von zaubervoller Schönheit, eines Simonides, einer Sappho würdig. Er bedauert indeß, daß der Mehlthau der Schulphilosophie das Genie dieses großen dramatischen Dichters versengte. Was er dabei über das Verhältniß der Poesie zur Philosophie in einem längern Excurse sagt, ist wohl begründet. „Der Dichter, der tragische insbesondere, soll die Philosophie seiner Zeit in sich aufnehmen, aber umgewandelt in den Geist seiner Kunst; nicht als Schulsystem eingeimpft und aufgepfropft."

Wir können dem Kritiker nicht in die Analyse der einzelnen Tragödien folgen, von denen er die „Alceste" am höchsten stellt als das einzige, in allen Theilen ansprechende, ja vollendetste Kunstwerk des Euripides. Auch „Die Schutzflehenden" nennt er ein würdevolles, von edelstem Pathos beseeltes Drama, zugleich ein politisch-patriotisches Zeitdrama im edelsten Sinne des Worts. Nicht minder preist er den „Hippolytos" als mustergültig in Plan, Bau, Scenenführung, bewundernswerth durch meisterhafte Schilderung unseliger Liebesleidenschaft, durch edeln Stil und Reinheit der Umrisse, nur leider in seinem Mark und Kern faul infolge eines zerrütteten Götter- und Schicksalsbegriffs.

Die Darstellung der drei großen Tragiker und die Parallele zwischen ihnen, zu welcher Klein immer von neuem ansetzt, ist von ihm im ganzen mit tiefeingehender Kritik durchgeführt. Die Charakterköpfe sind scharf

gemodelt und in ihrer Grundform fraglos getroffen, wenn auch die hin- und herspielende Beleuchtung manche frappante, aber auch einige schielende Reflexe über die plastische Form ausgießt und namentlich Sophokles zu sehr in den Schatten stellt.

Im zweiten Bande wendet sich Klein dem hellenischen Lustspiel zu, indem er die Vorgänger des Aristophanes, die mittlere und neue attische Komödie darstellt, namentlich aber dem ungezogenen Liebling der Camönen eine ebenso begeisterte wie eingehende Würdigung zutheil werden läßt. Wir halten die Charakteristik des Aristophanes für den Glanzpunkt in den bisjetzt erschienenen zwei Bänden des Werks; sie ist nicht nur mit liebenswürdiger Frische geschrieben, sie gibt selbst dem, welchem die Schöpfungen des Dichters unbekannt sind, ein klares Bild von denselben. Was ihr aber besonders zum Vortheil gereicht, ist die Uebereinstimmung, in welcher hier der etwas barocke, humoristisch irrlichtelirende Stil des Autors sich mit seinem Thema befindet. Wenn in der Darstellung des Aristophanes allerlei Aristophanisches mit unterläuft, pudelnärrische Einfälle und satirische Ausfälle, ein Humor, der kecke Bilder und seltsame Wortfügungen wie Funken stiebt, so bleibt man gewissermaßen in der Stimmung und wird nicht, wie bei der Darstellung der Tragiker, durch diese komischen Zwischenspiele aus derselben herausgerissen. Dennoch faßt Klein die altattische Komödie im höchsten Sinne, mit allem sittlichen Ernst:

Die altattische, die Aristophanische Komödie faßt dieselben höchsten Ziele des würdigsten Staats- und Bürgerlebens ins Auge, wie die Aeschylische Tragödie; ist, gleich dieser, eine kunstvolle Symbolik göttlicher Ideen, voll erhabener Lehrweisheit und Anregung zu frommer Sitte und tugendreichem Wandel; ist, wie die Tragödie des Aeschylus und Sophokles, eine hohe Schule segenvoller Staatskunst und, gleich jener, die eifervollste Schirmerin und Pflegerin heiliger Satzungen, ruhmreicher Ahnengröße, begeisterter Vaterlandsliebe. Das komische Ideal dieser Komödie, es ist völlig identisch mit dem tragischen Ideal; durchaus nicht, wie die Schulästhetik eine der andern nachspricht, das „verkehrt Tragische", ein „umgekehrtes Ideal", und was des Umgekehrten und Verkehrten mehr ist. Nein, das komische Ideal des Aristophanes ist das tragische Ideal selber; nur daß dieses die speculative Idee der Seelenheiligung und Erweckung zum schönsten und würdigsten Leben und Handeln in allgemeiner, gleichsam theoretischer Reinheit ausspricht für alle Ewigkeit und Folgezeiten; das komische Ideal hingegen dieselbe Idee in der unmittelbaren Gegenwart abspiegelt; an einem vom laufenden Tage gleichsam gegebenen Falle zum Bewußtsein bringt, und mit praktischer Nutzanwendung auf die Zeitumstände, die Tagespolitik, die „schwebenden Fragen". Das komische Ideal ist das auf die Tageszwecke und ihre Nichtigkeiten angewendete tragische Ideal, und diese Anwendung der erste große Contrast und wunderliche Widerspruch, den das Lächerliche bedingt.

Was Klein ferner über komische Selbsttäuschung, über das Naive, Unbewußte der Komik, über die komische Katharsis, die Reinigung der Selbstbethörung durch Heiterkeit und Lachen sagt, das sind wohlbegründete und geistvoll durchgeführte Randglossen zu einer Theorie des Komischen überhaupt. Richtig ist die Bemerkung, daß der Dichter sein Thema in eigener Person durchführt und zwar nicht blos im Chor, dem eigentlichen Sprecher und Dolmetscher seiner Herzensgedanken, sondern in allen Personen, die nur seine durchsichtigen Masken sind. Der formellen Contraste dieser Komödie schildert Klein in folgender Weise:

Bizarre Conception bis zur ausschweifendsten Phantastik bei dem einfachsten dramatischen Bau und Plan, worin kein Ineinandergreifen der Scenen, keine Verflechtung, keine Charakterentwickelung an Situationen, keine eigentlichen Charaktere, sondern ein Mummenschanz von komisch carikirten Persönlichkeiten mit typischem Gepräge und von symbolischen Gattungsfiguren. Von demselben Contrast und Widerspruch ist Stil und Ausdruck durchdrungen. Der höchste lyrische Schwung gerathe voller Dithyrambik wechselt mit den gemeinsten Tönen der niedern Komik. Die überschwenglichsten Gegensätze schlingen sich zu einer ungeheuerlichen Arabeske von erhabenster Poesie und frechster Zote. Die grellsten Dissonanzen lösen sich in die wohligste Harmonie auf; die Vermählung des Gemeinsten mit dem Erhabensten in die höchste Kunst.

Die Parabase wird von unserm Autor in ihrer gemeinen Bedeutung und künstlerischen Architektonik genau analysirt, ebenso der Chor und der altattische Canon der Korax. Die Schilderung der Vorgänger des Aristophanes ist im ganzen fleißig und sucht aus Titeln, Fragmenten und den Mittheilungen späterer Schriftsteller ein möglichst vollständiges Bild dieser Dramatiker zu entwerfen. Doch vermissen wir einzelne Angaben, die auf die Bühne Bezug haben, so z. B. bei dem Komiker Kratinos die Bemerkung, daß er zuerst die Rolle des Betrunkenen auf die attische Bühne gebracht hat. Auch hätte Klein noch schärfer diejenigen Stoffe dieser Autoren hervorheben sollen, welche mit den Lustspielen des Aristophanes in Frage verwandt waren. Bestimmte Richtungen schlug sich einen bestimmten Kreis von Stoffen. Man war liberaler im alten Hellas als in neuern Zeiten, man nicht gleich über Diebstahl, wenn ein anderer Dichter ähnlichen Stoff behandelte oder eine ähnliche Erfindung wählte, und wenn Aristophanes selbst in den „Babylonien" den Eupolis beschuldigt, daß er im „Maricas" seine „Acharner" geplündert, so mag Eupolis in dieser Freibeuterei nicht weiter gegangen sein. Es bedarf keiner zu gewagten Conjecturalkritik, um anzunehmen, daß dem Aristophanes in den „Fröschen" die „Krapetalen" des Pherekrates, in denen auch eine unterweltliche Satire auf die Preisrichter gehalten ist und in denen ebenfalls Aeschylus vorkam, daß ihm in den „Thesmophoriazusen" die „Tyrannis" desselben Pherekrates, in den „Babyloniern" die „Poleis" des Eupolis vorgeschwebt haben u. s. w. Dithyrambisch in vollen Klängen beginnt Klein die Verherrlichung seines Lieblings:

Grollen wir dem eisernen Besen der Zeit nicht allzusehr, daß er die ganze alte Komödie, wie Schutt, hinweggefegt, die darunter verborgenen Schätze zu Tage zu legen, die in Aristophanes' elf Komödien aufzufunkeln und aufzulachen. Wie in ihrem Schöpfungshaushalte die Natur, wirft auch die Geschichte in dem Haushalte der Kunstschöpfungen einen Theil der Uebervölkerung entgegen. Und wie die Schöpfungsgeschichte in den fossilen Ueberresten ganzer Bildungen vorweltlicher Urgeschlechter das nothwendige Fundament eines beruhigteren, kommenern Erdenlebens aufdeckt: so mögen uns die in den Schichten der Kunstgeschichte eingeschlossenen Reste als nothwendige Trümmergrundlage gelten zum gedeihlichen Emporbilden

reicher Gestaltung; so dürfen wir auch, auf unserm Ge-
, die eben vor uns aufgethane Schädelstätte in ein mit
rben bestreutes Gartenland umgewandelt glauben, woraus
ophanes' lachendes Paradies erblühte, belebt, erfüllt und
flattert von den wundersamsten, närrisch-herrlichsten Ge-
n: Götter- und Menschenwesen, Thiere, Vögel, Amphi-
, Insekten, ein Zauberpark, wie ihn Circe's Stab nicht
-ungethümlicher bevölkert. Ja ein Wunderland thut sich
uns auf, von elf Komödien, gleich jenem zeichenvollen Lande
ehn oder elf Wunder, durch eines Befreier-Propheten Zau-
b hervorgerufen.

Er betrachtet Aristophanes als den Volksbefreier, der
am Abgrunde des Leichtsinns taumelndes Volk auf
Marathonzeit hinwies, als den großen Patrioten und
ter, der ruhmvolle Heldensiege über die gefährlichsten
n Feinde des Volksgeistes und des Staats, über
agogen, Sophisten und Rechtsverdreher erfocht. Die
yse der einzelnen Komödien ist eine durchaus sorg-
e. Ueberall hält Klein seinen antikritischen Schild
den Komödiendichter, zur Abwehr gegen die geflü-
Pfeile der Kritik, welche selbst die Uebersetzer und
rer, wie Droysen, Rötscher u. a. auf ihn schleudern.
ntlich bei den „Wolken" wendet er sich gegen Droy-
Aeußerung, daß das Stück, statt mit dem feierlichen
len aller der Hoffnungen, zu denen die raschen Fort-
e des Pheidippides berechtigen, mit dem Niederbren-
der Denkerei schließe und dadurch auf eine sehr
reifliche Moral hingegipfelt werde. Er geißelt diese
rung als Verkehrtheit einer frivol-pedantischen Schul-
, „die uns die Tragik der Alten und nun auch ihre
ie vertifteln und verfuchsschwänzeln". Man lese
Excurs gegen Droysen und Rötscher selbst nach
30—132); er leistet das Erstaunlichste im krausen
stil. Doch hat Klein in der Hauptsache recht; in
at ist Droysen's Auffassung bei dem, „was jeder
s lenis und asper in dieser Komödie ausathmet",
u begreifen. Ebenso vertheidigt Klein die „Wespen"
den Vorwurf „des Zurückkriechens in die altfränki-
iege früherer Zustände". Er betrachtet die Ver-
des Philokleon als kein Kindischwerden des Grei-
ndern als eine Ermannung zu eingeborener Kraft.
wieder der Gegensatz zwischen neumodischem Jun-
und dem heroischen Staatsbürgerthum der ma-
chen Zeit, der sich hier symbolisch ausprägt. Im-
überall geht Klein, gegenüber der Theorie vom
eck der Kunst und der Anwendung, welche die
er davon machen, gegenüber der Aesthetik des
usels auf den innern, zweckvollen Kern der Aristo-
n Dichtung zurück. Die willkommenste Veran-
dazu geben ihm die „Vögel", deren directen Be-
ein Tagesereigniß von großer Tragweite, wie der
Feldzug des Alcibiades, er aufrecht zu halten sucht.
n Ereigniß verkörperte sich der Schwindelgeist,
ectmacherei, das Chimärenthum der nachperisischen
lein will das Stück davor schützen, mit den dra-
Luftspiegelungen der Tieck'schen Märchenironie
inie gestellt zu werden.

offener Blick in Aristophanes' „Vögel" zeigt uns, daß
kein solcher Betelkäuer oder Opiumesser war, und
auch keine dergleichen Visionen dichtete nach den Formeln einer langgezopften chinesischen Aesthetik; daß er im Gegentheil nach gewohnter Weise und Kunstmethode dem ins Nebelhafte, Meteorische und Abenteuerliche verstiegenen Staats- und Volksgeiste dessen leibhaftes Ebenbild zeigte im Demantspiegel seiner objectiven, dem Tagesleben immanenten, aus bestimmten, concreten Ideen gestaltenden Komik.

Dennoch gibt er zu, daß das Lustspiel: „Die Vögel" das einzige des Aristophanes ist, das in eine ironische Spitze ausläuft und mit einem negativen Resultat abschließt, das einzige, wo der Dichter nicht selbst zu Worte kommt und die Parabase das Widerspiel zu seiner Grundabsicht verherrlicht.

Aristophanes' „Vögel" sind die Kehrseite von Aeschylus' „Prometheus" und ihre Gegenprobe. Nur dies glauben wir nicht, daß die von den Verhältnissen gebotene Verschleierung der Idee den Kunstwerth der Komödie erhöhe. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß eine Durchführung dieser Idee im großen unverhüllten Stil der demokratischen Komödie, im plastischen Titanenstil der „Wolken", der „Acharner", der „Ritter", im Prometheus-Stile mit einem Wort, uns eine bei weitem mächtigere und großartigere Vögelkomödie aufgerollt hätte.

Auch den „Frieden" stellt Klein sehr hoch, abgesehen von dem Verschwinden der Friedensgöttin in der zweiten Hälfte des Stücks:

Bis dahin aber ist diese Komödie das größte Wunderwerk großartiger Komik. Die Kühnheit der Erfindung und gleichwol diese für den gemeinsten Volksverstand faßliche Symbolik ist wahrhaft staunenswürdig. Unbegreiflich und ganz wunderbar die Sparsamkeit, der Lakonismus gleichsam des Farbenauftrags bei der kolossalen Wirkung. Die sinnbildlichen Grotesken gigantisch ungeschlacht, eine wahre trygodische Hefenmalerei, aber von der lachendsten Farbenglut und Durchsichtigkeit des Tons; eine Rhyparographie, eine Schmuz- und Kothmalerei im Phidiasstil. Was läßt sich Gemein-Graudioseres, Niedrig-Erhabeneres erdenken als eine Mistkäferhimmelfahrt, die zugleich eine nach der Friedensgöttin von einem attischen Bauer, Trygäos, angetretene Brautfahrt. Geradeswegs vom Schweinestall in den Himmel, in den Götterolymp.

Ueber Klein's Darstellung der mittlern und neuern attischen Komödie können wir flüchtiger hinweggehen, da sie im ganzen wenig Neues bietet. Klein hat sich bei Besprechung der Menander-Dramen nur gegen die Ansichten eines französischen Kritikers zur Wehr zu setzen, der die Culturfortschritte dieser Komödie rühmt, namentlich was die Frauen und die Liebe betrifft. Die alten Lustspieldichter sind nach Guizot's Ansicht die einzigen, welche die Liebe begriffen hätten wie die modernen Lustspieldichter. Klein fügt hinzu, wie die Dichter der französischen Lorettenkomödie. Namentlich die mittlere Komödie hat viel vom Charakter der pariser Demi-Monde-Literatur, während die neuere mit ihren Buhldirnen noch eine Stufe tiefer steigt. Die äußerlichen Spannungen in diesen Lustspielen, die Gaukelei sceniſcher Effecte, vor allem die jesuitische Casuistik, die der Sünde eine Lüßlichkeitsschürze vorbindet, finden vor Klein's Augen keine Gnade. Eine quellenmäßige Darstellung der Schauspielkunst und des griechischen Schauspiels zur Zeit der macedonischen Könige bildet den Schluß der Geschichte des hellenischen Dramas.

Wenden wir uns nun zum römischen Drama, so

sehen wir alsbald, daß hier der Schwerpunkt wo anders liegt als bei dem griechischen, nämlich nicht auf der ästhetischen, sondern auf der culturgeschichtlichen Seite. Und gerade diese Seite mußte von der Darstellung besonders hervorgehoben, mit der ganzen Fülle des interessanten Materials uns vorgeführt werden. Klein gibt uns zwar geistvolle allgemeine Betrachtungen über die Cultur der Römer und ihren Nationalgeist; wir erfahren manches über die Fescenninen, Atellanen und Satyrspiele, über Mimen und Pantomimen, über Theatergebäude, Theatereinrichtungen u. s. f. Doch im ganzen überwiegt die Analyse der drei römischen Dramatiker Plautus, Terenz und Seneca die cultur- und kunstgeschichtliche Darstellung in unverhältnißmäßiger Weise. Sind doch allein den Tragödien des Seneca mehr als hundert Seiten gewidmet! Dieser mehr kritische Grundzug zeigt sich auch in der unhistorischen Anordnung des Werks, indem Klein von den alten Tragikern gleich zu Seneca übergeht und erst später abgesondert Plautus und Terenz behandelt. Die Rubriken von Lustspiel und Trauerspiel sind zur Darstellung des römischen Dramas wenig geeignet; es galt, das Theater der Republik und das Theater der Kaiserzeit nacheinander darzustellen und so dem geschichtlichen Entwickelungsgang gerecht zu werden. Die von Klein beliebte Eintheilung brachte den Misstand mit sich, daß die ältern Tragiker und Lustspieldichter an ganz verschiedener Stelle behandelt wurden. Manche, wie Cn. Nävius, die Lustspiele und Trauerspiele geschrieben, werden blos unter den Lustspieldichtern berücksichtigt. Nävius wird überhaupt allzu flüchtig abgefertigt. Es fehlt Geburts- und Todesjahr (519 und 550 a. u. c.), wie die Angabe, daß er zu Utica im Exil gestorben sei. Auch durfte ihm wol das Zeugniß des Cicero in den „Tusculanen" (c. 1), daß er facetiarum plenus gewesen, nicht vorenthalten werden. Klein citirt blos Neukirch und Lange; die Schriften von Schultze und Kleißmann, die Abhandlung von Hertz in den berliner „Annalen" (Bd. 2, 1843) scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. In Bezug auf Afranius ist Klein die Stelle des Cicero („De claris oratoribus", c. 45) entgangen, in welcher er erzählt, Afranius habe sich nach dem römischen Ritter Cnejus Titius gebildet, der unter die beredten Männer seiner Zeit zu zählen sei und dessen Reden voll Feinheit, Witz und Urbanität gewesen. Diesen „attischen Geschmack" habe Afranius in seinen Dramen angewandt, wo dies aber kaum guten Effect gemacht. Er nennt ihn einen „homo perargutus, in fabulis quidem ut etiam satis disertus".

Aus Klein's Notizen erhält man kein Bild von diesem Dramatiker. Bei Besprechung des Ou. Titinius durfte die Stelle aus den „Episteln" des Horaz (I, 13) nicht unerwähnt bleiben, welche auf eine Scene aus einem Lustspiel dieses Autors anspielt, auf die betrunkene Magd Pyrrhia, welche das Garn ihrer Herrin gestohlen und es dabei so zur Schau trägt, daß es jeder sehen kann. In Betreff des römischen Kotzebue, Puppius, (II, 349) wäre die vom Scholiasten Acron mitgetheilte Grabschrift desselben erwähnenswerth gewesen:

Flebunt amici et bene noti mortem meam,
Nam populus in me vivo lacrimavit satis.

Wir könnten auch im literarisch-kritischen Theil des Werks noch manche derartige Lücken aufdecken, welche der Füllung benöthigt sind. Doch legen wir hierauf weniger Gewicht, als auf die auffallende Dürftigkeit in der Darstellung der culturhistorisch so interessanten römischen Theaterzustände.

Wenn Klein uns über die Pantomimen Pylades und Bathyllus ausführliche biographische Mittheilungen macht, so kann es doch nur ein Vergessen sein, wenn er die römischen Schauspieler Roscius und Aesopus ganz mit Stillschweigen übergeht. Und doch erfahren wir aus ihrem Leben so vieles, was nicht minder pikant ist, ein minder grelles Schlaglicht auf römische Theaterzustände wirft, als was wir von jenen Pantomimen wissen. Roscius hatte die schönste Gestalt, den edelsten Anstand, den angenehmsten Ton der Stimme, er war zugleich ein theaturgischer Lehrer, der in seinem Hause eine Akademie hatte, wo sich unter seiner Leitung gute Schauspieler bildeten. Doch pflegte er öfters zu sagen: er habe noch keinen Schüler gefunden, der es ihm völlig recht machen könne, nicht als ob einige unter ihnen es nicht ganz machten, sondern weil ihm das Geringste, was einem fehle, unerträglich sei. Er und Aesopus erreichten ein hohes Alter, und ließen sich auch dann noch erbitten, zuweilen aufzutreten. Aesopus trat zum letzten mal auf, als Pompejus der Große im Jahre der Stadt 699 ein herrliches Amphitheater einweihte, aber seine Kräfte entsprachen seinem guten Willen nicht mehr. Die Stimme ließ ihn gerade bei der Stelle, wo er die stärkste Stimme hervorbringen wollte, und alle Zuhörer stimmten ein, daß es ihm nun erlaubt sei, abzutreten (Cic. Epist., VII). Aesopus war blos tragischer Schauspieler, spielte Agamemnon, den Ajax u. s. w. Cicero stellt ihn (Pro Sest.", 116) folgendes Zeugniß aus: „Summus — et semper partium tam in republica quam in optimarum." Aesopus hinterließ seinem Sohne ein Vermögen von 20 Millionen Sesterzen. Auf den Sohn des Aesopus bezieht sich die Stelle des Horaz (Sat. II, 239—241), welche von einer der Kleopatra nachahmten Verschwendung, der Auflösung kostbarer Perlen in Essig erzählt. Plinius theilt mit, daß Clodius eine Schüssel besessen habe, welche 100000 Sesterzen gekostet war und in welcher er seinen Gästen lauter Fischgerichte auftischte, die durch Gesang oder durch Nachahmung menschlichen Stimme bekannt sind, welche er zusammengekauft hatte. Nach allen diesen glänzenden Beleuchtern, die auf das römische Theater fallen, sucht man uns bei Klein vergebens um.

Doch auch in Hinsicht der Gebräuche und Einrichtungen, welche die dramatischen Schriftsteller unmittelbar treffen, ist die Darstellung Klein's eine unvollständige. Allzu flüchtig ist das öffentliche Vorlesen der Stücke geschildert, welches der Gönner Virgil's, Asinius Pollio, zuerst in Rom aufgebracht und das eine so allgemeinnehmende Mode wurde, daß man es als eine Last

ftlicher Pflicht betrachtete, solchen Vorlesungen beizu-
nen. Man versammelte sich in einem großen Saal,
Theatrum hieß, der Autor bestieg eine Art von Tri-
e, declamirte sein Werk, wurde applaudirt, stieg her-
r und sammelte dann noch sein Lob von Reihe zu
he ein. Diese Sitte, welche Horaz in seinen „Episteln"
19, 39 fg.) verspottet, zeigt den Verfall der römi-
n Bühne, der immer zweifellos ist, wo das Lesedrama
ung gewinnt. Einen andern dramaturgischen Brauch
Römer finden wir bei Klein gar nicht erwähnt und
hätte ihn eine Stelle in den „Satiren" des Horaz
10, 36—40) und in den Briefen des Cicero („Epist.
am.", I, 7, 1) darauf hinweisen müssen: wir meinen
dramaturgische Prüfung der eingehenden Stücke, die
römischen Staatswesen die Gestalt einer officiellen
tercensur annahm. Hier boten sich interessante, für
Unterschied der Nationalitäten bezeichnende Parallelen
en griechischen Preisrichtern dar. Derartige Staats-
aturgen waren in Rom bereits von den Aedilen er-
t worden; doch erst Augustus scheint eine permanente
nission gebildet zu haben, die sich dann im Tempel
alatinischen Apollo versammelte, welche Augustus nach
Treffen von Actium hatte errichten lassen. Dem
nännercollegium dieser Censoren mußten die drama-
Dichter ihre Werke vorlesen, und keins derselben
ur Aufführung, wenn es nicht ihre officielle Bil-
erlangt hatte. Der angesehenste unter diesen Cen-
zur Zeit des Augustus war Spurius Metius Tarpa,
m Horaz und Cicero an den oben citirten Stellen
nt wird.

n eine „Geschichte des Dramas" gehört freilich nicht
mfassende Darstellung der ludi und spectacula der
zeit, der Arenen mit ihren Thierhetzen und Gladia-
len; aber in einer „Geschichte des Theaters" würde
kapitel als ein großartiges Culturgemälde, zu wel-
die quellenmäßigen Beiträge in den spätern Satiri-
nd Historikern reichlich fließen, einen selbständigen
eingenommen haben.

e kritischen Partien in Klein's Geschichte des rö-
Dramas enthalten nun wiederum viel Treffliches.
etreff Seneca's schließt sich Klein im ganzen dem
e von Jacobs an und haut den römischen Tragi-
t so ganz in die Pfanne, wie Bernhardi und unsere
tiker gethan. Was die innere Oekononnie der Se-
tücke, was Kunst und Technik, was die Poesie der
den Versöhnungsbegriff angeht, so stehen die dem
zugeschriebenen Dramen auf der untersten Stufe.
indet Klein in ihnen als ein Fortschrittsmoment
ive, entschlossene, willensstraffe Pathos, „die span-
olle Energie im Leidenschaftsausdruck, zu welchem
moderne Drama die entsprechend treibende, fort-
Gewalt der Handlung fand". Sehr treffend ist,
ein über das tragische Pathos der Römer und
ammenhang desselben mit dem nationalen Charak-
Römer sagt:

Römer versteht sich nicht auf den vielstimmigen Satz
schen Leidenschaft, wenn man so sagen darf. Daher
wirkt seine Tragödie wie eine durchgängige Monodie. Er versteht nicht — wenn wir ein paar Situationsscenen ausnehmen — das kunstvolle Verflößen und Vertreiben der Farben, nicht die feinen Dämpfungen, die Magie der Licht- und Schattenvertheilung, den Zauber des Helldunkels. Daher macht seine Tragödie den Eindruck eines Monochrom. Und woran liegt es, daß der römische Tragiker in dieser Weise das tragische Pathos behandelt? Daran liegt es, weil in dem römischen Wesen überhaupt das Charakterpathos vorwaltet vor dem des Geistes und der Empfindung. Das ganze Innere des Römers wuchert gleichsam in Thatkraft auf und in die einzige Leidenschaft ihrer Befriedigung als Genußkraft. Nun spannt die Thatkraft ihre ganze Energie auf einen praktisch bestimmten Endzweck. That- und Willenskraft als Individualität ist eben Charakter, dessen Richtung pfeilscharf und pfeilstarr auf ein unfehlbares Ziel hinstrebt. Dieselbe starreinseitige Selbstbefriedigung wird denn auch der tragische Charakter verfolgen; sein Empfindungsausdruck den Geist dieser stetig angestrengten Spannkraft athmen; den Geist praktisch zweckhafter Zielerstrebung, den rhetorischen Geist athmen.

In der „Medea" des Seneca erkennt Klein, bei aller Verwilderung der Idee des Tragischen, die bewältigende Macht der scenischen Schauwirkung, die energievolle Wucht des theatralischen Pathos, die gladiatorische Tragik an. Die „Trojanerinnen" dagegen mit den sieben euripideischen Tragödienstoffen, die sie enthalten, vergleicht er dem berühmten trojanischen Ferkel des römischen Kochkünstlers Apicius, das in seinem Innern die verschiedensten Braten eingeschachtelt trug. Dennoch hält er den zweiten Act dieses Dramas, nach Abzug der Auswüchse, für einen der pathetisch mächtigsten und theatralisch großartigsten in dem Gesammtvermächtniß der classischen Tragik. Gleich ausführlich analysirt Klein den „Hippolytus" und „Thyestes", minder eingehend die „Thebais", den „Agamemnon" und die andern Dramen. In der Mittheilung ausführlicher Stellen aus Seneca thut Klein offenbar zu viel und bringt ein fast anthologisches Element in sein Werk. Durch die Analyse des Plautus, für welche Ritschl allerdings die mustergültigsten Vorarbeiten geliefert, zieht sich die Polemik gegen den Mommsen'schen Ausspruch, daß Plautus in der Kneipe „stehe, wie Terenz im guten bürgerlichen Haushalt, und daß bei Plautus die Opposition der Kneipe gegen das Haus herrsche". Klein sucht nachzuweisen, daß Plautus in seinen meisten Lustspielen umgekehrt die Opposition des Hauses gegen die Kneipe, die Wohlordnung und Sittenzucht des Familienwesens gegen das Wüste, Zucht- und Sittenlose des familienlosen Abenteurers vertritt.

Die Parallele zwischen Plautus und Terenz, den er nur einen verdünnten Plautus nennt, führt Klein zu Gunsten des erstern durch:

in Absicht auf Führung der Fabel, überraschende Incidenzen, Mannichfaltigkeit der Charaktere, Kühnheit des Situationswitzes, geistreiche Wendungen, Naturell, volksthümliches Colorit und innere Lebenswahrheit. In Ansehung namentlich aller dramatischen Momente; vollends aber was die Seele des Lustspiels anlangt: die komische Bewegung; jene alles Lächerliche und Thörichte ins hellste Licht strahlende, in ihrem eigenen Feuer sich läuternde und mit der blitzhaft muntern Lebendigkeit des Salamanders darin scherzende Gemüthslust.

Er findet die Hauptschwäche des Terenz im Mangel an

Erfindung und meint, daß vielleicht aus diesem Mangel seine Kunst hervorgegangen:

Terenz gilt in der Regel, mit Plautus verglichen, für den edlern Charakterzeichner und Sittenmaler. Sollte Terentius darum der vorzüglichere Sittenmaler sein, weil er der Schönmaler verderbter Sitten ist und seine feine Schminke das Siechthum des Familienlebens und der gesellschaftlichen Zustände zu blühender Gesundheit lügt? Da lob' ich mir die rauhern Pinselbürsten des Plautus, der, wie seine Schauspieler, ohne Maske spielte, der Zeitsitte mit seinem Borstenpinsel die Schminke von den Wangen streicht und bürstet, daß schon die kräftige Reibung wohlthätig und heilsam wirkt.

Wir haben so eingehend wie möglich die Vorzüge und Schwächen des Klein'schen Werks nachzuweisen gesucht, das in unserer Literaturgeschichte immerhin eine eigenthümliche Stellung einnimmt und dessen fernern Bänden wir mit Spannung entgegensehen. Rudolf Gottschall.

Neueste Unterhaltungsliteratur.

1. **Vesper.** Aus dem Französischen der Gräfin Gasparin. Berlin, F. Schultze. 1865. 8. 22½ Ngr.
2. **Reliquien.** Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika von Balduin Möllhausen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
3. **Neuhof.** Historischer Roman von Braun von Braunthal. Drei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1865. 8. 3 Thlr.

Die Literatur ist heutzutage in ihrer Gesammterscheinung ebenso bunt und unharmonisch wie das Leben selbst, das sie künstlerisch verklären soll; ein wahrhaft unübersehbares Feld, chaotisch verschieden in Hinsicht auf Talent und Bildung der Producirenden wie auf die Stimmung, welche, von dem künstlerischen Werthe abgesehen, der ethische Gehalt ihrer Werke hervorruft. Der Zufall, der auf einem Büchertisch die verschiedensten Producte zusammenführt, trägt die Schuld, daß jedem derselben völlig gerecht zu werden, also sein innerstes Dasein, seinen eigentlichsten Kern bloßzulegen, dem Kritiker so schwer fällt. Jedes der drei uns heute vorliegenden Bücher verlangte in der That zu seiner vollständigen Würdigung eine bestimmte Seelenstimmung, deren Gesammtheit unendlich weit auseinanderliegen und die Scala von freudigster Anerkennung bis zu offenbarem Hohn durchlaufen müßte. Eine eigentliche Reproduction aller dieser Schriften ist uns daher heute versagt, und wir müssen uns mit der bescheidenen Rolle des Referenten begnügen, welche wir nicht ohne eigenthümliche Gedanken über den Werth einer Cultur antreten, die so grundverschiedene Werke ermöglicht und ihnen allen „gebildete" Leser sichert.

Das erste der uns vorliegenden Bücher: „Vesper", von der Gräfin Gasparin würde, von seinen sonstigen Vorzügen abgesehen, schon deshalb einen hohen Rang beanspruchen können, weil es zwei heutzutage schwer zu vereinende Eigenschaften in hohem Grade besitzt: positive Religiosität nämlich und Sinn für künstlerische Schönheit. Nichts unterscheidet in der That die moderne schöne Literatur so von der antiken, wie der mehr oder minder bewußte Gegensatz, in welchem sie in ihrer Gesammtheit sich gegen die positive Religion befindet, während jene, die antike Literatur, in ihren schönsten Erscheinungen sich an bestimmte religiöse Feierlichkeiten anlehnen durfte. Bei uns ganz anders bei uns! Das Schöne ist heidnisch geblieben, denn unser religiöser Cultus verleugnet wenigstens in seiner jetzigen Gestaltung die schöne Form, bekämpft jede natürliche, ungebrochene Lebensäußerung, die doch ausschließlich der Ausgangspunkt für jede Kunst sein muß, als feindselig. Seit Goethe's „Prometheus" allen Zungen Europas einen Widerhall seiner stürmerischen Worte fand, ist der Kampf gegen das Dogma ausgebrochen, der in weitesten Kreisen sein Echo findet.

In diesen Ausführungen ist eigentlich schon der Hauptvorzug, so auch der Hauptfehler des Buchs enthalten, der es verhindern wird, in seinen Wirkungen jemals über eine kleine Gemeinde hinauszugreifen. Es ist eben aus eine Anomalie, exclusiv in jeder Hinsicht, schon durch den Stand seiner Verfasserin, der vielleicht nöthig war, diese mehr scheinbare als wirkliche Versöhnung zweier gegengesetzter Principien auch nur äußerlich zu vermitteln. Das Zufällige, Beiläufige, Gelegentliche überwiegt auch in dieser Sammlung kleiner, trotz ihrer positiven Realität tief melancholisch gehaltener Skizzen und Novellen. Das jedem wahrhaft bedeutenden Werke anhaftende Element der Nothwendigkeit, das freilich nur aus der Einheit der Lebens- und Weltanschauung hervorgehen müssen wir hier fast gänzlich vermissen. Es liegt etwas Willkürliches, und darum strenggenommen etwas Unwahres in dieser völlig subjectiven Verbindung feindlicher Principien, deren vorgeschobene Vorposten, wie noch durch gegenseitige Erschöpfung plötzlich beendigten Kampf bunt durcheinander stehen geblieben sind. Das Buch ist in ethischer Hinsicht, nur die Bedeutung beanspruchen, eine seelische Uebergangsperiode seiner Verfasserin sein zu haben, wahrscheinlich die letzte oder vorletzte vor dem gänzlichen Bruche mit Natur- und Kunstfreude und völligem Untertauchen in die Wellen der christlich-ascetischen Beseligung. Als solches Monument aber einer Dahinschwinden verurtheilten Seelenstimmung und Weltanschauung ist es ebenso interessant wie originell zu nennen. Wie in einem katholischen Dome fällt hier das durch verschiedenartig gefärbte Fensterscheiben gezeichnet seltsame Spiegelbilder mit oft grellen und haften, öfter lieblichen und ergreifenden Farbenzusammenstellungen zu unsern Füßen, während der Wind Orgelpfeifen schrille und wunderliche Weisen entlockt. melancholisches Behagen ist die Wirkung dieses das eigentlich einen ganz deutschen Charakter trägt, nur in Einem Punkte seine französische Abkunft nicht haft kundgibt.

Es ist dies die ungewöhnliche Sauberkeit der führung, durch die alle, auch die kleinsten Details ständig zu ihrem Recht gelangen. Nichts ist unserer Literatur gewöhnlicher, als daß unter dem Skizzen oder Genrebilder ein Verfasser uns von Einfällen und Anekdoten vorführt, die höchstens die gleiche Stimmung, fast nie aber durch

ter zusammenhängenden und interessirenden Handlung
er auch nur Schilderung zusammengehalten werden. Das
streben, zu brilliren, und die zügellose Subjectivität
ben eigentlich fast alles, was sich als Sittenbild oder
ter einem ähnlichen Namen bei uns gibt, für einen ge-
deten und künstlerischen Geschmack unerfreulich und so
wie ungenießbar gemacht. Anders hier. Nur die
rbung dieser Idyllen darf subjectiv, ja lyrisch genannt
den, und fast überall geht die Verfasserin von einer
mentanen individuellen Stimmung aus, aber die Zeich-
ng ist realistisch und plastisch in einem Grade, der bei
m weiblichen Autor überraschen muß. Auch ethisch
hält das Buch, man wäre fast versucht zu sagen, trotz
er entschieden christlichen Farbe, manchen gesunden
anken; ein für jedes Ideal empfängliches, weites, rei-
Gemüth spricht sich überall aus, und es gewährt
n eigenthümlich rührenden Anblick, wenn in der Ver-
rin gegen ihren Wunsch und Willen der gebildete
önheitssinn oder ihr starkes und edles Gerechtigkeits-
hl über die dogmatische Strenge triumphiren. So
dert sie in einer der schönsten unter diesen kleinen
gen eine gebildete Frau, die, verwittwet, arm und ge-
t, in tiefster Verbitterung gegen Gott und Welt da-
bt. Die Verfasserin führt sich selbst als Besucherin
r sarkastischen Unglücklichen ein, die sie zum Glauben
ine gerechte und gütige Weltordnung zu bekehren
. Die Kranke erwidert nur: „Sie sind weder ge-
t noch arm. Einige haben alles, andere nichts, das
erechtigkeit!“ Und uns wenigstens ist die weitere sub-
e wie objective Ausführung dieser Skizze, die mit
Art von Versöhnung schließt, ungenügend erschienen,
Wucht dieser Replik zu paralysiren.

Dieselbe Mitte zwischen Schilderung und Erzählung
t die „Reliquien“ von Baldwin Möllhausen
2), der freilich seine Stoffe aus völlig andern Re-
n, aus dem westlichen Nordamerika geholt und dem
graphischen Element einen entschiedenen Vorrang ein-
nt hat. An je eines der einem europäischen Auge
n und seltsamen Utensilien und Beutestücke aus dem
Verfasser Jahre hindurch geführten Trapper- und
istenleben, die jetzt die Wände seines einsamen
tstellerzimmers zieren, weiß derselbe entweder eine
mehr lehrhafte Skizze oder häufiger eine längere und
risch componirte Erzählung anzuknüpfen. Für Au-
ke, in denen man weder an sich noch an andere
gesteigerte geistige Ansprüche erhebt, haben diese
n und Erzählungen den Reiz und Vorzug einer
hmen, gesunden und natürlichen Unterhaltungs-
Namentlich die erste größere Erzählung: „Whip-
Will“, nach dem Namen des amerikanischen Ziegen-
genannt, hinterläßt einen bedeutenden und ergrei-
Eindruck, den vielleicht nur die zu häufige Erwäh-
es Vogels selbst mit seinem barocken Namen gerade
melancholischsten Stellen der Erzählung in etwas
chtigt.

Nicht eben wahrscheinlich und gut motivirt, aber spannend und als indianisches Sittenbild von hohem Interesse ist „Der Eichenzweig“, in welchem die Gefahren geschildert werden, die ein junger Maler unter den Indianern seiner Kunst wegen zu bestehen hat. Er hat nämlich Indianerprofile gezeichnet, und einer der auf diese Weise „auf das Papier Gezauberten“ ist zufällig wenige Tage nachher gestorben, worauf seine Stammesgenossen, theils um ihn zu rächen, theils um sich selber vor ähnlichem Lose zu behüten, „da ein Mensch mit halbirtem Kopfe unmöglich lange leben könne“, den Tod des Zauberers beschließen. Diesem Geschick auf nicht allzu wahrscheinliche Art entgangen, versöhnt und beruhigt das zaubernde Blaßgesicht die Söhne der Wildniß endlich dadurch, daß er hinter jedes Profil auf die Rückseite des Blattes die andere Kopfhälfte hinzeichnet, womit denn jede Todesgefahr für irgendeinen Betheiligten beseitigt ist.

Unter den übrigen größern Erzählungen hat uns am wenigsten „Die Meermuschel“ zugesagt, die ein etwas altes und für unsern Geschmack zu pathologisches Thema, die gegen die Angriffe ihres Herrn glücklich gerettete Tugend einer schönen Quarteronin, behandelt. Hat schon der Stoff selbst etwas das Gefühl so Empörendes, daß ein ästhetischer Genuß sich von selbst verbietet, so wird dieser Eindruck durch die wirklich abscheuliche Demuth der betheiligten Personen nur noch verstärkt. Ein Verlobter, der, um seine Geliebte von der Schande zu retten, sich auf Bitten und Vorstellungen beschränkt, wo ihm die offene Gewalt zu Gebote steht, hätte verdient, von dem Revolverschuß des Pflanzers getroffen zu werden, der ganz zufällig vorbeigeht. Oder soll der Fehlschuß ein Gottesurtheil sein? Letztere, dem Verfasser kaum sehr schmeichelhafte Muthmaßung verdankt derselbe dem Ueberfluß an trivialer Moral, der diese Erzählung vollends verunglücken läßt. Ueberhaupt ist auch dieser über einen seltenen und großen Reichthum an bestechenden und natürlichen Farben gebietende Autor in einen Fehler verfallen, der sich an fast alle Sittenschilderer fremder Länder anhängt. Es scheint ihnen fast unmöglich, in Erzählungen irgendetwas Positives, seien es auch nur geographische und ethnographische Kenntnisse, dem Publikum zu vermitteln, ohne sofort einen unleidlichen doctrinären Ton anzuschlagen und zu schreiben wie für zwölfjährige Knaben.

Wir sind in dem Vorstehenden von literarischer Exclusivität mit ihren Vorzügen und Fehlern bis zu einer gesunden Bürgerlichkeit des Geschmacks herniedergestiegen, die, ohne den höchsten Ansprüchen zu genügen, immerhin respectabel in ihren Aeußerungen bleibt. Ein ungleich größerer Schritt bergab ist erforderlich, um uns auf das Niveau zu bringen, auf dem Productionen wie der historische Roman „Neuhof“ von Braun von Braunthal (Nr. 3) Anklang finden können. Seit der Realismus in den Tendenzen des lebenden Geschlechts die Oberhand gewann, ist auch, im Gegensatz gegen die früher angebahnte Verfeinerung und Aetherisirung der menschlichen Intelli-

ganz, ein Streben nach positiven Kenntnissen in den Vordergrund getreten, das zu den ergötzlichsten Ausschreitungen führt. Vielleicht mehr als die Hälfte all der unzähligen „historischen Romane" der Gegenwart verdankt ihre Existenz lediglich dem Bestreben einer gewissen Sorte von Publikum, über jedes mögliche Thema in Gesellschaft mitreden zu können. Diese Pseudokunstwerke sollen auf angenehme und besonders mühelose Art den Ballast von historischen, statistischen und politischen Kenntnissen vermitteln, der zu einer heutigen „gebildeten" Conversation gehört. Gewähren sie gleichzeitig eine nicht eben allzu sehr aufregende und angreifende Unterhaltung, so wird ihr Verleger sich nicht zu beklagen haben. Diese Sachen lassen sich halb im Schlafe lesen und von einigermaßen „routinirten" Autoren — die Schriftstellercharakteristiken von seiten ihrer Buchhändler nähern sich in der That schon den gewöhnlichen kaufmännischen Geschäftsausdrücken — wol auch im Halbschlummer schreiben. Einige Memoiren über einen beliebigen Zeitraum werden durchgeblättert, der Verfasser wählt sich einen Helden von möglichst buntem Lebenswandel und überläßt sich dann in dem beseligenden Bewußtsein, den künstlerischen Forderungen von Composition und Studien genuggethan zu haben, zügellos seiner dichterischen Begeisterung. Wozu ein Plan, da unser Leben selbst planlos ist? Man schreibt die Lebensgeschichte seines Helden einfach aus, wobei man nach Gutdünken und wie es sich gerade trifft einige Entführungen, Duelle und sonstige Abenteuer vom Himmel, dieser großen Requisitenkammer schlechter Romanautoren, fallen läßt. Diese ungemein zwanglose Art von Schriftstellerei wird dann von Zeit zu Zeit durch eine kleine Abhandlung über den damaligen Zustand von Europa oder gar durch populär-philosophische Auseinandersetzungen über Schicksal, Freiheit des menschlichen Willens und ähnliche Fragen, mit deren Lösung selbstverständlich nur auf den Autor gewartet worden ist, unterbrochen. Liegt dann endlich der Held im Grabe, so klappen Sarg- und Buchdeckel gewöhnlich mit fast mathematischer Genauigkeit gleichzeitig zu, und das Vaterland ist um ein monumentum von dem Bildungszustand seiner Autoren und seines Publikums reicher geworden, welches leider nur nicht aere perennius genannt werden kann. Der Leser aber erwacht wie aus einem dumpfen und nicht sonderlich geistreichen Traume, von dem einzelne Bruchstücke sich trübselig und schiffbrüchig im seinem Gehirn umhertreiben.

Wir wüßten dieser allgemeinen Charakteristik derartiger historischer Romane in dem vorliegenden Falle sehr wenige unterscheidende Merkmale hinzuzufügen, wenn nicht zum Lobe, daß das vorliegende Werk, obgleich zum Theil unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans in Paris und Versailles spielend, durchweg leidlich decent gehalten ist, und zum Tadel, daß es in Stil und Gedankenverknüpfung auf einer von uns kaum mehr für möglich gehaltenen Stufe ärmlichster Naivetät und Unbeholfenheit steht. Ein Beispiel für viele. Der Held, der spätere Eintagskönig von Corsica, wird zugleich mit einem jungen venetianischen Matrosen von einem Kaper gefangen und nach Tunis geführt. Hier angelangt, hält er es für seine Pflicht, seinen Mitgefangenen über Geschichte, Geographie und Statistik des Landes, „in welchem wir uns vermuthlich einige Zeit lang werden aufhalten müssen", ausführlich zu unterrichten. Bevor dieses aber geschieht, fühlt sich der Verfasser veranlaßt, für den ehrlichen Piero bei dem Leser um Entschuldigung deswegen zu bitten, daß derselbe, trotz seiner Redlichkeit und Anhänglichkeit, bei der mangelhaften Schulbildung jener Zeit im allgemeinen und Venedigs — diese beklagenswerthe Stadt war ja damals noch nicht dem großen südosteuropäischen Despotenstaat einverleibt — im besondern, von der Vergangenheit der tunesischen Küste so mangelhafte Vorstellungen habe. Der Verfasser möge sich beruhigen, der Leser verzeiht dem wackern Ergondolier seine Unwissenheit in diesen wichtigen Gegenstand um so bereitwilliger, als er entschieden muthmaßen muß, daß der Verfasser selbst eine Viertelstunde früher, ehe er den einschlagenden Artikel irgendeines Conversations-Lexikon plünderte, über das Thema in gleicher romantischer Unklarheit sich befand.

Eben da wir unser Referat über dieses letzte Werk noch einmal durchlesen, fällt uns ein, daß wir dasselbe auch ungleich kürzer hätten geben können. „Oesterreichische Belletristik zweiten Ranges", damit wäre für den Kenner alles bereits gesagt gewesen. Caius Mucius.

Der letzte Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich Raumer. Vierte Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Hirzel. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gleich den Astronomen, insbesondere den französischen, die sich in eine beobachtende und eine berechnende Klasse theilen, zerfallen auch die Historiker von Fach in zwei Kategorien: in diejenige, welche forscht und unausgesetzt neues Material aus öffentlichen oder privatlichen Archiven, oft aus quellenartigen einzelnen Urkunden zu Tage fördert, und in diejenige, welche das Erforschte nach den Gesetzen der historischen Kunst verarbeitet und zum geläuterten Gemeinthum der Geschichtswissenschaft macht. Die Eigenthümlichkeiten beider sind nicht häufig in einer und derselben Persönlichkeit in gleichem Grade vertreten, weil dazu nicht blos geistige Anlagen, sondern auch besondere äußere Verhältnisse maßgebend sind. Soll aber das Erforschte, um das der reinen Wissenschaft gleichsam als Erbgut nicht verkümmert, getraute seinem ganzen Werthe nach ausgenutzt werden, so bedarf es zu diesem Zwecke besonderer Organe, welche die Resultate der Wissenschaft weitern Kreisen vermitteln.

Es versteht sich indeß wol von selbst, daß auch solchen Organen alle und jede selbständige Forschung, individuelle Anschauung, der Dinge nicht ausgeschlossen sein braucht, nur muß eine derartige Selbständigkeit dem Wesen der benutzten Organe entsprechend sein. Von diesem Standpunkte aus ist auch das seit 34 Jahren ohne Unterbrechung erscheinende obengenannte Geschichtstaschenbuch, dessen fünfter Jahrgang seiner vier

uns liegt, zu betrachten. Den Inhalt deſſelben bil- vier Abhandlungen, deren Verfaſſer, was wir beiläu- bemerken wollen, unſers Wiſſens in dieſem Taſchen- he noch nicht durch Arbeiten vertreten ſind, mit folgen- Ueberſchriften:

Die volkswirthſchaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Kriegs für Deutſchland, insbeſondere für Landwirthſchaft Gewerbe und Handel. Eine culturgeſchichtliche Unter- ſuchung. Von Karl Theodor von Inama-Sternegg.

Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Von Lud- wig Oelsner.

Römer und Germanen im 4. Jahrhundert. Von Ru- dolf Köpke.

Der Kampf der Freiheitsmänner und der Geiſtlichen in Belgien in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhun- derts. Von Heinrich Wuttke.

Während die Geſchichtſchreibung des Dreißigjährigen gs früher lediglich die politiſchen Folgen, die dieſer ingnißvolle Kampf für Deutſchland hatte, ins Auge , hat ſie in der neueſten Zeit, dem allgemeinen Zuge Hiſtoriographie ſich anſchließend, die Aufgabe in ihr ch gezogen, nachzuweiſen, wie verderblich, wie tief ein- nd jener Krieg auf deutſches Land und Volk in ma- ler und ſocialer Beziehung gewirkt habe. Zahlrei- Material zur Löſung dieſer Aufgabe iſt von der ſchtsforſchung herbeigeſchafft worden. Daß der Ver- eine ſolche Aufgabe zu löſen, wie ihn Hanſer in ſei- Werke: „Deutſchland nach dem Dreißigjährigen Kriege“ ig 1862), gemacht hat, eine nicht unverdiente Aner- ng gefunden habe, darf als bekannt vorausgeſetzt wer- Und der Verfaſſer von Nr. 1 der vorliegenden Ab- ungen hat das ſoeben genannte Werk nicht zum heil für ſeine Arbeit benutzt: iſt es ja eben ein Be- lcher Arbeiten, das in größern, aus unmittelbarer jung hervorgegangenen Werken Niedergelegte mög- zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Ueber- aber bewährt unſer Verfaſſer eine rühmliche Be- chaft mit der auf ſein Thema bezüglichen Litera- in Vorzug, der ſeiner Monographie einen beſon- Werth verleiht. Um jedoch auch unſererſeits ein lein beizutragen zu dem, was der Verfaſſer gibt, bemerkt, daß zu dem Abſchnitte, wo von der Münz- echterung geſprochen wird, Wachsmuth, in den „Nie- ſiſchen Geſchichten“, S. 188, recht Ergötzliches oder, man lieber will, recht Betrübendes geliefert hat. chreiben aber wird man ohne Bedenken, was der er als das traurige Reſultat ſeiner geſchichtlichen ytung anſieht:

an kann ſich bei dem Einblicke in den Geſammtzuſtand tſchen Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wie er ſich nach reißigjährigen Kriege darſtellt, eines peinlichen Eindrucks wehren, und man muß zugeſtehen, daß die volkswirthſchaft- utwickelung Deutſchlands in den von uns betrachteten — in den andern ſah es nicht beſſer aus — weit hinter forderungen der Zeit und hinter dem Aufſchwunge an- Nationen zurückblieb. Die materiellen Verluſte hatten urgemäßen Gang dieſer Entwickelung unterbrochen, die en, intellectuellen und ſocialen Schäden, welche aus dem Kriege für Deutſchland hervorgingen, hemmten die erfolgreiche Wiederaufnahme derſelben. So wurde Deutſchland nicht wie ein ſchwaches Kind, ſondern wie ein an ſchwerer Krankheit Siechender von den auswärtigen Nationen mit ſeinen Bedürf- niſſen verſehen, und mußte in dieſer bejammernswerthen Ab- hängigkeit bleiben, bis endlich nach einem Jahrhunderte der Ohnmacht neues Leben ſeine Adern durchdrang und es fähig machte, die Feſſeln abzuſchütteln, welche ihm durch eigene Schuld waren angelegt worden.

So wahr dies auf der einen Seite iſt, ſo zutreffend iſt doch auch auf der andern Seite das, was Tholuck in ſeinem Werke „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts“ bemerkt: „Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zeigte in der Sitte, Bildung und Toleranz doch einige Fort- ſchritte; der Dreißigjährige Krieg hatte nicht alle guten Kräfte aufgezehrt, manche waren durch die Noth veredelt worden.“ Die Culturgeſchichte und insbeſondere die Ge- ſchichte des deutſchen Kirchenliedes, der man in der jüng- ſten Zeit eine ganz verdiente Aufmerkſamkeit zugewendet hat — kann doch kein anderes chriſtliches Volk einen ſo ſchönen Zweig der Culturgeſchichte aufweiſen — ſpricht unleugbar für die Wahrheit dieſer Bemerkung. Der ſchwere Streich des Schickſals hatte nur das äußere Le- ben der Volksmaſſe getroffen, der innere Kern war ge- ſund geblieben, blos die bevorrechteten Volkskreiſe unter- lagen dem Einfluſſe des Fremden und der Verachtung des Nationalen, doch nicht ohne rühmliche Ausnahmen ſelbſt in Fürſtengeſchlechtern, wie uns der Verfaſſer in Nr. 2, in der Herzogin von Orleans, Eliſabeth Charlotte, in trefflicher Weiſe zu zeichnen Gelegenheit gehabt hat.

Dieſe Fürſtentochter des unglücklichen kurpfälziſchen Hauſes, aus Gründen der Politik in das bourboniſche Kö- nigshaus Frankreichs, des deutſchen Erbfeindes geworfen, an einen Prinzen gekettet, der ihrer durchaus unwürdig war, bewahrte trotz ihres ſchweren Geſchicks, trotz der Ge- fahren, denen ſie öfters ausgeſetzt war, trotz der unſitt- lichen Verführungskünſte, die ſie in ihre Netze zu ver- wickeln ſuchten, dennoch einen auf das Bewußtſein ih- rer ſittlichen Reinheit geſtützten unbeugſamen Muth, er- zwang ſich ſelbſt von dem gewaltigen Ludwig XIV. eine nur ſelten unterbrochene Freundſchaft und ſelbſt Hochach- tung *), verleugnete nie ihre Anhänglichkeit an das deutſche Vaterland und die lebhafteſte Theilnahme an deſſen har- ten Geſchicken, die ihm derſelbe Hof bereitete, an den ſie durch Familienbande gefeſſelt war, mit einem Worte: ſie blieb durch und durch ein deutſches Weib. „Frankreich wird mir wol mein Gemüth nicht ändern“, ſpricht ſie ſelbſt unverhohlen aus, und ein andermal ſagt ſie: „Ich kann nicht leiden, wenn die Deutſchen anders als deutſch ſein wollen und ihre Nation verachten; die ſo ſind, taugen gewöhnlich nicht ein Haar.“ Um dieſer während eines funfzigjährigen Aufenthalts im Auslande unerſchütterlich bewährten Geſinnung willen verdient ſie Bewunderung; das vor allem macht ſie zu einer ſo erfreulichen Erſchei- nung, zu einem Muſterbilde für deutſche Frauen nicht nur, ſondern auch für deutſche Männer. Wir wünſchen dem

*) Der Verfaſſer erzählt mehrere Scenen zwiſchen Ludwig und der Her- zogin, die kein ungünſtiges Licht auf des erſtern Grundcharakter werfen.

fürstlichen Frauenbilde, das der Verfasser so gut gezeichnet hat, recht viele Beschauer.

Während wir Nr. 3 nur mit der kurzen Bemerkung begleiten, daß diese Monographie vorzüglich für diejenigen Werth besitzt, die entweder keine selbständigen Studien auf diesem Geschichtsgebiete zu machen Gelegenheit haben oder nicht in der Lage sind, größern dahin einschlagenden Werken ihre Aufmerksamkeit zuwenden zu können, und noch hinzufügen, daß es S. 183 nicht „Arioviſt", sondern der geschichtlichen Thatsache gemäß „Vercingetorix" heißen müsse, wollen wir uns etwas eingehender mit der vierten, in zehn historische Abschnitte getheilten Abhandlung beschäftigen: sie verdient dies nicht etwa blos ihres größern Umfangs wegen, sondern ganz besonders deshalb, weil sie durchgängig auf selbständiger Forschung beruht und auch für die unmittelbare Gegenwart ein unverkennbares Interesse hat; der Geschichtsforscher wie der aufmerksame Beobachter der Gegenwart wird sie sonder Zweifel mit Nutzen lesen und um so lieber dabei verweilen, weil der Verfasser mit unverkennbarer Liebe seine historische Arbeit ausgeführt hat. Zuvörderst glauben wir unsere Leser aufmerksam machen zu müssen auf das, was in ziemlicher Ausführlichkeit und mit nicht minder großer Klarheit im vierten und fünften Bande von Schlosser's „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts" sowie ganz neuerdings in Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (VII, 540 fg.) *) mitgetheilt wird; der politische und religiös-kirchliche Standpunkt unsers Verfassers wie der beiden soeben genannten Historiker ist in der Hauptsache derselbe:

Der Reisende, welcher den belgischen Boden betritt, staunt überrascht beim Anblick der mächtigen Kathedralen, die seinen Blick fesseln. In Löwen, in Antwerpen, in Mecheln, in Brüssel, in Gent, in Brügge, in allen Städten, in die er kommt, sieht er Kirchen, die weithin alles überragen. Kein Land ist so reich an herrlichen Kirchen als dieses Belgien. Wie hervortretend sind sie nicht unter den übrigen Bauten Europas durch ihre majestätische Größe und die Reinheit ihres Stils, und nun im Innern eines solchen Doms diese kühngewölbten Bogen, diese reichbemalten Fenster, welcher Schmuck von Bildern, welch Schnitzwerk der Kanzeln, welche Pracht und welche Schätze! Schon daraus allein kann er entnehmen, wie altgewurzelt die Macht der Geistlichen an der Schelde und Deile ist und wie ausgebreitet ihr Einfluß.

Diese gleichsam symbolische Kundgebung des Volkswesens und der erziehenden Leitung, deren sich die Geistlichkeit einstens bemächtigte und die sie jetzt noch möglichst festzuhalten sucht, erklärt es, daß in keinem Lande Europas der Gegensatz zwischen Liberalismus und Hierarchie schärfer, der Kampf beider Weltanschauungen heftiger zu Tage tritt als in Belgien.

Es ward aber das Geschick der belgischen Provinzen vornehmlich im 16. Jahrhundert bestimmt. Was von manchen heute das belgische Volksthum genannt wird, das ist entsprungen aus der Wendung, welche in diesem Jahrhunderte die Ereignisse nahmen; die deutsche Reformation mit den eine Neugestaltung der Dinge in ihrem Schooße tragenden Ideen fiel dort auf den Grund und Boden eines vielfach fremdartigen Volksthums und trug g rade deshalb um so eher dem übermächtigen, mit d Hierarchie in die engste Verbindung tretenden Desp mus Spaniens. Doch würde höchst wahrscheinlich d Ausgang des Kampfes ein anderer gewesen sein, wo Deutschland infolge seiner Zerrissenheit nicht so ohnm tig und insbesondere die protestantische Confessio nicht so zwieträchtig und schwach gewesen. Belg Geschicke sind ohne Zweifel in allen den Phasen, d sie durchlaufen, durch Deutschlands Ohnmacht oder 1814 durch diplomatische Kurzsichtigkeit bis auf diesen T besiegelt worden. Plötzlich schien dem belgischen V Hülfe zu kommen gegen den übermächtigen Jesuiti und Feudalismus, durch Joseph II.: es war die Hülfe sogenannten aufgeklärten Despotismus oder, was Grunde dasselbe ist, die der Verblendung: das Natio im Laufe von Jahrhunderten Angelebte und heilig Ge dene sollte mit einem Schlage hinwegdecretirt, das k und despotisch Gebotene mit einem male in das Inn des Volks hineindecretirt werden. Es mislang nat ewig geltenden Gesetzen der Menschennatur und des V lebens im Staate vollständig; Belgien verfiel der R lution, dem Spiele zum Theil der gemeinsten Intri der rachsüchtigsten Leidenschaften, um zuletzt infolge der n Auflösung ein Opfer des republikanischen, seit Jahrhun seinen gierigen Blick auf das schöne Land richtenden N reich zu werden. Wie das alles geschehen, das hat ser Verfasser nach den Quellen ersten und zweiten R ges anschaulich geschildert. Auch aus Belgiens Ge ten ertönt die Stimme: Wer Ohren hat zu hören, höre!

Karl Zimm

*) Beiläufig bemerkt, halten wir die ausführliche Darstellung der neuern belgischen Geschicke und Zustände für den gelungensten Theil des ganzen Bandes.

Aus dem religionswissenschaftlichen Kampfe der Gegenwart.

1. Die protestantische Freiheit im Kampfe mit der kath Reaction. Eine Schutzschrift von Daniel Za Wiesbaden, Kreidel. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Der Christus des Glaubens und der Jesus der Ge Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu. Von Strauß. Berlin, F. Duncker. 1865. 8. 1 Thlr.
3. Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Chr thum. Von Julius Meyer. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.
4. Das Leben Jesu. Lehrbuch zunächst für akademische lesungen von Karl Hase. Fünfte verbesserte A Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1865. 8. 1 Thlr. 1

Während in dem Heerlager der Ultramontanen der protestantischen Orthodoxie oder Buchstabengläubi seit Monaten sehr monoton die Proteste oder Sch worte und Verketzerungen gegen die freisinnigere Ri und die Vernunft laut werden, herrscht unter den Ge tern dieser letztern die durch die individuelle Freihe den Muth eigener Wahrheitsforschung bedingte Mann faltigkeit und Frische; als unnöthig aber muß der Ge keit und Schroffheit erscheinen, mit der Strauß auf de Schenkel und Hase auf der andern Seite einand

kämpfen. Oder muß sich nicht Hengstenberg die Hände
ben, wenn Strauß in Bezug auf die Badener, welche
in ihren religiösen Ansichten und Rechten durch die
rklischen Pastoren nicht wollten kränken lassen, vielmehr
Lehrfreiheit vertheidigten und für Schenkel auftraten,
bittern Worte gebraucht: „Von den sieben Schwaben
t man, sie seien mit starker Wehr und großer Furcht
en ein Ungeheuer ausgezogen, das sich zuletzt als ein
se erwies; von den 700 Durlachern wird man der-
t sagen, daß sie sich ritterlich geschlagen, um ein
nner nicht in Feindes Hand fallen zu lassen, das in
rklichkeit ein geflickter Waschlappen war"? Es ist wahr,
Schenkel in frühern Jahren mit der Ullmann'schen
mittelungstheologie zusammengewirkt, aber er hat sich
derselben losgesagt, als sie es nicht wagte, der Reac-
entgegenzutreten; es ist wahr, daß seine Forderung
s andern Philosophen neben Kuno Fischer in Heidel-
diesen trefflichen Lehrer und ausgezeichneten Schrift-
r dort vom Katheder verdrängen half, indem die Fin-
inge zwar nicht die Berufung eines andern Philosophen,
aber die Entfernung des jungen feurigen Docenten
hsetzten; aber Schenkel hat auch hier nachgewiesen,
dieser Erfolg etwas ganz anderes war, als er beabsich-
, und hat sich seitdem mannhaft auf Seite der Ver-
t und des Gewissens gegen alle Hemmung und Be-
ung gestellt. Die Zeit hat ihn gereift, der Kampf
geläutert, warum sollen wir uns immer wieder an
Flecken aus einer überwundenen Vergangenheit
n?

Das neue Buch von Schenkel (Nr. 1) ist gerade
f berechnet, „den aufgeklärten Mittelschlag" über
ben und Wissen zu verständigen, und dieser gibt am
in Machtfragen den Ausschlag, er hat das kirchliche
rfniß eines religiösen Gemeindelebens, und mag nicht
Strauß im reinen Aether des einsamen Wissens le-
Die ruhig klare Kühle, die rücksichtslose Schärfe
Strauß ist in der kritischen Untersuchung bewunderns-
und ganz am Orte; aber das Gemüth hat auch
Recht, das Gewissen auch seine Forderungen, und
sträuben sich gegen eine Weltanschauung, welche die
nlichkeit des Geistes nur zu einem Entwickelungsmo-
im Proceß der logischen Kategorien oder der blinden
kräfte macht.

Gerade dem gebildeten Bürgerstande wird darum
kel's Schutzschrift ebenso sehr zu empfehlen sein,
e Kritik, welche Strauß an den jüngst veröffent-
Vorlesungen Schleiermacher's über das Leben Jesu
) übt, dem Gelehrten, dem Freunde wissenschaftlicher
uchung durch die Virtuosität des Verstandes und den
sinn der Beurtheilung einen fortwährenden Genuß
Da gilt keine Bemäntelung, keine Halbheit; die
räglichkeit des dogmatischen und des geschichtlichen
s, die Schleiermacher so gern ineinanderspielen
ird unerbittlich auf jedem Schritt und Tritt darge-
Aber wie nun der geschichtliche, rein menschlich auf-
Jesus dem religiösen Bedürfnisse des Gemüths
wie in ihm die Versöhnung Gottes und der Mensch-
heit vollzogen sei, dies zu erörtern läßt Strauß um so mehr beiseite, als ihm die zwei Ueberzeugungen des frommen Gemüths, die zwei auch von Kant aufrecht gehaltenen Forderungen der praktischen Vernunft: die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, sich in einem dialektischen Processe verflüchtigt haben, und es schwer begreiflich ist, wie er auf seinem pantheistischen Standpunkte die sittliche Freiheit des Geistes, an der er mit eigener innerer Kraft des Selbstbewußtseins festhält, wissenschaftlich behaupten kann. So hat Strauß das große, immerdar preiswerthe Verdienst des muthigen und wahrheitseifrigen Kritikers, der den Schutt der Jahrhunderte wegräumt, die Spreu für Spreu und den Kern für Kern erklärt, keine Vertuschung, sondern die Sache will; aber er sollte nicht verkennen, daß zu jedem Neubau noch andere Kräfte nöthig sind.

Von der neuen Bearbeitung des Strauß'schen „Leben Jesu", von ihrer Stellung zu dem ältern Werke wie zur Tübinger Schule und zu Renan hat Julius Meyer (Nr. 3) eine kurze Darlegung gegeben, um zum Studium des Buchs hinzuleiten; auf eigene Gedanken hat er dabei verzichtet, es sei denn, daß er es für merkwürdig erklärt, wie die Forderung, daß das Volk sein Verhältniß zum Christenthum zur Entschiedenheit bringe, aus der stillen Gelehrtenstube in demselben Zeitpunkte gestellt worden, da sich Deutschland endlich mit dem Schwert der That die ihm gebührende politische Stellung zu erringen suche; derselbe Geist wolle Schleswig-Holstein nicht den Dänen lassen, der nicht dem Zwang eines äußerlichen Kirchenglaubens unterworfen sein wolle. Da blitzt also S. 1 das Schwert der That und S. 3 hat das Volk nicht vermocht, seine Selbständigkeit durchzusetzen, nicht die politische Reife gezeigt, um aus dem Nebelreich der Phrase zur That überzugehen! Wie reimt sich das zusammen? Wenn Meyer behauptet, daß die neuere nachhegel'sche Philosophie „wenn auch mit noch so schwachen und versteckten Fäden an der kirchlichen Idee einer übernatürlichen Weltordnung hange", so kann das doch nur insofern für wahr gelten, als das Sittliche, der freie Wille und selbstbewußte Geist das Uebernatürliche ist; eine sittliche Weltordnung und ein sittliches Ideal will aber auch Meyer nicht aufgeben; möge er überlegen, wie sie zu behaupten sind, wenn nicht Gott oder das Absolute als selbstbewußte Güte, als der Wille der Liebe aufgefaßt wird.

Auch ein alter Kämpfer für den deutschen Geist und seine Freiheit wie für religiöse Wahrheit, Karl Hase, tritt mit einer neuen Auflage seines „Leben Jesu" (Nr. 4) auf den Plan. Unverändert ist der Grundgedanke seines Buchs, daß ein göttliches Princip sich in Jesu offenbare, aber ebendeshalb in rein menschlicher Form. Er sieht in der Weltgeschichte ein von der göttlichen Weltregierung und der menschlichen Freiheit gebildetes organisches Ganzes; er bemerkt dabei: „Jede Wirksamkeit Gottes in der Welt, insgemein nur durch ihre großartige und geheimnißvolle Kraft als solche empfunden, erscheint der religiösen Anschauung, deren Eigenthümlichkeit ist, mit Umgehung der natürlichen Mittelursachen auf den absoluten Urgrund

zurückzugehen, als ein Wunder, während dem Standpunkt der neuern Zeit und Bildung die Anerkennung eines im Menschlichen waltenden und durch den Naturzusammenhang vermittelten Göttlichen angehört. Die Wirksamkeit Gottes erfolgt nicht aus, aber nach den Weltgesetzen, weil die Welt selbst in und durch Gott ist." Nun kommt aber Hase dadurch ins Gedränge, daß ihm das Johannes-Evangelium das glaubwürdigste und von einem Augenzeugen herrührende ist; gerade da aber stehen die undenkbarsten Wunder! Da soll nun der Jünger einmal nicht dabei gewesen sein, ein andermal wird mit salbungsvollen Wendungen über die Sache hinweggegangen. Auch sucht Hase, wo er dichterische oder sagenhafte Elemente anerkennt, gern auf ultraliberalistische Art noch nach thatsächlichen Resten, mit wem man zwar nicht glaubt, daß Romulus der Sohn des Mars gewesen, ihn aber als das Kind einer Vestalin, als den ersten König von Rom festhält. Auch in Bezug auf die Auferstehung kommt der Unglaube an der Macht des Geistes zu Tage, die sich innerlich bezeugt; das geistige Fortleben Jesu und sein Einfluß auf den Geist der Jünger genügt ihm nicht, er will einen körperlichen Hervorgang aus dem Grabe. Sonst ist die Schrift klar, besonnen und das Ergebniß sorgsamer Prüfung aller wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiet. S.

Feuilleton.

Die Productivität der dramatischen Dichter.

Man ist heutigentags sehr rasch mit dem Vorwurf bei der Hand, daß große Fruchtbarkeit eines Dichters die innere Concentration unmöglich mache, man pflegt solche Talente als leichtfertige über die Achsel anzusehen. Dagegen macht man seine Reverenz vor jedem Product der Nachtlampen, das nach mehrjähriger Arbeit ans Licht des Tags tritt. Auch den Dramatikern gegenüber heißt es: unum, sed leonem, nach dem Vorbild von Leisewitz' „Julius von Tarent". Kotzebue, die Birch-Pfeiffer, Alexandre Dumas — sind sie nicht ebenso viele Beweise des verhängnißvollen Leichtsinns allzu großer Productivität? Und doch werden ursprünglich reiche Talente immer productiv sein; es ist die Armuth der Phantasie, die mit solchen unsterblichen Schwergeburten ans Tageslicht tritt. Unsere Classiker haben freilich, namentlich in Bezug auf das Drama, diesem Vorurtheil in die Hände gearbeitet. Doch war das Drama nicht die starke Seite unsers sonst so fruchtbaren Goethe; Schiller hatte sich ein Jahrzehnt ganz von ihm abgewendet, und als er wieder Jahr für Jahr eine Tragödie schuf, raffte ihn mitten in rastlosem und glänzendem Wirken der Tod hinweg. Daß Lessing aber ein reiches Dichtertalent besessen, das zu erhärten überlassen wir willig seinen Vergötterern. Gerade das Drama verlangt productive Köpfe, reiche Talente, unerschöpfliche Erfindungskraft; zu allen Zeiten hat es fruchtbare Dramatiker gegeben, ja sie sind in der Geschichte des Dramas die Regel. Eine Statistik der dramatischen Poesie ergibt dies leicht. Allen voraus steht Lope de Vega, der über 1500 Comedias und eine bedeutende Anzahl von Autos, Loas und Entremeses verfaßt hat. Doch auch Calderon dichtete 120 als echt nachgewiesene Dramen; von Tirso de Molina sind 51 Dramen vorhanden, und viele andere spanische Dichter wetteiferten mit den Heroen in Fruchtbarkeit. Von Shakspeare besitzen wir einige 30 als echt verbürgte Stücke. Beaumont und Fletcher dichteten 50, Massinger 37, selbst der gelehrte Ben Jonson 50 Stücke. Thomas Heywood soll gar an 220 Stücken mitbetheiligt gewesen sein. Von den drei großen Tragikern der Griechen werden dem Sophokles 130 Stücke zugeschrieben, von denen der Grammatiker Aristophanes nur 17 für unecht erklärt. Euripides hat 75, Aeschylus 70 oder 90 Dramen, Aristophanes 54 Lustspiele gedichtet. Der erste Lustspieldichter der neuen attischen Komödie, Menander, schrieb 109 Dramen, Philemon 97, Diphilos von Syrakus 100 Stücke. Noch fruchtbarer waren die Vertreter der mittlern attischen Komödie: Alexis hat 245, Antiphanes gar nach Suidas 280 oder nach der Angabe von andern 365 Lustspiele geschrieben. Wir könnten dies Register leicht noch vervollständigen, sowol in Bezug auf die alte, wie auf die neue Zeit; wir erwähnen indeß, damit Deutschland nicht leer ausgehe, unsern Altmeister Hans Sachs, der 208 Komödien und Tragödien und etwa 1700 Schwänke und dialogisirte Dichtungen vorfand, als er im dreiundsiebzigsten Lebensjahre sein selbstverfaßtes poetischen Hausschatz musterte. Da sich auf seinem Register einige der größten Dramatiker aller Zeiten finden, so sollte man mit dem Vorwurfe „allzu großer Productivität" vorsichtiger umgehen und namentlich genau zusehen, ob nicht damit oft aus der Noth eine Tugend gemacht wird.

Meyerbeer, Rouget de Lisle und Goethe.

Aus dem Werke Blaze de Bury's über Meyerbeer und seine Zeit erfahren wir, daß Meyerbeer einmal mit dem Dichter der Marseillaise, Rouget de Lisle, verhandelte, um ihm einen Operntext zu erhalten. Doch zerschlugen sich die Verhandlungen wieder. Später trat er mit Blaze de Bury in der „Revue des deux mondes" in einer scharfen Fehde der „Hugenotten" dem Maëstro die melodiöse Begabung bestritten, sich aber nach längerer Zeit in einen Bewunderer desselben verwandelt hatte, in nähere Verbindung. Blaze de Bury hatte ein Drama: „Goethe's Jugend", gedichtet, zu welchem Meyerbeer die Musik componiren wollte. In dem Drama kam der „Erlkönig" vor, das Parzenlied aus der „Jphigenie", Gretchen's Kirchenscene und das seraphische Hosianna aus dem zweiten Theile von Goethe's „Faust". Eine Zeit lang hieß es, das Drama werde an dem Odeontheater zur Aufführung kommen, doch wurde es immer bald aus dem einen, bald aus dem andern Grunde hinausgeschoben. Doch die Composition ist vorhanden, das Werk ist fertig. Bei dieser Gelegenheit weisen wir auf eine Aeußerung Goethe's bei Eckermann hin, nach welcher der Dichter keinem andern Componisten als Meyerbeer die Composition seines „Faust" anvertrauen würde. Inzwischen hatte der Franzose Gounod mit seiner tollen Oper den Vogel abgeschossen und namentlich durch die Kirchenscene Gretchen's gewiß Meyerbeer veranlaßt, die seinige noch zurückzubehalten.

Vom französischen Theater.

An dem großen Theater, das Alexandre Dumas unter besondere Protection genommen hat, wird sein „Hamlet" dem Publikum von St.-Antoine vorgeführt werden. Am Schlusse wird die große „Sündflut" in fünf Acten und sechs Tableaux gespielt. Diese „Sündflut" ist von den Herren Clairville und Siraudin in Scene gesetzt. Unsere Zeit ist zu ungläubig, als daß après nous le déluge gilt nicht mehr. Die Costüme sollen sehr archäologisch correct sein, das Ballet ist sehr kunstvoll in der Sündflut verwebt. Einmal wird es von babylonischen Priesterinnen bajaderenhaft getanzt. Von dem zweiten Acte sagt ein französischer Kritiker: „Es scheint als wenn die Tänzer von Pompadour Sem, Ham und Japhet einen Ball gäben."

Europäischer Geschichtskalender.

Zu den mannichfachen Bedürfnissen, die sich beim zeitungs-
nden, der Oeffentlichkeit vielfach zugewandten Publikum der
genwart allmählich herausgebildet haben, gehören übersichtliche
hlgeordnete Recapitulationen des tagesgeschichtlichen Stoffs,
im Laufe jedes Jahres an die Tausende der Journalleser
antrat. Die Unternehmungen, welche diesem Bedürfniß ent-
enkamen, haben sich beinahe immer guten Erfolgs und großer
breitung zu erfreuen gehabt. Auch der „Europäische Geschichts-
nder", herausgegeben von H. Schultheß (fünfter Jahrgang;
dlingen, Beck), obwol er sich weitere Ziele steckt und von
rm Gehalt ist, scheint unter die Werke treten zu wollen, die
en Hausbibliotheken des großen Publikums alljährlich will-
men sind. Begründet 1860 und zuerst durch H. von Sy-
l gewichtiges Vorwort eingeführt, erscheint der Schultheß'-
Kalender zum fünften mal und drängt in seinem stattlichen
nicht übergroßen Umfange geschickt die reiche Fülle des
ffs zusammen, welche das „Jahr 1864" gebracht hat. Er-
t wird er durch die übersichtliche allgemeine „Chronik der
ligsten Ereignisse im europäischen Staatensysteme im Jahre
!". An diese summarische Chronik schließt sich dann das
lle, nach den einzelnen Staaten geordnete Tagebuch aller
ieselben wichtigen Vorgänge. Erhöht wird der Werth des
buchs durch die vollständige oder auszugsweise Einfügung
besonders wichtigen Actenstücke, Proclamationen, Adressen,
schen, Briefe und officiellen Reden. Die „Beilagen" thei-
weitere umfangreichere Actenstücke mit, deren Einschaltung
n Text nicht räthlich schien, in diesem Jahrgang die „Ent-
ngen des englischen Blaubuchs über die Politik Hannovers
r schleswig-holsteinischen Frage vom Januar bis März
", ferner die Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich,
zen und Dänemark vom 1. August 1864 und den „Wie-
riedensvertrag" zwischen eben diesen Staaten vom 30. Oc-
1864. An all dies reichhaltige thatsächliche Material,
s dem Motto des Schultheß'schen Kalenders: „Facta
natur", wol entspricht, reiht sich endlich noch eine trefflich
ebene „Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1864", welche
, gedrängt, im Urtheil maßvoll und in jeder Weise wohl
et ist, Verständniß und Aufnahme der übrigen Theile des
zu erleichtern.

Bibliographie.

nard, G., Der Spanier. Aus dem Französischen übersetzt von
eßner. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

nerland. — Jeverland im Großherzogthum Oldenburg. Ethno-
e Skizze. Schleswig, Schulbuchh. 8. 4 Ngr.

rth, C. G., Der Negerkönig Zamba. Eine Sklavengeschichte.
lck zu „Onkel Tom's Hütte". Nach dem Englischen bearbeitet.
Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 15 Ngr.

meister, A., Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst.
e Vorträge. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

rn und die neue Aera. 12 Kapitel über die heutige Rechtshand-
und den socialen Krieg. München, Lentner. Gr. 8. 12 Ngr.

er, D., Die Kirche und die Naturforschung. Mainz, Kirchheim.
Ngr.

Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Ver-
g der christlichen Wahrheit für Gebildete. Unter leitender Mit-
von O. Zöckler und R. Grau, herausgegeben von O. Andreä
rachmann. 1865. Juli—December. 6 Hfte. Gütersloh, Ber-
. Gr. 8. 22½ Ngr.

ermann, J., Volk, man betrügt dich! Aus dem Französischen
von C. F. Trippe. Soest, Nasse. 12. 3¾ Ngr.

er, A., Erzählungen, Novellen und Gedichte. 3ter Bd. Bern,
. 1 Thlr. 6 Ngr.

r, F., Die Genesis der Volks-Wirthschaft. Stuttgart, Schaber.
8. 1 Thlr.

ltsch, L., Liederbuch. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1866.
16 Ngr.

llero, F., Religiöse Aufsätze übersetzt von Hedw. Wolf. Wien,
sten-Congreg.-Buchh. 8. 12 Ngr.

e Alighieri's göttliche Komödie. Uebersetzt von K. Witte.
Decker. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

inger, F. X., Laienkatechismus über Religion, Offenbarung und
ainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

ing, J., Freiherr Heinrich Harkard v. Rollingen, weil. Fürst-
bischof zu Speier. Eine biographische Skizze. Luxemburg, Brück. 12.
10 Ngr.

Gaßmann, T., Heitere Bühnenspiele. 2 Bde. Hamburg, Gaßmann.
8. à 1 Thlr.

Geyer, P., Frankreich unter Napoleon III. Politisch-oekonomische
Skizzen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goerwitz, H., Jena's Hochschul-Visitation zur 50jährigen Jubelfeier
der deutschen Burschenschaft am 14. bis 16. August 1865. Eine Geister-
stimme an die Stimmung der Geister. Jena, Doebereiner. Gr. 16. 4 Ngr.

Hansen, C. P., Das Schleswig'sche Wattenmeer und die friesischen
Inseln. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich, H., Aus der Schuldhaft! Ein Nothschrei an unsere Gesetz-
geber. Leipzig, J. A. Barth. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoche, R., Ein Schulheft Christoph Martin Wielands. Nach dem
Original herausgegeben. Leipzig, Teubner. 4. 12 Ngr.

Holzwarth, F. J., Der Abfall der Niederlande. 1ster Bd. Genesis
der Revolution. 1559—1566. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.
7½ Ngr.

Huber, J., Professor Stöckl in Münster. Ein Beitrag zur Charakte-
ristik neuscholastischer Wissenschaftlichkeit. München, Lentner. Gr. 8. 3 Ngr.

Hurter, F. v., Kaiser Ferdinand der Zweite. Sein Hinscheid, seine
Regententhätigkeit, seine Eigenschaften, seine Familie und sein Hof. Wien,
Mechitharisten.-Congreg.-Buchh. 8. 9 Ngr.

Kalsch, A., Vitibuch. Ein Roman. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8.
3 Thlr. 15 Ngr.

Kehrein, J., Das Annolied. Genauer Abdruck des Opitzischen
Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch. Frankfurt a. M., Verlag für
Kunst u. Wiss. Gr. 8. 12 Ngr.

Kessel, L. v., Schill und seine Gefährten. Leipzig, Dürr'sche Buchh.
1866. 8. 24 Ngr.

Klapp, M., Vom grünen Tisch. Bilder, Figuren und Geschichten
aus den deutschen Spielbädern. Berlin, Behrend. Gr. 16. 15 Ngr.

Krüger, J., Der Verschwender. Novelle. Altona, Verlags-Bureau.
8. 20 Ngr.

Lorenz, A., Die Königin der Barrikaden oder: Durch Mord zum
Thron. Frei nach dem Französischen. 1ste und 2te Lief. Berlin, Moeser.
Gr. 8. à 3 Ngr.

Ludwig, G., Bethlehem. Im Jahre 1864 besucht. Bern, Dalp. 8.
10 Ngr.

Meerheimb, R. v., Paul Kinischi, der ungarische Volks-Held. Die
Geschichte vom Müllerburschen, der sich bis zum Generalissimus empor-
schwang. Magyarisches Nationals-Gedicht in völlig freier Umdichtung nach
dem ungarischen Original. Pest, Gebr. Lauffer. 8. 10 Ngr.

Menk-Dittmarsch, F., Die Herzogin von der Liebe Gnaden. Eine
Hof- und Volksgeschichte. Wien, Literar.-artist. Anstalt. 8. 20 Ngr.

Menzel, R., Das Leben Walthers von der Vogelweide. Leipzig,
Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Muralt, E. v., Die göttliche Eingebung in der heiligen Schrift und
die Stufen derselben bei den 4 Evangelien. Akademische Antrittsrede.
Bern, Haller. Gr. 8. 4 Ngr.

Ohneforge, F., Ludwig Uhland. Biographisch-literarische Skizze.
Dresden. Gr. 8. 3 Ngr.

Palacky, F., Oesterreichs Staatsidee. Prag, Kober. 1866. Gr. 8.
18 Ngr.

Peter, A., Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. I. Kin-
derlieder und Kinderspiele, Volkslieder und Volksschauspiele, Sprichworte.
Troppau. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Petersen, A., Die protestantische Lehrfreiheit und ihre Grenzen.
Ein offenes Wort zum ersten deutschen Protestantentage. Frankfurt a. M.,
Winter. 8. 7½ Ngr.

Petersen, R. M., Plattdütsche Fabeln. Bertellungen un Märten
in Angelnner Mundart. Dresden. Gr. 16. 15 Ngr.

Pröffel, F., Erhebung der Seele zu Gott. Nach Napoleon Roussel.
Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Radenhausen, C., Deutschlands Machtgröße in schwebenden Fra-
gen. Hamburg, O. Meißner. 8. 10 Ngr.

Ruß, K., Naturwissenschaftliche Blicke in's tägliche Leben. Breslau,
E. Trewendt. 8. 1 Thlr.

Schäzler, C. v., Natur und Uebernatur. Das Dogma von der
Gnade und die theologische Frage der Gegenwart. Eine Kritik der Kuhn'-
schen Theologie. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiff, H., Die wilde Rabbizin. Novelle. Nebst Anhang: Schab-
beschmuh der Familie Absatz. Humoristisch-politische Gespräche aus den
Jahren 1850—51. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 24 Ngr.

— — Selbstbekenntnisse eines Gesinnungsfloh. Novellen. Hamburg,
J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.

Schmidt, F., Die Hohenstaufen und ihre Zeit. 1ster Thl. Berlin,
Boetticher. 8. 20 Ngr.

Die Serben und die orientalische Frage. Von einem Serben. Bautzen,
Schmaler u. Pech. Gr. 8. 5 Ngr.

Sighart, J., Reliquien aus Rom. Zur Kunstgeschichte und Volks-
kunde. Augsburg, Kranzfelder. 8. 22½ Ngr.

Thal, F., Beatrix von Burgund. Schauspiel. Zeitz, Huch. 16.
15 Ngr.

Laubert, E., Gedichte. Berlin, Heinicke. 16. 20 Ngr.

Beltheim, H. v., Valentina. Erzählung, frei nach dem Französi-
schen des H. Audeval. Mainz, Kirchheim. 8. 24 Ngr.

Die Verjudung des christlichen Staates. Ein Wort zur Zeit. Leipzig,
Matthes. 8. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Berliner Photographien. Berlin, Janke. 8.
10 Ngr.

Welper, E., Platon und seine Zeit. Historisch-biographisches Le-
bensbild in 3 Abtheilungen. Kassel, Jungklaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Physische Geographie des Heiligen Landes.

Von

Edward Robinson.

Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Werke über Palästina auf beiden Hemisphären rühmlichst bekannte Gelehrte hat in vorliegender „Physischen Geographie des Heiligen Landes" einen Theil der Resultate seines über ein Vierteljahrhundert fortgesetzten unermüdlichen Forschens niedergelegt und systematisch zusammengefasst. Das Werk ist innerlich fertig und abgeschlossen von der Hand des kürzlich verstorbenen bewährten Forschers der Nachwelt hinterlassen worden und wird als nothwendige Ergänzung, ja als systematischer Abschluss seiner frühern Schriften über das Heilige Land dem wissenschaftlichen Publikum hoch willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von

Friedrich Bülau.

Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden zu je 1 Thlr.

Beim Beginne dieses bekannten Sammelwerks sagte der inzwischen verstorbene Herausgeber Friedrich Bülau, der bekannte Publicist, Professor an der Universität Leipzig: „Allgemein ist das Interesse, welches man für wechselvolle oder für merkwürdige und doch wenig bekannte Persönlichkeiten empfindet." Daß er sich mit dieser Annahme nicht geirrt, beweist die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem Unternehmen von Anfang an entgegengebracht und bis zum Schluß des — aus zwölf Bänden bestehenden — Werks erhalten hat. Auch heute noch währt dieses Interesse unvermindert fort und die Verlagshandlung veranstaltete eine zweite Auflage, deren Preis um mehr als die Hälfte billiger gestellt ist. Der Band von durchschnittlich 30 Bogen kostet nur 1 Thlr. (gegen 2½ Thlr. der ersten Auflage).

Für Lesebibliotheken, Historiker, Genealogen, Publicisten sowie für Freunde der Geschichte und Biographie wird diese nun vollständig vorliegende neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks gewiß eine willkommene Erscheinung sein.

G. Grote'sche Verlagshandlung in Hamm.

Soeben erschien:

Shakspeare's Hamlet

seinem Grundgedanken und Inhalte nach erläutert.

Von **Dr. August Döring.**

6 Bogen 8. Geh. 12 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen

in den Vereinigten Staaten, Canada und

Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, [illegible] ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der [illegible] lativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und [illegible] in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Gegenüber dem unlängst erschienenen Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben", von Wilhelm von Chézy, dem Sohne Helmina's, verdienen ihre vor wenig Jahren veröffentlichten Memoiren aufs neue der Beachtung des deutschen Publicums empfohlen zu werden.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen [illegible] interessanten Erfahrungen und Beobachtungen über [illegible] Lebens während ihrer letzten Lebenstage, und schon [illegible] erblindet, einer Nichte in die Feder. Die berliner [illegible] zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige [illegible] später, die Zustände von Paris unter dem Consulat [illegible] Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in [illegible] und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften [illegible] hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit — [illegible] verleiht dieser bedeutsamen literarischen Erscheinung [illegible] wöhnliche Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 21. September 1865.

Inhalt: Neue Dramen aus deutscher Geschichte. Von **Rudolf Gottschall.** — Zur „Nachtseite des Seelenlebens". Von **Julius Frauenstädt.** — Moderne Belletristik. Von **Arthur Levysohn.** — Zur Kenntniß des griechischen Alterthums. — Religiöse Dichtung. Von **Georg Hesinger.** — **Feuilleton.** (Literarische Plaudereien; Deutsche Lyriker in englischer Uebersetzung; Eine französische Prachtausgabe.) — **Bibliographie. — Anzeigen.**

Neue Dramen aus deutscher Geschichte.

Ohne Frage hat der vaterländische Stoff für das ama seine gewichtigen Vorzüge; ein Dichter verliert t leicht seine Kraft, solange er die Heimaterde berührt. ch bedarf diese allgemein anerkannte Wahrheit auch der der Beschränkung. Ein nationales Drama braucht t immer in engerm Sinne ein patriotisches zu sein, umgekehrt hat das patriotische als solches noch nicht Recht auf den Ehrentitel des nationalen. Die deutsche ionalität ist nicht an die Landesgrenzen gebunden; der sche Geist hat allgemein menschliche Interessen. Auch in zu weites Zurückgreifen in die Geschichte unsers rlandes für den Dramatiker nicht vortheilhaft; er auf rohe und geistlose Epochen stoßen, denen das Vaterlandsgefühl keine Sympathien erwecken kann, Tendenzen, welche für die Gegenwart keine bewegende t mehr haben. Das erste Gesetz des Dramas aber im Geiste der Gegenwart zu dichten, von der Schaue herab zum Herzen der Nation zu sprechen, allgeanregend, allgemein verständlich. Das kann aber kein ritterliches Spectakelstück, mag es auch auf deutErde spielen, mögen selbst namhafte deutsche Könige Kaiser darin mitwirken. Fort mit dem alten Plunaus den Rüstkammern der Vergangenheit! Diese erter können wir nicht mehr heben, diese Helme ern uns! Wir haben keine Sympathien mehr mit echtlicher Bravour. Ein Stoff, in dem nicht eine thische Ader für unser Jahrhundert schimmert, genicht auf die Bühne der Gegenwart, mag er auch noch so patriotisch sein! Was uns bei Raumer, bei el, bei Giesebrecht interessirt, das interessirt uns b noch nicht auf den weltbedeutenden Bretern! Da unsere Theilnahme unmittelbar gefesselt sein, ohne en Kreis gelehrter Vermittelungen zu durchlaufen. mit der Zauberformel „patriotisch" kommt man nicht denn die deutsche Geschichte ist reich an anarchischen leien nach dem Recht des Stärkern, welche nur für hilosophie eines Hobbes und den Romanpinsel eines et eine Ausbeute geben würden, für die Tragödie nbrauchbar sind.

Unsere Dramatiker greifen in die vaterländische Geschichte wie in einen Glückstopf! Alt oder neu, Cherusker oder Sachsen, Hohenstaufen und Hohenzollern und Wittelsbacher, Bärenhäute, Ritterharnische, Zopfuniformen — es gilt alles gleich. Deutsch ist deutsch und Gott ist groß, und das ist ein Vaterlandsverräther, der sich nicht begeistern läßt, wenn der Sturm durch Tuisco's Eichen rauscht. Wenn wir nicht irren, ertheilte Gervinus einmal den Rath, in der Wahl der Stoffe nicht über die Reformation hinaus zurückzugehen; auch Vischer betont, daß der günstigste Stoff der Tragödie in den großen Gärungsmomenten der neuen Zeit liegt. „Die radical einschneidenden Naturen sind häufiger und handeln nicht nur mit hellem Bewußtsein, sondern haben auch das tiefer in sich concentrirte, der Einfachheit typischer Objectivität entwachsene Leben, dessen das Drama bedarf. Als Goethe und Schiller nach Egmont, Fiesco, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart griffen, zeigten sie dem neuen Drama den richtigen Weg." Diese Rathschläge sind trefflich und sollten von unsern Dichtern mehr beachtet werden, als bisher geschehen.

Es liegt eine Reihe von Dramen aus deutscher Geschichte vor uns und zwar aus den verschiedensten Zeiten derselben. Beginnen wir mit denen, deren Stoffe uns der Zeit nach am nächsten liegen:

1. Prinz Louis Ferdinand. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Hosäus. Berlin, Weber und Comp. 1865. 8. 15 Ngr.

Die Befreiungskriege sind ein großes Epos; die Vorläufer derselben, Ferdinand von Schill, Prinz Louis Ferdinand, die echten Helden der Tragödie. Sie gerathen mehr oder weniger, vom Pathos der Zukunft erfüllt, in Conflict mit den bestehenden Mächten ihrer Zeit; ihr Untergang war tragisch, aber die Versöhnung liegt für uns darin, daß die nächste Zukunft ihnen recht gab und ihr Streben verklärte.

So ist Prinz Louis Ferdinand ein dramatischer Held, ein genialer Prinz, ein Feuergeist in einer matten Zeit. Weil sie ihm nichts zu thun gab, verzehrte er seine Kraft in Liebeshändeln, im Verkehr mit schönen und geistreichen

Frauen. Als seine Partei, die Kriegspartei in Preußen, gesiegt, als der Kampf begonnen hat, da fällt er als das erste Opfer desselben, als das erste Opfer des veralteten preußischen Kriegswesens, des erschlafften soldatischen Kastengeistes.

Den Hauptcharakter gibt die Geschichte, aber wie schwer bleibt es, ihn aus dem Bereich der Stimmungen herauszuversetzen, ihn in eine echt dramatische Handlung zu verweben. Dies ist auch unserm Dichter nicht gelungen. Es wird über Krieg und Frieden hin- und hergesprochen; die Parteien treten sich scharf gegenüber: Massenbach, der Bewunderer des Corsen, als entschiedener Vorkämpfer des Friedens; Marwitz, Blücher, der Prinz als Anhänger des Kriegs; Haugwitz schwankend, zuletzt durch seine gekränkte Eitelkeit sich der Kriegspartei zuneigend. Da erfahren wir plötzlich, nach einem Monolog von Haugwitz, der auf die kriegerische Entscheidung gar nicht bestimmend einwirken kann, daß der König den Krieg erklärt hat; wir erfahren es aus dem Munde des Prinzen selbst:

Es gab ein Ringen wie auf Tod und Leben,
Doch endlich, endlich gab der Better nach.
Laß laut im Saal es fröhlich widerhallen:
Wir sollen Krieg mit Bonaparte haben.

Hier läßt der Dichter offenbar eine Scene erzählen, welche er vor unsern Augen dramatisch herausarbeiten mußte: die Scene, welche den kritischen Höhenpunkt des Dramas bildet. Die ganze Salonscene im Palais des Prinzen, wie sie jetzt ist, erscheint als müßig. Statt dessen mußten wir in das Cabinet des Königs geführt werden, wir mußten diesen Kampf auf Tod und Leben mit Augen sehen, entwickelt nach dem Gesetz dramatischer Steigerung, Gewichte und Gegengewichte weise und wirksam vertheilt, endend mit dem Triumph des Prinzen; Haugwitz, Massenbach, statt im Salon herumzubummeln, waren dort an ihrem Platze. Der zweite Actschluß, in welchem Prinz Louis den Brief des Königs empfängt, der ihn zur Rechenschaft nach Berlin zu sich ladet, ihm die bittersten Vorwürfe macht, forderte mit Nothwendigkeit diese complementarische Scene, welche durch den Gegensatz der Charaktere und Richtungen einer entschieden dramatischen Wirkung fähig war.

Es ist der Grundfehler des Stücks, daß der Dichter hier wie die Katze um den heißen Brei herumgeht, statt die Gegensätze energisch aufeinanderplatzen zu lassen. Doch ist dies vielleicht nicht blos aus Lässigkeit versäumt worden. Hier spielten jedenfalls Rücksichten mit, die außerhalb des ästhetischen Kreises liegen. Ein Drama, welches den König Friedrich Wilhelm III. auf die Bühne bringt, verzichtet damit auf seine Aufführbarkeit an den großen Theatern. Und es ist ein gutes Recht des Dichters, nicht auf die Bühne der Gegenwart zu verzichten. Doch durch diese äußere Nöthigung wird der Strom der Handlung zurückgedämmt und überflutet in der Gestalt von Reflexionen seine Ufer. So kommen auch die einzelnen Charaktere mehr als Vertreter bestimmter Richtungen, denen sie einen oft geistvollen Ausdruck geben, zur Geltung, als durch ihr thatkräftiges Eingreifen in die Handlung. Der letzte Act entwickelt dramatisches Leben in kriegerischer Form. Sehen wir indeß von diesen Mängeln im Bau des Stücks ab, so finden wir in der Ausführung des einzelnen viel Ansprechendes und Erfreuliches: eine maßvoll verständige Haltung, die sich oft zum Schwung erhebt, nirgends zum Ueberschwenglichen verstiegt, eine geschickte Gruppirung der männlichen, eine feine Centralisirung der Frauencharaktere, patriotische Wärme in der Beseelung des Geschichtlichen. Der innere Kampf des Prinzen, der sich „in den Gluten eines Meleager" verzehrt, um mit Herwegh zu sprechen, ist in der Unterredung mit Rahel im ersten Aufzug durchaus lebendig ausgedrückt:

Ich soll nicht athmen dürfen!
Soll nicht einmal den Herrn des Landes bitten:
Gib deinem Knecht zu thun — denn Thaten sind
Sein täglich Brot; er geht zu Grunde, Herr!
Was man dem Bettler gibt, versagt man mir.
O meine Seel' ist voll Musik, mein Herz
Ist offen, Rahel, gegen jedermann:
So gönnt mir wenigstens das Glück der Liebe.
Doch nein, man reißt mich los: ich sei ein Prinz
Und dürfe wen'gen nur des Herzens Neigung,
Des Herzens Liebe spenden; als Ersatz
Weist man mich an den Ruhm. Doch da die Hand
Ich nun erhebe, reißt man mich zurück!
Ich wollte klagen: doch ein Prinz soll schweigen
Und ewig wie die Sonne heiter sein.
O ich bin elend, und ein Bruder scheint
Mir jeder, der des Elends Bürde trägt:
Ich rüttle an den Ketten, mich und alle
Elendsgenossen von dem Bann zu lösen.
Da ruft man: still, du rüttelst an dem Throne,
Du stehst zu nahe, zähme deine Hand.
Ein Prinz soll stets des Thrones Stütze sein,
Nicht Sturm bereiten! Und ich rufe wieder:
So gebt mir Theil am Thron! Und wieder schallt's:
O Narr, untheilbar ist der goldne Stuhl!
So laßt mich los und öffnet mir das Land:
Ein Prinz darf nicht in fremdem Dienste leben!
Ob du zur That geboren, modre hin!
Ob du für Ehre glühest, trage Schimpf;
Ob Ruhm dich lockt, thu' nichts und ernte Schmach!
Ob's dich zur Freiheit ziehet, trage Ketten!
O Freunde, wie tragt ihr des Lebens Druck,
Den Widerspruch der innersten Natur
Mit des Geschicks verrätherisch dunkeln Mächten!

Schwunghaft ist die Prophezeiung, welche der vor dem Treffen von Saalfeld an Blücher richtet

Heil, daß ihr hofft, o pfleget diesen Glauben,
Bewahrt ihn noch auch in der tiefsten Nacht,
Daß, wenn der Tag ob unserm Untergang
Von neuem scheint, er Frucht und Samen trage!
Ja wohl, er siegt: zweischneidig aber wird
Das frevlerisch erworbne Glück ihm werden:
Der Neugewinn wird seine Last auch mehren,
Durch Preußens Fall wird er des Russen Rache
Und in die Völker wird der Keim gelegt
Zu jenem Haß, dem jeder noch erlag.
Ja, fern erblick' ich schon den goldnen Morgen,
Der unserm Vaterland Erlösung bringt,
Und als der zweiten, glücklichern Erhebung
Gepriesnen Geist seh' ich im Schlachtgetümmel
Den weißen Bart im Morgenwinde wehend,

Das Schwert gezückt, gefei'rt von jedem Preußen,
Euch, Blücher, durch die dunkeln Wolken fahren!
Tod oder Sieg!

Wie in der Wahl des Stoffs der moderne Instinct, tritt in der Ausführung, wie diese Proben zeigen, ein er und würdevoller historischer Stil hervor, sodaß wir das Talent des Dichters die besten Hoffnungen knüpfen fen.

Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Acten von Hans Koester. Berlin, G. Reimer. 1865. 8. 15 Ngr.

Es gibt Stoffe, die auf den Dramatiker eine magische ockung ausüben. Immer wieder werden die Talente ihre Kreise gelockt. Ulrich von Hutten ist ein solcher off. Einen so volksthümlichen Helden, einen so freisbegeisterten Mann, den Vorkämpfer gegen die Dunkelaner, gleich streitlustig mit der Feder wie mit dem wert, der deutschen Bühne zu erobern, ist eine Auf- e „des Schweißes der Edeln werth"! Und immer der, an welcher Seite man den Stoff fassen mag, erst er sich als spröde, und immer wieder mislingt das eben, diesen Volkshelden auf unserer Bühne einzubürgern. Ein Held, der, für eine Idee von solcher Tragweite Vollgültigkeit begeistert, seine Lebensverhältnisse im ipfe für dieselbe zerrüttet, muß als dramatisch berechterscheinen. Selbst die Freizügigkeit Hutten's, welche n Shakspeare'schen Wechsel der Scene bedingt, mag die dramatische Behandlung nicht störend sein. Wol erscheint sein Ende, der Untergang des Helden, nur ckerster Verknüpfung mit seinen Bestrebungen. Hier in epischer Grundzug, den keine poetische Licenz verkann. Hutten stirbt an einer Krankheit, und wie aus der Geschichte weiß, an einer „galanten" Krankwelche mit seinem Kampfe für Recht und Freiheit s gemein hat. Mag der Dramatiker nun auch diese kheit unter eine andere pathologische Rubrik bringen, er Hutten an Erschöpfung sterben lassen, die als s seines flüchtigen Umherziehens und der feindlichen lgungen in Zusammenhang mit seinem Wirken get werden kann — es fehlt immer die innere Nothigkeit des tragischen Ausgangs; er bleibt ein zufälliund wird deshalb nicht erschütternd wirken. Da die lt als solche dramatisches Leben und moderne Beng hat, so würden unsere Dramatiker vielleicht am thun, eine Episode aus seinem Leben zu behandeln, lcher sich sein Charakter scharf ausprägt, sein ganBirken und Streben concentrirt.

Hans Koester's „Ulrich von Hutten" ist eine völlige beitung eines frühern Dramas. Wir haben diese tige Tragödie mit vielem Interesse durchgelesen, weil einem markigen, frisch charakteristischen Stil durchst ist, voll von Leben und Bewegung, wenngleich Bau des Dramas eine in scharfer Gliederung hertende Architektur fehlt. Es war ein glücklicher Griff r's, den Conflict Ulrich von Hutten's mit seinem , mit seiner Familie in den Vordergrund zu stellen, rade in diesem Conflict eine echt tragische Bedeutliegt; aber die unruhige Bewegung des Stücks läßt den Autor nicht dazu kommen, denselben in so nachdrücklicher Weise zu betonen, daß er eine reine, voll austönende Wirkung übt. Ulrich im Heere der Bauern, an der Leiche seines Vaters, der sich selbst mit einem Flügel seiner Burg in den Abgrund gestürzt hat — das ist ein so scharfer Einschnitt der tragischen Handlung, ein so ergreifendes Moment, daß es durch keine darauffolgenden Scenen verdunkelt werden durfte. Doch Koester's Held findet sich durch einige, wenn auch kraftvolle Worten mit diesem furchtbaren Eindruck ab; die ganze Scene erhält durch ihre Stellung in der Handlung etwas Episodisches. Denn gleich darauf wird Hutten von den Bauern gebunden und hat noch dazu eine Scene mit Kaiser Karl V., eine Scene von geistiger Tragweite, von energischem Ausdruck; aber diese Ueberfülle läßt nichts einzelnes zu voller Geltung kommen. Hutten erscheint wie ein verzweifelter Kämpfer, der, an sein Princip wie an eine Mauer gelehnt, nach allen Seiten sich zur Wehr setzen, hier gegen seine Familie, dort gegen seinen Freund, hier gegen die Bauern, dort gegen den Kaiser kämpfen muß; aber indem so von allen Seiten der Windrose auf ihn losgestürmt wird, zersplittert sich auch unsere Theilnahme bald hierhin bald dorthin; der Dichter credenzt uns den vollen Becher der Geschichte; doch sein Ueberschäumen ist unserm Behagen nicht förderlich. Die dramatische Spannung geht wesentlich aus der Beschränkung hervor, die uns Zeit vergönnt, den Feind zu messen und gleichzeitig die innere Entwickelung des Helden zu belauschen.

Wir rechten mit dem Dichter in Betreff der dramatischen Oekonomie seines Werks. Er mag sich auf manche Shakspeare'sche Historien berufen; wir vermissen auch in diesen den dramatischen Mittelpunkt. Davon abgesehen aber ist in Koester's „Hutten" dramatischer Nerv in Situationen und Charakteren. Es ist weder der blasse Jambenton der schlechten Schiller'schen Schule, der nachgerade ganz zu verschießen anfängt, noch die Roheit des burschikosen Kraftpathos, die uns immer an einen Plumpudding erinnert, der durch eine in Flammen gesteckte Rumsauce beleuchtet wird; es ist eine tüchtige, den Charakteren und Situationen angemessene, oft humoristische, oft schwunghafte Diction in Vers und Prosa, die freilich oft willkürlich und überhaupt zu Ungunsten des einheitlichen Gepräges der Dichtung miteinander wechseln. Der alte Hutten ist tüchtig aus dem Stein gehauen; vortrefflich namentlich Erasmus gezeichnet, Humanist zugleich und Humorist, in dessen ganzer Redeweise feinlaunige Weltklugheit die fortwährend eingestreuten Brocken classischer Gelehrsamkeit gleichsam in succum et sanguinem vertirt. Er ist eben im Begriff, auch den Namen Hutten zu „humanisiren" und nach weithergeholter Etymologie als Kalybion ins Griechische zu übersetzen, als dieser auf die Straße stürzt, um sich zum Kampfe wider Herzog Ulrich von Würtemberg unter Sickingen's Fahnen anwerben zu lassen. Darauf ergeht sich Erasmus in folgenden, höchst charakteristischen Betrachtungen:

Fort und dahin! — Was mit Kalybion
Ich zu erbaun gedacht — reißt Hutten ein!

Medias in res — umstellt, umjauchzt, umschrieen ...
Und ohne Auswahl Händedrücke wechselnd,
Als wär's in einer alten Bücherei,
Wo aus dem Wust des Staubes, ohne Scheu
Vor der Besleckung, die begier'ge Hand
Ein selten Pergament sich niederlangt.
Ich fass' es nicht; — ist demosthenisch schreiben,
Denn mehr nicht werth, als martialisch handeln,
Daß er die Reden wider Herzog Ulrich
Nun mit dem Schwert noch unterstreichen muß? —
Nach meinem Sinn wär' solch duellum nicht;
Doch liegt's vielleicht im Blut, wenn die Natur
Die einen Hunde für die Jagd bestimmt,
Die andern für den Zug und die Bewachung; —
Wie sie die Nase tragen, ob nach unten,
Ob hoch hinaus, sind sie doch alle Köter,
Und Wissen ist's allein, was eximirt. —
Ich sah in Flandernland einst einen Kerl,
Der glüh'nde Kohlen fraß; — hätt' meinem Ritter
Auf Ritterehr' er 's Angebot gemacht,
Ich glaub', er hätte Feu'r mit ihm verschlungen,
Und die verbrannte Zunge hinterdrein
Ins Wappen sich gesetzt — ein Scävola
An seinem eignen Schlund. — Nun, meinetwegen;
Doch merk' ich's für die Zukunft, daß ich mit
Centauren nicht Gemeinschaft pflegen will,
Die wiehern, wo wir lachen; mit den Hufen
Dreinschlagen, wo wir necken; und wie's kommt,
Auch Hafer aus dem Helm der Pallas fräßen.

Doch auch das Pathos, das Hutten's Seele erfüllt, kommt oft zu gedankenkräftigem Ausdruck, so namentlich in den Scenen mit Sickingen und Kaiser Karl und in der Sterbescene, in welcher er an die deutschen Studenten folgende Worte richtet:

In deiner Brust,
Du, deutschen Volkes Edelreis und Blüte,
Du, Goldgefäß und köstlichstes Metall,
In das sich unser theu'rstes Hoffen faßt,
Ruh', wie in erzner Urne, Hutten's Herz.
Mit Kränzen schmück' dein Schiff, und hoch die Wimpel,
Das Purpursegel richte fest aufs Ziel! —
Bewahrt das neue Licht, das euch erstand,
Mit keuschem Herzen, mit getreuer Hand,
Und was einst Hutten's Schwert nicht durft' gelingen,
In Hutten's Geist sollt ihr's zu Ende bringen!

Fortgewünscht hätten wir in der Scene mit dem Kaiser die Erscheinung des Geistes von Hutten's Vater. Ulrich an der Leiche seines Vaters — das wäre ein wirksamerer Abschluß gewesen. Dann aber, wie man auch über das schlechte „Aufkläricht" denken mag: Ulrich von Hutten wird in eine ganz schiefe Beleuchtung gerückt, wenn er als „Geisterseher" erscheint. Hutten ist kein träumerischer Dänenprinz; er darf durchaus keinen visionären, mystischen Zug haben. Die Männer der Reformation haben mit allerlei Spuk aufgeräumt, und namentlich Hutten erquickt durch die Tageshelle des modernen Bewußtseins, die sein Wirken durchleuchtet. Wozu ihm einen Geist auf den Hals schicken, sei es auch nur ein aus der Seele herausgeworfener Schatten?

3. Dramen von Elisabeth Grube, geb. Diez. Jacobe von Baden. Die Lützower. Wittekind, der Sachsen-Herzog. Düsseldorf, Schaub. 1864. 8.

Die Verfasserin dieser Stücke ist eine würdige Matrone, die Schwester der als Legendendichterin bekannten Katharina Diez. Während unsere ältern Dramatiker „still auf gerettetem Boot in den Hafen" treiben, schifft sie noch in den „dramatischen Ocean mit tausend Masten" hinaus. Und in der That haben diese Stücke etwas Frisches und Gesundes und sind frei von jeder Manierirtheit; die „Lützower", allerdings nur eine epische Skizze, haben in ihrer markigen Prosa doch etwas vom Schwung jener Tage. Der alte Blücher ist zwar nur skizzirt, aber als prächtige Figur aus altpreußischem Kernholz getreuer geschnitzt, als allerlei auf unsern Bühnen herumirrlichtelirende Theaterblücher. Auch Frau von Lützow, jene Gräfin von Ahlefeld, deren Biographie Ludmilla Assing herausgegeben hat, spielt in dem Schauspiel mit. Vor blutigen Kampfscenen bebt die Dichterin nicht zurück. Auch in Sachsenherzog „Wittekind" tobt mehrfach Schlachtgetümmel über die Bühne. Das Stück ist übrigens in kräftigen, wohltönenden Jamben geschrieben; der Gegensatz zwischen Karl und Wittekind ist in seiner geschichtlichen Berechtigung erfaßt, das altdeutsch Sagenhafte zu theatralischer Wirkung benutzt. Ein gewisser biederer treuherziger Ton, der durch das Ganze geht, spricht uns immer mehr an, je mehr unsere deutschen Urhelden auf den Kothurn gestellt zu werden pflegen. „Jacobe von Baden" behandelt den bekannten, oft dichterisch verwertheten Stoff in schlichtem Fortgang. Als originell erwähnen wir die Anwendung des stummen Spiels, das oft in Hauptsituationen, wie z. B. bei der Ermordung der Herzogin Jacobe, bis zu selbständigen pantomimischen Scenen ausgedehnt wird. Nach dem Monolog der Jacobe heißt es:

Einige Augenblicke bleibt Jacobe mit tiefgesenktem Haupt betend knien, dann steht sie auf, beugt sich einathmend über die Rose und tritt dann hinter den Vorhang, der das Schlafzimmer bezeichnet.

Das Orchester spielt ein passendes Adagio und die Musik dauert fort bis zum Eintritt der Mörder.

Es ist Nacht, die Lampe verlöscht, Mondlicht schimmert bleich durch die hohen Fenster. Tiefe Stille auf der Bühne, man hört nur hier und da durch die Klänge der Musik das Ticken des großen Perpendikels an der Wanduhr. Mit dem Aufhören der Musik schlägt die zwölfte Stunde.

Leise öffnet sich eine Tapetenthüre, die Prinzessin Sibylla läßt den Kurd und noch einen wild aussehenden Gesellen eintreten, sie schreitet langsam vor in des Zimmers Mitte, zeigt nach dem Vorhange, dem Schlafzimmer der Herzogin.

Kurd sieht sich ängstlich um, er trägt ein dunkles Tuch in der Hand, sein Gefährte leuchtet mit einer Blendlaterne und hält in der andern Hand einen Strick, mit dem er winkend nach dem Schlafzimmer deutet; dann stellt er die Laterne auf den Hausaltar, neben das Krüglein mit der Rose, und beide verschwinden hinter dem Vorhange.

Prinzessin Sibylla bleibt zurück und lauscht mit wilder Geberde nach dem Schlafzimmer hin — dort hört man ein Geräusch; dann den unterdrückten Ruf: Jesus, Maria! — und auf die Prinzessin mit teuflischer Triumphgeberde durch die Tapetenthür entflieht.

Daß der ganze Vorgang sorgsam und leise behandelt wird, bedingt die Situation.

Dann wieder einige Augenblicke Stille. Mit allen Zeichen der Angst kommt Kurd zurück, der andere Mörder faßt ihn bei der Hand und greift nach der Laterne, wobei ihm der Strick entfällt; dann führt er den wankenden Kurd zur Tapete

us, die er draußen sorgfältig verschließt. Aus der Ferne
man den Ton einer Glocke, die zur nächtlichen Hora läutet.
Als Probe für die edle und kräftige Behandlung
Jambus, wie sie fast durchgängig in diesem Drama
greisen Dichterin zu finden ist, theilen wir die fol-
de Rede Wittekind's vor der Entscheidungsschlacht aus
vierten Acte des gleichnamigen Dramas mit:

Möcht' es so bleiben, Alboin, dann wird
Von diesem Tag der Enkel noch erzählen,
Und wenn die Götter fügen, daß wir fallen
Wird Sachsenland ein großes Hünenmal,
Und wir erleiden rechten Heldentod.
Mir ist so leicht und frei — ich möchte
Den großen Karl zum Einzelkampfe fordern,
Und mit ihm ringen um den Siegespreis.
Als ich bewacht von dir am Hügel lag,
Im kurzen Schlummer mich zum Kampf zu stärken,
Hat mich ein seltsam Traumbild aufgeweckt,
Und noch ist mir die Seele still verklärt
Von dem, was furchtbar schön der Traum mir zeigte.

Rings war, so däuchte mir, der Kampf entbrannt,
Du flogst mit mir dahin die Todesbahn,
Aus vielen Wunden strömte unser Blut
Und aus dem Frankenlager scholl es: Sieg!
Die Unsern fielen, und in wilder Flucht
Erkämpften sich den Rückzug nur die Sachsen;
Die Hasse strömte Blut, und fürchterlich
War unsrer Niederlage Jammerbild.
Da theilten, wie ein Vorhang, sich die Wolken,
Und aus dem Sonnengold, das niederglänzte,
Schwebt' eine Lichtgestalt, so hehr und mild
Wie ich mir Baldur's Götterschöne denke.
Im linken Arme trug ein Kreuz der Lichtheld
Und in der Rechten einen Palmenzweig —
Und „Friede — Friede!" säuselt's durch die Wolken.
Die Sachsen und die Franken blickten auf
In Himmelshöhe, stille stand die Schlacht,
Und auf dem Hügel hielt der große Karl,
Umglänzt von eines Regenbogens Schimmer,
Er weithin über Freund und Feind sich wölbte.
Er selber eilte an des Königs Seite.
Er sprang von seinem Schlachtroß, reichte mir
Im frohen Gruß die Rechte brüderlich,
Und als ich still an seinem Herzen lag,
Da säuselt's wieder aus der lichten Höhe,
Und von der grünen Erde: „Friede, Friede!"

Du weckteſt mich — das Traumbild war entflohn,
Vor durch den Sonnennebel sah ich noch
Den hohen Lichtheld winken mit dem Zweig.

Ich habe niemals seliger geträumt,
Mein Waffenbruder, und wenn auch die Schlacht,
Ein drohendes Gewitter, vor uns steht:
Komm reite mit dir nach dem Hügel hin,
Uns des Friedens Himmelsgruß umweht.

Bürger-Kaiser. Nationalschauspiel in fünf Aufzügen
Thumser. München, L. Finsterlin. 1865. Gr. 8.
Ngr.

Einer der Lieblingsstoffe aus deutscher Geschichte ist
Kampf der Waffen und des Edelmuths, der sich an
Namen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oester-
knüpft. Ludwig Uhland, Paul Heyse, Nissen in
und andere Dramatiker haben diesen Stoff, den
ein humaner Geist durchweht, behandelt, ohne indeß
diesen Stücken auf der Bühne heimisch werden zu
Das Ei des braven Schweppermann wollte kein
dramatisches Columbusei werden, die blaue Blume der deut-
schen Treue welkte immer rasch am Busen unserer Mel-
pomene. Offenbar ist der Stoff nicht von dem Holze,
aus dem man Tragödien schnitzt; dennoch lockt er immer
wieder, als eine ansprechende und liebenswürdige Anekdote,
deren Pointe eine Verklärung deutschen Edelsinns ist.

Für Thumser hatten die Beziehungen Ludwig's und
Friedrich's einen mehr episodischen Werth; er zeigt uns
Kaiser Ludwig vorzugsweise im Kampfe mit dem Papst-
thum und der Hierarchie; er wollte ein politisches Drama
schreiben, das, wie ein Igel zusammengekugelt, alle seine
Tendenzstacheln gegen Rom kehrt. Die Behandlungsweise
der Freundschaftsscenen ist durchaus nicht sentimental.
Als Ludwig dem gefangenen Gegenkönig zuerst den Vor-
schlag macht, mit ihm die Krone zu theilen, entgegnet
dieser:

Zwei Hunde nagen leichter noch ein Bein,
Als daß zwei Kaiser eine Krone tragen.

Es gehört dies zu jenen naturwüchsigen Kraftaus-
drücken, an denen das Stück reich ist. Wir wollten den
Maßstab dramatischer Oekonomie und Steigerung, künstleri-
scher Gruppirung, der Correctheit des Verses und der
Bilder an die Dichtung anlegen, als uns zu rechter Zeit
das Vorwort ins Auge fiel, das dem Kritiker in Versen,
die an die Hans Sachs'sche Dichtweise anklingen, gewid-
mete Vorwort:

Nicht die Schablone, Geist und Stil
Gewährt der Dichtung ein Asyl
Im Ruhmeshain —

Und die spätere Stelle:

Drum bitt' ich, lieber Kritikus,
Steh' nicht auf Eigensinns Bockfuß!
Ruf' nicht, entspricht's nicht deinem Schema,
Ueber mein Werk das Anathema!

Wir wollen diesem Rathe folgen, an das Werk nicht
das ästhetische Schema legen, sondern uns an manchen
originellen Einfällen und gesinnungsvollen Kraftstellen des-
selben erfreuen. Sehr energisch sind z. B. Ludwig's Reden
über den Adel zu Gunsten des Bürgerthums (S. 5) und
gegen die Klerisei (S. 55). Nur eine kleine Aeußerlichkeit
müssen wir noch rügen, den Misbrauch der mythologischen
Bilder, die damals keineswegs so geläufig waren wie
heute. Der Burggraf von Hohenzollern spricht in einer
Scene von Vulcan, von Titanenfelsen, von Cyklopen, von
Aeolus, von Höllenhund, von Scylla und Charybdis —
das ist offenbar des Guten zu viel.

5. Patkul. Ein historisches Schauspiel aus der Zeit der Hin-
gehörigkeit Livlands zu Schweden, im Anschluß als erster
Theil zu Gutzkow's Trauerspiel. Von Baron Plessen von
Tiefenhausen. 1865. 8.

Wir würden dies Stück nicht unter den „deutschen
Dramen" besprechen können, wäre es nicht die Tendenz
des Autors gewesen, Patkul als einen Helden des von
den Schweden in Livland unterdrückten Deutschthums hin-
zustellen, eine Tendenz, die mehrfach mit vieler Wärme
vertreten wird. So sagt Patkul im dritten Act:

Ein Nothschrei geht durchs Land nach Hülf' und Rettung,
Bis in die tiefsten Falten meines Herzens

Dringt dieser Ruf! Wie viele sind in Armuth
Verfallen schon! Die wollt' ich schützen, retten,
Verschaffen ihnen die verlorne Hab'!
Die Schweden woll'n mit Stumpf und Stiel vernichten,
Was deutsch hier ist, was deutsch hier spricht und denkt.
Das ist ihr Ziel! Fünfhundert Jahre sind
Entschwunden, seit am Ostseestrande hier
Das deutsche Leben Wurzel hat gefaßt!
Mit schweren Sorgen, unter bittern Kämpfen
Hab'n unsre Vorfahr'n diese junge Saat
Gehütet und gepflegt; mög' dieser Geist
Auch übergehn auf die, die nach uns kommen;
Dann wird das deutsche Leben sich erhalten,
Und allen Stürmen trotzen, neue Blüten
Stets treiben; schwindet aber dieser Geist,
Dann welkt es hin wie eine Blume, die man
Entwurzelt hat! Vor solcher Schmach und Schande
Sei Livland stets durch Gottes Gnad' bewahrt!

Die Verwickelungen, in welche Patkul als Vorkämpfer des deutsch-livländischen Adels mit der schwedischen Gewaltherrschaft gerieth, seine Verfolgung wegen Hochverraths, seine Gefangennehmung und Befreiung durch eindringende Russen bilden den Inhalt dieses Stücks, das aber nur in bunter Scenenfolge nach Art einer historischen Chronik zusammengereiht ist, ohne dramatische Architektonik. Die Erfindung des Dichters beschränkt sich auf den Schlußeffect, der, soviel uns bekannt, nicht auf historischer Grundlage ruht. Die Charaktere vertreten nur ihre politische Richtung und Stellung, ohne individuell ausgearbeitet zu sein. Die Verse selbst sind meistens edel, nur hin und wieder durch harte Apostrophirungen entstellt.

6. Kaiser Heinrich der Vierte. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abtheilungen von Ferdinand von Saar. Erste Abtheilung: Hildebrand. Heidelberg, Weiß. 1865. 8. 1 Thlr.

In diesem Trauerspiel ist dramatischer Nerv in Sprache und Charakteristik. Auch ist der Bau desselben so kunstgerecht, wie es nur irgend die Fülle eines deutsch-geschichtlichen Stoffs zuläßt, der sich in der Regel so zersplittert, wie die Interessen des Heiligen römischen Reichs. Von den deutschen Kaisern, die theils mit ihren Vasallen, theils mit dem Papstthum zu kämpfen hatten, dürfte Heinrich IV. am meisten für das Drama geeignet sein, mehr als die Hohenstaufen, deren imposantere Gestalten doch vorzugsweise aus dem Erz des Epos gegossen sind. Mindestens hat Heinrich's IV. Kampf mit dem Papstthum jene scharfmarkirten Krisen aufzuweisen, welche das Drama liebt, weil Schlag und Gegenschlag in ihnen energisch hervortreten. Heinrich IV. im Büßergewand in Canossa, Gregor VII. von den siegreichen deutschen Truppen in der Engelsburg belagert und flüchtig — das sind so scharfe, schon von der Geschichte gegebene Einschnitte in der dramatischen Entwickelung, wie wir sie in der Geschichte der Hohenstaufen nicht finden. Wo aber ein geschichtlicher Conflict sich am schärfsten ausprägt, da ist der geeignetste Boden für die dramatische Kunst. Der Kampf des Kaiserthums und des Papstthums hat für die von ganz andern, größern geistigen Aufgaben bewegte Gegenwart sein wesentliches Interesse verloren. Will man ihn aber darstellen, so muß er ein für allemal, gleichsam urbildlich dargestellt werden — und dazu bedarf es der idealen Form. Nichts verfehlter als diese endlosen Heinrichtragödien, in denen sich der Grundgedanke durch monotonen Wiederholungen bis zur Indifferenz verflacht. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen: das Heimniß des Dramatischen ist die Abbreviatur, τὸ ἅπαξ λεγόμενον, und dabei an den Goethe'schen Spruch erinnern: „Getretner Quark wird breit, nicht stark."

Heinrich IV. in Canossa und der in der Barbarossasterbende Gregor — das erschöpft den Kampf des Lehnsthums und Papstthums. Auch hat der Dichter die Krisen an die richtige Stelle gesetzt. Wir haben in unserer „Poesie" darauf hingewiesen, daß der dritte Act den Höhepunkt der Krisis, der vierte die Peripetie, der fünfte die Katastrophe enthalten soll. Indem der Dichter die Busse in Canossa an das Ende des dritten, die Flucht des Papstes aus Rom an das Ende des vierten, seinen Tod in Salerno an den Schluß des fünften Actes setzt, hat er in einem Drama, welches den Namen Hildebrand auf der Stirn trägt, diesen dramaturgischen Vorschriften in das genaueste genügt.

Dennoch macht die Architektur des Dramas nicht den Eindruck jener wünschenswerthen Knappheit und Geschlossenheit, nicht in jener Gipfelung, welche die Spannung fordert. Der Autor läßt uns zu viel anarchischen Reichsstoff verdauen. Schon im zweiten Act macht sich das feudalische Vasallenthum allzu breit, und wenn auch der Dichter jeden Kopf dieser vielköpfigen Hyder zu einem individuellen Charakterkopf auszuarbeiten versuchte, so wird doch das Interesse dadurch abgelenkt und zersplittert. Die politischen Verwickelungen ebenfalls dramatisch auszubeuten, dazu fehlte es in dem Drama an Raum. Wir erfahren daher im vierten Act von Ulrich von Godesheim ein ganzes Kapitel deutscher Geschichte vorgetragen: Heinrichs Kämpfe in Deutschland: Rohstoff, der sich selbst nicht zu einem Drama ausarbeiten läßt. Auch die Bettlerscenen im fünften Act halten wir für einen in sehr vielen historischen Geschichtsdramen wiederkehrenden Misgriff. Solche Scenen, welche das historische Colorit ausführen helfen, gehören in die Exposition — im fünften Act lähmen sie den Fortgang der Handlung, welche hier zum Schluß eilen muß. Die Spannung aber ist mit Nothwendigkeit an das Geschick der Hauptpersonen geknüpft.

Heinrich IV. und Gregor VII. sind in unserm Drama nicht blos Gefäße für die Ideen, welche sie vertreten, sind menschlich individualisirte Gestalten. Ihr gegenseitiges Verhältniß zu Mathilde, das auf glühendem, doch sublimirtem sinnlichen Verlangen ruht, ist mit tragischem Ernst auf das Cölibat in seinem Schöpfer gerichtet. Die Ehe zwischen Heinrich und Bertha bildet hierzu einen grellen, erschreckenden Gegensatz. Die bigote, ganz der Kirche ergebene Kaisermutter Agnes ist in der Sterbescene mit dramatischer Kraft geschildert. Kurz vor ihrem Tode kommt sie in einem Traum noch einmal die ganze verdammte Poesie des Lebens:

Vernimm, Clotild, und schaudere zusammen,
Was heute Nacht in meinem Innern vorging.

Vorm Altar lag ich einsam auf den Knien
Und wollte beten. Aber die Gedanken,
Abtrünnig meinem Willen, rissen stets
Sich von der Andacht los und führten mich
Im Geist hinaus ins Lager meines Sohns.
Dort fand ich ihn im nächt'gen Zelte sitzen,
Die edle Stirne stützend mit der Hand,
Von bleicher Ampel sein Gesicht beschienen.
Jetzt sah er mich, sprang auf und stürzte rasch
Mit offnen Armen auf mich zu — und ich,
Des Dranges nimmer mächtig meiner Seele,
Sint' an sein Herz. Da plötzlich wird es mir,
Als stehe mein Gemahl, der mir voran
Zur ew'gen Ruh' gegangen, ihm zur Seite
Und halte segnend über uns die Hände.
Und jetzt — weh' mir! beginn' ich sündig eitel
Vergangner Jahre Spur zurückzuschreiten.
Die Krone seh' ich meinem Scheitel glänzen,
Von Purpur diese Glieder reich umflutet,
Mich selbst in jugendlicher Schöne thronen
Zur Seite dem gewalt'gen deutschen Kaiser!
Ich bin zurückversetzt in jene Zeit,
Wo er zu Ingelheim empfangen mich
Als Braut. Musik erklingt, der Lärm des Festes,
Der Menge Jubel braust an unser Ohr,
Indessen wir im Garten selig wandeln,
Zerstreuten Fingers blüh'nde Rosen pflücken
Und sie zerpflücken in verschämter Glut.
Entsetzen faßte mich, ich riß mich los
Gewaltsam von den sündhaft-wüsten Bildern
Und floh zurück in meine düstre Zelle.
Umsonst! Sie folgten mir und schlichen sich,
Als ich entschlummerte, in meine Träume.

iese Erzählung diene zugleich als Probe für die in Phrasen aufgehende, sondern fast durchgängig uliche und sinnlich warme Diction.

Rudolf Gottschall.

Zur „Nachtseite des Seelenlebens".

und Tod nebst den damit zusammenhängenden Erschei-
jen des Seelenlebens. Eine psychologisch-apologetische
terung des Schlaf- und Traumlebens, des Ahnungs-
ögens und des höhern Aufleuchtens der Seele im Ster-
von Franz Splittgerber. Erste Lieferung: Das Le-
er Seele im Schlaf und Traum. Halle, Fricke. 1865.
8. 22½ Ngr.

ist nicht zufällig, daß sich vorzugsweise Theologen ligiös-gläubige Psychologen gern der sogenannten seite des Seelenlebens", den Erscheinungen des s, des Hellsehens, der Ekstase, den Geister- und ererscheinungen zuwenden. Denn hier liegen nach Dafürhalten Erscheinungen vor, die das „Herein-der übernatürlichen Welt in die natürliche" und die Existenz des Uebernatürlichen beweisen; hier ferner Begebenheiten vor, welche die individuelle er der Seele nach dem Tode sozusagen handgreif-chen. Dieses Gebiet läßt sich daher apologetisch n, und auch der Verfasser der vorliegenden Schrift s — wie schon der Beisatz auf dem Titel: „psy-h-apologetisch" andeutet — in diesem Sinne aus; wie er im Vorwort selbst eingesteht, die apologe-endenz, „aus den behandelten Seelenzuständen die tialität und ewige Dauer der menschlichen Seele den auflösenden Principien des modernen Materialismus gegenüber nachzuweisen".

Es geht hieraus schon hervor, daß von theologischer Seite keine unbefangene, rein objective, streng wissenschaftliche Auffassung und Deutung dieser Erscheinungen zu erwarten ist. Denn die Wissenschaft darf keine andere Tendenz haben, als die Ermittelung der Wahrheit; wo sich „apologetische" Tendenzen einmischen, da wird der wissenschaftliche Charakter einer Untersuchung schon von vornherein verdorben. Man sieht die Thatsachen von Haus aus darauf an, ob sie sich nicht zur Vertheidigung des theologischen Glaubens gebrauchen lassen.

Wem es daher um eine wissenschaftliche Erkenntniß der „Nachtseite des Seelenlebens" zu thun ist, dem möchten wir die vorliegende Schrift nicht empfehlen. Wir würden ihn vielmehr auf Schopenhauer's „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt" im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena", sowie auf dessen Kapitel über „Magie" in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur" verweisen. Wem es hingegen nur um eine gutgeordnete Sammlung der merkwürdigsten Erscheinungen des Nachtgebiets des Seelenlebens zu thun ist und daneben um Bestätigung für seinen religiösen Glauben, dem können wir die vorliegende Schrift empfehlen. Der religiös Gläubige nimmt es ja mit Beweisen nicht so streng, wie der wissenschaftliche Kritiker; ihm ist es mehr um Erbauung als um Evidenz zu thun. Ihn wird es daher auch z. B. befriedigen, wenn der Verfasser die „Mysterien des Todes" dazu benutzt, „den Nachweis zu führen, daß mit dem völligen Zusammenbrechen des Leibes eine innere Concentration unsers Geisteslebens verbunden ist, aus welcher nicht selten die mächtigsten Effulgurationen desselben hervorleuchten, die aus physischen Ursachen unerklärlich bleiben, die uns aber sehr wohl verständlich werden unter der Voraussetzung, daß die von ihrem materiellen Stoffleibe sich freimachende und in das Reich des Lichts auffsteigende Seele ihre innern gottverwandten Kräfte darin offenbart, ja daß in diesen Verzückungen der scheidenden Seele bereits das Morgenroth des ewigen Lebens aufleuchtet und sie die Schwelle eines höhern Jenseits gleichsam schon mit einem Fuß darin betreten hat"!

Der Verfasser gehört — das läßt sich nicht leugnen — zu den gebildeten, d. h. zu den ihren Glauben in wissenschaftliche Formen kleidenden Theologen. Er spricht von der „esoterischen Tiefe" des Seelenlebens, von den „metaphysischen", von den „transscendenten" Kräften des in unserm Innern verborgenen „Genius" u. s. w. Er beruft sich auf Carus und J. H. Fichte, von denen ersterer „den Schlüssel zur Erkenntniß vom Wesen des bewußten Seelenlebens in der Region des Unbewußten" findet, und letzterer die ekstatischen Zustände des Seelenlebens ausdrücklich als „Vorstufen des ewigen Lebens im Diesseits" betrachtet. Aber alle diese von moderner Wissenschaft und Bildung angekränkelten Theologen machen den Eindruck der Halbheit und Gebrochenheit. Es ist nicht kräftiger, altgläubiger Supranaturalismus, was aus ihnen spricht,

noch auch entschiedener moderner Rationalismus und Naturalismus, sondern ein Gemisch von beiden. Sie möchten gern die Erscheinungen natürlich erklären, möchten aber auch nicht gern den Wunderglauben, den Glauben an übernatürliche Offenbarungen Gottes, an übernatürliche Inspirationen fahren lassen.

Der Philosoph, z. B. Schopenhauer, erklärt die wunderbaren, die Raum- und Zeitgrenzen, die dem Individuum im wachen Leben gezogen sind, überschreitenden Visionen des prophetischen Traums und der Ekstase aus dem transscendenten, metaphysischen Wesen des Menschen, aus dem jenseit seiner Individualität gelegenen, über dieselbe übergreifenden, sie in innere Einheit mit allem, was ist, setzenden Wesen, welches transscendente Wesen ihm jedoch immanent ist. Von einem außerweltlichen Gott, der von außen und oben her in den Menschen einwirkt, ist hier also nicht die Rede, sondern nur von einer Vertiefung des Menschen in sein metaphysisches Wesen. Aus dieser werden die Erscheinungen des Hellsehens erklärt. Das ist eine einheitliche Erklärung. Denn obwol hier ein relativ Uebernatürliches angenommen wird, nämlich das transscendente, metaphysische Wesen, das alle Individuen in der Wurzel verbindet, und es daher dem einen möglich macht, in Raum und Zeit entfernte Vorgänge aus dem Leben eines andern zu schauen; so ist doch dieses Uebernatürliche innerhalb der Welt gelegen, ist ein Natürliches, macht das Wesen und den Kern der Natur aus.

Aber mit diesem Metaphysischen, Transscendenten der Philosophie begnügen sich die Theologen nicht, sondern haben daneben noch ein persönliches, außerweltliches Wesen. So sagt z. B. unser Verfasser über die „Offenbarungsträume", die ihm die höchste Stufe des Traumlebens einnehmen (S. 149 fg.):

Das Eigenthümliche dieser Traumgesichte besteht darin, daß dem Menschen mittels derselben Gottes specieller Wille kund wird, wie er ihn allein aus dem geschriebenen Wort Gottes und den durch das Gewissen dargereichten Motiven nicht erkennen könnte, wie auch, daß durch diese Visionen ihm zukünftige Ereignisse vergegenwärtigt werden, deren Voraussicht wegen ihrer Beziehung zu Gottes Rathschluß und dessen heilsgeschichtlicher Vollführung weit über die Grenzen des natürlichen Ahnungsvermögens hinausliegt und sich auch von dessen Aeußerungsweise wesentlich unterscheidet. Solche Träume nun, weil sie ein wesentliches Glied der Kette der geistlichen Heilsverwirklichung bilden, werden sowol im Alten als im Neuen Testament vielfach erzählt..... Freilich die herrschende Psychologie will die Objectivität solcher innerlichen Vorgänge (speciell die göttliche Einwirkung darin auf den Geist des Menschen) weder in Beziehung auf die Gewissens-, noch erst recht in Hinsicht auf die Offenbarungsträume anerkennen; sie meint vielmehr, daß der Mensch in solchen Fällen „sein eigener religiöser Genius" werde, und nur der Reflex seiner subjectiv erregten Innerlichkeit sich darin abspiegele. Diese modernen Seelenforscher aber sollten füglich erst bei den Alten in die Schule gehen, welche ein viel besseres Verständniß und unbefangeneres Urtheil über innere Vorgänge dieser Art hatten, obwol sie dem lebendigen, sich manchmal und auf mancherlei Weise offenbarenden Gott doch um vieles ferner standen als unsere christliche Zeit. Durch das ganze Alterthum nämlich, von den Dichtern bis zu den edlern Philosophen, geht die vielfach bezeugte Anschauung, daß in dem eigenthümlichen, zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwebenden Zustande des Traums die Seele für den Verkehr mit der Gottheit und für göttliche Ein[wir]kungen überhaupt im besondern Maße empfänglich sei, [und] halb auch viele Träume als momentane Offenbarung[en] oben her anzusehen seien.

Nach Anführung einiger Beispiele fährt der Ver[fas]ser fort:

Wenn aber so das classische Heidenthum das Eingreifen göttlichen Willens in die Nachtgebilde des Seelenlebens möglich hielt, wie viel eher sollte uns das einleuchten, [daß] das lebendige Walten des persönlichen Gottes aus der [Ge]schichtlichen Entwickelung seines Reichs zur Genüge [kenn]en. Oder sollte es diesem liebevoll sich herablassenden Gott wohl anstehen, sowol um einzelne Seelen dem Himmel [zu] zu führen, als auch um neue Stadien in der Entwickelungsgeschichte seines Reichs anzubahnen, von ihm gewirkte Traumbilder in die Gedankenwelt seiner Frommen hineinzuweben oder Vorstellungen und Begriffe, die sie während des wachen Lebens auf natürlichem Wege gewonnen haben, durch den Geist so auszugestalten, daß dem Menschengeist Uebernatürliches, Mysteriöses und Zukünftiges dadurch aufgeschlossen wird? Fürwahr, wer nicht an die Stelle des lebendigen Gottes, der in jedem Augenblick seine ganze Schöpfung und somit auch den Menschengeist durchdringt, den starren Mechanismus der Naturgesetze aufrichtet; wer es zugibt, daß der Allgegenwärtige, der Allwissende, so oft er es will, auch auf eine außerordentliche Weise eingreifen kann in die innere Lebensentwickelung des einzelnen Menschen wie in die Geschicke der Welt: der kann selbst gegen die fortdauernde Möglichkeit derartiger Offenbarungsträume nichts Wesentliches einwenden können.

Hier wird also dem „starren Mechanismus der Naturgesetze" eine lebendige außerweltliche Macht entgegengestellt, die jeden Augenblick auf übernatürliche Weise in die innere natürliche Lebensentwickelung jedes einzelnen eingreifen kann. Als ob bei solchem Eingreifen überhaupt von „innerer natürlicher Lebensentwickelung" die Rede sein könnte! Wahrlich, eine mechanischere Auffassung, als die theologische, die von außen und oben Traumbilder in die Seelen der Frommen „hineinweben" läßt, kann es nicht geben. Daß das classische Heidenthum, auf welches der Verfasser beruft, ebenfalls an solche Weberei geglaubt hat, ist noch kein Beweis für die Wahrheit dieses Glaubens.

Julius Frauenstädt.

Moderne Belletristik.

1. Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen von Luise Ernesti (Malvine von Humbracht). Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1865. 8. 3 Thlr.

Es gab eine Zeit, da saßen Leute auf den Richterstühlen mit Taubenherzen und Lammsgeduld, überflossen von Milde und ritterlicher Galanterie, es galt, schriftstellerische Leistungen des schönen Geschlechts zu würdigen; Leute, die mit emsigstem Bienenfleiß echter „Käferphilosophie" unverdrossen bemüht waren, der kärglichen literarischen Blüte zu saugen und zu saugen, bis es ihnen gelungen, ein Tröpfchen ähnlicher Flüssigkeit zum Vorschein zu bringen. Sie hatten das Kunststück zu Wege gebracht, sich dem Weibe gegenüber einer ganz besondern, mit Galanterie und Aesthetik befleißen zu können. Uns ist dies nicht [in] Weit entfernt, den Frauen die Wallfahrt zum [Par]nasse wehren zu wollen, sind wir nur der bescheidenen

Wind und Sonne für jeglich Geschlecht gleich getheilt müsse. Wir gingen mit einem günstigen Vorurtheil die Lektüre von Luise Ernesti's „Novellen und Skizzen". entsannen uns einer „Partie nach den Externsteinen", wir vor Jahren irgendwo angetroffen und die keine ngenehme Erinnerung in uns zurückgelassen. Selbst vierbändiger Roman „Aristokratin und Fabrikant" der- n Verfasserin war uns halb und halb noch gegen- tig. Dazu kam, daß unser Auge eben noch auf eine ndigung der Keil'schen „Gartenlaube" gefallen war, welcher unter andern „als trefflich anerkannten Bei- n" auch die Luise Ernesti's sich verzeichnet befanden. ließ sich somit doch mindestens erträgliches Mittelgut rten. Welch herbe Täuschung!

Aus „alter und neuer Zeit" werden uns zunächst zzen" aufgetischt, die, sofern sie den „Marcolini'schen st" und die „Grabstätten ferner Jahrhunderte" in den behandeln, ebenso jedes tiefern Interesses ent- n, als sie zugleich mit einem thurmhohen Aufputz türlicher Sentimentalität versehen sind, welch letztere das oberflächliche Gefallen sonst wenig gebildeter reise an derartiger Lektüre nothwendig abschwächen muß. Beide Aufsätze, ebenso wie der mit dem Titel „Gei- genwart" bezeichnete Artikel, sind mit jenem anekdo- ten, historisch sein sollenden Apparat à la Mühlbach ffirt, der ohne gewisse „zornsprühende Augen", „töd- Blicke" u. s. w. diverser großer Männer nicht wol existi- nnte. Genug davon, diese „Skizzen" sind ärmlich Wortes voller Bedeutung. Inhalt und Darstel- weise scheinen sich in dieser Beziehung ergänzen zu

ber die „Novellen"? Die sind noch ärmlicher, wenn ämlich möglich. Da ist gleich die eine, die erste: Unrechte" geheißen. Da haben wir zu Anfang ein aus Misverständniß, einen dunkeln Engländer, eiß nicht, von wannen er kommt und geht, einen endlich, der sich für die eine schlägt, der dann ere liebt, die dritte fälschlich aus dem Kloster be- nd die erste schließlich doch heirathet. Dieser Held rnehmlich, er säet nicht, er erntet nicht, und Fräu- alvine von Humbracht ernährt ihn doch, und stattet wahrhaft verschwenderischer Weise mit den bekann- eln und feingeschnittenen Zügen" aus, mit „großen, und ruhigen Augen, aus denen des Kummers Ge- richt", und kurz, mit all jenen hundertundein In- gien, die seinerzeit zu Hauff's „Mann im Monde" gestanden.

ß zu jenen unerlaßlichen Eigenschaften des Helden r „von schöngeschnittenen, feingezeichneten Brauen es und durch lange Wimpern dichtbeschattetes, Auge" gehört, dürfte bei einer Gestalt, die, wie blich, „von reinster classischer Schönheit" war, nicht remden. Weß Geisteskind bei alledem dieser Eh- a eigentlich gewesen, das erfährt man freilich nicht, was er oder ob er überhaupt denkt, bleibt in s Dunkel gehüllt, dafür aber wissen wir, daß er lanke, geschmeidige Gestalt u. s. w. vom reinsten Ebenmaß" besaß und dergleichen Schnurrpfeifereien mehr, die einem weiblich empfindenden Gemüth als unentbehr- lichste Comparsenrequisiten erscheinen müssen.

Soll nun noch ebenso viel vom „Damenzimmer" er- zählt werden, zu dem irgendein verlaufener Temme den Canevas geliefert haben mag? Oder soll „Die weiße Tulpe" oder „Das Bild des Königs" zergliedert werden, Erzählungen, bei denen es allerdings fraglich, ob mehr Elise Polko oder mehr Alexander von Sternberg dabei nachgezeichnet worden?

Lassen wir das „Strandbild aus Rügen" ruhig bei- seite, denn im Vertrauen gesagt, haben wir Aehnliches und Besseres schon in irgendeinem Reisehandbuche ange- troffen, und bedanken wir uns, damit man uns speciell nicht undankbar schelte, im Namen Schlesiens, unsers engern Vaterlandes, für die „ehrenvolle Erwähnung", die im „Gelübde" bei Gelegenheit des trebnitzer Schlosses, „Schlesiens Arion", dem Concertmeister Bilse aus Liegnitz, zutheil wird. Vielleicht ist es nöthig, hierüber zu bemer- ken, daß „Das Gelübde" uns wirklich nicht in das Genre der hochmodernen „Reclamenovellen" zu gehören scheint.

Decken wir endlich mitleidiges Schweigen über das „Fräuleinstift", lassen wir der Verfasserin ihre hier und da hervortretenden aristokratischen und legitimistischen An- wandlungen, und gestehen wir offen, selten ein Buch pflicht- mäßig von A bis Z durchlesen zu haben, das uns so wenig befriedigt hätte wie dieses.

Es ist an der Zeit, in diesen Tagen armlähmender Vielschreiberei einmal die ganze Armseligkeit dieser soge- nannten schriftstellerischen Production bloßzulegen. Schrei- bende Männer wie Frauen haben unendlich viel Sünden der Art auf ihrem Gewissen und eine gewisse Strenge in der Beurtheilung scheint da besonders geboten, wo, wie im vorliegenden Falle, immerhin ein ehrenwerthes Stre- ben bemerkbar, der Kunst als solcher zu dienen.

Ehe jedoch eine weise Selbsteinkehr, eine strenge Selbst- kritik solche Verdicte nicht entbehrlich macht, halten wir es für unsere Pflicht — und wir gehören nicht zu den Pessimisten —, dergleichen Producte so öffentlich als mög- lich auf den Index prohibitorum zu setzen.

Nach der Lektüre der beiden Ernesti'schen Bände kom- men uns die „socialen Spiegelbilder unserer Zeit":

2. Lieutenantsleben. Sociale Spiegelbilder unserer Zeit von J. E. Mand. Berlin, Janke. 1865. 8. 1 Thlr.

in der That erträglich, ja selbst lesenswerth vor. Dieser Jemand, als welchen der Verfasser sich gibt, ist zwar ge- rade kein origineller Denker oder sonst schöpferischer Ge- nius, und seine Scenen und Stoßseufzer erinnern uns kapitelweise an einzelnes aus Holtei's „Eselsfressern" und aus modernen Soldatengeschichten; aber es weht doch ein frischer Hauch durch das Ganze. Eine gewisse plane Natürlichkeit, die, wenn sie auch zuweilen photographi- schem Realismus zu eifrig nachstrebt, dennoch durch mit- unter liebenswürdigen Humor in etwas zu entschädigen weiß, ist diesem Buche unleugbar eigen.

Der Verfasser lebt im übrigen mit den gebräuchlichen

Regeln des Stils in wilder Ehe und die einfachsten Gebote des guten Geschmacks sind ihm in dieser Beziehung Innerafrika. Diese Partie gehört zwar bei der Mehrheit der Leihbibliothekenversorger von heute zur partie honteuse, aber stets von neuem auf die denn doch allzu kühn sich breitmachende Liederlichkeit in dieser Richtung hinzuweisen, scheint um so mehr geboten, als doch dergleichen Dinge nicht in das Gebiet der Begabung, sondern in das des Fleißes gehören. **Arthur Levysohn.**

Zur Kenntniß des griechischen Alterthums.

Göttinger Festreden von Ernst Curtius. Berlin, Hertz. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die hier zusammengestellten zehn „Festreden" des bekannten göttinger Alterthumsforschers und geschmackvollen Culturhistorikers des classischen Alterthums sind von ihm theils in den Jahren 1856—63 am 4. Juni, am Geburtstage des Königs Georg III., des Stifters der akademischen Preise an der Universität Göttingen, zur Feier der Preisvertheilung selbst, theils am 13. März 1853 am Gedächtnißtage Schinkel's („Die Kunst der Hellenen") und am 10. November 1859 bei Gelegenheit der Schiller-Feier in der Aula der göttinger Universität gehalten worden. Wir können uns nur freuen, daß sie in dieser Zusammenstellung wiederholt zum Abdruck gelangt sind; da sie, obgleich sie zunächst nur für den Kreis der Universitätsgenossen bestimmt gewesen, doch auch in weitern Kreisen Anklang finden können und hoffentlich finden werden. Alle Reden — selbstverständlich mit Ausnahme der Schiller-Rede — behandeln allgemein anziehende Gegenstände aus dem altgriechischen Culturleben, und zwar mit beständigem Hinblick auf den Zusammenhang jenes antiken Culturlebens mit dem modernen. Seiner Pflicht und seinem Rechte gemäß zeigt sich der Redner in ihnen als Vertreter des classischen Alterthums, und er übt dies Recht, im Besitz und im Bewußtsein tiefster und innerlichster Erkenntniß dieses Alterthums, mit der vollen Liebe, die er offen für dasselbe bekennt, aber auch zugleich mit der Unbefangenheit der Wahrheit, die ihm heilig ist. Er versteht es, zu seinen besondern Zwecken die rechten Gegenstände voll reichen Gehalts mit richtigem glücklichem Takt auszuwählen, und behandelt sie, in sicherer Beherrschung des Stoffs, in ebenso glücklicher Weise, sowol was die Darlegung ihres Wesens und die fruchtbare Anwendung auf andere Verhältnisse und Zustände betrifft, als auch in Bezug auf die klare, verständliche und nach der Art des griechischen Himmels und der griechischen Luft wahrhaft durchsichtige Darstellung. Denn das ist eben ein besonderer Vorzug dieser Festreden, daß sie nicht nur zum rechten und tiefern Verständniß des alten Griechenland führen, sondern daß sie auch zur Würdigung desselben gerade für unsere Zeit, unser Volk und unsere Bildung den reichhaltigsten Stoff und Anlaß darbieten. Selbst daß sie theilweise zur Verherrlichung des alten Griechenland dienen, wird der Kenner der Sache dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen wollen. Auch damit hängt der andere Vorzug dieser Reden, den wir besonders hervorschlagen, zusammen, daß der Verfasser in den einzelnen Erscheinungen des griechischen Culturlebens namentlich die sittliche Idee dieser Cultur hervorhebt. Er bringt die Würde der Religion bei den Hellenen, sowie den Begriff eines edeln und gebildeten Volksbewußtseins bei ihnen zur rechten Anerkennung, er zeigt dann auch im einzelnen das Recht auf diese Anerkennung. Er weist den Hellenen die weltgeschichtliche Stellung an, die sie in Cultur, in Kunst und Wissenschaft einnehmen und setzt diese Stellung in das gehörige Licht; er führt es als eine wesentliche Eigenthümlichkeit der Hellenen an, daß sie, wie es in der ersten Rede „Ueber den Wettkampf" heißt, „den Sporn des Ehrgeizes angewendet haben, um sich gegen des Fleisches Trägheit zu schützen, sie haben den Eifer von allem Selbstischen zu klären gesucht, sie haben den wilden Trieb des Ehrgeizes geordnet und veredelt durch die Zucht des Gesetzes und der Religion". Mit Recht bezeichnet der Verfasser einen gewissen Idealismus in der Betrachtung der Völker des Alterthums, namentlich der Hellenen, als „schönste Vorrecht der classischen Philologie", aber, bemerkt er sehr richtig:

> Wir Neuern sollen das Große, das im Alterthum sich geworden ist, nicht blos erkennen und schön finden; wir sollen nicht schwärmen in bewundernder Erinnerung an das Streben der Hellenen, sondern wir sollen das, was daran gültig ist, der Vergangenheit entreißen und uns mit kühnem Entschlusse aneignen. Denn nicht für sich, sondern für die kommenden Geschlechter haben die Hellenen den Barbaren und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Besitzen und Genießen, sondern das Ringen, Streben bis ans Ende des Menschen Beruf und seine wahre Freudenquelle sei.

Mit einer gewissen Vorliebe stellt der Verfasser in diesen Reden die sittlichen Ideen und die Interessen des Geistes an die Spitze seiner Betrachtungen über die einzelnen Seiten des griechischen Culturlebens, mit denen sich die Reden beschäftigen, und geht den Erscheinungen des hellenischen Alterthums und Volkslebens, in diese sittlichen Ideen und geistigen Interessen belebend, vermittelnd und in eigenthümlicher Gestalt sich offenbaren, vorzugsweise nach. Mit gleicher Sorgfalt knüpft er an solche Hinweisungen die nöthigen Belehrungen, Ermahnungen für uns Neuere, wo wir in irgendeiner Beziehung von den Hellenen lernen können, um das Rechte zu meiden und das andere uns anzueignen; denn „jede Cultur" — sagt der Verfasser in der Rede: „Der Untergang der griechischen Cultur", wo er von der griechischen Geistesbildung redet — „tritt uns so ursprünglich und volksthümlich entgegen wie die griechische", und doch „hat sie sich so von ihrem Volke abgelöst und in einem so weltgeschichtlichen Zusammenhange, daß sie einer Nation, sondern der Menschheit anzugehören scheint". Dabei unterläßt er nicht, vor einseitiger Ueberschätzung der Hellenen und dessen, was sie geleistet haben, ernstlich zu warnen. Er sagt:

> Das Studium, je tiefer es eindringt, schützt vor Ueberschätzung; auch hat ein unfreies und äußerliches machen niemals lebendige Frucht getragen, während

ern Vermählung des deutschen und griechischen Geistes neue
öpfungskraft entsprungen und das Vollendetste unserer Lite-
r und Kunst hervorgegangen ist. Wir sollen auch die Hel-
n nicht als solche lieben und bewundern, sondern, wie jede
e Gottesliebe ist, so sind auch diejenigen die wahren Phil-
enen, welche das Göttliche lieben, das sich in dem Streben
s Volks offenbart, und wer von ihnen das rastlose Suchen
der verborgenen Wahrheit gelernt hat, wird der nach
r Zeit den Menschen offenbar gewordenen um so froher
gewisser sein.

Das sittliche Interesse und das christliche Bewußtsein,
it der Verfasser der „Festreden" das griechische Alter-
n behandelt und betrachtet, kennzeichnet die Reden in
anziehendsten und gewinnendsten Weise, und beides
innt zugleich für die Anschauungsweise des Ver-
rs. Sie weisen die in höherm Sinne allein verstän-
und fruchtbare Verwerthung des griechischen Alter-
s für unsere Cultur nach. In diesem Sinne sagt
it Recht:

Wenn wir also den Geist der Alten uns aneignen, ohne der
ue gegen unser Volk und Vaterland schuldig zu werden; wenn
uns freimachen von der Herrschaft eines willkürlichen Zeit-
nachs, ohne uns gegen die Forderungen und Bewegungen
egenwart abzuschließen; wenn wir in der Schule der Alten
geistigen Blick geklärt, den Wahrheitssinn geschärft, die
hlichen Anlagen frei und allseitig entwickelt haben, und
ann im Vollbesitze hellenischer Bildung dem Christenthume
gen, als der göttlichen Ordnung, in welcher nicht nur das
des Alten Bundes, sondern auch alles Frühere, das von
stammt, seine Erfüllung findet: so wird jene große Auf-
auf welche als letztes Ziel die inhaltreiche Geschichte der
ischen Cultur hinweist, die wahre Versöhnung der alten
neuen Welt allmählich vollzogen werden.

Zu diesem Zwecke hebt der Verfasser, als das wahr-
Bewundernswürdige, die Energie und Consequenz in
hervor, was die Hellenen der guten Zeit geschaffen
, die resolute Durchführung ihrer Lebensaufgabe in
, Wissenschaft und Kunst, die Klarheit der Gedanken,
ollen und wahren Ausdruck derselben in ihren Wer-
nd die unerreichte Tüchtigkeit auch in den geringsten
gen. Wie sehr beschämen sie dadurch, ruft er aus,
unsere Zeit, die mit ihrer Cultur so groß thut"!
Hellenen", sagt er an einer andern Stelle, „waren
ssen deutlich bewußt, daß die Menschenseele zu einem
, freiern und ihrem Wesen entsprechendern Dasein
sei", und „die Beziehung auf das Ewige ist es,
uns Kraft der Ausdauer und Selbstverleugnung
elche uns in der Wissenschaft das Wesentliche vom
ntlichen unterscheiden lehrt und uns dadurch vor
ankheit einer dünkelhaften und geschmacklosen Viel-
bewahrt; sie macht uns die Erkenntniß zur Tugend
e Forschung zu einem Gottesdienste". Er hatte kurz
erklärt:

ist ein herrliches Zeugniß für die Offenbarung, daß
ahrhaft Menschliche in ihr seine Erfüllung findet, und
ja doch eine der würdigsten Aufgaben der Wissenschaft,
roßen Zusammenhang des echt Menschlichen und darum
ültigen in den Völkern aller Zeiten nachzuweisen; das
Aufgabe der wahren Philologie, welche Niebuhr die
lerin der Ewigkeit nannte.

besonderer Weise finden diese Ansichten in der
Rede: „Der Weltgang der griechischen Cultur",
sowie in der sechsten: „Die Idee der Unsterblichkeit bei
den Alten", ihren Ausdruck. Namentlich nimmt der Ver-
fasser in der ersten dieser Reden großartige Gesichtspunkte
ein, von denen aus er sich über Hellenismus und Christen-
thum und über die wahre Versöhnung zwischen hellenischer
und christlicher Bildung verständig und anziehend äußert.
Er weist nach, wie sich die griechische Cultur im Orient,
im alten Rom und dem gesammten Abendland (Italien,
Frankreich, Deutschland) als Grundlage aller höhern Bil-
dung und in sich selbst als Weltbildung bewährte, und
wie die hellenische Lebensweisheit die Verklärung des
Menschlichen erzielte. Insofern gibt sich auch eine merk-
würdige Verwandtschaft zwischen Hellenenthum und Chri-
stenthum zu erkennen, und es liegt in diesem Betracht
besonders dem deutschen Volke auch heute noch vor allen
andern die Aufgabe vor, „in Wissenschaft und Leben die
wahre Bedeutung der griechischen Cultur und ihr Ver-
hältniß zur christlichen Bildung darzustellen". Ebenso
kommen die sittlichen, in gewisser Hinsicht an den christ-
lichen Glauben anstreifenden Ideen der Hellenen beson-
ders in der sechsten Rede zur Anschauung. Hier tritt
uns, wie in den Werken der Kunst, so in der Volkssitte
der Griechen die Beziehung der diesseitigen Welt auf die
jenseitige und der Glaube an die persönliche Fortdauer
der Menschenseele entgegen, und wir erkennen, wie die
Hellenen diesen Glauben „für ihr gesammtes Volksleben, für
die Befestigung von Staat und Familie, für die Erweite-
rung und Vertiefung ihres religiösen Bewußtseins und
für die Befruchtung ihrer Kunst, der bildenden Kunst wie
der Poesie, verwerthet haben".

Wie verschieden seinem innersten Wesen nach das Al-
terthum, besonders das griechische, von der modernen Cul-
tur sei, lehrt die achte Rede: „Die Freundschaft im Al-
terthum", von welcher bemerkt wird, „daß eine solche Be-
deutung für Sittlichkeit, Wissenschaft und öffentliches Leben
die Freundschaft nicht wieder gehabt habe wie bei den
Hellenen". Namentlich tritt uns hier die Verschiedenheit
aller äußern und innern Kräfte und Einflüsse, die das
Leben der Alten genährt haben, und der gänzliche Mangel der
Grundbedingungen für manche Lebenserscheinungen bei uns
offen entgegen. Trotzdem können wir uns von ihnen für
unsern Standpunkt und für die höhern Ziele und Rich-
tungen in der christlichen Welt vieles aneignen, was in
unsern Augen als Vorzüge und Tugenden der Alten gel-
ten muß, ohne welche sie es zu der hohen und bevorzugten
Stellung in Cultur, Wissenschaft und Kunst, wie in Staats-
wesen und Geschichte nicht gebracht hätten, und wir haben
die Pflicht, das in den Werken der Alten erhaltene und
aus ihrem Volksleben zu uns redende ewig Wahre und
Gute festzuhalten, um es in die Errungenschaften unserer
modernen, namentlich der christlichen Cultur und in den
Organismus unsers gesammten Lebens passend und erfolg-
reich einzureihen.

Zu solcher Verwerthung der wahren Erkenntniß und
der Lehren des Alterthums läßt es der Verfasser der
Reden an Ermahnungen bei keiner Gelegenheit fehlen,
er weiß dafür an geeigneter Stelle die rechte Wendung

zu nehmen und die entsprechenden Winke an die einzelnen Betrachtungen zu knüpfen. Dies thut er unter anderm auch in der fünften Rede: „Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens.“ Er feiert darin besonders Perikles auch noch als ein Muster für unsere Zeit, sowie den Zustand Athens unter ihm und unter dem Einflusse „der Universalität des griechischen Geistes, wie sie sich in Perikles dargestellt hat“. Er weist auch den Antheil, den wir Neuern noch an der „dauernden Bedeutung seines Lebenswerks“, sowie den Vortheil nach, den wir davon haben, und er stellt es ohne weiteres als die bedeutsame Lehre seines Lebenswerks auf, daß es „nur Eine Macht gibt, welche zu allen Zeiten die wahrhaft berechtigte ist, die Macht des Geistes, die Macht hervorragender Einsicht und Tugend“.

Außer den erwähnten Reden behandelt die zweite: „Das Mittleramt der Philologie“, die vierte: „Wort und Schrift“, und die siebente: „Das alte und neue Griechenland“. Besonders möchten wir von diesen Reden die erste und letzte den Philologen und Helleniſten zu rechter Beherzigung und zu fruchtbarer Belehrung nachdrücklichst empfehlen. Die erste weist der Philologie ihre rechte Stellung für unsere und für alle Zeiten an, indem sie das classische Alterthum zu würdiger Anerkennung bringt und ihre Stellung, sowie ihre freie und unbeschränkte, lichte und offene Thätigkeit zur lebendigen Vermittelung unter den Wissenschaften und den verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit benutzt und verwerthet.

Die siebente Rede (aus dem Jahre 1862) weist auf die engen und unmittelbaren Beziehungen zwischen dem alten und neuen Griechenland hin und legt die nothwendigen Gesichtspunkte dar für die richtige Beurtheilung beider. Sie setzt dabei zugleich die Eigenthümlichkeiten des Landes, die Einflüsse des Bodens, der Luft und des Klimas bei Beurtheilung des Lebens der Hellenen und des griechischen Alterthums in ihr gebührendes Recht ein und es wird aus ihnen das Wesen beider organisch entwickelt und erklärt, ihnen auch in der Anwendung auf die Gegenwart des Landes und Volks der nothwendige Einfluß zugestanden. Der Verfasser war kurz vorher selbst in Griechenland gewesen, er gibt hier den dort gewonnenen Eindrücken und Beobachtungen einen lebendigen Ausdruck, der namentlich für das richtige Verständniß der Gegenwart des Landes und Volks einen sichern Anhalt darbietet. Seine Rede vermittelt in dieser Hinsicht zugleich eine gerechtere Beurtheilung der Gegenwart. Uebrigens sagt auch der Verfasser ausdrücklich, daß man „nur auf classischem Boden nicht nur die alte Welt in ihrer vollen Realität kennen zu lernen und zu würdigen im Stande ist, und zwar nach ihren örtlichen Verschiedenheiten, sondern auch den Gegensatz der alten und neuen Welt“.

Ueber die Festrede „Zum Andenken Schiller's“ bemerken wir in aller Kürze, daß sie letztern nach seinen Eigenthümlichkeiten in anziehendster Weise charakterisirt und besonders das Volksthümliche seines Wesens und damit zugleich das Volksthümliche der Festfeier vom 10. November 1859 hervorhebt. Sehr schön und wahr und der ernsten Beherzigung und vollen Bethätigung werth ist das, was der Redner über die Verpflichtungen sagt, welche die Feier uns auferlegt. „Sie verpflichtet“, sagt er, „uns jeden unter uns, daß er in dieser Welt, welche von Tag zu Tage unruhiger und zerfahrener wird, nach Schiller's Vorbilde ein innerliches Leben führe, ein stilles in gesammeltes Leben des Geistes, daß er wie ein Priester hüte die göttliche Flamme in seiner Brust, die Flamme der Liebe und Begeisterung für die ewigen Güter, die ein jeder wirke, solange es Tag ist, wie der Dichter, der immer kämpfen mußte mit der Schwäche des Fleisches und immer siegte durch die Waffen des Geistes und ihnen starb, wie ein Held auf dem Felde der Ehre.“

Wir können schließlich nicht unterlassen, die nach Bemerkten wol von selbst sich rechtfertigende Meinung zusprechen, daß die „Festreden“ vorzugsweise zu Prämienvertheilungen auf unsern gelehrten Schulen sich eignen dürften.

Religiöse Dichtung.

1. Lilien auf dem Felde von Luise von Ploennies. Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 16. 1 Thlr.
2. Maiblumen. Lieder einer Stillen im Lande, dargebracht von G. Knak. Zweite Auflage. Berlin, Beck. 1864. 15 Ngr.
3. Aus dem Leben in Lied und Spruch von Adolf von Metzler. Stuttgart, S. G. Liesching. 1865. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Luise von Ploennies, die reichbegabte, formgewandte Dichterin, hat am Abend ihres Lebens sich vorzugsweise religiösen Stoffen zugewandt. An ihrem biblischen Epos dichte „Ruth“ wußte die Kritik mancherlei anzuerkennen, aber von der vorliegenden Sammlung: „Lilien auf dem Felde“ (Nr. 1) wird man zugestehen müssen, daß sie in der That eine werthvolle Gabe sind, die den nach Form und Inhalt ähnlichen Dichtungen der Frau Meta Meßer-Schweizer ebenbürtig an die Seite gesetzt werden können, wenn auch beide die Gedankenfülle, Farbenfrische und durchsichtige Composition eines Gerok nicht immer erreichen. An sinnige poetische Meditationen über Stellen des Neuen Testaments reihen sich in diesen „Lilien“ wohlgelungene lyrische Reproductionen der schönsten Psalmen in modernem Gewande. Gerade diese schwungvollen Psalmen, in denen die Dichterin, um mit Bunsen zu reden, zugleich „das Semitische des Originals“ mit seinem „in das Japhetische umzusetzen“ verstand, sind die Perlen der Sammlung; wir wünschen ihnen in dem übertrefflichen Wohllaut ihrer musikalischen Sprache einen geschickten Tonsetzer. Den Schluß bilden „Sieben aus dem innern und äußern Leben“. Als Probe mögen hier stehen: „Die sieben Perlen“:

Die Perlen sind dir wohlbekannt,
Im goldnen Faden eingereiht,
Der wunderbar sich dehnt und spannt,
Umfassend Zeit und Ewigkeit.

Die sieben Bitten, dran das Herz
Am Morgen sich und Abend hängt,
In die sich Angst und Glück und Schmerz
Im gläubigen Gebete drängt,
Das „Vaterunser", weit und breit
Gesprochen von der Christenheit.

Die Perlen sind des Hauses Schatz,
Vererbt von Kind auf Kindeskind,
Das Herz des Kindes ist der Platz,
Wo neu der Schmuck an Werth gewinnt;
Denn wenn er trüb' geworden war,
Von Erdenseufzern heiß umweht,
Am Kinderherzen wird er klar
Berührt vom kindlichen Gebet,
Die Engel schauen selig drein,
Da leuchtet er im Himmelsschein.

Habt auf die sieben Perlen Acht,
Sie bringen euers Hauses Werth;
Sie sind die unsichtbare Macht,
Der lichte Kreis um euern Herd.
Die Schlange, Zwietracht, weicht zurück
Vor diesem lichten Friedenskreis,
Der in sich schließt der Seelen Glück,
Weil er sie weckt zum Gottespreis.

Habt auf die sieben Perlen Acht,
Sie sind das letzte heil'ge Band,
Damit des Heilands Friedensmacht
Die ganze Christenheit umwand:
Zerreißt den goldnen Faden nicht,
In den der Herr sie eingereiht,
Den Glauben nicht — wenn er zerbricht,
— Zerbricht der Seelen Seligkeit.

---

ich abseits von dem großen, weltbekannten Strome
eratur, auch im Verborgenen blühen Blumen echter

Die Tageskritik beachtet sie kaum, die Literar-
te wird noch weniger Notiz von ihnen nehmen;
er von der gewöhnlichen Heerstraße ablenkend sie
findet, wird an diesen stillbescheidenen Größen
um so mehr Gefallen finden. „Maiblumen" be-
ich die „Lieder einer Stillen im Lande" (Nr. 2),
h dem Vorwort des Herausgebers unbekannt blei-
ll. Sie sei, wer sie wolle: sie ist eine durch und
oetische Seele voll kindlicher, gesunder Frömmig-
Die nachfolgenden, von uns der Kürze wegen aus-
en Proben, die übrigens nicht einmal das Beste
mmlung sind, mögen unser Urtheil bestätigen:

Der Frühling ist ein Händedruck,
Den Gott der Erde gibt,
Mit dem er ihr aufs neue sagt,
Daß er sie trägt und liebt.

Der Frühling ist ein Dankgebet,
Das auf zum Himmel steigt,
Worauf der Herr voll Lieb und Huld
Sich zu der Erde neigt.

Ja Frühling, schön bist du und lieblich,
Voll Blütenduft und Wonn' und Licht;
Doch gehet mir weit über alles
Ein liebes Menschenangesicht.

Ich grüß' euch traut, ihr zarten Blumen,
In welchen sich der Himmel malt;
Doch schöner ist ein Menschenauge,
Aus dem mir Lieb' entgegenstrahlt.

Und mehr als alles, was die Erde
In jedem Frühling lieblich schmückt,
Ich eine Menschenhand doch liebe,
Die sanft und warm die meine drückt.

Froh lausch' ich, wie vor meinem Fenster
Im Lindenbaum das Vöglein singt;
Doch eine liebe Menschenstimme
Mir tiefer in die Seele dringt.

Du reicher Frühling streuest Gaben
Mit vollen Händen allerwärts,
Doch voller ist und segensreicher
Ein liebes frommes Menschenherz;

Ein Herz, in welches Jesu Liebe
Und Gottes Segen sich ergießt,
Ein Herz, an dem sich's wohl läßt ruhen,
Weil es den Himmel in sich schließt.

Ich kenne nichts, das bittrer klinget
Als wie das kleine Wort: „allein!"
Und süßer ist mir nichts zu sagen,
Als: „Du bist mein und ich bin dein!"

Regenbogen, Friedensbogen,
Hoch am Himmel ausgespannt,
Stehst wie eine Liebesinschrift
Ueberm weiten grünen Land!

Hab' dich wol zu tausend malen
Träumend, sinnend angesehn,
Suchend, deine schöne Deutung
Immer enger zu verstehn.

Möcht' auf diesem Bogen klettern
In den Himmel hoch hinein,
Mit den lieben Englein droben
Fröhlich, frei und selig sein!

O wär' ich wie der stille See,
So klar, so rein und mild,
Wie spiegelt sich in ihm so hell
Des Himmels lieblich Bild!

Tief unter mir das dunkle Blau,
Der Sterne goldnes Heer,
Es ziehet mich hinab, als ob
Der Himmel selbst es wär'!

O wär' mein Herz wie dieser See,
So klar, so still und rein!
Dann fänd' ich auch den Himmel drin,
So oft ich schau' hinein.

Der bairische Reichsrath und lutherische Oberconsistorialpräsident von Harleß scheint nach mislungenen kirchlichen Restaurationsversuchen, die vor einigen Jahren in Baiern viel Lärm machten, sich zu stillern Beschäftigungen resignirt zu haben. Er ist in den münchener Dichterorden getreten, und wie er in der vorliegenden Sammlung „Lied und Spruch aus dem Leben" (Nr. 3) selbst bekennt:

Er hört, wie Well' an Welle
Sich draußen tobend bricht,
Und dankt Gott für die Zelle
Und seiner Ampel Licht.

Wir können nicht sagen, daß der Verfasser in dieser Zurückgezogenheit etwas sonderlich Poetisches geleistet habe. Seine religiösen Lieder sind zwar in der Form sehr glatt, aber zu wenig innig und lassen kalt. Unter der Ueber-

schrift „Sprüche und Glossen“ werden gegen die religiösen und theologischen Zeitrichtungen bittere Pillen in Fülle reingedreht, die mitunter auch ein Körnlein Wahrheit enthalten:

Wer mit dem Zeitgeist nur will weiter schreiten,
Hat meist den Zopf, und nicht den Geist der Zeiten —

Dieses Thema wird in den verschiedensten Variationen wiederholt. Auf Renan und Schenkel ist das Wort gemünzt:

Wenn ihr alte Pfennige reibt,
Hofft nicht Wunderthaten,
Was euch an den Fingern bleibt,
Schmuz ist's, nicht Dukaten.

Auch modernere Dichter bekommen hier ihren Teu

Sonst floß ein Gedicht wie ein klarer Bach,
Dem Wandrer den Durst zu löschen;
Jetzt feuerwerkt es mit Ach und Krach
Von Schwärmern, Raketen und Fröschen.

Nichts ist für einen geistvollen Mann leichter, als scharfen Xenien persönlichen Verstimmungen den Sch allgemeiner Berechtigung zu geben; aber wirkliche Ern tigkeit wurde gerade in solchen Formen bekanntlich jeher nicht geübt. Unter den größern Gedichten Sammlung hat uns besonders „Der Traum der Nac angesprochen.

Georg Hertzog

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Eins der beliebtesten Stichwörter der Tageskritik, welches sich auch in die mehr wissenschaftliche eingebürgert hat, ist das der „Rhetorik“. Wie rasch ist man damit bei der Hand, irgendeines Dichters „geharnischte Lieder“ als Rhetorik zu bezeichnen und damit unter das alte Eisen zu werfen, oder einem Dramatiker, der als Rhetoriker gekennzeichnet wird, die Lorbern der echten Tragödie streitig zu machen. Je beliebter aber derartige, oft gedankenlos nachgeplauderte Phrasen geworden sind, desto mehr ist es an der Zeit, dieselben etwas näher zu untersuchen, um sie wieder al pari mit ihrer wahren Bedeutung zu setzen, nachdem sie auf dem Curszettel des Tages unter der Hand der kritischen Haussiers weit über das Bedürfniß in die Höhe getrieben worden sind.

Rhetorisch, oratorisch, rednerisch bildet allerdings einen Gegensatz zum Poetischen, der aber keineswegs so fest ist, wie manche Aesthetiker de pur sang glauben machen wollen. Rhetorik und Poetik wurden früher oft in einem und demselben Lehrbuch abgehandelt. Ist doch der Rede- wie der Dichtkunst der Gebrauch der Figuren und Bilder und manches Gesetz künstlerischer Oekonomie und Steigerung gemein! Ist doch das Material, die Sprache, für beide Künste dasselbe! Doch auch an Unterschieden fehlt es nicht. Zwar der alte Satz: poëta nascitur, orator fit! spricht nur eine auf die Spitze getriebene Einseitigkeit aus. Ein Poet, der sich wie ein Adelicher nur die Mühe gibt, geboren zu werden, und damit glaubt, wie dieser, seinen Begriff erfüllt zu haben, wird es heutigentags nicht mehr weit bringen, wo für den Poeten nicht blos die technische Durchbildung, sondern das Erfassen einer allgemeinen, auf der Höhe der Zeit stehenden Bildung unerlaßliches Erforderniß ist. Ebenso wenig wird ein Redner durch ein noch so fleißiges Studium den Mangel gewisser angeborener Vorzüge, der hinreißenden Energie des Willens, ja selbst äußerer Gaben in Bezug auf Organ und Persönlichkeit entbehrlich machen können. Also auch orator nascitur, auch poëta fit.

Durchgreifender ist der Gegensatz, daß der Redner stets einen bestimmten praktischen Zweck verfolgt, wodurch überhaupt die Stellung der Rhetorik innerhalb der Gattungen der Prosa bestimmt wird, während dem Dichter nicht solche unmittelbaren und naheliegenden Zwecke vorschweben, sondern ihm das poetische Kunstwerk als ein von einer Idee getragener Organismus, als Selbstzweck erscheint. Der Redner wirkt auf den Willen, der Dichter auf das Gemüth und auf die Phantasie. Was für jenen Mittel, ist für diesen Zweck, und umgekehrt. Der gerichtliche Redner will die Freisprechung seines Clienten bewirken, der Kanzelredner sucht die guten Vorsätze zu kräftigen, die guten Willensregungen zu stärken und zu befestigen, der politische Redner irgendein Gesetz durchzusetzen oder in bewegtern Zeiten die Menge zu Thaten anzuspornen. Solche Zwecke sind dem lyrischen, dem epischen und dramatischen Dichter mit i directen Nutzanwendungen fremd. Er erhebt sie aus dem Dr des praktischen Lebens zu Ideen, welche seine Kunstschöpfu beseelen und in dieser Verklärung zwar die höchsten Interes ben, aber nur durch die Rückwirkungen, welche die Erh des Geistes und der Phantasie in ihrem Gefolge haben Der Redner geht vom Allgemeinen aus und sucht durch d den einzelnen Fall zu beleuchten, zu bestimmen; der D geht von dem einzelnen Fall aus, aber er erhebt ihn i Aether des Allgemeinen.

So fest diese Unterschiede im ganzen markirt sind, si sind sie wieder, wo es auf die einzelnen Theile des Kun ankommt. Der Redner kann sich dichterischer Mittel bed um seine rhetorischen Zwecke zu erreichen. Der Dichte in der Ausführung seiner Schöpfung auf Partien stoßen ohne rhetorische Mittel nicht angemessen zu vollenden sind mentlich wird der Dramatiker, dessen Helden selbst Mens That sind und bestimmte Zwecke verfolgen, sehr oft in d sein, die Reden derselben auch rednerisch auszustatten.

Der Tadel des Rhetorischen in der Poesie ist dann berechtigt, wenn der Dichter, wo es den Ausd Empfindung und Stimmung gilt, an Stelle derselben sc schen Pomp entfaltet. Dagegen trifft der misbräuchlic des Rhetorischen alle geistvolle Dichtung, namentlich de rische Drama, wo es seinen Gedankeninhalt voll entwick nach Größe des Ausdrucks strebt.

Das Rhetorische als levis notae macula ist in D land erst seit den Zeiten der Romantiker in Curs ge Besonders war Schiller, welchen Ludwig Tieck, der d Dichter nicht die Schuhriemen zu lösen werth ist, die F keit hatte, einen spanischen Seneca zu nennen, der Stim auf den die romantische Schule dies und ähnliche heroi Prädicate häufte. Dies Beispiel kennzeichnet hinlänglich deutung, die man jenem Ausdruck lieh. Schiller's Ly eine gedankenvolle; das musikalische Lied, immerhin e eine Art der Lyrik, gedieh nicht unter seiner Pflege. Ge danken aber erschienen niemals als abstracte Schemen; k den wie bei jedem großen Dichter zu lebensvollen Ge getragen vom Schwung echter Begeisterung, welche ei Dichter macht. „Thut nichts, der Jude wird verbrannt“ war der Chorus der Romantiker und der hochgelehrten nachplärrenden Literarhistoriker! Da trugen sie ihre A Scheite zusammen aus dem Zauberwald der Dichtung Ludwig Tieck den formell knorrigen und knotigen Zaube seiner Lyrik mit phantastischen Blütentrauben, und w den Scheiterhaufen an.

Und mit Schiller wurden in diesem kritischen Au an welchem noch immer eine gewisse feinschmeckende potente Aesthetik ihre Freude hat, als Rhetoriker ver

ißten Lyriker aller Zeiten verbrannt! Welche Rhetoriker wa- Pindar und Tyrtäus, Klopstock, Byron, Victor Hugo! ch schlechter erging es dem Dramatiker Schiller. Wie neh- diese Dunois und Lionel, diese Fiesco, dieser endlose diger Wallenstein den Mund voll! Welche langen, oft mit orischer Kunst ausgearbeiteten Reden in diesen Dramen! nach, ihr Herren! Wallenstein, wenn er seine Kürassiere ebet, Burleigh und Shrewsbury, wenn sie im Rathe Königin ihre Ueberzeugungen entwickeln, Stauffacher, wenn ie Genossen des Rütli für das gute Recht der Schweizer istert — können sie denn anders wirken, als durch eine twolle, poetisch geadelte Rhetorik? Selbst Dunois und Lio- und Talbot, wenn sie sich im Pathos des Kampfes begeg- werden sie nicht einen energischen, wie die gezogenen werter blitzenden Ausdruck wählen? Es kommt nur darauf daß diese Rhetorik echt ist, nicht hohl, nicht phrasenhaft, einem Wort, daß ein geistvoller Dichter aus ihr und durch pricht!

Anders steht es ja auch nicht mit dem Idol der Roman- mit Shakspeare, den sie gewiß nicht in den Sündenfall rhetorischen Poeten verwickeln möchten! Abgesehen von vielen rhetorischen Prachtstücken in den Haupt- und Staats- nen seiner englischen Historien, von diesen langen, oft mit r Kunst der Eloquenz ausgearbeiteten Reden der Könige Bischöfe, der Feldherren und Staatsmänner, brauchen nur an die große Rede des Antonius im „Julius Cäsar" rinnern, um auf ein anerkanntes Meisterstück der Bered- it hinzuweisen, welches gleichzeitig als organisches Glied n geschichtliches Drama eingefügt ist. Und wenn hier die er Bühne errichtete Rednertribüne selbst dazu dienen sollte, Ausnahmefall zu rechtfertigen, so erwähnen wir nur die Rede der Volumnia, mit der sie ihren Gatten Coriolanus den Thoren Roms hinwegzubannen sucht, ebenfalls ein stück glänzender Eloquenz, hier aber in einer echt drama- Situation, welche die Peripetie des Stücks bezeichnet. bt freilich Aesthetiker und Dramatiker, welche alles Pathos rama ächten und meinen, der lakonische Ausdruck sei der nd einzig berechtigte, sodaß zuletzt, wie in vielen Stücken r's und der andern Stürmer und Dränger, als schärfster t des dramatischen Ausdrucks nur die Interjection übrig- und lauter Achs! und Os! als ebenso viele dramatische rbsen auf die Pfade der Melpomene gestreut werden! vornehme Schweigen der Muse oder ihre Vorliebe für smen hat nun in der Regel keinen andern Grund als elchen der muntere Graziano gelegentlich erwähnt:

> O mein Antonio, ich kenne deren,
> Die man deswegen blos für Weise hält,
> Weil sie nichts sagen; sprächen sie, sie brächten
> Die Ohren, die sie hörten, in Verdammniß,
> Weil sie die Brüder Narren schelten würden.

dem Gedankenfülle fehlt, der flöhnt sich am bequemsten erjectionen und Lakonismen aus. Gegenüber dieser dra- en Kraftsprache behauptet schon Hegel, daß der Dramati- n Pathos expliciren müsse, und das Beispiel aller Dichter von Aeschylus und Sophokles bis auf Shak- und Schiller gibt ihm vollkommen recht.

er Vorwurf der Rhetorik ist daher selbst eine abge- kritische Phrase; unsere Kritik ist im ganzen phrasenhafter ere Dichtung. Man prüfe ihre Stichwörter, die Her- ie Bedeutung derselbeu; denn wenn das Maß, mit dem ißt, nicht richtig ist, wie sollen die Größenverhältnisse Literatur richtig bestimmt werden? Es ist die Pflicht ik, erst ihr Handwerkszeug zu mustern, ehe sie ans Werk und das wird allzu oft versäumt!

eutsche Lyriker in englischer Uebersetzung.

by John Manners hat „Gems of German poetry" schen Uebertragungen herausgegeben, denen das „Athe- naeum" wol das richtige Verständniß der Originale nachrühmt, keineswegs aber die melodische Nachbildung; die äußere, aber nicht die innere Treue. Als Beispiel führt dies Blatt die Ueber- setzung des Goethe'schen Gedichts „Meeresstille" an, und ver- mißt mit Recht in derselben die Nachempfindung jenes ununterbrochenen trochäischen Maßes, welches die stille Spiegelglätte der See anschaulich wiedergibt. Es weist auf das Parallel- gedicht „Glückliche Fahrt" hin, dessen Daktylen zur Darstellung einer belebten, muntern Bewegung so glücklich gewählt sind. Dabei passirt aber dem Berichterstatter, der ein leichtes Spöt- teln über den Uebersetzungseifer der accomplished ladies and gentlemen in Bezug auf Gedichte aus dem „fatherland" nicht unterdrücken kann, das Unglück, daß er selbst ein deutsches Wort, mit welchem er wie mit einem Zeichen seiner Sachkennt- niß den Artikel schmücken will, in ganz verkehrter Weise ge- braucht. Er meint nämlich, daß diese kleinen Gedichte den Be- weis liefern, wie Goethe im „Wortspiel" sich ausgezeichnet habe, von welchem außerdem sich so häufige Beispiele im zweiten Theil des „Faust" finden und welches in dem köstlichen Ge- dichtchen „Ueber allen Gipfeln" eine so wunderbare Vollen- dung erreiche. Dies „Wortspiel" mag den Engländern impo- niren; uns macht es jedenfalls stutzig in Bezug auf die deut- sche Sprach- und Sachkenntniß des Referenten. Goethe ein Meister des „Wortspiels", für den wir eher Saphir halten wür- den — nun, es ist etwas Neues, was über Goethe zu sagen immer schwer ist.

„The songs and ballads of Uhland" sind von W. W. Skeat ins Englische übertragen worden, ebenfalls treu und ge- wissenhaft, doch ohne die erforderliche Sprachgewandtheit.

Eine französische Prachtausgabe.

Vor uns liegen drei Bände der „Oeuvres complètes de *Alfred de Mussel*" (Paris, Charpentier), welche uns zunächst nicht zu einer Würdigung dieses hochbegabten, doch in seiner poetischen Blasirtheit für das moderne Frankreich so charakte- ristischen Dichters herausfordern, sondern nur zu der Betrach- tung, welche literarischen Denkmäler die französischen Buchhänd- ler ihren Autoren zu setzen vermögen. Welches Prachtformat und Prachtpapier, welche Eleganz der Ausstattung, welche Ver- schwendung in der Anordnung! Derartige monumentale Aus- gaben der oeuvres posthumes eines modernen Autors wären in Deutschland wegen der Antheillosigkeit des Publikums eine Unmöglichkeit. Bei uns ist es schon für ein Glück zu erachten, wenn eine Verlagsbuchhandlung überhaupt sich dazu entschließt, eine Gesammtausgabe von den Werken eines Dichters zu ver- anstalten, mag dieselbe auch im bescheidensten Octav und so compreß wie möglich das Licht der Welt erblicken. Die Hono- rare stehen natürlich im richtigen Verhältniß zur Ausstattung der Bücher! Solange das deutsche Publikum nicht eine Ehren- sache in gewählten Privatbibliotheken sucht, solange werden die deutschen Autoren vergebens in Vereinen der verschiedensten Art gegen das Schicksal ankämpfen, welches keine Blumen, son- dern Buchhändlerkrebse auf ihre Pfade streut und ihnen mit Barrikaden von Maculatur den Weg zur Unsterblichkeit versperrt.

Bibliographie.

Jena'sche Musenklänge und Reimchronik. Eine Festgabe zum 50jähri- gen Jubiläum der deutschen Burschenschaft, dargebracht von der Alten Latte. Jena, Doebereiner. Gr. 16. 7½ Ngr.

Naville, E., Der himmlische Vater. 7 Reden. Leipzig, Haessel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Perkmann, R., Zur Geschichte der Wiener Universität. Auch ein Beitrag zur halbtausendjährigen Jubelfeier. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Pflug, F., Ein Dichterherz. Novelle. Leipzig, Dürr. 1866. 8. 24 Ngr.

Pressel, Friederike, Vermächtniß einer Mutter an ihre Tochter. Stuttgart, Belser. 8. 24 Ngr.

Zeloni, Chevalier, Leben der Prinzessin Guendaline Borghese gebor- nen Talbot Schrewsbury. Ins Deutsche übersetzt von F. Freiherrn v. Seckendorf. Mit einem Sonetten-Kranz in 15 Sprachen. Wien, Mechitharisten-Congreg.-Buchh. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags 3 Uhr mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommnen. Das tägliche Feuilleton wurde noch reichhaltiger und mannichfaltiger gestaltet und die Rubrik Handel und Industrie wesentlich erweitert.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Rechenaufgaben

oder Aufgaben für Raumberechnungen aller Art.

Ein Uebungs- und Wiederholungsbuch zum Gebrauche an Bürger-, Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterrichte.

Von **Wilhelm Adam.**

Mit 24 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 15 Ngr.

Facitbuch zu den Geometrischen Rechenaufgaben.

8. Geh. 4 Ngr.

Mit dem in den „Geometrischen Rechenaufgaben" dargebotenen Uebungsstoff bezweckt der Verfasser, durch Bildung des Verstandes zur praktischen Fertigkeit im Rechnen zu verhelfen. Das Buch eignet sich ebenso wol zum Gebrauch beim Unterricht wie zu unmittelbarer Anwendung im Gewerbs- und Beamtenleben, wo es hauptsächlich auf ein abgekürztes, das schnelle und sichere Finden der Resultate lehrendes Verfahren ankommt. In dem besonders zu habenden „Facitbuch" ist das einfache Resultat jeder Aufgabe verzeichnet.

Vom Verfasser erschien in demselben Verlage:

Theoretisch-praktische geometrische Constructionslehre und algebraische Geometrie, enthaltend mehr als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben. Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Zweiter Band.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der im vorigen Jahre erschienene erste Band d... Sammlung, enthaltend die Gedichte Walther's von d... Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, w... vom deutschen Publikum mit so lebhaftem Beifall aufgen... men, dass die Auflage bereits nahezu vergriffen ist. E... gleich günstige Aufnahme darf für den zweiten Band ... wartet werden. Das epische Gedicht Kudrun, der Blüt... der mittelalterlichen deutschen Poesie angehörend, verbi... die Frische des Frühlings mit der Farbenpracht und Fülle ... Sommers, und mit Recht sagt man, das Nibelungenlied ... halte sich zur Kudrun ähnlich wie die Ilias zur Odyssee. ... geachtet des Umfangs von 26 Bogen ist der billige Preis ... 1 Thlr. auch für diesen Band beibehalten worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Geschichte

im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1...

In Vorlesungen von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der umfangreichern Werke von Häusser, ... Pertz, Droysen, Beitzke u. a. behandelt der Verfasser ... den Buchs — dessen Widmung Professor Häusser ... men hat — den großen Stoff in einem engern Rahmen ... die Kenntniß dieses wichtigsten Theils der vaterländi... schichte auch in Kreise zu verbreiten, in welche jene Bü... ihres Umfangs wegen bisher nicht zu dringen vermoch... benswarme Frische der Darstellung, vor allem aber ... sich aussprechende Entschiedenheit und Wahrhaftigkeit der ... nung sichern dem Stern'schen Buche die Theilnahme ... schen Publikums. Es ist aus Vorlesungen entstanden, ... in Frankfurt a. M. unter lebhafter Betheiligung gehalten ... den und hier in abgerundeter, durch Zusätze ergänzter ... erscheinen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verl...

Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück ... Geschichte Preußens und Deutschlands in den ... 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Siebenbürgen

und die österreichische Regier...

in den letzten vier Jahren.

8. Geh. 1 Thlr.

Ein neuer wichtiger Beitrag zur Erörterung ... hältnisses Siebenbürgens zu Ungarn und zum ... schen Gesammtstaat in Bezug auf die schwebend... fassungsfragen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 28. September 1865.

halt: Humoristische Erzählungen. Von Rudolf Gottschall. — Nachlese zur Shakspeare-Feier. Von Emil Müller-Sambwegen. — Jahr 1815. Von Hans Prutz. — Eine Kritik der Schopenhauer'schen Aesthetik. Von Eugen Dühring. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Humoristische Erzählungen.

Die Schule Jean Paul's und Amadeus Hoffmann's ei uns noch nicht ganz ausgestorben, obgleich das wiegend stoffartige Interesse unserer Memoiren- und sationsromane die freiern Flüge des Humors sehr in Hintergrund gedrängt hat. Denn der Humor braucht m zu seiner selbständigen Entwickelung; er ordnet sich ganz den Gesetzen fieberhafter Spannung unter, e ein heißhungeriges Lesepublikum verlangt; er ver- sich mit liebevoller Hingabe in das Detail und hat immer den ganzen Mikro- und Makrokosmos im ; er macht gleichsam aus jedem Taubenschlag seine lüge ins Universum.

Auf der andern Seite verlockt das gefährliche Recht Licenzen leicht zur Vorliebe für jene Extrablätter Auswüchse, welche den gesunden Geschmack absicht- or den Kopf stoßen, zu einer absonderlichen, barocken in anderer Weise manierirten Darstellung. Humo- e Erzählungen κατ' ἐξοχην werden daher leicht ießbar oder erquicken nur ganz seelenverwandte Na- , indem der Autor in ihnen seine Eigenheit bis auf zten Knorpel und Knorren zum besten gibt.

iese Betrachtungen drängten sich uns bei der Lektüre lgenden beiden Schriften auf:

ählungen bei Mondenschein. Neue Novellen von M. So- aire. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
ei Federn von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). rlin, Janke. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

eide Autoren wandeln nicht die Pfade des gewöhn- Leihbibliothekenschlendrians; beide besitzen Talent, asie und Geist; aber beide sind auch bereits in eine r verfallen, welche in ihrer stereotypen Wiederkehr ohlthuend berührt.

olitaire ist ein Nachfolger von Amadeus Hoffmann, orliebe für das unheimlich Barocke, gespenstig Be- e; es sind lauter Nachtstücke, die er schafft, und cht, das sein Humor darauf wirft, kommt wie aus terne eines als Todtenschädel ausgeschnittenen Kür- Diese Manier, einen pechkohlrabenschwarzen Him- er allen seinen Gestalten auszuspannen, ist nicht nur tropisch aufzufassen; in der That sind alle Naturgemälde und Landschaften nachtschwarz getuscht. Schlagen wir auf, wo wir wollen: da heißt es gleich in der ersten Erzählung: „Der Rand des Abgrundes oder das unheimliche Schloß":

Der sausende, ungestüme West, von dem vorher die Rede war und der alle nur möglichen Wolkenkategorien vor sich hergetrieben, die bald Eis und Schnee, bald Regen und Hagel herabsandten, hatte sich in einen mürrischen Nordost verwandelt, der wolkenschwer und schwarzdrohend in den Wipfeln der krüppeligen Fichten einherwandelte und seine Absicht, dem aufsteigenden goldenen Frühlinge das Leben schwer, wenn nicht gar unmöglich zu machen, nur allzu deutlich an der dunkeln Stirn trug.

Schwer niederhängende, finstere Wolkenwände, von Luftströmen gepeitschte Regengüsse ziehen sich durch die ganze an absonderlichen Ereignissen reiche Waldnovelle.

Aehnlich heißt es in der dritten Novelle „Belladonna":

Und die flatternden, regenspendenden Wolken zogen dahin und die ganze Atmosphäre schien aufgelöst in eine weite, sanft niedertriefende Flut. Und der Wind schlug an das Fenster und spielte sein altes, sein ewiges Spiel mit den schlechtschließenden Thüren des alten Hauses, daß sie auf- und zu- und zu- und aufklappten in rastloser Regelmäßigkeit.

Und auch in der letzten Erzählung findet die Katastrophe wieder bei einem plötzlichen, heftig niederrauschenden Platzregen statt und der Mond scheint blutroth hinter halbzerrissenen, nachtschwarzen Wolken hervor. In der That sind es mehr Erzählungen bei Regenwetter als bei Mondenschein. Freilich paßt diese Scenerie zu den Begebenheiten, welche sich auf ihr abspielen; denn sie sind alle sehr dunkler, schrecklicher und bei aller Grauenhaftigkeit absonderlicher Art, viel Criminalrechtliches, wie es greller nicht im „Pitaval" steht, aber das Verbrechen so naiv geschildert, als befänden wir uns bei den Hinterwäldlern, nur als eine kecke Improvisation wilder Kraft! So gleich in der ersten Erzählung. Dem Baron Hasso, seines Zeichens ein Arzt, ist von der Haushälterin des verstorbenen Vaters und ihrem Bruder, Rudo Krotinus, infolge eines falschen Testaments die Erbschaft, namentlich das Schloß Rabenfederhall streitig gemacht. Er gewinnt indeß den Proceß und zieht an der Seite seines treuen Dieners durch den Kiefernwald dem bisher von Anhängern der

Gegenpartei verwalteten Schlosse zu. Die Abenteuer, die er schon auf dem Hinweg erlebt, sind grotesker Art. Der Verwalter des Schlosses schießt eine Kugel auf ihn ab, welche indeß nur dem Fuchse seines Bedienten den linken Hinterfuß zerschmettert. Obgleich der Diener genau den Mörder erkennt, wird doch keine gerichtliche Anzeige gemacht; denn die nüchternen Processacten würden ja die traumhafte Phantasmagorie stören, in welcher wir uns bewegen. Die Zugbrücke des Schlosses ist mit spitzigen Glasscherben bedeckt. Dadurch schlitzt sich der Schimmel des Barons die Schlagader am Fuße auf und verblutet sich. So läßt der lachende Erbe zwei Pferdeleichen auf der Walstatt zurück, ehe er in die Burg seiner Väter einzieht. Aehnlich sind die folgenden Abenteuer. Krotinus erscheint als eine Teufelsfratze, die uns durch die ganze Novelle entgegengrinst. Die Scene, in welcher er zuerst den Baron bindet, um ihn zu morden, und dieser sich dann befreit und den verschlafenen Mörder bindet, erinnert doch mehr an jene Gegenden, in welchen die Rothhäute ihren Skalpirdialekt sprechen, als an ein civilisirtes Land mit Erbschaftsprocessen und ehrlichem Plattdeutsch.

Noch greller ist die Handlung in der Novelle „Belladonna", welche der Autor selbst eine seltsame Geschichte nennt. Die Hauptrolle spielt darin ein Gift, mit welchem ein Geheimer Sanitätsrath das Augenleiden einer verwitweten Frau Oberst bekämpft. Solitaire gehört jedenfalls selbst dem ärztlichen Stande an; wenigstens entwickelt er, wie aus der folgenden Rede des Sanitätsraths hervorgeht, gründliche pathologische Kenntnisse:

Ihr Leiden, gnädigste Frau, stellt sich heraus als eine durch bewältigende Gemüthsbewegung hervorgerufene krampfhafte Verengung der beiden Pupillen, welche selbstverständlich zunimmt, sobald irgendein Reiz, sei es durch psychische, sei es durch somatische Erregung auf die verstimmten Organe einwirkt. Beides schneiden wir kunstgerecht ab; einmal durch Entziehung überflüssiger und den Organismus blos aufstachelnder Nahrung, demnächst durch gleichzeitige Entziehung des Lichts. Schließlich aber habe ich nach reiflichster Ueberlegung beschlossen, bei Ihnen, meine Gnädigste, ein Heilmittel wirken zu lassen, das, erst in jüngster Zeit entdeckt, nur erst wenigen Eingeweihten bekannt geworden sein dürfte und vor allen Dingen die allervortrefflichste dynamische Einwirkung auf den leidenden Organismus zeigt, die überhaupt von einem pharmaceutischen Mittel der Art erwartet werden kann. Wir Chemiker nennen das neue, den Starrkrampf der Pupillen mit wirklicher — sit venia verbo — Virtuosität bekämpfende Mittel Atropin! Wir verordnen es in der möglichst verdünnten Auflösung und lassen es mit einem feinen Pinselchen zu einem Viertel-, höchstens einem halben Tröpfchen, meine Gnädigste, auf die Conjunctiva oder zu deutsch Bindehaut der kranken Sehorgane auftragen, wo es dann, sofort und schleunigst resorbirt, seine vortrefflichen Wirkungen durch alsbaldige Lösung des Krampfes und Freimachung der wie in einem Netze gefangenen und gleichsam eingeklemmten Pupille aus den Armen der umgarnenden Regenbogenhaut angemessen bethätigt. Aber — latet anguis sub herba! gnädigste Frau von Burgen! In der Knospe schlummert der Wurm! Unter den Blüten schläft das Schlänglein! Das Mittelchen, das ich ihnen da überreiche, ist äußerst giftig! So giftig, meine Gnädigste, daß selbst noch der hundertzwanzigste Theil eines Grans oder, um es deutsch zu bezeichnen, eines Körnchens, innerlich genommen, tödlich wirken würde! Atropin ist das Getränk der Parze Atropos, Salzstoff aus der Pflanze Atropa oder Belladonna! Aus diesem Grunde bin ich so frei gewesen, [illegible] selbe, sozusagen, höchsteigenhändig aus der Pharmac[illegible] der man es selbstverständlich nur in allerkleinsten Quan[illegible] ten im Giftschranke in Gesellschaft von Blausäure [illegible] senik hegt, zu entnehmen und es Ihnen, meine Gnäd[illegible] zu überreichen, um jedweder Weiterung mit Ihren resp[illegible] Dienstboten aus dem Wege zu gehen. Hier also haben einmal das Seidenpinselchen, mit dem der Stoff auf die [illegible] treffende Conjunctiva aufzutragen sein dürfte; dann aber [illegible] wie Figura zeigt, mit dem Emblem des Kreuzes und [illegible] Todtenköpfe gezierte Glasfläschlein! Sie werden selbiges [illegible] lichst aufheben, nicht wahr, meine Gnädigste? Das versp[illegible] Sie mir feierlich und nehmen somit eine Centnerlast von [illegible] nem Gewissen!

Dennoch bewahrt die gnädige Frau dies Giftfläschchen so schlecht auf, daß zwei unglücklich Liebende sich [illegible] lich, zwei glücklich Liebende sich unabsichtlich den Tod aus trinken. Der Bräutigam ist ein Predigtamtscandidat, den die Folgen des Gifts auf der Kanzel ere[illegible] Das ist in der That eine curiose Geschichte, ein gr[illegible] Triumphlied auf die blinden Mächte der Natur und Zufalls.

In der letzten Novelle: „Des unseligen Jakob [illegible] Ende", ist der Held ein alter dramatischer Künstler [illegible] Diensten, dessen letzte Fahrten bis zu seiner Ent[illegible] durch den Tod uns mitgetheilt werden. Die Stim[illegible] dieser Novelle ist, so verschiedenartig die Begeben[illegible] sein mögen, dieselbe wie in Anastasius Grün's „[illegible] Komödianten". In die Geschichte greift als epis[illegible] Figur eine unverehelichte Melusine Samson ein, der [illegible] dächtig ist, einen jungen Erbprinzen vergiftet zu [illegible] und als Mörderin und Diebin steckbrieflich verfolgt [illegible] Ohne solche grelle, criminalistische Lichter geht es bei [illegible] litaire nicht ab!

Wenn wir diese meist gräßlichen Geschichten [illegible] zählen, so hat natürlich jeder die Frage auf den [illegible] „Wo bleibt der Humor?" Wo findet der sein Fe[illegible] in dieser Welt des Verbrechens? Man vergißt, daß [illegible] Amadeus Hoffmann's Humor eine Art von Galgen[illegible] lein ist, das auf dem Hochgericht die fidelsten Ge[illegible] schneidet! Das ist ja gerade der Humor davon, daß [illegible] schrecklichen Geschichten oft ganz lustig erzählt [illegible] Man darf den eigentlichen Kern dieser Novellen nic[illegible] schälen von ihrer barocken Schale; gerade die Ver[illegible] des Zusammenhangs der thatsächlichen Begebenheiten [illegible] dem aus allen Falten der Handlung heraus[illegible] Humor Raum und Muße, sich in Positur zu setzen [illegible] zieht alles traumhaft vorüber; das ist alles ein [illegible] loser Spuk der Phantasie; man darf mit diesen [illegible] nissen nicht Ernst machen; auch der Dichter mac[illegible] Ernst damit! Pudelnärrisch aber ist oft die Tiefe [illegible] die er diesen Geschichten gibt. Man tritt in diese [illegible] tasiewelt Solitaire's wie in eine Tropfsteinhöhle. [illegible] seltsamsten Naturbärte von der Decke herunterhängen [illegible] triefen und flimmern im grellen Fackelschein. Der [illegible] permanente Nacht dringt. Ueberall begegnen wir [illegible] sonderbaren Käuzen, dem Theaterdirector Marr[illegible] hahn, dessen Leben und Wirken auf das drol[illegible] geschrieben wird, dem Knecht Radieschen, dessen [illegible]

ollster Blüte steht und z. B. in Betreff einer Jagd-
e sich in folgenden, höchlichst curiosen Excursen ergeht:

Diese Jagdtasche, die außerdem meine Jagdtasche ist, hat
ganz andere Verdienste, die Euer Gnaden erst würdigen
en, wenn Hochdieselben sich erst zu näherer Würdigung
Verhältnisse und ihres Herkommens herbeigelassen haben
en! Sie mögen also wissen, Herr Baron, daß diese Jagd-
die edelste Abstammung hat, welche überhaupt ein Ding,
ieser Erde angehört, haben kann! Sie stammt von einem
ab, und dieser König heißt Friedrich der Einzige; seine
n wohnte zu Potsdam, aber sein Name wohnt in der gan-
Welt! Meines seligen Großvaters Mutter-Schwesterkind
Leibjäger des großen Königs; in dieser Tasche führte sel-
des kolossalen Monarchen kolossale Flötuse mit allen Ein-
, Mundstücken und Applicationen in das As, Fis und
und Moll; daneben alle Flötusenconcerte, die nur immer
Quanz, ein Graun, ein Ritter, natürlich nur ein musika-
, ein Gluck u. s. w. abgefasset und gecomponirt haben
. Zu der Tasche haben sie die Haut eines Negers ge-
ien, dessen Vater auch König, und zwar der Mungoneger,
n und der Tambourmajor unter des Alten Fritzen Vater
den. Selbiger starb zu Potsdam Anno Domini 1740.
Euer Gnaden nunmehr Respect bekommen? Oft, wenn
ing an der Wand hing, in stiller Nacht, wenn der Mond
und ich halb träumend glaubte, die Klingel, die Euer
n zum Kranken zu rufen pflegte, habe geklungen, dann
sie musikalisch, dann tönten die Klänge der Flötuse, die
e in ihr gelegen, und die Noten der Quanze, der Graune
r Glucke spielten sich selber und ich verging vor Mond-
hsucht und Liebe; denn ich war verliebt, Euer Gnaden!

o kraus, alles wunderlich durcheinanderwirrend, doch
istvoll, stets phantasiereich ist dieser Humor Solitai-
dem wir bisweilen nur wünschen möchten, daß seine
nicht immer in lauter Gespensternächten auf haar-
nde Ereignisse fielen, sondern auch bisweilen mit
er Jovialität die behaglichen Mittelwege des Erden-
beleuchteten.

f diesen Mittelstraßen des bürgerlichen Lebens, auf
nichts passirt, als was alltäglich die Tageblätter aus
olizeiregistern melden, wandelt behaglich, die Hände
Hosentaschen, der Humor von Jakob Corvinus,
sanguinisch, wie Solitaire's erfindende Muse gall-
und milzkrank ist, und ebenso geneigt, alles zum
zu wenden, wie jene, den Pessimismus triumphi-
lassen. Zu psychologischen Entwickelungen hat Soli-
eder Zeit noch Lust; er malt seine Ereignisse im
stil, als wollte er sie mit Blitzen an die raben-
e Wand seiner Gewitternächte heften! Desto sorg-
ntpuppt Jakob Corvinus seine Helden und Heldinnen,
gt uns mit mikroskopischer Genauigkeit, wie sie bei
Handlungen die Hülle von sich abstreifen; desto
ist er mit Kleinmalerei beschäftigt, und ist im
, einen Band aus einem Stück Leben zu machen,
lches Solitaire mit den Siebenmeilenstiefeln seiner
sie in einem einzigen Satze hinwegschreitet. Doch
hat seine Achillesferse; sein Humor hat einen oft
nden Gang und sucht ohne innere Nöthigung bizarre
der Darstellung.

erscheint es in der letzten Erzählung Raabe's
als ein nicht einmal humoristisch gerechtfertigter
die Geschichte durch drei Federn schreiben zu las-
sen, deren Concepte willkürlich abgebrochen und ineinander eingeschachtelt sind. Diese jeanpaulisirende Methode, welche unserm großen Humoristen das Räuspern und Spucken abguckt, hat nicht einmal für die humoristische Darstellungsweise ein vollgültiges Recht.

Die Sprünge des Humors müssen von einem andern Sprungbret aus geschehen und brauchen nicht immer gerade seltsame Purzelbäume zu sein. Raabe's Geschichte bewegt sich in ganz bürgerlichen Kreisen — ein Advocat und sein Schreiber, Doctor und Apotheker, ein blinder Musikus und seine verblendete Schwester bilden die dramatis personae, und wenn wir die Entführungsgeschichte der letztern ausnehmen, ist in der ganzen Erzählung nicht Romantik genug, um ein Kapitel eines Sensationsromans auszufüllen. Desto drolliger sind die Käuze, welche Corvinus mit einer gewissen psychologischen Wahrheit entwickelt: der Notar Hahnemann mit seinen weitaussehenden pädagogischen Experimenten, Pinnemann, der engagirte Verführer, das durchgehende Universalgenie, der junge Doctor Sonntag, glücklicher Entdecker eines neuen Eingeweidewurms, des Coprosaurus sonntagianus, der ihm aber doch keine Praxis verschaffen will, seine plauderhafte Gattin Mathilde mit ihrem gesunden Mutterwitz und dem Wahlspruch auf ihrem Fingerhute: Douce, mais sauvage, das ist alles recht sauber, recht gemüthlich, recht genrebildlich durchgeführt, aber wir müssen hinzufügen, oft etwas zu weitschweifig und im ganzen wieder nicht bedeutsam genug und in den Tendenzen zu sehr durcheinanderspielend.

Im einzelnen freilich finden wir recht viel des Behaglichen und Erquicklichen; auch ist manches ernstere Bild liebevoll ausgemalt, wie z. B. die Abreise von der Provinzstadt nach der Residenz, die Reise des Arztes nach Hamburg und an den Strand, um die flüchtige Luise einzuholen. Von der Art und Weise der humoristischen Reflexionen, welche bisweilen in die Erzählung verschlungen sind, möge die folgende eine Probe geben:

Wie wir uns drehen und wenden, unser Leben, wenn nichts mehr daran zu rütteln und zu regeln ist, zurechtzulegen! Wir suchen das ganz Gewöhnlichste zu einem Symbol zu machen, um endlich dadurch doch noch zu einer matten Befriedigung zu gelangen. Wie die Dichter und Geschichtschreiber für die Handlungen ihrer Helden gern tiefsinnige und weitausgreifende Motive suchen und finden, so suchen und finden wir die Motive der Entwickelung unserer eigenen Persönlichkeit, und glauben um so objectiver zu sein, je subjectiver wir den Schlafrock um unsere alten Knochen geschlagen und je bequemer wir uns im Großvaterstuhl zurechtgerückt haben. Es gab eine Zeit, wo wir eine sehr gute Meinung von uns hatten, wo hohe Illusionen uns auf Schritt und Tritt umspielten; — was ist daraus geworden? Wir waren prachtvolle Gesellen, jeder in seiner Art, das unterliegt keinem Zweifel: aber selbst die Memoiren von St.-Helena sind ein etwas abgeschmacktes Buch und von wenig Werth für die Geschichte des Verfassers, und zuletzt ist das nicht einmal unsere Schuld, liebste Frau Mathilde Sonntag; wir sind allesammt schwache Sterbliche, ob wir uns über Pinnemann oder die hohen Alliirten und die Heilige Allianz aufhalten. Wir rechnen mit den Wellen, Schaumspritzen und Blasen des Meeres, selten aber mit dem Meere selbst ab.

Im ganzen möchten wir den humoristischen Schriftstellern den Rath ertheilen, von den Licenzen und Privilegien des Humors den möglichst eingeschränkten Gebrauch zu machen. Jean Paul war eben Jean Paul — man sollte seine Unarten um so weniger nachahmen, als trotz derselben, trotz der fortwährenden Kreuzfeuer und Extratouren seines Humors, in seinen größten Werken, wie im „Titan", ein bedeutendes Compositionstalent ausgeprägt ist und eine vielgliederige Handlung aus dem Kern eines einzigen Grundgedankens herauswächst. Das Recht des Humors sollte nicht darin gesucht werden, daß er die Versatzstücke einer Erzählung bunt und kraus durcheinanderwirft, sondern er sollte, ohne diese Aufdringlichkeit in Bezug auf die äußere Form, sich ungezwungen im Gange der Ereignisse selbst und im innern Geiste der Darstellung offenbaren. Ueberhaupt ist die barocke Tragikomödie, als welche wir z. B. Solitaire's meiste Erzählungen bezeichnen können, schon eine bedenkliche Grenzform des Humors, während die Darstellungsweise in den „Drei Federn" von Raabe, in denen sich drei Autobiographen ziemlich willkürlich ablösen, als eine für eine so unbedeutende Geschichte allzu pretiös-humoristische Form erscheint.

Daß beide Autoren indeß nicht mit der Menge mitgehen, sondern eine scharf ausgeprägte Physiognomie haben, ist dagegen ein Vorzug, der gegenüber den gewöhnlichen Leihbibliotheknovellen und Romanen, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. **Rudolf Gottschall.**

Nachlese zur Shakspeare-Feier.

Eine geraume Zeit ist bereits seit der Shakspeare-Feier im April vorigen Jahres verflossen, aber der Nachzügler ist früher oder später noch eine nicht geringe Zahl gekommen. Der Enthusiasmus, den die Shakspeare-Feier im Gefolge hatte, ist längst verrauscht, doch ihre Bedeutung dadurch nicht gemindert. Kommt diese Nachlese auch etwas spät, so doch sicher nicht zu spät. Sie wird nicht mehr von dem Rausche der Begeisterung getragen, dafür von einer gewissen nüchternen Beschaulichkeit, welche selbst das Höchste und Edelste nicht in dem Lichte panegyrischer Vergrößerung anschauen, nicht in den Stunden der festlichen Feier übermäßig loben und preisen, sich im Lobe förmlich berauschen mag, um kurz nachher dieselbe Sache wie abgethan beiseite liegen zu lassen.

Dem Cultus des Genies sind im Laufe der letzten Jahre viele volle Becher der Begeisterung gespendet. Es hat durch Deutschland gerauscht und geklungen von der Verehrung jenes geheimnißvollen Etwas, das keine Kritik erklären, keine Aesthetik erfassen kann. Das Wunder des Genies heißt dies geheimnißvolle Etwas. Das Wunderbare aber streift hinein in die Mystik, und sonach haben sich die Ausläufer unserer ästhetischen Begeisterung in eine Mystik der Kunst hineingelebt und gewebt, welche vor der extremsten religiösen Mystik nichts voraushat, nur daß sie in ihren Zwecken und Zielen noch nebelhafter und ätherischer, in ihren Bezügen zum realen Leben un schwankender ist.

Wie der Wind kommt und geht, so ist zuerst die Begeisterung gekommen und gegangen, sie hat in ihrer Ueberschwenglichkeit selbst verzehrt. Hinter uns die Schiller-Feier als ein großes Nationalfest: was von dieser Feier übriggeblieben? Zumeist ein Haufe gedruckter Worte und schnellverklungener schöner Redensarten, denn die Schiller-Stiftung soll uns nun als reellstes Resultat der damaligen Schiller-Feier darstellen. Diese Stiftung hätte auch entstehen können, ohne daß am 10. und 11. November 1859 ganz Deutschland gefeiert hätte. Wir haben nur die Feier als solche und mit ihren Nachwirkungen auf das Leben im Auge. Doch von diesen Nachwirkungen bemerken wir sehr wenig. Wir triumphirten über die Großartigkeit der Schiller-Feier, und der größte Theil des Volks applaudirte Schiller mit raschen Händen, um dann um so naiver Offenbach mit seinem „Orpheus", das Peitschenknallen des Postillons von Lonjumeau oder eine Miß so und so im Circus zu bewundern. So verhält es sich, wenn man Thatsachen nicht durch die ästhetische Brille eines Artisten oder Schönredners ansieht, sondern mit unbefangenem Blick für die Wirklichkeit auffaßt.

Die Shakspeare-Feier gestaltete sich nun freilich nicht mit gleicher Großartigkeit wie die Schiller-Feier. Gleichwol bot sie hier und da Verhimmelungssymptome, die der wahren Kunst schlechterdings nichts nützen, sondern deren Weiterentwickelung den ideellen Bedürfnissen der Gegenwart gemäß nur nachtheilig werden müssen. Es war es mit der Shakspeare-Feier im großen und ganzen nicht wie es hätte sein können und dürfen, vielleicht eben sie durch das widerspruchsvolle, darum aber in deutsche Bedürfniß, mit demselben Athemzuge kritisch und zugleich rein nationalpolitisch zu sein, getrübt; das bestimmte aber einzelne Festredner so mehr, den Mund recht voll zu nehmen und mit die Welt hinein zu decretiren „unsterblich für ewige

Die Shakspeare-Feier trug eigentlich den Beweis sich. Wir standen mit England, das noch wenige nate zuvor von Preußens Volksrednern mit den Worten: „Was wird England zu unserer Misere sagen" haranguirt war, nicht auf dem besten Fuße; man ten es perfid, wir warfen ihm unter Beifallsjubel Gründlinge von der Bühne herab ein „Du stolzes land, schäme dich" entgegen; da konnte unter so wendischer Stimmung auch wol die Theilnahme für speare leiden. Wenigstens fürchteten das die meisten Festredner und Broschürenverfasser; sie kamen beinahe alle mit einer Verwahrung, die nachträglich in einzen Artikel des sonst alterfahrenen Rötscher in der ner'schen Zeitung eine beinahe lächerliche Angstfahren hat. Während jene betonten, daß unser wig-holsteinischen Händel auf die Theilnahme Shakspeare-Feier nicht nachtheilig wirken können, Rötscher freudig aus: „Der dänische Krieg hat liebe des deutschen Publikums für «Hamlet» ge-

ıg gethan." Verwundert fragen wir und mit uns sicher
le: „Was haben denn unsere politischen oder kriegeri-
en Reibereien mit dem «Hamlet» zu thun?" Als ob
hakspeare's „Hamlet" durch unsere Händel Eintrag er-
ren könnte!

Genug! Wenden wir uns den vorliegenden Büchern
d Broschüren zu. Zunächst zu einer Zahl der letztern:

Die deutsche Shakspeare-Feier. Eine Rechtfertigung der-
selben nach einem im kaufmännischen Verein zu Leipzig ge-
haltenen Vortrage von Paul Möbius. Leipzig, Werner.
1864. 8. 2½ Ngr.

Shakspeare als Dichter der Naturwahrheit. Festrede bei
der Shakspeare-Feier zu Leipzig am 23. April 1864 gehal-
ten von Paul Möbius. Leipzig, Voigt und Günther.
1864. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die sittliche und volksthümliche Berechtigung des Shak-
speare-Cultus. Festrede, bei der Shakspeare-Feier in El-
bing am 23. April 1864 gehalten von F. A. Th. Kreyßig.
Elbing, Neumann-Hartmann. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Lessing und das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg.
Eine deutsche Gabe zur Shakspeare-Feier. Vortrag im
Athenäum zu Hamburg am 21. April 1864. Von Ludwig
Eckardt. Hamburg, Boyes und Geisler. 1864. Gr. 8.
5 Ngr.

Sämmtliche vier Broschüren erfüllen als Vorträge
ı Zweck, sofern es bei Reden und Vorträgen darauf
mmt, für den Gegenstand derselben einzunehmen. Es
freilich auch in allen vieren nicht an jenen hohen
ten, die verhallen und verschallen, sobald die erste
oft nur zu flüchtige Wirkung vorüber. Bei Möbius
ut wie bei Kreyßig steht Shakspeare natürlich als der
, der Unvergleichliche da, an dem selbst die Schwächen,
ı er deren überhaupt besessen, bewunderungswürdig

Nur scheinen uns folgende Worte, wie sie sich bei
ßig finden, denn doch selbst für einen Panegyriker
großen Briten höchst bedenklich:

Was haben wir anzuführen, um das Recht eines Volks-
s in Anspruch zu nehmen für den Dichter, der für Cor-
ı engelgleiche Kindesliebe keinen andern Lohn hat als den
ı, schmählichen Tod der Besiegten; der die Großmeister
erbrechens, die Richard und Macbeth, noch in ihrem
e mit einem Schimmer von Heldenglorie umgibt; der alle
en der Kirche und des Staats mit dem gleichen Maßstabe
dessen Priester wie Weltkinder und dessen Weltkinder oft
wie Priester reden und handeln; der uns ungewiß läßt,
tholiken oder Protestanten, ob Fürsten oder Republikaner
– gleichgültiger waren; der denselben Blick durchdringen-
erständnisses hat für den Helden, für den Denker und für
wöhnlichen Sklaven der Sinne, und in dessen Werken
hne, vor keinem Symbol zurückbebende Zweifel eindringt
die innerste Werkstatt der geistigen und sittlichen Gewal-
or welchen die menschliche Gesellschaft sich beugt?

ı ja, er war der objectivsten einer, ob aber auch
der unparteiischsten einer? Ihm ist mehr denn
ramatischer lapsus calami und nicht blos mit der
rau von Orleans begegnet. Er hat auch, um
ier noch zu bemerken, im „Lear" z. B. eine Art von
tischer Dialektik angewendet, wie sie sich für die
wart gar nicht mehr schickt; für die Gegenwart —
für einen Dramatiker der Gegenwart.
en erstgenannten drei Broschüren entgegen hat uns

Eckardt mit einer literarischen Gabe: „Lessing und das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg" (Nr. 4), beschenkt, die dem Anschein nach nur entfernt mit der Shakspeare-Feier in Verbindung zu stehen scheint. Eckardt spricht von Lessing's Verdiensten für die deutsche Bühne, besonders für das hamburger Theater, und da ergibt sich der Bezug auf Shakspeare ganz von selbst. Eckardt schließt seinen Vortrag mit dem Rufe nach einem deutschen Nationaltheater, mit einem frommen Wunsche, der, könnte er überhaupt in Erfüllung gehen, uns Deutsche wahrscheinlich ebenso wenig glücklich machen würde wie alle andern Dinge, die sich in der Theorie prächtig, national, hehr und groß, in der Praxis aber durch die nie zu tilgenden menschlichen Eitelkeitsgelüste verkümmert ausnehmen.

Mehr noch als auf die genannten Broschüren möchten wir die literarischen Kreise auf

5. Programm der städtischen Realschule zu Königsberg in Preußen. Königsberg, Dalkowski. 1864.

aufmerksam machen. Es findet sich darin ein trefflicher Artikel von Alexander Schmidt: „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakspeare's in Frankreich." Voltaire spielt in dem Artikel eine keineswegs edle Rolle. Aber das kümmert uns nicht. Schmidt schilt den gewissenlosen Dichter sogar ganz gehörig als einen Plagiarius; das freut uns, weil Schmidt über Voltaire's Beziehungen zu Shakspeare's Dramen uns das richtigste Licht anzustecken scheint. Danach hat Voltaire in einzelnen seiner Dramen Shakspeare'sche Stücke so lange ausgebeutet, geplündert und stellenweise förmlich copirt, als in Frankreich fast kein Mensch um Shakspeare wußte. Sowie man aber hinter Voltaire's dichterische Windbeuteleien kam, hatte der scheinheilige Voltaire nichts Eifrigeres zu thun, als den rohen Geschmack des englischen Dichters zu verlästern, daneben aber allen Shakspeare'schen Dramen einzelne Goldkörner zuzusprechen und die Auffindung dieser Goldkörner sich als Verdienst anzurechnen.

Wir schließen dieser Arbeit zwei der Empfehlung werthe, Shakspeare verherrlichende Werkchen an:

6. William Shakspeare. Eine biographische Studie von Adolf Bekk. Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Geburt des Dichters am 23. April 1564. München, Fleischmann. 1864. 8. 10 Ngr.
7. William Shakspeare. Zum Gedächtniß seines drelhundertjährigen Geburtstags am 23. April 1864 von Heinrich Künzel. Darmstadt, Groß. 1864.

„Der Cultus der Heroen, der großen, in Kunst, Wissen und That vorleuchtenden Menschen, ist ein Stück Religion der Gegenwart geworden": diesen Satz aus Ludwig Eckardt's „Vorschule der Aesthetik" finden wir nicht mit Unrecht als Motto auf der Künzel'schen Schrift. Beide, die Bekk'sche wie die Künzel'sche Schrift, kommen in dem Einen, in der Verehrung Shakspeare's überein. Beide Schriften bieten auch so ziemlich dasselbe Material: Aufzählung der dürftigen Lebensnachrichten über den Dichter mit Verwerfung der zweifelhaften oder den Dichter compromittirenden Lebensumstände, daneben kurze Bezüge auf einzelne seiner

Werke. Es kann dabei nicht fehlen, daß dem großen Dichter einzelnes als Verdienst angerechnet wird, was gar kein Verdienst ist, auch Bekk geht in einzelnen Punkten nach unserm bescheidenen Dafürhalten zu weit. Um so mehr zu weit, als er an einer Stelle seines Buchs einige strafende Sätze gegen den Geniedünkel bringt. Diese Sätze lauten:

Zwar hatte Goethe selbst in einer Art dramatischer Beichte diese schlimmste Sorte von Egoismus, den Geniedünkel, an den Pranger gestellt, das müßte aber noch viel eindringlicher, gegensätzlicher und rückhaltsloser dargestellt, Clavigo müßte populairisirt werden; denn wahrlich, es kommt viel darauf an, in dieser Zeit, da man sich wieder unterfängt, die glückliche Persönlichkeit, das Genie und die Macht anzubeten und unter allen Umständen straflos zu erklären, in dieser Zeit der Anmaßung und des Hochmuths dem schlichten Verstande zum Bewußtsein zu führen, daß der simpelste aber brave Mensch in redlicher, wenn auch unbeachteter Pflichterfüllung höher stehe vor einem höhern Urtheil als z. B. der sentimentale Heuchler, ob er auch hundert geistreiche Werke geschrieben habe, der am Grabe eines zertretenen, geopferten Herzens sich mit einer poetischen Thräne seines Grams entlastet.

Sicher wollte Bekk mit diesen Worten irgendwohin persönlich treffen, sonst könnten wir sie an dieser, dem Genie geweihten Stelle beinahe für bedenklich halten. Er betont die Pflichterfüllung als das Höchste. Nun, auch das Genie, das wahre Genie, erfüllt nach dem Satze, daß wem viel gegeben, von dem viel zu fordern sei, auch nur seine Pflicht. Die Pflichterfüllung zu beloben und zu verherrlichen hat etwas sehr Bedenkliches, es setzt solches Lob die Pflichtlosigkeit wie ein unter der Masse hin- und herschwimmendes Miasma beinahe voraus. Doch diese Erörterung könnte uns zu weit führen; wir halten uns darum nach einem freundlichen Abschiedsblick für das Bekk'sche Büchlein noch besonders an die originellen Eigenschaften der Künzel'schen Schrift. Diese sind erstens als Beigabe ein photographisches Blatt mit vier wohlgelungenen Shakspeare-Köpfen. Das Blatt zeigt uns den Dichter nach dem Porträtstich von Droeshut aus der Folioausgabe von 1623, darauf folgend die Büste zu Stratford, das sogenannte Chandosporträt und das Bildniß von Janſen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Dann ein kurzer Bericht über die deutschen Aufführungen zu London im Jahre 1852, denen der Verfasser sehr nahe stand. Als Anhang schließt sich daran der bei der Eröffnung der deutschen Bühne zu London am 2. Juni 1852 gesprochene Prolog und die Adresse des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. an die Stadt Stratford am Avon.

Auch an eigentlich poetischen und dramatischen Gaben hat es zur Shakspeare-Feier nicht gefehlt. Was wir hier bieten können, das ist freilich wenigstens zur Hälfte keine Götterspeise. Aber es zeichnet sich durch sich selbst

8. Eine Shakspeare-Feier an der Ilm. Von Karl Gutzkow. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 8 Ngr.

als eine würdige Verherrlichung des Meisters aus. Eine dramatische Scene, welche auf einer zu lebenden Bildern eingerichteten Bühne spielt. Geistvoll empfunden und geistvoll durchgeführt, gleichsam eine Festrede im festlichen Gewande, führt das dramatisch-epische Gedicht Shakspeare'sche Hauptgestalten aus dem „Coriolan", „Sommernachtstraum", „Macbeth", „Was ihr wollt", „Romeo und Julia", „König Johann", „Hamlet" lebensbildlich vor, und wenn wir die Schlußanspielung auf die classischen Kreise Weimars nur als durch die Verhältnisse geboten ansehen, so ließe sich das Gedicht auch über den ersten Zweck hinaus bei ähnlichen Festfeiern oder festlichen Erinnerungen an Shakspeare wol wieder verwenden, da es mit seinem eigenen Werthe den Namen seines verdienstvollen Verfassers verbindet und geeignet ist, den schalen Prologen, die sie sich bei jeder Gelegenheit hervordrängen, sowie Herrn den Schauspielern, Natur und Wahrheit zu predigen.

9. Shakspeare in Deutschland am Tage seiner Jubelfeier. Ein dramatischer Scherz und — Ernst in einem Vorspiel in zwei Acten. Würzburg, Richter. 1864. 16. 5 Ngr.

Ein schnurrig Ding. Der Narr fehlt einmal beim Feste. Es muß auch solche Käuze geben wie den anonymen Verfasser. Hat der festlichen Begeisterung nur sehr unter die Kappe geguckt. Persiflirt da sein Ding durch die Bemerkung: „Die hochlöblichen Herren Theaterdirectoren und die noch hochlöblichern Herren Theateragenten erhalten, wenn sie dies Stück zur Aufführung bringen, 100 Proc. der Bruttoeinnahme." Werden's wol bleiben lassen die hochlöblichen und die noch hochlöblichern! Der Verfasser ist ein solcher Kauz, er kennt aber den Kram gründlich, nämlich wie das Theater in der Gegenwart gemacht wird; übertreibt zwar hier und da, so namentlich in der Person des Hoftheaterintendanten ganz gewaltig, aber doch die Könige der gegenwärtigen Bühne sehr gut. Er weiß zwar, daß Shakspeare ein ganz braver Mann war, aber ein König der Bühne mitnichten; er weiß auch wo die Genies stecken, zeigt uns eins, den Theateragenten Schwärzer, genannt der schöne Ferdinand oder Unentgeltliche. Burleskes Zeug! Aber der Autor kennt die Bühne, gießt da einen Eimer kaltes Wasser über die Köpfe der schönrednerischen Idealisten, mir nichts, dir nichts, verherrlicht den schönen Ferdinand in einem Act mit Shakspeare, als ob der Agent Schwärzer das selbst verstände!

10. William Shakspeare. Ein Schauspiel in drei Abtheilungen von Albert Lindner. Rudolstadt, Frödel. Gr. 16. 1 Thlr.

Gut gemeint wie alle derartigen Versuche, aber Wirkung wie fast alle Literaturstücke. Verfaßt mit solcher Wärme reißt uns das Stück doch nicht hin. Kann auch nicht sein. Das Ringen um den schönen Tod der Bühne mag der Dichter in sich selbst erledigen, gehört aber nicht auf die Bühne, ebenso wenig wie geistliche Ringen und Kämpfen eines Predigers auf Kanzel gehört. Das wird allenfalls beklatscht, vergehend vielleicht sehr heftig, damit muß es sich aber für vollständig bezahlt halten. Uebrigens möchte ich liegendes Drama für eine Festvorstellung in bestimmten Grenzen sehr wohl eignen. Außer der Zeit der Festvorstellungen aber dünkt es uns eben außer der Zeit

. Kunst über alle Künste ein bös Weib gut zu machen. Eine deutsche Bearbeitung von Shakspeare's The Taming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vollständige Titel dieses ältern deutschen Stücks tet: „Kunst über alle Künste Ein bös Weib gut zu chen. Vormahls Von einem Italiänischen Cavalier eticiret: Jetzo aber Von einem Teutschen Edelmann dlich nachgeahmet, und In einem sehr lustigen Possen- len Freuden-Spiele fürgestellet. Samt angehencktem enden Possen-Spiele. Worinn die unnötige Eyfer- t eines Mannes artig betrogen wird. Rapperschweyl. Henning Lieblern 1672." Es ist dies dasselbe Stück, ches Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath" ebenso, mit den kleinen Aenderungen „artig durchgezogen" „artig betrogen", „Rappersdorf" statt „Rapperschweyl", 53" statt „1672" angibt. Gottsched's Exemplar — befindet sich gegenwärtig in Weimar — fehlte nämlich untere rechte Ecke des Titelblattes. Köhler rechtfer- die Herausgabe des Stücks damit, daß es, abgesehen „Peter Squenz" des Gryphius, die erste gedruckte sche Bearbeitung eines Shakspeare'schen Lustspiels sei. der Verfasser dieser deutschen Bearbeitung gewesen, ber schweigt bisjetzt die Literatur. Vielleicht ist es ganz gleichgültig, wer er gewesen. Denn die Lite- : im großen und ganzen wird durch die Entdeckung s Namens weder verändert noch bereichert. Sind doch aber nun einmal ein ameisenfleißiges Volk des hrtenthums. Es wird daher wol nicht eher Ruhe bis man ergründet und klar bewiesen hat, wer er en. Köhler macht dazu den Anfang. Er betont beweist nämlich, daß von selbem Verfasser die Bü- „Der pedantische Irrthum", ein Lustspiel mit an- igtem Possenspiele, Rappersweil bei Henning Lieb- 1673, und „Alamodisch technologisches Interim" mit Possenspiele „Der visirliche Exorcist", Rappersweil enning Lieblern 1675, herrühren.

Der Stoff der „Bezähmten Widerspenstigen" kommt utschen Bearbeitungen früherer Jahrhunderte übrigens ach vor. Sicher war er durch die englischen Ko- uten herübergebracht und fand außerordentlichen An- was wir gar nicht zu bezweifeln brauchen, da Shak- in seinem Stücke das ad hominem Demonstriren, s das Volk so sehr liebt, außerordentlich auszuüben

Der Verfasser der „Kunst über alle Künste" be- te nach Köhler's Annahme jedenfalls nach einem nmanuscript sein Stück, ohne zu wissen, daß es nem englischen Dramatiker herrühre, glaubte viel- aus den italienischen Personennamen auf italienischen ng desselben schließen zu müssen. Originell war erfasser in der Aenderung der Personennamen in e und der Verlegung der Handlung nach Deutsch- in die Gegend von Worms und Frankfurt. Die ennamen sind freilich in dem burlesken Geschmack . Jahrhunderts gehalten; man sehe sich aber, um billig zu richten, auf ähnliche Hanswurstereien hin einmal die Theaterzettel heutiger Possen an. Da man nicht ohne Grund aus den Personennamen auf die Art und Weise des Geschmacks, in welchem die „Kunst über alle Künste" bearbeitet ist, wird schließen können, so wollen wir diese Personennamen ein wenig ins Licht stellen. Der Vorredner des „Freudenspiels" wird bezeichnet als „der geduldige Hiob in des frommen Socratis Hosen". Dann kommt Herr Theobald von Grifflingen (Baptista bei Shakspeare). Seine Töchter heißen Jungfer Katharina Hurleputz und Jungfer Sabina Süßmäulchen, deren Kammermagd Sibylla Flöhpelz. An dem Diener Veit Schnitzer ist nichts Besonderes. Nun aber: Herr Hartman Dollfeder, Erbsaß zum Wirbelwind, nebst seinem Diener Ludolf Wurmbrand, dem vollendetsten Pickelhering, der je eine Bühne mit seinen ganzen und halben Zoten schlüpfrig gemacht hat — wohlverstanden dies setzt unsere Wenigkeit und nicht etwa der anonyme Verfasser der „Kunst über alle Künste" hinzu. Sowol Herr Adrian von Liebenthal der Vater wie auch Hilarius von Liebenthal der Herr Sohn (Shakspeare's Vincentio und Lucentio) können als unverfänglich passiren, den beiden Dienern Felix Vielwind und Fabian Affenschwanz (Tranio und Biondello) aber werden wir wol etwas auf die ungewaschenen Mäuler sehen müssen. Gremio hat sich in einen Herrn Sebastian von Unvermögen, Hortensio in einen Alfons von Nistlingen verwandelt. Der Schneider heißt Meister Fritz Fingerhut vom Kratzenberg, und drei Diener des Petrucchio, welche nur ein Wort reden, heißen Faulwanst, Immernaß, Schlingenstrick.

Es wird an dieser kleinen Blumenlese genug sein. Wir können uns mit des anonymen Verfassers Versicherung, daß den „Einhalt der günstige Leser aus dem Werk selbst bestermaßen einnehmen und sich damit belustigen" werde, bescheiden. Im großen und ganzen schließt sich die „Kunst über alle Künste" dem englischen Originale ziemlich streng an, Köhler hat dies durch den gleichzeitigen Abdruck der Shakspeare'schen „Widerspenstigen" belegt. Mit Rücksicht auf seine deutschen „günstigen Leser" verstand der anonyme Verfasser sehr wohl die Acclimatisirung des Stoffs, und zu dieser Acclimatisirung gehören natürlich auch die vielen Anzüglichkeiten, Zweideutigkeiten und Zoten. Köhler bemerkt, nur drei höchst anzügliche Stellen unterdrückt zu haben. Nun, von Anzüglichkeiten wimmelt die Handlung ohnedies doch noch genug. Will man aber deshalb über ein früheres Jahrhundert barsch aburtheilen, so sehe man sich zuvor nach unsern modernen Pickelheringen um und was diese in den Possen leisten. Um kein Haar ist es besser, nur die Art und Weise etwas anders. Während früher der Pickelhering in Roheit, offener Zweideutigkeit und Ungewaschenheit florirte, florirt er jetzt in versteckten Zweideutigkeiten. Welcher Geschmack besser, der, welcher sich an Roheit und Ungewaschenheit hält, oder der, welcher sich an grinsenden Zweideutigkeiten ergötzt, lassen wir dahingestellt. Dem Gebildeten wird aber das moderne Theater geradezu durch die Sucht verleidet, alles in zweideutigen und noch zweideutigern Anspielungen zu

suchen; in der hohen Tragödie politische Anspielungen um jeden Preis, in der Posse ein Beifallsjohlen um jedes, aber auch um jedes Wort, das nach dem Kneipen- und Prostitutionsjargon eine widrige Zweideutigkeit zuläßt. Wir übertreiben nicht, danken deshalb dem Herausgeber um so mehr, wo er uns einen Spiegel deutscher Unfläterei vorhält. Den literarischen Fleiß in der Einleitung und in den Anmerkungen müssen wir fast bewundern. Dieser Fleiß ist uns beinahe zu groß für die Sache, der er gilt. Allein mit der sprichwörtlichen deutschen gelehrten Gründlichkeit ist nicht zu rechten.

Noch zwei Bücher anderer Art haben wir in diesen Kreis zu ziehen:

12. **Briefe über Shakspeare's Hamlet.** Von Hermann Freiherrn von Friesen. Leipzig, Teubner. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weshalb müssen wir gerade in Bezug auf ein so musterhaft fleißig gearbeitetes Buch mit einem Tadel kommen? Und doch kommen wir mit einem Tadel. Was wir schon bei dem Köhler'schen Buche andeuteten, das müssen wir bei diesem Friesen'schen noch stärker betonen. Ein starkes Buch von fast 350 Seiten ist des Guten wol zu viel. Endlos dehnte sich die Literatur aus, wenn es Pflicht und Recht, bei einem Kunstwerke, wie es etwa der Kölner Dom ist, über jeden Stein zu schreiben. Nach dieser Methode aber legte Friesen seine Briefe über „Hamlet" an. Er führt sich uns als begeisterten Lobredner nicht allein Shakspeare's, sondern insbesondere des „Hamlet" ein. Seine eigenen Worte lauten:

> Bei wiederholtem Nachdenken über dieses ebenso tiefsinnige als kunstreiche Dichterwerk konnte ich keinen Augenblick aus den Augen verlieren, daß es auf dem wunderbarsten Geheimnisse unsers Lebens beruhe. Aber trotz jahrelanger Bekanntschaft sollte ich erst erfahren, daß mit dem genauern Durchforschen desselben die Bewunderung der dichterischen Größe und mit ihr die Schwierigkeit wächst, von den geheimnißvollen Fäden uns Rechenschaft zu geben, welche, unser ganzes Inneres ergreifend, uns immer mehr an dasselbe fesseln. Es scheint, als sei eine Unendlichkeit von Worten zu sagen und als sei dennoch jedes Wort vergeblich, um das Unerschöpfliche auszudeuten.

Mit einem Aufgebote glühendster Begeisterung nahte sich der Verfasser seiner Aufgabe, mit einem Aufgebote allzu glühender Begeisterung. Nehmen wir diese Begeisterung indeß für ganz und voll hin, verwundern wir uns nicht weiter, daß der Verfasser sich nicht auf den „Hamlet" beschränkt, sondern in den ersten Briefen eine „Beleuchtung der gangbaren Meinungen über Shakspeare im allgemeinen und über den Beginn seiner poetischen Laufbahn" beibringt und die „neuere Shakspeare-Kritik in England", sowie den „deutschen Einfluß auf dieselbe" der Betrachtung unterzieht. Darauf geht der Verfasser den Spuren der Hamlet-Tragödien nach, vertieft sich in die erste Ausgabe von 1603 und vergleicht diese Ausgabe mit den spätern, vollendetern. Das führt ihn ganz sachgemäß auf die Darstellung des Hamlet auf der englischen Bühne. In chronologischer Folge geht der Verfasser durch die Jahrhunderte, weist uns die vorzüglichsten Hamlet-Darsteller nach und kommt dann zu einem das deutsche Interesse zumeist berührenden Abschnitte: „Hamlet auf der Bühne von Deutschland." Auch hier erfährt Friesen das Material, soweit es nur irgend zu erfahren ist. In der zweiten Hälfte des Buchs bietet er uns eine Charakteristik der ganzen Handlung und einzelner der Hauptpersonen. Was er da über den König, Polonius, Rosenkranz und Güldenstern, die Königin, Ophelia, Laertes sagt, zeichnet sich durch Scharfsinn und Gediegenheit des Urtheils aus, zwingt uns doch aber nicht, ihm unbedingt beizustimmen, wo wir einmal anders anschauen oder auffassen. Auf eine besondere Hervorhebung von Einzelheiten würden wir uns auch dann nichts zugute thun dürfen, wenn wir von einer Controverse ersprießlichen Nutzen erwarteten. Als persönliches Urtheil behält jedes ästhetische Urtheil sein Recht. Dies Urtheil bietet ja zumeist nur das, was der Kritiker in dem Kunstwerke finden will, sobald er es für ein meisterhaftes ansieht. Der Verfasser erblickt in Hamlet einen Mustercharakter; er geht also noch weit über die Ansichten hinaus, welche in ihm nur den schöngeistigen Schwärmer, den Melancholicus par excellence, den Metaphysiker erkannten. Dieser Mustercharakter mag auch vorhanden sein, wenn man die Lücken in seinem Thun und Treiben dahin ausfüllt und, was in den Zwischenacten oder hinter den Coulissen geschieht, dahin auslegen. Wir speciell finden den Charakter des Hamlet nur ganz realiter schön, wenn wir Uebereinstimmung zwischen seinem Reden und Thun finden wollen, und stellen die Person des Hamlet weitem nicht so hoch, obschon auch wir uns in das Dunkel mit höchster Achtung vor dem dichterischen Geiste Shakspeare's tiefer und immer tiefer versenken können. Die Scene im „Hamlet" ist uns stets nach dieser Seite hin räthselhaft erschienen, die Scene zwischen Hamlet und Ophelia: „Geh in ein Kloster." Hamlet's Redeweise ist voll von einer erkältenden despotischen Liebllosigkeit, ganz gleich wie jetzt oder früher sein Verhältniß zu Ophelia gewesen sein mag. Ein wegwerfender Egoismus spricht aus seinen Worten. Zugegeben, daß sich in dieser Scene schmerzvolle Weichheit finden ließe, so dünkt uns Hamlet um so weniger groß, nur noch unmännlicher, wenn ein schwächeres Geschöpf für etwas leiden läßt, wofür es nichts kann. Wol können vorübergehende üble Stimmungen selbst den größten Geist berücken, und an eine solche möchte jene Scene zurückzuführen sein, wenn wir an Hamlet's Größe festhalten sollen; allein ähnliche Scenen finden sich durch das ganze Stück: jetzt ein Spiel mit den Verhältnissen, gleichsam als wolle Hamlet eine große Tragödie aufführen, dann seinerseits ein pedantischer Stolz, wo er nur zur Hälfte angebracht ist. Wir haben großen Respect vor dem Meistertalente Shakspeare's, darum scheint es uns unwahrscheinlich, daß er sollte so undramatisch haben verfahren und in Hamlet einen ideal hohen Menschen schildern können, wenn wir ihn nur beschränkt, stellenweise sogar mit kleinlichen Mitteln handeln läßt. So etwas fühlt auch Friesen. Hamlet's Wahnsinn ist ihm keineswegs ganz genehm

Je länger und aufmerksamer wir diesen furchtbaren Vor-
die Rolle des Wahnsinnigen zu übernehmen, betrachten,
so schwerer, drückender und verwirrender tritt uns die
e entgegen: wie war es möglich, daß der feingebildete
n, derselbe Mann, dessen unvergleichliche Vorzüge wir noch
betrachtet haben, daß der verehrte Fürst, der edle Nach-
te eines heldenmüthigen Königs, der Genosse eines königl-
Hofs, die Schmach der Geisteszerrüttung auf sich nehmen
e? Hier liegt allerdings ein Räthsel vor uns, das man völlig
gründen vergeblich strebt; ein Geheimniß der Seele, in
tiefen Abgrund nur der größte Dichter zu blicken ver-
e. Nur so viel dürfen wir uns gestehen, daß hier eine
lt des Grams, ein Seelenschmerz von der furchtbarsten
t als Motiv gewirkt haben müsse. Was aber die Seele
et's gelitten, welche Wandlungen des Grams sie durch-
gen haben müsse, ehe er zu diesem erschütternden Ent-
e gekommen ist, wird mindestens keine Schärfe des Ver-
s ergründen können.

Wir haben Bedenken, ob ein solches Hineininterpreti-
lber die Darstellungsmöglichkeit hinausliegender Em-
ungen in einen Charakter gerechtfertigt ist. Wenig-
sollte man zum Besten der dramatischen Charaktere
zurückführen von Wirkungen auf ganz übermäßige Ur-
t auch bei andern Figuren anwenden, dann wäre dies
firende Verfahren gerechtfertigt. So bei Richard III.
hat ihm ins Herz geblickt? Niemand. Nun wes-
soll bei ihm die Verbrechernatur nicht auch auf eine
lt großer Empfindungen, einen unsaglichen Seelen-
rz zurückzuführen sein? Es hängt nur davon ab, ob
es will, und man kann es. Shakspeare hat aber
alls bei seinen dramatischen Charakteren eine Beto-
incommensurabler Ursachen nicht gewollt. Er ver-
als wahrer Dramatiker viel zu real, wahr und wirk-

Uns freilich gefällt immer nur ein Hamlet von
blassen, melancholisch ätherischen Ansehen, sauber
ein echter Theaterprinz im Hoftheatergeschmack, ein
r Mann, in welchen sich sofort alle Backfische ver-
können. Ob den Shakspeare wollte? Wir zwei-
Seine Andeutungen zielen auf etwas anderes.
dieser und anderer kritisirenden Bemerkungen aber
n wir von dem Friesen'schen Buche mit großer
ig. Wir wenden uns dem letzten der vorliegenden
: zu:

illiam Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrah-
i aus seinen Werken nebst einer Einleitung. Von Her-
ann Marggraff. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. Thlr.

n nachgelassenes Werk von Hermann Marggraff.
en dürfen wir dies Buch wol nicht, nur mit
etät hinnehmen und werthhalten, die wir ihm schul-
d. Wenn wir es aber auch kritisiren wollten und
r ganzen Strenge, nun so würden wir es doch
nur warm anerkennen müssen. Freilich ist dies
kein selbsteigener geistiger Schlußstein einer poeti-
nd literarischen Thätigkeit, es ist nicht ein Werk
ischen Geistes, sondern nur eine Musterkarte des
schen Fleißes, wie ihn Marggraff so vielfach be-
; aber ein so trefflicher Abschluß, daß dies Buch
überall willkommen sein wird. Marggraff be-
ie günstige Gelegenheit nicht, um durch die An-

erkennung eines großen Meisters ein helles Streiflicht auf das eigene Können und Wollen zu werfen, wie dies nur zu oft von der literarischen Eitelkeit bezweckt wird. Bescheiden stellte er sich ganz in den Hintergrund, um dem allein die Ehre zu gönnen, welchem das Werk gilt. Zwar schrieb er eine Einleitung, einen kurzen Lebenslauf des Dichters, allein mit der maßvollen Rücksicht, durch die allein der Cultus des Genies für die Masse des Volks ersprießlich gemacht werden kann. Auch er findet sich hier und da bestimmt, Shakspeare's Leben, sein Thun, seine Freude und sein Leiden in einem schönern Lichte darzustellen, als dies durch die lückenhafte Ueberlieferung gegeben ist, aber es sind Vermuthungen und Versicherungen, die sich nicht nur hören lassen, sondern der Wahrscheinlichkeit fast durchaus Rechnung tragen.

Den eigentlichen Kern des Buchs bilden die „Lichtstrahlen" aus Shakspeare's Werken, eine reiche und gewissenhaft getroffene Auslese sentenziöser Aussprüche, durch die sich, wie dies auf dem Titelblatte bezeichnet ist, Shakspeare als „Lehrer der Menschheit" charakterisirt. „Der erste Gedanke zu der Sammlung lehrreicher, tiefsinniger oder origineller Sprüche und Betrachtungen aus Shakspeare's Werken, die wir hiermit den Verehrern dieses größten dramatischen Dichters und allen nach Erkenntniß der Menschen und Dinge, nach Stärkung im Misgeschick und nach echter Lebensweisheit Suchenden bieten, kam dem Herausgeber", so bemerkt Marggraff, „nachdem er auf dem leipziger Stadttheater einer Aufführung des «Timon von Athen» (in der Wehl'schen Bühnenbearbeitung) beigewohnt und infolge davon die Wiederlektüre dieses weniger gelesenen und doch so gedankenreichen, inhaltschweren Stücks vorgenommen hatte." In seiner Anordnung der „Lichtstrahlen" gab Marggraff der alphabetischen Folge vor jeder andern derart den Vorzug, daß er zu jeder Belegstelle eine zweckmäßige Ueberschrift wählte, diese Ueberschriften untereinander alphabetisch ordnend. Mit einem Register versehen eignen sich die „Lichtstrahlen" bequem zum Nachschlagen. Marggraff hofft, die Sammlung zu einem Führer auf den verworrenen Wegen des Lebens gestaltet zu haben, an dessen Hand sich jeder, der ihn zu Rathe ziehe, sicher werde orientiren können. Um die Methode besser zu veranschaulichen, wollen wir einen Buchstaben aufs gerathewohl herausgreifen. Also F. Da finden sich die Sentenzen unter folgenden Ueberschriften: „Falstaff'scher Ehrbegriff", „Flickwerk", „Förmlichkeit", „Frauen" (s. „Weibliche Fehler und Tugenden"), „Frauenaugen", „Frauenpflichten", „Frechheit", „Freiheit", „Freundschaft", „Frieden" (s. „Krieg und Frieden"), „Furcht", „Furcht und Religion". Um das Verhältniß der Ueberschrift zur Sentenz zu kennzeichnen, wollen wir uns z. B. nach „Flickwerk" umsehen. Wir finden dazu S. 69 und 70 aus „Was ihr wollt" die Stelle: „Alles was ausgebessert wird, ist doch nur geflickt; Tugend, die sich vergeht, ist nur mit Sünde geflickt; Sünde, die sich bessert, ist nur mit Tugend geflickt." Natürlich hängt die Anordnung jeder derartigen Sammlung von dem Ermessen des Sammlers, seiner Anschauungsweise, seinem Findertalente ab. Der

eine nimmt da vielleicht in die Sammlung etwas auf, was dem andern entweder entgeht oder zu gleichgültig erscheint. Alles in allem wird sich gewiß jeder von dieser Marggraff'schen Sammlung aufs angenehmste berührt finden, sie empfiehlt sich durch sich selbst. Eins wäre vielleicht noch zu wünschen, daß nämlich zu jeder Stelle auch Act und Scene des betreffenden Stücks, aus welchem sie gewählt worden, gesetzt wäre. Oft hat es gerade großes Interesse, eine solche Stelle nicht blos außerhalb der Scene, sondern auch nach dem Zusammenhange im Stücke zu prüfen. Und es ist doch nicht gleich jedermann gegeben, die betreffende Stelle in jedem einzelnen Stücke aus der Erinnerung sicher zu finden.

Zum Schlusse dieses Artikels finden wir uns noch zu einigen Bemerkungen gedrängt. Wir kommen noch einmal auf das zurück, was wir oben mit „Mystik des Geniecultus" bezeichneten. Gegen diese Mystik legten wir und legen noch eine gewisse Eingenommenheit an den Tag. Was wir unter „Mystik" verstehen, brauchen wir wol nicht lange auseinanderzusetzen. Wir verstehen darunter die Verhimmelung todter Größen, die um so nachtheiliger auf ein ersprießliches Gedeihen der Kunst der Gegenwart wirkt, als sie gegenwärtig nur zu sehr und oft aus nicht gerade löblichen Parteirücksichten flüssig gemacht wird. Uns ist es gänzlich unverständlich, wie von denselben Männern, welche in der Religion und sonstwo die Mystik nicht gelten lassen wollen, plötzlich das Wunder des Genies gepredigt werden kann. Wir haben nur einen Ruf des Staunens, wenn wir von Victor Hugo das Bekenntniß hören, in der Kunst heilige der Zweck die Mittel. Ob man die ganze große Masse des Volks mit einem solchen Bekenntniß veredeln, ob man sie für einen solchen Cultus erwärmen kann? Wir bezweifeln das. Denn die Widersprüche zwischen geistigem Wirken und materiellem Sein werden dadurch eher unausgleichbarer gemacht, denn irgendwie gemindert. O ja, die ganze große Masse des Volks kann sich sonnen, sie kann sich spiegeln im Cultus des Genies, aber doch immer nur für einzelne Momente; je mystischer man ihr das Genie darstellt, um so zufriedener ist die Masse wol für Augenblicke, denn sie fühlt instinctiv den Ablaßzettel in der Hand, der ihr nach diesen kurzen Momenten idealern Aufschwungs das Leben frei von allen ideellen Rücksichten nach des Herzens materiellem Trieb gewährleistet. Wir wollen aber nicht verächtlich von der Masse des Volks sprechen, wir wollen sie vielmehr entschuldigen, sie an uns heranziehen, und das vermögen wir nur, wenn wir das Genie mit einem auch dem Niedrigsten unter den Niedrigen zugänglichen Maßstab messen. Und ein solcher Maßstab ist die Pflicht. Auch der Größte unter den Großen hat, wenn er etwas über das Maß des Alltäglichen Hinausliegendes geleistet, nur seine Pflicht gethan. Eine große Pflicht groß durchzuführen, das ist der Vorzug des Genies. Das ist aber kein Vorzug, durch den die Masse des Volks auf die Länge bedrückt wird wie durch die Mystik des Geniecultus.

Wir glauben, daß die Mehrzahl derer, welche dem Geniecultus huldigen, es mit diesem Cultus über persönliche Rücksichten der Eitelkeit hinaus ehrlich meinen, daß sie selbst an das, was sie predigen, glauben. Gesetzt wir den Cultus aber noch ein wenig nach Seite des vorliegenden Falls, also mit Bezug auf Shakspeare. Glaubt man, daß, wenn Shakspeare der Eine, Unvergleichliche wirklich ist, ein erfreuliches Gedeihen des Drama's in Gegenwart möglich sei? Ein erfreuliches Gedeihen des Dramas der Gegenwart geht uns doch am Ende nicht an als Shakspeare's Unsterblichkeit? Darauf antworten die eigentlichen Gelehrten gar nicht, denn für sie hat das Drama der Gegenwart nur untergeordnete Bedeutung, weil es nicht Gegenstand gelehrter Forschung sein kann. Eine Zahl von Literaten zuckt unsicher die Achsel, Schwärmer unter uns aber wissen es ganz genau: es geht; Shakspeare der Eine, Unvergleichliche, Unsterbliche und daneben die Gegenwart fortwährend neue Shakspeare gebärend. Sie selbst sind vielleicht die neuen Shakspeare, denn wo die Mystik des Geniecultus einmal gilt, da ist es nur darauf an, sich selbst für ein Genie zu halten, um ein Genie zu sein.

Wir sagen ruhig: das geht nicht. Ist Shakspeare für immer der Unvergleichliche, so verzichte man auf das Drama der Gegenwart, oder sei zufrieden mit seiner untergeordneten Stellung. Es ist Thorheit, Shakspeare alles zu preisen und zugleich laut oder leise dem Drama der Gegenwart Vorwürfe zu machen, wie es Thorheit wäre, jemand an den Kölner Dom zu führen und zu sagen: nun baue doch einmal im Gesichtskreise dieses einen neuen Dom. Da müssen wir denn dem Drama der Gegenwart zu Liebe von Shakspeare's Unsterblichkeit und Unvergleichlichkeit ein wenig streichen, natürlich der panegyrischen Mystik nur so viel, um ihn in ruhiger Erwägung seiner Fehler und Schwächen zu schauen. Er bleibt dann doch noch so groß, daß der Ueberschwenglichen gut thäten, sich vor ihm zu kriechen, er bleibt alsdann immer noch ein großes Ziel für jeden, dem es mit der Kunst eine ernste Sache und Lebensberuf geworden. Sehen wir doch auch schon solche maßvollern Erwägungen nicht ausbleiben in das stuttgarter „Morgenblatt" mit Artikeln treten, welche bei aller Pietät gegen den großen Todten doch das Schwache schwach, das Unhaltbare unhaltbar nennen wagen.

Emil Müller-Sauer

Das Jahr 1815.

Geschichte des Jahres 1815 von Heinrich Beitzke. Erster Band. Berlin, Kobligk. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Dem ersten Bande von Beitzke's „Geschichte des Jahres 1815", dessen wir in Nr. 9 d. Bl. ausführlicher gedacht haben, ist der zweite, wie zu erwarten war, gefolgt. Er nimmt die Darstellung der Ereignisse des denkwürdigen Jahres genau da auf, wo der erste den Faden der Erzählung fallen ließ, und führt sie zum Abschluß des zweiten Pariser Friedens. Den [illegible] lichen Kern desselben wie den werthvollsten [illegible]

zen Werks überhaupt bildet die überaus eingehende, Quellen mit kritischer Gewissenhaftigkeit benutzende sichtende Darstellung der entscheidenden Schlachten bei y und Waterloo.

Das zweite Buch, welches den Feldzug in Belgien ndelt, beginnt mit einer Charakteristik des allgemeinen gsplans, welchen die Verbündeten ihrem Vernichtungspf gegen den nach scheinbar endgültigem Sturze so ganz rwartet wieder in der Fülle der Machtvollkommenheit henden Imperator zu Grunde zu legen dachten. Die würfe von Wellington, Knesebeck, Toll und der wie er mit genialer Kühnheit gleich den entscheidenden kt ins richtige Licht setzende Plan von Gneisenau, der directen Marsch auf Paris anrieth, werden in ihren ptzügen entwickelt und nach ihrer Bedeutung gewür-

Dann wendet sich der Verfasser zu den Streiten, welche den beiden Gegnern bei diesem letzten verißvollen Ringen zu Gebote standen, gedenkt der pohen Fragen und Differenzen, die ein völlig offenes ehrliches Zusammengehen der Verbündeten unmöglich ten, entwirft endlich von den einander gegenüberden Feldherren, Blücher und Wellington einerseits, Nan andererseits, ein kurzes, ihr ganzes Wesen, ihre Denk- Handlungsweise in den Hauptzügen zusammenfassen- Bild. Bei dem Vergleich der zu gemeinsamer Thät berufenen und schließlich in ihr so glänzend bewährFeldherren Blücher und Wellington kann sich der Ver- einer gewissen Gereiztheit und Bitterkeit gegen den n und die Engländer überhaupt nicht erwehren. t wahr, Wellington selbst sowol wie seine Landsleute später von dem belgischen Feldzuge, namentlich der Entscheidungsschlacht eine Darstellung gegeben, ndenziös gefärbt und darauf berechnet war, dem ischen Heere den ihm gebührenden Antheil an dem ne jener glorreichen Tage zu verkürzen; andererseits will es uns doch scheinen, als habe sich der Verfasser sein hierüber mit Recht gekränktes Nationalgefühl zu etwas gar zu niedrigen Beurtheilung des Herzogs Wellington bewegen lassen. Mit entschiedener Vorweilt er bei den Schwächen desselben, mit unverhohBitterkeit vergleicht er die glänzende, in ihren An mit dem bereits erworbenen Verdienst allerdings nem Verhältniß stehende Laufbahn desselben mit dem vollen langsamen Aufsteigen Blücher's. Allerdings beide Feldherren in dieser Hinsicht einen gewaltigen ast; aber nicht aus den Persönlichkeiten allein ent- t derselbe, sondern zunächst und vor allem doch nur en so grundverschiedenen und voneinander so völweichenden, in ihrer Art aber doch berechtigten Inmen der Völker, denen die beiden großen Männer ren.

ie Schilderung des französischen Heeres und seiner lung wird eingeleitet durch einen Blick auf die Perkeit des an seiner Spitze stehenden Feldherrn und auf nze Lage, in welcher sich derselbe vor diesem letzten eidungskampf befand. Bei dieser Gelegenheit aber Referent noch einmal auf einen Punkt zurückkommen, den er bereits in dem Bericht über den ersten Band des nunmehr vollendet vorliegenden Werks berührt, der für die Auffassung und Darstellung alles Folgenden von der größten Wichtigkeit ist und auf dieselbe einen ganz entschiedenen Einfluß ausgeübt hat: auf die, man kann eben nicht wol anders sagen, als übergroße Bewunderung, die der Verfasser für Napoleon empfindet. Wenn er dabei nur den Feldherrn Napoleon im Auge hätte, würde ihm niemand widersprechen und die Berechtigung derselben in Zweifel ziehen wollen. Entschieden aber zu weit gegangen ist es, wenn Beitzke dieselbe auch auf den Staatsmann oder den Menschen Napoleon überhaupt ausdehnt. Das aber thut er und wird dadurch dann in der ganzen Auffassung und Darstellung des folgenden gewaltigen Kampfes auf einen sehr eigenthümlichen Standpunkt gedrängt. Indem er nämlich in Napoleon noch immer blos den genialen, an ihm aus seinem Innern zuströmenden Hülfsmitteln überreichen, ja unerschöpflichen Feldherrn sieht, dessen gewaltiger Geist allein Tausende zu ersetzen vermag, verkennt er, wie es uns scheinen will, den lähmenden Einfluß, welchen seine letzten Erlebnisse, seine von ihm selbst geschaffene, höchst zweifelhafte politische Stellung in Frankreich, die dort herrschende Stimmung des ganzen Volks, die Unsicherheit seiner eigenen letzten Ziele auf Napoleon ausüben mußten, und statt daher die letzten Ursachen seines neuen Sturzes in ihm selbst zu suchen, stellt er ihn eigentlich dar als ein Opfer des fanatischen Hasses seiner Gegner, der Uebermacht der verbündeten Heere, vor allem aber der unpatriotischen Gesinnung und Wankelmüthigkeit der Franzosen, der Ungeübtheit seines Heers, der Untüchtigkeit und Fahrlässigkeit seiner Generale. Damit aber verkennt Beitzke, möchten wir sagen, die allwaltende Gerechtigkeit des Schicksals, die historische Nemesis; er verkennt, daß die letzte Ursache zu Napoleon's Sturz doch nur in seiner eigenen Persönlichkeit liegt, in seiner Handlungsweise in der Vergangenheit sowol wie in diesen letzten entscheidenden Stunden! Daher herrscht denn auch in der ganzen Darstellung des Kampfes in Belgien ein entschieden panegyrischer Ton, der wenigstens stellenweise etwas sehr Befremdendes hat. Denn wenn Beitzke auch zugibt, daß Napoleon durch die gewaltigen Anstrengungen, geistige sowal wie körperliche, die er in dieser Zeit durchmachte, im entscheidenden Augenblick nicht im Besitz der alten Allgewalt seines Geistes war; wenn er auch einräumt, daß die innere politische Lage Frankreichs auf seine Thatkraft lähmend wirken mochte, so ist es doch ohne Zweifel sehr zu bestreiten, ob er recht hat, wenn er namentlich in Rücksicht auf den zuletzt angeführten Punkt die Schuld einzig und allein der Lauheit und dem Egoismus der Franzosen zuschreibt. Inwiefern wir Beitzke's Ansicht über die von Napoleon bei Verleihung einer Verfassung verfolgten Plane nicht theilen können, haben wir schon früher kurz auszuführen gesucht. Unserer Ansicht nach beugte sich Napoleon, indem er eine Constitution gab, nur einer ihm sehr lästigen, aber nach der Lage der Dinge einmal nicht mehr zu vermeidenden Nothwendigkeit, war aber nicht in der kurzen Zeit seit seiner Abdankung

auf einmal seiner innern Ueberzeugung nach zu einem offenen Anhänger des constitutionellen Princips geworden. Diese Auffassung führt den Verfasser denn dahin, daß er die Ursachen zu Napoleon's neuem und gänzlichem Sturze in seinen Gegnern, seinem Volke, seinen Generalen sucht, nur nicht da, wo sie doch zunächst lagen und verhängnißvoll wirkten, in ihm selbst.

Auch auf den militärischen Theil des Werks hat diese Ansicht einen sehr wesentlichen Einfluß gehabt. Da für Beitzke Napoleon auch noch in dieser Zeit der geniale, mit sieghafter Gewißheit den richtigen Punkt treffende Feldherr ist, so wird das vielfache Mislingen seiner Unternehmungen im einzelnen, das schließliche vollständige Scheitern derselben ganz und ausschließlich der Ungewandtheit und Unentschlossenheit seiner Generale zugeschrieben. So wird denn z. B. Ney wegen seines Benehmens bei Quatrebras scharf getadelt, und auch sein todesmuthiges Ringen in den letzten Momenten der Schlacht bei Waterloo gewinnt ihm des Verfassers Sympathie nicht wieder. Alles Unheil aber, welches Napoleon dort betroffen, hat nach des Verfassers Ansicht der Marschall Grouchy verursacht, welcher daher der eigentliche Urheber seines Sturzes ist. Wir können uns hier natürlich nicht auf eine Untersuchung dieser Frage einlassen, zumal da einem Laien in diesen großen militärischen Verhältnissen das Urtheil fehlen muß; doch wollen wir nur bemerken, daß doch andere, keineswegs gegen Napoleon eingenommene Geschichtschreiber in dieser Rücksicht zu dem ganz entgegengesetzten Resultat gekommen sind, daß nämlich nicht Grouchy's verkehrter Marsch die Niederlage der Franzosen veranlaßt habe, sondern gerade umgekehrt die unsichern, unklaren, einander zum Theil widersprechenden Befehle Napoleon's Grouchy's fortwährendes Vordringen in jener verkehrten, ihn vom Schauplatze des Kampfs immer weiter entfernenden Richtung. Wir begnügen uns hier nur auf die ebenfalls eingehende kritische Darstellung der Schlacht bei Waterloo zu verweisen, wie sie Th. von Bernhardi in seiner trefflichen „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31" (Leipzig, Hirzel) gegeben hat, und die gerade in Hinsicht auf den hier in Betracht kommenden Punkt zu einem ganz entgegengesetzten Ergebniß führt.

Abgesehen aber von dieser, wie es scheint, allzu günstigen Beurtheilung Napoleon's selbst wird jeder die sachkundige und eingehende Darstellung der entscheidenden und an Wechselfällen so reichen Kämpfe in den Tagen vom 15. bis 20. Juni mit dem größten Interesse verfolgen, obgleich es für den Laien, der im Uebersehen und Beherrschen so ausgedehnter und sich aus so vielen einzelnen Bewegungen zusammensetzender taktischer Vorgänge ungeübt ist, immer schwierig bleibt, sich ein klares Bild von dem Stande einer so umfangreichen Schlacht gegenwärtig zu halten, und wird daher dieser in das Speciellste eingehende Theil des Buchs vor allen bei den Militärs von Fach seine richtige Würdigung finden. Doch wird auch der Laie mit Hülfe der beigegebenen Uebersichtskarte sich in der Hauptsache leicht ein Bild von den sehr com- cirten militärischen Bewegungen machen können.

In dem dritten und letzten Buch, wo des Verfasser Darstellung wiederum im wesentlichen auf den schon ih- her namhaft gemachten Quellenwerken, namentlich Ch- belle, Capefigue u. s. w., beruht, wird dann der fern- Verlauf der so plötzlich hereingebrochenen Katastrophe a- richtet. Die Darstellung der erzwungenen Abdica- Napoleon's ist wiederum sehr beeinflußt von der a- schon näher charakterisirten Gesammtauffassung, die Ve- von der Stellung Napoleon's in dieser Zeit hat. D- Folge davon ist, daß die Franzosen, zunächst die K- mern, doch gar zu hart beurtheilt und zu niedrig ta- werden. Die Erfahrungen, welche sie früher mit Na- leon gemacht, konnten sie unmöglich anfeuern, sich mit Aufopferung ihrer jungen und noch so dürftigen c- stitutionellen Freiheit ganz rückhaltlos demselben in- Arme zu werfen, zumal da er heimkehrte als Flüch- ohne Armee, nachdem er eine Niederlage erlitten so ganz vollständig, dabei so plötzlich hereinbrechend, daß selbi- Erinnerung an den russischen Feldzug momentan dav- zurücktrat. Und Napoleon selbst fühlte dies: eben da- entspringt sein unentschlossenes Handeln, das seinen n- gen Sturz nur noch beschleunigt. Die Abdankung Kaisers, die Capitulation von Paris, die Wiedereinse- der Bourbonen und der Abschluß des zweiten Pa- Friedens bilden dann die letzten Acte des gewa- Dramas.

Ehe wir uns aber von dem verdienstvollen un- besten Sinne populären Buche, dem wir die weiteste- breitung wünschen, trennen, können wir es nicht u- lassen, auf einen die Form desselben betreffenden P- aufmerksam zu machen, mit dem Wunsche, daß dem- bald nöthig werdende neue Auflage sich die Gelegenhe- demselben abzuhelfen. Diese Ausstellung betrifft den- der stellenweise sehr locker einherschreitet, zuweilen s- geradezu incorrect wird. Schon im ersten Band h- wir eine ganze Anzahl solcher Stellen notirt, im z- zweiten finden sich deren noch weit mehr. Solche C- structionen z. B. (es ist vom General Kellermann s- seinem Sohne die Rede): „Von Napoleon 180- Marschall und später zum Herzog von Valmy, er- führte der Sohn den Titel eines Grafen von V- hätten bei einer genauern Feile unmöglich mit u- laufen können.

Schließlich aber scheiden wir auch von diesem v- Beitzke'schen Werke mit dem wärmsten Danke z- Verfasser. Möge er für die bei seinem hohen Alter b- pelt anzuerkennende Mühe und Arbeit nicht blos d- weite Verbreitung seines Buchs, sondern namentlich d- dadurch belohnt werden, daß der reine, echt deutsche I- Innersten seines Wesens gesunde Sinn, aus dem s- sprungen, auch in allen seinen Lesern geweckt und s- tigt und zur fruchtbaren Bethätigung in den K- und Kämpfen der Gegenwart angetrieben werde!

Hans P-

Eine Kritik der Schopenhauer'schen Aesthetik.

An einem Orte und unter einem Titel, der nicht
en Interessenten sogleich aufmerksam werden läßt, hat
O. Lindner eine Kritik und Fortbildung der Scho-
hauer'schen Aesthetik sowie selbständige Aufstellungen
iefert, die für Freunde und Gegner der von dem frank-
ter Denker ausgegangenen Anregungen nicht gleichgül-
sein können. Die diesen Gegenstand betreffende Ab-
dlung „Zur künstlerischen Weltanschauung" nimmt un-
hr den halben Band der Schrift „Zur Tonkunst"
rlin, Guttentag, 1864) ein und zeichnet sich durch
eingehende und tiefe, dennoch aber gemeinverständliche
andlung einzelner Grundanschauungen des Schopen-
er'schen Gedankenkreises aus. Sie kann als äußerst
uläre und dennoch gründliche Rechenschaft über meh-
Cardinalpunkte des Schopenhauer'schen Systems gel-
und ist ganz besonders geeignet, die Ansicht zu wider-
n, als wenn diejenigen, welche die Conceptionen des
mistischen Denkers hochachten, darum auch schon ge-
t sein müßten, seine Metaphysik gelten zu lassen. Eine
e Kennzeichnung der Lindner'schen Abhandlung kann
r in verschiedenen Rücksichten nützlich werden.
Zunächst ist der Satz maßgebend, daß die Kunst das
ge des Lebens, den eigentlichen Gehalt desselben zum
mstand habe. Die künstlerische Weltansicht wird da-
von der allgemeinen Ansicht der Dinge und des Le-
abhängen, und dieser Umstand veranlaßt eine
eführtere Charakteristik der allgemeinen Lebenserfah-
und der Gedanken, welche durch dieselbe erzeugt
m. Die Idee, daß jegliche Erfahrung des Lebens
Störungen der ungehinderten Bethätigung der Lebens-
verbunden zu sein pflege, ergibt eine moralische Auf-
ig des ganzen Daseins. Die Kunst hat mithin
lls ethischen Inhalt und ethische Bedeutung.
ür diejenigen, welche sich für die gegenwärtig mit
ebe erörterte Unterscheidung von Formästhetik und
ltsästhetik interessiren, sei bemerkt, daß Lindner's Ideen
ganz unter die eine, noch ganz unter die andere die-
ubriken zu bringen sind, daß sie aber jedenfalls die
t vertreten, der Inhalt sei das in erster Linie für die
tung und Formdarstellung maßgebende Moment.
ie moralische Seite des Daseins ist, wie schon ge-
die für die Auffassung entscheidende. Selbstverständ-
t hierbei nicht an die gewöhnliche enge Auffassung
Schulmoral zu denken. Schopenhauer's jenseitige
ctiven werden von vornherein abgeschnitten. In
gischer Hinsicht besteht Lindner auf der Festhaltung
ant'schen Kriticismus und will nichts von Auf-
n über das Ansich der Dinge wissen. Hiermit
ft er denn auch das Willensprincip, insofern der
als ein Ansich concipirt wird. Er verwirft jede
endente Aussicht. Bezeichnend sind folgende Stel-
. 236): „Die Frage des Pilatus: Was ist Wahr-
hat daher zu aller Zeit nur in Betreff der Wahr-
it, d. h. der Tugendhaftigkeit, der sittlichen Güte
enschen eine ebenso einfache als allgemein verständ-
liche Antwort erfahren; in Bezug auf das Wissen aber ist dieselbe, vermöge der in fortwährendem Wechsel befindlichen, in unsicherer Begrenzung schwankenden Vorstellungen nie vollständig zu erledigen." Ferner (S. 295): „Auch ist nur durch Trugschlüsse und phantastische Willkür über diese wahrhaften Grundsätze (nämlich Kant's) hinauszukommen."

Nachdem so der Inhalt der Kunst gewonnen ist, handelt es sich nun um die Art seiner Darstellung, und hier hat Lindner eine eigenthümliche Theorie, die man als diejenige der Eindrücke bezeichnen könnte. Sowie überhaupt alle anschauliche, so beruht auch die ästhetische Auffassung nicht auf einem wesentlich receptiven Vorgang. Der Act der Aneignung ist nicht eine Uebernahme fertiger Bilder und Ideen, sondern die Gewinnung eines Impulses zur mehr oder minder selbständigen Production von anschaulichen Gebilden. Schon in dem gemeinen Verhalten der Phantasie bemerken wir deren frei darstellende und gleichsam dichtende Kraft. So z. B. werden die Gesichtszüge einer neuen Bekanntschaft nicht an sich selbst wie fertige Schemata dem Gedächtniß eingeprägt, sondern es bleibt von der ganzen Erscheinung ein zum Theil unanschaulicher Eindruck zurück, nach Maßgabe dessen die Vorstellungen später mehr oder minder willkürlich und vom Original abweichend geformt werden. Wie die Erscheinung selbst im letzten Grunde die Darstellung eines schöpferischen Actes ist, so ist auch die ideelle, der Phantasie angehörige Reconstruction dieser Erscheinung auf ein schaffendes, triebförmiges Princip zurückzuführen. Wir werden also in der sinnlichen Auffassung nicht eigentlich und unmittelbar mit fertigen Vorstellungen, sondern mit den verschiedenen Elementen zur imaginatorischen Bildung von Vorstellungen versehen. Die Gestalten und die gestaltenden Principien der Phantasie sind zweierlei; die Eindrücke haben unmittelbar die Form des Antriebs zur Veranschaulichung, sind aber erst mittelbar von wirklichen Anschauungen begleitet.

Es ist klar, daß die Betrachtung der Imagination als eines gleichsam hinter den fertigen Imaginationsproducten thätigen Vermögens die Lehre von den ästhetisch gestaltenden Kräften außerordentlich vertieft. Man gelangt sozusagen an die Wurzel der Geistesthätigkeit, und es wird die Consequenz des Satzes gezogen, daß die Grundformen der Sinnesvorstellung Schemata sind, in denen wir die zunächst unanschaulichen, materiellen Eindrücke construiren und so zu anschaulichen Gebilden formiren. Mit der Lindner'schen Theorie der Eindrücke ist nun aber Schopenhauer's Hinweisung auf die Platonischen Ideen nicht verträglich. Ueberhaupt ist diese Ideenlehre bei Schopenhauer eine der sehr erklärlichen Inconsequenzen und wird daher auch von Lindner verworfen. Das reine Erkennen, in welchem sich die Platonischen Ideen finden sollen, wird nicht eingeräumt, sondern ganz treffend darauf aufmerksam gemacht, daß triebförmige Impulse auch den Erkenntnißacten zu Grunde liegen.

Wie die Kunst zu einem Material komme, ist angegeben. Ebenso ist die Grundvoraussetzung alles künstleri-

schen Schaffens bezeichnet, nämlich die freie Gestaltung der Impulse oder Eindrücke. In der gewöhnlichen Vorstellung denkt man sich den Vorgang der Anschauungsgestaltung falsch oder vielmehr gar nicht vermittelt, d. h. man vergißt das Mittelglied des noch nicht zur Vorstellung gewordenen Eindrucks, oder mit andern Worten, man verkennt den Umstand, daß sich nicht blos alle Anschauung innerhalb desselben Subjects, sondern auch alle Uebertragung der Anschauung zunächst in einem selbst unanschaulichen Erzeugungs- und Durchgangspunkt befunden haben müsse. Es wird sich nun fragen, wie diese bestimmtere Formgebung des Eindrucks im besondern beschaffen sei. Hier geht Lindner zu einer Charakteristik der Grundgestalten der möglichen Formgebungen über, und knüpft die Fundamentalunterschiede der verschiedenen Künste an die schematischen Differenzen der räumlichen und zeitlichen Auffassung an. Die transscendentale Aesthetik Kant's zeigt sich nun als wichtig für die eigentliche Aesthetik — eine Annäherung scheinbar nur dem Namen nach verwandter Gebiete. Auf die Einzelheiten dieser Entwickelung gehe ich hier jedoch nicht ein, und bemerke nur noch, daß hinsichtlich des ursprünglichen Ausgangspunktes und Zielpunktes der Abhandlung, nämlich einer ästhetischen Grundlegung der Musik, schließlich Schopenhauer's Idee, der zufolge die Musik eine Welt für sich repräsentiren könnte, sowie überhaupt fast die ganze musikalische Kunsttheorie der Willensphilosophie stark gesichtet wird.

Man betrachte folgende Stelle Lindner's (S. 336): „Was aber lehrt die Philosophie Schopenhauer's? Daß «das Ansich des Lebens, der Wille, das Dasein selbst, ein stetes Leiden und theils jämmerlich, theils schrecklich ist». Und die Darstellung dieser Jämmerlichkeit und dieser Schrecken durch die Musik, sollte uns auch noch in den «schmerzlichsten Accorden erfreulich» sein? — Und besteht nicht auch hier ein Widerspruch, daß nach Schopenhauer die durchdringende Erkenntniß der Welt zur gänzlichen Verneinung des Willens führt, während doch der Schluß jedes Tonstücks, so sehr positiver ist, keineswegs eine Aufhebung des Dissonirenden und Consonirenden, sodaß der Schlußaccord nur in der gezwungensten Weise als «Quietiv des Willens» im Sinne gänzlicher Resignation ausgelegt werden könnte."

Nirgends ist die Vorstellung Schopenhauer's entschiedner desavouirt worden, als hier in der philosophischen Auffassung der Musik. Ueberhaupt zeigt sich durch den ganzen Zusammenhang der Lindner'schen Schrift die Unmöglichkeit einer metaphysischen Flucht des Lebenswillens. An die Stelle der Verneinung wird ein die einfache Ordnung der Dinge nicht durchbrechender Begriff, eine bloße Einschränkung des rohen und den unvermeidlichen Störungen verfallenden Strebens gesetzt. Eine Erhebung und Formirung, nicht aber Vernichtung der Lebensbejahung ist die der ganzen Schrift zu Grunde liegende Idee. Die Kunst ist mithin eine Art zweiter Gestalt des Lebens; sie geht aus denselben schöpferischen Anlagen hervor wie die Productionen der Natur, muß mit als eine Fortsetzung und Steigerung der Intentionen Natur betrachtet werden. Zu dieser Betrachtungsweise fert die Theorie der Eindrücke das Mittel; denn sie daß wir in unsern gestaltenden Functionen von der mittelbaren Anregungen relativ unabhängig sind, und das active Element die passive Reception über Gerade aber um des letztern Umstandes willen die interessante Anknüpfung der Gattungsverschiedenheit der Formgebung an die Lehre, daß Raum und Zeit mata der Ordnungen der Vorstellungen sind, vollkommen gerechtfertigt.

Eugen [illegible]

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Neben der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft, über deren bisheriges Wirken nach der bevorstehenden Veröffentlichung des ersten Jahrgangs ihres „Jahrbuch" auch den weitern Kreisen des Publikums ein motivirtes Urtheil zustehen wird, ist jetzt auch ein Deutscher Dante-Verein begründet, dessen constituirende Versammlung am 14. September, am Todestage des Dichters, in Dresden stattfand.

Es ist wol keine Frage, daß, während unsere Zeit noch auf dem Boden der Weltanschauung steht, aus welchem Shakspeare's große Dichtungen hervorgegangen, die Weltanschauung des Florentiners für uns bereits einer geschichtlichen Vergangenheit angehört. Doch wie jedes Dichtergenie nicht nur alle Bildungselemente seiner Zeit in sich zusammenfaßt und zu vollkommenstem Ausdruck bringt, sondern auch einen über den Wechsel der Zeiten hinausreichenden Kern, der ewige Gedanken in unzerstörbarer Form verkörpert: so gilt dies auch von Dante, bei dem die glänzende, mit aller Pracht der Phantasie, mit aller Dialektik des Scholasticismus ausgestattete dogmatische Hülle, die gleichsam mit dem ganzen Colorit seines Zeitalters gefärbt war, einen politischen und gedanklichen Inhalt umschloß, der in Bezug auf Energie der Gesinnung von antikem Gepräge, in Bezug auf den Ausdruck derselben und die Plastik der Darstellung eine für alle Zeiten, auch für die neueste, vollgültige Wahrheit dichterischer Anschauung und Betrachtung enthält.

Sehr treffend sagt hierüber Hermann Grieben in d. Bl. noch näher zu besprechenden Studie: „Dante Alighieri" (Köln, DuMont-Schauberg, 1865): „Dante steht mit beiden Füßen fest im Mittelalter; es ist nichts Modernes an ihm. Er weiß nichts, er will nichts wissen von dem zersetzenden Geiste der neuen Zeit, der das «Reich» auflösen, die Staaten sondern und die Kirche spalten sollte. Er will keine Zersetzung, keine Sonderung, keine Zerfetzung, sondern die Rückkehr zur alten «Ordnung Gottes». Mit beiden Händen hält er das Reiche und steht treu und unwandelbar zum römischen Kaiser. Die Wiederherstellung des Kaiserregiments in seinem ganzen Umfange ist die Idee, die ihn erfüllt und dichterisch begeistert, von ihr und nur von ihr erhofft er die Genesung der ganzen wahrlosten Welt. Dieser Grundgedanke also ist es, der die ganze «Commedia» beseelt. Das Dogma von den Jenseitigen hat den Körper dazu hergegeben und der Dichter selbst hat seinen Odem eingehaucht. So wandelt das große Gedicht voller Lebensfrische vor unsern Augen; es ist keine jener Allegorie, die je nach Belieben so oder so zu deuten sind, sondern die von einem ganz bestimmten Gedanken durchleuchtete scenische Chronik des Diesseits. Es ist kein todtes, sondern ein mit hoher religiöser Begeisterung [illegible]

politisches Gedicht. Wir haben es darin nicht mit phantachen Gespenstern, nicht mit abstracten Begriffen, sondern mit en Gestalten zu thun. Es sind Bilder, aber stereoskopische, chterphantasien, aber plastische, Visionen, aber dramatische l Schwung und Leben. Solch ein Wunder wirkt nur der nius eines echten Dichters."

Von jedem echten Dichter können alle Zeiten lernen, nur ssen sie den bleibenden Kern von der vergänglichen Schale sondern wissen. Daß dies von der deutschen Dante-Gelehrkeit immer geschehen sei, sind wir nicht so kühn zu behaup-

Gar manche knabbern mit besonderm Wohlbehagen an der ale. Gleichwol freuen wir uns, daß die deutsche Danteneinde, wie die Shakspeare-Gemeinde, einen Mittelpunkt ihr Wirken gefunden hat. Der deutsche Geist lebendiger verständnißinniger Aneignung hat Shakspeare und Dante rker erfaßt als die eigenen Nationen, denen die Dichter ehören; eine Thatsache, welche von diesen selbst anerkannt wor- ist. Die Anwesenheit des berühmten italienischen Danteuers, Professors Giuliani aus Florenz, bei der dresdener sammlung war ein neuer Beweis dafür. Wir haben vollmenen Grund, jede innige Beziehung Deutschlands zu einer risch aufstrebenden Nation wie die italienische willkommen ßeißen. In der italienischen Rede, welche Giuliani über te als einen Träger der allgemeinen Civilisation hielt, war Anerkennung der Verdienste, welche sich die deutsche Wissen- t um Dante erworben, und des Berufs derselben für eine rpretation des großen Dichters ausdrücklich ausgesprochen.

Der Wirkungskreis, welchen die Deutsche Dante-Gesellschaft, dem sie sich als solche constituirt, zunächst ins Auge faßte, richt ganz demjenigen, welchen die Deutsche Shakspeare-llschaft sich vorgesetzt hat. Es soll ein Dante-Jahrbuch sgegeben und die für den Druck desselben erforderlichen n durch jährliche, auf je 3 Thaler festgesetzte Beiträge der inen Mitglieder aufgebracht, es soll eine Dante-Bibliothek ndet werden im Anschluß an die werthvolle Bibliothek des gs von Sachsen; auch will man für Textberichtigung und iterung der Werke Dante's, sowie für Beschaffung kleiner icher Ausgaben, die in Deutschland noch fehlen, thätig

Wie sehr die Beschäftigung mit Dante jetzt in Deutschin Blüte steht, beweisen wol die drei neuen Uebersetzungen, e am Abend der Dante-Feier selbst zum Vortrag kamen. Soeben hat Reinhold Köhler in einer Schrift: „Dante's he Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen" (Weimar, m), den fünften Gesang der „Hölle" in 22 deutschen rsetzungen mitgetheilt, eine zu manchen interessanten lelen herausfordernde Zusammenstellung. Eine neue Ueberg dieses fünften Gesangs in gereimten Terzinen von ich Halm ist hinzugekommen, die, von Hofrath Gräffe am -Abend vorgetragen, lebhaften Anklang zu finden schien. dem wurde der siebzehnte Gesang des „Paradies" in einer etzung von Fräulein von Hoffinger mit Aufgeben des reims, und der dritte und vierte Gesang der „Hölle" in der utschung des Dr. Notter vorgelesen. Reinhold Köhler hat ichen Stoff zu Ergänzungen für eine zweite Auflage.

Der Dante-Feier selbst wohnte Se. Majestät der König achsen, der unter dem Namen Philalethes eine vielge- Uebersetzung des italienischen Dichters veröffentlicht hat, ie auch Aussicht vorhanden ist, daß er das Protectorat ubegründeten Vereins übernehmen wird. Zum Vorsitzenesselben ist Geheimrath von Witte erwählt, zu Vormitgliedern Professor Mussafia in Wien, Professor Wegele rzburg und Hofrath Petzholdt in Dresden. Unter den Mitr finden sich viele bekannte und geschätzte Namen: wir nur Professor Carriere, Professor Huber, Professor Professor von Keller, Dr. Theodor Paur, Heinrich Brock- . a.

er Cultus der großen Dichter steht jetzt in Blüte — möge nie ein esoterischer Geheimcultus werden, sondern stets in lebendiger Beziehung bleiben zur Entwickelung unsers modernen Lebens. Es handelt sich nicht um eine profane Nutzanwendung, um eine triviale Moral, die wir aus dem Studium der großen Poeten zu ziehen haben, sondern es gilt, den Kern ihres Wesens zu erfassen, der gerade darin bestand, daß sie der höchste und vollkommenste Ausdruck ihrer Gegenwart waren. Nicht ein scholastisirender Poet würde heutigentags Dante ähnlich sein, sondern ein machtvoller und gestaltungskräftiger politischer Dichter, welcher die hervorragenden Persönlichkeiten unter seinen Zeitgenossen mit marmorner Plastik in ewige Rhythmen bannt.

Bibliographie.

Becker, C., Der Geiz, die Sünde der Welt. Abgekürzt nach einem englischen Original. Berlin, Buchh. des Miss.-Ver. 16. 4½ Ngr.

Braunschweiger, M., Geschichte der Juden und ihrer Literatur in den romanischen Staaten zur Zeit des Mittelalters von 700—1200. Nach den Quellen dargestellt. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 27 Ngr.

Draper, J. W., Geschichte der geistigen Entwickelung Europa's. Aus dem Englischen von A. Bartels. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ettmüller, L., Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. 1ster Bd. 8.—12. Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Fidus, R., Die Wendin. Historische Novelle. Cottbus, Heine. 8. 22½ Ngr.

Geiger, L., Ueber Umfang und Quelle der erfahrungsfreien Erkenntniß. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 8 Ngr.

Gotthardi, W. G., Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert. 5ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Großmann, A. v., Wahn und Wahrheit. Socialer Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, C. F., Biographische Bilder und Skizzen aus dem Herzogthum Meiningen. 2tes Hft. Salzungen, Scheermesser. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, J., Eine offene Stimme aus den Sächsischen Landen für Dr. Schenkel in Heidelberg und seine Schrift: „Das Charakterbild Jesu" gegen Oberschulrath Dr. Weidemann in Meiningen und sein Buch: „Die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu ꝛc." Salzungen, Scheermesser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hugo, V., Der Korsar aus Liebe. Erzählung. Der schöne Pecopin und die schöne Baldur. Legende. Aus dem Französischen von W. Wolf. Wien, Bachmann. 8. 20 Ngr.

Luther, G. A., Rom und Habsburg. Historischer Roman. 4 Bde. Wurzen, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mascher, H. A., Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart. Nach Geschichte, Recht, Nationalökonomie und Statistik. Potsdam, Döring. 1866. Gr. 8. 5 Thlr.

Michelis, F., Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit. In allgemein fasslicher Darstellung. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Graf von Benjowsky. Historischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Müller, C., Gedichte. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 18 Ngr.

Neptun in Paderborn. Betrachtungen und Reminiscenzen eines Ueberm. Paderborn, Junfermann. 8. 1 Ngr.

Perles, J., Geschichte der Juden in Posen. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr.

Ratcliffe III., Amerika's Kinder der Hölle und die finsteren Geister Europa's oder Kampf um Menschenrechte. Illustrirter historischer Roman aus der Neuzeit. 1ste und 2te Lief. Berlin, Scherl. Gr. 8. à 4 Ngr.

Rogge, F. W., Aus Westminster-Abtei. 3te vermehrte Aufl. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Saint-Georges, Der Prinz von Arkadien. Pariser Sitten-Roman. Aus dem Französischen von Marie Saphir. 3 Bde. Wien, Literar.-artist. Anstalt. 8. 3 Thlr.

Scheurl, A. v., Zum Gedächtniß Karl v. Raumers. Erlangen, Deichert. 16. 4 Ngr.

Schmidt, Elise, Zeitgenossen. Ein Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Gesammelte Romane. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. 18.—20ster Bd. — A. u. d. T.: Die Kinder der Arbeit. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Stein, P., Leopold's Irrfahrten. Roman aus der 2ten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Curtze. Gotha, F. A. Perthes. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Venedey, J., Festrede zum 50jährigen Jubelfest der deutschen Burschenschaft. Jena, Doebereiner. Lex.-8. 4 Ngr.

Weil, Louise, Amerikanische Lebensbilder oder Erlebnisse deutscher Auswanderer in Amerika. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Sammlung von Aufgaben

aus der bürgerlichen, kaufmännischen, technischen und politischen

Rechenkunst

für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerb-, Handels-, Forst-, Berg-, Landwirthschaftsschulen und andere technische Lehranstalten.

Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben von

Dr. **Heinrich Gräfe.**

Zweite Auflage, mit Rücksicht auf die neuesten Bestimmungen über Maße, Gewichte, Münzen, Coursnotirungen ꝛc. umgearbeitet und vermehrt.

8. Geh. 1 Thlr.

Die Rechenaufgaben Gräfe's, des bekannten Directors der Realschule in Bremen, sind so zahlreich, so verschiedenartig eingekleidet und so mannichfachen Lebensverhältnissen entnommen, daß sie dem Unterrichtsbedürfniß jeder Anstalt genügen. Das Buch fand daher bereits in vielen Schulen Eingang und wird in dieser umgearbeiteten, erweiterten und berichtigten zweiten Auflage gewiß zu noch größerer Verbreitung gelangen.

Die Resultate der Aufgabensammlung (Preis 10 Ngr.) sind ebenfalls in zweiter Auflage erschienen.

Gute Bücher zu billigen Preisen.

Folgende Schriften unsers Verlags haben wir für kurze Zeit im Preis ermäßigt, und sind dieselben durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Adam, Handb. der röm. Alterthümer. 2 Bde. m. 11 Kupfertaf. 1 Thlr. 10 Ngr.
Benfen, Lehrb. der griech. Alterthumsk. 20 Ngr.
Berndt, Die Krankh. der Wöchnerinnen. 20 Ngr.
Bibra und Geist, Krankh. der Arbeiter in den Phosphorzündholzfabr. m. 9 Kupfertaf. 1 Thlr.
Ebrard, Dogma vom Abendmahl. 2 Bde. 2 Thlr.
Goltz, B., Das Menschen-Daseyn. 2 Bde. 1 Thlr.
Melanchthon's loci ed. Detzer. 15 Ngr.
— Anmerkungen zum Römerbrief. 6 Ngr.
Meyr, M., Ueber die poet. Richtungen unserer Zeit. 10 Ngr.
Müller, G. F., Die Entstehung des Menschengeschlechts. 5 Ngr.
Platen's vermischte Schriften. Schauspiele. Ghaselen. (Erste Ausgabe.) 1 Thlr.
Plinius' Briefe, übers. von Schäfer. 2 Bde. 20 Ngr.
Ranke, Untersuch. über d. Pentateuch. 2 Bde. 1 Thlr.
Reinhard, Gesch. d. Königreichs Cypern. 2 Thle. 2 Thlr.
Roßhirt, Lehrb. d. Geburtshülfe. 1 Thlr. 15 Ngr.
Rudelbach, Kirchenspiegel. 2 Bde. 1 Thlr.
Tiele, Das erste Buch Mosis. 20 Ngr.
Steiger, Der Kolosserbrief. 20 Ngr.
Vilmar, Zerstr. Blätter zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. 2 Bde. 1 Thlr.
Wackernagel, Ph., Bibliographie zur Gesch. des Kirchenlieds im XVI. Jahrh. 2 Thlr.
Zöckler, Theologia naturalis. I. 2 Thlr.

Frankfurt a. M., im Juli 1865.

Heyder & Zimmer.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neuern Sprachen.

Busch u. Shelton, Handbuch der **englischen Umgangsspra** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.
The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprec** 4. Aufl. 15 Ngr.
Fiedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der engli **Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr
Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sc 10 Ngr.
Louis, Handbuch der **englischen** Handelscorrespondenz. 15 N
Macaulay, a Description of England in 1685, to which added notes & a map of London by Dr. C. Sa 15 Ngr.
Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édi Avec vocab. 15 Ngr.
Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der **franz** Schrift- und Umgangssprache nach dem **feinsten Pariser** 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.
Écho français, Praktische Anleitung zum **Französischspr** 4. Aufl. 15 Ngr.
Tousellier, Nouvelle **conversation française**, suivie de n les de lettres, de lettres de change et de lettres de c merce. Mit gegenüberstehender **Uebersetzung.** 10 Ngr.
Wörter, die gleichlautenden, der **französischen Sprache** in betischer Ordnung. 7½ Ngr.
L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum **Italienischsp** 3. Aufl. 20 Ngr.
Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsp** 2. Aufl. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.
Franke, Spanisch-deutsches mercantilisches Wörterbuch.
Deutsches Echo, die tägliche Umgangssprache gebildeter E schen. Ausgabe für **Engländer.** 3. Aufl. Eleg. geb.
— — Ausgabe für **Franzosen.** 20 Ngr.
— — Ausgabe für **Holländer.** 20 Ngr.

Verzeichniss der Lehrbücher gratis.

Heyse's Fremdwörterbuch.

Soeben ist in unserm Verlage in **fünfter** und letzt Lieferung erschienen und dadurch wieder **vollständig** Buchhandlungen zu haben:

Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse's

allgemeines verdeutschendes und erklärendes

Fremdwörterbuch

mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung

Dreizehnte

neu bearbeitete, vielfach berichtigte und vermehrte Auflage

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1865.

alt: Neue Literatur über Italien. Von Otto Speyer. — Neues aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Vierter Artikel. — ıener Band von Ranke's englischer Geschichte. Von Karl Zimmer. — Ein Kirchenvater des 18. Jahrhunderts. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Commentare zum Leben Julius Cäsar's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Literatur über Italien.

enseits des Faro! Von Hans Autor. Leipzig, Bergson-ɔonenberg. 1864. 8. 20 Ngr.

ɔicilien und Neapel von Franz Löher. Zwei Theile. München, Fleischmann. 1864. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

rinnerungen aus Italien. Herausgegeben von J. von *irchmann*. Berlin, Springer. 1864. 8. 25 Ngr.

tisebilder aus Italien. Von Rudolf Gottschall. Bres-u, E. Trewendt. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

n Golf von La Spezia und am Comersee. Skizzen und tudien aus dem Sommer und Winter 1862—63 von *chellenberg*. Leipzig, O. Purfürst. 1865. Br. 8. Thlr. 15 Ngr.

ne Reise nach Rom. Dargestellt mit Beihülfe mehrerer eunde von August Bahlmann. Münster, Regensberg. 33. 12. 1 Thlr.

mund. Schilderungen aus dem römischen Volksleben. n Antonio Bresciani. Aus dem Italienischen ins utsche übertragen von Karl Braun. Regensburg, Manz. 4. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

bgleich die. länderverknüpfende Eisenschiene noch im m Nord- und Südrande der Alpen halt macht, ieſentunnel durch den Mont-Cenis kaum zum drit-eil durchbohrt, die seit 20 Jahren projectirte Luk-bahn noch nicht einmal definitiv beschlossen und der ɔe somit noch immer gezwungen ist, auf vielgewun-Heerstraße über den Rücken des Hochgebirgs oder item Umwege zur See sich Italien zu nähern, so ɔoch der seit Jahrtausenden flutende Strom der cer in immer breiterm und vollerm Bette gen Sü-Licht der Tourist par excellence, der Künstler, mme Pilger und der Schwindsuchtscandidat sind ɔ, die im Herbste mit dem fallenden Laube in die der Lombardei, durch das Thor Mittelitaliens in gneten Fluren Toscanas und unterhalb des Schlos-großen Theodorich auf den Felsen von Terracina Gefilde der Campania felix hinabsteigen: auch der ıann, der Publicist, der ernste Gelehrte folgen Spuren. Italien ist nicht mehr nur das Land r Erinnerungen, großartiger Ruinen, mächtiger ler, reicher Kunstsammlungen; nicht nur der ita-Himmel, die Myrten, Lorbern und Orangen, das schimmernde Meer, der dampfende Vulkan, nicht nur das bunte, lebendige Treiben des Volks auf Straßen und Märkten: auch das sich entfaltende Leben einer großen, zum Dasein neu erwachten, noch in gewaltigem Kampf um ihre volle Existenz ringenden Nation, die sich zum Erstaunen des ungläubigen Europa plötzlich aus jahrhundertlangem Schlummer zu frischer Thatkraft aufgerüttelt, lockt neugierige und theilnehmende Zuschauer aus allen nordischen Ländern herbei. Immer zahlreicher finden wir unter ihnen unsere Landsleute vertreten; wir werden bald vielleicht sogar den Engländern den Rang abgelaufen haben. So ist es in unserer schreibseligen Zeit kaum zu verwundern, wenn auch der Strom der Literatur über Italien, wenn nicht an Tiefe, doch an Breite fortwährend zunimmt. Wer von dem Geschauten begeistert aus dem Süden zurückkehrt und nur halbwegs den Schriftstellerberuf in sich fühlt, hält sich für berechtigt, wenn nicht verpflichtet, seine Reisenotizen zu einem „italienischen Bilderbuche" zu verwerthen. In der Regel kennt dabei der Autor die wenigsten seiner Vorgänger und beschreibt mit der Miene, vielleicht auch der Ueberzeugung, Nagelneues zu berichten, die altbekannten Dinge zum hundertsten und aberhundertsten male. Daß derjenige, welcher die Halbinsel von den Alpenseen bis zu den Gestaden von Sorrent in wenigen Wochen durchflogen, sich unmöglich eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten erworben haben kann, versteht sich von selbst. Dennoch wollen wir selbst diese Gattung von Schriften nicht verwerfen, wenn sie nur eben nicht mehr sein wollen als sie sind: flüchtige Eindrücke, eine liebe Erinnerung für den Verfasser und dessen Freunde und, wenn gut geschrieben, eine angenehme Unterhaltung für den Leser. Den wahrhaft classischen Werken, die wir in dieser Hinsicht besitzen, wie manchen Schriften von Stahr, Gregorovius u. a., Goethe's nicht zu gedenken, Concurrenz zu machen, dürfen sie natürlich keinen Anspruch erheben. Aber neben diesen harmlosen Touristenreminiscenzen steht eine mannichfach verschiedene Literatur.

Lassen wir auch die ganz außerhalb des belletristischen Bezirks fallenden ernsten Arbeiten wissenschaftlicher For-

scher beiseite, mögen sie sich mit der Erforschung antiker Inschriften oder der Auffindung unbekannter Codices der griechischen und römischen Classiker oder mit Studien über Dante und andere Autoren der mittelalterlichen italienischen Literatur beschäftigen, so tritt uns eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften entgegen, die von den gegenwärtigen politischen, nationalökonomischen, kirchlichen und socialen Zuständen der Halbinsel handeln und dieselben durch historische Studien und Skizzen sich und ihren Lesern verständlich zu machen suchen. Bald bilden die Fortschritte des Protestantismus in seinem allerdings noch sehr ungleichen Kampfe gegen das Papstthum, bald die italienischen Einheitsbestrebungen, das Schicksal Roms und Venedigs, bald der Bildungszustand, die Sitten und Eigenthümlichkeiten des Volks in den verschiedenen Theilen Italiens, bald Handel und Industrie u. s. w. die in den Vordergrund tretenden Fragen, welche nach der allgemeinen Richtung und den mitgebrachten Vorurtheilen des Schriftstellers die verschiedenartigste, oft widersprechendste Beantwortung finden, sodaß es selbst für den unbefangensten Leser schwer ist, aus allen diesen gefärbten Darstellungen die ungefärbte Wahrheit herauszufinden, aus diesem Chaos von Meinungen sich selbst ein richtiges Urtheil zu bilden.

Mehr oder minder klar empfunden geht durch die ganze europäische Gesellschaft das Bewußtsein, daß jetzt auf italienischem Boden ein Kampf ausgefochten wird, dessen Bedeutung weit über die Grenzen der Halbinsel hinausreicht. Es ist der Kampf zwischen Legitimität und Selbstbestimmung der Völker, zwischen Autorität und Freiheit. Ist der erstere schon mehr als halb für die Nationen und gegen die Dynastien entschieden, so ist der letztere noch so vollkommen in der Schwebe, daß, so wenig, wer irgend an die fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts glaubt, an dem endlichen Ausgange zweifeln kann, die nächsten Resultate sich nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit voraussagen lassen. Mit Aufbietung der ganzen gewaltigen Macht, die eine jahrtausendjährige Beherrschung der Gemüther, die eine unvergleichliche Organisation, fest gegründet und trefflich gegliedert wie keine andere, ihr verschafft, setzt die Hierarchie alle Hebel an, das drohend ihr gegenüber aufsteigende Princip der moralischen wie politischen Selbstbestimmung und Freiheit aus dem Sattel zu heben. Bald drohend, bald schmeichelnd, bald aufregend, bald einschläfernd, bald excommunicirend, bald heilig sprechend, sucht sie die sich lockernden Bande, mit denen sie „der Völker frommen Kinderglauben" an sich gefesselt hält, neu zu befestigen und zu verstärken.

Auch in der neuesten deutschen Literatur tritt uns dies Bestreben klar genug entgegen. Es ist nicht zu verkennen, daß, wenn früher die geistlichen Obern die Beschäftigung des ihnen untergebenen regulären wie secularen Klerus mit der profanen Literatur oder gar seinen Wetteifer mit weltlichen Schriftstellern nicht gern sahen, in der neuesten Zeit eine andere Parole von Rom ausgegeben worden ist. Wir haben schon öfter in d. Bl. Gelegenheit gehabt, das Publikum auf Schrifte[n] Italien aufmerksam zu machen, die in deutsche[r] abgefaßt waren wie die unten näher besprochene[n] ten von Bahlmann und Bresciani (Nr. 6 und 7). hochselige Cardinal Wiseman hat sich in seiner „ selbst an die Spitze dieser Kämpfer, für das [K] gestellt. Selbst die Klöster diesseit und jenseit der [A] liefern ihr Contingent. Die gelehrten Väter von [M] Casino und San-Paolo Fuori le Mura figuriren [in] Anzeigen und Katalogen des leipziger Büchermarkts. ben den ernsten Streitern fehlt es dieser Armee auch an leichten Plänklern, die, wie der Vielschreiber Sch[ö]n Brunner, dem verhaßten Gegner mit Kapuzinade[n] Leibe gehen. Dieser gemeinsame Gegner aber ist de[r] gegen den sich die berühmte Encyclica richtet: [es] Geist des 19. Jahrhunderts.

Wir wollen diesen Rittern, die von der Noth ge[trie]ben aus dem beliebten Dunkel an die Tageshelle hervor[ge]ben ihr Recht zur Existenz und zum Kampfe nicht bes[tr]eiten einen so eigenthümlichen Eindruck es auch machen [mag] die Vertreter einer Romantik, die man längst [ab]geglaubt, plötzlich mit dem ganzen Arsenal ihrer [ver]thümlichen Rüstungen und verrosteten Waffen [wie]der vor uns zu erblicken. Sie vertreten immerhin ein [Pr]incip und wenn auch dies Princip, das der unbedingte[n] rität einer kleinen Kaste gegenüber der ewigen Unm[ün]digkeit und Unfreiheit der Völker wie der Individuen, stens auf dem literarischen Felde für einen längst wundenen Standpunkt galt, so vertreten sie sicherlich eine gewaltige thatsächliche Macht, die einen großen der Menschheit unter ihrem Banne hält, mit der und Republiken, Gesetzgeber und Philosophen müssen und sich oft genug verrechnen. So mö[gen] uns freuen, wenn die geistlichen Heerscharen [auf] allen Gebieten der Literatur in den Kampf auszi[ehen] den Dämon des Zeitgeistes; es ist ein Beweis sich in der für unbezwinglich gehaltenen Feste [noch] sicher fühlen, daß die Strahlen des Lichts durch [die] fältig verschlossenen Mauern dringen und alle [Kr]äfte geboten werden muß, durch einen kühnen [Ausfall] immer näher drohenden Sturm auf eine Weile [zu] treiben. Wir gewähren ihnen also gern gleich [Feuer] und Wind, und gönnen es ihnen willig, daß sie [sich] herein mit einem Empfehlungsschreiben an einen [Theil] Publikums versehen sind und daß auf Kanzeln, [Ka]thedern und Beichtstühlen Reclame für sie gemacht

Die gemeinsame Aufgabe, welche den von [hier] ausgehenden Schriften über Italien auferlegt [ist] dornig genug. Sie sollen der Welt den Beweis [führen] oder doch wenigstens sie glauben machen: zunächst die päpstliche Herrschaft im Kirchenstaate vortrefflich und ist, daß alle dagegen vorgebrachten Anklagen nur Lügen und Verleumdungen sind; ferner, daß römische Volk, von echt katholischem (d. h. kirchlichem) Geiste beseelt, für das geistliche Regiment [das] Leben zu lassen bereit sei; dann, daß die [päpstliche] Regierung, die Protestanten, Mazzini und [die]

w., die sich alle in der gleichen Verdammniß befin-
die allerverderblichsten Mittel nicht scheuen, diesem
chen Volke den Kopf zu verdrehen, es gegen seine
thäter aufzuhetzen, seinen kindlichen Glauben zu trü-
. dgl. m.; endlich, daß auch das übrige Italien
durch revolutionären und militärischen Terrorismus
gehalten werde, seine Unterdrücker zu verjagen und
inen legitimen Fürsten zurückzukehren. In jeder
u Gesicht gekommenen derartigen Parteischrift ist dies
amm leicht wiederzuerkennen, wenn auch die mei-
ich nur eine Seite desselben zur Hauptaufgabe ge-
haben.

ie übrigen hierunter besprochenen Schriften sind un-
igerer Natur, theils einfache Reiseerinnerungen, hier
a mit gelegentlichen Betrachtungen durchwebt, wie
und 4, oder mit romantischen Elementen versetzt,
r. 3, theils eingehendere Schilderungen von Land
uten, durch historische Skizzen unterbrochen und er-
, wie Nr. 2, oder endlich gründliche und erschö-
Beschreibungen einzelner Localitäten mit scharfen,
auch nicht von Einseitigkeit freien Beobachtungen
die Bewohner und deren Sitten wie Nr. 5. In-
ir den wesentlichen Inhalt und Geist derselben kurz
rakterisiren versuchen, überlassen wir es dem Leser,
lbst ein Urtheil zu bilden und nach seinem Ge-
k eine Auswahl unter denselben zu treffen.

---

icilien und Neapel" von Franz Löher (Nr. 2)
Jenseits des Faro" von Hans Autor (Nr. 1),
berliner Pseudonymus, der, nach seiner ganzen Dar-
zsweise zu schließen, kein Autor von Handwerk zu
zeint, haben das Eigenthümliche, daß sie zum Theil
ens nicht nur denselben Stoff behandeln, sondern
n Detail ihrer Reiseerlebnisse so auffallend zusam-
fen, daß wir hier eine Beschreibung derselben Reise
ei verschiedenen Personen vor uns zu haben über-
ind. Nicht nur haben beide genau dieselbe Reise-
on Palermo über Alcamo, Segest, Silinunt, Gir-
Alicata nach Syrakus, Catania und Messina ein-
en, sind nicht nur mit demselben Führer und den-
Transportmitteln gereist; auch die Personen, die sie
gelernt haben, sind offenbar dieselben. In Palaz-
at einmal der Autor (Löher) ein wundes Bein, das
mal des Autors Freund, und es ist wol nicht
men, daß die freundliche sicilische Wirthin das
pflaster (Hans Autor hat den sicilischen Namen
rgpflanze" Marva nicht verstanden) zweimal mit
ilch ihres Busens angefeuchtet habe! In Catania
sich die Reisenden: Löher, durch sein krankes Bein
t, bleibt allein zurück, verweilt längere Zeit in
chönen Hauptstadt der Ostküste, muß der Bestei-
es wolkenumhüllten Aetna entsagen und entschädigt
ch eine größere Excursion in den herrlichen Um-
n von Taormina, während Autor und Genossen
ihselige, in Bezug auf die Resultate ziemlich ver-
sceniste des Vulkans unternehmen und uns weiter-
r das Längstbekannte von dem alten Theater in
Taormina, seinem Custoden und der prächtigen Aussicht zu berichten wissen.

Daß beide Autoren vollständig unabhängig voneinander geschrieben, leidet keinen Zweifel. Nicht nur die Auffassung und Behandlung des Stoffs, auch die Urtheile sind oft durchaus verschieden, ja geradezu widersprechend. Selbst in den thatsächlichen Angaben finden sich Differenzen, die wol nur aus einem lapsus memoriae zu erklären sind.

Der Vergleich beider Schriften ist sehr lehrreich. Wo sie in Schilderung und Urtheil übereinstimmen, kann auch Referent, der 10 Jahre früher dieselbe Straße, nur mit größerer Muße, reiste *), fast ausnahmslos beides bestätigen. Es ist das fast überall der Fall, wo es sich um die socialen und ökonomischen Zustände der Insel handelt. Die politischen berühren beide Schriften nur höchst flüchtig. In Beziehung auf die Physiognomie des Landes, seine Producte, Bewohner und Kunstdenkmäler weichen sie dagegen vielfach voneinander ab; die Verschiedenheit der Beobachtungsgabe, des Geschmacks, endlich der mitgebrachten historischen und geographischen Kenntnisse tritt hier natürlich deutlich hervor. Der Vortheil ist fast durchweg auf Löher's Seite, wenn ihm auch Hans Autor an classischer Belesenheit, die er in polyglotten Citaten an der Sonne glitzern läßt, möglicherweise überlegen ist. Der letztere beschreibt im wesentlichen nur die augenblicklichen Reiseeindrücke und diese oft oberflächlich genug. Seine Beschreibungen der Kunstdenkmäler, der mittelalterlichen wie der antiken, sind nur eine Wiederholung des hundertmal Dagewesenen; sein Urtheil über dieselben ist ihm freilich eigenthümlich, spricht aber keineswegs immer für einen sehr geläuterten Geschmack. Dabei tritt bei ihm immer der selbstgefällige Berliner in den Vordergrund, der, von vornherein blasirt, niemals zu einem reinen vollen Genusse des Angeschauten kommt und vor allem nie sich selber einen Augenblick vergessen kann, der auch den Tempeln von Agrigent wie den Wundern des Golfs von Palermo gegenüber den größten Kitzel fühlt, einen „Kalauer" loszulassen und sich über die Möglichkeit lustig zu machen, daß er über irgendetwas in Enthusiasmus gerathen könnte. Der Stil, sehr wechselnd, aber nie hinreißend, eben weil der Autor nie ganz von seinem Gegenstande erfüllt ist, ist bald einfach-natürlich, bald nachlässig-salop, bald wieder gesucht-pointirt. Ein einziges mal verliert er sich — in der Capella Palatina in Palermo — in die Ekstase, die aber durch den „unter Paukenschlag einziehenden Khalifen" eine keineswegs beabsichtigte komische Wirkung hervorbringt. Ueberall tritt uns der Geist der Negation entgegen, zumal wo irgendwie Politik und Religion ins Spiel kommen. Er schilt die Bourbons, ist nicht zufrieden mit der gegenwärtigen Regierung und scheint an keiner der kämpfenden Parteien Geschmack zu finden. Sätze wie dieser: „Das weißgetünchte Innere der Kathedrale von Palermo paßt zu den Wassersuppen und der kraftlosen Krankenkost evangelischer

*) Vgl. „Bilder italienischen Landes und Lebens von O. Speyer" (zweiter Band; Berlin, Mittler, 1859).

Predigten, aber nicht zu den pomphaften Farcen der alleinseligmachenden Kirche", beweisen, daß er den kirchlich-religiösen Mächten der Gegenwart gegenüber ebenso skeptisch sich verhält wie den politischen.

Das Buch Löher's ist ungleich ernster und bedeutender. Es ist hier im Grunde weniger die Reise und deren Erlebnisse als die historische Entwickelung und die nationalökonomischen Zustände des Landes, welche im Vordergrunde stehen. Er läßt im ersten Theile: „Sicilien", die merkwürdigsten Epochen der Geschichte der unglücklichen Insel in charakteristischen, meist trefflich geschriebenen Skizzen an unsern Augen vorübergehen. Wir erhalten zunächst einen flüchtigen Ueberblick über die historische Entwickelung Siciliens im ganzen, dann ein grau in grau gemaltes Bild der arabischen Herrschaft, begleiten die Normannenfürsten auf ihren fabelhaften Heerzügen, sehen Friedrich II. in seiner Lieblingsresidenz weltbewegende Plane entwerfen und zugleich die italienische Poesie einweihen, wohnen dem blutigen Rachefest der Sicilischen Vesper bei, lernen das eigenthümliche geistige Leben der sicilischen Griechen kennen, sind Zeugen der heldenmüthigen Vertheidigung von Syrakus, der letzten Christenburg, gegen die sarazenische Uebermacht und lassen uns endlich die romantischen Schicksale der letzten Erbin des aragonischen Regentenhauses, der Königin Blanca, erzählen. Die Schilderung ist fast immer lebensvoll und plastisch, besonders gelungen erscheinen uns Friedrich II. und die Sicilische Vesper. Dennoch können wir es nicht billigen, daß der Verfasser, in höchst willkürlicher Anordnung bald Griechen, bald Sarazenen, bald Karthager, bald Normannen, bald Römer, bald Hohenstaufen auf die Bühne citirend, den Faden seiner Erzählung fortwährend unterbricht. Es entsteht so ein höchst unharmonisches Gemisch von Geschichte und Reisebild, von zahllosen, oft geistvollen, oft auch ziemlich trivialen Bemerkungen durchwebt. Gewöhnlich weiß er geschickt irgendeinen Anlaß aus dem Angeschauten zu entnehmen, um die historische Digression daranzuknüpfen; zuweilen erscheint diese aber auch, wie die Erzählung von der Königin Blanca, gänzlich à propos de bottes. Wer die Geschichte der Insel noch nicht kennt, mag mancherlei aus dem Buche lernen, wird aber doch nur ein wirres und lückenhaftes Bild des Ganzen erhalten; wer sie schon kennt, wird vieles als unmotivirte Unterbrechung empfinden und überschlagen.

Interessanter sind die kunsthistorischen Urtheile, deren Richtigkeit uns freilich in manchen Fällen (z. B. des Verfassers Ansichten über die Entstehung des sogenannten maurischen Stils, wie überhaupt über die ganze arabische Cultur und deren Einfluß auf den Occident) sehr zweifelhaft erscheint.

Trefflich sind die Schilderungen der Kunstdenkmäler selbst oder vielmehr des Eindrucks, den sie auf den Beschauer machen. Hier ist auch der Stil, der sonst oft etwas Eckiges, Abgebrochenes, Springendes an sich hat, auch wol zuweilen aus schwindelnder Höhe plötzlich platt auf die Erde niederfällt, vortrefflich. So die Schilderung des Eindrucks, den die drei berühmten normannischen Kirchen (Martorana und Palatina in Palermo, Kathedrale von Monreale) hervorbringen (S. 67 fg.):

Wer zum ersten male hineintritt, fühlt sich seltsam [illegible] feierlich ergriffen. Dunkler Goldglanz umwogt ihn, [illegible]haft steigen die Säulen und Bogen aus dem Halbdunkel empor, oben unter der Kuppel strahlt goldene Helligkeit. Von allen Wänden schauen ernste Frauen und Männer ihn an, in langen faltigen Gewändern, aber in schimmerndem Farbenschmuck [illegible] von fremdartigem Gethier und Baumwerk umgeben. Doch sind es sind ja hochtheuere Bekannte. Ist da nicht Christus mit [illegible] nen Aposteln? Wohnen da nicht die Patriarchen unter [illegible] Zelten? Die ganze Bibel ist in glanzvollen Bildern vor [illegible] aufgethan. Und je länger wir hinblicken, desto menschlicher, desto kindlicher muthet uns an, was da auf den Wänden [illegible] gestellt ist: mitten in der Fülle von Ernst und Strenge [illegible] so liebliches Wesen. Wie seliger Kinderglauben weht es [illegible] wieder an, der Christbaum steht wieder da mit Lichterglanz [illegible] Tannenduft. Ach es ist, als schauten wir unter fromme Schauer, mit kindlich ahnendem Geist in die Geheimnisse Gottes und der Weltgeschichte, unter das Strohdach des Christkindchens, die frommen Hirten knien vorn, und über der Krippe schauen Ochs und Eselein hervor. Die Engel in der Höhe singen das Loblied Gottes und Frieden den guten Menschen, die ganze Kirche wird uns wunderbar vertraut und anmuthig. Doch immer hört es nicht auf, wie tiefe gewaltige Orgeln durch unsere Seele zu wogen, und nur eines Blicks bedarf es in die Rundung hinter dem Altar, und es brechen wieder Gedanken von Weltgesetz und Weltgericht hervor und wie die fließende Zeit sich mit ihren Thaten in die Ewigkeit hinein prägt. Denn dort über dem Altar, die ganze Kirche beherrschend, thront Christus in hehrer, in gewaltiger und majestätischer Majestät. Wahrlich, der furchtbarste Ernst der christlichen Religion ist in diesen Kirchen mit allem vereinigt, was sie an lieblicher Heiterkeit für das Menschenherz und an Glanz und Farbenpracht für die Sinne besitzt.

Das Urtheil, welches Löher über die gegenwärtigen Zustände Siciliens fällt, ist wenig tröstlich, aber [illegible] im wesentlichen begründet. Das Land ist zum großen Theil verödet; nur die Umgegend von Palermo, ein [illegible] der Westküste und die ganze Ostküste von Messina bis Syrakus (nicht aber die Küsten überhaupt, wie Löher im Widerspruch mit seiner eigenen Schilderung der Südküste sagt) sind reich angebaut. Nur hier zeigen sich [illegible] Dörfer und zusammenhängende Culturstrecken. Im Innern finden wir nur ummauerte Städte von 10—15000 Einwohnern, meist aus elenden Häusern bestehend, auf einer Berghöhe wie Schwalbennester zusammengeklebt liegen. Sie sind von Gärten und Feldern umgeben; [illegible] höchstens eine halbe Meile entfernt beginnt die [illegible] Mit wildem Gestrüpp überwucherte oder ganz nackte [illegible] ebenen, von deren Abhängen nach der Küste und [illegible] Flußthälern hin bei ihrer vollständigen Entwaldung [illegible] Platzregen längst alle Erdkrume abgespült haben, [illegible] gen den Reisenden. Es fehlt dem Lande an [illegible] Wald und Wegen. Die Straßen sind noch im [illegible] lichsten Zustande. Doch thut die Regierung (wenn [illegible] lich beide Autoren schweigen) jetzt ihr Mögliches, die [illegible] kehrswege zu verbessern. Die Eisenbahnen von [illegible] nach Catania und von Messina nach Syrakus nahen [illegible] ihrer Vollendung. Aber lange Zeit wird vergehen, [illegible] die unwirthbare Südküste und die wilde gebirgige [illegible] von guten fahrbaren Straßen durchzogen sind.

Die Bevölkerung selbst ist träge und überläßt alles der ierung. An großer Anstelligkeit, vortrefflichen Anla- fehlt es ihr nicht, aber lange Misregierung, Unter- lung aller freien selbständigen Bewegung hat sie ent- t lassen. Der Grund und Boden ist meist Eigenthum Kirche und des Adels, deren ungeheuere Besitzthümer ig von Speculanten gepachtet und in Parcellen verafter- et werden. Nur ein Zehntel des Bodens ist streng cul- , zwei Zehntel gelten für unzugänglich für den An- fast der ganze Rest wäre noch für die Cultur zu rn, wenn man endlich anfinge, der von Jahrzehnt Jahrzehnt fortschreitenden Wüstenbildung Schranken tzen. Die Bevölkerung ist trotzdem nicht unbedeutend: 2 Millionen auf 497 Quadratmeilen*), aber so ich vertheilt, daß die Umgebung von Catania auf Quadratmeilen 250000, einzelne Partien der Süd- auf demselben Raum kaum 20000 Einwohner haben. vollständiger vernünftiger Cultur des Bodens wäre glich, daß Sicilien dereinst wieder, wie zur Zeit sei- höchsten Blüte, 6 Millionen Bewohner ernährte. Bei nglaublichen Fruchtbarkeit der Sicilierinnen würde evölkerung unter sonst günstigen Umständen rasch wachsen. Daß die Insel nur unter einer eigenen, Festlande unabhängigen Regierung gedeihen könne, n wir nicht. Sicher ist, daß sie für längere Zeit vielmehr eines napoleonischen als eines constitutio- Regiments bedürfte. Eine Regierung, die alle uellen des Landes zu eröffnen bemüht wäre, die und Industrie auf alle Weise förderte, die Thätig- Bewohner anspornte, einen tüchtigen Volksunter- it Schulzwang einführte und dabei die öffentliche eit mit Strenge aufrecht und die politischen Leiden- mit starker Hand im Zaum hielte, wäre für man- hrzehnt hinaus noch das Beste für die vernach- Insel.

s wir von dem Löher'schen Buche über Sicilien gilt natürlich im wesentlichen auch von dem zweiten „Neapel", der Land, Leute und Zustände dieses ehe- Königreichs schildert. Die landschaftlichen Schilde- obgleich oft, wie die Umgebung von Amalfi, zu- Ravello, nicht ohne Schwung und Schönheit der , lassen uns im allgemeinen durchaus unbefrie- Bo dem Verfasser selbst die Namen- und Orts- wie die genauere Bekanntschaft mit den Erzeug- er Natur des Landes abgeht, wird er sich bei lanze des Stils, bei allem Talent der Darstel- geblich bemühen, seine Leser zu fesseln: es fehlen nen Bildern die individuellen Züge, durch die sie ihrer nebelhaften Unbestimmtheit heraustreten und hantasie des Lesers feste Gestalt gewinnen können. te Rhapsodien über italienische Landschaften, in e Touristen auszubrechen pflegen, wirken geradezu und abstoßend auf denjenigen, der das Original en; es erscheint ihm als eine Anmaßung, daß er alles Schöne, was er kennt, einem Unbekannten, von dem er sich keine Vorstellung zu machen weiß, unterordnen soll; wohingegen scharf individualisirte, einfache und klare Bilder, die, sich an Heimisches anlehnend, ihm die Möglichkeit gewähren, sie zur deutlichen Vorstellung zu bringen, nicht nur allein im Stande sind, eine wirkliche Bekanntschaft mit dem physiognomischen Charakter des geschilderten Landes zu vermitteln, sondern auch allein das Interesse des Lesers anzuregen und seine Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln vermögen.

Gelingen ihm landschaftliche Schilderungen nur mittelmäßig, so zeigt unser Autor eine wahre Meisterschaft, sobald es sich um plastische Darstellungen des Volkslebens oder historische Skizzen aus der Vergangenheit der Nation handelt. Allerlei Seltsamkeiten und Ueberschwenglichkeiten laufen freilich auch hier mit unter, wie wenn er die unruhige Beweglichkeit und das leidenschaftliche Wesen der Neapolitaner - alles Ernstes aus dem in stetem Wechsel blitzenden und blendenden Krystallspiegel ihres Golfs erklären will. Doch folgen wir dem gewandten Cicerone gern durch die Jahrhunderte der Vorzeit wie durch die Straßen der südlichen Hauptstadt über den Vomero und Posilipp hinunter zur Mergellina und Villa-Reale bis zurück zu seinem Quartier in Sta.-Lucia, und wer selbst in lauen Frühlingsmondnächten auf den Balkonen am Kai dort gesessen, verzeiht leicht den etwas verzückten Stil, der ihm die Erinnerung ähnlicher begeisterter Empfindungen wach ruft.

Die Charakterschilderungen, welche der Verfasser von den Bewohnern der verschiedenen Provinzen des ehemaligen Königreichs Beider Sicilien entwirft, lassen an Schärfe der Zeichnung und Prägnanz des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig. Dagegen möchten wir dieselben kaum für überall zutreffend halten. Wenn Löher behauptet, die Neapolitaner zeichneten sich den Siciliern gegenüber durch Redlichkeit aus; wenn er ihren schönen Familiensinn hervorhebt, während der Sicilier, voller Herzenskälte und selbstsüchtiger Berechnung, selbst in Familienangelegenheiten stets Kaufmann bleibe wie der Venetianer: so scheint er uns die erstern zu günstig, die letztern zu ungünstig zu beurtheilen. Nicht allein daß wir selbst von neapolitanischer Redlichkeit nicht viel verspürt: in ganz Nord- und Mittelitalien ist der Ruf, dessen sich die Bewohner der Golfstadt in dieser Hinsicht erfreuen, nicht der beneidenswertheste. Gutmüthig ist der Neapolitaner, aber, wie fast alle schwachen Menschen, nur solange seine Neigungen nicht gekreuzt, seine Leidenschaften nicht aufgeregt werden; ist dies der Fall, so schlägt er rasch in das Gegentheil um. Der Sicilier ist allerdings im allgemeinen mistrauisch, schwerer zugänglich, oft geradezu verschlossen; dagegen sind aber auch seine Tugenden solider und probehaltiger. War erst die trennende Schranke des Mistrauens niedergebrochen, so haben wir kaum irgendwo liebenswürdigere Menschen gefunden als die Sicilier. Dagegen geben wir dem Verfasser vollkommen recht darin, daß in den Bewohnern der calabresischen und apulischen Gebirge noch ein Vorrath unverbrauchter Volkskraft steckt, der, wenn er einmal der

*) Autor gibt 497$_{333}$ Quadratmeilen an; wir möchten wissen, wer Bruch berechnet hat, wenn nicht etwa ein „sinnentstellender" Schreibfehler vorliegt.

Civilisation dienstbar gemacht ist, dazu dienen kann, die entartete und entnervte Bevölkerung Campaniens zu regeneriren. Das Unglück für Neapel ist, daß ihm der Mittelstand sowol als der eigentliche Bauernstand fehlen. Das städtische Leben wiegt durchaus vor, wenn auch alle andern Orte im Verhältniß zur Hauptstadt nur kleine Landstädtchen sind; aber in diesem städtischen Leben gibt nicht der gebildete Mittelstand, sondern der kleine Handwerker und Ackerbürger den Ton an: freundliches, leichtlebiges Volk, mit Schönheitssinn und einem gewissen äußern Anstrich begabt, aber ohne alle tiefere Gemüths- und Verstandesbildung.

Der Verfasser begnügt sich übrigens keineswegs, uns die süditalienische Sitte und Art, wie sie ist, zu schildern; er versucht auch, zu erklären, wie sie so geworden sei und werden mußte. Er demonstrirt diese Nothwendigkeit einestheils aus der Natur des Bodens und Klimas, anderntheils aus den verschiedenen, von den alten Griechen bis zu den Spaniern und Murat's Franzosen eingedrungenen Volkselementen. Die Ausführung ist geistreich, blendend, voll treffender Bemerkungen, aber auch voll kühner, auf schwacher, schwankender Grundlage ruhender Hypothesen. Als Probe derartiger Darstellungen geben wir einen Theil der weitausgeführten Vergleichung zwischen Süditalienern und Deutschen:

Gerade bei dem Volke Neapels und Siciliens findet sich eine Fähigkeit im vorzüglichen Grade — nämlich das Blitzschnelle im Auffassen und Händeln. Das deutsche Gemüth muß erst sein schweres dunkles Wogen und Wallen besiegen, dann hält es in Treue fest. Der deutsche Verstand muß erst durch seine angeborenen Nebel und Wolken sich hindurchringen, aber indem er sich schärft und anstrengt, dringt eine stählerne Spitze aus ihm hervor, die sich ins Innerste der Dinge einbohrt. Diese Süditaliener dagegen? Zwei Worte, und sie verstehen eine ganze Schlußfolgerung. Ein Funken, und sie sind im Feuer. Statt Tiefe des Geistes haben sie eine helle Lebendigkeit, statt Gemüths Leidenschaft: rasch entschlossen und rasch gethan — das ist ihr Wesen. Der schnelle Wechsel vieler Empfindungen ist ihr Ersatz für die Dauer einer einzigen starken. Hätten diese Italiener unsern grauen Regenhimmel, unsere lange Dämmerung an Morgen und Abend, ohne Zweifel, sie wären anders geartet. So aber umgibt sie die Natur in wundervoller Klarheit: Gebirge und Meer und Steilküste, alles hat helle scharfe Umrisse, bestimmte Farbe. Die Lichtfülle, welche mit dem ersten Blitzen der Sonne sich gleich in machtvollem Strom durch ihre Welt ergießt, dringt auch unwiderstehlich in die innern Sinne. Die Sprache wird leicht und klar und einfach verständig. Die Gedanken reichen nicht ins Ungewisse und Dunkle, sondern umgreifen Faßbares. Selbst die Frauen sind in ihrem Innern so klar und bestimmt und steinig, wie die Umrisse ihrer Berge. Und gleich wie abends, wenn eben noch jedes Baumblatt und jedes alte Gemäuer glänzte wie in Licht getränkt, plötzlich Nacht und Dunkel alles überfällt, so kann sich dieses Volk plötzlich in dunkles Gewoge wildester Leidenschaft, unsinnigster Plane stürzen.

Nicht bruchstückweise bei verschiedenen Gelegenheiten, wie auf Sicilien, sondern in zusammenhängender Darstellung erhalten wir eine treffliche Skizze der historischen Entwickelung Unteritaliens bis zum 15. Jahrhundert. Auch hier ist Kaiser Friedrich II. der gefeierte Held. Weiterhin berührt Löher noch sprungweise einige der hervorragendsten Epochen aus der neuern Geschichte; die treffliche Regierung des Vicekönigs Toledo, die reformatorische Thätigkeit Tanucci's unter dem ersten Könige aus dem Hause Bourbon (Karl III.), endlich Ferdinand II., den Re Bomba. Bevor er dazu kommt, über den letztern ein so günstiges Urtheil zu fällen, daß er behauptet, Ferdinand habe stets das Gute gewollt, habe sehr viel für den Fortschritt seines Landes gethan und sei nur zu tadeln, weil er alles auf dem Wege der absoluten Gewalt und Willkür habe erreichen wollen, ist uns unbegreiflich. Wer die Zustände Siciliens, Apuliens und Calabriens so genau kennt wie der Verfasser, diese heillose Vernachlässigung der nächstliegenden Interessen und Bedürfnisse der Bewohner, diese absichtliche Zurückhaltung alles Vorwärtsstrebens sogar in materieller Beziehung, wer die geflissentliche Pflege und Beförderung des Aberglaubens und der Unwissenheit, diese Bann, mit dem jede, selbst die unschuldigste geistige Thätigkeit, sobald sie sich frei an die Oeffentlichkeit wagte, belegt wurde, wer dies abscheuliche Spionir- und Angebersystem, diese unsittliche Duldung der verworfensten Individuen und Gesellschaften als eine stete Drohung gegen den gebildeten patriotischen Mittelstand, wer dies alles mit Ostentation auf das allgemeine Mistrauen gegründete Regierungssystem kennt, wie kann der in Ferdinand etwas anderes sehen als den Tyrannen, dem es vor allem nur darauf ankam, seine und seiner Dynastie absolute Herrschaft zu verewigen — wobei denn die Interessen des Volks, das ihm von oben bis unten nur eine vilis tribuens plebs war, natürlich nur so weit berücksichtigt werden konnten, als jener leitende Gesichtspunkt dadurch nach des Königs Ansicht nicht gefährdet wurde.

Ueber die gegenwärtige politische Lage und was der Zukunft für das Königreich Italien zu erwarten finden wir bei Löher fast nur Fragezeichen. Ihm ist Art und Weise, wie sich — nach seiner Auffassung — Piemontesen durch Bestechung, Verrath, schmählich erfremde Hülfe, Vorschicken eines Abenteurers, plötzlichen Ueberfall eines Schwächern als echte Schüler Machiavells zu Herren Italiens machten", offenbar in tiefster und Seele zuwider. Er, sonst so unbefangen, sieht hier durch eine stark bairisch-österreichisch gefärbte Brille, in Bezug auf Italien wenigstens, bekanntlich die Eigenschaft hat, die einfachsten und natürlichsten Dinge zu seltsamsten Caricaturen zu verzerren. Aber er ist nicht verblendet und vorurtheilsvoll genug, um nicht zuerkennen, daß all dieser machiavellistische Apparat gefruchtet haben würde, wenn sein Ziel nicht zugleich ganze Sehnsucht der Nation gewesen wäre. Was nun werden? Der Verfasser scheint einen italienischen Bundesstaat als endliches Resultat anzusehen; aber Geschichte hat gelehrt und lehrt noch tagtäglich, daß Monarchien in Betracht kommen, ein Einheitsstaat möglichst großer communaler und provinzieller Selbständigkeit ungleich mehr Aussicht auf Bestand hat als Bundesstaat, der nicht Fisch, nicht Fleisch ist. Sie die Franzosen und mit ihnen die Klerisei und [illegible] nicht in Rom gewesen, die größten Gefahren [illegible] neue Königreich Italien wären bereits vorüber.

ehen ihm ohne Zweifel noch schwere Prüfungen bevor; ber was alle die edelsten Elemente des Volks von den lpen bis zum Aetna wollen, mit Bewußtsein und Aus- uer wollen, wird endlich zur vollen Wahrheit werden.

Auf dem Rückwege nach Norden berührt der Verfas- r Gaeta und bietet uns bei dieser Gelegenheit eine leb- ifte und anziehende Skizze der Belagerung dieser Fe- ung. Daß auch sie etwas bairisch gefärbt ist, die Kö- gin Marie in den Himmel erhoben, Cialdini dagegen brandmarkt wird, erklärt sich wol aus der Luft, die der erfasser in Deutschland zu athmen pflegt.

So vieles wir aber auch im einzelnen an der vorlie- nden Schrift auszusetzen haben mögen, im ganzen und ßen scheiden wir mit der Anerkennung von ihr, daß eins der bedeutendsten und zuverlässigsten Bücher ist, lche die deutsche Literatur über Unteritalien aufzuwei- hat.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

eues aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Vierter Artikel.*)

geblicher von K. A. Varnhagen von Ense. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Siebenter und achter Band. Zürich, Meyer und Zeller. 1865. 8. Jeder Band 3 Thlr.

„Marmorglatt und marmorkalt", wie ein bekanntes Ur- l über Goethe's „Natürliche Tochter" lautet, so erschie- i die Denkwürdigkeiten und Biographien Varnhagen's. s waren plastische Gestalten im monumentalen Stil, lich wie die Preußenhelden, die mit gezogenen Schwer- unter den berliner Linden stehen. Zu solcher Entäuße- g der eigenen warmen Empfindung, noch dazu bei einem vielseitig gebildeten Autor wie Varnhagen, gehörte ein der Resignation, der hier aus den künstlerischen Mo- n objectiver Darstellung hervorgegangen war.

Für diese Resignation entschädigte sich Varnhagen in seinen Tagebüchern, in denen er dem entgegen- zten Extreme huldigte: einer ebenso unbedingten Hin- an die Stimmung des Tages, wie einem rücksichts- Aussprechen derselben. Was der Tag brachte, wurde dickem Pinsel aufgetragen, ohne es in feinere Schat- gen zu verflüchen. Die verhaltenen Kernflüche des rn Feldmarschall Vorwärts, den Varnhagen aus sei- kernpreußischen Idiom ins goethisirend Hochdeutsche setzt hatte, thauten gleichwie die festgefrorenen Töne Münchhausen's Posthorn in diesen Selbstbekenntnissen nd bildeten die kräftige Baßbegleitung zu den Läufern adenzen der Tageschronik. Varnhagen nahm kein Blatt den Mund; er strebte hier weder nach dem Ruhm Diplomaten, noch nach dem Ruhme des großen Stili- er schrieb frisch drauflos unter den Eindrücken des nblicks und unter der Inspiration seiner neuen Muse, Revolution des Jahres 1848. „Ich genoß es doch al, was so köstlich ist", ruft er aus, wenn er dieses s gedenkt, in dessen Freiheitsluft er sich gebadet hat. Varnhagen's Erscheinung bietet viel Räthselhaftes in psychologischer Hinsicht. Auch in den neuen Bänden sei- ner „Tagebücher" tritt uns das Räthsel näher als seine Lösung. Immer wieder fragen wir: wie kommt der Ver- ehrer Goethe's, der stilistische Nachahmer seiner classischen Ruhe, der hochgestellte Diplomat, der Mann des Salons zu dieser heißblütigen Parteileidenschaft, daß er, wie ein Percy Heißsporn der Revolution, ein Dutzend Reactionäre jeden Tag zum Frühstück verspeist! Die bequemste, aber auch verwerflichste Erklärung hat Theodor Mundt in der letzten Auflage seiner „Literatur der Gegenwart" versucht, nachdem er in der ersten Auflage desselben Werks den Verdiensten Varnhagen's die uneingeschränktesten Lobsprüche zollte. Er schildert den Diplomaten als einen Reineke Fuchs, der die Fährte verloren, nun instinctmäßig auf den Sieg der Volkssache hoffte, ihn in den Lüften zu wittern glaubte, und sich daher mindestens mit seinen Wünschen und Hoffnungen der Revolution in die Arme warf. Das ist eine durchaus verkehrte Auffassung eines Charakters wie Varnhagen. Mochte dieser auch gegen- über dem preußischen Ministerium des Auswärtigen Ur- sache haben, zu den Misvergnügten zu gehören — er war kein Rebell aus Ehrgeiz, kein Revolutionär, soweit er dies war, um Carrière zu machen. Er glaubte nicht, daß die Sache der Freiheit im Handumdrehen siegen werde, und war durch seine hohen Lebensjahre, durch seine Krankheitsanfälle überhaupt verhindert, ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Angesichts der beiden neuen Bände dieser Tagebü- cher tritt zunächst wieder die Aufgabe an uns heran, das politische und psychologische Phänomen zu erklären, da die schnellfertige Erklärungsweise Mundt's hierzu nicht genügen kann. Einen bessern Schlüssel schon gibt der Goethen'sche Vers an die Hand:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!

Die eine dieser Seelen Varnhagen's war plastisch ruhig, die andere von modernster Unruhe besessen; die eine schwelgte in der Harmonie, die andere in der Dis- harmonie; die eine war die Kunstseele, die hellenische Psyche, unter dem Himmel Homer's großgezogen, die andere die politische Seele, der die frischeste Gegenwart, die unmittelbarste Agitation Bedürfniß ist; die eine em- pfänglich für das Ideal des Großen und Schönen in Kunst und Natur und für seine stille Verwirklichung, die andere noch empfänglicher für das vergänglichste Tages- ereigniß, für die Anekdote, für den prickelnden Witz. Mit der einen, der kunstvoll schaffenden, schrieb er seine Bio- graphien und Denkwürdigkeiten, mit der andern, der rücksichtslos plaudernden, seine Tagebücher. Allerdings verleugnet sich auch die erste nicht in denselben, sie gibt sich ihre stillen Feste in einzelnen Schilderungen voll Na- turandacht, in einzelnen Betrachtungen milder harmoni- scher Lebensweisheit, in all den Seitenkapellen, in denen Varnhagen an den Altären der Kunst und Literatur opfert. Wir erfahren, wie regelmäßig der Autor seine Classiker las, seine Cicero und Horaz und Sueton und Aristophanes mitten im Sturm und Drang der bewegtesten Zeit, ebenso regelmäßig wie die Leitartikel der „National-

*) vgl. den ersten und zweiten Artikel von Rudolf Gottschall in Nr. 11 und den dritten von Alexander Jung in Nr. 34 d. Bl. D. Red.

zeitung", der Spenerschen u. s. f., die seiner zweiten agitatorischen Seele Nahrung gaben.

Goethe steht unter den Heiligen der Varnhagen'schen Seitenkapellen in erster Linie: „Eine Sonne der Deutschen! Alles Leben gedeiht! Helle strömt aus und Wärme! Und auch wo sie nicht scheint, wirkt sie hinter Nebel und Wolken hervor." Mitten in der Spannung über den Steuerverweigererproceß, der ihm eine schlaflose Nacht bereitete, am 21. Februar 1850, findet er Muße, in das Goethe-Album folgenden sinnigen Gedenkspruch einzutragen:

Die Zeit ist nicht fern, wo die Deutschen in Goethe nicht den Dichter allein, sondern auch vorzugsweise den Lehrer dankbar erkennen und ehren werden. Wie er die Natur und das Leben geschaut, sie zu Genuß und That ergriffen, den Sinn immer sich klar und den Geist frei erhalten, überall das Ursprüngliche, das Menschliche beachtet und gepflegt, mit dem Schönen stets das Gute und das Wahre erstrebt, wie er Zeit und Kräfte zweckmäßig angewendet, das Kleinste nicht verwahrloft und dabei das Größte vor Augen gehabt, seinen Aufgaben eifrige Pflichttreue, seinen Mitmenschen Antheil und Hülfe gewidmet, — das alles bildet einen Zusammenhang thätiger Tugend, musterhaften Lebens, in welchem die Gabe der Dichtung nur Ausdruck und Glanz höchster Weisheit ist.

Was aber, muß man sich unwillkürlich fragen, würde Goethe über die preußischen Steuerverweigerer gedacht, welches seiner venetianischen Epigramme würde er, „dem alle Freiheitsapostel immer zuwider waren", auf sie bezogen, welches neue ihnen gewidmet haben? Der Goethe-Cultus war bei Varnhagen ein Tempeldienst, der von der profanen Bewegung der Politik durch eine scharfe und unüberschreitbare Grenze geschieden wurde. Eine zweite Kapelle neben Goethe war Voltaire gewidmet! Das war schon ein anderer Heiliger; der konnte sich mitten im Sturm und Drang der Gegenwart behaupten. So wird denn auch Voltaire selbst gegen Goethe in Schutz genommen:

Goethe spricht herrlich über Voltaire, doch thut er ihm unrecht, indem er sagt: „Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funke Mitgefühl und Honettetät." Goethe konnte damals den wunderbaren Mann, dessen Briefe noch nicht gedruckt waren, nicht vollständig einsehen und beurtheilen. Aber auch jene Schrift, den „Commentaire historique", denn der ist ohne Zweifel hier gemeint, trifft der ausgesprochene Tadel nicht, sie ist eine Vertheidigungsschrift, inmitten des Kampfes mit unzähligen Feinden abgefaßt und als solche zu beurtheilen. In das glänzende Lob stimm' ich von Herzen ein: „Es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben, als irgendetwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Suetou die Skandale der Weltherrscher, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe." Ferner: „Es ist als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Canaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe. Eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken." Das reichfühlende, liebevolle Gemüth, das alles Menschliche warm ergreifende Herz Voltaire's, war gewaffnet mit seinen großen Geistesgaben. Die Gegner hätten es freilich lieber nackt unter ihren Stichen verbluten sehen.

In der dritten Seitenkapelle Varnhagen's herrscht ein etwas curioser Heiliger, der auch an den Altären der Kreuzzeitung verehrt wird — Baader, der Mystiker, einer der vornehmsten Hohepriester der Reaction, zu vornehm, um von den Principien, die er predigt, die Anwendung auf die Gegenwart zu machen. Zwischen [illegible] dem Vorkämpfer einer vorlauten Aufklärung, und [illegible] dem Vertreter eines, wir möchten sagen erhabenen [illegible] scurantismus scheint auf den ersten Blick gar kein [illegible] sames Band zu bestehen, welches die gleichzeitigen [illegible] pathien in einem Kopf und Herzen vermitteln [illegible] Und doch gab es eine Aehnlichkeit zwischen beiden, [illegible] nur von den empfänglichsten Köpfen herausgefühlt — war die Vorliebe für geniale Geistesblitze, welche bei [illegible] taire in das frische Leben des Jahrhunderts einschlug, bei Baader mit wunderfamem Glanz die mystische Nacht erhellten, in welche ihm das Diesseits zusammen mit dem Jenseits versanken. „In Baader und Voltaire gelebt sagt Varnhagen einmal; „da hilft nichts, bei mir müssen sie sich vertragen."

Auch das Studium Hegel's wird bisweilen am Rand notirt, chronikenhaft, ohne Erwähnung des Eindrucks, ohne Anschluß weiterer Entwickelungen. Schopenhauer geht dagegen nicht so spurlos vorüber — hier [illegible] es nicht an Beziehungspunkten: Bewunderung Goethe's und Voltaire's, und vor allem ein ebenso schlagender graziös und klar durchgebildeter Stil. Zufälligerweise beschäftigte sich Varnhagen mit der Lektüre des Philosophen gerade in den Tagen des pariser Staatsstreichs. Am 2. December 1851 schreibt er:

Ein merkwürdiges Buch von Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena", in zwei Bänden. Viel Tiefes, Gutes und Eigenthümliches, aber roh, verbissen, trotzig, [illegible] bittert über nicht gefundene Anerkennung, wobei er [illegible] höhnischer Verachtung von Fichte, Schelling und Hegel [illegible] Ein ungenießbarer Mensch und Autor. Mir gefällt, [illegible] aufgeklärt und menschlich denkt, daß er Voltaire und [illegible] liebt, auch Goethe, aber sein Eigensinn und Zugreifen [illegible] dirbt alles.

Und den Tag darauf:

In Arthur Schopenhauer gelesen. Ein toller Kerl hat viel Gutes. Wie er über Wahnbilder der Religion, den Ehrenpunkt spricht, sehr gut! Ueber die Elendigkeit Menschen, daß man ihre Noth vor allem ansehen [illegible] trefflich! „Pauvre humanité!" Wie Rahel so oft der [illegible] Staël nachsagte.

Die Beziehungen Varnhagen's zur Literatur der genwart waren fortwährend rege und lebendig, [illegible] aus diesen Aufzeichnungen von den betreffenden [illegible] selten ein scharfes Bild erhalten. Nach dem Tode des Altmeisters Goethe war Varnhagen sehr milde [illegible] nen Urtheilen über die zeitgenössischen Poeten und [illegible] steller. Aus den Aufzeichnungen geht hervor, daß [illegible] vielen derselben in persönlichem Verkehr stand, daß [illegible] mindestens bei einer Durchreise durch Berlin [illegible] Am häufigsten spukt Bettina in den „Tagebüchern" kommt Varnhagen etwas vorklagen über die große mit ihren Büchern, das Preßgesetz macht Verleger Drucker scheu. Sie bringt ihm die 14 gedruckten [illegible] ihres neuen Buchs (Varnhagen nennt es nicht, doch [illegible] ren es offenbar die 1852 erschienenen „Gespräche Dämonen"); er soll entscheiden, ob sie das Buch schreibt oder aufgibt. Sie ist unsicher und [illegible]

nie vorher, ihrer sonstigen Natur völlig entgegen.
rnhagen schreibt sein Urtheil über das Werk am
Mai 1851 nieder:

Bettina's funfzehn Druckbogen setzen mich in große Verle-
heit; ich habe sie, die ersten, zum zweiten mal gelesen, aber
ist schwer ein Urtheil darüber aufzustellen. Im ganzen ist
ina darin, mit einer Fülle von Bildern, Anschauungen,
ungen, Gedanken; ein Freund ihres Genius findet alles
er, was er früher an ihr geliebt. Nur ist sie diesmal ab-
licher als früher, und in dem realsten Gegenstande, der
tik, auf phantastische Gebilde beschränkt. Der Zauber idea-
Wirklichkeit, reizender Jugendgeschichten, fehlt, der ernste
ff scheint strengere Gedankenfolge zu fordern, und schwebt
darüber hin, mit Schwingen, die dafür zu wenig befie-
sind. Ich kann mir wol denken, daß diese Behandlung
n Lesern angenehm und ergötzlich sein kann; mir ist sie es
, mich ermüdet die fortdauernde Prophetensprache, die als
e zu langgedehnt und für diese Dehnung zu wenig logisch
Nun kommt aber auch dazu, daß alle frühern Sachen
inens mir nie einen befriedigenden Eindruck gaben, auch die
i nicht, so sehr ich den Reiz einzelner Schilderungen
inden und anerkennen mußte. Die Hauptfrage ist, was
das Buch den andern sein und gelten, werden sie es ver-
i, es bewundern? Das kann ich nun in der That nicht
isagen! Mir macht es keinen guten Eindruck, obschon es
: Schönheit und Kraft an vielen Stellen erkennen läßt.
ist der Zusammenhang zu locker, die gedehnte Dichtung
Gesprächs zwischen dem Dämon und dem schlafenden König
u eintönig. Was soll ich ihr nun sagen? Wäre das Buch
Handschrift, so ließe sich vieles umstellen, auch könnte man
gen lassen, nun ist es schon so weit gedruckt, die Kosten
f verwendet! Vorher wollte sie sich nicht rathen lassen!

Am nächsten Tage kommt sie selbst. Sie sprechen
über das Buch; er tadelt einiges, gibt einigen Rath.
nimmt alles an, dankt wiederholt und verspricht die
tellungen bestens zu berücksichtigen. Noch ehe sie weg-
nimmt sie indeß doch wieder einiges zurück! Im August
int Bettina wieder; es handelt sich um das Stein-
r'sche Goethe-Denkmal und das dem König zu zei-
Modell. „Die Sache ist nicht recht klar", schreibt
hagen. Die Erläuterungen zu dem Briefwechsel mit
ıa*) geben den Aufschluß über den Zusammenhang
urioſen Geschichte. Bettina hatte das Bild auf des
s Kosten ohne des Königs Wissen bestellt und ge-
natürlich in die größte Verlegenheit, als der Bild-
seine Forderung von 10000 Thalern geltend machte.
hagen bekennt, daß er Bettina's Redensarten an sich
en lasse wie Wasser aus der Dachtraufe.

uch mit Freund Heine ist unser Chronist einmal
ufrieden:

eine's Hohngedicht gegen die Polen, sein Ausfall gegen
la, und noch einiges der Art, ist Folge eines heimlichen
en Gelüstes, auch auf der Seite der Gegner Beifall zu
Dies kleidet ihn schlecht, und er hat nicht einmal richtig
et, ob jener elende Beifall das gerechte Mißfallen auf-
das auf der andern Seite, auf der eigenen nämlich, er-
wird.

on Alexander Jung erhält er Brief und Buch und
m zugeeignete Novelle: „Der Bettler von James
Er schreibt mit warmer Anerkennung:

Jung setzt seine literarischen Arbeiten mit frischem Geist und warmem Herzen fort, wie eine Art Tempeldienst, mit heiligem Ernst, unfähig sein Talent gleich so vielen andern zum bloßen Erwerb herabzustimmen.

Ebenso günstig äußert sich Varnhagen über den weißhaarigen, blauäugigen, norddeutschen Friedrich Hebbel: „Schwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Geberden, eine merkwürdige Erscheinung, ein Mann freien Geistes, muthigen Herzens, weiten Ueberblicks" — so verzeichnet der Chroniker den Eindruck, welchen der Dichter bei einem Besuche auf ihn machte. Die „Judith" nennt er ein grauenvolles, aber großartiges Trauerspiel, echt dichterischen Gepräges. Außerdem werden in diesen Aufzeichnungen Paul Heyse, Robert Giseke, Feodor Wehl, Max Ring, Palleske u. a. mehrfach erwähnt.

Hand in Hand mit dieser Beachtung der neuesten Erscheinungen ging bei Varnhagen das Studium der alten Classiker als ein Element läuternder Bildung. Freilich bot die Lektüre des Juvenalis, Sueton, Seneca mancherlei Parallelen; doch war es mehr die Bildungsschule als solche, welche Varnhagen fesselte, als die Beziehungen zur Gegenwart. Er denkt oft über die Alten, die Griechen und Römer nach, über den Zusammenhang, den sie mit uns haben, durch ihre Geschichte, ihre Literatur. Die lateinischen Dichter gefallen ihm jetzt mehr als sonst; eigentlich ansprechend findet er aber doch hauptsächlich den Ovidius und die Oden des Horatius, wennschon dessen Sermone und Episteln eigenthümlicher, römischer sind. Ohne Frage ist Ovidius der geistvollste und, wenn man so sagen darf, der „modernste" der römischen Dichter. Daß diese Studien, wie sie aus dem Bedürfniß von Varnhagen's „classischer" Seele hervorgingen, auch auf dieselbe zurückwirkten, daß sich die Spuren derselben auch in den etwas hastigen Aufzeichnungen dieser „Tagebücher" wiederfinden müssen, ist wol selbstverständlich. Und so zieht sich ein Kranz sinniger Betrachtungen und Empfindungen über Kunst und Natur, über das Leben des Einzelnen und das Leben der Menschheit um die düstern Bilder der Zeitgeschichte, wie geschmackvoll umrahmende und über die dumpfe Gegenwart hinausweisende Arabesken. Bei dem pikanten und prickelnden Reiz der Tageschronik und dem in die Augen springenden Fractur- und Kraftstil, in welchem dieselbe geschildert wird, ist man allzu geneigt, diese geistigen Ruhepunkte zu übersehen, über die stillern Betrachtungen hinwegzulesen, obgleich sie gerade oft wie ein silberner Strom sich durch die Sümpfe dieser mismuthigen und trübe gefärbten Annalen hindurchziehen.

In den schönen Buchen- und Eichenwäldern von Schleswig-Holstein, in den tiefen Schatten und der lieblichen Friedensstille empfand Varnhagen gemeinschaftlich mit Willisen, den er dort besuchte, „die Reize höhern Lebens". Dies höhere Leben stiller Natur- und Kunstanschauung, wie die Rückschau auf das eigene Leben, die ernste Bemühung, das Facit desselben zu ziehen, die Sammlung aus den zerstreuenden Tagesbegebenheiten ist die inspirirende Muse für eine Fülle in graziösester Form ausgeprägter Sentenzen. Allerdings wechseln die Stimmun-

*) s dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe an Stägemann, ietternich, Heinrich Heine und Bettina von Arnim. (Leipzig, Brock-65).

gen; schon Goethe sagt: „Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.“ So ist Varnhagen oft mit seinem Alter, mit dem Facit seines Lebens zufrieden; oft wieder misgestimmt, schwankend im Urtheil über das eigene Verhalten, unzufrieden mit den Menschen, mit der Gesellschaft.

Am 17. November 1851 schreibt er:

Wenn ich abends allein bin und mir meinen Zustand, mein Leben, meinen Tag überdenke, so kann ich mich, trotz des Krankseins und so mancher andern Mängel, die ich erleide, nicht unglücklich fühlen. Das Leben strömt mir noch frisch aus hundert Quellen, ich habe einen reichen Rückblick auf die Vergangenheit und einen genügenden Ertrag derselben thatsächlich als Gewinn. Gute Menschen zeigen mir Wohlwollen und bringen mir vielfachen Trost. Ich kann auch noch wirken, und daß mein Name dabei selten vorkommt, ist mir jetzt so lieb, als es mir ehemals unlieb hätte sein können. Daß ich mein Leben gleichsam ein zweites mal lebe in den vielen Denkschriften, Biographien, Briefwechseln, die jetzt herauskommen, rechne ich zu den nicht geringsten Gewinnen meines Alters. Genug, ich darf Gott danken für ein Leben, das sich so gestaltet und gewendet, dem er so große Vortheile gewährt hat.

Aehnlich lautet eine Aufzeichnung vom 4. Juli 1851:

Mir strömten viele Gedanken zu, beruhigende, erheiternde, für diese Zeit, in der wir gerade stehen, für das Leben überhaupt, für das ganze Dasein, dann wieder insbesondere für mein persönliches Leben; mir ist klar geworden, daß manche meiner tröstlichsten, heitersten Anschauungen erst aus den letzten Jahren stammen, daß ich daher nicht unnütz so alt geworden; ein befriedigendes Gefühl ruhiger Fassung und reicher Betrachtung zog sich über den ganzen Tag.

Unbehaglicher hört sich eine Aeußerung vom 17. August an:

Wenn ich sonst auch Ursachen genug habe, mit mir wenig zufrieden zu sein, und bei den Selbstbetrachtungen, die in meinen Jahren sich häufiger einfinden, nicht viel Erfreuliches herauskommt, so gibt es doch einen Punkt, der mir wohlthuend in die Augen schimmert und der mir wahres Ergötzen gewährt. Dies ist das Gewahrwerden, wie ich wenigstens in Einer Richtung noch in der letzten Zeit bedeutend fortgeschritten und zu der größten Gleichgültigkeit über literarischen Ruhm gelangt bin. Ich war darin schon in der Jugend härter und freier als alle meine Freunde, als die bedeutendsten Männer, zu denen ich hinaufblickte, als Schleiermacher, Steffens, Johannes von Müller u. s. w., obschon ich den Reiz dieses wunderbaren Zaubers mächtig fühlte. Nach dem Tode meiner geliebten Rahel schwand mir alle Eigensucht dieser Art in das heiße Streben dahin, nur ihren Namen zu verherrlichen, ihren Werth aufzustellen. Seit dem Jahre 1848 aber hat sich diese Selbstverleugnung vollendet, mir ist seitdem alles Eigene nur untergeordnet, als mir nicht oder doch nur zufällig eigen, die große Sache steht hoch darüber und gilt mir mehr als alles.

Auf die Abwesenheit des Ehrgeizes in seinen Bestrebungen kommt Varnhagen noch öfter in seinen „Tagebüchern“ zurück (VII, 160 u. a.), und da dieser ungeschminkte Selbstverkehr die beste Bürgschaft gibt für die vollkommene Wahrheitsliebe, die sich in denselben ausprägt, so wird die Anklage eines aus ehrgeiziger Berechnung hervorgegangenen Meinungswechsels wol auf das entschiedenste durch sie entkräftet.

Eine mehr tröstliche Altersbetrachtung Varnhagen's lautet:

Bis in die spätesten Jahre, soweit ich sie schon kenne, schleppt man ein Stück Kindheit, ein Stück Unbefangenheit und Unwissenheit mit, das eigentlich den Reiz des Lebens mit
So lange man noch unschuldige Fragen stellt, sich verwun
sich überraschen läßt, ist es doch nicht aus. Wenn
äußere Thätigkeit stockt, die innere kann dabei freudig
und thut sie das, so findet sich auch immer wieder ein
wo sie äußere wird und ergiebige. Voltaire und Goethe,
hohe Muster!

Dagegen trägt die folgende Aufzeichnung den
pel grämlichen Misbehagens:

Allein, sehr allein! Und wenn allein, dann noch
sten! Dann bin ich, wenn auch traurig, doch meist ruhig,
trachtungsvoll, und bisweilen ganz behaglich, ja stillerg
Die Menschen gefallen mir jetzt schwer. Mein Geschmack
ernster und strenger geworden; mich beleidigt vieles,
sonst nicht beachtete, und der endliche Ueberdruß des
holten Schlimmen ist weit schärfer als der des wiederh
Guten. Die andern haben meist keine Ahnung davon,
tief sie mich beleidigen, abstoßen, welchen Ekel sie mir
aber ich fühl' es, und fühle dazu, wie ungerecht ich wäre,
ich sie es entgelten lassen, auf sie zurückwirken. Ich muß
ertragen, und noch obenein thun, als ob alles ganz
wäre. Da kann nur Zurückziehung helfen, Einsamkeit:
völlig gleichgültige Menschen, zu denen ich kein Verhältniß
„Alt zu werden, sagt Goethe, ist keine Kunst; eine
es, das Altwerden zu ertragen.“ Daß man abgerun
ist recht gut, sonst wär' es nicht zu ertragen. Wir
annehmen, daß es immer, wann es geschieht, zu rech
geschieht, also ganz ergeben sein.

Noch mismuthiger schildert Varnhagen einen
schaftsabend, der ihn sogar zu wenig volksfreun
Betrachtungen stimmt:

Abends zu *. Allgemeines Geschwatter, nicht
das der Mühe werth gewesen wäre! Wahrhaft
Gesellschaft, diese geschäftige Langeweile, diese Dürftig
ringheit der Unterhaltung! Ich komme auf meine
zu ganz besondern Betrachtungen, die mir sonst
Vor allem drängt sich die Frage auf, ob all das
der sogenannten Leute, dieses kleine Getreibe des
Lebens, der armseligen Bildung und Einbildung,
sei, daß man nähern Antheil an ihm nehme? Die
sich offenbar nicht viel aus ihm, sie wirft es hin und
es entstehen und vergehen, und bewahrt keine Spur
Gerechtigkeit muß im allgemeinen herrschen, Wohlt
Hülfe dem einzelnen gewährt werden, — aber zu
für das Menschengeschlecht soll sich niemand auflegen.

Wir können es uns nicht versagen, hier
kleine Anthologie Varnhagen'scher Sentenzen
flexionen zusammenzustellen, welche, wie schöngeprägte
men in einem Waffenladen, leicht übersehen
blitzenden Schaustellung der schonungslosesten
Mordwaffen sich finden:

Im Menschen ist das Ursprüngliche meist vom
überdeckt, sogar völlig erstickt. Wenn man mehrere
reihen erlebt, so erstaunt man, was alles von den
Großältern, Urältern ererbt ist, und zwar sind die
ten im alternden Menschen deutlicher zu sehen, als im
Die Aufgabe wahrer Bildung ist, diese Ueberkommen
zwingen, zu verarbeiten, und dafür aus dem Ur
andere freiere Eigenheiten zu Tage zu fördern.
nie gelingen, naturam expellas furca . . .

Mich wundert, wie leichtfertig die meisten
ihrer Vergangenheit sich abfinden. Wer ihnen
ihnen wohlthätig, förderlich war, wer ihre tägliche
ausmachte, gleichviel! sie vergessen es lästerlich,

r neuesten Tageszerstreuung. Aeltern, Geschwister, Freunde, werden vergessen, misachtet, ihre Namen werden nicht mehr nnt! M. R., M. und E. R., L. R., — im ganzen Kreise : Nächsten und ihres Umgangs verschollen, nie erwähnt, n ich es nicht zuweilen thue! Eine schlechte Seite an den schen! Wie anders war dagegen Rahel! Alle Menschen, ie je gekannt, wie weit entfernt, oder wie lange schon ver-en, lebten mit ihr fort, wurden von ihr genannt, angeru- ihre Eigenheiten erwähnt, ihre Sprüche und Bemerkungen rholt, das Wesen von ihnen geehrt, ihre Verdienste aner- t, kurz es war, als dürfe ihr niemand fehlen, als lebe Gestorbene noch, als genösse er noch derselben Tagessonne, umschließe den Entfernten noch derselbe Gesellschaftskreis. war schön, traulich zugleich und edel.

Ein rechtes Anliegen, ein wahrer Eifer tödten alle Selbstsucht.

Stimmungen längstvergangener Tage kommen mir zurück, mungen, in denen ich ganz glücklich war, und noch glück- ein kann, wenn mir nur nicht einfällt, daß sie unwieder- lich vergangen sind; bisweilen fällt mir dies nicht ein, ich ganz in alten Scenen (Wetter, Luft, Bäume, sind eine sache dabei), doch dann plötzlich fällt es mir ein, wie ein chen, und der schöne Traum ist fort. Heute steht mir vor der Seele, im Hochberg'schen Garten, in Heidelberg, o gedenk' ich auch Tettenborn's, Bentheim's, und der n Umgebung! Für solche Schwermuth und Sehnsucht ich nirgends einen so hinreißenden Ausdruck wie bei e.

Die Sinnlichkeit ist nicht das höchste Glück in der Liebe, st keusch, bedarf aber wieder der Sinnlichkeit als einer igung, eines Abschlusses.

Wir sind dem Schüler Goethe's, dem Mann sinniger Betrachtung und stilistischer Eleganz, auf seinen Pfaden gefolgt; wir wenden uns jetzt dem Politi- Varnhagen zu, der eine späte Sturm- und Drang- e durchmachte und uns diese Tagebücher als Calo- r seiner innern Erhitzung zurückließ.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neuer Band von Ranke's englischer Geschichte.

he Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, Leopold Ranke. Fünfter Band. Berlin, Duncker und blot. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

ufmerksamen Beobachtern der europäischen Geschichts- r ist nicht unbekannt, daß sich gegen Macaulay, fangs allgemein und unbedingt bewunderten Histo- n seinem eigenen Vaterlande eine bedeutende Op- gebildet hat. Allerdings nicht im Sinne des Fran- Taine, der in seiner Literaturgeschichte Englands acaulay „schwerfällig, steif und unphilosophisch nennt, von wunderbarer Fähigkeit für das Ensemble"; er hat ihm diese Opposition seinen strengen Whigis- im Vorwurf gemacht, einen Parteistandpunkt, der Staatsmanne die Gerechtigkeit, die er als Histo- n Stuarts schuldig gewesen sei, nicht habe zum ruch kommen lassen. Und wer möchte auch eine Erscheinung an einem englischen Staatsmanne, der Vaterlande mit Leib und Seele ergeben war und der Whigismus in Fleisch und Blut übergegangen, lich finden? Von diesem Standpunkte aus ist der Historiker Ranke, dem, wenn wir so sagen sol- len, die Whigs ebenso gleichgültig sind wie die Tories, der für keine Parteigrundsätze ein Herz hat, in dem Vortheile objectiver Auffassung und Darstellung der Thatsachen so- wol als der Persönlichkeiten: wie sehr sich Ranke's „Engli- sche Geschichte" in dieser Beziehung empfiehlt, brauchen wir nicht noch zu beweisen. Allein anders nimmt sich eine Vergleichung der beiden berühmten Historiker aus, wenn man sich auf den rein menschheitlichen Standpunkt stellt, wenn man die Geschichte als die große Lehrerin des Lebens oder der Menschheit betrachtet und sein eigenes Herz vor der Amphibiennatur eines Diplomaten bewahrt hat. Bei einer solchen Vergleichung ist Macaulay Ranke gegenüber nach unserer festen Ueberzeugung im entschiedensten Vor- theil. Denn während der deutsche Historiker durch seine gründliche Objectivität der englischen Geschichte einen trefflichen Dienst geleistet hat, wird man es dem Engländer Macaulay zugestehen müssen, daß er sich nicht allein um die Geschichte seines Vaterlandes verdient gemacht, son- dern zugleich auch um die Geschichte der Menschheit und deren höchsten und schönsten Beruf, zu zeigen, daß die Weltgeschichte in der That ein Weltgericht sei: Macaulay ist der Johannes von Müller Englands. Doch gehen wir jetzt zu unserer eigentlichen Aufgabe über.

Der vorliegende Band verbreitet sich über die Ereig- nisse vom Jahre 1675 — 88, d. h. von den spätern Regierungsjahren Karl's II. bis zur Katastrophe Jakob's II. Der Sturz des letztern wird zugleich in seinem Zusam- menhange mit den europäischen Conflicten im Spätjahre 1688 betrachtet, wodurch die englischen Ereignisse ein wei- teres Interesse erhalten, indem sie gleichsam in die euro- päischen Geschichten nach ihrer Zusammengehörigkeit und Bedeutung für das größere Ganze eingefügt werden. Stand ja doch England trotz seiner insularen Lage längst nicht mehr außerhalb des großen Schauplatzes der Weltbegebenheiten. Cromwell's Dictatur hat Englands Stellung in der internationalen Politik angebahnt. Alle Fragen, um welche sich die Kämpfe in dem damaligen England bewegten, waren constitutioneller Natur, sie be- trafen die Grenzen der Wirksamkeit der Krone und der beiden Häuser innerhalb der parlamentarischen Verfassung. Aber eben in solcher Beschränkung gewinnen diese Fra- gen, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, factisch noch unentschieden wie sie sind, ein neues allgemeines In- teresse. Das Parlament zieht die königlichen Minister zur Verantwortung; der König weigert sich, wenn das Urtheil seiner Neigung widerspricht, sie deshalb aus seinem Dienst zu entlassen. Das Parlament nimmt die Controle über die Verwendung der von ihm bewilligten Gelder in Anspruch; der König behält sich dagegen das Recht vor, die Rech- nungsbücher selbst zu untersuchen und darüber seinen Be- fund auszusprechen. Dem König wird allerdings im allge- meinen ein freier Spielraum gewährt, indem er nicht genöthigt ist, das Parlament alle Jahre zu berufen: er kann es nach Belieben vertagen und auflösen. Aber die Auflösung läßt ihn so ungünstige Resultate erwarten, daß er davor zurückschreckt; und die Vertagung erbittert die Gemüther. Das Parlament hat die Krone durch eine nicht genügende

Ausstattung in die Nothwendigkeit gesetzt, nicht allein in sehr außerordentlichen Fällen, sondern auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge seine Beihülfe nachzusuchen; der König trägt kein Bedenken, sich durch auswärtige Subsidien (von Frankreich, in dessen König Ludwig XIV. die englische Nation den gefährlichsten Feind sah) von dieser Pflicht, die ihm die lästigste von allen ist, zu emancipiren. Das Parlament hat bereits in einem und dem andern Falle entscheidend auf die auswärtigen Angelegenheiten eingewirkt; der König dagegen sieht die Summe seiner Prärogative darin, daß er über sein Verhältniß zu den fremden Mächten mit unbedingter Autonomie verfüge. Endlich hat das Parlament die Herstellung der anglikanischen Kirche mit exclusiven, für jede abweichende Meinung drückenden Vorrechten begleitet; der König aber hält es für sein Recht und seine Pflicht, diese seinerseits einzuschränken. Und in dem Kampfe, der an diesen Gegensätzen zwischen Volk und Königthum sich entzündete, ging das Haus Stuart zu Grunde: eine Katastrophe, welche in ihren verschiedenen Phasen den Hauptgegenstand der geschichtlichen Darstellung des vorliegenden Bandes bildet; man folgt dieser Darstellung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit bis zu Ende wie einem Drama, dessen Entwickelung das Gemüth zu keiner Ruhe kommen läßt, bis die endliche Entscheidung eingetreten ist.

Indem wir nur kurz hervorheben, daß Karl's II. Charakter und Geist in einem ungleich vortheilhaftern Lichte erscheint als der Jakob's II., sodaß man bei dem Geschicke des erstern immer mit einer gewissen warmen Theilnahme verweilt, während man von dem letztern sich abzuwenden geneigt ist, wollen wir aus dem Ganzen einen Abschnitt zur besondern Besprechung bringen, weil er ein nicht uninteressantes Streiflicht auf Deutschland und seine Zustände in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wirft. Das Bewußtsein der Gefahr auf dem kirchlich-religiösen Gebiete diesseit und jenseit der Nordsee erhob die Gemüther doch über die gemeinen Absichten und traurigen Zerwürfnisse der politischen Parteiungen; das Jam tua res agitur paries cum proximus ardet trat einigen der deutschen Fürsten wie den Diplomaten so lebendig vor die Seele, daß man des rastlos thätigen, wenn es galt mit überzeugender Beredsamkeit auftretenden und fernsichtigen Oraniers, Wilhelm's III., Verbindungsvorschlägen zugänglich ward. Vor allem richtete der Oranier sein Augenmerk auf Brandenburg: noch lebte der Große Kurfürst *); allein gerade in der Zeit, wo die Entscheidungsstunde für des Oraniers Auftreten in England sich näherte, starb dieser. Indeß war sein Sohn und Nachfolger Friedrich III., wenngleich nicht in andern Eigenschaften, doch in der lebendigen Theilnahme für die allgemeinen Interessen ihm ebenbürtig. Er war in die Plane des Vaters eingeweiht und mit ihnen einverstanden. Stand er doch dem Hause Oranien, dem seine Mutter angehört hatte, noch einen Schritt näher als diese selbst: in seinen Adern floß das Blut des Admirals Coligny, er galt als der präsumtive Erbe des Prinzen von Oranien. Der neue Kurfürst, den er in den geheimen Rath einführte, Eberhard Danckelman, war selbst infolge der bisher eingenommenen Parteistellung ebenso eifrig in dieser Sache wie die alten Räthe. Die großen europäischen und zugleich deutschen Fragen insbesondere Frankreich gegenüber waren ihm angethan, die Aufmerksamkeit Brandenburgs nicht nur wach zu erhalten, sondern womöglich noch zu verstärken. Daher ein Vertrag Friedrich's III. mit dem Landgrafen Karl von Holstein, dem Bruder seiner verstorbenen Gemahlin. „Sie wollten mit möglichster Behutsamkeit überlegen, was zum Schutze der protestantischen Religion, die durch Anstiftung auswärtiger Potenzen angefochten werde, geschehen könne."

Und hier zeigte sich der Anknüpfungspunkt an die niederländisch-englischen Verhältnisse. Vor allem mit dem Prinzen von Oranien wollen die beiden Fürsten über Beschützung des Protestantismus zu Rathe gehen und Niederlande vertheidigen, wenn diese wegen ihrer Theilnahme an den englischen Angelegenheiten angegriffen werden sollten. Höchst merkwürdig und charakteristisch ist die Unterredung, welche der Vertraute des Prinzen von Oranien, Bentinck, und der brandenburgische Geheime Rath Fuchs bei einer Zusammenkunft in Celle gepflogen haben. Sie fand im tiefsten Geheimnisse statt. Fuchs reiste unter fremdem Namen; auch hatte er einen weiten Umweg genommen und stieg in einem abgelegenen Wirthshause ab, während Bentinck abends einige Stunden später eintraf. Ueber die am andern Morgen früh 6 Uhr zwischen den beiden Diplomaten abgehaltene entscheidende Conferenz theilt Ranke nach dem Originalbericht, der sich im Staatsarchiv von Berlin befindet und von welchem Pertz nur einen Auszug gegeben hat, Folgendes mit:

Bentinck bezeichnete besonders die Gefahr, in welche gerathen würde, wenn König Jakob II. ein Parlament in seinem Sinne zu Stande bringe, als überaus dringend: es werde die Eidesleistungen abschaffen, neue Gesetze und das für die Kriegsmacht zu Land und See erforderliche Geld bewilligen; mit Frankreich im Bunde werde er die Souveränetät und den Katholicismus in England durchsetzen und alsdann Holland niederwerfen und Deutschland angreifen; bis zum nächsten Frühjahre könne alles nahezu vollendet sein. Aber, fügte er hinzu, noch sei es möglich zu widerstehen; man müsse sich das Seil nicht um den Hals ziehen lassen: Vorsicht und Klugheit verpflichte, dem Angriffe zuvorzukommen, ehe er unternommen werde. Er bemerkte, daß der Prinz von Oranien dazu entschlossen, ihm auch von den angesehensten Obrigkeiten der Republik verstattet sei, so viele Truppen zu dem Ihrigen zusammenzubringen, als er könne; nur walte die Besorgniß noch vor, daß Holland einer französischen Diversion ausgesetzt sein dem könne vor allem durch den Kurfürsten von Brandenburg vorgebeugt werden. Fuchs war im voraus ermächtigt, einen Vorschlag dieser Art einzugehen. Die beiden Bevollmächtigten vereinigten sich dahin, daß eine ansehnliche Anzahl brandenburgischer Truppen, die man später auf [illegible] bestimmte — sie haben in den Tagen der Entscheidung in England treffliche Dienste geleistet — zum Dienst der Republik in deren Gebiet einrücken und von ihr in Sold, Verpflegung genommen werden sollte; der Kurfürst, dem [illegible] Zusicherungen in Bezug auf die oranische Erbschaft gemacht wurden, sollte zur Ergänzung seiner Kriegsmacht Beihülfe

*) Wie namentlich die österreichische Geschichtschreibung diesem Kurfürsten von Brandenburg den Lorbeerkranz vom Haupte zu reißen bemüht ist, mag man aus Koch's „Ferdinand III." ersehen.

neue Regimenter erhalten. Noch war aber Brandenburg weitem nicht stark genug, um eine Sache von diesem Be- allein zu übernehmen; die Verbindung mit Hessen, welche inck soeben in Kassel befestigt hatte, genügte dazu noch t; man verlor keinen Augenblick, mit dem leitenden Minister Herzogs Georg Wilhelm von Celle, Bernstorff, Rücksprache iber zu nehmen. Auch hierbei ward das Geheimniß auf das fältigste gewahrt. Die Zusammenkunft wurde in einem Gar- vor der Stadt abgehalten; die beiden Fremden begaben sich ßuß dahin; denn das Anfahren eines Wagens hätte Auf- erregen können. Bernstorff zeigte sich für ihre Argumente empfänglich. Das Vornehmste war immer: wenn die lische Conversion in England durchgeführt sei, so werde Nämliche in Holland und zuletzt „nach der Wohlthat des phem" in Deutschland versucht werden. Man brachte die sche Sache in Zusammenhang damit: man meinte, Cardinal lenberg habe es auf den Ruin Deutschlands abgesehen. n nicht blos Koblenz und Köln, sondern auch Hamburg und k müsse man schützen; denn der zweite Verbündete von kreich, der König von Dänemark, würde leicht die günstige genheit zu einem Angriffe benutzen. Es war ein sehr lobens- iges Gemeingefühl für die großen Interessen der Nation und Protestantismus, in welchem diese Staatsmänner im Namen Fürsten sich verständigten. Ob man aber damit zum Ziele gen werde, blieb doch noch sehr die Frage. War doch noch einmal Hannover herbeigezogen — mit dem Generalgou- ur der spanischen Niederlande hatte sich der Oranier in- einer Unterredung verständigt —, wo man vielmehr ein ufiges Verständniß mit Frankreich getroffen hatte. Noch der Prinz Wilhelm von der Zuversicht zu einem glücklichen ange, welche Bentinck äußerte, weit entfernt. Diesem selbst e er die Besorgniß aus, daß alles, ehe es gereift sei, be- werde, alsdann aber die französische Kriegsmacht sich auf stürze und ihn vernichte.

Zum Glück war diese Besorgniß des Prinzen unbe- det: Ludwig XIV. warf sich auf Deutschland, den f der englischen Krone mit der Nation als eine ein- sche Sache betrachtend. Der Protestantismus siegte eutscher Hülfe in England; der holländische Oranier ng die Krone der Stuarts. Vergebens hat das Ge- derselben die Nachkommen ihres mächtigen und stolzen ützers gewarnt; das Haus der Bourbonen siegt ebenso nde der Verbannung dahin, wie einst die Stuarts!

Karl Zimmer.

Ein Kirchenvater des 18. Jahrhunderts.

iesen Namen verdient offenbar der Held nachfolgen- bensbeschreibung:

t Albrecht Bengel. Lebensabriß, Charakter, Briefe und sprüche. Nebst einem Anhang aus seinen Predigten und ungsstunden. Nach handschriftlichen Mittheilungen dar- lt von Oskar Wächter. Mit dem Bildnisse Bengel's. tgart, S. G. Liesching. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

orliegendes Werk unterscheidet sich von Burk's Biogra- urch eine bedeutende Anzahl urkundlicher Aufzeichnun- d Originalbriefe, welche vier Urenkel Bengel's aus tjährigem Familienbesitz mitgetheilt haben. Zur Hebung rwerthung dieses Schatzes war ursprünglich Albert , als geistlicher Dichter wohlbekannt, berufen; der rhinderte sein Vorhaben, worauf denn die Mate- unserm Verfasser anvertraut wurden. Albert Knapp hätte gewiß auch diesem Werke sein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt und sich über Bengel's Geistesrichtung, sowie über seine theologische und zeitgeschichtliche Bedeutung und seinen bis auf die Gegenwart fortdauernden Einfluß weitläufig verbreitet. Wächter hingegen, von Haus aus nicht Theolog sondern Jurist, bezeichnet seine Arbeit als „die des Sammlers, welchem vornehmlich Treue (bis auf die alten Ausdrücke hinaus) oblag". Von diesem Gesichtspunkt aus verdient sein Werk, dem außerdem ein sehr genaues Register beigegeben ist, alles Lob.

Es zerfällt in vier Abschnitte: 1) „Lebensabriß", 2) „Zur Charakteristik Bengel's", 3) „Briefe", 4) „Bengel als Theolog", 5) „Der Heimgang". Ein Anhang gibt Predigten, erbauliche Vorträge und Lieder. Das Neue liegt hauptsächlich in den Briefen und im Anhang. Die einzige schwache Seite des Buchs besteht in der „bis auf die alten Ausdrücke hinaus" sich erstreckenden Treue. Diese alten Ausdrücke sind die vielen lateinischen und griechischen Worte, mit denen Bengel seine Rede zu durchflechten pflegte. Diese Ausdrücke hat der Verfasser stehen lassen und ihnen entweder die deutsche Uebersetzung beigegeben oder sie unübersetzt gelassen, sodaß er in dieser Hinsicht sich nicht gleichbleibt. Besonders störend ist, daß er manche größere, von Bengel lateinisch verfaßte Abschnitte bald ohne bald mit deutscher Uebersetzung anführt.

Bengel (1687—1751, zuerst Professor an der Klosterschule zu Denkendorf, zuletzt Consistorialrath und Prälat in Stuttgart) hat neben seinem jüngern Zeitgenossen Semler in Halle, freilich in ganz anderer Richtung als dieser, vielleicht den größten, nachhaltigsten Einfluß auf die damalige Entwickelung der Theologie und evangelischen Kirche geübt; ja seine Wirkung dauert bis auf die Gegenwart fort.

Erst 1853 ist sein „Gnomon" (d. h. Fingerzeig) zum Neuen Testament aufs neue aufgelegt worden; zu den Bemühungen um die Feststellung des Textes des Neuen Testaments hat er einen mächtigen Anstoß gegeben; sein „Abriß der Brüdergemeine", worin er den Grafen Zinzendorf und seine Anhänger vor phantastischen Schwärmereien warnte und zur evangelischen Nüchternheit zurückzuführen suchte, gehört zu den classischen Werken der protestantischen Theologie, die immer aufs neue aufgelegt und gelesen werden; seine apokalyptischen Schriften und seine Predigten stehen nicht allein in Deutschland, besonders in gewissen Kreisen Würtembergs, sondern auch in Schweden in großem Ansehen; mehrere seiner geistlichen Lieder, die sich durch Kraft und Innigkeit auszeichnen, sind in das würtembergische Gesangbuch von 1841 aufgenommen worden. Bengel wußte ferner den Pietismus so zu behandeln, daß er nicht in Separatismus ausartete und der Landeskirche keinen Abbruch that; um ihn sammelte sich eine Schar begabter Schüler, zu denen unter andern der geistvolle Mystiker Oetinger und der geistliche Dichter Hiller gehörten, und seiner Wirksamkeit ist es zuletzt zuzuschreiben, daß der von Semler gepflanzte Rationalismus bis an das Ende des Jahrhunderts in Würtemberg keinen gelehrten theologischen Vertreter fand. Bemerkenswerth ist, daß ein Hauptvertreter

der streng lutherischen Richtung. Kurtz in Dorpat, in seiner Kirchengeschichte Bengel als denjenigen bezeichnet, zu dem die theologische Wissenschaft der Gegenwart zurückkehren und dessen Anschauungen sie mit den reichen Mitteln der modernen Wissenschaft weiter entwickeln müsse. Ob dies freilich nur so ohne weiteres möglich sei, ist eine andere Frage; aber gewiß wird jeder, der sich für die Theologie interessirt, aus der Betrachtung dieser originellen Persönlichkeit reiche Belehrung schöpfen.

Gustav Hanl.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Das wiener Universitätsfest hat der kleindeutschen Partei von neuem Wehr und Waffen gegeben; denn die Sprache, in welcher dort die Wissenschaft ihre Losungen proclamirte, erinnerte mehr an die Zeiten des mittelalterlichen Scholasticismus, als daß sie der Ausdruck des Bewußtseins der Gegenwart gewesen wäre. Zwar ist auch in Preußen die Umkehr der Wissenschaft gepredigt worden; aber wenn auch von Universitätsprofessoren, doch nicht von den officiellen Vertreten der Universität, und überdies in den Kammern, nicht bei gelehrten Feierlichkeiten. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, so feindlich er den lichtfreundlichen Bestrebungen war, nannte doch die königsberger Universität, als er bei der Jubelfeier derselben den Grundstein zu dem neuen Gebäude legte, „einen Herd des Lichts, welcher das Nachtgevögel zurückscheuchen solle". Die Wissenschaft als eine Magd der Kirche hinzustellen — das ist römisch und vor allen Dingen „undeutsch"; das erinnert an das Concordat und andere mißliebige Errungenschaften der neuösterreichischen Regierungspolitik, sodaß gerade die Freunde des Kaiserreichs, welche nicht wünschen, daß seinen deutschen Stämmen von dem Deutschland der Zukunft der Stuhl vor die Thür gesetzt werde, mit Bedauern und Befremden von diesen officiellen Aeußerungen der österreichischen Wissenschaft Act nehmen mußten.

Die Hyrtl'sche Rede war indeß kein Schlag ins Wasser; sie erweckte ein theils ernstes, theils ironisch kicherndes Echo. Nicht nur daß sich die Intelligenz der Presse gegen die Intelligenz des Katheders erhob und Hutten'sche Episteln gegen die viros obscuros veröffentlichte; auch in einzelnen Broschüren wurde Protest eingelegt gegen dies Gebaren eines berühmten Naturforschers, das sich sowenig im Einklang befand mit dem Standpunkte der heutigen Naturwissenschaft, mit dem lichtvollen, humanistischen Geist, in welchem namentlich Alexander von Humboldt den „Kosmos" erfaßt und dargestellt hatte. Der eine Name: Galileo Galilei hätte genügt, um den Professor aus dem schwülstigen Text seiner Lobpreisungen der Kirche zu bringen und das wahre, durch tausend Thatsachen bestätigte Verhältniß derselben zur Wissenschaft in das einzig richtige Licht zu setzen.

Die wiener Universität hat freilich sich öfter als Vertreterin der Kirche bewährt denn als Vertreterin der Wissenschaft, und mehr Galileis verurtheilt, als unter ihren Zierden aufzuweisen. Die Hyrtl'sche Rede war ohne Zweifel die Veranlassung, daß diese unliebsamen Erinnerungen der alma mater an der Donau wieder ans Licht gezogen wurden, wie dies namentlich Dr. R. Perkmann in seinem Werkchen: „Zur Geschichte der wiener Universität. Auch ein Beitrag zur halbtausendjährigen Jubelfeier" (Leipzig, O. Wigand, 1865), gethan hat. Wir erfahren aus dieser zeitgemäßen Veröffentlichung, wie die Universität sich gerade zur Zeit des Beginns der Reformation als Censurbehörde, Ketzergericht und Inquisitionsbehörde constituirte, einen Kaspar Tauber hinrichten ließ, wie sie durch die Lande Visitatoren schickte, welche gleichzeitig Steuern zum Türkenkriege eintrieben und die armen Ketzer foltern ließen; wir erfahren, wie Ignaz Hubmeier von den Glaubensrichtern der Universität für einen verstockten Erzketzer erklärt und zum Feuertode vor dem Stubenthor verurtheilt wurde, wobei man ihm noch aus besonderm Raffinement Pulver, Schwefel und Salpeter in seinen langen Bart that, um beim Emporzüngeln des Feuers eine Explosion zu erzielen; wir erfahren, welche Preßgesetze von der Universität erlassen wurden, z. B. daß die Drucker und Verkäufer verbotener Bücher als Hauptverführer ohne alle Gnade sofort ersäuft werden sollten u. s. w. Wir erfahren, wie die Jesuiten nach langen Kämpfen sich der Herrschaft an der Universität bemächtigten und in welcher Weise sie dieselbe ausübten, ja wie die Basis der ganzen österreichischen Wissenschaft der Glaube an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria war, indem Kaiser Ferdinand III. in einem Decret vom 19. Juni 1649 die Befähigung, an der wiener Hochschule zur Bekleidung eines akademischen Amts oder zu einem literarischen Grade aus irgendeiner Facultät zugelassen zu werden, von dem Glauben abhängig machte. Bei jeder Promotion mußte ein Eid abgelegt werden, der diesen Glauben bekräftigte. „Seit wann es", ruft der Verfasser aus, „vor mehr als 200 Jahren in Wien mit einer kirchlichen Idee, welche erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Rom zum wirklichen Dogma erhoben worden ist." In der That erinnert die neueste Festrede an eine Zeit, wo auch jeder Doctorand der Naturwissenschaften diesen Eid ablegen mußte.

Die jüngste Universitätsjubelfeier hat auch einen Sänger begeistert, welcher in Knittelversen: „Nach fünfhundert Jahren" (Leipzig, Leiner, 1865), seine nachträgliche Spende zu dem Jubelfest beigesteuert hat. Er läßt Herzog Rudolf, den Stifter der Universität, von den Todten aufstehen, sich ans dem Grabe im St.-Stephansdom erheben und eine Wanderung durch Wien antreten, geleitet von dem Pedell, da der Rector, der mit dem Einstudiren seiner Festrede beschäftigt ist, dazu keine Zeit gewinnen kann. Diese wiener Spaziergänge eines begeisterten Herzogs geben den Faden her zu allerlei satirischen Streifen auf Universität und Akademie, auf Vereine, namentlich auf die zahlreichen Gesangvereine der Donaustadt, auf den Gemeinderath, auf die Universitätsfeier selbst, indem am Schluß die harnischte Gestalt des Herzog Rudolf in das ihm zu Ehren flammende Transparent tritt und den Arm zum Segnen erhebt mit den Worten:

Was hier im Geiste keimt, Gott segn' es immerdar,
Die Knospe breche bald. Der Jugend ist die Welt!

Von der Bedeutung der wiener Universität für die Wissenschaft haben der Historiker und der Satiriker dieselbe sehr verschiedene Anschauung. Perkmann meint, „daß die wiener Hochschule während ihres bei weitem größten Theils, ja mit Ausnahme der allerneuesten Zeit und da nur in Bezug auf einige wenige Fächer und der ganzen medicinischen Facultät, welche Schule besitzt, während ihres gesammten Daseins nicht eine wissenschaftliche Leistung aufzuweisen hat, welche wirklichen culturgeschichtlichen Werth hätte oder einen bemerkenswerthen Fortschritt in irgendeinem Zweige der Wissenschaft bezeichnen könnte, nicht einen einzigen Vertreter, dessen Name außerhalb eines engen Schülerkreises in der Literatur und Wissenschaft eines Volks einen der Menschheit fortzuleben verdienen würde".

Die Knittelverse des Satirikers drücken denselben Gedanken in ihrer Holzschnittmanier folgendermaßen aus:

Der alma mater würdige Gestalt,
Ein halb Jahrtausend ist sie alt,
Ihr aber ist der höchste Glanz verloren,
Sie hat uns keinen großen Sohn geboren.
Der allumfassend mit unsterblichen Genossen
Ein neues Reich der Geister uns erschlossen.

Und wenn nicht unsre Aerzte wären,
Es dunkelte noch mehr in ihren Sphären.

Daß Wien auch ein Capua der Geister ist, erfährt Herzog dolf aus folgenden Worten des Pedells, der freilich besser an gethan hätte, seinem geharnischten Gast eine Gallmeier-rstellung im Theater an der Wien zu zeigen:

Unser Prachtbau, der hier steht,
Ist eine Art von Universität:
Geübt wird hier das große Ganze
Der wissenschaftlich schlanken Beine,
Und eines Don Tenorio reine
Stimmritze zahlen wir mit Gold und Glanze.
Nur Verdi singt man, nicht Beethoven,
Man merkt vom Goethe nichts beim Tanze,
Wir tanzen jetzt nur Cassanoven.
Wie die Tänzerin sich hebt und schwebt,
Betrachtet man mit Teleskopen,
Um dann mit Fäusten der Cyklopen
Beifall zu hämmern, daß die Bühne bebt.
Ob sie im spitzen Winkel oder stumpfen
Diplomatisch fein das Bein erhebt,
Trägt sehr viel bei zu den Triumphen,
Die solch ein Kind der Luft erlebt!

Hoffen wir, daß die wiener Universität sich immer mehr Berufs bewußt werde, eine Pflegerin der freien Wissen-t zu sein, um so das wahrhafte geistige Band, das sie mit deutschen Geiste verbindet, nicht zu verlieren.

Commentare zum Leben Julius Cäsar's.

Wilhelm Rüstow, einer unserer talentvollsten Militärschrift-r, veröffentlicht ein lieferungsweise erscheinendes Werk: „Ge-te Julius Cäsar's von Kaiser Napoleon dem Dritten, com-irt von Wilhelm Rüstow" (Stuttgart, Krais und Hoff-n). Diese Commentare sind jedenfalls von Interesse. Rüstow, n Gemeinschaft mit Köchly auch über das Kriegswesen des thums mehrere Werke veröffentlicht, ist seiner Aufgabe mmen gewachsen. Er begleitet den kaiserlichen Autor itt auf Schritt, Kapitel für Kapitel, und beschränkt sich nicht auf objectiv-geschichtliche Kritik, sondern er zieht auch ährend Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. er That ist das Werk des Kaisers an diesen Parallelen reich, eine persönliche Schutzschrift, welche nicht bespro-werden kann, ohne daß der Kritiker auf ihre Motive zu-cht. Rüstow's Stil ist bekannt wegen seiner rücksichtslosen gfertigkeit, welche auch in der dem Werke vorausgeschick-Biographie des Kaisers scharf genug hervortritt. Seinen ppunkt, dem Kaiser gegenüber, bezeichnet er mit den Wor-„Wir haben niemals zu den Lobrednern Napoleon's III. , aber auch niemals zu denen, welche an ihm kein gutes lassen wollten." Was diese „guten Haare" betrifft, so enigstens in den bisjetzt vorliegenden Lieferungen, die Zahl en allerdings sehr gering; die Kritik geht dem Werke und lutor mit großer Unerschrockenheit zu Leibe.

Bibliographie.

t, Die Principien des modernen Liberalismus in den Händen der ten. Ein Kleinstaatsbild aus Nassau. Frankfurt a. M. 8. 1 Thlr.

neth, A. Ritter v., Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Ster '45—1748. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

fforderung zum Tanz. Humoreske von Isidor (v. M.). Zerbst, 8. 3 Ngr.

ße, O., Das Princip des Mythus im Dienst der christlichen Ps-Ein Versuch für Strauß und doch wider Strauß. Leipzig, Fr. Flei-Gr. 8. 2 Thlr.

rnhardt, C., und A. Schaubach, Römische Geschichte in Bio-n. Nach den Quellen bearbeitet. Hildburghausen, Nonne. Gr. 8. 7½ Ngr.

gdanowitsch, M., Geschichte des Krieges 1814 in Frankreich Sturzes Napoleon's I., nach den zuverlässigsten Quellen. Aus dem hen von G. Baumgarten. Einzige vom Verfasser autorisirte e Ausgabe. 1ster Bd. Leipzig, Schlicke. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

ring, A., Shakspeares Hamlet seinem Grundgedanken und In-ch erläutert. Hamm, Grote. Gr. 8. 12 Ngr.

Düntzer, H., Goethe und Karl August. Studien zu Goethe's Leben. Ater Thl. — A. u. d. T.: Goethe und Karl August von 1790 bis 1805. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Ehlers, J., Schleswig-Holsteensch Räthselbok mit 500 lustige Räth-sels ole vun Anno een un niee. Mit einem Vorwort von K. Groth. Kiel, Schwers. 12. 12 Ngr.

Engel, O., Die Bekleidungskunst. Ein Beitrag zur Aesthetik. Nord-hausen, Büchting. Gr. 6. 5 Ngr.

Das Erbfolgerecht Herzog Friedrich's VIII. auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel, Schwers. Lex.-8. 12 Ngr.

Fischer, J. G., Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 21 Ngr.

Flathe, J. L. F., König Richard II. Leipzig, Dyk. 8. 12 Ngr.

Flugi, A. v., Zwei historische Gedichte in ladinischer Sprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Zum ersten Male herausgegeben, übersetzt und mit einem Abriß der ladinischen Literatur eingeleitet. Chur, Hitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Gerland, G., Ueber Goethe's historische Stellung. Eine Abhandlung. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 10 Ngr.

Gfrörer, A. F., Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiss. 1ster Bd. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Grey, K., Cartouche und seine Genossen. Criminal-Roman. Berlin, Gerthe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Handelmann, H., Topographischer Volkshumor. Ortsnamen in Reim und Spruch aus Schleswig-Holstein, Hamburg, Lauenburg und Lü-bek. Kiel, Schwers. 1866. Gr. 16. 10 Ngr.

Härlin, A., Blüten der Dichtung. Kirchheim u. T., Riethmüller. 16. 1 Thlr.

Henneberger, A. Schaubach und E. Bernhardt, Charakterbil-der aus der Alten Welt. Nach den Quellen entworfen. Hildburghausen, Nonne. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hergt, C., Palästina. Weimar, Geograph. Institut. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hillern, Wilhelmine v. (geb. Birch), Doppelleben. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Houssaye, A., Mademoiselle Cleopatra. Pariser Sitten-Roman. 2 Bde. Wien, Last. 8. 2 Thlr.

Jansen, J., Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 22 Ngr.

Olle Kamellen. Plattdütsche Rimels un Lüschen. Nr. 2. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Kerschbaumer, A., Cardinal Klesel, Minister-Präsident unter Kai-ser Mathias. Quellenmäßig bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Klänge von der Thur. Dichterische Versuche eines Wylerbürgers. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 12 Ngr.

Labes, E., Lieder aus Heimath und Fremde. Dichtungen. Leipzig, Priber. 1866. 16. 12 Ngr.

Lauenburg — Preußisch? Ein offenes Wort an alle preußischen und wahrhaft deutschen Patrioten. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 5 Ngr.

Lewald, Fanny, Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. 2te Abth. — A. u. d. T.: Der Emporkömmling. 5 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Meier, E., Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Ein bio-graphisches Denkmal. Gotha, F. A. Perthes. 12. 1 Thlr.

Mende, F., Politische Sünden. Roman aus der russischen Geschichte (1742). Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mosenthal, S. H., Pietra. Tragödie in 5 Aufzügen. Leipzig, Weber. 16. 24 Ngr.

Müller, F. C. F., Tristan und Isolde nach Sage und Dichtung. Ein Stizzenbild. Zur Einführung in das Drama R. Wagner's. Mün-chen, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr.

Mylius, O., Neue Londoner Mysterien. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart. 1ste Lief. Stuttgart, E. Ebner. Gr. 8. 5 Ngr.

Niendorf, M. A., Der Schulzenhof zu Raben. Wittenberg, Her-rosé. 1866. 8. 20 Ngr.

Retcliffe, J., Jefferson Davis. Social-politischer Roman aus dem amerikanischen Bürgerkriege. 1stes und 2tes Hft. Leipzig, C. J. Purfürst. 1866. 8. à 4 Ngr.

Riecke, E. F., Beiträge zur Kenntniß der vorgeschichtlichen Zeit Deutschlands nach Ergebnissen der neuern Sprachforschung. 1ster Thl. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 1 Thlr.

Rieder, P. P., Gedichte. Leipzig, Priber. 1866. 16. 1 Thlr.

Rodenberg, J., Dramatische Idyllen. Cassel. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Rüffer, E., Die Jakobiner in Oesterreich. Historischer Roman. Prag, Steinhauser. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Aus den Papieren eines Todten oder die Geheimnisse von Prag in den Jahren 1848, 1849 und 1850. Prag. 8. 15 Ngr.

Sand, G., Antonia. Roman. Aus dem Französischen von Maria Saphir. 2 Thle. Wien, Last. 8. 2 Thlr.

Ssolowjoff, S., Geschichte des Falles von Polen (nach russischen Quellen). Uebersetzt von J. Spörer. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sturm, J., Stilles Leben. Gezeichnet von Frauenhand. Leipzig, Amelang. 16. 22½ Ngr.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Musik. Aus der Vogel-schen. Ein Nachtstück. Regensburg, Bößenecker. Gr. 8. 2 Ngr.

Wild, Hermine, Erzählungen aus der Frauenwelt. Mit einem Vorwort von L. Kompert. 2 Bde. Wien, Literar.-artist. Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Wilferth, F., Bittel, geschichtliches Schauspiel in 5 Acten. Lindau, Stettner. 8. 20 Ngr.

Winterfeld, A. v., Die Reisen von Bambus & Comp. Komischer Roman. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer **Charakteristik Forster's** von **G. G. Gervinus.**

Neun Bände. 9 Thlr.

Inhalt: I. II. Band. Johann Reinhold Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772—75. — III. Band. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. — IV. V. VI. Band. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens. — VII. VIII. IX. Band. Biographie und Charakteristik Forster's von Gervinus. Briefwechsel. Sakontala.

Durch Gervinus, Heinrich Koenig, Moleschott u. a. ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums mit Recht wieder mehr auf Georg Forster und dessen Schriften gelenkt worden. Forster verbindet in seiner Prosa Kraft und Würde mit seltener Klarheit und Eleganz; er wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind cultur-historischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese mit feinem Verständniß ausgewählte Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Forster's Schriften, unter dem bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen", gewährt in Verbindung mit der vorausgehenden Biographie ein charakteristisches Gesammtbild des verdienten Schriftstellers und Menschen. Außerdem bieten die einzelnen längern und kürzern Stellen eine Fülle von Denksprüchen, Mottos, Lebensregeln ꝛc. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Hermann von Loeper.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bisher nur hier und da in Zeitschriften zerstreuten Gedichte Hermann von Loeper's erscheinen hier zum ersten mal gesammelt und durch eine Anzahl ungedruckter vermehrt. In anmuthiger Form sich darbietend, bekunden diese Dichtungen durchgängig eine gereifte und liebenswürdige Dichternatur, von welcher der Leser sich sympathisch berührt und angezogen fühlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von **August Kretzschmar.**

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Soeben erschien:

18.—20. Band. **Die Kinder der Arbeit.** Eine Erzählung. Drei Theile. 1 Thlr.

Die frühern Bände enthalten:

1.—3. Band. **Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

4.—6. „ **Kleinere Erzählungen.** Drei Theile.

7. „ **Die Ehe.** Eine Erzählung. 10 Ngr.

8. „ **Die Schutzlosen.** Eine Erzählung. 10

9.—11. „ **Schuld und Unschuld.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

12.—14. „ **Zwei Familienmütter.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr.

15.—17. „ **Blätter aus dem Frauenleben.** Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile. 1

Die Vorzüge dieser Sammlung der Schwartz'schen Romane, in welcher alle Werke der beliebten Verfasserin Aufnahme finden werden, sind, außer der Wohlfeilheit des Preises, die anerkannte Trefflichkeit der Uebersetzung, elegante Ausstattung, Octavformat und großer deutlicher Druck.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage. Volksausgabe zum Besten des Dichters.

In 9 Bänden zu je 15 Ngr.

Um jedem einzelnen im deutschen Publikum Gelegenheit zu geben, seine Theilnahme an dem tragischen Geschick einer der hervorragendsten Geister unserer Zeit zu bethätigen, veranstaltet die Verlagshandlung im Einverständniß mit der Familie des Dichters eine wohlfeile Volksausgabe dieses Romans, der bekanntermaßen zu den besten Werken Gutzkow's gehört und ein gelungenes Spiegelbild der deutschen Zustände nach 1848 bleibenden Werth behält.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an. Der erste bis sechste Band sind bereits erschienen.

Soeben ist der fünfte Band der elften Auflage von **Brockhaus'** berühmtem **Conversations-Lexikon** vollendet worden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun fast ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich niedrigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der raschen regelmäßigen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses weder dem unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 12. October 1865.

halt: Neues aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Vierter Artikel. (Beschluß.) — Neue Literatur über Italien. Von Otto Speyer. hluß.) — Culturhistorisches von Johannes Scherr. Von Emil Müller-Samswegen. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

ues aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Varnhagen hatte als junger Offizier die Schlacht bei gram gegen Napoleon mitgemacht, er war mit dem ps Tettenborn's 1813 in Hamburg eingerückt. Im re 1810 war er am pariser Hofe gewesen, hatte Na- n von Angesicht gesehen. Von gleichem Datum sind Beziehungen zum Minister Stein, die freilich nicht olgenreich für seine Lebensstellung waren wie seine rn zum Minister Hardenberg. Als Diplomat und itsmann gehörte er der Hardenberg'schen Schule an. war daher zu den Liberalen zu rechnen: ein Libera- us, welchem durch den Verkehr mit den jungdeutschen iftstellern eine neue, weiterbildende Nahrung zuströmte. ein Beamter, dessen Richtung der Regierung unbe- war, etwas beiseitegeschoben, aber in einer Zeit, elcher tendenziöse Maßregeln noch nicht an der Ta- dnung waren, in seinem Rang und Gehalt belassen, Varnhagen, abgesehen von einigen diplomatischen ionen, meist in Berlin und wußte, was ihm vielleicht ine levis notae macula in Bezug auf seine politische mung anhaftete, durch seine meisterhaften Biogra- preußischer Helden, diese patriotischen Schöpfungen classischem Werth, wieder gut zu machen. Man konnte übersehen, daß die preußische Geschichtschreibung vor- neistens etwas rohe Steinmetzarbeit gewesen, während er unter eines Meisters Händen künstlerisches Leben m: ein Verdienst, um so höher zu schätzen, je er der Stoff für solche Behandlung erscheinen mußte; das derb Zugreifende des preußischen Heldenthums te sich gegen die graziöse Einkleidung und Gestaltung. in so bewegtes, in den Gang der Ereignisse eingrei- Leben, eine mit mancherlei Missionen, welche den hinter die Coulissen der Politik verstatteten, betraute ng befähigten Varnhagen, den politischen Strömun- er Zeit auf den Grund zu sehen. Schon nach dem 1840 gab er vielfach seinen Sympathien für die s hervortretenden liberalen Bestrebungen Ausdruck. dem Jahre 1848 aber ging sein ganzes Wesen in den politischen Ereignissen auf, und ähnlich wie Rahel eine Sensitive war für das äußere Wetter, wurde Varnhagen sensitiv für das politische. Seine Stimmungen, seine Träume — alles war erfüllt, bestimmt von dem politi- schen Wetter. Seine „Tagebücher" sind ein meteorologi- scher Kalender der Politik. Alles in ihm war Elektri- cität, positive und negative — sein Ozon die politische Freiheit.

Doch welche Freiheit? Die Dichter singen und sagen viel von Freiheit; wir brauchen nicht nach ihrer Legiti- mation zu fragen, wenn sie uns als volltönender Trochäus in ihren Versen begegnet. Doch wenn ein Politiker sie zu seiner Devise erwählt, so wollen wir genau erfahren, welches ihre Physiognomie, ihre Herkunft, ihre besondern Merkmale sind.

War Varnhagen ein Aristokrat oder Demokrat, ein Royalist oder Republikaner, ein Schwarzweißer oder Schwarz- rothgoldener? Es wird nicht leicht sein, aus dem Inhalte der „Tagebücher" auf diese Fragen eine bestimmte Ant- wort zu ertheilen; denn sie enthalten viel Widerspruchs- volles, weil Varnhagen selbst keineswegs mit sich im Kla- ren war und unter den auf ihn losstürmenden Eindrücken einer bewegten Zeit bald die eine und bald die andere Seite hervorkehrte. Die Bewegung von 1848 hatte er mit Jubel begrüßt, eine dithyrambische Verherrlichung derselben zieht sich durch die „Tagebücher" hin. Er liebte das Thatkräftige, das Große — die Reactionsepoche der Jahre 1850 und 1851 war thatlos und schlaff; er liebte frisches Volksleben, freie Volksentwickelung — es war die Zeit der engherzigsten Polizeiwirthschaft; er hatte für Preußens Macht und Einfluß mit dem Schwert und mit der Feder gekämpft — jetzt sah er beide an allen Punkten zurückgeschlagen, unter russischen Einfluß gebeugt, von der österreichischen Politik überflügelt. So bemächtigte sich seiner eine tiefe Verstimmung, eine bittere Entrüstung gegen alle diejenigen, welche er für die Urheber dieser erniedrigenden Zustände hielt; er machte seinem Unwillen in den heftigsten Schmähungen Luft; er verlor das clas- sische Maß, welches seiner andern Seele, von der wir vorher sprachen, angeboren war; er nahm zu seinen

Darstellungen öfter eine Schmutzfarbe, welche seltsam mit den leuchtenden Tinten seiner sonstigen Prosawerke contrastirte; er gerieth in eine immer wachsende Erhitzung hinein und ging, bei aller Wahrheitsliebe, in dem, was er sagte, weit über das hinaus, was er meinte, sodaß wir oft sehen, wie er sich selbst in den Zügel fällt. Doch der Grundzug seiner Chronik war ein durchaus negativer, das Pathos der Indignation, sie war gleichsam mit dem Minuszeichen behaftet, welches dem Deficit der deutschen Ehre, der preußischen Macht entsprach.

Indeß fühlte auch Varnhagen das Bedürfniß, sich mit seiner eigenen Erbitterung, seinem Ungestüm auseinanderzusetzen; die Fragen, die wir oben aufgeworfen, traten ihm auch selbst nahe; doch er beantwortete sie in verschiedener Weise, oft mit einer diplomatischen Dialektik, indem er die starren Gegensätze flüssig machte. So schreibt er am 17. Juli 1850:

Politische Gesinnung und Denkart kann nicht unabhängig von den Umständen sein. Ein innerer Anhänger der Republik mag unter gewissen Bedingungen als ein aufrichtiger Royalist handeln, und umgekehrt. Die strengen Legitimisten sind am schlimmsten daran, ihnen kann der Stoff ausgehen, wie den englischen Jakobiten — den Bourbonisten in Frankreich steht dasselbe Schicksal vor Augen —, dann fallen sie von selbst auf die Seite ihrer bisherigen Gegner. Wie mancher, der noch im Sommer 1848 von Herzen Royalist war, kann es im Sommer 1850 nicht mehr sein!

Und am 17. April 1851 schreibt er:

Ich habe in meinen ältern Tagebüchern einiges nachgesehen. Ich bin verwundert, wie wenig im Grunde meine Ansichten in langem Jahreslaufe sich verändert haben, abgesehen von den Zufälligkeiten einzelner Verhältnisse, von den Färbungen des aufdringlichen Tagelebens. Ich bin immer so demokratisch gewesen wie jetzt, ebenso aristokratisch, ebenso monarchisch. Die Freiheit war eine Geliebte, von der die Umstände mich oft ganz getrennt hielten, die ich dann sehr bedingterweise bald offener, bald verstectter wiedergesehen, die ich aber nie vergessen und verleugnet habe; unsere innigste Verbindung geschah im Jahre 1848, wir mußten uns bald wieder trennen, aber das Band bleibt für ewig fest und geheiligt, hat seitdem erst wahre priesterliche und bürgerliche Geltung erlangt. Vorher konnte ich, ohne mir etwas zu vergeben, mit Hof und großer Welt verkehren, die Staatsehren und Staatstitel anerkennen, hätte Kammerherr sein können wie Humboldt, Regierungscommissar bei den Ständen u. s. w. Jetzt wär' alles das nicht möglich, wäre ein Verrath an dem inniger gewordenen Verhältnisse zur Freiheit. Eigentlich ist sie mir seit 1848 nicht wieder ganz entrückt worden, ich sehe sie noch stets vor Augen, sehe ihre stolzen großartigen Bewegungen, ihr stilles Wachsthum, ihre Gewißheit der Zukunft.

Die Freiheit ist seine Geliebte; doch er liebt sie gleichmäßig, mag er sie aristokratisch, demokratisch, monarchisch lieben. Er hat am Neujahrstag 1850 rothe Visionen, sieht die rothe Parteifahne über Europa wehen, alle Schrecken in ihrer Begleitung; doch schließt er seine Schilderung der neuen Schreckenszeit und des um diesen Preis erkauften europäischen Utopien mit der Frage: „Wäre es nicht besser, die Fürsten vertrügen sich mit den Völkern; die Völker entgingen dem Sturm?" Oft scheint Varnhagen doch den innern Zwiespalt zwischen seiner Lebensstellung und Gedankenrichtung herauszufühlen, wie sich z. B. in folgender Aeußerung zeigt:

Ich überdachte viel, des Lebens Fülle, Zweck und Ziel, dankbar für das Meiste, was mir begegnet ist, bedenklich in Betreff mancher Dinge, die mir zur Last fallen, wüßte kaum wüßte, wie ich sie hätte ändern sollen, ohne mich zu zerstören. Gibt es doch selbst heute noch Verlegenheiten mich, in denen ich schlechterdings nicht das Rechte zu thun mit aller Ueberlegung nicht! Ich muß da wählen, was das mindere Uebel scheint, und wo ist die Sicherheit, nicht irre? Ich gestehe willig meine Fehler ein, aber nicht zeigen kann, wie ich sie hätte vermeiden können, sie mir nicht als Verbrechen anrechnen. Wie oft möcht des ganzen irdischen Plunders ledig sein! Und doch, Geistige, das Herzliche ungehindert waltet, wie schön Leben!

Varnhagen bekennt, daß er vor dem Jahre 1 wol ein Volksfreund und Freiheitsfreund gewesen, kein eigentlicher Demokrat, daß er zufrieden gewesen alles politische oder bürgerliche Heil von oben zu sehen, es nur von daher zu erwarten, zu begü aber das Jahr 1848 habe alles geändert. Dennoch Varnhagen in jener Bewegung, welche man die Einheitsbewegung nennen könnte, nicht ohne Re so sehr er sich auch gegen das Zurückweisen der Kaiserkrone von seiten Preußens erklärt; er steht in zen auf dem altpreußischen Standpunkt, als dessen kämpfer er ja auch in seinen Werken aufgetreten i weiß, daß dieser Standpunkt überwunden, durch zersetzt ist. Dennoch hält er an ihm fest, als an bessern, gegenüber der ruhmlosen Anarchie der da Zustände. Am 26. October 1850 schreibt er über selben in einem jener Augenblicke der Verbitterung, er nicht Herr zu werden vermochte:

Das jetzige Preußen ist das alte nicht mehr, kann es nic Das alte Preußen könnte man selbst im Freiheitssinne prei ben, das jetzige nicht einmal im Knechtssinn. Ein alter Stabsoffizier sagte neulich zu einem Zeitungsredacteur: „ Freund, werden Sie in Ihrer Zeitung englisch, franzö gar russisch, nur um Gottes willen nicht preußisch! was preußisch heißt!" Russisch ist unsere ganze Aristokratie, militär, die ganze Reaction, da ist der altpreußische Ge völligsten erloschen. Russisch ist vor allem die Kreuz

Und am 6. Februar 1851 heißt es:

„Möchte gern in deutscher Sprache Paradiesesvo meln", sagt Goethe. Wie gut verstehe ich diese Wo Mensch will das Alte, Liebgewordene nicht gern aufgeb im bessern Zustande noch die Gebilde des frühern So geht es mir mit Preußen. Ich möchte mir dies so lieb und werth aus früherer Zeit, der so viel gel gebildet, womöglich hinübergerettet sehen in die künf stände, ich möchte sein Dasein, sein Andenken wenigst im Widerspruche denken mit dem Bessern, dem er weic Ist dazu Hoffnung? Bisweilen schimmert mir einige nicht!

Es wird heutigentags kaum eine Partei in D geben, welche die politischen Zustände der Jahr und 1851, die innern sowie die äußern, gu oder sich nicht mit dem Gefühl tiefster Unbe über dieselben ausspräche. Dies läßt die Tage zeichnungen Varnhagen's aus jenen Jahren, m zahlreichen Invectiven und trotz der heftigsten auf alle damals mitwirkenden Parteien, Reactio

ıstitutionelle, Feudale wie Ministerielle, minder gehässig heinen. Niemals war der Horizont Preußens so umkt, niemals gingen die Wolken so niedrig, war die mmung so gedrückt, so trübe — und diejenigen, welche ußens Machtstellung als Ideal im Herzen trugen, wie nigen, welche für die Volksrechte und die Freiheitsegung des Jahrhunderts kämpften, hatten gleichen nd zur Klage. Die Gedenkblätter Varnhagen's entn manches, was ins Bereich des Anekdotischen, des onklatsches gehört, wofür die Verantwortung seinen, sehr vornehmen Berichterstattern aufzubürden ist; doch dieser Flecken spiegelt sein Werk die Chronik der Zeit ganzen und großen mit Wahrheit und Klarheit wie-

Es ist zwar kein Culturgemälde im Freskenstil, es ine Mosaikarbeit, aus lauter Einzelheiten, aus Zeisnotizen, aus Anekdoten, aus Reflexionen zusammenlt; aber gerade diese, meistens in Vergessenheit gera-n Detailzüge geben, aneinandergereiht, ein wirkungsres Bild als die kunstreiche Anordnung und Grupıg einer pragmatischen Geschichtschreibung zu geben öchte.

Da sehen wir Zwiespalt und Verstimmung in allen en der Regierung gleichsam in Permanenz erklärt; feudalen der Kreuzzeitung und die Ministeriellen in r Fehde, und doch das Ministerium Manteuffel in Nothwendigkeit versetzt, seinen heftigsten Gegnern, Bismarck und Kleist-Retzow, wichtige Posten im n und innern Departement anzuvertrauen; die „Zeit" die Kreuzzeitung in erbittertem Kampfe begriffen; die er Polizei, mit einer Art von selbständiger Souvelt betraut, bald hier, bald dort einschreiten, die Presse gen, alle misliebigen Persönlichkeiten, Constitutionelle emokraten, ausweisen, die Freien Gemeinden placken v. Grollend steht das Militär beiseite, es werden ffallendsten Aeußerungen aus seiner Mitte berichtet, auf bis zu seinen höchsten Spitzen; Fälle eclatanter ordination kommen vor; ja die Proclamation der lik durch einen Lieutenant auf einem berliner Kahofe wird berichtet. Die Aristokratie ist unzufrieMitglieder der höchsten Aristokratie äußern sich scharf über Zustände und Persönlichkeiten. Alles fühlt lbständig gegenüber dem Königthum; es ist eine ng aller, das alte Preußen zusammenhaltender ; eine Anarchie der Meinungen und Ueberzeugunvelche als ein Bild trübster Verwirrung sich im Staatsleben spiegelt.

wenigstens erscheint die Zeit in der Chronik Varn-, und zwar mehr in den berichteten Thatsachen, seinen Betrachtungen. Und wie die innere, bot ie äußere Politik wenig Erfreuliches. Den fortd in Deutschland wiederkehrenden Velleitäten eines kriegs wird in Kurhessen in fast burlesker Weise itze abgebrochen; das verlassene Schleswig-Holstein n Dänen besiegt; Warschau und Olmütz zeigen ns Streben nach Hegemonie in vollständigem Nie-, und in diese trübe Atmosphäre fährt am Schlusse hres 1851 wie ein Blitzstrahl, dessen Folgen sich im Augenblick nicht berechnen lassen, alle Parteien verwirrend und betäubend, der pariser Staatsstreich.

Dieses Gemälde innerer und äußerer Politik, beleuchtet mit allen Schlaglichtern der augenblicklichen Eindrücke, welche die Begebenheiten in antheilvollen Gemüthern hervorriefen, tritt uns aus den „Tagebüchern" der Jahre 1850 und 1851 mit theils brennenden, theils tiefdunkeln Farben entgegen. Es ist die Beleuchtung des Dante'schen „Inferno" — indignatio facit versus. Die Minister, die Polizei, die Kammern, die reactionären Zeitungen werden in einer keineswegs glimpflichen Weise, in einem meist echauffirten Ton in Anklagestand versetzt, alle erscheinen als gleichmäßig in den Sündenfall der Epoche verwickelt. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man Varnhagen's stilistische Muse, welche sonst durch das feinste Nadelöhr fädelte, hier auf einmal Holz hacken sieht. In der That sticht der klobige Kraftstil, der in einem Theil dieser Aufzeichnungen herrscht, auffallend gegen die graziöse und diplomatisch verschämte Prosa seiner Biographien und Denkwürdigkeiten ab. So mag dies Phänomen zur signatura temporis gerechnet werden; denn eine Zeit wie diese mußte die Milch der frommen Denkungsart vergiften und die lammherzige Gelassenheit in grollende Aufregung verwandeln.

Wie Varnhagen sich zu den meisten Fragen der damaligen äußern Politik stellte, erhellt von selbst aus den Ueberzeugungen, die er in den „Tagebüchern" vertritt. Nur in Bezug auf die schleswig-holsteinische Frage nimmt er einen eigenthümlichen, in mancher Hinsicht schwankenden Standpunkt ein. Er war mit dem General Willisen befreundet und besuchte ihn am 18. Juni 1850 in Kiel. Es war die Epoche, in welcher Schleswig-Holstein, von Preußen und Deutschland aufgegeben, auf seine eigene Kraft vertrauend, für seine Sache eintreten wollte und Willisen von der Statthalterschaft zum Oberbefehl über das schleswig-holsteinische Heer berufen worden war. Varnhagen unterhält sich mit ihm über seine Stellung, seine Wirksamkeit, sein Ansehen. Der General war auf große Schwierigkeiten in den ersten Tagen gestoßen, hatte eine bedenkliche Stimmung gefunden, doch war er bereits in der Lage, den Gegnern Trotz zu bieten. Den Generalstabsoffizier Willisen's, einen gewandten vielwissenden Offizier, findet Varnhagen ganz rechts, ganz reactionär. Am 20. Juni berichtet er:

Mittags der Statthalter Graf von Reventlow, Prinz von Augustenburg, Etatsrath Dr. Hegewisch, ein Bürgermeister von Apenrade, Major Wyneken und andere Offiziere. Reventlow und Hegewisch ersannen größere politische Gebilde, Verbindung der Hansestädte mit Holstein, Mecklenburgs, Oldenburgs, Hannovers, oder Anschluß an dieses letztere, genug einen starken nordwestlichen Staat, Wyneken bestritt allen Anschluß an Preußen. Nordalbingien. Die Sache ist keine revolutionäre, ist eine des urkundlichen Rechts, die kann über ihre Grenzen hinaus nur wenn sie revolutionär wird.

Diese nordalbingischen Träume, welche aus der Triasidee eine Quadrupeleinheit gemacht hätten — wohin sind sie gegenwärtig verraucht! Doch auch über das urkundliche Recht geht die Geschichte zur Tagesordnung über.

Die Sache ist in andere Bahnen gelenkt worden, aber die Umwälzung geht nicht vom Volke aus, sondern von der erobernden Diplomatie. Varnhagen wäre, wie aus der folgenden Aeußerung vom 17. Juli 1850 hervorgeht, heutzutage nicht auf die Seite der letztern getreten:

Thörichte Meinungen und Ansichten in Deutschland, alles einseitig, unklar, absonderlich; der Zusammenhang ergibt sich fast nur für das abenteuerlich, phantastisch Täuschende, z. B. für die deutsche Flotte! Auch die Art, wie die Meinung jetzt sich für Schleswig-Holstein entzündet, hat etwas Närrisches.... Ich wünsche den Schleswig-Holsteinern alles Heil, ich lobe jeden, der dort in Dienst tritt, aber die deutsche Sache hat schlimmere Feinde als die Dänen, und der Haß und Kampf sollte nicht jene Ableitung nehmen! Behalten wir unsere Brandenburg-Manteuffel, Hassenpflug u. s. w., so ist wenig daran gelegen, ob in Schleswig Preußen oder Dänen das Volk in Knechtschaft halten; werden wir jene Leute los, dann folgt alles andere von selbst.

Und am 21. Juli schreibt er:

Wie die Deutschen sich wieder foppen lassen durch die schleswig-holsteinische Sache! Diesmal nicht einmal durch die Regierungen, sondern durch eigene Dämelei. Ich wünsche jener Sache wahrlich alles Heil, aber die Bedeutung, die man ihr geben will, hat sie nicht. Die Begeisterung für Deutschheit hat in unsern schmachvollen Zuständen etwas Lächerliches; wir könnten die Ehre, uns anzugehören, denen, die ohne uns Freiheit erlangen, eher erlassen, als daß wir sie in unsern Jammer ziehen.

Doch als am 26. Juli die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Idstedt eintrifft, da überläuft es ihn siedendheiß, da zeigt es sich, daß das abstract-politische Raisonnement doch eigentlich nicht aus seinem Herzen hervorgegangen ist:

Ich habe nicht gewußt, wie sehr mir die schleswig-holsteinische Sache, wie sehr mir besonders auch Williseu's Sache am Herzen liegt; ich bin ganz verstört durch seinen Unfall, und fühle die größte Unruhe, das Nähere genau zu erfahren. Noch kann ich die Bedeutung der Sache nicht ermessen; ist es eine Niederlage, oder nur eine Schlappe? Wird nun Schlag auf Schlag nachfolgen, oder kann es am nächsten Tag anders sein? Ist der Muth gesunken, das Vertrauen verloren? Hat der Feind Geschütz genommen? Ich wälze diese Fragen tausendmal im Kopfe hin und her, und passe ihnen alle möglichen Antworten an!

Wenn das nationale Gefühl und die kosmopolitische Begeisterung für die Freiheit hier in Varnhagen einen Kampf kämpfen, der mehr oder weniger die Geister dieser Zeit bewegt; so ist er dagegen ganz im Einklang mit sich selbst und von schärfster Bestimmtheit, wo es die Verurtheilung des pariser Staatsstreichs gilt. Dies Ereigniß versetzt ihn in eine noch größere Aufregung, als die Niederlage von Idstedt. Die Nachrichten aus Paris thun ihm gar zu wehe, er hat schlaflose, schlimme Nächte. Die Gedanken wurden zu schwach, die Gefühle zu mächtig: „Die neue Bartholomäusnacht hat noch gefehlt!" ruft er aus. Er tröstet sich damit, daß er in Ludwig Bonaparte's Sieg nur den „dauernden Sieg" der Volkssache sieht, indem sogar des alten Napoleon Despotismus im Grunde nur der Sache der Freiheit gedient habe. Dann meint er wiederum:

Kann eine dagewesene Machterscheinung, wie Napoleon Bonaparte war, durch bloßen Nachschimmer des Namens solche Dinge hervorbringen, wie wir jetzt sehen, so dürfen wir eben daraus den Trost schöpfen, daß auch andere große Erscheinungen wiederkehren und nachwirken, unsere deutsche Nationalversammlung, unsere preußische, unsere österreichische. Keine Macht des Himmels und der Erde vermag es ungeschehen zu machen, daß sie dagewesen sind.

Doch sein Haß gegen die Idées Napoléoniennes und ihre Vertreter ist von unerschütterlicher Consequenz; er zieht sich wie ein rother Faden durch die Chronik der „Tagebücher". Gerade nach dem Staatsstreiche meint Varnhagen, die Lage der Dinge sei so, daß wirklich kein Fortgang vorhanden, überall ein Riegel vorgeschoben sei, und man auf lange Zeit allen Aufschwung für unmöglich halten möchte. Doch läßt er sowenig wie früher diese deprimirende Auffassung ganz Herr über sich werden, weiß sich fortwährend auf einen höhern Standpunkt zu erheben, von wo aus er das Geschick der Menschen betrachtet:

Die Entwickelungen menschlicher Dinge geschehen in Völkern sowenig wie im einzelnen Menschen nach sittlichen Forderungen und Berechtigungen der Gegenwart, sondern nach Ansprüchen und Erfordernissen der Zukunft, daher nach Bedingungen, die unsern Augen meist unsichtbar sind. Die Entwickelungen geschehen, das erkennen wir deutlich, nach Gesetzen, aber die Formel für diese haben wir noch nicht gefunden, wir treffen ihren Inhalt bisweilen nur ahnend in Begeisterung vorschauend.

Und an einer andern Stelle heißt es:

So viele Menschen meinen, was sie jetzt erleben, sei nie dagewesen, sie beschuldigen unsere Zeit, unser Volk, französische, als wären nicht alle Zeiten unruhig, alle bald so bald so gewesen; und gerade die Unterrichteten, Belehrten fallen in diesen groben Fehler, ich muß den Leuten immer den Spruch des Seneca vorhalten: „Iniquus est, quicumque vitium singulis objecit." Der geringste Rückblick genügt, um einzusehen, wie die Menschen immerfort unter Greueln und Greueln sich fortbewegen; diese zu vermeiden, ist der einem Volke noch einem einzelnen möglich, es ist seine Aufgabe, möglichst viel Gutes unter allen Umständen zu wirken und zu bezwecken; soll es denn Revolutionen geben, welche sie zur Freiheit, zur Verbesserung, zum allgemeinen Besten und eigentlich erfolgt dies auch aus jeder, die wirklich aus dem Volk hervorging, gleich oder später.

Auch für die deutsche Bewegung ist ihm nicht

Die Art, wie sich in Deutschland die Bewegung [illegible] erregt meine Verwunderung. Nie ist es ein Ganzes, Fertiges, Abgerundetes, immer zerstückelt, absatzweise, [illegible] ander; und immer mischt sich etwas Narrheit ein. Seit hunderten gab es in Deutschland nichts so Gemeinsames, Allzeitiges, Vollwirkendes, als die Revolution von 184[illegible] Entstehen der deutschen Nationalversammlung, aber [illegible] Entstehen war es auch schon vorbei, was folgt, ist [illegible] Zersplitterung. Sollte jedoch jene große, merkwürdige [illegible] nung so abgeschnitten bleiben, so für sich dastehen in [illegible] schen Geschichte? Unmöglich! Doch wie es auch sei, jeder [illegible] blick ist auch an sich etwas werth, und es freut mich, [illegible] sehen zu haben! Die Nachlebenden werden Weiteres [illegible] den Fortgang der Geschichte ist mir nicht bange, wenn [illegible] nicht gerade die Zwecke unserer Kurzsichtigkeit hat.

So findet auch die agitatorische Seele Varnhagen's, die ein Echo hat für jedes Zeitereigniß und ihm [illegible] haftem Sturm und Drang auf den Fersen folgt, [illegible] Ruhepunkte zu freier Umschau und begegnet sich [illegible] monischem Einklang mit jener andern Seele in [illegible]

von Haus aus für das schöne Maß in Natur und
ast sympathetisch gestimmt ist und allen ihren Erschei-
igen das feinste Verständniß entgegenbringt. 17.

Neue Literatur über Italien.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Die Kirchmann'schen „Erinnerungen aus Italien"
. 3), in einen mäßigen Band zusammengefaßt, unter-
iden sich wesentlich von allen übrigen uns vorliegenden
riften über Italien. Der als Jurist und Philosoph be-
ite preußische Abgeordnete durchstreifte die ganze Halbinsel
den Alpen bis zum Vesuv in nicht mehr als sechs Wochen.
scheint sich hauptsächlich in Rom und Neapel und in
Umgebung dieser Städte aufgehalten, Florenz und
in gar nicht berührt, Genua, Mailand und Venedig
flüchtig begrüßt zu haben. Daß er uns statt einer
mmenhängenden Schilderung und Erzählung nur ein-
: Skizzen liefert, erscheint somit vollkommen gerecht-
gt. Freilich ist es ein höchst mißliches Ding, bei so
tiger Anschauung Urtheile über Land und Leute fäl-
zu wollen, und der Verfasser scheint dies selbst em-
den zu haben: Am zutreffendsten und bedeutsamsten
wie zu erwarten war, seine Bemerkungen über die
ischen Zustände des Landes und die Stimmung der
ölkerung. Allgemeine Erfahrung und natürlicher
rfblick ersetzen hier die Lücken der Beobachtung we-
ens zum großen Theile:

Als Hauptergebniß meiner Beobachtungen kann ich den
voranstellen, daß auch noch gegenwärtig, wo der erste Rausch
er ist, alle Provinzen, alle Stände des Landes, Arme und
e, Junge und Alte in der Ueberzeugung übereinstimmen,
die Aufrechthaltung und Festhaltung der Einheit Italiens
berste Ziel und die Grundbedingung ihrer Politik bleiben
", ein Ziel, dem alle Plane und Beziehungen nach innen
ußen, „alle Interessen der Privaten, der Communen und
nzen unbedingt sich unterzuordnen haben".
In dieser lebendigen Ueberzeugung, welche die Italiener
ringt, ertragen sie die Opfer, welche ihnen der jetzige
ürliche Zustand des Landes auferlegt, mit Ruhe und Ge-
und sie fühlen sich, trotz des gegenwärtigen Drucks, geho-
urch die unerschütterliche Hoffnung, daß die volle Einheit
andes wol verzögert, aber nicht mehr vereitelt werden

Wir halten nach unserer Kenntniß der dortigen Ver-
sse dieses Urtheil für vollständig gerechtfertigt. Daß
m die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zu-
n, zumal infolge des schwer lastenden, stets zuneh-
n Steuerdrucks, sich immer allgemeiner unter allen
sten der Bevölkerung ausbreitet, ist unleugbar. Aber
e wendet sich theils mit richtigem Instinct gegen
estehenden Hindernisse der vollständigen Einigung,
Oesterreich und den Papst und in zweiter Linie ge-
apoleon, theils gegen die dermaligen Gewalthaber,
man mit Recht oder Unrecht schuld gibt, den Anforde-
n der Lage nicht gewachsen zu sein, nicht aber gegen
inheitsidee selbst, die dem Volke immer mehr in
und Blut übergeht. Eine Ausnahme macht freilich
Rom, wo der Einfluß des Klerus im ganzen über-
wenn auch die nationale Partei keineswegs so un-
bedeutend ist, wie Kirchmann anzunehmen scheint. In Sicilien und Neapel wird es allerdings noch lange dauern, bis die alte Heterogenität und Antipathie zwischen diesen Theilen und dem Norden des Reichs ganz verschwunden ist; aber man nähert sich, wenn auch langsam, dem Ziele. Doch unterschätzt Kirchmann das Brigantenthum und verfällt in den Irrthum vieler Touristen, die behaupten, in Italien reise sich's ganz sicher, weil sie das Glück gehabt haben, nicht angefallen zu werden.

Die landschaftlichen Schilderungen treten in unserer Schrift sehr zurück. Offenbar hat hier ein richtiger Takt den Autor geleitet; denn bei der trocknen Einfachheit, um nicht zu sagen Eintönigkeit seines Stils, bei offenbar sehr mangelhaften topographischen und naturhistorischen Kenntnissen sind die betreffenden Abschnitte der bei weitem schwächste Theil des Buchs. Auch an Irrthümern (der Monte-Somma soll z. B. ein alter Vulkan sein!) fehlt es hier so wenig wie auf dem Gebiete der Geschichte und Archäologie, wie wenn er den Sejan von dem Salto di Tiberio auf Capri herabstürzen läßt und den Ciceroni auf ihr Wort die alten Märchen von Horazens Villa bei Tivoli glaubt, u. dgl. m. Dagegen haben seine gelegentlichen Kunsturtheile oft wenigstens etwas Originelles, was sie vortheilhaft vor den meisten in derartigen Touristenschriften enthaltenen auszeichnet, welche alle nach derselben Schablone gearbeitet zu sein pflegen. Seine Bemerkungen über den Cultus des Nackten und den Gegensatz zwischen antiker und moderner Kunst, insofern derselbe auf der veränderten gesellschaftlichen Stellung und Geistesbildung der Frau beruht, sind ebenso klar dargelegt wie scharfsinnig begründet. Was er über Rom und die deutschen Künstler in der Tiberstadt sagt, weicht wenigstens von der gewöhnlichen Auffassung weit genug ab. Ihm ist Rom nur eine schmuzige Mittelstadt, höchstens eine moderne Stadt zweiten Ranges, die sich natürlich mit den großen Hauptstädten des Nordens nicht messen kann. Den vielgerühmten Reiz des römischen Lebens kann er nicht begreifen, er hält die Begeisterung für die alte Weltstadt für etwas Gemachtes, Conventionelles. Darüber läßt sich schwer rechten. Es gibt eben praktische hausbackene Menschenkinder, die, ohne gerade griesgrämig zu sein oder durch Nicolai'sche Brillen zu sehen, den hohen poetischen Reiz des Aufenthalts in der Ewigen Stadt nicht zu würdigen vermögen. Wer an diesem wunderbaren Gemisch von Alterthum, Mittelalter und Gegenwart, an diesen mannichfaltigen bunten Scenen eines originellen Volkslebens, an dem großartigen und einzigen Pomp der Metropole des Katholicismus, an den unvergleichlichen landschaftlichen Reizen, die das Innere keiner andern Stadt in ähnlicher Weise bietet — alles das idealisirt durch die gewaltigen Erinnerungen von dritthalb Jahrtausenden — wer an dem allen, was ihn freilich außerhalb des praktischen Lebens in eine Welt der innern Empfindung zu versetzen droht, keinen Geschmack findet, dem wird man ihn nicht einpredigen können. Da ist natürlich Neapel mit seinem wirren bunten Treiben dem Verfasser viel lieber. Kennte er gar Turin mit seinen langweiligen, aber eleganten,

schnurgraden und breiten Straßen und seiner halbnordischen praktischen Bevölkerung: er würde es trotz der Convention vom 15. September 1864 für die einzig wahre Hauptstadt Italiens erklären.

So zusammenhanglos und zersplittert die Kirchmann'schen Skizzen erscheinen, so hat er doch mit der Kunst eines geübten Schriftstellers verstanden, einen zusammenhaltenden Faden zu finden, der dem Buche zugleich ein eigenthümliches Interesse sichert. Auf Capri, wo er sich, entzückt von den Schönheiten der Felseninsel, vier Tage aufhält, macht er die Bekanntschaft einer jungen Capreserin, die von ihrem Verlobten, einem Engländer, im Stiche gelassen ist. Ein junger Pole bemüht sich vergeblich um ihre Gunst. Kurze Zeit nachher findet er am Kraterrande des Vesuvs eine Brieftasche mit einer Geldsumme und zwei anonymen Schreiben einer Dame an einen Herrn, dem sie zusagt, ihn als Reisebegleiter anzunehmen, um gemeinsam einen Verlorenen aufzusuchen. Kirchmann läßt seinen Fund öffentlich ankündigen und wird auf geheimnißvolle Weise instruirt, denselben zu behalten, bis der Eigenthümer, ein Herr von P., sich persönlich melden werde. In Rom sitzt Kirchmann auf der Piazza del Popolo; das gewaltige Raketenbouquet der Girandola zischt in die Höhe; hinter ihm schreit eine Dame vor Schrecken auf: es ist Fräulein Catina, die Capreserin, neben ihr der Pole, Herr von P., der Eigenthümer der Brieftasche. Er sucht ihre Liebe, sie den treulosen Engländer. Kirchmann besucht beide bei der Tante Catina's in Tivoli; da trifft er in Gesellschaft des jungen Mädchens, in der Neptunsgrotte am Anio, mit dem ersten Geliebten Catina's und — seiner jungen Frau, einer Engländerin, zusammen. Ohnmacht u. s. w.; Catina ist von ihrer Liebe geheilt, der Engländer reuig, aber post festum. Kirchmann macht wie immer den Vermittler und räth dem standhaften jungen Polen, seine Zeit wahrzunehmen. Dann verläßt er Rom und trifft in Genua — den Vater und die Mutter Sigismund's von P., die ihren Sohn suchen. Er benachrichtigt sie von dem Stande der Sache und zugleich den Sohn von der Ankunft der Aeltern, vermittelt aber auch bei dem Vater Catina's die Verzeihung für den Schritt der Tochter. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhält er, wie zu erwarten, die Nachricht von der letzten Scene des Lustspiels. Die ganze romantische Geschichte bildet eine hübsche Episode, die geschickt zur Einflechtung von Schilderungen der Sitten und Oertlichkeiten benutzt ist. Es mag sich auch alles genau so zugetragen haben; aber es hat eben nicht jeder ein solches Glück im richtigen Zusammentreffen, Auffinden und Vermitteln, um die hier und da etwas trockenen Reiseskizzen durch einen kleinen Roman schmackhafter zu machen.

Kaum irgendwo finden wir den alten Satz, daß richtige Selbsterkenntniß eine seltene Tugend ist, schlagender bestätigt, als indem wir die Vorreden der Verfasser mit dem Inhalte ihrer Werke vergleichen. Um so angenehmer überrascht das Gegentheil. Wir wüßten in der That die Gottschall'schen „Reisebilder aus Italien" (Nr. 4) nicht besser zu charakterisiren als mit den Worten des Autors:

Ich habe mich bemüht, Natur und Volksleben in Italien, frei von vorgefaßten Meinungen, mit unbefangenen Augen anzuschauen; ich habe den Humor, einen in Italien seltenen Reisebegleiter, nicht zu Hause gelassen und bin durch ihn gleichmäßig vor der Schwarzseherei der Hypochonder, wie vor den pomphaften Uebertreibungen der Enthusiasten geschützt worden. Ich habe den großen Stil der historischen und Landschaftsmalerei, sowie die kunsthistorischen Studien bessern Vertretern überlassen und mich meistens auf „das Genrebild" beschränkt: eine Beschränkung, welche auf diesem der gelehrten Würde und dem idealen Aufschwung bisher zugeeigneten Gebiete vielleicht den Reiz der Neuheit für sich hat. Es war besonders mein Bestreben, getreu sam Charakterbilder der einzelnen Städte zu liefern, ihre Physiognomie und den Gesammteindruck, den sie auf mich machten, anschaulich darzustellen. Ist es mir gelungen, die Phantasie meiner Leser auf kurze Zeit anregend zu beschäftigen, dies oder jenes einzelne Bild italienischer Zustände, das vor ihrer Seele schwebt, lebendiger zu machen oder zu berichtigen, so ist der Zweck dieser Skizzen vollkommen erreicht.

Das Bestreben des Verfassers, ein Gesammtbild der ihrem Charakter allerdings außerordentlich verschiedenen Hauptstädte der Halbinsel zu liefern, ist sehr anzuerkennen, wenn auch die Auffassung, zumal bei der oberflächlichen Kenntnißnahme, die der flüchtige Aufenthalt allein gestattet, eine vorherrschend subjective ist und sein muß, der nicht jeder, der das Original kennt, ein durchaus treues Spiegelbild finden wird. Auch liegt bei solchen Charakteristiken die Gefahr nahe, dem ersten Eindruck oder, wenn man will, dem einmal gefundenen Maßstabe, was auch in der Wirklichkeit vielleicht nicht ganz harmonirt, anpassen zu wollen. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Schilderungen, die der Verfasser von Bologna, Florenz und Mailand entwirft. Derartige Gesammturtheile haben überhaupt ihr Mißliches. Zu sehr gebrachte Vorurtheile, bestehende Geschmacksrichtungen, die Jahreszeit, Wetter, Beleuchtung und eine Menge Dinge, theils außer dem Verfasser liegender Zufälligkeiten, wirken wesentlich bestimmend auf den ersten Eindruck, der bei einem kurzen Aufenthalte maßgebend zu bleiben pflegt. Hätte der Verfasser z. B., wie Referent, Florenz im vollen Frühlingsschmucke, inmitten seines wundervollen Villen- und Gartenkranzes, mit seinen zahlreichen Kuppeln und Thürmen am Fuße der schöngeformten südlichen Berge von der Höhe von Pratolino und Fiesole aus erblickt, er würde entzückt ausgerufen haben: Firenze la bella, mit einem Ausrufungszeichen und nicht mit einem Fragezeichen, wie er es jetzt thut.

Wenn Gottschall wie Kirchmann Neapel die amüsanteste italienische Stadt Italiens nennt, so beruht dieser Irrthum eigentlich auf einer Verwechselung. Wir sind gewiß das am meisten italienisch zu nennen, was sich am meisten vom deutschen Wesen entfernt, und so müßte man Neapel in der That noch italienischer als Neapel nennen, wenn Berlin oder Wien, Dresden oder München oder Hamburg die deutscheste Stadt Deutschlands? Am Ende mögen nicht mit Unrecht die Bewohner der einen wie der anderen den gleichen Anspruch erheben. Neapel ist eben südlich-italienisch, Mailand norditalienisch, Florenz und Rom mittel-

nisch. Insofern auch hier, wenn man ein Durchschnittsultat ziehen will, die Wahrheit in der Mitte liegen ß, verdienen die beiden letztgenannten Städte den Na- u der am meisten italienischen, wenn sie auch keine tten Dächer haben und das Leben in ihnen nicht in hem Grade auf Straßen und Plätzen pulsirt wie Neapel. Wenn Mailand die Vermittlerin zwischen utschland und Italien genannt wird, so scheint das zwar h der Lage der Stadt natürlich; allein die Beweise, die Verfasser beibringt, indem er auf Manzoni, den Goethe e und zum Theil übersetzte, und auf Maffei, den Ueber- r der Schiller'schen Dramen, hinweist, fallen nicht schwer Gewicht. Gerade die lange österreichische Herrschaft die argwöhnische Nachbarschaft, die seit der Lon- rdenzeit zu ewigen Conflicten führte, hat den Mai- ern eine größere Antipathie gegen alles, was deutsch t, eingeflößt als ihren südlichern Landsleuten. Außer in, wo wol das Studium der deutschen Literatur und senschaft am meisten gepflegt wird, stehen Florenz und t Neapel, wo man zumal die deutsche Philosophie t und schätzt, Mailand in dieser Hinsicht entschieden n. Auch möchten wir der erstern dieser beiden Städte eher als Mailand die Bezeichnung als Hauptstadt italienischen Cultur vindiciren. Das lehrt schon ein auf die Männer und Werke, die sie auf allen Ge- n der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat. berichtigen ist der statistische Irrthum, daß Mailand über 200000 Einwohner habe; die Zählung von ergab 196000 Seelen.

Der Verfasser führt uns zunächst über Wien, Graz Triest zur Adria. Unterwegs erhalten wir eine höchst liche Charakteristik einer neuen Gattung von Touristen, Gesellschaftreisenden. Gottschall bezeichnet die Ver- ungs-Massenexpeditionen à la Louis Stangen als große organisirte Claque, welche auf Reisen geht, um h den hervorragenden Leistungen der Natur den lange thaltenen Beifall zukommen zu lassen, und empfiehlt ringend den Müttern heirathslustiger Töchter, um urch eine Reise vor statt nach der Hochzeit auf eine ebenso als romantische Weise an den Mann zu bringen. n eine treffliche Schilderung des Gesammteindrucks enedig und des poetischen Zaubers, den die Lagunen- auch noch in ihrem Verfalle auf jedes empfängliche th ausübt, knüpft der Verfasser die Prophezeiung, e einst ganz zu Grunde gehen und der Sumpf, dem stiegen, wieder in seine alten Rechte eintreten werde: Seissagung, von der wir, so sicher sie auf dem gegen- en Zustande zu basiren scheint, weder hoffen noch n, daß sie in den nächsten Jahrhunderten in Erfül- gehen werde. Von Padua, welches uns der Ver- als die gelehrte, dabei auch dankbare und galante charakterisirt, machte er einen Ausflug in die Eu- , bei dem wir nur bedauern, daß er uns die schöne ruppe so kurz und ungenügend schildert. In dem n" Bologna la Grassa ist es besonders die Kunst, mit sich beschäftigt, wobei wir uns wundern, daß er rlichen Meisterwerke Francia's, an denen die Hauptstadt der Romagna so reich ist, fast ganz mit Stillschweigen übergeht. Von neuen Kunstwerken fand er hier die Büste Rossi's, des unglücklichen constitutionellen Ministers Pius' IX., der unter dem Dolche des Mörders fiel, und Victor Emanuel's.

Von Florenz war schon oben die Rede. Ueber die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Stadt und ihrer Bewohner erfahren wir wenig, von ihren Kunstwerken hören wir nur Bekanntes; dagegen finden wir treffende Bemerkungen über den politischen Zustand des Landes, die wir uns nicht versagen können, hier wörtlich anzuführen:

Das einige Italien hat noch viele festwurzelnde Sympathien, namentlich in den frühern Residenzen zu überwinden, in denen die Bürger den „eigenen Hof" vermissen, der ihren Stolz ausmachte und ihnen zum Vortheil gereichte. In Toscana war im ganzen eine wohlwollende und vorsorgliche Regierung — die Kirche half natürlich regieren — doch es ging still im Lande her. Den alten, patriarchalisch gewöhnten Bürgern misfällt das neue Regiment mit seinem fortwährenden militärischen Lärm, dem Getrommel und Geblase, das sie aus ihrer Ruhe aufstört und aufdringlich an die neue Herrschaft gemahnt. Dennoch hat die alte Regierung nur Sympathien, keine Partei für sich. Alle gebildeten und thatkräftigen Kreise beherrscht die Idee des „einigen Italien" als die einzig patriotische und fruchtbare, als die Mission des Jahrhunderts. Piemont gilt den meisten für berufen, diese Idee zu verwirklichen — mindestens als die Axt, die den Urwald lichtet! Piemont ist kein genialer Staat — das Morgenroth der großen Ideen schwebte nicht über den Bergen Savoyens, auch ehe sie an Frankreich verkauft wurden. Doch Piemont hat den richtigen Instinct, weiß den Augenblick zu benutzen, versäumt nichts, hat keine principiellen Vorurtheile, stellt den rechten Mann an den rechten Platz, hat Muth und Kraft zu handeln. Piemont ist ein gut disciplinirter Staat — Italien muß gleichmäßig disciplinirt werden — das ist die etwas rohe Vorarbeit zur innern Einheit. Und dafür sind die jetzigen Beherrscher die rechten Leute. Freilich, die Rechte wie die Linke schreien über Despotismus und Unterdrückung! Doch wer die Einheit will, muß mindestens den Muth haben, auf einige Zeit der Freiheit zu entsagen.

Auch bei den römischen Bildern ist es weniger das Geschaute und Geschilderte selbst, was uns anzieht, als die darangeknüpften Bemerkungen und die oft geistreichen, den Dichter verrathenden Versuche, die Trümmerwelt phantastisch zu beleben. So heißt es bei der Erwähnung des Concordientempels auf dem Forum (S. 191 fg.):

In der Cella dieses Tempels hielt der Senat, eine Versammlung von Weltherrschern, seine Sitzungen — und hier war es, wo Cicero's fulminante catilinarische Reden ertönten! Wie belebt sich die öde todte Scene! Da saßen sie in der toga praetexta, die Consuln, Quästoren und curulischen Aedilen, die Senatsherren, mit dem breiten Purpurstreifen in der Mitte ihrer Tunica, und lauschten den Donnern der Beredsamkeit, welche der lateinische Heros unserer Prima und Secunda, aus dem die neuesten Historiker einen charakterlosen Salbaderer machen wollen, über die Häupter der Schuldigen dahinrollen ließ. Hier rettete der römische Demosthenes mit seinen niederschmetternden Wendungen und eleganten Perioden das Vaterland und die Gesellschaft, welche die römischen Junker, längst des trocknen Tones satt, in ihrem wüsten Genialitätsdrange ins Verderben stürzen wollten! Auch diese catilinarischen Existenzen im übertriebenen Modeprunk, duftend von Salben, mit den zierlich gepflegten Bärtchen, gehen vor des Geistes Auge vorüber — doch sie waren auf verschuldeten Landgütern und in prächtigen Wohnungen, nicht in den Redactionsbureau der acta diurna publica zu finden.

Und S. 229, wo er von den classischen Bildwerken redet, womit die Päpste den Vatican geschmückt und gefüllt:

So neidlos und tolerant, weil des Siegs gewiß, war das Papstthum in jener classischen Zeit der italienischen Kunst — wir zweifeln, daß es heutzutage dem gemalten oder gemeißelten Heidenthum die gleiche unbefangene Gunst zuwenden würde. Ihm fehlt eben die frühere Siegesgewißheit; es sieht sich rings von Feinden umgeben — die Macht seines Anathems ist gebrochen — ein modernes Heidenthum tritt ihm mit erbitterter Gegnerschaft gegenüber. Da werden auch die müßigen Spiele der Phantasie zur Sünde, welche sich im Lager des Gegners mit seinen Waffen schmücken.

Ebendahin gehört die treffliche — äußere — Charakteristik der römischen Frauen. Zuweilen erscheinen die Visionen des Verfassers, indem er die Personen und Ideen der Vergangenheit leibhaftig vor uns heraufbeschwört, etwas gar zu bizarr, phantastisch wie z. B. (S. 199 fg.):

Mir war's, als säh' ich die Göttin des römischen Rechts, ein dürres Weib mit spitzer Nase und spitzem Kinn, im Mondschein gespenstig durch diese Trümmer wandeln und auf die erhöhte Nische treten. Das Corpus juris ist der Schemel ihrer Füße, in der einen Hand hält sie die Wage der Gerechtigkeit, mit dem aufgehobenen Zeigefinger der andern beweist sie einen schwierigen Rechtsfall aus dem unerschöpflichen Vorrath der Casuistik, den der römische Rechtsverkehr ihr an die Hand gibt; ihr zu Häupten schweben mit ehrwürdig strengen Mienen Gajus, Papinianus und Ulpianus, ihr zu Füßen aber sitzt eine unzählbare, geisterhafte, im Nebel verdämmernde Schar der Schüler aller Jahrhunderte, die Zöglinge von Salerno und Bologna, wie die von Paris und Berlin, und schreibt die Orakelsprüche der Göttin nieder — und das unheimliche Gekritzel von Millionen Federn macht einen gespenstig fröstelnden Eindruck — drüben aber am andern Ufer der Tiber, auf dem Janiculus, steht die Schwester unserer Göttin mit den Decretalen der Päpste, mit dem Corpus juris canonici.

Hier und da hätten wir gewünscht, daß sich der Verfasser in der Zahl der geschilderten, doch meist allgemein bekannten Gegenstände hätte beschränken und dagegen im einzelnen mehr ausgeführte und abgerundete Bilder hätte liefern wollen. Durch die Menge und Mannichfaltigkeit heterogener Stoffe wird die Darstellung springend und aphoristisch und verliert dadurch bedeutend an Reiz für den Leser.

Der Verfasser fuhr bereits mit der Eisenbahn von Rom nach Neapel. Daß sich das Königreich Italien um die Romantik nicht kümmern kann und daß es für Land und Volk ein großer Segen ist, daß sie endlich auch Schienenwege erhalten, wird ihm niemand bestreiten. Wenn er sich aber zugleich über diejenigen lustig macht, welche klagen, daß die Poesie des Reisens auf der Halbinsel dadurch abgenommen habe, so beweist er dadurch nur, daß er nicht weiß, was er durch die Locomotive eingebüßt hat. Wo eine Eisenbahn besteht, mit einem Betturin fahren, wird jedem lächerlich erscheinen; wer aber einmal die Tour über Albano und Velletri (oder Frosinone), Terracina, Gaëta und Capua, wie Referent, in angenehmster Gesellschaft, in herrlichem Frühlingswetter in vier Tagen gemacht, auch dabei einige kleine Abenteuer erlebt, der würde dieselbe nicht um die bequemste und rascheste Fahrt in einem Waggon erster Klasse vertauschen.

Nach einem Potpourri neapolitanischer Sehenswürdigkeiten führt uns der Verfasser zu den gewohnten Lieblichkeiten der Golfküste, nach dem Kloster von Camaldoli auf der Bergspitze, den Orangenhainen von Sorrent und dem Busen von Bajä. Hier begeistern ihn die classischen Erinnerungen und der feurige Falerner wieder zu einigen jener Visionen, die wir oben kennen gelernt haben.

Das Urtheil über Tasso (auf den ihn die Heimatsstadt des Dichters, Sorrent, führt), daß ihm die Macht und die originellen Geistes gänzlich gefehlt habe, scheint uns zu hart oder mindestens, um uns des vom Verfasser außerordentlich geliebten Shakspeare'schen oder vielmehr Schlegel'schen Wortes zu bedienen, sehr „fragwürdig", zumal wenn er neben der „Gerusalemme" auch die Sonette und Canzonen im Auge hat.

Von dem „energischen, trotzigen und stolzen" Genua und dem ernsten vornehmen Mailand liefert uns Gregorovius schall charakteristische und anschauliche, wenn auch nicht wesentlich Neues bietende Bilder. Im ganzen wird niemand, der offenen Sinn für das Schöne in Natur und Kunst wie für die wechselnden Erscheinungen im Volksleben hat, das Buch ganz unbefriedigt aus der Hand legen.

Der Verfasser von Nr. 5: „Im Golf von Lerici und am Comersee", Schellenberg, versichert in der Vorrede, er würde sein Buch nicht geschrieben haben, wenn er nicht in dem guten Glauben stände, den um- und umgewühlten Boden der italienischen Natur noch einige unbeachtete Merkwürdigkeiten gefunden zu haben. In Bezug auf den Golf von La Spezia das dortige von Deutschen bisher fast nie besuchte Seebad ist das ohne Zweifel der Fall. Anders verhält sich freilich mit dem Comersee. Hier besitzen wir eine Ueberfülle sowol einzelner Skizzen als Beschreibungen des Sees und seiner Ufer im ganzen, von Plurns bis auf Stahr und Rasch. Die Schrift von Rasch rühmt der Verfasser selbst als einen stets zuverlässigen Führer für den Touristen am Larius. Stahr's Schilderungen in seinen „Herbsttagen in Oberitalien" seien hier klar, farbenreich und classisch im Stil, in Bezug auf das Land wie seine Bewohner, während Schellenberg den Darstellungen von Rasch wol nicht mit Unrecht Uebertreibung und Effecthascherei vorwirft. Von dieses bereits vorhandenen Reichthums läßt sich erkennen, daß die eingehenden Schilderungen des Verfassers, dem es vergönnt war, über ein halbes Jahr (vom October 1862 bis April 1863) in der Tremezzina, dem klimatisch begünstigtsten Punkte des Seeufers zu verweilen, noch manches neue und willkommene Goldkörnchen hinzufügen. Er hat den Comersee besonders als Kurort ins Auge gefaßt und empfiehlt ihn dazu aufs dringendste. Die Seltenheit plötzlicher Temperaturwechsel, der vollständige Schutz vor rauhen nördlichen Windströmungen, die Abwesenheit der Extreme der Temperatur (in fünf Jahren das Maximum der Temperatur 26,5° R., das Minimum — 4,3° R.), dabei in den meisten Monaten große Beständigkeit und verhältnißmäßig geringe Differenzen zwischen dem täglichen Minimum und

m den am günstigsten gelegenen Orten am Seeufer
Vorzug selbst vor Nizza, Pisa und Rom.

Der Stil des Verfassers ist ebenso einfach und klar
beredt und anschaulich. Nichtsdestoweniger sind die
gehäuften Detailbeschreibungen von Gegenden und
en ermüdend für den Leser, dem sie nicht wie dem
fasser selbst zugleich eine liebe Erinnerung an genossene
e Stunden sein können. Es hätte in dieser Hinsicht
Buche ohne Zweifel zum Vortheil gereicht, wenn sich
Verfasser begnügt hätte, den allgemeinen Charakter
Gegend durch einzelne Bilder zu illustriren, statt alles
und alles schildern zu wollen, was er gesehen. Es
eilich schwer, sich klar zu machen, daß, was uns so
ssant ist und so deutlich vor der Seele steht, nicht
ndere dieselbe Wirkung ausüben solle. Wir wollen
lb nicht allzu sehr mit ihm darüber rechten. Nie-
wird sein Buch aus der Hand legen, ohne daß ihm
Glanz zweier der glänzendsten Steine in der funkeln-
Krone Hesperiens heller ins Auge geleuchtet hätte,
lte Sehnsucht nach den Herrlichkeiten des Südens
neuem in seiner Brust erweckend.

Die Schilderung zahlreicher Züge aus dem Volksleben,
der Verfasser mit besonderer Liebe nachgegangen ist,
eine angenehme Abwechselung. Aber wir können
ht so leicht hinnehmen, daß die Begeisterung für
n hier den Verfasser verleitet, den Volkscharakter in
rosigem Lichte zu betrachten und das eigene Vater-
nd dessen Bewohner dagegen in allzu tiefen Schat-
n stellen. Die unselige Eigenthümlichkeit unsers
lammes, der das Eigene zu schmähen liebt, um das
e zu erheben, kommt auch hier wieder zum Vor-

Die Zeit, wo man das italienische Volk in sei-
ntern Ständen als eine Rotte von Betrügern und
en, in seinen obern als eine Gesellschaft fauler und
ser Lüstlinge betrachtete, ist längst vorüber. Aber
ohen jetzt, in das entgegengesetzte Extrem zu ver-

Daß der Italiener der untern Klassen (und von
redet der Verfasser fast allein) von Natur anstelli-
ßiger und mit einem gewissen, unserm Landvolke
den geselligen Takt ausgerüstet ist, leidet keinen
, ebenso wenig aber, daß ihm manche der solide-
d edelsten Eigenschaften des germanischen Volks-
fehlen, zumal die tiefere Religiosität, das ein-
e Rechtsgefühl, das Gemüth, der Familiensinn,
te, ausdauernde Fleiß. Daß sich für alle diese
haften auch jenseit der Alpen Repräsentanten fin-
bt die Regel nicht auf, daß sie diesseits allgemei-
breitet sind. Aber der Verfasser ist hier über-
in den verhängnißvollen Irrthum verfallen, den
enischen Volkscharakter, zumal den der lombardi-
ergdistricte mit dem der Nation überhaupt zu ver-

Hätte er längere Zeit in Mittel- oder gar
lien gelebt, er würde sein Urtheil ohne Zweifel
modificirt haben. Wenn er so weit geht, der
und dem Unterricht überhaupt nicht nur jeden
auf den Volkscharakter abzusprechen, sondern auch
sische und preußische Volksschulwesen als eine
mühselige, für das Leben fruchtlose Abrichtung zu bezeichnen, nur damit die italienische Unwissenheit bei dem Vergleich nicht zu schlecht fahre, so richtet sich ein solches Urtheil selbst. Nur ein Stand ist es, den der Verfasser mit grimmigem Hasse verfolgt und den er ebenso einseitig und ausnahmslos verwirft, wie er die übrige Bevölkerung lobhudelt: der geistliche. Daß hier vieles faul, daß der Einfluß der Geistlichkeit in Italien überhaupt kein sehr segensreicher sei, wollen wir gewiß nicht leugnen. Geht aber nicht die Geistlichkeit auch aus dem Volke, die niedere eben fast ausnahmslos aus dem niedern Volke hervor? Und ist es nicht die grenzenlose Unwissenheit, der Aberglaube, der Hang des italienischen Volks zu äußerlichen religiösen Schaustellungen, was der Geistlichkeit so großen Einfluß auf dies Volk sichert? Und läßt sich von der großen Ausdehnung eines im Sinne des Verfassers so verderblichen Einflusses nicht ein Rückschluß auf den Volkscharakter selbst machen? Doch genug, wir wollen dem Verfasser seine Begeisterung für die Italiener nicht misgönnen, sondern seine Leser nur warnen, daß sie nicht wie er die eigene Nation verachten, um vor einem fremden Volksgeiste in götzendienerischer Anbetung niederzufallen.

Einzelne Andeutungen verrathen, daß sich die Vorliebe des Verfassers auch auf die Producte der italienischen Literatur erstreckt: betrachtet er doch die „Promessi sposi", gewiß in seiner Art einen trefflichen historischen Roman, wenn auch Manzoni Walter Scott's breiten Spuren gar zu getreulich nachgegangen ist, als das beau idéal einer Dorfgeschichte, „gegen die die Barfüßele und Genossen in ihrem läppischen Wesen und aufgeputzten Lumpen vor Scham vergehen müssen". Wenn aber sogar die italienischen Gasthöfe, d. h. die echt italiénischen, in den Panegyrikus aufgenommen werden, so können wir dem Verfasser nur Glück wünschen, daß er es so glücklich getroffen, oder daß seine Sinne weniger fein organisirt sind als die der meisten Reisenden. Wir haben bei unserm vieljährigen Aufenthalte in Italien gute und schlechte Gasthöfe in Menge von den Apenninengipfeln bis zum Seestrande kennen gelernt; aber wir gestehen offen, daß wir uns trotz aller „Gemüthlichkeit" der Wirthe und Wirthinnen recht oft nach deutscher Reinlichkeit, Ordnung und Reellität, und wäre es selbst mit „ungemüthlichen" Kellnern, zurückgesehnt haben.

Das Giuoco del Pallone (Schlagballspiel), von dem der Verfasser eine so begeistert detaillirte Schilderung entwirft und welches sich keineswegs auf Oberitalien beschränkt, ja sogar in Toscana erst in seiner Vollkommenheit getrieben wird, ist allerdings eine Volksbelustigung, die wir auch gern in Deutschland eingeführt sähen, während wir das von ihm nicht minder gepriesene Morraspiel gern unsern südlichen Nachbarn überlassen.

Wir geben zum Schlusse noch eine Probe von dem malerischen Stile des Verfassers in der Beschreibung einer Landschaft am Comersee:

Einsamer noch ist die Bucht von Campo am südlichen Hange des Vorgebirgs; die Straße führt quer über dasselbe zwischen

Feldern und Mauern. Beim Eingange in den Ort steigen die letztern wie Festungswerke in die Höhe, in einer düstern Treppengasse stolpert man hinunter zum See, der Weg nach Como läuft unter gewölbten Häusern hin, man meint mehr unter als über der Erde zu wandeln. Tritt man nun heraus an das Wasser, so steht man vom hellen Sonnenschein wie geblendet. Vor uns liegt ein neues großes, ganz geschlossenes Wasserbecken, dessen Hintergrund Argegno mit seinen dunkeln Bergen bildet. Gegenüber wendet uns der Monte-Primo seine ungegliederte trotzige Masse zu, wo das kimerische Lezzano horstet, am Rande der weitausgeschweiften Bucht glänzen einige Villen und die Ortschaften Sala, Ossuccio und Colonno, und aus der Mitte derselben erhebt die Insel Comacina ihren gewölbten schön belaubten Rücken. Der langgestreckte Berg am diesseitigen Ufer, von dem Crocione durch einen Einschnitt getrennt, an welchem der Reitweg zu letzterm hinaufführt, ist schroff, kahl, von wildem Ansehen. Der Gegensatz zwischen den beiden nur von einem schmalen Landstreifen geschiedenen Buchten ist vollkommen: würdevolle Heiterkeit dort, hier düster umflorte Majestät. Wir sind bis hierher eine gut gemessene Stunde gewandert, fast wie in den zusammenhängenden Gassen einer Stadt, die von Menschen und Thieren belebt sind; der Crocione weicht uns nicht von der Seite, so oft auch der Weg sich krümmend und biegend Miene macht, ihm aus dem Wege zu gehen, die Matten, Gehölze, Dörfer, Kirchen, die Felder und Gärten, womit seine Flanken umschlungen sind, drehen und wenden sich mit uns, ihre Stellung verschiebt sich unaufhörlich, aber wir verlieren sie niemals aus dem Auge, und überall, wo wir aufblicken, steht über uns sein spitzgewölbtes Horn.

August Bahlmann's „Reise nach Rom" (Nr. 6) ist ein merkwürdiges Buch, das mit den übrigen Reiseschriften über Italien wenig gemein hat, wenn es auch hier und da an einige Dutzendproducte aus der literarischen Fabrik des ultramontanen Polyhistors Sebastian Brunner erinnert. Der Autor selbst bezeichnet seine Schrift als eine Art von Rechenschaftsbericht an seine Freunde und Gönner, deren Unterstützung ihm die Reise nach Rom ermöglichte. Aber er würde wol selbst kaum damit zufrieden sein, wenn seine Leser nicht mehr in dem Buche fänden. Wir haben vielmehr unter der Maske eines harmlosen Reiseberichts einen begeisterten und doch wohlüberdachten Panegyrikus auf den gegenwärtigen Zustand des päpstlichen Rom nach allen Richtungen hin vor uns, mit theils ausgeführter, theils nur angedeuteter Abwehr gegen alle wider den Heiligen Stuhl und seine Regierung auf dem weltlichen wie auf dem geistlichen Gebiete erhobenen Anschuldigungen, nebst gelegentlichen Seitenhieben sowol gegen die tempelräuberischen „Piemontesen", als gegen die Irr- und Ungläubigen des Nordens, als deren Hauptsitz der Verfasser zumal England mit wüthendem Hasse verfolgt.

Mit diesem Hauptzweck des Verfassers verbindet sich ein zweiter, der sowol unschuldiger als verdienstlicher ist: seine katholischen Landsleute mit den bedeutendsten in Rom ansässigen katholischen Deutschen, sowie mit den deutschen Stiftungen und Bruderschaften, die sich zum Theil seit Jahrhunderten in der Hauptstadt des Katholicismus erhalten haben, bekannt zu machen.

Bahlmann ist ein Ultramontaner vom reinsten Wasser. Er erkennt das selbst an; denn er betrachtet Rom als die wahre eigentliche Heimat jedes Katholiken. Er hat sowenig ein Vaterland im echten vollen Sinne des Worts wie die Vertreter seiner Partei im preußischen Abgeordnetenhause. Seine Leidenschaft für die „wahre Heimat" geht so weit, daß alles, was in Rom ist, besser sein muß als überall anderswo; Menschen wie Institutionen. Wo die thatsächlichen Beweise fehlen, helfen wahrhaft kindliche Inductionen. Rom, meint der Verfasser unter anderm, sei der Sitz der christlichen Kunst, deshalb (nach dem bekannten Spruche: Emollit mores nec sinit esse feros, müsse es auch „voll Edelsinn, Bildung und Civilisation" sein. Alle übrigen Künstler sind nichts gegen die römischen; Thorwaldsen und Rauch nur etwas, weil sie römischen Meistern zu Füßen gesessen; Overbeck's nazarenische Malerei ist ihm natürlich der Gipfel der Kunst, u. s. w.

Wir glauben mit diesen wenigen Worten den Geist des Buchs hinlänglich gekennzeichnet zu haben. Ein schwerer Hauch mittelalterlicher Scholastik, vermischt mit modern-jesuitischer Auffassung — eine bei der schriftlernden katholischen Geistlichkeit der Gegenwart allerdings nicht eben seltene Verquickung — weht uns daraus entgegen. Wir wollen dem Verfasser keineswegs den Vorwurf machen, daß er absichtlich Thatsachen fälsche oder unterdrücke, absichtlich stets auf die angeführten nur eine grell einseitige, künstliche Beleuchtung fallen lasse. Wir zweifeln durchaus nicht an seiner Aufrichtigkeit. Wer daran glaubt, daß der heilige Philippus Neri so inbrünstig betete, daß ihm von der Glut der göttlichen Liebe zum Heiland eine Rippe zersprang, der mag auch in Ueberzeugung aus der Neugier, welche die Fremden der Char- und Osterwoche massenhaft nach Rom treibt, einen schlagenden Beweis für die Erhabenheit und Vortrefflichkeit der römischen Kirche in ihren gottesdienstlichen Handlungen herleiten; der mag glauben, daß ein „piemontesischer Barbar" darin Verrath finden könne, daß der Papst den Banditenhäuptlingen Franz II. Gastfreundschaft gewährt; daß Garibaldi 1849 seine Leute nur im Zustande der Trunkenheit auf die Mauern Roms führen konnte; mag in der „piemontesischen" Marine Genua nur „ein Puppen- und Affenspiel" sehen; mag finden, daß die römische Campagna nur für den Blick des unkundigen Beschauers wüst und öde und das Leben von Rom „unter gewissen Bedingungen" ein sehr gesundes zu nennen sei; mag England in jeder Beziehung unter Italien stellen; der mag endlich auch Bonnechose seine Bemerkungen über die Geschichte der politischen Regierung Pius' IX. mit den Worten schließen können:

Die Geschichte wird ihm dereinst auch in dieser Sache ihre Lorbern winden, wenn das Gottesgericht längst entstanden sein gegen seine Verfolger und deren Denkmale Trümmern liegen; es möchte denn sein, daß die Geschichte zusammengesetzt würde aus den Blättern der „Kölnischen Zeitung" und aus den Ansichten stubengelehrter deutscher Professoren.

Die einzelnen Abschnitte der Schrift sind an Umfang wie an Bedeutung gleich sehr verschieden, ja sogar im Stile so wechselnd, daß man fast auf mehrere Verfasser schließen möchte. Der Reisebericht (über Brüssel, Paris, Lyon, Marseille, Civita-Vecchia), eine trockene Aufzählung

s Gesehenen und Erlebten, ohne attisches noch sonsti-
s Salz, erinnert an den Ferienaufsatz eines Secunda-
rs. Besser und interessanter, wenngleich nichts Neues
ingend, ist die allgemeine Schilderung des modernen
om und seiner Bewohner, während die Beschreibung
: antiken Bauwerke, trotz einiger Irrthümer, an einen
ckenen Auszug aus Bunsen und Platner erinnert. Die
chen und ihre Kunstwerke sind eingehender, aber nicht
iehender geschildert, ohne Auswahl, Kritik und Kunst
Darstellung. Die Pilgerfahrt zu den sieben Haupt-
hen mit den nöthigen Vorbedingungen ist zu Nutz und
ommen aller guten Katholiken ebenso detaillirt wie mit
eistertem Pinsel ausgemalt. Eine Audienz bei Pius IX.
t Gelegenheit, die Lebensgeschichte des Papstes zu er-
len: bis zu seiner Thronbesteigung (1846) im wesent-
en richtig, weiterhin natürlich einseitig und unzuver-
ig, wie es der schroffe Parteistandpunkt des Verfassers
sich brachte, der sogar Gioberti und Rosmini mit
zzini und seinem Anhang in einem Pfuhl des Ver-
ens erblickt. Daß dem Verfasser übrigens ein gewis-
Erzählungs- und Beobachtungstalent nicht abgeht
nn wir es hier nicht etwa mit dem Beitrage „eines
undes" zu thun haben), zeigt das hübsche Genrebild
Trastevere, in dem er uns einige kleine Familienscenen
dem römischen Volksleben vorführt. Auch die Be-
ibung der Advents- und Weihnachtszeit ist ebenso
h und lebendig, wie die des Sprachenfestes in der
paganda mit den schalen Phrasen aus ihren in-
kleeren polyglotten Reden trocken und langweilig ist.
t Carneval erhalten wir keine Schilderung, dagegen
höchst unnöthige und doch höchst mangelhafte Schutzrede
diese alte Sitte.

Der Eifer, mit dem der Verfasser die Katakomben
e wissenschaftlichen Zweck) durchstöbert hat, wird, fürch-
wir, von seinen Lesern kaum hinlänglich gewürdigt
en. Die höchst unbedeutende und einseitige Darstel-
der christlichen Kunst in Rom (eine in Münster ge-
ne Rede) und das apologetisch-polemische Kapitel:
n, die Stadt des heiligen Petrus", hätte uns der
Dombicar füglich ersparen können. Das letztere,
es die altbekannten und längst widerlegten Beweis-
e für die Gründung der römischen Gemeinde durch
s wiederholt, richtet sich besonders gegen die prote-
sche Wissenschaft: „Man sieht aus diesen (den Argu-
n der Gegner) nur eins, nämlich die Natur des
stantismus, gegen handgreifliche, mit allen in der Art
chen positiven Gründen und Zeugnissen belegte Wahr-
anzukämpfen."

Bol am werthvollsten, weil weniger Bekanntes brin-
ist das Kapitel über die deutschen Stiftungen und
rschaften in Rom: das Campo Santo (hinter der
Kirche), die Erzbruderschaft der Deutschen und Fla-
r nebst den damit verbundenen Bruderschaften der
ter, Tischler und Bäcker, und die Stiftung Sta.
a dell' Anima mit der dazugehörigen Kirche. Letztere,
e Zeit hindurch zu rein österreichischen Zwecken be-
und von Oesterreichern verwaltet, ist infolge einer
Denkschrift deutscher Priester ihrem ursprünglichen Zweck gemäß den Deutschen und Flamändern zurückgegeben worden.

Unter den hervorragenden deutschen Katholiken in Rom gedenkt der Verfasser außer dem Cardinal Reisach, dem Fürsten Hohenlohe und dem gelehrten Oratorianer-Pater Theiner besonders des Buchhändlers Spithöver, der für die deutschen Katholiken in Rom und ihre Rechte, freilich vom ultramontanen Standpunkte aus, mit unermüdlichem Eifer thätig sei.

Als Abschied von Rom erhalten wir, charakteristisch genug, eine freie Uebersetzung der Hymne „O nimen unicum" von dem altchristlichen Dichter Aurelius Prudentius.

Liest man mehrere protestantische Reisende und schlimmer noch einige bösgesinnte italienische Zeitungen, so sieht man in dem römischen Volke blos einen von der Priesterherrschaft verdorbenen und unterdrückten Pöbel..... Ich hatte die Absicht, dies arme verleumdete Volk von Rom etwas Italien gegenüber zu vertheidigen, das es nicht sehr zu kennen scheint und es meist in falschen, lügenhaften Farben von Federn geschildert sieht, welche es bis auf den Tod anfeinden, des einzigen Verbrechens wegen — in ihren Augen allerdings ein sehr schweres — seinen Glauben fest und unbefleckt zu erhalten.

So bezeichnet uns auf S. 434 und 442 Antonio Bresciani, der Verfasser von Nr. 7: „Edmund", selbst Zweck und Bedeutung seiner Schrift. Es scheint uns aber, als habe derselbe eine bei seiner kirchlichen Stellung vielleicht nicht ganz ungewöhnliche Mentalreservation dabei gemacht. Ist sein Buch auch hauptsächlich mit den Schilderungen römischer Volkssitten angefüllt und die Geschichte des Protestanten Edmund nach der unübertrefflichen Uebersetzung Karl Braun's nur ein noch dazu ziemlich albernes und langweiliges „Zwischenschiebsel", so wird es doch schwerlich einem unbefangenen Leser entgehen, daß er vielmehr wie in Nr. 6 eine Apologie der geistlichen und weltlichen Priesterherrschaft in Rom als eine Vertheidigung des römischen Volks vor sich hat. Padre Antonio Bresciani hat sich schon längst durch seinen „Juden von Verona", seinen päpstlichen Zuaven Olderich u. s. w. als ein auserwähltes Rüstzeug unter den Streitern für den Ultramontanismus hervorgethan und sich eine hervorragende Stelle in dem Manz'schen Verlage in Regensburg gesichert.

Um den Beweis zu führen, daß das römische Volk unter der päpstlichen Regierung das beste und glücklichste der Welt geworden sei, daß es dieselbe auf das zärtlichste liebe und daß es von seinen Feinden nur um der Anhänglichkeit an den Heiligen Vater und um seines felsenfesten Glaubens willen verleumdet werde, führt er uns eine lose aneinandergeknüpfte Reihe von Scenen und Personen aus dem niedern römischen Bürgerstande, zumal dem von Trastevere vor. Der Verfasser kennt Rom und seine Sitten aus dem Grunde; es fehlt ihm auch keineswegs an einem gewissen Darstellungstalent, sodaß wir trotz aller Touristenschriften noch manches Neue und Interessante über den Charakter und die Bräuche des römischen Volks aus seinem Buche lernen mögen. Auch ist er

und sein Vertreter in der Erzählung, der Priester Don Alessandro, keineswegs so thöricht, alles rosenroth überpinseln, alles Schlimme vertuschen zu wollen. Im Gegentheil, er erzählt uns mit der größten Offenherzigkeit von den wilden, an heidnische oder mittelalterliche Feste erinnernden Orgien des niedern Volks, von seinem Jähzorn und seiner Rachsucht, wie es stets bereit ist, dem Gegner das Messer in den Leib zu rennen, von seinen mangelhaften Begriffen von Eigenthum, seinem Talente die Fremden zu prellen, seiner grenzenlosen Unwissenheit, seinem crassen Aberglauben — nur daß ihm das alles als peccata venalia, wenn nicht gar als liebenswürdige Schwäche erscheint. Der Aberglaube scheint ihm sogar mit dem Glauben ziemlich identisch zu sein; wenigstens berichtet er uns Züge des erstern als Beweise des letztern mit einer die Kritik fast entwaffnenden Naivetät. Was läßt sich in der That gegen die Frömmigkeit einer römischen Bürgerfrau einwenden, welche alljährlich auf ihre Kosten die „Pifferari" aus der Campagna kommen läßt, um der Madonna ein Stückchen vorzublasen? Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Schutzreden für seine Clienten. Das Prellen der Fremden, das manche Schriftsteller unfein genug als eine unverschämte Betrügerei bezeichnen, erklärt er sehr natürlich dadurch, daß Rom seit den ältesten Zeiten gewohnt und berechtigt sei, einen Tribut von den fremden Völkern einzuziehen, und daß die Trinkgelder und Gebühren u. s. w. unentbehrlich seien, um die Bettelmönche, die Armen u. s. w. unterstützen zu können. Die Schwelgerei und Sinnenlust des römischen Volks entschuldigt er damit, „daß der Mensch nicht eine reine Intelligenz sei, sondern aus Leib und Geist bestehe"; in Bezug auf die demselben vorgeworfene Impassibilität behauptet er, daß diese Beschuldigung unmöglich wahr sein könne, da das Volk so herrliche Monumente und so prachtvolle religiöse Ceremonien anzustaunen habe. Sein „Edmund", sein advocatus diaboli, d. h. hier der Vertreter des Protestantismus, ist ein so charakterloser ungesalzener Narr, daß seine ehemaligen Glaubensgenossen gewiß nichts dagegen haben werden, daß er schließlich in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrt, wenn ihnen auch nicht gerade begreiflich wird, warum er es thut.

Im ganzen können wir das Buch trotz der gelegentlichen Ausfälle gegen Protestanten, Revolutionäre u. s. w. als ein harmloses bezeichnen, das, wenn es dem Katholicismus auch keine neuen Bekenner und dem römischen Volke und Regimente keine neuen Verehrer bringen wird, doch manchen Leser unterhalten und bis zu einem gewissen Grade sogar belehren kann. Nur hätten wir ihm einen bessern Uebersetzer gewünscht. Sprachlich falsche oder unedle Ausdrücke wie: „dem der seine (nämlich Hut) ist zugespitzt"; „Eclipsenform" (soll heißen Ellipsenform); „ekliche Auswürflinge"; „ruinöse Stiegen" u. s. w. treten uns fast auf jedem Blatte entgegen. Die italienischen, dem deutschen Leser oft unverständlichen geographischen Eigennamen sind fast überall beibehalten (so Equi, Ernici, Soratte statt Aequer, Herniker, Soracte u. s. w.).

Als Probe der Schilderungskunst des Verfassers geben wir schließlich einen kleinen Abschnitt aus seiner Beschreibung des Festes des heiligen Antonio delle Bestie, an dem alle Hausthiere, namentlich die Pferde von den Priestern gesegnet werden, natürlich auch „ein ganz eigenes schönes Schauspiel der Religion und des Glaubens":

Jener Tag ist für die Fuhrleute ein großer Festtag. Schon Tagesanbruch striegelt jeder sein Roß, bürstet und putzt es, schmiert dessen Hufe, ordnet und kämmt seine Mähne und den Schweif, steckt auf dessen Kopf den rothen Federbusch, flicht die Troddeln unter die Ohren, schirrt es festlich an und putzt das Geschirr mit Bändern, Quästchen, Glöckchen, und eine große rothseidene Rose steckt er auf den Schwanzriemen, so daß das Roß ein wahrer Goldzaum wird. Der Kärrner führt das Pferd, und er schreitet damit durch die Straßen, auf dem Hut mit der umgeschlagenen Krämpe seine Hahnfeder; sein Wams trägt er rittlings über die linke Seite geworfen, seine carmoisinrothe seidene Schärpe hat er um die Hüfte gewunden, sein Bart ist bis zum Grübchen des Kinns rasirt und reicht auf den vorstehenden Kinnbacken bis zum Backenbart hinan; seine Schuhe aus Corduanleder glänzen, und vor wenigen Jahren noch befanden sich durchbrochene Stiefel daran; im Ohre stecken kleine Ringelchen, und seine silberne Uhrkette baumelt an seinem Gurt. Aufrecht schreitet er daher mit stolzer Miene und majestätischem Auge, indem er seine Bekannten zuwinkt und an den Schenken halt macht, wo es bessern Wein gibt; da trinkt er auf dem Wege das Glas, das sein Gevatter ihm bezahlt, wischt sich mit dem Rücken der Hand den Mund ab, und fort geht es bis zum heiligen Antonius, wo er sich in die Reihe stellt und seine Tour mit der Hand zum Opfer erwartet.

Otto Spe

Culturgeschichtliches von Johannes Scherr

Studien von Johannes Scherr. Zwei Bände. Leipzig. O. Wigand. 1865. 8. 3 Thlr.

Wir kennen ihn schon zur Genüge, diesen Weltmann mit der Feder, diesen Napoleon des Worts. Wir kennen ihn zur Genüge als Culturhistoriker aus dem ganzen vollen Maße seiner drei Bände über Blücher und seine Zeit. Das heißt, wir kennen ihn und kennen ihn doch nicht. Seine Feder nur kennen wir, aber seine persönliche Gestalt, sein Ausschauen, sein Gebaren sind uns unbekannt. Nun drängt es uns, von diesem Weltmann mit der Feder, von diesem Napoleon des Worts uns ein persönliches Bild zu machen und das zwar nach dem Erfahrungssatze, daß sich auf deutschem Grund und Boden die Contraste in einem und demselben Ding gewöhnlich nahe und ganz nahe berühren. Wer da mit der Feder viel Blut vergießt, ist gewöhnlich der sanfteste Mann, der keine Fliege tödten möchte und könnte; wer die Welt mit Worten und Büchern stürmt, schaut oft, ach! so still und ehrbar aus, daß er sich nicht gern über die Philisterregel hinwegzusetzen wagt. Und sicher geht es auch so bei Johannes Scherr. Das muß ein weicher, liebenswürdig sanfter, zart zurückhaltender Mann, äugig mild dreinschauender Charakter sein, sonst reimt wir gar nicht, wie er mit der Feder ein so fürchterlicher Haudegen sein könnte.

Was für Streif- und Brandzüge hat Johannes Scherr nicht wieder in diesen beiden Bänden seiner „Studien" unternommen! Jedoch muß es wol um die Brauchbarkeit

reifzüge mit der Feder vom Schreibtische aus ein ganz
n Ding sein. Denn auf eben denselben geschichtlichen
) literarischen Gebieten, über die er jetzt wieder metzelnd
) brennend einherzieht, hat er erst ganz vor kurzem,
den drei Bänden „Blücher und seine Zeit", auch nicht
n Grashalm stehen lassen. Freilich wachsen die Disteln,
seln und all sonstig Unkraut sehr schnell und die Pilze
:ßen fast im Nu auf. Geht dies aber so schnell, daß
das hinter Scherr's Weltstürmerschritt sofort wieder
erfehrt dasteht, nun da wissen wir doch nicht, ob wir
Scherr's Schreibmethode mehr Wahrheit oder in den
ihm angefeindeten Objecten mehr reellen Kern aner-
en sollen.

Mit Ausnahme zweier, dem Alterthume entlehnten
dien im ersten Bande, über „Aspasia" und „Messa-
" (Schilderung des Hetärenthums im goldenen Grie-
and und im übergoldeten Rom) geht es zum größten
le über die Neuzeit her. Denn der kurze Artikel
das „Theater im Mittelalter" erscheint nur wie eine
entliche kleine Plänkelei, und die beiden Studien „Ni-
de Lenclos" und „Ein König-Narr" sind wol mehr
ıostengefechte zu den Hauptschlachten, wie sie am Ende
:rsten Bandes mit „Beaumarchais" beginnen und sich
den ganzen zweiten Band mit den Studien „Das
Buch", „Weimar und Paris", „Fichte", „October-
", „Ein dies irae" und „Decemberschrecken" fortsetzen.
dem Boden der Französischen Revolution und der
hen Gegensätze, wie sie die Befreiungskriege boten,
elt sich Scherr am liebsten. All die Studien haben
auch mit diesem Boden zu schaffen. Der Artikel
te" ist selbstverständlich, nicht so vielleicht der eine
ndere sonst. In „Weimar und Paris" bietet Scherr
nfang eines Briefwechsels zweier Illuminaten, Aristo-
und Harmodios, um „die cultur- und sittengeschicht-
Merkmale und Gegensätze des deutschen und des
sischen Lebens im letzten Jahrzehnt des 18. Jahr-
:ts zu deutlicher Anschauung" zu bringen. „Octo-
:r" beleuchtet kurz aber grell die Schlacht bei Leip-
Dies irae" schildert die französische Februarrevolu-
on 1848 und „Decemberschrecken" sondirt den kühn-
ıd neuesten der französischen Staatsstreiche.

herr ist und scheint auch ein culturgeschichtlicher
orn absichtlich bleiben zu wollen. Mit je größerer
denheit wir zu seinem Wissen und seinem unermüd-
Sammlerfleiße aufblicken, mit um so größerer Schärfe
wir uns jedoch gegen seine Darstellungsweise erklä-
elche alles entweder vergrößern oder verkleinern muß,
her auch ein fortwährendes Fallen von einem Extrem
aßlosigkeit ins andere mit sich bringt. Es ist, als
)err, nicht etwa durch eine Brille mit farbigen
ı, nein immer nur durch ein Vergrößerungs- oder
ierungsglas, oder in einen die Gegenstände verzer-
Spiegel schauen müßte. Wir wollen noch nicht
sagen, diese Methode sei verwerflich, denn Scherr
sich eine solche Kritik unsererseits verbitten; wir
nur einfach praktisch fragen, was er mit dieser
Methode erreicht? Nichts, als daß er selbst nicht
mehr weiß, soll er Optimist, soll er Pessimist sein. Seine Gedanken umschwirren ihn wie Fledermäuse; um sich ihrer zu erwehren, theilt er rechts und links Ohrfeigen aus, trifft schließlich aber immer nur seinen eigenen Kopf. Er fühlt, wie sich die Schlingen seiner Methode immer fester und fester um ihn ziehen; zerreißen kann und mag er sie nicht, hieße das doch eingestehen, die Welt sei nur deshalb so nichtsnutzig und schlecht, weil es Scherr beliebt, sie so aufzufassen, und nun stampft er fortwährend nur gegen die Fesseln und Schlingen an.

Wir fragen also, was erreicht er mit dieser seiner Darstellungsmethode? Das, was er erreichen will, sicher nicht. Er will die Gesellschaft bessern und reinigen, indem er ihr fortwährend literarische Brechmittel eingibt. Die stärkenden und heilenden Mittel aber, die nach den Brechmitteln kommen müssen, hat er gar nicht in seiner Hand. Es heißt denn doch die drastische Einseitigkeit auf die alleräußerste Spitze treiben, wenn man einen Charakter, wie er in dem Abschnitte „Ein König-Narr" vorgeführt wird, nur unter dieser Aufschrift auffassen mag. Erstens komme da einer und rathe, wer wol dieser König-Narr sei, er wird sicher hin- und herrathen, ehe er gerade auf Karl XII. von Schweden fällt. Und zweitens, wenn nun auch einer sofort auf diesen Sonderling fiele: denkt Scherr mit seiner literarischen Puppe, welche das Brandmal „Ein König-Narr" trägt, dem Staube eines real gewesenen Mannes etwas versetzen zu können? Doch wol nicht. Was kümmert sich der Staub um die Nachrede. Nun, was denkt Scherr sonst mit seinem System des Perhorrescirens zu erreichen? Jedenfalls nur, daß wir uns in moralischer Entrüstung gegen einen Mann, der so hat sein können, aufbauschen sollen! Wenn wir nun aber über die literarische Puppe nur lächeln, und das Buch ohne irgendwelche Blutaufwallung beiseitelegen? Dann würde uns Scherr vielleicht einen Narren, vielleicht einen Wicht oder sonst was schelten müssen. Wohlverstanden: schelten müssen. Aber selbst auf diese Gefahr hin werden wir auf die Schlingen, in welche sich Scherr immer mehr verwickelt, noch einen prüfenden Blick werfen. Scherr gibt sich als begeisterten Idealisten, als der abstractesten einen. Doch aber fehlt ihm der volle, reine, naive Glauben an den Idealismus; gelegentlich, wo ihm die Idealisten nicht mehr in den Kram passen, schilt er sie Nebler, Schwebler, Wolkenheimer oder sonstwie. Er hat vielleicht nicht die mindeste Absicht, zu taschenspielern, aber unter dem Drucke der drastischen Wahrheit, mit der er jede seiner Maximen, jeden seiner Gedanken, jeden seiner Sätze anfaßt, escamotiren sich alle seine Gedanken und Sätze in ihr Gegentheil. Jetzt glaubt er begeistert an das Besserwerden der Menschheit, aber im nächsten Augenblick ist fast alles, was geschehen, ein Pfuhl der Schlechtigkeit, der Niedertracht, der „Metternichigkeit". Er muß mit seinem Stocke in diesen Pfuhl rechts und links hineinschlagen. Der Pfuhl soll dadurch zum silberklaren Bache werden. Der Pfuhl aber bleibt Pfuhl. Gesetzt aber auch, der Pfuhl könnte sich durch den Scherrstab (man denke dabei viel-

leicht an einen Mosesstab, der Wunder vollbrachte) in ein silberklar Gewässer verwandeln, so würde Scherr entrüstet hintreten: „Was, du willst silberklar sein? Nun gut, wenn du es auch bist, du könntest ebenso gut ein Pfuhl sein.“ Und pitsch, patsch, geht der Stock auch in das silberklare Gewässer hinein. Scherr kann sich schließlich nur mit Mühe gegen die Fledermäuse seiner eigenen Principien wehren. Gewöhnlich sind es nur kleine Wendungen, wie „ja wenn“, „aber freilich“, „nun ja“; „allerdings“, durch die eine soeben mit Emphase auf den Thron gehobene absolute drastische Wahrheit sofort wieder kopfüber hinuntergestürzt wird; allein diese kleinen Wendungen sind charakteristisch genug. Sie machen das Absolute zum bedingt Absoluten und das bedingt Absolute zum absolut Absoluten: so geht es im steten Bedingen und Verclausuliren hin und her. Wir wollen das schließlich mit einigen Beispielen belegen.

Erstens: Scherr rechtfertigt die Revolution von 1789. Wir bestreiten ihm das Recht nicht und ebenso wenig, daß er „vox populi vox dei“ gelten lassen muß. Nun fällt aber I, 283 folgende Auslassung plötzlich aus den Wolken heraus: „Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.“ Gleichgültig, daß da „nur allzu häufig“ steht, es könnte statt dessen auch „immer“ stehen. Aber selbst dies „allzu häufig“ festgehalten, wo steckt nun die Aussöhnung zwischen der absoluten Wahrheit der vox populi und der bedingten Wahrheit dieser öffentlichen Meinung? Nur in dem Medium Scherr. Wo diesem Medium die vox populi paßt — bravo; wo sie ihm nicht paßt, gilt sie nicht.

Zweitens: II, 101 steht Folgendes: „Freilich, der Unterschied zwischen Volk und Proletariat, welchen nur Thoren leugnen können, ist hierbei scharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Proletariat ist noch kein Prophet aufgestanden, aus dem Volk gingen alle hervor.“ Welche Sophistik in einer solchen Sonderung zwischen Volk und Proletariat durch ihn, Scherr, der für das ganze Wohl der Menschheit schwärmt; er, der in der [illegible] „Dies irae“ die armen Proletarier als Revolutionsk[illegible] beklatscht. Wer sondert da Volk vom Proletariat? [illegible] der nur das Medium Scherr. Was vom Volk in [illegible] Medium nicht in seinen Kram paßt, das ist — Prolet[illegible] Was dem „Krautjunker“ (Scherr schimpft doch so [illegible] ihn) in den Kram nicht paßt, das ist — „Canaille“. [illegible] wie das andere. Es kochen die abstractesten Idealist[illegible] auch nur mit Wasser!

Hierzu kommt die Stillosigkeit seiner Darstellungs[illegible] Zwar behängt Scherr in diesen seinen „Studien“ [illegible] mehr all und jeden mit einem Spitznamen, nur der „[illegible] tracker“ Thiers muß herhalten; dafür geht es mit [illegible] steten Schelten und Schimpfen aber gerade wie in „[illegible] cher und seine Zeit“. Noch würden wir uns gegen [illegible] Uebergriffe des drastisch-wahren Stils, der nur Sch[illegible] Schufte, Judasse kennt, nicht ereifern, schlüge Scherr [illegible] damit seinem hochverehrten Meister Schiller fortwä[illegible] ins Gesicht. Welchen Werth behält denn das weit[illegible] Pathos Schiller's, wenn man es nur mit der ganzen [illegible] gelassenheit eines burschikosen Stils wettmachen kann? [illegible] einen illusorischen!

Sehen wir von alledem ab: wir wiederholen, [illegible] Fleiße und dem tiefen Wissen des bedeutenden G[illegible] historikers zu nahe zu treten, würden wir uns nicht [illegible] fangen. Sagen wir, so wie sie nun einmal sind, der [illegible] dien“, müssen sie gut sein, so wollen wir ganz bei[illegible] die letzte Studie des ersten Bandes: „Beaumarchais“, [illegible] vorheben. Freilich ein Scherr'sches Bild, aber ein [illegible] vortreffliches Scherr'sches Bild, klar und fesselnd, [illegible] pfend und doch kurz, und dies alles in seinen guten E[illegible] schaften — und weshalb wol? Weil sich Scherr auf [illegible] seitigkeit des drastisch-wahren Stils hier viel weniger [illegible] anderwärts zugute thut.

Emil Müller-Bonn[illegible]

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Wintersaison des deutschen Theaters hat begonnen — auch den literarisch-kritischen Blättern muß es vergönnt sein, hin und wieder einen Blick auf die weltbedeutenden Bretter zu werfen. Die dramatische Muse, die auf denselben zur Darstellung kommt, tritt ja dem Publikum entschieden näher und erfreut sich einer frischern Oeffentlichkeit als diejenige, welche mit Hülfe des Setzerkastens und Preßbengels das Licht der Welt erblickt. Es gibt Stücke, welche auf allen Bühnen zur Aufführung gekommen sind, jahrelang das Repertoire der Theater beherrschen — und doch nicht durch den Druck der literarischen Kritik zugänglich gemacht werden. Was indeß so weite Kreise des Publikums beschäftigt, muß doch auch in die Literatur mindestens seinen Schatten werfen, um so mehr, als die dramatische Poesie selbst in Epochen, welche für die Sauregurkenzeit der schöngeistigen Production gelten können, dazu angethan ist, einen lebendigern Verkehr zwischen dichterischem Schaffen und der Empfängniß des Publikums wach zu halten. Für die deutsche Kritik zeigt sich indeß hierbei bald der Mißstand, daß es der theatralischen Welt an einem einheitlichen Mittelpunkt fehlt. Die pariser Revuen berichten über die Aufführungen d[illegible] ser Theater und sie erschöpfen damit die ganze französisch[illegible] tische Production. In Deutschland bilden Wien, Berli[illegible] den, München, zu denen noch einige kleinere, aber mit [illegible] Kunstsinn geleitete Theater hinzukommen, ebenso viele [illegible] punkte des theatralischen Interesses. Der Berichterst[illegible] den Gang der Dramen über alle diese Bühnen und [illegible] sehr entgegengesetzten Erfolge an den einzelnen ins Au[illegible] will, wird daher oft mit fremden Augen sehen müssen. [illegible] noch muß es in der literarischen Chronik verzeichnet [illegible] welche Dramen der bessern zeitgenössischen Dichter auf d[illegible] nen gekommen sind, und mit welchem Erfolge dies [illegible]

Es ist selten, daß ein Dramatiker das Glück hat, [illegible] drei ersten deutschen Bühnen fast gleichzeitig mit einem [illegible] Stücke zu debutiren. Dies Glück ist Gustav zu Put[illegible] seinem Intriguenlustspiel: „Um die Krone“, zutheil [illegible] welches im Laufe des September in Dresden, K[illegible] Wien zur Aufführung kam, nachdem es schon vorh[illegible] unter der Leitung des Dichters stehenden Hoftheater zu [illegible] in Scene ging. Doch scheint sich das Glück des [illegible]

bereitwilligen Entgegenkommen dieser großen Bühnen erfreut zu haben, denn der Erfolg der Aufführungen war überall ein sehr mäßiger. Der Inhalt des Lustspiels ist nach dem Berichte der „Wiener Abendpost“ ungefähr der folgende: Der Dichter führt uns an den Hof Katharina's II., zwei Jahre nach ihrer Thronbesteigung. Mit einer Gesandtschaft der Republik Polen, welche sich von der Kaiserin einen König erbitten will, ist auch Stanislaw Poniatowski wieder nach Petersburg gekommen, dem Anschein nach fest entschlossen, bei der Kaiserin in seine Rechte einzutreten, welche ihm (wie überflüssig oft erzählt worden) die Großfürstin eingeräumt hatte, als er Gesandter Polens am Hofe der Kaiserin Elisabeth war. Er findet aber die Kaiserin nicht mehr ganz so aufgelegt zu Liebeständeleien; das Stück zu einem angesichts der Personen und Verhältnisse höchst gewagten Streite: ob der Mann das Herz des Weibes erobert oder sich schenken läßt, ob der Wankelmuth des Weibes oder die Unliebenswürdigkeit des Mannes ihm dasselbe wieder entreißt.

Der Streit endigt mit einer noch seltsamern Wette: Poniatowski soll „ein Herz“, dem er jetzt noch gleichgültig, binnen 24 Stunden für sich gewinnen. Als Preis verlangt er, der bei der Wette nur an Katharinen denkt, „eine Krone“ und setzt dafür sein Leben ein; nach einigem Zögern gibt die Kaiserin ihre Zustimmung. Bald reut sie das Spiel, sie ist ihres eigenen Herzens doch nicht sicher genug und verfällt auf einen allerdings sehr einfachen Plan: Gregor Orlow, der allmächtige Günstling, der Poniatowski als gefährlichen Nebenbuhler haßt, muß diesen als Gast in sein Haus einladen und die Verpflichtung übernehmen, ihn während 24 Stunden mit keiner Dame sprechen zu lassen. Diese Weisung wird zwar ganz streng durchgeführt, die junge Prinzessin Czartoryska weiß sich in Dienertracht zu ihm zu schleichen, und daß sie ihn wirklich liebt, verräth sie bald darauf der Kaiserin, aber auch, daß diese Liebe nicht von gestern datirt. Das Spiel der Fürstin Daschkow, welche Poniatowski zu lieben behauptet, um ihn um die Wette gewinnen zu lassen, wird von der Kaiserin schnell durchschaut; er scheint verloren, nachdem er durch Orlow selbst vor Vergiftung geschützt und gleich darauf nur mit genauer Noth einer tödlichen Kugel entgangen ist. Aber diese Kugel war für ihn wichtig. Er hat durch Sophie Czartoryska einen Anschlag auf Orlow erfahren, warnt diesen und verlangt, daß Orlow ihn als weichlichen Weibergünstling behandelt, dann ihm jede Genugthuung zugestanden hat, als solche, daß er in Orlow's Kleidung den dunkeln Corridor betreten darf, in welchem die Mörder lauern. Die Folge ist, daß Orlow vor dem versammelten Hofe erklärt, der Mann, welchen er gestern noch verachtet, habe durch Liebenswürdigkeit und Mannestugend sein Herz gewonnen. Das entspricht zwar nicht dem Sinne, aber dem Wortlaut der Wette, die Kaiserin ergreift gern den Vorwand, um sich für besiegt erklären zu können und doch nicht die Verwährung des bedungenen Preises genöthigt zu sein. Eine Krone erhält Poniatowski allerdings, aber die polnische und die Hand der Prinzessin Czartoryska.

Außer der letzten feinen Schlußwendung finden die Blätter an dem Gang der Handlung wenig zu loben, ja sie tadeln selbst die Anlage des Ganzen. Nur die berliner Kreuzzeitung findet das Werk des Lobes voll. Kossak in der „Schlesischen Zeitung“ meint: „Der fleißige dichterisch begabte Verfasser ist in Fußstapfen Scribe's getreten, nur paßte unglücklicherweise ein etwas schwerfälliger Gang und das Format seiner Figuren nicht in die zarten Spuren des leichtfüßigen Franzosen. Im Zuschnitte des Stoffs, der am Hofe Katharina's II. sich zeigt sich technische Gewandtheit, aber in der Ausführung des Ganzen hat sich G. zu Putlitz entschieden vergriffen. Statt der leichten, höfisch gefälligen Conversationstons hat er eine gespreizte Prosa gewählt, die bei ihrer Breite das Verständniß der Intrigue erschwert und statt den Zuschauer rasch zu fördern, ihn aufhält und ermüdet. Breite Monologe und subtile Reflexionen, die stark nach Sentimentalität schmecken, will man nicht von einer Kaiserin hören, die ihre Favoriten nach halben Dutzenden zählte, und unter russischen Großen, die in den Geschichtsbüchern stets mehr oder weniger nach Juchten riechen. Den Fehler einer überladenen rhetorischen Instrumentation wird der Dichter bei seiner nächsten Arbeit in diesem Genre zu seinem eigenen Vortheil sorglich zu vermeiden haben.“

Wir sind immer der Ansicht gewesen, daß das Intriguenstück als solches, d. h. ein Stück, in welchem die Intrigue nicht nur Mittel, sondern auch letzter Zweck ist, mehr romanischer Natur ist und dem germanischen Geschmack widerspricht. Den Dichtern gelingt nicht die feine Schürzung und Lösung des Knotens; das Publikum empfindet selbst bei glücklicher Führung nicht die Befriedigung, die es in Paris und Madrid in gleichem Falle empfinden würde. Wir verlangen den echten Lustspieläther der Heiterkeit, komische Situationen und Charaktere. Die Intrigue mag immerhin den Faden hergeben, aber sie soll uns nicht blos in ein Labyrinth verstandesmäßiger Ver- und Entwickelungen führen, sondern auch einem frischen Humor Gelegenheit zur Entfaltung geben oder einen wahrhaft satirischen Grundgedanken als Einschlag durch ihr Gewebe ziehen. Es scheint, daß Putlitz versäumt hat, diesen Anforderungen des deutschen Geschmacks Genüge zu leisten.

Julius Mosen's „Otto III.“ ist am dresdener Hoftheater wieder zur Aufführung gekommen, nachdem er dort vor 25 Jahren überhaupt zum ersten male in Scene gegangen ist, und fand von seiten des Publikums eine sehr warme Aufnahme, welche den entschiedenen Vorzügen des Dramas, seiner edeln Haltung, seiner schwunghaften Ausdrucksweise, der Größe seiner geschichtlichen Gesichtspunkte galt und nicht blos eine pietätvolle Anerkennung der Verdienste des seit so langer Zeit schwerkranken Dichters war. Mosen's Dramen sind fast gänzlich von der Bühne der Gegenwart verschwunden; es fehlt ihnen allerdings an jenem technischen Tic, der heutigentags allein für dramatisches Talent gilt. Auch haben sie nichts von dem Ungeheuerlichen, das zwar den gesunden Menschenverstand ängstigt, aber von einzelnen Wortführern der Kritik aus der Hebbel'schen Schule allein für bewundernswerth gehalten wird. Wir zweifeln zwar, daß sich „Don Juan von Austria“ oder „Herzog Bernhard von Weimar“ auf der Bühne halten dürften; wol aber haben „Der Sohn des Fürsten“ und die „Bräute von Florenz“ auch dramatisch und theatralisch wirksame Scenen und verdienen, der Bühne der Gegenwart wieder angeeignet zu werden.

Bibliographie.

Blanc, L. G., Versuch einer blos philologischen Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen der göttlichen Komödie. II. Das Fegefeuer. (Gesang I—XXVII.) Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein höchst origineller, jetzt erst aufgefundener, Brief Dr. Martin Luther's an Herzog Georg, den Bärtigen, von Sachsen, vom 8. Joannis 1523. Berlin, Wittkow. Gr. 8. 10 Ngr.

Buck, M. R., Medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Ravensburg, Dorn. Gr. 8. 12 Ngr.

Haffner, Der moderne Materialismus. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Hauff, W., Phantasien im Bremer Ratskeller; ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmid, U. R., Die Einheit der Burschenschaft. Ein Gruß zu ihrem 50jährigen Jubiläum an Alt und Jung. Jena, Neuenhahn. 8. 3 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1ster Bd.: Das classische Zeitalter. 1781—1797. Leipzig, Grunow. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Städler. — Aus Städler's Nachlaß. Vermischte Aufsätze herausgegeben von seinen Freunden L. Rudolph und C. Goldbeck mit einem Vorwort von C. Mützner. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Steffens, F., Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt“. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Wachenhusen, H., Die Verstoßene. Erzählung. 2 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wood, J., John Wilkes Booth oder das Opfer der Rebellion. Illustrirter historischer Roman aus der neuesten Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ste Lief. Berlin, Humburg u. Comp. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

NATURHISTORISCHER SCHULATLAS.

Für den methodischen Unterricht bearbeitet

von

Dr. CARL ARENDTS.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

667 Abbildungen in Holzschnitt auf 48 Tafeln, nebst einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Was für den Unterricht in der Geographie der geographische Schulatlas, das bietet für den Unterricht in der Naturgeschichte Arendts' „Naturhistorischer Schulatlas": ein unentbehrliches pädagogisches Hülfsmittel, das bereits in vielen öffentlichen wie Privatschulen Eingang gefunden hat und zu jedem Lehrbuch der Naturgeschichte, mit Hülfe des beigegebenen Textes aber ebenso wol zum Selbstunterricht gebraucht werden kann. Die vorliegende zweite Auflage ist um 15 Tafeln mit 279 Figuren vermehrt worden, sodaß Zoologie, Botanik und Mineralogie nun in gleicher systematischer Ordnung vertreten sind. Durch den, gegenüber der sorgfältigen Zeichnung und vollendeten Ausführung der Holzschnitte außerordentlich billigen Preis wird die Anschaffung des Werks in Schulanstalten ganz besonders erleichtert.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings.

8. Geh. 2 Thlr.

Obwol der Verfasser dieses in vielfacher Hinsicht merkwürdigen und interessanten Buchs (dessen Fortsetzung kürzlich unter dem Titel „Durch Kampf zum Sieg" erschienen ist) gegenwärtig als evangelischer Prediger in einer Gemeinde Westfalens wirkt, sind die Erinnerungen aus seinem Jugendleben doch nicht in einseitig polemischem Sinne gegen die Gesellschaft Jesu und deren Erziehungsanstalten geschrieben. Sie geben in unbefangener, schlicht erzählender Weise die Eindrücke wieder, welche der damals gläubige Jüngling in seinem von den Jesuiten umgarnten Aelternhause, in dem Privatinstitut eines deutschen Jesuiten, in der Pension zu Freiburg sowie während seines mehrjährigen Aufenthalts im Collegium Germanicum zu Rom empfing, und schließen mit der Vertreibung der Jesuiten aus Rom durch die Volksbewegung des Jahres 1848. Indem sie ein treues, überall auf strengster Wahrheit beruhendes Spiegelbild von den Hauptpflanzstätten des Jesuitenordens und deren innern Einrichtungen liefern, setzen sie den Leser in den Stand, auf Grund verbürgter Thatsachen sich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden.

Soeben ist der fünfte Band der elften Auflage von Brockhaus' berühmtem Conversations-Lexikon vollständig geworden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun bereits ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich billigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der allmählichen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses wahrhaft unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nicht nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Physische Geographie des Heiligen Landes

Von

Edward Robinson.

Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner frühern Schriften über Palästina.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Werke über Palästina auf beiden Hemisphären rühmlichst bekannte Gelehrte hat in vorliegender „Physischen Geographie des Heiligen Landes" einen Theil der Resultate seines über ein Vierteljahrhundert fortgesetzten unermüdlichen Forschens niedergelegt und systematisch zusammengefasst. Das Werk ist innerlich fertig und abgeschlossen von der Hand des kürzlich verstorbenen bewährten Forschers der Nachwelt hinterlassen worden und wird als nothwendige Ergänzung, ja als systematischer Abriss seiner frühern Schriften über das Heilige Land dem wissenschaftlichen Publikum hoch willkommen sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica

vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer.

Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs von Orleans.

An den Klerus und das Volk der katholischen Kirche

von einem Katholiken.

8. Geh. 15 Ngr. = 54 Kr. Rh.

Vom Standpunkt der Opposition, aber der christlichen katholischen Opposition, unterwirft der ungenannte Verfasser — ein Mann, der durch seine Stellung in der katholischen Kirche vor allen dazu berufen ist, in dieser Angelegenheit mitzusprechen — die päpstliche Encyclica einer eingehenden Kritik. Er brandmarket sie als ein vom ultramontanen und jesuitischen Geiste dictirtes Parteimanifest und bekämpft die darin verkündeten Grundsätze, nicht weil sie katholisch, sondern weil sie eben nicht katholisch seien.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.

Zweiter Band. 1.—4. Heft: Tafel CI—CXL; Text Bogen 1—

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesem für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werke ist kürzlich das vierte Heft des zweiten Bandes erschienen.

Der erste Band, enthaltend 100 Tafeln und 31 Bogen Text, kostet 26 Thlr. 20 Ngr., gebunden 30 Thlr., und ist mit einem ausführlichen Prospect (der sehr günstige Beurtheilungen des Werks, unter anderm von Prof. Lindley, dem berühmten englischen Botaniker und Kenner der Orchideen, mittheilt) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 19. October 1865.

alt: Zur Geschichte des italienischen Kriegs von 1860 und 1861. Von Karl Gustav von Berneck. — Allerlei Lyrisches, Episches, lisches. Von Rudolf Gottschall. — Zur Religionsphilosophie. Von Alexander Jung. — Literarhistorische Skizzen. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Geschichte des italienischen Kriegs von 1860 und 1861.

Palermo bis Gaëta. Der Kampf in Italien um Thron und ronesehre 1860—61. Nach den Quellen dargestellt von chard von Meerheimb. Nebst den Bildnissen von ig Franz und Königin Marie von Neapel und einem ppelplane von Gaëta. Dresden, Burdach. 1865. Lex.-8. Thlr. 15 Ngr.

Hie Welf! Hie Waiblingen!" Der Verfasser hat sei- ntschiedenen Standpunkt in dem Kampf unserer Tage in frühern Schriften nie verleugnet, und spricht ihn gleich auf dem Titelblatt aus. Wir haben das Werk Rüstow über die Ereignisse in Italien, welche dem von 1859 folgten, in Nr. 21 d. Bl. f. 1863 hrlich besprochen — audiatur et altera pars! Rüstow me Rückhalt seine antimonarchische, radical-revolu- e Gesinnung wiederholt ausgesprochen hat, urtheilt die Thatsachen in vielen Punkten ebenso wie Meer- nur daß beide, von grundverschiedenen Principien end, zu entgegengesetzten Resultaten kommen. Rüstow nichts, was durch Verrath und Gewaltthat ge- ist, aber er erklärt dies für Nothwendigkeit und üttet mit seinem Hohne nur „den feigen, gleisne- Liberalismus", der nicht den Muth hat, sich zu nsequenzen seiner Grundsätze zu bekennen. Meer- spricht mit Abscheu von Gesinnungen, Umtrieben haten, die er nach seiner Ueberzeugung verworfen muß, und kämpft mit hoher Begeisterung für das der legitimen Throne", dem er sein Werk gewid- t. Seinem Vorwort ist aus Tittmann's „Natio- und Staat" ein Motto gegeben, in welchem es „Der Schriftsteller, der von der Gunst des Publi- eben will, wird gewiß nicht gegen den Revolutio- schreiben." Dem Verfasser schwebten allerdings Zwecke vor.

r erste Abschnitt seines Werks enthält die Ereignisse aribaldi's Landung in Sicilien bis zur Besetzung sturnolinie durch die königlich neapolitanische Armee. ch die schönste Stadt der Welt durch Plünderung ord beflecken und verwüsten? Meine Wiege und das Grab meines Vaters? Nein, niemals!" Mit diesen Worten des Königs Franz leitet der Verfasser seine Darstellung und die Charakteristik dieses Fürsten ein. Gewiß sind diese Worte menschlich edel, sie erklären indeß zugleich das Schicksal, das Franz II. getroffen hat. Möglich, daß sich „die Nebel der Lüge und Verleumdung" noch ganz senken und das Haupt des jugendlichen Königs, „des im tiefsten Unglück hochherzigsten Fürsten neuerer Tage, im vollen Lichte gerechten Urtheils bekrönt werden wird" — neuere Bemühungen haben ja ganz andere Persönlichkeiten, welche die Geschichte seit fast 2000 Jahren gerichtet hat, einen Tiberius, eine Kleopatra, in günstigeres Licht zu setzen gesucht —; aber wir können doch die Sympathien des Verfassers für einen König nicht theilen, der so schwankend und unentschlossen, schlechten Rathgebern Gehör schenkend, im Kampf um seine Krone eigentlich erst an seiner heldenmüthigen Gemahlin und dann zu spät erstarkt ist. Er war jung, aber doch 24 Jahre alt; älter als Condé bei Rocroy, viel älter als Karl XII., da er das Schwert gegen die Uebermacht seiner Feinde zog, wenig jünger als Friedrich II. beim Beginn der Schlesischen Kriege. Die Jugend hat sonst Thatkraft! Wir können überhaupt für die letzten Sprossen der Bourbons, nach ihrem Gebaren, keine Sympathien haben — Heinrich's IV. Geschlecht hat keine Zukunft mehr!

Unser Werk beginnt mit einem kurzen Ueberblick der Verhältnisse in Italien, als der „cri de détresse", der Schmerzensschrei Italiens, 1859 das halbverschlafene Europa aufschreckte; es nimmt Act von den Uebertreibungen und erfundenen Schauergeschichten über das Regiment Ferdinand's II. und citirt Petruccelli della Gatina, Mazzini's warmen Anhänger, der jetzt selbst bekannt hat, daß Poerio's Geschick eine vereinbarte Erfindung der englisch-französischen Presse gewesen. Nicht eine Specialgeschichte, wol aber ein treues, umfassendes Gemälde jener Vorgänge, durch welche die Throne in Italien umgestürzt wurden, will der Verfasser geben:

Jeder gerechtdenkende Mensch, und schwärme er noch so begeistert für ein großes einiges Italien, wird zugestehen müssen, daß die Mittel, welche zur scheinbaren Einigung des Landes

angewandt worden, weder redlicher, noch heroischer Art gewesen sind. Der Schmerzensschrei war nichts anderes als der Ruf des aufwachenden Tigers der Revolution. Piemont hatte während des Krimkriegs der französischen Armee untergeordnete Trabantendienste geleistet, unter dem Versprechen, den Lohn dafür bei Durchführung der zu unterstützenden Revolution zu erhalten. Zweimal von Oesterreich besiegt und großmüthig nicht, wie wol verdient, zermalmt, erhob sich Piemont zum dritten male; es siegte durch die Hülfe des französischen Degens und durch die Kunst der Diplomatie. Die Revolution folgte den Schritten des königlichen Vorkämpfers, welcher mit dem von seinem Protector-Cäsar auf Abschlag des „Frei bis zur Adria" ihm gnädig überlassenen Geschenk der Lombardei sich nicht zu begnügen gewillt war.

Wir sind dem Verfasser mit seinen eigenen Worten gefolgt; was er dann weiter über die Annexionen und die Abstimmung selbst in Savoyen und Nizza sagt, haben auch seine Gegner schon geäußert. Mazzini's Thätigkeit charakterisirt er wie folgt: „In seiner lenkenden Hand vereinigten sich die Fäden der Revolution. Mit welcher Sicherheit dieser in seiner Art gigantisch infernalische Machinator die Ereignisse nicht allein vorhergesehen, sondern geradezu vorherbestimmt hat, geht aus seinen mehrfach publicirten Correspondenzen hervor." Von Cavour heißt es: „Er spielte mit meisterhafter Verstellungskunst, wie seine Bewunderer sich auszudrücken beliebten, das Doppelspiel eines gewissenlosen Heuchlers. Er schickte den ehrlich vertrauenden Diener (Garibaldi) an den feurigen Herd, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, damit sie dann der Herr in gemüthlicher Ruhe selbst verzehre. Der Mohr sollte seine Schuldigkeit thun — dann konnte er gehen!"

Diesem Urtheil wird Rüstow, wie wir aus seinem Werke wissen, Cavour gern preisgeben. Ein Schreiben desselben an seinen Agenten Farina wird zum Beweise der Doppelzüngigkeit Cavour's mitgetheilt. Daß die Gefechte, überhaupt die kriegerischen Actionen, hier etwas anders dargestellt werden, als in den Berichten der sieghaften Partei, kann nicht wundernehmen: das ist auch in ehrlichen Kriegen nicht anders. Garibaldi's militärischen Talenten, seiner vorleuchtenden Tapferkeit und seiner Ehrlichkeit, abgesehen von seinen politischen Tendenzen, die zur Phantasterei geworden sind, läßt Meerheimb volle Gerechtigkeit widerfahren; von der neapolitanischen Armee spricht er mit gebührender Verachtung, wie auch Rüstow sie dargestellt hat. Fast noch schärfer, aber vollkommen gerechtfertigt äußert er sich über den dortigen Adel: „Die Edelleute glaubten genug gethan zu haben, wenn sie im feinen pariser Frack mit Glacéhandschuhen und Lackstiefeletten diesem pöbelhaften Treiben aus gesichertem Erker mit eingeklemmter Lorgnette, mit geringschätziger Miene von fern zusahen oder in eleganten Cirkeln einen Witz, eine Caricatur über Garibaldi oder Victor Emanuel zum besten gaben; von einer edelmännischen That keine Spur!" Noch an andern Stellen, und nicht blos in Bezug auf Neapel, kommt der Verfasser auf diesen Punkt zurück, dessen Nutzanwendung auch wir dringend empfehlen. Nach dieser „Umschau und Betrachtung", in welcher die guten Eigenschaften des piemontesischen Heers anerkannt und allgemeine Bemerkungen über Armeen eingeflochten sind, denen jeder Soldat beistimmen wird, folgt die Schilderung der Kriegsereignisse am Volturno. Ueber das Gefecht von Capua, welches Rüstow geleitet und in der Presse gegen die vielfachen Angriffe, die es ihm zugezogen, vertheidigt hat, gibt Meerheimb folgende interessante kaum noch gekannte Thatsachen, aus einem Aufsatze des Guarnoëns, Adjutant im königlich neapolitanischen Generalstabe, entnommen: „La campagne de l'armée Napolitaine du Volturne à Gaëte", in der „Bibliothèque universelle" (Bd. 11, Juni 1861).

Der Gouverneur von Capua, General Pinedo, hatte im Einverständniß mit den höchsten und höhern Officieren der Besatzung ein verrätherisches Abkommen mit Garibaldi getroffen, nach welchem letzterer am 19. September einen Angriff machen und keinen Widerstand finden sollte, die Artillerie würde nur blind feuern, die Zugbrücken sollten herabgelassen sein. Unteroffiziere und Soldaten aber, welche die erbärmlichen Vertheidigungsanstalten nicht unbemerkt gelassen, hatten nach den schändlichen Vorgängen der letzten Zeit den Verrath geahnt und ohne Wissen ihrer Vorgesetzten zu einem Schreiben an den König geeinigt, in welchem sie ihn nach ihrem besten Verstande von dem traurigen Zustande Capuas nachrichtigten. Der König kam sofort von Gaëta über, ließ Pinedo arretiren und den Platz durch den neuen Commandanten Salzano schleunigst in Vertheidigungsstand setzen. Das Glacis, das jetzt noch in tiefstem Frieden mit hohen Bäumen und Gebüsch bewachsen war, wurde schnell rasirt, die Batterien, in denen nur sechs bis acht ausrangirte Geschütze standen, ständig armirt. Davon hatte Garibaldi trotz seines vorzüglich eingeschulten Spionniersystems keine Ahnung bekommen, und Rüstow fand denn Capua, als er ahnend vorrückte, im Zustande einer „untadeligen Festung, wie er als Ingenieur wol beurtheilen konnte; mit blinden Salutschüssen wurde er mit einem wahren Geschützfeuer empfangen und erlitt bei der Rückkehr seiner Leute jene Niederlage. Viele der Flüchtlinge warfen sich sogar, nach seiner eigenen Angabe, auf der ersten Eisenbahnstation in den abgehenden Zug und so bis Neapel. Jedenfalls ist diese militärische Benutzung der Eisenbahnen neu in der Kriegsgeschichte. Dann trat vollständige Ruhe ein. Garibaldi blieb unthätig, wollte nichts wissen von Rüstow, welche Einflüsse hier wirkten, wissen auch er kann seinen Helden nicht freisprechen. Meerheimb sagt darüber: „Generalstabschef Rüstow drängte zum Angriff; aber Garibaldi kam zu keinem Entschluß, ging nach Venedig und blieb zu Caserta sitzen. Durch Proclamationen erreichte er nichts weiter, als daß die piemontesische Soldateska, die Siegerin von Castelfidardo, so mehr sich beeilte, dem redseligen Phantasten die Hände zu verbinden, damit nicht der nunmehrige Vertreter von Savoyen erzürnt werde über das Gebaren jener barbarischen Freiheitsenthusiasten und wol gar einen Schlagbaum vor den römischen Stuhl lege."

Wir erklären uns Garibaldi's Zaudern, sein

in der Defensive und die schlechte Benutzung des
olgs nach der Schlacht am Volturno daraus, daß
entweder kein Vertrauen für offenen Kampf gegen
n zum Widerstand entschlossenen Feind in seine Frei-
ren setzte oder — bei aller Kühnheit, Entschlossenheit
heldenmüthigen Tapferkeit im kleinen Kriege kein Feld-
ist! Lähmende Einflüsse mögen freilich von vielen
en auf ihn gewirkt haben, eine starke Willenskraft
e dieselben aber besiegt. Das Eingreifen der Piemon-
in die Schlacht am Volturno, deren Entscheidung
ich bekanntlich zugeschrieben haben, hält Meerheimb,
eich er eine betreffende Stelle von Gumoëns anführt,
gstens für zweifelhaft. Ueber die berüchtigte Abstim-
g citirt er aus Rüstow's „Erinnerungen", daß bei
n Divisionsstabe von 51 Mann, die nicht einmal
ntlich anwesend waren, 167 Stimmzettel abgegeben
en! Die Auflösung der Südarmee, als „der Mohr
Schuldigkeit gethan hatte", wird nur kurz berührt.
ig Victor Emanuel würdigte die Freischaren keines
s, er erschien nicht einmal zu der Revue, welche vor
abgehalten werden sollte. Garibaldi ritt allein die
ten ab. Die Freischärlerromantik war zu Ende!"

Das Hauptstück des Buchs enthält die Belagerung
Vertheidigung von Gaëta, welcher eine gute Beschrei-
der Festung und eine Skizze der Geschichte Gaëtas
der ältesten bis auf die neueste Zeit vorausgeschickt

Aus dieser kleinen historischen Monographie, die
mit Interesse gelesen haben, ist die Vertheidigung von
a durch den Prinzen von Hessen-Philippsthal hervor-
en, welcher dabei seinen Tod fand. Den innern
ältnissen bei Beginn der Belagerung wird hierauf ein
gewidmet, er fällt auf traurige Dinge: die Auflö-
der Schweizertruppen, gegen welche eine feingespon-
Intrigue Mistrauen beim jungen König erweckt,
l und Verrath, elende Gesinnung überall!

Der unglückliche betrogene Monarch war von seinen Die-
die hochherzige Königin von ihren Dienerinnen verlassen.
Dank für tausendfach genossene Wohlthaten, kein Beispiel
ernder Hingabe! Durch die Corridore huschten die furcht-
n Gestalten treuloser Erbärmlichkeit. Die sonst von gol-
nzender Erdenseligkeit überfüllten Räume des Palastes
verödet, so verödet, daß am letzten Abend der Anwe-
des königlichen Herrschers der Fuß im Finstern tappen
, weil sich keine treu verbliebene Hand mehr rührte, um
oder Candelaber mit Oel oder Kerzen zu versorgen. Es
sich in der That, daß zu den jammervollsten Creaturen
Erde die sogenannte Bedientenseele gehört, welche unter-
vor dem Herrn den Rücken krümmt, solange dieser im
im Unglück aber feig und treulos ihn verläßt, um in
der Unterwürfigkeit sich vor die Schwelle des neuen
ers zu legen.

on dieser Nachtseite wendet sich der Verfasser zu
'ichtbilde der „tapfern Königin, welche in deutscher
dem König, ihrem bedrängten Gatten, unerschütter-
ur Seite blieb und durch ihren an die heroischen
ten der Antike erinnernden Muth die sinkenden Her-
it Ausdauer zu stärken, ja, im brechenden Auge des
'enden Soldaten die Flamme der Begeisterung noch
leuchtend hervorzuzaubern wußte". Diese Worte
enthalten nur Wahrheit, keine Uebertreibung. Wir überlassen die niedrige Gemeinheit, welche sich nicht entblödet hat, die deutsche Fürstin mit welschem Koth nichtswürdiger Verleumdung zu bewerfen, ihrem eigenen Gewissen!

Die Belagerung von Gaëta hat der Verfasser nicht, wie er im Vorwort schon gesagt, als eine bloße Kriegshandlung, deren Zweck die Einnahme oder Behauptung der Festungswälle, dargestellt, sondern als einen Kampf für und gegen die loyalen und legitimen Principien, deren Bollwerk und gefährdetes Symbol die Meeresfeste gewesen. Als militärische Grundlagen sind für das Thatsächliche gewählt die „Mémoires sur le siége de Gaëte", in Stockholm von einem ungenannten Verfasser erschienen, und das „Journal du siége de Gaëte", von Charles Garnier. Beide haben als Augenzeugen, aber aus entgegengesetzten Lagern, berichtet. Zu diesen Quellen hat Meerheimb aus allen Schriften, die ihm zugänglich gewesen, Materialien hinzugefügt und auch den allgemein menschlichen Ereignissen und Beziehungen, an denen die Geschichte jener Belagerung so reich ist, in seiner Darstellung ihren Platz angewiesen. Der Leser aus nichtmilitärischen Kreisen kann ihm dafür nur Dank wissen, wie auch die schwungvolle Sprache, die wir schon aus Meerheimb's Dichtungen kennen, ansprechen wird. Freilich bietet sie auch den Gegnern, welche sein scharfes und furchtloses Entgegentreten zahlreich erwecken wird, Gelegenheit, ihn der Exaltation und dadurch in vielen Dingen der Uebertreibung zu zeihen. Er sagt darüber: „Wahrheitstreue war und ist dem Autor unantastbares Gesetz. Die Färbung des Gemäldes liegt im Auge, die Zeichnung der Contouren darf aber nicht willkürlich verändert werden. Mag also auch die Farbenmischung von gewisser Seite angefochten werden: die Wahrheit der Zeichnung verbleibt als des Malers Recht." In diesem Sinne ist die Schilderung gehalten. Daß der Königin Bild vor allem im wärmsten Colorit prangt, liegt im Motiv des ganzen Gemäldes: was von ihrem Thun und Walten zu Gaëta erzählt wird, ist immer wieder ergreifend, und die Damen der Crinoline, welche dasselbe wie die Kleidung der Fürstin auf ihren Wegen über Trümmer und Leichen und in die Spitäler amazonenhaft gefunden haben, mögen sich in dem Spiegel beschauen, der ihnen hier vorgehalten wird. Von der Darstellungskraft des Verfassers geben wir als Probe den Wiederbeginn des Bombardements nach dem Waffenstillstande:

Die Morgensonne des 22. Januar tauchte heiter und klar aus dem blauen Meer empor, stieg hinauf in den blauen Aether; kein Wölkchen am Himmel; keine ungestüm brandende Meereswoge; die Natur athmete Ruhe, athmete Frieden. Da verkündete die Glocke vom Dome herab die neunte Morgenstunde. Von der Batterie Regina zuckte ein Kanonenblitz — und noch ehe der forthinrollende Donner von den Bergen herüber im Echo widerklang, begannen, ziemlich a tempo, mehr denn 300 Feuerschlünde ihr donnertönendes Kriegsconcert. Die Festung war's, welche den Piemontesen den Fehdehandschuh vor die Füße warf und bewies, daß sie noch ungebrochenen Muthes sei. Aber auch drüben auf den Höhen und in den Thälern zuckte es auf, Blitz an Blitz: der Pulverdampf, erst in weißen Wölkchen hervorbrechend, floß nach und nach zusammen in ein

Gewoge von Dampf, Rauch, Blitz und Flamme; die Berge mit ihren 15 arbeitenden Batterien schienen zu feuerspeienden Kratern geworden zu sein, und auch vom Meere her hob sich's in krachenden Feuerwolken.

An diesem Tage wurde der vierte Theil der gesammten noch vorhandenen Munition verschossen. In der Festung wütheten Hunger und Typhus, von frischem Fleisch war kein Atom mehr zu entdecken; Ende Januar wurde schon „Hundebouillon" gekocht, Anfang Februar ein Ei mit einem Karlin (circa 4 Sgr.) bezahlt. Dennoch wurde im Kriegsrath die Fortsetzung des Widerstandes beschlossen, bis die gezogenen Kanonen der Belagerer endlich Gaëta den Todesstoß gaben. Vieles, was die letzte Katastrophe herbeigeführt, ist noch nicht aufgeklärt. Der vorsichtig zurückhaltende Verfasser der „Memoiren", der im piemontesischen Lager weilte, macht wenigstens das Zugeständniß: „Du reste, ce n'est plus un secret, qu'il se trouvait des traîtres dans la forteresse, même parmi les officiers supérieurs." Militärische Fehler bei der Vertheidigung rügt Meerheimb mit vollem Freimuth, besonders daß sie eine rein passive geblieben. Wir verweisen auf Lecomte's Bemerkung, welche Rüstow als die beste Kritik der Belagerung und Vertheidigung von Gaëta wiedergegeben (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1863).

Zum Schluß des Werks sind noch die Beweise der Anerkennung und Huldigung erwähnt, welche namentlich der Königin Maria zutheil wurden: der goldene Lorberkranz mit den Namen der deutschen Fürstinnen, welche ihr denselben geweiht, und von den Dichtungen zu Ehren der Heldin von Gaëta die sinnigsten. Auch Meerheimb, bereits früher bekannt durch Dichtungen, reich an Schwung und Kraft, hat in seinen neuesten Poesien: „Frauenwelt. Das Buch edler Frauen", Gaëta zwei schöne Gedichte gewidmet, die er hier mittheilt. Wir wollen hinzufügen — absichtlich erst nach der Besprechung —, daß er das Werk: „Von Palermo bis Gaëta", einem patriotischen Zwecke geweiht, indem er den ganzen durch allgemeine Subscription gewonnenen Erlös zur Begründung eines Invalidenfonds, beziehungsweise eines Invalidenhauses zu Dresden bestimmt hat. Durch diese Anregung flossen freiwillige Spenden so reichlich, daß binnen Jahresfrist das Grundkapital schon 7000 Thaler betrug. Dieser Erfolg ließ ihn mit dem Plane einer zweiten Stiftung hervortreten, nämlich für hinterbliebene hülfsbedürftige Töchter sächsischer Staatsbeamten vom Civil und Militär, zu welcher auch schon ein guter Anfang gemacht ist. Ehre sei ihm dafür!

Karl Gustav von Berneck.

Allerlei Lyrisches, Episches, Didaktisches.

1. Gedichte von Hermann Rollett. Auswahl. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Wagner. 1865. 8. 2 Thlr.

Es weht nicht ew'gen Lorbers Traum
Um jedes Dichters Haupt;
Genug, wenn ich der Menschheit Baum
Als grünes Blatt belaubt.

Mit diesem bescheidenen Motto führt Hermann Rollett, ein aus der Zeit der österreichischen Freiheitsbewegung bekannter Dichter, eine Ausgabe ausgewählter Gedichte [illegible]. Allerdings ist dieser Band noch sehr umfangreich geworden, und zwar nicht zum Vortheil des Dichters, [illegible] enthält noch viel des Matten, Unbedeutenden; [illegible] hätten die „Denksteine", „Helden" und „Märtyrer", in [illegible] ein nicht unbeträchtlicher Theil der Weltgeschichte [illegible] gesungen wird, ausnehmend durch strenge Sichtung [illegible] wonnen. Es ist ein etwas monotoner Dithyrambus, [illegible] sich durch diese historische Walhalla hindurchzieht. [illegible] ist der Unterschied zwischen den einzelnen Abschnitten [illegible] recht einleuchtend. Warum z. B. steht Napoleon [illegible] unter den Helden? In der Ausscheidung des Schwachen, das jetzt ermüdend wirkt, liegt eine energische Stärke, welche der Anerkennung des Dichters sehr zugute kommen wäre. Denn man wandert jetzt durch allerlei welkes Laub, und ist daher weniger geneigt, das junge Frühlingsgrün in vielen frischen Liedern die gebührende Würdigung zutheil werden zu lassen. Die Gärtnerschere fördert am meisten den Wuchs des Baumes. Wenn wir alle Studien mit in den Kauf nehmen müssen, so wird uns unbehaglich zu Muthe, als hätten wir es mit einer rudis indigestaque moles zu thun. Der Pathos des Märtyrerthums wird z. B. durch einen einzigen Vers genugsam illustrirt. Wenn wir Arnold von Brescia, Huß, Savonarola, Michel Servet, Giordano Bruno [illegible] untereinander besingen hören, überall mit dem Scheiterhaufen als unvermeidlicher Schlußdecoration, so überkommt uns ein Gefühl von Ermüdung, als wanderten wir durch ein Maleratelier, wo an jeder Wand ein Scheiterhaufen lohte, oder als blätterten wir in einem alten Legendenbuche, wo in immer neuen Bildern die Hinrichtung der Märtyrer mit Zangen, auf Rosten u. dgl. m. dargestellt wird. Alle Kunst verlangt Concentration. Ein glücklicher Wurf — und der Stoff ist erschöpft, während in dem beständigen Hinansingen eigentlich nur ein erfolgloses Streben sich ausspricht, weil das nicht erreichte Ziel einen neuen Anlauf erheischt.

In den „Naturstimmen", der ersten Abtheilung der Sammlung, finden sich einzelne recht anmuthige [illegible] Blüten; namentlich ist das Erwachen des Lenzes in stimmungsvoller Weise dargestellt, z. B. in dem Gedicht „Himmel und Erde":

Die sonnengeküßten Zweige ranken
In Liebe zum Himmel empor,
Und Knospen springen, wie lichte Gedanken
Des freudigen Baums, hervor.

Es zittert ein ahnungsvolles Leben
Im frühlingstrunkenen Baum,
Die aufgesprungenen Blüten beben,
Als sprächen sie leis' im Traum.

Es flattern am Baum, an jedem Aste,
Die Blätter wie Flügelein,
Und wenn er nicht liebend die Erde umfaßte,
Er flög' in den Himmel hinein.

Auch das alte kaleidoskopische Spiel mit Blumen, Sternen, das unsere Lyrik nicht so leicht verlernt, [illegible] in den Nachtliedern Rollett's mit Geschick gespielt. Neu und originell dagegen ist das Gedicht „Erste

Nun stelle deinen Zweifel ein
Und all dein Widerstreben,
Und glaube jetzt und füge dich drein —
Es gibt ein Geisterleben!

Im Traum hat eine Nachtigall
Mir laut ins Herz geflötet,
Und mir träumte von den Blumen all,
Die der kalte Winter getödtet.

Da kamen im Traume, still und bleich,
Die Blumengeister gezogen
Und hauchten mich an und verschwanden zugleich,
Und schwebten und webten und flogen.

Und morgens, als ich aufgewacht,
Da standen sie eisig am Fenster —
In kalter, schimmernder Geistertracht,
Die weißen Blumengespenster.

Ebenso sinnig ist das Schlußgedicht der Abtheilung: ldener Schein."

Der zweite Abschnitt: „Liebesklänge", bringt mancherlei nigliches in meist sangbarer Form und mit einigen echenden Pointen. Freilich finden sich hier auch viele sche Wendungen, die bereits bei uns und in den ver-enften Literaturen, in mehr Ländern als ein Bete-der römischen Kaiserzeit ausgedient haben; doch da „vor allen Dingen" das Thema der Poeten sein so ist es nicht zu verwundern, wenn ein niemals liegender Stoff sich zuletzt erschöpft.

Inhaltreicher sind die „Freiheitsgesänge", namentlich Sonettencyklus „Feuerrosen", den wir für die gelun-Gabe in der ganzen Sammlung halten. Er trägt iner Stirn zwar das Datum 1843, eine Zeit, die ren jugendlichen Hoffnungen unserer altgewordenen unzelvollen Epoche etwas fremd geworden ist; doch oesie hat sowenig ein Datum wie die Ideale, welche t Begeisterung erfaßt. Was sind Jahrzehnte für ortentwickelung der Menschheit, mögen wir diese Zeitspanne auch mit noch so vielen markirten Ein-n von Revolution und Reaction theilen! Und der : singt nicht von heute auf morgen. Echte Poesie t innerlich nicht, veraltet um so weniger, je mehr der Zeit herausgesungen ist. Aeußerlich zwar um Glück für die Philologen der Zukunft auch das ueste einmal alt und erfordert dann Noten, um den zu werden. Rollett's Freiheitsgesänge sind ghaft, dithyrambisch, oft etwas überschwenglich in sdrucksweise; doch sie haben den rechten dichteri-luß und Guß — und das ist immer die Haupt-Einzelnes erinnert freilich sehr an die „Spazier-von Anastasius Grün, welcher ebenfalls den Lenz n Freiheitskämpfer bewaffnet. Sonette wie das anzigste:

Im Lenz ist jeder Sonnenstrahl ein Speer,
Der für der Blütenwelt Befreiung streitet —

anz direct auf entsprechende Stellen in den „Spa-n" hin. Die Sonette sind meistens in Bezug auf nd architektonische Gliederung gelungen zu nennen. islungener sind die wenigen Distichen, welche sich Abtheilung finden. Manso würde vor ihnen reißaus genommen oder sie den weimarischen Dioskuren als abschreckendes Spiegelbild vorgehalten haben:

Wol ist das Volk meist roh, undankbar und wetterwendisch —

Dieser erste unscandirbare Hexameter geht wie ein Leithammel mit mistönendem Geläute vor den übrigen einher.

Die „Bunten Blätter", „Sagen" und „Romanzen", die „Denksteine", „Helden" u. s. w., welche den Rest der Sammlung ausfüllen, geben eine etwas buntscheckige, an einen Orbis-pictus erinnernde Fülle des Inhalts. Den erzählenden Gedichten fehlt das, was wir eine stilvolle Haltung nennen möchten; es sind zu verschiedenartige Töne angeschlagen; man wird von diesem Maskenzuge mannichfacher Volkscostüme verwirrt, obschon viele Einzelheiten ein glückliches Colorit zur Schau tragen.

Anmuthig ist die letzte „Waldhumoreske" mit den lyrischen und satirischen Epigrammen, die in ihrer präcisen Form beweisen, daß Rollett's Talent nur weiser Selbstbeschränkung bedarf, um Erfreuliches zu leisten.

2. Gesammelte Werke von Adolf Böttger. Zweiter Band: Epische Gedichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.

Der erste Band dieser gesammelten Werke, den wir schon in Nr. 3 d. Bl. besprachen, enthält „Lyrische Gaben". Mit dem zweiten betreten wir das eigentliche Gebiet der Böttger'schen Muse, das Gebiet der lyrisch-epischen Dichtung. Er enthält das Gedicht: „Pausanias", in drei Gesängen; das Gedicht: „Der Fall von Babylon", in vier Gesängen; „Magdalene", „Nuschirwan", „Auf der Wartburg", „Das Schenkhaus zu Savelthem". Wir behalten uns eine Gesammtcharakteristik der Böttger'schen Dichtungen bis nach dem vollständigen Erscheinen der Sammlung vor, indem wir zunächst nur erwähnen, daß die beiden ersten größern Dichtungen dieses Bandes sich durch Versgewandtheit, lebendige und farbenreiche Schilderung auszeichnen und zu Böttger's besten Productionen gehören. Das Decorative namentlich ist in beiden wirksam geordnet, die theatralischen Schlußtableaux sind effectvoll. Die Erinnerungsblätter an die Wartburg sind frisch und duftig; wir theilen als Probe die Widmung mit:

Den Freunden.

Hold umglänzt von Liebessonnen
Aus des Herzens reichstem Land
Pflückt' und bot den Strauß der Wonnen
Jüngst mir eure liebe Hand.

Immer denk' ich noch des Grußes,
Wo die holde Phantasie
Uns das Füllhorn des Genusses,
Uns den Born des Scherzes lieh;

Wo des Sängers Mund beim Mahle
Waldesduft'ge Märchen log;
Und der Witz aus dem Pokale
Freiheitsprudelnd überflog;

Wo die Schönheit zarter Wangen
Nach von Gott ertheiltem Fug
In des Dichters Herz voll Bangen
Süßersehnte Wunden schlug.

Wo der Sage blaue Blume
Aus der Nacht der Tannen starrt,
Flochten wir zu altem Ruhme
Maienlaub der Gegenwart.

Was begeistert uns durchdrungen,
Hat die Zeit es schon versehrt?
Jene Lieder sind verklungen,
Jene Becher sind geleert!

Unsers Jubels grüne Laube
Steht vereinsamt, freudeleer,
Und die herbstlich rothe Traube
Senkt ihr Köpfchen thränenschwer.

Hin zu euch fliegt unverdrossen
Meine Seel' auf leichtem Reim,
Wieder sucht sie die Genossen,
Und sie findet euch daheim,

Und sie bringt wie Noah's Taube
Euch voll Dank dies grüne Blatt,
Das sie aus dem schönsten Laube
Euers Lands gebrochen hat.

3. Aus Westminster-Abtei von Friedrich Wilhelm Rogge. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1865. 16. 20 Ngr.

Diese bereits in Nr. 21 d. Bl. f. 1861 besprochene Gedichtsammlung liegt jetzt in dritter Auflage vor; ein Beweis, daß die sinnvollen und schwunghaften Strophen, in denen der Dichter seine Wanderung durch die Westminsterabtei schildert und die Grabsteine der Könige und Königinnen mit neuen Inschriften schmückt, Anklang gefunden haben. Es ist Würde und Schwung in diesen Versen — wir weisen z. B. auf diejenigen hin, welche der Maria Stuart und Elisabeth gewidmet sind. Durch eine begreifliche Ideenassociation wird der Dichter an dieser Stelle auf Friedrich Schiller hingeleitet, den er in einigen Strophen verherrlicht — immerhin eine leichte Inconsequenz, da wir mit größerm Recht in einem Gedichte: „Die Westminster-Abtei", eine Feier Shakspeare's erwarten durften, um so mehr, als fast sämmtliche englische Könige, die dem deutschen Publikum mehr aus Shakspeare als aus Lingard und andern Geschichtswerken bekannt sind, von Rogge besungen werden, mit besonderer Weihe im Stil jener Feuermuse des Shakspeare'schen Chors der Held von Azincourt, Heinrich V. Doch er lehnt den Preis der Dichter ab:

Nicht euch, ihr Dichter, ist mein Lied geweiht,
Noch euch, ihr Denker und ihr edeln Weisen,
Von denen Bild und Denkmal hier gereiht,
Und die voll Dank noch spät die Enkel preisen;
Ihr seid ein friedlich Völkchen dieser Welt,
Unblutig sind die Kränze, die euch schmücken,
Ihr suchtet nur die Menschheit zu beglücken,
Was that für sie der König und der Held?

Und doch scheint uns, daß der Dichter, der die Westminster-Abtei besingt, bei Shakspeare's und Newton's Grab nicht stumm vorübergehen darf; mindestens hat man dann ein Recht, ihm seine, wenn auch noch so patriotischen deutschen Excurse, mögen sie nun Friedrich von Schiller oder dem König Max von Baiern gelten, zum Vorwurf zu machen. Das Gedicht ist Alexander von Humboldt gewidmet, der auch außerdem in einem Epilog angeredet und über das Geheimniß des menschlichen Seins befragt wird:

Ich frage dich, was wir umsonst gefragt
Die unerbittlich ewig stummen Mächte,
Woran so mancher Geist sich hat gewagt,
Ob er vielleicht des Räthsels Lösung brächte:
Was unsers Wesens Kern und Inhalt sei?
Dir ist vielleicht im Urwald es erklungen,
Wo mit des Beuterufes wildem Schrei
Der Jaguar dich in den Schlaf gesungen!
Sag' an, o Greis, weißt du, wie's um uns steht?
Kennst du das Land, wo wir die Anker lichten?
Weißt du, von wem der Ruf an uns ergeht,
Wohin wir einst die Fahrt von neuem richten?
Trat ich hier ein als Gast aus freier Wahl,
Und kehr' ich, gleich den Vögeln in den Lüften,
Wenn rauh der Wald und wonnelos das Thal,
Und wenn die Rose starb an ihren Düften?

Und doch wird Humboldt

der wandellosen Geister einer,
Vor deren Blick es unaufhörlich tagt,
Und deren Himmel stets ein wolkenreiner —

auf diese Fragen kaum eine andere Antwort wissen einer der wandelbarsten Geister, an dessen Himmel Sonnenschein und Regen wechseln und der „die lachende Iris im Wappen trug", als Heinrich Heine, der den deutschen Jüngling am Meeresstrande seufzen und die Sterne befragen läßt und das phantastisch beleuchtete „Nachtbild" dann mit der böswilligen Pointe schließt:

Und ein Narr wartet auf Antwort!

4. Gedichte von Karl Mund. Magdeburg, Selbstverlag. 1865. 8.

Lieder, Erzählendes, Vermischtes — alles in anmuthiger und ansprechender Form — hin und wieder glücklicher Treffer auf dem Gebiete des stimmungsvollen Liedes, z. B.:

Veränderung.

Jene liebe, lichte Stelle
Such' ich auf noch manchesmal,
Noch wie damals rinnt die Welle
Leise plätschernd durch das Thal.

Auch in diesem Sommermonde
Streut der Flieder seinen Duft,
Und durchs Feld, das ährenblonde,
Streicht wie damals laue Luft.

Und die Blumen sind dieselben,
Die uns zugeschaut versteckt,
Hier die rothen, da die gelben,
Unter Blättergrün verdeckt.

Anders sind wir selbst erfunden;
Wären wir auch froh und jung,
Sind vorüber doch die Stunden
Unsrer Liebesdämmerung.

Längst ist schon heraufgegangen
Ueber Thal der Sonne Licht;
Was die Lerchen frühe sangen,
Klingt mehr süß und heimlich nicht.

Ein mit Ausnahme der gezwungenen Inversion in [illegible] verse tadelloses, durch echt dichterischen Hauch [illegible] des Gedicht! Ebenso gelungen ist das Lied „Stern

Nun liegt die Welt im Schlaf befangen,
Und Stern an Sternlein stehet Wacht,
Nun über Mühen, über Bangen,
Wie über Freuden kam die Nacht.

Da oben glänzt im Aetherraume
Ein Stern so hell, ein Stern so gold;
Du wirst ihn sehen noch im Traume:
Das ist dein Stern, der blinkt so hold.

Mag er in deinen Schlummer gießen
Nur einen Strahl von seinem Licht,
Es wird dir aus der Seele sprießen
Ein süßerquickend Traumgesicht.

Das gleiche Lob verdienen Lieder wie: „Abends", ein Stern", „Weiße Rose", „Wär' ich Merlin" und re. Schwunghafter, in getragenerm Stil, doch ohne h den dreifachen Reim, der sich an den dreifüßigen ibus in rascher Wiederholung hängt, aus dem Text acht und zu Zwangsconstructionen genöthigt zu wer-

gibt sich das Gedicht: „Es trieb mich ein Ver-en", das wir als Probe für die Formbeherrschung Dichters mittheilen wollen:

Es trieb mich ein Verlangen,
Einsam im Sturm zu stehn;
Im Wald, dem sturmesbangen,
Bin aufwärts ich gegangen,
Und ließ des Donners Tosen,
Der Wolken falbe Rosen
Die heiße Stirn umwehn.

Hoch auf dem Berggelände
Die Welt lag nebelweit;
Mir war's, als ob sie schwände
Und unsichtbare Hände
Entrückten mich den Tiefen,
Und fremde Stimmen riefen
Durch alle Einsamkeit.

Sie rührten rauh und strenge
Die Saiten der Natur;
Ein rauschendes Gedränge
Urewiger Gesänge
Von stillen Gottesgluten,
Fühlt' ich vorüberfluten
Auf hoher Bergesflur.

Sturmwilde Wolken jagen
Am Himmel zügellos;
Die Wetter, die sie tragen,
Entfesselt niederschlagen,
Verstreuend ihre falben
Glutrosen allenthalben
Aus ihrem dunkeln Schos.

Und als der Sturm verschollen,
Licht ward es allzumal;
Aus dem erst unheilvollen
Gewölk nun Tropfen quollen,
In Strömen ungehalten,
Mit segnendem Entfalten
Herab ins durst'ge Thal.

Und mild im Sonnenkleide
Die Erde prangte bald;
Im funkelnden Geschmeide
Glomm fernhin Berg und Heide,
Des Friedens Siegesbogen
War drüber hingezogen;
Ein Duft stieg auf vom Wald.

Mir aber kam ein Bangen
Nach Menschenleid und Glück;
Voll sehnendem Verlangen
Bin ich hinabgegangen:
Und höher als dort oben
Empfand ich mich gehoben,
Und scheute nicht zurück.

Freilich fehlt es auch nicht an minder gelungenen Wendungen, z. B. in dem Gedichte „Der Abschied:

Banges Zaudern, langes Trennen,
Der Besitz war flücht'ger Traum,
Und ein schmerzliches Erkennen
Dringt ins Herz so tief der Raum —

wo die letzte Phrase fast unverständlich bleibt oder mindestens einen mühsamen Constructionsapparat erfordert.

„Faust und Wagner", ein größerer poetischer Dialog, den Stil des Goethe'schen „Faust" mit vieler Gewandtheit nachahmend in Vers und Ausdrucksweise, führt den Gegensatz zwischen dem endlosen Streben des Wissens- und Lebensdurstes und der behaglichen Beschränkung im Denken, Empfinden und Genießen weiter aus, als dies in der bekannten Scene der Goethe'schen Dichtung geschehen. Wagner ist in diesem Dialog keineswegs als pedantische Caricatur verzeichnet; er vertritt den gesunden Menschenverstand, den Fleiß und ein maßvolles Streben, kleinlich zwar neben den großen Zielen eines Faust, aber doch selbstgewiß und sicher des errungenen Besitzes. Der Abschluß dieses Dialogs ist ein schwunghaftes Bekenntniß des Unsterblichkeitsglaubens:

Mag auch in alle Winde wehn der Leib
Mein Geist hofft einen ewigen Verbleib.
Nicht lebte ich, daß mich der Tod verlischt!
Ich bin kein Traum, von Gottes Stirn verwischt —

und ein Dithyrambus auf den Menschengeist, welcher erst die Natur beseelt:

Wohlauf, ich bin! Ein neues Morgenroth,
Ein blendend Licht kommt still heraufgegangen;
Es sinkt der Wahn, der mich umfangen,
Und ich erkenne: Die Natur ist todt!
Was alles ich aus ihr herausgelesen,
Das war ich selbst, war nur mein eignes Wesen;
Was sie vermochte je von sich zu sagen,
Ich selber hab' es erst hineingetragen,
Und wo sie meinem Machtspruch sich gebeugt,
Es war mein Wort, das Sprache ihr erzeugt!
Belebt ward die Natur von meinem Geist,
Er ist's, der durch die Himmelsräume kreist,
Der Höh'n und Tiefen mißt, der Lust und Schmerz
In allen Bahnen leitet himmelwärts,
Und der mich hebt durch alle Todesnächte
Zum Licht empor der ew'gen Liebesmächte!

Die Form der Dichtung ist klar, durchsichtig und hat, wie gesagt, den Goethe'schen Schick. Schade, daß Einzelheiten wie Blasen den künstlerischen Spiegel trüben. Dazu rechnen wir Verse wie die folgenden:

Am Blute liegt das; die Arterien
Versehn den Dienst nur steif und taub,
Sie trachten schon nach den Verwesungsferien,
Um abzuschütteln diesen Lebensstaub.

Die des schwebenden Reims wegen angebrachten „Verwesungsferien" sind nicht nur ein sehr gezwungenes Wort-

compositum, sie entstellen auch den Sinn. Denn wenn man selbst die „Arterien“ wie Schulknaben betrachten wollte, die sich nach den Ferien sehnen, so gibt ihnen doch die Verwesung keine Ferien, zu deren Begriff es gehört, daß nachher die Schule wieder anfängt, sondern sie weiht dieselben ein für allemal dem Untergang. Auch die erzählenden Gedichte, welche verschiedene Tonarten anschlagen, ohne in dem volksthümlich Balladenhaften besonders glücklich zu sein, zeichnen sich im ganzen durch sichere und gefeilte Form aus. Als das sinnigste mag „Königswahl“ erscheinen, das auch in seiner scharf pointirten Form wie eine Serie von Epigrammen erscheint, die an den Faden eines einheitlichen Gedankens gereiht sind. Von lebendigem Colorit sind: „Trapezunt“ und „Das Weib des Potiphar“; an den Schiller'schen Balladenton und den idealen Inhalt derselben anklingend: „Der rhodische Genius.“

In den vermischten Gedichten, meist patriotisch-symbolischen Inhalts findet sich eins: „Kriemhild-Germania“, in welchem die Parallele etwas dunkel und die Ausführung abschweifend ist. In dem „Alten Lied“ erscheint die Symbolik ebenfalls unklar und die Behandlungsweise etwas weitbauschig in humoristische Falten gelegt und in dem „Deutschen Weh“ finden sich einige häßliche prosaische Strophen, die den Fluß der Dichtung unangenehm trüben:

Es ist der Schmerz um Deutschlands Schmach,
Daß man in seine Gauen brach,
Daß man die Marken ihm versetzt
Und seine Ganzheit ihm zerfetzt —

was sich leider auch von diesem Verse sagen läßt.

Mund's Talent erscheint als formflüssig und gedankenvoll, wenngleich ohne schärfer markirte Physiognomie. Der Dichter gehört der Geibel'schen Richtung an, wie sich dieselbe namentlich in den letzten Veröffentlichungen des münchener Poeten ausprägt.

5. Gedichte von Hermann von Loeper. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 1 Thlr.

Auch diese „Gedichte“ sind aus der Geibel'schen Schule hervorgegangen und werden durch fromme Gesinnung, durch ideales Streben und durch anmuthige Versbehandlung charakterisirt. Es ist ein priesterlicher Sinn, aus welchem sie hervorgegangen sind, das sagt uns gleich das erste Gedicht „Dichteramt:

Gebt uns Gehör! Es ist kein eitler Dunst,
Was wir vorüberführen euerm Auge;
Wir sind die Jünger einer ernsten Kunst.

Daß Wahrheit sei in unserem Gedichte,
Ins eigne Herzblut senkten wir die Feder
Und schrieben unsre eigene Geschichte.

Der Jugend Jahre schreiten, bald mit Klang,
Bald mit verhülltem Haupt an euch vorüber
Und beichten ihr Geheimniß im Gesang.

Auf zu den Wolken steigen ihre Flammen,
Wol irdischer als Kerzen am Altare,
Und doch zu himmlisch, um sie zu verdammen.

Ein weltlich Buch entfaltet unsre Hand,
Das Buch des Lebens und das Buch der Liebe:
Doch fühlen wir dem Priester uns verwandt.

Mag lösen er mit einem andern Worte
Des Lebens Räthsel und auf andern Wegen
Hinan euch leiten zu der Himmelspforte,

Doch sind derselben Wurzel wir entstammt:
Das Gottesbild im Menschen aufzurichten,
Das ist des Priesters, das des Dichters Amt.

Eine Weltanschauung, die sich an feste dogmatische Formen anlehnt, verliert freilich den Reiz der Ursprünglichkeit; sie erinnert an eine Composition, welche nur Dreiklang auf der Tonica kennt und keine Secund- Septimenaccorde. Die reiche Fülle dieser, wir möchten sagen, ausweichenden und skeptischen Klänge mit Spannung und Sehnsucht nach harmonischer Auflösung fehlt. So gemahnt auch eine große Zahl der Loeper'schen Gedichte, in denen das Religiöse nicht blos als durchgehende Stimmung, sondern im Anschluß an ganz bestimmte theologische Ueberlieferungen hervortritt, zu sehr an die ausgefahrenen Gleise der kirchlichen Lyrik. Freilich, wenn die Poesie unserer specifisch christlichen Dichter bleiben soll, immer ein Pantheon, in welchem auch die versunkenen Götter des Alterthums und anderer Nationen eine Stätte finden. So dichtet auch Loeper ein „Gebet der Peri“, die verherrlicht Amor und Psyche in einem Gedicht, das eine kleine lyrisch-epische Gemme erscheint, läßt den Pilger der Wüste von den Houris schwärmen und den Pilger des Ganges, der ohne zu beten seine Lippe zum heiligen Strome niederbeugt, vor der drohenden Wolke zittern, in welche sich die schäumend erhobenen, aufgelösten Wasser verwandelt haben; ja in dem Gedicht „Anahid“ versetzt den wir ganz in die arabische Sagenwelt versetzt, die schöne Fee des Morgensterns, eine aus der Art gefallene Egeria des Numa von Cordova, führt uns wie das ins Arabische übersetzte „Verschleierte von Sais“. Freilich erscheint uns diese mohammedanische Paraphrase nicht ganz correct, denn da Anahid sie mit Abderraman allein ist, den Schleier zurückwirft und er nur am goldenen Reifen um das Haupt befestigt bleibt, so ist es doch nur ein Spiel freier Laune, daß der Emir ihr doch den Schleier entreißt. Der Schleier, der nichts verhüllt, ist doch niemand mehr und nur ein harmloser Putz. Man begreift daher nicht, warum sich die Fee des Morgensterns in eine häßliche und alte Person verwandelt, nachdem ihr dieser nur leicht geschlagene Schleier entrissen ist. Oder sollen den Männer der Aufklärung ironisirt werden, welche einen solchen Schleier, wenn es auch hintenherum hängt, doch noch nöthig halten, weil man es gelegentlich ja für das profanum wieder vors Gesicht nehmen kann? Ja, wenn das Pantheon durchaus keine leeren Nischen zeigen soll, in unsern Gedichten sogar die stockheidnischen Grönländer mit und zwar in einem trefflich gemachten Gedicht:

Guter Rath des Grönländers.

Mädchen, fürchtet nicht den Donner,
Doch des Mondes helle Strahlen!

Droben in dem Wolkenhause
Zanken sich zwei alte Weiber
Um ein altes Robbenfell,
Zerren dran mit langen Nägeln,
Schlagen drauf mit dürren Händen.
Wenn die Schläge widerhallen
Droben in dem Wolkenhause,
Dann ertönt des Donners Rollen.
Aber flieht des Mondes Strahlen,
Schöne Mädchen, wie die Schwester
Ihm entfloh, die reine Sonne.
Lüstern, sie zu küssen, blies er
Mit ihr spielend einst das Licht aus;
Doch mit rußgeschwärzter Hand
Hat sie ihm das Kleid gezeichnet —
Noch gewahrt man ja die Flecken
Auf dem weißen Seehundpelz —
Und erkannte so den Bruder.
Sie, die reine, floh zum Himmel,
Er verfolgt sie stets vergebens,
Zehrt sich ab, erbleicht vor Liebe.
Doch auch andern schönen Mädchen
Stellt er nach bei stiller Nacht.
Wandelt nicht in seinem Scheine
Und verschließt, ihr schönen Mädchen,
Seinen Strahlen eure Lade!

Die Empfindungen, die sich in den leichtern Liedern aussprechen, haben meistens etwas Inniges und Duftiges, wie z. B. in dem Gedicht:

Liebe gibt gern.

O stelle nicht die Blüten
Ins Glas, die ich gebracht!
Es knospen, wo sie glühten,
Wol andre über Nacht.

Um deine Brust zu schmücken,
Erdulden sie gern den Tod,
Und frische will ich pflücken
Dir früh im Morgenroth.

Von den mehr romanzenartigen Gedichten, deren Figuren, die Zigeunerinnen und Wahrsagerinnen, die Nixen und das Försterkind, schon in zu vielen modernen Poemen mitgespielt haben, sodaß ihr Costüm fast verschossen ist, verdient offenbar durch sinnigen Ton und knappe Fassung den Preis:

Der Reiter und sein Lieb.

Auf einem schnellen Rosse stürmt
Ein Reiter durch das Feld,
So stolz und kühn, als eigne ihm
Die ganze weite Welt.

Und als er kommt zum grünen Wald,
Grüßt ihn ein Mägdelein
Und schwingt sich hinter ihm aufs Pferd
Leicht wie ein Vögelein.

Und flüstert, zärtlich mit dem Arm
Umfangend seine Brust:
„Reit zu! Reit zu, du Reitersmann!
Ich bin die Jugendlust."

Die Stunden gehen rasch dahin
Bei süßem Minnescherz;
Da wird das Pferd von schwerer Last
Gezogen niederwärts.

Der Reiter sieht erschreckt sich um:
Die Maid ist bleich und kalt
Und flüstert: „Bin die Sorge nun,
Seit ich geworden alt.

Zu einem kühlen Grunde geht
Nun unser Weg hinab.
Reit zu! Reit zu, du Reitersmann!
Ich folge dir ins Grab."

Das Horazische post equitem sedet atrox cura erscheint hier denn doch in einer bewegtern Variation.

Die ganze Sammlung flößt Interesse für den gemüthvollen Dichter ein, wird aber namentlich seinen Gesinnungsgenossen willkommen sein, welche gleich ihm auf dem Felsen der kirchlichen Lehren ihren geistigen und sittlichen Haushalt begründet haben.

6. **Gesungenes und Verklungenes. Gedichte von J. F. Tandler. Wien, Selbstverlag. 1864.**

Wenn die Plateniden sublimi vertice das Siebengestirn aus dem Himmel stoßen und trotz der bekannten Heine'schen Mahnung:

Wahre Prinzen aus Genieland
Haben nie Credit begehrt:
Schiller, Goethe, Herder, Wieland
Zahlten baar, was sie verzehrt —

bei der Nachwelt fortwährend eine unverzinsliche Ruhmesanleihe contrahiren, so ist es um so wohlthuender, einen Dichter zu finden, der mit echter Bescheidenheit ohne die Unsterblichkeitsmanie jener Schule den Musen huldigt. So singt Tandler in den wahrhaft schönen Versen, welche das erste Gedicht der obigen Sammlung bilden:

Mein Lied.

Mein Lied! Ich wollt', es wäre ein Gebot,
das, leuchtend in des Blitzes Flammenschrift,
vom hohen Sinai donnernd-niederdroht
und tief der Völker reu'ge Herzen trifft.

O wär's gewaltig doch wie Orgelklang,
der jeden mit sich fort zum Liede drängt,
den schwächsten Odem schwellend zu Gesang,
weitauf die Pforten aller Herzen sprengt.

Ja wär's auch nur ein frommes Segenswort,
das sanft entwirrend in die Zweifel tönt,
ein süßer Laut, ein glücklicher Accord,
der ein Secundenleben nur verschönt!

So aber ist's ein leises Flüstern blos
des Widerhalls, der in der Harfe bebt,
wenn durch die Tempelhallen frei und groß
das hohe Lied der Auserwählten schwebt.

Der Dichter gehört der österreichischen Schule an; man merkt dies an den etwas vollern Klängen, an den etwas reichern Farben, in welche seine Lieder sich kleiden; doch überwuchert diese Bildlichkeit selten die einfache Blüte der Empfindung. Die Sammlung enthält folgende Abschnitte: „Lust am Lied", in welchem sich die gedankenvollsten und schwunghaftesten Gedichte finden; „Leben und Lieben", mit vielem Sinnigen, Warmen und nur einzelnem Ueberschwenglichen; „Natur", in Waldbildern und Blumenstücken farbenprächtig und stimmungsvoll, und „Legenden, Balladen und Romanzen", unter denen uns die

mehr humoristischen: „Der Pfennig als Malcontent"; „The butterfly was a gentleman", am meisten zusagten. Tandler's Gedichte haben die liebenswürdigen Eigenschaften der österreichischen Muse und werden so anspruchslos, wie sie sich geben, gewiß ihren Leserkreis finden.

Die didaktischen Dichtungen, die eigentlichen Lehrgedichte, sind in jüngster Zeit mit Recht in Miscredit gekommen; nicht als ob unsere Zeit sich nicht wollte belehren lassen, da dieselbe im Gegentheil, wie unsere zahlreiche populäre natur- und geschichtswissenschaftliche Literatur, ja selbst unsere mit gelehrten Noten gespickten Memoirenromane beweisen, von einem wahren Wissensdurst ergriffen ist, sondern weil die Belehrung in Versen und Reimen weder angemessen noch angenehm erscheint, weil man den Unterricht in einer belletristisch angeflogenen Prosa vorzieht und weil die Lehrgedichte schon von früher Zeit her in dem Rufe stehen, dem einzig unerlaubten Genre anzugehören, dem genre ennuyeux. In der That, wenn man das Register der Lehrgedichte durchblättert, die in den verschiedenen neuern Literaturen zu Tage gekommen sind, wenn man unter den behandelten Stoffen Botanik, Pflanzen, Gartenkunst, Küchengärten, Wolle, Zuckerrohr, die Bereitung des Aepfelmostes, den Olivenbau, Cedernbau, die Seidenzucht, die Naturgeschichte der Fische, die Dressur der Jagdhunde und die Beschwerden des Ehestandes, den Vesuv, die Kometen, die Freuden der Phantasie und die Syphilis findet, so erstaunt man über die Fülle dieser meist prosaischen Gegenstände, mit deren Bearbeitung man die Muse verunköstigt hat. Auch macht die gereimte Trockenheit dieser Gedichte einen doppelt abstoßenden Eindruck. Wir haben bereits in unserer „Poetik" erwähnt, daß das Lehrgedicht nur noch den Reiz einer Curiosität habe, daß in ihm die freie Durchdringung von Form und Inhalt aufhöre, daß der bestimmte einseitige Zweck den Selbstzweck der Schönheit um so mehr verdränge, je mehr die wissenschaftliche Analyse, deren sich das Lehrgedicht in Definitionen, weitläufigen Erörterungen, welche das Ganze in seine Theile auseinandernehmen, bediene, der poetischen Synthese geradezu entgegengesetzt sei. Gleichwol fehlt es nicht an Versuchen, ein so steriles Feld immer wieder von neuem anzubauen: Versuche, an denen sich manche tüchtige Kraft zerquält. Es liegen uns zwei derartige didaktische Studien vor:

7. Die Schöpfung. Ein Gedicht in drei Gesängen. Von Rafael Finckenstein. Gedruckt auf Kosten des Verfassers.
8. Die Arbeit. Dichtung von Eduard Heste. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865.

„Die Schöpfung" ist allerdings ein phantasiereicherer Stoff als die meisten andern, welche der Schiffskatalog der didaktischen Dichtungen aufweist. Dennoch gehört er in der Fassung, welche ihm Finckenstein, der Vorsitzende des breslauer Dichterkränzchens, gegeben, ganz in den Bereich der letztern. Ein Amalgam von Bibelerzählung und naturwissenschaftlicher Erläuterung bildet den Kern dieser ottave rime — eine Mischung, zu der als neues Ingredienz bei der Betrachtung des Menschen die moralische Anweisung zu einem maßvollen Lebenswandel kommt. Wir befinden uns also mitten in der Sandwüste des Lehrgedichts, über welche der Dichter keine traumhafte Fata Morgana hinzuzaubern versteht. Auch in der Schöpfung herrscht meistens der lehrhafte Ton, der bisweilen in directe abstracte Wendungen der philosophischen Lehrsätze ausartet:

So ward die Uridee des ewig Einen
Zu einer Vielheit in der Wirklichkeit,
Der Inbegriff des ersten Allgemeinen
Endlose Fülle von Besonderheit.
Wie mannichfach uns auch die Dinge scheinen,
Und wie verschieden sie auch weit und breit,
Sie stammen alle aus derselben Quelle,
Vom Urmoment der ersten Geisteshelle.

Wendungen: „wie kann nun jemand zu behaupten gen", oder: „ich kann mich nicht von dem Gedanken nen", fallen doch ganz aus der poetischen Ausdrucksweise heraus. Dagegen fehlt es nicht an Stellen, welche weisen, daß die poetische Ader des Autors bei einem baren Stoffe wol in Fluß zu kommen vermag. Es ist der Anfang des zweiten Gesangs, welcher die Erkeit in erhabener Bergöde schildert, von poetischem durchweht, und auch der dritte Gesang enthält Ten, in denen der gefügigere Stoff, z. B. Liebe sang, eine angemessene minder sprödе Behandlung Wir theilen als Probe hiervon die zwei folgenden phen mit:

Und kommt der Lenz mit seinem Blütenprangen,
Das Haupt geschmückt mit Rosen und Jasmin,
Ein lauer West umfächelt deine Wangen,
Die fieberisch erhitzten Pulse glühn,
Dann fühlst du wol ein namenloses Bangen,
Ein stilles Sehnen durch die Seele ziehn,
Es tönt in dir wie ferne Glockenklänge,
Dein Busen ist für solche Lust zu enge.

Wenn abends dann auf reichbelaubten Zweigen
Des Mondes blasser Schimmer sich bewegt,
Aus Blumenkelchen Wohlgerüche steigen,
Die Nachtigall im Fliederbusche schlägt,
Ein süßes Mädchen mit beredtem Schweigen
Den Lockenkopf an deine Brust gelegt, —
Dann tönen schöner noch als alle Lieder
Die zarten Saiten deines Herzens wieder.

Heste's Dichtung: „Die Arbeit" (Nr. 8), in fließenden Rhythmen abgefaßt, die bisweilen an „Glocke" anklingen, ist weit davon entfernt, die in ihrer socialistischen Bedeutung, in ihrem Gegensatz das Kapital zu feiern und die poetische Sturmglocke vierten Standes zu läuten; sie ist eine harmlose Schilderung der Arbeit nach ihren verschiedenen Zweigen der Fabrik- und Landarbeit, des Bergbaues u. s. w. Schreiner, bei welchem nacheinander das Hochzeitbett Wiege und der Sarg bestellt werden, ist eigentlich den meisten poetischen Kränzen geschmückte Hauptfigur Gedichts, welches, in fließenden Versen abgefaßt, wieder einzelne geschichtliche Höhepunkte erklimmt, denen eine freiere Umschau möglich ist, im ganzen oft in technologisches Detail abschweift und den lehrhaften Ton sich nur an wenigen Stellen freimacht.

Der Anbau des Lehrgedichts ist der Gegen-

allemal abzurathen, da diese Zwittergattung eigentlich
ts weiter ist als eine rhythmisch und phraseologisch
eschmückte Prosa. **Rudolf Gottschall.**

Zur Religionsphilosophie.

Zeit und Ewigkeit. Eine Betrachtung aus dem Gebiete re-
igiöser Speculation. Von Friedrich Fabri. Barmen,
angewiesche. 1865. 12. 12 Ngr.
Die Zeit an sich. Vom Verfasser der Vorhofklänge. Eine
Zugabe der Verlagshandlung.

In einer Zeit, von der es nicht geleugnet werden
, daß ihre Pulse viel schneller schlagen als je, daß
berreich ist an interessanten Erscheinungen, Entdeckun-
und Erfindungen, wenn es sich um Natur, um die
nwelt und den ruhelosen Proceß des Werdens han-
wird es nicht befremden, daß die meisten sich daran
genügen lassen. Doch abgesehen davon, daß die Hast
Pulsschläge auf Krankheit hindeutet, so ist es doch nicht
nessen der ganzen Würde des Menschen, nur auf
Werden zu achten, um das Sein sich nicht mehr zu
ern; nicht zu fragen, ob es außer dem Vergäng-
ein Bleibendes, außer dem Zeitlichen ein Ewiges
Um so erfreulicher ist uns eine Schrift, welche auf
ben von uns berührten Gegenständen eingeht, noch
von einem Autor, der sich durch andere Leistun-
n der Literatur einen bedeutenden Namen erworben
Und wenn wir aus dem Vorwort erfahren, daß
Schrift aus zwei „Abendvorlesungen" hervorgegangen
or Frauen und Männern, so haben wir ja schon
eweis in Händen, daß es in unsern Tagen auch an
nicht fehlt, welche über die Zeit einen tiefern Auf-
haben wollen, als das bloße Leben in der Zeit ihnen
nd daß sie ein Verlangen in sich tragen, etwas zu
en, was über den Wandel alles Irdischen hinaus-
Die gegenwärtige Schrift gewährt beides und ver-
durch die Fülle ihres Inhalts, durch die Tiefe und
ung ihrer Gedanken, durch das Lichtvolle ihrer Dar-
g, daß die Zahl jener Zuhörer durch die der Leser
endliche erweitert werde. Die ganze Lösung beider
me, die der Verfasser sich setzt, theilt sich einfach
chgemäß, dem Titel entsprechend, in die Fragen:
ist Zeit? Was ist Ewigkeit?" Der Verfasser be-
durch die Vortrefflichkeit seiner Behandlung, daß
gie und Philosophie überall aufeinander gewiesen
aß Glaube und Wissen einander nie widersprechen.
er dabei die Ansichten der Mystiker wie verschie-
Denker berücksichtigt, die Schranke bemerkt, bis zu
sie vordrangen, den Zweifel nicht verschweigt, den
lche Grenze zurückläßt, so stimmen wir auch darin
mit ihm überein, daß diese Grenze überschritten
müsse. Und so vielseitig ist die Erörterung unsers
, daß er auch der Dichter hier und da gedenkt,
die Phantasie weit über die Sehweite anderer
en hinausträgt. Werden so unter anderm Aus-
von Goethe und Schiller erwähnt und mit Sin-
angewendet, werden Dante's und Shakspeare's
tmliche Weltanschauung und Standpunkte hervor-
gehoben, mit der Andeutung, daß die moderne Poesie oft leichtfertig über den Abgrund der Sünde hinwegfliege, so möchten wir von dem erstern hier noch ausdrücklich an jenes tief philosophische und doch so anmuthig, liedartig in unser Ohr sich schmeichelnde „Dauer im Wechsel" erinnern, wo der Poet am Ende auf den unvergänglichen Schatz hinweist, den jeder im Erdfall des Vergehens zu heben vermag, wie denn auch derselbe Goethe es war, der bekanntlich so gern wieder und wieder bei der Heiligen Schrift einkehrte.

Der geistvolle Verfasser verweilt in seiner Betrachtung zunächst bei dem rastlosen Dahinfließen alles Zeitlichen; er weist mit Scharfsinn den Widerspruch nach, der in aller Zeit liegt, und bringt uns alle die Schauer nahe, welche darin weben, daß jedes zeitliche Jetzt sofort auch schon wieder dahin ist; nun gar noch der Tod! Und das alles für eine Intelligenz wie die menschliche, die dem unterworfen ist, es voraussieht, und ihm nicht zu entrinnen vermag. Dann aber begegnen wir in der Auffassung der Menschen dem andern Extrem, welches fast noch quälender wird. Die Zeit schleicht, sie kommt nicht vom Flecke und gähnt noch dazu den Wahrnehmenden, der selbst ihr entgegengähnt, mit einer endlosen Leere an. Die Langeweile foltert den Sterblichen. Daß in der Untersuchung auch das Wesen des Raums scharf ins Auge gefaßt wird, war unausweichlich, da Raum und Zeit Begriffe sind, die sich gegenseitig fordern, und da unser Erkennen durch sie bedingt wird, um dasjenige zu gewinnen, was über beiden ruht, beide verklärt: das Ewige.

Der Verfasser gesteht am Ende des ersten Abschnitts der Zeit nur Vergangenheit und Zukunft zu. Im zweiten protestirt er mit vollem Rechte gegen die Wahnvorstellung, welche die Ewigkeit als unendliche Zeit faßt. Es sind der Philosophie aus solchem Falsum die seltsamsten Irrthümer erwachsen, die gegenwärtig in einer gewissen denkscheuen Naturwissenschaft förmlich grassiren, und auch in einem größern Publikum Oberflächlichkeit und Schaden genug stiften. Jene Wahnvorstellung hat sogleich die Folge, daß auch der unendliche Raum sowie die Materie die Idee des Ewigen tilgen, der jetzt so beliebte Pantheismus sich einfindet, ohne daß man erwägt, daß ein Weltall aus lauter ineinander verschwimmenden Wesen keinen Kosmos, also kein geordnetes Universum, zuläßt, daß aber auch Dauer und Ausdehnung nie den Maßstab für die Ewigkeit bezeichnen können. Daß wir auch in diesem Abschnitte nur Würdigem, oft dem Tiefsten, Bedeutendsten, Folgereichsten begegnen, bedarf nach dem Bisherigen keiner Versicherung. Was jedoch das Herrlichste ist, die letzten Ergebnisse, die der Autor gewinnt, stellen den Menschen in seiner irdischen Existenz, ungeachtet er von Mysterien des Alls umdrängt wird, so sicher, gewähren ihm auf seinem Wege so ausreichendes Licht, daß, wenn er nicht aufhört, auch sein Nichtwissen zu bekennen, er in jeder Beziehung reichlich auskommt.

Zeit, Raum, Ewigkeit, weil das innerste Wesen der menschlichen Natur damit verwachsen ist, haben das Eigene, daß jeder denkende Mensch über sie seine nur ihm eigene

Ansichten hegt, auch deshalb, weil jene drei die erhabene Anwartschaft bezeichnen, welche jede menschliche Intelligenz auf Leid und Freud im Dasein hat, weil sie den angestammten Grundbesitz bedingen und ausmachen, der jedem Menschen verliehen ist, wenn er sich nicht selbst entgeistet. Wie wir alle auf Erden sind, und doch jeder sein eigenes Schicksal, sein eigenes Zenith und Nadir hat, so denkt jeder ohne Ausnahme über Zeit, Raum und Ewigkeit anders, und doch ist allen Gedanken der Art ein gemeinsamer Charakter aufgeprägt, welcher Vernunft heißt. Nun aber entstehen Differenzen ohne Ende. Daß die Vernunft im Weltall herrscht, ebenso wie in demjenigen, was im Menschen folgerichtig denkt, unterliegt keinem Zweifel; aber die Dimensionen draußen werden so ungeheuer, die im Innern werden so subtil, daß wir ihnen nicht mehr folgen können. Eine Grenze der menschlichen Vernunft zuzugestehen, ist nothwendig, und wenn diese Grenze täglich auch weiter hinausrückt, die Grenze als solche bleibt dennoch. Dieses findet nun seine volle Anwendung auf obige drei Probleme, und nur die werden sich ungeachtet aller Abweichungen über deren etwaige Lösung verständigen, welche einsehen, daß die Vernunft, in die wir hineingeboren sind, die aber noch nicht die höchste Instanz ist, ebenso wie die Welt, einer Erklärung bedarf, und daß daher die Vernunft des Menschen etwas setzen muß — was freilich schon an und aus sich selbst existirt —, was höher als alle Vernunft ist, ohne mit ihr im Widerspruch zu stehen. Niemand hat die Grenze menschlicher Vernunft entschiedener gezogen als einer der schärfsten Denker aller Zeiten, als Kant; aber zugleich das, was über aller Vernunft ist, erkennt er an, wenn auch nur als unbekannte Größe, als Ding an sich. Hätte der geniale Denker das menschliche Ich einer besondern Durchforschung unterzogen, wie es seiner ganzen Anlage nach über Zeit und Raum hinaus ist, obwol es an ihnen in der Welt der Erscheinungen noch unübersteigliche Schranken hat, so würde sich ihm jenem Ich, als Person für sich, gegenüber an Stelle des Dinges an sich die Person an sich als festes Resultat herausgestellt haben. Und in der That, jede menschliche Intelligenz ist Person für sich, aber aus einem andern; Gott ist die Person an sich, aber nur aus sich selbst. Das bringt nun für Zeit, Raum und Ewigkeit die wichtigsten Ergebnisse. Wir nehmen, der Kürze wegen, den Raum als Beispiel. Der Raum ist endlich. Wir können es nicht denken, daß der Raum ein Ende habe. Wir fragen, was sollte jenseit der Grenze des Raumes sein? Antwort: Nichts. Nun können wir aber Nichts gar nicht denken. Wir müßten nichts denken, um das Nichts denken zu können. Auch kann vom Nichts schlechterdings nichts ausgesagt werden. Nichts leidet kein Prädicat, keine Copula. Es wäre in der Philosophie sinnlos zu sagen: Nichts ist. Denn wie sollte Nichts sein können? Dagegen der Raum ist unendlich. Dies müssen wir denken, aber wir können es nicht ausdenken. Dies ist lange kein so großer Uebelstand als der, etwas gar nicht denken zu können. Der sichere Grund aller Gewißheit ist Nothwendigkeit. Es ist nothwendig, daß der Raum unendlich sei. Darin liegt schon eine Zustandsstellung. Alles, was ist, muß auch irgendwie sein. Da der Raum unendlich ist, so muß es sich auch irgendwie mit seiner Unendlichkeit verhalten.

Das alles ist leicht und folgenreich auf die endliche und unendliche Zeit anzuwenden, um den wahren Begriff der Ewigkeit zu gewinnen. Es unterliegt keinem Zweifel, Raum und Zeit sind etwas ganz anderes, als was wir Menschen darüber in unserer Vorstellung hegen, und wir bringen auch wir schon ins Intelligible ein, welches die wahre Wirklichkeit ist. Die von uns erreichbare Vorstellung des Raums und der Zeit verhält sich zu dem, was beide an sich sind, wie der scheinbare Horizont wahren, wenn man bei dem letztern nicht an die und an eine Hemisphäre, sondern an das Universum Hier muß denn freilich Entgegengesetztes durch das ken ausgeglichen werden. Es kommt stets nur Gesichtspunkt an, und Raum und Zeit stellen sich wieder anders dar. Fassen wir den einen Punkt, alles flieht im Raum auseinander, alles vergeht Zeit, und doch sind Hier und Jetzt die eigentlichen nerven des Raums und der Zeit, die Keimpunkte Ewigkeit, sodaß, wenn wir in den Inhalt des und der Zeit uns vertiefen, oder ihnen aus uns einen Inhalt geben, der, wie etwa die Wahrheit, delbar seinem Wesen nach ist, wir die Flucht der blicke und der Oertlichkeiten gar nicht mehr Es ist eine Macht in uns, alles Werden zu negiren dem wir dann nur im Sein verharren. Dennoch gewiß, daß wir in unserer jetzigen Beschaffenheit ein, wenn auch immer noch herrliches Segment zückenden Gesichtskreises besitzen, der uns einst versum in Gott schauen ließ, wie das Christenthum fürs Künftige, noch mehr als jenes, die Anschauung tes uns verheißt. Daß wir von Raum und Segmente und Fragmente besitzen, daß uns das das Jetzt stets zu entweichen scheinen, während Ich, mit seinem Bewußtsein, in steter Gegenwart wir den unendlichen Raum und die unendliche ausdenken können, es hat seinen Grund in jener strophe, welche im Jenseits der Erdgeschichte vor und durch welche für uns Raum und Zeit erst worden sind, als was wir sie uns vorstellen. Das Testament, das Neue mit vollster Bestätigung, Plato Brahmanismus und Buddhismus, Schelling, Schopenhauer, der Verfasser obigerl Schrift lehrt solchen Fall. Ohne ihn ist eine solche Welt, voll denkbarer Herrlichkeit, die reinste Harmonie der wie der äußern Sphären, in Systemen wie im Ei nach der einen Seite der Menschengeschichte voller lichkeit, nach der andern voller Teufelei, voll unbaren Elendes, der Unschuld wie der Schuld, zu verstehen. Der Fall der Geister enthält die Erklärung vom Ursprunge des Uebels, die einzig was Zeit, Raum und Ewigkeit ist.

Eine Verständigung zwischen dem christlichen mismus und dem Pessimismus Schopenhauer's

:m alttestamentlichen: „Und siehe da, es war sehr gut", nd dem neutestamentlichen: „Die Welt liegt im argen", ist lein aus jener Urkatastrophe zu gewinnen und in dem, as solchen Vorgang wieder aufhebt. Die Folter der erheit, der Schmerz der Trennung und Sehnsucht sind olgen unserer mangelhaften Auffassung von Zeit und aum. Der Gegensatz der Langeweile ist das Heimweh, bei natürlich zu bedenken ist, daß es eine niedere und here Langeweile, ein niederes und höheres Heimweh t. Der unendliche Inhalt des Universums kann un- glich endlos auseinanderfliehen, er kann nicht in Ver- genheit und Zukunft, in hinter und vor uns unge- ißt versprengt werden: das wäre eine Welt wahnsinni- oder vielmehr blödsinniger Atome; er muß gewußt , er muß im Intelligibeln ewige Gegenwart sein, Per- an sich und aus sich selbst, die das Weltall durch- ngt und auch die Personen für sich (die Seelen) trägt erhält. Was dann noch Zeit und Raum sind, was also an sich sind, das können wir noch nicht wissen, r sicher sind Zeit und Raum an sich nicht Formen der schauung. Mehr dichterisch ausgedrückt, könnte man n: der unendliche Raum und die unendliche Zeit sind Abglanz, die Sonnenatmosphäre Gottes, die Herolde, ihm vorausgehen, die Verkündiger der Bahnen seines ts, der Ereignisse, welche er wirkt, die Manifestationen nach dem Falle noch, damit auf jenen Wegen die aturen zu Gott wider zurückgenommen werden. Ueber s das und dem Verwandtes finden sich in der von aufs wärmste empfohlenen Schrift die wohlthuend- fruchtbarsten Aufschlüsse. Auch die Zugabe der Ver- handlung: „Die Zeit an sich", enthält sehr beachtens- he, prägnante Bemerkungen, die zu erkennen geben, unerschöpflich der Gegenstand ist. Wir haben auch rerseits oft schon daran Anstoß genommen, daß man Kreis zum Symbol der Ewigkeit wählt, während er eins für das Unendliche sein dürfte. Der Verfasser darüber eine tiefgreifende Erörterung.

Beide Schriften dürfen wir als günstige Zeichen der betrachten. Die vortreffliche Darstellung Fabri's die verbreitete Gedankenlosigkeit oder doch wenig- Denkscheu unserer Tage heben, sie wird von den en der Menschen auf die Werke Gottes hinlenken, sie die Augen darüber öffnen, daß Natur und Geschichte Tummelplatz blinder, zufällig sich einigender Kräfte Begebenheiten sein können, sondern daß der Weltplan inem universellen Bewußtsein beruht, ein Plan, des- lusführung, wie er selbst, vollendet ist. Wir be- ern mit Recht die Entdeckungen und Erfindungen Neuzeit, wir erstaunen über die Kühnheit, die durch Mislingen nur stärker angefeuert wird, ein trans- tisches Kabel zu legen, welches zwei Hemisphären ver- und die Nachrichten mit Blitzesschnelle hin- und erleitet.' Das alles erbleicht gegen die Wunder des os, die dennoch auf einem ewigen Gesetze beruhen. transscendente Kabel (die Copula des kosmischen es und der Liebe), welches nicht blos Welttheile, n Welten verbindet, welches die Erde mit dem Himmel verknüpft, die Bewegungen rastlos erhält und harmonisch ineinanderfügt; es setzt ein Centrum voraus, den Great Eastern eines Licht- und Schöpfungsherdes, gegen dessen Größe und Erhabenheit der Englands ein spielendes Atom ist, ein Lichtherd, welcher aber nicht aus sich selbst jene Copula entsenden und legen könnte, wenn nicht einer da wäre, welcher die Allmacht, Allgegenwart und Liebe in Person ist und Raum, Zeit und Ewigkeit in seinem Bewußtsein als unwandelbares Jetzt hat. Wer die Wunder des Universums sich aufs neue nahe bringen will, der lese die kürzlich erschienene Schrift des Engländers Proctor über die Saturnwelt, und er wird eine Theodicee, einen Optimismus mit Dank und Freudigkeit unterschreiben, welche auch der Verfasser der „Zeit und Ewigkeit" auf allen Seiten verkündigt.

Alexander Jung.

Literarhistorische Skizzen.

Zur deutschen Literaturgeschichte. Kleine Schriften von J. W. Schaefer. Bremen, Geisler. 1864. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Die vorliegende Schrift enthält eine Sammlung von kleinen literarhistorischen Aufsätzen aus den Jahren 1846—62, welche theils als vereinzelte Vorlesungen zur Unterhaltung weniger Zuhörer gedient haben, theils als Abhandlungen und Schilderungen bereits in Zeitschriften erschienen sind. Es ist, wie der Verfasser in der Vorrede sie selbst nennt, eine anspruchslose Sammlung, da sie meistens bekannte Gegenstände bespricht, in einer für das größere Publikum angemessenen Weise. Indeß befinden sich einige sehr beachtenswerthe Stücke darunter, die entweder über einzelne Punkte unserer Literaturgeschichte neues Licht verbreiten oder durch die Behandlung ansprechen. Die erste Abhandlung: „Epochen der deutschen Literatur", gibt eine gute Uebersicht des betreffenden Gegenstandes. Die zweite: „Die Anfänge des deutschen Dramas", enthält das Bekannte. Die dritte: „Gottsched im Wendepunkt der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts", gibt eine gute Zusammenstellung des Thatsächlichen, doch ist einiges übergangen. Die vierte: „Heinrich Janßen, der Bauernpoet, ein Zeitgenosse Hagedorn's", bringt diesen verschollenen Dichter, geb. 1697 zu Eckwarden, unweit des Jahdebusens, gest. 1737, der sich immerhin neben den Zeitgenossen sehen lassen darf, wieder in die Erinnerung. Die fünfte: „J. J. Moser's Gefangenschaft in Hohentwiel", ist ein sprechender Beleg für die landesväterliche Willkürherrschaft der „guten alten Zeit". Die sechste: „Klopstock's Verhältniß zur Literaturentwickelung des 18. Jahrhunderts", enthält nur bekannte Daten. Eine treffliche Abhandlung ist die siebente: „Herder in seiner Jugend und im Aufgang des Ruhms". Dagegen entspricht die achte: „Goethe, ein Lebens- und Charakterbild", nicht der Größe des Gegenstandes; sie ist in zu engen Rahmen gespannt. Die neunte: „Goethe's Geistesentwickelung während der frankfurter Epoche (1771—75)", ist nur eine Anzeige von Abeken's Schrift über denselben Gegenstand, ohne näher in das einzelne einzugehen. Ebenso enthält die zehnte: „Goethe und Reinhold Lenz", nur eine Anzeige von Gruppe's

Schrift: „Lenz' Leben und Werke" (1861). Der Kritiker ist nicht ganz der Ansicht Gruppe's über Lenz' Bedeutung; er stellt ihn nicht so hoch wie dieser. Die elfte Abhandlung: „Goethe und Plessing", gehört zu den werthvollsten der Sammlung. Sie bespricht das Verhältniß Goethe's zu dem spätern duisburger Professor Plessing, den er auf der Harzreise 1777 zu Wernigerode kennen lernte. Der Verfasser nimmt Goethe gegen seine eigene Darstellung dieses Verhältnisses (im Anhang zu der Campagne in Frankreich) in Schutz. Danach erscheint Goethe's Benehmen gegen Plessing, den er zwar unter fremdem Namen besucht, dem er sich aber nicht zu erkennen gegeben haben will, wie dringend auch dieser brieflich um Rath und Mitgefühl gebeten, hartherzig und gefühllos. Der Verfasser weist aber sowol aus den Briefen Goethe's, die er um dieselbe Zeit an Frau von Stein geschrieben, als auch aus seinem spätern Verhältniß zu Plessing und überhaupt aus der ganzen Sinnes- und Handlungsweise Goethe's in jener Zeit nach, daß so, wie Goethe seinen Besuch bei Plessing dargestellt, er nicht stattgefunden haben kann; entweder hat den Dichter das Gedächtniß verlassen oder er hat absichtlich die volle Wahrheit, die jedenfalls Goethe in schönerm Lichte hätte erscheinen lassen, nicht sagen wollen.

Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser sehr beherzigenswerthe Bemerkungen über „Wahrheit und Dichtung", über das Verhältniß dieser Lebensbeschreibung und anderer biographischer Aufzeichnungen Goethe's zu dem Thatsächlichen. Er findet, daß Goethe sich durchgängig immer weniger warm, edel, theilnehmend darstellte, als er wirklich war, wie wir theils aus den Schilderungen seiner Freunde, theils aus seinen gleichzeitigen Briefen wissen. Auch liebte er es gern, mit sich selbst Versteckens zu spielen und das Publikum über sich irrezuführen. Auch die zwölfte Abhandlung: „Ueber Goethe's römische Elegien und venetianische Epigramme", ist werthvoll. Sie bestimmt die Zeit und die Art und Weise der Entstehung dieser Dichtungen mit ziemlicher Sicherheit. Die Elegien, theilweise schon in Rom concipirt, verdanken ihre Ausführung der Christiane Vulpius, Goethe's [illegible] Gattin, mit welcher sich bald nach seiner Rückkehr [illegible] Italien ein engeres Verhältniß anknüpfte. Die Epigramme stammen aus verschiedenen Zeiten und Gemüthsstimmungen. Die dreizehnte Abhandlung: „Schiller und Margaretha Schwan", setzt die Beziehung Schiller's zu [illegible] Tochter des manheimer Buchhändlers, über welche man [illegible] lange im Ungewissen gewesen, vollkommen ins Klare. Demnach kann weder von einer Leidenschaft unsers Dichters zu Margaretha, noch von einer abschlägigen Antwort [illegible] res Vaters auf einen Heirathsantrag Schiller's die Rede sein. Allerdings hat dieser von Leipzig aus einen [illegible] chen Brief an den alten Schwan geschrieben, welcher gar nicht abgeneigt war, Schiller seine Tochter zu geben er daher aufforderte, sich unmittelbar an diese zu wenden. Auch Margaretha hegte eine warme Theilnahme für Schiller. Aber der letztere wollte nun selber nicht [illegible] Der Verfasser löst das Räthsel einfach dadurch auf, daß er Schiller's Brief an Schwan, in welchem er um die Tochter anhält, als Uebereilung bezeichnet:

Es war dem noch rathlos hin- und herschwankenden Jüngling mit seiner Bewerbung ebenso wenig Ernst, wie mit der Wiederaufnahme der medicinischen Studien; es war keine Gewissenssache. Er sehnte sich jedoch nach einer unabhängigen, sorgenfreien Existenz, und in dem Brief an Schwan liegt die Erwartung verschleiert ausgesprochen, daß dieser ihm mit der Einwilligung in ein Verlöbniß dazu auf eine reellere Weise die Hand bieten möge, als dessen Antwortschreiben hoffen ließ. Sein Schweigen auf Schwan's Vorschlag, weil die Freundin mit Körner ihm über Erwarten alles das gewährte, was er wünschte, sorgenlose Muße zum Dichten, zum freien [illegible] Schaffen.... Frauenliebe nahm, bis er sie durch seine [illegible] und Gattin kennen lernte, in der Scala seiner Würdigungen so untergeordnete Stellung ein, daß er nicht lange vor der Verlobung noch an seinen Körner das offenherzige Bekenntniß aussprach: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine von 1200 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren Fridericiade, eine classische Tragödie und ein halbes Dutzend schöner Oden liefern."

Die letzte Abhandlung: „Zur Erinnerung an [illegible] Uhland", hat uns nicht ganz befriedigt.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Der neuerdings in Leipzig begründete Deutsche Schriftstellerverein hat in erster Linie auf die Tagesordnung der zu verfolgenden Zwecke die Anerkennung des geistigen Eigenthums und die Nothwendigkeit seines Schutzes gesetzt, ja auch sein erstes Circular ist eine, auf dies geistige Eigenthumsrecht Bezug nehmende Lebensäußerung. Uns würde es in diesem Falle angemessen erscheinen, wenn der Schriftstellerverein zunächst selbst die Principien festsetzen wollte, nach denen man sich bei der Beurtheilung des journalistischen Nachdrucks zu richten habe. Denn so selbstverständlich der Begriff des Nachdrucks an und für sich scheint, so bedarf er doch für die Praxis, wie sie sich gegenwärtig herausgebildet hat, scharf hervorgehobener Grenzbestimmungen. Es ist bekannt, daß die großen politischen Zeitungen in ihrer gegenseitigen Benutzung auf die liberalste und uneingeschränkteste Weise verfahren, mindestens soweit es politische Nachrichten betrifft, und daß die kleinen Zeitungen nur von der publicistischen Stoffzufuhr leben, die ihnen durch die großen zutheil wird. Auch verlangt kein Professor, sehr es auch in dieser Hinsicht ausgebeutet werden mag, [illegible] daß diejenigen, die aus ihm schöpfen, so gewissenhaft [illegible] Quelle anzugeben. Ebenso thatsächlich ist es, daß kleinere [illegible] letonartikel, mit Angabe der Quelle, die Runde durch [illegible] sten Zeitungen machen. Das ist alles principiell „Nachdruck", Benutzung fremden geistigen Eigenthums, aber es ist [illegible] druck, der durch allgemeine „Usance" sanctionirt ist. [illegible] vielmehr, wegen ganz äußerlicher Maßverhältnisse ist der [illegible] griff nicht erfüllt.

Natürlich muß ein Punkt eintreten, wo dies der [illegible] Wir werden dabei an jenen meisterhaften Abschnitt in [illegible] „Logik" erinnert, welcher von der Knotenlinie der Maßverhältnisse, von dem Umschlagen des Quantitativen ins Qualitative handelt und eine so außerordentlich reiche praktische Anwendung zuläßt, daß er allein die Gegner des sogenannten „literarischen Schwindels" beschämen könnte. Es gibt einen Punkt, wo [illegible] äußere Umfang der Artikel den Abdruck derselben zum [illegible]

mpelt. Größere Erzählungen in den Feuilletons, größere
ssenschaftliche Aufsätze u. dgl. m. dürfen nicht ohne Erlaubniß
: Verfasser, resp. der Redactionen nachgedruckt werden. Doch
: der ausnehmend liberalen Praxis, die auf gegenseitigen
igeständnissen in dieser Hinsicht beruht, wäre auch hier ein
gorismus von zweifelhafter Berechtigung, wenn nicht vorher
maßgebendes Princip in dieser Hinsicht aufgestellt würde,
Princip, das mit dem bloßen Begriff des Nachdrucks nicht
eben ist. Hier möge der Schriftstellerverein dem Gott Ter-
nus in der Literatur einen weit sichtbaren Grenzaltar errich-
, damit nicht die Nachbarn der Presse sich gegenseitig ihre
rchen überackern, damit aber auch zugleich ein liberaler Grenz-
g zu gemeinschaftlicher Benutzung übrigbleibe. Doch auch
Princip des geistigen Eigenthums kann nicht ohne Frage-
jen anerkannt werden; es kann sich mindestens nicht mit
ızie in infinitum von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Dr.
Sommer hat im „Nordstern", dem Organ der socialdemo-
ischen Partei und des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins,
n lesenswerthen Aufsatz über das geistige Eigenthum ver-
ntlicht, welchen er mit den Worten einleitet: „Eine gesetz-
: Annahme dieses Grundsatzes, oder mit andern Worten die
rkennung, daß das Recht der Veröffentlichung geistiger Er-
nisse und die Uebertragung dieses Rechts an andere, in alle
gkeit hinein, in derselben Weise forterben solle, wie dies beim
ndbesitze und bei der beweglichen Habe angenommen ist,
de für das Volk von so außerordentlicher Bedeutung sein,
eine genauere Untersuchung der rechtlichen und der gemein-
gen Seite dieses Grundsatzes dringend nöthig erscheint."
amer citirt im Verlaufe seiner Deduction den pariser Aristo-
es, der, wie über die verschiedensten Dinge zwischen Him-
und Erde, auch über das geistige Eigenthum seine skepti-
Gedanken hatte. Heinrich Heine gibt im einunddreißigsten
r pariser Briefe, datirt vom März 1841, seine Zweifel in
nden Worten kund: „Die Debatten in der Deputirtenkammer
das literarische Eigenthum sind sehr unerspießlich. Es
ber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die
ge Gesellschaft, die auf dem Eigenthumsrechte basirt ist,
den Geistern eine gewisse Theilnahme an solchem Besitz-
legium gestatten möchte, aus Billigkeitsgefühl oder vielleicht
aus Bestechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden?
as Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des
ndochtes? Ich enthalte mich jeden Urtheils über solche
, und freue mich nur darüber, daß ihr dem armen Dochte,
ich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen
für sein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienst!"
Es ist besonders ein Punkt der Sommer'schen Deduction,
ir hier hervorheben möchten und der eine mehr negative
der Ausübung des geistigen Eigenthumsrechts betrifft.
igenthumsrecht liegt jedenfalls das Recht freier Verfügung
das Object, und nichts könnte den geistigen Eigenthümer
n, sein Eigenthum ganz für sich zurück- oder aus irgend-
n Gründen dem Publikum oder der Nation vorzuent-
. „Liegt darin", fragt Sommer, „nicht eine Hemmung
eistigen Entwickelung? Ueber die Macht dieser Schranke
: man nur die folgende Möglichkeit: Gesetzt die Kirche
einer ihrer bigoten Anhänger erwerbe von einem zukünf-
Rechtserben das Eigenthum auf die Werke von David
ß, oder von Renan, und verhindere dann jede fernere
entlichung dieser Werke. Könnte dies später noch ver-
t werden?" Um der Möglichkeit einer derartigen Will-
n für allemal vorzubeugen, schlägt Sommer folgendes
vor: „Jeder Buchhändler, der nach vollständigem Ver-
ıer Auflage eines schriftstellerischen Erzeugnisses, in einem
nten, durch das Gesetz festzustellenden Zeitraume nicht
nur mit dem Willen des Verfassers oder seiner Rechts-
u ändernde, neue Auflage veranstaltet, verliert seine Rechte
em Erzeugnisse, der Contract, den er mit dem Verfasser
t hat, mag lauten wie er will."

Wie man auch über diesen Vorschlag denken mag, die Allgemeingültigkeit des Rechtsspruchs: Tertio non contrahitur erleidet jedenfalls bei allen das geistige Eigenthum betreffenden Contracten zwischen Buchhändlern und Schriftstellern eine wesentliche Einschränkung. Auf den einmal veröffentlichten Gedanken hat die Nation ein vollgültiges Recht, er darf ihr nicht vorenthalten bleiben; es muß auch die Zeit festgestellt werden, wo das geistige Privateigenthum, das sich nicht von Geschlecht zu Geschlecht wie ein Fideicommiß fortpflanzen kann, zum Nationaleigenthum wird.

Möge der Schriftstellerverein die Nachdrucksfrage auch nach dieser Seite hin erörtern, namentlich aber die schwierigen Grenzen bestimmen, die innerhalb des journalistischen Verkehrs zu beobachten sind, wo allzu große Liberalität allerdings zur Kränkung wohlerworbener Rechte, allzu große Strenge aber zur Beeinträchtigung wahrer Publicität und gemeinnütziger Gedankenverbreitung führen muß.

Bibliographie.

Andlaw, F. Freih. v., Die byzantinischen Kaiser, ihre Palast- und Familiengeschichten, ihre Schicksale. Historische Studien. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Brückner, G., Biblische Studien. II. Die Erfindung der Schrift. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Bund, L., Weihnachtsklänge. Eine Festgabe in Lied und Bild. Berlin, Grote. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Castell, Ernestine, Margarethe Fuller-Ossoli. Ein amerikanisches Frauenbild. Berlin, Schlingmann. 1866. 8. 1 Thlr.

Friedrich, A., Karl X. Historisch-dramatisches Gemälde. London, Panzer. Gr. 8. 1 Thlr.

Harnisch, W., Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Herausgegeben von H. E. Schmieder. Berlin, Herz. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hemsen, T., Die Czarentochter. Historischer Roman. 4 Bde. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hersche, F., Zwei Charakterbilder aus dem classischen Alterthum. Luzern. Gr. 8. 10 Ngr.

Holtei, K. v., Schlesische Gedichte. 9. Aufl. Mit einem Glossar von K. Weinhold. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Keyser, F. A. C., Unterhaltende Geduldsproben in kleinen Romanen, Novellen und Erzählungen, in welchen jedes Mal ein bestimmter Buchstabe fortgelassen ist, nach der Reihenfolge des ganzen Alphabets. 1stes Hft. Nordhausen, Büchting. 1866. 8. 7½ Ngr.

Graf Kingswoods Erben. Roman aus dem Englischen von A. Görling. 4 Bde. Dresden, Wolf. 1866. 16. 3 Thlr.

König, E. A., Kaserne und Wachtstube. Heitere Garnisongeschichten. Düsseldorf, Spaarmann. 8. 7½ Ngr.

— — Unter dem Gewehr! Heitere Geschichten aus dem Soldatenleben. Düsseldorf, Spaarmann. 8. 7½ Ngr.

Meinhold, K., Gedichte. Weißenfels, Prange. 8. 1 Thlr.

Pelletan, E., Die Familie. (1ster Bd.) Die Mutter. Aus dem Französischen von F. Braun. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfaff, E. R., Physiognomik des menschlichen Auges. Für Gebildete aller Stände. Dresden, Türk. 1866. 16. 18 Ngr.

Rast, F. v. — Das Leben des Freiherrn Ferdinand von Rast. Als Hinterlassenschaft des Verstorbenen und auf dessen besonderes Ersuchen, im Auftrage des Magistrats der Stadt Coburg herausgegeben. Coburg, Riemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichenbach, Mathilde Gräfin, Graf Talleyrand's Jugendliebe. Historischer Roman aus der französischen Revolutionszeit. Dresden, Wolf. 1866. 8. 1 Thlr.

Reynolds, G., Wollust und Verbrechen auf dem Throne oder die Rache des Schicksals. Historischer Roman aus den Zeiten des Prinzen von Wales, späteren Königs George IV. 1ste und 2te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. 1866. Gr. 8. à 4 Ngr.

Soden, F. Freih. v., Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland von 1631 bis 1635. Zur Geschichte des 30jährigen Krieges. 1ster Bd. Von Gustav Adolphs Erscheinen in Süddeutschland bis zu seinem Tod. 1631 bis 1632. Nach archivalischen und anderen Quellen bearbeitet. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Sudhoff, K., Weihestunden. Ein Blüthenkranz aus Deutschlands Dichtergarten. Pracht-Ausgabe. Hamm, Grote. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bacano, E. M., Vom Baum der Erkenntniß. Zukunfts-Roman. Berlin, Lassar. Br. 8. 1 Thlr.

Weber, K. v., Anna Churfürstin zu Sachsen geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem 16. Jahrhundert. Nach archivalischen Quellen. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Weißbrodt, J., Gregor der Siebente. 1ster Thl. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Münster, Theissing. 16. 20 Ngr.

Zschokke, H., Das neutestamentliche Emmaus, beleuchtet. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 24 Ngr.

Zur Polemik über die Schlacht von Solferino. Wien, Geitler. Lex.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in diesem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist sonach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Werth des Lebens.

Eine philosophische Beleuchtung

von

Dr. E. Dühring,

Docent der Philosophie und National-Oekonomie an der berliner Universität.

Gr. Lex.-Form. 15¼ Bog. Eleg. brosch. 2 Thlr.

Mark Aurel's Meditationen.

Aus dem Griechischen von **F. C. Schneider.**

Zweite verbesserte Auflage. 16. 12¼ Bog. Eleg. brosch. 15 Sgr.

Von menschlichen Schwächen.

Ein Versuch von **Sigmund Schott.**

16. 22½ Bog. Eleg. brosch. 27 Sgr.

Soeben ist der fünfte Band der elften Auflage von Brockhaus' berühmtem Conversations-Lexikon vollständig geworden, bis „Eschenmayer" reichend, und es liegt nun bereits ein Drittheil des Werks vor. Bei dem außerordentlich billigen Subscriptionspreise von nur fünf Neugroschen für das Heft von 6 Bogen in größtem Lexikon-Octav und der allmählichen Erscheinungsweise ist die Anschaffung dieses wahrhaft unentbehrlichen Werks, das eine ganze Bibliothek ersetzt, nicht nur dem Wohlhabenden, sondern auch gerade dem minder Bemittelten ermöglicht.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neuern Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der englischen Umgangsspr. 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum Englischsprechen. 4. Aufl. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der engl. Sprache. 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sch. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15

Macaulay, a Description of England in 1685, to which added notes & a map of London by Dr. C. Sch. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7½ Ngr. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Ton. 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum Französischsprechen. 4. Aufl. 15 Ngr.

Touzellier, Nouvelle conversation française, suivie de tables de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce. Mit gegenüberstehender Uebersetzung. 10 Ngr.

Wörter, die gleichlautenden, der französischen Sprache in alphabetischer Ordnung. 7½ Ngr.

L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum Italienischsprechen. 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanischsprechen. 2. Aufl. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Franke, Spanisch-deutsches mercantilisches Wörterbuch.

Deutsches Echo, die tägliche Umgangssprache gebildeter Deutschen. Ausgabe für **Engländer.** 3. Aufl. Eleg. geh.

— — Ausgabe für **Franzosen.** 20 Ngr.

— — Ausgabe für **Holländer.** 20 Ngr.

Verzeichniss der Lehrbücher gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und deutschen Sprache

Von Dr. **Francesco Valentini.**

Fünfte Original-Auflage. Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Italienisch-Deutscher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsch-Italienischer Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 15 Ngr.

Schon seit einer langen Reihe von Jahren ist Valentini's italienisches Wörterbuch, zum Gebrauch für Deutsche wie für Italiener, als eins der vorzüglichsten geschätzt. Auch hat sich das Werk in der Gunst des Publikums behauptet. Das Erscheinen der vorliegenden fünften Auflage, zu dem sehr billigen Preis wird die Anschaffung erleichtern, auch in größern Partien für Schulen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 26. October 1865.

halt: Schiller's „Malteser" in dramatischer Ausführung. Von Rudolf Gottschall. — Alte indische und junge deutsche Poesie. Von nann Neumann. — Auch eine Umkehr der Wissenschaft. Von Julius Frauenstädt. — Zeising's neuer Roman. Von Moritz Carriere. — Feuilleton. (Manoello, Dante's jüdischer Freund; Ist das Genie seiner Zeit feindlich?) — Bibliographie. — Anzeigen.

iller's „Malteser" in dramatischer Ausführung.

Unter den hinterlassenen Fragmenten Schiller's befin- sich bekanntlich Aufzeichnungen, welche ein Drama: e Malteser", betreffen und, wenn auch ohne den ge- rn dramatischen Grundriß eines Scenariums, doch den Stoff, den der Dichter behandeln wollte und den Gang der Handlung selbst keinen Zweifel übrig- n. Das Eigenthümliche dieses Dramas hätte darin nden, daß Schiller den Versuch eines Schauspiels Chören, den er bereits in der „Braut von Messina" cht, von dem Gebiete der Schicksalstragödie hier auf des historischen Dramas übertragen hätte. Die Mit- ng der Chöre hatte aber zur nothwendigen Folge, auch die Bewegung der Handlung in antiker Weise schränkt und mehr oder weniger dem Gesetz der ari- ischen Einheiten untergeordnet werden mußte. Der gewann dadurch eine antike Simplicität, aber auch Enge, welche dem an größere Dimensionen und Per- ven gewöhnten Dichter unbehaglich wurde. Schiller s vor, den grandiosen Stoff des Demetrius auszu- n, dessen Handlung so reich war an äußerer und r Bewegung, über größere Zeiträume und Länder- übergriff, ohne deshalb ihre innere Einheit zu ver- n.

Die Malteser", in ihren Grundzügen eine drama- Ausführung des Gedankens, welchen Schiller bereits Kampf mit dem Drachen" in Balladenform verwer- atte, blieben im Pulte des Dichters liegen. Auch is bisher von einer Bearbeitung des Fragments, iner Ausführung der „Malteser" nichts bekannt den. Die unleugbare Sprödigkeit des Stoffs schreckte ichter ab, die sich sonst wol nicht ungern an Schil- Namen angelehnt und eine Ehre darin gesucht hät- in Drama in einen, von dem großen Dichter ge- en Rahmen einzufügen, um so mehr, als hier nur icht ausgeführte Scene vorlag, nicht anderthalb Acte, „Demetrius", ein großartiger Torso, der beschä- auf die geringern Talente wirkte, die sich an seine dung wagten.

Jetzt liegt uns ein mit Anlehnung an das Schiller'sche Malteserfragment abgefaßtes Schauspiel vor:

Die Johanniter. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Friedrich Notter. Stuttgart, Cotta. 1865. 8. 15 Ngr.

Es wird nicht ohne Interesse sein, den Schiller'schen Plan mit der Handlung zu vergleichen, wie sie Notter seinem Drama zu Grunde gelegt hat.

Die geschichtliche Grundlage ist bei Schiller und Notter dieselbe. Malta ist von der ganzen Macht Soliman's belagert, welcher dem Orden den Untergang schwur. Der Großmeister Lavalette rechnet auf einen Ersatz durch die Spanier; doch die spanische Politik zögert. Das Fort S.-Elmo wird von dem Feinde heftig bedrängt; die Ritter ersuchen den Großmeister um die Erlaubniß, sich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sei, Elmo zu behaupten. Lavalette besteht aber darauf, theils um der spanischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen, theils um die Macht der Türken durch einen Sturmangriff auf S.-Elmo physisch und moralisch zu schwächen. Das Fort von S.-Elmo wird gestürmt, doch durch dies große Opfer der Sieg errungen und das Heer der Türken zum Rückzug genöthigt.

Der geschichtliche Stoff wäre von Schiller, nach der Anlage der „Malteser" zu schließen, zu einem knapp umfassenden Rahmen der Handlung gemacht worden. Das Fort von S.-Elmo wäre das A und O derselben geblieben, der Kampf selbst, der Tod des Berberfürsten Dragut u. dgl. m. nach dem Vorgang der antiken Tragödie nur erzählt worden, der Abschluß mehr ein moralisch als thatsächlich entscheidender gewesen. Rücksichten auf den Chor hätten den Dichter zu dieser Beschränkung genöthigt, und in der That ist es zu bedauern, daß diese Chorgesänge nicht gedichtet worden sind; sie hätten Schiller's Kraft, Adel und sittlichen Schwung gewiß zu ebenso gediegenem wie hinreißendem Ausdruck gebracht.

In dem ersten größern Chorgesang wäre uns die von außen drohende Gefahr wie die innere Zerrüttung des Ordens gewiß mit großen, historischen Zügen geschildert, in dem zweiten wären an den Verfall des Ordens

Erinnerungen an seine Geschichte geknüpft worden; in dem dritten hätten wir eine schwunghafte Hymne auf Pflichtgefühl, Rittergeist und sittlichen Adel erhalten, eine Hymne, welche den Heroismus geistig verklärte und welche in dieser Weise zu dichten nur Schiller im Stande war. Auch dem Schmerze des Vaters an der Leiche des Sohnes hätte der Chor gewiß in unvergeßlichen Rhythmen erhebenden Ausdruck geliehen.

Rotter war von allen diesen Rücksichten frei, da er mit Recht den Chor in seinem Drama ganz fortfallen ließ. Das Element der Reflexion, welches der Chor vertritt, wird von der neuern dramatischen Dichtung in die Helden selbst verlegt. Bei aller Energie des dramatischen Fortgangs muß dem Dichter zu solcher Selbstbesinnung Zeit bleiben. Auch die Lyrik des Chors ist in dem dramatischen Verlauf bei uns aufgegangen, wenngleich nur eine einseitige Aesthetik verlangt, daß sie in demselben untergehe. Was wäre Shakspeare's „Romeo und Julia" ohne seine Liebeslyrik, was Schiller's „Jungfrau" und „Maria Stuart", wenn man aus ihnen die modernen Chorgesänge, die lyrisch gefärbten Monologe fortnähme? Gegen diese großen Muster gelten uns wenig die Duodezmuster der straffen Handlungsdramatiker, die nie ein lyrisches Auge aufschlagen, nicht wegen des dramaturgischen Scheuleders, das die moderne Aesthetik ihnen vorgebunden hat, sondern weil sie auf beiden blind sind.

Rotter konnte also den geschichtlichen Stoff freier und reicher gestalten. So verschiebt sich bei ihm die ganze Architektonik des Schiller'schen Fragments; die Eroberung von S.-Elmo, dort das bengalisch beleuchtete Schlußtableau, rückt hier an den Schluß des dritten Acts, während der vierte Act uns in die Johanniskirche der belagerten Stadt versetzt, uns den Verzweiflungskampf des Großmeisters an der Spitze seiner Ordensritter vorführt, und der fünfte einen Ausfall vor die Thore, den Zweikampf zwischen einem Ordensritter Romegas und dem Berberfürsten Dragut und die rettende Ankunft der Spanier auf die Bühne bringt.

Liegt nun zunächst in dieser Erweiterung des Plans, in dieser Verbreiterung des Stroms der geschichtlichen Handlung ein Vorzug der neuen Dichtung gegenüber dem Schiller'schen Fragment? Wir glauben, daß, was in dem letztern zu wenig war, sich hier in ein zuviel verwandelt hat. Das Drama erhält einen epischen Zug, was gerade in den letzten Acten besonders mislich und gefährlich ist. Der lärmende Theaterspectakel kann dafür keinen Ersatz bieten; man weiß ja überhaupt, welchen Eindruck die kriegerischen Scenen, die Massenkämpfe und Zweikämpfe auf der Bühne zu machen pflegen und wie leicht der militärische Heldenmuth in seinem darauflosgehenden Eifer das minder heroisch gestimmte Publikum zur Heiterkeit anregt. Bei Schiller war ein einheitliches Motiv, der Opfermuth des Großmeisters, der auch die Seinen dem sichern Tode entgegenzustellen wagt, im Geiste des Ordens und vertrauend auf seine Kraft, und der für diese edle Schuld — denn für eine Schuld mag es gelten im Sinne der Humanität — die Buße erleidet, auch seinen eigenen Sohn geopfert zu sehen. Dies ganze Motiv ist von Rotter recipirt; doch indem uns dieser in den der Belagerung S.-Elmos folgenden Kämpfen den Heldenmuth des Großmeisters, seine Ausdauer, seine unerschütterliche Siegesgewißheit in einer Reihe von Scenen vorführt, legt er auf den Charakter in mehr epischer als dramatischer Weise ein Gewicht. Eine epische Verbreiterung aber ist stets eine dramatische Abschwächung. Für das Drama liegt der Höhepunkt der Handlung in der schonungslosen Aufopferung der auf Fort S.-Elmo dem Tod geweihten Ritter. Es ist dies auch der Höhepunkt des Heroismus in dem Charakter des Großmeisters; denn er opfert mit Bewußtsein den eigenen Sohn. Was darüber hinausliegt, ist nur Schwertergeklirr und Kanonendonner nur ein matter Nachlauf. Das hat Schiller klar und richtig empfunden, während Rotter den theatralischen Effect, der sich in den lärmenden Schaustellungen und militärischen Kraftproben, wie in glänzender decorativer Ausschmückung bewährt, mit dem dramatischen verwechselte.

Ein zweiter Punkt, in welchem der Schiller'sche Entwurf vor der Ausführung Rotter's den Vorzug verdient, ist die schärfere Darstellung des innern Verfalls des Ordens, wie sie der große Dichter beabsichtigte. Die dramatische Wirkung beruht auf der energischen Spannung der Gegensätze. Die Willenskraft des Ordensmeisters erscheint um so imposanter, je größer die innere Auflösung des Ordens ist. Diese Zerrüttung tritt uns bei Rotter gleich in der ersten Scene entgegen, in welcher Romegas und Biron um eine griechische Gefangene spielen, eine Scene, in welcher die zügellose Sinnenlust der Ordensritter sich nicht minder geltend macht wie die Zwietracht der einzelnen im Orden vertretenen Landsmannschaften. Später beklagen sich die beiden Ritter über die Wegführung der Griechin, die der Großmeister ihnen geraubt hat; sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen das Recht auf Nachsicht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Erbittert über Lavalette, der mit Ernst als Gebieter zu ihnen spricht, gewiegelt durch einen Ritter Montalto, schließen sie einen Bund gegen den Großmeister. Das ist die eigentliche Handlung des Stücks. Die Gegenbewegung ist von Lavalette mit gewohnter Genialität eingeleitet und durchgeführt. Es ist ein glänzender Coup, daß Lavalette gerade Romegas, einen bei allen Verirrungen großen Charakter, zum Bewußtsein dieser Größe zu bringen weiß. Er beschließen, S.-Elmo selbst zu vertheidigen, spricht Lavalette mit Romegas wie ein Sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, heißt es in dem Testament, der den Orden ins Verderben gestürzt hat, sei im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger erwählt und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürsten gestellt, wo er fähig ist zu sehen, und zu fühlen das Verwerfliche seines zeitherigen Betragens. Er wird beschämt durch die Großmuth eines Mannes, [illegible]

: verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die
it zu zeigen, daß er eines solchen Vertrauens nicht
erth sei.

Es ist das eine jener, wir möchten sagen ethischen
ipetien, in denen sich Schiller's von seinen Verkleine-
gänzlich verkannte dramatische Genialität offenbart.
fernere Gewichte der Gegenhandlung benutzt der Dich-
den Montalto, der sich als ein vom Feind bestochener
:äther zeigt, zur Beschämung der von ihm aufgereiz-
Verschwörer; vor allem aber die Kunde, daß Lava-
seinen eigenen Sohn mit den andern zu opfern be-
ist. Dies alles und der Entschluß des Großmeisters,
selbst nach S.-Elmo zu werfen, bringt die aufrühr-
chen Ritter zur Besinnung, zähmt den Drachen der
örung, macht die angezettelte Intrigue scheitern und
t den Orden zu seiner ganzen innern Kraft und sitt-
r Hoheit. Es bleibt nur noch die Katastrophe übrig,
Heldenkampf von S.-Elmo, der Tod des Sohnes
Lavalette, die Hoffnung des Siegs, auf die innere
rung des Ordens, auf den Eindruck seiner Groß-
gegründet. Alle diese Elemente finden sich mehr oder
ger in dem Notter'schen Drama wieder: da es indeß,
m Schachspiel auf das Tempo, so im Drama we-
ch darauf ankommt, in welchem Moment ein bra-
cher Zug geschieht, ob ein solcher gewichtvoller Be-
heil der Handlung gleichsam in ihre Arsis oder Thesis
wird, so ist der Unterschied scharf ins Auge zu
, der in der Vertheilung gleichmäßig gegebener und
ter Elemente der Actions besteht.

)a fällt nun zunächst ins Auge, daß der Romegas
Schiller eine wildere, aber deshalb reichere und tie-
Natur ist, als der Romegas Notter's, der nur als
vollender, beiseitegeschobener Misvergnügter erscheint,
llen Bewußtsein verkannter Kraft Verschwörungen
Und nahe daran ist, zum Hochverräther zu werden.
Ehrgeizige, den der Großmeister plötzlich von selbst
ele seines Ehrgeizes erreichen läßt, wird natürlich
bekehrt — wozu auf Umwegen erreichen, was einem
Hand gegeben wird? Der Romegas Schiller's da-
in seiner Wüstheit, seinem sinnlich leidenschaftlichen
erleidet eine weit tiefere Umwandlung, als ihn der
ister auf einen Posten beruft, wo die verirrte Kraft
ur sich selbst, sondern auch andere zu zügeln hat.
int-Priest, der natürliche Sohn des Großmeisters,
ei Notter La Riviere. Erst an der Leiche des Rit-
eilt Lavalette dem Orden mit, daß er sein Sohn
. Bei Schiller erfolgt diese Mittheilung als ein
Handlung eingreifendes Moment, welches dazu bei-
den Widerstand der rebellischen Verschwörer zu beu-
Lavalette imponirt als ein zweiter Brutus, freilich
jue den mislichen Nebengedanken in der Brust sei-
ter zu erwecken, daß auch er selbst sich der Ver-
n, die er so streng verdammt, schuldig gemacht
Vielleicht war dies das Motiv, warum Notter die
ung des Großmeisters bis nach dem errungenen
ertagt hat.

s aber ist aus der Griechin geworden, welche als Streitobject in der ersten und einzigen, vom Schiller ausgeführten Scene erscheint, nur um zu zeigen, wie der Orden zerrüttet ist und wie wenig die Ritter daran denken, ihrem Gelübde treu zu bleiben? Diese Griechin war in der heroischen Chortragödie nur eine Art von Versatzstück; das Weib spielte nur als Sache mit, und diese Sache selbst wurde nach dem Plane des Dichters rasch aus dem Wege geräumt. „Die Malteser" wäre Schiller's einzige Tragödie geworden, in welcher die Liebe gar keine Rolle gespielt hätte, eine stolze Tragödie der Mannesehre und Manneskraft, doch gerade wegen dieser Härte und Sprödigkeit für den Dichter, der dem Publikum gegenüber des Erfolgs nicht gewiß sein konnte, wenig verlockend. Diese namenlose Griechin Schiller's, welche als störendes Troßobject durch die Disciplin des Ordens beseitigt wird, verwandelt sich nun bei Notter in eine dankbar und zärtlich Liebende, welche den jungen La Riviere, ihren Retter vom Bord des Korsaren, aus dem Text seiner Ordensregeln zu bringen droht und ihm als ein Käthchen von Cerigo nachfolgen will, um mehr zu sein als „die geltungslose Luft im Umkreis seines Daseins". Doch ist die ganze Bedeutung des Conflicts in der ersten Hauptscene (Act 1, Auftritt 6) zwischen Phanara und La Riviere erschöpft und ein neues Moment kommt erst im letzten Act hinzu, wo die verkleidete Griechin sich zu dem gefangenen Freund in das Türkenlager schleicht und dort in der Gefahr des Todes das Glück verbotener Liebe erblüht. Alles, was dazwischenliegt, die Klosterscene, in welcher Phanara den Berichten der Nonnen über S.-Elmo lauscht, die Kirchenscene, in welcher sie in „harrender Pein", doch nur mit der Bedeutung einer Statistin für die Handlung selbst die verzweifelten Vertheidigungsanstalten des Ordens mit ansieht, ist nur müßige und steigerungslose Ausführung dessen, was bereits in jener ersten Hauptscene nach allen Seiten hin zur Geltung kommt: die Angst um den Geliebten, um S.-Elmo, die Bereitwilligkeit, ihm als Sklavin zu folgen, und La Riviere's innerer Kampf:

Kaum eine kurze halbe Stunde ist's,
Daß ich des Stahls der Mannheit voll mich hielt.
Jetzt will ihn diese weiche Stimme schmelzen,
Und etwas fragt den überraschten Busen:
Bist du La Riviere noch, in dessen Ohr
Der Widerhall der Zukunft hingebraust,
Wie eine Welt voll Waffen nur und Sieg?
— Woher die zarte rührende Gestalt
Auf meinem Weg? — Trüb war der Lenz, der ihr
Der Lippen weiche Knospe aufgeküßt
Und sie umhaucht wie feuchter Duft die Rose.
— Nicht so! Nicht so! Ihr sollt um mich nicht streiten,
Ihr schnell herzugetretnen Schicksalsmächte.
Hinweg du süßer, ungeahnter Laut!
Den Schwur, den ich geschworen, werd' ich halten:
Dem Schwert bin ich, der Ehre angetraut,
Und fühl' in mir die ehernen Gewalten.

Betrachten wir nun Notter's „Johanniter" an und für sich, ohne Rücksichtnahme auf das Schiller'sche Fragment, so haben wir es mit einer schätzbaren Talentprobe zu thun. Wir finden namentlich in dem Charakter des

Großmeisters Züge jener heroischen Größe, welche Zeugniß ablegen, daß der Verfasser für den Guß der geschichtlichen Tragödie das Zeug besitzt; die Composition, obgleich sie nicht so einheitlich, nicht so scharf und glücklich markirt ist wie die Schiller'sche, ordnet sich doch zu einem Gesammtgemälde, auf welchem die Gruppen sich sondern und ergänzen; die Diction aber, die wir überhaupt nie als äußerliche Zuthat behandeln, sondern in welcher sich die dramatische Seele ausspricht, strebt nach Größe, Kraft und Energie. Wir sagen ausdrücklich: strebt; denn sie trägt oft noch in schwerfälliger Gedrängtheit und gewaltsamer Bildlichkeit des Ausdrucks gerade dies Streben zur Schau, das noch nicht in harmonischer Form aufgegangen ist. In einzelnen Stellen freilich ist die Verschmelzung des Energischen und Gefälligen geglückt, und wir erhalten den Eindruck eines müheloſen Schwungs. So z. B. in der Schlußrede des vierten Actes:

Lavalette.

Reicht mir denn noch einmal die Ordensfahne,
Die schlachtenfordernd von dort niederblickt.
Nicht heißen soll's, es sei das Kreuz auf ihr,
Beim Logbret hinten abwärts angebunden,
Durchs Meer nach Stambul hingezogen worden.

(Sie wird ihm gereicht.)

Du sahst gewalt'ge Zeiten, hohe Thaten;
Dich trug ein mächtig Schicksal, wie ein Priester
Ein übrig Bild aus eines Tempels Trümmern,
Von Strand zu Strand weg übern Sturz der Namen,
Die ringsum an des Mittelmeers Gestad
Von den verjährten Königssitzen sanken.
Du sollst nicht enden, wie gemeine Dinge.

(Gibt sie zurück.)

Nehmt von dem ew'gen Lichte einen Brand
Und setzt ihn an sie dort auf jenen Steinen.

(Sie wird von Kriegern im Hintergrund verbrannt.)

Die Lohe faßt! — Seht wie sie hoch aufsteigt,
Als ob der niedern Erde Hohn sie böte!
Sie ist des Ordens Seele. Wie dies Feuer,
So ist der Wille, der sich frei erhebt,
Und flammend greift er ein in andrer Wollen.

(Faßt die Hände der beiden Nächststehenden; alle Ritter folgen dem Beispiel, sodaß sie einen geschlossenen Halbkreis bilden.)

— Weithin hat seinen Namen Soliman,
Den Pforten sprengenden, im Sturm getragen,
Und wie der Wandrer in den Ameishaufen
Zermalmend und Gewimmel weckend tritt,
So ist sein Fuß getreten auf die Erde.
Jetzt werd' ihm kund, er sei dem Raum genaht,
Der eigne Hoheitsrechte wahren kann.
Wir fallen für der Christenheit Errettung,
Und warnend steigt aus Maltas Trümmerhaufen
Der Zukunft Ahnung in der Türken Heer,
Und faßt den Sieg, den schwer errungenen,
Mit kalten Händen in dem stolzen Nacken.

Ebenso haben einzelne Bilder den echten dramatischen Nerv; es sind Tropen, die den Gedanken nicht verwässern, sondern scharf ausprägen. Dagegen sind auch die forcirten Stellen zahlreich, in denen ein wenig sagender Gedanke in ein allzu prunkendes Gewand gekleidet wird oder gesuchte und gewundene Participialconstructionen einen unnöthigen sprachlichen Stelzengang hervorrufen. So z. B. Lavalette sagt:

Auf euern Herzen traget ihr das Kreuz,
Den ernsten Fremdling in der Erde Wünschen,
Zum Zeichen, daß ihr der Entsagung euch,
Daß ihr der Kraft des Duldens euch geweiht,
Und euch geschieden vom Gewühl der Welt,
Der achsenlos von außen her bewegten —

so ist diese letzte griechische Participialconstruction [illegible] was um so mehr hervortritt, als auch das Wort „[illegible]los" einen ähnlich gesuchten Eindruck macht und den [illegible] griff, den es ausprägen soll, den Mangel eines [illegible] Centrums, nur in schielender Weise ausdrückt. [illegible] fährt fort:

Der Gottheit andrer Name ist Geduld.
Sie ist von allem Dauernden die Seele,
Die langsam aufsteigt aus des Werdens Tiefen
Und jedes Hemmniß endlich bricht.

Das sind unpoetisch abstracte und dabei unklare [illegible] dungen. Eine langsam aus des Werdens Tiefen [illegible] gende Seele des Dauernden — das ist eine Flosk[illegible] sich umdrehen läßt wie ein Handschuh. Denn [illegible] gut hätte der Dichter die Geduld „eine langsam [illegible] Tiefen des Dauernden aufsteigende Seele des Wer[illegible] nennen können; es ließ sich ebenso viel oder so wen[illegible] bei denken.

Daß der Mensch in der Schiffahrt seine Herr[illegible] über die Elemente bewährt, ist ein alter Gedank[illegible] welchem durchaus kein neuer Inhalt kommt, wenn [illegible] Dichter in folgender Weise ausdrückt:

Ein Geist, ein sichtbar wordner, ist das Schiff,
Wenn's hinzieht ob der Wellen Zorn und leise,
Wie Archimed, auf das Titanenhaupt
Der Elemente legt sein Herrscherrecht.

Das „Titanenhaupt der Elemente" mag hingehen, ist ein mythologisches Bild. Doch aus der Mythe werden wir durch Archimedes in die Mechanik [illegible] Der Sprung von den alten Giganten zum Flügel der Schraube ohne Ende und zur Archimedischen [illegible] ist eine zu kühne Zumuthung an die Phantasie. [illegible] sein Herrscherrecht auf das Haupt oder minder [illegible] gesprochen auf den Kopf legen, ist eine undeutsche [illegible] dung. Wäre der Gedanke ebenso kühn, er würde [illegible] kühne Ausdrucksweise rechtfertigen. Doch pour une [illegible] de bruit pour une omelette?

Wenn Romegas auf seine Brust zeigt und [illegible]

Hier ist ein Quell, um eine Welt zu tränken,
Wenn gegen Tyrannei die Kraft ihr fehlt!
Hier, hier saugt Muth, all ihr in Staub Getretne!
Ihr unerwachten Morgen, Rechnungfordrer
Für Zwingherrnunbill, hier sind eure Dolche! —

so empfängt wol jeder den Eindruck eines maßlosen [illegible] marbastrens und zwar weniger durch die Hyperbel [illegible] ersten zwei Zeilen, als durch den zungenbrechenden [illegible] bast der zwei letzten. Die „unerwachten Morgen" [illegible] einfach die künftigen Tage; „Rechnungfordrer" [illegible] Personification, die durch die auffällige Wortbildung [illegible] fremdend wirkt; „hier sind eure Dolche!" ein [illegible] druck, durch den Romegas seine Brust in einen [illegible]

en für die „unerwachten Morgen" verwandelt. Das gt alles nur wie kraftstrotzende Lakonismen. Der Ge- ke aber, der in diesem schweren Harnisch einherrasselt, dürftig genug. Hier hat die Ausdrucksweise aber) ein anderes Bedenken; Romegas verwandelt sich da- ch in einen Prahler, in einen miles gloriosus, in n Fähnrich Pistol — und das ist doch gegen die In- ionen des Dichters.

Wenn der verwundete Dragut ausruft:

Ein Leben blos? Ihr tausendfachen Sterne,
Ihr daseinzeugenden, warum nur eines? —

nüssen wir doch gegen die „tausendfachen Sterne" pro- ren und glauben kaum, daß der Berberfürst zwischen lag und Parade Zeit zu dieser astronomischen Betrach-) haben dürfte.

Wir hätten noch über manche einzelne Bilder und drücke, auch über den Versbau, der mit den Längen Kürzen oft sehr willkürlich umspringt, zu rechten; doch schließen gern mit der Anerkennung des vielen Ge- enen in diesem Drama.

Eine andere Frage ist freilich, ob der mönchische oismus, so würdig er der Anerkennung des Histo- s sein mag, noch ein Recht hat auf die Bühne der enwart? Schiller that gewiß wohl daran, seine „Mal- " unvollendet zu lassen. Ihre Gestalten wären ver- t neben der Gestalt jenes einen Malteſers, der mit t Anwartschaft hat auf die Sympathien unserer Zeit „ein Bürger derer, die da kommen werden", neben der alt des Marquis Posa. **Rudolf Gottschall.**

Alte indische und junge deutsche Poesie.

ndische Sinnpflanzen und Blumen zur Kennzeichnung des dischen, vornehmlich tamulischen Geistes von K. Graul. rlangen, Deichert. 1865. 12. 22½ Ngr.

edichte von Albert Möser. Leipzig, Matthes. 1865. 15 Ngr.

onnenblumen und Nachtschatten. Spruchgedichte von einrich Martin. Dresden, Wienecke. 1865. 16. 1 Thlr. Ngr.

dener Schmerz, von dem alle Dichter und Denker zu t und sagen wissen, würde den Leib früh zerstören und eele vor dem Tode umnachten, wenn er nicht stets da, r ein gerecht begründeter ist, in sinnige Wehmuth inge und, zumeist als Lehre der Weisheit ausge- en, sich die Ruhe des Heils gewänne.

leich und immer reicher schüttet uns die fortschrei- Macht über alle Güter der Erde die Freuden dieser in den Schos, aber wie ein König bei brechender sitzen die Dichter und Denker auch heute noch da- nd sinnen über die Nichtigkeit des Lebens und über ngewißheit des Jenseits nach. Der fröhlichen Menge freilich solch Gebaren nicht, sie läßt die Grübeln- llein und verschließt ihren Worten das Ohr, hin- nd, wo gelehrt und gesungen wird, was die flüch- Stunden des raschen Daseins vergessen macht, wäre s selbst leicht und flüchtig wie der Wind. So er- das Höchste und Tiefste, das je gelehrt und gedichtet n ist, mehr und mehr dem kleinen Kreise der Den- ker und Dichter selbst, und lebt als Zeugniß fort, daß alle Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Lebens den Schatz der höchsten Gedanken und tiefsten Gefühle dennoch ver- mehrt und weiter vererbt.

K. Graul's „Indische Sinnpflanzen und Blumen" (Nr. 1) sind ein solches Zeugniß von fern und nah, aus Vergangenheit und Gegenwart. Sie verlangen eine Bespre- chung nach drei Seiten hin, insofern ihr Herausgeber (der im November v. J. in Erlangen seinen langjährigen Leiden erlag) darin nicht nur als Uebersetzer, sondern auch als Dich- ter auftritt und Schöpfungen seiner Muse den tamulischen Sprüchen voraussetzt und folgen läßt. Aus dem Vor- wort erfahren wir, daß das Tamulenland auf der so- genannten Koromandelküste Ostindiens, am Bengalischen Meerbusen, nordwärts über Madras hinaus, südwärts bis Cap Comorin, zu suchen ist. Dieser „Garten Gottes" voll der üppigsten Reisfelder ist „leider kein Tempel Got- tes, denn die oft aus herrlichen Kokoshainen himmelan- ragenden Pagoden sagen dir, daß du in einem abgöttischen Lande wandelst". Wie ein Volk ist, solche Götter hat es auch, sagt der leider zu früh verstorbene, uner- müdliche Forscher Karl Friedrich Köppen in seinem gro- ßen vortrefflichen Werke: „Die Religion des Buddha"; er erweist, daß, als die Arier (Arja) durch die Kabul- päße in das „Land der sieben Ströme" hinabstiegen, sie, noch nicht entmenscht durch das scheußliche Kastenwesen, den einigen Gott im „himmlischen Lichte" Varunas (Ura- nus), „den Umfassenden", anbeteten.

Im Auftrage der leipziger Mission (früher dänisch- hallesche) reiste Graul am 16. Juli 1849, nach einem Halt in Clarens am Genfersee, zu einer fast vierjährigen Wanderschaft über Frankreich, Aegypten und Palästina nach Ostindien. Wir genießen den Vortheil, von Station zu Station einen kurzen Bericht in Prosa und einen nicht minder erfreulichen in Versen zu erhalten. Leicht und angenehm gelangen wir von Gaza durch die Wüste nach Suez, wo wir am 11. November der Stadt gegenüber am Rothen Meere lagern, am 22. den Dampfer Ackbar der Ostindischen Compagnie besteigen, am 29. November schon vor Aden im Glücklichen Arabien liegen und früh am 9. December vor Bombay das „Land der Sonne" zuerst im milden Lichte des Mondes erblicken, der all sei- nen Zauber über Land und Meer ausgießt. Ein wenig verwirrt von der feenhaften Anmuth der „Wassernymphe" Bombay, dem indischen Neapel, beziehen wir das gastliche Haus eines Landsmanns, des Missionars Isenberg; rings um uns „Gärten, dicht wie das Haar des Mohren", wo die Banane, „dieser immer sprudelnde Segensborn der tro- pischen Länder", wuchert, die stattliche Kokospalme, die königlich steife Palmyra und der alles überragende und weithin schattende Banianenbaum, der Elefant der indischen Pflanzenwelt, sich erheben. Fröhliche Ausflüge führen uns unter anderm auch nach den sivaitischen Felsentem- peln auf der Insel Elephante und nach den buddhistischen auf dem Festlande; wir müssen aber auch erleben, daß der Göttin Kali, der ebenbürtigen Gattin Sivas in seiner grausigsten Gestalt, wieder einmal ein Menschenopfer fällt,

wahrscheinlich um die Cholera abzuhalten. Mit dem Dampfer Dwarka steuern wir bei Goa vorüber nach Mangalore im Tululande. Weiter am 12. März 1850 über Cananora, Taleitscheri und Tschombala nach Calicut und am 5. April über Wandur und die Khunda-Berge „auf zum Theil mildromantischen Wegen zu den Nilagiris oder Blauen Bergen hinauf", erreichen wir hinabsteigend Cotaghery und nach einigen Stunden „die schwüle Ebene des Tamulenlandes". Der 9. Mai bringt uns nach Trankebar, dem Mittelpunkte der genannten Mission. Am 1. Januar 1861 treten wir die große Reise nach dem Süden des Tamulenlandes, nach Lanka (jetzt Ceylon) an, verlassen am 8. April das palmenumsäumte und erreichen Madras, um dort 16 Monate zu verweilen, nachdem wir noch das Pfingstfest 1852 auf dem sehr beschwerlichen Wege dahin in einem Ruhhause verbracht haben. Die poetischen Auslassungen, welche Graul hinter jedem der kurzen Stationsberichte bietet, sind von seltenem Werthe. Möge der Schluß der dichterischen Beilage über die Hütte zu Adamacottah auf dem Seppurpaß mein Urtheil bestätigen (S. 27):

Du Rasthaus auf des Seppurpasses Höh',
Gedenk' ich dein, wird mir's so wohl und weh.
Du hattest wenig, doch du gabst es ganz
Wie jene Witwe einst des Heiligen Lands,
Du hattest wenig, doch du gabst es gern,
Undankbarkeit sei meinem Herzen fern!
Auf deinem Estrich schlummert' es sich gut,
Vor gift'gem Windhauch hieltst du uns in Hut
Und vor der Sonne Pfeilen wohlbedacht
Und vor des Mondes Stechen bei der Nacht.
Am lautsten lob' ich's als dankbarer Gast,
Daß du mit Still' uns wie berieselt hast
In jenen Tagen, wo die Christenheit
Des heil'gen Brausens sich vom Himmel freut.

Adamacottah auf des Passes Höh'!
Dies Lied ist dein — das erste wol von je.
Der süßen Rast an Seel' und Leib gedenk,
Send' ich es dir als Gegengastgeschenk.

Nach diesem kurzen Vorbericht folgen wir gern dem sinnigen Führer zu dem Gnomendichter Tiruvalluver, der religiösen Lyrik und der kriegerischen Poesie der Tamulen, und erkennen es dankbar an, daß er seine bewährte Weise auch hier einhält und, bevor er den alten indischen Dichter selbst zu uns sprechen läßt, durch eine kurze Einleitung in Prosa uns mit dem jedesmaligen Terrain bekannt macht, das wir an seiner Hand betreten sollen und auch mit der Art und Weise des dortigen Lebens und Denkens. Tiruvalluver ist wahrscheinlich kein rechtgläubiger Hindu, sondern insgeheim entweder Buddhist oder Djaina, „der bekannte Nebengänger des Buddhisten, dessen größere Anbequemung an die brahmanischen Vorurtheile in religiöser und gesellschaftlicher Beziehung ihm die Fortexistenz auf dem vorderindischen Festlande bis auf den heutigen Tag ermöglicht hat, während der eigentliche Buddhist, was Vorderindien anlangt, sich nur auf der dazugehörigen Insel Ceylon gehalten hat". Tiruvalluver, der nicht später als 800 nach, vielleicht aber schon vor Christus lebte, hat wahrscheinlich, um nicht Farbe zu bekennen, von dem sogenannten Kappu (Schutzmittel, Amulet), dem jeder rechtgläubige Hindu jede schriftliche Arbeit beginnt, in dem er den Gott unmittelbar anruft, den er vorzugsweise verehrt, absichtlich Umgang genommen und dafür an die Spitze seines Karals (Kurzzeile) ein unmittelbares „Lob Gottes" im allgemeinen gesetzt.

Wir müssen es dem Leser überlassen, sich mit den sinnreichen Erklärungen Graul's vor den Weisheitssprüchen bekannt zu machen, wozu wir unserntheils durch die kleine Auswahl aus denselben, die wir folgen lassen, einladen wollen. S. 39:

Neigt sich nicht dein Haupt dem Namen Gottes:
Gleicht es dem Gefäße, das nichts faßt.

S. 46:

Vier zu meiden hat der Tugendsame:
Gier, Zorn, Neid und bittres Wort dazu.

S. 48:

Hast auf fünf zu halten, Hausherr: Manen,
Gast, Verwandte, Gottheit und dein Selbst!

S. 50:

Mag die Hausfrau mächtig mancher Kunst sein,
Sag' mir nichts, wenn Haushalts Tugend fehlt.

S. 52:

Speis' Ambrosia; süß ist's! Süßer ist doch
Reis, von Söhnleins Fingerchen durchwühlt.

S. 56:

Rasten wo die rechten Gäste gerne,
Gasten wird des Glückes Göttin da.

S. 71:

Füll' an Gut' ist aller Fülle Fülle,
Füll' und Füll' an Gut hat Pöbel auch.

Auch die Tamulen haben freisinnige Dichter, Kinder des reinen Buddhismus. Ihre religiöse Richtung meist theosophisch. Einer der bedeutendsten Sänger läßt sich in dem „Preis des innern Lichts" gegen die giösen „Werkler" unter anderm vernehmen:

Millionen, Millionen, Millionen Menschen wol
Sind verkümmert, sind verkümmert, sind verkümmert hohl,
Laufend, laufend, laufend, laufend nach dem doch Nicht,
Suchend, suchend, suchend, suchend — und doch ewig nicht.

Schaubegierig fahrt und rennt ihr über Meer und Thal!
Ist das nicht vermessnes Treiben, arme Thoren allzumal
Wenn in euch der stets ersehnte Fuß des höchsten erglänzt,
Dann mögt ihr den Urglanz schauen, den nicht Zeit Raum begrenzt.

O ihr Narren, die ihr laufet, sprechend: es ist fern, fern!
Ueber Stadt und Land und Wüste schweift ihr nach dem fernen Herrn,
Dessen Gegenwart die Erde und den Himmel ganz durch
Thoren, in dem eignen Busen ihn zu schauen — dessen

Unter den beiden letzten Abschnitten finden wir „Indischen Baumwelt" liebliche Lieder Graul's, aus wir das kleinste auswählen (S. 210):

Die Areka.

Und wem, Areka, soll ich dich denn gleichen?
Du bist von allen Palmen die Gazelle.
Die wird nicht bös, daß ich dich zu ihr stelle.

Soll ich noch einen andern Titel reichen?
Die hohe Frau ist Kokos, du die schlanke
Jungfrau im Schmuck der zarten Pfefferranke.

Ich kann noch nicht von deinem Lobe schweigen:
Du bist ein schuldlos Kind voll froher Mienen
Und stehst da wie geschürzt, im Haus zu dienen.

Der letzte Abschnitt: „Christliche Ausklänge", bringt
gefühlte religiöse Gedichte, unter denen sich die aus
Englischen übersetzten der Frau Sara Judson, Gat-
eines amerikanischen Missionars, durch besondere In-
eit auszeichnen.

Da die Gedichte Graul's zu einem Vergleich auffor-
, so erlauben wir uns diesen dadurch zum Austrag
ringen, daß wir unsererseits, wenn einmal zwischen
indischen und dem deutschen Dichter zu wählen und
Schöpfungen des einen für die des andern aufzugeben
, jedenfalls auf die alte indische Weisheit, so inter-
t sie ist, verzichten und die schöne deutsche Gemüth-
it uns conserviren würden.

Die S. 54 erzählte Sage, wonach Buddha sich für eine
be hinopfert, erscheint hier auffallend hart, während eine
lieblichere Mittheilung derselben mich bestimmt hat, sie
ierse zu bringen (vgl. in H. Neumann's „Gesammelte
tungen", S. 268: „Buddha's Barmherzigkeit").

Die Erstlingsgabe eines jungen Dichters: Albert
er's „Gedichte" (Nr. 2), schließt sich würdig den von
l gebotenen vortrefflichen Poesien an. Möser ist ein
ner Pfleger und Mehrer wohlgelungener Darlegun-
enes Schmerzes, von dem wir im Eingange dieses
ls gesprochen haben. Der Dichter klagt (S. 52):

Und ewig frag' ich: Was ist des Lebens Zweck?
ist's Glück, ist's Leiden? Warum erbebt mein Herz,
Einsamer Sehnsucht voll? So frag' ich
Ewig umsonst und unsaglich elend.

Jahrhaft überrascht hat uns in diesen ersten Gedich-
ie durchschnittlich gereifte Form derselben, und auch
nhalt ist größtentheils ein gediegener. Einige sind
h vollendet, und glauben wir dem Dichter am be-
t zu dienen, wenn wir einige Stellen aus den letztern
eien Beurtheilung hier wiedergeben (S. 14):

Alfred Nieper
(gest. 5. December 1863).

liebte dich, o wohl! Doch kam im Nu,
wir's geahnt, des Abschieds bange Stunde,
erstes mal mit brüderlichem Du
st du mir nah und einteſt Mund mit Munde:
nn heim du kehrst, findst du mich hier nicht mehr",
achst du. Das Leben rief auch dich von hinnen;
fand dich nicht! O Wort, so ahnungsschwer!
fand dich nicht! Du lagst in Sarg und Linnen.

Starbst! Ich faſſ' es nicht: so selten nur
Sterblichem der Schönheit Glanz gespendet;
staunen's an, zeigt leibhaft uns Natur,
lieblich strahlt und herrlich uns vollendet,
Wenn Göttliches ihr einmal nun gelang,
Mich dünkt: zur Tröstung uns, sich selbst zum Ruhme
Müßt' sie es hegen sorglich, lang' und bang,
Als des Geschaffnen goldne Wunderblume;

Sie thut es nicht, sie schafft in blindem Drang
Und stößt ins Nichts die Fülle der Gestalten,
Gleichgültig weiht sie Schönstes dem Vergang
Und liebt, das Eitle launisch zu erhalten.
Doch Eines bleibt des Großen ew'ges Recht,
Im Dichterlied unsterblich zu bestehen:
Wie hold du warst, mein Freund, wie gut und echt,
Es mag's die Welt aus diesem Lied ersehen!

S. 81:

Dem jungen Grafen von H., meinem Schüler.

Stumm, ein schüchternes Kind, das Haupt umflossen von goldner
Jugend blondem Gelock, also erfand ich dich einst:
Träumend standest du oft und still, und es zog sich die Seele
Vor dem Nahenden stets scheu in sich selber zurück:
Einsam warst du, es klangen noch nie dir Worte der Liebe,
Früh schon führte der Tod, die dich erzeugten, dir fort.
Freundlich trat ich dir nah und zeigte dir herzliche Neigung,
Und es entwölkte sich mir bald dein umschleierter Blick:
Mählich löste sich dir der Lippe Siegel, es wagte,
Was die brütende Brust barg, sich entbunden zum Licht.
Wohl, ich irrte mich nicht: dir schlief tief innerst im Busen
Liebeheischend ein Herz, kindlich und zärtlich und rein:
„Hast du mich lieb?" so forschtest du oft mit bangender Seele,
„Herzlich hab' ich dich lieb", gab ich dir kosend zurück.
Doch wenn zürnend mein Blick dich strafte, nimmer ertrugst du's,
Suchtest thränenden Aug's reuig erneuerte Huld,
Und wenn ich freundlich aufs neu' ans Herz dich zog, wie so glücklich
Warst du! Jauchzende Lust faßte den Fröhlichen gleich.

Wir fühlen uns persönlich für den Dichter eingenom-
men durch seine tiefinnerliche Sehnsucht nach einer Freund-
schaft, wie sie als Ideal reiner Männlichkeit uns von den
Hellenen überkommen und unsere flüchtige Zeit zu pflegen
nicht mehr stark genug ist. Die Liebe geht dabei nicht
leer aus, aber sie macht sich zum Vortheil der poetischen
Harmonie aller gebotenen Gaben nicht als Alleinherrscherin
geltend und theilt mit der Freundschaft das Herz des
jungen Dichters als Ahnung gottgeweihter Stunden, im
Gesange verherrlicht, wahrer und reiner, als wir es von
der modernen Poesie gewohnt sind (S. 46):

Drum sei der Liebe Lust, der Liebe Leid
Mein Los, mir schweige nie der Gefühle Sturm!
Wann je des Herzens reger Schlag stockt,
Götter, ich flehe, dann laßt mich sterben!

Wir schließen, den jungen Dichter der Gunst der Freunde
deutscher Poesie empfehlend, mit einem seiner gelungensten
Sonette (S. 33):

Es klang schon manches Lied aus Dichtermunde,
Von tiefstem Fühlen treu uns zu berichten:
Doch schöner, traun, sind, die wir nimmer dichten,
Die Lieder, die uns ruhn im Herzensgrunde:

Die flücht'gen Stimmen, die, in goldner Stunde
Vernommen kaum, im Nu sich selbst vernichten,
Geheimsten Wehs und höchster Lust Geschichten,
Davon gab nie ein Dichterwort noch Kunde.

Dem See gleich, der ein unergründlich Leben
Zu tiefst umschließt, doch oben leis nur zittert,
Hegt unsre Brust ein endlos Glühn und Streben;

Und was im Wirbel des Gestaltendranges
Der Form sich fügt, in Worten sich zersplittert,
Nur schwacher Nachhall ist's des innern Klanges.

Wie die Ungunst des Zufalls oft zwischen zwei durch Composition, Farbe und Behandlung ausgezeichnete Bilder ein drittes hängt, das unter seinesgleichen sich vielleicht vortheilhaft geltend machen würde, so hat hier Schicksalstücke den beiden vorher besprochenen Werken ein drittes: „Sonnenblumen und Nachtschatten" von Heinrich Martin, zugegeben, das hier gar nicht an seinem Platz zu sein scheint. Wir glauben im Interesse des Verfassers nicht die Gunst des Zufalls anrufen zu dürfen, um aus seinen gerade tausend Sentenzen die besten zur Vorführung erwählen zu lassen. Sie dürften alle durch die namentliche Anführung ihres Titels hinreichend berücksichtigt sein.

Wenn aber der Dichter nicht ganz jedem Vergleiche verschlossen ist, so wird er aus den wenigen Sprüchen des indischen Weisen — und es sind nicht die vorzüglichsten mitgetheilt, die dieser bietet, sondern nur solche, die ohne Kenntniß der Vorberichte Graul's und ohne Studium des Bramahismus und Buddhismus verständlich sind — leicht erkennen, daß Weisheitsregeln zu geben selbst für den Weisesten zu schwer wird, wenn er nicht ein großer Dichter ist.

Hermann Neumann.

Auch eine Umkehr der Wissenschaft.

Ideen zu einer philosophischen Wissenschaft des Geistes und der Natur von H. K. H. Delff. Husum, Delff. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende Schrift ist, wie der Verfasser im kurzen Vorwort sagt, das Ergebniß eines längern Studien- und Lebensgangs. Sie ist allmählich entstanden, erst klein, dann gewachsen und ausgefüllt. Der Verfasser wünscht, daß die von ihm vorgetragenen Gedanken als Ferment dienen mögen zu einer Reformation unserer Begriffe, „welche insofern unwahr sind, als sie mechanisch sind". Der vernünftige Begriff des Daseins bestimmt sich ihm nach der Idee des Lebens. Um zur Wahrheit zu gelangen, bedarf es „einer Umkehr der Wissenschaft — einer Umkehr nicht im Sinne der Hierarchie oder des Pietismus, sondern im Sinne des Geistes und der Vernunft".

Sehen wir uns nun die Umkehr der Wissenschaft, die der Verfasser im Sinne hat, näher an. Die Schrift enthält acht Aufsätze: 1) „Was ist Wahrheit?" 2) „Das Christenthum und die Wahrheit"; 3) „Das Christenthum und die Wissenschaft"; 4) „Die Wissenschaft"; 5) „Die Philosophie"; 6) „Die Naturwissenschaft"; 7) „Die Magie oder die Dynamik der Natur"; 8) „Die Theologie".

Gleich der erste Aufsatz setzt uns über den Standpunkt und die Grundanschauung des Verfassers ins Klare:

> Unstreitig ist dies das Wesentliche der geschichtlichen Lebensbewegung — das Suchen des Menschengeistes nach Wahrheit. Alles andere ist Baugerüste. So haben sich denn von jeher gerade die größten und kräftigsten Geister bemüht, die große Frage zu lösen: Was ist Wahrheit? Nur ein armer, im sinnlichen Lebensgenuß des großen Werks des Lebens vergessener Mensch konnte diese Frage ironisch fassen. Aber ist nicht die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geschlechts die Geschichte seiner Irrthümer geworden? Es bezeugt sich der Irrthum ja gerade in dem Wechsel, in der Beständigkeit. Endlich, wenn jene Frage nur ein Rechenexempel wäre, das der Mensch durch fertige Zahlen und Begriffe nach bestimmten Regeln, nach einer bestimmten Methode, wie sie sagen, lösen könnte, dann möchten jene Forscher recht gehabt haben. Ist aber ist es nicht so, sondern es ist eine sittliche Lebensfrage und nur nach dem Maße der sittlichen Lebendigkeit wird dem Menschen die Wahrheit und ihre wirkliche lebendige Erkenntniß zutheil. Gerechtigkeit — das ist das Organon der menschlichen Erkenntniß. Darum irrt man, weil man in künstlichen Begriffen und gemachten Begriffsschemata, in Methoden und Regeln, in äußerlichem Apparat jenen Schwerpunkt sucht, der in der Persönlichkeit liegt. Weder eine Aristotelische, noch eine Hegel'sche Logik, weder eine Lullische Kunst, noch eine Leibnitz'sche Universalsprache, noch eine Cartesische oder Spinozistische Demonstrirungsmethode wird den Vorhang zerreißen, der, das Allerheiligste verbergend, doch nicht vor diesem, sondern vor unserm eigenen Herzen hängt. Es ist dir gesagt, Mensch, was du thun sollst, und das Wort ist dir nahe, ist und liegt in deinem Herzen. So thue denn danach — dann wirst du im Angesicht der Wahrheit sehen und ihre Herrlichkeit wird sich dir mittheilen.

Die endliche Form ist dem Verfasser nur die Hülle und das Instrument, mittels deren sich die Wahrheit verleiblicht; sie selbst ist Lebensmacht, sittliche Lebenskraft. In die Tiefen des eigenen Lebens und Bewußtseins müssen wir daher hinabsteigen, um zur Wahrheit zu gelangen. Draußen, in der Außenwelt, ist sie nicht zu finden, wenn wir sie nicht zuvor in uns gefunden haben. Sich hinabsteigend nun wird sich der Mensch seiner Abhängigkeit vom Absoluten bewußt, das Gefühl seines Daseins ist nothwendig verbunden mit dem Gefühl seiner Abhängigkeit, an welcher alles übrige Sein theilnimmt, nämlich von dem Absoluten. In der Vernunft, in unserm allgemeinen Lebensbewußtsein wird dasselbe als ein Selbständiges vorausgesetzt, als ein von allem Endlichen Unabhängiges, von dem alles nach Wesen und Dasein abhängt. Ein solches kann nur ein Persönliches sein, ein Wesen, das nicht nur ist, sondern auch weiß. Mit dem Bewußtsein des Absoluten ist der Begriff seiner Persönlichkeit nothwendig verbunden. „Kant zeigte wohl, daß das Absolute Postulat der Vernunft sei, aber er gab dieser Idee nur subjectiven und formalen Werth — eine Ansicht, die ebenso sehr auf willkürlicher Annahme als oberflächlicher Beobachtung beruht."

Die Idee des Absoluten gewinnt ferner nach dem Verfasser praktische Lebendigkeit im Gewissen. Es offenbart die sittliche Natur des Absoluten, welche im Gewissen sich kundgibt.

Die kategorische Form, welche das Sittliche als Gesetz und die Norm des freien Bestandes und der freien Bestimmung im Bewußtsein einnimmt, macht es unmöglich, das Gesetz als Satzung unserer eigenen Natur oder unsers eigenen Willens zu betrachten; denn ein Gesetz kann sich kein Mensch geben, weil eben damit die Einheit seines Wesens aufgehoben wäre. Ein Gesetz setzt immer Unterordnung eines Willens unter Ueberordnung eines andern voraus, also eine Dualität. Die Autonomie der Vernunft ist eine bloße Phrase und ein Unsinn.

Nicht blos in sich, sondern auch außer sich

r Mensch nach dem Verfasser die Darstellungen und rscheinungsformen des Absoluten. Er braucht nur das m angeborene geistige Conceptionsvermögen, den geistin Sinn rein und ungetrübt walten zu lassen, um überall e geistigen Grundlagen des Lebens zu erkennen, die sich n nicht minder als positive Thatsachen geltend machen, e die sinnlichen Dinge.

Es ist das aber doch mehr oder weniger nur ein leidender ıstand, eine unwillkürliche Vision (φαντασία, visum) und ein theil wird nach den Stoikern erst daraus durch die freie Beimmung und Anerkennung des Menschen (συγκατάθεσις, proio ascensus). Der Mensch hat die Macht, auf diese Vision zugehen und nicht einzugehen, sie in sich zur wirklichen praen Geltung kommen zu lassen und nicht kommen zu lassen. f diese praktische Leugnung folgt dann immer die theoretische, welcher sich die Vernunft des Menschen als corrumpirt, der nsch als positiv unvernünftig darstellt.

Mit dem sittlich-intellectuellen Urtheilsvermögen uns auswendend in die Außenwelt, nehmen wir daselbst h dem Verfasser überall Eine Macht wahr, die unaufhlich und mit wunderbarer Consequenz und Einheit r Bewegungen und Handlungen wirksam ist, deren cken das Leben der Welt ist, die alles schafft, bewegt trägt — und dies mit ebenso viel Gerechtigkeit als isheit in durchaus maßvoller organischer Thätigkeit — Macht, die zwar nicht durchaus unmittelbar thätig der aber alle Einzelursachen unterworfen sind und he durch alle in solcher Weise wirkt, daß keine derm von der innigsten und totalsten Abhängigkeit entden ist.

Der Verfasser bekämpft den Naturalismus. Persönheit ist ihm das Erste, das „Urbare und Originale". Natur eine blinde Intelligenz zu nennen, darin sieht Verfasser nur eine absurde Voraussetzung, unter einer klingenden Phrase verhüllt. Denn es sei unmöglich, ohne Selbstbewußtsein irgendeine Spontaneität statt, ohne Selbstbewußtsein ein Wesen Endursache sei, Selbstbewußtsein ein Wesen sich bewege, handle, , „und wenn es lauter Energie und unendliches Verm wäre, so würde es, um in Action gesetzt zu werdoch immer ein anderes schon Actives voraussetzen, wieder ein Gleiches, und so würde die Reihe ins dliche fortgehen, wenn nicht ein Wesen angenommen welches vermöge seines Selbstbewußtseins wahrhaft ligenz und Ursache seiner eigenen Bewegung ist".

Nachdem der Verfasser sodann noch darauf hingewiedaß das Absolute in der Natur sich als eine gütige freundliche Macht offenbare, eine Macht, die in der schränkten Ergießung ungemessener Lebensfülle zugleich eiliger Ordnung walte; nachdem er ferner auf das m dieser sittlich-geistigen Lebensmacht in der Ge nicht nur, sondern auch in dem individuellen Einm hingewiesen, leitet er aus den gewonnenen Beungen den allgemeinen Begriff der Wahrheit ab, em sich zugleich der Weg ergebe, auf welchem der ch in ihren Besitz gelangt.

Was ist also Wahrheit? Gott, das Absolute ist die Wahrheit." Und zwar, wie aus dem schon Angeführten hervorgeht, Gott als Intelligenz, als persönliches Wesen.

Die Wahrheit ist selbständiges Leben und selbständiger Gottesgeist. Wenn wir daher die Wahrheit erkennen, so geschieht solches aus ihrer freien Selbstbezeugung und Selbstmittheilung, aus ihrer Selbstoffenbarung. Nicht der Mensch ist es, der die Wahrheit macht, sondern die Wahrheit ist es, die den Menschen macht, denn sie ist die Urmacht des Lebens.

Die sich selbst offenbarende Wahrheit wird dem Menschen nur zugänglich, indem er sich ihr als Princip auch seines Seins und Bewegens frei und ganz unterwirft. Diese Unterordnung nennt der Verfasser „Eingründung" in die Gemeinschaft des göttlichen Lebens, wie er denn überhaupt Wortbildungen und Redewendungen hat, die an die Mystiker erinnern. Man irrte nach ihm, daß man die Wahrheit nur für ein Product der eigenen Thätigkeit oder für ein Object derselben ansah. Die Wahrheit ist vielmehr das Subject des Daseins, und die Wahrheit, die wir im Dasein erkennen, ist nur der Reflex jenes Subjects, des Absoluten, den wir nicht fassen, ohne uns mit seinem Ursprung in Lebensverbindung zu setzen.

Wahrheit, Freiheit, Sittlichkeit hängen nach dem Verfasser innigst zusammen. Die Wahrheit ist nicht Denkthätigkeit, sondern sittliches Leben, sittliche Persönlichkeit, und in ihr hat der Mensch zugleich seine substantielle, nicht blos scheinbare, leere, formale Freiheit.

In der Erkenntniß der Wahrheit also, welche zunächst als unmittelbares Lebensbewußtsein auftritt, hat der Mensch die wahre Freiheit der Persönlichkeit; in dieser Erkenntniß befindet er sich in der Integrität des persönlichen Lebens oder seine Persönlichkeit befindet sich in ihrer Integrität. Das centrale Wissen wird denn auch peripherisch, entwickelt sich in deutlichen Vorstellungen in bestimmten Worten, in welchen sich sogleich das peripherische, das einzelbezügliche Handeln vermittelt.

Der Verfasser ist unermüdlich, den Zusammenhang der Wahrheit mit dem innersten Lebensgrunde der Persönlichkeit einzuschärfen.

Es kann der Mensch mit seinem Verstand die Wahrheit nicht erkennen, wenn nicht das Herz zu der Wahrheit ein Verhältniß hat.... Wenn das Herz sich nach unten neigt, wie kann der Verstand in die Höhe steigen?... Der abstracte Begriff ist nicht Geist, sondern er lügt den Geist — sein innerstes eigenstes Wesen ist Fleisch. Denn der Geist ist nicht Form und Schema, sondern Leben und Wahrheit. Leben ist seine Fülle und Wahrheit seine Realität.

Die Erkenntniß, die der Verfasser im Sinne hat, die centrale, das wahrhaft Seiende, das Wesenhafte in allen endlichen Erscheinungen ergreifende Erkenntniß fällt demnach unter den Gesichtspunkt des Glaubens. „Glaube ist die wesentliche Beziehung zu dem Unsichtbaren und Uebersichtbaren, Ueberweltlichen."

Der Standpunkt des Verfassers läßt sich bezeichnen als ein speculativ-theologischer oder auch mystisch-theologischer. Denn der Verfasser zeigt in allen seinen Ausführungen starke Verwandtschaft mit den Mystikern und Theosophen. Das Wahre ist ihm nicht im Endlichen und mittels endlicher Denkthätigkeit zu finden, sondern im Absoluten und mittels Eingründung der eigenen Person in dasselbe. Daher ist die Reinheit des Herzens die Grundbedingung der Wahrheits-, d. i. der Gotteserschauung.

Von diesem Standpunkt aus klagt der Verfasser in dem vierten, „Die Wissenschaft“ überschriebenen Aufsatz über die Wissenschaften unsers Jahrhunderts. Sie sind ihm nicht nur ein „abgeschmacktes Salz“, das zu nichts taugt, und schon deshalb verdient, daß man es hinauswerfe und lasse es die Leute zertreten, sondern auch positive Verbildungsmittel. Dieser Beschaffenheit der Wissenschaften des gegenwärtigen Zeitalters schreibt der Verfasser zum großen Theil die traurige Unsittlichkeit und Materialität zu, welche man heutzutage auf den Akademien und von den Akademien aus im Leben zu beobachten Gelegenheit hat.

Denn es ist ein alter bewährter Satz, daß eine niedere, schlechte Luft nur dadurch überwunden werden kann, daß die entsprechende höhere, edle, geistige Luft geweckt und genährt wird. Wie aber sollten diese theils mechanischen und automatischen, leblosen und geistlosen, theils unwahren und imaginären Gebilde im Stande sein, eine derartige Luft im Menschen hervorzubringen? Man schweige doch von dem bildenden Einfluß der Naturwissenschaft. Freilich bildend ist das Leben der Natur und die sinnige Betrachtung desselben — aber in welchem Verhältniß steht die heutige Naturwissenschaft zu diesem ihrem Original und ihrem Ideal? Ich meine nicht in dem Verhältniß der Entsprechung, sondern in dem Verhältniß des Widerspruchs.

Der Verfasser klagt über den entsittlichenden Einfluß der Naturwissenschaft:

Ich spreche hier nicht von jener groben Unsittlichkeit, deren Aeußerungen wenigstens theilweise dem Gericht, der Reaction der bürgerlichen Gesetze unterliegen, wiewol sie auch zum andern Theil von den Gesetzen selbst sanctionirt werden, und wie die Prostitution officielle Weihe erhalten; ich spreche hier von der höhern Unsittlichkeit, welcher sich alle wahre Realität in die Scheinregion der Materie des Fleisches auflöst und das Ideale, das in der That wahrhaft Reale, die Substanz des Geistes und der Vernunft zu einem Schein- und Wahngebilde der Phantasie wird. Ich möchte den Punkt kennen lernen, wo in der Naturwissenschaft unserer Tage Ideal- und Vernunftsubstanz wäre.... Freilich, es läßt sich alles verklären im Bild und Schwung der Imagination, es läßt sich alles verkleiden in das Johanniswürmchenlicht des Esprit (da doch das Wahre nicht das Sprühende, Effectmachende, Geistreiche, Witzige, sondern das Große, Stille, Mächtige). Auch kann die Krähe den Paradiesvogel machen, wenn sie sein Gefieder anlegt; es ist aber das Ganze doch nur eine Verkleidung, eine Maske, ist eine Rolle, die man spielt, um zu betrügen — und die Krähe bleibt immer die Krähe; denn das Gefieder ist nicht aus der Substanz ihres eigenthümlichen Lebens, als die natürliche Erscheinung desselben, deren Kraft eben dieses Leben ist, hervorgewachsen, es ist nur äußerlich angenommen.... Das also ist der Radicalmangel heutiger Wissenschaft, ihre wirklich schwere Noth — der Mangel an Geist und Leben. Es ist daher Armuth und Leere der Begriffe, Seichtigkeit und Mattigkeit der Auffassungen, Geistlosigkeit und Kraftlosigkeit der Anschauungen, allgemeine Ohnmacht, Gebrochenheit, Verzerrung, welche hier dem prüfenden Auge begegnet — bald offen zu Tage gelegt, bald durch wohlklingende Phrasen, hohen Ton, durch kunstreiche Anordnung, überraschende Effecte, gewandte Combinationen, glänzende Behandlung, durch alle Mittel der Methode ersetzt, zugedeckt, verlarvt. Die ganze Analogie des materiellen und mechanischen Daseins und Bewegens drückt sich in der heutigen Wissenschaft aus, zu der man wahrlich nicht, wie zu geschehen pflegt, Ursache hat, der Menschheit Glück zu wünschen. Das Leben ist bei aller innern Fülle dennoch einfältig, die Menschen aber suchen viele Künste, die Vielfältigkeit der Mittel und Zwecke setzt an die Stelle des Lebendigen eine künstliche Maschine.

Der Verfasser bekämpft die atomistische Naturauffassung (in dem sechsten, „Die Naturwissenschaft“ überschriebenen Aufsatze) und setzt an ihre Stelle die dynamische. Er wirft der Naturwissenschaft vor, daß sie durch die Erscheinung nicht in das Innere derselben eindringe, sie von einem materiellen Moment zu dem andern leite, von einer Wirkung zu der andern, blos um der Idee zu entgehen. Es sei dies der entschiedene und erklärte Standpunkt der Peripherie, welcher in seinem Mangel an allem Wesen, an allem wahrhaft Begründenden der Maßgabe an aller Wahrheit ist.

In ihrer durchaus äußerlichen und mechanischen Betrachtung flieht der Geist, der das Leben der Thatsachen ist, denn die Blüte des Daseins verduftet; wie durch ein trübes, gebrochenes Medium verzerrt sich die Gestalt der Dinge. Die Elemente der Erscheinung, ohne das Wesen alles unmittelbar einander beraubt, ordnen sich zur Einheit nur in der Form der künstlichen Composition. Und weil die Erscheinung das Wesen ganz und vollkommen ist, so wird eben die Composition für das Wesen des Daseins ausgegeben. Die Composition, des Mechanismus in seiner ganzen ekelhaften Verstandesgestalt, in seiner ganzen Vernunftlosigkeit – ist wesentliche Naturform des Daseins, ist der Schlüssel aller Verhältnisse. Das Dasein ist wesentlich Mechanismus. Die Erscheinung aber, die sich selbst in selbstgenügsamer Einheit Totalität formirt, ist Schein. Dem Princip nach kann Naturwissenschaft nichts produciren als den Schein. Darum ist die philosophische Anschauung, daß das Dasein Schein muß ist. Die Idee des Lebens ist das Schibboleth der Philosophie und die Philosophie ist die wahre Wissenschaft. Die Idee des Lebens ist der Schlüssel, dem sich alle Schlösser, alle Gänge öffnen. Das ist die Anschauung, wie sie der neuen Weltepoche werth ist, von der es heißt: Geist und Wahrheit. Der Materialismus aber ist nur die Rehabilitation des Fleisches, d. h. der Materie in dem Theaterschmuck der

Es gilt nach dem Verfasser, mit dem Materialismus ganz und vollständig zu brechen. Da er den Materialismus für die nothwendige Consequenz der Naturwissenschaft hält, so findet er in der Polemik eines Liebig, Rudolf Wagner gegen den Materialismus nur Unklarheit über ihre eigene Thätigkeit und deren Tendenz. Eine Polemik der Naturwissenschaft gegen den Materialismus ist ein Kampf gegen das Kind, welches sie selbst geboren hat — gegen die Lebenseigenschaften ihres Kindes in ihr selbst ihre Wurzeln haben. Diese Naturforscher sind den meisten Liberalen, die nicht die Courage haben, in Folge ihres Standpunkts und ihrer Thätigkeit zu jeder Revolution, und nun, als wären sie die Allerconservativsten, rabulistischen Phrasen sich über die Ungesetzlichkeiten eines Benehmens ergehen. So ist denn nun auch jene Polemik wenig schlagend und radical, daß sie mehr dazu dient, die Geltung des Materialismus zu erhöhen, als herabzusetzen. Wenn Liebig in seinem aristokratischen Hochmut die Naturforscher Dilettanten nennt, so könnte ihm der Philosoph dasselbe mit vollem Recht entgegenhalten, daß die ganze moderne Naturwissenschaft Dilettantismus wäre.

Der Materialismus ist „das Antichristenthum in der Philosophie“. Denn ihm gilt das Irdisch-Materielle das einzig und wahrhaft Reelle, während die Reflexion darin nur ein abgeleitetes secundäres, ja ein nicht-Reelle, das wahrhaft Ur-Reelle in dem Geistigen, Unsichtbaren, dem Ideellen erkennt. „Daher kann nur der Gläubige Philosoph ist, und jeder Ungläubige entwickelter oder unentwickelter Materialist.“

Nach einer angeführten bekannten Stelle aus Karl
t's „Physiologischen Briefen", worin Vogt die See-
hätigkeiten für Gehirnfunctionen erklärt und die Ge-
len zum Gehirn in demselben Verhältniß stehen läßt
die Galle zur Leber oder den Urin zu den Nieren,
der Verfasser aus:

So ist es recht. Nur immer aufgeräumt. Eine Welt
Gott, ein Leib ohne Seele, ein Staat ohne König, ein
er ohne Kopf, ein Mensch ohne Geist, eine Natur ohne
n, ein Leben ohne Wahrheit — ein Haus ohne Fundament,
Geschäft ohne Kapital. Das wird sicher zur Gesundheit der
Ischaft beitragen.

Wie in der Naturwissenschaft, so verdammt der Ver-
r auch in der ganzen Zeitrichtung, in der Kunst, im
tischen Leben den herrschenden Materialismus,

sich vollständig Genügenlassen, sich ganz Aufgeben in die
iche Wirklichkeit, in ihrer ganzen, oft künstlichen — unwah-
unsittlichen, unschönen Natur.... Es war Goethe, der
diese schlechte Wirklichkeit in die Kunst einführte, wie er
dem Grundsatz ausging, daß in der Kunst der Stoff gar
, die Form alles gelte. Die losgelassenen Geister, nicht
und wichtig wie er, sondern zuweilen klein und erbärm-
Pfuscher und Stümper im Fach der Zauberei schwärmen
an aller Welt Enden umher, und die niederträchtigste
rkerei, die verächtlichste Gemeinheit, die erbärmlichste Cho-
losigkeit wird zur bewunderungswürdigen Tugend, wenn
r in schöner Form sich präsentirt. Die Form, das Aeußer-
macht den Werth — nicht der Geist, die Wahrheit; und
lge wird deshalb vorgezogen, weil sie am vielseitigsten ist.
tlich aber wird diese Erscheinung, wo sie ihre glatte Form
und in ihrer nackten, rohen, platten Wirklichkeit sich
art. Dagegen muß es immer und immer wieder als
ibe der Kunst wie der Sittlichkeit, der Lebenspraxis gel-
gemacht werden, die wahre und schöne Natur darzustellen,
nd wie sie mit ihrer Bestimmung, mit ihrem Ideal in
rinstimmung sich befindet. Die Wissenschaft zeichnet die
mene, die göttliche Natur, die mit ihrem Ideal versöhnte
im Gedanken — die Kunst im Bilde und Zeichen — der
Mensch im Leben. Dieser ist das lebendige Kunstwerk.

s wird nicht nöthig sein, weitere Anführungen zu
n, um die „Reformation unserer Begriffe" und die
hr der Wissenschaft", welche der Verfasser beabsich-
zu charakterisiren. Diese Umkehr der Wissenschaft
rdings keine Stahl'sche, keine orthodoxe, keine hier-
ge. Der Verfasser äußert sich sogar in kirchlicher
ung sehr freisinnig. Er will nichts weniger als
Autoritätsglauben. Die Bibel ist ihm nicht das
Gottes, sondern enthält es nur. Den orthodoxen
ationsbegriff verwirft er. Es findet nach ihm keine
Inspiration statt, als die allgemeine, welche wir
rige Organisation nennen und welche die besondere
gung für die besondere Aufgabe in sich schließt. Die
Schrift ist ihm nicht in allen Theilen infallibel,
auch nicht außer aller Kritik. Christus ist ihm
hilosoph par excellence". Von seinen Jüngern
ie Genialität seiner Philosophie nur in Johannes
gan. Uebrigens steht „die lutherische und pieti-
Nachäffung der apostolischen Auffassung an Inhalt
rm weit hinter dieser zurück". In der Auslegung
dem Verfasser die Schrift „nicht anders anzu-
wie jedes Buch". Der Buchstabe ist nicht der
Sinn, sondern zeigt den Sinn nur an, wie der Leib die Seele. Die Lutheraner verhalten sich zu der Schrift, wie die Juden zum Gesetz — nämlich äußerlich. Ein äußerliches Maß und Gesetz des Glaubens (regula fidei) ist dem Wohlgesinnten überflüssig und lästig, mehr Hemmniß als Förderniß — dem Uebelgesinnten nur ein Spott oder das Material zur Heuchelei. Ueberall ist es eine Fessel des Lebens, das von Natur frei ist. Ist jedes äußere Maß und Gesetz ausgeschlossen, so vielmehr ein auf dem bornirten Standpunkt eines Individuums und einer Zeit gebildetes. Luther und die Reformatoren beschränken die Freiheit ebenso entschieden, als sie vom Papstthum sie für sich in Anspruch nehmen — der Grundzug aller Demagogie. Der Lutheranismus ist ein neu aufgelegtes, aber entgeistetes Papstthum.

Also — das ist klar — eine orthodoxe Umkehr der Wissenschaft ist es nicht, die der Verfasser fordert, sondern eine philosophische. Die Wissenschaften sollen aus der Peripherie in das Centrum, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Physischen zum Metaphysischen sich erheben. Sie sollen aufhören die Erscheinung für das Wesen, das unmittelbar Gegebene, Sinnfällige für das wahrhaft Reale, Originale zu nehmen. Sie sollen vom Mechanismus zum Dynamismus, von der Vielheit zur Einheit, vom Aeußerlichen zum Innerlichen durchdringen.

Sehen wir uns dann aber wieder den letzten Abschnitt mit des Verfassers „System der Theologie" an, in welchem der persönliche Gott, die Dreieinigkeit, der Satan, der Sündenfall, die Verderbniß der Natur durch den Sündenfall, die Erlösung, die letzten Dinge construirt werden, so können wir nicht sagen, daß diese „Umkehr der Wissenschaft" eine rein philosophische ist. Es ist ein Gemisch von Philosophie und Theologie, sogenannte „speculative Theologie", der doch Kant durch seine „Kritik der reinen Vernunft" für immer ein Ende gemacht hat, also ein Rückfall hinter Kant, in den Dogmatismus.

Es ist daher das Wahre in der vom Verfasser intendirten „Umkehr" vom Falschen zu sondern. Beistimmen müssen wir ihm in der Forderung, daß die Wissenschaften von ihrer Verflachung und geistigen Verarmung zurückkehren zur philosophischen Vertiefung. Es thut wirklich noth, daß die sich gegenwärtig über alle maßen breitmachenden, die Philosophie verachtenden Realwissenschaften von dem hochmüthigen Wahne ablassen, daß sie es mit dem wahrhaft Realen zu thun haben. Es thut noth, daß sie demüthig werden und einsehen lernen, daß die Erscheinungen und ihre Relationen, mit denen sie es zu thun haben, nicht das wahr- und wesenhaft Seiende sind. Mögen sie fortfahren, im Endlichen nach allen Seiten hinzugehen und die Relationen der Dinge zu erforschen; denn, wie Goethe sagt:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Nur sollen sie aufhören, am Endlichen kleben zu bleiben und es für das allein Wahre zu nehmen.

Auch darin müssen wir dem Verfasser beistimmen, daß es keinen andern Weg, zur Wahrheit zu gelangen, gibt als die sittliche Reinheit, daß folglich die Umkehr vom flachen Materialismus zur Philosophie eine praktische

Umkehr voraussetzt. Reinigung des Herzens ist wirklich Bedingung der Erleuchtung des Kopfs. Der Verfasser hat so unrecht nicht, wenn er sagt: „Der Materialismus ist ähnlich wie auch die Philosophie die Theorie einer Praxis, welche der Theorie voraufgeht.“

Aber weiter als auf das Dringen auf philosophische Vertiefung und auf das Geltendmachen der sittlichen Willensrichtung als einer Grundbedingung hierzu erstreckt sich unsere Uebereinstimmung mit dem Verfasser nicht. Sein „System der Theologie“ können wir uns nicht aneignen und können „Reformation der Begriffe“ und „Umkehr der Wissenschaft“ im Sinne dieses Systems nicht empfehlen. Die Mystiker und Theosophen, die der Verfasser zu citiren liebt, enthalten allerdings tiefe philosophische Wahrheit, aber in unphilosophischer Form. Die Rückkehr aus der materialistischen Verflachung in die philosophische Vertiefung hat aber in philosophischer Form zu geschehen.

Julius Frauenstädt.

Zeising's neuer Roman.

Kunst und Gunst. Roman aus den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts. Von Adolf Zeising. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 4 Thlr.

Der deutsche Roman ist im allgemeinen nicht so spannend und effectvoll wie der französische, bietet nicht einen solchen Reichthum interessanter, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Charaktere und Situationen wie der englische, aber er wurzelt in einem tiefern Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit, er tritt entschiedener und wirksamer für die Interessen des Wahren, Guten und Schönen ein, mit einem Wort er ist gewichtvoller durch seinen idealen Gehalt. . . . So weit wir auch die Literatur und Poesie zurückverfolgen mögen, zu allen Zeiten lassen sich gerade diejenigen Seiten des deutschen Romans, gegen welche das Publikum jetzt lau geworden ist, als ursprüngliche und echt deutsche erkennen, und wenn Sie sich im Geiste die Entwickelung des deutschen Volks in Staat und Kirche, in Kunst und Gewerbe, im häuslichen und öffentlichen Leben vergegenwärtigen, werden Sie selbst sich sagen müssen, daß die Richtung auf das Innerliche, Geistige, Ideale stets den Grundcharakter des Deutschen in allen seinen Bestrebungen und Leistungen gebildet hat. Der deutsche Dichter folgt also, indem er idealistische Romane schreibt, nur einem von der Natur ihm selbst eingepflanzten Drange, einem Drange, dem auch jeder andere Deutsche im Bereich seiner Thätigkeit bewußt oder unbewußt folgt. Er kann gar nicht anders, und daraus erklärt es sich, daß die deutschen Dichter, so sehr sie sich auch bemüht haben, dem herrschend gewordenen Geschmack Rechnung zu tragen, niemals recht damit zu Stande gekommen sind. Denn niemand kann etwas aus sich herauszaubern, was nicht von Natur in ihm liegt.

So läßt Zeising einen der Helden seines Romans „Hausse und Baisse“ sich aussprechen. Der vorliegende schildert die Ebbe und Flut des Geschicks, das Steigen und Fallen im menschlichen Leben in einer Reihe drastischer Scenen und contrastirender Figuren; es zieht aber der Kampf und Sieg des Idealismus über den Materialismus der Ansichten und Gesinnungen sich wie ein rother Faden durch das Ganze. Der rühmlich bekannte Aesthetiker hatte vorher einige Versuche im Novellenfache gemacht: „Meister Tieck's Heimgang“, der in der Literaturgeschichte seinen Stoff gefunden, „Die Reise nach dem Lorberkranz“, welche die musikalische Frage der Gegenwart mit Geist und Humor behandelte. Der vorliegende Roman führt uns in das Bereich der bildenden Kunst, ein älterer und jüngerer Maler sind die Hauptpersonen; aber es ist als ob Zeising sich recht bemüht hätte, die Elemente des Romanhaften im Sinne des Abenteuerlichen, Spannenden, Ueberraschenden in seine Gewalt zu bekommen und mit ihnen auch auf jenes Publikum zu wirken, das nicht nachdenken, sondern aufgeregt und unterhalten sein will, wenn es ein Buch in die Hand nimmt. Daß dabei ein Mann, der in der Philosophie productiv ist, doch die eigene Natur nicht verleugnen kann, ist selbstverständlich, er will es auch offenbar nicht, und so bricht der ideale Gehalt immer wieder durch, sei es in der Grundidee des Ganzen, sei es in einzelnen guten Gedanken. Aber wie wenn man das landläufige Gerede von der „Blässe der Gedanken“ in Dichtungen der Idealisten Lügen strafen wollte, scheint er absichtlich die Farben ungebrochen aufzutragen und scheut einmal eine zu grelle als eine verdämmernde Beleuchtung zu wählen, und ich kann nicht umhin, zu wünschen, daß er bei künftigen Gemälden wieder einen feinern Ton annehme und sich und dem Leser neben den im Freien gehaltenen Scenen noch mehr ein ruhiges Behagen an liebevoll ausgeführten Stilleben des Gemüths gönne.

Die Composition des Romans ist wohlgerundet, der Grundriß des Baues zeigt eine dramatische Concentration; eine kurze Vorgeschichte macht uns von Anfang an auf spannende Weise mit den Personen bekannt, die im Vordergrunde stehen, und dann spielt alles rasch, es sind die Begebenheiten einiger Tage und Nächte, die wir nun mit durchleben und in denen die Geschicke sich erfüllen, die Conflicte sich lösen, und von denen aus sich die Perspective in den Hintergrund der Zukunft eröffnet wird. Zeising hat es ganz vortrefflich verstanden, uns in Spannung zu versetzen, indem er nicht blindlings überrascht, sondern uns mit den Stimmungen und Absichten der handelnden Gestalten vertraut macht, und auch für sie unerwarteten Kreuzungen, die dadurch entstehen, läßt er das Unvorhergesehene und scheinbar Zufällige sich ergeben und in tieferer Beziehung motivirt sein. Namentlich hält der dritte Band uns förmlich in Spannung, man kommt nicht leicht dazu, das Buch aus der Hand zu legen. Und wie im Drama herrscht die sittliche Nothwendigkeit; ein tragischer Ernst tritt an die Stelle der Komik, die im ersten Bande in den Miserfolgen und Verlegenheiten des Amtmanns von Sandbüttel bei dem Einzuge des vermeintlichen Fürsten sich ausbreitet, gegen das Ende hin das Ganze nach den Schmerzen Stürmen der Vergangenheit und dem Untergang der Gemeinheit sich in ruhig heitere Accorde zum Sieg des Edeln löst.

Wenn man nicht Schritt für Schritt den Gang der Handlung analysiren und kritisch beleuchten will, ist es auch nicht wohlgethan, sie dem Leser zu verraten, da ja eine Anzeige das Buch nicht ersetzen, den Leser nur zu demselben einladen soll. Es genüge daher, daß wir die Anlage im ganzen und einzelnen unsere Aner-

llen; sie ist geschickt gemacht; die Blicke in die Vergan-
nheit, die Erzählungen früherer Ereignisse finden stets
statt, wo wir selber aus dem Verlaufe der Thatsachen,
s unserm Antheil der Charaktere heraus nach ihnen
langen, und manches Räthsel für die Mitspielenden
t sich auch uns erst in dem Augenblick, wo es ihnen
r wird. Gerade in der Katastrophe sind die verschie-
nen Fäden kunstreich ineinandergeschlungen. Aber
iges thut uns nicht wohl und wäre besser vermieden,
z. B. die Werbung des Gerichtsdieners um die schöne
alerstochter; das Leben mag der Armuth solche Zumu-
ngen stellen, hier sind sie aber zur Entfaltung des Cha-
ters wie des Geschicks nicht nothwendig und darum
rquicklich. Der Tod des wilden Junkers Kaspar folgt
h hinlänglich aus dem Gemüthe desselben und würde
reichend motivirt sein, wenn uns der Dichter damit
schonte, daß der junge Mann seine Vorbereitungen
ht, wie er die Heldin für sich genießen will, nachdem
ie aus der Gewalt der Entführer befreit habe; es ist
hausbackene Moral, daß er dafür zu Grunde geht;
wäre viel poetischer, wenn er vor allem das geliebte
dchen retten wollte, sei es auch, daß die Gerettete ihn
noch verschmähen würde, wenn eben der Adel ihrer
ur auch den Funken des Guten in seiner Brust zur
mme entzündete; sein früheres wüstes Leben macht ihn
Reinen unwerth, aber sein Tod im Aufschwung zum
ern wäre dann Sühne und Läuterung zugleich.
ge der Verfasser für eine zweite Auflage diese Winke
ksichtigen!

Die beiden Hauptcharaktere sind der Meister der Kunst
der Jäger nach Gunst. Jener ist in seinem Wesen
Haus aus dadurch motivirt, daß schon sein Vater
Kampf einer idealen Künstlerseele mit dem Gemeinen
Niedrigen in der Welt kämpfte und nicht blos seinen
en zu dem jungen Hannibal, der den Römern Haß
irt, Modell stehen, sondern auch ihn unauslöschliche
schaft gegen das Philisterthum feierlich geloben ließ.
Sohn hält den Eid, wird ein echter Künstler, kommt
nicht blos durch die Falschheit und den Unverstand
Welt in Bedrängnisse, sondern empfängt auch die
und nie heilenden Herzenswunden, die der Tod ge-
Wesen dem Mann ohne sein Verschulden schlägt.
eift er in Noth und Vereinsamung zu einem Maler
chmerzes, wie wir angesichts seines Bildes bedauern,
wir ihn in der Wirklichkeit neben der weichen und
chlich empfindsamen Trauermalerei der düsseldorfer
ge nicht finden. Zeising vergleicht den Eindruck
Gemälde mit den Dichtungen Byron's und läßt
Kenner am Ende sagen:

etzt begreife ich, warum das Geschick Sie so hartherzig
und verfolgt hat: Sie mußten die Wehen der Zeit in
ganzen Tiefe selbst kennen lernen, um sie so wahr, so
reifend darstellen zu können! Sie mußten eine Zeit lang
iesselte Prometheus, der Hiob, der gesteinigte Stephanus,
avonarola, der Galilei sein, um uns die verborgensten
Ihres Innern so vor Augen stellen zu können.

egt schon darin eine Ueberwindung des Leides, so
der Maler auch seine Schuld, gerade indem er
zur That sich aufrafft. Nicht die Welt hat ihn verstoßen, er hat die Welt geflohen, weil er ein paar Schurken für die Welt gehalten. Wir hören ihn sagen:

Ohne Kampf kein Sieg! Das ist es, was ich bisher nicht erkannt, selbst in meiner Jugend nicht begriffen habe. Trotzend auf das erhabene Ziel meines Strebens, die Kunst für die allein zum Herrschen und Triumphiren berufene Macht erachtend, habe ich mir eingebildet, allein durch sie über Neid und Niederträchtigkeit siegen zu können. In eitler Selbstverblendung habe ich nur den Widerschein des Lebens geschätzt und das Leben selbst für nichts geachtet! Statt mit dem Elenden, der sich als böser Feind an meine Fersen geheftet, den Kampf zu wagen, statt seine Pfiffe und Kniffe durch echte Klugheit zu überbieten, oder die Netze seiner Arglist mit kecken Schwerthieben zu durchhauen, habe ich geglaubt ihn mit Pinsel und Palette aus dem Feld schlagen zu können. Und als ich sah, daß damit nichts auszurichten sei, habe ich als echter Pinselheld eine Faust in der Tasche gemacht, ihn unbehindert sein Spiel forttreiben lassen, wie eine Memme vor ihm die Flucht ergriffen, und mich schließlich, mit Gott und Welt zerfallen, lange lange Jahre hindurch in Nacht und Elend begraben. O des unseligen wahnwitzigen Künstlerdünkels, von dem ich mich habe verblenden und entnerven lassen! Was frommt es, Schönes und Großes schaffen zu können, wenn man nicht den Muth hat mannhaft dafür zu streiten? Wie soll das Hohe und Edle zum Sieg gelangen, wenn das Niedrige und Gemeine kräftiger und klüger vertheidigt wird? Ein Künstler zu sein, ist viel, aber ein Held, ein thatkräftiger Bekämpfer der Bosheit und Gemeinheit zu sein, ist mehr!

Ein Tag solchen Heldenkampfes stellt den Künstler dann auch als solchen an die rechte Stelle und verleiht seinem Genius die verdiente Ehre. Dagegen vermißte ich an den negativen Charakteren irgendein positives Element, das sie von ihrem Standpunkte aus dennoch berechtigt erscheinen ließe und ihnen unsere Theilnahme gewönne. Wie weiß dies Shakspeare auch für einen Richard III. und Jago, für Lady Macbeth und Falstaff zu thun! Wie wohlthätig wäre bei dem Amtmann etwas von dem Humor des Lebemannes, während er jetzt doch allzu dünkelhaft und hohl in seiner gehaltlosen Vornehmheit dasteht, wie wohlthätig irgendein Zug von überlegenem Verstand oder sonstiger Tüchtigkeit bei dem freiherrlichen Schwindler, dem das Glück zu lächeln scheint, bis es ihn verlockt, die Rolle des Fürsten zu spielen, ein Trug, bei dem er endlich entlarvt wird! Es liegt etwas von pathologischem Eifer darin, wie Zeising solche äußerlich glänzende, innerlich nichtige Menschen brandmarkt, sie jetzt lächerlich macht, jetzt in den Untergang schleudert: er, der gereifte Mann, liebt und haßt seine Gestalten wie der jugendliche Poet am Anfange der Dichterlaufbahn. Wir achten diesen sittlichen Manneszorn, aber wir möchten dennoch die Menschheit auch in den Verirrten gerettet, auch sie dennoch mit einem unzerreißbaren Faden oder Haar an das Wahre und Gute geknüpft sehen; ohne positiven Lebensgrund kann einmal nichts existiren, und so möchte ich auch in der zerstörerischen oder misbrauchten Kraft doch das ursprünglich Vorzügliche, im Stolz einen Kern der Tüchtigkeit, in der Schwäche die Gutmüthigkeit oder in der Wildheit die muthig-frische Natur erblicken können. Gerade weil Zeising als ein denkender Darsteller arbeitet, weil er uns in die innern Gründe der Dinge blicken läßt und

durch seine Bildung wie durch seine Gesinnung über das Gewöhnliche erhoben ist, dürfen wir für den Fortschritt seiner dichterischen Arbeiten auch diese Forderung an ihn stellen. Sein Specht kommt ihr schon viel näher, auch in dem frühern Roman genügten ihr einige Charaktere, aber nicht alle. Die Reize des Bösen, der dämonische Zauber desselben dürfen, ja sollen in der Kunst mit fesselnder Gewalt auftreten, sobald sie nur nicht als das Seinsollende und zuletzt Siegreiche, sondern am Ende doch nur als das Phosphoresciren der Verwesung und als das dem Gericht Verfallende dargestellt werden.

Nachdem ich noch einmal ausdrücklich betont, daß die Handlung, und zwar die wohlgeschürzte und zu erfreulichem Ziel aus der Spannung sich lösende Handlung die Hauptsache des Romans ist, glaube ich zum Schlusse doch bei den aus dem Stoffe selbst sich ergebenden Betrachtungen verweilen zu dürfen. Sie beziehen sich einmal auf das Verhältniß von Gunst und Kunst, auf die Gunst, welche die Kunst zu ihrer Blüte allerdings von hervorragenden Einzelnen wie vom Volke bedarf. Wer ein Kunstprotector sein will, sei es aus Liebe zum Schönen, nicht aus Eitelkeit und Prunksucht; er liebe sie in ihrem Zusammenhang mit Freiheit, Volksthümlichkeit, Sittlichkeit; er gewähre ihr die Mittel zu freier und herrlicher Entfaltung, ohne von ihr erzwungene Gegenleistungen, Rücksichten auf seine eigenen Einfälle oder Schmeichelei zu verlangen; er unterscheide den gottdurchglühten Genius vom speichelleckerischen Faiseur, überlasse diesen seiner Gemeinheit und gewähre jenem Gelegenheit zu großartig schöpferischem Wirken. Mit der Fürstengunst ist es bedeutend besser geworden als im vorigen Jahrhundert;

aber jetzt scheinen wir bereits auf dem Punkte angelangt zu sein, wo denen, die das Höhere erstreben, von der Volksgunst nicht weniger Gefahr droht als ehemals von der Hofgunst. Die unter dem Namen Publikum bekannte Großmacht scheint mir mit ihren Gunstbezeigungen von Jahr zu Jahr eigenwilliger und despotischer zu verfahren. Sie hebt und fördert nur den, der in servilster Weise ihren Gelüsten und Launen schmeichelt, und diese sind bekanntlich nicht immer die löblichsten. Wer sich dagegen einbildet, sie allein durch das wahrhaft Schöne, Gute und Wahre gewinnen zu können, dem geht es heute kaum besser als einst unserm alten Maler!

An mehrern andern Orten lesen wir beherzigenswerthe Worte über das Allgemeine und Individuelle, über Idealismus und Realismus in der Kunst. Die Unterhaltung dreht sich um ein Bild, das der Maler aus dem Leben herausgegriffen, das aber auf die Beschauer einen Eindruck macht, der es rechtfertigt, wenn es Musa dolorosa getauft wird; einer der Mitredenden sagt:

Auch das famoseste Künstlerauge würde unserm poetischen Leben solchen Act nicht abzulauschen vermögen, wenn nicht auch dies Leben zuweilen luminöse Augenblicke hätte, in denen es aus komischer oder tragischer Verzweiflung über seine eigene Prosa zu einer Explosion der tiefsten Poesie wird. Ein solcher Moment ist der von unserm Maler belauschte gewesen, und weil er ihn auch selbst so aufgefaßt hat, ist's ihm gelungen, in seinem Bilde zwei Dinge zu copuliren, die sonst in der Kunst wie Katze und Hund leben, ich meine die unmittelbarste Naturwahrheit und die höchste Idealität, die entschiedenste Individualisation und die vollkommenste Generalisation, die treueste Contrefeiung des einzelnen Falles und die tiefblickendste Enthüllung des darin waltenden Allgemeinen. Wenn das Bild dem für uns Sandbüttler nur die augenblickliche Verzweiflung eines sandbüttler Mädchenherzens darstellt, kann unser werther Gast und die ganze Welt draußen darin ebenso gut die Muse der Tragödie oder die ihren Schwanengesang singende Sappho oder die Personification unser gesammten heutigen Poesie und ihr ganzen sie durchbebenden Weltschmerzes erblicken.

Der jugendliche Maler bemerkt dazu: „Wie könnte der echte Künstler einen Schmerz zu malen, wenn nicht sein eigenes Herz als ein Aufzucken des allgemeinen Wehs empfunden hätte?" Er sagt dann, daß ihm, wenn er ein Bild mit freier Phantasie entwerfe, häufig eine ihm bekannte Person mit eigenthümlichem Ausdruck die Seele trete und daß daher der Schein des Lebens in seinen Werken stamme. Der Kunsthistoriker wünscht ihm Glück dazu:

Nach meiner Ueberzeugung ist dies der einzige Weg, auf dem sich das Höchste, was die Kunst anstrebt, mit Sicherheit erreichen läßt. Gerade die lebendigste Darstellung des Individuellen wird aus der Vertiefung in das Wiederkehrende, Typische geschöpft, und die vollkommenste Ausprägung des Individuellen und Stilvollen ist umgekehrt nicht ohne unmittelbare Vergegenwärtigung eines bestimmten Einzelbildes zu erreichen. Es wird so viel über Idealismus und Realismus hin- und hergestritten; aber ein echtes Kunstwerk entsteht nur da, wo im künstlerischen Schöpfungsact Idee und Erscheinung, Gesammtbild und Einzelanschauung, Inspiration und Beobachtung innig zusammenwirkend vereinen. Wer mit dem einen allein fertig werden zu können glaubt, wird entweder dem leeren Schematismus der Akademiker oder der platten Gedankenlosigkeit der Materialisten verfallen. Nur die lebendige Berührung des wirklich Erlebten vermag auch wieder wahrhaft lebendig zu wirken.

Moriz Carr

Feuilleton.

Manoello, Dante's jüdischer Freund.

Im zweiten und dritten Heft der „Illustrirten Monatshefte für die gesammten Interessen des Judenthums" finden wir einen interessanten Aufsatz über den Dichter Manoello, den Heine des Mittelalters, von Livius Fürst. Manoello oder Immanuel ben Salomo lebte meistens in Rom, wo er auch geboren worden, von 1265, dem Geburtsjahr Dante's, bis 1330, wo er in Fermo in der Mark Ancona in der Verbannung starb, denn seine satirische Ader hatte ihn bei den strenggläubigen Mitgliedern der römischen Gemeinde verhaßt gemacht, sodaß er mit den Seinen Rom verlassen mußte. Er hat zahlreiche grammatische, kabbalistisch-mystische, exegetische Schriften veröffentlicht, namentlich aber Gedichte, die er in seinem, in antiquirtem Neuhebräisch abgefaßten Liederbuche „Machberot Immanuel" gesammelt herausgab. Dies Liederbuch enthält allerlei prosaische Makamen neben den in geschlossenen Versen verfaßten Gedichten, Satiren und Parodien neben Hymnen und Elegien. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Dante, welche an ein späteres Jahrhundert der Toleranz erinnern, geben, wie Fürst vortreten, diesem Liederbuch ein besonderes Interesse. Das 28. Kapitel desselben besteht aus einer Nachahmung der „Göttlichen Komödie" unter dem Titel: „Hölle und Paradies", eine Geistesbildung, die, obgleich humoristisch gehalten, doch nicht als Parodie zu betrachten ist. Manoello, dessen Gedichte von

egenossen mit dem Banne belegt wurden, steht hoch
m Hasse der Parteien und Confessionen und predigt
mals ein Evangelium der Toleranz. Auf seiner Wan-
durch das Jenseits trifft er Dante im Reiche der
und widmet dem Freunde, unter dem leichtverschleier-
nen Daniel, folgende, von Fürst mit Gewandtheit
: Apotheose:

Ich weiß nicht, was es wol gemacht,
Daß ich dabei des Freundes dacht',
Des Daniel, der als Gefährte
Mir noch von unvergeßnem Werthe,
Der mir den Weg der Wahrheit wies,
Mir half, als mich das Glück verließ,
Und dessen hochgewalt'gen Geist
Noch jetzt die Welt verehrt und preist.
Da sprach ich: „Herr, mir zeig' es an,
Wo Daniel, der weise Mann,
Verweilt." — Und mein Begleiter sprach:
„Weit stehst du deinem Freunde nach,
Der seinen Ruhm so fest gegründet,
Daß ihn die Nachwelt noch verkündet,
Der vieler Sünden mußte dulden
Und leiden ohne sein Verschulden.
Doch weil ihr beide gleich gelebt
Und nach der Wahrheit hingestrebt,
So soll euch auch der Tod vereinen.
Dein Thron erhebt sich an dem seinen;
So bleibst du ihm auf ewig nah,
Du, jenes Moses Josua;
Vereint im Streben und im Leiden,
Soll keine Macht die Seelen scheiden."

Da war mein Jubel grenzenlos;
Denn glücklich war ich, daß mein Los
Mich neben diesen Stolz der Welt
Im Paradiese hingestellt.

„Nun zeige, würdiger Prophet,
Den Thron mir, der ihm offen steht!"
Der Führer nahm mich bei der Hand,
Bis ich vor einem Zelte stand,
Worin der Kunst bewährte Meister
Erbaut ein Wunderwerk der Geister.
Und Engel trugen aus und ein,
Und Frauen brachten Webewein,
Und Geister reichten manche Zier
Von Gold, Rubinen und Saphir.
Dort stand, von Purpur überblitzt,
Ein Thron, aus Elfenbein geschnitzt,
Mit einer Krone, schön und reich,
Die schimmerte der Sonne gleich.

„Dies", sprach mein Führer, „ist der Thron
Des Daniel. Du siehst, mein Sohn,
Stolz war, was er geschaffen hat,
Stolz ist die letzte Ruhestatt."

Ist das Genie seiner Zeit feindlich?

t Feuilleton der „Presse" wird von Emil Kuh ein
us Friedrich Hebbel's „Tagebüchern" mitgetheilt, welches
ende Stelle enthält: „Das Genie ist nur darum immer
irtyrer seiner Zeit, weil es immer feindlich zu seiner
jt, weil es ihr nehmen muß, ehe es ihr geben kann, und
nur Augen hat für das, was es ihr entreißen, nicht
r das, was es ihr bringen soll. Dies ist der Haupt-
weshalb es anfangs ignorirt, dann geschmäht und ver-
ıd immer verkannt wird." Wir bestreiten zunächst die
he in dieser Allgemeinheit. Die Literatur weist ihre
er auf, aber es finden sich auch begünstigte Lieblinge
icks unter ihren ersten Größen. Sind Aeschylus, So-
Euripides, Aristophanes, ist der Theaterdirector und
ıter William Shakspeare, ist Wolfgang Goethe ignorirt,
verkannt worden? War die Existenz der beiden letztern
nicht eine harmonische und behagliche? Gerade die Genies im ächten Sinne des Worts sind in ihrer großen Mehrzahl auch von den Zeitgenossen anerkannt worden, wogegen freilich die sogenannten Genies, die verkannten, von Geniedrang besessenen Genialitäten es in der Gegenwart auf keinen grünen Zweig bringen konnten, aber auch mit ihren Anweisungen auf die Nachwelt ebenso wenig glücklich waren. Die Anerkennung der Zeitgenossen wird freilich selten im richtigen Maß zu dem Werthe der Schöpfungen stehen; doch ganz ausbleiben oder in gehässige Verfolgung wird sie sich nur ausnahmsweise verwandeln. Hebbel hat einen Satz verallgemeinert, der nur auf die politischen und religiösen Reformatoren Anwendung finden kann. Auch ist seine Voraussetzung, daß das echte Genie immer zu seiner Zeit feindlich stehe, eine ganz irrige, entweder aus misanthropischer Schwarzseherei hervorgegangen, oder aus der Trostbedürftigkeit einer bedeutsamen, aber wegen ihrer paradoxen Unarten den Zeitgenossen wenig sympathischen Begabung. Man mache die Nutzanwendung dieses Satzes auf die griechischen Dichter, auf Calderon und Dante, auf Shakespeare, auf Goethe und Schiller, und man wird seine Verkehrtheit augenblicklich erkennen. Steht das Genie zu seiner Zeit in dem Verhältniß, daß es eine mit reichen Zinsen zurückerstattete Anleihe macht, wie Hebbel meint, so ist um so weniger einzusehen, warum sich aus diesem Verhältniß eine feindliche Stimmung entwickeln sollte. Große Dichter aber leben nicht auf Pump von der Zeit, welche für sie die Zeche bezahlt. Unmerkbar führen sie die Gegenwart über sich selbst hinaus — warum sollte sie ihnen deshalb zürnen? Nur diejenigen Poeten, welche die Zeit mit Gewalt beim Schopfe nehmen, um sie auf irgendeine reformatorische Höhe hinaufzubugsiren, werden auf Widerstand stoßen, doch nicht blos bei ihr, auch bei der Muse selbst, die allem Gewaltthätigen feindlich gesinnt ist.

Bibliographie.

Bauck, O., Literarisches Bilderbuch. Populäre Darstellungen für alle Kreise. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart in literarischen Briefen und charakteristischen Probestücken. 3 Bde. Leipzig, Kummer. 1866. Gr. 8. 5 Thlr.

Hauschild, E., Immanuel. Gedichte. Bern, Heuberger. 16. 12 Ngr.

Hoppenfack, L. A., Lieder vom Schwarzwalde. Mainz, Kupferberg. 16. 26 Ngr.

Horst, M., Aus dem Küstenlande. Erzählungen. 4 Bde. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hübner, J., Glockenklänge aus dem Diesseits und Jenseits. Berlin. 8. 1 Thlr.

Jastrow, M., Vier Jahrhunderte aus der Geschichte der Juden. Von der Zerstörung des ersten Tempels bis zur makkabäischen Tempelweihe. In 12 Vorlesungen. Heidelberg, Carlebach. Gr. 8. 24 Ngr.

König, E. A., Plappatronen. Lustige Soldatengeschichten im Frieden. Elberfeld, Reinhardt. 1866. Gr. 16. 10 Ngr.

Liebenau, T. v., Geschichte der Freiherren v. Attinghusen und v. Schweinsberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Urkantone. Aarau, Sauerländer. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Melena, Elpis, Der junge Stelzentänzer. Episode während einer Reise durch die westlichen Pyrenäen. Jena, Mauke. 8. 1 Thlr.

Mühlfeld, J., Theodor Körner in Leipzig. Dramatische Scene. Hamburg. Lex.-8. 7½ Ngr.

Oelckers, T., Der Allerletzte. Roman in 9 Büchern. 4 Bde. Leipzig, Abel. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Paschkowsky, D. v., Geld und Kunst. Roman. 4 Bde. Jena, Mauke. 8. 3 Thlr.

Die Pathologie des Zeitgeistes, oder: Alte Gedanken und neue Einfälle. Von Anton Philalethes. Wien, Gorischek. 1866. 8. 9 Ngr.

Penseroso, Der Königssohn oder die letzten Tage August's von Polen. Roman. 4 Thle. Leipzig, Zieger. 1866. 8. 4 Thlr.

Pröhle, H., Der deutsche Unterricht in seinem Verhältnisse zur Nationalliteratur. Berlin, Moeser. Gr. 8. 15 Ngr.

Pyl, T., Margareta von Ravenna. Pommersches Lebensbild aus dem 15. Jahrhundert. Zur Feier der 50jährigen Vereinigung Neuvorpommerns mit Preußen herausgegeben von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Greifswald, Scharff. Gr. 8. 10 Ngr.

Schack, A. F. v., Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bde. Berlin, Hertz. 8. 3 Thlr.

Schön, O., Bilder aus allerlei Tagen. Dichtungen und Prosastücke. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Sötil, Attila. Trauerspiel. Freiburg im Br., Wagner. 8. 14 Ngr.

Waldow, H., Schwanen-Lieder. Gedichte. Leipzig, Waldow. 1864. 16. 1 Thlr.

Der kranke Zeitgeist, oder: Alte Einfälle und neue Gedanken. Von Anton Philalethes. Wien, Gorischek. 1866. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in vorliegendem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist sonach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte. Der Verfasser wurde bei diesem Anlaß von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig zum Ehrendoctor ernannt.

Soeben erschien im Verlage von A. Huch in Zeitz:

Beatrix von Burgund.

Ein Schauspiel

von

Friedrich Thal.

Preis 15 Sgr.

Diese in bescheidener Form auftretende Dichtung enthält ein historisches Lebensbild aus der interessantesten Zeit des deutschen Mittelalters in dramatischer Gestaltung und mit dramatischem Leben durchhaucht. Ohne der Effecthascherei zu huldigen, welche in den meisten der heutigen Bühnenstücke sich unwürdig breit macht, gewährt sie außer andern Vorzügen des Inhalts und der Form poetische Spannung genug, um sowol bei der Lektüre als von der Bühne aus ein Publikum von unverdorbenem Geschmacke erfreuen und erregen zu können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von **Robert Giseke.**

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: **Der Hochmeister von Marienburg.** (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — **Der Burggraf von Nürnberg.** (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — **Ein Bürgermeister von Berlin.** (1442—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena ist [illegible] erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliothek zu haben:

Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit.

Selbsterlebtes und Ueberliefertes

von

D. G. Gotthardi.

2 Bände. 8. Brosch. 2¼ Thlr.

Die verschiedenen Theaterbilder, die der Verfasser in diesem Buche, das zum größten Theil Selbsterlebtes und Gehörtes enthält, aneinandergereiht hat, fesseln um so mehr, als ihnen die Gestalt Goethe's, als einstigen Lenkers des weimarischen Theaters, in den Vordergrund gestellt wird. Dann erscheint Schiller als sein ebenbürtiger Gefährte und [illegible] nehmer an der Leitung der berühmten Kunstanstalt.

Graf Benjowsky.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

4 starke Bände. 8. Brosch. 5 Thlr.

Dieser Roman der bekannten und beliebten Verf. L. Mühlbach gehört vielleicht zu den spannendsten und [illegible] testen Producten ihrer Feder. Wir sehen Benjowsky zu [illegible] durch den Fluch seines Vaters ausgetrieben aus dem Vat[illegible] Dann in der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen, wo Fri[illegible] der Große mit seinen Generalen in lebensvoller Sch[illegible] vor uns erscheint. Dann finden wir Benjowsky wie[illegible] Hofe Maria Theresia's, welche die Verfasserin in [illegible] ordentlich spannenden Scenen an uns vorüberführt. [illegible] folgen wir Benjowsky nach Polen, wo er theilnim[illegible] den Freiheitskämpfen der Polen, von den Russen gefang[illegible] qualvolle Gefangenschaft nach Kamschatka geführt wird. [illegible] Leben auf Kamschatka bildet einen Glanzpunkt des [illegible] das indessen auch weiterhin noch reich ist an den interes[illegible] Scenen in Frankreich, Ungarn und zuletzt auf [illegible] gaskar, wo Benjowsky im Kampfe mit den Franz[illegible] nen Tod findet.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle [illegible] handlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Dritter Band. Zweite Abtheilung.

Heinrichs IV. Kämpfe.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die dritte Abtheilung wird diesen Band vervollständigen und soll in möglichst kurzer Zeit nachfolgen.

Braunschweig. **C. A. Schwetschke und Sohn.**

(M. Bruhn.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 2. November 1865.

alt: Das Jahrbuch der Shakspeare-Gesellschaft. Von Rudolf Gottschall. — Neue Novellen und Romane. Von Gustav Hauff. — Philosophie des Staats. Von Aurelio Buddeus. — Dahn über Prokopius von Cäsarea. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Das „Athenaeum" über Auerbach's neuen Roman.) — Biblisgraphie. — Anzeigen.

das Jahrbuch der Shakspeare-Gesellschaft.

Auf Veranlassung der dreihundertjährigen Jubelfeier Shakspeare's constituirte sich in Weimar unter seinem Namen die Gesellschaft mit dem Zwecke, die Pflege des Dichters in Deutschland durch alle Mittel wissenschaftlicher und künstlerischer Association zu fördern. Unter den in erster Linie stehenden Zielen ihrer Wirksamkeit war in den Satzungen die Gründung einer Shakspeare-Bibliothek und eines der Shakspeare-Literatur gewidmeten Jahrbuchs genannt. Die Bibliothek repräsentirt, wie die Mittheilungen in der letzten Generalversammlung der Gesellschaft ergaben, bereits eine Shakspeare-Literatur in nicht unwürdiger Weise, und das Jahrbuche, dem literarischen Mittelpunkte aller Uebungen der Gesellschaft, liegt bereits der erste Jahrgang vor uns:

Auch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Friedrich Bodenstedt. Erster Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1865. 8. 3 Thlr.

Die Shakspeare-Kunde hat sich in jüngster Zeit zu einer so viele Zweige umfassenden Wissenschaft herangebildet, daß man eine Methodologie und Encyklopädie derselben entwerfen könnte. Der londoner Schauspieler und Theaterdirector hat freilich nicht geahnt, daß er so vielen strebsamen Männern eine fast ihr ganzes Leben ausfüllende Beschäftigung gewähren, daß sich um seinen geistigen Kern nicht eine ganze Facultät krystallisiren werde. Wenn das vorige Jahrhundert Shakspeare gleichsam in Bausch und Bogen für Deutschland erobert hat, so sucht das jetzige diese Eroberung nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen und den Boden mit jenem emsigen, auf das Detail gerichteten Fleiß anzubauen, der, wie er überhaupt zu den Eigenthümlichkeiten deutscher Gelehrsamkeit gehört, namentlich die jüngste, vorwiegend kritische Epoche unserer Literatur charakterisirt.

Die Shakspeare-Philologie gliedert sich nun in folgende Theile: in altenglische Sprachkunde, in die eigentliche Kritik, zu welcher die Hermeneutik, die Erfassung des Sinnes der einzelnen Stellen, als die wesentlichste Beihülfe gehört, in die Antiquitätenkunde, welche den Dichter aus den culturhistorischen Quellen und Denkmälern seiner Zeit erläutert und namentlich die Einrichtungen der altenglischen Bühne ins Auge faßt, ferner in die Literaturgeschichte, welche theils Shakspeare im Verhältniß zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen beleuchtet, theils seinen Einfluß auf die spätere Entwickelung der Literatur und des Theaters darstellt, dann in die Shakspeare-Bibliographie und die höhere ästhetische Kritik. Alle diese Fächer sind mehr oder weniger in dem vorliegenden „Jahrbuch" vertreten, welches unter Bodenstedt's fleißiger und kenntnißreicher Redaction erscheint.

Eine frische poetische Widmung an die Großherzogin Sophie von Sachsen, eine sinnige Verherrlichung des Dichtergenius und des Dichterberufs, aus der Feder des Herausgebers Bodenstedt, geht den Abhandlungen voraus:

Was athmet, erneut sich,
Vergehend verjüngt.
Das Grabmal des einen
Wird Wiege des andern.
So treibt alles Leben
Vom Blühen zum Welken,
Vom Welken zum Blühen
Hienieden schon endlos.

Doch Leben zu zeugen,
Das blüht ohne Wirken,
Nicht wechselnd, nicht wandelnd —
Ein Feuer zu zünden,
Das sonnengleich leuchtet,
Unlösch-unzerstörbar,
Die Herzen erwärmend,
Die Geister erhebend —
Vermag nur der Dichter,
Vom Himmel geweiht
Zum irdischen Herold
Des ewigen Lebens.

Den Reigen der Abhandlungen selbst beginnt Koberstein mit einem Aufsatz: „Shakspeare in Deutschland", einer am Shakspeare-Tage in Schulpforta gehaltenen Rede, welche daher ihren Stoff nur in allgemeinen, aber präcis gezeichneten Umrissen ausführt. Als besonders erwähnenswerth führen wir aus dieser Rede folgende Stelle an:

Was Lessing nur mehr angedeutet, das hatte Herder in dem zweiten jener Beiträge, in dem Aufsatze über Shakspeare,

ausgeführt, daß dieser Dichter in seiner Kunst sich als ein ebenso großer Meister zeige wie der größte Tragiker des griechischen Alterthums, und daß kein dramatischer Dichter je das Höchste in seiner Kunst erreichen, nie seine Nation auf die Dauer ergreifen und begeistern könne, der, wenn auch noch so reich begabt, nicht wie Sophokles und wie Shakspeare aus der Fülle des Lebens und aus der eigenartigen Denk- und Empfindungsweise seiner Zeit und seiner Nation herausdichte, daraus die Seele, den Körper und das Mark seiner Gebilde entnehme.

Wir hätten diesen, nicht hinlänglich bekannten Ausspruch Herder's als Motto der in diesen kritischen Blättern vertretenen Richtung ihnen an die Stirn schreiben können. Unser ceterum censeo, daß große Dichter aus ihrer Zeit herausdichten müssen, um Dauerndes zu leisten, wird hier von einem der bedeutendsten deutschen Geister nachdrücklich betont und durch die großen Beispiele eines Sophokles und Shakspeare illustrirt. Auch die zweite Abhandlung des Jahrbuchs: „Ueber Shakspeare's Sonette", von Delius, kann, abgesehen von ihrem sachlich eindringenden Inhalte, wol dazu dienen, eine Wahrheit von allgemeiner ästhetischer Geltung ins Licht zu setzen. Delius sucht nämlich die Sonette, deren Inhalt er genau analysirt, aus dem Bereich autobiographischer Bekenntnisse, welche als solche die Phantasie vieler Ausleger zu den kühnsten und oft sonderbarsten Interpretationen verleiteten, in das der freien dichterischen Production hinüberzuretten. Die Tendenz der ganzen Abhandlung ist die weitere Ausführung und Begründung eines Passus aus einem frühern Werke von Delius: „Der Mythus von William Shakspeare":

> Gewiß sah Shakspeare und seine Zeit in den lyrischen Gedichten keine Beiträge zu seiner Biographie, keine zusammenhängenden Bekenntnisse eigener Leiden in Liebe und Freundschaft, sondern zerstreute Blätter, Darstellungen poetischer Seelenzustände. Dieselbe Fähigkeit, sich tief in alle Gefühle und Situationen wie in selbstempfundene hineinzuversetzen, die wir in Shakspeare's Dramen bewundern, dieselbe Fähigkeit beweist der Dichter in seinen Sonetten, und in dieser Beziehung kann man sie, obgleich lyrisch der Form nach, als wesentlich dramatisch bezeichnen. Sie schildern uns die Liebe, die Eifersucht, die Freundschaft, die Reue, alle die Regungen des menschlichen Herzens in ihrer unmittelbarsten Wahrheit, aber nicht speciell William Shakspeare's Liebe, Eifersucht, Freundschaft und Reue, nicht die Regungen in William Shakspeare's eigenem Herzen.

Wir stellen uns in dieser Controverse unbedingt auf die Seite von Delius. Es ist eine, aus der vollkommenen Unkenntniß des dichterischen Schaffens hervorgegangene Manie der deutschen Kritik, für alle Dichtungen persönliche Bezüge aufzusuchen, zu allen einen biographischen Commentar zu schreiben. Goethe's Ausspruch über das Gelegenheitsgedicht hat hierin viel Unheil angestiftet. Wie thöricht sind namentlich die Goethe'schen Elegien in dieser Weise interpretirt worden!

Wol verschlingt sich Dichten und Leben, doch nicht in so handgreiflicher Folge von Wirkung und Ursache, wie jene äußerlichen Commentare voraussetzen. Es ist nicht einmal wahr, daß der lyrische Dichter unter dem Eindrucke einer momentanen, durch die Ereignisse des Lebens hervorgerufenen Stimmung dichtet. Die Stimmung, in der er dichtet, ist die poetische, gleichsam der allgemeine Aether, in welchem alle Stimmungen seiner Seele [illegible] gehoben sind, in welchem Nahes und Fernes zeitlos [illegible] knüpft ist. Die Erlebnisse und Gestalten, die in [illegible] Aether untertauchen, verlieren ihre äußerliche [illegible] heit; sie werden in dem Proceß des Dichtens, [illegible] einer chemischen Retorte, umgewandelt, um neue [illegible] dungen einzugehen; es ist ganz unwesentlich, wie viel [illegible] Wirklichkeit, die sich ja auch vorher in das innere [illegible] der Seele verwandeln muß, wie viel der freischaffenden Phantasie angehört. Nur die alle Stimmungen, [illegible] einmal durch die Seele des Dichters zogen, in sich [illegible] nehmende, frei beherrschende und wiedergebärende [illegible] Stimmung ist auch der mütterliche Boden des [illegible] Gedichts, in welchem ebenso gut wie im dramatischen eine Situation fingirt werden kann, nur daß die [illegible] führung dann eine lyrische und keine dramatische [illegible] Und gar bei einem Dichter von Shakspeare's [illegible] tungsvermögen sollte man bei der Ergründung der [illegible] selbeziehungen von Leben und Dichten nie weiter [illegible] gehen als auf die allgemeinsten Gesichtspunkte. [illegible] großer Theil des Sonetteninhalts gehört dem conventionellen Schema an, das damals der Sonettendichtung Grunde lag. Mit Recht weist Delius darauf hin, wenig Anstoß es erregte, wie wenig es für baaren genommen wurde, wenn Graf Surrey, Sidney, [illegible] u. a., die als glückliche Gatten, ehrbare Familienväter der Wirklichkeit dastanden, in der Poesie als schmachtende Anbeter einer fremden, vielleicht ebenfalls vermählten [illegible] auftraten. So können auch die Sonette von Sammet [illegible] in vieler Hinsicht als Vorbild der Shakspeare'schen trachtet werden. Zu dem conventionellen Schema dann die freie Erfindung hinzu, und nur ein kleiner des Stoffs kann auf bestimmte Lebensbeziehungen des [illegible] ters zurückgeführt werden. Wir freuen uns, daß die historisch-philologische Forschung dieselben Resultate wie sie schon a priori aus dem Wesen der dichterischen Kunst folgen.

In der dritten Abhandlung: „Christopher Marlowe und Shakspeare's Verhältniß zu ihm", sucht Ulrici den Beweis zu führen, daß die beiden ältern Stücke, [illegible] dem zweiten und dritten Theile von Shakspeare's „Heinrich VI." zu Grunde liegen, nicht von Marlowe, sondern ebenfalls von Shakspeare gedichtet, die ersten jugendlichen Versuche des letztern auf dem Gebiete des historischen Dramas sind, und daß der letztere nicht blos, wie gegenwärtig allgemein verbreitete Ansicht ist, „großen theil an ihrer Composition gehabt hat". Der Nachweis, daß jene Stücke nicht von Marlowe sein können, ist von Ulrici mit Glück geführt, indem er bei dieser Gelegenheit eine interessante Parallele zwischen der dramatischen Dichtweise Shakspeare's und Marlowe's zieht. Namentlich entbehrte der letztere allen Humors, der doch in einigen Scenen jener Stücke sich recht frisch entfaltet. Am wenigsten will uns der chronologische Grund einleuchten, den Ulrici geltend macht, nämlich daß Marlowe jenen first part of the contention gleichzeitig mit dem „Massacre at Paris" geschrieben haben müsse.

r derselbe Dichter in derselben Zeit seines Lebens in
nselben Gebiete der dramatischen Poesie so verschieden-
ige Productionen geliefert haben sollte, wäre nach Ul-
's Ansicht jedenfalls eine in der Geschichte der Litera-
ur höchst exceptionelle Erscheinung. Das müssen wir
Abrede stellen." Es gibt kein Grundgesetz poetischen
jaffens, welches wahrhaft productiven Dichtern hierin
n Riegel vorschöbe. Wie viele gleichartige Stücke
ssen Sophokles und Euripides oder gar Lope de Vega
einem und demselben Jahre geschrieben haben, wenn
i ihre Dramen auf ihre einzelnen Lebensjahre vertheilt;
nahe rückten in der letzten Zeit der Schiller'schen Pro-
ion die historischen Trauerspiele des Dichters zusam-
, sodaß er, wenngleich er nicht zwei in einem Jahre
:ndete, doch eins zu Ende führte und ein anderes
nn!

Eine interessante Studie gibt Karl Elze in seinem
jatze: „Hamlet in Frankreich." Wir sehen daraus,
langsam sich erst die Sprödigkeit des französischen
urells gegenüber dem großen Briten überwinden ließ.
Urtheil Voltaire's, über das man so gern die Ach-
zu zucken pflegt, ist das correcte Urtheil des französi-
Geistes über Shakspeare, das erst neuerdings in
ähnlicher Form von Lamartine — dessen Werk über
kspeare Elze zu erwähnen versäumt hat — wiederholt
en ist. Auch Chateaubriand hat sich in ähnlicher
e über Shakspeare ausgesprochen. Selbst so warme
hrer des Briten wie Duport, der sein Genie neben
des Homer stellt, meint, daß kaum die Gelehrten von
ession die Länge und Langeweile der Shakspeare'schen
ke ertragen können, so sehr überwiege darin der Wort-
ll das Erhabene. Die Bearbeitungen von Ducis
die von Dumas sind doch nur neue Beweise dafür,
jene Voltaire'sche Anschauung in der That die fran-
j-nationale ist und daß alle Bestrebungen, Shakspeare
die französische Bühne möglich zu machen, ihn zu
cisiren", immer jenes Motto des Weisen von Ferney
r Stirn trugen. Die einzige wahrhafte Ausnahme
ictor Hugo. Daß unsere Gelehrten und auch Elze
:sem Aufsatz so vornehm und wegwerfend über das
r Hugo'sche Werk sprechen, beweist nur, daß sie seine
ıtung für Frankreich nicht nach Gebühr zu schätzen
. Die ebenso vornehme Art und Weise, mit wel-
Elze den jungen Victor Hugo als einen „gefährlichen
setzer" abfertigt, ohne nähere Kritik und Analyse,
nd er sich auf die affectirte Chatelain'sche Ueber-
g mit ihren Archaismen, die für einen echten
ofen gewiß das unverdaulichste Zeug von der Welt
ausführlich einläßt, spricht für dieselbe bedauerliche
ıgenommenheit, welche wahrscheinlich Schuld an einer
auen Kenntnißnahme trug. Die Urtheile Victor
s über einzelne Charaktere Shakspeare's sind gewiß
zielend, wenngleich nicht alles, was der deutschen
eterei befremdlich vorkommt, deshalb auch verwerf-
. Dagegen die Stellung, die er dem Genie Shak-
s in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit an-
die Beleuchtung, die er, selbst ein großer Dichter,
seinem großen Vorgänger als einer der leuchtenden Spitzen des Menschengeistes zutheil werden läßt — das sind exceptionelle Großthaten auf dem Boden der französischen Literatur, und man braucht nur das Urtheil, das Victor Hugo's Nebenbuhler Lamartine über Shakspeare fällt, mit dem seinigen zu vergleichen, um die Bedeutung des letztern zu würdigen. Gerade gegenüber der deutschen Kleinkrämerei, die sich im Detail verliert, sind Victor Hugo's universelle Gesichtspunkte anzuerkennen. Die Urtheile von Guizot, Villemain, Barante entsprechen zwar mehr unserm deutschen Standpunkte, ja sie sind zum Theil durch die deutsche Literatur bestimmt; sie sind in ihrer doctrinären Form den deutschen Doctrinärs willkommener. Doch auch ihnen sitzt der Franzose im Nacken, sobald sie sich von dem Gängelbande der deutschen Weisheit emancipiren.

Elze weist nach, daß Shakspeare in Frankreich stets im prägnanten Sinn als der Dichter des „Hamlet" betrachtet worden sei. Mit einer Kritik oder Analyse „Hamlet's" debutirten alle französischen Autoren, die sich mit Shakspeare beschäftigten — „Hamlet" ist das in Frankreich am meisten übersetzte oder bearbeitete Drama Shakspeare's. Ein Vergleich der Uebersetzungen des berühmten Hamlet-Monologs, von denen Elze mehrere mittheilt, erläutert am besten die verschiedenen Stadien französischer Shakspeare-Auffassung und Uebersetzungskunst. Uns will diejenige von Alexander Dumas am meisten zusagen — hat doch der naturwüchsige Romancier eine gewisse Verwandtschaft mit dem großen Briten, wenn sich dieselbe auch nur auf die äußerliche Frische der Production und die schwer zu erschöpfenden Combinationen reicher Erfindung bezieht.

Die Studie von Elze ist durchaus lehrreich und lebendig abgefaßt, sowenig wir mit allen Einzelheiten in derselben übereinstimmen können.

Der folgende Artikel: „Shakspeare und Sophokles", von Adolf Schöll, ist der einzige in dem „Jahrbuch", der größere Perspectiven der Weltliteratur eröffnet, und zwar in dem allein angemessenen Stil, dem Stil der Freske. Es ist eine kühn hingeworfene Skizze voll gedanklicher Prägnanz. Die Parallele beginnt mit der Gemeinsamkeit der äußern Schicksale ihrer Werke, was die problematische Gestalt der Ueberlieferung betrifft. Die Dramen des Sophokles, meint Schöll, sind uns, wie die Venus von Milo, nur verstümmelt überliefert worden:

> Wenn sie dennoch auf die tüchtigsten Geister entfernter Zeit eine große Wirkung geübt haben und noch üben, so muß der Grund, wie bei jener Statue des göttlichen Weibes, die hohe Wahrheit des Kernbaus und ein so mächtiger Ausdruck des organischen Motivs in der Form und Oberfläche sein, daß er der Empfindung das totale Leben gibt, dessen vollkommener Anhauch aus Hauptgliedern die Mängel einzelner Theile überschwingt. Dies ist entschieden bei Sophokles der Fall. Immer drückt in seinen Dramen ein totaler Wille sich aus, der aus dem Grunde des Menschenwesens kommt und in der vorgehenden Erschöpfung eines ebenso totalen Widerspruchs die ganze Persönlichkeit zur Darstellung bringt. Diese in Hauptmomenten erhaltene Wahrheit und Gehaltstärke trifft in uns den ganzen Menschen und hebt ihn weg über falsches Beiwerk und Lücken. Und wieder ist es auch diese innere Gleichheit mit

Sophokles, die den virtuosen Briten zum Classiker macht. Ueberall ist bei Shakspeare ein tiefmenschlicher Charaktergehalt in Arbeit und quillt aus den Hauptmotiven und Contrasten der Handlung so mächtig heraus, daß seine Dramen trotz den argen Entstellungen, unter welchen sie auf die englische Bühne zurückkehrten und auf der deutschen nachgeahmt wurden, eine steigende Anziehung übten. Und als in den Ausgaben seiner Werke die Textreinigung und Herstellung auf einen erheblichen Grad gestiegen und uns Deutschen das Glück vorzüglicher Uebersetzungen geworden war, gewann die Intensität und volle Lebensform der Shakspeare'schen Charakteristik einen solchen Zauber, daß viele von problematischen Bestandtheilen dieser Werke gar nichts mehr hören und auch so manches, was abfallend, unverhältnißmäßig, niedrig ausgelassen gemahnt, als originell, wesentlich und vortrefflich durchaus anerkannt wissen wollten. Aber auch wer gegen diese Orthodoxie hinsichtlich der Factur des Shakspeare-Textes gewisse Exceptionen zu machen hat, wird nichtsdestoweniger urtheilen, daß dieser Meister, was Totalität der Figuren und Gegenwart des Charakters in der Energie des Handlungsmotivs betrifft, dem griechischen Tragiker nicht nachstehe. Eher wird man umgekehrt sagen, er sei hierin größer, indem er sowol ein ungleich größeres Register von Charakteren aufführe, als auch den einzelnen mit reicherer Bestimmtheit zur Erscheinung bringe.

Mit Recht wendet Schöll hiergegen ein, daß die Mannichfaltigkeit der Charakterplastik des attischen Meisters in einem ganz andern Licht erscheinen würde, wenn seine verlorenen 113 Stücke, namentlich seine Satyrspiele, uns erhalten worden wären. Mit gleichem Recht weist Schöll darauf hin, daß Shakspeare die vieltheilige Ausbreitung in dem Nebeneinander der Zeiten und Orte in dem Verlaufe der Handlung, wie sie der zeitgenössischen Technik eigen war, eher ermäßigt hat.

Was seine Größe macht, ist die Zeichnung des Charakters für die Handlung, der Handlung für den Charakter, daß jener diese ausfüllt, diese jenen erschöpft, dadurch die Handlung sinnvoll, der Charakter völlige Wirklichkeit und vermöge dieser Einheit das Vieltheilige ein concretes Ganzes wird. Diese wesentlich dramatische Größe hat er mit Sophokles gemein.

Auch auf die Aehnlichkeit der attischen und altenglischen Bühneneinrichtungen weist Schöll hin. Bei beiden war das Verhältniß der Bühne zu der Scene, welche die dramatische Rede veranschaulichte, ein wesentlich schematisches. Daher ist die darstellende Sprache bei Sophokles wie bei Shakspeare ebenso wol Scene und Zeitrhythmus als innere Handlung, „auf der Bühne selbst der autonome Dramaturg". Die geistvolle Parallele von Schöll betrifft im ganzen mehr die innere Verwandtschaft beider Autoren und ihr gleichmäßig classisches Gepräge, als daß sie die schlagenden Gegensätze, namentlich in der Weltanschauung derselben, ausführlich erörterte. Gleichwol gehört sie zu dem Inhaltreichsten, was dieser Jahrgang bietet.

Der Abhandlung von Schöll folgen „Marginalien zum «Othello» und «Macbeth»", von Hans Köster. Es handelt sich in denselben um Erklärung einiger sich widersprechender Stellen in „Othello" und „Macbeth". Köster meint, die Erwähnung der beiden Briefe, die sich in der Tasche des erschlagenen Roderigo finden, sei eine vollkommen überflüssige Erwähnung, da sie schlecht motivire, was im Stück selbst gut motivirt sei, nur aus einer scenischen Einrichtung hervorgegangen. Man habe jene voranstehenden Scenen gestrichen oder gekürzt und durch diese nachträglichen Erläuterungen zu ergänzen gesucht; in der hiermit Textredaction sei nun beides nebeneinander beibehalten worden. Das ist wol möglich! Wer in Bezug auf solche neueinrichtungen Erfahrungen hat, der weiß von ähnlichen Erlebnissen zu berichten. Ueberhaupt hat Shakspeare keine endgültige Redaction seines „Othello", der erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, nicht selbst besorgen können. Wenn uns aber Köster weiterhin ein Charakterbild der Desdemona entwirft, als einer verwöhnten, im Hause das Commando führenden Tochter von einer im Grunde herrschsüchtigen Gemüthsart — so erhebt jede Zeile Shakspeare's „Othello" gegen diese Auffassung Köster sagt:

Das schöne und begabte Mädchen führte unter solchen Umständen sicher schon von klein auf das Regiment im Hause, je besser sie das zu verbergen wußte, um so schlimmer. Kein ärgerer Feind in dem weiblichen Herzen, als Herrschsucht, die von der Demuth den Schein leiht. Zur Jungfrau erwachsen, wurde die reiche Erbin, die Blüte Venedigs, sogleich Ziel des Werbens für die ritterliche Jugend der Republik — nun zeigt sich zuerst jene Supersubtilität, die Jago Desdemonen vorwirft —; keiner von allen Freiern gefällt ihr, und der alte Papa mag seine liebe Noth haben, wo er den Mann nimmt, der dem überreizten Gaumen seines Töchterchens sagt. Sie fängt daneben an, hin und wieder Launen zu haben und blasirt zu werden, und Brabantio in seiner Herzensgüte bringt den Othello ins Haus, der ihr durch seine Geschichten die Grillen vertreiben soll — der erste Mann wahrscheinlich, der ihr vollständig selbstlos naht und schon vermöge seiner an kein Freien denken darf —; beide wie zwei einsame Inseln in dem großen Venedig — er als Mohr — sie, überdrüssig Erfüllungen, ehe sie nur wünschen durfte. So vereinigt gegenseitige Vereinsamung die Herzen beider, und die Vielumworbene, der girrenden Freier überdrüßig, die sie zwar nicht minder verachtet, deren Galanterien aber gleichwol ihre Eitelkeit anfachten, wirbt endlich, sich ihrer Gefahren nicht fast selbst um den Othello, weil er seine Gefahren besingt.

In diesem Bilde würde wol niemand die harmarglose Desdemona erkennen. Herrschsucht verträgt nicht mit Harmlosigkeit — und wo ist ein Zug im Charakter des venetianischen Mädchens, der über darauf hindeutete? Daß sie sich mit Othello heimlich vermählt, ohne nur ihrem Vater Mittheilung von ihrer gemacht zu haben, ohne zu wissen, ob er seine Einwilligung geben würde, oder mindestens ohne daß wir Leser und Hörer, von einem solchen Versuch das geringste erfahren — das würde allerdings ein eigenthümliches Licht auf ihren Charakter und auf den des Othello dazu werfen, wenn man nicht wüßte, wie Shakspeare diesen äußerlichen Motivirungen sich Flüchtigkeiten Schulden kommen läßt, die man bei einem neuern Dichter als unerträglich brandmarken würde, die aber den Auslegern nur Veranlassung geben, ihre für das Ausstopfen Shakspeare'scher Lücken gerade ausreichende kritische Erfindung in immer neuen Combinationen zu bewähren. Nehmen wir an, Othello und Desdemona hätten sich insgeheim verehelicht, weil Brabantio ihnen die Zustimmung zu ihrer Ehe verweigert, so würde der grimmige Auftreten des getäuschten Vaters zwar

reiflich, aber doch minder effectvoll gewesen sein. Es hier eine der Scenen, in welcher Shakspeare dem Theaffect gehuldigt hat, „der Wirkung ohne Ursache“: Sce-, die sich gar nicht so selten bei ihm finden, wie seine den Vergötterer uns glauben machen wollen.

Wenn aber Köster der Desdemona den Vorwurf ht, ihr Betragen an Cyperns Küste, ihr Gefallen an o's leichtfertigen Scherzreden, während Othello auf See in Gefahr schwebe, spreche für ihre unfertige, Sinnlichkeit verzärtelte Natur, so ist zu entgegnen, diese Scene ganz auf die Kunst der Darstellerin benet ist, deren inneres Hinaushorchen, deren Beklomheit aus dem scheinbaren Eingehen in ein ganz dem geschmack huldigendes Gespräch mit witzigen Pointen uszufühlen sein muß. Das ist keine Interpolation — sie doch selbst:

I am not merry; but I do beguile
The thing I am by seeming otherwise.

Noch weniger als mit der häuslichen Vorgeschichte der demona, welche Köster ihr zueignet, können wir mit Vorgeschichte einverstanden sein, durch welche er die Macbeth zu einer frühern interessanten Witwe macht, um zwei Stellen in Concordanz zu bringen, die sich widersprechen würden: die eine, in welcher die Lady daß sie ein Kind gestillt hat; die andere, in welcher duff von Macbeth ausruft: „Er hat keine Kinder!“ Stellen stimmen nun allerdings, obgleich sich dieser ang noch in anderer Weise bewerkstelligen ließ, indie Lady vor ihrer Ehe mit Macbeth ja auch noch derer Weise zu Kindern gekommen sein konnte. Wir ren nun Folgendes, wovon in der Tragödie aller- kein Wort steht:

Die Lady war eins von jenen kalten, bösgearteten Weider höchsten Stände, welche den noch unerfahrenen und dorbenen Macbeth wahrscheinlich schon während ihrer früEhe an sich zu locken verstand. Aelter als Macbeth und ihren Einfluß ihn vorwärts treibend auf die Bahnen des izes und der Beförderung, begründete sie sich im Eheschon das Recht auf ihre künftige Herrschaft über ihn, nterjochte ihn zugleich durch das größere Gewicht ihrer Eine hagere Gestalt von dämonischer Sinnlichkeit, wie ergleichen Weiber noch heute eine unbegreifliche Gewalt ie thatkräftigsten Männer üben sehen.

Das einmal nicht in einem Trauerspiel steht, das uch nicht hineingetragen werden. Solchen Verbesseu liegt stets die schweigende Anerkennung zu Grunde, er Dichter einen Fehler gemacht. Shakspeare würde, er wieder anerstände, gewiß gern einen lapsus caeinräumen, wo seine Erklärer sich die Köpfe zern oder ihm ganze Novellen unter das Kopfkissen leauf dem er wie Homerus bisweilen schläft.

reiherr von Friesen gibt „Flüchtige Bemerkungen inige Stücke, welche Shakspeare zugeschrieben werüber „The merry devil of Edmonton“ und „Two kinsmen“. Ueberzeugend ist namentlich die Anas letzten Stücks, an welchem Shakspeare, nach seinzen Darstellungsweise, wie der Verfasser aus seihandlung analoger Situationen beweist, unmöglich ben konnte.

Es folgen zwei größere Abhandlungen: „Die neue englische Textkritik des Shakspeare“, von F. A. Leo, und „Shakspeare ein katholischer Dichter“, von Michael Bernays, beide scharfsinnig und gediegen. Die erste charakterisirt die drei Parteien der heutigen Shakspeare-Kritiker in England, welche Leo als die conservative, die demokratische und liberale bezeichnet, und macht uns in eingehender Weise mit der Cambridge edition, mit dem Werke von Walker über den Shakspeare-Text, mit Haliwell's, Single's, Knight's, Payne Collier's, Dice's, White's Shakspeare-Ausgaben bekannt. Leo selbst ist der Ansicht, daß der berufenen Conjecturalkritik ihr Recht eingeräumt werden müsse.

Der Aufsatz von Bernays, gegen das Buch von Rio gerichtet, welches Shakspeare zu einem Katholiken, ja zu einem fanatischen Vertreter dieser damals unterdrückten Confession machen will, ist zwar beweiskräftig, aber, wir möchten sagen, beweiskräftiger, als nöthig ist, und greift oft zum Schwert, um sich gegen Rio's Gründe zu wehren, wo er dieselben wie leichte Federn hätte fortblasen können.

Friedrich Bodenstedt, der gründliche Kenner der Vorgänger und Zeitgenossen Shakspeare's, gibt eine Charakteristik Chapman's und eine Analyse zweier Dramen, der Tragödie vom Herzog von Biron und des Lustspiels: „Monsieur d'Olive“, eine Analyse, die das vorausgehende Urtheil des geschmackvollen Kritikers bestätigt:

Keins seiner Dramen macht den Eindruck voller Ursprünglichkeit und rüstiger Gestaltungskraft; keins ist aus einem einheitlichen Ideenkerne aufgewachsen; die Personen haben keinen innerlichen, nothwendigen Zusammenhang, sondern sind äußerlich einander gegenübergestellt, und es fehlt zwischen ihnen die lebendige Wechselwirkung, aus welcher bei Shakspeare der stetige Fortschritt der Handlung entspringt. Es ergibt sich aus dem Gesagten von selbst, daß Chapman seinen Gegenstand nirgends zu erschöpfen weiß; seine Stücke sind nur mehr oder minder (und immer ungleich) ausgeführte Skizzen, welchen noch obendrein das Gepräge der Eigenthümlichkeit fehlt. Seine oft vortrefflichen Sentenzen und Reflexionen erinnern an Shakspeare, ohne jedoch, wie bei diesem, aus der Sache zu entspringen; in seinen Schilderungen scheint ihm meistens Marlowe, in der Composition Ben Jonson als Muster vorgeschwebt zu haben.

Diesen Chapman stellte ein anderer gleichzeitiger Dramatiker, Webster, höher als Shakspeare. Er sagt in der Vorrede zu „Vittoria Accorombona“:

Verleumdung pflegt mit Mangel an Können und Wissen Hand in Hand zu gehen. Was mich betrifft, so habe ich immer eine wahre Freude darin gefunden, meine gute Meinung von den würdigen Arbeiten anderer zu nähren und zu befestigen; dies gilt besonders von dem vollen und hohen (full and heightened) Stil des Meisters Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Jonson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher, und endlich (ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgendwelche Hintansetzung auszudrücken) von der ebenso glücklichen wie fruchtbaren Thätigkeit (industry) der Meister Shakspeare, Dekker und Heywood.

Mit Recht erwähnt Bodenstedt, dies sei ein schlagendes Beispiel, wie schwer es ist, ein richtiges Urtheil über zeitgenössische Größen zu gewinnen. Es zeigt übri-

genug, daß Shakspeare damals von den gelehrten und vornehmen Dichtern als ein industriöser Bühnenschriftsteller betrachtet wurde, etwa wie man heute die Frau Birch-Pfeiffer betrachtet.

Chapman's „Duke of Biron" behandelt ein Ereigniß der Zeitgeschichte, ähnlich wie später Glapthorne's „Tragedy of Albertus Wallenstein", die einige Jahre nach der Ermordung des Friedländers in London zur Aufführung kam. Auch Shakspeare's „Heinrich VIII.", wo Elisabeth in Windeln auf die Bühne kommt, zeigt, welch frisches Zugreifen in Bezug auf dramatische Stoffe damals Mode war.

Bei den alten Griechen war es nicht anders. Nicht blos die Lustspieldichter der altattischen Komödie, sondern auch die Tragiker wie Aeschylus wählten Stoffe, denen nach unsern modernen Begriffen der Makel anhaften würde, den Geruch frisch aus der Presse kommender Zeitungen an sich zu haben. Unsere modernen Dramatiker sind hierin wieder zu vornehm und gehen von der falschen ästhetischen Ansicht aus, daß das Interesse des Stoffs als solches gering zu achten sei. Es gibt wol eine Grenze zwischen der Kunstanstalt und dem Vorstadttheater; aber sie ist bei der Wahl des Stoffs nicht hinter das in seinen nächsten Folgen abgeschlossene geschichtliche Ereigniß hinauszurücken.

Die Biographie und Charakteristik der Mrs. Siddons von Bodenstedt ist nicht nur ein anziehender Beitrag, sondern auch der einzige, welcher der darstellenden Kunst in ihren Beziehungen zu Shakspeare gewidmet ist, während die Shakspeare-Studien des deutschen Theaters nur in einer Besprechung der „Englischen Historien Shakspeare's auf der weimarer Bühne" von Ludwig Eckardt kritische Berücksichtigung finden. Eckardt schildert in seiner frischen und muntern Weise diese Vorstellungen, indem er uns Stück für Stück und Act für Act die Dingelstedt'sche Bearbeitung, ihre Arrangements, ihre Striche und Zusätze vorführt. Indeß gewinnen wir durch diese etwas zusammengezettelte Darstellung keinen klaren Ueberblick über das Ganze, über Dingelstedt's kunstgeschichtliche That, so warm auch Eckardt an mehrern Stellen dieselbe anerkennt. Der Tadel, daß Dingelstedt den „König Johann" nicht mit in seinen Cyklus aufgenommen, ist jedenfalls ungerechtfertigt; denn dies Stück ist in der Zeit weiter zurückliegend und ohne jeden organischen Zusammenhang mit dem dramatischen Epos, dessen Hauptinhalt der Kampf der Weißen und Rothen Rose ist.

Von den kleinern Artikeln erwähnen wir Reinhold Köhler's verdienstliche Bemerkungen und Nachträge zu Albert Cohn's: „Shakespeare in Germany", dann die „Shakspeare-Bibliographie" von Albert Cohn, die in Bezug auf Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wir haben das Tüchtige besprochen, was uns in dem ersten Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuch" geboten wird; es bleibt nur noch übrig anzudeuten, was wir in demselben vermissen. Wenn das Jahrbuch tiefere Wurzeln in der Nation schlagen soll, so muß es den vorwiegend philologischen und literarhistorischen Charakter, den [illegible] erste Jahrgang zeigt, mehr zurücktreten lassen, um Shakspeare's Bedeutung für unsere Zeit mehr hervortreten zu lassen. Es fehlt in ihm die ästhetische Kritik, welche [illegible] die einzelnen Stücke und Charaktere des Dichters eingeht; wir hätten z. B. von Ulrici lieber einen derartigen Aufsatz gewünscht, als die literarhistorische Parallele zwischen Shakspeare und Marlowe. Aber auch diese Kritik, [illegible] der Gestalt der beliebten Apotheose und Reproduction genügt den Ansprüchen der modernen Welt nicht mehr; wir verlangen eine Kritik, welche auch die Schwächen des Dichters, namentlich im Verhältniß zum künstlerischen Standpunkt unserer Zeit energisch hervorhebt und [illegible] Instinct des modernen Publikums gerecht wird, welches sich gegen sehr vieles in den Shakspeare'schen Dramen ablehnend verhält. Es ist zu erwarten, daß das „Shakspeare-Jahrbuch" auch solchen Artikeln sich öffnen wird, damit die ewige orthodoxe Reclame wohlthuend durch den ketzerischen Zweifel einer fortgeschrittenen Zeit unterbrochen werde.

Ferner vermissen wir fast ganz in dem „Jahrbuch" die eingehende Berücksichtigung des modernen Theaters, insoweit es von Shakspeare lebt und ihn zur Darstellung bringt, Kritiken über Aufführungen, Schauspieler, [illegible] turgische Entwickelungen einzelner Charaktere u. dgl. Kurz, die moderne und praktische Seite des Shakspeare-Cultus ist bisjetzt so gut wie gar nicht vertreten.

Ein so ein- und umsichtiger Redacteur wie Bodenstedt wird indeß diesen Mängeln abzuhelfen wissen. Es sind, nach seinen Versicherungen in der letzten Generalversammlung der Shakspeare-Gesellschaft, alle Aussichten vorhanden, daß bereits der nächste Jahrgang auch die noch mangelhaft vertretenen Rubriken des Programms durch gleich treffliche und gediegene Beiträge ausfüllen wird, wie sie bereits im ersten vorliegen auf dem Gebiete der philologischen Kritik und der literarhistorischen Forschung.

Rudolf Gottschall.

Neue Novellen und Romane.

1. Humoristische Geschichten von Theodor Oelckers. Drei Bände. Leipzig, Abel. 1864. 8. 2 Thlr.
2. Ein pseudonymer Hauslehrer. Roman von Graf [illegible] Baudissin. Vier Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 5 Thlr.
3. Der Commerzienrath. Roman aus der Gegenwart von Emilie Heinrichs. Hannover, Wedekind. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die zwei ersten Werke haben das humoristische Element gemein, das dem dritten vollständig abgeht. Freilich wird mit dem Wort „Humor" viel Mißbrauch getrieben, und im strengsten Sinne darf man es auf Theodor Oelcker's Werk: „Humoristische Geschichten" (Nr. 1), nicht nehmen. Diese Geschichten sind humoristisch in des Wortes weitestem und weitestem Sinn. Ironie des Spiele des Zufalls, Irrungen und Verwechslungen mit tragischem Anklang und heiterm Ausgang, die freilich eng beschränkte Romantik deutscher Kleinstädte.

Seltsamkeiten geschichtlich bekannter Personen, da
s bildet den Gegenstand dieser „romantischen" Geschich-

Mancher andere Schriftsteller hätte bei solchen Ge-
hten, die von selbst zur Satire auffordern, im Tone
s Börne oder eines politischen Witzblatts geschrieben;
r Verfasser aber verliert seinen Humor nicht; auch
tionäre Widerwärtigkeiten und die Leiden der deutschen
nstädterei und Kleinstaaterei sammt allen polizeilichen
rereien weiß er mit heiterer Laune darzustellen, was
einem Schriftsteller, der von den letztgenannten Din-
aus eigener Erfahrnng zu reden weiß, in der That
heißen will.

Von einer störend hervortretenden Absichtlichkeit (Ten-
) ist im ganzen Buch nirgends eine Spur zu finden.
Ironie, die darin herrscht, ist durchweg gutmüthiger
ir. Auch schließen alle Geschichten glücklich; die Liebe
, wo sie auftritt, durch alle Verwickelungen hindurch
behauptet das Feld, wiewol zur Steuer der Gerech-
t gesagt werden muß, daß nicht alle Geschichten Lie-
schichten sind, was bei den zwölf Erzählungen, welche
wei Bände füllen, freilich eine ermüdende Einförmig-
ewirken würde.

Eine der kürzesten und launigsten Geschichten ist im
ug folgende (II, 209): In einer Mittelstadt eines der
rn Rheinbundstaaten gerieth im Jahre 1808 ein an-
der Schauspieler, dessen Börse eben nicht gefüllt war,
en Gedanken, in einem Gasthof eine Abendvorlesung
die Geographie, die Geschichte und den Heldenkampf
iens gegen Frankreich zu halten, der damals alle
ither bewegte. Freilich wußte er im Grunde von
ien nur ein paar allgemeine Data, die jedem seiner
er zum voraus bekannt waren. In der Verzweif-
läßt er sich von einer Leihbibliothek den betreffenden
eines Wörterbuchs kommen; aber leider schloß die-
and gerade mit dem Artikel „Spanferkel". Der
Theil der Eintrittskarten war verkauft; was war
m? Unser Schauspieler besinnt sich, daß nicht das
ische, sondern das Komische sein Fach sei, verwan-
h mit Hülfe des Barbiers aus einem Dr. Schmidt
andere Persönlichkeit, der er den Namen Magister
r beilegt, entschuldigt obigen Dr. Schmidt in einem
m selbst aufgesetzten Briefe beim Wirth und beim
um wegen plötzlicher, durch Familienverhältnisse her-
hrter Abreise, und so hält nun Dr. Schmidt unter
'amen eines Magister Müller einen anderthalbstün-
Vortrag über den Artikel „Spanferkel", worin sich
tlichste Humor, der glänzendste Witz von Satz zu
eigern.

hatte sich nur einige flüchtige Hauptzüge und Umrisse
ntworfen gehabt. Aber während er sprach, strömten ihm
tzlichen, durch treffende Satire und Persiflage gewürzten
die schlagenden Witzspiele fort und fort in Fülle zu.
das nun eben sein Talent; in anderer Weise würde
icht sehr wenig geleistet haben. Als er endlich mit einer
Wendung schloß und sich zurückzog, war er selber innig
über die Begeisterung, mit welcher man den langan-
Applaus erschallen ließ. Die heitere Lust hatte aber
wenigsten mehr Thränen erpreßt, als es die erschüt-
ternste Schilderung der Scenen in Saragossa vermocht haben würde.

Ehe wir fortfahren, müssen wir den Verfasser unterbrechen.. Warum, fragen wir, hat er denn nicht, anstatt die humoristische Rede mit seinem Lob zu verherrlichen, selbst eine solche gedichtet? Sollte denn ein solches Thema für einen Humoristen zu schwer sein? Lichtenberg hat über ein paar Sauschwänze charakteristische Studien gemacht, und Uhland singt im Metzelsuppenlied: „Ihr Freunde, tadle keiner mich, daß ich von Schweinen singe; es knüpfen Kraftgedanken sich oft an geringe Dinge." Eben solche Kraftgedanken an geringe Dinge anknüpfen, gehört zum Wesen des Humors. Hic Rhodus, hic salta. Man bedenke, welche Kraftgedanken Don Quixote an eine Hand voll Eicheln anknüpft und — lese die Rede selbst nach.

Doch kehren wir zurück. Sogleich nach dem Vortrag wird der Redner von einem Polizeibeamten nach dem Dr. Schmidt gefragt, und er erklärt, ihn nur einmal im Kaffeehause gesehen und gesprochen zu haben; aus eigener Liebhaberei habe er sich bestimmen lassen, in der bekannten Weise heute an jenes Stelle zu treten u. s. w. Magister Müller (der, um es nochmals zu sagen, mit Dr. Schmidt eine Person ist) nimmt für seinen Vortrag über 400 Gulden ein, erfährt, daß in dem halb französischen Rheinbundsstaate Dr. Schmidt durch allzu freie Aeußerungen gegen die Franzosen sich unangenehm bemerklich gemacht habe und von Horchern denuncirt worden sei, sowie daß an jenem Abend der Beamte mit einigen Gensdarmen im Saal erschienen sei, um den Dr. Schmidt zu verhaften, und erst, als nichts Spanisches vorkam, seine Leute entlassen habe; er wird zuletzt von dem Wirth ersucht, da man ihn, den Magister Müller, wahrscheinlich für einen Gesinnungsgenossen des Dr. Schmidt halte, sich sobald als möglich aus dem Staube zu machen, um nicht Palm's Schicksal zu erfahren. Dieser benutzt eine Gelegenheit und entkommt aus der Stadt. Bald nachher erhielt er verschiedene Beweise, daß er wirklich nur wie durch ein Wunder Palm's Schicksal entgangen war.

Noch in späterer Zeit, wo er auf verschiedenen Bühnen als einer der beliebtesten deutschen Komiker glänzte und außerdem durch zahlreiche heitere Skizzen seiner Feder auf mancher verstimmten Stirn die Furchen glätten half, erregte der Name Spanien gewöhnlich ein Gefühl leisen Misbehagens in Herrn Schmidt, während er in dankbarer Erinnerung stets das Spanferkel in Ehren hielt, welchem er, genau genommen, doch allein seine Rettung aus ungeahnter, schwerster Gefahr verdankte.

Auch Graf Ulrich Baudissin's Werk: „Ein pseudonymer Hauslehrer" (Nr. 2), ist stellenweise von einem humoristischen Geiste durchweht, obgleich wir dasselbe nicht zu den eigentlich humoristischen Romanen rechnen können. Baudissin scheint sich Goethe's Wort im „Faust" (Vorspiel auf dem Theater) gemerkt zu haben:

Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Diese Narrheit bildet, wie im „Faust", den Einschlag in dem ernsten Gewebe des Romans. Narrheit ist, wie das Sprüchwort sagt, des Lebens Würze, und kluge Narren sind auch die Würze des Romans. Ein solcher kluger Narr, dessen toller Streich, einem schon angeworbenen Hauslehrer Namen und Amt abzukaufen und als Dr. Müller in des Oheims Haus den Hauslehrer zu spielen, auf sittlicher Grundlage und ernster Lebensauffassung beruht, ist gleich unser pseudonymer Hauslehrer, der sich zuletzt als ein Herr von Almerode, Neffe des Kammerherrn von Wieksburg und Vetter der Mündel des Kammerherrn, der reizenden Hildegard von Schönau, zu erkennen gibt. Almerode's und Hildegard's Aeltern hatten nämlich beschlossen, die Kinder miteinander zu verehelichen, um die früher zusammengehörenden herrlichen Länder wieder zu vereinigen. Aber die Aeltern starben, und als die Kinder heranwuchsen, widersetzten sie sich hartnäckig allen Heirathsplänen, ja in ihrem Unabhängigkeitsgefühl sträubten sie sich sogar gegen jede Zusammenkunft; so kam es, daß sie sich nicht sahen, seit die Comtesse (warum nicht Gräfin?) vier und der junge Graf sieben Jahre zählte. Endlich legte sich sein früherer Vormund, der General Wartenberg, aufs Bitten, und Almerode versprach, seine Base zu ehelichen, wenn er ihr mit seiner Hand ein Herz voll Liebe bieten und auch ihr Herz zugleich mit ihrer Hand gewinnen und die Sache auf seine Art (d. h. auf die oben angegebene abenteuerlich-phantasiereiche Weise) betreiben dürfe. Als Mann ohne Rang und Titel, als einfacher Hauslehrer des jungen Gustav wollte er ihre Liebe gewinnen und ihre adelichen Vorurtheile besiegen.

Ein Baron Thalen, der auf die Hand oder vielmehr auf das Vermögen Hildegard's speculirt und ihre Zusage schon so ziemlich bekommen hatte, wird als Betrüger und Mörder eines von ihm verführten Mädchens entlarvt; ferner wird ein Verbrecher, Namens Steinbach, des Barons Mitwisser und Verbündeter, der sich zum Zweck eines Geldraubes in die Wieksburg eingedrängt und sich für den Grafen Almerode ausgegeben hatte, bei nächtlicher Weile von unserm pseudonymen Hauslehrer (dem wirklichen Almerode) über dem Diebstahl ertappt, entkommt aber durch ein Fenster; der Verdacht des Raubes fällt auf den Hauslehrer, der denn auch, wenn er gleich den Diebstahl leugnet, doch einen Tag lang seine pseudonyme Rolle noch fortspielt, und das Dunkel so lange nicht zerstreut, bis er sich von der Gesinnung seiner Base gegen ihn überzeugt hat. Diese, die vorher über den Hauslehrer immer im Unklaren gewesen war, oft an seinem sittlichen Charakter gezweifelt, ihn für den verkleideten Dieb Steinbach, der sich in der Gegend herumtrieb, gehalten und ihre aristokratischen Launen an ihm ausgelassen hatte, kommt nun nach langem Schwanken bei diesem entscheidenden Fall zur Besinnung, besucht ihn und versichert ihn, daß sie aufs tiefste von seiner Unschuld an dem Verbrechen überzeugt sei. Darauf folgt natürlich die Enthüllung seiner wahren Persönlichkeit, und zum Schluß begeben sich nicht weniger als drei Paare in den heiligen Ehestand.

Hier liegt nun die Achillesferse des Romans. Der Verfasser hat allen Scharfsinn aufgeboten, um den Zweifel und das Mistrauen Hildegard's gegen den Hauslehrer psychologisch zu rechtfertigen — Verdächtigungen, Verleumdungen, gemeine Ränke. Er sagt z. B. (I, 142):

Die Verleumdung ist ein moralisches Gift, und der Sünder einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie davon nicht ganz unberührt blieb, wäre ebenso ungerecht, als wenn man einem verargen wollte, daß er sich nach dem Genuß von Arsenik übel befände. Aber ein edles Gemüth reagirt gegen Wirkungen des moralischen Giftes, wie eine kräftige Constitution gegen die des stofflichen.

Aber omne simile claudicat. Man hat genug Beispiele, daß verleumderische Reden ihren Zweck verfehlen, fang an gänzlich verfehlt und statt Zweifel und Mistrauen viel mehr Zutrauen und Liebe bewirkt haben, und solche Wirkung sollte man doch vor allem bei einem Mädchen erwarten, das den Mann, über den böse Zungen lästern, im Grunde des Herzens liebt, ohne sich selbst gestehen zu wollen. Wenn Fräulein Wenk die mit vielem Humor geschilderte Ergouvernante des Hauses, in dem Gesicht des Hauslehrers die Familienähnlichkeit mit den Wieksburgs herausfindet, so ist es in That auffallend genug, daß Hildegard so gar wenig liches Ahnungsvermögen zeigt, mit sich selbst so im klaren ist, von des Barons, dem sie beinahe ihre gibt, verbrecherischem Charakter ebenso wenig auch das Geringste ahnt und erst beim Wende- und Punkt des Ganzen zur Ueberzeugung von dem Charakter des Hauslehrers hindurchdringt.

Man sollte nun glauben, Almerode werde ihr stens in seiner humoristischen Weise eine Lection wie sehr er sich's zur Ehre schätzen müsse, von für keinen Dieb und Lügner gehalten zu werden: freilich — Almerode liebte sie ebenfalls von und die Liebe ist ja blind. Ist unser Tadel begründet und so sehr der Verfasser bemüht ist, den Leser zu reden, überzeugen kann er gewiß nicht —, in Hauptcharakter des Romans und damit freilich des Romans, wenigstens theilweise, mislungen, der Grundgedanke, die Rolle, der Charakter und Streben des pseudonymen Hauslehrers zu dem Beste hört, was je ein Schriftsteller von einer Entdeckung nach dem angenehmen Lande Neu-Fabularia (IV, rückbrachte.

Im übrigen verdient der Roman, in dem eine Personen auftreten und von dem wir oben nur einen gemeinen Grundriß entwerfen konnten, alles Lob Figuren sind frisch nach dem Leben gezeichnet, Tragi wechselt mit Komischem; doch tritt letzteres Element sächlich in Nebenpartien auf, wozu namentlich derb niederländischem Pinsel gezeichnete Dorfgeschichten hört, die von dem humoristischen Hauslehrer ein ist. Höchst originell sind besonders zwei Figuren Haushofmeister Treumann, in dessen Person der Aberglaube an Geheimmittel und die Ueberzeugung der Seelenwanderung, wonach er selbst früher scher Kronprinz gewesen und als solcher von einem vergiftet worden sein wollte, mit der feinsten

ntniß und der rührendsten Treue sich vereinigen, und
ann Fräulein Weinhold, die Ergouvernante, die oben
on erwähnt wurde, ein Frauenzimmer von bedeutendem
nungsvermögen, großer Vorliebe für eine Arznei, die
Portwein auffallende Aehnlichkeit hat, gemessenem und
altenem Auftreten, wiewol sie nicht selten in Gefahr
ith, auf dem Glatteise des Lächerlichen umzuwerfen.
n Chemiker hätte heute bei ihrem Anblicke in Versu-
ng gerathen können, den Essiggehalt ihres Gemüths
ch Anwendung von kohlensaurem Kali zu erproben."
leicht wäre dieses Fräulein mit dem durchdringenden
t und der das Entfernteste verknüpfenden Beredsam-
im Stande, sogar den oben ausgesprochenen Tadel
Hildegard's Charakteristik zu entkräften und uns zu
ren, daß ein solches widerspruchsvolles Benehmen
zum Wesen des an Widersprüchen so reichen weib-
n Herzens besonders in der phantastischen Jugendzeit
rt.

Mit drei Hochzeiten schließt auch unser drittes Werk:
r Commerzienrath", von Emilie Heinrichs. Um
drei Verbindungen im Keime zu vernichten, war der
merzienrath Enzler, der bei allen sittlichen Schwächen
seinen gesunden Menschenverstand besaß, als das
r eines teuflischen Ränkespiels in ein Irrenhaus ge-
t, aber durch seinen Sohn und einen Arzt, den Ge-
n seiner Tochter, wieder daraus befreit worden. Mit
unen vernehmen wir aus dem Munde der Verfasse-
daß derartige Fälle von einem durch Betrug erzwun-
Aufenthalt im Irrenhause, wie ein solcher in der
nwart von Frankreich aus bekannt geworden ist (vgl.
tsche Blätter", Nr. 27 f. 1865), auch in Deutschland
aus nicht so selten seien, als manche glauben.
Der Roman spielt „in der Gegenwart"; zwei Haupt-
nen studiren in Göttingen und der Name der Königs-
H. ergänzt sich dann von selbst. Das Werk ist halb
n, halb Criminalgeschichte; die poetische Gerechtig-
t zwar gewahrt und gegen die Anlage und Ver-
ung der Intrigue ist ebenfalls wenig einzuwenden;
die Charakteristik ist überaus dürftig. Da tritt ein
rals als ein zweiter Faust bezeichneter Gelehrter auf,
n seiner Liebe betrogen, sich immer tiefer in die Wis-
nften, in den Staub vergangener Jahrhunderte ver-
und der Welt und dem Leben immer mehr sich ent-
t. Letzteres sieht man namentlich daraus, daß er
ie echt frauenzimmerliche Bemerkung — ein Veräch-
es und jedes Putzes, aller äußern Sitte und Ele-
aller Mode geworden ist. Wenn in Hannover
) ein solches Verbrechen, wobei Aerzte mitwirkten,
llen ist, so gehört dasselbe eher in den „Pitaval" als
Romanliteratur; wenigstens gehört ein ganz ande-
lent dazu, um einen solchen Vorfall ästhetisch ge-
zu machen. Gewiß würde jeder Leser der Ver-
die auf dem Titelblatt nicht genannte, anhangs-
eigefügte Dorfgeschichte, die sich in keiner Hinsicht
as Gewöhnliche erhebt und in der die Lösung des
s ganz äußerlich herbeigeführt wird, gern schenken,
hätte sie den ganzen Raum des Buchs benutzt, um einen sorgfältig ausgeführten, charakteristisch vertieften Roman zu liefern.

Gustav Kauff.

Zur Philosophie des Staats.

Die Gesetze der Bewegungen im Staatsleben und der Kreislauf der Idee von F. Rödinger. Stuttgart, Cotta. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es geschieht in Deutschland verhältnißmäßig noch immer nur selten, daß die Männer des praktischen Parlamentarismus ihre Erfahrungen benutzen, um deren geistiges Gesammtergebniß zu einer Begründung ihrer politischen Theorie zusammenzufassen. Das vorliegende Werk ist eine solche aus der parlamentarischen Praxis seines Verfassers resultirte Theorie des Staatslebens, mit philosophischer Schärfe gedacht, in strenger Logik gegliedert, nicht in objectiver Kälte als Problem gelöst, sondern mit der ganzen Wärme tiefbegründeter demokratischer Ueberzeugungen behandelt. Rödinger, dessen langjährige Thätigkeit als Abgeordneter zur würtembergischen Kammer auch über die Grenzen seines engern Vaterlandes hinaus ebenso rühmlich bekannt ist, wie seine Wirksamkeit im Nationalparlament noch in guter Erinnerung steht, bekennt diesen Parteistandpunkt, indem er ihn motivirt. Der Verfasser, sagt er, „ist nicht frei von der Färbung seiner Zeit. Er geht im Rinnsal einer Partei, um wenigstens als Molecule oder als lebendes Glied des großen Ringes den auch ihm gebührenden Platz im Strome des Lebens einzunehmen. Er weiß sich frei von den schwachen Banden der bloßen Tagesmeinungen, aber er beugt sich vor den ewigen Wahrheiten, welche die Gegenwart bewegen."

Dieser Gang im Rinnsal der Partei treibt uns jedoch keineswegs die Rollsteine der gewohnten Parteiphrasen oder den Flutenschaum herkömmlicher Schlagwörter entgegen; er thut nicht ab, sondern forscht. Man könnte füglich auch auf Rödinger's Werk den Titelzusatz der Fröbel'schen „Theorie der Politik" anwenden; denn, wenn auch in anderer Weise, ist es doch ebenso gut eine „Revision der demokratischen Lehrmeinungen". Ja, es besteht selbst noch eine andere, wenn man will, formelle und dennoch in der wissenschaftlichen Production jedes der beiden Werke ganz eigenthümlich begründete Verwandtschaft. Beide machen nämlich die praktische Lösung der deutschen Frage zu integrirenden Bestandtheilen ihrer theoretischen Untersuchungen über die Grundlagen des Staatswesens. Fröbel bemerkt außerdem außerordentlich treffend: „Die Theorie der Politik ist nicht die Theorie eines Zustandes, sondern die Theorie einer Bewegung", und Rödinger betitelt sofort seine Theorie der Politik als die „Gesetze der Bewegungen im Staatsleben", wozu er den „Kreislauf der Idee" gewissermaßen erläuternd fügt. Fröbel rechtfertigt seine „objective" Auffassung der deutschen Frage, von welcher er dennoch die Betheiligung des patriotischen Gefühls weder gänzlich abweisen kann noch mag, durch sein Bemühen, für deren Lösung die „unabänderlichen Verhältnisse" zu erkennen; denn „durch den Patriotismus

werden historische und geographische Verhältnisse nicht anders, als sie sind". Rödinger rechtfertigt die complementarische Einverleibung der „brennenden Tagesfrage der politischen Verfassung Deutschlands" in eine wissenschaftliche Arbeit durch die Erwägung, „daß in einer so vorzugsweise praktischen Untersuchung, wie über die Handhaben der Staatsverfassungen, kein Land der Welt ein vollkommeneres Skelet zum Zwecke der Demonstration hätte liefern können, als das unglückliche Deutschland". Dem fügt er bei: „Ein Deutscher durfte in keinem Falle an dieser großen Angelegenheit vorübergehen, ohne zugleich die Nutzanwendung seines Systems auf seine Heimat zu machen." Aus diesen nebeneinandergestellten Sätzen beider Autoren erhellt die Verwandtschaft und die Verschiedenheit ihrer Werke ohne jede weitere Erläuterung. Die Rödinger'sche Schrift aber, obgleich Product der langen politischen Erfahrungen ihres Urhebers, macht „keinen Anspruch auf Vollendung in der Form, geschweige denn auf den Abschluß des Gedankens"; auch wenn sie dem Verfasser nur die genugthuende Gewißheit gewährt, „daß der Versuch, die Gesetze im Staatsleben aufzufinden, einmal angeregt, nie mehr stillstehen kann, bis dieselben in vollendeter Klarheit dargestellt und als solche allgemein anerkannt sind, so ist er weit über seine Verdienste belohnt. Probleme so schwerer Art ist überhaupt nicht der einzelne Mensch, sondern nur die Zeit zum Austrag zu bringen fähig, und wenn die Schrift dieselben auch nur bezeichnet hat, so hat sie damit doch schon den Anfang zu ihrer Lösung gemacht."

Was aber ist dieses Problem? Wenige Sätze, aus den Worten des Verfassers zusammengestellt, umfassen seine weittragende Ausdehnung. Obgleich die Menschen leicht zu vereinigen oder zum Bewußtsein ihres gemeinschaftlichen Interesses zu bringen sind und in der Regel die Natur ihnen diesen Dienst schon von selbst erweist, obschon es selbst nur noch der geringen Mühe zu bedürfen scheint, ihnen auch die Mittel zu Erreichung ihrer Zwecke an die Hand zu geben, „damit die Frage künftig nicht blos zufällig ist, sondern das gewußte und gewollte Ergebniß ihrer Bestrebungen in Wirklichkeit sein muß", so steht doch der großen Fertigkeit unserer Zeit in Zusammenfügung der Werkzeuge für alle ihre Arbeiten „gerade die Staatskunst noch wie vor einem Buche mit sieben Siegeln" gegenüber. „Als einzelner handeln die Menschen genau nach innern Antrieben und ruhen nicht, bis der Erfolg dem Zweck entspricht, aber in der Gemeinschaft des Staats treiben sie steuerlos auf den Wellen, die doch im Grunde nur von ihnen selbst in Bewegung gesetzt werden." Geschichte und politische praktische Erfahrung belehrten den Verfasser übereinstimmend, daß „weder der Zusammentritt der Menschen, noch ihre sittliche Bewegung im Staate, noch selbst die Ausführung ihres übereinstimmenden Willens in ihrer Hand ist, und mithin die Lenkung ihrer Geschicke wenigstens zeitlich nur dem reinen Zufall anheimgegeben sein kann". Doch in der „Natur der Dinge" kann dieser „furchtbare Widerspruch" nicht liegen. Denn diese Natur der Dinge hat „an den Geist die Autonomie, sowie im ganzen Reiche der Begriffe an jede Ursache mit Sicherheit die ihr gebührende Wirkung geknüpft". So mußte denn dem Nachdenken des Verfassers „das aprioristische Dasein eines bisher noch verborgenen oder nicht geachteten Gesetzes, welches den Menschen die Erfüllung ihrer Zwecke auch im Staate [illegible] mit Nothwendigkeit immer mehr zur unmittelbaren Gewißheit werden".

Die Auffindung dieses Gesetzes also ist das [illegible] der Rödinger'schen Arbeit. Der Weg nach diesem [illegible] kann seine Wahrzeichen weder bei der abstracten Spekulation allein, noch allein bei den sinnlichen Ereignissen der Geschichte suchen; die geschichtsphilosophische Betrachtung bahnt ihn. So ist natürlich das Rödinger'sche Buch durchaus nicht in rascher Lektüre abzuthun, sondern fordert eine recht ernste Hingabe des Lesers an seinen Inhalt, selbst ein um so eingehenderes Nachstudium, als es sich, trotz seiner anmuthigen und oft oratorisch gewandten Form keineswegs an die sogenannte Allgemeinheit wendet, sondern eine politische Fachbildung [illegible] voraussetzt. Insofern ist also diese Theorie der Democratie aristokratisch und exclusiv, womit wir jedoch entfernt eine Bemängelung ihrer Darstellungsweise aussprechen haben möchten, da nach unserer Ansicht eine derartige, von Gemeinplätzen, kategorischen Behauptungen und banalen Schlagwörtern ferngehaltene Entwickelung und Begründung der in unserer Gegenwart bedingt vorherrschenden demokratischen Richtung das Interesse an ihrem Studium nur erhöhen, den Reiz und Ueberzeugungskraft nur verstärken kann. Dies selbst ihr die eigenen wissenschaftlichen Ueberzeugungen [illegible] sprechen möchten oder die selbstgewonnenen Folgen aus den Thatsachen der Geschichte von ihr [illegible]. Die Discussion darüber kann jedoch hier nicht [illegible] stehen; oberflächliche Behauptungen einer Gegenansicht lassen sich wol mit leichter Mühe abweisen, aber [illegible] schlossenen Rüstzeug einer eigenartigen Begründung [illegible] schaftlicher Erörterungen müßten weitere Ausführungen entgegengestellt werden. Hier kommt es darauf an, den Gang der Erörterungen, ihre Stationen und das praktische Ziel ihres Wegs möglichst anzudeuten.

Formell gliedert sich das Werk in zwei Bücher, erstes die „Genesis des Staats", deren zweites den geschichtlichen Staat" nach seiner Form, seinem Leben seiner Misbildung behandelt. Unter letzterer ist [illegible] lands Zustand verstanden und daneben die „[illegible] Deutschlands" gestellt, welche der Verfasser als [illegible] kennt. Die Erörterung der Genesis des Staats [illegible] wiegend historisch-philosophischen Charakters. [illegible] auf der Prämisse, daß die Aufgabe der Menschheit durch Denken, Wollen und Handeln gelöst werde, was die Menschheit nicht könne, weshalb die Menschen als solche für ihre Bestimmung nicht zu wirken [illegible]. Vielmehr werde die einfache oder zusammengesetzte [illegible] lichkeit, das Individuum oder eine Gemeinschaft von Individuen, zur Vermittlerin dieser Menschheitsbestimmung, sie nach künstlicher Herstellung der Willensein-

h Mittelspersonen erfüllt. „Die Bestimmung der nschen ist auch die Bestimmung der Menschheit, weil Menschheit der Inbegriff der menschlichen Individuen Zeiten ist. In diesem Sinne ist das Individuum einzig reale Wesen, weil alles nur durch das Betsein des Individuums besteht."

Darauf wird entwickelt, daß der Staat nicht durch Altersstufen des Einzelwesens hindurchgehe, um endnaturgesetzlich zu zerfallen, ebenso wenig wie die nschheit selbst.

Der Staat ist in jedem Augenblick wieder neu .... mit hysischen Verjüngung tritt auch die geistige in die Welt.... daher der Staat nicht nothwendig aus Gründen, die in n Wesen liegen, untergehen muß und die Erfahrung doch einer Reihe untergegangener Staaten weiß, so kann es ein unabänderliches Naturgesetz, sondern nur die Freiheit welche einen Staat zum Untergange führt.... Auf die Bewußtsein der Ursächlichkeit und der Verantwortlichkeit t allein die Hoffnung des Fortschritts der menschlichen Anheiten.

kein Staat hat es noch zur absoluten Vollkommennaturgemäßer Entwickelung gebracht; diese richtet sich ehr stets nach der Entwickelung seiner Menschenschaft. Eine ursprüngliche und absichtliche Staatsung ist unmöglich, „weil jede Verständigung die urgliche Gemeinschaft, den ursprünglichen Staat schon setzt". Dagegen „die Gesellschaft, die Gemeinschaft Menschen, wie sie durch das Gesetz des Beharrens er Vielheit der Individuen hervorgebracht wird, ist Staat". Er ist, „wie das Gesetz des Lebens ohne g und ohne Ende, aber insofern er in Zeit und erscheint, ist er dem Gesetze der Endlichkeit, der ung und der Entwickelung unterworfen, deren Trär einzelne Mensch, deren Ziel und Vollendung die schaft der Menschen im bewußten Staat ist".

urde somit bisher die Entstehung des Staats aus ichen Gesetzen nachzuweisen versucht, so erörtert der e Abschnitt den Satz: „Die natürlichen Gesetze entder Mensch zu sittlichen Gesetzen", indem er, er n Uebereinstimmung mit seinem Willen findend, sie nen Willen aufnimmt und zu sittlichen Gesetzen t, „welche sein Leben in Gemeinschaft der Menestimmen". Derselbe Gedanke, wenn auch allgehalten, doch noch in schönerer Ausprägung, lautet er andern frühern Stelle: „Der Mensch ist die nung der Nothwendigkeit mit der Freiheit, insofern Nothwendigkeit durch die Einsicht in ihre Gesetzeit in die Freiheit auflöst." Und wir möchten diese ägliche Gedankengestaltung darum vorziehen, weil recht eigentlich der geistige Schlüssel zum Geheim: Versöhnung des die ganze Schöpfung umhüllenelt princips des Individualismus mit der Gemeinerscheint, aus welcher jene Wirkung sittlicher Gevorgeht, durch welche der (sogenannte ursprüngStaat zum bewußten Staate wird. „Jeder Schritt fer Bahn ist sittliche Bethätigung und Gewinn, unterbrochen geht der Zug der Menschen nach dem Die Familie aber ist sinnlich, sittlich und geistig das „Urelement des Staats", ebenso Bedingung und Voraussetzung desselben, „wie sie die Ueberleitung vom endlichen Individuum zur ewigen Gattung ist". Und wie die Dauer der Individuen durch den Boden bedingt wird, „beruht die Gesammtheit auf der Zusammenfassung des Besitzes der einzelnen zum Lebens- und Schutzgebiet des Staats".

So ist der Staat „eine gefestigte Persönlichkeit, in der sich Körper und Geist einheitlich verbinden. Intelligenz und Wille des Staats sind die Intelligenz und der Wille aller einzelnen, und es kann daher die Intelligenz und der Wille des Staats nur bei den einzelnen gesucht und in der Zusammenfassung dargestellt werden". Das Auseinandergehen des Willens im Staat in eine Mehrheit und Minderheit ist die Folge des Individualismus, „der niemals die vollkommene Einheit ist, aber ununterbrochen nach ihr ringt". Darin, daß die Constituenten des Staats in dessen Organisirung nur ihrem eigenen Bildungsgrad Ausdruck geben, beruht seine wesentliche Wirklichkeit. Dieser Entwickelungsgang wird, ohne Zutritt äußerer Störungen, stets derselbe sein. Die thatsächliche Abweichung vieler geschichtlichen Staaten vom organischen Bildungsgesetz bezeugt die Vielfältigkeit der äußern Störungen, wie die Schwierigkeit, „geschichtlich misgebildete Staaten wieder auf den Boden natürlichen Wachsthums zurückzuversetzen".

Nach diesen Prolegomenen, die wir fast durchweg mit den Worten des Verfassers andeuteten, stehen wir vor dem „geschichtlichen Staat" und können hier, auf dem Vorangeschickten fußend, kürzer in unsern Anführungen sein. Es ergibt sich aus den Erörterungen über die Staatsgenesis als ganz natürliche Logik, daß der Verfasser als rein pragmatische Entwickelung des „geschichtlichen Staats" nur die freistaatliche Form anerkennt, deren Begriff daher auch als „Entwickelungsstaat" beibehalten wird. Den Gegensatz dazu bildet die Alleinherrschaft, der „Beherrschungsstaat", welches ein in seinen auf Schutz und Ordnung gerichteten Anfängen stehen gebliebener Staat ist, eine Zufallsform, welche, absolut genommen, die organische Entwickelung ausgeschlossen hat. Beruht im Freistaat die Staatsmacht in der Selbstbestimmung aller, so hat im Beherrschungsstaat irgendein Zufall die Willensbestimmung aller einem einzigen in die Hand gelegt. Die Entwickelung des Beherrschungsstaats, die als Thatsache der Geschichte doch eben vorhanden ist, findet sonach darin ihre Erklärung, daß, „sobald die äußere That gethan und die Ordnung unter den einzelnen hergestellt ist, alsbald das sittliche Gesetz sich als unwiderstehliches Element der Entwickelung regt und von innen heraus die dem Staat unentbehrliche Macht bildet, um sie an die Stelle der blos äußern zu setzen". Indem die „Wichtigkeit dieser Thatsache", welche von denen verkannt und unterschätzt wird, denen Entstehung und Fortentwickelung des Staats blos auf ökonomisch-socialen Vorbedingungen" ruht, in weiterer Ausführung dargelegt wird, erhalten wir die Genesis aller zwischen dem Entwickelungs- und dem Beherrschungsstaat auftretenden Staatsformen; das Compromiß

zwischen beiden „über das gemeinschaftliche und über das abgesonderte Gebiet ihrer Bewegung" ist die constitutionelle Staatsform. „Die Unverträglichkeit der beiden Elemente macht diese Form sehr verwickelt und schwierig, und statt wie im Gemeinwesen der beiden ungemischten Formen einfach den Weg der Nothwendigkeit oder der natürlichen innern Gesetze zu gehen, fordert sie bei ihren Angehörigen neben jeder Tugend auch alle berechnende Klugheit heraus."

Es ist bemerkenswerth, daß der Verfasser die historische Wahrheit zwar vollkommen anerkennt, daß „die gewaltsame Umwandlung der Alleinherrschaft zum Freistaat drängt", wogegen „die stetige Entwickelung der Geschichte aus der Alleinherrschaft regelmäßig zur constitutionellen Monarchie" führt, dennoch den fortwährenden „Widerspruch zwischen Macht und Entwickelung" für wesentlich genug erachtet, um den constitutionellen Staat für ungenügend und als bloße Abschlagszahlung auf den Freistaat zu erachten. Diesem weist er freilich auch die andere Chance zu, die „natürliche Regel im ursprünglichen Staate", die Alleinherrschaft zu beseitigen, welche „nur angemessen und darum in sich berechtigt, solange die sittliche Entwickelung noch nicht bis zum Gefühl der Einheit und Solidarität der Staatsgenossen gediehen ist". Aber ist denn der Constitutionalismus nicht eben die in der Bewegung des Staatslebens zum praktischen Ausdruck kommende Potenzirung dieses Gefühls zur Ueberzeugung, welche zugleich die Versöhnung des Individualismus mit der Gemeinschaft vermittelt, während sie der absolute Freistaat gleichermaßen wie der absolute Beherrschungsstaat vernachlässigt? Freilich constatirt der Verfasser an andern Stellen, daß diejenige „Form der constitutionellen Monarchie, in welcher die Gegensätze durch Unterordnung der Macht unter die Entwickelung versöhnt sind, sich im Grunde nur durch die Erblichkeit der Macht vom Freistaat unterscheidet".

Die geschichtsphilosophische Grundlage der Schöpfung und Fortbildung des geschichtlichen „Entwickelungsstaats", welche im folgenden Abschnitte erörtert und nach ihren Einzelheiten ausgeführt ist, haben wir bereits oben kennen gelernt. Wir dürfen uns daher hier darauf beschränken, einzelne Bemerkungen über den bisher noch unberührten Begriff vom „Kreislauf der Idee" herauszuheben. Die Stationen des Wegs bis zu dieser Frage selbst sind voll interessanter und bei des Verfassers politischem Standpunkte überaus bemerkenswerther Sätze. Er macht unter anderm auch darauf aufmerksam, wie bedenklich in vielfacher Beziehung die „übergroße Geistigkeit" in Deutschland ist, welche „immer zu wenig Werth auf die Institutionen des Staats gelegt und dieselben zum Nachtheil gesunder Staatsbildung einseitig blos als Producte der Freiheit und nicht zugleich in ihrer noch ungleich wichtigern Eigenschaft als Heimat und Standort, ja als Erzeugungs- und Bildungsmittel der Freiheit" aufgefaßt hat. Die Lehre von der „Unkörperlichkeit des Staats" würde namentlich dem Despotismus bequem sein; denn erst wenn der Staat „in seiner physischen und geistigen Wesenheit als denkende und handelnde Persönlichkeit erscheint, tritt auch die tiefere Bedeutung der Regierung der Majorität recht lebendig hervor". Der Reifegrad des einzelnen im Reiche des Geistes nämlich „geht durch bloße Berührung auf andere über"; im äußern Leben verhält sich die bloße Fähigkeit des einzelnen zur Fähigkeit der Mehrheit, wie der Gedanke zur That. „Die Fähigkeit aber, den geistigen Inhalt wirklich auch im äußern Leben auszuprägen, liegt beim Menschen im Körper, beim Staat in seinen Institutionen, und die politische Freiheit ist daher in ihrem höchsten Ausdrucke die Herrschaft der Idee mit des Organismus im Staate." Die aus dem einzelnen stammende Idee ist nur eine innere Erfahrung, und erst „durch die Erprobung durch die Weltalter gewinnt Würde und Autorität erhält". Erst mit dem Tage dieser „Verklärung" beherrscht sie das Menschengeschlecht, während die vereinzelten Menschengruppen nach den (sittlichen und sinnlich entstandenen) Gesetzen leben, die auf allen moralischen und materiellen Gebieten allgemeinen zur Allgemeingeltung bringen. Auf diesem Standpunkte ist allerdings „die Entscheidung durch die Majorität eine bloße Uebertragung", entfernt kein Recht, vielmehr „Frucht einer Gesetzmäßigkeit, die überall zu allen Zeiten wirkt und hier nur die äußere Form jedermann sichtbare Gestalt der Selbstherrlichkeit der annimmt". Diese überraschende Erscheinung entdeckt nun „das Geheimniß des Lebens in dem alles beherrschenden Gesetze des Kreislaufs der Idee". „Der Geist organischen Mehrheit ist die Transsubstantiation der in der Form des Staats." Der einzelne kann das wol hegen und propagiren, aber Berechtigung und macht gewinnt sie nur in dem Grad, „als sie die (vervollkommnenden) Herrschaft über alle ausübt damit zur Selbstherrschaft der menschlichen Geister aufsteigt". Die Nothwendigkeit, herausgehend aus Isolirung, die Herrschaft der Welt zu übernehmen, erst durch die Entdeckung der Gesetze des Kreislaufs Idee gesetzt; bis dahin „ist es ein bloßer Zufall, Idee in einer gegebenen Zeit zur Herrschaft kommt". Von da an gibt es dagegen ein „öffentliches Gewissen, es „tritt ein Wille auf, der die vereinigte Majorität habt, und die Geschichte ist nicht mehr die Tochter des Zufalls, sondern die Entfaltung schöner Menschlichkeit unter der selbstbewußten Hoheit der Staaten gemeinsames Ziel". Die Bewegung der Idee stellt aber unter dem Bilde „des endlosen Kreises der Sphäre dar, frei in ihrer Productionskraft, wie in ihrer auf- oder abwärts bewegten Richtung. „Jetzt erst wird der Proceß des Werdens verständlich, und von nun an ist die Wirkung der öffentlichen Thätigkeit nicht mehr ein Schlag ins Wasser, sondern einer Schraube zu vergleichen sein, die zwar durch freiwilliges Aufdrehen in ihren vorigen Zustand zurückversetzt werden kann, in ihren Wirkungen der Welt dauernd erhalten wird".

Somit stellt sich das Wesen des Staats dar als aus der Vereinigung der einzelnen organisirte, die Idee erzeugende Gesammtpersönlichkeit. Ihr

lgen selbstverständlich die Anforderungen, welche der Ver-
ser aus geschichtsphilosophischem und theoretischem Stand-
nkte an die Functionirung des Staatslebens stellt. Es
irde jedoch zu weit führen, folgten wir dem Abschnitte
m „Leben des Staats" durch seine einzelnen Kapitel.
der Repräsentation findet der „Entwickelungsstaat"
s eigentliche Centralorgan der Idee, welche hier ihren
illen zur Geltung bringt; als Repräsentation der äußern
undlagen und der wollenden Staatselemente muß die-
e mittels allgemeinen Stimmrechts aus unmittelbarer
hl hervorgehen. Den Beweis dafür freilich, daß die
ausgesetzte Selbstsucht jedes einzelnen in der Vielheit
zum hingebenden Patriotismus verklären und daß
e Gesammtpersönlichkeit weiter nicht blos die Macht
Staatserhaltung, sondern auch die fortbildende Idee
hwendig erzeuge, vermißt man um so unlieber, je we-
er die Geschichte diesen Eigenschaften demokratischer
rlamentsregierung, welche den Individualismus ganz
streicht, mit ihren Thatsachen entspricht. Den prak-
en Wirkungen der Theorie vom Kreislauf der Idee
int hier eine Bedeutung beigemessen, welche jedenfalls
zu erweisen sein würde; besonders wenn, wie es
hieht, der Geltendmachung der schöpferischen Idee,
he doch nach des Verfassers eigener Annahme vom
orragenden Einzelnen ausgeht, gerade durch eine solche
stehung der Repräsentation keinerlei Vorschub gelei-
ist.

Diese Meinungsverschiedenheit über die Voraussetzun-
der formellen Gestaltung des Entwickelungsstaats schließt
rlich keineswegs aus, daß man in den weitern Erör-
ngen über die Gesetzgebung und ihre Genesis (im wei-
n Sinne), über das Staatsoberhaupt und über die
iehende Gewalt einer wohlthuenden Fülle theoretisch
nder und praktisch fruchtbarer Gedanken begegnet,
e, gerade mit Bezugnahme auf das Gesetz vom Kreis-
der Idee, für jeden Politiker, er gehe „im Rinnsal
Partei" des Verfassers oder nicht, von wesentlich an-
der und geistig fördernder Bedeutung sein müssen.

Der Schilderung des „misbildeten Staats" in Deutsch-
s Zustand folgen als abschließendes Kapitel die Ideen
„Rettung Deutschlands". Es läßt sich nicht verken-
daß der Verfasser gerade hier die Forderungen sei-
Doctrin dem möglicherweise praktisch Erreichbaren
ordnet. Sein Programm ist im wesentlichen das
ünglicher des Nationalvereins. Die Unterordnung
schlands unter Preußen wird selbst in schrofferer
e in Aussicht gestellt, weil der Verfasser gerade darin
Gefahr der einseitigen und antinationalen Verpreu-
Deutschlands sieht. „Wenn nicht die Herrschsucht
die Wucht des wachsenden Kraftgefühls, so wird
ßen das Gesetz seiner geschichtlichen Entwickelung,
othwendigkeit seiner ganzen Staatslage und die Rath-
eit Deutschlands inmitten der europäischen Verwicke-
n von der Bühne, die blos die Welt bedeutet, auf
ühne der Thaten führen, welche das Leben der Welt
Rödinger selbst erkennt also blos wesentlich preu-
Voraussetzungen an; es ist um so gewichtiger und
richtiger, wenn er beifügt: „Eine positive Unterstützung darf Preußen freilich dabei von Deutschland nicht erwarten; die politische Berechnung, die sich auf seine Seite neigt, ist ohne Macht, und der Enthusiasmus seiner Anhänger kühlt sich im Laufe der Zeit an den entmuthigenden Tageserscheinungen immer mehr ab." Trotzdem macht er die große Concession: „Die Forderung, welche die öffentliche Meinung in der Voraussicht dieses Ganges der Geschichte formulirt hat, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse und nicht Deutschland in Preußen, hat dann unter der Voraussetzung der Waffenentscheidung allerdings keinen Boden mehr." Und abermals, trotzdem Deutschlands Eroberung durch preußische Waffen gesetzt wird, findet der Verfasser, daß jene Forderung Deutschlands „in diesem Falle doch nur eine Formel":

> Denn welcher Theil sich äußerlich zum andern bewegt, im Augenblick der Vereinigung ist eine neue Staatsschöpfung entstanden, welche sogleich ihren specifischen geschichtlichen Gesetzen folgt. Die preußischen Provinzen und die deutschen Stämme, welche von Haus aus alle nach Deutschland gravitiren und nur eine vorläufige Unterkunft in den Particularstaaten gefunden haben, ruhen nun auf ihrem gemeinschaftlichen Schwerpunkt und empfangen von hier aus ihre eigenthümliche Bewegung.

Nach den angenommenen materiellen Voraussetzungen einer durch Waffengewalt hergestellten Suprematie Preußens über Deutschland ebenfalls? Daran wird entschieden zu zweifeln sein. Und wenn, dann jedenfalls nicht eher, als nachdem das vom Verfasser anticipirte Zeitalter herangekommen sein wird, welches er mit den verheißungsvollen, doch eigentlich die eigenen Prämissen wieder preisgebenden Worten bezeichnet:

> Ob aber Preußen *oder* eine andere Macht im Bunde *oder* das Volk selber es ist, welchem die Lösung der immer mehr in den Vordergrund tretenden nationalen Aufgabe zufallen mag: die im Oberhaupt vereinigte Staatsgewalt wird hinfort ihre Basis nie mehr außerhalb des Volks, sondern nur im Volk suchen und nichts anderes als der volle und wahre Ausdruck des Volks und der Vermittler seiner Entwickelung sein können.

Aurelio Buddeus.

Dahn über Prokopius von Cäsarea.

Prokopius von Cäsarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums. Von Felix Dahn. Berlin, Mittler und Sohn. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Gegenstand dieser umfangreichen, 500 Seiten starken Studie, die eingehendste und allseitige Charakteristik des bedeutendsten Geschichtschreibers der byzantinischen Literatur hat neben dem allgemein wissenschaftlichen, auch noch ein besonderes Interesse für die Geschichte unserer eigenen Vorzeit. Prokop liefert unter allen antiken Schriftstellern, soweit sie uns erhalten sind — und er darf trotz des 6. Jahrhunderts und seines christlichen Glaubensbekenntnisses noch zu den Epigonen der antiken Welt gezählt werden —, die ausführlichsten und umfassendsten Berichte über Gegenstände und Ereignisse der deutschen Geschichte im weitern Wortsinne. Sein „Bellum Vandalicum" und „Gothicum" berühren allerdings nur die Schicksale der beiden genannten deutschen Stämme, der Vandalen und Ostgothen, und nur gelegentlich, wo es die

Verkettung der kriegerischen Begebenheiten mit sich bringt, einiges aus der Geschichte der fränkischen, gepidischen, heruliſchen und anderer Stämme. Auch ist es in dem einen wie in dem andern Werke nur die Katastrophe dieser beiden großen Völker, die geschildert werden soll. Aber nebenbei ergeben sich auch die wichtigsten Aufschlüsse für die frühere Geschichte derselben, sowie überhaupt für die Zustände und die Beziehungen der Germanen unter sich und zu der römischen Welt. Rechnet man dazu, daß der größte Theil dessen, was Prokop geschrieben hat, auf Autopsie oder auf systematischen Erkundigungen bei eigentlich Sachverständigen beruht, so rückt die Bedeutung einer solchen Quelle weit über das gewöhnliche Maß in die Höhe. Leider beeinträchtigt aber ein Umstand den Werth und die Brauchbarkeit dieses Schriftstellers. Er hat uns bekanntlich neben seiner Darstellung der wichtigsten großen Kriegsactionen der Römer, d. h. der byzantinischen Soldtruppen seiner Zeit, unter denen sich Leute aus allen Nationen der Erde, nur keine eigentlichen Römer befanden, und neben einer kurzen Lobschrift auf die Prachtliebe, den Schönheitssinn, die Frömmigkeit und die militärischen Kenntnisse des Kaisers Justinian, wie sie sich in den unzähligen, auf seine Veranlassung errichteten Civil- und Militärbauten documentirten, auch noch die „Anecdota", oder wie man sie gewöhnlich zu nennen pflegt, die „Historia arcana" hinterlassen. Diese Schrift, die zu den merkwürdigsten Erzeugnissen der gesammten historischen Literatur gehört, ist gewissermaßen eine Palinodie seiner frühern Werke. Sie schließt sich äußerlich zunächst an die Kriegsgeschichten an und soll nach der Erklärung des Verfassers dort erzählte Facta in ihrem Pragmatismus begründen und andere übergangene nachtragen. Diese Absicht wird eben nur zu gut erreicht: statt eines ergänzenden und erläuternden Nachtrags erhalten wir eine Invective auf den Kaiser Justinian und die einflußreichsten Personen seiner Umgebung, namentlich die Kaiserin Theodora und die Gemahlin des großen Feldherrn Belisarius, Antonina. Der Ton dieser Schrift ist von einer maßlosen Heftigkeit und überschreitet in seinen wilden Verdächtigungen, von wahnsinnigem Hasse eingegebenen Schmähungen und der beinahe tollhäuslerischen Vermengung aller möglichen ethischen und psychologischen Principien alles, was die Pamphletliteratur, geschweige denn die ernsthafte Historiographie irgendwo oder irgendwann zu Tage gefördert hat. Da sich der Haß des Autors vollständig erschöpft sieht, so beruhigt er sich damit, wenn man in einem solchen Ocean der Leidenschaft von Beruhigung reden darf, Justinian und Theodora als Incarnationen des Satans zu fassen, die freilich als solche nicht anders handeln konnten, als sie es nach dieser Schrift gethan haben sollen. Der finanzielle, politische und militärische Ruin des römischen Reichs, die grausamsten Eingriffe in das Geschick und die Vernichtung der Existenz von unzähligen Unschuldigen, die schamloseste Depravation der Sitten am Hofe und in der ganzen römischen Welt, die gräßlichen Unglücksfälle durch Elemente oder Naturgewalten, Erdbeben, Hungersnoth, Pest u. s. w.: alles dies und anderes mehr, kurz das ganze Heer der Plagen einer von Chri- sal zum Untergang bestimmten und vorher noch mit grausamste gefolterten Welt, erscheint darin als die prä- ditirte Bosheit oder als die nothwendige und jeder ständliche Aeußerung dieser Teufel in Menschengest Natürlich hat ein solches abnormes literarisches Pro- auch einen ganz abnormen Eindruck machen und die ver- schiedenartigsten Beurtheilungen erfahren müssen. Die Bequemste war es, wozu sich eine frühere respectvolle Zeit und gegenwärtig noch der Leichtsinn mancher sie einfach als untergeschoben zu erklären. Irgend anonymer Scribent habe hierin unter dem Deckmantel größten Schriftstellers seiner Zeit seine boshaften läppischen Verleumdungen gegen den frommen und lehrten Kaiser, das Licht seiner und aller folgende ten, ausgespien, vielleicht ein Ketzer, vielleicht gar ein oder Heide, welche drei Menschenklassen freilich sondere Veranlassung gehabt haben möchten, mit Ju- zufrieden zu sein. Indessen hat die neuere Wissen- soweit sie nicht durch kirchliche Vorurtheile gefes diesen schwächlichen und kindischen Ausweg verla Ihr gelten die „Anecdota" mit Recht als ein unge- haftes Werk desselben Prokop's, der in den „Bauw sich bis zur hündischen Schmeichelei gegen den Kaiser die Kaiserin erniedrigt. Dagegen bleibt noch vieles näher zu untersuchen. Einmal, welche geschichtliche deutung die „Anecdota" an sich in Anspruch nehmen ob sie blos ein Gewebe von wahnsinnigen Lügen sind, ob sie theilweise die Wirklichkeit getreu darstellen, daß sie ganz derselben entsprächen, haben bisher blos Spaßvögel zu behaupten sich unterstanden. Dann, sich das Verhältniß dieser Schrift zu den andern Pro- gestalte, namentlich zu den „Bauwerken", die das Gegentheil von dieser zu enthalten scheinen, endlich, Motive den Autor zu diesem extremen Schritte ge- haben mögen — er selbst schweigt nämlich außer Gemeinplätzen darüber völlig.

Diese drei Hauptfragen sind von verschiedenste bis auf diesen Tag aufs verschiedenste beant Das vorliegende Buch unterwirft sie mit Benutzu seiner Vorgänger einer neuen sorgfältigen und gründ Prüfung und gelangt zu Resultaten, denen sich jeder befangene in den meisten Fällen anschließen wird. besteht in dieser positiven Kritik das Hauptverdienst Arbeit, wie dieselbe auch den größten Theil des vor- lichen Volumens des Buchs einnimmt. Im Gegens manchen sogenannten Ehrenrettungen ist hier jeder fi- stische Rechtfertigungsversuch nach der einen oder an andern Seite hin unterblieben. Der Verfasser ste den Abgrund sittlicher Gemeinheit, der sich hier vollkommen an, aber er trennt davon scharf die damit vermengte Frage, ob ein solcher anrüchiger rakter, wie sich Prokop darstellt, überhaupt befähigt geschichtliche Thatsachen zu überliefern. Er meint daß die Glaubwürdigkeit des eigentlich thatsächlichen halts der Kriege, auf die es der deutschen Geschich- schung am meisten ankommt, darunter keineswegs

auch aus der Umhüllung des dämonischen Hasses den ichlichen Kern der „Anecdota" herauszuschälen, obgleich, billig, mit großer Vorsicht und den nothwendigen rvationen. Daß er, um für sich selbst und für den einen völligen Abschluß zu gewinnen, sich bemüht die innere Entstehungsgeschichte der „Anecdota" darzu-, begreift sich leicht. Hier, wo wir auf dem Boden bloßen Combination stehen, wird jeder am ersten sich eigene Meinung bilden. So scheint auch uns die- des Verfassers psychologisch nicht ganz richtig ge- n; er thut, wie wir glauben, Prokop zu viel Ehre an, wenn er seinen Grimm gegen Justinian vorzugsweise aus allgemein ethischen Motiven ableitet. Wahrscheinlich sind doch nur rein persönliche Kränkungen, namentlich eines durch gewisse schriftstellerische Erfolge maßlos gesteigerten Hochmuths das letzte Motiv gewesen. Analogien aus der nächsten Gegenwart liegen so ganz auf der Hand, daß wir nicht erst darauf hinzuweisen brauchen. Gerade dadurch wird aber auch diese an sich so grauenhaft widerwärtige Schrift ein lehrreicher Spiegel der Zustände unserer eigenen Umgebung, die freilich weniges Tröstliches zeigt.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

„Athenaeum" über Auerbach's neuen Roman.

Die englische Zeitschrift fällt über Auerbach's „Auf der " ein im ganzen günstiges Urtheil, und wirft dem Roman or, daß er zu lang sei und zu viel Detailmalerei enthalte. ntlich will dem Referenten das 134 Seiten umfassende uch von Irma nicht behagen, in welchem dieselbe nichts gen hat, da die Geschichte selbst dann schon ganz erschöpft Nicht unbegründet ist der Vorwurf, daß Auerbach gegen befetz der Spannung, die im Roman herrschen soll, sündige, er die Nachforschungen nach Irma ausführlich erzähle, nd die Leser längst wissen, wo sich die Heldin in vollener Sicherheit aufhält. Der Referent warnt davor, das Werk zu übersetzen, weil die Engländer weniger tolerant gegen derartige Längen, als die Landsleute des Autors. zieht er eine kurze Parallele zwischen Freytag's „Verlorener chrift" und Auerbach's „Auf der Höhe", die er in vieler ht verwandt findet: „In beiden Romanen spielt die Handan einem kleinen Hofe. In dem einen werden ein Pround seine Frau in den Palast gebracht, in dem andern t eine Bäuerin ins Fürstenschloß als Amme für ein skind. In beiden Romanen ist eine fürstliche Liebe einer auptincidenzpunkte. Dem Manuscript des Tacitus bei ag und der Scene, in welcher der Professor die Cäsarische heit auseinandersetzt, entspricht bei Auerbach die Aufführ der «Emilia Galotti», wo die Königin ängstlich das lebe Athemholen ihrer Ehrendame belauscht. Doch hier hört rallele auf; die Moral Auerbach's ist sehr verschieden von Moral Freytag's." Das „Athenaeum" macht nun die rbare Entdeckung, daß Freytag's Moral darauf hinaus- die Beseitigung der vielen kleinen Fürsten zu verlangen, nd Auerbach's Moral nicht politisch, oder wenn politisch, republikanisch ist. Daß Freytag's „Verlorene Handschrift" uf den deutschen Einheitsstaat hinausgehende Pointe hat, wir bei dem besten Willen nicht herausfinden — wir nur, daß sich seine Muse in der Taciteischen Zeiche eines kleinen Fürsten etwas übernommen und gerade zu solcher, politisch verallgemeinernder Misdeutung Angeben hat.

Bibliographie.

marb, G., Zeno Cabral. Aus dem Französischen übersetzt von A. ner. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
imarische Beiträge zur Literatur und Kunst von K. Brüger, F. Dinr, Karl Eitner 2c. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr.
ebermann, W. Freih. v., Goethe und Leipzig. Zur 100jährigen kehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.
enemann, F., Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands in ren 1558 — 1562. Auf Veranstaltung des Rigaschen Raths aus inen Archiven herausgegeben. 1ster Bd. 1557. 1558. Riga, Kymlr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
urnot, M., Meta. Episches Gedicht in 12 Gesängen. Berlin, . 16. 22½ Ngr.

Brunnemann, K., Michel Servetus. Eine actenmässige Darstellung des 1553 in Genf gegen ihn geführten Criminal-Processes. Berlin, H. Müller. 4. 10 Ngr.

Carus, C. G., Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe. 1ster Thl. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dulon, R., Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule. Leipzig, C. F. Winter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eckardt, J., York und Paulucci. Aktenstücke und Beiträge zur Geschichte der Convention von Tauroggen. (18/30. December 1812.) Aus dem Nachlaß Garlieb Merkel's herausgegeben. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 20 Ngr.

Engel, G., Die dialektische Methode und die mathematische Naturanschauung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Eule vom Eulenstein, ihre Reisen, Erfahrungen und Betrachtungen, übersetzt von A. B. Herausgegeben von J. D. Prochnow. Berlin, Buchh. d. Miss.-Ver. 1866. Gr. 16. 12 Ngr.

Hebbel's, F., sämmtliche Werke. 1ster Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Hildebrand, H., Die Chronik Heinrichs von Lettland. Ein Beitrag zu Livlands Historiographie und Geschichte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Koch, L., Graf Elger v. Hohnstein, der Begründer des Dominikanerordens in Thüringen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Thüringens. Gotha, F. A. Perthes. 12. 16 Ngr.

Lessing's, G. E., gesammelte Werke in 2 Bdn. Leipzig, Göschen. 1864. Lex.-8. 2 Thlr.

Mahler, H., Im Oderthale. Ein schlesischer Waldroman in 4 Büchern. 2 Bde. Berlin, Liebrecht. 1866. 8. 3 Thlr.

Pabst, E., Die Volksfeste der Maigrafen in Norddeutschland, Preussen, Livland, Dänemark und Schweden. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des germanischen Nordens. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 24 Ngr.

Polizei-Geheimnisse. Deutsch von C. Homburg. 3 Thle. Stuttgart, C. Ebner. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 6te Folge. Leipzig, Schlicke. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prohl, Hedwig, Sei willkommen! 3 Erzählungen. Breslau, E. Trewendt. 1866. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Saueracker, J. G., Feld- und Friedhofsblumen. Ansbach, Junge. 16. 12 Ngr.

Scherer, W., Jacob Grimm. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Schmid, H., Friedel und Oswald. Roman aus der Tiroler Geschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr.

Simon, H., Auswahl englischer Gedichte aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Mit dem englischen Texte. 3ter Bd. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Dasselbe. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Auswahl englischer Gedichte der Eliza Cook aus dem Englischen ins Deutsche übertragen. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 1 Thlr.

Stelter, K., Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen. Elberfeld, Bädeker. 1866. Gr. 16. 22½ Ngr.

Stiebritz, L., Allerlei Heimlichkeiten aus der Kinderstube. Bilder aus den ersten Lebensjahren. Weimar, Böhlau. 1866. 16. 25 Ngr.

Tappan, H. P., Abraham Lincoln. Rede bei der Gedächtnissfeier in der Dorotheenkirche zu Berlin, 2. Mai 1865, gehalten. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 4 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Friedrich Thiersch's Leben. 1ster Bd. 1784—1830. Leipzig, C. F. Winter. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Volkmar, F., Edel und Adel. Wüstenleben und wüstes Leben. Roman. 2te Abth. Die Söhne des Adels. 4 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Weech, F. v., Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Carlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilmarshof, K., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 3te Abth.: Der theologische Beweis (Beweis aus dem Dasein Gottes). Leipzig, Amelang. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten.

Von Dr. **Jakob Auerbach.**

I. Abtheilung. Biblische Geschichte. Zweite vermehrte Auflage.
II. Abtheilung. Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen.

Jede Abtheilung. 8. Geh. 20 Ngr.

Von diesem als vorzüglich bekannten Lehr- und Lesebuche, das ebenso wol zum praktischen Unterrichtsmittel in Schulen dient und dabei insbesondere auch die weibliche Jugend berücksichtigt, wie zum Vorlesen im Familienkreise geeignet ist, erschien soeben die erste Abtheilung in zweiter, vom Verfasser gründlich durchgesehener Auflage. Trotz der sehr wesentlichen Vermehrung des Umfangs wurde der billige Preis von 20 Ngr. für die Abtheilung beibehalten, damit das Buch immer mehr in Schulen und Familien Eingang finde.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Doge und Papst.

Historischer Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert,
in vier Büchern
von
Franz v. Kemmersdorf,

Verfasser von „Unter den Ruinen" — „Moderne Gesellschaft" ꝛc.
Octav. 2 Bde. 30½ Bog. Preis 2¼ Thlr.

Im Gewande eines höchst spannenden Romans schildert der Verfasser mit historischer Wahrheit das Treiben der Reaction der römischen Partei in Venedig, die höchst wahrscheinlich den Rath der Zehn zum Justizmord an Antonio Foscarini trieb. — Die Verfassung des eigenthümlichen Staats, der geschäftliche Verkehr, die Feste und Märkte, die Pracht der häuslichen Einrichtungen ꝛc. werden dem Leser sehr lebendig vor Augen geführt, und liefert das bis zum Schlusse fesselnde Werk einen neuen Beweis der bereits durch seine frühern Schriften anerkannten Begabung des Verfassers.

Die Araber des Sahels.

Erlebnisse und Abenteuer
des Capitain der Spahis Emile Tissot.
Von
H. Hennig.

Octav. 2 Bände. 23 Bogen. Preis 2 Thlr.

Die lebendige Darstellung dieser interessanten Erlebnisse unter den Arabern, Mauren, Negern am rechten, vornehmlich aber am linken Ufer des Senegal, in jenem wüsten, unbekannten Lande, das sich nach Marokko zu erstreckt, die wechselvolle Scenerie, verbunden mit dem eleganten, fließenden Stil, stellen das Werkchen den Sealsfield'schen und Armand'schen Schriften ebenbürtig zur Seite.

Verlagshandlung von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena ist erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterschilderungen
der Völker,
mit besonderer Beziehung auf
Cultur und Sitten.

Ein Handbuch
für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung
von
Friedrich Körner,
Director und Professor der Handelsakademie zu Pest.
Zweite Auflage.
3 Bde. 2⅔ Thlr.

Dies Werk gibt die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung, deren Erfolge sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und in detaillirte Schilderung veranschaulichen. Der Verfasser will von den verschiedenen Völkern und Zeiten die charakteristischen Eigenthümlichkeiten. Zu den weltgeschichtlichen Thatsachen und Personen rechnet er aber auch die Künste, die machende Gelehrte und Dichter. Statt der Aufzählung Schlachten hebt der Verfasser nur die folgenreichsten hervor, bemüht sich besonders die Unterschiede der Zeiten, Völker durch Schilderungen der Cultur-Verhältnisse vergegenwärtigen.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt
von
Otto Gildemeister.
Fünfter und sechster Band.
Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hiermit ist diese Byron-Uebersetzung, die in allen kritischen Anzeigen als die bei weitem gelungenste anerkannt worden ist, geschlossen. Der „Don Juan", den diese Bände enthalten, ist zwar schon vor zwanzig Jahren von O. Gildemeister übersetzt und herausgegeben worden. Das Gedicht erscheint aber hier in einer vollständig neuen Uebertragung und eine Vergleichung wird jeden Leser leicht überzeugen lassen, daß der Uebersetzer wie alle seine Vorgänger in der neuen Bearbeitung sich selbst übertroffen hat.

Jacob Grimm

von
Wilhelm Scherer.

Zwei Artikel
der
Preußischen Jahrbücher
aus deren vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Bande besonders abgedruckt.
Brosch. 20 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literarische Unterhaltung.

rscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 9. November 1865.

alt: Eine neue Dichtung von Robert Hamerling. Von **Rudolf Gottschall.** — Zur Geschichte des Mittelalters. Von **Karl Zim-** — Religion, Natur und Geschichte. Von **Moritz Carriere.** — Eine populäre Dante-Studie. — **Feuilleton.** (Historische Zeitschriften.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

ine neue Dichtung von Robert Hamerling.

nter den jüngern Dichtern hat sich Robert Hamer- in Triest durch die melodisch volltönende Form sei- poetischen Gedankensymphonien hervorgethan; denn olche lassen sich seine bisherigen Dichtungen, seine us im Exil", sein „Germanenzug" bezeichnen. Eine olle Rhythmik trug einen reichen, oft phantastisch chwenglichen Gedankeninhalt; aber im ganzen fehlte lastik der Darstellung, die Anschaulichkeit, die be- te Abgrenzung des Gebotenen. Jetzt liegt ein Werk ns, das sich als epische Erzählung gibt und seinen nkeninhalt nicht in selbständiger Bewegung, sondern, s gestaltender Dichtung ziemt, in der Verbildlichung ein bestimmtes Geschehene, durch den Gang der Be- eiten vorführt. Hier muß sich des Dichters gestal- Kraft bewähren; hier haben wir von Haus aus das and unter unsern Füßen, das wir im Wogenschlag poetischen Symphonien vermißten.
ie neue Dichtung heißt:

rus in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen von ert Hamerling. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

e bandwurmartigen Ahasverusgedichte, welche sich Jahrtausende hinziehen, lassen uns von Haus aus ichtung willkommen heißen, welche sich auf einen nten Zeitraum im Leben des Unvergänglichen be- t. Jeder Moment kann ja die Last dieser ungewoll- sterblichkeit veranschaulichen. Doch bei näherer Lek- hen wir bald, daß nicht Ahasverus der Held die- htung ist, sondern Nero. Ahasver tritt dem Cäsar ne des Dichters gegenüber wie die Todessehn- dem Lebensdrang. Doch während dieser Lebens- in einer Fülle theils überschwenglicher, theils phan- rischer Bilder dargestellt, den ganzen Vordergrund, anze Breite der Dichtung einnimmt, greift Ahas- wie ein Gedankenschatten in die Handlung ein, ur eine Art von reflectirendem Chorus oder den n Gast gegenüber dem Don Juan auf dem Thron. ist immer nur eine Erscheinung, eine Mahnung; er macht nur den Strich unter die Summe der Begeben- heiten, welche sich alle um die Person des Nero gruppiren.

Wir haben es mit einer eigenthümlichen Dichtung zu thun, die, in ihrem Colorit oft blendend, voll sinnlicher Glut in ihren Schilderungen, großartig in einzelnen Ge- dankenperspectiven, doch im ganzen die Einheit des Tons vermissen läßt und in ihrer Vorliebe für das Wüste, das Grauenhafte, auch da, wo sie mit Recht sich darauf be- rufen kann, ein Sittengemälde der Zeit zu geben, in der Schilderung der unnatürlichsten Verirrungen einen dithy- rambischen Ton nicht vermeidet, der die Poesie doch bis zu einem gewissen Grade zur Mitschuldigen der darge- stellten Verbrechen macht. Er selbst sagt in der Vorrede, „daß er eine Epopöe des Sinnentaumels, des Lasters sin- gen will, nahe dem Punkt, wo sich's erbricht". Doch die Poesie selbst läuft Gefahr, uns Vomitive einzugeben, wenn sie diesem Punkte zu nahe kommt. Der Dichter entschuldigt sich in der Einleitung zum ersten Gesang mit folgenden Versen:

Den Prüden aber, denen meine Weise
Zu kühn erscheint, sag' ich: Zum Schattenriß
Hab' ich die Farben Juvenal's gedämpft!
In meinem Liede soll kein Ton erklingen,
Den meinem Psalter nicht entreißt die Muse
Gebieterisch für ihres Sanges Wahrheit,
Für ihres Sanges Zweck, den großen Zweck:
Das Leben euch an einem Ziel zu zeigen,
Wonach vielleicht es wieder einmal steuert! —

Empört euch manche Scene meines Lieds,
Und wendet ihr davon mit Unmuth euch, —
Ich dank' euch — denn so ist mir's ja gelungen,
Zu schildern eine ruchlos arge Zeit.
Und wenn im Sang des Dichters euch entsetzt,
Was unbekümmert oft euch läßt im Leben,
So darf der Sang den Dichter nicht gereun! —

Habt ihr gehört von Fliegen und von Spinnen,
Die man gefunden öfters hat in gelben,
Durchsicht'gen Stücken Bernsteins eingekrustet?
Die Masse, flüssig noch, ergriff das Leben,
Das Eintagsleben des Insekts, und hält's
Erstarrt im helldurchsicht'gen Sarge fest:
Nun ist das Ungeziefer ein Juwel,
Und leiht dem Steine Werth, wie ihm der Stein.

So laßt mich gleicherweise denn das Grause,
Das Häßliche, wie es mein Stoff bedingt,
Euch geben in durchsicht'ger Bernsteinhülle
Der Poesie!

Doch es kommt bei aller Poesie auf die Darstellungsweise an. Ein Satiriker, wie Juvenalis, hat das Recht, das Unnatürlichste und Widerwärtigste vorzutragen; denn er gefelt es, indem er es schildert; er macht es von Haus aus in Essig ein, nicht in Zucker. Doch ein lyrischer Colorist malt uns das alles so sauber, so farbenprächtig hin, gibt dem Laster so glühende, verlockende Reize, daß man die Indignation, die ihm vielleicht den Vers dictirt, nicht herausmerken kann; er befolgt, ohne es zu wollen, den Schiller'schen Rath, malt die Wollust und den Teufel dazu, und erweckt in den Lesern die Empfindung des Goethe'schen Mephistopheles:

Die Rackers sind doch gar zu appetitlich!

Wir müßten ganze Abschnitte aus der „Aesthetik des Häßlichen" von Karl Rosenkranz ausschreiben, wollten wir die Dichtung von Hamerling gerade nach diesen Seiten hin erschöpfend beurtheilen. Die Angabe des Inhalts der einzelnen Gesänge wird uns recht geben.

Der erste Gesang ist betitelt: „Die Schenke Locusta's". Nero, Burrus, der Mohr Tigellin und Seneca wandeln durch das Gewühl der Weltstadt und sehen einen Greis in braunem, zerrissen flatterndem Gewand:

Die Schläf' umfliegt ihm langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt scheint verwittert Felsgestein,
Und seine Augen nisten drin wie Adler.
Urwüchsig scheint er, wild, cyklopisch fast,
Ein Mann, der aufgewachsen, fremd den Menschen,
In Wüsten, Wäldern, rauher Bergesöde:
Wahnwitzig rollt sein Auge bald, bald scheu
Wie eines Bettlers, doch dann leuchtet's wieder
Wie Geistesmacht darin, schier übermenschlich.

Sie folgen diesem rastlos eilenden Wanderer in eine Weintaberne, wo lustige Gesellen zechen, namentlich ein silenartiger Dickbauch Saccus. Die Gespräche der Schuster, Schiffsherren, Barbiere drehen sich um Nero, der wie auf dem Lästerstühlchen sitzt, die beschimpfendsten Aeußerungen ruhig mit anhört und erst vor Wuth auffährt, als seine Künstlereitelkeit verletzt und ihm nachgesagt wird, er wolle als Sänger auftreten, krächze aber nur wie ein Rabe. Tumult, Schlägerei — bis Freund Saccus auf ein reizend Mädchen aufmerksam macht, „zwölfjährig kaum, doch schön wie eine Hebe". Alle blicken auf das feine marmorblasse Antlitz mit den großen schwarzen Augen, auf diese Mädchenblüte mit „kindlich herbem Reiz", die kleine Tänzerin aus Gades tanzt auf Nero's Wunsch — ein Tanz, den der Dichter dithyrambisch schildert:

Ihr Auge blitzt,
Ihr dunkelglänzend Haargelock', es wallt
Ums Haupt ihr, ihre zarten Glieder schwellen,
Und ihres Leibes Formen ründen sich.
Ist dies das ernste, stille, blasse Kind,
Das eben noch fast schüchtern um sich blickte?
So innig folgt sie mit des Tanzes Schwung
Der lieblich weichen Flötenmelodie,
Daß fast es scheint, als ob sie selbst erklänge,
Als ob mit ihres Leibs Bewegung sie,
Wie Kunde geht von goldnen Himmelssphären,
Im Umschwung klingend wirkte die Musik.
Fragt nicht, wer sie den bacch'schen Schwung gelehrt:
Nicht Kunst ist, nein, Natur ihr Schwebetanz,
Natur, wie ihres Auges reiner Schimmer,
Und ihrer Locke Dunkel. O Hispanien!
O Land, worin wie nirgends zur Bacchantin
Die Grazie wird, und stets doch Grazie bleibt!
War deine Sonne doch, die feurige,
Des glüh'nden Blutes Amme, das pulsirt
In dieser kleinen, holden Tanzmänade!

Das sind Schilderungen und Reflexionen, die zu keineswegs juvenalischer Weise auf die nun folgende Scheußlichkeit vorbereiten. Eine neue Prügelei entsteht um Schenke; Nero's Name wird von einem der Begleiter genannt, um den Wurf eines Mischkrugs von ihm abzuhalten. Der lustige Schuster von Benevent aber weiß in der allgemeinen Bestürzung seine Geistesgegenwart und gibt der Sache eine andere Wendung. Er schlägt nämlich vor, dem Cäsar die Kleine feierlich für diese Nacht als Bräutchen zuzuführen mit allen Römerbräuchen. Alles freut sich des Vorschlags, den Saccus in sehr feiner Weise motivirt, nachdem schon der Dichter in der Schilderung des Tanzes seine Leser selbst in eine lüsterne Stimmung versetzt hat. Wie gesagt, so gethan. Der Hochzeitsceremoniell wird in allen seinen Bräuchen nachgeahmt, der Braut eine Fackel bis an die Schwelle des Thores vorangetragen, und draußen singen dann die betrunkenen Gäste, priapisch-frech, einen wüsten Hymenäus:

Und feiern so den frevelnden Moment
In Staub getretner zarter Jugendblüten ...

Auf diese zarte levis notae macula, die in dem Worte „frevelnd" liegt, beschränkt sich die juvenalische Kraft des Dichters bei der ganzen ruchlosen Scene. Nero sitzt während dessen im Winkel, mehr Statist als Theilnehmer, denn er nimmt an den Vorgängen durchaus keinen Antheil. Erst als die Schlange eines Schlangenbisses entwischt, wird sie von Ahasverus gepackt und in ihr Behälter zurückgesteckt. Nero, nachdem er das ius primae noctis an der zwölfjährigen Gaditanerin genossen, hat dann ein Zwiegespräch mit Ahasver. Dieses Gespräch hat keinen Bezug auf die letzten Begebenheiten, es ist ganz abstract gehalten; Ahasver bekennt seine Todessehnsucht, Nero seinen höchsten Lebensdrang. Beide will ihm nahe sein, will sein Geschick vollenden.

Der zweite Gesang schildert ein Fest in Neros Gärten am Aventin. Es ist eine so üppige Phantasie, welcher diese Gärten und das folgende Fest entsprungen sind, daß wir uns nicht enthalten können, einen Theil dieser Schilderungen mitzutheilen, der für das Talent, in der ganzen Dichtung bewährte descriptive Talent Hamerling's sprechen mag:

In Nero's Gärten singt, am Tiberstrand,
Am stillen Aventin, die Nachtigall
Ihr schönstes Lied; in Nero's Gärten rauschen
Die Bronnen wunderbar; in Nero's Gärten
Greift in die Lorberwipfel süß-aufregend
Der Zephyr wie in goldne Lyrasaiten.
In Nero's Gärten ragt wie nirgend sonst

Der Kegel der Cypresse stolz und riesig
Im Goldazur. Granatbaumwälder wiegen
Auf unabsehbar'n Strecken wunderbar
Den Scharlachflor, als hätte stolz der Berg
Sich einen Kaisermantel umgeschlagen
Zu prunkend rother Zier. In Nero's Gärten,
Da stäubt die Blütenfülle von den Bäumen,
Wie Funken von der Esse des Vulcan.
In Nero's Gärten sprühn aus Marmorbecken
Viel tausend Strahlen aufwärts, eine tolle
Verschwendung von Demanten, Tropfen Silbers,
Geschmolzen in der Sonne. Was da prunkt
In Nero's Gärten, übermüthig strebt
Es himmelan, und maßlos in die Weite.
Sieh, wie sich stolze, marmorblinkende
Terrassen himmelstürmerisch empor
Ins Blaue thürmen: ihrer Stufen jede
Trägt eine Blumenflur und weithin herrschend
Aufthut sich eine zaubervolle Schau.
Die Gipfel aber krönen Säulengruppen
Und Nero's erzgegossne Riesenbilder,
Denn überall ist Nero's Bild zu schaun.
Hier blüht's in bunter Blumenmosaik
Auf weiter Flur, hier bräut es schreckbar fast
Aus grünem Gartenraum, in Buchs geschnitten,
Wie ein Gigant zum eh'rnen Himmel auf.

Bald ruhn im Glanz des Sonnentags die Gärten
Des Nero — doch wie lieblich nahet ihnen
Der holde Abend erst, wenn die Syringe
Berauschender den Duft streut und die Sonne
Hinuntergeht in sanfter Purpurglut?
Der Lorberwald, ein hellsmaragdnes Meer,
Wie wiegt er goldig nach dem Sommerregen
Im reinen Aether sein erfrischtes Grün!
Dann kommt der Vollmond freundlich-ernst herauf.
O wonnevoller Götterfriede, der
Dann ruht auf dieser Flur! — Doch heute, horch!
Was für ein seltsam Leben kündigt heut'
Sich in den Büschen an? Die Nachtigallen
Sie schmettern feuriger als sonst, die Wasser
Rauschen geheimnißvoll. Der Garten harrt
Des Freudenfests, das seine Räume noch
In dieser Nacht durchtoben soll! Er harrt
Der Tausende, die Nero bat zu Gast.
Mit tausend Augen schon beginnt's zu glühn
Im Dunkel, feurige Guirlanden schlingen
Um alle Beete sich, um alle Säulen,
An alle Giebel, alle Marmorbecken:
Hinauf bis in die Wipfel hängen sie
Die bunten Feuerballen: riesigen
Glühwürmern gleich im Dunkel schweben sie.

Wohl tausend Teppiche sind aufgeschlagen
Im Rasengrund, und tausend Purpurzelte
Heben sich den Gartenraum entlang.
In stillen Grotten, hold mit Moos und Epheu
Verkleidet und mit prächt'gen Schlinggewächsen,
Sie werden wundervoll mit Purpurschein
Erhellt, mit kostbar'n Tüchern ausgelegt,
Und bieten unbelauschte süße Rast.
Auf Weihern selbst ruhn weichverhüllte Gondeln,
In sich verschwiegne Wonne schaukeln mag.

Der dithyrambische Ton steigert sich noch bei der Schilderung des Festes selbst. Nero, als Dionysos an der Spitze seiner Genossen einherziehend, besiegt und verjagt Nysa und singt in der Mitte seiner Faunen und Bacchantinnen eine Hymne der Begierde und dem Genuß. Dabei werden „aphrodisisch gewürzte" Becher credenzt. Vor Nero, welcher die reizende Poppäa durch einen Liebestrank in die schönste und heißentbrannteste aller Bacchantinnen verwandelt, erscheint als ungeladener Gast die Göttin Roma, eine junonische, gewaltige Gestalt. Nero entbrennt von heißer Liebe zu ihr; er führt sie in eine prachtvolle Laube; er verlangt, daß sie die Maske fallen lasse. Sie gehorcht — und er erkennt — seine Mutter Agrippina.

„Ich habe nie ein Weib gesehn", so ruft
Er endlich aus, „das mir das Herz bezwang:
Und nun — nun muß es dieses sein? — Natur,
So äffst du mich? — Nun wohl, so soll mir auch
Das Unnatürlichste das Liebste sein."

Der aphrodisisch gewürzte Becher der Dichtung credenzt uns jetzt die Poesie des Inceste; obgleich Agrippina durch die Kraft ihrer mächtigen Glieder dem wilden Ungestüm des Sohnes entflieht, der ihr in wahnwitzigem Taumel fiebernd folgt. Sie verschwindet ihm im Gebüsch. Erst später gelingt es ihm, sie zu belauschen und zwar in einer Liebesscene mit dem Tänzer Paris. Im Gespräch mit dem Geliebten bedroht sie Nero, wenn er sich gegen sie auflehnen wollte, mit dem Britannicus. Nero hört dies und beschließt ihren Tod. Wo aber bleibt Ahasver? Er taucht nur einmal riesig, gespenstig in dem Festgetümmel auf:

Ist's Kronos? Ist's Saturn? Ist's Thanatos? —

und verschwindet alsbald wieder.

Der dritte Gesang und der vierte enthalten wieder Prachtstücke des Colorits. Jener schildert den Tod der Agrippina, dieser Roms Brand. Die Beschreibung des Prachtschiffs, auf welchem Agrippina untergeht, die Schilderung der Herrscherin im Bade sind wieder von einer wahrhaft sybaritischen Ueppigkeit, wenn auch durch die allzu große Fülle des Details die Composition oft mehr einen musivischen Charakter annimmt, als daß sie im großen Freskenstil ausgeführt wäre. Der Dichter läßt Agrippina durch das auseinanderbrechende Schiff in den Fluten begraben werden, obgleich bekanntlich dieser Versuch des Muttermordes mißglückte und Nero sich genöthigt sah, seine Mutter durch seine Sklaven erschlagen zu lassen. Der Brand Roms ist natürlich ein willkommener Stoff für den glühenden Pinsel unsers Coloristen, der die Greuelscenen, namentlich in der Arena, mit einem, in der Darstellung des Wilden und Wüsten schwelgenden Behagen ausmalt. Zuletzt taucht wieder Ahasver auf, welcher den ersten Brand geschleudert hat und doch im Namen der Menschheit, als ihr Mund und ihr duldend Herz, den Fluch über Nero ausspricht. Der Mohr Tigellin will den Alten ebenfalls den Löwen vorwerfen lassen. Ahasver aber, auf den kolossalen Marmorlöwen zeigend, an dessen Sockel der Mohr lehnt, ruft ihm zu:

Vernimm, du schwarzer Satellit:
Viel leichter mag's geschehn, daß jemals dich
Hier dieser kalte Marmorlöwe tödtet,
Als mich ein lebender!

Hohnlachend steckt Tigellin dem Unthier die Hand in den Rachen und zieht sie rasch mit einem Schrei zurück —

eine todbringende Viper, die im Marmorrachen des Löwen schlummerte, hat ihn gebissen. Der Mohr bricht sterbend zusammen. Nero aber fordert Ahasver heraus:

Ich bin nicht zu vernichten! In mir hat
Das Leben einen festen Ankergrund!
Nichts kann mich je verwandeln — ich bin ich!
Unendlichkeit, sie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit —
Du Unzerstörbarer in Feuerflammen,
Ich nehm' es mit dir auf! Es gilt den Wettkampf,
Ob meine geist'ge Unzerstörbarkeit,
Nicht deiner leiblichen die Wage hält!

„Wohlan, ich nehm' ihn auf", so ruft der Greis,
„Den Wettkampf, den du bietest! Stürme fort,
Genieße und zerstöre! Labe dich
An deiner trunkenen Unendlichkeit —
An deiner Göttlichkeit! Es kommt die Stunde,
Es kömmt die Stunde, Nero-Dionysos,
Wo du zusammenbrechend mein gedenkst —
Es kommt die Stunde, Nero, wo mein Bild
In deines Auges Pupille steht,
Wie jetzt im Augensterne dieses Mohren!"

Uns scheint hier der Kampf der Gegensätze etwas unklar gefaßt. Denn Ahasver sagt dem Nero in all den hochbauschigen Redewendungen doch nur, daß er einmal sterben wird: eine etwas triviale Weisheit, zu der weder Nero des Ahasver, noch dieser einer so langjährigen Weltwanderung bedarf. Der Ausspruch des Nero:

Unendlichkeit, sie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit —

wird dadurch nicht widerlegt.

Der fünfte Gesang: „Das goldene Haus", ist wiederum reich an glänzenden Schilderungen, die aber hier oft an die ältere beschreibende Poesie und ihre in Lessing's „Laokoon" ein für allemal dargelegten künstlerischen Mängel erinnern. Wir erhalten einen versificirten und gereimten Katalog der unglaublichen Sehenswürdigkeiten dieses architektonischen Weltwunders. Der antike Hirschpark, das Pantheon der Sinne, ist die einzige lebensvolle Unterbrechung in der Beschreibung dieses cäsarischen Museums mit seinem Edelsteincabinet, seiner Blumenflur, seiner Menagerie, seiner Sternwarte. So glänzend die Verse dieses poetischen Fremdenführers sind, so sinnig die eingewebten Reflexionen, so ermüdend ist diese Wanderung durch das goldene Haus im ganzen, weil die von Lessing verlangte „Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände" fehlt. Auch die allegorische Belebung der Scene mit der Sorge und der Reue und der Langeweile hebt die Beschreibung nicht in eine höhere Sphäre, so geistvoll die Personification der letztern sein mag:

Da siehe, wagt
Hervor sich aus dem dunkelsten der Winkel
Des Tartarus ein andres Ungethüm.

Das ist der greulichste der Nachtunholde,
Die aus den Wassern des Cocytus trinken.
Die Flügel hängen bleischwer ihm herab,
In ew'gen Einsamkeiten liegt das Scheusal
Gekauert, mit dem Kopfe wackelt es
Im Schlaf, ein endlos grauer Nebelregen,
Der über öde Leichenfelder rieselt,
Ist seine Atmosphäre. Wenn es gähnt,
So ist's, als ob das alte Chaos wieder
Aufschlösse seinen Rachen und die Welt
Verschlingen wollte.

Dieses Ungethüm
Kommt jetzt herauf vom Grund des Erebus,
Es flattert um den goldenen Palast,
Durchschwebt die Pforten, weicht vorm Glanze nicht
Zurück, geblendet wie die Sorge, nicht
Vor Nero's Blick verschüchtert wie die Reue.
Es nähert sich dem stille Sinnenden,
Und öffnet, ungesehn von ihm, den Rachen,
Und haucht ihn an mit seines Odems Hauch...

Diese „Langeweile" erhebt sich bis zu einer gr
Blasirtheit, wie sie sich in den Worten Nero's aus

Was ist Geschichte?
Geschichte ist die Schattenbildersammlung
Der Wolken vom verflossnen Jahr; Geschichte
Ist Protokoll des Flugs der Vögel, die
Uns weggeflogen überm Haupte sind;
Geschichte ist Geburts- und Sterbechronik
Der Falter und der Blumen, die zusammen
Verbuhlten einen kurzen Sommertag
Und jetzo dünn und breit gequetscht sind zwischen
Den Riesenfolianten jener Chronik.
Geschichte ist die tröstliche Gewißheit,
Daß irgendwelcher längstvergessne Mann
Nicht Cajus hieß, nein, Lucius. Geschichte
Ist das Register aller der Muränen
Und der Fasane, die wir aufgezehrt
Und längst verdaut; sie ist das Inventar
Der Haar' und Nägel, die die Menschheit sich
Vom Haupt und von den Fingern weggestutzt.

Die Scene bei dem „Nekromanten" am Schl
Gesangs zeugt wieder von der Kunst des Dichters,
Bilder in eine stimmungsvolle Beleuchtung zu rücken
Malerische ist hier meisterhaft zu nennen.

Der sechste und letzte Gesang schildert Nero's
vor dem Empörer Galba mit einem treuen „Gen
während sein geschichtlicher Begleiter der Fürst
Phaon war. Er geräth in die Katakomben, wo die
sten ihren Gottesdienst halten und das Evangelium
Liebe predigen. Nero stößt sich hier selbst das
in die Brust. Da erscheint ihm Ahasver, und Ner
stert: „Du hast die Wette gewonnen":

Todessehnsucht hat
Mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle.

Die Dichtung schließt mit einer hymnenartigen
biographie des Ahasverus, des „Erstgeborenen der
borenen". Jener an dem Heiland frevelnde Sch
Jerusalem war selbst nur eine Wandlung des alten
des Brudermörders, als welcher Ahasver erschei
christlich-germanische Perspective des Schlußgesan
innert übrigens an das Geibel'sche Gedicht: „D
des Tiberius."

Die Dichtung Hamerling's ist ohne Frage ei
prachtvollsten bengalischen Illuminationen und F
feuerwerke, welche neuerdings bei uns auf dem
der epischen Lyrik angezündet worden sind. Auch
Intentionen des Dichters bedeutend und der

selben schwunghaft. Hiermit halten indeß weder das staltungsvermögen des Dichters noch seine Erfindung ichen Schritt. Sollte die Dichtung ihrem Titel nur igermaßen entsprechen, so mußte auch die Todessehnht des Ahasver einen anschaulichern, in den Begebenen selbst ausgeprägten Ausdruck finden. So bleibt sie tract und Ahasver nur eine wie aus dem Zauberrauch enstig hervorguckende Rahmenfigur.

Der Glanz des dichterischen Ausdrucks erhebt sich an elnen Stellen oft zu schwunghafter Schönheit. Gleichvermissen wir die Einheit des Tons. Die ersten se des Gedichts erinnern geradezu an die Einleitung Byron's „Don Juan":

Wär's noch vergönnt, ein Heldenlied zu singen?
O fürchtet nichts! Mein Lied will diesmal nicht
Auf hochpathetischem Kothurne schreiten:
Und keinen Helden hab' ich mir erwählt,
Um dessen Hüfte Schwert und Panzer rasselt:
Nein, einen, der so stumpf ist, so blasirt,
Und so ironisch als ihr's wünschen mögt!
Gesell' ich meinem zeitgemäßen Helden
Den ernsten Ahasver, nehmt an, es sei
Der vielbeliebten Contrastirung willen! —
Wollt ihr Pikantes? O, pikant sein will ich,
Wie eure Lieblingsdichter an der Seine!

Der Stil von Byron's „Don Juan" paßt aber nicht rnt weder zu der Aufgabe, die sich der Poet gestellt, zu dem fast durchgängigen Schwung der Ausführung. einzelnen Abschweifungen ins modern Pikante fehlt es ch auch später nicht. Namentlich aber stört der Gech der Fremdwörter in einer fast an die Travestie enden Weise die Einheit der Darstellung. Wo Haing aus dem antiken Leben und Haushalt, von dessen ıtniß er genaue Proben mittheilt, die römischen ter- technici aufnimmt, da mögen sie im ganzen für ptigt gelten, obgleich sie oft das Gedicht an die Grenze Prosa rücken. Was aber sollen Ausdrücke wie „Conrung", „Schlemmerphlegma", „Roms Kokette" oder gar manismen" u. a.? Es sind ebenso viele trübe Blasen Buß der Dichtung. Dasselbe gilt von einzelnen Abeu, denen Hamerling nicht dichterisches Leben einzuen verstand.

luch was den Versbau betrifft, hat es sich der Dichı bequem gemacht. Der Pomp dieser Schilderunıätte sich noch großartiger ausgenommen in kühnern men oder vielmehr in gereimten Strophen, als in reimlosen fünffüßigen Jamben. Hamerling's Talent ine kunstvoll getragene Rhythmik läßt doppelt ben, daß der Dichter auf diese Vorzüge Verzicht ge- hat, die seinen frühern Hymnen und Dithyramben hümlich waren.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte des Mittelalters.

1. Geschichte der Franken unter den Merovingern. Von Gustav Bornhak. Erster Theil: Von den ältesten Zeiten bis auf Chlothar's I. Tod. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der auch von den Deutschen hochgeachtete französische Geschichtschreiber Augustin Thierry sagt in den „Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs" höchst treffend: „In der Geschichte und überhaupt in allen Theilen der menschlichen Wissenschaft richten sich die großen Fragen nicht auf einmal in die Höhe, und lange, ehe sie die öffentliche Aufmerksamkeit fesseln, liegen sie im Dunkel eines Buchs, wo wenige ihrer ansichtig werden und sie versteckt bleiben, bis ihr Tag kommt." Diese Worte, deren besondere Beziehung wir nachher kennen lernen werden, führen uns zunächst auf die Einleitung, welche unser Verfasser seinem Werke vorausgehen läßt und auf das Verhältniß derselben zu Thierry's eben genannten Erzählungen. Letztere enthalten eine ausführliche kritische Darstellung der verschiedenen Meinungen, die sich in der französischen Historiographie vom 16. Jahrhundert an bis auf die Jetztzeit über den Ursprung des französischen Volks und seines Staats ausgesprochen finden. Diese Darstellung nun hat unser Verfasser unverkennbar in der deutschen Uebersetzung (Elberfeld 1855, während das Original 1840 erschien) vor sich gehabt, als er seine Einleitung schrieb; er gedenkt dieses Umstandes aber mit keiner Silbe und nur S. 44 citirt er in einer Anmerkung ganz beiläufig und ohne alle Beziehung auf seine Arbeit das französische Original. Die Einleitung selbst misbilligen oder tadeln wir natürlich nicht, wol aber das Verfahren, sich den Schein der Selbständigkeit zu geben, die man in der That doch nicht besitzt. Und es war doch für einen jungen deutschen Historiker wahrhaftig keine Schande, offen zu gestehen, daß man sich der Führung eines Thierry anvertraut habe.

Bekanntlich erschien den Franzosen die Thatsache des germanischen, d. h. barbarischen Ursprungs ihres Volks und Staats ebenso unglaubhaft als widerwärtig bis ins 18. Jahrhundert. Zwar hatten bereits Bodin in der Schrift: „Methodus ad facilem historiarum cognitionem" (1566) und Forcadel in einer Abhandlung: „De Gallorum imperio et philosophia" (1569) den Beweis von dem germanischen Ursprunge des französischen Königreichs zu führen versucht. Aber eben dieser richtige Gedanke „blieb versteckt, bis sein Tag kam". Und er kam 1714. Denn in diesem Jahre, um mit Thierry zu reden, las ein Mann, der einen großen Namen hinterlassen hat, damals noch jung, eben erst élève en titre der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Nikolaus Frèret, in einer öffentlichen Sitzung dieser Akademie eine Denkschrift über die Niederlassung der Franken in Nordgallien vor. Er kündigte in dem Vorworte der Abhandlung an, diese Arbeit werde nicht vereinzelt bleiben, er beginne mit ihr eine lange Reihe von Forschungen, welche den Zustand der Sitten und der Regierung

in den verschiedenen Epochen der französischen Monarchie zum Vorwurf habe. Mit einer großen Sicherheit des Verfahrens löste oder zerschnitt vielmehr der junge Gelehrte den Knoten der bis auf ihn verkehrt gestellten oder nur leicht berührten Frage. Seine Lehrsätze, die nun längst geschichtliche Axiome auch in Frankreich sind, warfen mit Einem Schlage sowol die Systeme um, welche die Wiege einer fränkischen Nation, sei es in Gallien, sei es in Deutschland, vor dem 3. Jahrhundert suchten, als auch das andere, welches die Franken auf die Deutung ihres Namens hin zu urfreien Männern und den Befreiern Galliens erhob; überhaupt hat Fréret alle die dunkeln oder zweifelhaften Punkte der gallischen Geschichte im 4. und 5. Jahrhundert zuerst richtig erkannt und in Angriff genommen. Sein Lohn war — eine sechsmonatliche Gefangenschaft in der Bastille: er verließ infolge dessen für immer dieses Feld historischer Studien. Es steht jedoch diese Erscheinung nicht ohne Analogie da: die Schweizer bedrohten noch im vorigen Jahrhundert jeden Schriftsteller mit dem Tode, der ihrem Wilhelm Tell den historischen Grund und Boden streitig zu machen sich erdreisten wolle, und noch in den vierziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts blickte man den bekannten schweizer Geschichtschreiber Kopp wegen seiner Ansichten über Tell selbst in Luzern noch mit Mienen an, die einen der Ausübung des Lynchgesetzes nicht abholden Sinn verriethen. Und als man in dem berühmten Fragmentisten Fallmerayer in Athen den kecken deutschen Historiker erkannte, der den heutigen Griechen das althellenische Blut abgesprochen habe, da entging er nur mit Mühe den Mishandlungen der Neu-Athenienser.

Die Leistungen der Deutschen auf dem Gebiete der fränkischen Geschichte waren, wie unser Verfasser mit Recht bemerkt, doppelter Art: entweder bewegten sie sich auf dem deutschen Rechts- und Verfassungsgebiete oder innerhalb der politischen Geschichte des Deutschen Reichs: beide nehmen ihren Ausgangspunkt von der Begründung des fränkischen Rechts und Staats in Deutschland. Was nun der Verfasser, mit Herold's „Originum ac germanicarum antiquitatum etc." (Basel 1557) beginnend, in chronologischer Ordnung mit kurzen Bemerkungen versehen bis auf die Monographie von Junghanns' „Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodowech" (1857) zusammengestellt hat, kann im allgemeinen als befriedigend und insbesondere für den Anfänger in gelehrter Geschichtsforschung als brauchbar bezeichnet werden.

Fragen wir jetzt nach dem Werthe, den des Verfassers Werk den Leistungen der Gesammtheit seiner Vorgänger gegenüber hat, so glauben wir unser Urtheil kurz in folgender Weise aussprechen zu dürfen. Der Verfasser hat allerdings die vorhandenen Quellen und Hülfsmittel ausgiebig zu Rathe gezogen, den gewonnenen Stoff sich zurechtgelegt und nicht ohne Kritik verarbeitet; aber neue Resultate oder Gesichtspunkte sind für die Wissenschaft nicht gewonnen worden; sein Werk, soweit es wenigstens bisjetzt vorliegt, ist nicht geeignet, eine vielleicht gefühlte Lücke auszufüllen. Wir beschränken uns zum Beweis dafür auf Folgendes: Bekanntlich wird die in [illegible] scheidende Schlacht bei Tolbiakum (Zülpich) am [illegible] (496) zwischen dem Frankenkönig Chlodowech und [illegible] Alemannen sowol in den historischen Lehrbüchern als [illegible] Geschichtstabellen für eine über allen Zweifel erhabene Thatsache angesehen. Dem ist nun allerdings nicht [illegible] Denn in der Hauptstelle bei Gregor von Tours, [illegible] die Schlacht beschrieben wird, ist der Ort gar nicht [illegible] nannt, sondern erst bei einer andern Gelegenheit; [illegible] halb hat denn auch außer andern Erklärern insbesondere Junghanns in der oben angeführten Schrift [illegible] verschiedene Schlachten angenommen. Unser Verfasser [illegible] theidigt in einer längern Anmerkung die herkömmliche Ansicht nicht ohne Geschicklichkeit; allein auch er hat meines Bedünkens einen Umstand mit Unrecht außer [illegible] gelassen: an die ganze Thatsache hat sich unverkennbar gleich anfangs entweder absichtlich Erdichtetes, was [illegible] Wahrscheinlichere ist, oder zufällig Sagenhaftes angeknüpft. Wem fällt nämlich nicht fast augenblicklich zur Vergleichung die allbekannte Erzählung ein von der Erscheinung, die sich in der Schlacht bei Adrianopel (324) zwischen Konstantin dem Großen und seinem Nebenbuhler [illegible] zugetragen haben soll? Und ist nicht ebenso die [illegible] Taufgeschichte Chlodowech's in Rheims von priesterlicher Feder absichtlich ins Wunderbare aufgeputzt? Denn die Thatsache der Bekehrung Chlodowech's und namentlich der Gewinnung für die abendländisch-katholische [illegible] erschien der Geistlichkeit mit Recht von so hoher Bedeutung, daß sie es nicht nur in ihrem Interesse fand, der ganzen Sache den Finger des christlichen Gottes zu zeigen, sondern auch dem rohen Frankenvolke den [illegible] baren Beweis zu liefern, welchen Wohlgefallen der [illegible] liche Gott und seine Kirche an dieses Volkes Bekehrung finde. Es wird sich daher ebenso wenig nur die Schlacht, und zwar bei Zülpich, als eine Doppelschlacht bis zur historischen Gewißheit erweisen lassen: der Charakter der Hauptquelle und die Beigaben der Sage in der Auffindung einer absoluten Wahrheit ungünstig.

Der längere Schlußabschnitt: „Ueber den Zustand Galliens", enthält für die Historiker weder in [illegible] vergleichender Beziehung wesentlich Neues, noch in [illegible] lich-religiöser Hinsicht neue Gesichtspunkte. Auch ist [illegible] die katholisirende Färbung aufgefallen.

2. Albrecht der Bär. Eine quellenmäßige Darstellung [illegible] Lebens von O. von Heinemann. Nebst einer [illegible] tafel. Darmstadt, Lange. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. [illegible]

Die Beschäftigung mit dem Heinemann'schen [illegible] hat uns einen wahrhaften Genuß bereitet. Das [illegible] hende und Verdienstliche desselben liegt theils in der [illegible] der durchforschten, vielfach ganz neuen urkundlichen [illegible] len, theils in den zahlreichen, jedoch vom Texte [illegible] ten Anmerkungen, die öfters an Ausführlichkeit [illegible] gleichen, theils in der geschickten, zugleich sprachlich gut gehaltenen Vertheilung und Verarbeitung des [illegible] nenen Stoffs, theils endlich in einer Gesinnung, der [illegible] den Ernst anmerkt, mit welcher sie bemüht ist, der [illegible] schen Wahrheit und Gerechtigkeit zu ihrem Recht

rhelfen. Allerdings haben den Verfasser die Quellen gar
t im Stiche gelassen — besonders zu beklagen ist der
st gänzliche Verlust des anhaltischen Stammarchivs zu
allenstedt —, allein dies hat ihn nicht zu einer aben-
uerlichen Hypothesenmacherei verleitet: eine Sucht, die
rade auch auf dem historischen Gebiete, auf dem sich
r Verfasser bewegt, viel Unheil angerichtet. Wol hat
einemann, wo die Quellen den Nachweis des wahren
ısammenhangs der Ereignisse oder Verhältnisse nicht ge-
ihrten, seine Zuflucht, wie er selbst gesteht, zu Com-
ıationen genommen; doch würde man ihm sehr unrecht
ın, wenn man dabei an eine Geschichtschreibungsmethode
ıken wollte, wie dieselbe in Gfrörer's Werken so augen-
lig und für Parteischriftsteller höchst verführerisch oder
ch erwünscht zu Tage tritt. Wenn übrigens der Ver-
ser bei seinem Helden nicht ohne eine gewisse Vorliebe
weilt, so liegt dies in der Natur der Sache; denn
brecht der Bär war keineswegs blos ein hervorragender
haltischer Dynast, er war vielmehr ein historisch merk-
rdiger deutscher Fürst; denn was er war und that,
von reichen die Folgen bis in die unmittelbare Gegen-
rt herein. Aber diesen Fürsten hat die deutsche Histo-
graphie 133 Jahre*) lang fast vergessen, wenigstens
keiner Biographie, wie sie der Fürst und die Ge-
chtswissenschaft beanspruchen konnte, gewürdigt. Das
:dienst nun, dieses Unrecht so gut wie vollständig ge-
nt zu haben, gebührt sonder Zweifel und Bedenken
erm Verfasser. Seine Befähigung dazu hat er durch
en „Markgraf Gero" bereits überzeugend bewährt,
rend ihm seine amtliche Stellung als Vorstand des
hivs zu Bernburg wissenschaftliche Vortheile in die
ıde gab, die er ebenso gewissenhaft als geschickt zu be-
en verstanden hat.

Die anhaltinischen Lande, die jetzt im wesentlichen
so wieder vereinigt sind, wie von 1570—1606, nach-
sie von 1212—1570 und von 1606 bis zum Aus-
en der Linien Zerbst, Köthen und Bernburg unter vier
en vertheilt gewesen waren, haben ihren ältesten Mit-
nkt da, wo die letzten Höhen des östlichen Harzge-
s von den Thälern der Bode, Selke und Eine durch-
jen sich allmählich an der untern Saale und mittlern
hin verflachen. Dort liegen die ältesten bekannten
nmsitze des Hauses Anhalt; auf einem mäßig hohen
berge des Harzes, weithin die fruchtbare Ebene über-
iend, Ballenstedt, das uralte Stammgut, dann jahr-
ertelang das Familienkloster und die Begräbnißstätte
anhaltischen Geschlechts — auch Albrecht der Bär
1170 dort begraben —, in neuerer Zeit wieder zu
r freundlichen Fürstensitze umgeschaffen; im anmuthi-
Thale der Selke auf dem Gipfel des mächtigen Haus-
: das später erbaute, aber längst in Trümmer ge-
ne Schloß Anhalt; endlich über der Stadt Aschers-

leben am Ufer der Eine die gleichfalls wüste Burg As-
garien, einst die Hauptmalstätte des Schwabengaus, wo
in längst entschwundenen Jahrhunderten die Grafen das
Gericht hegten und die Versammlungen der Gaugenossen-
schaften abhielten. In dem soeben genannten Schwaben-
gau, den die sächsischen Ostfalen bis zum Jahre 568 inne-
gehabt, in welchem Jahre dieselben mit dem Longobarden-
könig nach Italien zogen, bei ihrer Rückkehr aber ihr
Vaterland von Schwaben, die auf des Königs der Fran-
ken Geheiß dorthin gezogen waren, besetzt fanden und
vergebens wieder zu gewinnen suchten, saßen neben den
ursprünglich wenig begüterten Askaniern die Grafen von
Wettin, Stade und Plötzkau, sowie die edeln Herren von
Konradsburg oder Valkenstein. Auch der gewaltige Mark-
graf Gero entstammte diesen Gegenden, welche insbeson-
dere deshalb für die Geschichte des deutschen Nordens von
großer Bedeutung sind, weil von hier aus die frühesten
Versuche, die Wendenländer an der Saale und Elbe zu
unterwerfen und zu colonisiren, fast sämmtlich ihren Aus-
gangspunkt genommen haben. Nicht früher aber als in
den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts beginnt
das Dunkel zu weichen, welches bis dahin die Special-
geschichte und die Schicksale des Hauses der Askanier ver-
hüllt; „erst jetzt", sagt der Verfasser, „treten die ältesten
sicher bekannten Stammväter desselben in den Jahrbüchern
der Geschichte hervor."

Der den Historikern so bekannte Annalist Saxo be-
merkt zum Jahre 1106: „Eilica (d. i. Adelheid, aus dem
Geschlecht der sächsischen Billungen stammend) nupsit Ot-
toni (der Reiche, auch der Schöne genannt) comiti de
Ballenstide genuitque ex ea Adelbertum marchionem."
Aus dieser Angabe hat man geschlossen, daß Albrecht der
Bär in dem Jahre 1106 oder 1107 geboren sei; allein
unser Verfasser widerlegt diese Annahme besonders damit,
daß Albrecht bereits in Urkunden von 1120 und 1121
als erwachsen und an Reichsgeschäften theilnehmend er-
wähnt wird; seine Geburt fällt also wahrscheinlich noch
früher als 1100. So viel ist gewiß: Albrecht der Bär
war ein hervorragender Zeitgenosse der Kämpfe zwischen
den Ghibellinen und Welfen, zwischen Süd- und Nord-
deutschland, ein Kampfgenosse der Ghibellinen, der nicht
unwürdig war, dem Haupte der Welfen, Heinrich dem Lö-
wen, theils gegenüberzustehen, theils mit ihm auf glei-
cher Bahn gegen die nordischen Wendenlande Deutschlands
Ehre und Macht nicht nur wieder zu erringen, sondern
auch dauernd zu befestigen und zu erweitern. In der
Geschichte von vier deutschen Königen tritt er bald mehr,
bald minder in den Vordergrund, unter allen Wechsel-
fällen des Glücks mit Ausdauer und Erfolg nach demsel-
ben Ziele strebend: nach Vermehrung seiner Hausmacht,
nach Erwerbung wichtiger Aemter und bedeutender Län-
der: ein Bestreben, was hier wenigstens völlig Hand in
Hand ging mit dem Interesse des Reichs und dem der
römischen Kirche. Denn galt es nicht eben der Wieder-
aufnahme der Politik des großen Kaisers Otto I., das
Wendenland zu erobern und seine Bevölkerung für das
Christenthum zu gewinnen? Allerdings ging dieser Plan

*) Seit dem Werke „Leben und Thaten Alberti Urst" von Paul von
ing 1731 ist keine Biographie Albrecht's erschienen. Als Begründer
'undlichen Geschichten der Anhaltiner sind zu betrachten Sagittarius
und Beckmann 1710 und 1716; ihre Werke besitzen immer noch Werth,
rs die des letztern.

jetzt nicht von der obersten Gewalt des Reichs aus, indem dieselbe vorzugsweise mit ihrer besten Thatkraft nach Süden gerichtet war, sondern von einigen ausgezeichneten Fürsten Norddeutschlands, „welche die Bedeutung jener Landschaften für die Zukunft unsers Volks würdigten und die Nothwendigkeit ihrer Unterwerfung und Germanisirung erkannten".

Anders dachten freilich die Fürsten, die in jener Zeit des Deutschen Reichs Scepter und Krone trugen. Und sie haben in Wahrheit die Mission, welche den Deutschen in den Wendenländern oblag, durch ihre italienischen Züge vielfach gehemmt und beeinträchtigt. Denn die spätere Geschichte unsers Volks hat gezeigt, daß nicht jene Bestrebungen, Italien und die Kaiserkrone mit dem Deutschen Reiche zu verknüpfen und darauf den Anspruch auf die Beherrschung des gesammten Abendlandes zu gründen, der Bestimmung des deutschen Volks entsprachen, daß diese vielmehr in der Aufgabe, die christliche Cultur in die weiten Ebenen des noch heidnischen Osteuropa zu verbreiten, ihren naturgemäßen Ausdruck fand. Das deutsche Königthum, welches sich fast ausschließlich jenen idealen Träumen zuwandte, ist allmählich in Ohnmacht gesunken und hat endlich ganz aufgehört; das deutsche Fürstenthum aber, welches dieser realen Politik huldigte, hat im Nordosten und im Südosten die beiden großen Staaten gegründet — Preußen und Oesterreich —, die auch nach dem Verfalle des alten Reichs dem deutschen Geist und Wesen einen tiefeingreifenden Einfluß auf die Geschicke des Erdtheils sichern. Daß dieser Ansicht, der unser Verfasser mit Entschiedenheit das Wort redet, die deutsch-nationale Geschichtschreibung der Gegenwart fast ohne Ausnahme sich zugewendet hat, ist bekannt; nur diejenigen Geschichtswerke, deren Verfasser entweder unter dem Einflusse klerikaler Grundsätze stehen oder der sogenannten großdeutschen, d. i. österreichischen Partei zugethan sind, vertheidigen die südwärts gewendete Politik der deutschen Könige.

Nachdem nun unser Verfasser, auf festem historischen Grund und Boden stehend, ausführlich nachgewiesen, „wie verderblich die italienischen Verwickelungen auf den Fortgang der deutschen Angelegenheiten in den wendischen Marken zurückwirkten", knüpft er den abgerissenen Faden der Erzählung von den Verdiensten an, die sich Albrecht der Bär um die echt deutsche Politik in ihrer nördlichen Richtung erworben habe. Denn niemand hat an der günstigen Wendung, welche für die endliche Bezwingung der Wenden, für die Germanisirung der von ihnen bewohnten Landstriche und die Ausbreitung des Christenthums unter ihnen gegeben ward, einen größern Antheil als der Begründer der Mark Brandenburg, der mittelbare Schöpfer des preußischen Staats, Albrecht der Bär. Daß er diese nationale Aufgabe des deutschen Fürstenthums richtig erkannte, darin liegt eben die große historische Bedeutung Albrecht's, die bisjetzt noch so wenig von der deutschen Geschichtschreibung gewürdigt worden ist. Er war es, der mit aller Entschiedenheit und der ganzen Rastlosigkeit seines Wesens sich in die Politik warf, die ihm als die wahrhaft deutsche erschien, besonders seitdem er auf den Besitz des Herzogthums Sachsen hatte verzichten müssen. Die Gewalt der Waffen und geschickte Benutzung der Umstände unterwarfen ihm endlich das Wendenland bis an die Spree. Und damit war der Weg gebahnt, auf welchem seine Nachfolger mit Glück weiter geschritten sind. Auch hat Albrecht noch die Wiederherstellung der von Otto dem Großen für diese Länder gegründeten beiden Bisthümer erlebt; durch bedeutende Schenkungen haben er und seine Söhne diese Wiederherstellung der Kirchen von Havelberg und Brandenburg ermöglicht. Aber trotzdem daß Albrecht in dem Bereiche seiner nationalen Politik zugleich auch die Interessen seines Fürstenhauses im Auge behielt, hat er doch seine Pflichten gegen Kaiser und Reich nicht unerfüllt gelassen. Nie hat er sich, wie sein Vetter Heinrich der Löwe, von den allgemeinen Interessen des Reichs abgewendet und ausschließlich den eigenen Zielen nachgestrebt. Und so ist, während die politische Schöpfung des Welfen in jähem Sturze zusammenbrach, in dem Anhaltiner ein staatlicher Grundbau geschaffen worden, der nicht nur allen Stürmen trotzte, sondern sich auch stark genug gezeigt hat, um einen mächtigen Oberbau zu tragen. Allein Albrecht war nicht blos der Mann des Schwertes und des Kriegs, er verstand es auch, [illegible] des Friedens zu schaffen. Auf ihn und seine unmittelbaren Nachfolger in der Mark Brandenburg sind die wichtigsten Institutionen zurückzuführen, welche das von Natur kärglich bedachte Land zu dem gemacht haben, was es geworden ist. Durch sie kam zunächst jener deutsche Adel in das Land, welcher die Hauptstütze der [illegible] in dem natürlichen und nothwendigen Bestreben war, das Land durch eroberndes Vordringen nach Osten zu erweiten und mehr auszuweiten, die eingeborene Bevölkerung, die Wenden in Gehorsam zu halten und so die deutsche Herrschaft dauernd zu befestigen.

Welche barbarische Grausamkeiten dabei vorkamen, selbst den allerdings vielfach gereizten christlichen Sinn Thränen auspreßten, ist gelehrten Geschichtskennern nicht unbekannt, und urkundliche Mittheilungen darüber sind auch bei unserm Verfasser, z. B. S. 348, zu lesen.

Nicht weniger verdankt das deutsche Städtewesen der Mark dem Grafen Albrecht und dem askanischen Hause seine Entstehung und Ausbildung. Städte von [illegible] gegründet gab es nur wenige, und diese, weil [illegible] nur mit Handel und friedlichen Gewerben sich [illegible] schäftigen, trieben vielmehr gleichzeitig Seeraub und [illegible] res wüstes Leben; erst die deutsche Eroberung hat städtisches Leben und selbständiges Bürgerthum ins Dasein [illegible] und emporblühen lassen. Und kann man nicht noch [illegible] tigentags die Beobachtung, z. B. in Polen und [illegible] machen, daß es in slawischen Ländern gleichsam der Befruchtung bedarf, um wahrhaft städtisches Bürgerthum mit der Mannichfaltigkeit seines gewerblichen Wesens schaffen? Auch den Bauernstand hat Markgraf [illegible] durch massenhafte Ansiedelung freier Colonisten [illegible] schen Stammes gehoben und die Entstehung einer [illegible] germanisch-slawischen Dorfverfassung, die Bildung

igen und gesunden Bauernthums angebahnt: eine Schö-
g, die erst im 19. Jahrhundert dem preußischen Staate
politische und volkswirthschaftliche Bedeutung zu be-
cen in den Stand gesetzt ward. Die Verdienste Al-
t's, von diesem Standpunkt aus betrachtet, gestatten
Inwendung von Ranke's Ausspruch („Französische Ge-
ste", I, 3): „Es gibt zwar mancherlei Kriege und
herlei Heldenruhm, das vornehmste Lob gebührt aber
n, welche der Cultur der Menschheit durch siegreiche
fen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an
itender Stelle überwältigt haben."

Wie auf der politischen Laufbahn, so blieb auch im
ilienleben das Glück Albrecht dem Bär ein „freund-
Genosse". Seine Gemahlin, Namens Sophia, nicht,
man gewöhnlich annimmt, eine Tochter des Grafen
von Salm, sondern wahrscheinlicher hohenstaufischer
nft — diese Annahme erklärt mehrfach Albrecht's
ung zu den Hohenstaufen —, gebar ihm eine statt-
Reihe von Kindern. Von den sieben Söhnen war
üngste, Bernhard, bestimmt, den Stamm der Anhal-
bis auf unsere Tage fortzupflanzen, wie es ihm auch
halten war, bei der Aechtung Heinrich's des Löwen
lten Ansprüche seines Hauses auf das sächsische Her-
um zu erneuern und bei der gänzlich veränderten
der Dinge zur Geltung zu bringen. Im Jahre 1180
t er auf dem Fürstentage zu Gelnhausen aus der Hand
kaisers Friedrich Barbarossa die Fahne des Herzog-
s Sachsen; doch nach einem dreißigjährigen Kampfe
ihm nur ein kleiner Theil desselben. Als Erben
:ließ er zwei Söhne, Albrecht und Heinrich, geboren
einer polnischen, nicht aber dänischen Mutter, wie
früher behauptete. Der erstere ward der Stamm-
der askanischen Herzoge von Sachsen (Sachsen-Wit-
cg und Sachsen-Lauenburg), während Heinrich „als
ünder der jetzt noch blühenden herzoglichen Häuser
Anhalt — der Verfasser schrieb dies vor dem Aus-
n der bernburger Linie —, dem Geschlechte Albrecht's
Bären bis auf die Gegenwart seine Fortdauer ge-
t und den Stamm jenes gewaltigen Mannes erhal-
at, der durch die von ihm ausgegangene Schöpfung
o bestimmendem Einfluß auf die weitern Geschicke un-
Volks gewesen ist".

Zum Schlusse unserer Besprechung möge noch Folgen-
inen Platz finden. Woher stammt Albrecht's Bei-
n „der Bär"? Unser Verfasser hat diese Frage einer
gründlichern Untersuchung unterworfen, als es bis
geschehen. Gewiß ist: Albrecht hat sich ebenso
selbst den Beinamen beigelegt, als er sich in irgend-
bekannten Urkunde mit demselben unterzeichnet findet;
ltesten Siegel der Askanier zeigen keine Spur von
Bären; erst ein Siegel vom Jahre 1323, Bern-
s III., enthält dieses Symbol. Da jedoch bereits
eitgenossen diesen Beinamen gekannt haben müssen —
der gleichzeitige Helmold gedenkt desselben —, so
kt unser Verfasser: „Den Grund des Beinamens
nthe ich darin, daß man ihn auch in dem Beinamen
n berühmten Zeitgenossen und Widersacher, Heinrich
dem Löwen, gegenüberstellen wollte, bei welchem letztern
sich der Beiname aus einem Misverständniß des Fami-
liennamens Welf erklärt", welches letztere, wenn man an
den braunschweiger Löwen denkt, Zweifel aufkommen läßt.
Es ist Sache der Heraldiker von Fach, die Frage zu
einer endgültigen Entscheidung zu bringen.

Uebrigens hat auch der Name Bernburg, wie wir
noch gelegentlich bemerken wollen, mit „dem Bär" nichts
zu schaffen: der Name ist im Munde des Volks aus „Bern-
hardsburg" verstümmelt worden.

Wir nehmen somit Abschied von einem Werke, das
wiederum ein Blatt der deutschen Geschichte von absicht-
lichen und unabsichtlichen Flecken rein gewaschen hat.

Karl Zimmer.

Religion, Natur und Geschichte.

1. Die Naturreligion oder was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe. Von Heinrich Baumgärtner. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Die Versöhnung von Intelligenz, Natur und Offenbarung oder von Idealismus, Materialismus und Christenthum. Von G. A. Lantier. Berlin, Neumann. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die Bibel der Menschheit von J. Michelet. Aus dem Französischen übersetzt. Prag, Steinhauser. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Am Schlusse des vorigen, am Anfang des gegenwär-
tigen Jahrhunderts suchte wenigstens ein großer Theil
der Theologen, ja die herrschende Richtung nach einer
Verständigung mit der wissenschaftlichen Bildung und mit
der Aufklärung; dann aber hat der Ultramontanismus und
die protestantische Orthodoxie sich zu den übereinkömmlichen
Formeln und Satzungen des 16. Jahrhunderts zurückge-
wandt und von der Wissenschaft die Umkehr gefordert.
Indeß die Natur- und Geschichtsforscher wie die Philo-
sophen gaben ihrem Wahrheitsgewissen die Ehre und die-
ser Aufforderung keine Folge, und gegenüber den Dogmen
der Theologen haben sich die der Materialisten festgesetzt
und kämpfen um die Herrschaft unter der Masse der
Halbgebildeten; es entsteht eine Kluft zwischen Glauben
und Wissen, und in der Mitte liegt eine öde Gleichgül-
tigkeit für die Religion, die durch ihre Priester außer Zu-
sammenhang mit dem fortschreitenden Leben gesetzt wird.
Daß dies ein heilvoller Zustand sei, wird niemand be-
haupten, aber bisjetzt wird die Philosophie, welche über
die Gegensätze hinaus eine neue Einigung und Versöh-
nung anstrebt, von beiden Parteien des Tags für über-
wunden und todt ausgegeben, und die Denkfaulheit ver-
breitet diese Meinung und meint sich damit der Ver-
pflichtung überhoben, an der ernsten Gedankenarbeit theil-
zunehmen. Indeß die Zeichen sind vorhanden, daß auch
hier die Welle wieder aufwärts geht, und bereits schließt
Karl Schwarz die Vorrede der dritten Auflage seiner „Ge-
schichte der neuesten Theologie" „der Hoffnung froh, daß
die nächtlichen Spukgestalten der Todten vor dem herein-
brechenden Lichte des Tags weichen, daß noch das gegen-
wärtige Geschlecht die Herrschaft einer freien Theologie

in einer freien, sich aus dem Innersten des Gemeindelebens auferbauenden Kirche schauen wird!“

Soll die Versöhnung von Glauben und Wissen vorangeschreiten und wieder volksthümlich werden, so gilt es, einmal rückhaltlos die wirklichen Ergebnisse der Natur- und Geschichtsforschung aufzunehmen und unbefangen zu fragen, wie das Princip alles Lebens, das Göttliche, der ewige Grund des Seins beschaffen sein müsse, um die Welt, Natur und Geist, begründen zu können; es gilt zu sondern, was wirkliche Erkenntniß von Gesetzen und Kräften der Dinge, und was blos eine Hypothese ist, wie die Theorie des Materialismus, der bis heute sich noch nicht einmal angeschickt hat zu erklären, wie aus der Vielheit und dem Wechsel blinder Stoffatome die bleibende Einheit eines Selbstbewußtseins und ein zweckmäßiger Organismus hervorgehen könne. Wir haben ein vortreffliches Buch von Ulrici: „Gott und die Natur“, welches den Nachweis führt, wie vom Sternenhimmel an bis zu den Organismen der Erde die eigenen Erkenntnisse und Theorien der größten Naturforscher den ewigen Beweger des Aristoteles, den selbstbewußt ordnenden und schaffenden Geist voraussetzen oder dahin führen. Andererseits wird man von all den Satzungen einmal absehen müssen, die mit der Sittlichkeit und dem Seelenheil nichts zu schaffen haben; denn wenn der Glaube selig machen soll, so kann er sich doch nur auf solches beziehen, dessen Bedeutung für sein inneres und wahres Glück jeder selbst empfindet. Nicht umsonst sei die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf das Leben Jesu hingewandt; seine eigene Lehre, wie sie in der Bergpredigt, den Sprüchen und Parabeln der Evangelien vorliegt, enthält die Principien der Sittlichkeit, die Religion der Liebe und der Freiheit; es wird leicht sein, sie in ihrem Einklange mit der philosophischen Ethik darzustellen, und es entsteht die Aufgabe, damit dann die Errungenschaft der Natur- und Geschichtsforschung zusammenzubringen, und so für unsere Zeit eine Religionswissenschaft ebenso zu begründen, wie es die Kirchenväter, die Scholastiker für das Mittelalter gethan haben. Diesen Anschluß an Jesu eigene Worte und an sein vorbildliches Leben erfrecht sich freilich der Ultramontanismus für unchristlich zu erklären; er sagt aber damit nur, daß er selbst anders lehrt als Christus.

Baumgärtner, selbst ein Naturforscher, spricht in seiner neuen Schrift (Nr. 1) sich also aus:

Wenn wir überall den Ergebnissen der Naturforschung ganz ausschließlich die rationelle Darlegung der christlichen Lehren zur Seite stellen, so möchte kaum ein wesentlicher, durch Klärung der Meinungen nicht zu beseitigender Widerspruch zwischen beiden sich erheben. Gewiß es ist dem Christenthum vollkommen möglich, neben den Fortschritten der Wissenschaft sich nicht allein eine Dauer für die ganze Existenz der Menschheit zu sichern, sondern auch seine Kirchen zu Tempeln einer allgemeinen Religion umzuwandeln, wenn dasselbe nämlich nur an den ursprünglichen, so erhabenen und einfachen Lehren, dem Glauben an einen einzigen Gott und an die höhere Bestimmung des Menschen, und an der christlichen Moral mit Bestimmtheit festzuhalten sich zum Gesetze gemacht hat, und nur in dem Falle, wenn in Kirche und Schule in Glaubenssachen den Fortschritten der Wissenschaften und selbst dem einfach richtigen Verstande unabänderlich gewaltsamer Widerstand entgegengesetzt wird, wird es schließlich zur Nothwendigkeit werden, den religiösen Bedürfnisse der Menschheit unmittelbar durch den Fortschritt zu befriedigen. Die Macht des Gedankens gewinnt immer festern Boden und gibt der Hoffnung Raum, daß der Geister mehr und mehr es lernen werden, sich von Uebertreibungen zu halten. Eine heilige Aufgabe muß es aber unter den Verhältnissen für uns bleiben, die freie Entwicklung unserer geistlichen Kräfte zu wahren.

Der Verfasser hat seine Weltanschauung in folgenden vier Sätzen zusammengestellt:

Das Menschengeschlecht und die organische Schöpfung überhaupt gingen nicht unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervor, sondern bildeten sich nach bestimmten Gesetzen allmählig unter Einflüssen aus dem Ganzen. — Diese Vorgänge [illegible] den in Bildung der Anfänge und wirklichen, durch die Schöpfungsperioden hindurchschreitenden und zu stets Vollkommenern führenden Entwickelungen der organischen Körper, und der immer vollkommener werdenden Entfaltung des Geistes. Es bildeten und gestalten sich ohne Zweifel jetzt noch Welten des Universums, von welchen aus das Leben sich in neue Kreise verbreitet. — Durch die Weiträume gehen Entwicklungsströmungen, und der Mensch, in die Reihe der Geschöpfe höhern Weltordnung eingetreten, hat seine Bestimmung unterliegenden Zielen.

Die organisirenden Entwickelungsströme elektrischer sind eine Hypothese Baumgärtner's. Daß aber [illegible] ganismus, ein selbstbewußter Geist nicht fertig gemacht nicht von außen gemacht werden können, sondern [illegible] innen heraus aus einem Keime entwickeln und sich gestalten müssen, liegt in ihrem Begriffe, und [illegible] der diesen Begriff verwirklichen wollte, ließ deshalb Quellen und Kräften des Lebens freien Lauf, [illegible] ihnen Gesetz und Ziel gab, und daß die Individuen der Natur wie in der Geschichte sich emporarbeiten, sie zur Freiheit empordienen müssen unter der [illegible] der Vorsehung, das ist die große Wahrheit, [illegible] Darwin'schen Lehre zu Grunde liegt.

Lautier (Nr. 2) bekämpft die Hegel'sche Philosophie, welche meine, mit dem Netz ihrer logischen Kategorien den sich innerhalb derselben entwickelnden realen [illegible] zu haben, und in gleicher Weise den geistleugnenden Materialismus; doch sieht er in diesem letztern einen berechtigten Kampf für das Recht der Materie, der Realität. Wahrnehmen und Denken, Geist und Natur müssen zusammenwirken, die fortschreitende Cultur schaffe ihr entsprechende körperliche Organe, der Leib ist wesentlicher Factor des Geistes. Von da aus kommt der Verfasser zur Ueberzeugung, daß nirgends eine todte Einheit das wahre Sein sei, sondern die Ueberwindung und Einigung von Unterschieden und Gegensätzen. Das Princip der Philosophie ist das [illegible] nismus, sagen wir mit ihm, finden aber den Leib nicht glücklich, wenn er ihn die Einheit selbstständiger [illegible] ander widersprechender Glieder nennt, denn [illegible] widersprechen ja den Muskeln nicht, noch die Augen den Ohren, die Arme den Beinen, aber sie sind [illegible] voneinander, gehen aus der ursprünglichen Einheit hervor und wirken zum Ganzen einhellig zusammen.

Jeder Keim eines Gegenstandes, jeder Gegenstand selbst in sich den Trieb, sich zu entfalten, zugleich aber den Trieb, Entfaltete zusammenzuziehen, und nicht minder den durch Ordnen der so entstandenen Bildungen sich mehr und mehr gestalten; — erst das Zusammenwirken dieser Kräfte ist das n, und das Leben ist die Wahrheit!

Darum ist Arbeit, die Gegensätze ausgleichende Arbeit Recht die Forderung des Verfassers, und er sagt gut:

Gott ist ein Gott der Arbeit und nicht der bloßen Ruhe, Schlafes oder Todes; er bekämpft das Böse, und durch Arbeit des vollendeten Ueberwindens aller Weltschwierig- ı ist er der vollendete Meister.

Lautier's naturwissenschaftliche Ansichten bedürfen übri- der Läuterung. Es ist nicht richtig, daß man das den der Motten aus sich zusammenfilzenden Tuch- ı leicht beobachten kann — die Motten entwickeln sich aus dem Tuch, sondern aus ihren Eiern; es ist richtig, daß die Umlaufszeit der Erde um die Sonne vier, hundert, tausend Jahre Correcturen nöthig e, denn diese sind im Kalender nur darum erforder- weil man das Jahr zu 365 Tagen annimmt, aber gut weiß, daß dies um beinahe 6 Stunden zu we- ſt; es ist nicht richtig, daß Gase sich in Lichtarten andeln lassen u. ſ. w.

In Bezug auf die Theologie sagt Lautier, daß man utage mit der bisherigen Kirchenlehre nicht mehr aus- t. Doch sieht er bereits in der evangelischen Union rhebung des Protestantismus aus dem Gebiete der natik in das der Religion, indem jene sich alle Er- ngen der Wissenschaft für ihre fortschreitende Lehr- ıg aneigne. Die Einheit oder das Zusammenwirken istorischen und idealen Christus, die wirklich mensch- Natur Jesu vollendet erfüllt mit der göttlichen wis- ıftlich zu begründen, ist ihm die Aufgabe der heuti- Religionsphilosophie. Seine ganze Schrift besteht in Forderungen, Anregungen, Winken als in einer und zusammenhängenden Durchführung, zeugt aber o für das Bedürfniß der Versöhnung von Glauben Wissen.

Michelet, seit Jahren als ein schwärmerischer Den- n phantasirender Historiker zu Paris bekannt, sagt inem neuen Werke (Nr. 3):

ies geheiligte Buch, welches in Wahrheit nichts von mir trägt, welches die Seele des Menschengeschlechts ist, jedem darzubieten, was es mir selbst gewährt: eine große gung über jede menschliche Prüfung, eine heilige Freude, en Frieden des Lichts.

er Grundgedanke ist gut und zeitgemäß: Michelet uns dadurch aus den Engen und Schranken der lterlichen Dogmatik befreien, daß er die edelsten hönsten religiösen Ideen der Menschheit, wie sie anges und Nil, wie sie in Hellas und auf den von Iran in Lehrsprüchen und Gedichten offenbar en, zu einem Ganzen zusammenstellte; aber die rung ist so subjectiv wie möglich: er läßt so wich- ıd ausgebreitete Religionen, wie das Buddhisten- ınd den Islam ganz beiseite, er stellt zur Abwech- selung einmal alles Arische ins Licht, alles Semitische in Schatten, während die arischen Nationen selbst doch die unter den Semiten entstandenen Religionen aufgenommen haben; er ist nirgends nur halbwegs vollständig, sondern wählt nach Willkür einzelnes heraus, über das er sich in Betrachtungen ergeht, und da läuft denn mit dem Innigen und Sinnigen auch das Unverstandene und Verkehrte bunt durcheinander. Was Michelet von seinem Buch abweisen möchte, das wendet sich gar leicht auf dasselbe an: „Träumereien einer vagen Phantasie." Wie stark ist er in symbolischen Deutungen, die völlig nichts bedeuten, bei denen sich niemand etwas Klares denken kann, z. B.:

Der Erlöser Prometheus war der Bürgerstaat. Je mehr der Mensch vom Zeus verlassen wurde, desto mehr wurde er für sich selbst eine Vorsehung. Sein Kaukasus, nicht der Knechtschaft, sondern der freien Thatkraft (!) wurde die Akropolis von Athen (wo er angeschmiedet war?).

Michelet vergißt im zweiten Satz, was er im ersten gesagt hat. Apollo und Herakles sollen anfangs roh, plump gewesen sein, bis Athen ihnen zu Ehren geistreiche Fabeln erfunden; bald darauf lesen wir: „Der Apollo-Cultus besitzt in seinen ältesten Formen den Charakter der Ordnung, der Harmonie, der Menschlichkeit, des Friedens, er athmet den lieblichen Geist der Musen!" Und von Herakles lesen wir das treffliche Wort:

Es gibt in Griechenland einen Helden, dessen Thaten Arbeiten sind; es beweist ein wunderbar vernünftiges Urtheil, einen starken, gesunden Menschenverstand, daß gegen die Vorurtheile, welche die Arbeit verachteten, der große vergötterte Held gerade der Arbeiter ist.

Wir sind freudig überrascht, wenn wir von Aeschylus lesen: „Sein wahrer Platz ist zwischen Jesaias und Michel Angelo"; aber dann soll sich bei ihm nichts finden, was versöhnt und tröstet, und doch wieder soll er unter den furchtbaren Schlägen und Prüfungen des Schicksals am Schlusse das Gericht, den erhabenen Sieg der Gerechtigkeit haben, als ob das nicht versöhne und tröste!

Michelet beginnt mit dem indischen Epos „Ramayana", „der Bibel der Güte". Er erzählt uns, daß neuerlich bei der Wiederauffindung Indiens die Kritik zum ersten male an dem europäischen Ursprung aller Weisheit gezweifelt habe, als ob man denselben nicht seit Jahrtausenden in Aegypten und Judäa gesucht, die doch bekanntlich in Afrika und Asien liegen. Er sieht fälschlich in den „Veden" das älteste Denkmal der Welt, denn daß uns in den Inschriften Aegyptens viel ältere religiöse Hymnen überliefert sind, weiß er nicht. Er liest aus einzelnen Vedagesängen wie aus den epischen Dichtungen manches Wahre, Zartgefühlte, Edelsinnige heraus, aber an eine wirkliche objective Darlegung des Gehalts ist nicht zu denken. So ist es gut empfunden, daß die Thiere an der Culturarbeit der Menschheit Antheil nehmen, und daß das „Ramayana" dies dadurch darstellt, daß die Affen dem Helden Beistand leisten im Kampfe gegen die Wildheit des Riesen, daß der Held den Affenkönig nach dem Siege umarmt. Aber vom eigentlichen Brahmanenthum ist sowenig wie von Buddha die Rede. Fichte hat in einer

Besprechung meines Buchs über „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung“ die Theologen darauf hingewiesen, wie die religiösen Ideen der Menschheit dort Gestalt gewonnen, damit der Blick erweitert werde; ich glaube für die Leser bemerken zu dürfen, daß dort (I, 367—521) die erste zusammenhängende Geschichte des indischen Geistes, seiner Poesie, seiner Weisheit gegeben ist, erläutert durch reiche Mittheilungen aus den Quellen.

Daß im Parsismus der Kampf des Lichts gegen die Finsterniß, des Guten gegen das Böse, der Arbeit gegen alles Wüste dargestellt ist, verkennt natürlich auch Michelet nicht; daß am Ende die Ueberwindung und Bekehrung des Bösen und der Sieg des Guten sein werde, nennt er eine Idee, welcher alle edeln Herzen sich anschließen, und sagt in seiner geistreich sinnigen Weise:

Ein berühmter Schriftsteller, Montesquieu, berichtet, daß er einmal eine lebhafte Regung des Gewissens verspürte, eine starke und entschiedene Neigung, ein rechtschaffener Mann zu werden. Das ist gerade derselbe Moment, den Persien in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit darstellt, ein Entschluß, gerecht zu sein.

Er gedenkt auch des Feruers, des Ideals der Seele, zu dem sie sich im Leben emporarbeitet, um mit ihm und Gott vereint zu sein; er gedenkt der Heldensage, aber alles obenhin, ohne gründliches Eingehen auf das Eigenthümliche.

Auch über Griechenland finden wir nirgends eine klare Einsicht in das Wesentliche und in die geschichtliche Entwickelung. Weder der ursprüngliche Zeus-Cultus, noch Apollo und Athene oder Dionysos sind in ihrer Bedeutung erkannt, namentlich weiß Michelet von den Eleusinischen Mysterien nichts zu sagen, das uns den Werth derselben klar machte. Nicht Homer, nicht die Tragiker, nicht die Plastiker, noch die Philosophen sind nach ihrem Ideengehalte, nach ihrer Wichtigkeit für das religiöse Leben verdientermaßen gewürdigt. Alexander der Große soll die Vernunft unterdrückt haben; seine Geschichte sei absurd, romanhaft, toll; seine Selbstvergötterung habe in der müden, verzweifelnden Welt eine Krankheit bewirkt: die messianische Epidemie! Dann lesen wir wieder einmal ein schönes und tiefes Wort:

Der griechische Genius ist an zwei Welten vorübergegangen. Er hat inmitten der Dinge gelebt, aber die beiden Enden, die Pole, die großartigen Perspectiven, die sich von der einen oder der andern Seite öffnen, hat er vernachlässigt; er hat weder die Liebe noch den Tod gründlich gewürdigt.

Dies führt uns nach Aegypten, „dem großartigsten Monument des Todes auf diesem Erdenball“. Aber auch hier und bei den viel schwerer zu verstehenden Culten und religiösen Ansichten der Syrier, Phrygier wechselt das Oberflächliche mit richtigen Blicken in das Herz der Völker. Daß die Stadt Babylon einen Umfang von 365 Stunden gehabt, kommt wie mancher Unsinn und manche Seltsamkeit auf Rechnung des Uebersetzers, der mit den Sachen gar nicht vertraut gewesen sein kann: das nöthigt um so mehr zur Vorsicht beim Gebrauch des Buchs. Ich muß auch hier bei den heidnischen Semiten wie bei den Juden auf meine erwähnte Schrift verweisen.

Die humanen Gesetze, daß der Fremde sich in Judäa wie im eigenen Lande befinden, daß ein ins Land flüchtender Sklave nicht ausgeliefert werden, sondern Schonung finden soll, nennt Michelet die Politik eines [illegible] Landes, das um jeden Preis Bewohner haben wolle. [illegible] ihm haben die Juden in Aegypten an den Pyramiden gebaut, wovon die Denkmäler nichts melden; nach [illegible] war die Geschichte Joseph's in Aegypten unmöglich, [illegible] dort der Hyksos (Hirte) für unrein galt; daß die Hyksos jahrhundertelang herrschten, und damals die stammverwandten Israeliten einwanderten, weiß also Michelet [illegible]. Die Juden sind ihre Sklaven, denen der Begriff [illegible] rächenden Gottes, eines Vertilgers Bedürfniß ist, [illegible] gegen den entnervenden, sinnlich-wollüstigen Cultus [illegible] Nachbarn kehren sie sich mit Schande und Wuth zu [illegible] wilden Jehovah! Doch erkennt er an, daß die Propheten die religiösen Ideen und den Gottesdienst reinigten, [illegible] geistigten. Aber er findet im Alten Testament sowohl [illegible] Inhalt als der Form nach ungeheuere Trockenheit. [illegible] fragen uns verwundert, ob denn nicht die Psalmen, [illegible] Propheten, der Hiob darin enthalten sind? Aus dem [illegible] henliede, diesem anmuthigen und glühenden Lied der [illegible] treue, die sich auch den Werbungen des Königs Sa[illegible] gegenüber dem Hirtenbräutigam bewahrt, aus dieser [illegible] der Dichtung, die nach Galiläa hinweist, wo dann [illegible] Jesus von Nazareth lehrte, macht Michelet einen [illegible] syrischen Gesang.

Das Christenthum ist ihm der Triumph des [illegible] des Weibes, das vom Manne nichts weiß. „Keine [illegible] heit von Marmor konnte Stich halten, als die [illegible] Grazie selbst am Altar den Dienst versah.“ Er [illegible] daß viele in Jesus selbst nur eine Luftspiegelung [illegible] als wenn es nur die Seele der Maria wäre, [illegible] selbst abspiegelte, zu sich sprach, sich belehrte, sich [illegible] sich außer sich schuf, um sich lieben zu können. [illegible] dem heiligen Johannes war die Magdalena der [illegible] Zeugin der Auferstehung; sie allein sah ihn mit den [illegible] gen ihres Herzens.“ Der Kampf des Paulus [illegible] den griechischen Geist gerichtet, die sinnliche Liebe [illegible] gelassenen Schönen ihm viel zu schaffen gemacht [illegible] Michelet läßt ihn mit einer Novellenfigur des 2. [illegible] hunderts, mit Thekla, reisen, durch Phöbe einen [illegible] nach Rom in den Palast Nero's senden, wo diese [illegible] mit dem Stoiker Seneca, das Weib, die Gnade [illegible] Mannhaftigkeit und Gerechtigkeit einen der heftigsten [illegible] streite der Welt führt. Wenn das keine „Träume einer vagen Phantasie“ sind! Michelet ist ohne alles [illegible] ständniß des Christenthums, das in sich bereits semitische [illegible] arische Elemente zum allgemein Menschlichen und [illegible] heitlichen zusammenfaßt. Und warum hat er die [illegible] Ideen der Celten und Germanen nicht berücksichtigt?

Die drei besprochenen Bücher lassen allerdings [illegible] erkennen, was als Sehnsucht in den Seelen liegt, [illegible] Bedürfniß der Gegenwart ist, als daß sie schon [illegible] füllung böten. Aber auch diese wird nicht [illegible] sondern sich in einer gemeinsamen Gedankenarbeit [illegible] facher Kräfte vollziehen.

Moriz C[illegible]

Eine populäre Dante-Studie.

„Nur durch Geduld und Anstrengung wird man ver-
t mit diesem Dichter, und erst beim zweiten und drit-
Lesen gelangt man zum vollen Genuß.“ So lautet
Ausspruch A. W. von Schlegel's über die „Gött-
Komödie“, und wenn derselbe auch wörtlich auf jedes
haft große Dichterwerk anzuwenden ist, so darf er
vor allen andern für die grandiose Vision des un-
lichen Florentiners in Anspruch genommen werden.
ich kann eine solche Forderung dem Gedichte nicht zu
eindringlicher Empfehlung gereichen in unserer Zeit
Dampfes und der Eisenbahnen, wo man ebenso schnell
und studirt als lebt und fährt, und bei einem Ge-
ht, welches die Blicke lieber auf die praktischen Ta-
itungen und pikanten Feuilletons richtet, als auf ein
länger als sechstehalb Jahrhunderten entstandenes Ge-

Vollkommen gerechtfertigt sind die Anklage und der
me Wunsch, wie beides der Verfasser des vorliegen-
Schriftchens:

e Alighieri. Studie von Hermann Grieben. Köln,
Mont-Schauberg. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

inem vorangestellten — mutatis mutandis Lessing
ebildeten — Motto ausspricht:

Wer wird nicht einen Dante loben!
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Er könnte weniger erhoben,
Doch fleißiger gelesen sein.

Dante ist seit den Zeiten der Romantiker in unserer
tliteratur“ und in unsern Uebersetzungswerken hei-
; die Zahl der Uebertragungen dieses Dichters ins
sche wird die Shakspeare's nächstens übertreffen; die
Bibliothek angewachsenen Erklärungswerke können mit
Faustcommentaren in Bezug auf Anzahl, Stärke,
rsamkeit und Tiefsinn keklich in die Schranken tre-
— und das will doch gewiß viel heißen in einem
e, wo sich nach Heine jeder Billardkellner über Goe-
„Faust“ den Kopf zerbricht! Und trotz alledem dürf-
iejenigen in Deutschland, welche die „Göttliche Ko-
“ von Anfang bis zum Ende und zwar mit Genuß
Verständniß gelesen haben, leicht zu zählen sein. Wenn
länge, in größern Kreisen unsers Volks als bisher
esse und, was dann von selbst kommen müßte, Liebe
den hohen Schwung und die ideale Schönheit der
tlichen Komödie“ zu erregen und zu nähren, so wäre
Gewinn davon nach unserm Dafürhalten sicherlich nicht
g anzuschlagen. Eigenschaften, wie die erwähnten,
nden mit einem gewaltigen und unabhängigen Geiste,
ich aller Verfolgung und Bedrängniß ungeachtet in
Zeile Luft macht, sind für alle Zeiten und jedes
besonders aber für uns Deutsche nachahmungswerthe
ilder.

Zu der jüngst erschienenen vortrefflichen und auch in
l. bereits gehörig gewürdigten neuen Uebersetzung
„Göttlichen Komödie“ von Karl Eitner bildet die
ft Grieben's, entstanden aus einer Anzahl von früher
orfeier von Dante's Jubiläum im Feuilleton der „Kölni-
Zeitung“ veröffentlichten Aufsätzen dieses Autors eine
willkommene Ergänzung, einen im gleichen Sinn und
Geist mit Eitner's Unternehmen populären Commentar.
Schon ihr Umfang — sie bringt non multa, sed mul-
tum — weist sie jedem zur Lektüre an, der nicht Zeit
oder auch nicht Lust hat zum Studium bogen- und bän-
dereicher Werke; noch mehr Freunde aber werden der
Broschüre die einfach klare, leicht und allgemein verständ-
liche Vortragsweise und der frische, kräftige — oder um
mich eines zeitgemäßen Schlagworts zu bedienen —, pikante
Hauch origineller Anschauung und Auffassung gewinnen.

Es ist vorzugsweise die politische Bedeutung des Ge-
dichts, welche der Verfasser hervorhebt:

Auf diesem schwankenden Boden, der heute stürzte, was
er gestern erhoben, und eine Giftvegetation von Frevels und
Lastern gebar, in dieser schwülen Lebensluft einer diabolischen
Sittenlehre, in dieser Zeit furchtbarster Erregung, in der alles
Partei ergriff und nichts mehr feststand vor dem allgemeinen
Strudel der Verwilderung, erwuchs und entwickelte sich der
Dante'sche Genius aus der Tiefe seiner Anlage nicht nur zum
Gelehrten und Dichter, sondern auch zum großen politischen
Charakter.

Bereits in Dante's Jugendgedicht, der „Vita nuova“,
spiegelt sich das große Charakterbild, das uns aus dem
Rahmen der „Göttlichen Komödie“ so ehrfurchtgebietend
und bewunderungfordernd entgegentritt.

Es ist ein seltsames Buch, diese „Vita nuova“! Einmal
glaubt man darin eine durchaus naive Liebesgeschichte zu ver-
nehmen, die in aller Aufrichtigkeit alles beichten und nichts
verschweigen zu wollen scheint. Dann springen aber wieder so
viele wunderliche Dinge und Bilder, Bemerkungen und Andeu-
tungen dazwischen, daß man wol gegen den „buchstäblichen Sinn“
der Erzählung mistrauisch werden und „zwischen den Zeilen“
das zu lesen suchen muß, was diese „Wahrheit und Dichtung
aus meinem Leben“ denn eigentlich zu bedeuten hat.

Ganz dasselbe gilt auch für Auffassung und Erklä-
rung von Dante's Hauptwerk: der „Göttlichen Komödie“.
Nicht in theologisch-scholastischen Spitzfindigkeiten oder
wässeriger Moral sucht der Verfasser die Entzifferung
dessen, was hier und dort „zwischen den Zeilen“ steht,
sondern einzig und allein auf dem Gebiete geschichtlicher
Thatsachen. Das Verfahren selbst ist heutzutage aller-
dings nicht mehr neu.

Die Zeitgenossen und nächsten Nachkommen Dante's
verstanden wohl, was mit dem Gedicht eigentlich gemeint
sei, sie verstanden es so gut, daß sechs Jahre nach seinem
Tode Papst Johann XXII. die Gebeine dieses „verfluch-
ten Zauberers, Lästerers der Päpste und Verbreiters ketze-
rischer Meinungen“ schimpflich verbrennen und die Asche
in alle Winde streuen wollte. Aber dann kam eine Zeit,
welche mit Boccaccio begann und bis auf Rosetti — fünfte-
halbhundert Jahre fast. — dauerte und welche redlich dazu
beitrug, durch moralisch-verwässernde Deutungsbrühen
aller Art den Genuß der „Göttlichen Komödie“ jedem
Unbefangenen gründlich zu verleiden. Die moderne Wissen-
schaft hat aber auch hier aufgeräumt und die ursprüngliche
Farbenfrische des Gedichts von den entstellenden Ueber-
malungen befreit. Was dabei zu Tage kam, das faßt
in überraschender Vollständigkeit auf dem kleinsten Raume
Grieben in seiner Schrift zusammen. Die Beweise für
die „Göttliche Komödie“ als Spiegel jener Zeit und

politische Satire, die aus der Chronik der gleichzeitigen Ereignisse beigebracht werden, sind ebenso geistreich und scharfsinnig als schlagend. Dante von seiner Gegenpartei aus der Vaterstadt verbannt, sieht in dem heillosen Treiben derselben den Untergang Italiens voraus. Er wandert rastlos von Ort zu Ort, um einen Rächer und Retter zu suchen, der mit starkem Arm dazwischenfahre. Aber alle seine Hoffnungen werden getäuscht.

Da setzte sich denn der Dichter selbst zu Gericht, goß seine Straffsentenzen in eherne Terzinen und sprach seinen vollen Fluch über die „teuflischen Rebellen" wider das von Gott verordnete Kaiserregiment, über die lasterhafte Hab- und Herrschgier des Papstthums und dessen „Satansgenossen" (Frankreichs) und über die aus solcher tiefer Entehrung der Kirche als Frucht der Sünde gezeugte und immer fortzeugend Schmach und Schande gebärende Sittenlosigkeit und Unzucht der Völker aus. ... Vor seiner Phantasie gestaltete sich die Zeitgeschichte zum Weltgericht, und unter seiner Künstlerhand wurde die „Commedia" zu einer religiös-politischen Satire im großartigsten Stile.

Sogar eine vom Verfasser über das von Dante in seinem großen Gedicht zum ersten male angewandte Versmaß (Terzinen) und dessen Genesis angestellte Untersuchung führt zu der überraschenden Entdeckung, daß selbst darin auf eine politisch-satirische Tendenz hingewiesen sei. Daß ferner Dante's Leben und Schicksale keinen geringen Factor zur Erlangung eines gleichen Resultats bilden, versteht sich von selbst. Allerdings theilt Dante das Schicksal nur unzuverlässig auf uns gekommener Lebensnachrichten mit manch anderm großen Dichter und Künstler früherer Zeit, wo das „Memoirenschreiben" noch für ein ausschließliches Vorrecht derer galt, welchen in das Rad der Weltgeschichte selbstlenkend einzugreifen vergönnt war, und es noch nicht zur Modesache gehörte, daß jedermann sein wirkliches oder eingebildetes Leid in Plakatformat an die Straßenecken schlug. Ueber Dante's innere Kämpfe schweigen alle gleichzeitigen Quellen anderer. Diesem Uebelstand die Spitze abzubrechen, gibt es glücklicherweise ein Mittel, dessen Anwendung noch selten die Biographen und Commentatoren eines wahrhaft großen Dichters im Stiche gelassen hat: die aufhellende Betrachtung des Zusammenhangs und der Wechselwirkung zwischen Leben und Werken.

Wenn je eines Schriftstellers Werke den Stempel nicht nur seiner eigenthümlichen Geistes-, sondern auch seiner Charakterentwickelung getragen haben, wenn je eines Dichters Gedichten die Beichte seiner innersten Erlebnisse, seiner im Kampfe mit den äußern oft so widerwärtigen Verhältnissen reifenden und gereiften Erkenntniß gewesen sind, so ist dies bei Dante der Fall. Bei ihm war Leben und Wirken identisch wie Ursache und Wirkung; bei ihm war Dichten und Trachten eins und der Stil das sprechende Abbild seines Charakters. In dem, was er geschrieben, zeigt sich uns der gewaltig ringende, unbeugsame, unerschütterliche Mensch, ein unendlich tiefes Gemüth, ein auf dem phantastisch verworrenen Gebiete des mittelalterlichen Wissens rastlos arbeitender Geist, ein Himmel und Erde mit seiner Phantasie umfassender und seine Visionen plastisch gestaltender Genius, ein über sein ganzes Jahrhundert gleich einer Feuersäule emporlodernder mächtiger Charakter.

Solche Menschen sind seltene Phänomene, und eine Persönlichkeit allein schon lohnt es der Mühe, daß man sich an ihr erbaut und kräftigt zu eigener That. Betrachte sie uns nun gar im Spiegel eines Kunstwerks von plastischer Gestaltung, so überraschendem Reichthum an tiefer Sättigung des Colorits vom tiefsten Dunkel zum strahlendsten Lichte entgegentreten, wie Dante in seiner „Divina commedia": da sollte wahrlich keiner sie namenlos vorübergehen. Politik ist ja das Losungswort unserer Zeit, wo der berüchtigte Goethe'sche Vers fast ins gerade Gegentheil umgekehrt hat; vielleicht lockt dieses verführerische Aushängeschild manchen in die gewaltige Dichtung; die darin zum begeisterten und begeisternden Ausdruck gekommene sittliche Idee wird auch in diesem Falle nicht spurlos am Geiste des Lesers vorübergehen und der Gewinn davon groß sein.

Ist zum Schlusse noch eine kleine Ausstellung zu machen, so ist es nur die, daß einige Wiederholungen zu rügen, die journalistische Abstammung der einzelnen Theile des Werkchens erinnern; sie hätten bei der Ausgabe als Buch getilgt oder doch übermalt werden können.

Feuilleton.

Historische Zeitschriften.

Während es seither nur selten hat gelingen wollen, eine Zeitschrift für Universal- und Culturgeschichte, ein periodisches Organ von großem Gesichtskreise dauernd ins Leben zu rufen, bestehen und prosperiren eine ganze Anzahl localer historischer Zeitschriften, deren sichere Basis die provinziellen Historischen oder Alterthumsvereine bilden. Als Sammelpunkte für eine Reihe zum Theil werthvoller und fast immer ziemlich mühseliger Einzelforschungen, als Fundgruben für die allgemeinere Geschichtschreibung haben diese Zeitschriften, Jahrbücher und andern Publicationen Bedeutung und Wichtigkeit erlangt, während begreiflicherweise ihr unmittelbarer Leserkreis ein sehr kleiner zu sein pflegt.

Völlig neu begründet ward von Zeitschriften dieser Art das „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols", das von der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck unter Redaction von J. Durig, A. Huber, J. Ladurner, D. Schönherr und J. B. Zingerle, mit Unterstützung des Landtags von Tirol, in jährlich einem Bande von je vier Heften publicirt werden soll. Das „Archiv" wird neben geschichtlichen Abhandlungen auch Besprechungen der gesammten auf Tirol bezüglichen Literatur bringen. Eröffnet ist des ersten Bandes erstes Heft mit sechs „Beiträge zur Kunstgeschichte Tirols" von D. Schönherr, von denen die beiden ersten, das Maximilian-Grabmal in Innsbruck betreffenden, auch für alle außertirolischen Kunstfreunde nicht ohne Interesse sind; ferner bringt dasselbe zwei historische Abhandlungen „Euphemia, Herzogin von Kärnten, Gräfin von Tirol" und „Waren die Grafen von Binstgau, später Grafen von Tirol, schon gegen Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts Vögte des Stifts Trient?", beide von Justinian Ladurner.

Im zweiten Jahrgang liegt uns die „Rätia" vor. Mittheilungen der geschichtsforschenden Gesellschaft von Graubünden, herausgegeben von Konradin von Moor, Präsident der Gesellschaft, und Christian Kind, Pfarrer zu Saas (Schweiz, Antiquariatsbuchhandlung). Eine kurze Geschichte der bündner

chenden Gesellschaft und ihrer bisherigen Wirk-
in sprechendes Zeugniß des wissenschaftlichen Eifers,
nen Mitteln Bedeutendes zu erreichen weiß, und die
die er nicht zu besiegen vermag, durch Beharrlich-
. Daß unter den historischen Abhandlungen der
den gegenwärtigen und künftigen Beiträgen der
ieles von allgemeiner Wichtigkeit sich befinden muß,
der oberflächlichsten Kenntniß von der eigenthüm-
und jahrhundertelangen Verfassung der einstigen
hen Republik. So bietet auch der vorliegende zweite
der Zeitschrift neben dem Abdruck politischer und
Correspondenzen aus dem sogenannten „Schwaben-
den localen Abhandlungen „Tarasp" und „Welches
für den Tschudi'schen Beneficialrotel in Anspruch
" zwei historische Beiträge, die zur Kenntniß weite-
u gelangen verdienten. Der erste betitelt: „Der
Tractat", vom Pfarrer Christian Kind, enthält die
gewisser Parteiwirren, die im 18. Jahrhundert die
Bünde" bewegten und durch den Einfluß auswärtiger
nentlich Oesterreichs, verschärft sowie von ihnen aus-
rden. Als Summe aller Verhandlungen und In-
ß das Wort des Verfassers gelten: „Die Politik
bestand darin, für Uebernahme einzelner Verpflich-
ße Vortheile einzuernten und dann die Erfüllung
Richtungen sich noch besonders abkaufen zu lassen";
ch, der wahrlich nicht blos auf das Verhältniß des
zu Graubündten, sondern zu fast allen kleinern
d Schutzherrschaften paßt. Die zweite Abhandlung
nn von Travers", von Alfons Flugi, skizzirt das
che Leben eines Edelmanns des 16. Jahrhunderts,
m Engadin stammend, Jahrzehnte hindurch für den
n Mann seines Landes gelten durfte. Als Krieger
mann hervorragend, der früheste Schriftsteller in der
diglich gesprochenen romanischen (ladinischen) Sprache,
ergischsten und geistig klarsten Vorkämpfer der Re-
in Graubündten (der er freilich am Schlusse seines
ch die von ihm aus Privatinteressen und Pietäts-
bewirkte Erhaltung des Bisthums Chur ohne Be-
r Folgen die Spitze abbrach), gehört Johann von
jenen ausgeprägten Charakterköpfen, an denen das
ndert nicht blos auf den ersten Blick, sondern bei
rer Kenntniß reicher erscheint als jedes andere.

Bibliographie.

er, G., Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg.
ischer Versuch. Freiburg im Br., Herder. 12. 28 Ngr.
r Malerei und Musik. Eine poetische Anthologie aus Allem
on Alice Salzbrunn. 2ter Thl.: Malerei und Sculptur.
Schäfer. 1866. 8. 20 Ngr.
r, H., Unsere Kirche, ihr Zustand und Ziel. Ein Wort an
n. Hannover, Krüger. Gr. 8. 4 Ngr.
, W., Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Ro-
Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. Jena, Costenoble.
hlr. 15 Ngr.
und Nicolette. Altfranzösischer Roman aus dem 13. Jahr-
setzt von W. Hertz. Wien, Schönewerk. 16. 20 Ngr.
irtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das
s Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.
. Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg.
zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. 2 Thle. Weimar, Böh-
5 Thlr.
., Simon von Montfort. Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8.

., Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. Leipzig, Grunow.
Thlr. 20 Ngr.
chli, J. C., Alt-asiatische Gottes- und Weltideen in ihren
uf das Gemeinleben der Menschen dargestellt. 5 öffentliche
örblingen, Beck. 1866. 8. 26 Ngr.
:, A., Heilige Tage. Gedichte. Wien, Schönewerk. 16.

lt, E., Die Geheimnisse Roms im 19. Jahrhundert. Frei
n L. v. Alvensleben. 3 Bde. Hamburg, Vereinsbuchh.
hlr.
Lord, Der Gefangene von Chillon. Dichtung. In deutscher
mit historischer Einleitung von M. v. der Marwitz. Be-
. 10 Ngr.

Ewald, H., Die mecklenburgische Kirchennoth. Denkschrift für den deutschen Protestanten-Verein. Duderstadt, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Felisch, J., Was in der Luft vorgeht. Populäre Vorträge über Luftdruck, Luftschifffahrt und Meteorologie mit Berücksichtigung der Höhenverhältnisse der verschiedenen Länder. Berlin, Springer. 1866. 8. 20 Ngr.

Fischer, K. P., Zur hundertjährigen Geburtsfeier Franz v. Baaders. Versuch einer Charakteristik seiner Theosophie und ihres Verhältnisses zu den Systemen Schellings und Hegels, Daubs und Schleiermachers. Erlangen, Besold. Gr. 8. 12 Ngr.

Fischer, K., System der Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Frau Evchen. Eine sehr alltägliche Historie. Von Werner Maria. Berlin, v. Decker. 16. 10 Ngr.

Frenzel, K., Dichter und Frauen. Studien. 3te Sammlung. Hannover, C. Rümpler. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Auf heimischer Erde. Neue Novellen. 2 Bde. Hannover, C. Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich, F., Das Buch von der Liebe. Nach Stand und Beschäftigung. Lustige Bilder. Wien, Schönewerk. 16. 20 Ngr.

Geisler, M., Ueber Religions-Freiheit. Halle, Pfeffer. 8. 5 Ngr.

Gelbcke, F. A., Die Mutter der Strelitzen. Tragödie. Leipzig, Klinkhardt. 16. 15 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 3ter Bd. 2te Abth. Heinrichs IV. Kämpfe. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goltz, H. Freih. v. der, Ueber die universale Bedeutung der Bibel. Academische Antrittsrede. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 4½ Ngr.

Grabowski, S. Graf, Gesammelte Novellen und Erzählungen. 2 Bde. Wien, Hartleben. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hanko, J., Die Erde in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Breslau, Maruschke u. Berendt. 8. 16 Ngr.

Heine, G., Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten. Ein Stück deutscher Geschichte, dem anhaltischen Volke erzählt. Köthen, Heine. 1866. 8. 12½ Ngr.

Herbert, P., Zwischen Leben und Sterben. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hiltl, G., Gefahrvolle Wege. Historischer Roman aus der Zeit Ludwig's XIV. 4 Bde, Berlin, Lemke, 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Huber, A., Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Klemm, G., Vor 50 Jahren. Culturgeschichtliche Briefe. 2 Bde. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 2 Thlr.

Kluckhohn, A., Ludwig der Reiche Herzog von Bayern. Zur Geschichte Deutschlands im 15. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kuh, E., Ueber neuere Lyrik. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Kutschera, A., Geschichte der Vorzeit aus Denkmalen. 1stes Hft. Graz. 16. 4 Ngr.

Krauß, P., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr.

Luhojatzky, F., Der baierische Hiesel oder: Der Lebensgang eines Wildschützen. Erzählung. 1ste u. 2te Lief. Löbau, Walde. 8. à 2½ Ngr.

Maltitz, H. v., Altadlige Haus-, Hof- und Familiengeschichten. 2te Abth.: Das gräfliche Haus Rottorff. Roman in 4 Bdn. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Meyer v. Schauensee, Louise, Der alte Soldat. Erzählung. Köln, Bachem. 8. 10 Ngr.

Naumann, F., Das Nibelungenlied. In Romanzen. Leipzig, Brockhaus. 1866. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rüscheler, H., Die Staatstheorie des Thomas Hobbes. Eine philosophische Abhandlung. Mit einem Vorwort von A. L. Kym. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Pflug, F., Von Nah und Fern. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1866. 8. 24 Ngr.

Quaglio, A., Des Briganten Liebe. Original-Novelle. Brünn, Karafiat. 8. 15 Ngr.

Ringseis, Emilie, Gedichte. Freiburg im Br., Herder. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rußß, K., In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. Berlin, Boetticher. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. 21ster Bd.: Geschichte meiner religiösen Meinungen. Von J. H. Newman. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündeln. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr.

Sander, C., Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schatzsagen und Schatzerzählungen aus der Umgegend von Leipzig. Leipzig, Reusche. 8. 7½ Ngr.

Schumacher, H. A., Die Stedinger. Beitrag zur Geschichte der Weser-Marschen. Gekrönte Preisschrift. Bremen, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Shakespeare, W., König Lear. Deutsch von F. Bodenstedt. Berlin, v. Decker. 8. 15 Ngr.

Silberstein, A., Die Alpenrose von Ischl. Eine Geschichte. 2 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 3 Thlr.

Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland. Aus dem Leben eines holländischen Dorfpastors. (Von C. E. van Koetsveld.) Deutsch von H. R. Schollenbruch. Elberfeld, Bädeker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorbilder. I. Franklin. Stephenson. Piepenstock. Elberfeld, Bädeker. 8. 1½ Ngr.

Weiland, R., Kaiser und Papst. Historisches Drama in 5 Aufzügen und einem Vorspiel. Dresden, Wolf. 1866. 8. 15 Ngr.

Zeller, E., Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

In der Reihe von Handbüchern, die den Zweck haben, das lebendigere Verständniss des classischen Alterthums auch in weitere Kreise zu bringen, erschien soeben:

Römische Geschichte

von

Theodor Mommsen.

Zweiter Band.

Von der Schlacht bei Pydna bis auf Sullas Tod.

Vierte Auflage.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Griechische Geschichte

von

Ernst Curtius.

Zweiter Band: Bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges.

Zweite Auflage.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Nachstehende Handbücher wurden bereits früher ausgegeben:

Römische Geschichte von **Theodor Mommsen.** Vierte Auflage. Erster Band. 2 Thlr. 5 Sgr. (Die vierte Aufl. des dritten Bandes ist unter der Presse.)

Griechische Geschichte von **Ernst Curtius.** Erster Band. Zweiter Abdruck. 1 Thlr. 6 Sgr.

Römische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. Herausgegeben von **R. Köhler.** 1 Thlr. 25 Sgr.

Griechische Mythologie von **Ludwig Preller.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 14 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Römische Alterthümer von **Ludwig Lange.** Erster Band. Zweite Auflage. 1 Thlr. 20 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 10 Sgr.

Griechische Alterthümer von **G. F. Schömann.** Zweite Auflage. Erster Band. 1 Thlr. 6 Sgr. Zweiter Band. 1 Thlr. 6 Sgr.

Griechische und römische Metrologie von **Fr. Hultsch.** 24 Sgr.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moliere's

Lustspiele

übersetzt

von

Wolf Grafen Baudissin.

Erster Band,

enthaltend: Die Schule der Ehemänner. — Die Schule der Frauen. — Der Misanthrop. — Tartuffe. — Die gelehrten Frauen. —

8. Preis: 1½ Thlr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Theodor Mügge's Romanen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu ha

Theodor Mügge's Romane 24ster und 25ster Ba

Verloren und gefunden.

Ein Roman.

Zweite Auflage. 2 Bde. 8. Elegant broschirt. Preis 1

Vorher erschienen:

1ster bis 3ter Band: **Der Chevalier.** 3 2. Aufl. 8. 1½ Thlr.

4ter bis 8ter Band: **Toussaint.** 5 Bde. 2 8. 2½ Thlr.

9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** 4 2. Aufl. 8. 2 Thlr.

13ter bis 15ter Band: **Afraja.** 3 Bde. 2 8. 1½ Thlr.

16ter bis 18ter Band: **Tänzerin und G** 3 Bde. 2. Aufl. 8. 1½ Thlr.

19ter und 20ster Band: **Die Vendéerin.** 2. Aufl. 8. 1 Thlr.

21ster Band: **Weihnachtsabend.** 2. Aufl. 8.

22ster und 23ster Band: **Arvor Spang.** 2. Aufl. 8. 1 Thlr.

Der anerkannte Werth der **Mügge**'schen Werke, ihr licher Kern, der Reichthum der Phantasie und der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet zur Aufnah **Familien-Bibliotheken.** Der billige Preis und die Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ersch eben und ist durch alle Buchhandlungen zu bezie

Vergleichende Tabellen

über die

Literatur- und Staatengesch

der wichtigsten Kulturvölker der neueren

von

Prof. Dr. **Carl Schmidt.**

Preis 4 Thlr.

Methode **Toussaint - Langenscheidt.** Sy Sprach- und Sprechunterricht für das Selbstst englischen und französischen Sprache. F sisch von Prof. **Charles Toussaint** und Literat **genscheidt.** Englisch von Dr. **Carl** von Dale **Henry Lloyd** und Literat **G. Langenscheidt** 9. Auflage. Leipzig: Rudolph Hartmann; Berlin tion der Unterrichtswerke, Halleschestr. 1.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 16. November 1865.

Inhalt: Französische Studien. Von **Rudolf Gottschall.** — Neue Erzählungen und Novellen. Von **Emil Müller-Samswegen.** — Fragmente zur Sprachwissenschaft. Von **Franz Sandvoß.** — Militärische Denkwürdigkeiten. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Machiavelli. Von **Eduard Schmidt-Weißenfels.** — **Feuilleton** (Literarische Plaudereien.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Französische Studien.

Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Aus Paris. Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreichs von Paul Lindau. Stuttgart, Kröner. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese beiden, aus journalistischen Artikeln zusammengestellten Werke verfolgen den gleichen Zweck, uns über französisches Leben, Denken und Dichten zu orientiren, in sehr verschiedenen Weise. Der bekannte Shakspeare-Erklärer F. Kreyßig zeichnet uns eine Reihe literarischer Studien- und Charakterköpfe, hervorragender Träger des französischen Geistes, in deren Arbeiten er die Grundzüge der neuesten französischen Entwickelung nachzuweisen sucht. Er beschränkt sich dabei so wenig auf die „neueste Epoche", daß er in einigen Charaktertypen bis zur Charakteristik des ersten Kaiserreichs zurückgeht, dagegen die specifischen Erscheinungen des zweiten ignorirt. Selbst die Werke des Prinzen Ludwig Napoleon, die er analysirt, können den culturhistorischen Typus dieses Kaiserreichs nicht erläutern, sondern nur die leitenden Ideen, welche dem ehrgeizigen, nach dem Throne strebenden Prinzen vorschwebten, mochte er nun in ihnen Mittel oder Zweck sehen. Das kaiserliche Frankreich ist ein historisch gewordenes. Wie es sich gestalten würde, das konnte der Prinz ohne die Seherstube der Pythia nicht voraussehen. Die „Idées napoléoniennes" sind nur ein geistiger Extract des ersten Kaiserthums, den sich der Prinz für seine Herzstärkung in finstern Zeitläufen zurechtgemacht und den er für Strasburg und Boulogne als starkes Excitanz benutzte. Sie geben allerdings auch das äußere Scenarium des zweiten Kaiserreichs her, aber der ganze Inhalt des bas-empire, mit dem sich dasselbe erfüllte, diese verwilderte Cultur, welche der nachgeborene Imperialismus hervorrief, kam als ein unberechenbarer Niederschlag aus den Gärungen der Epoche hinzu. So ist die Studie, in welcher Kreyßig den Kaiser Napoleon III. als Schriftsteller schildert, mehr von Gewicht für die Entwickelungsgeschichte des neuen Cäsars, als für die Charakteristik des Zeitalters selbst, dem er den Namen gibt. Auch Victor Hugo und die George Sand gehören in ihren Hauptschöpfungen, die ihren Ruhm begründeten, noch einer frühern Epoche an. Mit einem Worte, wir vermissen bei Kreyßig ein Culturgemälde des gegenwärtigen Frankreich, wie überhaupt das literarische Porträt noch keineswegs dazu angethan ist, ein Culturbild vollkommen zu vertreten. Hervorragende Schriftsteller hängen zwar mit der Cultur der Zeit zusammen, spiegeln sie in vieler Hinsicht ab und drücken ihr zum Theil wiederum ihr Gepräge auf; aber die culturgeschichtliche Strömung wird doch ebenso durch den Zusammenfluß anderer Elemente gebildet. Die großen Satiriker des römischen Kaiserreichs sind zwar Hauptquellen für die Culturgeschichte jener Zeit; doch sie schilderten nur mit brennenden Farben eine Cultur, die sie schon vorfanden, deren Analyse aber auf große geschichtliche Bewegungen zurückgehen muß; der trefflich skizzirte Charakterkopf eines Juvenalis und Persius erläutert uns sehr wenig das Zeitalter des Nero und Domitian in seinem innern Entwickelungsgang. Die vornehme Art der deutschen Culturgeschichtschreibung verschmäht, in die Massen selbst hinabzusteigen, in denen eine weniger sichtbare, weniger in scharfen Umrissen skizzirbare, aber bei aller Dumpfheit doch in großem Gang sich fortbewegende Culturentwickelung stattfindet.

Nach allen diesen Seiten hin bilden Paul Lindau's Aufsätze eine Ergänzung zu denen von Kreyßig. Erstens beschäftigen sie sich gerade mit der neuesten Epoche Frankreichs, welche jener nur aus der Vogelperspective betrachtet; dann aber gehen sie dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben unmittelbar ohne die Vermittelung durch literarische Notabilitäten zu Leibe. Ein solcher Abschnitt, wie ihn Lindau über die National- und Volksdramen als eine Schule nationaler Beschränktheit liefert, wirft ein weit helleres culturhistorisches Licht auf das heutige Frankreich als Kreyßig's längste literarische Analysen.

Die Behandlungsweise Kreyßig's ist vornehm-doctrinär, während die Lindau's feuilletonistisch-leicht ist. Doch kann der Ton der Behandlung nicht über das innere Gewicht der Aufsätze entscheiden. Die Anekdote mit ihrem farbigen

Reiz ist oft charakteristischer als die an einer Kette von Argumenten sich fortbewegende Deduction. Kreyßig construirt oft geistreich, wo Lindau ebenso geistreich schildert. Dieser greift hinein ins volle Menschenleben, wo jener einem „Ritter vom Geist" das Visir zurückschlägt, um seine Physiognomie mit schärfster Genauigkeit zu studiren. Beide Sammlungen sind in ihrer Art gleich verdienstlich und beide werden die von Kreyßig am Schlusse der Vorrede ausgesprochene Absicht erreichen: „eine gründliche und selbständige, von wahrer Achtung und Theilnahme durchdrungene, aber von dem Bewußtsein unsers eigenen Werthes und unserer eigenen Aufgabe niemals sich lösende Würdigung unserer Nachbarn zu fördern".

Kreyßig's „Studien" behandeln Béranger, Scribe, de Maistre und Lamennais, Châteaubriand, Frau von Staël, Guizot, Lamartine, George Sand, Victor Hugo in der Verbannung, Ludwig Napoleon — ohne Frage die bedeutendsten Vertreter der Literatur, von denen jeder mehr oder weniger eine Richtung in der Entwickelung der französischen Geistesbewegung vertritt.

Die Charakteristik Béranger's wird dem liebenswürdigen Chansonnier, namentlich nach seiner politischen Bedeutung hin, gerecht; sein Verhältniß zum Napoleonismus wird mit Klarheit auseinandergesetzt. Kreyßig erwähnt, daß Béranger niemals eine politische Doctrin gehabt hat, daß aber der bedenkliche Mangel seiner Anschauungen in seiner vollkommenen Gleichgültigkeit gegen den Rechtspunkt liegt. Auch in Bezug auf Napoleon nahm die Apotheose und zwar erst nach 1830 eine mystische Färbung an. Man fühlt es durch, wie nach und nach die Anbetung der Macht, der Cultus der That, des Effects, der vom Glück begünstigten Willensstärke sich der Phantasie des Dichters bemächtigt haben, in dem Maße, als die Erinnerungen an den Druck der Kaiserzeit in den Hintergrund der Jahre treten. Die Anerkennung Béranger's gipfelt in der folgenden Stelle:

Béranger's politische Auffassungen, wie wir sehen, sind durchweg die des generösen, patriotischen, aber eiteln und beschränkten Pariser's. Es findet auf diesem Gebiete durchaus auf ihn das Urtheil Anwendung, mit dem Schiller in einer andern Sphäre unsern Bürger, den deutschen Volksdichter, traf: Er steht als Politiker nicht über dem geistigen Niveau seines Publikums und ist darum nicht im Stande, dieses zu heben. Aber unter die Elite der Künstler aller Zeiten reiht ihn zuvörderst die wunderbare Klarheit und Sicherheit, mit welcher er, einmal zur Reife gelangt, die Natur und den Umfang seines Talents erkannte: und der höchsten Ehrerbietung werth ist dann die Festigkeit des Willens, welche ihn unter den mächtigsten Verlockungen auf der gewählten Bahn beharren ließ.

Wir glauben, daß der Chansonnier Béranger als französisches Culturphänomen durch die von Kreyßig an ihm nachgewiesenen Eigenthümlichkeiten noch nicht in erschöpfender Weise charakterisirt ist. Kreyßig erwähnt mit Recht die „unerhörte Volksgunst", deren sich Béranger erfreute. Es verdiente aber hervorgehoben zu werden, daß Béranger diese Volksgunst nicht verscherzt hat durch die zahlreichen, keineswegs apokryphischen Gedichte, welche als Anhang seinen Sammlungen beigefügt sind, während in Deutschland ein einziges dieser Gedichte genügt hätte, der Volksgunst eines Poeten für immer den Garaus zu machen. In diesen erscheint Béranger keineswegs als der liebenswürdige Dichter der Grisettenliebe, die nur eine eigenthümliche Form französischer Sitte charakterisirt und in heiterer Fassung wenig anstößig ist: er erscheint als der Dichter der raffinirten Wollust, wie Horaz in der achten Ode der Epoden, als ein Pornograph, der ein hinreißendes Musée secret hinter seiner salonfähigen Lyrik etablirt und in demselben die unnatürlichsten Situationen theils mit unglaublicher Naivetät, theils mit einem gewissen unlüstigen Schwung darstellt. Diese oft mit ekelhaften Beschreibungen ausgestatteten Gedichte sind immerhin für den großen französischen Volksdichter charakteristisch und bezeichnend zugleich für eine Culturepoche, deren Sinn im second empire in voller Blüte stehen.

Der Essay Kreyßig's über „Scribe und seine Schule" läßt sich durch Paul Lindau's Artikel: „Eugen Scribe und das moderne Lustspiel" ergänzen. Der Essay Kreyßig ist tiefer eingehend als die Skizze von Lindau; er analysirt einige der bekanntesten Lustspiele Scribe's, z. B. die „Camaraderie", den „Puff", und weist nach, wie die französische Gesellschaftswelt der Gegenwart sich in ihnen spiegelt. Im großen und ganzen stimmen die Urtheile beider Autoren überein, nur daß Lindau mit schärfern Nachdruck auf Scribe's Bühnenkenntniß, auf seinen scenarischen Instinct, sein Metier legt und ihn deshalb das bedeutendste dramatische Talent der Gegenwart nennt, während Kreyßig mehr in Bezug auf den Inhalt meint, „das eigenthümliche dramatische Talent der Franzosen habe in Scribe's Lustspielen einen in seiner Art mustergültigen Ausdruck gefunden". In Betreff der gesellschaftlichen Kreise, welche die Scribe'sche Muse schildert, und ihrer Justemilieu-Haltung stimmen Kreyßig und Lindau ebenfalls überein. Kreyßig meint:

Sein eigentliches Gebiet ist die große, beständig nach oben und unten hin sich ausdehnende Mittelklasse, welche in Zwischenräumen der großen politischen Erschütterungen die Herrschaft des Lebens einnimmt und in der Stunde der Umwälzung nur auf Augenblicke hinter die Massen und ihre Führer zurücktritt. Er ist zu Hause im Comptoir des Bankiers und an der Coulisse der Börse, in den Salons, den Boudoirs, den Arbeitsstuben der Geschäftsleute und den Ateliers der Künstler, dringt in die Vorzimmer der Minister ein, wie in die Empfangsäle der Deputirten und in die Logen der Schauspieler und Schauspielerinnen. Ueberall, wo die Jagd nach Genuß, nach Gewinn, nach „Ehre" den Staub aufwirbelt, da ist unser Platz. Er fühlt sich wohl in diesem unreinen Element und athmet in vollen Zügen diese Atmosphäre der Intriguen, der Leidenschaften und der Genüsse. Wie sehr er sich jeder Gesellschaft fügt, so wenig macht er sich Illusionen über sie, er beutet ihre Schwächen aus und wahrt sich dabei das Privilegium, ihr die Wahrheit zu sagen. So sind seine Stücke eine Zielscheibe geworden für die vornehme Kritik, eine Lustquelle für den Verfasser und ein Labsal für das gemischte Theaterpublikum der gesammten europäisch gebildeten Welt.

eine Betrachtung, welche Lindau durch folgende Ansicht ergänzt:

Die Sphäre, in der sein Geist sich bewegt, ist eng beschränkt. Aber in diesem seinem kleinen Spielraum vollbringt Herculesarbeiten, weil seine hausbackene Muse ihr Selbstbewußtsein beibehalten hat, spießbürgerlich im gewöhnlichen

Alltäglichkeit bleibt, mit Spießbürgern lebt und Spießbürger entzückt. Niemals hat die Bourgeoisie, die Scribe durch und durch studirt hat, einen bürgerlichern Vertreter und genauern Darsteller gefunden als ihn; aber auch nirgends spielt Adel — und sei es selbst der Adel des Stils und der Empfindungen — eine traurigere und untergeordnetere Rolle als den Scribe'schen Lustspielen.

Dagegen hat Kreyßig zwei Seiten der Scribe'schen Productionsmanier außer Acht gelassen, welche Lindau mit Recht betont: die maschinenmäßige Collaboration, für welche Scribe in der neuern dramatischen Literatur Frankreichs den Ton angegeben hat, und seine, auf die ganze europäische Bühne so einflußreiche Librettoschöpfung. Was das „Zusammenarbeiten" der Dramatiker betrifft, so finden wir dies zwar bereits im altbritischen Theater bei Beaumont und Fletcher, Heywood u. a. wieder: es war auch eine damals verbreitete Sitte. Doch in der neuern Zeit hat Scribe's Beispiel sie wieder in Frankreich zur Geltung gebracht. Natürlich kann die Sitte nur platzgreifen bei einer ganz feststehenden dramatischen Form, welche Schablonenmalerei bei dem Meister und seinen Gehilfen zuläßt. Lindau schildert die Lustspielfabrik humoristisch:

Siehe da, ein blühendes Geschäft! Scribe ist der Zunftmeister und Herbergsvater, unter dem die Lustspielgesellen zusammentreten; ein Stoff wird gewählt, der Zuschneider gibt die Form, jeder vollendet möglichst schnell den Fetzen, der ihm zugetheilt worden, der Obergeselle näht mit bunter Intrigenseide einen an den andern, auch werden hier und da auf das zu einförmigen Grund noch einige Goldflittern von Pointen und Witzeleien aufgenäht. Dann erhält der Meister das Machwerk, er prüft es sorgfältig, zupft und zerrt es, bis es dem Tagesgeschmack entspricht, verdeckt die „ficelles" mit anderen „ficelles", setzt endlich die Etikette seines renommirten Ladens darauf — und das Lustspiel ist fertig!

Kreyßig und Lindau begegnen sich außerdem in der Charakteristik eines zweiten französischen Dichters, Victor Hugo, und wir freuen uns, daß das Genie desselben, von der Nüchternheit unserer prosaischen Kritiker und Romanischen Poetlein, die immer mit der Elle kommen, an der sie das Maß zu ihren eigenen Schöpfungen nehmen, so oft verkannt und unterschätzt wurde, von unsern besten Autoren, wenn auch in verschiedenem Grade gewürdigt wird. Kreyßig charakterisirt zuerst „Les contemplations", eine Poesie der Rückerinnerungen, in welcher der Dichter die Begebenheiten seines Lebens an sich vorüberziehen läßt, Schul- und Liebesreminiscenzen, den Verkehr mit der Natur u. s. w., und faßt die wesentlichen und bleibendsten Erfolge der Victor Hugo'schen poetischen Arbeit in folgenden Worten zusammen:

Verjüngung, unendliche Bereicherung der dichterischen Sprache, Befreiung und geniale Umgestaltung des Verses, Vertiefung und Vertiefung der dichterischen Anschauungsweise durch liebevolles Versenken in die entlegensten Gebiete der Natur und der Kunst, die ganze Strahlenkrone des „Pair lyrique".

Die Verdienste Victor Hugo's um den dichterischen Stil erkennt Paul Lindau ebenfalls an; wenn er aber seinen Werken Gehalt nichtig und gewöhnlich nennt und meint, hinter der Farbenpracht seiner Sprache kein großer Gedanke, kein tiefes Gefühl stehe, so geht er offenbar hierin viel zu weit. Auch ist eine solche Emancipation der Sprache als eines äußerlichen Vehikels von der innern Empfindung ein Unding. Victor Hugo hat in seinen lyrischen Gedichten, trotz Paul Lindau und Gustave Planche aufrichtige Gefühle und nicht nur klar, sondern prägnant gefaßte Gedanken in reicher Fülle ausgeströmt. Das Gefühl als ein unfaßbar Innerliches hinter den Ausdruck zurücktreten zu lassen, ist eine für die Lyrik unmögliche Scheidung und führt zu romantischen Faseleien. Der Dichter drückt das Gefühl eben durch das Wort aus — und wer das prägnanteste Wort wählt, der spricht auch die Sprache des Gefühls am schönsten und ergreifendsten. Ausdruck ohne Inhalt kann nie schön sein; es ist daher unbegreiflich, wie Lindau doch von Victor Hugo's großartigen und schönen Schöpfungen sprechen kann, bisweilen sogar in dithyrambischem Ton. Denn wo kein Gefühl und kein Gedanke ist, da bleibt doch nichts als Caricatur hochtrabender Wendung übrig und der Glanz der vergoldeten „tauben Nüsse". Kreyßig und Lindau geben eine Analyse von Victor Hugo's „Légende des siècles" und der „Misérables". Kreyßig sagt:

Vergleichen wir Inhalt und Plan des zehnbändigen Romans mit dem des zweibändigen epischen Bruchstücks, so irren wir schwerlich, wenn wir in der Herausgabe des erstern einen thatsächlichen Verzicht auf die Vollendung des letztern sehen. Der Roman entwickelt eben in der Seelengeschichte eines einzelnen symbolischen Menschen, umgeben von einer bunten Reihe zeitgenössischer Schilderungen und mit der unbegrenzten Freiheit des schaffenden Dichters, was das Epos, im Kampf mit den Massen der von den Jahrhunderten aufgespeicherten Geschichten und Sachen vergeblich zu gestalten versuchte. Der Held beider Gedichte ist im Grunde derselbe: die aus den Banden des dumpfen Triebes zu sittlicher Freiheit sich emporringende Menschenseele. Das eine Gedicht wie das andere ist ein rühmlicher und feierlicher Protest gegen den verbitterten Pessimismus, diese schlimmste Gefahr unterliegender Parteien. Beide weisen sie auf die Stetigkeit des Fortschritts hin in dem hin- und herflutenden Chaos der Interessenkämpfe, auf die dauernden, unverlierbaren Siege der in der Gattung sich fortentwickelnden Vernunft über die Leidenschaft, welche zwar, als eine Elementarkraft, in jedem einzelnen sich täglich erneuert, aber heute nicht stärker ist als am Beginn der Geschichte. Beide endlich nöthigen uns Zustimmung ab, insofern sie den sittlichen Fortschritt nirgends von dem geistigen trennen, insofern der Verfasser, mit einer für einen Franzosen rühmlichen Anstrengung danach trachtet, nicht dem Glänzendsten, sondern dem Besten den Lorber zu reichen. Indem nun die „Légende des siècles" sich anschickt, in Verfolgung dieses Gedankens gleichsam die Seele der gesammten Weltgeschichte mit einem poetischen Leibe zu umkleiden, wagt sie, wie leicht ersichtlich, das Unmögliche und muß noch weit mehr Bruchstück bleiben, als das deutsche Weltdrama des Faust, welches doch nur darauf ausgeht, die maßgebenden Kräfte und Gegensätze des Ganzen in einem noch immer überschaubaren Rahmen, in dem Mikrokosmus des Einzelwesens, zur dichterischen Anschauung zu bringen. Der französische Dichter ist, wie natürlich, über einzelne culturhistorische Schilderein und Phantasien, aus alter und neuer Zeit, nicht hinausgekommen.

Lindau rühmt die „Légende des siècles" mit folgenden Worten:

Abgesehen von dem Verstoß, daß die „Weltlegende" ihrem Titel und ihrer Tendenz nicht entspricht, daß sie nichts weniger ist als eine Geschichte des „Wesens in der Gestalt der Menschlichkeit", ist dieses Werk doch eine großartige und schöne Schöpfung, die uns für so manche seichte und schwülstige Producte

der heutigen französischen Poesie auf das glänzendste entschädigt. Alle der Hugo'schen Muse eigenthümlichen Schönheiten finden dort ihre Vertreter, und vielleicht sogar häufiger als in den frühern Dichtungen, ja diese Schönheiten sind so vielfach, so überwiegend vertreten, daß ich dieses Werk ohne Bedenken den gelungensten Schöpfungen des Meisters an die Seite stelle, und als solches zu den glücklichsten Kindern der französischen Poesie überhaupt zähle; leider aber fehlt es auch nicht an den bekannten unnatürlichen Schroffheiten, Verkehrtheiten, Uebertreibungen und in einem Phrasendelirium schlecht verhehlten Unklarheiten.

Auch das Urtheil über die „Misérables" lautet ziemlich einstimmig bei Kreyßig und Lindau. Beide erkennen die einzelnen Schönheiten und bedeutsamen Züge des Romans an; beide leugnen aber, daß Victor Hugo irgendetwas zur Lösung des socialen Problems beigetragen habe. Wenn freilich Kreyßig meint, der Angriff auf die Gesellschaft, soweit das Gedicht ihn enthalte, beschränke sich auf eine einzelne, allerdings sehr beklagenswerthe Härte, auf jene Anklage, welche der Jurist Benoit Champy in die dreifache Formel faßte: Uebertreibung der gesetzlichen Strafe, Unversöhnlichkeit der Gesellschaft und Sorglosigkeit des Staats, so erscheint uns dies für den reichen Inhalt der Dichtung nicht erschöpfend genug. Auch das Los der Mädchen aus dem Volke wird von Hugo in ergreifender Weise behandelt — und wir können in der Darstellung der Geschicke Fantine's nicht jene grenzenlosen Uebertreibungen finden, wie sie Lindau dem Dichter zum Vorwurfe macht.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auch den übrigen Essays Kreyßig's eine eingehende Würdigung zutheil werden lassen. Châteaubriand, Guizot, Lamartine werden in ihren Hauptrichtungen und Eigenthümlichkeiten ziemlich getreu geschildert; doch scheint das Urtheil über Guizot eher zu günstig, während das Porträt Lamartine's wol noch schärfere Züge dargeboten hätte. Ueberhaupt ist das Scharfe, Glänzende, Pikante nicht die Stärke der Kreyßig'schen Darstellung, welche mehr durch eine verständige Correctheit charakterisirt wird und hin und wieder durch eine wohlthuende Wärme. Letztere macht sich namentlich in dem Essay über George Sand und in der Anerkennung ihrer großen schriftstellerischen Vorzüge geltend. Beachtenswerth ist auch die Studie über Ludwig Napoleon, den Schriftsteller, um so beachtenswerther, je weniger sie bei der auffallenden Unkenntniß, in welcher sich auch viele Tagespolitiker befinden, was die literarischen Productionen des Kaisers der Franzosen betrifft, überflüssig erscheinen darf. Die Unterschätzung seiner geistigen Eigenschaften, wie sie lange Zeit vor und nach dem Staatsstreiche im Schwange war, und z. B. in Varnhagen's „Tagebüchern" einen stereotypen Ausdruck in herabsetzenden Bei- und Schimpfwörtern findet, hat allmählich der Anerkennung Platz gemacht, daß in ihm eine bedeutende geistige Kraft sich bewähre, die sogar mehr oder weniger befähigt sei, dem Zeitalter ihre eigene Signatur aufzudrücken. In seinen Schriften aber findet sich das Programm seines Strebens mit den klarsten Umrissen hingezeichnet; sie geben den Schlüssel zu seinen Handlungen, wenngleich der Gang der Begebenheiten und die Nöthigung der Verhältnisse allerdings zwischen dem, was der gefangene Prinz in den Leitartikeln eines Oppositionsjournals verhieß, und dem, was er auf dem Thron [illegible] füllte, eine immerhin bedeutende Kluft aufriß.

In die Welt des heutigen Paris, wie sie sich [illegible] den Einflüssen des neuen Kaiserreichs gestaltete, führt [illegible] nun Paul Lindau in meist lebendigen Schilderungen. Schlagend ist die Skizze des „Chauvinismus", welchen der Autor entwirft, indem er Edmond About als einen [illegible] treter desselben Modell sitzen läßt. Zu dem Glaubensbekenntniß des „Chauvinismus" gehören vor allen Dingen die natürlichen Grenzen und die Revision der Karte von Europa:

Ein Chauvin ist ein unendlich kleines Atom der großen Nation, das sich der Größe dieser Nation wohl bewußt, steter und ausschließlicher Bewunderung vor derselben auf den Knien liegt, für alles, was außerhalb der französischen Grenzen vorgeht, vollkommen taub und blind ist, sich aber dennoch für dasselbe eine ernstgemeinte Kritik anmaßt und darüber urtheilt wie eben der Blinde über die Farben, wie der Taube über Musik. Dünkel, Anmaßung und Ignoranz, das sind die Ingredienzien, die zur Zubereitung dieses Homunculus erforderlich sind. Stellt man dies Männlein auf den Boulevard, vor ein Zeitungsbureau, wo ihn sein natürlicher Instinct auf die Journale im „Siècle" führt, so ist der Chauvin fertig, und mit [illegible] lächelnd blickt er auf das übrige Universum herab. Sehen nun Chauvin? Du lieber Gott, so ziemlich die ganze fremde Welt, die sich in Paris ihres Daseins erfreut.

Von der trefflichen Schilderung des pariser [illegible] dramas, jener Schule nationaler Beschränktheit, haben wir bereits früher in d. Bl. eine Probe mitgetheilt. Ebenso erhalten wir von dem pariser Gesellschaftsleben, dem nichts fehlt als „Platz" in den engen Räumen mit deutsche Gemüthlichkeit, ein mit humoristischen [illegible] entworfenes Bild. Was übrigens die Gemüthlichkeit deutschen Gesellschaften betrifft, so ist dieselbe, wenn von dem soliden, auf Beförderung eines kräftigen [illegible] wechsels hinarbeitenden Essen und Trinken absehen, nicht gerade groß zu nennen, ja oft von einer [illegible] Langeweile angekränkelt, welche die französische Bonhomie nicht aufkommen läßt.

Der Abschnitt: „Aus der Kunst- und Dichterwelt" bringt, außer den bereits besprochenen, einen Aufsatz die „Rachel und die classische Tragödie", welcher [illegible] ches anekdotisches und, wir möchten sagen, statistisches Material verwerthet, und eine geistreiche Skizze über [illegible] Flaubert, den Dichter der „Madame Bovary" und „Salammbô", den Schöpfer des „anatomischen Romans". Die Analyse des letzten, in Karthago zu Hamilkar's [illegible] ten spielenden Werks wird die Leser, welche sich nicht der Leihbibliothek bereits über dasselbe unterrichtet haben, gewiß in Staunen setzen über das „novum [illegible] auditum ex Africa", über diese mit aller Fülle [illegible] gischen Details gewürzten Schaugerichte des Ungeheuerlichen Gräßlichen.

So ist „Salammbô" nichts anderes als ein [illegible] ohne Bilder, und ein sehr abscheuliches Bilderbuch, [illegible] brechen, Scheußlichkeiten, Greuel auf jeder Seite stehen bert ist ein Wollüstling des Widerwärtigen, wie [illegible] ein Fanatiker des Elends ist, und wenn ich auch [illegible] von Calembourgs bin, so kann ich doch nicht verhehlen, mich das über den Titel „Salammbô" zu Stande ge[illegible]

usirt hat, weil es wirklich treffend ist. „Monsieur Flaubert", sagte man, „voit le *sale en beau*" (Salammbô) und ist sehr wahr. Im Schmuze sucht er die Schönheit, und im Abscheulichen ist er großartig. Wenn ich nun kurz geben soll, welchen Eindruck das Buch auf mich gemacht hat, genügen zwei Worte: Bewunderung vor einem wahrhaften Talente, unüberwindlicher Widerwillen vor den abscheulichen Schöpfungen dieses Talents.

Diese Flaubert und Feydeau und die Demi-Mondedamen des jüngern Dumas und seiner Schule geben Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte einen sehr reichhaltigen Stoff, an welchem Kreyßig das zu vornehm vorübergeht. Das second empire ist eine reiche Fundgrube für den Culturhistoriker; es ist schauerlich, daß auch Honegger es allzu flüchtig behandelt hat.

Im ganzen müssen alle Bestrebungen, den deutschen Geist mit französischen Geist zu vermitteln, als verdienstlich angesehen und genannt werden. Die Hegemonie des Romanismus kann den Franzosen so wenig abgesprochen werden, wie die des Germanismus, trotz aller englischen Prätensionen, den Deutschen. So wird eine geistige Belle-Alliance zwischen Deutschland und Frankreich immer von höchster Bedeutung für die Entwickelung der europäischen Menschheit sein.

Rudolf Gottschall.

Neue Erzählungen und Novellen.

Bei dem sich immer mehr zersplitternden Charakter der Erzählungsliteratur ist es kaum noch möglich, eine Reihe neuer Werke, seien es Romane, Novellen, Erzählungen oder wie sie sich sonst betiteln, unter einer besondern als einer ganz allgemeinen Ueberschrift zusammenzufassen. Man kann diese Werke, deren Kennzeichen nachdem die größere oder geringere, die reinere oder schlechtere Unterhaltung der Leser ihr Zweck ist, nur einfach aneinanderreihen und allenfalls in ihnen eine besondere Schattirung oder Wendung des Zeitgeschmacks und der gangbar gewordenen Gesellschaftsinteressen anerkennen oder wenigstens berühren.

1. Neue Stadtgeschichten von Max Ring. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Max Ring, oder der auf dem Gebiete der Unterhaltsliteratur seit einigen Jahren sehr thätige Verleger, hat von den „Neuen Stadtgeschichten" viel zu hoffen, da das „Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen" ausdrücklich vorbehalten worden. Dieses Recht der Uebersetzung ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit. Soll oft wol einen nothdürftigen Damm gegen andere Ausbeutung bedeuten. Die innere Originalität damit allerdings nicht beglaubigt werden, weil derartige Werke wie diese neuen Stadtgeschichten innere Originalität gar nicht besitzen, das heißt die höhere Originalität, wie sie aus der Darstellungsweise eines wirklichen künstlerischen Charakters entspringt. Ein Vorwurf für Max Ring soll das nicht sein, nur die Grenze andeuten, wo er die sogenannte Originalität eine Art von literarischem Allgemeingut wird. Von seinen beiden Geschichten jeder Band bietet eine — ziehen wir den „Modernen Abenteurer" der Erzählung „Keine Geborene" vor. Nicht etwa des Stils wegen, der in beiden Geschichten ziemlich gleich gut ist. Die Geschichten lesen sich wenigstens angenehm und sind mit dem spannenden Geschick hingestellt, welches uns auf das Wie des stofflichen Endes begierig macht. Auch schreibt Ring nicht nur mit fesselnder Gewandtheit, die einem so Vielerfahrenen natürlich geläufig, sondern auch im Sinne eines das materielle Interesse dem geistigen Streben unterordnenden Schriftstellers. Wenn wir daher die Kategorie der Leihbibliotheksbelletristik mit ihrem freilich auch nothwendigen Uebel, sofort werthlos zu erscheinen, nachdem sie einmal den Kreislauf der Leser vollendet, festhalten, können wir die Ring'schen „Neuen Stadtgeschichten" nur in die Klasse der durch und durch löblichen Geschichten verweisen. Aber es ist denn doch ein anderes mit dem Stoffe in „Keine Geborene" als in „Ein moderner Abenteurer". Hier gesellschaftliche Conflicte, mit leichter Feder zu erledigen, indem das Falsche und Trügerische einfach als solches vielleicht mit einer Portion Humor hingestellt wird; dort aber Conflicte (ein in Schulden steckender Offizier und schöner Cavalier heirathet eine reiche Bankierstochter jüdischer Abkunft), welche durch unsere socialen Verhältnisse noch lange nicht überwunden sind, wie sehr sie auch als solche von der schöngeistigen Literatur geschildert werden.

2. Kipper und Wipper. Erzählung aus Hamburg-Altona. Von Heinrich Smidt. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1865. 12. 1 Thlr.

Was hinsichtlich der Originalität von Max Ring's „Neuen Stadtgeschichten" gilt, das gilt auch von Smidt's „Kipper und Wipper". Nur noch im erhöhten Grade. Denn auf dem historischen Gebiete hat von vornherein ein jeder das Recht zu nehmen, wo er etwas ihm Passendes findet. Gewöhnlich stellen sich die Zuthaten in billigen Liebeshändeln und dergleichen so wohlfeil heraus, daß der Belletrist für sein Werk höchstens eine gewisse Allerweltsoriginalität beanspruchen darf. Diese Allerweltsoriginalität fehlt dem Smidt'schen „Kipper und Wipper" keineswegs. Durch eine große Anzahl von Illustrationen des Textes ist auch redlich für Aufrechthaltung derselben gesorgt. Wir dürfen uns aber durch Aeußerlichkeiten nicht bestechen lassen. Wenn ein sauber rasirtes Kinn, weiße Wäsche, noble Kleidung, anständige Haltung vielleicht einen Berliner, aber noch lange nicht einen Mann von Charakter bedingt, so bedingt die äußere Glätte der Darstellung, eine gewisse Ausgleichung gesellschaftlicher Gegensätze nach Maßgabe beliebter oder nicht beliebter Schlagwörter, eine gewisse dialektische Leichtigkeit im Spiele mit Humanitätsbegriffen noch lange nicht eine Erzählung von Charakter. Vielleicht kommen wir bei Producten der erzählenden Literatur, welche den Stempel der gangbaren Zeitschriftsunterhaltung tragen, überhaupt mit zu hohen Anforderungen. Ist dies nun aber einmal der Fall, so erscheinen uns die Personen in „Kipper und Wipper" nicht gerade als ausgeprägte Charaktere. Die örtliche Schilderung und das Zutreffen des localen Tons

überwiegt bei Smidt durchaus die Kraft charaktervoller Gestaltung. Zu Grunde liegt eine mächtige Idee, einen Juden wie den Heimann Löw als Falschmünzer aus Rache gegen das Christengeschlecht hinzustellen und an die Rache die Hoffnung zu knüpfen, daß aus der endlosen Flut des falschen Geldes die Herrschaft eines neuen Jerusalems entstehen werde. Aber dieser Heimann Löw zeigt sich für eine solche Rache wie für solche Hoffnung viel zu schwach, viel zu sehr als Gewächs vom berliner Mühlendamm. Er hat aber doch noch eigenes Blut, dieser Heimann Löw. Dagegen verduftet der erste Held und Liebhaber Bernhard, seines Gewerbes christlicher Candidat der Gottesgelahrtheit, mit jener himmlischen Passivität, welche auf Backfische einen so eigenen sympathischen Reiz ausübt. Die übrigen Personen mögen wir auf ihre Physiognomie hin nicht weiter betrachten, auch die berechtigte oder nicht berechtigte Gegenüberstellung christlichen und jüdischen Lebens und Webens nicht näher untersuchen; es schiene sonst, als wollten wir nur kritteln und mäkeln. Smidt zählt, wie das die Zeitschriften darthun, zu den gerngelesenen Autoren, ein Verdienst, das er sich durch seine anspruchslose Schreibweise erworben hat und zu erhalten weiß.

3. **Die Grafentöchter. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Mrs. Henry Wood. Deutsch von J. N. Heynrichs. Einzige autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Dresden, Wolf. 1865. 8. 3 Thlr.**

Etwas besser versteht sich ein englischer Autor stets auf Anlage und Durchführung eines Romans als ein deutscher. Das sehen wir wieder an vorliegendem Romane, wenn wir ihn mit den vorbesprochenen und nachfolgenden Erzählungen und Romanen vergleichen. Die Verhältnisse zu nehmen, wie sie sind, und aus ihnen die Thatsachen naturgemäß herauswachsen zu lassen, ist nun einmal nicht die Stärke der deutschen Schriftsteller. Am häufigsten scheinen die Romane deutscher Autoren naturwahr, ohne doch an gewissen Punkten das Gemachte und Gesuchte verleugnen zu können. Der englische Autor hat freilich, und das gereicht ihm zum Vortheil, in seinem Lande einen ganz andern Boden unter sich als der deutsche in dem seinigen. Trotzdem daß die englischen politischen Zustände ein unabweisliches Zeichen der Steifheit an sich tragen, steckt doch in den gesellschaftlichen Verhältnissen mehr Romantik, was das Ueberraschende, Packende betrifft, als es den Anschein hat. Ein Versuch, die Handlung der vorliegenden „Grafentöchter" auf deutsches Gebiet zu übertragen, wäre nach einer Seite hin geradezu unmöglich, und wenn er auch möglich wäre, die Handlung würde durchaus gemacht erscheinen. Die Handlung der „Grafentöchter" basirt auf der Möglichkeit der heimlichen Ehe und schließt in der Hauptsache ab mit einem Criminalprocesse. So verwickelt sich aber auch die Handlung gestaltet, so einfach verwickeln und entwickeln sich die Fäden, freilich auch mit einzelnen Ueberraschungsschlägen, heimlichen Gesichtern u. s. w., die wir nicht als nothwendig oder poetisch wahr anerkennen möchten. Die Spannung in der Erzählung beruht nicht auf dem Talente des Autors, wenigstens stehen uns beim Lesen gar nicht so, als habe der Kopf des Autors etwas anderes bei der Abfassung denn eine rechnerische Thätigkeit zu erledigen; die Handlung macht sich von selbst, es ist als ob sie sich dialektisch in ihren Zügen aus sich selbst entwickelte. Ob wir diese Erzählungskunst für eine hohe anzuerkennen haben oder eine relativ höhere als die gerade bei den besten deutschen Kräften meist gebräuchliche, als die Kunst, aus dem eigenen Innern zu schöpfen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Nur den Reiz der englischen Romane auf das Lesepublikum möchten wir uns erklären, und uns den Reiz, bei dem die deutsche Erzählungskunst allerdings den kürzern ziehen muß, in seiner Berechtigung vergegenwärtigen. „Die Grafentöchter" werden sich in dieser Einsetzung sicher manchen treuen Leser erwerben; ganz angethan, das weibliche Gemüth zu beschäftigen, wird sie gewiß für die englische Romantik Proselyten machen. Denn wenn „Die Grafentöchter" auch die schlimmen Folgen der heimlichen Ehe verfolgen, so wird die liebende Leserin doch eben nur den romantischen Reiz und nicht etwa die übeln Folgen dieses Reizes vor Augen haben, um nicht am Ende gar zu seufzen: „Armes Ding, daß auch du des romantischen Reizes der heimlichen Ehe entbehren sollst!"

4. **Paul Bruno. Roman aus dem idealen und realen von Karl Robert. Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.**

Wäre es uns nur um Parallelen zu thun, in den wir vielleicht interessante Vergleiche zwischen der genannten Erzählung und der vorhin besprochenen anstellen können. Da aber die Gefahr nahe liegt, einem deutschen Autor in seinen reinsten Intentionen wehe zu thun, vielleicht aus übergroßer Galanterie gegen das Fremdländische, so verzichten wir auf alle und jede Parallele. Nur das Eine sei betont, daß ein deutscher Autor wie der pseudonyme Karl Robert nicht allein dem, wie sich seine Werke unter der Lupe prüfender Kritik geben, beurtheilt sein will, sondern nach den Motiven, die ihn zur Abfassung seines Werks trieben. Da ist es uns nun erfreulich, zu wissen, daß dieser Autor eine Dame der höhern Gesellschaft ist, die sicherlich nicht aus Leihbibliotheksrücksicht zur Feder greift. Wo wir daher dem frühern Roman derselben Dame, „Hohenasperg", hin- und hertappten, als wen wir uns wol den Autor vorzustellen hätten, wird unsere Stellung und Kritik dieser neuern Arbeit Karl Robert's gegenüber weit sicherer, vielleicht auch etwas vorsichtiger. Wenn sich „Paul Bruno" ein Roman aus dem idealen und realen betitelt, so sind die Gegensätze Realismus und Idealismus nicht so zu fassen, als habe die Verfasserin die Handlung aus einem Gemisch von romantisch-phantastischer und natürlich-wirklicher Haltung zusammengesetzt, sondern im Gegentheil, die ganze Handlung ist nur zu wirklich, das heißt sie könnte sich im Leben so abspinnen, wie sie uns in dem Werke vorgeführt

al und real, das heißt: der Himmel der Künstler- Dichterwünsche und -Hoffnungen wird den Bedürf- n des realen Lebens entgegengestellt. Die Verfasserin nd eine schlichte Handlung, sie muthete ihrer Phantasie t Dinge zu, die oft nur deshalb genial erscheinen, sie uns maßlos überraschen. Dafür hielt sie ihre Ge- hte so einfach spannend, um den Leser mit Wärme r Ausführungen folgen zu lassen und sich bei ihm Anerkennung ihrer durchaus gesunden Absichten und hauungen zu erwerben. Bei aller Anerkennung der chtigung der Poeten- und Künstlerwelt weiß die Ver- in sehr wohl die schwache Seite derselben zu beto- das absichtliche Aufsuchen eines Conflicts mit den al bestehenden realen Bedürfnissen. Indem sie uns so ganz überschwengliches Pärchen wie den Helden Bruno nebst seiner Gattin durch alle Täuschungen Ehelebens hindurch zu einer Basis des Familiendaseins, der die Illusionen auch wirklich als Illusionen er- werden, bringt, hält sie nicht nur ihre ausgleichende vermittelnde Tendenz fest, sondern gibt auch dem verständiger Grundlage beruhenden Familienleben die Ehre. Um dieser wirklich reinen Absicht der Ver- in willen wünschen wir dem Romane oder der lung, wie wir das Werk lieber bezeichnen möchten, öglichst weite Verbreitung, welche wir getrost der ganda der Leserinnen überlassen können.

ovellen von Lorenz Diefenbach. Zweiter Cyklus. ankfurt a. M., Sauerländer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. Ngr.

Wir kennen den ersten Cyklus der Diefenbach'schen llen" nicht.*) Wenn aber der erste Cyklus diesem n auch nur annähernd gleicht, so trug schon der Cyklus eine Berechtigung zur Veröffentlichung eines n in sich. Wir zählen diesen zweiten Novellen- zu den anregendsten Gaben der Unterhaltungslite- welche wir seit langer Zeit auf unserm kritischen vorfanden. Er umschließt drei Novellen oder Er- gen. Sie betiteln sich: „Elisabeth", „Die Elfen- ", „Thiemer's Erben". Gewöhnlich fühlt der be- Autor die Tragfähigkeit seiner Arbeiten, ob man Kinder der Freude oder Kinder des Schmerzes will, am allerbesten. Wir zweifeln deshalb auch daß Diefenbach seine „Elisabeth" mit vollem Be- n den beiden andern Novellen vorangestellt hat. „Elisabeth" ist nicht allein die längste unter den n des zweiten Cyklus, sie dünkt uns auch zugleich utendste. Die Novelle „Elisabeth" behandelt näm- ziemlich dieselben Gegensätze des ideellen Seins es reellen Bedürfnisses wie „Paul Bruno". ß sich Diefenbach gewagtere Probleme zur Lösung s Karl Robert. Beide Autoren stimmen in der ung der ideellen Ueberspannung überein; beide stel- maßlosen Hinausschweifen der männlichen Künst- die weibliche, in ihrer Einfachheit unendlich be- glückende Wirklichkeit entgegen. Beide gelangen zu einem befriedigenden Schluß, zu einer innern Ausgleichung der Gegensätze. Und doch beide auf ganz verschiedene Weise. Wir können bei Diefenbach die Gewagtheit seines Problems nicht in Abrede stellen. Aber wir wünschen ihm Glück, daß er das Problem in poetisch wahrer Weise gelöst hat. Wir sind gegenwärtig viel zu sentimental, als daß wir die Härte, mit der sich Elisabeth, ein einziges mal in ihrer ganzen Weiblichkeit von ihrem Manne verletzt, von ihrem Manne abwendet, ganz würdigen könnten. Selbst ein Gutzkow, wir nennen nur einen der besten unserer Schriftsteller, würde, wo Diefenbach unaufhaltsam die Partei der gekränkten Frau nimmt, gerade die Schwäche des Mannes, die eifersüchtige Schwäche nicht nur entschuldigt, sondern vielleicht glorificirt haben. Auch in die zweite der Novellen: „Die Elfenkönigin", spielen die Gegensätze des Künstlerthums und bürgerlichen Lebens hinein, auch hier bringt der Verfasser die Gegensätze zu einem befriedigenden Abschluß, obschon sich auch hier einzelne seiner Ausführungen als etwas gewagt erweisen. Die dritte Novelle „Thiemer's Erben" interessirt durch feine Ausführung, doch erhebt sie sich unsers Bedünkens nicht ganz zu der Höhe der beiden erstgenannten.

6. Von drei Mühlen. Ländliche Geschichten von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese ländlichen Geschichten bilden wol die Krone unter den aufgeführten Erzählungen und Geschichten, eine Anerkennung, die wir um so lieber zollen, als Wolfgang Müller zu den Autoren zählt, von denen wir bisher nur verhältnißmäßig wenig kannten. Es liegt etwas Kerngesundes, Ungesuchtes, Schlichtes, ja wenn wir nun doch einmal immer wieder zu dem echt Deutschen zurückkehren müssen, etwas echt Deutsches in diesen drei ländlichen Geschichten. „Von drei Mühlen" betitelt sich das Buch, weil in jeder dieser Geschichten eine Mühle die Hauptrolle spielt. Andere Autoren als Wolfgang Müller würden die beiden letztern der Geschichten „Die Mühle im Scheidergrunde" und „Die Mühle im Bingsthale" vielleicht als reine Criminalgeschichten behandelt haben. Indem dies Wolfgang Müller nicht thut, beweist er den feinpoetischen Sinn, welcher das Criminalistische, das Verbrechen nur als ein Material behandelt zu künstlerischer Gestaltung des Lebens überhaupt. Mit Vorliebe zeichnet uns Wolfgang Müller in sich geschlossene, jungfräuliche, ländliche Gestalten; in jeder der drei Geschichten leuchtet eine solche hervor. Nur die mittlere der drei Geschichten schließt eigentlich tragisch ab, die beiden andern enden versöhnend. In dieser mittlern steht die Jungfräulichkeit nicht so leuchtend wie in den beiden andern Geschichten da, es liegt in dieser bis zur Starrheit getriebenen Jungfräulichkeit gerade eine Vorbedingung für den tragischen Ausgang dieser Geschichte. Um so heller, leuchtender, echt weiblich schweigsam erscheint die Jungfräulichkeit in der ersten und letzten Geschichte. Wie in der Schilderung der Jungfräulichkeit, so bewahrt der Verfasser auch in der

t ebenso günstig von dem Herausgeber d. Bl. in Nr. 40 f. 1856 worden. D. Red.

Schilderung der Männlichkeit jenes edle Maß von Natürlichkeit und Reinheit, das sich selbst da nicht verleugnet, wo diese Männlichkeit, durch Irrthümer des Herzens wie in der mittlern Geschichte beeinträchtigt, auf die Verbrecherlaufbahn gedrängt wird. Sicher fließen in allen drei Geschichten Wahrheit und Dichtung zusammen. Wir, die wir örtlich den drei Mühlen weitab stehen, sehen in den ländlichen Geschichten nur die Dichtung, und diese Dichtung erhält doch für uns den vollen Werth der Wahrheit: gewiß das beste Lob für die Begabung des Verfassers. Wenn es eine Zeit lang schien, als könnten unsere Novellisten in ihren Dorfgeschichten nur Verzärteltes, Verkünsteltes, Forcirtes bieten, wenn dadurch die Dorfgeschichten mehr oder weniger um ihren Credit gekommen sind und kommen mußten, so zeigt sich in Wolfgang Müller's ländlichen Geschichten der schlichte und saubere Weg zu der einfachen poetischen Wahrheit in der Gestaltung des ländlichen Lebens. Wir möchten die „Drei Mühlen" nicht nur allen, welchen noch der Sinn auf Wahrheit des poetischen Gefühls steht, bestens empfehlen, sondern diese Empfehlung auch auf viele unserer Novellisten ausdehnen, damit sie aus den „Drei Mühlen" einige Körnchen Einfalt und poetische Schlichtheit davontragen lernten.

Emil Müller-Samswegen.

Arabesken zur Sprachwissenschaft.

Ja, lieber Leser, eine Ueberschrift soll doch sein und warum soll ich nicht auch einmal „Arabesken" schreiben, wie andere Leute, zumal wenn mir die Redaction ein Buch zur Besprechung zuweist, das von A bis Z aus den wunderlichsten Schnörkeln besteht, die mir jemals vorgekommen sind?

Ich war so kühn, den Lesern d. Bl. über Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" meine Meinung zu sagen (vgl. Nr. 24 f. 1864). Darauf konnte man gefaßt sein, daß gegen einzelnes und gegen seine Grundanschauung vom Ursprung der Sprache allerlei würde vorgebracht werden; aber daß man sich mit ihm „verständigen" würde in einer Schrift, bei der dem geduldigsten Leser der Faden funfzigmal abreißt, in einer Schrift, bei der man sich hundertmal an den Kopf faßt, sich fragt, wie es denn komme, daß man das alles gar nicht einmal versteht, das gehört, glaube ich, zu der unvermeidlichen Misère des deutschen Gelehrtenthums. Unser Buch führt den Titel:

1. Dr. Max Müller's Bau-Wau-Theorie und der Ursprung der Sprache. Ein Wort zur Verständigung an den Herausgeber der „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache". Von Christoph Gottlieb Voigtmann. Leipzig, Schlicke. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schon insofern unternimmt der Verfasser von vorn herein etwas Vergebliches, als es Max Müller gar nicht einfallen konnte, die „Onomatopoieia" „bei der Frage nach dem Ursprung der Sprache für die Lösung derselben für überflüssig zu halten oder ganz zu verwerfen", denn Müller verwirft mit Recht diejenige Theorie, die den Ursprung der Sprache, notabene der gesammten Sprache aus [illegible] nachahmung herleiten wollte und wird ihr daher nur in einem beschränkten Gebiete derselben ihr Recht weisen. Doch Voigtmann ist freilich damit nicht begnügt; „es sind vielmehr bewiesen", sagt er, „daß bestimmte Naturlaute neben bestimmten Naturgesetzen die einzigen [illegible] Factoren sind, die für den Ursprung der Sprache in Betracht kommen und das dunkle Räthsel lösen können".

Man sieht, es ist die alte Geschichte des [illegible] lichen Kampfes. Sage du „weiß" und beweise deine Behauptung noch so sorgfältig, gleich kommt dir einer und schreit: „Weiß? Gott bewahre! Schwarz, kohlschwarz!"

Voigtmann rühmt den Charakter des Praktischen an [illegible] (ich werde öfter „u. s. w." schreiben müssen, denn Voigtmann liebt es, fünf bis x Synonyme und andere Dinge zu häufen und durcheinanderzuwerfen) seiner Abhandlung. Vielleicht versteht einer unserer Leser das Räthsel: „(So) ist hier die Sprache auf Eine — und zwar [illegible] dige, sicht- und hörbare, Vermuthung und Zweifel schließende — Urwurzel oder, genauer gesagt, eine [illegible] heitliche polare Doppelwurzel (ipsissima verba) rückgeführt; denn derselbe Dualismus, dieselbe Polarität die durch die ganze Natur und Schöpfung geht, [illegible] auch in der Sprache." Auch eine nöthige Reform unserer Wörterbücher soll durch unser Büchlein [illegible] werden.

Frage ich mich, was denn nun als jene wunderbare Ur- oder Doppelwurzel schließlich herauskommt, ist [illegible] mirabile dictu, der Kukuk. Ich scherze nicht, die Sprache geht dem Verfasser zum Kukuk.

Dem Kukuk tritt zunächst der Hahn bei, der [illegible] nur mit unserm religiösen Bewußtsein, sondern mit unserer ganzen physischen Natur und unserm Denken Fühlen zusammenhänge (S. 3). S. 6 erfahren wir, [illegible] 1706 eine fromme und tugendhafte Dame im [illegible] Truthuhnei ausgebrütet habe. Großartige Witze kommt in Voigtmann's Augen der englische Schnurr [illegible] cock and pie and the mousefoot", „worin kann [illegible] anderes liegen kann", sagt er fast komisch, „als [illegible] rufung auf bewegende Naturkraft". Schon alt fand Voigtmann in dem „schackerack" der Elfen [illegible] Zauber oder Zauberformel. Der Kukuk schwingt [illegible] Vorderkörper auf und nieder, und Max Müller dolor! hat dieser so auffallenden Verbeugung [illegible] mit einer Silbe" gedacht. Ja, was soll ein Sprachforscher alles bedenken! Der Leser wird auch ungedacht gen, was uns denn diese Complimente des [illegible] norus angehen. Ja, ich weiß es selber nicht. Müller behauptet, daß ein so offenbar tonnachahmendes Wort wie „Kukuk" ohne Wurzel und auch ohne [illegible] sei. Weit gefehlt, sagt Voigtmann. Da ist [illegible] unser „gaukeln" englisch to juggle. Daß [illegible] einem Becher cauculus herzuleiten, glaubt er [illegible] nicht. Das ist seine Sache, aber eine petitio [illegible] ist der vorgebrachte Grund seines Unglaubens. [illegible] solcher Becher klingt nicht wie gaukel u. s. w. [illegible] eine Schnupftabacksdose wie Schnupftabacksdose! [illegible]

er „Trug“ des Gaukelns wird dann an den Vogel dadurch angelehnt, daß dieser nach uralter Sage sich in den Sperber verwandeln kann! Kukuksverwandlung — Gaukler — ergo!

Das Spielen mit Begriffen erreicht hier eine grausige Ausdehnung.

Nur einige Stellen noch im Zusammenhange und zuerst als Stilprobe. S. 14:

Einen weitern, kaum widerlegbaren Beweis dafür ferner, daß wir den Schwur by cock and pie mit vollem Recht auf die zeugende Kraft, bewegende (hebende) Naturkraft deuteten, liegt in dem höchst auffälligen, ohne eine solche Annahme ganz unerklärbaren Umstande, daß der junge, kaum aus dem Ei gekrochene Kukuk nichts Eiligeres zu thun hat, als seine Nestgenossen, eins ums andere, auf seinen in dieser Zeit etwas eingedrückten Rücken zu laden, damit den Rand des Nestes zu erklimmen und seine Last (charge) hinab in die Tiefe (den Abgrund zu stürzen (précipiter) und so zu vernichten u. s. w.

S. 32:

Dieses Elementare, Grundlegende, ewig Unerschütterliche über das aus Gott stammende allgemeine Natur- oder Weltgesetz und die ewige sittliche Weltordnung, die im Hahne, der Liebe und Genossen sich verkörpert und versinnlicht haben.

Sittliche Weltordnung im Hahne! Du lieber Gott! Solche Mysterien scheinen uns in der That Mauselöcher in der bekannten Etymologie des Dionysius; er nannte sie μυήρια τὰς τῶν μυῶν διεκδύσεις, ὅτι τοὺς μῦς τηροῦ. In diese etymologischen Mauselöcher schleppt der Verfasser allerlei Lumpen und Brocken aus Moral und Philosophie, Naturgeschichte und verschiedenen Wörterbüchern und häuft es „zur Verständigung“ zu einem wahren Höllenheu zusammen. S. 153:

An fangen, fahen (empfangen), neben mhd. vachen, verwandt, reiht sich aus derselben Wurzel pic, pinc = cock, gauch, kékl; griechisch φυω neben κυω, unter gleichem Anschluß an die sinnliche Anschauung der Backe, Kinnbacke. Daher κυω, endlich fahen, fassen u. s. w., von allen Höhlungen und hohlen Körpern, besonders aber, wie κυέω, von schwangern Frauen und trächtigen Thieren, eine Leibesfrucht tragen, empfangen“; gleichen befruchten, schwängern (vgl. bacca). Mit κυω hängt zusammen: κυβη, englisch cop, der Kopf, Koppe, Kuppe neben κυπη, cupa, coupe, Kufe, cuve, cup u. s. w., und nach der polaren Wurzel das Spitze, Erhöhte, Obere, dem Gesenkten, Vertieften, Gerundeten, Gewölbten, Geteten. Wenn darum unsere neueste etymologische Forschung den Kopf, als stammend „aus romanisch coppa, Becher, latein. cuppa, cûpa“ (vgl. Weigand), als ursprüngliches Fremdwort erklärt, so weiß sie eben nicht, was sie thut; sie bringt sich denen so vieles fehlt und die wir so vieles verloren haben, durch ihren Romanismus und Ultramontanismus auch um unsern eigenen Kopf, und die Koppen unserer Berge, und begeht dabei zugleich eine Gemeinheit; denn während die erste Wurzel dieser Wörter bis in den Himmel reicht, reicht die hrige — und wäre sie das große Heidelberger, nur bis an in den Bauch, von wo sie, als ihre höchste Erhebung, zu e steigt, und weiter nicht, vielleicht mit einem Katzenjammer und — weiter nichts.

Diese Ausführung, die Unwissenheit, die sich bis zum n gegen Männer wie Diez und Wackernagel versteigt, et sich selbst.

Der Leser wird ungeduldig fragen, wozu es gut sei, ihn mit dieser Langenweile des ewigen Kukuksgesangs und Pik-Pink zu quälen. Es wäre vermieden worden, gäbe sich das Buch anspruchsloser und enthielte es einigermaßen genießbare Speise.

Diesem mit tausenderlei un- und halbverstandenen gelehrten Brosamlein prunkenden Dilettantismus aber kann man nicht entschieden genug sagen, daß er kein Entrée finden werde in die ehrwürdigen Hallen der Wissenschaft. Max Müller aber würde mir aufrichtig leidthun, wenn er glaubte, er müsse eines solchen Werks mit einer Silbe gedenken.

Da liegt noch ein Büchlein vor mir, das wol seines sprachwissenschaftlichen Inhalts wegen besprochen zu werden wünscht. Es taugt ganz gut in die Gesellschaft. Es heißt mit Namen:

2. Satura. Von J. S. Strodtmann. Erstes Heft. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1864. 8. 25 Ngr.

Die, wie es scheint, bereits veraltete Widmung lautet: „Sr. Hoheit Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, der so berufen wie entschlossen ist, dem lange geknechteten Bruderlande Freiheit, Recht und Gerechtigkeit wiederzubringen.“

Ich war froh, daß ich nicht verpflichtet bin, die „Actenmäßige Darstellung des Verlaufs meiner Amtsentlassung als Hauptprediger in Hadersleben unter der Gewaltherrschaft der sogenannten Landesverwaltung für das Herzogthum Schleswig“ (S. 5—137) zu lesen. Es mag sehr interessant und denkwürdig sein.

Als Nr. 2 folgt aber ein Vortrag, gehalten im haderslebener Predigerconvent 1841, über „Geistliche Etymologien“. Er beweist, daß die Pastoren sich manchmal mit ganz nützlichen Dingen beschäftigen und sich belehrend zu unterhalten wissen. Für die Wissenschaft ist freilich diese Art der Behandlung nicht viel erheblicher, als es für die Musik wäre, zu erfahren, daß ein Pastor den Brummbaß recht wacker zu spielen versteht.

Diese Erklärungen — denn das sind sie eher als Etymologien — sind durchweg bekannte Dinge; wer sich aber daran belehren will, wird meist richtigen Nachweis finden, wenn er nicht vorzöge, sich z. B. in Wilhelm Wackernagel's gediegener Schrift: „Die Umdeutschung fremder Wörter“ (Basel 1863) Raths zu erholen. Pfarrer ist nicht „vielleicht“, sondern ganz sicher aus παροικία zu leiten, und nicht Pfarrherr, sondern die alte Endung ære zeigend, zunächst pfarrære, dann erst misverständlich Pfarrherr. Uebrigens ist parochus nicht von παρέχειν zu leiten, sondern eine mittellateinische Form, abgeleitet aus parochia statt παροικία. S. 151 ist wol viridua id est a viro divisa zu lesen, statt vidua, denn Macrobius will eben vidua aus vir und dem etruskischen iduare = dividere ableiten. Einen wunderlichen Eindruck macht S. 167 die Behauptung, unser „Eid“ führe auf das hebräische 'ud, bezeugen, betheuern. Mit dem Hebräischen sind wir doch jetzt nachgerade hoffentlich fertig, wiewol

selbst Karl von Raumer einen Urzusammenhang der indogermanischen und semitischen Sprachen noch wieder glaublich machen wollte. Eher war mit Wackernagel an οἶτος zu denken, denn der Eid ist zunächst Verwünschung zu göttlicher Strafe.

Ebenso entbehrt der zweite sprachwissenschaftliche Aufsatz: „Probe einer etymologisch-geschichtlichen Untersuchung über die Bedeutung der Ortsnamen im Herzogthum Schleswig", strenger Methode und fester Ergebnisse. Der Verfasser hat zu viel Respect vor dem Wust von etymologischen Versuchen unserer lieben Vorfahren und behandelt sie mit gleicher Rücksicht. Dadurch kommt Unsicherheit und Unklarheit in die ganze Sache. Er hat übrigens hier zum Theil einen trefflichen Führer, Förstemann. Der Haupttheil der Untersuchung ist auf das Wort „Dorf" (τύρβη, turba ist das im Pelasgischen zunächstliegende) verschwendet. Die dabei in Action gesetzte Gelehrsamkeit hat etwas Abschreckendes und macht den Eindruck, als wenn der Verfasser alles nur irgend ihm Zugängliche um jeden Preis habe an den Mann bringen wollen.

Strodtmann beabsichtigt drei bis vier solcher zwanglosen Hefte herauszugeben; jedes soll eine Trilogie heterogener, theils neu angefertigter, theils älterer Abhandlungen enthalten, die sich wol vor ein größeres Publikum wagen dürften. Nur zu! Es wagt sich ja so viel vors Publikum.

Um auch meine Trilogie — sie ist für mich einigermaßen tragisch — voll zu machen, ergreife ich ein Schriftchen, das sich wenigstens lesen läßt und die Keime mancher guten Gedanken enthält:

3. Die Sprache als psychischer Entwickelungsgrund von Otto Caspari. Berlin, Adolf und Comp. 1864. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Verfasser spricht seine Aufgabe folgendermaßen aus:

Leuchtet schon aus solchen Gesichtspunkten — er hatte Lotze's Ausspruch vorausgeschickt: „Die Sprache steht der Logik näher, als man jetzt gewöhnlich zu glauben geneigt ist" — die Wichtigkeit mehr und mehr hervor, welche wir dem sprachlichen Phänomen beizulegen haben, so steigert sich diese, wenn wir vom psychologischen Standpunkt gleich eingangs darauf aufmerksam machen, daß wir im Laut, resp. Wort dasjenige physisch-psychische Medium erkennen, mit welchem die Seele, unmittelbar in den Zusammenhang des Vorstellungsverlaufs eingreifend, eine nicht unbedeutende qualitative Aenderung desselbigen bewirkt, welche nicht einflußlos auf die Entwickelung der kritischen Thätigkeit überhaupt bleiben konnte, und so finden wir thatsächlich im Laut den ersten Impuls für ein reflectirendes Selbstbewußtsein, mit welchem zugleich ursprünglich die Bedingung für den menschlichen Instinct gegeben war, zur eigentlichen Geistesthätigkeit fortschreiten zu können.

Um das Verhältniß der menschlichen Denkgesetze zur Natur, zu dem, was man ihr Denken nennen kann, zu erfassen, wirft Caspari mit Recht einen Blick auf den thierischen Intellect; er ist in diesem Punkte keineswegs ängstlich und scheint zuzugeben, daß der Abstand beider nur ein gradueller, kein principieller und wesenhafter sei. Seine Definition von „Seele" zwar scheint mir nicht eben viel zu helfen, dazu ist sie zu phrasenhaft. Was heißt das: individuelles beharrliches Wesen? endliche Substanz? Mit solchen Terminis lockt man keinen Hund von [illegible]. Ganz richtig hält der Verfasser es für Vorurtheil, wenn ein sittliches Gemüth sich sträubt, „die ursprünglich [illegible] geringe Unterschiedlichkeit der Thierseele von der Menschenseele" anzuerkennen, weil dadurch das Menschliche schlecht herabgewürdigt werde. Als ob irgendein höher Entwickeltes in der Welt dadurch verlieren könnte, daß [illegible] erster Ursprung und Keim nächste Verwandtschaft mit [illegible] der Ausgeprägtem zeigt. Zudem hat das sittliche Gemüth qua Gemüth kein Recht, philosophische Ansichten deshalb anzufeinden, weil sie ihm persönlich nicht zusagen.

Die Frage nach den ethischen Zwecken der Thiere aufzuwerfen, scheint mir ungehörig, da leicht einzusehen ist, daß sittliche Normen nicht einmal für den Menschen von absoluter Geltung sind, und wir, da wir uns nicht auf den Standpunkt des Thiers zu stellen vermögen, jener Mittels entrathen müssen, das zur Lösung dieser Frage führen könnte. Ganz verkehrt ist aber sicherlich die [illegible] Meinung, die den Zweck der Thierwelt in ganz teleologischer und teleologischer Weise nur erst im Menschen findet, wie er denn von ihrer ästhetischen Bedeutung und der Rücksicht auf den Haushalt der Schöpfung [illegible] Auch von einem Haushalt der Schöpfung zu reden scheint nichts als eine beliebte Phrase. Was ist das ein Haushalt, wo jedes Wesen zu seiner Existenz der Vernichtung anderer bedarf.

Doch lassen wir dies; kommt es doch dem Verf. nur darauf an, ein Moment zu gewinnen, das die behauptete bedeutende Superiorität des Menschen [illegible] kann.

Wenn Herbart den Artunterschied der Seelen läugnet, so thut er das gewiß mit Recht, und ich mache den Verfasser darauf aufmerksam, daß Schopenhauer das Verhältniß für die Thierseele eben auch in der Organisation des Leibes findet. Von verschiedenen Graden dieser Veränderung kann man sprechen, nicht aber, wie Caspari es erwartet thut, von einer verschiedenen Art und [illegible].

Freilich scheint die Sprache eine schon ursprünglich verschiedene Geartetheit — so drückt sich der Verf. aus — des Menschen zu beweisen, aber ich glaube, daß es auch mit ihr nicht anders steht, als mit [illegible] gegeneinander absolut nicht abzuwägenden sogenannten thierischen Vorzügen, d. h. daß sie nichts anderes ist als ein mit innerer Nöthigung hervorgebrachtes Mittel zur Erhaltung der Gattung, also etwa dem Geschlechte parallel zu setzen. Brauchte der Affe zu seiner Selbsterexistenz die Sprache, er würde sie sofort hervorgebracht, und könnte der Mensch ihrer zu demselben Zweck entrathen, er hätte sie nimmer erlangt. Da also der Affe aufhörte und der Mensch begann — denn diese kenne dreist die durch wunderbare Consequenz sich auszeichnende Lehre Darwin's —, da liegt der Ursprung der Sprache. Die Natur versagte in der That der Sprache gar nichts, denn daß er nicht Mensch ist, kann ihr gleichgültig sein, als es uns ist, daß wir nicht höhern Geistern gehören. Es ist, philosophisch [illegible] vollständig einerlei, welcher Gattung ein Wesen [illegible]

wie es nichtig ist, Mitgeschöpfe zu beklagen, so ist
leberhebung, sich selbst als den Gipfel und das Cen-
r der gesammten Schöpfung zu betrachten. Es mag
erhin sehr trostreich sein — wer solches Trostes bedarf.
Caspari bleibt bei der Annahme, „daß der Bau der
chlichen Seele" ein andersartiger sein müsse. Daß
Sprechen ursprünglich zu den Reflexbewegungen ge-
, ist gewiß richtig; aber das ist zu leugnen, daß die
ir den Thieren ebenfalls Sprachwerkzeuge angeboren,
vielmehr, die Sprachwerkzeuge sind gar nicht zu-
t Sprachwerkzeuge, also des Zahns eigentliches Ge-
t doch nicht, die Dentalen hervorzubringen, sondern
ist eine Anwendung, die man noch so sehr bewun-
mag, die aber nicht höher steht als die kunstreiche
tzung der Hand, die doch zunächst nur Fortbewe-
s- und Greifwerkzeug kann gewesen sein. Wie das
ierspielen also z. B. über die natürliche Anlage der
hinausgeht, so das Sprechen über die nächsten Ver-
ungen der Freß- und Athmungsorgane. Wir haben
, uns der natürlichen Organe zu solchem Luxus zu
nen, aber man muß begreifen, daß damit dem Wil-
er Natur vielmehr entgegengetreten, als daß er er-
werde. Die Natur dachte gar nicht daran, daß wir
ier spielen sollten, sie hätte uns sonst lieber 30 Fin-
achsen lassen, es ist rein unsere Sache, zu welcher
nperei oder Virtuosität wir die verliehenen Organe
über ihre nächsten Verrichtungen hinaus verwenden
n.

Doch es wäre kein Ende, wollte ich dem Verfasser in
der von allen Seiten andringenden Fragen folgen;
Weltanschauung ist eine teleologische, die meine nicht.
hindert jedoch nicht die Anerkennung seiner gedan-
chen und wenigstens vielfach höchst anregenden Schrift.
Mit großem Interesse wird man der weitern Ent-
ung folgen. Die Sprache wird als Reflexionslaut
, der in bestimmtem Verhältniß zu dem empfan-
Eindrucke steht. Mit Steinthal nennt Caspari den
utlich fixirten Kern des angeschauten Bildes (vielmehr
mpfundenen Eindrucks, oder will Caspari das Sub-
um als Urwort fassen?) die innere Sprachform.
besonders glücklicher Ausdruck. Sie macht — und
i wäre auf das Gedächtniß zurückzugehen gewesen —
iglich, aus dem Laut den nicht mehr wirksamen Ein-
für die Vorstellung zu reproduciren. Diesen Fixa-
roceß spricht Caspari dem Thiere ab. Er ist der
zum kritischen Betrachten der Welt. Das Kapitel
er ununterbrochenen Abstraction, die an dem Worte
ollzieht, ist der tiefsten Forschung werth. Was die
nlehre pars pro toto nennt, das ist das eigentlich
bildende Element, genau genommen ein Mangel, die
tät der Dinge zu empfinden und anzuschauen. Der
sser sieht ferner im Satze gleichsam eine Potenzi-
der Vorstellung. Er sagt: „Im Satz wird die Vor-
g vorgestellt." Aber sollte nicht vielmehr jedes ur-
zliche Wort schon ein Urtheil, ein ganzer Satz sein
, so, daß die fortgehende Entwickelung (die Ent-
g der Nomina aus dem Verbum) vielmehr eher eine
Radicirung zu nennen wäre? Ich meine, ehe man sagen konnte, „der Himmel ist blau" und „der Himmel ist bewölkt", muß beides je mit einem Satzworte bezeichnet worden sein, und dafür scheint mir die Thatsache zu sprechen, daß Indianerstämme 100 verschiedene Verba für alle Arten der Jagd haben, ohne das Abstractum Jagd selbst zu entbehren.

Ich gestehe zum Schluß, daß des Verfassers Arbeit mich vielfach interessirt hat und glaube, daß sie jeden denkenden Leser nach den verschiedensten Seiten anregen müsse, daß ich es aber lieber gesehen hätte, er hätte die Sache von einem ganz andern Ende angegriffen. Es ist schwer, diesen kurzen und nothwendig oft abspringenden, immer in rein abstracten Wendungen sich bewegenden Gedanken zu folgen und man hat schließlich wenig Genuß, sich zuletzt noch in ein „Labyrinth von Räthseln" geworfen zu sehen. Man thut gewiß gut, der theoretischen Speculation nicht zu viel Raum auf einem Gebiete zu gönnen, das der empirischen, historisch-etymologischen Forschung noch so sehr bedarf. Die Philosophie hilft uns nirgends weiter, sie kann nur den Werth haben, von dem gewonnenen Ansichtspunkte hinab- und umzublicken, über die Methode zu verständigen und eine heilsame Resignation zu empfehlen. Die speculative Sprachforschung sucht eine Embryologie des Geistes. Darin liegt ihr innerer Widerspruch.

Franz Sandvoß.

Militärische Denkwürdigkeiten.

Leben des Freiherrn Hugh von Halkett, königl. hannoverscher General der Infanterie. Nach dessen hinterlassenen Papieren und andern Quellen entworfen von E. von dem Knesebeck. Stuttgart, E. Hallberger. 1865. 8. 12 Ngr.

Der Name des Generals Halkett hat nicht in der hannoverschen Armee allein einen guten Klang, er ist auch in andern deutschen Armeen, namentlich in der preußischen, schon von der Waffenbrüderschaft 1815 her, rühmlichst bekannt. Neuerdings ist sein Andenken in den „Erinnerungen deutscher Offiziere" vom Oberst Dehnel (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1864) durch einige Episoden, welche dieser verdiente Veteran noch auf dem letzten Krankenlager des Generals aus dessen eigenem Munde vernommen, wieder geehrt worden. Der Biograph hat diese Schrift erst nach Vollendung seines Werks zu Gesicht bekommen, und er beweist die Wahrheit des Erzählten, daß er dasselbe aus andern Quellen in ganz ähnlicher Weise dargestellt hat. Diese Quellen sind theils Familienpapiere, theils die Acten der Generaladjutantur, welche ihm der König hat zur Disposition stellen lassen, theils gedruckte Werke. Wie trefflich der Verfasser aus Quellen Materialien zu schöpfen und zu verarbeiten versteht, haben wir bereits in seinem Werke über den Herzog Ferdinand von Braunschweig (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1859) anerkannt. In vorliegender Biographie haben ihm noch seine eigenen Erinnerungen, da er dem Verstorbenen und seiner Familie sehr nahe gestanden, das warme Colorit zu dem Lebensbilde seines Führers und väterlichen Freundes gegeben.

Halkett stammte aus einer altadelichen Familie Schottlands, deren schon im 14. Jahrhundert Erwähnung geschieht. Sein Vater hatte, wie viele seiner Vorfahren, unter den schottischen Truppen im Solde der Republik der Vereinigten Niederlande gedient und war dann in den englischen Dienst zurückgetreten, in welchem er 1803 gestorben ist. Sein zweiter Sohn, Hugh, geboren im Dorfe Musselburgh bei Edinburgh, am 30. August 1783, erhielt schon mit 11 Jahren — nach damaliger, in vielen Armeen herrschender Sitte, Kinder schon in das Heer treten, d. h. in den Listen führen und avanciren zu lassen — das Patent als Offizier in der schottischen Brigade. Ende 1798 trat er aber erst wirklich in Dienst und wurde mit 240 Mann, deren Commando der funfzehnjährige Lieutenant übernahm, nach Ostindien eingeschifft, wo er etwas über zwei Jahre blieb. Dann war er ebenso lange in Schottland als Werbeoffizier beschäftigt. Im Jahre 1803, als die hannoversche Armee durch die Capitulation von Artlenburg aufgelöst und eine deutsche Legion durch den Herzog von Cambridge angeworben wurde, trat Hugh Halkett als Kapitän in dieselbe und avancirte 1805, noch nicht 22 Jahre alt, zum Major. Es läßt sich viel über jene Sitte der Kinderpatentirung sagen, namentlich wenn alte verdiente Offiziere durch diese Bevorzugten leiden, aber die Armeen gewannen dadurch, wenn diese Leute gut einschlugen, junge Führer in höhern Stellen, was gewiß ein großer Vorzug ist. Ueber die französische Occupation Hannovers sagt der Verfasser:

Seit länger als zwei Monaten konnte man auf einen solchen Friedensbruch gefaßt sein und hatte nichts Ernstliches gethan, um sich ihm zu widersetzen, ja man war überhaupt zu keinem festen Entschluß gekommen, ob man sich vertheidigen wolle oder nicht. (Vgl. „Sir Julius von Hartmann“ in Nr. 46 d. Bl. f. 1858.)

In der deutschen Legion wohnte Halkett 1805 der Expedition nach Norddeutschland unter Lord Cathcart bei die als Diversion dienen sollte, nach dem Frieden von Presburg aber ohne Erfolg aufgegeben werden mußte. Im Jahre 1807 war Halkett mit bei dem Hülfscorps, welches England dem König Gustav IV. von Schweden schickte, und stand eine Zeit lang auf Rügen, bis das ganze Corps wieder eingeschifft wurde, um die englische Expedition gegen Kopenhagen zu verstärken. Hier fand der junge Krieger die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er nahm auf eigene Verantwortung eine Redoute, nur einige hundert Schritt von der Citadelle, welche die Dänen eben mit Geschütz armiren wollten. Die Dänen waren vollständig überrascht worden, ihre Kriegsmanier scheint also schon 1707 dieselbe gewesen zu sein, als 1864. Sie richteten, als die Redoute genommen war, ein verheerendes Feuer von der Citadelle, den Kanonenbooten und den Kronbatterien gegen dieselben, wodurch die ganze britische Armee alarmirt wurde. Da befahl Lord Cathcart, dieselbe zu räumen, was trotz aller Gegenvorstellungen Halkett's geschehen mußte! Dieser war darüber so wild, daß er mit seinem Pferde aus der Redoute über Brustwehr und Graben hinwegsetzte — was allerdings an den Sagensprung von der Roßtrappe im Harz erinnert. Die meisten Offiziere der englischen Armee kamen an jenen Tage, sich Halkett's Sprung anzusehen. Dieser hatte nämlich durch Sir David Baird vom Oberbefehlshaber den Befehl erwirkt, die unnöthig geräumte Redoute wieder zu nehmen, sie von neuem erobert und alle Angriffe der Dänen zurückgeschlagen.

Die Einnahme von Kopenhagen wurde durch diese Vorgänge sehr beschleunigt und Halkett war noch in kürzerer Zeit von seiner Waffenthat so befriedigt, daß er oft äußerte: „Es war das Beste, was ich je gethan habe.“

Im folgenden Jahre war er mit bei dem Hülfscorps, das unter General Moore nach Schweden geschickt, aber nicht ausgeschifft wurde, weil Gustav IV. sich mit dem einzigen Alliirten, der ihm noch geblieben war, nicht über einen gemeinschaftlichen Operationsplan verständigen konnte. Auch in England wurden die zurückgekehrten Truppen nicht ausgeschifft, sondern gingen alsbald nach Portugal ab, um von dort aus Napoleon zu bekämpfen. Der Kaiser, in Person zur Niederwerfung Spaniens geeilt, nöthigte bekanntlich auch Moore zum Rückzug, der erkaufte den Sieg bei Coruña mit seinem Leben und das Corps konnte sich ruhig nach England einschiffen. Darauf wurde die leichte Brigade Alten, in welcher Halkett stand, zur Theilnahme an der Expedition gegen die Insel Walcheren bestimmt, welche den Franzosen, die im Donauthale gegen Wien vorgerückt waren, eine Diversion machen und zugleich die Marine-Etablissements von Antwerpen zerstören sollte. „Es war dazu eine der schönsten Armeen, die England jemals verlassen hat, ausgerüstet, aber unter den Oberbefehl des unfähigen Lord Chatham, Bruders des berühmten Pitt, welcher jedoch bei Lebzeiten ihm nie ein Commando anvertraut hatte, gestellt worden. Kein Erfolg daher, trotz der Eroberung von Flessingen, die Regierung rief das Heer bald zurück, die leichten Bataillone der Legion hatten durch klimatische Krankheiten viel gelitten und blieben deshalb das ganze Jahr hindurch ruhig in England, wo sich Halkett verheirathete. Im Jahre 1811 ging die leichte Brigade Alten wieder nach Portugal und stieß hier zu der alliirten Armee unter dem portugiesischen Marschall Beresford, einem alten Bekannten Halkett's von seiner Ueberfahrt nach China, wo Beresford die Ersatzmannschaften eines andern Regiments commandirt hatte.

Der Verfasser schildert nun, wie Halkett sich in größern Kriegsverhältnissen ausgezeichnet hat. Bei Albuera wurden unter ihm zwei Pferde verwundet, und als er nach der Schlacht seinen Mantel auszog, fielen fünf Kugeln heraus, von welchen nur eine ihm eine Contusion verursacht hatte. Er ist überhaupt nie ernstlich verwundet worden, nur bei Waterloo traf ihn ein Granatsplitter und blendete ihm das eine Auge: ein Unfall, über den er aber nie sprach, und der erst am Spätabend seines Lebens bekannt wurde. Ende 1812 zum Commandeur des siebenten Bataillons ernannt, das auf Sicilien stand, wollte er sich eben dahin einschiffen, als ihm der Antrag gemacht wurde, das Commando einer Brigade combinirter Truppen in Norddeutschland zu übernehmen.

g gleich darauf ein und begab sich nach Helgoland, wo den Grafen von Artois (später Karl X.) traf, den er nach Gothenburg nahm, als er, um Instructionen n Admiral Moore zu empfangen, dorthin beordert war. r Graf überhäufte ihn mit Danksagungen; als ihm r später Halkett nach der Schlacht von Waterloo in cis seine Aufwartung machte, wurde er sehr kühl em- ngen. Wir kennen ähnliche Beispiele.

Im Feldzuge von 1813, nach dem Waffenstillstande, hligte Halkett die erste neuformirte hannoversche In- teriebrigade im Wallmoden'schen Corps, das gegen ooust stand. Er zeichnete sich glänzend in dem Ge- t an der Göhrde und später gegen die Dänen bei jestädt aus. Hier ritt er, als ein Bataillon seiner gade durch einen dänischen Cavalerieangriff in Unord- g gekommen war, ganz allein vor, hieb einem feind- n Standartenträger den Kopf vom Rumpfe und nahm Standarte. Eine ganze Schwadron verfolgte ihn, itt ihm den Rückweg ab und hetzte ihn auf einem ap herum, er rettete sich aber wiederum durch einen htbaren Sprung über den mit einem doppelten Gra- versehenen Knick und erreichte glücklich seine Leute. türkischen Säbel, mit welchem er den Dänen ge- t, hat er bis zu seinem Tode in seinem Zimmer auf- ingt behalten, jetzt befindet er sich im Besitz des Kö- , der ihn im Welfenmuseum aufbewahren läßt. Nach Frieden von Kiel und der Auflösung des Wallmoden'- t Corps stieß Halkett's Brigade zu dem Heere Ben- en's, das Hamburg bis zur Capitulation einschloß. lett organisirte dann, zum Obersten in der hannover- t Armee befördert, eine Landwehrbrigade von vier aillonen, an deren Spitze er bei Waterloo focht und önlich den General Cambronne, den apokryphischen or des berühmten: „La vieille garde ne se rend pas, meurt!" gefangen nahm. Cambronne starb hier nicht, aber ergab er sich, wollte zwar, als Halkett's Pferd undet mit seinem Reiter stürzte, noch einmal fort- n, wurde aber von diesem eingeholt, an den Achsel- iren festgehalten und einem Sergeanten, Namens Füh- , zum Transport übergeben. Cambronne's Uhr be- t sich noch im Besitz des Königs von Hannover.

Der Verfasser bringt über die Thatsache, gegen welche jösische Schriftsteller mit seltener Beharrlichkeit ihr oses Geschichtchen wiederholen und Cambronne nur r verwundet auf dem Schlachtfelde finden und ge- n werden lassen, die Berichte von Augenzeugen, welche em, was Oberst Dehnel veröffentlicht hat, ganz über- mmen. Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb Hal- Brigade noch in Frankreich bei der Occupations- e und kehrte erst 1818 nach Hannover zurück. Ihr er war kurz vorher zum General ernannt worden. rhielt als Chef das Regiment in Celle, wo er eine Reihe von Jahren stand und auch in seiner Familie, r fast ganz um sich versammelt sah, sehr glücklich bis ihm 1831 seine Frau durch den Tod entrissen e. Bei der neuen Organisation der Armee bekam er Commando der zweiten Infanteriedivision zu Nien- burg, wurde später zu mehrern ehrenvollen Missionen ver- wendet, und kämpfte 1848 — zum dritten male — gegen die Dänen in der deutschen Bundesarmee. „Die letzten Jahre seines vielbewegten Lebens brachte er in einem otio cum dignitate in Hannover zu." An dem Jahrestage von Waterloo im Jahre 1862 wurde ihm der erbliche han- noversche Freiherrnstand verliehen, kurz darauf, am 26. Juli, verschied er. Aus der Zeit seiner blühenden Manneskraft hat der Verfasser von einem Mitkämpfer der Kriege von 1813 und 1814 eine Schilderung der persönlichen Er- scheinung Halkett's erhalten, welche sehr anziehend ist. Die Sterbestunde führte den Geist des Helden (wie auch Napoleon) nochmals auf das Schlachtfeld; seine letzten Worte waren: „Bei Gott! Ich werde nicht weiter zurück- gehen!" Friede seiner Asche!

Karl Gustav von Bernuth.

Macchiavelli.

Macchiavelli's Buch vom Fürsten und Friedrich's des Großen Antimacchiavell. Von Theodor Bernhardt. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1864. Gr. 8. 9 Ngr.

In dem Fluch der Geschichte, den sie auf einige Men- schen geworfen, um ihnen ihre Unsterblichkeit zu sichern, liegt nie eine Ungerechtigkeit, denn die Geschichte ist und bleibt die höchste unparteiische Richterin über den Werth alles Menschlichen. Es ist ein vergebliches Be- mühen menschlicher Kritik, diese höchste Kritik corrigiren und rectificiren zu wollen; es ist eine Caprice, den Ver- urtheilten in einem andern, mildern Lichte zu zeigen, wel- ches aber niemals das richtige ist. Umsonst versucht man, einen Nero, einen Macchiavelli, einen Tilly von dem Po- stament ewiger Schande zu reißen, den wollüstigen kaiser- lichen Bluthund in einen harmlosen Tyrannen, den staats- männischen Jesuiten in einen verkannten Patrioten, den Mordbrenner von Magdeburg in einen braven General zu verwandeln. Nero, Macchiavelli und Tilly sind durch nichts zu ersetzende Begriffe geworden, und daß sie zu diesen Begriffen für alle Ewigkeit wurden, verdanken sie ihrem verderblichen Dämon, welcher sie als die Größten einer schlechten Zeit, als die Meister fluchwürdiger Grund- sätze erscheinen läßt. Wol gab es noch schändlichere Des- poten als Nero, aber Nero erschöpft den Begriff für diese Rasse, wie Macchiavelli den Begriff für einen hinterlisti- gen, moralosen Staatsmann.

Gerade unsere neuere Zeit, die flugs Heroen macht und entweder Ueberschwenglichkeit oder niedriges Vorur- theil gegen die Mitlebenden an den Tag legt, hat sich viel Mühe gegeben, die Mohren der Geschichte weiß zu waschen, und ebenso große Helden, wie den preußischen Friedrich, schwarz zu färben. Das vorliegende Schrift- chen von Theodor Bernhardt ist nicht der erste Versuch, für den florentinischen Staatsmann eine bessere Meinung aufzurufen, und wir glauben auch nicht, daß es dem Verfasser damit gelingen wird, Macchiavelli zu etwas an- derm zu machen, als wofür er gilt. Denn er selbst zeich- net ihn ja auch, wie er war und wie er ist. Alle neben- sächlichen Momente kommen bei dem historischen Urtheil

über Machiavelli nicht zu dem erdrückenden Gewicht, wie die Hauptsache: das verwerfliche Princip seiner Lehre. Es will dem befangensten Verstand nicht einleuchten, daß noch von Patriotismus bei einem Manne die Rede sein könne, der den Despoten das System aufstellt, wie sie ihre Länder zu einer Sklavenplantage machen können. Es kann niemand einfallen, die politischen Ansichten eines Macchiavelli, seine Bildung, seinen Blick für eine praktische Neugestaltung des demoralisirten Italien, noch in Betracht zu ziehen, nachdem man die schandbaren Mittel kennt, welche er angegeben hat, um den Fürsten die Kunst zu regieren beizubringen, leider mit einer Klugheit, die den Erfolg errang und in die Monarchien eine Unsittlichkeit einführte, welche die Menschenwürde endlich zur Rebellion trieb. Die Sittlichkeit der Menschen aller Zeitalter empört es, wenn Macchiavelli seinen Fürsten einige Laster als durchaus nöthig vindicirt, z. B. die Grausamkeit, die Verschwendung, Heuchelei, und all diese Verleugnung von sittlichen Menschenanforderungen nur deshalb, um sich auf dem Thron zu erhalten, Herr über die Menschen zu sein, ohne ein Recht dazu zu haben, aber das Recht dazu sich im Namen Gottes anmaßend; Macchiavelli's Fürst soll um seines Besten willen — und das ist nach dem seltsamsten „antiken" Republikaner stets das des Staats — l'état c'est moi! — Löwe und Fuchs zu spielen wissen, feierliche Eide und Zusagen brechen können, Verstellung und Heuchelei mit vollendeter Meisterschaft üben. Und indem der Verfasser in die Entrüstung über solche Lehren mit einstimmt, fügt er doch hinzu: „Allein richtig erwogen und beurtheilt, macht das Verfahren Macchiavelli's staatsmännischer Begabung alle Ehre." Es mag sein, wenn man eben in dem Staatsmann nicht mehr sieht als einen Fürstendiener, einen Entarteten, der sich in der Kunst gefällt, die Verfunkenheit des Volks auszubeuten. Dann richtiger ist das Urtheil Bernhardt's, wenn er sagt: „Wenn man auch Macchiavelli alles übrige zugestehen kann, darin wird man stets ein frevelhaftes Attentat auf das höchste Gut, die Würde des Menschen, anerkennen müssen", daß er als höchstes Streben des Regenten aufstellt, aus der klar erkannten Schwäche und Versunkenheit des Volks im Interesse einer starken und wirkungsvollen Herrschaft Kapital zu machen, mit einem Wort, auf die Nichtswürdigkeit und sittliche Unfähigkeit zu speculiren". Das Endurtheil Bernhardt's geht denn über Macchiavelli dahin, daß er nicht mit Bewußtsein die Politik von der Moral völlig losgelöst habe, sondern daß sich unbewußt in dem, was er zur Rettung Italiens anempfiehlt, der Mangel einer eigentlich sittlichen Lebensanschauung kundgibt, was natürlich das verdammende Urtheil über Macchiavelli und seine Zeit in nichts ändert.

Indem der Verfasser eine Kritik des „Antimacchiavell" von Friedrich dem Großen beifügte, lag ihm daran, zu beweisen, daß der philosophische König sich im Grunde auch ein falsches Bild von dem Florentiner gemacht und nur im einzelnen ihn treffend beurtheilt habe. Wird der „Antimacchiavell" als ein blos kritisches Werk angesehen, so ist diese Ansicht gewiß richtig; aber die Arbeit des Kronprinzen, der ein großer König werden sollte, ist wol vor allem als eine politische Studie aufzufassen, seine ersten Ideen über gute Regierungsgrundsätze niederlegen soll. Den Begriff des Macchiavellistischen hat Friedrich so genau, wie er unbedingt feststeht, und er verdammt ihn, wie ihn die Geschichte verdammt hat. Er genügt vom politischen Standpunkt aus vollkommen.

Eduard Schmidt-Weißenfels

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Von Friedrich Hebbel's Werken erscheint im Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg eine auf zwölf Bände berechnete Gesammtausgabe, welche unter der Leitung Emil Kuh's auf das sorgfältigste veranstaltet wird. Die Verlagsbuchhandlung räumt selbst das Misverhältniß ein, welches zwischen der Anerkennung der Hebbel'schen Werke und der Bekanntschaft mit denselben besteht. Sie gibt zu, daß, obgleich sein Name in aller Mund ist, seine Schriften doch nur von auserwählten Kreisen gekannt sind, und fährt fort: „Wenn wir es unternehmen, die Herausgabe seiner Werke zu veranstalten, so ist unser Zweck ein mehrfacher. Es muß erstlich jedem Literaturfreunde erwünscht sein, das Wirken dieses ausgezeichneten Mannes in einem geordneten Ganzen übersehen zu können. Dann aber soll eine Anregung zu erneutem Studium dieses Dichters gegeben und besonders auch die weitern Kreise veranlaßt werden, sich mit seinen genialen Dichtungen bekannt zu machen. Wir dürfen alsdann erwarten, daß der Eindruck, den Hebbel durch seine Gesammtwerke hervorbringen wird, ein entschieden günstigerer sein muß, wie mancher ihn nach der Kenntniß einzelner seiner Dichtungen in sich trägt. Die ihm eigene Originalität kann man erst recht verstehen, wenn man ihn ganz kennen gelernt hat. Wir glauben daher mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß erst die Kenntniß Hebbel's in seiner Totalität die Grundlage seiner Popularität sein wird."

Es ist keine Frage, daß eine Gesammtausgabe der Sämmtlichen namhafter neuer Dichter erst das Publikum mit denselben vertraut macht; denn wie gering, wie sporadisch zerstreut die Kenntnißnahme desselben auch von hervorragendern Erscheinungen ist, wie man dies und jenes Werk vom Hörensagen oder aus der Zeitungskritik oder, wenn es ein Drama ist, von einer mangelhaften Aufführung her kennt, wie wenig man dies Geschenkte oder Gehörte wiederum zusammenordnet, um das Gesammtbild eines Dichters zu gewinnen: das würde unglaublich klingen, wenn man nicht die Raschlebigkeit dieser Epoche, das Ueberwuchern der Productivität, die Dickleibigkeit der Meßkataloge, die von allen Seiten her ins Horn stoßende Reclame als ebenso viele Entschuldigungsgründe anführen könnte. Die Beschäftigung mit einem Dichter in der Gesammtheit seiner Leistungen, die immer eine liebevolle Vertiefung voraussetzt, kann daher nur das anerkennenswerthe Ziel sein, das jeder strebenden Kraft als eine Art des Schicksals vorschwebt — natürlich wenn es sich um ein wirkliches Talent und seinen Entwickelungsgang handelt: denn die Beschäftigung mit den gesammelten Werken einer Talentlosigkeit würde ein müßiges Additionsexempel sein, eine Zusammenrechnung von Nullen, deren Resultat natürlich wieder Null ist.

Eine andere Frage ist es, ob, wie die Verlagsbuchhandlung hofft, die Kenntniß Hebbel's in seinen gesammten Schriften Grundlage seiner Popularität sein werde. Wenn irgendein deutscher Dichter, bei aller hervorstechenden Begabung,

Zeug dazu hat, populär zu werden, so ist es gerade Heb-
, einestheils aus Schuld des Publikums, welches einer ge-
kenvollen dramatischen Architektonik nachzudenken, sich in
rlei sociale und ethische Probleme zu vertiefen durch die
te Tagesbelletristik entwöhnt ist, anderntheils aus Schuld
Dichters selbst, der durch seine paradoxen Motivirungen,
ch seine auf die Spitze gestellten Stoffe und durch eine bei
r Kraft herbe, wenig anmuthende Behandlungsweise niemals
, das Volk in allen seinen Schichten erfassende Wirkung
üben kann. Auch wird die Häufung des Paradoxen, welche
nehrern nebeneinanderstehenden Dramen mit auffälligen Aus-
memotiven um so schärfer hervortritt, nicht dazu beitragen, den
netischen Rapport zwischen Dichter und Publikum zu erhöhen.

können uns daher nur der Ansicht anschließen, welche
tzel in der „Nationalzeitung" ausgesprochen hat, daß Heb-
stets nur eine kleine Gemeinde um sich versammeln wird.

Der erste Band der Hebbel'schen Werke, der uns vorliegt,
ält die „Judith", das am meisten an die Stürmer und
nger und ihre Kraftpoesie erinnernde Erstlingsdrama Heb-
, „Herodes und Mariamne", ein Trauerspiel, welches viel-
von allen Stücken Hebbel's mit der größten Kunst und
feinsten Bedacht componirt, aber desto kälter und nüchter-
in der Ausführung ist, und „Das Trauerspiel in Sicilien",
gänzlich verfehlte Arbeit, eine gewöhnliche Criminalgeschichte,
e der Dichter zu einer neuen Kunstgattung, der Tragi-
die, vergeblich aufzudonnern beflissen war. Wir können
mit dieser Anordnung nicht einverstanden erklären: der Ent-
lungsgang des Dichters spiegelt sich nicht in derselben ab.
ith", „Genoveva" und „Maria Magdalena" gehören zu-
ien, als die frischesten Productionen eines glühenden Schö-
gsdrangs, und es erscheint uns nicht wohlgethan, diese fest
imenstehende Trias durch die bei weitem gesuchtern und
ickern Werke seiner ersten wiener Epoche zu unterbrechen.
Emil Kuh, der Herausgeber des Hebbel'schen Nachlasses,
entlicht in dem Feuilleton der „Presse" einen Artikel:
vig Uhland und Friedrich Hebbel", welcher trotz seiner
ihrlichkeit nur dazu dient, die Geringfügigkeit der persön-
Beziehungen zwischen beiden Dichtern, insoweit sie wenig-
auf Gegenseitigkeit beruhten, darzuthun. Was die mitge-
n Zettel des „großen Schweigers" von Stuttgart betrifft,
ien sie nicht viel über das Maß der Freundlichkeit und
hkeit hinaus, das man einem bewundernden Entgegenkom-
u gewähren schuldig ist. Er zeichnet unter Hebbel's ein-
ten Gedichten die bessern an und aus, antwortet nicht
e Zusendung der „Judith", die für den Dichter des „Ernst
chwaben" gewiß Kaviar war, macht Hebbel einen Gegen-
in Hamburg, bei welchem der Wagen vor der Thür
blieb, und erwidert schließlich mit herzlichem Dank auf
idmung, welche der bei Cotta erscheinenden Gesammtaus-
er Hebbel'schen „Gedichte" vorangestellt war.

anz anders freilich nehmen sich diese Beziehungen aus,
sie von der Seite Hebbel's aufgefaßt werden. Der Ein-
den „Des Sängers Fluch" auf den Kirchenschreiber von
uren machte, war ein bleibender für sein ganzes Leben.
land wandte sich der einsame Poet, in der Hoffnung,
ie Vermittelung dieses Dichters dem kleinstädtischen Kreise,
hmarser Seenebeln entzogen zu werden, in denen seine
und sein Talent zu verkommen drohten. Stets be-
er, wie auch die Widmung seiner gesammelten Gedichte
dem gefeierten Meister die gleiche Pietät und war na-
ein warmer Verehrer der Uhland'schen kleinern Lieder
dichte, die er oft vorzutragen pflegte und den im Son-
n gaukelnden Faltern verglich. Im ganzen freilich gin-
bel's und Uhland's Richtungen soweit wie möglich aus-
. Dem Biographen Hebbel's wird indeß nach diesen
ungen wol der Rath zu ertheilen sein, bei der Aus-
r Briefe, die er zum Abdruck zu bringen gedenkt, mög-
rsam zu Werke zu gehen. Denn der Maßstab des eige-
nen Enthusiasmus für einen Dichter ist nicht der Maßstab des Interesses, welches die Nation ihm entgegenbringt. Ueberhaupt steht der deutsche Reliquiencultus in solcher Blüte, daß wir neben den ausgeschütteten Makulaturkörben unserer classischen Epoche keines weitern Zuwachses an unsterblichem Zettelkram bedürftig sind.

Bibliographie.

Bastiano, Graf, Im Süden. Reiseskizzen. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Byr, R., Ein deutsches Grafenhaus. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Capendu, E., Ein Abenteuer in Baden-Baden. Roman. 2 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr.

Christinen's Mißgriff. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Berena. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr.

Christoffel, R., Charakterbilder aus der Reformationsgeschichte Italiens. Zur Belehrung und Erbauung der Gemeinde dargestellt. 1ste Lief. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 7½ Ngr.

Crusius, A., Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern, eine Episode aus dem Befreiungskriege 1813 und 1814. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutschlands Errettung aus tiefster Schmach. Programm der Zukunft. Coburg, Streit. Gr. 8. 6 Ngr.

Dühring, E., Capital und Arbeit. Neue Antworten auf alte Fragen. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Familie Schönberg-Cotta. Ein Charakter- und Sittengemälde aus der Reformationszeit. Aus dem Englischen übertragen von Charlotte Philippi. Autorisirte Uebersetzung. 1ster Bd. Basel, Schneider. 1866. 8. 1 Thlr.

Germann, W., Johann Philipp Fabricius. Eine 50jährige Wirksamkeit im Tamulenlande und das Missionsleben des 18. Jahrhunderts daheim und draußen, nach handschriftlichen Quellen geschildert. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 20 Ngr.

Glaser, E., Charakterbilder französischen Landes und Lebens. Festgabe für Jung und Alt. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hamerling, R., Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 1 Thlr.

Herbert, L., Die todte Hand. Roman mit Anlehnung an das nationale, kirchliche und sociale Leben Oesterreichs. 4 Bde. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 5 Thlr.

Horn, G., Voltaire und die Markgräfin von Bayreuth. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. 16ter Jahrgang. 1866. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Otto, L., Gedichte. Halle, Schroedel u. Simon. 1866. Gr. 16. 24 Ngr.

Lutterbeck, Die Freunde Pindar's. Ein Vortrag. Gießen, Ricker. Gr. 8. 10 Ngr.

Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. Erzählungen. 2 Bde. Neue Folge von: „Unter dem Lindenbaum." Leipzig, Grunow. 1866. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Reynolds, G. W. M., Geheimnisse des Londoner Hofes. Historischer Roman. Deutsch von J. Morris. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Sacco Nachfolger. Gr. 8. à 4 Ngr.

Richter, C., Anacharsis Clootz. Ein historisches Bild aus der französischen Revolution von 1789. Berlin, Springer. 8. 12 Ngr.

Roßbach, J. J., Industrie und Christenthum. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.

Scheibert, Der Kern der Erziehungs-Frage. Vortrag. Stettin, v. der Nahmer. 16. 7½ Ngr.

Scheiffele, Mythologische Parallelen. Ellwangen. Gr. 8. 12 Ngr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Naturstudium und Kultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhange. Berlin, Nemar. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1866. Redigirt von F. Steinebach. 53ster Jahrgang. Wien, Dirnböck. 8. 2 Thlr.

Uemmer op de olle Hacke. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Spickeln un Spöne". Paderborn, Junfermann. 16. 4 Ngr.

Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung. Poesien von C. Beck, G. Bernhard, L. Bowitsch ꝛc. Wien. Gr. 16. 1 Thlr.

Waitz, T., Anthropologie der Naturvölker. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Die Völker der Südsee. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. 1stes Hft. Die Malaien. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldau, J., Il bacio. Zwei Scherzando's. Berlin, Roloff. 16. 2½ Ngr.

— — Liebes-Märchen. Belebt. Das Frühlingslied der Liebe. Ohne Herz. Berlin, Roloff. 16. 20 Ngr.

Wehl, F., Der Mann der Todten oder Ewige Liebe. Eine Erzählung für sinnige Gemüther. Dresden, Wienecke. 1866. Gr. 16. 16 Ngr.

Wendt, B., Kirchliche Ethik vom Standpunkt der christlichen Freiheit. 3ter Thl. Das Reich Gottes und das Reich der Welt oder die Voraussetzungen der kirchlichen Ethik. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 2 Thlr.

Wernher der Gartner, Helmbrecht. Die älteste deutsche Dorfgeschichte übertragen von C. Schröder. Wien, Schönewerk. 16. 20 Ngr.

Woebcken, K., Die Bestimmung und Erziehung des Weibes. Ein Vortrag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten
von
Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der soeben erschienene zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nicht nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die innern und äußern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinnerungen an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen weiter geführt werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Wissenschaft, Kunst und Leben.

Im Verlage von
Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandl.) in Berlin, 7 Behrenstr.,
erschienen im Jahre 1865 u. A. folgende Werke:

Firdusi, Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von Adolf Friedrich von Schack. Zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen" (1 Bd.) und der „Epischen Dichtungen" (2 Bde.). Lexicon-Octav mit gespaltenen Columnen. (439 Seiten.) Preis 2½ Thlr.

Heyse, Paul. Maria Moroni. Trauerspiel in 5 Akten. Der dramatischen Dichtungen zweites Bändchen. Octav. (103 Seiten.) Preis 25 Sgr.

— — Hadrian. Tragödie in 5 Akten. Der dramatischen Dichtungen drittes Bändchen. Octav. (107 Seiten.) Preis 25 Sgr.

— — Hans Lange. Schauspiel in 5 Akten. Der dramatischen Dichtungen viertes Bändchen. Octav. (143 Seiten.) Preis 25 Sgr.

Schack, A. F. von, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 2 Bde. Octav. (348 und 385 Seiten.) Preis 3 Thlr.

Lepel, Bernhard von, Gedichte. Octav. (208 Seiten.) Preis 1 Thlr.

Welcker, F. G., Tagebuch einer griechischen Reise. 2 Bde. Octav. (344 und 338 Seiten.) Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Hertz, Martin, Renaissance und Rococo in der Römischen Literatur. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1865 gehalten. Octav. (50 Seiten.) Preis 8 Sgr.

Harnisch, Wilhelm, Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Herausgegeben von H. E. Schmieder. Octav. (473 Seiten.) Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Erdmann, Dr., Prof. in Halle, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Erster Band. Groß Octav. (630 Seiten.) Preis 2 Thlr. 20 Sgr. (Der zweite Band erscheint in Kürze.)

In der Fr. Wagner'schen Buchhandlung in Freiburg erschien soeben:

Soeltl, Attila. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Preis 14 Ngr., oder 48 Kr.

Rittinger, P. Ritter v.,
Theorie und Bau der Rohrturbinen
im Allgemeinen und der sogenannten Jonval-Turbine besondere. II. umgearb. Aufl. Gr. 8. Mit 6 Tafeln Querfolio. 1865. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

A. Ronna,
Düngerfabrikation aus Mineralstoffen
oder die Kalkphosphate und ihre Anwendung in der Aus dem Französischen übersetzt von W. Fr. Heller. Geh. 12 Ngr.

Leo, Wilhelm,
fürstl. Schwarzburg-Rudolst. Bergmeister.
Die Compression
des Torfes und der Braunkohle.
8. Geh. 15 Ngr.

Kessels, Heinrich,
Technologische Terminologie.
Nach den besten Quellen bearbeitet. 8. Geh. 1 Thlr. engl. Leinwand gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Beer, August, Heinrich,
Erdbohrkunde.
Ein Abschnitt aus den Aufschluss- und Ausrichtungsarbeiten der allgemeinen Bergbaukunde mit 380 eingedr. Abbild. vier lithogr. Tafeln. Gr. 8. 1858. Geh. 2 Thlr.

Beer, August, Heinrich,
Lehrbuch der Markscheidekunst
für Bergschulen und zum Selbstunterrichte. Mit 257 Abbild. Gr. 8. 1856. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Niederist, J.,
Grundzüge der Bergbaukunde
für den praktischen Unterricht und Gebrauch. Mit den Text gedr. Abbild. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Leinwand geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pickles, William,
Des Flachs- und Wergspinners
vollständiger Calculator. Ein kurzgefasstes System rechnung durch den ganzen Prozess der Flachs präparation und Spinnerei. Aus dem Engl. von 16. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Credner,
k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung in

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Heinrich der Löwe,
Herzog von Baiern und Sachs
Ein Beitrag
zur Geschichte des Zeitalters der Hoh
Von
Dr. **Hans Prutz.**
8. Preis: 2 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

ir literarische Unterhaltung.

scheint wöchentlich. — Nr. 47. — 23. November 1865.

lt: Bedeutende Persönlichkeiten aus dem Hause Habsburg. — Reiseliteratur. — Unterhaltungsliteratur. Von **Hugo Doenniges.** — oethe's „Hermann und Dorothea". Von **Hermann Schauenburg.** — Die Erziehung des Weibes. Von **Maximilian Perty.** — elon. (Literarische Plaudereien; Die italienische Armee; Zur Geschichte und Kritik der „Kudrun"; Zur Volkslieder-Literatur.) — **Bibliographie. — Anzeigen.**

edeutende Persönlichkeiten aus dem Hause Habsburg.

ntsche National-Bibliothek. Volksthümliche Lieder und zählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenrt. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Sechsdzwanzigste Lieferung: Kaiser Maximilian I. von Karl üpfel. Berlin, Koblgk. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

ur wenige der deutschen Kaiser sind durch ihre ganze nlichkeit so geeignet für eine volksthümliche Darstelwie Kaiser Maximilian I. Der Verfasser hat es zwar versäumt, viele Züge hervorzuheben, welche dem dazu verhalfen, daß er schon bei seinen Lebzeiten ch und niedrig allgemein beliebt war, und daß er sein angeborenes edles, tapferes und herablassendes, und durch liebenswürdiges Wesen nicht nur die n und die geringen Leute, sondern ebenso den kalesonnenen Staatsmann von gereifter Erfahrung für nzunehmen gewußt, aber für ein vollständiges Bild s ritterlichen Kaisers glänzender, wenngleich mit vielen, Regenten übel kleidenden und dem Volk und Lande achtheiligen Flecken behafteter Persönlichkeit ist noch anches Erwähnenswerthe zu vermissen. Aus des sers Darstellung lernen wir wol, daß des Kaisers ung in gar mancher Beziehung nur eine Misregiewar; aber inwiefern die Schuld lediglich ihn selbst in seiner eigenen individuellen Persönlichkeit ihren hatte, das wird uns durchaus nicht immer mit ithigen Klarheit dargelegt, und nur sehr unvollkomönnen wir aus der vorliegenden Biographie die eugung schöpfen, ob das scharfsichtigen Zeitgenosdacchiavelli Ausspruch über Maximilian, „daß er , alles selbst zu thun, und sich doch immer vom ersten Eindruck verleiten lasse, daß er allerlei Plane daß aber, wenn sie zu Tage kommen, ihm doch anders gerathe, als er gewollt habe", ganz auf eit beruhe. Im Grunde genommen war der Kais Kaiser nie auf seinem Platze, weder im Reichsoch im Felde, und er gefiel sich und zeichnete sich n der That auch nur da aus, wo er durch persönTapferkeit oder Galanterie gleich einem gemeinen Ritter glänzen konnte, wie er denn auch in seine unter seinen Augen niedergeschriebene Lebensgeschichte nur dergleichen abenteuerliche Ritterthaten aufnehmen und lobpreisen ließ. Aber selbst in Aufzählung der galanten und Ritterthaten des Kaisers kann das Büchlein nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen, und ist manches für unsern Helden sehr Charakteristische mit Stillschweigen übergangen. So z. B. wie Maximilian einst in Regensburg zum Reichstag einritt, indem er einen ganzen Zug von Fahrenden Frauen am Schweife seines Rosses nach sich zog. Die Freie Reichsstadt hatte nämlich den liederlichen Weibern den Eintritt versagt, aber der Kaiser schmuggelte sie in eigener Person unter großem Gelächter ein. Die Kleinigkeitskrämerei des Kaisers zeigt sich besonders in einem auf uns gekommenen Tagebuche desselben, in welchem sich unzählige kleine Notizen befinden, wie ein gewisser Fisch gefangen oder gebraten, wie eine gewisse Waffe geschmiedet wird, wie viel der Vogt einer entlegenen kaiserlichen Burg zu seinem Unterhalte braucht, auch wol wo eine hübsche Historie zu lesen ist; aber kein Wort von den großen Fragen der Kirche und des Reichs.

Ebenso lassen sich der Witzworte Maximilian's noch manche anführen, z. B.: „Den König in Frankreich nannte er einen König der Esel, weil seine Unterthanen alles trügen und thäten, was er ihnen auferlegte; den in Hispanien einen König der Menschen, die gehorchten ihm nur in billigen Sachen; den in England einen König der Engel, denen gebiete er nichts Unrechtes, und sie gehorchten ihm auch willig. Wir aber (sagte er) sind ein König der Könige, die gehorchen uns, wenn es ihnen gefällt." Als der Kaiser seiner uralten Stammabkunft genau nachforschen ließ, und ein Spötter an seinem Hof diese Reime an die Wand geschrieben:

Da Adam hackt' und Eva spann,
wer war damals der Edelmann?

beantwortete er dieselben gar wohlbedächtig mit diesen Reimen, die er darunterschrieb:

Ich bin ein Mann wie ein ander Mann,
nur daß mir Gott die Ehre gann.

Wenden wir uns jedoch von dem, was das Büchlein nicht enthält, zu dem, was es dem Leser bietet, so finden wir gar viel des Erwähnenswerthen. Wohl gelungen ist die Schilderung der anmuthigen Persönlichkeit der ersten Gemahlin Maximilian's, der Maria von Burgund, der Werbung des jungen Erzherzogs um dieselbe, der glücklichen Ehe, welche beide nur so kurze Zeit vereinigte, und der aufrichtigen Trauer des Gatten um die früh Dahingeschiedene. Von der Krönung Maximilian's zum römischen König in Aachen lesen wir:

„Am 5. April (1486) wurde Maximilian in der Domkirche zu Aachen gekrönt. Von den Fürsten in die Kirche geführt, wurde er dort von den drei Erzbischöfen von Trier, Köln und Mainz empfangen und vor dem Chor auf einen Stuhl gesetzt; neben ihm, nur eine Stufe niedriger, nahmen rechts der Erzbischof von Mainz, links der von Trier Platz, der von Köln stand vor dem Altar. Nachdem der Erzbischof von Köln das Hochamt gehalten, zogen die beiden Bischöfe zur Seite des Königs ihm das Oberkleid aus, worauf er vor dem Altar kniete und die Litanei über ihm gesprochen wurde. Nachdem er aufgestanden, richtete der Bischof sechs Fragen an ihn: ob er den christlichen Glauben halten und mit rechten Werken befestigen wolle, ob er dessen Rechte erhalten und das ungerecht Verlorene wieder beibringen wolle, ob er Armen und Reichen, Witwen und Waisen ein gleicher Richter und gütiger Schirmer sein, ob er Gott dem Vater, dem römischen Bischof und der römischen Kirche die schuldige Unterthänigkeit und Treue bewahren wolle. Auf alles das mußte der König antworten: „Ja, ich will, so mir Gott und alle Heiligen helfen.“ Hierauf richtete der Kurfürst von Köln auch an die Kurfürsten und andern Umstehenden die Frage: „Wollt ihr diesem Fürsten und Regenten unterthänig sein, das Reich getreulich stärken und seiner Gebote und Verbote gewärtig sein?“ Hierauf antworteten die Fürsten: „Ja“, und der König legte sich wieder kreuzweise vor den Altar und empfing vom Erzbischof von Köln den Segen. Nun kniete der König und ließ seine Brust entblößen, der Erzbischof salbte ihm Haupt, Brust und beide Hände, Schultern und Arme. So gesalbt führten ihn die Erzbischöfe von Mainz und Trier in die Sakristei, wo ihn die ältesten Chorherren empfingen, um ihn mit Baumwolle abzutrocknen. Nun wurden die Reichskleinodien Karl's des Großen, welche die Stadt Nürnberg geschickt hatte, Alba, Stola, Mütze, Schwert, Reichsapfel und Krone übergeben. Das Schwert umgürteten ihm die drei geistlichen Kurfürsten, der Erzbischof von Köln steckte ihm den Ring an, gab ihm Scepter und Apfel in die Hand und die drei miteinander setzten ihm die Krone auf. Nachdem solches geschehen, wurde er wieder vor den Altar geführt und gelobte, indem er seine Hände auf denselben legte, er wolle Gesetze, Gerechtigkeit und den Frieden der Kirche halten, seinem Volke vorstehen und des Reichs Gerechtigkeit wahren, wie er das mit Rath der Fürsten und anderer Getreuen am besten vermöge. Darauf wurde er auf Karl's des Großen steinernen Stuhl geführt, nahm das Schwert und schlug 200 Fürsten, Grafen und andere Adeliche zu Rittern. Zuletzt nahm der neue König das heilige Abendmahl. Von der Kirche begleitete ihn das ganze fürstliche Gefolge auf das Rathhaus, wo das Krönungsmahl gehalten wurde. Hier gab es wieder besondere Ceremonien. Der Kurfürst von Sachsen ritt auf dem Markte in einen Haufen Hafer, der vor dem Rathhaus aufgehäuft war, sodaß er bis an den Bauch des Pferdes ging, füllte dann ein silbernes Maß, strich es mit einem silbernen Streichstab und schüttete dann das volle Maß einem der Umstehenden in den Aermel; alsdann nahm der Reichsmarschall von Pappenheim das silberne Gefäß, den Streichstab und das Pferd, der übrige Hafer aber ward dem Volke preisgegeben. Bei der Mahlzeit selbst saßen der Kaiser und der König auf einer Erhöhung, sieben bis acht Stufen höher als die kurfürstliche Tafel. Zum Beginn der Mahlzeit verrichteten die drei Erzbischöfe das Tischgebet und nahmen von de[r] des Kurfürsten von Mainz das königliche Siegel, um [es] König zu überreichen, der es um den Hals hing. De[r] fürst von der Pfalz begab sich mit dem von Sachse[n] Kirche, beide nahmen da, um das Truchsessenamt [zu] eine verdeckte silberne Schüssel mit einem besondern [Tuch] und setzten sie auf den Tisch des Königs. In dem Ho[fe] ein Weinbrunnen eingerichtet mit drei Röhren, aus [de]m Rheinwein floß. In dem Hofe wurde ferner ein Och[se] ten, in dem Ochsen aber stak ein Schwein, in diesem ein [Ha]se in dieser ein Huhn, in diesem endlich ein noch kleinere[r] Von dem Ochsen wurde zuerst dem römischen König [ge]reicht, das übrige dem Volk überlassen. Unter den Ge[rä]then, welche Maximilian während des Krönungsmahls em[pfing] war auch ein Korb mit goldenen Eiern bemerkenswerth, [den] die Juden dem römischen König verehrten. Er ließ [die] bringer scherzweise festhalten, sie übrigens reichlich [be]wirthen und als sie darüber erschraken und fragten, warum [man] denn nicht wieder gehen lassen wolle, sagte der König, [die] Hühner, die so köstliche Eier legten, müsse man nicht [da]fliegen lassen, sondern einstellen und wohl halten. Hierauf [wur]den sie mit Danksagung freundlich entlassen.

Neben den vielen meist unglücklichen und reinlich[en] Kriegen, welche Maximilian bald mit den Niederl[ändern], bald mit Frankreich, Venedig, der Schweiz, den [Un]garn führte, machten demselben namentlich die Reform der Reichsverfassung und -Regierung zu schaffen, welche die Initiative jedoch weniger von ihm, [als] den Reichsfürsten, namentlich von dem Kurfürsten [von] Mainz ausging. Maximilian zeigte keinen rechten [Ernst] und wol selbst nicht das nöthige Verständniß für die [Not]wendigkeit von Reformen, da er sich nicht entschließen mochte, auch nur das Geringste von seinen, doch nur dem Scheine nach existirenden Hoheitsrechten zu opfern, während er doch auf der andern Seite bei seiner beständigen Geldverlegenheit der Hülfe des Reichs nicht entbehren konnte, unter den bestehenden Verhältnissen aber eine Reichshülfe nie in ausreichendem Umfange zu erlangen war. Im Jahre 1495 wurde für von dem Kaiser gewährte Zugeständnisse von den Ständen des Reichs zu den bereits früher bewilligten 150000 Gulden noch eine gleiche Summe zum Kriege in Italien und zum Türkenkriege nachbewilligt, aber mit dieser Bewilligung waren diese Summen noch keineswegs flüssig gemacht:

Diese Summen sollten aus dem Ertrag einer allgemeinen Reichssteuer gedeckt werden, die man einzuführen beschloß. Von verschiedenen Entwürfen vereinigte man sich auf folgenden: Von je 1000 Gulden Besitz an beweglichen und unbeweglichen Gütern sollte ein Gulden; von je 500 Gulden ein Gulden bezahlt werden; wer unter 500 Gulden besaß, sollte den zwanzigsten Theil eines Guldens entrichten, und zwar alle ausgenommen, der über 15 Jahre alt war, gleichviel männlichen oder weiblichen Geschlechts, Priester oder Laien. Reichen sollten sich selbst anschlagen und dabei von den Predigern auf der Kanzel ermahnt werden, lieber etwas zu viel zu geben. Eigenthümlich war die angeordnete Art des Einzugs: nicht kaiserliche oder landesherrliche Steuerbeamte, sondern die Pfarrer sollten das Geld einnehmen; denn es sei ein Almosen sein, das jeder um Gottes willen zu dem allgemeinen Besten beizutragen habe. Für die nächsten vier Jahre sollte diese Anordnung in Kraft bleiben und nicht nur auf das deutsche Reichslande, sondern auch auf die Erblande des Kaisers, auf Oesterreich und die Niederlande, ja auch auf die Reichslehen in Italien ausgedehnt werden. Mit dem Gelde [sollte]

eine ständische Commission von sieben Reichsschatzmeistern
ragt und die Verwendung der Gelder sollte durch eine all-
he, je am 1. Februar zusammentretende Reichsversamm-
beaufsichtigt werden.

)er Verfasser theilt uns mit, daß der Ertrag dieser
ahre 1495 bewilligten, mit dem kläglichen Namen
osen" belegten Reichssteuer sich nicht auf die Hälfte
eranschlagten Summe belaufen habe, und der Kaiser
igte, daß die bewilligten Beiträge aus dem Ertrage
emeinen Pfennigs ergänzt würden. Aber die Zah-
des gemeinen Pfennigs ging fast nur in den Reichs-
n unweigerlich vor sich; der Kurfürst von Mainz
ch genöthigt, den Widerspenstigen mit der Reichs-
ion zu drohen; in Trier und Köln beriefen sich die
rnden auf die benachbarten Niederlande, wo auch
auf Einzahlung gedrungen worden sei; der Kur-
von Sachsen erklärte, er könne den widerspenstigen
nicht zwingen, er sei seiner nicht mächtig; der Kur-
von der Pfalz und der Herzog Georg von Baiern
igerten nähere Auskunft, und der Herzog Albrecht
Baiern-München stellte sich ganz entschieden auf den
)punkt des bairischen Particularismus, indem er
te, seine Landstände wollten nichts von einer Ver-
ung gegen das Reich wissen, da sie mit ihren Lan-
ürfnissen so viel zu thun hätten, der Herzog habe
gar nicht die Befugniß, ohne Verwilligung der Stände
Reichssteuer einzufordern u. s. w.

rotz dieser Geldnöthen, trotz des Widerwillens der
stände, den kriegslustigen Kaiser in seinen meist aben-
lichen Planen zu unterstützen, und ungeachtet der hän-
Miserfolge wollte sich Maximilian in seinen Ent-
n, namentlich insoweit dieselben sich um die Befehdung
reichs drehten, durchaus nicht beirren lassen. So
er sich in den Kopf gesetzt, die ihm so lästigen Re-
rderungen der Fürsten seien eine von Frankreich
itete Intrigue, das Ergebniß einer Verschwörung
nem Sturze. Daß der König von Frankreich ernst-
rieden wollte und ihm die Gelegenheit abschnitt, ihn
ehden, war Maximilian offenbar sehr ärgerlich. Er
es nicht verstehen, daß Ludwig XII. sich auf die
iegenden Aufgaben beschränken, seine Gewalt im In-
befestigen, reelle Ziele verfolgen, Mailand sichern
Neapel erobern wollte; er beurtheilte ihn nach sich
chtete ihm allerlei abenteuerliche und weitaussehende
ehmungen an. Ein merkwürdiges Zeugniß dieser
ung der Sache ist eine vertrauliche Mittheilung,
aximilian im Juli 1502 zu Ulm den städtischen
oten machte. Er habe, behauptet er, aus Frank-
aus der Schweiz und anderswoher Kundschaft er-
daß der König von Frankreich allenthalben im
Unfrieden, Aufruhr und Widerwärtigkeit zu erre-
che, daß er die Eidgenossen angestiftet und eine
örung gegen ihn angezettelt, daß er die Reichs-
bearbeitet habe, zu verlangen, man solle ihnen Re-
und Gewalt übergeben, damit er, der römische
nicht mehr zu regieren habe und in deutschen und
welschen Ländern verachtet und verkleinert werde. Maximilian behauptete, Ludwig habe den Kurfürsten von Mainz bestochen, er beabsichtige selbst die Kaiserkrone zu erlangen u. dgl. m.

Daß trotz unverkennbarer hoher Geistesanlagen, trotz unermüdlicher Thätigkeit und Rührigkeit Maximilian auch das, was wirklich dem Reiche und der Nation zu Nutzen und Frommen gereicht haben würde, nicht durchzusetzen vermochte, kann nicht überraschen; ein Regent von seinem Charakter konnte allenfalls mit großen, reichen Mitteln in raschem Anlaufe an das Ziel gelangen, nicht aber war er dazu geeignet, durch zähe Ausdauer und kluges Abwarten und Unterhandeln zu siegen, in langsamem Vorschreiten seinen Weg mittels kleiner Tagereisen zurückzulegen. Er wollte nicht allein viel auf einmal, sondern das Viele auch rasch und in der kürzesten Zeit erlangen, und so kam er dahin, daß er von allem nichts oder gar das Gegentheil erzielte. Sein Erscheinen gleicht einem glänzenden Meteor, das nirgends Spuren einer gedeihlichen und eingreifenden Wirksamkeit zurückläßt; und wenn der ritterliche Kaiser noch in den Erinnerungen des Volks lebt, namentlich in Oesterreich, besonders Tirol und Steiermark, so ist es nicht wegen seiner Thaten als Kaiser und Regent, sondern wegen seiner Abenteuer als Ritter und Jäger. Maximilian kann darum nicht zu den großen deutschen Kaisern, ja nicht einmal zu den großen Habsburgern gezählt werden.

2. **Beiträge zur Geschichte Kaiser Karl's V. Briefe Joachim Imhof's an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547 mitgetheilt von J. K. F. Knaake. Stendal, Franzen und Große. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.**

Wir kommen vom Großvater zum berühmtern und in jeder Beziehung größern und weisern Enkel. Vorliegende Beiträge liefern indessen weniger direct zur Geschichte Karl's V. ein Material, als sie vielmehr nicht uninteressante und unerwähnenswerthe Aufschlüsse zur Geschichte jener Zeit gewähren. Die hier veröffentlichten Briefe von Joachim Imhof wurden in der Bibliothek der St.-Katharinenkirche zu Salzwedel aufgefunden und fast wörtlich mit Beibehaltung der originalen Orthographie und Schreibweise wiedergegeben. Schon diese Eigenschaft allein sichert ihnen ein gewisses Interesse. Aber auch ihr Inhalt, wennschon nur von secundärer oder tertiärer Bedeutung, ermangelt keineswegs aller Anziehungskraft. Joachim Imhof war Offizier (von welchem Range erfahren wir nicht) im kaiserlichen Heere und machte in den Jahren 1543, 1544 und 1547 die Feldzüge in Flandern gegen die Franzosen und den Schmalkaldischen Krieg gegen den Kurfürsten von Sachsen mit.

Imhof erzählt in den Briefen an seine Vettern in Nürnberg weniger das, was ihn persönlich berührte, als vielmehr die welthistorischen Ereignisse, bei denen er selbst mit thätig war; er ist zwar kein Historiker von objectiver, über den Parteien stehender Anschauung, gibt dafür aber in lebendiger, klarer Sprache und aus frischer Erinnerung eine treue Schilderung dessen, was täglich um

ihn herum vorging. Wir erfahren auf das genaueste die Zahl der Truppen, wir lesen von ihren taktischen Aufstellungen, von Kämpfen und Erstürmungen verschiedener Festungen, wir bekommen namentlich auch einen Begriff von der Art und Weise, wie man damals die Heere verproviantirte, wobei uns auch die Preise der Lebensmittel in dem Lager mitgetheilt werden, die zu manchen Zeiten, besonders für einige etwas seltener gewordene Artikel, sehr hoch waren.

Wiederholt kommt unser Briefschreiber auf die verschiedenen Bestandtheile der kaiserlichen Heere zurück, er beklagt dabei stets, wie die Deutschen gegen Wallonen, Italiener und Spanier zurückgesetzt und namentlich die letztern überall bevorzugt würden. Wir lernen deutlich, welche Eifersucht, ja Antipathie zwischen den verschiedenen Nationalitäten herrschte, und auch ohne ausdrückliches Geständniß des Verfassers werden wir uns doch leicht überzeugen, daß solche Heere nur durch die strengste Disciplin zusammenzuhalten und zu kriegerischen Erfolgen zu benutzen waren. So gut kaiserlich auch Imhof gesinnt sein mochte und so wenig Scrupel es ihm zu machen schien, das Schwert gegen seine eigenen Landsleute zu führen, so scheint es fast, er hätte es doch noch lieber gegen die eigenen italienischen und spanischen Waffengenossen gekehrt. Im tiefsten Grunde konnte er doch seine deutsche Nationalität nicht verleugnen, und so mochte es wol den meisten Deutschen in den kaiserlichen Heeren gegangen sein. Schon aus diesen zu ganz andern Zwecken und Absichten geschriebenen Briefen können wir lernen, daß Karl V. den Deutschen ein Fremder war, der ihre Sympathien nicht besaß, und daß eine Zusammenkoppelung Deutschlands mit Spanien, auch abgesehen von den Besorgnissen der Kurfürsten um ihre eigene Existenz, auf die Dauer nicht zu erreichen war.

3. **Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Nach den neuesten Biographien und mit Rücksicht auf frühere Forschungen bearbeitet von L. A. Warnkönig. Mit einem Stahlstichporträt und einem autographirten Brief des Don Carlos. Stuttgart, Kröner. 1864. 8. 1 Thlr.**

Vom Enkel gehen wir wiederum zum Enkel über. Hier haben wir es aber nicht mit einem Regenten und Staatsmanne, auch nicht mit einem Krieger und Feldherrn zu thun, sondern mit einem elenden schwachen Jüngling, dessen trauriges Geschick nur darum ein großes Interesse zu erwecken vermag, einmal, weil der starke Contrast zwischen dem, wozu dieser königliche Knabe von der Vorsehung bei seiner Geburt bestimmt schien, nämlich einst den damals glänzendsten Thron auf Erden zu besteigen, und zwischen dem, was in Wirklichkeit erfolgte, einem geheimnißvollen frühen Tode im Kerker, nie verfehlen wird, bis in die weitesten Kreise Aufsehen zu erregen und Sympathien zu erwecken; dann aber auch, weil für uns Deutsche durch den hohen Genius unsers edeln Schiller dieser schwächliche Knabe in einen Nimbus gehüllt worden, dessen schonungslose Entfernung mittels der sichern Leuchte einer unnachsichtigen historischen Kritik jedes poetisch gestimmte Herz nur schmerzlich berühren kann. Zwar war auch schon vor Schiller die wahre Sache des frühen Todes des spanischen Prinzen [illegible] ganz unerforscht geblieben, in das größere Publikum [illegible] aber hiervon so viel wie nichts gedrungen, [illegible] der unglückliche Jüngling bei demselben fast [illegible] bis ihn Schiller von neuem in das Leben einführte, [illegible] in einer so gründlichen poetischen Umgestaltung („Umgestirung" wäre viel zu wenig gesagt), daß das Original gar nicht mehr aus derselben erkannt zu werden [illegible]

Der Schiller'sche Don Carlos gleicht auch [illegible] einem einzigen Zuge dem Sohn König Philipp's, [illegible] allem, was uns von unserm Dichter in seiner [illegible] Tragödie vorgeführt wird, beruht nichts auf [illegible] als daß Personen des Namens, wie sie Schiller [illegible] läßt, damals allerdings existirt haben, daß Carlos [illegible] letzten Zeit seines Lebens mit seinem Vater auf [illegible] tem Fuße lebte, daß er dem Herzog Alba sehr [illegible] gesinnt war, und daß er an seinen Vater das Verlangen gestellt hatte, derselbe möge ihn als Statthalter nach den Niederlanden schicken, aber nicht, weil er dort [illegible] freisinnige Reformen und Zugeständnisse etwa auch [illegible] religiösen Streitigkeit die ausgebrochenen Unruhen [illegible] pfen beabsichtigt hätte, sondern lediglich, weil [illegible] Ehrgeiz stachelte, eine unabhängige, glänzende und [illegible] tende Stellung fern von seinem Vater als Regent [illegible] Vicekönig einzunehmen. Don Carlos war nichts [illegible] als freisinnig, und gerade in religiöser Beziehung fanatisch und intolerant. Nicht nur, daß er auf [illegible] lichste alle äußern Kirchenceremonien mitmachte, täglich Messe besuchte, täglich seine Gebete abbetete, daß er Genesung von einer schweren Krankheit der Berührung des Leichnams eines 100 Jahre vorher im Geruche Heiligkeit verstorbenen Franciscanermönchs Namens [illegible] zuschrieb und darum den Papst ernstlich um [illegible] ligsprechung dieses Diego anging: er wohnte auch wahrer Andacht und Genugthuung den damals [illegible] ten veranstalteten Autos de Fé bei. Philipp hatte wohlerwogenen und berechtigten Gründe, wenn [illegible] Prinzen weder als Statthalter nach den Niederlanden gehen, noch ihn überhaupt an den Staatsgeschäften nehmen ließ, denn, wie der österreichische Gesandte den Kaiser Maximilian II. berichtete, „ließ sich der [illegible] schnell von heftigem Zorn hinreißen; was er auf Herzen hat, sagt er frei und unverhohlen heraus, [illegible] wen es wolle, und wenn er Widerwillen gegen [illegible] gefaßt, so gibt er ihn nicht leicht auf. Er verharrt [illegible] näckig auf seiner Meinung, und was er sich [illegible] will er ausgeführt haben, worüber viele erschrecken, den Fall, daß er etwas Unverständiges verlangen [illegible]

Die Berichte Dietrichstein's sind aber um [illegible] würdiger, als der Kaiser Maximilian und ebenso [illegible] serliche Gesandte sehr lebhaft eine Verbindung [illegible] dem Prinzen und einer österreichischen Prinzessin [illegible] strebten, und bei der entgegenkommenden Aufnahme [illegible] Wünsche von seiten des Prinzen für diesen sehr [illegible] gestimmt waren, dagegen eher Ursache hatten, [illegible] gram zu sein, der eben aus Gründen, die in [illegible]

ütter und der Persönlichkeit seines Sohnes lagen, einer so ühen Verehelichung desselben stets entgegen war. Es un zwar nicht geleugnet werden, daß der eiseskalte und rzlose Charakter Philipp's schließlich auch seinem Sohn genüber sich geltend machte, und wahrhaft empörend ist e Erzählung, wie der König, nachdem die seit langer eit schon bestandenen Zerwürfnisse endlich zum offenen usbruch gekommen waren und die Verhaftung des Prin- n stattgefunden, nun so sehr sein Herz von seinem ohne abgewendet hatte, daß er diesem selbst die Gunst, r seinem Ende seinen Vater noch einmal sehen zu dür- , rundweg abschlug. Allein König Philipp war keines- gs immer von solchen unnatürlichen Gesinnungen gegen rlos beseelt. Als dieser mehrere Jahre vorher in eine were Krankheit verfallen war, befahl Philipp in allen chen Spaniens das Abhalten öffentlicher Gebete und ocessionen mit dem Umhertragen des Allerheiligsten und Reliquien der verehrtesten Heiligen. Er selbst lag ıdenlang auf den Knien, Gott bittend, sein einziges ıb zu erhalten. Er wohnte allen oft vierstündigen Be- hungen der Aerzte bei. Während der ganzen Krisis wandte der König auf den Prinzen die zärtlichste Sorg- und äußerte die rührendste Theilnahme. Eben solche gfalt hatte Philipp von jeher der Erziehung seines ines zugewendet, und obwol nicht zu verkennen ist, der lieblose, harte, verschlossene Charakter des Kö- sehr viel dazu beigetragen hat, daß Vater und Sohn so wenig verstanden und sich so weit und immer wei- einander entfremdeten, so ist es doch ebenso sicher, an den tiefgehenden Zerwürfnissen, welche so traurig den Prinzen endeten, das unselige Naturell desselben, unbeschreiblicher Starrsinn und Jähzorn, kurz sein hweg verkehrtes Wesen noch bei weitem mehr die ıld trugen als der Mangel an Liebe und Vertrauen, je ihm sein Vater bezeigte. Wer hierüber noch im ifel ist, der lese nur das vorliegende Buch durch, er hier eine ganz merkwürdige Sammlung von ver- en und verderblichen Charakterzügen des unglücklichen gen vereinigt finden. Ein wenig versprechendes Pro- ikon bietet schon der erste Zug, welchen man von os berichtet. Man hielt nämlich den Prinzen mehrere e lang für stumm, und das erste Wort, welches er h in seinem fünften Lebensjahre aussprach, war das „Nein". Aber es blieb nicht bei dieser Verneinung Oppositionssucht. Schon im Jahre 1556 äußerte pp: „Mir scheint der Prinz sehr ungestüm, sein Be- en und seine Launen gefallen mir wenig, ich weiß was einst aus ihm werden wird." Sein Groß- Karl V. tadelte ihn wegen der geringen Ehrerbie- und Rücksicht für die Prinzessin Donna Juana. Lehrer Don Garcia de Toledo hielt sich verpflichtet, König zu ersuchen, demselben Ermahnungen zugehen ssen. Mit den Jahren besserte sich der Prinz kei- gs, und eine Schilderung des venetianischen Ge- n Paulo Tiepolo zu Madrid vom Jahre 1563 lautet ngünstig:

„Der Prinz Don Carlos ist von sehr kleiner Statur, häß- lich und unangenehm von Gesicht; er ist von melancholischem Temperament; drei Jahre lang litt er ohne Unterbrechen am Wechselfieber, zuweilen mit Irrsinn, was er von seinem Groß- vater und seiner Urgroßmutter geerbt zu haben scheint. Infolge einer so langen Krankheit und seiner jüngsten, von der er durch ein Wunder geheilt wurde, blieb er schwach und hinfällig, zu- mal er von Haus aus nicht viel Kraft und Gesundheit besitzt. Beim Uebergang von der Kindheit in das Knabenalter fand er weder an den Studien, noch an Waffenübungen, noch am Rei- ten oder andern lobenswerthen Dingen Gefallen, sondern nur daran, andern Uebles zuzufügen. Wenn z. B. Personen nie- dern Rangs bei ihm vorkommen, läßt er sie wol durchprügeln und auspeitschen. Vor kurzem verlangte er sogar die Entman- nung eines Menschen. Er liebt, wie man weiß, niemand, hegt aber gegen viele einen tödlichen Haß. Er hat keine Nei- gung, sich jemand nützlich zu machen, wol aber die zu schaden. Er ist starrköpfig und verharrend auf seinen Meinungen. Er spricht mit Schwierigkeit, langsam und unzusammenhängend. Obwol 17 Jahre alt, hat er wenig Weltkenntniß. Die Spa- nier haben eine geringe Meinung von seinem Verstand."

Nach dieser allerdings übertriebenen Schilderung sollte man fast glauben, daß Don Carlos auf der niedersten Stufe von Cretinismus stand. Indessen, wenn dies auch nicht der Fall war, ist es doch mit dem, was auf durchaus glaubwürdigen Angaben beruht, schon mehr als genug. Man erzählt der schlimmen Streiche gar viele von ihm:

Er hatte einen leidenschaftlichen Hang zum Spiel und ver- lor sehr oft. Er liebte es, an der Spitze einer Schar junger Edelleute, verkleidet und bewaffnet, nachts in den Straßen von Madrid umherzuschweifen, die ihm begegnenden Personen nicht blos zu necken, sondern auch selbst zu mishandeln. Selbst bei Tag begegnete er oft vornehmen Damen unehrerbietig, wollte ihnen Küsse abnöthigen und überhäufte sie mit Schimpfworten der gemeinsten Art. Sein Jähzorn kannte keine Grenzen. Wäh- rend seines nächtlichen Umherschweifens geschah es, daß Wasser aus einem Hause auf ihn herabgeschüttet wurde. Er gerieth darüber so in Zorn, daß er, in seinen Palast zurückgekehrt, einem seiner Hofleute befahl, die Bewohner dieses Hauses sogleich zu tödten und das Haus in Brand zu stecken, und nur dadurch gelang es, den Prinzen zu beschwichtigen, daß man ihm vor- spiegelte, es würden soeben in dem Hause einem tödlich Kran- ken die Sterbesakramente gereicht. Ein andermal brachte dem Prinzen ein Schuster Stiefel mit zu engen Schäften, worüber dieser erst seinem Hofmarschall, der die Stiefel besorgt hatte, eine Maulschelle gab und sodann heftig die Klingel zog, um einen Kammerherrn herbeizurufen, den er dann, weil er nicht schnell genug kam, zum Fenster hinaus in den Schloßgraben werfen wollte, wovon er nur durch die herbeigeeilten Diener abgehalten wurde. Er befahl hierauf, die Stiefel in kleine Stückchen zu zerschneiden, zu kochen und sie von dem Schuster aufessen zu lassen. Nach einigen Erzählern dieser Anekdote soll der Schuster wirklich hierzu gezwungen worden sein. Auf den Cardinal Espinosa, der ihm in den Gängen des Schlosses be- gegnete, stürzte er mit gezücktem Dolche los und drohte ihn zu ermorden, lediglich darum, weil derselbe Vorstellungen, bei welchen ein Schauspieler, der dem Prinzen gefallen hatte, mit- wirkte, verboten hatte u. dgl. m.

Wer wird nach alledem noch zweifeln wollen, daß Spanien, so schlecht es auch unter den Nachfolgern Phi- lipp's II. regiert war, unter Don Carlos zum mindesten sich nicht besser befunden haben würde? Von ihm war des Guten gar nichts zu hoffen, wol aber des Schlim- men sehr viel zu befürchten. Sein frühes trauriges Ende war nicht allein für Land und Volk, sondern auch für

ihn selbst das größte Glück, denn wenn er wirklich zur Herrschaft gelangt wäre, würde es kein Dichter mehr gewagt haben, ihn zu verherrlichen und als Opfer seiner edeln und freiheitsfreundlichen Ideen zu preisen. 2.

Reiseliteratur.

Tagebuch einer griechischen Reise von F. G. Welcker. Zwei Bände. Berlin, Hertz. 1865. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kam dieses „Tagebuch" auch etwas spät zur Veröffentlichung, so darf man doch deshalb nicht sagen, daß es zu spät komme oder daß es nunmehr hätte ganz wegbleiben können. Ein solches vorweg absprechendes Urtheil würde schon dem Verfasser gegenüber, dem ausgezeichneten Alterthumsforscher und ebenso gründlichen als geschmackvollen Kenner des alten Griechenland, und für alle in dieser Hinsicht in Betracht kommenden persönlichen Beziehungen weniger schicklich und gerechtfertigt erscheinen. Allerdings machte der Verfasser seine griechische Reise, deren Tagebuch hier mitgetheilt wird, bereits im Januar 1842 und zwar in seinem achtundfunfzigsten Lebensjahre, auch unvorbereitet, von Rom aus, wo er sich damals gerade aufhielt. Allein in dem nämlichen Grade, in welchem er selbst noch rüstig an Körper und Geist und voll des lebhaftesten und tiefsten Interesses für alles war, was das Land und der Aufenthalt in demselben ihm darbot, gibt sich dies alles auch auf das lebhafteste in dem Tagebuch zu erkennen. In der anregendsten Weise kommt es dem Interesse nicht nur am alten Griechenland, soweit es sich letzterm zuwendet, sondern auch am neuen und an den Zuständen und an der Entwickelung des seiner Gründung damals noch so nahestehenden Königreichs unter einer deutschen Dynastie in den verschiedensten Beziehungen entgegen. Der Verfasser selbst wendet allem, was ihm dort in dieser Hinsicht entgegentritt, seine Aufmerksamkeit und sein eigenes Interesse mit einem in der That fast jugendlichen Eifer zu, und er zeigt für alles die lebendigste Theilnahme und eine entgegenkommende Empfänglichkeit. Auch war die Absicht seiner Reise an und für sich, wie er selbst in der Vorrede erklärt, „auf keinen Theil der Forschungen vorzugsweise gerichtet, welche das Land oder auch die mit Griechenland am engsten verbundenen Studien angehen, als Architektur, bildende Künste, Numismatik, Epigraphik" u. s. w. Er war vielmehr, wie er sagt, „zufrieden, Anschauung zu gewinnen von dem Boden und Himmel, und Erfahrung von dem Klima des Landes, das ihn so viel und so befriedigend beschäftigt hatte, und die merkwürdigsten Ueberbleibsel aus dem Alterthum auch mit eigenen Augen zu sehen". Zwar hatte er nach 1842 den Gedanken gefaßt, ein ausführlicheres Buch über Griechenland, seine Ueberreste von Tempeln und alten Städten, mit Benutzung aller nöthigen Hülfsmittel und Studien, die er auch damals zu diesem Zwecke im Lande gemacht hatte, zu schreiben, „wenn er dazu käme", und das Tagebuch hätte ihm genug Materialien geliefert. Aber er ist dazu „nicht gekommen", und es ist „bei dem Tagebuche geblieben". Dieses selbst ist hier unverändert mitgetheilt worden, [illegible] sogar „ausgestrichen ist sehr wenig, um nicht den Charakter des Ganzen zu ändern". Häufig enthält [illegible] das Tagebuch nur kurze Notizen, dann wieder zusammenhängende Schilderungen und Mittheilungen.

Da übrigens der Verfasser die Tageschronik [illegible] vollständig gab, und dies die Berührung aller [illegible] doch der meisten täglichen Beschäftigungen und [illegible] Kenntnißnahme alles einzelnen, sowie der von [illegible] gemachten Bekanntschaften u. s. w. mit sich bringt, so hat das Tagebuch eine gewisse „Aehnlichkeit [illegible] einem Stückchen Selbstbiographie" erhalten. Bei einem Mann wie Welcker kann dies jedoch nur als ein Gewinn gelten, während es auch für das Tagebuch kein wesentlicher Nachtheil ist. Ebenso wenig werden [illegible] dige Leser an der Ausführlichkeit eines großen Theils der Reisebeschreibung Anstoß nehmen, und wenn dies [illegible] wol der Verfasser fürchtet, indem ihn, wie er sagt, [illegible] individuelle Interesse namentlich in Schilderung von [illegible] sichten auf so vielen Standpunkten, zuweilen Panoramen, und in Aufzeichnung der verschiedenen Vegetationen, [illegible] der weniger anziehenden Gegenden, und aller [illegible] und zerstreutesten Ueberbleibsel aus dem Alterthum, [illegible] weit geführt habe", so halten wir diese Besorgniß [illegible] Erwägung aller hier einschlagenden Umstände für [illegible] gründet. Ein besonderes Interesse für Griechenland, [illegible] das alte oder das neue, muß freilich ein jeder Leser dem Tagebuch mitbringen, und je verständiger und [illegible] ger er ist, desto weniger kann er auch daran Anstoß [illegible] men, daß bei demselben „von vornherein auf Anordnung Kunst und Gliederung verzichtet ist, und daß nur [illegible] treues Bild einer unruhigen Reise darin sich darstellt".

So viel im allgemeinen über das vorliegende „Tagebuch einer griechischen Reise", das übrigens im ganzen die Zeit vom Januar bis August 1842 umfaßt. Sehen wir uns dasselbe zur Kennzeichnung seines Inhalts, Charakters im einzelnen etwas näher an, so tritt [illegible] allen Dingen das obgedachte Interesse des Verfassers [illegible] Boden und Himmel, für das Klima und die Luft, überhaupt für die Natur Griechenlands in vorzugsweise anregender und wohlthuender Weise entgegen. Nachdem er [illegible] nächst in Athen seinen längern Aufenthalt genommen, [illegible] ihn besonders die Akropolis anzog und vielfach beschäftigte, freut er sich je länger desto lebhafter „des [illegible] in Griechenland und auf der Akropolis zu sein, und [illegible] „des Glückes immer froher, dieses Ganze von Natur [illegible] Griechenwerk kennen zu lernen". In den ersten [illegible] des März dachte er „mit Bangen" an die Abreise [illegible] Athen, „je mehr er sich einlebte und lernte", und [illegible] sagt er einmal im Juni (1842), „er finde sich glücklich und segne von neuem den Weg, der ihn zur [illegible] geführt hat". Als einst der Verfasser an einem [illegible] klaren Märztage mehrere Stunden auf derselben [illegible] bracht hatte und die letzte Stunde durch die Marmorsäulen mer gewandert war, „um den herrlichen Abend [illegible] großartige Melancholie des einzigen Raumes zu genießen", kehrte er tief in der Nacht nach Hause, „ganz erfüllt

hohen Charakter zunehmender Befriedigung durch die
tur des Landes und die Größe seines erhabensten
nkmals". Dieses tiefe, melancholisch-schwärmerische Ge-
l, diese edle Begeisterung für die Natur Griechenlands
ein besonders hervortretender Charakterzug des Tage-
hs. Wir sind auch der Meinung, daß es den Leser
länger je weniger ermüden wird, die schönen Himmels-
Bergfarben, die dem Verfasser des Tagebuchs schon
t mehr „ein leeres Wort sind", den Reichthum ver-
edener Berglinien und wechselnder, theils geographisch,
ls landschaftlich bedeutender und anziehender Ansichten,
bald geschlossen, bald weit sind, den goldenen, dann
der tiefblauen Abendhimmel, die Sonnenuntergänge mit
ier neuen und schönen Farben und Beleuchtungen,
den Abendhimmel „in Roth und Feuer", mit dem
fasser in Athen und in der athenienſischen Ebene, vor-
sich von der Akropolis herab, zu bewundern. Eine
kfahrt, die Welcker am 1. März vom Piräus aus
hte, kann er nicht schön genug schildern. Er schreibt
102):

Der schönste Abendhimmel, den ich in Italien vor so viel
cen gesehen. Erst die Schatten des Hymettus blau, dann
nd die Akropolis in blassem Rosenroth; dann plötzlich diese
en geschwunden, darauf der Abendhimmel gegenüber in
n und grünen Tinten, durchzogen von blutrothen Streifen,
in den mannichfaltigsten Uebergängen und Localeffecten,
t eine Mischung von Goldglanz und Abendblau eigener
Immer lieber, je mehr man vertraut ist, wird einem die
dieses Orts, und wenn man nicht so viel Eifer und Auf-
samkeit anwendete, sich vertraut damit zu machen, wie
man sich bei diesem beständigen Spaziergehen vor?

Indeß versteht es sich von selbst, daß der Verfasser
Tagebuchs seinen Eifer und seine Aufmerksamkeit
andern Gegenständen und Interessen gleichmäßig zu-
dte. Das Tagebuch gibt in den tagsgeschichtlichen Bemer-
en und Mittheilungen, die es enthält, die sprechendsten
ge dazu. Sie zeugen unwiderleglich von dem lebendi-
Sinn und dem warmen Interesse, die der Verfasser
für alles andere außer dem Leben der Natur, na-
lich für die alten Kunstdenkmäler, sodann für das
des Volks, die Landessitten und die öffentlichen Verhält-
für Industrie und Wissenschaft hat und empfindet. Da-
erkehrt er mit hervorragenden Persönlichkeiten, ebenso
riechischen wie fremder Nationen, welche für Staat und
enschaft, sowie in andern Beziehungen für die dama-
und spätere Zeit, sogar noch für unsere Gegenwart
esonderes Interesse darbieten. Nicht ohne Nutzen ist
dieser Hinsicht, aus jener Zeit (also aus dem Jahre
!), wo noch auf allen Gebieten des öffentlichen Le-
so vieles von den frühern Zuständen zu beseitigen,
gestalten und neu einzurichten war, das damals zu
Zwecken Geschehene und Geschehende, wie dies das
buch angibt, mit den spätern und den jetzigen Zu-
en, Aenderungen und Verbesserungen zu vergleichen.
darf es aus gewissen Gründen wol besonders her-
hoben werden, daß der Verfasser vor allem das an-
rt, was Ausländer, namentlich Baiern, wie z. B.
tmann Zentner, der Begründer der polytechnischen
le in Athen, und der Hofapotheker Landerer (der
den Apothekern im Lande Unterricht gegeben, eine helleni-
sche Pharmakopöe und ein Lehrbuch der Chemie geschrieben
hat und der übrigens noch gegenwärtig als Professor der
Chemie an der Universität in Athen wirkt), in Griechen-
land genützt haben. Beide rühmt er als gleich „eifrig
und wirksam", und über erstern findet sich (I, 84) die
besonders ehrende Bemerkung, daß, „wenn viele so großen
Eifer, Beharrlichkeit, Genügsamkeit hätten, vieles in Grie-
chenland schnell gut gehen würde". Von nicht geringem
Interesse ist auch das, was wir über einen Besuch der
schon 1830 errichteten Schulanstalt des Amerikaners Hill
in Athen unter dem 16. Februar 1842 lesen. Hier sah
der Verfasser zuerst die Lancaster'sche Methode, und, sagt
er, „die Vortheile, die sie darbietet, sind unverkennbar",
wogegen „sich auch leicht verräth, wo sie verstößt". Weiter
heißt es:

Die Anfänge des Rechnens, der Geographie, der Wörter
mit den Sachen, und das Mechanische, Aeußerliche, militärisch
Geregelte trefflich. Hier ist die Aufgabe gelöst, den Kindern
die Schule lieb zu machen. Ein anderer Kopf müßte nur die
Vermittelung mit dem Geistigen und Höhern hinzubringen.

Von der griechischen Jugend im Gymnasium in Athen,
wo er einer Lehrstunde bei unserm bereits im October
1843 verstorbenen deutschen Landsmann Ulrichs, dem
Lehrer des Lateinischen, im Cäsar beiwohnte, bemerkt
Welcker:

Das Charakteristische bei Fragen ist die allgemeine Rasch-
heit im Sprechen und Antworten, nirgends ein Stocken, eher
ungestüm herausgestoßen, und dann die Lebendigkeit, wodurch
ein fortwährendes Gesumme entsteht. Aber unter dieser Frei-
heit, welche die Selbstthätigkeit nur wenig stört, scheint die
Aufmerksamkeit nicht zu leiden. Strenge würde niederdrücken.

Bei Hofe war der Verfasser des Tagebuchs zu ver-
schiedenen malen. Er sagt von ihm, daß kein Hof „lie-
benswürdiger und gütiger sein könnte", und die Unter-
haltung war so harmlos frei, daß man es „als ein poe-
tisches Hofleben auffassen könnte". Um so widerlicher
nehmen sich freilich daneben die Intriguen der fremden
Gesandten gegen diesen Hof, namentlich gegen die Königin, sowie untereinander aus, von denen man in dem
Tagebuch mehrmals lesen kann. Es werden sogar „dra-
matisch angelegte arge Verleumdungen" der Königin er-
wähnt, wobei „wahrscheinlich alles von der englischen Ge-
sandtschaft (Sir Edmund Lyons) ausging".

Als auffallend müssen wir die Tagebuchbemerkung
(II, 10), selbst aus dem Jahre 1842, bezeichnen, daß
„literarische Thätigkeit in Athen nicht aufkomme", und
ebenso ist es in hohem Grade niederschlagend, daß nach
einer Notiz (II, 29) Griechen selbst gegen den Verfasser
„über die Zunahme des Luxus bei ihnen und über Ab-
nahme von Treue und Glauben klagten", sowie daß die
bekannte Xenelasie der Griechen wenigstens damals auch
auf dem Gebiete der Industrie, nicht blos in Bezug auf
Aemter sich offenbarte. Sehr erfreulich und werthvoll ist
die Erfahrung, die wir hier an dem Verfasser des Tage-
buchs selbst machen. Es handelt sich dabei in einem be-
sondern Grade um den persönlichen Eifer desselben und
um seine schon oben erwähnte Rüstigkeit und Rührigkeit

des Geistes, um die jugendliche Lebhaftigkeit für alles, was ihm in Griechenland in neuer und ungewohnter Weise entgegentrat. Schon am sechsten Tage seines Aufenthalts in Athen begann er nämlich, bei einem Griechen, der „keine andere Sprache weiter verstand", Lectionen im Neugriechischen zu nehmen, und er setzte sie lange Zeit eifrig fort. Anfangs geschah dies „mit großer Peinlichkeit", aber bereits nach der zweiten Lection heißt es: „schon etwas weniger peinlich, obgleich die grammatische Unform und der gänzliche Mangel an Methodik und Vorbereitung doch noch lange in Verlegenheit setzen wird". Indeß wurden die Lectionen mit der Zeit „immer weniger unangenehm", und bald findet sich die Notiz: „Anfang, aus einer deutschen Chrestomathie mündlich zu übersetzen", dann wieder: „Lessing'sche Fabeln übersetzt", und nach der neunten Lection: „zum Verstehen im Gespräch keine Schwierigkeit mehr". Gleichwol setzte der Verfasser die Lectionen auch dann noch eine Zeit lang fort. Jedenfalls zeugt dies alles von einem seltenen Eifer, und wir möchten wol wissen, wie sich unsere Helleniſten majorum et minorum gentium zu diesem Vorgang eines der ersten deutschen Helleniſten theils in ihren Urtheilen, theils für eine etwaige Nachfolge ihrerseits zu stellen geneigt wären.

Daß der Verfasser es außerdem für seine wissenschaftlichen und Kunststudien in Griechenland, sowie vorzüglich mit den Vorbereitungen zu seinen weitern Reisen durch das Land, mit Messungen, Nachgrabungen u. s. w. besonders streng und gewissenhaft genommen, und daß er überhaupt zu wissenschaftlichen Zwecken seinen dortigen Aufenthalt erfolgreich benutzt habe, können wir hier nur im allgemeinen bemerken. Das Tagebuch selbst gibt darüber fast auf jeder Seite genügenden Aufschluß, und vorzüglich nahmen die besondern architektonischen, plastischen und sonstigen archäologischen Studien auf der Akropolis Athens fast die ganze Zeit des Verfassers in jener Stadt in Anspruch. Die Fachgenossen des Verfassers, für welche das Tagebuch seinen besondern wissenschaftlichen Werth hat, werden dies alles zu ihrer eigenen Belehrung, zu edelm Genuß und zu weiterer Anregung vielfach bestätigt finden können.

Wie schon bemerkt worden, hielt sich der Verfasser auf seiner griechischen Reise vorzugsweise lange in Athen auf, aber er benutzte zugleich seinen dortigen mehr als zweimonatlichen Aufenthalt zu weitern Ausflügen und Reisen in den Umgebungen der Stadt und in Attika, z. B. nach Marathon und Sunium. Von Athen unternahm er dann zunächst eine fünfwöchentliche Reise durch den größern Theil des Peloponnes, sowie eine kürzere, nur vierzehntägige nach einem Theil Rumeliens und der Insel Euböa, und später führte ihn eine Inselfahrt zuerst nach Smyrna und dann noch weiter theils nach einzelnen besonders interessanten Punkten Kleinasiens, z. B. nach Ilion, theils bis nach Konstantinopel. Von hier kehrte er durch das Griechische Meer, mit theilweise längerm Aufenthalt auf einigen Inseln desselben, wieder nach Athen und endlich durch einzelne Gegenden der Nordküste der peloponnesischen Halbinsel über Korfu nach Ancona zurück. In diesem weiten Rahmen eines siebenmonatlichen Tagebuchs bewegt sich die griechische Reise des Verfassers und gewährt dem Leser in seinen bald kürzern Andeutungen, bald längern Schilderungen nach allen Seiten hin die verschiedenartigsten Bilder und den reichsten Stoff für Belehrung und die mannichfachste Anregung. Es müssen es dem einzelnen Leser überlassen, diesen Stoff für sich, für sein Interesse und seine Zwecke zu benutzen und zu verwerthen. Leider sind vielfache Druckfehler in den geographischen und sonstigen Eigennamen und in griechischen Wörtern nicht wenig störend; auch müssen wir in dieser Beziehung wol wissen, wie bei der allgemeinen correcten Schreibweise des Verfassers der Name des bekannten griechischen Archäologen, Dichters und Staatsmannes: Rangabe (statt Rangawis) in sein Tagebuch sich hat verirren können.

Unterhaltungsliteratur.

1. Gesammelte Schriften von N. Steffen. Erster Band: Euphrosine von Falkenstein. Große romantische Oper. Zweiter Band: Kitzele oder das Pfingstfest zu Echternach. Komische Zauberoper. Luxemburg, Bück. 1865. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Warum soll ich meines Bruders Hüter sein? Eine Geschichte aus dem norddeutschen Dorfleben von K. Ge. Zweite Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1864. 8.
3. Der Insurgent von August Lewald. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1865. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser der vorliegenden „Gesammelten Schriften", N. Steffen (Nr. 1), dessen Name uns bisher nicht bekannt gewesen ist, tritt hier mit einer Gesammtausgabe seiner Werke vor das Publikum, deren Berechtigung durch den dichterischen Werth der beiden ersten Hefte hinlänglich gerechtfertigt wird. Wir hätten gewünscht, die sämmtlichen auf dem Titelblatt angegebenen Werke Steffen's zur Lektüre verschaffen zu können, die uns vielleicht einen günstigern Schluß auf die Begabung ihres Verfassers erlaubt hätten, als ihn die vorliegenden „romantischen Opern" gestatten. Operntexte überhaupt können selten einen selbständige literarische Bedeutung in Anspruch nehmen, da sie ja sogar in Verbindung mit der Musik nur das untergeordnete, meist kaum beachtete Element bilden; man verlangt von ihnen nichts als spannenden, stofflichen Inhalt und Singbarkeit, man verlangt von ihnen keinen gedankenvollen und gedankenreichen Dialog, wenn sie eben nicht mehr als Operntexte sein wollen. Steffen aber tritt uns mit viel höhern Ansprüchen auf, seine Zauberopern geben sich für wirkliche Poesien aus, denn andernfalls würde man ihre selbständige Veröffentlichung nicht begreifen.

Dem Referenten wollte es, als er das erste Stück, „Euphrosine von Falkenstein", zu lesen begann, fast so vorkommen, als habe der Verfasser einen Scherz mit dem Publikum vor, als wolle er eine Satire auf irgendeine verkehrte, hyperromantische Richtung der neuern Dichtenliteratur schreiben, wie sie freilich heutzutage gar nicht mehr existirt, aber im weitern Verlauf mußte es ernsthaft, daß das Buch ganz unwillkürlich zu einer Satire

worden war, daß es für eine Satire viel zu geist- und tzlos und offenbar auch vom Verfasser viel zu ernst- gemeint war.

Dabei ist nun Steffen in seinem poetischen Eifer das isgeschick widerfahren, daß das grausenvolle Verhängniß eier edler Familien, wie es uns im ersten Bande mit ıfwand aller äußerlichen Mittel, mit nächtlichem Gei- ſpuk, mit Kraftworten und Naturlauten aller Art, lche die Leidenschaften ersetzen sollen, hinter denen sich r nur die dichterische Ohnmacht verbirgt, statt unser gisches Mitleid zu erwecken, nur eine unwiderstehlich ıische Wirkung ausübt, und diese komische Wirkung d noch gesteigert durch das naive unüberwindliche lbstvertrauen, das der Verfasser in der Vorrede „An Leser", sowie in den seitenlangen Parentheſen und nken für Schauspieler und Decorateure kundgibt. Von ıraktерentwickelung, von poetischem Schwung, von dra- iſchem Leben kann unter solchen Umständen nicht die e sein; es sei uns deshalb erlassen, auf den Inhalt beiden Stücke näher einzugehen.

Das zweite derselben, die tragikomische Zauberoper: tzele", die offenbar auf einer luxemburgischen Sage be- , macht in ihrer gezwungenen Komik einen peinlichen druck, wenngleich gerade sie mit geschickter Composition inigt als Localstück in Luxemburg vielleicht einigen ct machen könnte. Aber auch sie nur im besten Falle, . wenn ein Componist im Stande ist, zu den langen phrasenhaften, theils religiösen, theils ganz zwecklos etischen Tiraden, aus denen beide Stücke zusam- ıesetzt sind, die passende Musik zu finden. Dennoch te, wie schon bemerkt, das „Pfingstfest zu Echternach" ı seinen Stoff unter den Einheimischen einiges In- e erwecken, wogegen „Euphrosine von Falkenstein" in stofflicher Hinsicht nicht den niedrigsten Ansprüchen enügen vermag. Versformen und Reime fließen dem ıffer ziemlich glatt aus der Feder, aber es sind eben lten ausgetretenen Formen, wie sie jedem Dilettan- ıequem liegen, von keinem originellen und poetischen nken erfüllt. Einen Wunsch nach Fortsetzung sei- ‚Gesammelten Schriften" macht diese erste Veröffent- g Steffen's keineswegs rege.

Wieder eine Dorfgeschichte: „Warum soll ich meines ers Hüter sein"? von K. Ge. (Nr. 2)! Aber ohne Unwahrheit und Verzerrtheit der Charaktere, an de- iese Gattung so häufig krankt. Der Verfasser will ıicht weismachen, daß die Bauern im Grunde viel vüchsiger, sittenreiner und poetischer seien als die ıer Cultur verderbten Stadtbewohner; er schildert nit kräftigen realistischen Strichen ein Bild nord- ıen Dorflebens, das fern von jeder Sentimentalität, on jeder idyllischen Verherrlichung, uns sogar recht ıe Kehrseiten und unheimliche Charakterzüge des nstandes zeigt. Starres, trotziges Hängen an ver- Vorurtheilen, Unduldsamkeit, die bis zur grausam- ärte geht, Neid, Habsucht, Mangel an jeglichem ınsinn, das sind die eben nicht reizvollen Farben, mit denen der Verfasser uns die Bewohner des Dörfchens Germsheim darstellt.

Ein leitender Gedanke geht durch das Buch, der in ungezwungener Weise zur Geltung gebracht wird, daß die öffentliche Meinung der Welt, strenger als das strengste Gesetz, dem, der einmal gefehlt, nicht vergeben kann, ihn der Besserung nicht mehr für fähig hält, und in phari- säischer Verachtung selten geneigt ist, ihn vor gänzlichem Fall zu behüten, nach dem lieblosen Grundsatz, der sich in der Frage ausspricht: „Warum soll ich meines Bruders Hüter sein?" Es liegt in dieser Erzählung eine erschüt- ternde Wahrheit. Der Charakter des Helden, des Bachmüll- lers, ist, obgleich die psychologischen Uebergänge bisweilen zu schroff und unvermittelt erscheinen und obgleich wir zu wenig Einsicht in das Innere des Helden erhalten, in großen Zügen wahr und consequent ausgeführt. Freilich würde die Gesinnungsänderung des Bachmüllers nach seiner vier- jährigen Zuchthausstrafe uns noch wahrscheinlicher und weniger plötzlich vorkommen, wenn sie uns der Verfasser mehr aus dem Innern seines Helden heraus motivirt hätte. Außer den Charakteren des Schulzen und seiner Frau, deren liebenswürdige Menschenliebe uns wie ein heller Strahl aus dem sonst so düstern Inhalt des Buchs anlächelt, sind die übrigen Figuren ziemlich schablonen- mäßig und schattenhaft gehalten, und einige von ihnen in ihrer moralischen Verkommenheit zu übertrieben und grell geschildert.

Der Stil ist glatt und fließend, der bäuerische Ton ohne Ziererei und affectirten Dialekt treu wiedergegeben, nur hätten wir die Darstellung noch etwas knapper und gedrungener, freilich auch etwas lichtvoller und weniger trocken gewünscht. Aber das Buch ist wahr, einfach, voll sittlichen Inhalts, und kann infolge dessen den Zweck, den es vor Augen hat, eine gute Volksschrift zu sein, vollkommen erfüllen.

Mit weit höhern Ansprüchen und unter weit bedeut- samern Gesichtspunkten tritt uns August Lewald's neue- ster Roman: „Der Insurgent" (Nr. 3), entgegen, der uns mitten in die großen politischen Fragen der Gegenwart hineinführt. Er behandelt nämlich die polnischen Kämpfe in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, und Lewald hat es, wie sich erwarten ließ, verstanden, uns dieselben in lebendigen und großartigen Zügen vorzuführen; aber wir müssen bedauern, daß es eben nur ein Panorama von einzelnen Gemälden, nicht aber eine in sich abge- schlossene, einheitliche Schilderung vor unsern Augen vor- überführt. Die Composition ist die schwächste Seite des Buchs, wie sie ohne Zweifel auch die schwierigste Aufgabe war. Dem Verfasser ist die Bewältigung seines Stoffs nicht gelungen, er hat den Ueberblick über das bunte, vielseitige Gewühl seiner Gestalten verloren, und auch der Leser vermag ihn nicht zu gewinnen. Episoden reihen sich an Episoden, Handlungen an Handlungen, ohne ineinan- derzugreifen und die Kette zu schließen; bald hierhin, bald dorthin geschickt, verlieren wir manche Personen zeit- weilig ganz aus dem Auge und gerathen in Verwirrung

über die Fülle immer neuer Gestalten, die uns zugeführt werden. Oft unterbrechen ganze Abhandlungen und lange Gespräche über religiöse Fragen den Gang der Ereignisse, wie denn auch der Grundgedanke des Romans, wie in der Vorrede deutlich ausgesprochen, ein religiöser ist (S. XI):

Ueber allen Gruppen, aus dem Hader der Parteien, dem Dampf der Schlachtfelder und durch die Nebel, die den Horizons bedecken, strahlt die Kirche mit dem Kreuze des Erlösers. Vor ihr versinkt die Lüge und der Wahn; sie zeigt uns den einzig möglichen Fortschritt gegenüber den eingebildeten Vollkommenheiten, die uns die Revolution verheißt.

Die Religion erscheint dem Verfasser als Ersatz für jeglichen Verlust, und Julian, der einzige, der sich mit diesem Ersatz nicht zu begnügen vermag, geht darüber zu Grunde. Julian, ein junger polnischer Edelmann, der zuerst ziemlich leichtfertig in den Tag hineingelebt hat, erleidet plötzlich in seinem Innern einen Umschwung, als seine Mutter, eine fanatische Patriotin, ihm auf dem Krankenlager den letzten Willen seines im Kampfe für das Vaterland gestorbenen Vaters mittheilt. Die Pflichten, die er zu erfüllen hat, treten mit gewaltigem Mahnruf vor ihn hin, er beschließt unverzüglich, sein ganzes übriges Leben dem Vaterland und der Rache zu weihen. Er eilt nach Warschau, wo er die Fäden der schon wieder sich regenden Verschwörung zu finden glaubt, aber er findet sie in Händen, die ihm unwürdig scheinen, das große Werk der Vaterlandsbefreiung zu vollführen. Es treibt ihn weiter nach Paris, wo sich, wie er meint, um den designirten Polenkönig Adam Czartoryski die Elite der Patrioten geschart hat. Aber auch dort findet er nur Heuchelei, Eigennutz und Verrath; mit genauer Noth entrinnt er der Gefahr, gefangen zu werden, und geht nach einem deutschen Bade, wo er seine Mutter, die von ihrer Krankheit genesen ist, wiederfindet. Aber seine Mutter ist eine andere geworden; eine kurze Spanne Zeit hat aus der glühenden Patriotin eine strenge Katholikin gemacht, die nichts Höheres kennt, als Gott zu dienen in Gebet und That, und die nun, obgleich vergeblich, Julian auf denselben Standpunkt hinzuführen versucht. Nach einiger Zeit wendet sich Julian nach Florenz, wo er Bekanntschaften aus dem deutschen Bade wiederfindet, unter ihnen Maria, die Tochter eines polnischen Großen, die, ein echtes Kind Polens, ihm eine unbezwingliche Leidenschaft einflößt. Alle Gedanken an das Vaterland treten zurück, alle seine frühern Bestrebungen erscheinen ihm eitel und nichtig, er beschließt, wie er sich ausdrückt, „glücklich zu werden und sich zu vermählen". Aber Maria, die nur Gott und dem Vaterlande gehört, weist ihn ab, und erweckt von neuem den entschlummernden Patriotismus in seiner Brust; und Julian, der nun an jedem irdischen Glücke zu verzweifeln beginnt, wirft sich ganz der, wenn auch verlorenen Sache Polens in die Arme. Indessen mehren sich die Anzeichen, daß das drohende Unwetter sich bald entladen werde. Julian schließt sich den in Florenz lebenden Polen an, die Patrioten verlassen Italien, und Maria, der das Ideal der Jeanne d'Arc vorschwebt, folgt ihnen unter dem Schutze Julian's, um in den Reihen der Männer mitzukämpfen. Der Aufstand beginnt mit großen Hoffnungen, aber mit geringen Mitteln, wie alle diese polnischen Erhebungen; nach einem glücklichen Anfange schlagen alle Unternehmungen der Insurgenten fehl, Julian selbst wird bei einem Scharmützel in einem polnischen Nest, das er kurz vorher erobert hat, verwundet und während nun draußen der Kampf immer weiter wüthet, bis ihn die Uebermacht der Russen und Oesterreicher zurückstickt, liegt er im Schlosse seines Oheims, langsam genesend, auf seinem Krankenlager. Als endlich nun jede Hoffnung auf Erfolg verloren ist, gibt Julian, vor dessen Augen nur noch eine leere und düstere Zukunft liegt, in Verzweiflung sich selber den Tod.

Der Charakter Julian's, wie er uns hier geschildert wird, verworren, unklar in sich selber, unfertig und ohne Grundsätze, nur den Eingebungen seiner Leidenschaft folgend, machte den tragischen Ausgang seiner Geschichte nothwendig. Er besitzt nicht die Kraft, sich in die Verhältnisse zu schicken, wie sie ist, und ein neues, thätiges Leben zu beginnen, während er andererseits auch nicht fanatischer Schwärmer genug ist, um Ersatz für sein verlorenes Glück in den Tröstungen der Religion zu finden, wie Maria, die zum Kloster ihre Zuflucht nimmt. Maria ist eine stilisirte, etwas mystisch gehaltene Figur, deren Entschluß motivirt wird durch ein Misgeschick ohnegleichen, durch eine Jugend voll schwerer Erfahrungen, die aber darum eine zu träumerische Höhe einnimmt, um uns menschlich nahe treten zu können. Im Lager der Insurgenten tritt noch eine vortrefflich gezeichnete Gestalt hervor, Julian, der Allerweltsmensch, der, grundsatzlos aus Erfahrung, gewandt und sicher durch alle möglichen Verhältnisse sich hindurchwindet, und der — ein durchaus gewöhnlicher Mensch — sich den polnischen Kämpfern anschließt, weil sie ihm Ruhm und Vortheil zu versprechen scheinen. Im „Epilog" finden wir ihn noch einen Sterbenden auf dem Schlachtfelde von Novara, wo er als piemontesischer Freibeuter ein Ende nimmt.

Diesen Charakteren gegenüber steht nun eine Fülle anderer und kräftiger Gestalten, die alle — oft mit wenigen Strichen — trefflich gezeichnet sind: die stolze Fürstin Helena, die zur katholischen Religion übertritt, um sich mit Albert, einem österreichischen Offizier, zu vermählen; der liebenswürdige und geistreiche Rasse Stutzer unter beißender Spottlaune, unter dem Schein Kälte und Herzlosigkeit ein tiefes und edles Gefühl birgt, wie es sich beim Abschied von der Fürstin offenbart; der geheimnißvolle, plötzlich in Florenz auftauchende Mönch, der sich später als Maria's Bruder enthüllt; die ritterliche Heldengestalt des alten Dombrowski-kriegers; der phrasenhafte Genueser; der tischklopfende Engländer — das alles sind Charaktere, in denen echte Wahrheit pulsirt und die oft mit wenigen Strichen zur klarsten Anschauung gebracht werden.

Die Darstellung ist, wie wir sie von Lewald gewohnt sind, elegant und fließend und, wo es am Platze ist, von poetischem Schwung beseelt, und daß dem Verfasser nicht blos die düstern und ernsten Farben zu Gebote

er auch den Humor und die Ironie geschickt zu hand-
t versteht, das sehen wir an dem wahrhaft erquicken-
„moralisch-politischen Zwischenspiel", in welchem er
olitischen und socialen Zustände des an der polni-
Grenze gelegenen „Herzogthums Scheerau" in er-
cher Weise dem Leser vor Augen führt.
Zum Schluß noch eine Bemerkung. Wir treten in
n Buche in eine durchaus katholische Sphäre; durch
iese Charaktere geht, mit wenigen Ausnahmen, ein
nsamer Zug strenger Religiosität und katholischer
ärmerei, die auf den andersdenkenden Leser mitunter
ermüdenden und peinlichen Eindruck machen wird,
er er aber um der anderweitigen Vorzüge des Buches
absehen muß. Vor allen Dingen jedoch müssen
merkennen, daß der Verfasser, obgleich er im Laufe
Erzählung die verschiedensten religiösen Ideen gegen-
der zu Felde ziehen läßt, obgleich er das katholische
ip überall als das siegende, als das einzig rettende
beglückende hinstellt, sich dennoch von Fanatismus
Intoleranz freizuhalten und in geschickter Weise die
liche Klippe zu umgehen gewußt hat, aus seinem
man einen Tendenzroman und eine Reclame für
eligiöses Glaubensbekenntniß zu machen.

Hugo Bernuiges.

Zu Goethe's „Hermann und Dorothea".

n Nr. 37 des „Archiv für neuere Sprachen" hat
Oberlehrer Dr. E. Schauenburg in Düsseldorf den
beis zu liefern gesucht, daß zu dem idealen Bilde
sten Verlobten Dorothea's der schwergeprüfte Georg
r, der „edle Freiheitsschwärmer", das Material und
nlaß geboten habe. Der Verfasser sagt:
ielleicht ist nachstehende Ausführung auch für andere über-
d und damit ein nicht unwesentlicher Beitrag geliefert
Kenntniß jenes schönen, gerechten und milden Zugs in
's Charakter, der sich gedrängt fühlte, dem verkannten
ekränkten Freunde eine zwar stillschweigende aber glän-
Ehrenerklärung zu geben.
ür mich hat mein Bruder diesen Beweis zur Genüge
rt, obgleich noch manches zu sagen gewesen wäre,
ine Behauptung weiter zu stützen und zu begrün-
Aber der Lobredner darf kurz sein. Forster und
e standen einander lange Zeit so nahe, schätzten ein-
um ihre beiderseitigen Leistungen in solchem Grade,
beide so durchaus edel angelegte Naturen, daß
ses Ereigniß eintreten mußte, um sie zu trennen.
ei Forster unseres Ungenügen, stetes Streben nach
eitesten Zielen, nach den äußersten Consequenzen,
kanische oder vielmehr kosmopolitische Tendenz von
d auf; bei Goethe das strikte Gegentheil, oder doch
eus der stete Wunsch, das eifrige Bemühen nach
Gegentheil, und ein Kosmopolitismus wesentlich an-
Art, als der Forster'sche war. Aber das konnte
ht trennen. Waren beide doch noch fröhlich zusam-
als Goethe an der heillosen Campagne sich betei-
mußte. Man vermied es, von Politik zu reden,
Sömmering, Huber, Forster glühten für die neuen
ihnen hob sich das Herz,

Als sich der erste Glanz der neuen Sonne emporhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleich-
heit — —

(Klio.)

Goethe dagegen „eilte offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte" — er war Diener und noch mehr Freund eines Fürsten geworden, den jeder irgend Unbefangene ehren und schätzen mußte; er war durch seine Uebersiedelung nach Weimar in Verhältnisse voll tausenderlei Rücksichten getreten, und so „schonte man sich wechselseitig", aber man kam immerhin gut genug miteinander aus.

Daß Forster durch sein Wirken als republikanischer Beamter in Mainz und Paris Goethe's Groll sich nicht zugezogen, daß dieser all den drängenden und sich überstürzenden Ereignissen vielmehr nur mit Resignation und um so starrerm Verschließen seines innerlichsten Menschen zugeschaut, geht deutlich genug aus des Dichters Wesen und Worten hervor. Wie viele von uns Jetztlebenden haben in ganz derselben Weise den edeln Kinkel für sein Vaterland unmöglich werden sehen! Vergegenwärtigen wir uns die Stimmung, in welche uns der Dichter von „Otto der Schütz" versetzte, als er durch zu hoch gespannte Begriffe von Consequenz und Männesstolz Schritt für Schritt weiter gerieth und über die Grenze hinausgelangte, von der zurück keine Umkehr ist. Ganz ähnlich müssen Förster's Freunde empfunden haben; aber sie haben, unbefangen wie die Bessern waren, nicht deshalb moralisch mit ihm gebrochen; nur der Verkehr stockte, und er mußte in solchen Zeitläufen stocken. Hin und her mag auch manches Wort des Unmuths gefallen sein, aber an Forster's Edelsinn hat gewiß kein früherer Freund aufrichtig gezweifelt; jeder mußte sich sagen, daß es groß und die Art des Helden war, für die zur Ueberzeugung gewordene Idee mit dem innern Menschen auch den äußern Menschen und sein Alles zu opfern. Das hat Goethe sicher immer anerkannt, wenn er es auch oft nicht anzuerkennen schien. Deshalb war es ihm vorbehalten, mit einer Ehrenrettung Förster's hervorzutreten, und herrlich beschloß er mit derselben sein episches Meisterwerk. Gewissermaßen spricht Goethe selbst zu uns, indem er Dorothea die Worte sagen läßt:

O laßt mich dieser Erinnerung
Einen Augenblick weihen! Denn wol verdient sie der Gute,
Der — — — nicht zur Heimat zurückkam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe zur Freiheit,
Als ihn die Luft, im neuen, veränderten Wesen zu wirken
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich! sagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu kennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund — — — —
Du bewahrst mir dein Herz — —
Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seist!

(Urania.)

Und so spricht Goethe über Forster zu uns, so läßt er den starken Mann von den Freunden Abschied nehmen.

So nahm auch Johanna Kinkel von uns Abschied, als sie uns mit aller Macht ihres Gemüths wehrte, ihr zu folgen, sie zu begleiten, als sie Kinkel folgte „in den Abgrund, in den wir nun sehenden Auges uns stürzen". Das waren die eigenen Worte der vielfach verkannten und verlästerten Frau, und ich muß mich ihrer auf das lebhafteste erinnern, wenn ich lese, wie Dorothea den Abschied von ihrem ersten Verlobten schildert.

Daß Goethe Forster gemeint hat, geht mir auch unwiderleglich aus der Charakteristik hervor, die der Richter von dem ersten Verlobten Dorothea's gibt:

Der im ersten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Ränke und Willkür.
(Klio.)

Für alle Eingeweihten ist Goethe deutlich genug gewesen, und er durfte nicht deutlicher sein, um nicht dem Verdachte Raum zu geben, mit Hermann und Dorothea habe er Huber und Therese gemeint. Denn gegen diese beiden war der Haß des weimarischen Kreises entschieden gemünzt, unverkennbar, und wir wissen weshalb. Fräulein Stock, die den Familien Schiller's und Körner's sehr nahe stand und mit Huber lange verlobt war, mußte sich von diesem plötzlich verlassen und der Witwe Forster's nachgestellt sehen — hinc illae lacrymae! Das war das böse Ereigniß!

Im Jahre 1797 vollendete Goethe sein Epos und setzte dem Freunde ein Ehrendenkmal, aëre perennius.

Hermann Schauenburg.

Die Erziehung des Weibes.

Ueber die Erziehung des Weibes für seinen Beruf. Eine Vorlesung, gehalten im Hörsaale des Grauen Klosters zu Berlin am 26. Februar 1865 von R. Virchow. Berlin, Th. Enslin. 1865. 8. 7½ Ngr.

Ein Vortrag, welchen Virchow im Verein für Familien- und Volkserziehung gehalten hat und welcher sich die Aufgabe stellt, „neben der auf die Massen gerichteten Fürsorge des Staats auch den Einzelnen hülfreich an die Seite zu treten". Der Verfasser weist darauf hin, wie bei den alten classischen Völkern das Weib die ihm gebührende Stelle nicht eingenommen, das Christenthum hingegen die Hausfrau zur gleichberechtigten Herrin des Hauses gemacht habe. Nur in der Familie findet die eigentliche Erziehung statt, der Schule fällt hauptsächlich der Unterricht zu. Die Verhältnisse unserer Zeit, die stets wachsenden Ansprüche, die immer weiter fortschreitende Theilung der Arbeit gestatten dem Hausvater immer weniger, sich mit der Erziehung der Kinder zu beschäftigen, deren größere Hälfte der Mutter zufällt. Erziehung der Kinder ist der höchste Beruf des Weibes, dem auch die Sorge für den Mann nachsteht, weshalb eine zu weit getriebene Emancipation der Frau nur auf Kosten der Familie geschehen könnte. Gattinnen und Mütter zu werden ist nicht allen weiblichen Individuen beschieden, aber alle können für Kinderpflege, Krankenwartung, Haus und Garten wirken, und dafür sollen sie, meint der Verfasser, Unterricht empfangen, wobei Physiologie und Diätetik nicht ausgeschlossen bleiben dürfen und feste pädagogische Grundsätze gelehrt und eingeprägt werden müssen, damit dem immer erneuerten Experimentiren und Erziehen nach bloßem Hörensagen ein Ende gemacht werde. Für letzteres seien die besten Institute die Kleinkinder- und Bewahranstalten, die Krippen und Kindergärten, sie seien das für die reifere weibliche Jugend, was Krankenhaus und Klinik für den jungen Arzt sind. Auch die Findelhäuser und Waisenanstalten mögen mit benutzt werden. Aus diese Anstalten können Pflanzschulen werkthätiger Tugend und einsichtsvoller Kenntnisse für die weibliche Jugend, Seminarien für Hausfrauen werden, welche das Wissen dem Können beifügen. Jetzt besteht zwischen der Puppenstube und dem Familienleben der jungen Frau eine große Lücke, welche auszufüllen ist: auf die Puppenstube soll die theoretische Vorbereitung der Töchterschule, auf diese die praktische Ausbildung des Kindergartens folgen. In der praktischen Thätigkeit werde die unzufriedene Stimmung der unverheiratheten Jungfrau schwinden, glaubt der Verfasser, und schließt mit dem Ausspruche, daß die größte und reinste Quelle menschlicher Zufriedenheit nicht der Genuß, sondern der freiwillige, aus sittlichen Gründen geleistete Verzicht sei: ein Verzicht, der werkthätigen Dienste dem Vaterlande und der Menschheit gebracht und sicher nicht weniger gottgefällig und befriedigend, als früher der Eintritt in die Klöster es war.

Das Princip des Verfassers leuchtet ein, aber es darf nicht zu weit ausgedehnt werden, es darf seine Wirksamkeit nur über einen beschränkten Theil des weiblichen Geschlechts verbreiten. Virchow hebt als wesentliches Moment den Verzicht auf den Genuß hervor; aber es ist Naturgebot und Hauptzweck des Weibes, Kinder zu empfangen und zu gebären, und es wird am besten und liebsten seine eigenen Kinder erziehen; die Erziehung fremder Kinder bietet hierfür nur einen dürftigen Ersatz. Eine große Calamität der gegenwärtigen Gesellschaft ist das Seltenerwerden der Ehen, eine Quelle der Entsittlichung und des Verderbens, zum Theil bedingt durch die Concurrenz des männlichen, zum Theil durch den steigenden Luxus beider Geschlechter. Alle, welchen die sociale Wohlfahrt am Herzen liegt, sollten auf die Minderung dieses Uebels durch Beförderung einfacherer Lebensweise und bescheidenern Haushalts hinwirken.

Maximilian [illegible]

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Ohne Frage ist die Lyrik der Gegenwart von dem deutschen Publikum nicht nach Verdienst gewürdigt; außer einigen modischen Lieblingen finden sich nur wenig Lyriker, denen eine Stelle in den Bücherschränken und Herzen eingeräumt wird. Auch liegt mancher Patroklus begraben, während mancher Thersites für sich Propaganda zu machen weiß. Der Schiller'sche Fluch, daß das Glück seine Gaben ohne Wahl und Billigkeit austheilt, gilt jedenfalls von der modernen Lyrik und ihren Anhängen.

Es werden immer neue Versuche gemacht, die Theilnahme der Leser, welche der Zeitungslektüre und dem Memoirenroman mehr oder weniger zugewendet bleibt, auch für die Lyrik zu erobern. So scheint in Frankfurt a. M. ein „Deutscher Dichtergarten, Plan für die gegenwärtige poetische Literatur unsers Volks" (Knatz), der zu diesem Zwecke ernste und ehrenwerthe Anstrengungen macht. Mit Blumen ist dieser Garten bereits auch geschmückt; ob er für die Herausgeber Früchte tragen wird, ist eine andere Frage. Die Prognose ist für deutsche Lyrik immer eine ungünstige. Die Herausgeber selbst sind guten Muths und treten in ihrem Prospect mit Eifer das begründete Recht moderner Poesie: „Es ist eine den absprechenden und unterdrückenden Geistern unserer Zeit liebgewordene und ihnen vielfach nachgebetete Phrase, daß die deutsche Literatur, insbesondere die poetische, mit dem Erlöschen der letzten classischen Zeit in versumpfter, unfruchtbarer Boden geworden sei. Die politischen Verhältnisse unsers Vaterlandes, die strengen Forschungen der neuesten Zeit auf wissenschaftlichem Gebiete, vorzüglich die innigen Beziehungen, in welche Wissenschaft und praktisches Leben zueinander getreten sind, sucht man als Gründe in schnellfertigen Urtheile zu unterschieben. Wir verkennen indessen nicht, daß die poetischen Erzeugnisse unserer Tage sich den Schöpfungen der Heroen deutscher Literatur nicht gleichstellen; wir verkennen nicht, daß die durchgreifende Verallgemeinerung geistiger Errungenschaften im Volke ein neues, in seiner noch nicht geklärtes Leben wach gerufen hat; daß aber das poetische Deutschland wirklich so arm an Gemüth und Empfindung, so unproductiv für das Schöne geworden, wie man gern sagt ist, ihm heute nachzusagen, ist der Fall nicht. Sangeslustig, voll freier, schöner Regungen, hebt sich das Volksleben mitten aus den materialistischen Bestrebungen der Zeit, neben bedeutenden Meistern zählt die Dichtkunst in allen Schichten der Nation aufstrebende Talente und begeisterte Verehrer. In den belletristischen Tagesblättern, deren vorzugsweise Pflege die Prosa ist, vegetirt aber die Poesie verachtet und «unter dem Striche» behandelt, während sie in Gesammelwerken einzelner Dichter, aus pecuniären Gründen, dem kleinern Theile der Menge zugänglich und fruchtbar werden kann. Es bedarf daher eines Vereinigungspunktes, von welchem aus die poetischen Kräfte der Gegenwart leichter als auf buchhändlerischem Wege, oder in dem beschränkten Raume der Journalistik, dem Volke entgegengeführt und befreundet werden." Sehr anerkennenswerth ist es, daß dieser „Dichtergarten" eine dreifache Prämienconcurrenz eröffnet, einen Preis von sechs Thalern in Gold für das beste lyrische Gedicht, einen von vierzehn Thalern für das beste epische und einen von funfzig Thalern für das beste dramatische Gedicht gesetzt hat. Es zeugt dies von einem thatkräftigen Interesse für deutsche Poesie", wie es bei Privatunternehmungen selten gefunden ist. Natürlich werden durch solche Concurrenzen keine Talente aus der Erde gestampft — immerhin geben sie eine fördernde Anregung und doch eine Art von gemeinsamem Mittelpunkt für dichterische Bestrebungen, die sonst nach allen Enden hin zersplitterndrose auseinandergehen.

Auch interessiren sich namhafte Männer für das Unternehmen, wie der Nestor der deutschen Poesie, Friedrich Rückert, der dasselbe bei der Uebersendung des in der ersten Nummer enthaltenen Widmungsgedichts ein glückliches und ein bedeutendes nannte. Das Gedicht selbst, ein Sonett, wenn auch kein „geharnischtes", lautet:

Ich seh' euch auszulaufen im Begriffe,
Und reich habt ihr das Fahrzeug ausgestattet
Mit allem Allerbesten was ihr hattet,
Des geistigen Besitzthums Inbegriffe.

Ein guter Fahrwind sei mit euerm Schiffe,
Daß sich die See vor seinem Laufe glattet,
Die Stürme schweigen, und es unermattet
Vorbeikommt ohne Schaden jedem Riffe.

Ihr werdet das Vereinzelte vereinen,
Ein Großes bauen aus dem vielen Kleinen,
Die Gegensätze sich ausgleichen lassen,

Verschiedenstes im Geist zusammenfassen
Bejahend, und einseitig nichts verneinen. —
Fahr wohl, o Schifflein, deine feuchten Straßen!

Außer von Rückert finden sich lyrische Beiträge von Stöber, Paul Schanz u. a. Auch Minckwitz hat dem Unternehmen seine thätige Theilnahme zugesagt. Gegen die Mittheilung längerer Dramen, mit welcher ebenfalls ein Versuch gemacht worden ist, hegen wir begründete Bedenken, da sie durch die Form der Wochenschrift zu sehr in disjecti membra poëtae aufgelöst werden, um einen Totaleindruck hervorzubringen. Anders verhält es sich mit der Novelle, obgleich es hier eines scharfen kritischen Grenzsteins bedarf, um zu bestimmen, wo die Poesie anfängt und die sogenannte belletristische Erzählung, das beliebte Futter für Journalleser und Leihbibliotheken, aufhört. Was die Kritik betrifft, so wird es der Redaction, den Herren A. Frenzel und F. Rausch, nicht leicht werden, bei dem knappen, derselben zugemessenen Raum die Production der Gegenwart zu bewältigen, und die Beschränkung auf hervorragende Dichtungen wird mit Nothwendigkeit geboten sein.

Gelingt es der Redaction, die bedeutendern Kräfte der Gegenwart um sich zu sammeln, von denen einige aus Mismuth, andere aus allerlei äußern Gründen lahmgelegt sind, während die fashionabeln Lieblinge des Modepublikums kaum das Bedürfniß fühlen, in einem journalistischen Organ eine Verbreitung zu suchen, die ihre Miniaturausgaben ihnen in ganz anderm Maße zutheil werden lassen — so wird sie vielleicht die in Deutschland vorhandene Apathie gegen die Lyrik viribus unitis besiegen. Ein Haupttrost möge ihr immer die Production selbst sein; denn unter den auf Tausende zu schätzenden Producenten auf diesem Gebiete finden sich auch immer noch die eifrigsten Consumenten, denen die Sache am Herzen liegt, weil ja auch ihre eigenen Früchte im „Deutschen Dichtergarten" reifen.

Die italienische Armee.

Bei der sichern Aussicht, daß der neugebildeten italienischen Armee über kurz oder lang ein schwerer Kampf um Sein oder Nichtsein bevorsteht, ist es gewiß von Interesse, ein unparteiisches und sachgemäßes Urtheil über dieselbe zu lesen, dessen Anerkennung um so größern Werth hat, als sie von einem preußischen Offizier ausgesprochen ist, dem man, wie der ganzen preußischen Armee, wol keine Sympathien für die Entstehungsgeschichte des neuen Königreichs Italien zuschreiben wird. Wir machen unsere Leser auf ein Werk aufmerksam: „Die italienische Armee in ihrem heutigen Bestande 1865, mit specieller Berücksichtigung der Infanterie von von Wittich" (Berlin, Bath, 1865). Der Verfasser hat sein selbständiges Urtheil durch scharfe Beobachtung in Italien gebildet und gibt dasselbe mit soldatischem Freimuth und dabei anerkennenswerther Bescheidenheit ab. Seine Charakteristik dieser „fast auf einer tabula rasa

entstandenen Armee, bei der man an eine Vergangenheit nicht nur nicht anzuknüpfen hatte, sondern sich von ihr principiell losmachen wollte", ist treffend und interessant. Er constatirt zugleich im schärfsten Gegensatze zu der neuern Anfeindung der stehenden Heere, „daß die Armee in Italien populär ist vom Könige, als erstem Soldaten, bis zum letzten Trainsoldaten", weil das Volk von ihr die Realisirung seiner sehnlichsten Wünsche erwartet und man daher alles auf sie verwendet. Der Armee selbst läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren und schildert genau alle ihre Verhältnisse bis in die kleinsten militärischen Details. Ueber den soldatischen Werth des Italieners im ganzen hat sich die öffentliche Meinung bisher sehr ungünstig geäußert, obgleich die Italiener aus ihrer Kriegsgeschichte rühmliche Thatsachen dem entgegensetzen können. Der Verfasser hebt hervor, daß sie von ihren Regierungen — die sardinische ausgenommen — der Waffen entwöhnt, daß bisjetzt noch nie eine national-italienische Armee, durch das gemeinsame Streben nach einem Ziele beseelt, auf den Kampfplatz getreten ist und daß man bis dahin das Urtheil suspendiren müsse. Jetzt könne man nur sagen, daß der Italiener im allgemeinen körperliche Gewandtheit, Genügsamkeit und viel natürliche Fassungsgabe besitzt, daher leicht auszubilden ist, dagegen nach der äußern Erscheinung die Körperkraft fehlen dürfte, um auch die nothwendige Zähigkeit zu entwickeln. Die Mobilgarde, in der Idee unzweifelhaft von großem Werthe für jeden Krieg wie für die problematischen innern Verhältnisse, werde praktisch ihre Bestimmung niemals erfüllen, bei der Nationalgarde müsse man den guten Willen anerkennen, das sei aber auch alles. Wir verweisen über alles Nähere auf das Werk selbst, das wir zur Orientirung für die weitere Entwickelung der Dinge in Italien unsern Lesern nur empfehlen können.

Zur Geschichte und Kritik der „Kudrun".

Bei dem populären Zwecke, welchen die von Franz Pfeiffer herausgegebene Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" (Leipzig, F. A. Brockhaus) verfolgt, liegt es in der Natur der Sache, daß diese Ausgaben den kritischen Apparat und die streng gelehrte Erörterung des Einzelnen ausschließen. Für diesen philologischen Theil bietet sich vorzugsweise in Pfeiffer's „Germania" ein geeignetes Organ, falls ein Herausgeber seinen Stoff nicht in einer eigenen Schrift verwerthen will. Wenn solche Abhandlungen auch zunächst an die Fachgenossen gerichtet sind und diesen gegenüber die Rechtfertigung des in den Ausgaben eingeschlagenen Verfahrens im großen und im einzelnen gewähren, so kann es doch auch nicht fehlen, daß manche Leser, ohne germanistische Philologen von Fach zu sein, doch über den Genuß der Lektüre hinaus ein tieferes Interesse für die schöne Literatur des Mittelalters hegen und somit auch gern den wissenschaftlichen, theils kritischen, theils historischen Fragen ihre Aufmerksamkeit zulenken. In diesem Sinne sei hier der „Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun" gedacht, welche Karl Bartsch im Anschlusse an seine Ausgabe der „Kudrun" (zweiter Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters") im ersten und zweiten Hefte des zehnten Jahrgangs der „Germania" veröffentlichte und welche vereinigt vor kurzem in einem besondern Abdrucke erschienen sind (Wien, C. Gerold's Sohn). Die Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte. Der erste Theil handelt von der Beschaffenheit des handschriftlichen Textes, der bekanntlich nur in einer einzigen und sehr jungen Ueberlieferung, in dem berühmten sogenannten Ambraser Codex vorliegt. Ferner gibt Bartsch eine Darstellung des Metrischen, das für die Kritik von hoher Bedeutung ist. Der dritte Theil über Heimat und Geschichte des Gedichts ist wol für das allgemeine Interesse das wichtigste. In Oesterreich, speciell in Steiermark, wird die Heimat der „Kudrun" in der uns bekannten dichterischen Gestalt ohne Zweifel zu suchen sein. „Zwischen 1190—1200 dichtete ein in Oesterreich heimischer Dichter in einer Strophenform, die er dann auch anderweitig von ihm benutzten Nibelungenliede nachbildete, die Sage nach Volksliedern, die kurz zuvor niederdeutsche fahrende Sänger nach Oesterreich gebracht hatten." Der letzte Abschnitt bespricht in der Kürze die verschiedenen Arbeiten, die bisjetzt über die „Kudrun" geliefert wurden, um sodann führt Bartsch nach der Reihenfolge der Strophen die Veränderungen an, welche er sich in seiner Ausgabe der Handschrift gegenüber erlaubt hat, wobei das, was seine Vorgänger für den Text gethan, nicht unerwähnt geblieben ist.

Zur Volkslieder-Literatur.

Ein kleines, äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattetes Schriftchen unter dem Titel: „Ruda. Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Uebertragen von Hoffmann von Fallersleben" (Kassel, Freyschmidt, 1865), enthält einen recht werthlosen Beitrag zur Literatur des Volksliedes. Es sind polnische Volkslieder der Oberschlesier, welche hier Hoffmann von Fallersleben in deutscher poetischer Uebersetzung zu einem anmuthigen Strauß verbunden hat. Die Quelle, der die Volkslieder entlehnt sind, ist eine eigenthümliche. Er verdankt sie nämlich einem Deutschen aus Würtemberg, Namens Adalbert Roger, welcher, dort 1819 in Niederstotzingen geboren, nachdem er anfangs bei den Benedictinern in Ottobeuren in das Noviziat getreten, dies aber bald wieder verlassen, später in Tübingen dem Studium der Medicin sich gewidmet hatte, um dann als Arzt in die Dienste des Herzogs Victor von Ratibor (in Oberschlesien) trat. Hier zeichnete sich Roger nicht nur als Arzt, der, durch eigene Erfahrungen bereichert und mit den Fortschritten der Wissenschaft vertraut, seinen edeln Beruf in menschenfreundlichster und erfolgreichster Weise erfüllte, sondern auch als Naturforscher aus, der in seinen Mußestunden unablässig bemüht war, selbst zu forschen und zu sammeln, namentlich der Entomologie besonders sich hingezogen fühlte und darüber manches veröffentlichte, sondern er zeigte sich auch als warmer Freund der Volkspoesie. Bei seinem Berufe fortwährend in Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung, die im Oberschlesischen meist nur polnisch spricht, fand er es für nöthig, das Polnische zu erlernen, und er brachte es, was bei einem Süddeutschen sehr selten ist, bald so weit, daß er polnisch sprechen und schreiben konnte. Der Gesang der Landleute wirkte tief auf sein Gemüth und dieser rührende Gesang in so einfachen Tönen und Worten wurde bald ein Gegenstand seiner wissenschaftlichen Neigung und Forschungen. Was das Volk fühlte und dachte, klagte, scherzte, weinte und lachte, sammelte er jahrelang mit großer Mühe und Sorgfalt, und die Sammlung war, mit bewundernswerthem Geschick und beharrlichem Eifer ausgeführt, bereits zum Abschluß gediehen, als Hoffmann von Fallersleben im Frühjahre 1861 Roger in Ratibor kennen lernte und mit ihm durch gemeinsame wissenschaftliche Bestrebungen befreundet wurde. Ihre Hauptunterhaltung waren die dortigen Volkslieder, für welche sich Hoffmann von Fallersleben lebhaft interessirte und deren Herausgabe er vielfach zu fördern bemüht war, bevor die Sammlung im polnischen Originale in Breslau 1863 erscheinen konnte. Diese Sammlung enthält 546 Lieder mit beigefügten Melodien. Der größte Theil der Lieder ist unmittelbar aus dem Munde des Volks entnommen, und zwar zeigte sich auch hier wie allerwärts, das weibliche Geschlecht als der Hauptträger des Volksliedes. Die meisten jener Lieder stammen aus weiblichem Munde, und Roger gedenkt in seiner polnischen Vorrede zu seiner Sammlung, als Musters eines vortrefflichen Gedächtnisses, einer oberschlesischen Dorfsängerin, die mehr als 80 Nummern Text und Melodie auswendig wußte. In dieser Sammlung Roger's ist nun die Hoffmann'sche Auswahl entlehnt, und die Uebertragung ist trotz der Schwierigkeit, die „das unflektirte, participial-constructionsreiche Polnische bietet, um in unsere langsilbige Sprache übertragen zu werden", wohlgelungen und spricht namentlich in ihrer höchst einfachen Weise das deutsche Gefühl und Gemüth in seinen Tiefen innig und wirksam an. Die meisten der entnommenen

olkslieder haben das in gewissen Kreisen des slawischen Volks- des vorherrschend Düstere und Schwermüthige des slawischen olkscharakters an sich, aber sie sind natürlich und naiv. Ein graphischer Anhang Hoffmann's von Fallersleben enthält einen hrenden Nachruf über Roger, der am 7. Januar 1865 auf Jagd vom Schlage getroffen plötzlich verschied.

Bibliographie.

Aimard, G., Der Löwe der Wildniß. Aus dem Französischen über- von A. Wießner. Leipzig, Kollmann. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Montezuma. Aus dem Französischen übersetzt von A. Wießner. bde. Leipzig, Kollmann. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnold, W., Cultur und Rechtsleben. Berlin, Dümmler. Gr. 8. hlr. 15 Ngr.

Braun von Braunthal, C. J., Geschmacklehre oder Wissenschaft Schönen. Zum Selbstunterrichte für alle nach Bildung Strebenden. n, Gorischek. 1866. 8. 26 Ngr.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. t Briefen von A. von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Ma- von Meris. Herausgegeben von A. Büchner. Leipzig, Brockhaus. 4 Ngr.

Brescianі, A., Ubaldo und Irene. Geschichtliche Erzählungen den Jahren 1780—1814. Nach dem Italienischen Original übertragen C. Braun. 2 Bde. Regensburg, Manz. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Brunner, S., Heitere Studien und Kritiken in und über Italien. c. Wien, Braumüller. 1866. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Buchholz, E., Die Quadrunky. Drama. Hasburg, Danckwerts. 8. 15 Ngr.

Carey's, H. C., Lehrbuch der Volkswissenschaft und Socialwissen- t. Vom Verfasser autorisirte und mit Zusätzen ergänzte deutsche abe von C. Adler. München, Fleischmann. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. gr.

Dalton, H., Die Familie. 8 Betrachtungen. Berlin, Beck. Br. 8. gr.

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Deutsch von A. Tan- 1ste und 2te Lief. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr.

Despuez, A., Zwanzig Dach oder drei gute Kinner. Frankfurter posse. Hanau. Gr. 8. 5 Ngr.

Förster, F., Ligny und Waterloo. Wahrheitsgetreue Geschichte des ges von 1815 nach mündlichen dem Verfasser gemachten Mittheilun- von Blücher, Gneisenau, Müffling ꝛc. und den vorhandenen gedruckten n. Berlin, Hempel. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gasparin, Gräfin, Mühselig und beladen. Les tristesses humaines. ver Verfasserin autorisirte Uebersetzung von W. Neumann. Berlin, hulze. 8. 1 Thlr.

Hagan, O., Fritz Reuter und seine Dichtungen. Berlin, Lemke. 8. 1 Thlr.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Abhand- zur Mythologie und Sittenkunde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Grube, A. W., Aesthetische Vorträge. 2tes Bdchn.: Deutsche Volks- Vom Kehrreim des Volksliedes. Der Kehrreim bei Göthe, Uhland ückert. Hierzu, Bädeker. 1866. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Grube, Elisabeth, geb. Diez, Dramen. Düsseldorf, Schaub. 8. 1 Thlr.

Hefekiel, G., Wappensagen. Berlin, Rauh. 16. 1 Thlr.

Holzwarth, F. J., In kummervollen Tagen. Eine Erzählung aus it der Königin Elisabeth von England. Schaffhausen, Hurter. 8.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Jahrgang, für 1866. Berlin, Vereins-Buchh. 1866. 8. 1 Thlr.

Kowicki, T., Ueber die Gründung des Russenreichs. 1ster Thl. 4. 15 Ngr.

Imperialismus und die Congreß-Idee. Leipzig, Matthes. 8.

Lauth, F., August Hermann Francke. Ein Lebensbild. Mühlhau- r. 8. 5 Ngr.

Lunge, W., Die deutschen Naturforscher-Versammlungen. Göttingen; h. Gr. 8. 5 Ngr.

Oberhofe, C. F., Der siebenjährige Krieg. Ein Gemälde mit d Schatten. Gießen, Ricker'sche Buchh. Deutschland. 8.

Ring-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von rt. Dreissig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von rt. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text. Erste Lie- Leipzig, Brockhaus. 1866. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lewes, G. H., Aristoteles. Ein Abschnitt aus einer Geschichte der haften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des s. Aus dem Englischen übersetzt von J. B. Carus. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lisch, J. C., Psychologie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 20 Ngr.

Lemann, W., Geschichte der deutschen Literatur. 1ste Lief. Frei- Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Löher, F., Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Bayern. 1ste Abth.: 1401—1428. München, Franz. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lorenz, O., Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. 1ter Bd. 1ste Abth. Das Aufkommen der habsburgischen Macht. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Geschichte König Ottokars II. von Böhmen und seiner Zeit. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Loth, J. L., Album der schönsten Blüthen deutscher Dichtkunst für Britannias Töchter. Mit Sorgfalt gewählt und mit biographischen und litterar-historischen Erläuterungen versehen. Edinburgh. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Manuel, Octavie, Frühlings-Blumen. Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 15 Ngr.

Matzenauer, E., Urzeugung (Generatio äquivoca) durch Condensirung elastischer Auflösungen aus Prof. Paul T. Meißner's Wärmelehre gefolgert. Wien, Tzermak. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, F., Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts gesammelt. Hermannstadt, Steinhaussen. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Natur und Menschen in bunter Reihe. Ein Belehrungs- und Unterhaltungsbuch für Leser aller Stände. Stuttgart, Fischhaber. 8. 1 Thlr.

Ormós, S. v., Peter v. Cornelius und seine Stellung zur modernen deutschen Kunst. Antrittsrede. Aus dem Ungarischen übersetzt und durch eine übersichtliche Betrachtung „Ueber die ungarische Nationalkultur und die nationale ungarische Kunst und Kunstwissenschaft" eingeleitet von K. M. Kertbeny. Nebst einem kurzen Vorwort für den deutschen Leser von M. Schasler. Berlin, Nicolai. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Prutz, H., Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Hohenstaufen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reissmann, A., Lehrbuch der musikalischen Komposition. 1ster Bd.: Die Elementarformen. Berlin, Guttentag. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Reuter, F., Ut mine Stromtid. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Pietsch. 1ster Thl. Wismar, Hinstorff. Lex.-8. 2 Thlr.

Rodenberg, J., Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert. 4 Bde. Berlin, Gerschel. 8. 5 Thlr.

Roesler, R. R., Ueber die Namen der Wochentage. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Volksbildung. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Scherz, E., Schloß Amenau. Eine Erzählung. 3 Thle. Leipzig, Kollmann. 1866. Gr. 16. 2 Thlr.

Schmidt, W., Die Stammsitze der Hunyade in Siebenbürgen. Nach theilweise noch ungedruckten Quellen. Hermannstadt, Steinhaussen. Gr. 8. 24 Ngr.

Schrader, A., Die rothe Dame. Original-Roman. 2 Bde. Leipzig, Wengler. 1866. 8. 2 Thlr.

— — Ein armer Graf, oder: die Duellanten. Roman. 2 Bde. Leipzig, Wengler. 8. 2 Thlr.

Schrader, L., Schleswig-Holsteins Situation und Aufgabe in der Gegenwart. Ein Wort zur Orientirung. Kiel, Schröder u. Comp. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Schuster, F. W., Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Räthsel, Zauberformeln, und Kinder-Dichtungen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben. Hermannstadt, Steinhaussen. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sederholm, K., Zur großen Frage der Religionsphilosophie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sederholm, K., Der Urstoff und der Weltäther. Ein physico-metaphysischer Versuch. Moskau. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Seidemann, J. K., Die Unruhen im Erzgebirge während des deutschen Bauernkriegs. Nach den Acten des königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs zu Dresden. München, Franz. Gr. 4. 24 Ngr.

Stahr, A., Goethe's Frauengestalten. I. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stieler, K., Bergblumen. Gedichte in oberbairischer Mundart. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Stöckl, A., Professor Huber in München. Sendschreiben an einen Freund. Ein Beitrag zur Charakteristik der gegenwärtigen Münchener Philosophie und philosophischen Polemik. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tegow, H., Die moderne Bildung und die christliche Kirche. Ein Sendschreiben an den Geheimen Kirchenrath Dr. Rothe in Heidelberg. Hamburg, Dr. Meißner. 8. 7½ Ngr.

Ulrici, H., Gott und der Mensch. I. — A. u. d. T.: Leib und Seele. Grundzüge einer Psychologie des Menschen. Leipzig, L. O. Weigel. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Wiedemann, H., Das Leben Jesu, nach den Evangelien dargestellt. Berlin, H. Schultze. 16. 7½ Ngr.

Waldmüller, Robert (E. Duboc), Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Lebrun: Zwei Novellen. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wendt, G., Balladenkranz aus deutschen Dichtern gesammelt. Berlin, Grote. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoristische Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtstube. XII. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Zur Charakteristik des Euripides und seiner Zeit. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 4. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Ungarn und Siebenbürgen.

Pusztay, Dr. Alex.,
Ungarn für sich
und im Staatsverbande mit Oesterreich.
Ein Beitrag zur Beleuchtung und leichteren Lösung der ungarisch-österreichischen Frage. Gr. 8. 1865. Geh. 16 Ngr.

Pusztay, Dr. Alex.,
Episoden aus
Oesterreichs constitutionellem Leben.
Gr. 8. 1865. Geh. 12 Ngr.

Schuller, J. C.,
Zur Frage über die
Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen.
II. Aufl. Mit Bibliotheca transsilvanica. II. Aufl. 8. 1865. Geh. 12 Ngr.

Schuller, J. C.,
Beiträge zu einem Wörterbuche der
siebenbürgisch-sächsischen (plattdeutschen)
Mundart. Mit Necrolog. 8. 1865. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Credner,
k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung in Prag.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Physiologie des Geschmacks
oder
physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse.

Den Pariser Gastronomen gewidmet
von
Einem Professor,
Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.
Von
Brillat-Savarin.
Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen
von
Carl Vogt.
8. Geh. Preis 1 Thlr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

A. W. Grube's ästhetische Vorträge.

1. Bdchn. **Göthe's** Elfenballaden und **Schiller's** Ritterromanzen. Geh. 25 Sgr.
2. Bdchn. **Deutsche Volkslieder.** Vom Kehrreim des Volksliedes. Der Kehrreim bei Göthe, Uhland und Rückert. Geh. 1⅙ Thlr.

Zugleich mit der englischen Ausgabe in Londo... schien soeben im Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena und Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Missionsreisen
in
SÜD-AFRIKA,
unternommen im Auftrage der englischen Regierung
Forschungen
am
Zambesi und seinen Nebenflüssen
nebst Entdeckung
der Seen Shirwa und Nyassa
in den Jahren 1858 bis 1864.
Von
David und Ch. Livingstone.
Autorisirte vollständige allein berechtigte Au... für Deutschland.

Nebst einer Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt.
Zwei starke Bände. Gr. 8. Brosch. 5¾ Th...

„Der Hauptzweck dieser **„Neuen Missions- u... und Zambesi-Expeditionen"**, wie die von der kon... Regierung ertheilten Instructionen ausdrücklich bes... war, die schon erlangte Kenntniss über die Geo... sowie die Mineral- und Ackerbauquellen von O... Mittelafrika zu erweitern — die Bekanntschaft m... Einwohnern durch erlaubten Handelsverke... christliche Missionen zu vervollkommnen und zu bemühen, die Eingeborenen dahin zu bringen sie sich industriellen Geschäften und der Bebauu... Ländereien zuwenden, um Rohstoffe zu erzeugen... gegen britische Manufacturwaaren nach England ausg... werden können. Man hofft, dass durch die Aufmu... der Eingeborenen, sich mit der Entwickelung der Er... quellen ihres Landes zu beschäftigen, ein bedeu... Schritt zur Ausrottung des Sklavenhandels und zu... lisation gethan werde."

Verlag von C. W. Kreidel in Wiesbaden.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schenkel, Das Charakterbild Jesu. Dritte... lage. 1 Thlr.

Schenkel, Die protestantische Freiheit im ... gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen R... Preis 1 Thlr.

Für jeden, der des Verfassers **„Charakterbild Jesu"** ist dies neue Buch von dem höchsten Interesse. Es ent... Widerlegung der zahlreichen Angriffe, die über den ... und sein Buch ergangen, gleichzeitig aber die gründl... suchung über die gegenwärtige religiöse und kirchli... den Entscheidungskampf zwischen der religiösen Freih... kirchlichen Reaction.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 30. November 1865.

nhalt: Neue Gedichte von J. G. Fischer. Von **Rudolf Gottschall.** — Eine Hypothese über die Unsterblichkeit. Von **Hermann** eumann. — Zur Unterhaltungslektüre. Von **Wilhelm Andreä.** — Touristenliteratur. — Altes und neues Griechenland. — **Feuilleton.** iterarische Plaudereien; Eine Monographie über König Johann von Böhmen; Zur Charakteristik der Königin Luise von Preußen.) — **Bibliographie. — Anzeigen.**

Neue Gedichte von J. G. Fischer.

Die alten Größen der schwäbischen Dichterschule sind loschen; Schwab, Uhland, Kerner sind todt. Ob Matze-th noch lebt, wissen wir nicht; er könnte wenigstens jetzt inrich Heine nicht mehr langweilen. Doch ein jünge- Geschlecht schwäbischer Dichter ist in frischer Thätig-t, ein Geschlecht, das nicht mehr die alten „Burgen, Ritter im Bart und das Mittelalter im Sonnen-ein" besingt, sondern das modernere Stoffe sich wählt, im Denken und Empfinden der Neuzeit angehört. e romantischen „Schwabenstreiche" sind nicht mehr im hwang, weder Eberhard der Greiner noch Boabdil, der te Maure, spornen ihr Roß durch Daktylen und Nibe-genstrophen. Dafür werden jetzt Carbonari und Bund-th und die Cäsaren besungen.

Von den jüngern schwäbischen Dichtern steht J. G. her in erster Reihe, von welchem eben wieder eine e Sammlung von Gedichten erschienen ist:

e Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1865. 21 Ngr.

J. G. Fischer verleugnet in seinen Dichtungen nir-s die Grundlage des schwäbischen Naturells. „Knup- und Knorren wie viel an meinem Gewächs" — be-t das erste Gedicht der Sammlung als anerkennens-her Beleg für das γνωθι σεαυτον. Diese Gedichte n keinen eleganten, sich um die Toilettentische ranken-Wuchs; sie sind voll von „Knuppen und Knorren"; dein naiver, volksthümlich derber Ausdruck unterbricht und dort den dithyrambischen Schwung, irgendeine s ungelenke Wendung schiebt sich hier oder dort in Fluß der Verse ein. Dafür ist auch nichts nach modischen Schablone; alles naturwüchsig, kernhaft, hin und wieder von einer gezwungenen Schwerfällig-nd geschraubten Bildlichkeit, in jenen Momenten des ischen Schlummers, wo sich die Poesie nicht von Dichter commandiren ließ.

Die Sammlung zerfällt in drei Abschnitte: „Erlebtes", men auf Gräber", „Für unsere Zeit".

Erlebtes" ist Goethe'sche Gelegenheitslyrik, vorzugs-weise Natur- und Liebeslyrik. Wir begegnen hier viel des Anmuthigen und Sinnvollen. Schön ist z. B. das Gedicht „Sommermorgen":

Leise träumt die Sommernacht;
Bei den kühlen Bronnen
Hab' ich dich herangewacht,
Erster Hauch der Sonnen.

Die einzige störende Wendung darin ist:

Und man spürt den Dampf der Au
Warme Stunden brüten.

Ebenso schön ist das Gedicht:

In der Nacht.

Wie still! man hört die blaue Nacht
Den Thau zur Erde gießen,
Man hört in seinem tiefsten Schacht
Den Strom des Lebens fließen,

Von obenher der Sterne Lauf
Wie Silberglocken schwingen,
Den Gott der Tiefe untenauf
Scharf auf den Amboß klingen.

Die Seele, so allein, allein
Dem Nachtgeist hingegeben,
Kniet horchend in sich selbst hinein
Und hört sich selber leben:

Und nichts von Grauen oder Lust,
Das durch die Nächte wittert,
Gleicht dem, was in der Menschenbrust
Geheim zur Nacht erzittert.

Einen höhern Schwung nimmt das Gedicht: „Die Wolken." In geeigneten, bewegten Rhythmen, mit malerischen Alliterationen tönt es im Hymnenschwung bedeutsam aus, wie die folgenden Verse beweisen:

Andere Wolken, andere Winde,
Anderes Weben im Menschenkinde:
Wie von Windes Wogen
Die Wandelnden an des Himmels Halde,
Zu Haufen gewälzt und zu Bergen gehoben,
Näher und wilder wallen und wanken,
An den Wipfeln im Walde
Die Wucht zu erproben,
Und es ist all das entsetzte Leben
In die Hände des Elements gegeben,
Daß Krone und Ast vom Gewühl gebogen —

Also kommen des Menschen Gedanken,
Kommen die Thaten als Schuld und Sühne,
Fortzuraffen im Sturm die Brust,
Kommen wie Lebens- und Todesluft
Am Himmel der Seele heraufgezogen.
Mächtig schreitet im Kampf die Handlung
Ueber die Welt und des Himmels Bühne,
Nichts ist beständig, alles ist Wandlung,
Unten das ewige Räthsel der Welt,
Oben die Wolken am Himmelszelt;
Täuschende Blicke dazwischen kaum
Lächeln wie Friede ein kurzer Traum,
Und eher nicht legt sich das Toben und Pochen,
Bis Eichen und Herzen vom Sturm zerbrochen.
Aus den Wolken fällt
Das Los der Erde,
Wie die Wolkenwelt
Wandeln die Menschen Sinn und Geberde.
Ein rastlos Bewegen,
Bis die Wogen sich legen.
In Wetterflüssen
Und Donnerschlägen,
Unter Hassen und Küssen
Wolken und Menschen von dannen müssen.

So viel des Ansprechenden, namentlich in sinnigen, mit dem Naturbilde verwebten Reflexionen, diese Abtheilung bietet, soviel des Gesuchten und Forcirten findet sich in derselben. Und gerade in den Liebesgedichten greift der Dichter oft zu befremdlichen Bildern, in denen die Sprache des Gefühls sich nicht mit schlichter Innigkeit aussprechen kann. Wenn er z. B. der Geliebten zuruft:

Du bist die Blume an deinem Haus,
Die andern sind die Scherbe,
Und ich kam in die Welt, um dich
Zu küssen, eh' ich sterbe —

so macht diese poetische oder vielmehr prosaische Insulte gegen die „andern", welche mit dem weitern Verlauf des Gedichts und der in ihnen ausgeprägten Empfindungen gar nichts zu thun haben, den Eindruck einer etwas seltsamen Interpolation, um so mehr, als dieser Gegensatz von Blume und Scherbe doch nur für ein müßiges Spiel des Witzes gelten kann. Das Gedicht „Seemannsliebe" lautet:

Und wenn ich deine Gestalt anschau',
Da fühl' ich im Ohr ein Klingen,
Ich höre, du stolze süße Frau,
Die Engel im Himmel singen.

Und seh' ich die Schultern in ihrer Kraft
Aus der Hülle quellen und streben
Als wie zwei Helden jugendhaft
Zum Streite sich erheben,

Da denk' ich der Klippen im hohen Meer,
Die über der Tiefe ragen
Und wie ob einem Versunknen her
Die Wogen zusammenschlagen.

Nun kann man sich zwar bei dem letzten Bilde allerlei denken, auch manches Angenehme; aber die Schultern einer schönen Frau mit zwei Klippen zu vergleichen, das ist doch eine Theerjackenunart, die auf dem Festlande nicht Anklang finden dürfte. Wenigstens saß weder der Kopf der Juno Ludovisi, noch der der mediceischen Venus auf solchen riff- und klippenartigen Schultern.

Prosaisch-abstracte Reflexionen finden sich in der „Alpenreise", z. B.:

Und was die Kraft uns heben kann
Und kann uns Fülle geben,
Ist einzig zwischen Weib und Mann
Ein tief Zusammenstreben.

Die Kunst ist und die Thatenluft
Und alles Thun und Denken
In diesen Zug ein halb bewußt,
Halb unbewußt versenken.

Von den antiken Oden gibt die erste: „Die Welt ist glücklich", eine Folge fest gezeichneter, scharf abgeschlossener Bilder. Daß dagegen der Dichter die Stimmung im „Sommernachmittags" nur mit Hülfe des alten Pan und seines mythologischen Blasinstruments hervorzurufen weiß, will uns weniger behagen, um so weniger, als Fischer sonst nicht derartigen Ballast braucht, um sein Dichterschiffchen flott zu halten. Eigenthümlich sind die beiden letzten Gedichte der ersten Abtheilung: „Unter der Brücke" und „Fuhrleut'". Das erste ist ein Monolog des Brückengeistes voll genreartiger, aber mit poetischer Prägung ausgeprägter Bilder, zu denen wir vor allem den „kühlten Sonnenschein" rechnen, den die Fische vom Seegrund saugen:

Dann sieht dir beide Ufer an,
Wie sie herab sich senken
Und ewig keins zum andern kann,
Es ist nicht auszudenken.

Da steht ein Bettelweib welk und alt am Stab.
Sie denkt nur eins, das erst' und letzt',
Den Posten festzuhalten,
Wie meine Stärke einst und jetzt
Ich selber hab' im Alten;
Sie läßt das Zeug vorübergehn,
Dazu hat man die Brücken —
Und bleibt; so laß' ich's auch geschehn
Und trag's auf meinem Rücken.

Beim letzten Eisgang ist es schier
Zu unverschämt gekommen
Und hat die linke Hüfte mir
Bedenklich mitgenommen;
Noch einmal so, dann ist's verspielt,
Dann, Brücklein, munter, munter
Mit sammt dem Geist, der lang dich hielt,
Zum großen Bach hinunter!

Die „Fuhrleut'" ist echtes Genre! Die Pferde, Dachshaut und den Messingkamm an den langgezogenen Hälsen, die Fuhrleut' mit den Kugelknöpfen, Brusttuch und den von Silber schweren Pfeifenköpfen, das ist solch ein Genrebild aus der schwäbischen Ur, hin die Eisenbahnen noch nicht gedrungen sind, [illegible] Dirne, die ein Stelldichein zur Nacht verabredet, [illegible] den derb sinnlichen Zug, welcher den J. G. Fischer Gedichten nicht fehlt.

In den „Blumen auf Gräber" werden Schiller, land, Ludwig Seeger u. a. besungen; doch sind die sänge meistens matt, ohne Energie und Neuheit des druck und Gedankens, wenn wir von der wohlgelungenen Schiller-Cantate absehen. Am phrasenreichsten und sten erscheint das Ludwig Seeger gewidmete Gedicht

weite Vers: „Wenn die Greise fluten, zum Grab geeist", erinnert doch bis ins einzelne an den bekannten Chorgesang in der „Braut von Messina".

Er flutet nicht mehr, der frische Schacht
Seiner eignen tönenden Weisen.

Und:

Ja, deine Geschicke, deutsches Land,
Sie rütteln an Blut und Nerven.

Ferner:

Was er und alle gesungen,
Die angeweht von des Geistes Luft,
War nicht vergeblich gerungen —

as sind alles Phrasen, die, wie ein „flutender Schacht", eils incorrect, theils von des Geistes Luft nur ganz im llgemeinen angeweht sind.

Es ist erfreulich, in einer Gedichtsammlung einer Abeilung zu begegnen, welche, wie die dritte der „Neuen edichte" Fischer's, den Namen trägt: „Für unsere Zeit." lle echten Dichter haben für ihre Zeit gesungen und dait für alle Zeiten. Nur die unechten wollten sich nicht mein machen mit dem Haufen und meinten, die Unrblichkeit sei etwas ganz Apartes, was man nur erringen könne, wenn man sich durch eine siebenfache Mauer n der profanen Gegenwart absperre; mit der letztern ien Cultus zu treiben, sei so unanständig, wie der Cul-s, den die Hexen auf dem Blocksberge mit ihrem satachen Bock begehen, und die ganze politische Lyrik überupt sei eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer". eser Standpunkt ist jetzt glücklicherweise so überwunden, ß er keiner Widerlegung mehr bedarf, nur der einzigen ch wirklich schwunghafte politische Lyriker, an denen jener Glanzepoche der politischen Lyrik und ihrem ergang ein unleugbarer Mangel ist.

Fischer's „politische Lyrik" hat wol Kraft und Ener-, doch wo sie in leichtern sangbaren Formen sich ausgt, wie in dem „Schützenlied", da fehlt ihr doch der te Geist und Fluß, die einfache Klarheit. Der Standkt des Dichters ist der Standpunkt der deutschen Ein- um jeden Preis, der Politik von „Blut und Eisen", Dictatur, wenngleich er sich unter seinem Dictator, „die deutsche Mark runden soll", gewiß eine andere talt vorstellt, als die berliner Presse:

Nur Einen aus den Millionen,
So weit die deutsche Langmuth haust!
Zum Heil der Völker und der Thronen
Nur Eine eisern harte Faust,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor sich zum Dictator schwingt
Und die Rebellen ohne Gnade
Ins starre Joch der Einheit zwingt!

Die, nicht erwägend und nicht wählend,
Aufstelle das Columbusei,
Daß nicht der Deutschen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker sei.
Komm, Einz'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur,
Du letzter aller Dictatoren,
Komm mit der letzten Dictatur!

Das klingt doch stark wie Cäsarismus und Napoleonismus — und unterschreiben können's alle, auch diejenigen, welche den letzten aller Dictatoren wo anders suchen, als der schwäbische Kreis. Damit harmonirt wieder nicht das Lied vom lachenden Völker-Don-Juan mit dem verhängnißvollen Aegyptergesicht —

Sein nächtlicher Gluthblick, er rückt und dreht
Die Gehirne der Völker, wie ein Magnet.

Ei, etwas von diesem Zauber wird der deutsche Dictator auch bedürfen, auch er wird seine Siege zählen, auch ihm werden die Völker zustürzen müssen in des Fiebers Wahn. Und spricht in dem Gedicht: „In der Unterwelt", durch welche Julius Cäsar mit Bonaparte wandelt, sich nicht Begeisterung für Größe und Heldenthum aus, ohne welche doch auch der lachende Völker-Don-Juan, der Nationen mit des Grauens Wollust besticht, keine Triumphe gefeiert hätte:

Die Unmacht, daß sie recht behält,
Ließ uns vom Schauplatz gehen,
Dem Mittelmaß gehört die Welt,
Das weiß sich zu theilen und drehen;
Die Welt ist zu klein und der Held zu groß,
Der Heros kann im Olympus blos
Oder im Hades bestehen.

Offenbar schwankt der Dichter hier unklar zwischen dem Cultus des Genius, der doch auch in dieser die Freiheit vernichtenden Dictatur, dem politischen Ideal Fischer's, ausgesprochen liegt, und zwischen einer persönlichen Antipathie gegen machtvolle zeitgenössische Erscheinungen. Für Deutschland eine Dictatur verlangen, die „ohne Erbarmen uns im Schlachtenschweiß zuhauf treibt", und den Dictator, der für die Lösung dieses Problems ein glänzendes Muster aufgestellt, verdammen —

Löset mir, Graf Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!

Noch schlimmer als beide Bonaparte erscheint dem Dichter freilich die „Heil'ge Allianz". Er droht mit ihr dem deutschen Volk, wenn es nicht seinen Rath befolgt:

Greif zu, mein Volk, die Frucht ist reif! Nun sei nicht blöd, wie immer;
Wird diesmal wieder nichts aus dir, wird's nun und ewig nimmer!

Jetzt soll das Volk nach der reifen Frucht greifen, vorher sollte der Dictator sie vom Baume schütteln. Die Gärung der deutschen Politik kann sich freilich in den Bottichen der Poesie am wenigsten klären!

Die letzte Abtheilung enthält indeß einige schwunghafte und gedankenreiche Gedichte, welche zur Politik nur in sehr mittelbarer Beziehung stehen, so z. B. die im Odenstil gehaltene „Göttliche Komödie" mit der genialen Personification des Ruhms:

Der Ruhm nur, die bleiche Gigantengestalt,
Lehnt fühllos und starr wie ein steinerner Mondstrahl
Drüben am fahlen Kirchhofgemäuer
Und berührt euch nicht mit lebendigen Grüßen,
Mit wehender Frische die blassen Schläfen,
Bis er selbst in die Lüfte zerrinnt —

und das schöne Gedicht „An den Tod", von welchem wir die vier letzten Strophen mittheilen wollen:

Vergängliches, wie sich gebührt,
Das lässest du verderben,
Hast nie Unsterbliches berührt,
Wo du verhängt ein Sterben;

Und streifst du ab den Erdenkranz
Von einem Menschenleben,
Du thust's, um in den Götterglanz
Sein Ewiges zu heben.

Jetzt kommst du wie im Heldengang
Heran auf schnellem Wagen,
Jetzt wie ein leichter Traumgesang,
Vom Abendroth getragen;
So tratst du ein auf leiser Spur,
Als mir die Braut gestorben;
Die dich verkennen, haben nur
Dein reines Bild verdorben.

Wie wirst du mich, in welcher Nacht
Zum letzten Schlafe legen?
Am liebsten komm' in einer Schlacht
Zu meines Volkes Segen;
Komm' wie des Weltgeschickes Rad,
Mich plötzlich zu zermalmen:
Sie liegen schön gemäht am Pfad,
Die reifen Erntehalmen.

Des Griechen Schierlingsbecher quillt
Den Weisen nur zu Ehren,
Die du wie Helden zieren willt;
Den darf ich nicht begehren.
Wie Nebel am Gebirge, steh,
So laß mich auch verschwinden;
Doch komme wann du willst und wie,
Du sollst mich freundlich finden.

Dagegen leidet das letzte Gedicht: „Zum Shakspeare-Tag", an einer auffallenden Stillosigkeit und die gesuchten und oft nichtssagenden Wendungen häufen sich in demselben in bedenklicher Weise. Schon der Anfang klingt höchst trivial:

Gewesen ist sie auch in seinen Tagen,
So gut und schlecht sie immer war, die Zeit —

Von der Liebe heißt es: „sie sei zu zart für diese Welt gebaut"; an Falstaff tönt die Mahnung:

Hüll' deinen Nichtsnutz in des Pathos Lacke.

Dann finden sich wieder Verse wie die folgenden:

Denn dich, o Wahrheit, einzig zu verschönen,
Geschah es, daß er seinen Griffel hob
Und zwischen des Geschehens stolzes Tönen
Den Widerspruch der Narrenweisheit schob.

Das „stolze Tönen des Geschehens" ist doch ein sehr hohler Wortklang, und wenn es gegen den Schluß des Gedichts hin heißt:

Dieweil die Wahrheit ihre eigne Nase
Im Antlitz führt, wie sie will, nicht wie du —

so wird man allzu sehr auf der letzten Seite der Sammlung an die „Knuppen und Knorren" erinnert, von denen der Dichter selbst auf der ersten spricht.

Fischer zeigt sich auch in dieser Sammlung als ein tüchtiger, in Gedanken und Empfindung kernhafter Lyriker, dem oft ein geniales Bild, eine große Anschauung in kühnem Wurf gelingt. Seltener aber vermag er ein einzelnes Gedicht in harmonisch-künstlerischer Vollendung ohne irgendwelche Härten durchzuführen. Die Ungleichheit des Tons, der sich oft auch in kleinere Gedichte einschleicht, ist der Hauptfeind, mit welchem dies hervorragende Talent zu kämpfen hat. _____ Rudolf Gottschall.

Eine Hypothese über die Unsterblichkeit.

Nachdem Hr. von Kirchmann mit seiner „Philosophie des Wissens", deren zugesicherter Fortsetzung wir mit Spannung entgegensehen, als einer der klarsten und schärfsten Denker aus der Zahl der Weltweisen unserer Zeit hervorgetreten ist und wir ihn als solchen den Lesern in Nr. 50 d. Bl. f. 1864 in dem Artikel „Eine Philosophie des Wissens" charakterisirt haben, benutzen wir den Vortheil, nun nicht mehr jedes Werk Kirchmann's als höchst werthvoll begründen zu müssen und gehen sofort auf den interessanten Inhalt eines uns vorliegenden neuen Werks desselben über. Wir hoffen durch unser kurzes Referat den dargebotenen Reichthum möglichst zur Anschauung zu bringen und trotz der Klage, welche Carus schon vor Jahren aussprach, daß sich die meisten Menschen von der Lösung der höchsten Räthsel, obgleich doch unter diesen die Frage über unser Schicksal nach dem Tode jedem von der höchsten Wichtigkeit sein müßte, theilnahmlos abwenden, nicht allein ausdauernde Aufmerksamkeit für den in nuce vollständig gegebenen Inhalt zu gewinnen, sondern auch unsern lebhaften Wunsch zu bethätigen, daß unsere Worte zur eingehenden Lektüre der umfassenden Abhandlung anregen sollen, die uns unter dem Titel geboten wird:

Ueber die Unsterblichkeit. Ein philosophischer Versuch von J. H. von Kirchmann. Berlin, Springer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Als Resultat der auf Grund der beiden Fundamentalsätze: 1) das Wahrgenommene ist, und 2) das sich Widersprechende ist nicht, angestellten Untersuchungen durch die für unsere Erkenntniß allein gebotenen Mittel der Sinnes- und Selbstwahrnehmung gibt Kirchmann auf die Frage nach der Unsterblichkeit die völlig neue Antwort: „Nur das Wissen stirbt, aber nicht das Sein."

Wenn er hinzusetzt, „daß trotzdem das Sein nicht über den Tod hinausgeht", so gewährt er zugleich die Beruhigung: daß dabei die Wiederholung des Lebens in steigender Fülle möglich bleibt, wenn das Wissen mehr als einmal unser unsterbliches Sein durchzieht.

Sämmtliche philosophischen Systeme lassen sich in Bezug auf die Frage über die Unsterblichkeit im großen in zwei Klassen ordnen: die eine bejaht die Unsterblichkeit, die andere verneint sie. Diejenigen Systeme, welche die uns beschäftigende Frage bald mit ja, bald mit nein beantworten, können uns hier nicht interessiren.

Treten wir den Gründen der bejahenden Systeme näher, Plato sucht, sich an Sokrates lehnend, in seinem berühmten Dialoge „Phädon" die zwei Fragen zu beantworten: 1) Ist die Seele unsterblich? und 2) Welcher Art ist diese Unsterblichkeit? Er sagt: Der Tod ist, wenn, abgesondert von der Seele, der Leib für sich allein ist, auch die Seele abgesondert vom Leibe. Nur der, welcher mit dem Gedanken allein zu jedem geht, ohne das Sein oder einen andern Sinn mit hinzuzuziehen, kann die Wahrheit am reinsten erreichen.

Deshalb kann die Seele erst nach dem Tode, nach der Trennung vom Leibe, das Wahre ungetrübt erkennen. Der

der Philosoph dem Tode mit Freuden entgegenzusehen, nach ihm wird er, bei den Göttern angekommen, erfahren, r sich der Weisheit hier auf die rechte Weise beflissen habe.

Plato's Gründe sind: Alles, was nur ein Entgegenztes hat, entsteht nirgendsher selbst als aus diesem gegengesetzten. So wird das Stärkere aus dem Schwäı, das Größere aus dem Kleinern. Dem Leben ist das Todtsein entgegengesetzt, folglich entsteht aus dem a der Tod und aus dem Tode das Leben. Entsteht dem Todtsein nicht wieder das Leben, so geht zuletzt im Todtsein auf. Alles Lernen und Wissen hier in n Leben ist nur Erinnerung von einem Wissen aus frühern Zeit vor der Geburt. Deshalb beweist diegegenwärtige Wissen, daß die Seele schon vor der irt bestanden hat. Plato begründet ferner die Unichkeit auf die Einfachheit der Seele, indem er beres Gewicht auf das Unveränderliche und Immere legt, welches die Natur der Seele sei. Da nach das Denken die Begriffe, Ideen erkennt, diese Ideen ewig, unveränderlich, sich immer-gleich-bleibend so muß auch das Denken die gleiche Natur mit ihnen ı und damit auch die Seele die gleiche Unverändert und Ewigkeit wie diese. Die Seele ist hiernach Besondere und ihr Leben ist ihr Allgemeines; deshalb der Gegensatz des Lebens, der Tod, sich nie mit der verbinden, sowenig wie die Wärme mit dem Schnee, die Seele ihren Gegensatz, das Leben, als Allgemeiı sich enthält.

Denn diese Gründe für das Ob der Unsterblichkeit Kirchmann leicht widerlegt werden, indem er nachdaß Plato mit dem Denken für sich einen Inhalt nen will und dabei übersieht, daß die Wahrnehallein diesen erfassen kann, so ist das Wie der Unchkeit, das Plato selbst nur als ein Wahrscheinliches tet, noch leichter zu widerlegen. Er erkennt ein t über die Todten, eine Aussonderung der Guten en Schlechten, wobei die ganz Schlechten sogleich ı Tartarus, „aus dem sie nie wieder heraussteigen", sen werden, und eine Vergeltung für das diesseitige an. Die Guten und die, „welche sich gereinigt ', steigen zu den Behausungen empor, welche an ern Fläche des Luftkreises sind. Hier ist ihr Blick nichts getrübt; sie sehen den wahren Himmel; ihre sind vollkommen; sie haben keine Krankheit und viel länger; ja, die Besten haben gar keinen Leib. ren Tempeln wohnen wahrhaft die Götter; jene chen sehen Sonne, Mond und Sterne, wie sie) sind, und ihre Glückseligkeit ist demgemäß. Ziemveändert bestehen in den philosophischen Systemen Ideen Plato's bis auf Descartes. Mit diesem bedie scharfe Scheidung der Welt in Körperliches und es, die einander gegenüberstehen und deren Verng nur durch Gott herbeigeführt wird.

ei Spinoza sind die Seelen der Menschen nur der Substanz Gottes und nehmen als solche an vigkeit theil, sind also ohne Persönlichkeit. Nach besteht alles aus einfachen Wesen ohne Ausdehnung, Gestalt und Theilbarkeit, welche er Monaden nennt. Gott, die Seele der Menschen, die Körper sind Monaden, und letztere bestehen aus Zusammensetzungen derselben. Die Seele ist die Centralmonade. Leib und Seele stimmen in ihren Wirkungen zusammen, vermöge der vorherbestimmten Harmonie der Substanzen. Das Wie der Unsterblichkeit läßt Leibniz dahingestellt. Wolf's Bestreben ging auf die wissenschaftliche Form, worüber die Fortbildung des Inhalts unterblieb. Kant erst sprach endlich den großen Gedanken aus, daß das Denken für sich das Sein nicht erreichen kann. Er würde, wie Kirchmann behauptet, zur vollen Erkenntniß des ersten Fundamentalsatzes gelangt sein: „daß das Sein nur von der Wahrnehmung erreicht werden kann", wenn ihn nicht die in den Wissenschaften vorhandenen allgemeinen Gesetze irregeführt hätten. So aber gewann er nur den Ausweg: „den Inhalt des Seienden als Schein oder Form in das Denken zu verlegen und für das Sein nichts übrigzulassen, als das unerkennbare Ding-an-sich".

Der Idealismus verleugnet, nach Kirchmann, das Sein und verdreht den ersten Fundamentalsatz: das Wahrgenommene ist, in den Satz: das Nichtwahrnehmbare ist nicht. Bei ihm bleibt hiernach auch die Selbstwahrnehmung nur Schein und die Seele als Ding-an-sich völlig unerkennbar. Aus solchem bloßen Schein von Wollen und Sollen kann deshalb auch kein Schluß auf die Beschaffenheit der Dinge-an-sich gezogen werden; auf Gott so wenig, wie auf die Unsterblichkeit der Seele.

Wir dürfen uns nun auch nicht die Gründe der die Unsterblichkeit verneinenden philosophischen Systeme entgehen lassen.

Die Philosophien der Inder, Aegypter, Pythagoräer dienen zumeist der herrschenden Religion. Bei letztern ist die Seele eine Zahl, die sich selbst bewegt. Die ganze Luft ist mit Seelen angefüllt. Sie kommen in den Körper von außen und werden aus demselben wieder in die Luft gesammelt, bis sie von neuem in einen andern Körper eingehen. Sie sind deshalb unzerstörbar in einer Seelenwanderung, der ein ewiger Kreislauf vorgeschrieben ist.

Auch die Jonier, Eleaten und Heraklit geben nichts Festes über die Unsterblichkeit. Letzterer verleugnete das Sein, erkannte nur das Werden an und baute die Welt rein aus dem Denken auf. Nach ihm ist die Seele eine Aushauchung; die ganze Welt ist mit Seelen angefüllt; die trockenen oder die mehr feurigen Seelen sind die besten. Das Ende aller Dinge ist eine Weltverbrennung. Jede Seele ist ein Theil der Weltseele; von dieser bald isolirt, bald mit ihr in Verbindung. Dies ist das Wachen, jenes der Schlaf. Im Wachen zieht die Seele durch das Athmen und die Wahrnehmung die göttliche Vernunft in sich ein und wird dadurch selbst vernünftig; im Schlafe ist die Wahrnehmung aufgehoben und deshalb hört die Verbindung mit der denkenden Weltseele auf.

Nach Parmenides ist alles mit Denken angefüllt, und die Eleaten haben gesagt, wie Diogenes von Laërte berichtet: es lasse sich von den Göttern nichts mit Gewißheit

behaupten, weil sie kein Gegenstand der Erkenntniß (γνωσις) seien. Leukipp und Demokrit hielten die Seele für die Ursache der Bewegung und des Denkens; letzterer für ein Aggregat von sphärischen Feueratomen, die sich bei dem Tode zerstreuen.

Anaxagoras hat zuerst strenger den Geist (νους) von der Materie gesondert. Der Geist ist nach ihm der Durchdringer aller Dinge. Auch erkennt er nur einen Geist an, welcher sich in alle lebenden Wesen ergossen.

In allen diesen Systemen, sagt Kirchmann, wird die Natur der Seele wol untersucht und erklärt, aber nirgends aus dem Gesichtspunkte einer persönlichen Fortdauer; wo ihr eine Fortdauer darin eingeräumt wird, geschieht es nur als Element des Ganzen, ohne die Bedingung des Fürsichseins und der Persönlichkeit. Auch fehlt in diesen Systemen alle Beziehung der Frage von der Unsterblichkeit auf die Moral.

In die volle Verneinung der Unsterblichkeit treten wir mit dem Materialismus nach Kant ein. Aus Kraft und Stoff besteht die Welt nach Karl Vogt, Moleschott, der den Stoff aus einfachen Moleculen herstellt, Büchner, der ihn ohne Ende theilbar erklärt, u. a. Nach ihnen kann die Menge des Stoffs und der Kraft weder vermehrt noch vermindert werden. Ueber Hegel sagt Kirchmann:

Die Darstellung einer einzelnen Frage, wie hier die der Unsterblichkeit, im Sinne des Hegel'schen Systems hat große Schwierigkeiten, welche aus diesem System selbst hervorgehen. In ihm ist Sein und Denken dasselbe, aber zugleich unterschieden; jeder Begriff ist ein wahrer und wird durch den Fortgang des dialektischen Processes ein unwahrer; jede Bestimmtheit ist aufgehoben; die Wahrheit kommt erst durch ein Uebergreifen des Bestimmten in sein Gegentheil und durch die Negation dieser Negation. Der Widerspruch ist das Kennzeichen der Wahrheit. Die Worte haben in diesem Systeme vielfach ihre gewöhnliche Bedeutung verloren. „Alles Vernünftige ist wirklich", heißt es dort, und „alles Wirkliche ist vernünftig". Wenn man aber mit diesem Satze Ernst machen will, so wird man belehrt, daß diese Wirklichkeit etwas ganz anderes bedeute, als was die Sprache darunter versteht. Daraus erklärt sich, wie über die Frage der Unsterblichkeit die entgegengesetzten Ansichten als die Hegel's von seinen Schülern haben geltend gemacht werden können.

Göschel, Weiße, Fichte, Müller kämpften für die Unsterblichkeit der einzelnen menschlichen Seelen. Daumer, Richter, Blasche, Feuerbach, Strauß leugneten sie; jede Partei brachte zahlreiche Stellen aus Hegel's Werken herbei, die ihr zur Seite standen. Strauß sagt: „Nur die Anlage der Gattung ist unendlich; die des Einzelseins, als Moment der Gattung, kann nur eine endliche sein." Und ferner, schön aber unklar: „Ewig ist der Mensch, ewig ist der Geist, unvergänglich ist das Bewußtsein; dem Tode entnommen die Freiheit, der Wille; und ewig werden auch Personen, Bewußte, Wollende, Freie sein. Du selbst aber als bestimmte Person, nur Object des Bewußtseins, nicht selbst Bewußtsein, trittst nothwendig einst außer Bewußtsein, wie du einmal dareingetreten bist, und an deiner Stelle tritt eine neue Person ein."

Blasche behauptet: die Unsterblichkeit der Seele wäre ein Anfang ohne Ende. Aber eine eingliederige Unendlichkeit ist im Reiche der Wirklichkeit nicht anzutreffen, [illegible] Strauß unterstützt ihn mit dem Troste, daß die Ewigkeit des einzelnen in seinem Erkennen, in seinem Thun liegt, und alles, was die moderne Wissenschaft über Unsterblichkeit zu sagen wisse, seien die Worte Schleiermacher's: „Mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit der Unendlichkeit, und ewig zu sein in jedem Augenblick."

Fechner hat, wie Kirchmann sagt, in seinen „Zendavesta" und in seiner „Seelenfrage" die Unsterblichkeit der Seele behauptet, indem er Gott als die Einheit der andern Geister darstellt, und indem er das Sein nach dem Tode mit der Erinnerung, im Verhältniß zur Wahrnehmung, vergleicht.

Wenn Schopenhauer von dem Verfasser zu den verneinenden Philosophen gezählt wird, so möchte ich ihn den bejahenden anreihen, denn sein Wille ist ewig, wenn er auch nicht steht, hört u. s. w., so wartet er auf eine „neue Laterne", um sich im Dasein wie zu äußern.

Nicht ohne schmerzliche Ueberraschung übergeht uns, daß den Weltweisen bisjetzt nicht gelungen ist, Unsterblichkeit so nachzuweisen, daß ihren Gründen nur die schwächste Beweiskraft beizulegen wäre. Sie sich nun die Philosophie zumeist mit dem Ob der Unsterblichkeit beschäftigt hat, so wird die Religion mit sie durchschnittlich das Ob als Dogma hinstellt, ihr Wie Auskunft ertheilen können, die uns mehr bedeutet. Wir müssen auch ihr die vorliegende Frage zur Erwägung bieten, denn erst nachdem wir diese gewonnen haben, werden wir im Stande sein, die Hypothese Kirchmanns schlußfolgend zu würdigen.

Nach dem Brahmanismus, der Religion des Wortes (Mutrum), Gebets, gibt es drei Welten: des Himmels (Lichts), der Luft und der Erde mit den drei Göttern: Varuna, Indra und Agni. Es gibt aber wieder nur eine Gottheit, die Seele aller Wesen, ist nach der Rig-Véda die Seele des Beweglichen, Feststehenden, die Weltseele (Atma), das Brahm, Mund der Götter", mithin das Gebet. Der große Satz des Védânta lautet: „Ich bin das Das, ich bin Brahm", des Sânkhja hingegen: „Ich bin nicht das Das" (Natur). Der Brahmane hat nicht seinen Namen seinem Gotte Brahma, vielmehr umgekehrt. Die Brahmanen, „Beter", sind das Erste und Frühere, sie haben ihr Geschäft, gleichsam ihre Substanz, einen Ursein, zum Absoluten, andererseits zum höchsten gestempelt. Der Gedankengang dieser Entwicklung auf die naivste Weise in einem Syllogismus angegeben, der noch heute in dem Munde der Inder lebt: „Weltall ist in der Gewalt der Götter (der Devas). Götter sind in der Gewalt der Gebete (Mantras). Gebete sind in der Gewalt der Brahmanen; folglich sind die Brahmanen unsere Götter." Neben einer sich unendlich wiederholenden Seelenwanderung, zur Strafe in Thierleiber, hat diese Religion auch die Schrecken der Hölle. Aus ihr entwickelte sich der Buddhaismus.

An die Stelle des Brahma und der ewigen

t in der Religion des Çâkjamuni, eines Sohnes des
igs und der Königin von Kapilavastu, der nach dem
ge über das Böse und die Welt der Gelüste die höchste
endete Weisheit (Bodhi) erlangt und Buddha wird,
Auffassung, die im Begriff des Werdens nur das
ytsein, wie der Brahmanismus darin das Sein erfaßt.
les Zusammengesetzte geht zu Grunde", es sind dies
letzten Worte, welche Buddha gesprochen haben soll.
i Buddhisten gilt dieser Satz für: „Alles geht zu
nde", denn es gibt für ihn kein einfaches, nicht zu-
nengesetztes Sein. Diese Religion ist die einzig be-
te, die in Wirklichkeit keinen Gott hat. Sie stellt
nicht die Aufgabe, in dem Menschen den Glauben
in unsterbliches Leben zu befestigen, vielmehr, indem
das entsetzliche Elend eines sich immer erneuenden Le-
für gewiß gilt, lehrt sie die Erlösung nicht blos
den Schmerzen, Sorgen und Gefahren des Daseins,
rn von dem Dasein selbst. Ihre Erlösung führt
Nichts, zum Erlöschen der Ichheit (Nirvana). Nur
ollkommenste Mensch erlangt das Glück des Buddha,
rlösung vom Leben, die Ruhe der Nirvana. Bei
Glauben an die Seelenwanderung reicht der natür-
Tod zur Vernichtung des Selbst nicht hin. Die
wird ja nach dem falschen Schein des Todes wie-
oren, es gilt also, die Wiedergeburt zu verhindern,
kreis der Metempsychose zu sprengen. Das Gesetz
Buddha zeigt den Pfad, der zu diesem Ziele führt.
Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Be-
ng der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des
ja."

iese milde, alle Menschen gleichstellende, dem Brah-
mus so entgegengesetzte Religion konnte in ihrer Rein-
icht lange bestehen. Sie zählt aber in ihrer Mi-
mit andern orientalischen Religionen als Lamais-
ie größte Zahl der Anhänger. Aus Indien ist sie
nz verdrängt, nachdem sie am reinsten in Ceylon
halten hat. In Tibet, wo sie sich mit dem Çivais-
Dämonenglauben) vermischt hat, herrscht der Dalai-
über fast ganz Asien. Die Worte der Gebet-
: Om mani padmê hûm (O, das Kleinod im Lo-
men), sind für 300 Millionen Lamen (zumeist Tibe-
nd Mongolen) das Einzige, was sie kennen; sie
: ersten Worte, die das Kind stammeln lernt, wie
te Seufzer des Sterbenden. Der Wanderer mur-
: auf seinem Wege vor sich her, der Hirt bei sei-
erde, die Frau bei ihren häuslichen Arbeiten, der
in allen Stadien der Beschauung, d. h. des Nichts-
sie sind zugleich Feld- und Triumphgeschrei. Man
überall, wohin die lamaische Kirche sich ausge-
hat, auf Fahnen, Felsen, Bäumen, Wänden,
mmenten, Geräthschaften, Papierstreifen, Men-
ideln, Skeleten u. s. w. Der Lamaismus, als
irter, durch Çivaismus versetzter Buddhaismus ver-
) zu der Lehre des Buddha wie der Katholicis-
3 crassesten Mittelalters zu der reinen Lehre Jesu.
dem Bruderstamm der Inder, in den Medern
fern, sagt Kirchmann, hielt die rauhe Natur des
Landes, welche die Menschen zu größerer Thätigkeit nö-
thigte, von trüben Vorstellungen zurück. Zarathustra
(Zoroaster) verkündet: Wenn Leib und Seele sich getrennt
haben, kommen in der dritten Nacht nach dem Tode, so-
bald die glänzende Sonne aufgeht, die Seelen auf die
Brücke Dschinavat, d. i. Vergeltung. Hier hält Ahura-
masta Gericht, die guten Seelen gehen in den Himmel
ein, die schlechten werden in die finstere Wohnung des
Drudscha gestoßen.

Von den Aegyptern sagt Herodot, daß sie die ersten
gewesen, welche die Unsterblichkeit der Seele behauptet.
Sie richtet mit 42 Todtenrichtern einst Osiris. Die
Griechen kannten nur ein Schattenreich in der Unterwelt,
wo alle Verstorbenen sich versammeln und für alle, Gute
und Böse, derselbe Zustand der schmerz- und lustlosen
Ruhe besteht. Die Iliade beginnt: „Singe, o Muse,
den verderblichen Zorn des Achilles, der die Seelen so
vieler tapfern Helden zum Hades sandte, sie selbst aber
den Hunden und Vögeln zum Raube preisgab."

In späterer Zeit wurde die Unterwelt in den Tar-
tarus und in das Elysium getheilt, aber der Zustand in
letzterm stand dem Zustand auf der Erde nach. Nur die
Lieblinge der Götter wurden nach ihrem Tode zu den
Wohnsitzen der Unsterblichen erhoben.

Die germanischen Völker kannten nur für die in der
Schlacht Gefallenen den Aufenthalt in der Walhalla.
Dort führten die Helden den Tag hindurch ihre Kämpfe
fort, um bei sogleich vernarbten Wunden am Abend die
gefüllten Trinkhörner zu leeren.

Später, nachdem, wie die jüngere Edda berichtet,
Odin sammt den Einherjern durch Kampf gefallen, er-
schienen neue Wohnungen, welche nach gehaltenem Ge-
richt den Guten und Tugendhaften im Sinne, den Bö-
sen aber an dem Leichenstrande, wo sie im Schlangensaal
in Giftströmen waten, zugewiesen wurden.

Mohammed versammelte die Gläubigen in das mit
allen Freuden des sinnlichen Lebens ausgestattete Para-
dies, die Ungläubigen in die Hölle.

Die Juden unterscheiden sich in ihrer Vorstellung
über das Jenseits wenig von den Griechen. Der Hades
dieser ist der Scheol jener. Nur besonders Bevorzugte,
wie Henoch und Elia, werden zu Jehovah entrückt.

Zur Zeit Jesu, sagt Kirchmann, hielten die Phari-
säer an der Auferstehung des Fleisches fest; die Essener
an dem bloßen Fortleben der Seele; jene beschränkten
aber die Auferstehung auf die guten Menschen. Philo
nennt das jenseitige Leben eine Trennung der Seele von
dem Leibe und vergleicht es mit dem Herausnehmen einer
Muschel aus der Schale.

In der christlichen Religion ist nach dem Neuen Te-
stament die Auferstehung des Leibes gewiß. Der Messias
hält einst das Jüngste Gericht und gewährt den Gerech-
ten ein ewiges, seliges Leben, die Gottlosen aber stürzt
er zu ewigen Strafen in die Feuer der Hölle. „Gegen
die Auferstehung des Leibes erhoben sich bald große Be-
denken, weil alle Organe dieses Leibes auf das diesseitige
Leben eingerichtet sind, dieses selbst aber jenseits nicht

stattfinden sollte. Man schwankte, ob man nicht sollte die Kinder als Erwachsene, die Häßlichen als verschönert, die Verstümmelten als mit vollständigen Gliedmaßen auferstehen lassen. Origenes hielt sich auch hier freier, und gab dem neuen Leibe die Kugelgestalt; Erigena nahm ihm sogar alle Gestalt."

Zu welchen grauenvollen Wunderlichkeiten die Lehre von der Hölle und dem später von Augustin erfundenen Fegfeuer führt, erweist Dante's „Göttliche Komödie", die als Werk der Poesie zu ihrer Zeit merkwürdig und großartig war und für uns als überraschender Beweis dient, wohin selbst hochbegabte Geister sich mit dem starren Autoritätsglauben verirren können.

Der Streit der Scholastiker auch über den Zustand der Seele im Jenseits, bei dem die Pelagianer, Socinianer, Scotus Erigena, Hume u. s. w. die Vernunft zuließen, und wonach Hieronymus wenigstens alle Christen mit der Zeit selig werden lassen wollte, Origenes das Aufhören der Höllenstrafen an gewisse Bedingungen knüpfte, und neuere Dogmatiker, wie Reinhard, einzelne Schwachheitsfehler im Himmel und das Arbeiten den Seligen zugestand, erweist ausreichend die Unhaltbarkeit auch der christlichen Vorstellung über das Wie der Unsterblichkeit. Ueberblicken wir nun, was die Forschungen der Philosophen und die Lehren und Offenbarungen der Religion auf die vorliegende Frage antworten, so müssen wir mit Beschämung eingestehen, daß die Menschheit durch Jahrtausende es noch nicht über die kindlichsten Anschauungen und Meinungen in ihrer wichtigsten Angelegenheit gebracht hat. Hiernach stimmen wir Kirchmann gern zu, der gegenüber all diesen kleinlichen Gebilden der Phantasie, Speculation und Gläubigkeit darauf hinweist, daß nur dasjenige als annehmbar und weiterer Forschung werth gelten kann, was durch Selbstwahrnehmung, unterstützt von der Sinneswahrnehmung, zur Beantwortung unserer Frage ermittelt worden ist.

Daß der Gebildete keine Ueberzeugung und Befriedigung in dem bisjetzt Dargebotenen finden kann, ist natürlich, es sei denn, daß der Gläubige, wie Tertullian, Anselm, Bernhard von Clairvaux, Thomas von Aquino, die Philosophie zur Magd der Religion macht, oder mit Luther ruft: „Ich lasse mir allein an dem Worte Gottes genügen, es reime sich mit der Vernunft, wie es wolle."

Der Kampf, den Philosophie und Religion über das Jenseits führen, wird, nach Kirchmann, nicht im Wissen, sondern im Sein geführt. „Die Waffen der Philosophie liegen in der Nothwendigkeit, die ihren Fundamenten anhaftet und die selbst bei den Gläubigen nie überwunden, sondern nur verleugnet werden kann; weiter in dem Reiz der Freiheit und in der Lust aus dem Wissen."

Als Mittelstufe zwischen den reinen Anhängern der Religion und den reinen Anhängern der Philosophie bezeichnet der Verfasser den Protestantismus, den Socinianismus, den Supranaturalismus, den Rationalismus und die Gefühlsreligion Schleiermacher's; und erhebt hierbei Klage über die Schranken, welche schon seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gegen das Denken als feste Grenzsteine aufgerichtet sind, und die selbst [illegible] sten Willen nicht leicht überschritten werden können. [illegible] sind damit die Grenzen gemeint, welche die eigene [illegible] zeugung dem Denkenden setzt, und welche durch [illegible] hung, Beispiel und Gefühl eine solche Macht in [illegible] wonnen haben, daß er ihre Natur als Grenze [illegible] mehr bemerkt. Selbst Kant und Schopenhauer [illegible] von dieser Grenze in der erwähnten Weise gesprochen [illegible] ten lassen.

Dagegen gibt Kirchmann zu, daß vielleicht kein [illegible] biet in der Religion zu finden ist, wo die Angst [illegible] großen Erfolg, selbst bei den Gläubigen, gehabt [illegible] als die Lehre von der Unsterblichkeit. „Ein großer [illegible] der Gebildeten hat bereits den Glauben daran aufgegeben, die Zahl derselben wächst mit jedem Jahre." „Man [illegible] gibt sich mit einer gewissen Resignation in das [illegible] meidliche der Vernichtung" aber „dennoch klebt [illegible] großes Interesse an dieser Frage haften; selbst [illegible] Verneinung bereits zur Ueberzeugung geworden ist, [illegible] erkennt wol die Schwäche aller Beweise für die Unsterblichkeit, man erkennt die Stärke der gegen sie [illegible] den Gründe, man hat auch nicht mehr Glauben [illegible] um die Kraft dieser Gründe niederzuhalten, aber [illegible] würde selbst der festeste Leugner der Unsterblichkeit [illegible] bereit sein, sie als ein Geschenk wieder dankbar anzunehmen, wenn gezeigt werden könnte, daß sie sich mit [illegible] sonstigen Ueberzeugungen wohl vertragen kann. Nun [illegible] ist ein solches Geschenk möglich."

In diesem Referat haben wir absichtlich [illegible] von dem Leser durchlaufenen Weg gewählt, um [illegible] die Hypothese Kirchmann's, die er selbst „einen [illegible] phischen Versuch" nennt, nicht allein aufs lebhafteste interessiren, sondern ihn auch, ohne die allerdings wünschenswerthe Kenntniß von dem vorzüglichen [illegible] des Verfassers: „Die Philosophie des Wissens", in [illegible] zu setzen, über das Folgende selbst urtheilen zu können.

Den Raum nennt Kirchmann einen Gegenstand, [illegible] sich nach allen Richtungen in weite Fernen erstreckt. [illegible] Grenze bisjetzt nicht wahrgenommen worden ist. [illegible] sich selbst stetig zusammenhängt, keine Unterschiede [illegible] enthält, der auch nicht wirklich getheilt werden, [illegible] aber in sich aufnehmen kann, weswegen er leer [illegible] Diese Leere ist kein Nichts, sondern bezeichnet die [illegible] Eigenschaft des Raums.

Die Betrachtung der Zeit ergibt, daß sie [illegible] Unterschied gegen den Raum hat, nämlich den, [illegible] Zeit nur eine Dimension zeigt und daß die Zeit [illegible] schaft des Werdens oder der Bewegung hat. [illegible] ruht, die Zeit fließt. Vergangenheit und Zukunft [illegible] dem gewöhnlichen Vorstellen als nichtseiend. [illegible] Gegenwart wird von der Wahrnehmung erfaßt. [illegible] nach ist die Zeit ein einiges, stetiges, keine Unterschiede [illegible] an sich selbst habendes Wesen, das sich nur [illegible] Richtung ausdehnt, aber dabei fließt.

Da Raum und Zeit unbegrenzt sind, [illegible] das Unendlich-Große und das Unendlich-Kleine. [illegible] Sein dieser ist aber unmöglich. Hier also ist der

ruch. Der endliche Raum, die endliche Zeit wird wahr-
nommen, sie sind, und dennoch sind sie Theile eines
anzen, was nicht ist. Der Widerspruch liegt in der
atur des Raums und der Zeit, welche für dieses
eiende eine Unendlichkeit fordert, die doch nicht sein kann.

Die Versuche Kant's und Hegel's zur Lösung dieses
iderspruchs weist Kirchmann als verfehlt nach und be-
uptet, daß der Widerspruch seinen Grund in unserm
enken hat; denn da der Wahrnehmung die Möglichkeit
lt, dieses Unendliche zu erkennen, so können wir es
r durch Beziehen erfassen, nämlich durch die Vernei-
ng des Endes, wodurch es für uns das Sein verliert.

Nachdem Kirchmann die vier Beweise Zeno's gegen
Bewegung untersucht, und erwiesen hat, daß die Wi-
sprüche, welche Zeno von der Bewegung behauptet,
ch Hegel nicht beseitigt, sondern nur verstärkt sind,
hdem er auch Kant's Idealität des Raums und der
it und Herbart's und Schopenhauer's Auffassung die-
beiden, als falsche, denkende Behandlung des Wahr-
ommenen, ebenfalls als hinfällig betrachtet, erklärt er
Werden als jene Bestimmung, wodurch sich die Zeit
bedeutsam vom Raume unterscheidet.

Das Vorstellen des Raums ist leichter, als das der
t, da diese mit ihrer einen Dimension und dem Flie-
der Beobachtung immer zu entgleiten scheint. Frag-
wird, ob die Zeit fließt und die Dinge ruhen, oder
die Dinge fließen und die Zeit ruht. Für den letz-
Fall würde sich das Bild der Zeit darstellen lassen
ein sich in beständiger Bewegung erhaltendes Rad mit
tem Bande, auf dem die zugleich vorhandenen Dinge
Querschnitt des Bandes nebeneinanderliegen.

Noch täuschender aber würde die Natur in räumlicher
egung eines zeitlichen Entstehens und Vergehens er-
nen, wenn man sich an einer dunkeln Wand eine senk-
erhellte Spalte vorstellt, und wenn hinter dieser
lte, für den Zuschauer unbemerkt, eine Leinwand mit
rlei Farben bemalt bewegt wird. Der Zuschauer,
der Spalte, sieht dann nicht die Bewegung, sondern
die Veränderung der Farben in der Spalte, ihren
ieß Wechsel.

Die Anforderung, die Kirchmann an uns stellt, die-
Auffassung zu folgen, erscheint ihm nicht größer als
welche an die Menschen bei Aufstellung des Koperni-
chen Sonnensystems herantrat. Auch damals sollte
ach der Wahrnehmung ruhende Erde als sich bewe-
gedacht werden. Dies erinnert mich an eine Aeuße-
des wunderlichen Grabbe, die er ganz ernst gegen
that, und wonach die Griechen die richtigste Ansicht
der Welt hatten und die Engländer noch haben, die
ig im ewigen Ocean nach neuen Welten suchen.

„Sollte in der Natur", fährt Kirchmann fort, „eine
che Vorrichtung vorhanden sein, wie sie eben mit der
bseite und Leinwand beschrieben worden ist, so erhellt,
die Wahrnehmung des zeitlichen Entstehens und Ver-
s auf einer Täuschung beruhen würde, und daß in
ichkeit nur die Bewegung eines in allen seinen Unter-
n zugleich und immer Vorhandenen stattfände."

Wir können der Vervollständigung dieses Bildes nicht folgen, und bemerken nur, daß die Hypothese statt der Mauerspalte einen Lichtstreifen annimmt, wobei der Mensch nicht als Zuschauer vor, sondern unter den bewegenden Dingen zu denken ist. Sonach wäre die Gegenwart in dem hellen Streifen zu suchen, welcher sich über den hintereinander ruhenden Menschen und Dingen ausbreitet und die so aus dem Dunkel der Zukunft, durch das Licht der Gegenwart, in das Dunkel der Vergangenheit gleiten. Menschen und Dinge sind also kein Nichts, ehe sie in die Gegenwart eintreten, und sie werden auch kein Nichts, wenn sie in die Vergangenheit übergehen, sondern sie bleiben unverändert und ewig, was sie sind. Mithin ist das als Kern dieser Hypothese Hervortretende, daß sie das Werden aus dem Sein in das Wissen verlegt.

Wenn das Werden des Seienden an Widersprüchen leidet, die man nur dadurch aufheben konnte, daß man die Zeit in allen ihren Bestimmungen zu einem bloßen Schein herabsetzte und zu Hypothesen fortschritt, welche die Zeit völlig beseitigten, im Widerspruch mit dem Fundamentalsatz, daß die Zeit etwas Wahrgenommenes ist, so dürfte uns Kirchmann nicht abgeneigt finden, den über die Zeittafel hingleitenden Lichtstreifen mit dem Wissen zu identificiren, das den in die Zeit tretenden Wesen gegeben ist.

Die eigenthümliche Bedeutung der hier aufgestellten Hypothese tritt erst durch den in ihr enthaltenen Begriff der Breite der Gegenwart und des gegenwärtigen Wissens hervor. Da das Erwachen des Wissens von zwei Bedingungen abhängt, von dem Lichtstreifen und von der Empfänglichkeit der Wesen auf der Zeittafel, so erhellt, daß bei dem Unterschiede in dieser Empfänglichkeit diese Breite des erwachenden Wissens nach dieser verschiedenen Empfänglichkeit sich selbst verschieden gestalten wird. Schon im gewöhnlichen Leben bemerkt man bei dem einzelnen Menschen große Unterschiede in Bezug auf die Masse des in seiner Seele auf einmal gegenwärtigen Wissens.

Es tritt nicht hindernd entgegen, wenn angenommen wird, daß die Gegenwart als Wissen in diesem Lichtstreifen für Wesen höherer Art sich in größerer Breite geltend macht, und als richtige Folgerung würde für die Allwissenheit Gottes die Annahme genügen, daß die Breite seines gegenwärtigen Wissens die ganze Ausdehnung der Zeittafel umfaßt.

Wenn die wahre Unsterblichkeit die Unsterblichkeit des Seienden ist und alle Zustände, die sich scheinbar verändern, die Zustände des Leibes und der Seele, nach dieser Hypothese seiend sind, so sind sie auch unsterblich, ewig, aber — sagt Kirchmann — auch nichts weiter, denn der hier gebotenen Unsterblichkeit fehlt nach dem eingetretenen Tode das Wissen, nur das Sein ist unsterblich. Doch nicht ohne Trost entläßt uns Kirchmann. Er weist darauf hin, daß unser Sein wieder ins Wissen und zwar selbst unzählige male treten kann, und daß endlich der Lichtstreifen des Wissens für die jedesmalige Wiederholung breiter, ja so breit werden könne, daß er die ganze Zeittafel umfaßt, alsdann das eingetreten wäre, was die Bibel unter dem Reich Gottes bezeichnet, als Ende der Welt mit dem Schauen Gottes.

Um die Hypothese zu vervollständigen, fügt Kirch-

mann hinzu, daß das als Zeittafel vorgeführte sich Bewegende und vom Lichtstreifen (Gegenwart) des Wissens erleuchtete Sein sehr wohl als gekrümmt und so gedacht werden kann, daß sich der Anfang dem Ende anfügt, oder vielmehr, daß dadurch das Sein ohne Anfang und Ende sich vorstellen lasse.

Die Anwendung der Hypothese auf die Ursachlichkeit und Freiheit, auf das Schlafen und das Träumen, auf das Unrecht und das Uebel, auf die Bestimmung der Menschheit u. s. w., sowie den übrigen großen Reichthum dieses Werks müssen wir leider unbesprochen lassen, hoffen aber, daß gerade dadurch der Leser zur Lektüre des Buchs selbst angeregt werden wird.

Wenn ich dem Philosophen auch nicht überall zustimmen kann, so halte ich meine Entgegnungen zurück, eingedenk der Worte desselben, wonach die überkommene Ueberzeugung unserm Denken oft unbemerkte Grenzsteine setzt, und zumeist auch deshalb, weil ich wahrscheinlich mehr Dichter als Philosoph bin und mir meine Ideale zu theuer sind, als daß ich die Erreichbarkeit derselben, wenn auch weit über meinen Tod hinaus, aufgeben könnte, wozu ich mich doch bereit erklären müßte bei dem Verlegen des Werdens in das Wissen und der Zeit in das von Ewigkeit her und zu Ewigkeit hin sich unveränderlich bewegende Sein. Vielleicht aber ergeht es mir mit dieser Hypothese wie mit der „Philosophie des Wissens", deren überzeugende Kraft nach wiederholtem Studium des Werks sich stets als wachsend erwiesen hat.

Hermann Neumann.

Unterhaltungslektüre.

1. Im Sturme des Lebens. Roman von A. Stifft. Zwei Bände. Wien, Schönewerk. 1865. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Stoff dieses Romans hätte vollständig zu einer Novelle ausgereicht. Wir wollen aber dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß er es verstand, einen Roman in zwei Bänden daraus zu schaffen, wir wollen auch nicht damit gesagt haben, daß der Roman etwa langweilig geworden sei; er gibt im Gegentheil dem gebildeten Leser durch die vielfach darin niedergelegten ästhetischen Bemerkungen über Kunst und Künstler eine ganz angenehme Unterhaltung und reichen Stoff zum Nachdenken. Als ein poetisches Kunstwerk indessen kann er nicht wohl gelten. Mit Recht hat der Verfasser alle künstlichen Mittel verschmäht, die einen Roman „pikant" machen, wir hätten aber lieber gesehen, daß das Ganze durch etwas mehr poetisches Feuer erwärmt würde. Der Stil, dem wir allerdings mehr Gleichmäßigkeit gewünscht, bekundet den classisch gebildeten Schriftsteller, doch finden sich hin und wieder Ausdrucksweisen, die durch ihren Localton stören.

2. Dienen und Verdienen. Eine Dienstbotengeschichte von T. Meyer-Merian. Leipzig, Weber. 1865. 8. 24 Ngr.

Die Jugendgeschichte einer von ihrer Stiefmutter vernachlässigten und verwahrlosten Ziegenhirtin, des Geißmädchens Annemareili.

Wer an den Dorfgeschichten noch Gefallen finden kann, wird sich sicher bei der Lektüre dieser „Dienstbotengeschichte" den Appetit für immer verderben. In diesem allen echter jeder Poesie baren, wirklich bis zum Ekel realistischen Erzeugnisse scheint endlich die Dorfgeschichte an ihrer äußersten Grenze angelangt zu sein, wo es zweifelhaft wird, ob die Sache wirklich ernstlich gemeint sei, oder ob der Verfasser nicht als ein Spaßvogel die ganze Richtung carikiren wollen.

Wir müssen hier einem bis zum Ueberdruß schon gen, dummen Dorfmädchen, „welches wild, glücklich zufrieden mitten im Unrath aufwuchs", Gesellschaft leis sie bei ihren Ziegen beobachten, mit der Bettelnden nächste große Stadt fliehen, sehen, wie sie halbkrank Hospital aufgenommen, gekämmt und gewaschen wird, sie bei verschiedenen Herrschaften ehrlich und treu ein Sparkassenbuch anlegt, um ihren Verdienst durch sen zu vermehren (ein Verfahren, welches von der fasser zu wiederholten malen ungemein gelobt und len wird), und wie sie ferner in dem „Schmiedtmar ihrem Dorfe einen Geliebten findet, mit dem sie Hochzeit macht und einen Kramladen anlegt. dem philisterhaften Nützlichkeitsprincip huldigende sich durch diese Geschichte immerhin den Beifall licher Dienstboten erwerben — den der Gebildeten der Kritik sicherlich nicht!

3. Aspromonte. Historischer Roman von Eduard Prag, Dominicus. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieses trefflichen Romans sagt anderm in der Vorrede:

Das Nachfolgende ist ein Gemisch von Wahrheit und tung, von Geschichte und Hallucination; es hat sich aus Anschauung und aus den historisch getreuen Berichten italienischer Freunde fast wider meinen Willen in eine verwandelt. Derjenige freilich, der mir die Grundlinien sem Werke geliefert hat, wollte nicht, daß manche halteue nur zu herbe Wahrheit schon jetzt, bevor noch Dinge abgeschlossen sind, in dem kalten Lichte unparteiischer historischer Thatsächlichkeit erscheine. Er wollte, daß der poetischer Umkleidung sich darüberlege, um mitunter keineswegs die Ausgeburt der Phantasie ist, doch als erscheinen zu lassen. Ich folgte, und schrieb statt schichte des Feldzugs von 1862 einen Roman.

So ist es. Der Kern des Romans ist geschichtlich treu, die poetische Verklärung allein Erfindung des fassers, welcher jenen bekannten Feldzug bis Aspromonte selbst mitgemacht hat und mit den hervorragendsten sönlichkeiten der Actionspartei ebenso bekannt ist wie dem feinen politischen Gewebe, das, von Paris bis gezogen, die Pläne derselben durchkreuzte und ihr nehmen scheitern machte. Diese Männer, an deren der jagdliebende König Victor Emanuel steht, gruppirt sich um den Helden Garibaldi, der in seiner Größe mit einer besondern Vorliebe gezeichnet ist. auch alle übrigen Personen der Actionspartei, von Ministern des Königs bis zu der Concubine des hinab, sind in ihren Tugenden und Schwächen charakterisirt.

Der Stil ist blühend, die Schilderung

endig, so namentlich die des Lebens und Treibens in apel.

Mädchenbilder aus der Gegenwart. Novellen von Luise Otto. Leipzig, Colditz. 1864. 8. 25 Ngr.

Diese vier kleinen Novellen: „Sidonie", „Eine Con-tsängerin", „Ein Mädchen aus dem Gebirge" und „Die itzenklöpplerin" sind mit der bekannten Federgewandt-t der Verfasserin und sehr unterhaltend geschrieben. r Grundgedanke zieht sich durch alle diese Erzählungen: Verherrlichung der aufopfernden, treuen Liebe des Wei-, im Glück und Unglück. Einen wohlthuenden Ein-ck macht gleich im Anfang der ersten Novelle die hübsche hilderung einer Sommernacht, in der wir übrigens st umhin können, auf einige Naturunwahrheiten auf-rksam zu machen, die, so unbedeutend sie an und für sein mögen, doch verwerflich, und eben weil sie atürlich, auch unpoetisch sind: „Die Grillen schlafen unter den wallenden Grashalmen." Hat die verehrte fasserin die Natur nicht genauer belauscht? Hat sie in llen, lautlosen Sommernächten" schon je eine schlafende lle gesehen? „In tausend Blumenkelchen schlafen Bie-." Die Bienen schlafen bekanntlich im Sommer gar t, und ich gehe mit der Verfasserin jede beliebige Wette daß sie in „stillen, lautlosen Sommernächten" auch t eine einzige Biene in Blumenkelchen findet, weder fend noch wachend. Nur bei Tage und vom Regen-er überrascht suchen sie vorübergehend in denselben utz. Ferner dürfte der Vergleich eines Mädchen-itzes mit dem Schaume des Wassers etwas gewagt , denn der Schaum ist nicht immer weiß, und ein lich schaumweißes Gesicht dürfte eher einer Todten-ke als einem schönen Mädchengesichte gleichen. Schließ-haben wir noch zu bemerken, daß man niemals von „Fahne des Kahns", sondern nur von einer „Flagge" t darf, und daß Ausdrücke wie: „von was der Mann und „währenddem" incorrect sind.

n Gebirg und Thal. Novellen von Robert Schwei-el. Berlin, Ulderitz. 1864. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Wir wüßten nicht, welcher von diesen drei ziemlich ngreichen Novellen: „Das weiße Kreuz in Ormont", Schmuggler" und „Die Wildhauerin", wir den ng geben sollten: sie sind alle von gleichem Werthe entsprechen insgesammt den Anforderungen, die man ine wirklich gute Novelle zu machen berechtigt ist. dings werden sie in ihrer edel gehaltenen Weise das blikum, welches nur das Nervenaufregende mit Hast langt, weniger befriedigen als die wahrhaft Gebil-, denen sie ohne Frage einen hohen Genuß bereiten n. Die Sprache ist gewählt, die Charakteristik der nen ausgezeichnet und consequent durchgeführt, und nflicte lösen sich in naturgemäßer Weise auf. Sie n sämmtlich in und an den schweizer Alpen und ath-eine wohlthuende poetische Frische wie die würzigen der Alpen selbst. Es würde uns zu weit führen, auf dieselben einzugehen; wir müssen uns daher be-gnügen, sie dem lesenden Publikum aus vollster Ueber-zeugung zu empfehlen.

6. Mit dem Zopf. Geschichten von Karl Neumann-Strela. Weimar, Dittmar. 1865. 8. 1 Thlr.

Wenn Neumann-Strela den Stoff für seine Novellen aus der reichen Literaturepoche am Wendepunkte des 17. und 18. Jahrhunderts holt — und er scheint sich in jener „Zopfzeit" vorzugsweise gern zu bewegen —, so dürfen wir etwas wirklich Gutes von ihm erwarten. So sind denn auch diese sechs „Geschichten", denen er den hübschen, passenden Titel: „Mit dem Zopf", gegeben hat, vortrefflich gerathen und den Freunden gediegener Lektüre warm zu empfehlen. Sie bekunden einen merklichen Fortschritt im Vergleich zu seinem Roman: „Sophie Laroche und Wieland", der, obgleich er viel einzelne Schönheiten enthält, die von dem Talent des Verfassers Zeugniß geben, doch hier und da noch die Spuren einer jugendlichen Feder verräth. Die gelungenste dieser uns vorliegenden Erzählungen ist ohne Frage die erste: „Timoleon der Bürgerfreund", die uns besonders mit dem Wirken und den Kämpfen der Neuberin bekannt macht. Das literargeschichtliche Material, welches dem Verfasser vorlag, hat er zu einem recht lebensfrischen, von poetischem Duft durchhauchten Gemälde jener kreißenden Zeit zu verarbeiten gewußt. Fast gleichen Werth dürfte die letzte Erzählung: „Was bringst du mit?" beanspruchen. Möge Neumann-Strela auf dem betretenen Pfade wacker und unbeirrt vorwärts schreiten und uns bald einmal wieder mit einem größern Werke erfreuen. Wilhelm Andreä.

Touristenliteratur.

Eine Fahrt durchs Lahnthal. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit Illustrationen von F. C. Klimsch. Wiesbaden, Kreidel. 1865. 8. 20 Ngr.

Ein recht artiges Buch, mit gutgezeichneten, saubern Holzschnitten geziert, das dem bekannten Verfasser um so besser gelungen ist, als es ihm zur eigenen Bereisung der geschilderten Städte, Burgen und Landschaften weder an Zeit noch an Mitteln und Wegen fehlte und er in der Darstellung des Gesehenen und Gehörten recht in seinem Elemente ist und darin ein Meister genannt zu werden verdient. Von der obern Lahn führt er uns zunächst nach Wetzlar, das reich an Reminiscenzen von Goethe und seiner Jugendliebe ist und das Müller „reizend" nennt. „Größere, erhabenere, schroffere Partien gibt es im Vaterlande, aber nirgends ein so süßes, anmuthiges, holdes Idyll." Weiter folgen das Dillthal, Braunfels, Weilburg, Bilmar, Runkel, Limburg, Diez, Fachingen, Arnstein, Ems, bis der Wanderer wieder den Rhein begrüßt. Vor Jahren hat Müller auch eine Rheinfahrt herausgegeben, von der sich dieses Werkchen vortheilhaft durch die reimlose Prosa unterscheidet, in der es geschrieben ist. Nur einigemal hat ihn die Lust des Liedes übermannt, doch meinen wir, daß nach Kinkel's „Otto der Schütz" eine neue Bearbeitung dieses Stoffs allzu gewagt war. Was wir vermissen, ist genaue Angabe der

amtlichen Taxen und Tarife der Gasthäuser, der Entfernungen, Verbindungswege, Bahnanschlüsse, Fahr- und Fußwege u. s. w., wodurch das Werk vollständig dem praktischen Zwecke eines Reisehandbuchs entspräche. 15.

Altes und neues Griechenland.

Das alte Griechenland im neuen von Kurt Wachsmuth. Mit einem Anhang über Sitten und Aberglauben der Neugriechen bei Geburt, Hochzeit und Tod. Bonn, Cohen und Sohn. 1864. 8. 18 Ngr.

Es ist schon von andern, und nicht erst seit gestern und heute, ausgesprochen und dargelegt worden, daß im neuen Griechenland nicht blos in der Sprache und im Nationalcharakter des Volks das alte Griechenland sich erhalten hat, sondern daß uns dort auch in der Sitte, im Volksglauben und im Cultus die Ueberlieferung aus dem griechischen Alterthum in besonders lebendigen und sprechenden Zügen entgegentritt. Schon andere, namentlich viele von denen, die in Griechenland selbst gewesen, haben es erkannt, wie ein einfacher klarer Blick auf den Boden und auf die Natur des Landes in dieser Hinsicht überzeugende Aufklärung über Dinge gewährt, die den Gelehrten auf der Studirstube im Dunkel bleiben würden, und ebenso hat ein verständiger, von wissenschaftlichem Geiste geleiteter Philhellenismus schon vielfache Beziehungen im Leben der Bewohner des heutigen Griechenland gefunden, welche in ihnen das alte Griechenland wiedererkennen lassen.

Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift, die in ihrem ersten und hauptsächlichsten Theile aus einem in Bonn gehaltenen Vortrage besteht, bringt dem Leser „das alte Griechenland im neuen" zu lebendiger Anschauung, und gewährt ihm darüber eine nicht allein überzeugende, sondern auch zum Theil überraschende und gänzlich unerwartete Aufklärung. Er hat zu diesem Zweck, besonders in der Zeit, wo er selbst im Lande gewesen, und auch sonst, wie es scheint, anhaltende und gute Studien gemacht; aber gleichwol ist ihm in der Literatur, selbst in der deutschen, manches entgangen, was er vielleicht doch mit einigem Vortheil hätte benutzen können. In der Hauptsache bekennt er sich zu der Ansicht derer, welche die Neugriechen für die echten, wenn auch vielfach entarteten Kinder der alten Griechen halten und die eine „dem jetzigen Griechenvolk vom Alterthum in ununterbrochener Kette überkommene und in ihm fortlebende Ueberlieferung" annehmen und behaupten. Er tritt daher mit allem Recht und aller Entschiedenheit der bekannten Fallmerayer'schen Hypothese entgegen, welche auch schon andere als eine solche bezeichnet haben, die zwar nicht der Geschichte an und für sich und nicht unbedingt den Geschichten der Vergangenheit, wol aber dem Leben und der Gegenwart ausdrücklich widerspricht. Sie muß geradezu als eine solche gelten, die nur „in der Studirstube" gewonnen worden ist, und der Verfasser darf daher auch mit Recht sagen, daß diese „mit nicht geringerm Scharfsinn als Hartnäckigkeit verfochtene Hypothese sicher grundfalsch" ist. Unter den einzelnen positiven Beweisen gegen dieselbe hebt er in seinem Vortrage besonders die Spuren hellenischen Heidenthums und antiker Vorstellungsweise hervor, welche sich im griechischen Volksleben unter der Hülle des Christenthums erhalten haben, und behandelt sodann den culturhistorisch überaus wichtigen Gegenstand in einer für einen mündlichen Vortrag genügend ausführlichen und anziehenden Darstellung. Er weist darin auf das hin, was sich dort aus der alten Mythologie seinem wesentlichen Kern nach erhalten hat, z. B. die Fabeln der Neugriechen über Tod und Leben nach dem Tode, die Vorstellung von Charos u. s. w., ferner auf abergläubische Mythen, auf Feste und religiöse Ceremonien bei den heutigen Griechen, z. B. die Charfreitags- und Ostergebräuche, auf den Glauben des Volks theils an Geister, mit denen es namentlich die Natur belebt (Nereiden, Lamia u. s. w.), theils an Zauberinnen, sowie auf die Spuren alter Götterdienstes, denen man dort begegnet, endlich auf gemeine Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche jeder Art, die „in unabsehbarer Menge bis zu den Gesten der Pantomimik herunter treu vom Alterthum bis auf die Gegenwart fortgeführt sind".

Die Volkslieder des neugriechischen Volks sind dabei eine reichhaltige Quelle, die der Verfasser vielleicht noch mehr und sorgfältiger hätte benutzen können und sollen, als er gethan hat. Uebrigens hat er manches in dem gedachten Vortrage in beigegebenen Anmerkungen weiter ausgeführt, was seinem Zwecke zu statten kommt und vielfach aufklärt. Ueber manche Behauptung, die der Verfasser entschieden und mit einer gewissen Sicherheit ausspricht, z. B. wenn er den heutigen Griechen den Sinn und Formensinn „völlig" abspricht, könnte ein bescheidener Zweifel wol laut werden, wenn nicht der Verfasser den Vortheil der Autopsie im Lande selbst für sich hätte. Dagegen können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er über einzelne von ihm benutzte Schriftwerke zu absprechend urtheilt, und daß er auch sonst in seinen Ansichten und Behauptungen nicht immer in dem Maße vorsichtig zu Werke geht, wie wol zu wünschen gewesen wäre. Daß er über und gegen die alten, wie die heutigen Griechen, besonders in Betreff ihrer politischen Fehler, streng und unbefangen sich ausspricht, dient ebenso ausdrückliche Anerkennung, als die Theilnahme, die er für die heutigen Griechen empfindet, obgleich er dieselben in unmittelbarster Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, die ihn jedoch nicht abhält, auch die bittersten Wahrheiten gegen sie auszusprechen. Indem er bemerkt, daß „auch in dem modernen griechischen Volke gar mancherlei Elemente vorhanden sind, welche dasselbe hervorragend befähigen, das Erbe des Orients zu werden", hält er es gleichwol für „noch mehr sicher", daß, „wenn die Griechen fortfahren, ihr erbärmliche Schauspiel aufzuführen, was sie in der Befreiung von der Türkenherrschaft vor dem ungetäuschten Europa bisher mit wenig beneidenswerther Konsequenz gespielt haben, und wenn sie auch ferner die innere Wiedergeburt verabsäumen, die immer der äußerlichen Erhebung vorausgehen und zu Grunde liegen

lls dieſe Beſtand haben ſoll, die ſauerblüttigen Prophe-
iungen Fallmerayer's ſich dann dennoch erfüllen werden"!

Was der Anhang im allgemeinen enthält, iſt aus dem
itel des Buchs ſelbſt zu erſehen. Der Verfaſſer fand
ch zu der hier gegebenen ausführlichern Darſtellung der
wähnten Sitten und des dabei in Rede ſtehenden Aber-
aubens der Neugriechen um ſo mehr veranlaßt, da er,
e er ſagt, „gerade hierfür ziemlich ausgedehnte ſelb-
indige Sammlungen angelegt hat", und ſelbſt nicht
iß, wann er den bei ſeinem Aufenthalt in Griechen-
id entſtandenen „ernſtlichen Gedanken eines ausführ-
hen Werks über Aberglauben, Sitten und Gebräuche
: heutigen Griechen" werde realiſiren können. Er ſtellt
r das geſammte Material, welches ihm über die ge-
nnten Punkte perſönlich oder aus der Literatur be-
mt geworden iſt, zuſammen. Hierbei erwähnt er nicht
in das, was von den heutigen Gewohnheiten mehr
r weniger unmittelbar an die alten erinnert, obgleich
im weſentlichen nur auf den Vergleich mit den Gewohn-
en der alten Griechen und Römer, ſowie der von bei-
ſtark beeinflußten Albaneſen und Wlachen ſeinem
ecke gemäß ſich hat beſchränken und die Punkte, wo
Alterthum und Neuzeit berühren, immer nur kurz
hervorheben wollen. Seine diesfallſigen Mittheilun-
beruhen theils auf eigener Kenntniß und Erfahrung,
's, ohne weitere Beglaubigung eines ſonſtigen münd-
n oder literariſchen Gewährsmanns, auf ſeiner Haupt-
le, einem S. 70 genannten Einwohner eines rein griechi-
n Dorfs in Elis. Ob und inwiefern freilich dieſe Quelle in allen Beziehungen über die Grenzen der Oertlichkeit hinaus ihre Geltung hat und ihre Rechtfertigung findet, das iſt eine Frage, die zunächſt nur der Verfaſſer zu beantworten haben dürfte. Auch ſonſt iſt hierbei auf das einzelne nicht weiter einzugehen, und wir unterlaſſen es daher auch, hier und da manches nachzutragen. Die geſammte Darſtellung gewährt an und für ſich, ſowie durch die Vergleichungen, zu denen ſie in verſchiedenen Richtungen Anlaß gibt, ein bedeutſames culturhiſtoriſches Intereſſe; man muß dem Verfaſſer auch für dieſe Zuſammenſtellung dankbar ſein. Nur auf das, was er über den Vampyrglauben bei den Neugriechen, beſonders auch über den Namen dafür (Βρυκόλακας, Wrukolak, jedenfalls ein ſlawiſches Wort) mittheilt, wollen wir ausdrücklich aufmerkſam machen, namentlich was die Bemerkung S. 117 anlangt, daß in dem von ihm Mitgetheilten die ſonſt bei den neugriechiſchen Wrukolaken nicht mehr erkennbare Natur des Werwolfs, der ja auch bei den alten Griechen durch einen merkwürdig weit verbreiteten Aberglauben getragen worden ſei, deutlich hervortrete.

In formeller Hinſicht bemerken wir noch, daß es der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers, vornehmlich in dem Vortrage: „Das alte Griechenland im neuen", an einer gewiſſen Klarheit gebricht, und daß eine leichtere und gefälligere Darſtellung von ſelbſt auch eine verſtändlichere ſein würde. In der Orthographie der griechiſchen Eigennamen beobachtet er keine feſte Conſequenz, und auch in den Eigennamen fehlt es der ſonſt äußerſt geſchmackvoll gedruckten Schrift nicht an Druckfehlern. 3.

Feuilleton.

Literariſche Plaudereien.

Die diesjährige Bühnenſaiſon hat bisjetzt keine für litera-
Würdigung beſonders ergiebige Ausbeute zu Tage geför-
Das Luſtſpiel von Putlitz: „Um die Krone", obgleich
n drei Hoftheatern zu Wien, Berlin und Dresden ohne
altigen Erfolg zur Aufführung gebracht, macht die Runde
alle deutſchen Bühnen. Wir können es nur billigen, daß
ine Bühne durch die halben oder Miserfolge, welche ein
an irgendeiner tonangebenden Hofbühne erlebte, ab-
en läßt, daſſelbe dennoch zur Darſtellung zu bringen.
das deutſche Volk nicht leicht unter einen Hut gebracht
n kann, das beweiſt die Siſyphusarbeit der politiſchen
tsparteien — das deutſche Theaterpublikum ſelbſt aber iſt
ein Bruchtheil des deutſchen Volks, der alle Eigenſchaf-
s Ganzen in ſich vereinigt. Jede Stadt hat ihren Ge-
ſ für ſich und überdies regiert mit Wind und Wetter die
he Fortuna des Theaters, der glückliche oder unglückliche
des einen Theaterabends. So gefällt hier ein Stück
mend, während es drei Eiſenbahnſtunden weiter Fiasco
— irgendein Gebirge, eine Waſſerſcheide liegt zwiſchen
iden Städten und gibt dem Volkscharakter eine andere
. Jede Theaterleitung thut daher am beſten, auf ihren
Füßen zu ſtehen, unbekümmert um Erfolg oder Mis-
eines Stücks an den andern Bühnen.
ir Annahme oder Ablehnung der Stücke ſollte es keinen
Maßſtab geben, als das Talent der Dichter. Hat ein
daſſelbe bereits bewährt und ſich einen Namen gemacht,
n die Bühnenleitungen ſich weder mit Scrupeln noch
n plagen, ſondern friſchweg die Werke dieſes Talents zur Aufführung bringen. Das Talent der dramatiſchen Dichter iſt das A und O, der Anfang und das Ende der ganzen dramatiſchen Kunſt; es iſt eine weit höhere Inſtanz als die dramaturgiſche Weisheit, deren Brillen an einem Tage trüber angelaufen ſind als am andern. Wer die Augen nur immer auf den möglichen Erfolg gerichtet hält, der wird gerade den meiſten Täuſchungen ausgeſetzt ſein; denn der Erfolg iſt etwas Unberechenbares, wie auch ſchon Goethe nach den Erfahrungen einer langen Bühnenleitung ausgeſprochen hat. An welchem Schiller'ſchen und Goethe'ſchen Stück laſſen ſich nicht motivirte Ausſtellungen machen — nur daß das Genie über die Schwächen des Werks einen glänzenden Sieg davonträgt. Wer die wohl- oder übelberathene dramaturgiſche Afterweisheit mit ihren oft verblaßten und verbrauchten Geſchmacksſchablonen oder ihren ganz abſonderlichen Steckenpferden zur alleinigen Inſtanz für die Annahme oder Ablehnung dramatiſcher Werke machen will, der ſetzt ſich der Gefahr aus, ſich an den größten Talenten zu verſündigen, zu deren Würdigung ihr das Verſtändniß fehlt. Es iſt zwar nicht möglich, daß ſämmtliche Dramen eines talentvollen Autors den gleichen Erfolg haben, es wird immer neben den Treffern einige Nieten geben. Doch wenn dieſe Dramen, wie es Pflicht der erſten Bühnen iſt, der Reihe nach gegeben werden, ſo wird nicht nur die Bühne ein oder das andere Repertoireſtück von dauerndem Werth erhalten, ſondern auch das Talent des Dichters in ſeiner Geſammtwirkung unfehlbar ſeine wahre Bedeutung zeigen. Es gab eine Zeit, wo jedes Stück von Raupach, jedes Stück der Frau Birch-Pfeiffer am berliner Hoftheater zur Aufführung kam. Man konnte über die Wahl der dichteriſchen Lieblinge mit der Intendanz rechten — das Princip mußte als

das einzig richtige anerkannt werden. Reißt man hingegen aus den Werken, welche den dramatischen Entwickelungsgang eines Dichters bezeichnen, irgendeins heraus, vielleicht um sich mit dem Renommée eines namhaften Schriftstellers abzufinden, und der Zufall will, daß dies Werk unter einem ungünstigen Stern auf die weitbedeutenden Bretter kommt — so glaubt man dann leicht, das Seine gethan und sich mit dem erfolglosen Autor für alle Zeiten abgefunden zu haben, während vielleicht zwei andere seiner Dramen mit glänzendem Erfolg über diese Bühne gegangen wären.

Wie ungleich der Erfolg der Dramen an verschiedenen Bühnen in Deutschland ist, dafür gab wiederum Mosenthal's „Pietra" einen Beweis, die jetzt in Wien mit glänzendem Succeß zur Aufführung gekommen ist, während sie an vielen andern Bühnen nur einen succès d'estime davongetragen hat und von ihren Repertoires wieder verschwunden ist. Gleichen Erfolg hatte am wiener Burgtheater das zur Eugen-Feier gedichtete Festspiel von Joseph Weilen: „Am Tag von Oudenarde", dem man frisches kriegerisches Leben und schwunghafte Diction nachrühmt. Das Stück von Julius Rosen: „Ein schlechter Mensch", dessen Titel für den Festtag des größten österreichischen Feldmarschalls nicht geeignet befunden und deshalb an der Burg in „Entweder — oder" umgetauft wurde, macht ebenfalls Glück durch die, allerdings ans Possenhafte grenzende Frische der etwas unwahrscheinlichen Verwickelungen und durch einen lebendig-witzigen, oft keck frivolen Dialog. Der Autor, der außerdem in zahlreichen Stücken: „Hohe Politik", „Il baccio" u. s. w. seine erfindungsreiche Productivität bekundet hat, macht unserm wackern Benedix, der nicht minder unermüdlich mehrere neue Stücke für die jetzige Bühnensaison versendet hat, eifrig Concurrenz auf einem Gebiete, das sonst ziemlich verwaist dasteht, auf dem Gebiete des Conversationslustspiels. Auch rückt auf demselben mit schüchternen Versuchen eine Primogenitur dramatischer Autoren ins Feld, welche über die Vererbung des Talents von Vater und Mutter neue, die bisherigen Principien gefährdende Entdeckungen machen läßt. Ein Sohn Kotzebue's hat in Dresden, eine Tochter der Frau Birch-Pfeiffer in Berlin eine einactige Bluette zur Aufführung gebracht. Die letztere Dame, Frau von Hiller, hat überdies mit einem Roman debutirt, der die fruchtbare Phantasie der Mutter nicht verleugnet und auf den wir in d. Bl. zurückkommen werden. Die dramatische Production in Deutschland wird daher wol sobald nicht auf den Aussterbeetat gesetzt werden.

Der Versuch von Otto Roquette, in seinem Lustspiel: „Der Festkalender", für sein munteres und formgewandtes Talent die Bühne zu erobern, scheint, nach dem berliner Erfolg und der Abstimmung der berliner Kritik zu urtheilen, verunglückt zu sein. Die Idee, eine Satire auf die jetzt in Deutschland grassirende Manie der Volksfeste zu schreiben, ist gewiß eine glückliche; auch rühmt man dem ersten Act humoristische Frische nach. Die spätern ermüdeten — das Drama verlangt eine sichere, nicht auf einmal zu erobernde Technik. Hoffentlich wird Waldmeister's zweite Brautfahrt, um Thalia heimzuführen, glücklicher sein und nicht abermals einen Korb nach Hause bringen.

Ein geistvoller, in seinen Intentionen hochstrebender Dichter von außerordentlicher dichterischer Formgewandtheit, Wilhelm Jordan, hat in Manheim und Stuttgart mit seinem Lustspiele „Durchs Ohr" Glück gemacht. Er verfolgt darin das bereits in den „Liebesleuguern" hervortretende Streben, dem modernen Lustspiel durch den Vers und den Reim mehr poetischen Adel und Duft zu verleihen, sowie die Pointen des Witzes schärfer hervorzuheben.

Von den erfolgreichen Stücken des letzten Winters setzen Brachvogel's „Prinzessin Montpensier" und Heyse's „Hans Lange" ihre Rundreise über die Bühnen fort. Hermann Lingg's „Catilina" wird am münchener Hoftheater einstudirt, an welchem Bodenstedt die dramaturgische Leitung in Bezug auf alle classischen Dramen übernommen hat. Der [illegible] werthe Vorgang des dresdener Hoftheaters, welches [illegible] „Otto III." in Scene gehen ließ, hat die Aufmerksamkeit [illegible] Intendanzen auf die Werke des kranken Dichters [illegible]. So wird „Otto III." in Oldenburg, „Bernhard von Weimar" in Berlin einstudirt.

Einen glücklichen Erfolg hat neuerdings das in d. Bl. bereits besprochene Drama Hans Köster's: „Ulrich von Hutten" am Hoftheater zu Weimar erlangt.

Mitten in diese meist sporadischen Erfolge deutscher Dramatiker tritt mit dem französischen Siegerschritt Meyerbeer's „Afrikanerin", die an den Hoftheatern zu Berlin und Dresden mit glänzender Ausstattung in Scene ging. Die Kosten dieser Oper verschlingen an einem Theater die Jahreseinnahmen der ganzen Corporation unserer dramatischen Autoren. Im letzten Act der „Afrikanerin" sucht die edle Selika unter dem Schatten des giftigen Manzanillobaums den Tod. Wir haben diesen prachtvollen Baum mit seiner üppigen Blütenpracht auf dem berliner Hoftheater gesehen, ein Meisterstück des Decorateurs Gropius, und unwillkürlich kam uns der böse Vergleich in den Sinn, dieser Riesenbaum stelle die neue Oper dar, in ihrem giftigem, prächtigem Schatten die deutsche Schauspielkunst, die Königin und Sklavin zugleich, unrettbar dem Tode entgegen.

Eine Monographie über König Johann von Böhmen

Unter allen dreißig deutschen Vaterländern ist das Herzogthum Luxemburg ohne Frage dasjenige, welches das kleinste Contingent zur großen Armee der deutschen Literatur stellt, und literarische Erscheinungen, die aus diesem äußersten westlichen Vorsprung Deutschlands stammen, dürfen [illegible] ihrer Seltenheit willen ein erhöhtes Interesse beanspruchen. Behandeln dieselben obendrein einen Stoff, der an den [illegible] gewissen Zoten hochwichtigen Zusammenhang ihres Landes mit dem großen Gesammtvaterlande gemahnt und von allgemeiner Wichtigkeit ist, so erfreuen wir uns solcher nicht allzu häufig [illegible] nen Gaben doppelt. Die historische Monographie: „Johann von Luxemburg und König von Böhmen", von Johann Becker (Luxemburg, Bück), welche in zwei stattlichen Bänden kurzem erschienen ist, gehört ohne Zweifel zu den werthvollen Darbietungen dieser Art. Der Verfasser wählt das Leben Fürsten seiner Heimat zur Darstellung, der für ganz Europa hohe Bedeutung gewonnen hat, und selbst unter den [illegible] charakteristischen Gestalten des Mittelalters gegründeten Interesse auf besonderes Interesse besitzt. Die Darstellung fließt [illegible] die besten Quellen, ist jedenfalls vielfach neu, entschieden gründlich, und legt rühmliches Zeugniß von der [illegible] gen Liebe und dem beharrlichen Fleiß ab, die Schreiber [illegible] Gegenstand zugewandt hat. Nur in einem Betracht [illegible] wir das Lob, welches der gelehrten Arbeit voll gebührt, derum einschränken. Der Held dieser Monographie, [illegible] schen wie im Abnormen, Abenteuerlichen seiner Existenz fordert von seiner frühesten Jugend bis zu seinem Fall [illegible] Unglücksschlacht von Crecy zu charakteristischer, lebendiger beurtheiler, auch ein nicht gelehrtes Publikum fesselnder [illegible] lung geradezu heraus. Jeder französische oder englische würde mit einem Zehntel der Studien, die der Verfasser macht hat, ein Buch geschaffen haben, das einem weiteren kreis einen Blick in ein bedeutsames Stück Leben des [illegible] alters eröffnete. Der deutsche Biograph „verschmäht" [illegible] das Streben nach anziehender kunstvoller Darlegung. Schreibweise ist trocken, die Erzählung farblos und [illegible] ganzen Ballast der Citate belasten, den unsere Geschichtsschreiber nur ungern in die Anhänge verwiest. Die nothwendige daß eine tüchtige Arbeit, die ernste Hingabe erfordert, [illegible] einen sehr kleinen Theilnehmerkreis beschränkt bleiben dünkt uns unerfreulich genug, um wieder und wieder [illegible] erörterte Thema zu berühren, das so tausendfach und [illegible]

s auch „Johann von Luxenburg“ belegt, nach längst nicht Genüge erörtert worden ist.

---

r Charakteristik der Königin Luise von Preußen.

In Königsberg (W. Koch) ist vor kurzem unter dem Titel: er Kriegsrath Scheffner und die Königin Luise“, ein Vortrag Rudolf Reicke erschienen, den derselbe in der Deutschen ellschaft in Königsberg gehalten hatte. Er ist ein nicht ge- zu schätzender Beitrag zur Kenntniß des preußischen Hofs rend der Jahre 1808 und 1809, der sich damals in Kö- berg aufhielt, insbesondere zur Charakteristik der Königin Luise, t minder des auf dem Titel genannten Kriegsrath Scheffner. die Biographien E. M. Arndt's, Stein's, der Königin e und anderer aus jener Zeit gelesen hat, der kennt auch genannten Johann Georg Scheffner, der in jener „Zeit Prüfung, des Ausdauerns, des Strebens nach einem bessern edlern Zustande der Dinge“ in einem sehr vertraulichen hältniß zur königlichen Familie stand und sein freimüthiges eigenthümliches Wesen auch dem Könige und der Königin nüber mit aller Unbefangenheit beibehielt. Namentlich die igin gestattete dem „ehrwürdigen und vortrefflichen“ Manne, sie ihn nannte und als dessen „Freundin“ sie sich selbst be- nete, manches freie und ernste Wort; er äußerte mündlich und tlich unumwunden seine wohlerwogenen Ansichten über Prin- ziehung, höfische Zeitverschwendung, königliche Popularität w. in einer solchen Weise, daß ihn der König selbst dazu thigte und ihm einmal sogar seinen „Dank für seine Frei- igkeit und die ohne Zweifel dabei gehabte edle Absicht“ rach. Namentlich von dieser Seite betrachtet, hat der egende Vortrag seinen besondern und in der That hohen h. Sein Hauptinhalt besteht in den achtzehn mitgetheilten fen, von denen dreizehn von Scheffner an die Königin und von dieser an Scheffner gerichtet sind. Von diesen Brie- iehen die letztern durch den Adel der Gesinnung, durch die es- und Herzensbildung der Königin und durch ihr selbst- ßtes Streben nach dieser Ausbildung, sowie durch die Lie- würdigkeit ihres ganzen Wesens in gleichem Grade an, urch eine gewisse Naivetät harmloser Offenheit und Un- genheit, mit welcher die Königin über sich selbst, über ihre ächen und ihr mangelhaftes Wissen sich ausspricht. Da- sind die Briefe Scheffner's ein Muster seltener Unbefan- it und Offenheit seines Wesens. Sie sind gleichsam ein er Commentar zu den Worten Schiller's: „Männerstolz önigsthronen!“ aber sie erinnern auch an das Wort des ides:

Das ist der trefflichste Mann,
Der immer noch vertraut: verzweifeln
Kommt dem Feigen zu —

t anderer Beziehung an die Verse des Mirza-Schaffy bei stedt:

Wohl gibt es Fürsten,
Die nach Wahrheit dürsten,
Doch wen'gen ward ein so gesunder Magen,
Sie zu vertragen.

ie Königin Luise darf zu den wenigen gerechnet werden, vertragen. Der hier mitgetheilte Briefwechsel gibt dar- eils in den Briefen Scheffner's, theils in ihren eigenen ltigste Zeugniß ab. Einer der köstlichsten Briefe der Kö- st der vom 20. Juni 1808. Sie bekennt in ihm, daß „hingerissen fühle, die Aufgabe ihres Lebens: sich mit Bewußtsein zur innern Harmonie zu bilden, nicht zu n, sondern ihr zu genügen“, und an einer andern Stelle t, nachdem sie Scheffner, wie sie sagt, „schön mit Fra- äftigt hat“, schreibt sie: „Fragt man aber nicht und sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer und ich hasse entsetzlich die Dummheit.“

Bibliographie.

Dernburg, Thomasius und die Stiftung der Universität Halle. Rede. Halle, Buchh. des Waisenh. Gr. 8. 5 Ngr.

Dobbert, E., Dramaturgische Versuche. St.-Petersburg, Röttger. Gr. 8. 15 Ngr.

Engel, H., Der Dienst der Frauen im Reiche Gottes. Ein Vortrag. Darmstadt, Würtz. 16. 5 Ngr.

Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionars. Halle, Fricke. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Erlebnisse eines Veteranen der Befreiungskriege. Zur Erinnerung an die Jubelfeier des 18. Juni 1865 auf den Wunsch vieler Cameraden beschrieben und allen Cameraden gewidmet. Quedlinburg, Basse. 8. 15 Ngr.

Francke, E., Vorlesungen aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Franscki, C. O. v., Gedichte. Darmstadt, Würtz. 16. 20 Ngr.

Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden herausgegeben von W. Ziethe. I. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1866. 8. 10 Ngr.

Friedrich, Erinnerungen aus dem Leben eines Stadtgeistlichen. Rostock, Leopold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frommann, K., Das Verhältniß zwischen dem christlichen Glauben und unserer heutigen wissenschaftlichen Bildung. 3 Vorträge. St.-Petersburg, Röttger. Gr. 8. 12 Ngr.

Gedichte v. C. (König Carl XV. v. Schweden.) Aus dem Schwedischen. Berlin, Stille u. van Munden. 1866. Gr. 16. 10 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke. 3tes und 4tes Bdchn.: Die Diplomaten. Der Nabob. Leipzig, Brockhaus. 8. à 15 Ngr.

Ein Gruß für jede denkende deutsche Frau. Braunschweig, Buchn. 16. 10 Ngr.

Gädemann, M., Zur Geschichte der Juden in Magdeburg. Grösstentheils nach Urkunden des Magdeburger königl. Provinzial-Archives bearbeitet. Nebst Noten und handschriftlichen Beilagen. Breslau, Schlesier. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Halm, F., Ausgewählte Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 2 Thlr. 12 Ngr.

Handelmann, H., Weihnachten in Schleswig-Holstein. Kiel, Schwers. 1866. 8. 18 Ngr.

Hartmann, M., Nach der Natur. Novellen. 3 Bde. Stuttgart, E. Ebner. 1866. 8. 3 Thlr.

— — Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle. Stuttgart, E. Hallberger. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hebler, C., Aufsätze über Shakespeare. Bern, Dalp. 8. 24 Ngr.

Herrmann, G., Lyrische Blätter. Stuttgart, Aue. 1866. 16. 20 Ngr.

Hesiodos' Gedichte. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von K. Uschner. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 12 Ngr.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1ster und 2ter Thl. 2te umgearbeitete Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. à 2 Thlr. 20 Ngr.

Klein, J., Aus der Belagerung von Neisse 1807 und dem Leben des Marquis de Bombelles. Neisse, Graveur. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kohl, J. G., Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen. Bremen, Müller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Traeger. 5ter Jahrgang. 1866. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Langenbuch, A., Erzählungen. Kiel, Schwers. 12. 1 Thlr.

Deutsches Leben in Liedern. Bremen, Müller. Gr. 4. 17½ Thlr.

Lepel, B. v., Gedichte. Berlin, Hertz. 1866. 8. 1 Thlr.

Livingstone, D. und C., Neue Missionsreisen in Süd-Afrika unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Shirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Fromme Minne. Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen ausgewählt aus den edelsten Perlen deutscher Dichtung. Leipzig, Teubner. 1866. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.

Mölling, K. E., Die Komödie des Lebens. Ein Gedicht in 2 Büchern. Bremen, Balett u. Comp. 1866. 16. 20 Ngr.

Olshausen, J., Prüfung des Charakters der in den assyrischen Keilinschriften enthaltenen semitischen Sprache. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 Ngr.

Patiß, G., Das A, B, C der Scholastik. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Petzholdt, A., Der Kaukasus. Eine naturhistorische so wie land- und volkswirthschaftliche Studie (ausgeführt im Jahre 1863 und 1864). 1ster Bd. Leipzig, Fries. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Phl, L., Albrecht Dürer. Schauspiel. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1 Thlr.

Rosenzweig, L., Neue dramatische Sprichwörter. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Runge, F. F., Haushaltungsbriefe. 1stes Dutzend. Berlin, König. 1866. 8. 12 Ngr.

Scheve, G., Zur Prüfung der Phrenologie. An Herrn Prof. Virchow. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Schiff, H., Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Briefe an A. Strodtmann. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.

Schmitt, F. v., Schlüssel zur polnischen Frage, oder warum konnte und kann Polen als selbstständiger Staat nicht bestehen? St.-Petersburg, Röttger. Gr. 8. 25 Ngr.

Tourtual, F., Böhmens Antheil an den Kämpfen Kaiser Friedrich I. in Italien. 1ster Thl. Der Mailänderkrieg. 1158. 1159. Göttingen. Gr. 8. 25 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Bei J. P. Bachem in Köln ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. XXI. Band:

Newman, Dr. J. H., Superior der Oratorianer in Birmingham, **Geschichte meiner religiösen Meinungen.** Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündelen, Pfarrer zu Spellen. 432 Seiten. 8. Preis brosch. 1 Thlr.

Newman berichtet in diesem Buche über den Gang seiner religiösen Bildung und Entwickelung, über die äußern und innern Kämpfe, welche er als das hervorragendste Mitglied der Puseyitischen Partei zu Oxford durchgemacht, und über die allmähliche Entstehung und Befestigung seiner Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche, zu welcher er im Jahre 1845 zurückkehrte. Das Buch hat in England bei allen Parteien das größte Aufsehen erregt. Die „Times" sagte darüber: „Die lebendige Natürlichkeit dieses Abrisses von Dr. Newman's Leben in der englischen Kirche mit seinen Erinnerungen an so viele ausgezeichnete Männer .... wird diesem Buche gewiß einen großen Leserkreis verschaffen .... Eine Controversschrift will die Apologia nicht sein; sie will nur der Vergangenheit gedenken und sie widerspiegeln; und das geschieht in ihr mit ungewöhnlichem Leben und ungewöhnlicher Kraft, sowie mit allen jenen Reizen natürlicher Empfindungs- und Ausdrucksweise, welche dem Verfasser in den Jahren, wovon er uns erzählt, innerhalb unserer Kirche einen so unvergleichlich hohen und weit verbreiteten Einfluß verschafften." Aehnlich äußerten sich die andern bedeutendern Zeitungen und Zeitschriften. Die Uebersetzung ist von sachkundiger und geübter Hand gefertigt.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Populäre wissenschaftliche Vorträge
von **H. Helmholtz.**
Erstes Heft.
Mit 26 in den Text eingedruckten Holzstichen.
Gr. 8. Geh. Preis 25 Sgr.

Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur.
Sechs Vorlesungen für Laien
gehalten in dem Museum für praktische Geologie
von
Professor Huxley, F. R. S.
Uebersetzt
von **Carl Vogt.**
Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.
Gr. 8. Geh. Preis 20 Sgr.

Arlt, Professor Dr. **Ferd.**,
Die Pflege der Augen.
3. verbesserte Ausg. Gr. 8. 1865. Geh. 24 Ngr.

Arlt, MDr., Professor, **Ferd.**,
Krankheiten des Auges.
Für praktische Aerzte geschildert.
3 Bände compl. 6 Thlr. 20 Ngr.

Güntner, Dr. **Franz Xaver**,
k. k. Prof. der gerichtl. Medizin an der Universität zu Prag
Handbuch der öffentlichen Sanitätspflege.
Für Aerzte, Juristen, Comitats-, Magistrats- und Gemeinde-Vorstände, wie für jeden Gebildeten.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Güntner, MDr., **Wenzel**,
k. k. Professor der Chirurgie zu Salzburg.
Grundriss der allgemeinen Chirurgie.
Gr. 8. 1864. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hasner, Dr. **Josef**, Ritter von,
k. k. Prof. der Augenheilkunde an der Universität zu Prag
Klinische Vorträge über Augenheilkunde.
I. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen.
1. Abtheilung. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.
2. Abtheilung. 1865. Geh. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Credner,
k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung in Prag.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch
der
deutschen Shakespeare-Gesellschaft
im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
durch
FRIEDRICH BODENSTEDT.
Erster Jahrgang.
In engl. Einband 3 Thlr.

Lieder des Leids
von
Albert Zeller.
Fünfte stark vermehrte Auflage.
Miniatur-Ausgabe. Gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.
Geheftet 25 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 7. December 1865.

nhalt: Henry Thomas Buckle. Von Julius Frauenstädt. — Charlotte von Schiller. Von August Henneberger. — Zwei lite-rische Albums. Von Rudolf Gottschall. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Einige neulateinische Epigramme neu übersetzt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Henry Thomas Buckle.

enry Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation in Eng-land. Deutsch von Arnold Ruge. Zweiter Band. Zweite rechtmäßige Ausgabe, sorgfältig durchgesehen und neu bevor-wortet von dem Uebersetzer. Leipzig, C. F. Winter. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Den ersten Band der Buckle'schen „Geschichte der Ci-lisation in England" besprachen wir bereits in Nr. 40 Bl. f. 1861. Wir zeigten, wie Buckle die Geschichte s einem bloßen Factenkram zum Range einer wirklichen issenschaft zu erheben sucht, indem er als den wesent-jen Gegenstand der Geschichte nicht Einzelnes und Zu-liges, das einmal war und dann nicht wieder, und s so oder auch anders sein konnte, sondern Allgemeines d Nothwendiges betrachtet, nämlich den allgemeinen ist der Zeiten, der kraft der Einwirkung der Natur auf Menschen und des Menschen auf die Natur sich jedes-l nothwendig so gestalten mußte, wie er sich gestaltete. e Klagen, die Buckle über die Geschichtschreibung vor anstimmte, fanden wir zwar nicht ganz begründet, auch schon vor ihm von namhaften Geschichtschreibern Geist der Zeiten zum Gegenstande der Geschichtschrei-ng gemacht worden war und man schon vor ihm er-nte, daß es sich nicht blos um die Thaten und Leiden zelner Helden, um Anekdoten von Königen und Höfen, Schlachten, Belagerungen, Dynastienwechsel oder nisterwechsel u. dgl. handele, sondern um die bewegen-Mächte in allem einzelnen Geschehenen. Aber den-) mußten wir einräumen, daß Buckle's Auffassung der chichte eine höhere sei als die der gewöhnlichen Ge-chtschreiber.

Unsere Ansicht über das Buckle'sche Werk ist auch nach rchlesung des zweiten Bandes noch dieselbe geblieben. Aber) bei diesem drängte sich uns wieder die Bemerkung auf, Buckle zu einseitig den intellectuellen Factor in der Ge-hte betont und den moralischen Factor zu gering anschlägt. kle's Grundansicht ist bekanntlich diese: der Fortschritt Erkenntniß allein ist es, was den Fortschritt in der chichte bewirkt. Die Moral und die Moralität spielt ei nur eine untergeordnete Rolle. Die Wandelbarkeit des Geistes der Zeiten könne nur von einem Wandelba-ren, Veränderlichen, wie die Erkenntniß ist, herrühren, nicht aber von einem Unwandelbaren, zu allen Zeiten sich Gleichbleibenden, wie die Sittlichkeit und die Moralsysteme. Nichts in der Welt habe so wenig Veränderung erlitten als jene großen Grundsätze, welche die Moral lehrt. An-dern Gutes zu thun, unsere eigenen Wünsche zu ihren Gunsten zu opfern, unsern Nächsten zu lieben, wie uns selbst, unsern Feinden zu verzeihen, unsere Leidenschaften im Zaume zu halten, unsere Aeltern zu ehren, die Obrig-keit zu achten, dies u. dgl. m. seien die Hauptsätze der Moral; aber sie seien seit Jahrtausenden bekannt, und nicht ein Titelchen sei zu ihnen hinzugefügt worden durch alle Predigten, Homilien und Textbücher, welche Moralisten und Theologen zur Welt gebracht. Vergleiche man diesen stationären Zustand moralischer Wahrheiten mit dem fort-schreitenden intellectueller Wahrheiten, so ergebe sich ein auffallender Unterschied. Alle Moralsysteme, welche gro-ßen Einfluß geübt, seien wesentlich dieselben gewesen. Ueber unser sittliches Betragen sei jetzt dem gebildeten Europäer nicht ein einziges Princip bekannt, welches nicht auch den Alten bekannt gewesen wäre. Im Verhalten der Intelligenz hingegen haben die Neuern nicht nur in jedem Gebiete des Wissens, das die Alten zu erforschen versuchten, die bedeutendsten Erwerbungen gemacht, son-dern sie haben auch die alten Methoden der Forschung umgestoßen und revolutionirt; sie haben alle jene Hülfs-mittel der Induction, welche Aristoteles nur dunkel ahnte, zu einem großen Forschungsplan vereinigt und Wissen-schaften hervorgerufen, von welchen der kühnste Denker des Alterthums nicht die entfernteste Vorstellung hatte.

Wie die Moralsysteme, so seien auch die tugendhaften Handlungen der Menschen, die guten Thaten, nur von unbedeutendem Einfluß auf den Gang der geschichtlichen Entwickelung. Die Erwerbungen der Intelligenz würden von einer Generation auf die andere vererbt und übten noch auf die entfernteste Nachkommenschaft ihren Einfluß aus. Dagegen seien die guten Thaten unvererbbar, sie haben einen Privatcharakter und erlöschen mit dem Thä-ter; jeder müsse hier von vorn anfangen, und daher die

geringe Nachhaltigkeit der guten Thaten, ihr schwacher Einfluß auf die Geschichte. Die Thaten schlechter Menschen bringen nur zeitweiliges Uebel hervor, die Thaten guter nur zeitweiliges Gutes, und endlich sinkt Gut und Uebel völlig zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und geht in der unaufhörlichen Bewegung folgender Jahrhunderte auf. Aber die Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich, sie überleben den Sturz von Reichen und den Verfall von Religionen.

Dies die Grundansicht Buckle's. Ihr gegenüber machten wir schon bei Besprechung des ersten Bandes darauf aufmerksam, daß die Moralsysteme keineswegs so unwandelbar sind, wie Buckle annimmt. Wir weisen auf den Unterschied zwischen der christlichen und der vorchristlichen Moral hin, demzufolge z. B. die Sklaverei, die von Aristoteles noch gebilligt wurde, vom Christenthum verworfen wird. Aber auch innerhalb des Christenthums machte die Moral solche Wandlungen durch, daß ihnen gegenüber der von Buckle behauptete stationäre Charakter der Moral zur Unwahrheit wird. Aus den vor kurzem erschienenen „Vorlesungen über Geschichte der christlichen Ethik" von Dr. A. Neander, dem ehemaligen Professor der Theologie an der berliner Universität *), geht hervor, wie bedeutend die moralischen Lehren innerhalb des Christenthums zu verschiedenen Zeiten differirten und von welchem Einfluß diese Differenzen auf das geschichtliche Leben waren.

Was zweitens den von Buckle behaupteten Privatcharakter der guten Thaten betrifft, wegen dessen dieselben mit ihrem Thäter erlöschen und für die Geschichte der Menschheit von keinem Belang sind, so möchten wir doch wissen, ob die guten Thaten eines Sokrates und Christus, diese Selbstverleugnung und heroische Aufopferung für die Wahrheit wirklich nur einen Privatcharakter hatten und von keinem Einfluß auf die Geschichte waren? Ob ein Privatmann an Bedürftige Almosen gibt, oder ein Held der Geschichte den Giftbecher trinkt oder sich kreuzigen läßt, das sind doch so verschiedene gute Thaten, daß man sie nicht auf gleiche Linie stellen und sie für gleich einflußlos auf den Gang der Geschichte erklären kann. Der bedeutende Einfluß, den die tugendhafte Selbstaufopferung weltgeschichtlicher Helden für die erkannte Wahrheit auf die ganze geschichtliche Entwickelung gehabt, macht die Buckle'sche Behauptung, daß lediglich die Erkenntniß und nicht die Sittlichkeit den Fortschritt in der Geschichte bewirke, gänzlich zu Schanden. Ja, es ließe sich sogar behaupten, daß die erlangte bessere Erkenntniß ohne den sittlichen Muth, ihr, einer am Alten, Lügenhaften festhaltenden Welt gegenüber, durch Selbstaufopferung zum Durchbruch zu verhelfen, gar nichts in der Geschichte ausrichten würde, daß also die Rolle der Tugend in der Geschichte eine noch größere ist als die der Erkenntniß. Denn die erkannten Wahrheiten, durch die über das Bisherige hinausgegangen wird, setzen sich doch nicht von selbst ins Leben. Sie stoßen in der Regel auf [illegible] gen Widerstand bei allen, die ein egoistisches [illegible] haben, am Alten, Falschen und Unberechtigten festzuhalten, weil sie sich dabei gut stehen. Diesen Widerstand, [illegible] oft die Realisirung der erkannten Wahrheit um [illegible] lange aufhält und der auf negative Weise die Macht [illegible] moralischen Factors in der Geschichte beweist — [illegible] der tugendhafte Muth der wenigen Helden, die sich [illegible] dem bloßen Erkennen der Wahrheit nicht begnügen, [illegible] dern für dieselbe auch ihr Leben einsetzen. Nehme [illegible] heldenmüthigen Tod der Märtyrer aus der Geschichte [illegible] und fragt, was dann aus der erkannten Wahrheit [illegible] worden wäre; wo wir jetzt wären, wenn sie alle [illegible] widerrufen hätten, statt den Giftbecher zu leeren, [illegible] sich kreuzigen zu lassen, oder auf dem Scheiterhaufen [illegible] sterben. Und ebenso fragt, wie viel weiter wir [illegible] allen Gebieten des Lebens, im Staate, in der Kirche, [illegible] den Künsten und Wissenschaften wären, wenn nicht Selbst[illegible] sucht, unsittliche Trägheit und Mangel an sittlichem [illegible] — also ein moralischer Factor — den Fortschritt in [illegible] Gebieten und die Einführung des erkannten Besseren [illegible] Berechtigtern aufhielte?

Zugegeben daher auch, daß der intellectuelle Fa[illegible] in der Geschichte eine Hauptrolle spielt, daß die [illegible] wickelung der Erkenntniß den Fortschritt in allen [illegible] ten bedingt, so spielt er doch nicht die einzige Rolle. [illegible] dern gleich wichtig ist der moralische Factor, [illegible] noch wichtiger, da in vielen und gerade in den höhe[illegible] bensgebieten schon ein gewisser Grad von Selbstsucht[illegible] also von Tugend, dazu gehört, um nur der unbefan[illegible] objectiven Auffassung der Dinge und folglich der Erk[illegible] niß der Wahrheit fähig zu werden. In vielen [illegible] und bei vielen Menschen ist nur das Herz schuld, [illegible] der Kopf so finster bleibt. Reinigung des Herzens [illegible] eine Grundbedingung der Aufklärung des Kopfs. [illegible] falls hat Schopenhauer recht, wenn er für das Ver[illegible] niß des Intellects zum Willen das treffendste Gle[illegible] in dem sehenden Gelähmten findet, den der starke [illegible] auf den Schultern trägt. *) Der Intellect kann [illegible] all seinem Wissen und Sehen nicht von der Stelle, [illegible] ihn nicht der Wille auf die Schultern nimmt.

Es wäre schön, wenn der intellectuelle Fortschritt [illegible] schon hinreichte, in der Geschichte alles Unwahre, [illegible] Rechtswidrige, alles Verkehrte und Unsittliche zu [illegible] dann wäre die Geschichte nicht mit Blut befleckt. [illegible] eben, daß sie mit Blut befleckt ist, daß greuelvolle [illegible] lutionen nöthig werden, um der Wahrheit und dem [illegible] zum Siege zu verhelfen, das beweist am besten, daß [illegible] dem Intellect in der Geschichte auch der Wille eine [illegible] tige Rolle spielt, sowol positiv im Fördern, als [illegible] im Hindern des erkannten Guten.

So viel über den Grundgedanken der Buckle'[illegible] Geschichtsanschauung, sowie zur Ergänzung des [illegible] bei Besprechung des ersten Bandes darüber Gesagten.

Eine zweite Ansicht Buckle's, gegen die sich [illegible] ließe, ist seine Geringschätzung des Heldenthums [illegible]

*) A. Neander's „Vorlesungen über Geschichte der christlichen Ethik, herausgegeben von David Erdmann" (Berlin 1864).

*) Vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung" (3. Aufl. [illegible]

ſchichte. Nach ihm machen nicht einzelne Individuen Geſchichte, ſondern der Geiſt der Zeiten, die Richg der Maſſen. Hierdurch bildet die Buckle'ſche Gehtsanſchauung gewiſſermaßen einen Gegenſatz zu der

Thomas Carlyle, der in ſeinen ſechs Vorleſungen ber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche ber Geſchichte" (deutſch von J. Neuberg, Berlin 1853) ıde die Individuen und nicht die Maſſen auf den Thron Geſchichte erhebt. Während nach Buckle die Geſchichte Welt die Geſchichte des Geiſtes der Zeiten iſt, ſo iſt nach Carlyle die Lebensgeſchichte großer Menſchen. lyle ſagt:

Ich weiß wohl, daß in dieſen Tagen Heldenverehrung, was ich Heldenverehrung nenne, als aufgehört und ſchließzu Ende gegangen betrachtet wird. Das unſerige iſt ein ılter, welches aus Gründen, die wol einmal des Unterıs werth ſein dürften, gleichſam das Daſein großer Menleugnet, das Wünſchenswerthe großer Menſchen leugnet. zeige unſern Kritikern einen großen Mann, einen Luther Beiſpiel, und ſie machen ſich ſofort daran, ihn zu „erklä wie ſie es nennen; nicht ihn zu verehren, ſondern ſein zu nehmen, und bringen ihn als eine Art kleinen Mann age! Er war das „Ergebniß der Zeit", ſagen ſie; die Zeit ihn hervor, die Zeit that alles, er ſelbſt nichts — als was der kleine Kritiker, gleichfalls hätten thun können! Das mir ein trauriges Befleißen. Die Zeit rief hervor? Wir leider Zeiten gekannt, die laut genug nach ihrem Manne , aber ihn nicht fanden, als ſie riefen! Er war nicht da; orſehung hatte ihn nicht geſandt; die Zeit, trotz ihrem en Rufen, mußte in Wirren und Schiffbruch zu Grunde , weil er ſich nicht ſtellen wollte, als er gerufen ward. eigentlich, wenn wir es bedenken wollen, hätte keine Zeit unde zu gehen brauchen, wenn ſie einen hinlänglich groeinen hinlänglich weiſen und wackern Mann gefunden Weisheit, um wahrhaft einzuſehen, was der Zeit noth- Tapferkeit, um ſie auf den richtigen Weg dazu zu geleiarin beſteht die Rettung jedweder Zeit. Aber ich vergleiche e matte Zeiten, mit ihrem Unglauben, ihrer Noth, Verit und ihren matten ſchwankenden Perſönlichkeiten und igen Umſtänden, wie ſie, ſchwach und locker, immer nern Zuſtänden anheimfallen, endlichem Untergange entall das vergleiche ich dem trockenen todten Brennſtoff, f den Blitz vom Himmel wartet, um ihn anzuzünden. roße Menſch, mit ſeiner freien Kraft unmittelbar aus eigener Hand, iſt der Blitz. Sein Wort iſt das weiſe, Wort, woran alle glauben können. Alles flammt jetzt t her, wenn er es erſt entzündet hat, in Feuer gleich eigenen auf. Das dürre, moderige Reiſig, glaubt man, n hervorgerufen. Es bedurfte ſeiner freilich gar ſehr; er das Hervorrufen anbelangt —! Das ſind mir Kritiker inger Sehkraft, die da ſchreien: „Seht doch, hat nicht ſig das Feuer gemacht?" Traurigern Beweis von ſeiner t kann niemand geben, als Unglauben an große Men- Es gibt kein traurigeres Anzeichen in einem Geſchlecht, leichen allgemeine Blindheit für den geiſtigen Blitz, mit Glauben an die dürren, todten Zunderhaufen. Es iſt e Vollendung des Unglaubens. Zu allen Zeiten der hichte können wir finden, daß der große Menſch der rliche Retter ſeines Zeitpunkts geweſen; der Blitz, ohne der Zündſtoff nie gebrannt haben würde. Die Ge- er Welt war die Lebensgeſchichte großer Menſchen.

Carlyle. Dagegen ſchilt Buckle die Geſchicht-, daß ſie zu viel Gewicht auf den Charakter der ten legen und zu wenig auf den Geiſt der Zeiten. ıdividuen ſind ihm gleichſam nur Puppen, die der Zeitgeiſt dirigirt. Es liegt hier zwiſchen Buckle und Carlyle ein ähnlicher Gegenſatz vor, wie in der deutſchen Philoſophie zwiſchen Hegel und Schopenhauer. Nach Hegel ſind es nicht die Individuen, die einzelnen Denker, welche die Geſchichte der Philoſophie machen, ſondern die dialektiſche Fortbewegung des Begriffs, kraft deren jedes Syſtem nothwendig an der Stelle eintreten mußte, wo es eintrat. Gegen dieſe Anſicht ſagt Schopenhauer in ſeiner draſtiſchen Weiſe:

Der Sünder! Als ob nicht alles das Werk einzelner und einziger Köpfe geweſen wäre, die ſich in der ſchlechten Geſellſchaft dieſer Welt eine Weile haben herumſtoßen müſſen, damit ſolche gerettet und erlöſt werde aus den Banden der Roheit und Verdummung; Köpfe, die ebenſo individuell wie ſelten ſind, daher von jedem derſelben das Arioſtiſche natura il fece, e poi ruppe lo stampo in vollem Maße gilt; und als ob, wenn Kant an den Blattern geſtorben wäre, auch ein anderer die Kritik der reinen Vernunft würde geſchrieben haben; wol einer von jenen, aus der Fabrikwaare der Natur und mit ihrem Fabrikzeichen auf der Stirn, ſo einer mit der normalen Ration von drei Pfund groben Gehirns, hübſch feſter Textur, in zolldicker Hirnſchale wohl verwahrt, beim Geſichtswinkel von 70 Grad, dem matten Herzſchlag, den trüben, ſpähenden Augen, den ſtarkentwickelten Freßwerkzeugen, der ſtockenden Rede und dem ſchwerfälligen, ſchleppenden Gange, als welcher Takt hält mit der Krötenagilität ſeiner Gedanken: ja, ja wartet nur, die werden auch Kritiken der reinen Vernunft und auch Syſteme machen, ſobald nur der vom Profeſſor berechnete Zeitpunkt da und die Reihe an ſie gekommen iſt — dann, wann die Eichen Aprikoſen tragen. *)

Schopenhauer hält es ähnlich wie Carlyle mit dem Cultus des Genius, er betont die „Ariſtokratie der Natur" und ſagt, „daß alles darauf ankommt, wie einer aus den Händen der Natur hervorgegangen ſei, welcher Vater ihn gezeugt und welche Mutter ihn empfangen habe, ja, auch noch zu welcher Stunde; daher man keine Iliaden ſchreiben wird, wenn man zur Mutter eine Gans und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat; auch nicht, wenn man auf ſechs Univerſitäten ſtudirt".

Ganz wie Carlyle betrachtet er die großen Männer nicht als von Zeitgeiſts Gnaden, ſondern als von „Gottes Gnaden". **) Dagegen hat die Buckle'ſche Anſicht Verwandtſchaft mit der Hegel'ſchen; die Individuen ſind ihm nur Repräſentanten des allgemeinen, jede Zeit beherrſchenden Begriffs; daher er auch die philoſophiſchen Syſteme nicht für Producte individueller Denker, ſondern für nothwendige Erzeugniſſe des Zeitgeiſtes anſieht, wie beſonders in dem vorliegenden zweiten Bande aus ſeiner Beleuchtung der ſchottiſchen Philoſophen Hutcheſon, Adam Smith, Hume, Reid, hervorgeht.

Wie iſt nun dieſe Antinomie, die man die geſchichtliche nennen könnte, zu löſen? Einerſeits muß man der Buckle'ſchen Auffaſſung beiſtimmen, wonach die welthiſtoriſchen Individuen nur Repräſentanten des allgemeinen Geiſtes der Zeiten ſind; andererſeits kann man aber auch nicht umhin, mit Carlyle und Schopenhauer einzugeſtehen, daß die Genien, die Männer „von Gottes Gnaden" es

*) Vgl. „Parerga und Paralipomena" (2. Aufl., S. 211 fg.).

**) Vgl. „Parerga und Paralipomena", den Schluß der Abhandlung über die Univerſitätsphiloſophie.

sind, welchen die Menschheit allen Fortschritt in der Geschichte zu verdanken hat.

Läge hier ein wirklicher Widerspruch vor, dann freilich wäre diese geschichtliche Antinomie unlösbar. Aber mir scheint, beide Ansichten lassen sich, wohl verstanden, sehr gut vereinigen. Man hat nur die verschiedene Rolle, welche bei jedem welthistorischen Fortschritt der Zeitgeist und welche das geniale Individuum spielt, zu unterscheiden. Und hierzu kann das Carlyle'sche Gleichniß vom Brennstoff, der nur auf den zündenden Blitz vom Himmel wartet, Anleitung geben. In diesem Gleichniß liegt es schon, daß weder der Brennstoff allein, noch der zündende Funke allein den Brand verursacht, sondern beide zusammen. Es liegt ferner darin, daß zwischen dem Brennstoff und dem zündenden Himmelsfunken eine Art von Verwandtschaft ist; denn sonst würde sich der Brennstoff nicht vom Himmelsfunken in Brand stecken lassen. Folglich macht weder der Zeitgeist allein den welthistorischen Fortschritt, noch das geniale Individuum, der Held, allein, sondern der Zeitgeist *und* das geniale Individuum. Weder Jesus allein, noch seine Zeit allein stiftet das Christenthum, sondern seine Zeit, in Brand gesteckt von seinem Genius. Weder Luther allein, noch seine Zeit allein macht die Reformation, sondern seine Zeit, entzündet von seinem Genie. Der Zeitgeist spielt in jedem solchen Falle gleichsam die Rolle der Aristotelischen Dynamis, und der Genius die Rolle der Aristotelischen Energie. Der Zeitgeist ist die Möglichkeit für das, was der Genius, der welthistorische Held, wirklich macht. Carlyle schätzt daher in seinem Eifer für den Cultus des Genius die Massen zu gering, wenn er sie mit „moderigem Reisig" vergleicht. Moderiges Reisig brennt schlecht, löscht das Feuer aus. Dagegen muß der Geist der Massen, der für den Himmelsfunken des Genius empfänglich ist und sich von ihm in Brand stecken läßt, doch offenbar mit ihm verwandt sein, muß also mehr als blos „moderiges Reisig" sein.

Man gebe also dem Zeitgeiste, was des Zeitgeistes, und dem Genius, was des Genius ist, so ist die geschichtliche Antinomie gelöst und Buckle sowol als Carlyle hat recht.

Der vorliegende zweite Band des Buckle'schen Werks ist, wie der erste, reich an einer Fülle von Thatsachen, die jedoch alle nur zum Beleg der von Buckle aufgestellten allgemeinen Sätze dienen. Das erste Kapitel gibt die Umrisse des spanischen Geistes vom 5. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Das zweite Kapitel schildert den Zustand Schottlands bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; das dritte Kapitel den Zustand Schottlands im 15. und 16. Jahrhundert; das vierte Kapitel den Zustand Schottlands während des 17. und 18. Jahrhunderts. Das fünfte Kapitel untersucht den schottischen Geist während des 17. Jahrhunderts, das sechste während des 18. Jahrhunderts.

In der Uebersicht der Erhebung und des Verfalls von Spanien bemüht sich Buckle, die Schritte in ihrer Reihenfolge darzustellen, wodurch eine Nation, die früher eine der größten auf dem Erdkreis war, gebrochen und in ihrer hohen Stellung herabgestürzt wurde. Er sagt:

Werfen wir einen Blick auf jene Darstellung [illegible], so tritt uns ein Gemälde entgegen, das in der That überraschend ist. Ein Land, reich an allen Naturproducten, bewohnt von einem tapfern, loyalen und religiösen Volk, dazu durch seine geographische Lage außer dem Bereich europäischer Kriege, [illegible]nen, stieg plötzlich zu einer Größe ohnegleichen und [illegible] ohne das Eintreten irgend neuer Verhältnisse, mit gleicher Schnelligkeit. Und doch war dieser Wechsel, auffallend und überraschend, wie er erscheint, vollkommen in der Ordnung. Er war die natürliche Folge eines geselligen Zustandes, in dem der Geist der Bevormundung seine höchste Stufe erreicht hatte und in dem alles für das Volk und nichts durch das Volk gethan wurde. Ueberall, wo dies geschieht, kann ein großer politischer, kein wirklich nationaler Fortschritt stattfinden. Es mag ein Gebietszuwachs und ein mächtiger Aufschwung des Ruhms der Macht eintreten. Es mögen Verbesserungen stattfinden in der Verwaltung, in der Bewirthschaftung der Finanzen, in Einrichtung der Armeen, in der Kriegskunst, in den [illegible]tischen Pfiffen und in allem, was eine Nation antreibt, eine andere zu überlisten und zu beschimpfen. Aber [illegible] ist so weit davon entfernt, dem Volke zu Nutze zu sein, daß es ihm auf zweierlei Art schädlich werden wird. Sie durch Vermehrung des Ruhms der herrschenden Klassen [illegible] es den blinden und knechtischen Respect, welchen die Menschen nur zu geneigt sind für die zu fühlen, die über ihnen stehen und der überall, wo er im Schwange war, den verderblichen Eigenschaften des Bürgers und darum der dauernden Schwäche der Nation verderblich gewesen ist. Zweitens vermehrt [illegible] Mittel der ausübenden Gewalt und macht so das Volk [illegible] ja abgeneigt, die Irrthümer derer zu verbessern, die an der Spitze der Geschäfte stehen. Darum war in Spanien [illegible] allen Ländern unter ähnlichen Verhältnissen, in demselben Augenblick, wo alles an der Oberfläche höchst gedeihlich schien, alles an der Wurzel gänzlich verrottet. Im Angesicht eines glänzenden politischen Erfolgs eilte die Nation ihrem Sturz gegen und die Krisis näherte sich rasch, wo das ganze [illegible] zusammenbrach und nichts übrigblieb, als die [illegible] Lehre, was der Erfolg sein muß, wenn sich ein Volk [illegible] den Leidenschaften des Aberglaubens und der Unterthänigkeit gibt, seinem eigenen Berufe entsagt, seine eigene Persönlichkeit aufgibt, seine vornehmsten Pflichten vernachlässigt, sich zum willenlosen Werkzeuge erniedrigt im Dienste der Tyrannei der Kirche und der Krone.

Dies ist nach Buckle die große Lehre, welche die spanische Geschichte gibt. Aus der Geschichte Schottlands zieht er eine andere, obwol ähnliche Lehre. In Schottland ist zwar das Volk nie den Gefühlen der Unterthänigkeit erlegen, welche die Verhältnisse den Spaniern gezwungen; es wäre die letzte Anklage, die man gegen die Schotten vorbringen könnte, daß sie eine abergläubische Anhänglichkeit gegen ihre Fürsten gehabt. In Schottland sind mehr Empörungen als in irgendeinem andern Lande, und diese Empörungen ebenso blutig als häufig gewesen. Während jedoch hinsichtlich der Unterthänigkeit der Gegensatz zwischen Schottland und Spanien beständig ist, so sei sonderbarerweise die schlagendste Aehnlichkeit zwischen beiden Ländern hinsichtlich des Aberglaubens vorhanden. Beide Völker haben ihrer Geistlichkeit eine unbegrenzte Herrschaft eingeräumt und beugten ihre Handlungen sowol als ihr Gewissen der Autorität der Kirche unterworfen. Als eine natürliche Folge dieser Unduldsamkeit in beiden Ländern ein schreiender [illegible]

es noch; in der Religion wird noch immer eine Bigo-
rie entwickelt, die noch viel schmählicher für Schottland
s für Spanien ist. Denn Schottland hat mehrere höchst
sgezeichnete Philosophen hervorgebracht, diese hätten das
olk sehr gern eines Bessern belehrt; aber vergebens ver-
chten sie diesen ernstlichen Makel aus dem Volksgeiste
entfernen: einen Makel, der seine Schönheit verun-
ltet und seine vielen andern bewundernswürdigen Eigen-
aften aufzuwiegen droht. Hierin liegt nach Buckle das
einbar Paradoxe und wirklich Schwierige der schotti-
en Geschichte, daß die Wissenschaft hier nicht die Wir-
igen hervorgebracht wie anderswo, daß eine kühne, for-
ungssüchtige Literatur sich bei einem gröblich abergläu-
chen Volke findet und diesen Aberglauben nicht vermin-
t; daß das Volk sich fortdauernd seinen Königen wider-
t und fortdauernd seinen Priestern unterliegt, daß es
sinnig in der Politik und unfreisinnig in der Religion
und daß als natürliche Folge von alledem Menschen,
in dem sichtbaren und äußern Gebiete der Thatsachen
des praktischen Lebens eine selten erreichte Schlauheit
Kühnheit entwickeln, dennoch im speculativen Gebiete
in theoretischer Hinsicht wie Schafe vor ihren Pasto-
zittern und jeder Abgeschmacktheit ihre Zustimmung
en, wenn ihre Kirche sie nur geheiligt hat.

Buckle bemüht sich in seiner Darstellung des schotti-
n Geistes, diese Paradoxien zu erklären, und er geht
ei, unterstützt von einer erstaunlichen Belesenheit, mit
em Glück zu Werke. Aber uns scheint, gerade diese
radoxien der schottischen Geschichte, dieses Nebeneinan-
von Bigoterie und skeptischer Philosophie, wie die
s Hume, hätten doch Buckle in seiner Grundansicht
der Allgewalt des intellectuellen Factors in der Ge-
hte stutzig machen können. Gerade die schottischen
adoxien hätten Buckle davon überzeugen können, welche
utende Rolle neben der wissenschaftlichen Erkenntniß
Gemüth und Phantasie in der Geschichte spielen,
wie letztere oft allen intellectuellen Fortschritt unwirk-
machen. Spricht er es doch sogar jetzt aus, daß
schottische Volk im Gegensatz zu dem Verlauf der
elegenheiten bei allen andern neuern Völkern den Be-
geliefert hat, „daß wissenschaftliche Entdeckungen nicht
wendig den Aberglauben schwächen, und daß zwei
liche Principien nebeneinander in Blüte stehen können,
je wirklich in Streit zu gerathen oder einander zu
ichen".

Im den schottischen Aberglauben zu erklären, bezieht
Buckle auf das bereits im ersten Bande von ihm über
lrsachen des Aberglaubens Gesagte. Er nimmt zwei
ıtquellen des Aberglaubens an: Unwissenheit und
ɔr; die Unwissenheit, welche die Menschen in der
kanntschaft mit natürlichen Ursachen hält, und die
ɔr, welche sie bewegt, zu übernatürlichen ihre Zuflucht
hmen. Oder, mit andern Worten, das Gefühl der
ırung, welches in einer Gestalt die Formen des Aber-
ens annimmt, ist ein Erzeugniß der Verwunderung
ɔer Furcht; und offenbar ist Verwunderung mit Un-
ıheit, und Furcht mit Gefahr verbunden. Daher
kommt es, daß was in einem Lande die Summe der Ver-
wunderung erhöht, oder was in einem Lande die Summe
der Gefahr steigert, unmittelbar die Richtung auf die
Vermehrung der Summe des Aberglaubens hat, wodurch
natürlich den Priestern mehr Macht in die Hände gege-
ben wird.

Durch Anwendung dieser Grundsätze auf Schottland
gelingt es Buckle, mancherlei Thatsachen aus der Geschichte
dieses Landes aufzuklären. Zuerst weist er auf den land-
schaftlichen Charakter Schottlands hin, der einen entschie-
denen Gegensatz zu dem von England bildet und unter
einem unwissenden Volke viel leichter zu mächtigem und
dauerndem Aberglauben Veranlassung geben kann. Die
Gewitter und die Nebel, der dunkle Himmel, von häufi-
gen Blitzen durchzuckt, die Donnerschläge, die von Berg
zu Berg widerhallen und ihr Echo nach allen Seiten ver-
breiten, die gefährlichen Orkane, die Windstöße, welche
über die unzähligen Seen, womit das Land übersäet ist,
dahinfahren, die wüthend herunterrollenden Bergströme,
die den Pfad des Wanderers überschwemmen und seinen
Weg abbrechen, bilden einen seltsamen Contrast zu den
viel festern und mildern Erscheinungen, unter denen das
englische Volk seine gedeihliche Entwickelung erlebt und
seine mächtigen Städte erbaut hat. Selbst der Glaube
an Hexerei, vielleicht der schwärzeste Aberglaube, der je
den menschlichen Geist entstellt hat, ist durch diese Eigen-
thümlichkeiten bestimmt worden; und man hat die richtige
Bemerkung gemacht, daß nach dem altenglischen Glauben
die Hexe nur ein elendes alterschwaches Weib, mehr die
Sklavin als die Herrin der Dämonen war, die sie heim-
suchten, daß sie dagegen in Schottland sich zu der Würde
einer mächtigen Zauberin erhob, welche den bösen Geist
beherrschte, ihn ihrem Willen unterwarf und dem Volke
einen viel tiefergehenden Schrecken einflößte.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Charlotte von Schiller.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Den ersten und zweiten Band des vorliegenden Werks habe ich in Nr. 3 d. Bl. f. 1861 und in Nr. 46 f. 1863 zur Anzeige gebracht. Ursprünglich nur auf zwei Bände angelegt, ist diese Briefsammlung um den vorlie-genden Band vermehrt worden, und obgleich Charlotte selbst in demselben nicht zu Worte kommt, so kann man sich doch über die Erscheinung desselben freuen. Denn obschon er, wie gesagt, keine Briefe von Charlotte selbst enthält, so tragen doch die Briefe an sie, welche er bringt, dazu bei, das Bild, welches wir nach den beiden ersten Bänden uns von der Lebensgefährtin Schiller's ent-worfen hatten, immer klarer auszumalen. Ich wieder-hole die Charakteristik, welche ich nach dem Inhalt des ersten Bandes von Charlottens Wesens gegeben: gefühl-voll ohne Sentimentalität, gebildet ohne zum Blaustrumpf zu neigen, voll inniger Zärtlichkeit gegen Schiller und ihre Kinder, als Witwe voll rührender Pietät gegen des

großen Gatten Andenken, eine deutschgesinnte Frau — so erschien uns Charlotte nach ihren eigenen Briefen. Und die beiden folgenden Bände haben durch die indirecten Zeugnisse derer, die mit ihr correspondiren, keine dieser Eigenschaften verwischt oder deren Annahme als unstatthaft gezeigt, vielmehr im Gegentheil viele derselben bestätigt. Denn das ist doch wol klar und unwiderleglich, daß in einer größern Correspondenz nicht nur die Briefe, die wir selber schreiben, sondern auch diejenigen, die unsere Correspondenten an uns richten, zu Zeugnissen für oder wider uns werden. Die vorliegende ganze Briefsammlung ist ein Zeugniß für Charlotte von Schiller.

Die den Band eröffnende Einleitung, in welcher Urlichs eine Lebensskizze Charlottens bietet, hätte füglich zu Anfang des ersten Bandes gestellt werden sollen. Ich will daraus nur erwähnen, daß als Held der Geschichte, welche Schiller X, 60 (Ausgabe von 1860) erzählt, der eine Bruder seiner Schwiegermutter, Friedrich von Wurmb, enthüllt wird. Gewissermaßen den Schluß der dankenswerthen Darstellung von Urlichs bildet ein Brief von Emilie von Schiller (Frau von Gleichen) an ihre Schwester Karoline, welcher eine tief empfundene Schilderung von dem Lebensende ihrer Mutter Charlotte enthält und somit in passender Weise jenes Lebensbild vervollständigt.

Die Briefe führen uns zuerst „den dresdener Kreis" vor und aus diesem wieder zuvörderst Johanna Dorothea Stock, die von Huber so treulos verlassene Schwägerin Körner's. Ihre Briefe lassen uns ein Mädchen von zarter Weiblichkeit und doch kräftigem Sinn erkennen. Sie empfindet tief ihren Verlust:

Ach, wann wird mein Geist wieder frei von der Bürde sein, die ihn jetzt niederdrückt? Ich bin bei allem nur mit halber Seele; die Freude streift nur an mir vorüber und erleuchtet nur auf Augenblicke das Dunkle und Trübe in mir. Glaube nicht, theure Lotte, daß ich unthätig gegen diese unselige Stimmung bin; nein, ich biete alle meine Kräfte auf; aber ich finde denn doch am Ende, daß ich nicht weiter bin, als daß ich mich auf einige Zeit betäubt habe; mein Uebel kommt wieder und ich beginne den Kampf von neuem. Ob ich auch siegen werde? — Ich will es, und so wird mir's ja doch auch gelingen!

Aber nachdem sie den unwürdigen Sinn des ungetreuen, einst heiß Geliebten erkannt:

Ich sehne mich recht danach, etwas von dir zu hören, wie sich Huber bei euch benommen; schreibe mir ja alles, denn ich kann jetzt von ihm sprechen hören, ohne daß mein Herz dabei leidet; bald wird die Geschichte wie eine fremde sein. Er selbst trägt am meisten zu meiner Cur bei. Großer Gott! wer hätte glauben sollen, daß ich ihn einst verachten müßte! Leider muß ich es! Ein Aufsatz, von seiner eigenen Hand an seine Aeltern geschrieben, der die Geschichte seiner Liebe enthält, hat dies bewirkt. Ich glaubte viel Sophisterei in diesem Aufsatz zu finden, eine Zusammenstellung der Umstände, die ihr beiderseitiges Betragen nur einigermaßen entschuldigen ließe, oder doch verzeihlich machte — nichts von allem diesem, platte Declamationen von der Allgewalt der Liebe, „die ihre Herzen auf ewig aneinandergeknüpft hätte", Beschreibungen von ihrem Werth, „und wie sie die Achtung und Liebe der ganzen Welt verdiente. Erst hätten sie auf Forster's Tod warten wollen (wie edel!), aber die für sie so glücklichen Ereignisse in Mainz machten jetzt schon ihre Verbindung möglich."

Nun glaubte ich, würde wenigstens ein Mäntelchen kommen, welches ihr schlechtes Betragen gegen ihren Mann verhüllte. Die ganze Entschuldigung war die, „daß sie für ihren Mann nur Freundschaft habe fühlen können, weil ihr ganzes Herz nur Huber gehöre, und ihr Mann bedürfe Liebe, so würde ihn ihre Trennung von ihm eher glücklich machen".

Und nun kam eine Stelle, die mir meine Ruhe [illegible] gesichert hat und mir bewies, daß ich nichts an ihm verloren habe; er sagt, daß seine Liebe zu ihr schon drei Jahr dauere. Großer Gott, ist es möglich, daß man ein so verderbtes Herz haben kann? Welche Briefe hat er mir nicht in dieser Zeit geschrieben! Er konnte die meinigen lesen, ohne nur einmal gerührt oder erschüttert zu werden, daß er den Entschluß gefaßt hätte, wahr gegen eine Person zu sein, die ihn so viele Jahre grenzenlos liebte mit Aufopferung jedes Glücks, das sie ihm darbot? — Nein, ich habe nichts verloren; was wäre der Mann nicht alles fähig gewesen, der drei Jahre vorsätzliche Heuchelei und Verstellung gegen Freund und Geliebte durchführte, um dem, daß sich ihm Gelegenheiten zeigten, wahr zu sein! Er durfte nur offen gegen Kunze sein, wie dieser bei ihm war, wenn's ihm gegen uns zu schwer wurde.

Schließlich sagt er noch, daß nichts ihn von dem Entschluß, sie zu heirathen, abbringen würde, selbst der Zorn seiner Aeltern nicht, denn er müßte als Mann und Vater handeln.

Vergib, liebe Lotte, daß ich dich mit dieser Geschichte unterhalte, die dich empören muß; aber mir war's Bedürfniß, mich darüber auszureden, und sie dann in ewige Vergessenheit zu begraben. Man erwartet ihn hier; ich werde, während er hier ist, eine Gefangene sein, denn sehen ich möchte ihn nicht gern —

sucht sie mit Entschlossenheit durch liebevolle Hingebung die Kunst (sie ist geschickte Malerin) ihr Herz zu besiegen. Noch möchte ich aus ihren Briefen ein politisches Urtheil ausziehen, welches durch seine Unmittelbarkeit nicht ohne Interesse ist:

Der Tod des unglücklichen Ludwig macht hier viel Sensation; ich habe geweint wie ein Kind. Sein Tod war ein nothwendiges Uebel mehr, und er fiel als ein Opfer einer belhaften und kindischen Rache. Pfui der abscheulichen Rache.

Aus den darauffolgenden Briefen von der an den verheiratheten Schwester Dorothea's will ich eine wunderliche Notiz mittheilen, welche dieselbe, als sie um die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Dresden handelt, in ihren Brief vom 16. [illegible] 1810 einfließen läßt:

Racknitz hat schon eine geistreiche Abänderung im Stück gemacht, um sie hier aufführbar zu machen, worauf er sich zugute thut. Das Mädchen von Orleans wird's also heißen („denn Jungfrau, liebe Freundin, sagte er, kann man in Achtung für den Kurfürsten sie nicht heißen"). Ich bitte um großer Bewunderung diese Schonung —

obgleich sich auch über Zelter, Friedrich Schlegel, Charlotte Kalb manches pikante Urtheil vorfindet.

Es folgen sodann Briefe von Körner selbst, die meist um die Herausgabe der Werke Schiller's, welche er besorgte, drehen. Ich hebe aus ihnen drei Bemerkungen aus, die mir besonders interessant erschienen sind. Es wird von dem Herausgeber Urlichs zu einer Aeußerung Körner's, daß Schiller noch vierzehn Tage vor seinem Tode ihm von der Beschäftigung mit einer neuen Tragödie geschrieben habe, die Erläuterung hinzugefügt, der ausgearbeitete Plan dieses Trauerspiels: „Prinzessin von Celle", in der neuen Ausgabe der Werke zum ersten Male veröffentlicht werde. Hoffentlich ist diese „neue Lücke" nun endlich die längst verheißene philologisch-kritische

ie der leider allzu früh verstorbene vortreffliche Joachim Meyer so höchst verdienstliche Einleitungen und Vorarbeiten gemacht hat. Eine authentische Mittheilung darüber, ie es mit diesem Schmerzenskind von einer Ausgabe gentlich steht, würde vielseitig dankbar aufgenommen erden. Die zweite Notiz, die ich herausheben möchte, die Bestätigung der Annahme, daß der Tod von mma Körner durch den Schmerz über den Tod ihres ruders Theodor, an dem sie mit ganzem Herzen hing, rbeigeführt worden ist. „Daß sie ihn verlor", sagt der ater, „war der Keim ihres Todes." Und endlich macht einer Stelle eines Körner'schen Briefs, in welcher die cene zwischen Tell und Parricida gelobt wird, Frau n Gleichen die sehr interessante Mittheilung, daß „diese ene von Charlotte von Schiller verlangt wurde". e letzten Briefe aus diesem Kreise, von Schönberg, d ohne allgemeineres Interesse.

Es folgt „Der jenaer Kreis. Die jungen Freunde Zuhörer Schiller's." Da erscheint zuerst die etwas nteuerliche Gestalt des Russen Gustav Behaghel von lerskron, welcher, einst Rittmeister in der petersburger rde, der militärischen Laufbahn Valet sagte, um unter behrungen in Deutschland den Studien obzuliegen. iller empfahl ihn Frau von Kalb als Hofmeister für n Sohn; aber sie erwiderte, „daß ihr Mann nie n Menschen seines Standes als Hofmeister seines nes zu sehen bestimmt sei"! Endlich kehrt Adlerskron, Frau von Beulwitz, zu welcher ihn eine besonders ge Zuneigung hingezogen zu haben scheint, sich in n herzlichen Brief verabschiedend, arm und enttäuscht Fuß nach Rußland zurück. Was aus ihm geworden, man nicht.

Ich übergehe sodann Erhard aus Nürnberg und rd aus Frankfurt, um bei Bartholomäus Fischenich Bonn etwas länger zu verweilen. Seine Briefe n schon darum unter den andern hervor, weil er Sinn für die Weltereignisse, die ihm freilich am n in den neunziger Jahren des vorigen und den Jahren dieses Jahrhunderts auch nahe genug auf Hals rückten, bethätigt, als viele andere in diesen m. Sein Urtheil ist kühl und verständig, sodaß ch wol rechtfertigen wird, wenn ich hier eine litera- und culturgeschichtliche Kritik desselben einschalte. lbe betrifft Friedrich Schlegel und seine Schule, die nich aus nächster Nähe kennt:

ebrigens stimme ich Ihrem Urtheil über die gelehrten Reisten ganz bei. Diese Menschen, von denen ich außer dem keinen persönlich kenne, die mir aber aus ihren Schriftannt sind, haben mich lange mit tiefer Verachtung erfüllt, es sei denn, daß ich die meisten mehr bemitleide. Sie en jeden, der nicht von ihrer Zunft ist, mit vergifteten , und suchen gleich den Kopf oder den Charakter ihrer , je nachdem sie das eine oder andere für wirksamer hal schlimmen Ruf zu bringen. Verstand lassen sie ihnen weil sie selbst darauf keinen Anspruch machen; aber sie ausschließenden Besitz der Genialität, die oft nichts als itz ist. Diejenigen, die sich zu ihnen gesellen und in ihre eiten einstimmen, werden dafür mit großen Lobeserhebelohnt, heimlich aber halten sie sie für kleine abhängige Geister. Sobald sie es aber wagen, nur eine Silbe von dem Symbol ihrer Meister abzuweichen, werden sie in den Staub getreten. Die despotische Demagogie, wonach sie streben, und der sich jeder freie Kopf widersetzen sollte, hat in ihrer Tendenz sehr viel Aehnlichkeit mit dem Despotismus der französischen Demagogen in jener excentrischen Periode der Revolution. Und was sind denn ihre Philosopheme und Dichtungen? Entkleidet man sie von ihrer mystischen Hülle, nimmt man ihnen den Theaterprunk, womit sie sich umgeben, so erscheinen sie in großer Dürftigkeit. Es ist stolze üppige Armuth, die durch den Schimmer des Witzes, der Ironie und absichtlicher Paradoxen dem gelehrten Pöbel imponirt, oder wenn man es ja Reichthum nennen will, so ist es ein sehr zweideutiger, oft armseliger Reichthum, dem es gänzlich an der unzerstörbaren Solidität und Klarheit eines gebildeten Geistes, eines mit sich selbst einigen harmonischen Gemüths fehlt. Nichts aber ist widerlicher, als daß einige sogar Wahnwitz affectiren (der ihnen denn endlich auch zutheil wird), und die abgeschmackte Rolle literarischer Sonderlinge spielen, ohne es zu sein: daß sie mit ihrer Unbescheidenheit, mit ihrer Inurbanität und man kann wol sagen, Impotenz prahlen, und uns zumuthen, von allem dem auf Kraft und Energie zu schließen.

Um einen Beweis von ihrer Taktik zu geben, erinnere ich nur daran, daß sie den stillen bescheidenen Glanz echten gediegenen Goldes an andern nicht ertragen können, und jenes schimmernde Nichts der Realität, worin ihr ganzes Verdienst besteht, verdienten Männern vorwerfen. Was einer von ihnen im „Athenäum" von Herder sagt, paßt ganz auf ihn (den Recensenten) und andere seiner Zunftgenossen.

Nichts zeigt mir diese literarischen Sansculotten (Sie wollen diesen Ausdruck verzeihen) mehr in ihrer wahren Gestalt, als die Ehrfurcht, mit der sie unaufhörlich von Goethe sprechen. Wie ist es möglich, daß sie, die an die rohesten Producte, wenn sie nur eine ergiebige, obgleich regellose Phantasie verrathen, so viel Lob verschwenden, gegen diesen Dichter wahre Verehrung hegen können, in dessen Werken wir jene reizende Einfalt, jene edle Simplicität und hohe Ruhe bewundern, wogegen die beliebte Manier ebenso sehr absticht, als das Manierirte und Moreske phantastischer Maler von Rafael's idealischen Kunstgebilden. Wenn diese Verehrung nicht geheuchelt ist, so steht man mit sich selbst und seinen Producten in dem ungereimtesten Widerspruch.

Zu den Briefen von Karl Graß aus Livland, der Theolog, Schriftsteller und Landschafter war, nur eine kurze Bemerkung. Graß erzählt, daß Charlotte ihm von einem Gedicht Schiller's an die Sonne gesprochen habe: dazu macht der Herausgeber die Note, daß durch diese Notiz die Echtheit des bestrittenen Gedichts: „Die Priesterinnen der Sonne", erwiesen sei. Ich bestreite die Echtheit jenes Gedichts nicht; aber die Mittheilung, welche Charlotte an Graß über ein Gedicht an die Sonne gemacht, beweist diese Echtheit durchaus nicht, da darunter ebenso gut das von mir aus einer Aufzeichnung der Reinwald in Nr. 48 des „Deutschen Museum" f. 1859 veröffentlichte, übrigens auch schon in der Anthologie gedruckte „Preis dir u. s. w." verstanden sein kann. Dieser Ansicht, daß die Aeußerung von Graß, resp. die von Charlotte sich auf das von mir neu mit Varianten gedruckte Gedicht beziehe, war Joachim Meyer. In einem an mich gerichteten Briefe desselben vom 13. März 1860 heißt es in unmittelbarem Anschluß an eine Auseinandersetzung über das im „Museum" abgedruckte Gedicht: „Daß übrigens in der Schiller'schen Familie das Gedicht an die Sonne als Eigenthum des Dichters bekannt war, mögen

Sie auch aus beiliegender Abschrift eines Briefs ersehen, welchen Sie bekannt machen dürfen. Damit ist die Sache abgemacht." Die Abschrift aber ist die betreffende Stelle aus dem Briefe von Graß, welche von Frau von Gleichen an J. Meyer mitgetheilt war. Also hat Meyer diese Stelle nicht auf „Die Priesterinnen der Sonne", sondern auf das in der „Anthologie" und im „Deutschen Museum" abgedruckte Gedicht bezogen. (Vgl. J. Meyer, „Neue Beiträge", Nürnberg 1860.)

Ich übergehe die Briefe von Gries und Harbaur, um den Lesern ein Schreiben von Novalis (Hardenberg) mitzutheilen, welches so interessant und charakteristisch ist, daß ich es trotz seiner Länge ganz abdrucken lasse. Voraus möchte ich nur bemerken, daß Hardenberg mit ganzer Hingebung sich an Schiller angeschlossen und daß Schiller auf den Wunsch des Vaters den jungen Mann auf ein ernstes Studium der Jurisprudenz hingewiesen hatte. Am 11. September 1791 schreibt Hardenberg, daß er sich der gegebenen Mahnung fügen werde, da Schiller ihn aufmerksam gemacht auf „den mehr als alltägigen Zweck, den ein gesunder Kopf sich hier wählen könne und müsse". Doch werde „seine Neigung zu den süßen Künsten der Musen nie erlöschen". Und wie zur Bestätigung dieses letztern Satzes folgt vier Wochen darauf der enthusiastische Brief, der nun hier stehen möge:

Ich hoffe, daß mein Brief Sie schon wieder in Jena trifft. Wie gern hätte ich mir nicht selbst das Vergnügen Sie zu überraschen gegönnt, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Auf Weihnachten geschieht es gewiß. Von Ihrer Gesundheit hoffe und wünsche ich alles mögliche Gute aus vollem Herzen. Wie selig wäre ich, wenn ich Ihnen die Hälfte meines jetzigen Wohlbefindens abtreten könnte; meine eigene Heiterkeit würde gewinnen. Ich lebe und webe in der frischen Herbstluft und neue Ströme von Lebenslust fließen in mich mit jedem Athemzug. Die schöne Gegend und eine Harmlosigkeit, in die ich aufgelöst bin, zaubern mich in die blühenden Reiche der Phantasie hinüber, die ein ebenso magischer, dünner Nebel umschwimmt, als die ferne Landschaft unter meinen Füßen. Ich freue mich mit dem letzten Lächeln des scheidenden Lebens der Natur und dem milden Sonnenblick des erkaltenden Himmels. Die fruchtbare Reife beginnt in Verwesung überzugehen und mir ist der Anblick der langsam hinsterbenden Natur beinahe reicher und größer als ihr Aufblühen und Lebendigwerden im Frühling. Ich fühle mich mehr zu edeln und erhabenen Empfindungen jetzt gestimmt als im Frühjahr, wo die Seele im unthätigen, wollüstigen Empfangen und Genießen schwimmt und, anstatt sich in sich selbst zurückzuziehen, von jedem anziehenden Gegenstande angezogen und zerstreut wird. Schon das Losreißen von so viel schönen lieben Gegenständen macht die Empfindungen zusammengesetzter und interessanter. Daher fühle ich mich auch nie so rein gesinnt und empfänglich für alle Eindrücke der höhern, heiligern Muse als im Herbst. Ich habe jetzt die „Odyssee" und den „Don Carlos" gelesen; auf einem Weinberg gelesen, mitten zwischen hochaufgeschossenen, vollen Rebenbüschen, und beide waren wieder für mich neu. So unterschieden sich die dadurch in mir erregten Empfindungen zu andern Zeiten und in dieser romantischen Lage voneinander. Ich habe den Homer wieder so liebgewonnen in seiner heiligen, einfachen, häuslichen, gutmüthigen Sinn- und Denkart, daß ich Kronen darum gegeben hätte, dem biedern Alten um den Hals fallen und mein erröthendes Gesicht in seinem dichten, ehrwürdigen Barte verbergen zu können. So, dachte ich mir, ging er, so sprach er, so trug er sich. Jung und alt umhüpfte den heiligen Greis und baten ihn um ein Lied von ihren Heroenvätern [illegible] und dann sang er es ihnen in der simpelsten, faßlichsten, [illegible] dischsten Volksart und Weise kunstlos aber tief erschütternd [illegible] schmiegend an jedes Herz und Sinn, und die himmlische [illegible] schwebte leise und ihm nur sichtbar um seine Lippen, und [illegible] und Einfalt lehnten sich über seine Schultern. Wenn ich mir in diesen entzückenden Augenblicken des freiesten Geisteszaubers hätte ärgern können, so wär's gewiß geschehen über die Schulfüchse und moralischen Krüppel und Zwerge, die mit nem einfachen, schlichten Wanderstabe bald einen [illegible] bald eine Krücke für seinen seinwollenden Nachfolger und ler verwahrlost an Herz und Kopf schmiegten, und bald Lob, bald mit Frechheit und Ueberreiz die um sein Grab schwebenden Geister beleidigten, die moralische Grazie und gerechte Nemesis. Jeder paßte seinen ästhetischen oder [illegible] schen Leisten mit hohem, zermalmendem Schulwitz dem ehrl Alten an und gab dann nach einer angestellten, elenden gleichung sein decisum streng und unerbittlich, wenn [illegible] demüthigenden Beifall gnädig zuwinken wollte und wo Tadel in den Staub niederwürfe. Genossen und [illegible] will Homer sein von seinen Zeitgenossen, und wer sich [illegible] seinen Zeitgenossen erheben kann und will, der bleibe [illegible] stehen, schlage an seine Brust, und sage: Gott sei mir Sü gnädig. Ossian und Homer, Milton und Ariost, Sha Klopstock, jeder ist, was er wollte und konnte; [illegible] wollte je ein infallibler, einziger Codex der Gesetze der heit und Wahrheit sein und ein Idol für alle Zeiten [illegible] ker abgeben; ja gewiß, lieber Herr Hofrath, geben hierin recht, und verzeihen allenfalls meinem jugendlichen Aber ein Fehler ganzer Generationen auf Unkosten [illegible] nen, reinen Menschensinns, der die Entweihung unsrer linge angeht, könnte einen zu dem Feuereifer eines rechtigen, der die Baalspfaffen auf gut jüdisch am Bach schlachten ließ. Mir ist alles lieb im Homer, wie [illegible] der Natur lieb und werth ist, und so muß es mit jedem Menschen sein, dessen Geist eine runde, vollendete [illegible] wenn sie gleich von der andern himmelweit unterschi So finde ich auch im Ariost, im Ossian, im „Werth „Don Carlos" mehr Homerisches, mehr echte Homer im Apollonius Rhodius und andern Nachahmern Ho deren Händen der Göttliche eine Anthropomorphose [illegible] muß. Aber ich breche hiervon ab, besonders da ich [illegible] habe, vertieft und verloren in diese Betrachtungen [illegible] gern Aufsatz über Homer, seinen Charakter, seine Z seine Beurtheilung und den Geist seines Zeitalters [illegible] nen betreffend, anzufangen, den ich Ihnen vielleicht [illegible] nach seiner Vollendung mitzutheilen wagen werde.

Bei Gelegenheit der Lektüre des „Don Carlos" noch einmal die Recension von Bürger's Gedichten [illegible] sie ist mir beinahe in der Stimmung, worein sie mich hatte, noch zu gelind vorgekommen; da wenigstens [illegible] stab, den Sie darin, nicht, wie viele gethan haben, Erfahrung mehrerer Jahrhunderte abstrahirten, sondern a priori aus einem den Gesetzen der Sittlichkeit correspo den Gesetze aufstellten und dadurch der Wissenschaft einzigen Gesichtspunkt verhalfen, der ihr bis dahin ihr eine Anwendung und Grenze zeigten, wodurch alles dazu nicht Gehörende und falsch Angemaßte ge ihr ein Ziel gesetzt wird, das im innersten Herzen Schönheit und Wahrheit steht und unendliche Sonnen forschenden Zuge des Genius eröffnet, und dadurch sie thaten, wie Prometheus der Lichträuber für die da wenigstens der Maßstab, sage ich, sich zu den Bürger's Gedichten nicht harmonisch verhält. [illegible] immer mehr einsehen, daß nur moralische Schön sichtsloser sie bewirkt zu sein scheint, den einzig wahren Werth eines jedweden Werks des dichterischen ausmacht: daß nur sie demselben den Stempel der keit aufdrücken kann und sie mit dem Siegel der

eichnet. Eine einzige erhabene, moralische Stelle im „Don rlos" ist mehr werth, als Voltaire's „Candide" und mehr rth vielleicht im Auge der Nemesis der schönen Künste als ne Werke zusammengenommen. Ein witziger Gedanke ver- ht wie eine Rakete; der Erguß einer veredelten reinen Em- ndung ist ewig wie die Welt und jedem Edeln ein nie zu chöpfender, nie zu verlierender Schatz. Jeder ist ein Erbtheil d Eigenthum der Menschheit, das selbst die Zeit nie ver- ern kann. Hätte Idris tausendmal schönere Stanzen noch „Oberon", so würde er doch an Werth diesem untergeordnet iben. Nur gehört freilich viel zur vollendeten Schönheit, was ht eingeschränkt genug gewähntem Nutzen aufgeopfert werden f, ohne Verletzung der wesentlichsten Formen; das utile muß t Zweck werden, sonst fielen wir zu moralischen Predigern Schlendrianisten herab. Eine echt erhabene Stelle, im ßten Sinne dieses Worts, kann nur moralisch sein. Sie reist die Seele in ihren mächtigsten Tiefen und bewegt den zen Ocean der Empfindungen. Sie erhebt uns über uns st und täuscht selbst den Lasterhaften mit einer angenblick- en sittlichen Existenz. Sie setzt alle Kräfte in Bewegung läßt uns höher denken und empfinden. Sie bleibt das erstörbare Monument der ewigen Schönheit der Seele, in sie entstand. O! wie viel verdankte ich Ihnen nicht, wenn Ihnen auch nur diese eine Ueberzeugung verdankte. Sie nte mich allein zu Werken begeistern, die einen sichern Ur- ng verriethen, und was noch mehr ist, nur ein Quell des ersten Bewußtseins, der himmlischsten Empfindungen werden. mte ich doch diese Liebe zur sittlichen Grazie, zur moralischen önheit, zur reinsten, edelsten Leidenschaft entflammen, die je n sterblichen Busen durchglühte. Zwar unterbricht sie den igen Strom des Nachdenkens, aber sie läßt uns auch schnell Größe eines Gedankens erfassen, der zwar längst geahnt, dem stillern Herzen unerreichbar noch lange geblieben wäre. gibt unsern Empfindungen, unsern Gefühlen einen Schwung, en Schnellkraft auch gegen verdoppelte Hindernisse und die Atmosphäre der Sinnlichkeit aushält. Der Entschluß tritt Entwurfe in die Fußstapfe. Tagtäglich suche ich der Gra- meine Seele würdiger zu machen und an jede Stunde einen ten Sieg über meine befangene Seele anzuknüpfen. Die berfließenden Eindrücke und Typen des Schönen halte ich und entlasse sie nicht eher, als bis sie sich auf manchem zer- ten Blatte meiner Seele verewigten. Vielleicht daß einst misgestimmte Instrument rein und voll tönt, und Natur Einfalt ihren verlorenen Sohn wiederfinden, daß Künstler uern, was Pfuscher verdarben, und was Künstelei verstüm- , die Kunst wieder edelt. Vielleicht daß auch die Linie, ier sich um die Schönheit windet, dort auch an das Gute schmiegt und auf ihrem sanftgeschwungenen Pfade Schön- und Wahrheit sich findet und Herz und Geist mit den zar- Faden und im reichsten Bunde vereinigt. Jünglinge, die mit mir einem gleichen Wege nachspürt, bei den Grazien, dieser Spur, die uns unser Lehrer, unser angebeteter ler zeigte. Ihr werdet glücklich sein. Verzeihen Sie mir, Herr Hofrath, diesen wortreichen Erguß des herrschenden siasmus meiner Seele, ich war zu voll davon und konnte ol mich besser ausschütten als in den Busen eines zärtlich ten, duldsamen Freundes, denn Sie unter dieser Bezeich- zu denken wird immer der Stolz sein Ihres Sie innig den Verehrers Friedrich Leopold von Hardenberg.

S. 181 verbessere man in der Anmerkung den stören- Druckfehler, daß Niethammer mit „den Juristen Hufe- Paulus, Schelling" nach Würzburg berufen sei. Es natürlich heißen: dem Juristen Hufeland, um diesen dem berühmten Mediciner zu unterscheiden. Die der Niethammer und der Karoline Paulus enthal- ewöhnlichen Klatsch, wogegen Paulus selbst sich recht lich darstellt. Sehr liebenswürdig und echt weiblich sind die Briefe von Ernestine Voß, recht bedeutend die ihres Sohnes Heinrich. Dieser zeigt sich strebsam, ver- ständig, billig und deutschen Sinns, nur daß er selbst- vergessen 1806 „den Franzosen fernern Sieg und baldi- gen Frieden" wünscht: eine unpatriotische Aeußerung, die bei der gesunden Natur des Mannes sich nur aus der rein literarischen Sphäre dieser Kreise erklärt.

Es folgen nun die Briefe „Anderer Freunde". An einige Briefe Hoven's und seiner Frau, welche letztere ziemlich klatschhaft sich darstellen, und einige andere von Karl Laroche, dem Sohn Sophiens, aus denen Gefühl und frommer Sinn hervorleuchtet, schließt sich eine ganze Reihe von Briefen Knebel's, die von 1787—1823 reicht. Mancher interessante Ausspruch findet sich in denselben, bald wunderlicher, bald treffender Art. Wie seltsam ist das Urtheil über Schiller und die „Götter Griechenlands":

Unser Schiller ist gewiß ein herzensguter Mann; er schreibt mit Wärme, und es fehlt ihm nicht an Vorstellungsart und glücklichen Bildern. Aber mich dünkt, aus zu schneller Wärme tritt er zuweilen in eine Bahn, deren Ende er nicht absieht, und vertraut sich etwas auf gerathewohl den Wogen der Ima- gination. In seiner Gespenstergeschichte (in der „Thalia") sagt man, sei es ihm gelungen, ob sie gleich noch nicht zu Ende ist. Was er über die griechischen Götter gesagt hat, kommt mir vor, als wenn einer das Lob des Caro- oder Piquekönigs auf Unkosten der Kaiser Marc-Antonin und Julius Cäsar machen wollte, blos weil er sich mit den ersten Majestäten vielleicht öfters amusirt hat.

Wie scharf ist für einen ehemaligen Hofmann die fol- gende Aeußerung über die deutschen Höfe:

Man glaubt es nicht, was an unsern meisten deutschen Höfen für ein inneres Elend herrscht, als bis einmal ein An- spruch an wirkliche, wahre Vernunft an sie gemacht wird. So leben sie in ihrer Gemeinheit und Bestialität fort und finden leider immer Knechte genug, die ihre Herrlichkeit preisen oder sich wenigstens von ihr nähren müssen.

S. 326 findet sich ein verwerfendes Urtheil über die Schleiermacher'sche Uebersetzung Plato's: ein Urtheil, über dessen Abgeschmacktheit man wirklich staunen muß.

Die Aeußerung vom 19. October 1813:

Sagen Sie mir doch etwas von des jungen Körner Um- ständen, und wodurch er zum Kriegswesen bestimmt worden? Meine Kinder würde ich, ohne Pflichten gegen die Obrigkeit, anjetzt nicht in den Krieg gehen lassen; sonst bin ich mit der Welt noch ganz leidlich zufrieden, so lange wir noch zu essen haben. Es ist ein Schauspiel für Weise; man muß nur über die Gegenwart ein wenig hinaussehen und der Zeit Zeit lassen, wie die Spanier im Sprichwort zu sagen pflegen —

läßt in ihrer Naivetät ihn als einen schlechtern Patrioten erscheinen, als er sich sonst darstellt. Eine Mahnung, an die Belletristen seiner Zeit gerichtet (23. Januar 1818), dürfte auch heute für viele noch nicht ohne Bedeutung sein:

Aber der Geist scheint ausgegangen zu sein, und wol lei- der daher, weil unsere jungen Leute nicht vorher etwas Tüch- tiges in den Wissenschaften thun mögen, bevor sie schreiben und dichten. Sie glauben, ein leichtes Spiel der Phantasie in wohl- gereimten Stanzen — die wir nun leider genug haben — sei schon hinlänglich, einen Dichter auszumachen. Aber dieser Flit- ter streift sich endlich ab und vom Kern bleibt fast nichts übrig. Ein wahres poetisches Genie hält es aber bei weitem nicht un- ter seiner Würde, dem Kern das meiste Gewicht beizulegen.

Sehr hübsch ist die Erzählung von einem Gastmahl in Tieffurt:

Ihr Plutarch hat Sie — Sie verzeihen mir! — auf wunderliche Gedanken gebracht — indem Sie mich zu einem Gastmahle der sieben Weisen einladen. Ach, wie ganz verschieden sind doch unsere Zeiten, Zusammenkünfte und Umstände von jenen! Ich erinnere mich, einmal einem Gastmahle beigewohnt zu haben, das die Herzogin Amalia unsern Weisen gab, und dazu das artige Haus an der ettersberger Ecke ausersehen hatte. Merk von Darmstadt war damals just zugegen, dann Herder, Goethe, Wieland u. s. w. Wer das Wort an der Tafel führte, war — der Kammerherr von Schardt! — der jetzt in Ilmenau wohnt!! Ein Schwert hielt das andere in der Scheide. Die Weisen aßen und sprachen fast nichts — und der Discours roulirte meist über gemeine Stadtgeschichten. So sieht es bei uns — vielleicht auch jetzt noch — mit der gesellschaftlichen Weisheit aus. Ein jeder behalte die seinige für sich — und brauche sie dann bei Gelegenheit!

Aber noch eine Menge anderer Stellen werden den aufmerksamen Leser belohnen. Mich als thüringer Gesinnungsgenossen hat noch besonders erfreut, daß unter seiner Lieblingslektüre von dem alten griesgrämlichen Herrn neben den englischen Journalen die „Dorfzeitung" aufgeführt wird, die noch heute als thüringisches Hauptblatt florirt. „Man freut sich", sagt er unterm 3. October 1823 in Bezug auf dieses Blatt, „wenn man nur hier und da etwas gesunden Witz und Laune in unserer neuesten deutschen Literatur antrifft."

Hiermit schließe ich die Anzeige eines Werks, dessen Vollendung als eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß des „Musenhofs von Weimar" dankbar anerkannt werden muß. **August Hennebergers.**

Zwei literarische Albums.

Seit die Epoche der „Taschenbücher" vorübergegangen ist, hat man in verschiedener Weise einen Ersatz für diese elegant ausgestatteten „Uranias" und die andern Töchter des Himmels gesucht. Freilich, solche zierliche Kupferstiche verträgt die an die illustrirten Zeitschriften gewöhnte Welt nicht mehr; das Boudoir sieht nur noch den „Bazar" und die „Victoria" in seinen geheiligten Räumen, Blätter, in denen keine Göttinnen und Künstlerinnen in feinem Stich das Auge erfreuen, sondern nur schön frisirte Hinterköpfe, elegante Jackentaillen u. dgl. m., und in denen die Kehrseite des menschlichen Leibes in überwiegender Weise bevorzugt wird. Ein deutsches Art-journal existirt nicht; mit einem Wort, das Boudoir ist „demokratisirt" worden. Doch wo bleiben die Musen, die überall verscheuchten, wo bleibt die Lyrik, denen in den Journalen selbst meist nur ein spärliches Plätzchen eingeräumt wird? Im Schreibtisch gewiß nicht; denn unsere Lyrik ist flügge, und kein flügger Vogel bleibt in seinem Neste. Sie erscheint entweder in selbständigen Bänden, mit denen ein gutmüthiger Verleger seinen Verlagskatalog bereichert, oder sie flüchtet sich in ein „literarisches Album". Es erscheinen bisweilen dergleichen Albums, die sich in Bezug auf äußere Ausstattung jeden Vergleich mit den Taschenbüchern verbitten, die statt der Novellen Abhandlungen und Reiseskizzen bieten, durch die Aufnahme von Gedichten aber einigermaßen an die Taschenbücher erinnern. In der Regel gruppiren sich diese Albums um einen städtischen Mittelpunkt und versammeln alle geistig streitbaren Kräfte einer Stadt unter ihre Fahne. Es liegen uns zwei solche Albums vor:

1. Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 18[illegible]. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1865. 8. 20 Ngr.
2. Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst von L. Bö[illegible]ger, Fr. Dingelstedt, K. Eitner, Reinhold Köhler, [illegible] Koester, A. von Maltitz, J. Marshall, H. Rassow, L. [illegible] G. Th. Stichling, Ludwig Stiebritz zur Feier der [illegible] zwanzigjährigen Wirksamkeit der Kranken-, Pensions- [illegible] Witwenkasse für die Buchdrucker-Gehülfen zu Weimar [illegible] 24. Juni 1865. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 1 Th[illegible]

Das nürnberger „Album" (Nr. 1) erscheint [illegible] zum ersten male; seine frühern Jahrgänge sind [illegible] in d. Bl. gewürdigt worden. Die Hauptabtheilung [illegible] ses Jahrgangs bringt einige ansprechende und [illegible] Abhandlungen, wie z. B. gleich die erste von K[illegible] Bartsch „Ueber die romanischen und deutschen Tage[illegible] der" dieses Lob verdient, indem sie ihren Gegenstand, [illegible] ritterliche und volksthümliche Tagelied, in erschöpf[illegible] Weise und mit Anführung zahlreicher Proben behan[illegible] Heinrich Wölffel schreibt über Shakspeare's „M[illegible] beth" eine längere Abhandlung, eine jener dramat[illegible] schen Analysen, wie sie in jüngster Zeit so beliebt [illegible] Die Hauptfrage gegenüber einem solchen Artikel bleibt [illegible] mer, ob der Autor etwas Neues gesagt hat; ni[illegible] novi ex Africa lautet in der Regel die Antwort. [illegible] Abhandlung Wölffel's hat wenigstens einen eigenen Ge[illegible] punkt; sie sucht die vorzugsweise politische Bedeutung [illegible] „Macbeth" hervorzuheben als einer „Tragödie der [illegible] rannei", eine Grundanschauung, der man nur bei[illegible] men kann. Er sagt:

> Es genügt nicht, unsere Tragödie mit Hecht [illegible] „die Tragödie des Ehrgeizes" zu nennen; oder mit Bec[illegible] zu sagen, „die Tendenz dieses Stücks sei, den Macht[illegible] einer edeln Anlage und guten Natur unter den Betrieb[illegible] des Ehrgeizes und des Männerstolzes auf den Punkt ge[illegible] und ruchloser Sicherheit zu führen, wo er, seiner edlen [illegible] herzigkeit völlig entfremdet, ganz eingesponnen erscheint". [illegible] beide Ansichten reichen lange nicht aus, um gerade die [illegible] art dieses Dramas zu erklären, die doch, wie mich dünkt, [illegible] sehr in die Augen fällt. Ich meinerseits möchte [illegible] an, den „Macbeth" unter die politischen Dramen Shak[illegible] zu zählen und, wie ich schon in einem frühern Vortrage [illegible] gesprochen habe, mit „Cäsar" und „Coriolan" zu einer [illegible] lerischen Trilogie zusammenzufassen. Das ganze [illegible] unserer Tragödie, wie die innerste Triebfeder und der [illegible] Fortschritt der Handlung, alles liegt ja und bewegt sich [illegible] Sphäre des Rechts und der Macht, alle Vorgänge [illegible] beziehen ja Misentwickelung oder Wiederherstellung des [illegible] organismus, ja der besondere ehrgeizige Zweck des Helden [illegible] die Usurpation der Krone und ihre Sicherung, zeigt deutlich [illegible] politische Natur des dramatischen Ganzen.

Von diesem berechtigten Grundgedanken ausgehend [illegible] winnt die Analyse den Reiz der Neuheit, indem sie [illegible] wickelung in der Entwickelung des Stücks nachweist. [illegible] mag mit vielem Einzelnen dabei nicht einverstanden [illegible] vieles, was erklärt wird, auch zu dem Selbstverständ[illegible] rechnen, welches zu erklären nur der Scharfsinn der [illegible] Analytiker nicht für überflüssig hält; im ganzen [illegible] man beistimmend den Deductionen des Autors, und

n Charakter der Lady Macbeth und ihren Gegensatz zu
n des Helden betrifft. Hier findet sich in der Erklä-
ng manche psychologische Feinheit. Die Scene zwischen
acduff und Malcolm, welche ein anderer Exeget im
hakspeare-Jahrbuch" für eine Interpolation zu erklären
eigt war, während sie mehr als jede andere den Stem-
des Shakspeare'schen Genius trägt, wird von Wölffel
h Gebühr gewürdigt, wenn er sagt:

Uebrigens hat der Dichter auch wie zur Versöhnung für
e unerlassenen Greuel sogleich die Begegnung Macduff's mit
berechtigten Thronerben Schottlands folgen lassen, eine
me, die von den reinsten Gefühlen hochherziger Vaterlands-
e, edelster Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, wie
chlossensten Muths zur Vertheidigung des Rechts der Treue
Wahrheit und aller Güter geordneten und sichern Bestandes
Menschenlebens auf das tröstlichste durchweht ist.

Von demselben Autor wird eine Festrede zur Shakspeare-
r mitgetheilt, deren Ueberschwenglichkeit sich allerdings
ch die festtägliche Stimmung entschuldigen läßt. Einer
ison funèbre fehlt das Recht zur Kritik. Voraus
eine Festdichtung von Luise Hoffmann, in sehr ge-
dt behandelten Stanzen und Terzinen und mit einer
renrede ausgestattet, deren Lappen mit großer Ge-
lichkeit aus den Reden sämmtlicher Shakspeare'scher
ons in des Wortes weitester Bedeutung zusammenge-
sind. Georg Arnold theilt geschmackvoll übersetzte
ben aus Longfellow's neuesten Dichtungen mit. Sehr
reich ist das Gedicht von „Enceladus", ansprechend
„Schneeflocken":

Aus dem Busen der Luft,
Aus den Falten der Wollengewande,
Ueber das Flachland öd' und leer,
Ueber die herbstlich baren Lande
Langsam, still aus der Höh',
Rieselt der Schnee.

Wie wenn umflorter Sinn
Plötzlich aufgeht und sichtbar strahlet,
Wie wenn das bangende Herz
Bleich dem Dulder die Wange malet,
So der Himmel durch Schnee
Kündet sein Weh.

Das ist der Luft Poesie,
Langsam im schweigenden Rhythmus klingend,
Das ist des Grams geheime Qual,
Bang im gepreßten Busen ringend:
Jetzt mit flüsternder Klag'
Kommt sie zu Tag.

n sehr ansprechender Artikel ist „Die Rose als
ild" von H. Hauck. Die Rolle, welche die Rose
Symbolik des Alterthums und in der christlichen
olik spielt, wird durch zahlreiche Beispiele und
ten illustrirt. Anmuthig ist das Lob, welches
s Tatius durch die reizende Leukippe der Königin
umenwelt ertheilen läßt, lieblich die Dichtung des
s Libanios:

s die drei Göttinnen, um den Preis der Schönheit zu
, nach dem Ida gewandert waren, wollten Here und
sich nicht eher in den Wettstreit einlassen, als bis Aphro-
n Gürtel abgelegt habe, welcher nach Homer jeden Lieb-
alles sehnsüchtige Verlangen in sich trug. Die Göt-
tin erwiderte, daß auch ihre Nebenbuhlerinnen nicht ohne be-
sondern Schmuck gekommen wären; die Here mit einem golde-
nen, in das Haar geflochtenen Diadem, die Pallas mit einem
goldenen Helme auf dem Haupte; sie sei jedoch bereit, den Gür-
tel abzulegen, wenn es ihr gestattet werde, einen andern Schmuck
aufzusuchen. Da ihr dies zugestanden wurde, ging sie auf eine
Wiese am Skamandros und badete sich da im reinen Quell-
wasser. Dann sammelte sie Lilien, Veilchen und andere Blu-
men; aber bald gewahrte sie, daß der lieblichste Duft der Rose
entströme. Sie legte die andern Blumen beiseite und flocht
sich einen Rosenkranz in das Haupthaar. Mit diesem geschmückt
trat sie wieder in den Kreis. Da warteten die Göttinnen nicht
erst den Urtheilsspruch des Hirten ab, sondern sie entfernten
sich, nachdem sie die Blume geküßt und den Kranz der Aphrodite
erst vom Haupte genommen und dann wieder aufgesetzt hatten.

Auch Thalia trug einen Rosenkranz, sowie die erste der Charitinnen und die Hore des Frühlings eine Rose in der Hand halten. Homer's rosenfingerige Eos ist bekannt. Der Gott des festlichen Freudengesangs, Komos, erhielt eine Rose als Attribut; ebenso war dem Dionysos und der Artemis die Rose geweiht. Die Anekdoten von der Kleopatra und Aspasia, die Plinius und Aelian erzählen, die Sitte der Sybariten, auf Rosenblättern zu schlafen, die Sitte der Römer, sich bei den Mahlzeiten durch einen Regen von Rosenblättern überschütten zu lassen, die Anekdote des Apulejus von jenem wüsten Lucius, der, in einen Esel verwandelt, durch einen verschluckten Rosenkranz wieder zum Menschen wird — das sind alles recht bunte Arabesken aus dem Culturleben des Alterthums. Ebenso poetisch und farbenreich sind die christlichen Vorstellungen, Sagen und Legenden von der Rose, von denen uns Hauck eine Auswahl der ansprechendsten mittheilt. In der Regel hält die christliche Symbolik die Blutfarbe der Rose fest und bringt die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blute, vergossen zur Erlösung der Menschheit. Die weißen Rosen werden indeß auch Magdalenenrosen genannt; die Thränen der heiligen Magdalena sollen nämlich die vorher rothe Rose entfärbt haben. Aus dem Blute der Märtyrer läßt die Sage Rosen erblühen. Als uraltes Sinnbild der Liebe ist die Rose außerdem der Heiligen Jungfrau geweiht; Maria wird in manchem alten Bilde dargestellt, wie sie in einer Rosenhecke voll singender Vögel sitzt. Zahlreich sind namentlich die deutschen Rosensagen. Das Nähere hierüber wie über die Rosenfeste und den Rosensonntag (Lätare), über die Bedeutung der Rose in der gothischen Baukunst, möge man in dem interessanten Aufsatze selbst nachlesen.

J. L. Hoffmann, den auf seiner neuesten Ferienreise in Spanien nebst seiner Gattin, der talentvollen Luise Hoffmann, ein so trauriges, noch immer nicht ganz aufgeklärtes Schicksal erreichte, schildert eine „Ferienreise nach Rom und Neapel", flüchtige, aber lebendige Skizzen, welche bei denen, die ebenfalls unter dem Himmel Italiens weilten, angenehme Erinnerungen aufzufrischen, allen Lesern aber anschauliche, wenn auch in allgemeinsten Umrissen gehaltene Bilder städtischer Merkwürdigkeiten und landschaftlicher Schönheiten zu geben geeignet sind.

Der zweite Haupttheil des „Album" besteht aus Ge-

dichten, denen mindestens nachzurühmen ist, daß keins so weit unter das Mittelmaß herabsinkt, um einen geradezu störenden Eindruck zu machen. Wir befinden uns in einer anständigen Gesellschaft, welche nirgends die Form verletzt. Die Pietät gegen König Max II. von Baiern spricht sich in zwei Gedichten von Karl Bartsch und J. Priem aus, welche beide namentlich das Königswort: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke", betonen. Karl Bartsch übersetzt auch einige, etwas sentimentale Gedichte der Felicia Hemans, von denen wol das mittlere: „Die Schütze der Tiefe", durch markigern Ton und lebendige Schilderung den Preis verdient. Unter den übrigen Gedichten von Priem, Frey, Obrist, Tropus, Klein, von Hörmann, Ebersberger findet sich manches Ansprechende. Die Gedichte von Priem sind nicht ohne satirische Ader. Von Hermann Lingg sind zwei Gedichte mitgetheilt: „Treugelöbniß", herbkräftig, frei von jeder Sentimentalität, und „Die Kaiserkrone":

Am Fuß der Eiche glühte
Die Kaiserkrone stolz,
Jedoch so lang' sie blühte,
Blieb dürr des Baumes Holz.

Als dann sich überzogen
Die Zweige mit dem Laub,
Lag schon hinabgebogen
Die Krone tief im Staub. —

Ob auch das Reich die Flamme
Der Kaisermacht verlor,
Jetzt erst dringt recht im Stamme,
Im Volk, die Kraft empor.

Die „Weimarischen Beiträge zur Literatur und Kunst" (Nr. 2) bieten einen mannichfaltigen Inhalt, der zum großen Theil in Beziehungen steht zur Musenstadt an der Ilm. Natürlich tritt das Bild Goethe's in den Vordergrund. Ihm sind zwei Abhandlungen gewidmet. Die erste über „Goethe's Verhältniß zum Theater" von A. Schöll bestrebt sich namentlich, die sittliche Seite in diesem Verhältniß hervorzuheben, „die edle Menschlichkeit, in der Goethe eine entschieden sittliche Haltung mit der Zweckmäßigkeit der Oekonomie und den Erfolgen der Technik in der Spitze zusammenführte". Wie energisch und wie auch mit der gewohnten Prägnanz einer oft originellen Ausdrucksweise Schöll sein Thema durchführen mag — uns erscheint die Betonung des Sittlichen bei einem Kunstinstitut, bei künstlerischen Bestrebungen als nicht zulässig. Das καλον καγάδον gehört allerdings zusammen! Doch „trachtet nur nach dem Schönen, so wird euch das Gute von selbst zufallen". Schöll hebt hervor, daß Goethe's Humanität vor allem das wirklich Gegebene, das ihm selber weniger als einem genügen konnte, verbindlich annahm, um es gehoben auf natürlichem Wege zum Bessern zu leiten, daß er den läßlichen Naturalismus der Schauspieler in bewußte anständige Aufmerksamkeit hinüberführte durch die Anfeuerung, verbindlich füreinander zu spielen und niemals zu vergessen, daß sie miteinander für das Publikum spielten; daß er im Repertoire und Ensemble die Schauspieler zu einer Steigerung und Erweiterung der Fähigkeiten und zur Verstärkung des kunstgeselligen Sinns [illegible] bildete, daß er keinen festen Rollenbesitz des einzelnen [illegible] kommen ließ, wie denn seine ganze technische Methode Erziehung der Künstler zur Empfindung und Uebung [illegible] licher Geselligkeit gewesen sei; daß er seiner Bühne [illegible] directen Bezug zur öffentlichen Sittlichkeit gab, Treue und Publikum hinleitete auf Befestigung des Heimatsgefühls, Erleuchtung des Gemeinverstandes, Erweckung patriotischer Treue u. s. w. Es sind dies offenbar [illegible] schätzbare, aber doch bei einem Kunstinstitut nur in [illegible] ter Linie stehende Wirkungen einer ästhetisch tüchtigen [illegible] tung. Einige davon sind nothwendige Folgen der [illegible] lerischen Harmonie, wie z. B. jedes gutgeschulte Ensemble von selbst das Gefühl der Unterordnung unter das Gemeine, das Zurückdrängen der eigenen Eitelkeit gegenüber dem berechtigten Stolz, ein harmonisches Ganzes [illegible] gen zu helfen, mit sich bringt; andere wiederum [illegible] bei schärferer Hervorhebung die künstlerische Bedeutung gefährdet haben, wie z. B. die nationale Geltung [illegible] deutschen Musterbühne durch die Pflege des Heimatsgefühls als eines etwas kleinlichen Localpatriotismus [illegible] trächtigt worden wäre. Im übrigen ist der Artikel [illegible] voll zusammengestellt, und die mitgetheilten Prologe [illegible] ihm zu wirksamer Illustration.

Der zweite Goethe-Artikel: „Goethe und die Zeichenschule zu Weimar", von Gottfried Theodor Stichling, zeigt uns des Dichters stets gepflegte Liebe für die bildende Kunst in ihrer praktischen Förderung. Der Zweck der von ihm beschützten Zeichenschule, deren Schicksale uns von Stichling erzählt werden, [illegible] der allgemeinen Geschmacksbildung und Industrie [illegible] nen, auch in dem Handwerkerstande den Schönheitssinn möglichst zu wecken und auszubilden.

Ein Aufsatz von J. Marshall: „Dr. David Strauß zum ersten mal in Weimar", schildert einen Besuch des theologischen Kritikers in der Musenstadt und gibt ein anschauliches und in den wesentlichen Zügen [illegible] troffenes Bild des vielfach verketzerten Mannes. [illegible] kleine Tour nach Jena und Dornburg und die Tischgespräche, die bei derselben stattfanden, erhellen [illegible] Porträt des interessanten Mannes durch manniche darauffallende Lichter. Bei seiner Rückkehr von den Altergräbern hatte Strauß ein Gedicht niedergeschrieben, welches uns Marshall mittheilt und welches für die [illegible] tische Formgewandtheit des Philosophen ein [illegible] liches Zeugniß ablegt:

Heim kehr' ich an dem Pilgerstabe,
Zwar wegematt, doch still vergnügt,
An des Propheten heil'gem Grabe
Hab' ich der frommen Pflicht genügt.

Durch seines Gartens Schattenwege
Folgt' ich der Spur von seinem Fuß
Und aus den Bäumen seiner Pflege
Vernahm ich seines Geistes Gruß.

Ich sah in Briefen, in Gedichten
Die Züge der verehrten Hand,
Und den lebendigen Berichten
Hab' ich mich lauschend zugewandt.

Auch jenes Zimmer, schlicht und enge,
Hab' ich mit frommer Scheu besucht,
Wo oft in glänzendem Gedränge
Ihn alle Götter heimgesucht.

Am Bette stand ich, wo dem Dichter
Der Schlummer Mohn aufs Auge goß,
Bis mit dem Ruf um hellre Lichter
Er es zum letzten male schloß.

Im Lesen von den heil'gen Orten
Bin doppelt ich fortan erbaut:
Ich habe Wesen in den Worten,
Nun ich es alles selbst geschaut.

K. Brüger schildert einen „Jenaer Rathswachtmei- : und Poet", einen Volksdichter Wilhelm Treunert und ıe wechselnden Lebensschicksale. Dergleichen Gelegen- tspoeten, in denen oft eine echt poetische Ader vibrirt, t es in vielen deutschen Städten. Doch wer achtet auf da schon ohne ihre Mithülfe der literarische Markt lyrischen Ergüssen überschwemmt ist. Die mitgetheil- Proben zeigen, daß Treunert in der That dichterische jabung besaß, namentlich für den naiven Ausdruck der pfindung, für sinnige Auffassung des Naturbildes. ür spricht z. B. das Gedicht „Im Januar":

Siehst du am Himmel, trüb und grau,
Das Fleckchen dort, so hell und blau?
Das ist ein kleines Fensterlein,
Da guckt der Frühling blinzelnd 'rein.

Er fragt die Erde: ist es Zeit?
Doch sie, im weißen Schlummerkleid,
Sie bittet leise: schweig' doch still,
Ich noch ein Veilchen schlafen will!

Da schiebt er 's Fenster wieder zu,
Und spricht: so träume denn in Ruh',
Doch wird es nicht mehr ferne sein,
Da komm' ich und da bist du mein!

Die Novelle von Hans Koester: „Eine deutsche Frau", ı aller Kürze spannend und ergreifend; ihr fehlt es : an lebendiger Schilderung, noch an gesunder Moral. den übrigen Aufsätzen erwähnen wir noch den von ıhold Köhler: „Ueber die europäischen Volksmär- , einen durch mancherlei Parallelen volksthümlicher bung illustrirten Beitrag zur History of fiction. nter den poetischen Mittheilungen nehmen Franz ıelstedt's „Drei Festsprüche aus Neuweimar" den Rang ein, namentlich der Prolog zur Shakspeare- feier im Hoftheater, der im Gegensatz zu der da- n, den Engländern feindlichen Volksstimmung in chland betonte, daß Weltpoesie Weltfrieden ist und olgenden schwunghaften Versen die Verherrlichung peare's schließt:

ein Fest laßt uns durch Waffenstillstand weihen:
n Hause — zwischen feindlichen Parteien,
ıd in der Welt — des Deutschen mit dem Briten,
ie wir genug um fremden Zweck gestritten,
bwol wir einer Mutter Söhne sind,
rbrüdert in dem Sanct-Georgen-Kind,
ıs uns gehört, zu gleichem Theil uns Zweien.
enn wir im Kampf uns morgen neu begegnen,
ag's Blitz und Donner, oder Noten, regnen;

Doch heute zündet auf dem Frühlingsplan,
Statt Kriegsgeschossen Freudenfeuer an!
Stimmt ein, wenn drüben Rule Britannia klingt,
Ein Hymnus, voll und kräftig, wie ihn brausend
Der Ocean von Jahrtausend zu Jahrtausend
Um das smaragdne Inselkleinod singt!
Ihm gilt es! Shakspeare's dritte Jubelfeier
Zerreißt mit lichtem Strahl die dunkeln Schleier;
Zwei Völker reichen sich von Strand zu Strand,
In seinem Geist verklärt, die Bruderhand!

Und dermaleinst, wenn unsre Enkel lesen
Welch seltner Feierabend heut' gewesen,
Wie jedes Haus geopfert zu dem Feste
Von seinem und von Shakspeare's Gut das Beste —
Dann werden sie, mit uns zufrieden, sagen:
Er war ein Sonnenblick in grauen Tagen,
Auf Sturmgewölk ein siebenfarbner Bogen,
Den über tiefe Kämpfe, weite Meere,
Zu Englands und zu Deutschlands eigner Ehre
Als Friedensband die freie Kunst gezogen.

Außerdem finden wir in den Beiträgen einige sinnige Sonette von Apollonius von Maltitz und eine originelle aristophanische Rhapsodie: „Chronika von den sechs Wolf- gangen" von Karl Eitner. Der vierte dieser Wolf- gange ist Mozart, der fünfte Goethe, der sechste Men- zel, auf welchen unser Rhapsode es vorzüglich gemünzt hat. Nach dem alten Grundsatz: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil", wird hier Menzel für seine ehe- maligen kritischen Versündigungen an Goethe in vierfüßi- gen reimlosen Trochäen mit der satirischen Sklavenpeitsche gezüchtigt. Die Satire ist hin und wieder etwas breit, doch ebenso oft treffend und witzig:

Wie einst Chodowiecki's Griffel
Ramlern in dem Act darstellte,
Wo er Kleist, den Frühlingsdichter,
Auf dem Todtenbette liegend,
Ganz fein säuberlich rasiret:
Also könnte man den sechsten
Wolfgang auch abconterfeien,
Wie er unsre großen Todten
All der Reihe nach rasiret;
Aber nicht mit feingeschliffnem,
Sauber abgezognem Messer,
Sondern einem, das voll Scharten
Mit dem Haar die Haut hinwegnimmt
Und sie grausamlich verstümmelt.
Und nicht Ursach der Entstellung
Ist das Messer blos, nein, auch das
Tolle, seltsame Gebaren
Des Bartschabers; denn von dieser
Seite springt er bald auf jene,
Keine ordentlich beendend;
Schabt da rückwärts, wo er vorwärts
Streichen sollte; ja verschonet
Selber nicht die Augenbrauen,
Weil sie seinem schiefen Sinne
Nicht genug natürlich sitzen.
O ihr armen, großen Todten!
O du greulicher Bartschaber!

So befolgen die „Weimarischen Beiträge" den Goethe'- schen Spruch: „Wer vieles bringt, wird allen etwas brin- gen", und beweisen zugleich, welche geistig regsame Ge- meinde in der Musenstadt an der Ilm versammelt ist.

Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Alexander Dumas Père hat einen Abstecher nach Wien gemacht, um dem wiener Publikum Vorträge zu halten — allerdings keine wissenschaftlichen Vorträge, sondern „Causeries", Plaudereien über eigene Erlebnisse, allerlei Anekdoten und die verschiedensten Dinge zwischen Himmel und Erde. Er war der Ansicht, daß die französische Literatur in ihm der deutschen einen Besuch mache, doch die wiener Kritik hat ihm nicht den Gefallen gethan, ihn für eine „Sommität" der französischen Nationalliteratur zu halten; sie hat zwischen dem Verfasser des „Monte-Christo", der „Musketiere der Königin" und zwischen dem Dichter von „Notre-Dame" und der „Méditations" noch einige scharfgezogene Grenzlinien geltend gemacht. Das wiener Publikum hat mit dem muntern Plauderer gelacht und sich an vielen Einzelheiten seines Vortrags erbaut. Im ganzen verlangt man aber in Deutschland von einem öffentlichen Vortrag mehr, als gesellschaftliche Improvisationen, die man sich bei einem Glase Wein mit Behagen gefallen läßt — und ebenso wenig ist es zweifelhaft, daß Alexander Dumas kaum wagen dürfte, seinen Parisern diese Excerpte aus seinen Memoiren aufzutischen.

Die Frage über die Berechtigung öffentlicher Vorlesungen von seiten der Schriftsteller und Dichter ist bei dieser Gelegenheit wieder einmal in den Vordergrund getreten und in verschiedenster Weise beantwortet worden. Die Pessimisten sträuben sich gegen den Gedanken, das Opfer der sich auf ihren Versen selbstgefällig wiegenden Eitelkeit der Poeten zu werden; sie erinnern sich der Vorlesewuth, die schon zu Zeiten des Horaz in Rom existirte, seitdem Asinius Pollio, der Gönner des Virgil, die neue Mode eingeführt hatte. Da war es Gesellschaftspflicht, mit anzuhören, was der Autor in dem großen, theatrum genannten Saale den Hörern vorbeclamirte. Man applaudirte — und der Dichter, damit nicht zufrieden, ging von Reihe zu Reihe, um sein Lob einzusammeln. Dagegen, daß die gute Sitte des kaiserlichen Rom abermals zur Mode werde, wehren sich alle diejenigen, denen die bedenklichen Folgen der Vorlesungen bekannt sind. Es gibt ja Poeten und namentlich ungedruckte Poeten, deren Manuscripte im Pulte widerwillig auf das neunte horazische Jahr warten und oft diese Frist der dichterischen Reife bereits überschritten haben, die von einer krankhaften Vorlesewuth ergriffen sind, als bedürfte ihre poetische Plethora unter allen Umständen eines rettenden Aderlasses. Sie sehen in jedem Sterblichen, der ihnen auf ihren Lebenswegen begegnet, nur einen ihnen vom Geschick gesendeten „Zuhörer" und lauern auf irgendeine günstige Pause des Gesprächs, in welcher sie das Manuscript aus der Tasche ziehen können, um ein geistiges, oft aus sehr vielen Gerichten bestehendes Entremets zwischen die Gänge der alltäglichen Conversation einzuschieben. Wenn der harmlose Lyriker indessen nach einigen poetischen Salutschüssen leicht zum Schweigen gebracht werden kann, so gehören dagegen die Epiker und Dramatiker zu den gemeingefährlichen Individuen, welche ihr Handwerk im großen treiben und ganze „Breitseiten" von Poesie auf ihre unglücklichen Opfer abfeuern. Die Erinnerung an jene verlorenen Stunden, welche man solchen unfreiwilligen poetischen Genüssen weihte, verstimmt gegen alles, was an eine „Vorlesung" nur entfernt erinnert. „Vorlesen" ist überhaupt das Mittel des Dilettantismus, sich Geltung zu verschaffen, es ist eine Landplage aus zweiter Hand; denn der Dilettantismus ist die erste.

Der italienische Dichter Giacomo Leopardi hat über die Vorleseplage einen Artikel geschrieben, welchen das Feuilleton der wiener „Presse" mittheilt. Er meint: „Wenn ich das Genie des Cervantes hätte, so schriebe ich ein Buch, um die gebildete Welt von einem Laster zu befreien, welches, mit der Sanftheit der gegenwärtigen Sitten verglichen, weder weniger grausam, noch weniger barbarisch ist als irgendeine mittelalterliche Roheit. Ich spreche von dem Laster, die eigenen Geisteserzeugnisse andern Leuten vorzulesen oder vorzutragen, welches Laster, obwol uralt, dennoch in frühern Jahrhunderten ein durch seine Seltenheit erträgliches Elend war; heute ist es, wo das Schriftstellern jedermanns und die schwierigste Sache ist, einen zu finden, der nicht Schriftsteller wäre, heute eine Geisel geworden, eine Landplage und ein neues Übel des menschlichen Lebens. Und kein Scherz ist es, sondern Ernstheit, wenn man sagt, daß durch dasselbe die Bekanntschaften verdächtig werden, die Freundschaften aber gefährlich; denn es weder Zeit noch Ort gibt, wo der Unschuldigste nicht [illegible] ten müßte, angefallen und entweder gleich auf der Stelle oder anderswo hingeschleppt, der Tortur unterworfen zu werden, [illegible] lose Prosen oder Tausende von Versen anzuhören, und [illegible] nicht mehr unter dem Vorwand, man wolle sein Urtheil [illegible] ein Vorwand, welchen es einst Sitte war als Bewegungsgrund anzugeben, sondern blos und ausdrücklich um dem Lesenden Vergnügen zu machen, indem man ihn anhört, abgesehen von den Lobeserhebungen, die ihm am Schlusse gebühren.

„In der That glaube ich, es zeige sich bei den meisten Angelegenheiten so klar einerseits das Kindische der menschlichen Natur, und zu welchem Aeußersten der Blindheit, ja der Tollheit die Eigenliebe den Menschen treiben kann, andererseits wie unglaublich wir uns über uns selber zu täuschen vermögen. Denn obwol ein jeder sehr wohl weiß, wie unausstehlich es ihm ist, fremde Sachen anzuhören; obwol er sieht, wie die Leute, die er einladet, seine Sachen zu hören, bestürzt, bleich werden, allerhand Hindernisse und Entschuldigungen vorbringen, ja sogar ihm ausweichen und sich vor ihm verstecken: nichtsdestoweniger wird ein jeder mit ebender mit wunderbarer Ausdauer, einem hungerigen Wolfe gleich, seine Beute durch die ganze Stadt suchen und verfolgen, wenn er sie ertappt, sie ihrer Bestimmung zuschleppen."

Diese pessimistische Anschauung, welche hier ein [illegible] Lyriker mit satirischer Schärfe vertritt, bezieht sich aber [illegible] wesentlichen auf das Vorlesen als eine gesellschaftliche [illegible] pflicht, als auf eine den vertraulichen Verkehr vergiftende [illegible] terliß. Eine öffentliche Vorlesung wird von allen diesen [illegible] nicht berührt; denn sie respectirt die freie Selbstbestimmung [illegible] einzelnen. Wer sie nicht mit anhören will, hat das unbestrittene Recht, zu Hause zu bleiben.

In der That sind wir der Ansicht, daß öffentliche Vorlesungen der Dichter die zeitgemäße Form sind, welche der antiken Rhapsodenthum entspricht. Echte Poesie ist mehr an Hörer, als auf Leser berechnet; sie wird lebendig durch den lebendigen Vortrag. Wir bewegen uns allerdings nicht mehr in der Zeit der alten Skalden oder der Fahrenden Sänger des Mittelalters, doch wie sich auch das Costüm geändert haben möge, der Stoffel desselben überlebt jene Nöthigung, welche die Poesie zum frischen Verkehr mit dem Volke hinausdrängt. Diese Nöthigung tritt wieder deutlicher hervor, seitdem sich unsere Poesie wie eine Puppe in die buchhändlerische Makulatur eingesponnen hat, aus welcher selten ein Falter hervorkriecht. Die Masse der im Buchhandel erscheinenden Gedichte macht es doppelt wünschenswerth, daß die Dichter, welche das Recht unserer [illegible] Begabung haben, sich aus der längst zur Sage gewordenen Oeffentlichkeit des Buchhandels in die Börsäle flüchten, wo [illegible] die unmittelbare Wirkung ihrer Poesie entgegentritt. Die Declamation, durch welche einzelne Gedichte mehr als durch [illegible] Druck geistiges Gesammteigenthum der Nation wurden, war [illegible] ein Ausdruck dieses Bedürfnisses, kann aber, sowie sie von [illegible] dritte, Schauspieler und Rhetoren geübt wird, doch den [illegible] Verkehr zwischen dem Dichter selbst und dem Publikum [illegible] ersetzen. Freilich gehören zur Ermöglichung dieses [illegible] gewisse äußere Bedingungen; ein Dichter, dem der [illegible] Vortrag aus körperlichen Gründen eine Unmöglichkeit [illegible]

mit den Grundregeln der Recitation auf einem allzu ge-
nnten Fuße lebt, muß freilich auf ein derartiges Auftreten
zichten.

Kein einzelner Fall kann aber das Princip umstoßen, daß
öffentliche poetische Vorlesung Dichter und Publikum in jenen
tigen Rapport versetzt, aus welchem die echten Wirkungen
Poesie mit größerer Lebendigkeit hervorgehen. Ein Hörer
t den andern an, Witz und Humor elektrisirt eine große Ver-
mlung, begeisterter Schwung reißt sie hin.

Auch ist in neuerer Zeit öfters von Dichtern der Versuch
macht worden, das moderne Rhapsodenthum zur Geltung
bringen und durch öffentliche Vorlesungen dem Publikum
er zu treten — ein Versuch, der keineswegs so erfolglos ge-
ben, wie man nach den Declamationen der Gegner dieser
terung glauben sollte. Der Veteran Holtei ist durch seine
natliche Provinz Schlesien gewandert mit seinem Lesepult
Städtchen zu Städtchen unter dem Zufluß der ganz- und
gebildeten Welt; auch alt Orten, die von der Cultur am
igsten beleckt sind, haben sich zu ihm die Massen gedrängt,
n sonst die Poesie nur eine dunkle Sage ist, haben sich von
anregen, erheitern und rühren lassen. Bogumil Goltz
für seine aphoristischen Gedanken, Einfälle und Grillen in
n Städten ein sehr dankbares Publikum gefunden, welches
von den Funken seiner geistigen Elektrisirmaschine in eine
elnde Aufregung versetzen ließ, und Wilhelm Jordan
sein Nibelungenepos nach wie vor in den Hauptstädten der
imlande und des deutschen Südens mit gutem Erfolg vor.

Das Vorlesen der Dilettanten mag eine Landplage sein;
Vorlesungen echter Dichter sind eine berechtigte Form, die
ie zur Geltung zu bringen: eine Form, der wir allgemeine
breitung, eine bestimmtere Organisation, und vor allen
gen wünschen möchten, daß es eine anerkannte Sache der
e würde.

---

inige neulateinische Epigramme neu übersetzt.

Bekannt sind die sechs lateinischen Verse des neapolitani-
Dichters Sannazaro (der im 15. und 16. Jahrhundert
auf Venedig, wofür ihm der dortige Senat 600 Du-
auszahlen ließ. Das Epigramm selbst lautet:

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis, Jupiter, arces
Objice et illa tui moenia Martis, ait.
Si pelago Tibrim praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

Das Epigramm ist vielfach übersetzt worden, aber man
as Original nicht immer in Sinn und Wort, in Kraft
n der Einfachheit des Ausdrucks treu und mit Glück wie-
eben vermocht. Vielleicht entspricht folgende, von uns
hte Uebersetzung in Form und Geist der einfachen Würde
riginals:

in der Adria Wogen war sicher Venedig gegründet,
Weithin beherrschend das Meer, sah es Neptun mit Triumph.
igst mir, Jupiter, nun entgegenstellen Tarpejas
Herrschende Burg und des Mars länderbeherrschende Stadt:
ßt du den Tiber dem Meer vorziehn, schau' Rom und Venedig:
Sterbliche haben dein Rom, Götter Venedig gebaut!

Weniger bekannt ist folgendes Epigramm, dessen Verfasser
doch nicht kennen, aber es empfiehlt sich den Kennern
einfachen Poesie durch seine prägnante Kürze und die ihm
Naivetät:

Sunt, si quid video, causae mihi quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens dies atque futura,
Et vini bonitas et quaelibet altera causa.

ersuchen auch davon eine Uebersetzung:
ich nicht, so gibt's zum Trinken fünferlei Ursach':
unft des Freunds, und jetziger Durst und künftiger Durst auch,
des Weins, und dann noch mancherlei sonderer Anlaß.

Berühmt dagegen ist folgendes Distichon, dessen Verfasser uns jedoch ebenfalls unbekannt ist:

Anglorum portae sunt portus, moenia classis,
Castra aequor, valli corpora, corda duces.

Für die deutsche Uebersetzung bietet dies Epigramm nicht geringe Schwierigkeiten dar, besonders bei der gedrungenen, gleichsam im Lapidarstil gehaltenen Kürze des Originals. Indeß versuchten wir auch von diesem Distichon eine Verdeutschung im Versmaß des Originals und theilen sie hier mit:

Pforten Britanniens sind die Häfen, die Mauern, die Schiffe
Lager das Meer und Leiber der Wall und Führer die Herzen.

Bibliographie.

Adami, F., Aus den Tagen zweier Könige. Vaterländische Erzählungen. 2 Bde. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr.

Adler, C., Studien zur Cultur-Geschichte Polens. 1ster Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Allocution Pius IX. und der Freimaurer-Orden. Offenes Sendschreiben an alle, besonders die katholischen Freimaurer. Brüssel, Ahn. 8. 5 Ngr.

Annexion?? Schleswig-Holsteins Lebensfrage. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.

Baader, G., Die Volksschule. Eine Studie und Kritik. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 4 Ngr.

Bacmeister, A., Die Königstochter Gudrun oder die schöne Wäscherin. Eine anmuthige und unterhaltende Erzählung für das Volk bearbeitet. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 1866. 8. 4 Ngr.

Barmann, R., Ueber die Grenzen protestantischer Lehrfreiheit auf Kanzel und Katheder. Ein Vortrag. Bonn, Marcus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beecher, H. W., Königliche Wahrheiten. Aus dem Englischen. Berlin, G. W. F. Müller. 8. 1 Thlr.

Bonnell, H. E., Die Anfänge des karolingischen Hauses. Berlin, Duncker u. Humblot. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haake, A. — Theater-Memoiren. Mittheilungen aus Aug. Haake's Künstlerleben, von ihm selbst geschildert, nebst Nachrichten über das deutsche Theater und seine berühmtesten Schauspieler älterer Zeit. Mainz, Kunze. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haupt, T., Bausteine zur Philosophie der Geschichte des Bergbaues. 1ste Lief. Leipzig, Felix. Gr. 8. 15 Ngr.

Hausrath, A., Der Apostel Paulus. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 24 Ngr.

Hoefer, E., Das alte Fräulein. Eine stille Geschichte. Berlin, Janke. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. Bodenstedt. 1ster Jahrgang. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 3 Thlr.

Kahnis, K. F. A., Ueber die Principien des Protestantismus. Reformationsprogramm. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 10 Ngr.

Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. 1ster Bd. Leipzig, Vogel. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mayenauer, E., Der menschliche Geist hier und jenseits, gefolgert aus Prof. Paul Traugott Meißner's Wärmelehre. Wien, Czermak. Gr. 8. 4 Ngr.

Mühlbach, Louise, Novellen. (Federzeichnungen.) 4 Bde. Berlin, Schweigger. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Rasch, G., Nach den Oasen von Siwah in der großen Wüste Sahara. Ein Reisebuch durch Algerien. Berlin, Vogel u. Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichlin-Meldegg, K. Freih. v., Der Parallelismus der alten und neuen Philosophie. Leipzig, C. F. Winter. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Rotberg, R. v., Kulturgeschichtliche Briefe (über ein mittelalterliches Hausbuch des 15. Jahrhunderts aus der fürstlich Waldburg-Wolfeggischen Sammlung) nebst Anhang. Leipzig, R. Weigel. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der Scheintodte oder das Täubchen von Amsterdam. Historischer Roman. Leipzig, Häfele sen. 8. 20 Ngr.

Schillers ausgewählte Werke. 6 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Schleiden, M. J., Das Meer. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Lex.-8. 24 Ngr.

Schweder, O. F., Scharnhorsts Leben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sturm, J., Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage für stille Morgen- und Abendstunden. Ausgewähltes und Eigenes. Leipzig, Amelang. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tischendorf, C., Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? In allgemeinfaßlicher Weise beantwortet. Leipzig, Hinrichs. 8. 7½ Ngr.

Weilen, J., Am Tage von Oudenarde. Dramatisches Gedicht. Wien, Gerold's Sohn. 8. 12 Ngr.

Wellmer, A., Drei Treppen hoch. Bilderbuch eines alten Junggesellen. Berlin, Gerschel. 16. 15 Ngr.

Wild, L., Das 50jährige Jubiläum der deutschen Burschenschaft. Jena, Doebereiner. 8. 12 Ngr.

Zunz, Literaturgeschichte der synagogalen Poesie. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 4 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlstich.

4. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Lessing-Galerie" schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und darf somit auf gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums rechnen.

Neben Schiller und Goethe geniesst mit Recht Lessing, der Begründer unserer classischen Literatur, unter allen deutschen Dichtern die grösste Popularität. Seine poetischen Gestalten leben in der Vorstellung des Volks als Typen künstlerisch massvoller Charakterzeichnung; sie bieten daher dem bildenden Künstler den würdigsten, dankbarsten Stoff. Und wie gerade Friedrich Pecht es versteht, das Charakteristische in den einzelnen Schöpfungen der Dichter zu erfassen und in lebenswahren Gebilden darzustellen, hat er durch die „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" glänzend bewiesen. Auch seine die Hauptmomente der Charaktere in ansprechender Weise erläuternden Texte erfreuen sich des allgemeinsten Beifalls.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Subscriptionen angenommen werden. Sie enthält folgende Blätter nebst Text: Lessing, Eva König, Nathan, Miss Sara Sampson, Sittah.

Bei C. Gerold's Sohn in Wien ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Gedichte

von **Friedrich Halm.**

Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 12 Ngr.

Friedrich Halm's Gedichte waren bisher nur in der Gesammtausgabe seiner Werke zu haben; um dieselben nun durch einen billigern Preis weitern Kreisen zugänglich zu machen, haben wir uns zur Herausgabe obiger Sammlung entschlossen, welche gewiß allen Freunden des beliebten Dichters willkommen sein wird. Seiner eleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk besonders zu Geschenken.

Bei A. Büchting in Nordhausen erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerland, Dr. G., über Goethe's historische Stellung. Eine Abhandlung. Gr. 8. 1865. Geh. Preis 10 Sgr.

Riecke, Dr. C. F., der Volksmund in Deutschland. „Sonst" und „Jetzt". Ein Wegweiser im deutschen Vaterlande für's Volk und seine Lehrer. Gr. 8. 1865. Geh. Preis 1 Thlr.

Die polnische Insurrection 1863

vor Europa. Gr. 8. Geh. 7½ Ngr.

Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien. 8. 1863. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sacher-Masoch, Leopold,

Der Emissär.

Eine galizische Geschichte. 8. Geh. 14 Ngr.

Sacher-Masoch, Leopold,

Kaunitz.

Ein kulturhistorischer Roman.

2 Bde. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

I. Band. Kannitz und Voltaire.

II. „ Die Epigramme Friedrich des Grossen.

Der Sommerfeldzug

des Revolutionskrieges in Siebenbürgen

im Jahre 1849.

8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Credner,

k. k. Hof-Buch- und Kunsthandlung in Prag.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts

Von **Hermann Hettner.**

In drei Theilen. Gr. 8. Geh.

Erster Theil: **Die englische Literatur** von 1660 bis [illegible]. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: **Die französische Literatur** im [illegible] hundert. Zweite umgearbeitete [illegible]. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: **Die deutsche Literatur** im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. [illegible]

Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Das dritte Buch (Schluß des Werkes) wird in kurzer Frist folgen.

Illustrirte Prachtausgaben als Festgeschenke

Zu haben in allen Buchhandlungen:

Fritz Reuter's „Olle Kamellen".

Stromtid. 3 Bände, mit 60 vortrefflich gelungenen Zeichnungen von L. Pietsch. Geh. 6 Thlr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 8 Thlr.

Fritz Reuter's „Hanne Nüte".

Mit Zeichnungen von Otto Speckter. Geh. 2 Thlr. gebunden mit Goldschnitt 2½ Thlr.

Hinsterff'sche Hofbuchhandlung in Wismar.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 14. December 1865.

Inhalt: Neue Theaterschriften. Von Feodor Wehl. — Henry Thomas Buckle. Von Julius Frauenstädt. (Beschluß.) — Tutti-frutti. Büchertische. — Zur Dante-Literatur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Neue französische und englische Werke; Die „Bibliothek ausländischer Classiker".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Theaterschriften.

Unter allen neuerschienenen Werken, welche sich mit Geschichte unserer deutschen Schaubühne beschäftigen, dient kaum eins so hervorgehoben und geschätzt zu wer- wie das folgende:

Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Manheims. Nach den Quellen dargestellt von Wilhelm Koffka. Leipzig, Weber. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ist dasselbe doch mit großem Aufwand von Erfah- ng und Umsicht, mit anstaunenswerthem Fleiße und r das Herz wohlthuend erwärmenden Pietät geschrie- . Der Verfasser ist mit wirklicher Liebe an seine müh- e und vielfach äußerst schwierige Aufgabe gegangen, einer Liebe, die tief in der Sache wurzeln und nicht auf ernsten Studien, sondern auch auf positiven Kennt- n beruhen mußte, um zu einem literarischen Ergeb- von der Bedeutung zu gelangen, wie wir es gegen- tig in der vorgenannten Schrift vor Augen haben. Sie ist umfangreich (555 Seiten) und langsam in ihrer wickelung, diese Schrift; sie legt sich breit und auch in Nebendinge hinein behäbig aus, gleichsam nur Schritt Schritt, gewissenhaft wie ein Tagebuch vorwärts schrei- . Aber wie beherrscht sie dafür auch ihr Material, umschreibt und umfaßt sie es in seiner Totalität, wie sie planvoll und sicher, man möchte sagen mit orga- er Genauigkeit das Große neben das Kleine, das ngende neben das Bedingte zu setzen! Es ist eine derung, eine Folgerichtigkeit, eine Schlußbedingtheit m Ganzen, daß das Wahre aller Aufstellungen und uptungen sich wie von selbst erweist und die falschen hten und Meinungen, welche über Menschen und nisse dieser manheimer Theaterperiode verbreitet wa- um einen landläufigen Vergleich zu gebrauchen, sich wie Nebel vor der Sonne zerstreuen.

Ein ganz lichtes, klares Bild jener manheimer Büh- oche vor den forschenden Blicken der Kunstfreunde It zu haben, ist das unbestrittene und mit Dank rkennende Verdienst Wilhelm Koffka's, ein Verdienst, wir freudig zu huldigen wahrlich nicht die letzten wollen. Im Gegentheil, rasch und gern schließen wir uns hier in unserm Urtheil dem von Adolf Stahr im Feuilleton der berliner „Nationalzeitung" Ausgesprochenen an, rasch und gern sind wir bereit, von dem Buche wie er zu rühmen: „daß es verdiene von allen Freunden des deutschen Theaters als ein wahrhaft ausgezeichneter Beitrag zur Geschichte desselben freudigst begrüßt zu werden".

Diese Begrüßung zu motiviren, wird es hier kaum mehr bedürfen, als unsern Lesern kurz den Inhalt der werthvollen Arbeit vorzuführen.

Selbstverständlich beginnt der Verfasser sein Werk mit der Entstehung des manheimer Nationaltheaters, die vom 1. September 1778 datirt. Es verhielt sich mit derselben wie folgt: Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbaiern, der in Manheim residirte, hatte viel für die Stadt gethan, d. h. einen ziemlich prachtvollen Hof darin gehalten. Da jedoch mit dem Anfang des Jahres 1778 durch den Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph III. von Baiern das ganze Land an ihn als den einzigen Erben von der pfälzer Linie fiel, so sah er sich genöthigt, in die größere Residenz seines nunmehrigen Reichs, nach München, überzusiedeln. Um für diese Uebersiedelung und den der Stadt daraus erwachsenden Verlust einen einigermaßen genügenden Ersatz zu schaffen, verfiel man auf die uns heutzutage dafür etwas sonderbar anmuthende Idee: ihr ein neues, eigenes Theater zu errichten.

Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg ward zu dessen Intendanten ernannt; es „läßt sich jetzt in der That schwer sagen, ob dem Kennerblick Karl Theodor's für diese Wahl das Verdienst zuzuschreiben, oder ob nicht vielmehr eine besondere gütige Fügung des Schicksals darin zu erkennen ist, welches gerade damals in der Person Dalberg's alle jene Eigenthümlichkeiten vereint hatte, denen die nöthige Productionskraft für das neue und schwierige Beginnen innewohnte". Genug, es hat sich gezeigt, daß Dalberg in jeder Beziehung der rechte Mann für die Unternehmung war. Man darf heute wol sagen, daß er mit Schröder, Goethe, Schiller und Iffland um das deutsche Theater die hervorragendsten Verdienste besitzt. Er ist ein Hauptbegründer desselben und wahrlich ohne

Schuld, wenn es das nicht geworden, was es zu werden versprach und wozu er selbst einen weitausgreifenden und bedeutsamen Grund gelegt.

Wir übergehen alle vorbereitenden Schritte, alle mißglückten Engagementsversuche, alle gescheiterten Bestrebungen, die Bühne sogleich mit tüchtigen Kräften zu versehen und in ihren Leistungen künstlerisch möglichst flott zu machen. Es genügt hier, zu erfahren, daß das Institut schon 1779 achtzehn durchaus tüchtige Mitglieder für alle Rollenfächer zählte, darunter Iffland, Boek, Beck, Beil, Frau Brandes, Fräulein Brandes, Frau Seyler u. a. Unser Verfasser erzählt uns die Geschichte jedes einzelnen, indem er, dabei auf artistische Actenstücke gestützt, uns seinen Werth und seine Wirkungsfähigkeit möglichst anschaulich vor Augen bringt.

Am anziehendsten sind seine Mittheilungen über das geniale Künstlerkleeblatt: Iffland, Beil und Beck, das seiner Kunst wie dem Dienst in einem Tempel oblag. Dieser Jünglinge Brust war von hehren Empfindungen geschwellt; es lag über ihnen der Hauch und Athem eines geheimnißvoll wirkenden Schöpferdranges. „Eines Abends" — erzählt Iffland selbst — „lasen wir im siebeleber Gehölz Wieland's «Mönch und Nonne» auf dem Mittelstein — sanken in Stille und Ernst — sprachen von unserer Zukunft — von Unsterblichkeit der Seele — und reichten uns dann mit süßen Thränen die Hand zum Bunde der Freundschaft über das Grab hinaus."

Die deutsche Schauspielkunst befand sich damals in ihrem rosigsten Frühlingsschimmer: es war frisch und die Sonne ging auf. Die Weihe des Himmels bethaute sie und weckte ans heiliger Stille die schmetternden Lerchen. Heute ist es anders. Sie hat brennende Mittagszeit, drückende Schwüle, Losgebundenheit und Entartung überall.

Junge Schauspieler lagern und lesen nicht mehr im Gehölz, um sich nachher unter süßen Thränen und Gesprächen über Unsterblichkeit die Hand zum ewigen Freundschaftsbund zu reichen; sie ruhen auf seidenem Divan, schlürfen Champagner und berechnen die nächsten Erträgnisse ihrer Virtuosenkünste.

Wer kann für den Lauf der Welt? Das Heute ist nicht Damals. Das sagt uns jede Seite des Koffka'schen Buchs, z. B. auch die sechzigste, wo es von dem Fleiß der mannheimer Bühne heißt: „Vom 7. October bis zum Schluß des Jahres 1779 vergingen nur wenig Abende, an welchen der Theaterzettel dem angekündigten Stücke nicht die Bezeichnung: Zum ersten male, vorzusetzen hatte. Unter 37 Vorstellungen war dies nur bei sieben nicht der Fall."

Es galt hier eben erst die Begründung eines Repertoire und zugleich die eines künstlerischen Zusammenspiels. Von großer Wichtigkeit, namentlich für letzteres, muß der zuerst angestellte Director Seyler gewesen sein. Iffland schreibt von ihm:

> Seine Erfahrungen, seine Kenntnisse, wodurch so mancher bedeutende Künstler berichtigt und gebildet worden ist, die glühende Liebe für diese Kunst, welcher er so manche und kostbare Opfer gebracht hatte, machten diese Wahl zu einem schönen Geschenk für die Bühne. Seiner Zurechtweisung, seiner [illegible] gründlichen, nicht schonenden, aber nie bittern Kritik [illegible] wir vieles verdanken. Unverwandt beobachtend war [illegible] zwischen dem Proscenium und der Coulisse. Es war [illegible] feuerung, Belohnung, wenn man ihn da ausharren [illegible] warnender Tadel, wenn er seine Sorgnette einsteckte, [illegible] strafung, wenn er seinen Platz verließ.

Dieser Seyler war anfangs Kaufmann in Ham[illegible] gewesen, hatte aber aus Neigung zu der Schauspie[illegible] Frau Hensel, derselben, von der Lessing in seiner „[illegible] maturgie" rühmt, daß sie „unstreitig eine von den b[illegible] Actricen, welche das deutsche Theater jemals gehabt, [illegible] wesen sei, sein Geschäft aufgegeben und mit dem [illegible] seines Vermögens sich zum Theaterdirector gemacht. [illegible] wird als „ein munterer, lebenslustiger Mann geschi[illegible] von gebildetem Geschmack und freiem Urtheil, aber [illegible] die gehörige Geschäftskenntniß".

Leider sollte seine artistische Leitung des mannh[illegible] Theaters nicht lange dauern. Der Rollenstreit, [illegible] seine Gattin und die Brandes sehr bald gerietheu, [illegible] zwar noch gütlich beigelegt; als aber eine Schülerin [illegible] ner Frau, eine zweite Liebhaberin, Toscani mit Ar[illegible] auf eine ruhige Zurechtweisung des Directors mit „[illegible] und hämischer Kälte" antwortete, da vergaß sich Se[illegible] so weit, daß er ihr vor den Augen der Collegen [illegible] Colleginnen eine Ohrfeige gab. Diese Ohrfeige br[illegible] ihn den Verlust der Stellung zur Folge. Er [illegible] Frau verließen Manheim am 7. April 1781. Un[illegible] zur selben Zeit schieden auch die Brandes und ihr [illegible]

Nun begann Dalberg, der seither, wie es [illegible] seine Directionsstudien machte, mehr und bedeutsa[illegible] den Vordergrund zu treten. Er ergriff das Steue[illegible] und lenkte dasselbe, wie der ruhige und unbefangene [illegible] bekennen muß, zum wahrhaften Heile der Sache. [illegible] Koffka uns, auf Actenstücke gestützt, die Leitung de[illegible] durch Dalberg hinstellt, kann sie als ein leuchtendes [illegible] ster für Intendanten und Directoren erklärt werden.

„Die constitutionelle Regierungsform", heißt es [illegible] serm Buch, „wie sie Herr von Dalberg für sein[illegible] einführte, zu einer Zeit einführte, wo überall in [illegible] scher Hinsicht der bestimmteste Absolutismus herrsch[illegible] wies sich als die geeignetste und nützlichste für de[illegible] ganismus des Theaters." Dadurch nämlich, daß [illegible] Bühnenmitglieder sich selbst einen überwachenden Ra[illegible] wählen, das Repertoire bestimmen, Stücke prüfen [illegible] gegeneinander eine Art Kritik üben ließ, „sie als [illegible] für den Gang der Dinge verantwortlich machte", [illegible] veranlaßte er, daß sie „an dem Ehrgeiz, dem berec[illegible] und gleichzeitig an ihrem Interesse gefaßt, auch [illegible] und Seele darangingen, in dem Gelingen des Ga[illegible] nen den Triumph und den wahren Vortheil des Ens[illegible] erblickten und durch naturgemäßes Abweisen aller [illegible] Motive zur wahren künstlerischen und sittlichen [illegible] rung gelangten". Der Verfasser unsers Buche sag[illegible] sehr richtig:

> Es bleibt immerhin eine auffallende Erscheinung, [illegible] constitutionelle Regierungsform am Theater seither [illegible] nachgeahmt wurde, während man mit Begierde nach [illegible] solutismus für die Verwaltungen griff, selbst an solchen [illegible]

o politisch inzwischen der Constitutionalismus Wurzel gefaßt tte. Und doch ähneln die Breter, welche die Welt bedeuten, so vielen Dingen der Welt selbst! Und doch wird für die amatischen Kunstanstalten nicht eher wieder ein Heil erblühen, bis sie wieder nach dem einzig vernünftigen, Dalberg'schen incip geleitet werden!

Dieses „einzig vernünftige, Dalberg'sche Princip" hier in seine Details zu verfolgen, würde uns für unsere sprechung zu weit führen, die lediglich ja nur zum Zwecke , die Leser auf das uns vorliegende Werk hinzuweisen im voraus über dessen Inhalt derart zu orientiren, sie von vornherein bis zu einem gewissen Grade sich dessen Werth zu überzeugen im Stande sind.

Um übrigens die glückliche Durchführung von Dalg's Grundsätzen erklärlich zu machen, wird wol auch hig sein, anzuführen, daß er es meist mit jungen, für Kunst aufrichtig begeisterten Leuten zu thun hatte. Beweis dafür mögen folgende Thatsachen gelten. Als 30 der berühmte Schröder in Manheim gastirte, war Wirkung seines Lear eine so mächtige und nachhal, daß „noch ein Jahr nachher die ersten Schauspieler manheimer Bühne nicht daraugehen wollten, die Rolle spielen, und es erst ganz besonderer Vorstellungen der endanz bedurfte, um ihre Bedenken zu überwinden". ka bemerkt dazu:

Es ist dies eine Thatsache, welche für die Pietät und den ichen Ernst der damaligen Schauspieler ein ehrenvolles Zeugausstellt. An welcher Bühne käme das heute vor, daß ein uspieler sich vor einer Rolle fürchtete, die ein berühmter vor ihm gespielt? Heute, wo jeder Zwerg sich dem größ-Künstler gleich dünkt, überhaupt in niemand als in sich wahren Künstler erkennt? Gebt mir die Rollen und die — das ist etwas Außergewöhnlichem gegenüber der stete ain der heutigen Pygmäenwelt, wie sie sich fast überall an Theatern breit macht — das übrige will ich tragen!

Außerdem gab es damals noch überaus willige und me Mitglieder. Eine Frau Pöschel z. B. hatte das der muntern Liebhaberinnen und zugleich das der — chen Mütter inne, sodaß sie also die Franziska in na von Barnhelm" und die Claudia in „Emilia tti" spielte: „eine Vereinigung, die heutzutage kaum ar wäre, weil sie an den verwöhnten Anschauungen Publikums und noch in höherm Grade an der Eitelr Darstellerinnen, welche ihre jungen Jahre nicht auen Haaren bequemen würden, scheitern müßte". ber bei diesen und vielen andern günstigen Vorbengen hat dennoch Koffka recht, wenn er Klage darführt, daß man in der deutschen Theatergeschichte rg aus reiner Unkenntniß und Fahrlässigkeit die Anung nicht verschafft hat, die er verdient. Die Bioen Schiller's, Eduard Devrient und auch Emil Palhaben Dalberg geradezu verketzert, und lediglich zum auf Aeußerungen von Iffland hin, die nicht als unbefangen gelten dürfen, weil dieser selbst im Laufe eit durch eigenes Verschulden und mißliche Verhältn eine schiefe Stellung zu seinem Intendanten kam. letzterer, um den großen Künstler dauernd an das imer Institut zu fesseln, ihm mit seinem Privatvermögen seine Pension garantirte, ist bekannt, ebenso, wie man weiß, daß er seine Loge bezahlte und auch sonst zu gelegentlichen Opfern gern bereit war. Iffland aber, der in Schulden gerathen, die Schreckniſſe des Kriegs fürchtete und welchen überdies eine glänzende Stellung in Berlin sehr begreiflicherweise lockte, mußte ganz selbstverständlich aus diesen Ursachen die Dinge in Manheim und seinen Intendanten etwas getrübt ansehen lernen. Aus dieser getrübten Ansicht haben nun die Kunstgeschichtschreiber und Biographen geschöpft, ja Laube, darauf gestützt, sogar in seinem Schauspiel „Die Karlsschüler" eine Art von Anathem über ihn ausgesprochen.

„Hoffentlich wird durch die Darstellung unsers Verfassers und die schlagenden Vergleiche, welche er zwischen den Vorfahren Dalberg's und seinen Nachfolgern aufstellt", sagt Adolf Stahr in der Anzeige des Buchs in der „Nationalzeitung", „wenn auch nicht sogleich, so doch für die spätere Zeit das an Dalberg's Namen begangene Unrecht gesühnt."

Material ist wenigstens genug zu dieser Sühne in dem Koffka'schen Werke gegeben. Zunächst zeigt er Dalberg's Verhalten gegen Schiller, der ihm unter anderm schreibt: „Wenn meine Kräfte jemals an einem Meisterstück hinaufklettern können, so danke ich es Eurer Excellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt." Ein andermal, nach einer längern Abwesenheit des Intendanten von Manheim, zur Zeit als Schiller dort weilte, meldet er: „Auch der feurigsten Phantasie und der thätigsten Schöpfungskraft ist eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und erhalten muß, und die Maschine wird noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibt, ohne aufgezogen zu werden."

Hieraus ersieht man zur Genüge wol, was Dalberg für Schiller gewesen. Auch darf niemals vergessen werden, daß er es war, der „Die Räuber", „Fiesco" und „Cabale und Liebe", also Stücke zuerst geben ließ, „welchen, wenn sie heute erschienen, die Hoftheater junkerlichen Regiments alle ihre Thore fest verschlossen halten würden." Ging Dalberg nicht kühn gemuthet voran, wer weiß, was aus Schiller und dem deutschen Theater geworden wäre? Dankt doch auch Iffland's dramatische Schriftstellerei demselben Intendanten ihre Pflege, und daß er sich gelobte: „die Möglichkeit, auf eine Volksversammlung zu wirken, niemals anders, als in der Stimmung für das Gute zu gebrauchen", das konnte er ohne Zweifel nur unter einer so gewissenhaften und ernsten Leitung, wie er sie von dem Geiste Dalberg's genoß.

Wie rüstig und angelegen dieser sich mit seinen Mitgliedern die Sache sein ließ, beweist vor allem schon die Zahl und die Art der Stücke, die man damals der Reihe nach zur Aufführung brachte. Im Jahre 1795 gab man schon die vorgenannten Schiller'schen Stücke, dann: „Götz von Berlichingen", „Clavigo", „Emilia Galotti", „Lear", „Romeo und Julia", „Verbrechen aus Ehrsucht", „Julius von Tarent", zu denen sich noch ferner gesellten: „Die Mündel", „Die Jäger", „Julius Cäsar", „Don Carlos", „Timon von Athen", „Coriolan", „Macbeth" und „Maria

Stuart". Welch ein Repertoire! Zum größten Theil sind diese Stücke noch die Säulen des unserigen.

Und mit welchem Fleiß, welcher Achtsamkeit und Liebe lernte und studirte man diese Stücke! Wie man dabei zu Werke ging, das belegt man am besten mit Auslassungen Iffland's, in denen es unter anderm heißt:

Die strenge Kritik an uns selbst wurde fortgesetzt und alles, was ihre Wachsamkeit eingeschläfert haben könnte, ausgeglichen und zu vermeiden gelobt. Wir untersuchten unsere Fehler, unser Gutes, wir gingen ehrlich, lebhaft für das Beste und im Geist der treuesten Freundschaft dabei zu Werke. Das Resultat war: daß hier einer anfange zu viel Manier zu haben statt Wahrheit; daß die Wahrheit des einen zu flach, sich der Gemeinheit nähere; daß der Anstand des andern in Förmlichkeit oder Geziertheit auszuarten im Begriff sei. Wir nannten uns die Rollen, die Vorstellungen, die Stellen, wo das der Fall besonders gewesen.... Einige Jahre vorher hatten wir festgesetzt, daß niemand von uns etwas, am wenigsten bei den sogenannten Abgängen, dem Applaudissement zu Gefallen thun solle. Wir hatten nicht ausgesetzt, uns, was diesen Punkt anlangt, sehr genau zu beobachten, und sagten uns bei der Uebertretung oft ernste Dinge; allein wir fanden nun, daß wir doch darin zu weit gegangen waren. Manchmal verleitete der Stolz, ein recht glänzendes Opfer zu bringen, einen oder den andern, der Sache viel zu wenig zu thun, um recht gewiß zu sein, nicht zu viel gethan zu haben. Wir waren dann weit unter der Wahrheit geblieben, sowie der Zwang, mit jener verabredeten Resignation einen Auftritt schließen zu können, nothwendig die ganze vorhergehende Scene drücken und lähmen mußte. Dies Verhältniß setzten wir in seine gehörigen Grenzen zurück..... Neu festgesetzt — obschon wir das nie wesentlich überschritten hatten — wurde auch damals, daß nie die Darstellungsweise des einen, im Augenblick, wo wir zusammen auf der Bühne zu thun hatten, das Interesse von dem Charakter des andern, wie überhaupt von keinem Mitschauspieler, stören solle; daß im stummen Spiel, im Gehen und Stehen nie mehr oder weniger geschehen solle, als die Sache und der Augenblick fordern; daß wir ein besonderes Verdienst darein setzen und besondern Fleiß darauf verwenden wollten, alle Lücken, welche durch unser Versehen oder die Schuld anderer entstehen möchten, sogleich im Geiste der Handlung ersetzen und verdecken zu wollen. Wir gaben uns das Wort, gewissenhaft zu memoriren. Besonders aber setzten wir zwei Dinge fest, und die haben wir, das eine mehrentheils, das andere stets gehalten. Einmal, daß wir bei leerem Hause mit verdoppeltem Fleiß, mit aller Anstrengung, mit allem Aufgebot des Genies Darstellungen geben wollten. Dann, daß wir, wenn an einem solchen Tage ein Schicksal über uns walten sollte, welches es uns zur Unmöglichkeit machen würde, dieses durchzusetzen, wir doch, es koste, was es wolle, eine Scene so geben wollten, daß diese mindestens den unverkennbaren Stempel des Arbeitens trage.

So weit Iffland. Man sieht genugsam daraus, daß hier eine echt künstlerische Gemeinschaft, ein edler Wetteifer, ein Strebens- und Bildungstrieb bestand, wie man sie heutzutage kaum noch an irgendeiner Bühne wiederfinden wird. Daß sich in und mit ihnen eine bestimmte manheimer Schule bilden mußte, liegt auf der Hand. Koffka schreibt:

Wir haben für ihre Beurtheilung den sichersten Anhalt an Iffland's Stücken. Wie sich diese durch Abrundung der Charaktere, sorgfältig abgewogene und leise Uebergänge, durch eine Fülle feinen Details, immer aus dem Quell der Natur und der Wahrheitstreue geschöpft, auszeichnen, so war auch die Darstellung, welche sie verlangten, auf Ausführlichkeit, auf sorgfältige Nuancirung, auf überzeugende Lebendigkeit gegründet.

Man erkennt ohne Zweifel aus dieser Schilderung eine ziemlich bestimmte Hinneigung zur realistischen Richtung der darstellenden Kunst, eine Richtung, welcher [illegible] Goethe und Schiller in Weimar so bedeutsam und [illegible] stisch so thatkräftig entgegentraten, daß ihre ernüchternde Gewalt aufgehalten wurde und die idealistische Schule daneben bedeutende Geltung zu verschaffen vermochte. Der Name Goethe's allein genügt, um uns erkennen zu lassen, daß die neue Richtung bei allem Streben nach Schönheit doch die Natur nirgends aus den Augen gesetzt wissen wollte, nur die Verflachung der Darstellungskunst verhüten wollte, die um jene Zeit bereits begann, in der manheimer Schule jedoch sich noch kaum bemerkbar machte. Damals waren Iffland und seine Genossen noch junge, phantastische Leute, damals schwärmten sie noch und ergingen sich auf Spaziergängen und Lustpartien in erhabenen Gedanken und schwelgerischen Gefühlen, damals durchwogten ihre Herzen noch mächtige Impulse und ein hinreißender Schwung, damals lag noch der ganze Reiz und Zauber, der schönernde Enthusiasmus der Jugend und vor allem Dalberg's befeuernder Geist über ihnen. Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Henry Thomas Buckle.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Außer dem landschaftlichen Charakter beförderte Schottland nach Buckle auch die unaufhörlichen und wüthigen Kriege, besonders die grausamen Verheerungen der Engländer im 14. Jahrhundert, den Aberglauben und stärkten die Macht der Priester:

Welche Religion immer die herrschende sein mag, der Einfluß ihrer Diener wird jedesmal durch einen langen und gefährlichen Krieg verstärkt; seine Unsicherheit verwirrt die Gemüther der Menschen und bewegt sie, wenn natürliche Mittel nichts verschlagen wollen, übernatürliche zu Hülfe zu rufen. Bei solchen Gelegenheiten steigt die Bedeutung der Priester, die Kirchen füllen sich mehr als gewöhnlich; der Priester tritt hervor und deutet die Wünsche Gottes, nimmt die Stelle der Autorität an und tröstet das Volk entweder bei seinen Niederlagen in einer gerechten Sache, oder setzt ihm auseinander, diese Niederlagen als eine Heimsuchung für seine Sünden, als eine Warnung gesandt seien, weil es seinen religiösen Pflichten nicht hinlänglich nachgekommen sei, mit andern Worten, daß es die religiösen Gebräuche und Ceremonien vernachlässigt habe, an deren Beobachtung der Priester selbst ein persönliches Interesse hat.

Die langen Kriege veranlaßten nach Buckle auch aus dem Volke, den geistlichen Stand als den allein Aussicht auf Sicherheit bietenden zu ergreifen. Ferner machte der Mangel an großen Städten und der Gewerbthätigkeit, die ihnen angehört, den geistlichen Stand reicher, als er sonst gewesen wäre:

Eine ackerbauende Bevölkerung ist von Natur [illegible] durch die Verhältnisse ihres täglichen Lebens abergläubischer als eine Fabrikbevölkerung, weil die Begebenheiten, mit sie zu thun hat, geheimnißvoller, d. h. schwerer auf beziehen und vorherzusagen sind. Daher kommt es [illegible] ganzen die Bevölkerung ackerbauender Gegenden den Geistlichkeit eine größere Hochachtung zollt als die von Fabrikdistricten. Das Aufblühen von Städten eine Hauptursache des Verfalls der geistlichen Gewalt

ıb die Thatsache, daß Schottland bis zum 18. Jahrhundert ne Stadt besaß, die des Namens würdig war, dient mit ju, das Vorherrschen des Aberglaubens in Schottland und den gewöhnlichen Einfluß der schottischen Geistlichkeit zu erklären.

In dieser Weise sammelt Buckle alle einzelnen Züge, geeignet sind, den Grundcharakter des schottischen eistes zu erklären und es begreiflich zu machen, daß, ihrend andere Völker ihren alten Aberglauben abschütten, dieses seltsame Volk sich mit unverminderter Hartckigkeit an den seinigen anklammerte, und daß, während andern Völkern der industrielle und intellectuelle Fortritt die Autorität der Priesterschaft erschütterte, in hottland während des 18. und selbst bis zur Mitte 19. Jahrhunderts jene Autorität ungeschwächt fortteht. Er ruft aus:

Eine sonderbare Combination, die ihresgleichen nicht hat! s Land kühner und unternehmender Kaufleute, gewitzigter nufacturisten, weitsehender Geschäftsleute und schlauer Werkte; ebenso das Land so furchtloser Denker wie Georg chanan, David Hume und Adam Smith, läßt sich durch ge Schreier und unwissende Priester einschüchtern, gibt ihnen Freiheit und zollt ihnen eine Unterwürfigkeit, die eine mach für das Zeitalter und mit den gewöhnlichen Begriffen Freiheit unvereinbar sind. Ein Volk, welches in vieler sicht sehr fortgeschritten ist und über politische Gegenstände aufgeklärte Ansichten hegt, entwickelt in religiösen Dingen Kleinheit des Geistes, eine Unduldsamkeit der Gesinnung, Hitze des Temperaments und eine Sucht zur Verfolgung rer, welche beweist, daß der Protestantismus, dessen es sich nt, ihm nichts genützt hat, daß er das Volk in den wichen Dingen so beschränkt gelassen hat, als er es vorfand, und er nicht im Stande gewesen, es von Vorurtheilen zu be-n, die es zum Gelächter Europas machen, ja die den Na-der schottischen Kirche zum Sprichwort und zum Schimpf allen Männern von Bildung gestempelt haben.

Bei dieser Gelegenheit spricht Buckle auch seine An- über das Geschäft des Historikers aus, welches darin he, alles anomal und unnatürlich Erscheinende durch ückführung auf seine Ursachen als ein Natürliches und etzmäßiges darzustellen. Schon im ersten Bande hatte kle, wie wir bei Besprechung desselben gezeigt, den Gegensatz von Natur und Geschichte, wonach jene Reich der Nothwendigkeit, diese das Reich der Freisei, bekämpft und die Nothwendigkeit, die ebenso in Geschichte wie in der Natur herrscht, hervorgehoben, ben durch Nachweisung der Nothwendigkeit und Gesetzigkeit, die in der Geschichte so gut wie in der Natur et, die Geschichte zum Range der Naturwissenschaft rheben gesucht. Im vorliegenden zweiten Bande er:

In der sittlichen sowol als in der physischen Welt gibt es Anomales, nichts Unnatürliches, nichts Sonderbares. ist Ordnung, Gleichmaß und Gesetz. Es gibt Gegensätze, keine starren Widersprüche. Im Charakter einer Nation tangel an Folgerichtigkeit unmöglich. So sehr ist jedoch nenschliche Geist noch zurück, und mit so verderbtem und theilsvollem Blick treten wir an die größten Probleme , daß nicht nur gewöhnliche Schriftsteller, sondern selbst ıer, von denen man Besseres hätte erwarten sollen, in Punkte beständiger Verwirrung ausgesetzt sind und sich hre Leser mit ihrem Gerede von Abnormitäten verblüffen, ıären sie eine Eigenschaft des Gegenstandes ihrer Unterıg, statt, wie es in Wahrheit der Fall ist, nur das Maß ihrer eigenen Unwissenheit zu sein. Es ist das Geschäft des Historikers, diese Unwissenheit zu beseitigen durch den Nachweis, daß die Bewegungen der Nationen vollkommen regelmäßig und, wie alle andern Bewegungen, lediglich durch ihre Antecedenzien bestimmbar sind. Wenn er dies nicht thun kann, so ist er kein Historiker. Er mag ein Annalist, ein Biograph, ein Chronikenschreiber sein, aber höher kann er sich nicht erheben, wenn er nicht von dem wissenschaftlichen Geiste erfüllt ist, der, wie einen Glaubensartikel, gleichförmige Folgerichtigkeit lehrt, mit andern Worten, von der Ueberzeugung, wie gewisse Ereignisse bereits eingetreten sind, daß dann andere entsprechende Ereignisse ebenfalls eintreten werden. Diesen Gedanken zu ergreifen und festzuhalten und ihn bei jeder Gelegenheit anzuwenden, ohne irgendeiner Ausnahme Gehör zu geben, ist sehr schwer; aber es muß geschehen und jeder muß es thun, der das Studium der Geschichte aus seinem jetzigen rohen und formlosen Zustande erheben und nach Kräften dazu beitragen will, es in seinen wahren Rang, als die erste und oberste Wissenschaft einzusetzen.

Buckle ist bescheiden genug, um einzusehen, daß zur Realisirung seines Ideals der Geschichtschreibung ein Individuum, ein Kopf nicht ausreicht, sondern daß ein solches Werk nicht nur verschiedene Köpfe, sondern auch die Erfahrung verschiedener aufeinanderfolgender Generationen erfordert. Er gesteht ein:

Einst dachte ich anders. Damals, als ich zuerst eine Uebersicht über das ganze Feld des Wissens gewann und, wenn auch noch unklar, seine verschiedenen Theile und ihr Verhältniß zueinander erkannte, fühlte ich mich von seiner überschwenglichen Schönheit so entzückt, daß mein Urtheil verführt wurde und daß ich mich für fähig hielt, nicht nur die Oberfläche zu bestreiten, sondern auch des Einzelnen Meister zu werden. Wie wenig wußte ich, wie der Horizont sich ebenso wol erweitert als zurückweicht, und wie wir vergebens die flüchtigen Gestalten zu ergreifen suchen, die dahinschwinden und aus der Ferne täuschen. Von allem, was ich zu thun gehofft hatte, finde ich mich jetzt nur zu gewiß auf einen sehr geringen Theil beschränkt.

Buckle gesteht ein, nur ein Fragment geliefert zu haben, ist sich aber auch bewußt, damit etwas geleistet zu haben, was die Denker unserer Zeit interessiren soll, und etwas, worauf die Nachwelt weiter bauen mag.

In der That hat er etwas die Denker unserer Zeit stark Interessirendes und etwas, worauf sich weiter bauen läßt, geleistet. Von Wichtigkeit ist namentlich sein durchgeführter Gegensatz zwischen der deductiven und inductiven Methode, ein Gegensatz, der keineswegs blos in der Wissenschaft, sondern, wie Buckle zeigt, auch im Leben eine bedeutende Rolle spielt und der den Geist, sowie die Geschicke ganzer Nationen und Zeitalter beherrscht. In Schottland gestaltete sich alles darum so, wie es sich gestaltete, weil die deductive Denkweise vorherrschte, die in dem Ausgehen von Principien und dem Folgern aus denselben besteht, während die inductive Denkweise mit der Erfahrung beginnt und aus dieser erst die Principien ableitet. Fast in allen andern Ländern, wo der Geist in gehöriger Form sich gegen die ausschließlichen Anmaßungen der Kirche auflehnte, nahm, wie Buckle zeigt, die so erzeugte weltliche Philosophie eine inductive Gestalt an, legte individuelle und specifische Erfahrung zum Grunde und suchte dadurch die allgemeinen traditionellen Begriffe, worauf alle Kirchengewalt gegründet ist, umzustürzen. Der Plan war, daß man keine Principien annehmen wollte, welche nicht durch Thatsachen festgestellt werden konnten,

während man nach der entgegengesetzten theologischen Methode die Thatsachen zwingt, den Principien zu weichen. In der Theologie werden gewisse Principien als ausgemacht angenommen; nun gilt es für gottlos, diese in Zweifel zu ziehen, und so bleibt nichts übrig, als von ihnen aus weiter fortzuschließen. Das ist die deductive Methode. Die inductive Methode andererseits will nichts zugestehen, sondern besteht darauf, von unten nach oben zu schließen, und verlangt für uns die Freiheit, die Principien selbst in Erfahrung zu bringen. Jeder einzelne ist nicht nur zu der einen Methode mehr als zu der andern aufgelegt, sondern es läßt sich auch historisch nachweisen, daß verschiedene Zeitalter und verschiedene Länder sich durch das Maß, in welchem eine dieser beiden Methoden vorgeherrscht hat, charakterisiren lassen, und Buckle behauptet daher, daß ein Studium dieses Gegensatzes der sicherste Weg zum Verständniß des intellectuellen Zustandes einer Periode ist. Aber er behauptet dieses nicht blos, sondern legt auch selbst Hand ans Werk und zeigt, wie in Schottland das Vorherrschen der theologischen deductiven Methode die Ursache war, warum sich in diesem Lande alles anders gestaltete wie in den Ländern, wo die inductive Methode vorherrschte.

Sieht man, was Buckle alles aus dem Gegensatze der deductiven und inductiven Methode abgeleitet hat, so kann man nicht leugnen, daß dieser Gesichtspunkt für die Deutung der verschiedenen Entwickelungsstufen verschiedener Nationen ein höchst fruchtbarer ist. Die Engländer haben nach Buckle mehr Achtung vor den Thatsachen als vor den Principien, daher beginnen sie mit den Thatsachen. Die Schotten halten die Principien für die Hauptsache, daher beginnen sie mit den Principien, und dieser Unterschied macht sich nicht nur in dem Leben beider Nationen, sondern auch in ihrer Literatur, in ihrer Philosophie, ja selbst in den Naturwissenschaften und in der Medicin bemerklich.

Nicht blos auf die Erwerbung, sondern auch auf die Verbreitung und Popularisirung der Kenntnisse ist es nach Buckle von entschiedenem Einfluß, ob die inductive oder deductive Methode vorherrscht.

Wenn wir einen allgemeinen Ueberblick über die Länder thun, wo Wissenschaft gepflegt worden ist, so werden wir finden, überall, wo die deductive Methode der Forschung vorherrschte, sind die Kenntnisse zwar oft vermehrt und aufgehäuft worden, aber niemals zu einer weiten Verbreitung gelangt; wo hingegen die inductive Methode vorgeherrscht hat, ist die Verbreitung des Wissens immer bedeutend oder jedenfalls ohne Vergleich größer gewesen als da, wo die Deduction herrschte. Dies bewährt sich nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern auch in verschiedenen Perioden desselben Landes. Es bewährt sich selbst an verschiedenen Individuen derselben Periode und desselben Landes. Wenn in irgendeiner civilisirten Nation zwei Männer von gleicher Begabung irgendeinen neuen und auffallenden Schluß ziehen wollten und der eine ihn durch Argumentation aus Gedanken oder allgemeinen Principien, der andere aus besondern und sichtbaren Thatsachen vertheidigte, so leidet es keinen Zweifel, daß unter übrigens gleichen Umständen der letztere die meisten Anhänger gewinnen würde. Seine Ansicht würde sich leichter verbreiten, einfach, weil ein directes Berufen auf handgreifliche Thatsachen auf die Masse einen unmittelbaren Eindruck macht, während die Berufung auf Principien jenseits ihrer Fassungskraft liegt, und da sie keine Sympathie damit fühlen, sind sie geneigt, sie lächerlich zu machen. Thatsachen scheinen von selbst einzuleuchten und sind unwiderleglich; Principien liegen nicht so auf der Hand, werden oft bestritten und haben für die, denen sie unzugänglich sind, den Schein der Unwirklichkeit und des Nebelhaften, wodurch ihr Einfluß geschwächt wird. Daher hat die inductive Wissenschaft, die den Thatsachen allemal den ersten Platz einräumt, wesentlich populär und hat die ungeheure Menge von Leuten auf ihrer Seite, die von dem grübelnden und diftelnden Unterricht der deductiven Wissenschaft nichts hören mögen. Daher finden wir auch geschichtlich festgestellt, daß die Einführung der modernen inductiven Philosophie mit ihren mannichfaltigen anziehenden Experimenten, mit ihren materiellen Anwendungen und ihrer beständigen Berufung auf die sinnliche Anschauung genau mit dem Erwachen des öffentlichen Geistes verbunden ist und mit dem Geist der Forschung und der zur Freiheit zusammenfällt, die seit dem 16. Jahrhundert [illegible] unterbrochen fortgeschritten sind. Wir können mit Sicherheit behaupten, daß Skepticismus und Demokratie die beiden Grundzüge dieser großen wissenschaftlichen Bewegung sind.

In Schottland, im alten Griechenland und im neuen Deutschland — diese drei stellt Buckle zusammen — [illegible] die intellectuellen Klassen wesentlich deductiv und [illegible] nicht im Stande gewesen, auf den großen Haufen des Volks einen Einfluß zu üben. Sie haben die Dinge von einer zu großen Höhe und aus einer zu großen Ferne betrachtet. Die schottische, wie die deutsche und griechische Philosophie hat keinen nationalen Einfluß gehabt. Sie in England ist seit dem 17. Jahrhundert und in Frankreich seit dem 18. Jahrhundert die herrschende Philosophie inductiver gewesen und hat daher nicht nur die intellectuellen Klassen ergriffen, sondern auch den öffentlichen Geist in Bewegung gesetzt.

Die deutschen Philosophen sind sowol an Tiefe als an Umfang den Philosophen Frankreichs und Englands weit überlegen. Ihre tiefen Forschungen haben aber ihrem Volke so wenig genutzt, daß das deutsche Volk in jeder Hinsicht hinter dem französischen und englischen steht.

Wirklich in jeder Hinsicht? — So geneigt wir [illegible] sind, mit Buckle den bedeutenden Einfluß, den das Vorherrschen des deductiven oder inductiven Geistes hat, zuzuerkennen, so wenig können wir doch mit ihm dem inductiven Geist nur Schlimmes und dem inductiven nur Gutes nachsagen. Mögen immerhin Nationen, in denen der inductive Geist vorherrscht, es in den materiellen Dingen weiter bringen; Begeisterung für alles Hohe und Große entspringt nur aus jenem Idealismus, der dem deductiven, von Principien ausgehenden Geiste zusammenhängt, und hat etwa der Fichte'sche Idealismus der deutschen Nation nichts genutzt, ist es also wahr, daß die deutsche Philosophie ohne Einfluß auf die Nation geblieben? Nationen, in denen der inductive, [illegible]rende Geist vorherrscht, sind nüchtern, poesielos; die Kräfte des Gemüths und der Phantasie kommen bei ihnen zu kurz. Sie mögen es in der Erfindung von Maschinen, im Handel und Industrie weit bringen, aber der ganze Mensch bleibt bei ihnen unbefriedigt. Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein, sondern auch vom Geiste.

Es hat uns daher wohlgethan, daß selbst ein Engländer nicht umhin kann, die Einseitigkeit und das Ungenügende

s blos inductiven Geistes anzuerkennen. Da nämlich,
o er von Black's Naturphilosophie und seinen specula-
en Deductionen spricht, sagt er:

Diese und manche andere Speculationen werden nur ge-
ige Gunst finden bei den blos inductiven Forschern, die nicht
r und vielleicht mit Recht annehmen, daß all unsere Kenntniß
) ursprünglich auf Thatsachen aufbaut, sondern die auch einer
ıfsicht das Wort reden, die mir sehr gefährlich scheint, daß
mlich jedem Zuwachs unserer Kenntnisse auch ein Zuwachs
n Thatsachen voraufgehen müsse. Sie werden sagen, Black
be sich weit besser mit neuen Beobachtungen oder mit dem
sdenken neuer Experimente beschäftigen können, als so von
ter Phantasie zu wilden und unfruchtbaren Träumen sich
reißen zu lassen. Sie werden sagen, diese Phantasieausflüge
ckten sich wol für den Dichter, seien aber der strengen Ge-
ügkeit und der sachgemäßen Aufmerksamkeit unwürdig, die
en Forscher charakterisiren müsse. In England besonders
rscht bei Naturforschern bekanntlich der entschiedene Wille,
Wissenschaft von der Poesie zu trennen und sie nicht nur
verschieden, sondern auch als feindlich zu betrachten. Aber
, welche der Phantasie zuwider sind und folglich Poesie von
fenschaft scheiden wollen, fassen die Thätigkeit des mensch-
en Geistes und die Art und Weise, wie man zur Wahrheit
ngt, allzu beschränkt auf. Im Dichten liegt eine göttliche
prophetische Kraft und eine Einsicht in den Gang und das
en der Dinge, die es bei richtigem Gebrauche zu einem
bündeten statt zu einem Feinde der Wissenschaft macht. Der
)ter betrachtet die Natur von der Seite der Erregtheit, der
nn der Wissenschaft von der Seite des Verstandes. Aber
Gemüthsbewegungen gehören ebenso sehr zu unserm Wesen
der Verstand; sie sind ebenso wahr und wahrscheinlich ebenso
ig..... Das Dichten ist daher ein Theil des Denkens,
ıch darum, weil die Gemüthsbewegungen ein Bestandtheil
Geistes sind..... Und ich muß es als das ärgste geistige
ıptom meines großen Vaterlandes ansehen, was ich die un-
ommene Bildung seiner Naturforscher zu nennen wagen
. Es läßt sich nicht verbergen, daß sie einen ungehörigen
ect vor Experimenten, eine unpassende Liebe zu kleinlichem
il und eine Neigung, die Erfinder neuer Instrumente und
ecker von neuen, oft unbedeutenden Thatsachen zu über-
en, an den Tag legen.

Buckle preist die prächtigen, allgemeinen Auffassungen
Newton und Harvey gegenüber dem endlosen und
ichen Detail, von dem gegenwärtig die Schriften der
nschaftlichen Anstalten in England bis zum Ueber-
voll seien, und verlangt Verallgemeinerung des De-
„Wir brauchen Gedanken und erhalten immer mehr
sachen." Er empfiehlt es deshalb, der Phantasie
Einfluß zu gestatten und den Geist der Dichtung
em Geist der Wissenschaft einzubürgern. Er klagt,
ie Engländer seit dem 17. Jahrhundert keinen Dichter
ersten Range gehabt.

Die schöne englische Poesie des 16. und 17. Jahrhunderts
mehr als je gelesen, aber sie färbt unsere Gedanken nicht,
altet unsern Geist nicht, wie sie den Geist unserer Vor-
gestaltet hat. Zwischen uns und ihnen ist ein Abgrund,
ır nicht völlig überbrücken können..... Wir haben keinen
Dichter, und unsere Armuth an ihnen wird dadurch nicht
ogen, daß wir einst welche hatten, und daß wir ihre
lesen können und lesen. Daher hat unser Zeitalter, so
s ist, fast in jeder Hinsicht größer, als je die Welt eins
., trotz seiner großen und edeln Gefühle, seiner Duldung
eichen, seiner Liebe zur Freiheit, seiner verschwenderischen,
schweifenden Wohlthätigkeit, einen gewissen materiellen,
sielosen, unheroischen Charakter, der schon manchen, der
bachtete, für seine Zukunft besorgt machte.

Buckle theilt zwar diese Besorgniß nicht, empfiehlt aber die Cultur der Phantasie, als welche, wenn sie auch im praktischen Leben oft misleitet, doch im speculativen als eine der höchsten Gaben Ideen gibt und schöpferisch wirkt. „Selbst praktisch sollten wir sie hegen, denn der Austausch der Gefühle hängt wesentlich davon ab." Besonders seien die Naturforscher wegen des mächtigen Einflusses, den sie in unserer Zeit mehr als irgendeine andere Klasse haben, verpflichtet, die Phantasie zu cultiviren, um die Gesellschaft einigermaßen für den Mangel an Poesie zu entschädigen.

Bei einer andern Gelegenheit, bei Besprechung nämlich der wissenschaftlichen Leistungen John Hunter's, kann Buckle nicht umhin, einzugestehen, daß nicht die großen Experimentatoren, noch die großen Beobachter, noch die sehr Belesenen, noch die sehr Gelehrten, sondern die großen Denker, die unsere gesammte Denkweise revolutionirenden großen Männer, die nur in sehr langen Zwischenräumen auftreten und alsdann das Gebäude des Wissens umformen, die wahren Wohlthäter des Menschengeschlechts sind.

Der Gedanke ist der Schöpfer und Beleber aller menschlichen Angelegenheiten. Handlungen, Thatsachen und äußere Manifestationen jeder Art triumphiren oft eine Zeit lang; aber es ist der Fortschritt in Gedanken, welcher schließlich den Fortschritt der Welt bestimmt.

Diese Anerkennung der Phantasie und des Gedankens, der Poesie und Philosophie, entschädigt für Buckle's sonstige Einseitigkeiten, für seine übertriebene Werthschätzung des inductiven Geistes. Auch liegt in der Hinweisung auf die einzelnen, großen, in langen Zwischenräumen auftretenden Männer, welche die gesammte Denkweise revolutioniren und dadurch die Wohlthäter der Menschheit werden, schon eine Annäherung an den Carlyle'schen Heldencultus. Es sind also doch nicht die Massen und der Zeitgeist, wie Buckle sonst betont, welche den Fortschritt in der Geschichte machen. Die Massen und der Zeitgeist sind oft in einer falschen, verkehrten Richtung befangen, eilen dem Verderben zu. Wäre nun der Zeitgeist, wie Buckle sonst betont, ein unwiderstehlicher Strom, der alles mit sich fortreißt, dem nichts sich widersetzen kann, so wäre, wenn der Zeitgeist dem Verderben zueilt, Rettung vom Verderben unmöglich. Nun ist aber der Zeitgeist kein solcher Strom, dem sich Einzelne, Hochbegabte nicht widersetzen und ihm eine andere Richtung anweisen könnten. Dies eben ist die Bedeutung und die Mission der großen, die gesammte Denkweise revolutionirenden Geister, der großen Gesetzgeber, Religionsstifter, Dichter und Philosophen, dem Zeitgeist die wahre Richtung anzuweisen, ihn von den Irrthümern und Lastern, welche den großen Haufen zum Verderben fortreißen, zu erlösen und zu erretten. Also sind die Individuen nicht so geringschätzig anzusehen, wie Buckle sonst sie ansieht. Es ist eben ein Unterschied zu machen zwischen welthistorischen Individuen, die über die Masse hervorragen, und Individuen, die blos zur Masse zählen. Alles Gescheite, hat schon Goethe gesagt, ist in der Minorität, und übereinstimmend damit sagt Schiller: „Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen."

Das einseitige Studium Buckle's könnte leicht zu über-

triebenem Respect vor dem Zeitgeist und den Massen führen. Ich empfehle daher dem gegenüber zur Ergänzung Carlyle's Werk „Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte", die angeführten Aeußerungen Goethe's und Schiller's, wie:

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.
(Schiller.)

Unstreitig ist der Zeitgeist eine große Macht; aber Macht ist nicht immer auch Recht und Wahrheit.

Sieht man über die Buckle'schen Einseitigkeiten hinweg, so bildet sein Werk eine nützliche und wohlthätige Lektüre. Viele gelegentlich eingestreute Bemerkungen sind so wahr, so treffend, daß man sie nur zu unterschreiben braucht. Man könnte eine ganze Blumenlese solcher Bemerkungen zusammenstellen. Ich theile hier zum Schluß nur einige derselben mit:

Ein Philosoph muß blos auf Wahrheit ausgehen und den praktischen Einfluß seiner Speculationen außer Acht lassen. Sind sie wahr, mögen sie bestehen; sind sie falsch, mögen sie fallen. Aber ob sie angenehm oder unangenehm, ob sie tröstlich sind oder nicht, ob sie gut oder schädlich sind, ist eine Frage, die nicht den Philosophen, sondern den Praktiker angeht. Jede neue Wahrheit, die ausgesprochen worden ist, hat eine Zeit lang Schaden gestiftet; sie hat Unbequemlichkeiten, oft Unglück hervorgebracht, manchmal durch die Störung religiöser oder socialer Einrichtungen und manchmal durch den bloßen Bruch mit alten, beliebten Gewohnheiten des Gedankens. Erst nach einiger Zeit und wenn das Gebäude der Angelegenheiten sich der neuen Wahrheit anbequemt hat, wiegen ihre guten Wirkungen vor; dieses Vorwiegen nimmt immer zu, bis die Wahrheit zuletzt nur Gutes wirkt. Im Anfange ist allemal etwas zu leiden. Und wenn die Wahrheit sehr bedeutend und etwas ganz Neues ist, so ist dieses Leid ein sehr ernsthaftes. Die Menschen beunruhigen sich, sie werden wankend, sie können das plötzliche Licht nicht ertragen, eine allgemeine Ruhelosigkeit überkommt sie, der Anblick der Gesellschaft scheint gestört oder gar verzerrt, alle Interessen, alle Glaubenssätze werden zerstört, ehe neue geschaffen worden sind. Diese Symptome sind die Vorläufer von Revolutionen, sie sind allen großen Veränderungen vorausgegangen, die die Welt durchgemacht hat; und während sie Fortschritt andeuten, wenn sie nicht ausschweifend sind, so drohen sie Anarchie, wenn sie nicht Maß halten. Den Praktikern liegt es ob, solche Symptome zu mäßigen und dafür zu sorgen, daß die Wahrheiten, welche Philosophen entdecken, nicht zu voreilig angewendet werden, damit sie das Getriebe der Gesellschaft nicht aus den Fugen renken, statt es zu stärken. Der Philosoph aber hat nur die Wahrheit zu entdecken und zu verbreiten; und das ist für jeden, wie groß auch immer sein Geist sei, eine hinlänglich schwere Arbeit. Diese Theilung der Arbeit zwischen Denkern und Geschäftsleuten spart Kräfte und schützt beide Theile vor Verschwendung ihrer Talente. Sie stellt einen Unterschied auf zwischen der Wissenschaft, welche die Principien findet, und der Kunst, welche sie anwendet. Ebenso erkennt sie an, daß jeder, der Philosoph und der Praktiker, seine eigene Rolle zu spielen hat und auf seinem Felde Herr ist. Aber es ist eine verhängnißvolle Unklarheit, wenn einer in die Sphäre des andern übergreifen will.

Ebenso wahr wie diese ist folgende Bemerkung:

Der größte Feind des Wissens ist nicht der Irrthum, sondern die Trägheit. Alles, was wir brauchen, ist die Erörterung; dann sind wir sicher, daß alles in Ordnung kommt, wenn wir auch noch so viel Versehen machen. Ein Irrthum bekämpft den andern, jeder zerstört seinen Widersacher und die Wahrheit springt hervor. Dies ist der Verlauf [illegible] Geistesentwickelung, und unter diesem Gesichtspunkt [illegible] Urheber neuer Ideen, neuer Vorschläge und neuer [illegible] die Wohlthäter des Menschengeschlechts. Ob sie recht [illegible] recht haben, das ist das wenigste. Sie wirken zur Aufregung des Geistes, sie bringen seine Kräfte in Thätigkeit, regen uns zu neuer Forschung an; sie bringen alte Gegenstände unter neue Gesichtspunkte; sie stören die allgemeine Trägheit und unterbrechen unsanft, aber mit heilsamer Wirkung [illegible] zum Schlendrian, der die Leute verführt, auf den Wegen ihrer Vorfahren fortzutappen, und jeder Verbesserung im Wege [illegible] als ein beständiges, ein fremdartiges und verderbliches Ding [illegible]

Buckle's Verdienst besteht mit darin, durch seine [illegible] Geschichtsketzereien die Geister aufgestachelt und die Erörterung angeregt, also dem hergebrachten Schlendrian in Bezug auf die Geschichtschreibung entgegengewirkt zu haben. Ist auch nicht alles wahr, was er sagt, so ist doch [illegible] zu weiterm Nachdenken anregend, zur Entscheidung herausfordernd, und damit ist schon viel gewonnen.

Julius Frauenstädt

Trutti-frutti vom Büchertische.

1. Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur von [illegible] Appell. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. [illegible] Engelmann. 1865. 8. 1 Thlr.

Schon in der ersten Auflage hat dies fleißig [illegible] tete Werk in weitesten Kreisen Theilnahme gefunden. [illegible] Monographie der Werther-Literatur hat bei der [illegible] geschichtlichen Bedeutung des Goethe'schen Jugendwerkes größeres Interesse, als sonst derartige Arbeiten [illegible] spruch nehmen dürfen. Der Verfasser sagt selbst [illegible] Vorrede:

In den folgenden Blättern suche man keine Zergliederung, keine „Ausdeutung" des Werther, wie jene zahlreichen Schriften über einzelne Goethe'sche Dichtungen sie gewöhnlich [illegible] es soll hier blos eine Darstellung der Aufnahme und Wirkungen des epochemachenden Buchs gegeben werden — [illegible] geschichtliche Andeutungen, Anekdoten und Actenstücke, bibliographischen Nachweisungen, zur nähern Charakteristik der Werther-Zeit. Selbstverständlich mußte der Verfasser [illegible] solchen Arbeit auf Vollständigkeit und Genauigkeit der [illegible] besonders bedacht sein, und da er aus sehr zerstreuten, [illegible] Theil ganz vergessenen oder fremden Quellen geschöpft [illegible] werden wol selbst die Goethe-Kenner par excellence [illegible] Neue darunter finden. Den übrigen Lesern aber hoffe [illegible] fasser nicht allein dargethan zu haben, welches ungeheure [illegible] sehen der Werther einst erregte, sondern auch, wie hoch [illegible] Dichter in der Kraft seines Genius über seine Zeit [illegible] emporgehoben hatte.

Jedenfalls liefert das Appell'sche Werk den [illegible] welch ausgedehntem Maße der Schiller'sche [illegible] „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner [illegible] auf Goethe's „Werther" Anwendung findet. Und [illegible] ren nicht blos die kritischen Kärrner, welche von [illegible] ten des Genius den Schutt fortfahren, um dann [illegible] zuwühlen; es waren allerlei poetische, welche einzelne [illegible] steine Goethe's zu Eckfteinen neuer Werther-Dichtungen machten. Welch einen Nachhall fand dieser [illegible] allen Literaturen, in der englischen, der italienischen, [illegible] französischen, bis in die chinesische Kunst hinein, [illegible] auf ihren Gemälden den unglücklichen Geliebten [illegible]

rstellte! Er wurde dramatisirt, parodirt, travestirt, als
illet behandelt, ins Weibliche übersetzt, denn es erschie-
i auch Leiden der jungen Wertherin. Ebenso eingrei-
d waren seine Wirkungen in Bezug auf das deutsche
en, welche der zweite Abschnitt unsers Werks, mit An-
ipfung an die biographischen Thatsachen darstellt, die
i zu Grunde liegen. Am verdienstlichsten erscheint uns
dritte Abtheilung, welche die Aufnahme des Romans
i seiten der zeitgenössischen Kritik darstellt, die Kritiken
sämmtlichen Hauptjournalen und Zeitungen damaliger
t, von Wieland's „Mercur" und der „Allgemeinen deut-
n Bibliothek" bis zu Schirach's „Magazin deutscher
tik" und Jacobi's „Iris", aus dem Schutte gräbt. Es
so viel über Schiller und Goethe geschrieben worden,
Literatur, deren Bändereichthum nachgerade auf die
chöpferischen Bestrebungen der Zeit einen erstickenden
fluß ausüben muß. Dennoch fehlt uns ein Haupt-
, ein Werk, welches die dritte Abtheilung der Appell'-
i Schrift verallgemeinert und sämmtliche noch auf-
baren Kritiken der Zeitgenossen über die Werke unse-
großen Dichter zusammenstellt. Wie lehrreich würde
solche Kritikensammlung sein in Bezug auf das Wer-
des Ruhms, auf die gehässige Feindschaft, welche
t dichterischer Größe zu allen Zeiten entgegentrat, wie
reich für die strebenden Dichter der Gegenwart, vor
Dingen aber, welche bunte Musterkarte von Mei-
jen und Ansichten, über die man längst zur Tages-
ung übergegangen ist, würde sich vor unsern Blicken
llen, und auf der andern Seite, wie würde mancher
l, den man jetzt aus blinder Apotheose unserer Clas-
kaum auszusprechen wagt, zu seinem guten Rechte
ten und zur Erweiterung unserer ästhetischen Einsich-
beitragen! Freilich erforderte die Herausgabe einer
n Sammlung einen außerordentlichen Fleiß; denn
lten Zeitungen und Journale sind, mit Ausnahme
ekanntesten, nicht so leicht aufzutreiben. Doch was
Ameisenfleiß betrifft, sind ja deutsche Literarhistoriker
nüdlich, und wenn sie jedes gleichgültige und halb-
ene Zettelchen aus den Papierkörben der Classiker
mentragen, so haben diese Kritiken, in denen sich
fentliche Meinung der Zeit abspiegelt, offenbar ein
:es Recht auf Berücksichtigung.

Wenn wir etwas an der Appell'schen, in der neuen
ge ja wesentlich vermehrten Schrift aussetzen woll-
o wäre es der Standpunkt der Apotheose, auf den
r Autor bei einer Dichtung von großer Bedeutung,
von sehr zweifelhafter Berechtigung fast durchweg
So wird er ungerecht gegen die Gegner, denen
echt hand- und taktfeste Gründe zu Gebote standen
ren Beweisführung unserer, dem Wertherdusel längst
ideten Zeit weit einleuchtender ist, als die verzück-
ifeleien der Wertherianer. Was das absprechende
Appell's über Schwager betrifft, so brachten wir
Bl. bereits eine energische Zurückweisung desselben.

---

e Schleswig-Holstein-Frage hat außer dem Haupt-
poetischer Literatur noch eine etwas seichte, politi-
sche, genrebildlich-anekdotische Nebenströmung hervorgerufen. Unermüdlich ist der berliner Lehrer Wilhelm Petsch, welcher den Feldzug als preußischer Wehrmann mitgemacht, das Selbsterlebte in Vers und Prosa für seine Mitbürger zu verwerthen. Es liegen uns zwei Schriftchen vor:

2. Mein Feldtagebuch. Skizzen und Erlebnisse aus dem letzten dänischen Kriege. Von Wilhelm Petsch. Berlin, Schlesier. 1865. 8. 9 Ngr.
3. In Schleswig-Holstein. Gedichte von Wilhelm Petsch. Berlin, Schlesier. 1865. Gr. 16. 6 Ngr.

Manche frische Schilderung aus dem Feld- und Lagerleben findet sich in dem Tagebuch. In den Zeitungen liest man nur von Heldenthaten; hier lernt man auch den ganzen Jammer des Kriegs kennen. Hübsch erzählt ist die Geschichte von „Heinrich", amusant die Anekdote von der „Gestohlenen Wurst", lebendig die Schilderung der „Knicks" im Winter und Sommer. Es scheint uns in dem allen mehr Poesie zu liegen, als in den Gedichten, welche meist einen volksthümlichen Ton anschlagen, im kleinern Lied manches Ansprechende bieten, doch in der Schilderung der größern Kämpfe bei Düppel, Alsen u. s. w. nicht den rechten epischen Hauch athmen und oft ins Triviale verfallen. Hübsch ist z. B. das Gedicht „Auf Vorposten mit dem Schlußvers:

Das Licht erlischt, es schweigt die Weise,
Ich schreite sinnend hin und her;
Die weißen Flocken fallen leise,
Es rauscht sein Wiegenlied das Meer.

In einzelnen Liedern murrt der „Füselier" gegen das Gesetz der Subordination, das ihm oft Rohes zugemuthet, ihn oft erniedrigt hat.

Eine kurze geographische Skizze der vielbesprochenen Herzogthümer gibt das folgende Werk:

4. Schleswig-Holstein. Land und Leute. Bearbeitet von Günnel. Mit einer Karte. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1865. 8. 6 Ngr.

Wir erhalten hier eine Schilderung der verschiedenen Landschaften und Volkssitten; wir lernen das Marsch- und Geestland, den „dänisch Wohld", die Probstei, die Bauern in Angeln, die Bewohner der friesischen Inseln u. s. w. kennen, und sehen, wie sich der politische Begriff dieser Herzogthümer, die wir zusammenzudenken gewöhnt sind, in ein Aggregat von verschiedenen Volksstämmen auflöst, die sich in Sitte und Lebensweise unterscheiden. Die Darstellung ist einfach, sachgemäß, ohne den belletristischen Anflug, der in solchen Volksschriften immer störend wirkt.

Seine Erlebnisse als dänischer Soldat schildert der Holsteiner Heinrich Martens in der Schrift:

5. Neun Monate unter dem Danebrog. Erlebnisse im 15. dänischen Bataillon. Von Heinrich Martens. Kiel, Schröder und Comp. 1864. 12. 8 Ngr.

Wichtiger als die Darstellung des dänischen Militärhospitals, das „Grützhaus" genannt, weil dort die Grütze als Sättigungs- und Heilungsmittel in enormen Quantitäten verbraucht wird, als die Anekdoten aus der „Marketenderei" und dem Militärarrest sind die Reflexe, welche

durch die Mittheilungen Martens' auf die Stimmung der dänischen Armee und ihrer Offiziere fallen. „Wir wissen nicht, wofür wir kämpfen!" „Gegen eine solche Uebermacht vermögen wir doch nichts!" Das waren die Stichwörter des Tags. Folgende Anekdoten sind noch beweiskräftiger für die kriegsfeindliche Gesinnung der dänischen Krieger:

Unser Regimentscommandeur, Oberstlieutenant Kammerherr von J., ein äußerst liebenswürdiger, humaner Mann, bei dem ich häufig kam, um Dienstbriefe von ihm unterzeichnen zu lassen, empfing mich einst mit den Worten: „Wie nennen Sie das, M., wenn zwei große Schlachterhunde über einen kleinen Familienmops herfallen?" Wohl wissend, was er damit sagen wollte, frug ich ganz naiv, was er damit meine. „Ich glaube, Preußen will die Herzogthümer haben", fuhr er fort. — „Das glaube ich nicht, Herr Kammerherr!" — „Ja, ja!" sagte er, „den Pöbel in Kopenhagen sollten wir zu Paaren treiben. Meinetwegen mögt Ihr ein Schleswig-Holstein errichten, mir soll es gleich sein!"

Als ich meinem Chef, dem Intendanten, Kapitän B., die Nachricht brachte, daß soeben die Ordre eingetroffen wäre, alle Holsteiner sollten nach Hause entlassen werden, sagte er lächelnd: „Aber Sie bleiben doch bei uns, M.?" — „Gewiß nicht, Herr Kapitän!" — „Nun, ich kann es Ihnen nicht verdenken. Ich glaube, es würde keiner von uns bleiben, wenn man uns sagen würde, daß wir gehen könnten."

6. Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W." Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1865. 8. 1 Thlr.

Wer von dieser Schrift etwas anderes erwarten wollte, als ein buntes „Bilderbuch", wie es der Titel bereits verkündet, würde sich freilich getäuscht finden. Es sind Causeries über die Kirche, ähnlich wie die Causeries von Alexander Dumas in Wien, der über die verschiedensten und mancherlei nichtssagende Dinge in angenehmer Weise plaudert. Wir haben hier in bunter Folge Skizzen aus dem Kampfe des Kaiser- und Papstthums, über den Petterspfennig der Deutschen, über die Frau im Leben der Kirche u. s. w. Die Actenstücke der bekannten Graf Schmising-Kerssenbrock'schen Affaire werden uns mitgetheilt, ebenso der Erlaß der drei preußischen Großlogen vom 14. Juni 1864, welcher in der Geschichte der Freimaurerei eine beachtenswerthe Stelle einnimmt, sogar allerlei preußische landräthliche Bekanntmachungen aus jüngster Zeit. Der Standpunkt des Verfassers ist bei aller Anerkennung des religiösen Sittengesetzes kirchlichen Ausschreitungen und Uebergriffen feindlich, die er allerdings mehr anekdotisch als systematisch illustrirt. Daneben geht aber eine nicht minder lebhafte Polemik gegen den Adel, die sich schon in dem Motto ausspricht: „Ist es den Conservativen um König und Königthum zu thun, so sind sie meine natürlichen Freunde; gilt es ihnen aber um Aristokratie und Vorrechte, so bin ich ihr grundsätzlicher Gegner." Der Verfasser behauptet, daß in keinem Lande die Standesverhältnisse so schroff hervortreten, wie in dem Lande der vermeintlich freien Deutschen. Er versucht nachzuweisen, daß in andern Ländern das Vorrecht der Geburt bei weitem mehr als in Deutschland durch die Bildung in Schatten gestellt sei:

Selbst in dem abschreckenden Rußland, wo erst der jetzige menschlichere Kaiser die Leibeigenschaft abgeschafft hat, ist das Vorurtheil der höhern Geburt und der angeborenen [illegible] schon längst durch den Tschin, der Rang, welchen der Staatsdienst, ohne Rücksicht auf die Geburt gibt, gebrochen worden. Wer sich den Doctorgrad auf einer Universität erworben hat, geht dem Hauptmann vor, wenn er auch geborener Graf ist, denn der Doctor hat den Rang des Majors; ja mehrere der Professoren brachten es sogar bald zum Range des wirklichen Staatsraths, gleich dem des Generallieutenants mit der Excellenz", während die Frau seines deutschen Collegen im Vaterlande kaum der Frau eines Lieutenants von Schulze oder von Müller in den maßgebenden Kreisen gleichgeachtet wird.

Dies kirchlich-politische Vademecum wird nicht fehlen, Gleichgesinnte zu unterhalten und damit seinen Zweck zu erreichen.

7. Die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 178[illegible]. Nach einer handschriftlichen Mittheilung von Paul von [illegible] nowski. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 8 Ngr.

Die Schilderung, die uns hier mitgetheilt wird, ist den ungedruckten Memoiren eines pariser Bürgers [illegible] Pitra entnommen, welcher gerade bei dem Beginn der Revolution in Paris eine gewisse Rolle spielte, indem er sowol dem provisorischen Polizeicomité als auch der [illegible] tern städtischen Vertretung von 1789—91 angehörte, besaß daher eine genaue Kenntniß der damaligen Vorgänge, denen er zum Theil als Augenzeuge beiwohnte. Der Herausgeber hat diese Schilderung einer Handschrift entlehnt, welche einen Theil der im großherzoglichen Archive zu Oldenburg befindlichen „Revue littéraire de [illegible] ausmacht. Diese Revue selbst besteht aus Briefen, Mittheilungen mannichfaltiger Art, welche an den [illegible] Peter Friedrich Ludwig während der Jahre 179[illegible] nach Paris geschickt und nach dem Tode des Empfängers von dem verdienstvollen Archivrath, Herrn Dr. [illegible] aus den Originalcouverten herausgenommen, in [illegible] sorgfältiger Weise geordnet worden waren.

Die Schilderung ist lebendig, namentlich treten in [illegible] der Bewegung und des Sturms, Helie, Offizier vom [illegible] ment der Königin, und der Schweizer Hulin, welcher vergebens sein Leben wagte, um den Commandeur der Bastille, de Launay, zu retten, in scharfen Silhouetten vor uns hin. Auch erfahren wir, daß es bei dem Sturm der Bastille nicht an jenen verhängnißvollen Missverständnissen fehlte, welche so oft in Momenten der Aufregung eine friedliche Ausgleichung gehindert und wie heimliche Kriegslisten eines weltgeschichtlichen Demiurgos die Völker gewaltsam auf blutige Bahnen gestoßen.

Weitere Veröffentlichungen aus dieser „Revue [illegible] de Paris" würden gewiß willkommen sein, um [illegible] kommener, als sie der deutschen, noch immer zu [illegible] sausenden Webstuhl der Zeit sitzenden und schlau [illegible] matischen Fäden webenden Geschichtschreibung einige [illegible] Farben auf ihre eintrocknende Palette geben würden.

8. Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten von Max Moltke. Zweite vermehrte Auflage. Leipziger. 1865. 32. 8 Ngr.

Wir glauben auf dies unscheinbare Büchlein [illegible] mehr hinweisen zu müssen, als uns in demselben [illegible] des volksthümlich sangbaren Liedes oft in [illegible]

licher Weise getroffen erscheint. Das ist Fluß und
ß, frisch aus dem Herzen, markig, ohne alle Affecta-
eines bänkelsängerartigen Tons und der holperigen
m, die sich oft als treuherzig zu geben meint, sondern
rischströmenden Versen. Wie reizend ist das „Mor-
ied auf der Wanderschaft“:

Hinter mir ein leis Gewittern,
Vor mir dämmernd Morgenlicht;
Herz, mein Herz, was soll dein Zittern?
Herz, mein Herz, verzage nicht.

Regen, der herabgetroffen,
Ist versiegt am Morgenhauch;
Herz, mein Herz, nun darfst du hoffen:
Deine Thränen trocknen auch.

Sonne nahet immer schneller,
Schon verklärt sie Flur und Wald;
Herz, mein Herz, nun wird es heller
Auch in deinem Innern bald.

Sieh! Die letzten Nebel weichen
Vor des Morgens Hauch und Strahl;
Herz, mein Herz, das nimm zum Zeichen:
Enden wird auch deine Qual.

lnd dergleichen innig-sinnige Lieder gibt es die Hülle
Fülle in dem Büchlein; es ist eine wahre Fund-
für die Componisten. Wie kräftig der „Vaterlän-
Ehrenpreis“:

Land meiner Väter,
Strahlend im Aether
Uralten Ruhms!
Deutschland, du Wiege
Heiligster Kriege,
Herrlichster Siege
Des Menschenthums!

Zu deinem Preise
In neuer Weise
Töne mein Lied!
Heil, wem im Stande
Irdischer Bande
Zum Heimatlande
Gott dich beschied!

Der Völker keines
Schritt groß, wie deines,
Durch Sturm und Wolk';
O du erlauchtes,
Urwaldentdecktes
Gottangehauchtes
Germanenvolk!

Der Menschheit Höhen
In Gottes Nähen
Wandelnd zum Licht,
O klimme weiter
Die Himmelsleiter,
Du Volk der Streiter
Für Recht und Pflicht!

Endlose Bahnen
Oeffnend dem Ahnen
In Zeit und Raum,
Pflanze hienieden
Nimmer geschieden
Frei und in Frieden
Der Einheit Baum!

Im Reich der Geister
Glänzend durch Meister
Jeglicher Kunst,
Du Volk der Wehe,
Der Lieb' und Treue,
Blüh' und gedeihe
Durch Gottes Gunst!

Land meiner Wiege,
Du Land der Siege
Von deutscher Hand!
Dein ist mein Leben,
Dir nur ergeben
Will ich mein Streben,
O Vaterland!

Und wie vortrefflich ist der volksthümliche Ton in dem „Sylvesterabendlichen Rheinübergangslied“ getroffen! Moltke nimmt unter den deutschen Liederdichtern der Gegenwart eine hervorragende Stelle ein. Möchte das bescheidene Büchlein sich den Weg zu allgemeiner Anerkennung bahnen!

9. Lustspiele und Gedichte von August Stobbe. Königsberg, Hübner und Matz. 1865.

Zwei harmlose Lustspiele: „Männer und Frauen“ und „Parlamentarische Studien“ mit ansprechenden Grundgedanken und gefälliger Ausführung gehen einer Folge von Gedichten voraus, welche meistens ihren Ursprung aus den Anregungen des königsberger geselligen Lebens nicht verleugnen. Unter diesen Gedichten finden sich einige, welche den Stempel des Talents unverkennbar an der Stirn tragen, namentlich die Liebeslieder. Die erstern, Schiller, Uhland, Arndt gewidmeten Gedichte athmen das bekannte politische Pathos der preußischen Ostseeprovinzen. Erfreut hat uns besonders das Gedicht „An Karl Rosenkranz“, der für das geistige Leben Königsbergs und für die verschiedensten künstlerischen Richtungen Ostpreußens stets ein bedeutsamer Mittelpunkt bleibt. Das Gedicht ist ein Festcarmen zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seiner königsberger Professur (1858). Die Verse:

— Eine Leuchte war dein Wort, dein Leben,
Der Menschenliebe Flamme zu entzünden —
In alle Seelen, die sich dir erschlossen,
Hat sich die deine warm und voll ergossen —

werden bei allen denen freudige Zustimmung finden, denen der persönliche Verkehr mit dem liebenswürdigen, allseitig gebildeten Gelehrten vergönnt war.

10. Aus Städler's Nachlaß. Vermischte Aufsätze herausgegeben von seinen Freunden L. Rudolph und C. Goldbeck, mit einem Vorwort von C. Mätzner. Berlin, Stilke und van Muyden. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gustav Leopold Städler (1808—65) war Oberlehrer und Professor an der städtischen höhern Töchterschule in Berlin, welche Stellung ihm mannichfache Veranlassung zu Vorträgen verschiedener Art gab. Diese Vorträge erscheinen hier gesammelt; sie sind klar und volksthümlich gehalten und auf jenen Grad der Bildung berechnet, wie er wol Zöglingen weiblicher Erziehungsanstalten bei ihrem Austritt aus der obersten Klasse eigen sein mag; sie werden daher besonders für Leserinnen Werth und Anziehungskraft haben. Trotz ihrer Volksthümlichkeit ruhen sie indeß auf der Grundlage einer tüchtigen philosophischen Bildung. Die eine Hälfte derselben besteht aus „Schiller-

Studien", aus Aufsätzen über Schiller's Gedichte, seinen „Wallenstein", seine „Jungfrau von Orleans" u. s. w. Die Analysen dieser beiden Dramen bieten wenig Neues, können aber dazu dienen, den Gang der Handlung und die Composition, deren Einschnitte sehr richtig hervorgehoben sind, einem etwas unaufmerksamen Publikum zu vergegenwärtigen. Der beste Artikel ist über die sittliche Idee in Schiller's Dramen. Der Verfasser unterscheidet mit Schärfe zwei Dramencyklen, die Jugenddramen, einschließlich des „Don Carlos", und die spätern Dramen in Bezug auf die Stellung der Dramen zur sittlichen Idee, und erblickt in diesem zweiten Cyklus von Dramen gewissermaßen eine Umkehrung des ersten:

Dort war es das Unrecht der Welt, gegen welches sich das sittliche Gefühl empörte; aber gerade die Empörung des Gefühls ist seine Entsittlichung und seine Schuld. Hier dagegen ist es das sich schuldig bekennende Herz, gegen welches vielmehr der Weltzustand in seiner Gerechtigkeit erscheint und uns auffordert, uns auf seine Seite zu stellen.

Für den „Tell" aber, den er das schönste und vollendetste Werk des Dichters nennt, stellt er den folgenden Gesichtspunkt auf:

Die Freiheit, welche wir suchen, kann nur gefunden werden, insoweit wir das Sittengesetz, das dem Weltzustande selber und unmittelbar innewohnt, verehren und zu dem unserigen machen. Erst dann kann es gelingen, das Unrecht, das nicht der Weltzustand, sondern die gesetzlose Gewalt des Schlechten uns bereitet, mit Erfolg zu bekämpfen, und die Würde und Freiheit, die wir, uns selber bändigend, im eigenen Innern befestigt haben, auch draußen auf dem Gebiete des gemeinthätigen politischen Lebens mit Ehren zu behaupten.

Außer den „Schiller-Studien" finden sich Studien über Machiavelli, Dante, Petrarca in dem Stüdler'schen Nachlaß, auch einige Betrachtungen über Schlaf, Tod und verwandte Gegenstände — Skizzen, welche auf den weiblichen Leserkreis berechnet sind und diesem empfohlen sein mögen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Dante-Literatur.

Manuale Dantesco per l'abate *Gius. Jacopo* Prof. *Ferrazzi*. Drei Bände. Bassano 1865.

Dieses Handbuch zu Dante besteht aus zwei Theilen, der „Fraseologia" und der „Enciclopaedia". Erstere enthält eine Sammlung von Redewendungen, welche sich in der „Göttlichen Komödie", den lyrischen Gedichten Dante's, Petrarca's, dem „Rasenden Roland" Ariosto's und dem „Befreiten Jerusalem" befinden, doch mit vorzüglicher Berücksichtigung der beiden angeführten Werke Dante's. Da die einzelnen Wendungen nicht in abgerissenen Sätzen bestehen, sondern die ganzen Stellen mitgetheilt sind, so bieten sie reichlichen Stoff zum tiefern Studium der italienischen Sprache, sowie zur Vergleichung der verschiedenen Ausdrucksweise der italienischen Classiker des 13. und 14. Jahrhunderts.

Der aus zwei Bänden bestehende zweite Theil, die „Enciclopaedia", ist dem König von Sachsen gewidmet und eine sehr schätzbare Arbeit, wie man bisjetzt keine ähnliche besitzt, die das, was der Titel verspricht, übertrifft, indem der „Encyklopädie" zu Dante ein besonderer Anhang über das Leben und über die obengenannten Werke der drei andern großen italienischen Dichter beigefügt ist. Dieser Band enthält die Angabe alles dessen, was bisjetzt von Uebersetzern und Commentatoren, Philosophen und Dichtern, Literaten und Künstlern allerlei Editionen über Dante und seine Werke geschrieben, sowie auch Originalaufsätze über die Werke Dante's im besondere, mit Gewissenhaftigkeit und Kritik geordnete Gruppen eingetheilt sind. So bietet dieses Buch ein leichtes und sicheres Mittel für alle, welche mit Zeitersparniß einen Begriff des weiten und tiefen Wissens Alighieri's, seines moralischen Charakters, seiner politischen Grundsätze und aller bekannten Umstände seines Lebens machen wollen. Deshalb ist es ganz besonders zweckmäßig für diejenigen, welche sich für das Lesen der „Göttlichen Komödie" vorbereiten und sich das Verständniß derselben erleichtern wollen. Es ist hier unmöglich, den ganzen reichen Schatz des Inhalts anzuführen, ich werde mich daher auf einige Bemerkungen über einige Artikel beschränken.

Die chronologische Uebersicht zu Dante's sämmtlichen Werken ist in hohem Grade vollendet und ausgezeichnet, indem der berühmte Verfasser viele Fragen kritisch sichtet und auch mit ausgezeichnetem Fleiße und größter Genauigkeit die durch Dantophilen gemachten Berichtigungen über die Werke Dante's angegeben hat.

Der moralische Charakter Alighieri's tritt am glänzendste hervor. Derselbe ist ganz aus den Werken Dante's geschöpft, sodaß sich Dante hier selbst porträtirt. Die Person des großen Dichters tritt wie ein von seiner Hand gemaltes Bild vor uns hin. So viele Verehrung wir für den Dichter haben, wir haben ebenso noch mehr, wenn es möglich wäre, für den edlen und wandernden Florentiner. In dem Abschnitte über Moralphilosophie Dante's treten Geist und Herz des Florentiners in glänzender Weise hervor. Auch einige Bemerkungen über das so viel geschmähte Mittelalter werden dadurch bedeutend modificirt werden.

Bisjetzt waren, soviel ich weiß, noch nie die historischen Aussprüche, welche man in Dante verehrt, gesammelt worden. Durch das Verdienst Ferrazzi's haben wir nun hier in kurzen Sätzen eine kostbare Zusammenstellung der wichtigsten Lehrsätze über den Stil im allgemeinen und die Poesie und Beredsamkeit im besondern. Besonders vorhebende Erwähnung verdient der Aufsatz: „Dante und die schönen Künste." Hier findet man außer der dichterischen Fähigkeit Dante's noch die, früher nicht von Bearbeiter Dante's berücksichtigte allgemeine und besondere Didaktik der Kunst desselben und daher Erwähnung der Kunstgeschichte, über die Grundsätze der Kunst, Schwierigkeiten, ihren Zweck, über die Begeisterung (inspiratio), die christliche Kunst u. s. w.

Wer ferner alle die Autoren kennen zu lernen wünscht, welche über Dante's Leben und Werke geschrieben

um dieselben zu commentiren, zu erklären und zu übersetzen, der wird in keinem andern Werke eine gleiche Vollständigkeit der Aufzählung finden. In den mit „Vorräger“ (lettori), „Uebersetzer“ und „Bibliographie“ betitelten Abschnitten sind sämmtliche Uebersetzungen in jeder Sprache, alle Arbeiten über Dante und seine Werke, von den allgemeinen Commentaren bis auf die Erklärungen einzelner Stellen, in genauem Auszug angeführt und beurtheilt. Es ist dabei hervorzuheben, daß die deutsche Bibliographie mit besonderer Liebe berücksichtigt wurde. Es wäre gewiß lohnend, auch noch die übrigen Abschnitte zu besprechen, welche sich eingehender mit dem Inhalte der „Göttlichen Komödie“ und anderer Werke Dante's, sowie mit den Gemälden, Fresken, Sculpturen, die sich auf die „Göttliche Komödie“ beziehen; ferner mit den dieselbe nachahmenden oder erklärenden Zeichnungen und Kupferstichen, mit den Dante gewidmeten Büsten und Monumenten; endlich auch mit den encyklopädischen Anmerkungen zu den drei andern großen italienischen Dichtern beschäftigen, und welche, obwol nicht so umfassend, doch nicht minder sachlich abgefaßt und geordnet sind: aber das Gesagte genügt, den Werth dieses ausgezeichneten Werks, welches mit allgemeinem Beifall in Italien aufgenommen wurde, darzulegen. Dasselbe ist jedem Gelehrten von großem Nutzen, jedem Verehrer Dante's, sowie jedem Bibliothekar nothwendig; denn es enthält den vollständigsten Katalog nicht nur von den Auflagen aller Werke Dante's, sondern auch aller lateinischen, deutschen, französischen, spanischen, englischen, russischen, schwedischen und dänischen Uebersetzer, Commentatoren, Erklärer, Kritiker, Kupferstecher, kurz aller, die sich in einer oder der andern Weise mit Dante und seinen Werken, wie auch mit Petrarca, Ariosto, Tasso und ihren Hauptwerken beschäftigt haben. 19.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Eine neue Auflage ist in Deutschland keineswegs die selbstständliche Belohnung eines von Kritik und Publikum anerkannten Werks. Es gibt Werke, welche in der Literaturgeschichte einen dauernden Platz finden und es erst nach einer langen Zeit zu einer zweiten Auflage bringen. Es wäre mislich, in der Zahl der Auflagen einen Werthmesser für die Bedeutung einer Schrift finden zu wollen — nach diesem Maßstab, wenn ein Zeitgenosse angelegt hätte, würde Goethe nicht nur den Hermes und seine „Reise Sophiens“, sondern auch gegen Klopstock den kürzern gezogen haben — mindestens mit der von ihnen veranstalteten Ausgabe seiner Schriften. Die Beliebtheit bei dem gleichzeitigen Publikum ist mehr angenehm für den Autor, als entscheidend für seine in der Folgezeit nachwirkende Bedeutung.

Die meiste Aussicht auf „neue Auflagen“ haben die Werke erster Lyriker, welche Mode geworden sind; die geringste die Werke derjenigen Lyriker, denen diese Prädicate nicht eingeräumt werden können. Es gibt kein Recept für junge Dichter, Mode zu werden; es ist dies eine Gunst des Schicksals, wie das Talent und oft nicht einmal von diesem abhängig. Doch registriren wir gern ein, daß gerade tüchtige Lyriker, wie Uhland, Chamisso, Freiligrath, Geibel u. a. die größte Zahl von Auflagen erlebten, die schönwissenschaftlichen Werken bisher zutheil geworden ist. Ihnen nacheifern mit gutem Erfolg die vielen elegant ausgestatteten Anthologien und Sentenzensammlungen, denn der Deutsche hat eine ganz besondere Neigung für den literarischen Zwischenhandel und liebt es, seine Lektüre aus zweiter Hand zu empfangen. Damit läßt sich auch der buchhändlerische Erfolg der Literaturgeschichten erklären. Wir wollen die Namen unserer Poeten kennen; wir wollen wissen, was an ihnen daran ist; wir wollen etwas an ihren Gedichten herumnaschen, aber beileibe nicht oder sowenig als möglich die Originalsammlungen, die großen Epen u. dgl. m. lesen.

Den größten Erfolg auf dem Gebiete der Romandichtung haben die beiden Romane von Gustav Freytag davongetragen, deren Originalauflagen auf eine beträchtliche Zahl sich belaufen. Ihnen am nächsten stehen die Romane von Karl Gutzkow, Levin Schücking, Heinrich Koenig, die der Luise Mühlbach und Fanny Lewald. Die meisten übrigen Romanschriftsteller haben in Bezug auf künftige Auflagen den Dante'schen Spruch zu lesen: „Lasciate ogni speranza.“ Sie sind resignirt und denken sich auf das Leihbibliothekenpublikum und auf einen Absatz von 4—500 Exemplaren.

Dagegen ist es erfreulich, daß wissenschaftliche Werke in neuester Zeit sich mehrerer Auflagen erfreuen und zwar gerade die tüchtigen und gediegenen. Hoffentlich entwickelt sich dieser erste Anlauf, den der Deutsche nimmt, Haus- und Privatbibliotheken zu begründen, auch in einer für die schöne Literatur förderlichen Weise.

Es liegen uns mehrere neue Auflagen verdienstlicher wissenschaftlicher Schriften vor. Von der „Römischen Geschichte“ von Theodor Mommsen (Berlin, Weidmann, 1865) ist der zweite Band der vierten Auflage erschienen, welcher die Zeit von der Schlacht bei Pydna bis auf Sulla's Tod behandelt und dessen Helden die beiden Gracchen, Marius und Sulla sind. Es ist bekannt, mit wie prägnanter, doch nicht von persönlichen Sympathien und Antipathien freier Charakteristik Mommsen seine Helden zeichnet, und so treten auch in diesem Bande der „unter die Aristokraten verschlagene Bauersmann“ und der „Don Juan der Politik“ in sehr scharfer Silhouettirung vor uns hin.

In zweiter Auflage liegt auch der zweite Band der „Griechischen Geschichte“ von Ernst Curtius (Berlin, Weidmann, 1865) vor uns, welcher die interessanteste Epoche der griechischen Geschichte, die Zeit der Freiheitskriege gegen die Perser und des Peloponnesischen Kriegs behandelt. Curtius ist bekanntlich in seiner Darstellung schlichter, weniger genial als Mommsen; seine Charakteristik athmet mehr Wärme, als daß sie Schärfe zeigt. Die Culturentwickelung, Literatur und Kunst wird von beiden Autoren gleichmäßig berücksichtigt.

Auch L. Preller's „Römische Mythologie“ (Berlin, Weidmann) ist in einer zweiten, von Reinhold Köhler revidirten und mit literarischen Zusätzen versehenen Auflage erschienen. Der Herausgeber hat, mit Ausnahme kleiner Verbesserungen, den Text nicht verändert und nur in den Anmerkungen Verweisungen auf die seit 1858 erschienene einschlägige Literatur in Klammern beigefügt. Das Werk selbst ist bekannt als eine gründliche, aus den Quellen selbst geschöpfte Darstellung der römischen Mythologie auf streng historischer Grundlage ohne den Apparat speculativer Constructionsversuche.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist zu erwähnen, daß die beiden ersten Bände von Hermann Hettner's „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (Braunschweig, Vieweg u. Sohn), einem der interessantesten und bedeutendsten Werke dieses Fachs, bereits ebenfalls in neuer Auflage erschienen.

Daß die eleganten naturwissenschaftlichen Schriften neue Auflagen erleben, ist wol selbstverständlich; desto erfreulicher aber,

daß die gediegenen Quellenschriften unserer Gelehrten, die sich ebenfalls an das große Publikum wenden und von denen jene bildergeschmückten populären Darstellungen den Rahm abschöpfen, ihnen hierin noch den Rang ablaufen.

In fünfter wohlfeiler Auflage erscheinen Justus von Liebig's „Chemische Briefe" (Leipzig, C. F. Winter, 1865), ein Werk, welches in Bezug auf innern Werth sich unmittelbar an Alexander von Humboldt's Schriften anlehnt, in Bezug auf seine praktische Nützlichkeit ihnen aber noch vorangeht. Die durchaus sachgemäße Haltung thut wohl gegenüber mancherlei schöngeistig flunkernden Producten des Büchermarkts. Verständlich auch für den Laien und doch mit wissenschaftlicher Begründung räumen diese „Chemischen Briefe" energisch unter den alten Vorurtheilen auf, welche noch in unserer Haus- und Landwirthschaft eine große Rolle spielen.

Daß Reiseschriften neue Auflagen erleben, gehört zu den Seltenheiten. Adolf Stahr's „Ein Jahr in Italien" (Oldenburg, Schulze) liegt in dritter neu durchgesehener Auflage vor und muß so auf diesem Gebiet für einen weißen Raben gelten. Mit Recht ist das Werk beliebt, wie es einst bei unsern Vätern und Müttern die italienische Reisebeschreibung des Schlesiers Kephalides war. Durchaus warm, lebendig, eingehend in künstlerischer Betrachtung und das italienische Colorit treffend in Genrebild und Landschaft, erweckt es bei den Lesern die lebhaftesten Sympathien für das schöne Land und hält sie fest durch kenntnißreiche Vertiefung in seine bedeutsamen Schätze.

Neue französische und englische Werke.

Victor Hugo's neueste Sammlung von Gedichten: „Les chansons des rues et des bois" hat einen unglaublichen Erfolg. Die erste Auflage war gleich nach dem Erscheinen vergriffen, jetzt ist man schon bei der vierten und fünften. Das Genie des Dichters zeigt sich übrigens in denselben nicht von seiner ungeheuerlichen Seite; die „Chansons" sind einfache, liederartige Lyrik. Von Guizot's „Mémoires" erwartet man den letzten Band gegen Ende dieses Jahres. Guizot's College in dem Ministerium der Julidynastie, Thiers, hat sich aus der lärmenden Politik des Tags, wo er dem dritten Napoleon Opposition machte, und aus der bändereichen Production, welche den ersten verherrlichte, zu den bescheidenen Anfängen seiner Studien zurückgezogen. Er begann nämlich seine literarische Carrière als Kunstkritiker und arbeitet jetzt an einer „Geschichte der Kunst", von welcher der erste Band demnächst erscheinen wird und welche die größten Erwartungen rege macht.

Ueber das Werk: „Transsylvania, its products and its people" von Charles Boner, einer Charakteristik Siebenbürgens aus der Feder eines englischen Autors, welcher in Deutschland so gut wie eingebürgert ist und sich als Reisender, Dichter und Gemsjäger einen Namen gemacht hat, bringt das „Athenaeum" eine sehr eingehende und anerkennende Kritik. Als Curiositäten des englischen Büchermarktes sind ein Prosagedicht: „Possismus" von Young England zu nennen, welches sich selbst auf dem Titel als ein Paradoxon bezeichnet und die Verwandtschaft des Genies und des Wahnsinns besonders hervorhebt; dann ein Lehrgedicht über den Thee von Charles Barrell Coles, welches an Cowper's kräftige Behandlung des gleichen Themas nicht von fern heranreicht und mehr statistisch und nationalökonomisch ist als poetisch. Eine „Private history of a Polish Insurrection" hat der letzte Specialcorrespondent der „Times" in Polen, Sutherland Edwards, veröffentlicht. Den frühern Uebersetzungen des Sophokles von Dale, Potter, Francklin hat sich eine neue von Plumptre angeschlossen, welche Chorgesänge und Dialog in demselben blanc-vers behandelt.

Die „Bibliothek ausländischer Classiker".

Die vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen herausgegebene „Bibliothek ausländischer Classiker" schreitet rüstig fort. Es liegt uns gegenwärtig die elfte bis zwanzigste Lieferung vor. Außer einer Uebersetzung der „Divine von F. W. Ehrenthal und einer Uebertragung der Bauernovellen von Björnstjerna Björnson aus dem Norwegischen von Edmund Lobedanz liegen meistens Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen vor. Der formgewandte Wilhelm Jordan, der namentlich den markig-knorrigen Ton, der oft in der Shakspeare'schen Diction herrscht, glücklich zu treffen weiß, übersetzte „König Lear"; Karl Bartsch die Lieder und Balladen von Robert Burns; Wilhelm Schaeffer einige Dichtungen von Byron: „Die Belagerung von Korinth", „Die Gefangene von Chillon", „Die Insel"; Heinrich Viehoff Walter Scott's „Fräulein vom See"; Adolf Laun Molière's Charakterkomödien und August Cornelius George Sand's ländliche Erzählungen. Wir werden auf einzelne dieser Uebersetzungen gelegentlich zurückkommen. Interessant ist besonders die Parallele zwischen Jordan's „König Lear" und der Uebersetzung dieser Tragödie von Friedrich Bodenstedt, welche soeben im Decker'schen Verlag in Berlin erschienen ist. Beide Autoren, welche sich über principielle Fragen der Uebersetzungskunst jüngst gestritten, treten jetzt wieder wie bei den Sonetten Shakspeare's als praktische Rivalen auf.

Bibliographie.

Bögh, E., Der Theaterteufel. Nach einer dänischen Novelle. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 15 Ngr.

Byr, R., Nana Nenn und Dreizehn. Biographisches Gemälde aus den deutschen Freiheitskämpfen. Innsbruck, Wagner. 8. 2 Thlr.

Chelidonostrubiomachia oder Schwalben- und Sperlingskrieg. Epos in 12 Gesängen verfaßt von H. A. P. Maichin, Wendt. Gr. 16. 1 Thlr.

Cobb, E., Maggie Burns. Eine Geschichte aus den amerikanischen Freiheitskämpfen. Aus dem Englischen von L. Jacobi. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr.

Collins, W., Armadale. Roman. Aus dem Englischen der Charlotte Scott. 1ster und 2ter Bd. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Gustav Mayer. 1866. 8. à 20 Ngr.

Conscience, H., Ausgewählte Werke. Unter Mitwirkung des Verfassers deutsch von J. W. Wolf. 1stes und 2tes Bdchn. Bonn, Emil Strauß. 12. 22½ Ngr.

Dalton, H., Geschichte der reformirten Kirche in Rußland. Eine historische Studie. Gotha, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ehrt, C., Versuch einer Darstellung der hebräischen Poesie nach Beschaffenheit ihrer Stoffe. Dresden. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Evangelium der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf das Gesetz und Sittengesetz. Für Gebildete. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fastenrath, J., Ein spanischer Romanzenstrauß. Leipzig, Gustav Mayer. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Foudras, Marquis de, Ein abenteuerliches Leben. Roman. Aus dem (von W. H.) Wien, Geistler. Br. 8. 24 Ngr.

Fullerton, Lady G., Seltsam, aber wahr. Roman. Aus dem Englischen von Hermine Frankenstein. 2 Thle. Wien, Geistler. 8. 24 Ngr.

Graupner, K., Gedichte. 1stes Bdchn. Gedichte religiösen Inhalts. Chemnitz, Focke. 8. 20 Ngr.

Helmholtz, H., Populäre wissenschaftliche Vorträge. Heft 1. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Ploennies, Luise v., Joseph und seine Brüder. Stuttgart, Liesching. 1866. 16. 12½ Ngr.

Prowe, L., Ueber die Abhängigkeit des Copernicus von den Gelehrten griechischer Philosophen und Astronomen. Vortrag. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 6 Ngr.

Radics, P. v., Der verirrte Soldat oder: Des Glück's Fluch. Ein deutsches Drama des 17. Jahrhunderts aus einer Handschrift der k. Studienbibliothek in Laibach. (Mit einer Einleitung: Wolf Freiherr Graf v. Auersperg [1610—1673] der Theatermäcen, und einem Anhang: Theatralische Aufführungen in Laibach im 17. und 18. Jahrhundert, slovenische Dramen und die slovenischen Aufführungen im Landes-Theater.) Agram, Suppan. Gr. 8. 20 Ngr.

Reich, E., Ueber Unsittlichkeit. Hygieinische und politische Studien. Neuwied, Heuser. 1866. 8. 1 Thlr.

Sach, A., Hans Brüggemann. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Herzogthümer. Schleswig, Schulbuchh. Lex.-8. 20 Ngr.

Seinecke, F., Das Leben des Weibes in Sprüchen und Bildern der Dichter. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1866. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Taubert, E., Brautgeschenk. Liedercyclus in 3 Kapiteln. Op. 7. Heinicke. 1866. 16. 20 Ngr.

Thusnelda, das schöne Burgfräulein, oder: die Rache. Romantische Erzählung nach einer alten Chronik aus den Zeiten des Faustrechts und der Kreuzzüge. 3 Bde. Leipzig, Häfele sen. 8. 1 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 7. vermehrte Aufl. 3 Lief. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Wood, Mrs. H., Lady Flavia. Roman. Deutsch von E. Pelz. 2 Bde. Stuttgart, E. Ebner. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte und Dramen.

buch der neuern deutschen Lyrik, 6. Aufl., geb. 1⅔ Thlr., achtausgabe, geb. 3 Thlr. — **Boysen van Nienkarken, Leeder** Stückschen in Ditmarscher Platt, geb. 1 Thlr. 18 Ngr. — **ttschall's Dramatische Werke**, 1.—4. Bändchen à 15 Ngr. — **egorovius, Euphorion**, cart. 1 Thlr. — **Gutzkow's Dra**ische Werke, geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta; Zopf und Schwert**: à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in** 15. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester** und, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen; Unter dem Halbmond**; **ue, liebe, lebe**: geb. à 1 Thlr.; **Die Psalmen**, geb. 2½ Thlr. **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **idasa, Sakuntala**, geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **tum, Die Inselstadt**, 11. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm ller, Gedichte**, 4. Aufl., geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; **Ausge**lte Gedichte, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, geb. Thlr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, 10. Aufl., geb. hlr., 1⅓ Thlr. u. 2 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., geb. 3 Thlr.; **ichte**, 3. Aufl., geb. 1⅓ Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **e Gedichte; Für das Haus**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Fromme er**, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder**, geb. Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Deutsche Clas**r des Mittelalters: I. **Walther von der Vogel**le, herausg. v. **Pfeiffer**; II. **Kudrun**, herausg. v. **tsch**, geb. à 1⅓ Thlr.

Unterhaltendes und Belehrendes.

von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow, Die Ritter vom Geiste**, **ufl.**, geb. 8⅔ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., 7½ Thlr.; **Die Curstanden**, cart. 12 Ngr. — **Goltz, Jugendleben**, 2. Aufl. 2⅔ Thlr. — **Schücking, Ausge**e Romane, 12 Bändchen, geb. 7 Thlr. — **Lichtstrahlen**: **. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; W. v. oldt; F. Schleiermacher; Shakspeare als Lehrer der hheit**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Arthur Schopenhauer**, geb. Thlr. — **Joachim Nettelbeck**, geb. 1⅓ Thlr. — **W. von rmann, Goethe und Leipzig**, 3 Thlr. — **Lewes, The of Goethe**, 2. edition, geb. 3½ Thlr. — **Oppermann, Nietzschel**, geb. 2 Thlr. — **A. von Wolzogen, Rafael**, cart. 1 Thlr. — **Moses Mendelssohn's Gesammelte ten**, 5⅓ Thlr. — **Buckle, History of Civilization**, ⅔ Thlr. — **Strauß, Ulrich von Hutten**, 6 Thlr.; **Das Jesu**, 2. Aufl., geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Bunsen's erk**, 1. 2. 4. 5. u. 9. Band, geb. 2⅔ Thlr., ., 2½ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — **Aus den Papie**er Verborgenen, geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, star**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der part**, 1., 2., 3. Sammlung, geb. à 2 Thlr. — **F. v. r, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., geb. 7 Thlr. — **Gregorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bände, geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 10 Thlr. — **Polak, Persien**, 4 Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 6 Thlr. — **Bámbery, Reise in Mittelasien**, 3 Thlr. — **Jessen, Botanik**, 2½ Thlr. — **Schoedler, Chemie**, 3. Aufl., cart. 2⅓ Thlr. — **Staedler, Geographie**, geb. 2½ Thlr. — **Lewes, Physiologie**, geb. 3⅔ Thlr. — **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. herausg. v. **J. J. v. Tschudi**, geb. 9 Thlr.

Illustrirte und Prachtwerke; Atlanten.

Goethe-Galerie u. **Schiller-Galerie** von **F. Pecht** u. **A. v. Ramberg**, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgabe, geb. à 30 Thlr. — **Lessing-Galerie** von **F. Pecht**, 1. Lieferung 1⅓ Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Folgen, geb. 17 Thlr., einzeln geb. à 5¾ Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von **J. Baumgarten**, geb. à 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Washington Irving**, illustrirt von **H. Ritter** u. **W. Camphausen**, deutsch und englisch geb. à 6 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Band geb. 8⅓ Thlr., 2. Band geb. 7 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, 15 Thlr., cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr.; **Ausgabe ohne Text**, cart. 6⅔ Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, 6 Thlr., cart. 6¾ Thlr., geb. 7 Thlr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, Elfte Auflage, 1.—6. Band, geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. und 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, geb. 23⅓ Thlr., 24 Thlr. und 24⅓ Thlr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon, Zweite Auflage**, geb. 7⅓ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 7 Bände geb. à 2 Thlr. 24 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 1. u. 2. Band à 3⅓ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, 1.—11. Lieferung à 20 Ngr.

Jugendschriften.

Kinderleben, illustrirt von **Ludwig Richter**, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder**, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl., cart. 15 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein**, 3. Aufl., cart. 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont, Le Magasin des Enfants**, geb. 1 Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

usführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1865) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

In der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zur Genesis der ersten Theilung Polens.

Von **Dr. Johannes Janssen**, Professor der Geschichte zu Frankfurt. 8. VIII u. 186 S. 22 Sgr., 1 Fl. 12 Kr.

Diese durchaus objective Schrift bespricht zunächst die verschiedenen Theilungsprojecte aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und entwickelt dann die Genesis der ersten Theilung auf Grund der geheimen Instructionen und Briefe der Czarin Katharina, des Briefwechsels Friedrich's II. mit seinem Bruder Heinrich und seinem Gesandten in Petersburg und bisher für die Darstellung des Gegenstandes noch nicht benutzten, zahlreichen und eingehenden Berichte der päpstlichen Nuntien in Warschau. Letztere bilden auch die Hauptquellen für die Schilderung der innern Zustände Polens.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By **HENRY THOMAS BUCKLE.**

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine ausserordentliche Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigern Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

Soeben erschienen im unterzeichneten Verlage und finden sich überall vorräthig:

Sechzehn erzählende Dichtungen

von

Alexander Petőfi.

Aus dem Ungrischen

metrisch, und unter Beobachtung absoluter Reimkorrektheit übersetzt

von

K. M. Kertbeny.

Dritte, völlig neu bearbeitete und wesentlich vermehrte Ausgabe.

Mit Porträt des verewigten Dichters.

Prag 1866.

Verlag von A. G. Steinhauser.

London. Williams and Norgate. Paris. Haar und Steinert.

320 Seiten Prachtdruck.

Preis: broschirt 1 Thlr., fein gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

A. Petőfi bedarf, auch außer Ungarn, nicht mehr der Anpreisung. Durch zahlreiche Uebersetzungen, die indeß bisjetzt für nichts weniger als seiner würdig gelten, gehört dieser größte Dichter Ungarns und aller Völker bereits der Weltliteratur an.

K. M. Kertbeny machte vor 20 Jahren Europa zuerst auf diesen herrlichen Stern aufmerksam und hat ihn wiederholt seither übersetzt, doch, wie er selbst eingesteht, waren seine Uebersetzungen bisher unzulänglich.

Er hielt es nun für Pflicht als Abschluß so vielerlei Experimente das möglichst Vollendetste zu versuchen, womit er zugleich eine Rückert- oder Platen'sche Correctheit anstrebte. Nach jahrelangen Mühen liegt nun das in seiner Ausstattung prachtvolle und correcte Werk der Oeffentlichkeit vor, welche der Richter desselben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ARENDTS'
NATURHISTORISCHER SCHULATLAS

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

667 Abbildungen in Holzschnitt auf 48 Tafeln, nebst erläuterndem Texte.

4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Arendt's „Naturhistorischer Schulatlas" ist bereits in vielen öffentlichen und Privatschulen eingeführt worden. Die vorliegende, rasch nöthig gewordene zweite Auflage, wesentlich verbessert und vermehrt, sichert dem Werke eine größere Verbreitung.

Was für den Unterricht in der Geographie der gewöhnliche Schulatlas, das bietet für den Unterricht in der Naturgeschichte Arendts' „naturhistorischer" Schulatlas: ein unentbehrliches pädagogisches Hülfsmittel, das zu jedem Lehrbuche der Naturgeschichte, mit Hülfe des beigegebenen Textes aber auch auch zum Selbstunterricht gebraucht werden kann. Die zweite Auflage ist um 15 Tafeln mit 279 Figuren vermehrt worden, sodaß Zoologie, Botanik und Mineralogie jetzt in gleichmäßiger systematischer Ordnung vertreten sind.

Durch den bei der sorgfältigen Zeichnung und correcten Ausführung der Holzschnitte außerordentlich billigen Preis wird die Anschaffung des Werks in Schulen sehr erleichtert.

Soeben erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch

zu der

NIBELUNGE NOT (LIED)

Von

August Lübben.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 22½ Sgr.

Gerhard Stalling in Old[enburg]

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Tagebuch

einer Griechischen Reise

von

F. G. Welcker.

Zwei Bände. 8. Geh. Preis 3⅓ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 21. December 1865.

Inhalt: Neue Theaterschriften. Von Feodor Wehl. (Beschluß.) — Ueber das Seelenleben der Thiere. Von E. Schnellen. — Tutti-frutti vom Büchertische. (Fortsetzung.) — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Vom Weihnachtstisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Theaterschriften.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Selten oder nie hat ein Intendant verstanden, die Mitglieder seiner Bühne anzuspornen, zu treiben, sich durch sich selbst zu bilden, wie er. Es ist eine Lust, aus dem Anhange des Koffka'schen Buchs die Protokolle des Mannheimer Theaterausschusses kennen zu lernen und daraus zu ersehen, wie edel und würdig Dalberg die Sache nimmt, wie scharf er den Darstellern ins Gewissen redet und sie durch seine Kritik zu heben trachtet. Unter dem 3. Mai 1782 schreibt er:

Jeder gute Schauspieler, welcher einmal kleine Rollen zu spielen hat, denke an die Achtung, die er dem Publikum und seinen Mitspielern schuldig ist; die Kunst zum Handwerk macht, wenn man in kleinen Rollen, durch einen kleinen Beitrag, auch beweist, daß er zur Vollkommenheit des Ganzen arbeitet, und sich nicht immer allein zum Gegenstand der Vollkommenheit eines Schauspiels hat.

An einer andern Stelle sagt er:

Bei kleinern Rollen studire der Schauspieler mehr den Geist des Stücks und nehme die größern Rollen zum Maßstab des Spiels an. Bei größern aber sei er mehr auf sich acht.

Ueber Shylock läßt er sich folgendermaßen aus:

Shylock ist die Hauptfigur im Stück, das übrige ist Schatten um ihn, gemacht, um den Charakter des Juden ins Licht zu setzen. Die jüdische Sprache und die eigenen Geberden dieses Volks haben so etwas Eigenes, Ausgezeichnetes, daß deren Darstellung auf der Bühne wirken muß; wenn sie in den gemeinen Schranken der Natur gezeichnet werden, wozu freilich Talent erfordert wird. Die Art, diese Rolle ganz im jüdischen Ton zu spielen und bis ans Ende in gleicher Stimmung auszuhalten, verdient großen Beifall und that dem Stücke sehr gut; brächte Leben in das Ganze, das sonst, seines romanhaft unwahrscheinlichen Gangs und seiner etwas frostigen Scenen *) weniger Beifall würde gefunden haben.

Sehr bedeutsam ist, wenn er einmal folgendermaßen sich vernehmen läßt:

Wirket und täuschet, seien des Schauspielers — denket und ordnet das Publikum, wo es blos schauen und empfinden soll, so raubt es sich allen Genuß — und geschehen ist es um eine Vorstellung. Es geht beinahe kein Repertorium vorüber, wo ich nicht wechselseitig dem mannheimer Publikum und denen Schauspielern im Schauspielhaus laut zurufen möchte: denkt und ordnet doch nicht da, wo ihr blos wirken und täuschen sollt — und liebes Publikum, schaue und empfinde doch mehr, als du zu denken und zu ordnen und zu prüfen suchst.

Unter „Allgemeinen Betrachtungen" gibt er einmal folgende Aussprüche:

Was ist die wahre Natur auf der Bühne? Natur ist anschauliche, lebendige Darstellung mancherlei Charaktere und menschlicher Begebenheiten, aus dem Kreise der Schöpfung genommen und in den engen Raum der Bühne nach gewissen Conventionen und bestimmten Regeln gebracht. Natur auf der Bühne setzt also Convention, Regeln und Kunst voraus. Die Handlung auf dem Theater geht auf Bretern, zwischen Leinwand und Pappdeckel, von Lämpchen beleuchtet, vor und ist auf gewisse Stunden beschränkt. Theatralische Darstellung erfordert also denselben Maßstab zu ihrer Wirkung, dessen sich der Theatermaler zu seinen Decorationen bedient: stärkern Farbenauftrag, mehr Frescomalerei als Miniatur, und überhaupt starke Lichter und Schatten. Durch diesen stärkern Auftrag der Farben allein wird beim Zuschauer Täuschung erwirkt; denn jedes kleine, fein ausgemalte Detail geht seinem Auge verloren, oder wird sehr schwach. Man kann diesen Grundsatz theatralischer Malerei vollkommen auf des Schauspielers Vortrag seines darzustellenden Charakters anwenden. In den meisten Stücken wird hier der Conversationston zu viel beibehalten; es werden überhaupt zu wenig starke Schatten und Lichter angebracht, und indem die vorzüglichsten Mitglieder unserer Bühne der Natur getreu bleiben wollen, vergessen sie, daß Natur im gewöhnlichen menschlichen Leben nicht Natur auf der Bühne ist.

Aber er hielt sich nicht immer so allgemein; er tadelt an Fräulein Ziegler ein zu häufiges Schluchzen in einer Rolle, an Iffland einmal eine zu große Kälte, an Frau Curioni, daß sie „die meisten Silben in der Declamation zu sehr dehnt und fast immer auf die Selbstlauter den Accent legt, wodurch die Sprache schleppend und der Dialog langweilig wird".

Aber auch damit war er nicht zufrieden. Er ruhte nicht, bis er auch die Darsteller selbst zu Kritiken brachte, bis er sie veranlaßte, mit dramaturgischen Abhandlungen und Vorschlägen hervorzurücken, deren eine ganze Reihe erfolgten. Man beantwortete die Fragen: „Was ist

*) Man muß hier an die alte, erste Einrichtung denken.

Natur und welches sind die wahren Grenzen derselben bei theatralischen Vorstellungen?" „Wodurch unterscheidet sich die Laune von der Kunst des Schauspielers und welches sind die Grenzen von beiden?" „Was ist Anstand auf der Bühne und welches sind die Mittel, selben zu erlangen?" „Wenn französische Tanzspiele auf der deutschen Bühne gefallen, und wie müssen sie vorgestellt werden, wenn sie allgemeinen Beifall erhalten sollen?" „Ist das Händeklatschen oder eine allgemein herrschende Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?" und „Gibt es allgemeine sichere Regeln, wodurch bestimmt werden kann: wenn eigentlich der Schauspieler in seinen Reden Pausen machen muß?"

Man sieht, es sind wichtige und weitgreifende Erörterungen, die hier gepflogen werden, und zwar mit so viel Ernst, Sachkenntniß und gutem Willen, daß sie noch heute, so wie sie im Koffka'schen Buche vorliegen, nachdrücklichst unsern Schauspielern zu empfehlen sind. Sie erhalten darin von tüchtigen Fachgenossen höchst praktische und beherzigenswerthe Regeln und Aufschlüsse für ihre Kunst. Die, welche sich an der Beantwortung der genannten Fragen betheiligt haben, sind: Meyer, Rennschüb, Beil, Iffland, Beck. Letzterer erhielt die dafür ausgesetzte Preismedaille, hauptsächlich wol, weil er in seinen Auseinandersetzungen kurz, gedrungen und wenn auch überall die praktischen Zwecke im Auge, doch zugleich einen Anflug von Idealismus hat. Iffland schreibt frei und oft sehr geistvoll, wird aber meist weitschweifig und manchmal sogar trivial. Zu lernen ist jedoch aus allen Abhandlungen, wie und von wem sie auch sein mögen.

Wenn man übrigens solchergestalt das mannheimer Theater vollauf mit künstlerischen Zwecken beschäftigt findet, so muß man sich nicht einbilden, es habe das Institut nicht auch mit Mühen und Sorgen zu kämpfen gehabt. Schon 1787 begannen materielle Calamitäten; man fing von München aus mit den Zuschüssen zu knausern an; man verlangte Einschränkungen und bekrittelte nöthig erachtete Engagements als überflüssig, sodaß Dalberg alle Hände voll zu thun hatte, den Hof der Unternehmung nur halbwegs gewogen zu erhalten. Später kamen die Kriegsbedrängnisse von 1794, infolge deren wegen Stockung der Finanzen das Schauspiel gänzlich unterbleiben sollte. Wieder mußte Dalberg Himmel und Erde in Bewegung setzen, der Anstalt nur das Leben zu fristen, die durch Iffland's Abgang aber einen unheilbaren Schlag erhielt und dann nie wieder zu alter Herrlichkeit erstanden ist.

Dalberg blieb im Amte bis zum 20. Juni 1803, wo er wegen Störungen des Geistes zurücktreten mußte; am 27. Sept. 1806 erlag er seinen Leiden.

Wir aber enden am besten wol unsere Besprechung mit denselben Worten, mit denen Koffka seine Darstellung abschließt:

> Unsere Geschichte, welche wir getreu nach den actenmäßigen Aufzeichnungen vorgeführt haben, die Handlungen Dalberg's, wie sie darin geschildert sind, seine Anordnungen, Ansichten und Urtheile sprechen besser für seinen persönlichen und sittlichen Werth nicht minder, wie für seine Verdienste um die dramatische Kunst, als es eine noch so warme Lobrede derselben thun könnte.

Eine solche wird dadurch vollständig überflüssig. Aus der Kritik die Ueberzeugung hervor, daß eine zweckmäßig organisirte Bühnenverwaltung kein besseres Vorbild haben kann, als sie sich in der classischen Theaterzeit Mannheims zeigt; und wenn nach den Ueberlieferungen der Geschichte früher in andern Epochen so müßte in Zukunft jedesmal, wenn es sich um die Einrichtung eines der Kunst, nicht den persönlichen Launen dienenden Theaters handelt, der Ruf laut werden: Ist kein Dalberg da!

Ein Buch, das sich in gewisser Beziehung den besprochenen anschließt, betitelt sich:

2. Zur Geschichte des weimarischen Theaters, von E. W. Vehse. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ebenfalls mit vieler Hingabe an die Sache mit einer wohlthuenden Wärme sowol als feinem Takt abgefaßt.

Den Hauptinhalt bildet eine Abhandlung: „Der Vers im Drama", worin historisch genau und eingehend, Schritt für Schritt die Bemühungen und Anordnungen nachgewiesen werden, denen Goethe und Schiller sich unterzogen, um den Vers, „diesen Hebel der Illusion", wie unser Verfasser sehr richtig sagt, der deutschen Bühne zu erobern, um mit dieser Eroberung zugleich der realistischen Schule der Schauspielkunst die ideale gegenüberzustellen.

Wir haben aus dem Koffka'schen Werke ersehen können, wie in Mannheim die jungen Darsteller, entzückt begeistert von dem Spiele Schröder's, der dort gastirte, sich der realistischen Schule zuwandten und wie Iffland einer ihrer Hauptträger wurde.

Dalberg selbst, das ist hier hervorzuheben, wollte auch dieser Schule Vorschub leisten, ging darum in seinen künstlerischen Anschauungen keineswegs mit Sack und Pack zu ihr über. Aus seinen Aussprüchen und Urtheilen hellt zur Genüge, daß er der darstellenden Kunst auch hin eine gewisse Idealität gewahrt und darum auch Vers erhalten wissen wollte. Zu diesem Ende hat selbst ein paar Uebersetzungen von Dramen in Versen geschrieben. Iffland aber, der allerdings später die tische Form in der höhern Tragödie verwarf und schiedener Feind der Rhythmen und des Verses war, hielt aus seiner mannheimer Jugend und Dalberg's doch noch immer so viel Pietät für die Dichtung bundener Rede, daß er Tell, Wallenstein und den Chorführer in der „Braut von Messina", wie Augenzeugen erzählen, nicht nur mit entschiedener Meisterschaft sondern sogar mit großer Freude gespielt hat. Schröder dagegen, wenn er anfangs auch schon Schiller's Genie anerkannte und demselben entgegenkam, ging in seinem Unwillen und Verdruß gegen alles Poetische und so weit, daß er nach einer Mittheilung Klingemann's erklärte, wie er Schiller's Tod in Beziehung auf die Bühne durchaus für keinen Verlust halte, weil dessen regelmäßigkeiten und Ausschweifungen dieses Talent seinen letzten Werken immer weiter gediehen wären zu nichts Gutem hätten führen können.

Um derlei Absurditäten zu begreifen, muß man was unser Autor über den Kampf berichtet, der mals (etwa 1800) über die Frage entspann: ob

ür das Drama passe oder ob nicht vielmehr Prosa in emselben herrschen solle?

Jakob Engel, der Verfasser des „Philosophen für die Welt“ und des „Lorenz Stark“, eine Zeit lang mit der eitung des berliner Theaters betraut und als Autor der rühmten „Mimik“ gewissermaßen Meister vom Stuhl der Dramaturgie, hatte geradezu erklärt, daß es widerinig sei, Schauspiele in Versen zu schreiben.

Diese Erklärung paßt zu der Epoche der platten, chternen Natürlichkeit, die damals in Deutschland im chwange war und welche ihre Entstehung dem an sich nst tüchtigen und braven Friedrich Nicolai, nach Schelg's Urtheil dem wahren Wasserstoff des Zeitalters, rdankt, der alles nach dem gewöhnlichen Hausverstande rdnet und geregelt wissen wollte. Ihm und seinen hängern war der Vers unbequem und lächerlich. Sie lten Lessing als Muster auf, indem sie seine prosaischen beiten für die Bühne als einzig nachahmenswerth junten und dessen „Nathan“ zugleich als undarstellbar langweilig verwarfen.

Dennoch wagte man es in Weimar, am 28. Nov. 01 eben diesen für die Darstellung verpönten „Nathan“ geben. Als Karl August davon hörte, schrieb er an ethe:

Es ist eine fürchterliche Entreprise, das Ding zu spielen; bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder sen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsere Leute sprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen en bezeichnet ist.

Und doch glückte das Wagniß, glückte so, wie Weber rlässigen Mittheilungen nach sagt: daß wenn nach der n Aufführung zwei einander auf der Straße sich beeten, sie davon so redeten, als sei der Stadt ein Glück rfahren. In Weimar also traf Lessing's Wort vollnen ein, das er im Jahre 1780, als „Nathan“ eben ndet war, aussprach, das Wort: er kenne keinen Ort Deutschland, wo das Stück schon jetzt aufgeführt werkönne; daß er aber im voraus diejenige Stadt glückpreise, in der es zuerst werde aufgeführt werden.

Er that diesen Ausspruch, weil in einer solchen Stadt kein s Priesterthum sein könne, weil in ihr kein dogmatisches, rn ein lebendiges und praktisches Christenthum und eine anz edler Menschlichkeit und echter Frömmigkeit zu Hause sei.

Das alles war, dank Karl August, Goethe, Schiller, r, Wieland und den andern edeln Geistern, die in iar lebten und wirkten, in dieser Stadt der Fall, darum konnte hier dieses glorreiche deutsche Drama zuerst gegeben werden. Auch darum, weil Weimar Wiege des idealen Dramas“ geworden, wie unser hrsmann mit Recht behauptet.

Während ringsumher in Deutschland die Stimmung den Vers im Drama immer mächtiger wurde, , Dresden, Berlin, Hamburg Schiller's „Don “ sich in Prosa auflösen ließen, auch „Die Mitgen“ von Goethe aus dem Vers herausgeschält Darstellung gelangten, Shakspeare's Stücke in unserer Rede erschienen, Wien, München, Stuttgart, der gebundenen fast oder geradezu den Zutritt verwehrten, währenddessen gingen Goethe und Schiller mit ihren wenigen Getreuen voll Muth und Zuversicht daran, der deutschen Bühne den Vers zu erkämpfen.

Dieser Kampf war in der That keine Kleinigkeit und hat viel Zeit und große Mühe gekostet. Um ein Stück wie den „Standhaften Prinzen“ von Calderon z. B. in Scene zu setzen, hielt Goethe monatelang vorher strenge Leseproben, wobei er sich ganz besonders angelegen sein ließ, „den Gang der trochäischen Recitation abwechselnd mit dem Vortrage der verschiedenen iambischen Formen in einen wahrhaft musikalischen Zusammenhang des Ganzen zu bringen, um damit die Auffassung des tiefern poetischen Inhalts auf das genußreichste zu unterstützen“. „Iphigenia“, „Die natürliche Tochter“, „Wallenstein's Lager“, „Die Piccolomini“, „Wallenstein's Tod“, „Maria Stuart“, „Die Braut von Messina“ wurden mit der äußersten Sorgsamkeit vorbereitet. „Welche Mühe gaben sich Goethe und Schiller mit dem Einstudiren von Versstücken!“ ruft Gries, der das aus nächster Nähe beobachtete, in seiner Lebenserzählung aus. Unser Weber aber wird nicht müde, das bis in die kleinsten Details hinab historisch nachzuweisen. Er bespricht die Darstellungen der einzelnen Stücke, die Leistungen der Schauspieler, die Wirkung auf das Publikum. Als man „Die Jungfrau von Orleans“ gab, konnte Schiller schreiben:

Ob wir gleich keine großen Talente bei unserm Theater haben, so störte doch nichts und das Ganze kam zum Vorschein, während anderwärts große Talente durch ihr Spiel in Erstaunen setzten, neben diesen aber geringe wirkten, sodaß es zu keinem Ensemble kam und eine Menge Dissonanzen entstanden.

Solche Dissonanzen zu vermeiden, verschmähte Goethe nicht, eine Art von Theaterschule zu gründen und Regeln dafür auszuarbeiten. Er hatte eine Zeit lang zwölf Schüler, mit denen er sich eifrigst beschäftigte. Pius Alexander Wolff und Unzelmann gehörten zu ihnen. Mit ihnen hauptsächlich führte er Shakspeare's „Julius Cäsar“ auf, nachdem er sie „dergestalt zugerichtet, um einklingend darin auftreten zu können“. Wolff übernahm drei Personen darin, Grüner zwei und Grimmer, Unzelmann, Oels, Spitzeder, Ehlers, Zimmermann, Eilenstein, Benda, Genaß, Malcolmi ebenfalls. Wolff's erste bedeutende Rolle war der Itel Reding im „Tell“, den er mit so viel Anstand und Sicherheit gab, daß er sogleich mit diesem Nebenparte das Interesse der Kunstfreunde gewann.

Um von der Thätigkeit der weimarer Bühne eine Vorstellung zu geben, sei beispielsweise erwähnt, daß vom 15. Juni bis zum 1. Juli des Jahres 1805 acht neue Stücke zum ersten mal aufgeführt wurden, nämlich: „Othello“, „Fanchon“, „Lorenz Stark“, „Die Mitschuldigen“, „Frohsinn und Schwärmerei“, „Regulus“ von Collin, „Die Laune des Verliebten“ und „Die beschämte Eifersucht“.

Welche Thätigkeit! Wenn man sich auch dabei erinnern muß, daß nicht alle Tage gespielt wurde, so bleibt sie doch anstaunenswerth, um so mehr, als in allem vorzugsweise der wirklichen Kunst Rechnung getragen wurde.

Der wackere Stephan Schütze, der eine Zeit lang das Spiel der weimarischen Bühne beobachtet hatte, gibt im Jahre

1818 drei Eigenschaften von ihr an, welche sie vor den meisten übrigen kenntlich machten. Diese bestehen, sagt der Aesthetiker, in der Natürlichkeit, in dem Spiel der Mäßigung und in der symbolischen Anordnung, und diese Dreiheit schließt den Begriff der Idealität und Schönheit in sich. Die Natürlichkeit vermeide besonders zwei Fehler, die Geziertheit und das unnöthige Wichtigthun. Von diesen Fehlern sei die weimarische Bühne (bis auf wenige Anfänger) so völlig frei, daß der Schauspieler, der hier mit solchen Manieren auftreten wollte, Gefahr liefe, auf der Stelle ausgelacht zu werden. Es sei dies nicht blos Ton des Theaters, sondern der ganzen Stadt, wo kein Fehler mehr gehaßt und weniger geduldet werde, als Affectation. Das Spiel der Mäßigung habe seinen Grund in der Natur selbst, aber in derjenigen, die vollkommener und vollendeter sei, als die rohe Wirklichkeit. Sie beruhe auf Fassung, auf Würde, auf der selbst im höchsten Affect noch möglichen Besonnenheit einer kraftvollen, edeln Seele, und führe zu jener wohlgefälligen Harmonie, die in der Kunst geistvolle Schönheit und der höchste Zweck der Kunstbestrebungen sei. Sie setze auch bei den Zuschauern eine Art von Vollendung, wenigstens mehr als gewöhnliche Bildung voraus. Auf andern Theatern gebe man mehr Pathos als Erhebung; man hantire mehr, und eine heftige oder sentimentale Declamation sei die Hauptsache. Der letzte Vorzug: die symbolische Anordnung, erscheine sowol in Absicht der Personen als der Schaubühne. Sie sei von der Art, daß man im Kleinen ein Bild vom Großen sehe, niemals das Große, das Wirkliche selbst; alles werde so gefügt, daß aus dem Geringern das Größere geahnt werde und auch die Phantasie ihren Spielraum behalte. Die Volksgruppen erscheinen auf der weimarischen Bühne gewöhnlich meisterhaft, frisch eingreifend, sich zudrängend und durchaus lebendig, z. B. in „Egmont" und „Wallenstein's Lager". In der Kunst müsse immer nur die Idee, der Geist die Hauptsache bleiben.

Hierin dürften wol am besten Charakter, Geist und Wesen der Goethe-Schiller'schen Darstellungsschule bezeichnet sein. Weber selbst läßt sich darüber folgendermaßen aus:

Das Benehmen der Schauspieler in Wort und Geberde zeigte das Gepräge der Feierlichkeit, jene ruhige Haltung, welche die Majestät der alten Tragödie ausmacht. Wenn daher Goethe gelobt wird, daß er sehr wohl gethan habe, die französische Manier der Schauspielkunst wieder auf die deutsche Bühne zu bringen, so ist das nicht so zu verstehen, als habe er das outrirte Pathos des französisch-tragischen Darstellungsstils zurückführen wollen, sondern vielmehr sollten seine Schauspieler den Kothurn in der Weise betreten, daß von ihrem Spiel die gar zu bürgerliche Natürlichkeit, welche die meisten damaligen Tragödienspieler innehatten, ausgeschlossen wäre. Indem sie das Pathos tragischer Darstellungen nach Goethe's Unterweisung liebten, zeigten sie Begeisterung und Streben nach dem Idealen, was zur Darstellung eines poetischen Werks von allen Erforderniffen das erste ist. Und damit verbanden sie eine strenge Sorgfalt für eine regelrechte Declamation und metrische Recitation, zeigten viel Sinn für den malerischen Anstand in der Erscheinung und für eine plastisch-kunstvolle oder schickliche Anordnung des Ganzen, wodurch jener durch alle Theile einer Darstellung waltende Geist der Ordnung, Präcision, Regel und Schicklichkeit entstand.

Im Lustspiel nahm man sich die Franzosen gern zum Muster, sowol im feinen Takt und grazibsen Anstande, als auch in der Conversationsfertigkeit.

Besonders waren die weimaraner Darsteller ausgezeichnet im Vortrag und Spiel der Versstücke, wie der „Mitschuldigen", des „Geständnisses", des „Räthsels" und anderer. Heitere, fröhliche Laune weckten diese kleinen Dramen in den Zuschauern. Bemerkenswerth ist noch, daß man Goethe's Leitung tadelte, weil sie im Komischen die Uebertreibung nicht blos geduldet, sondern sogar gefördert habe. Das ist allerdings der Fall, beruht aber darauf, daß dem Deutschen eine derbe Dosis Lächerlichen gereicht werden müsse, wenn er zum Frohsinn bewegen solle.

Wie der Leser schon aus unsern Auszügen zu ersehen im Stande sein wird, hat der Verfasser zuletzt seinen eigentlichen Gegenstand, den Vers im Drama, verlassen, um auf weitere Details des weimarischen Theaters überzugehen. Ist dies am Ende auch gegen den Titel der in Rede stehenden Abhandlung, so doch nicht gegen den des ganzen Buchs. Material zu einer „Geschichte des weimarischen Theaters" ist reichlich gegeben und erhält weitern Zuschuß durch ein paar kleinere Aufsätze, „Streit zwischen Herder und Goethe" (über das Verwenden von Seminaristen und Schülern zum Chorgesang im Theater), „Das Heilige auf der weimarischen Bühne unter Goethe" (Beichte, Crucifix u. s. w.) und „Christiane Neumann" (Goethe's Euphrosyne, eine reich begabte, vielversprechende Schauspielerin, Lieblingsschülerin des Dichters, die noch nicht zwanzig Jahre alt in Weimar starb).

Da wir hier einmal auf das weimarische Theater und Goethe zu sprechen gekommen, so erwähnen wir gleich noch ein drittes Werk:

3. Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes von W. S. Gotthardi. 3 Bände. Jena, Costenoble. 1865. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es sind etwas plauderhafte und zu zeiten sogar geschwätzige Aufzeichnungen, die jedoch manches ganz ansprechende und selbst Wichtige darbieten, wenn es dann auch nur aus andern Schriften zusammengetragen ist. Da diese Zusammentragung aber den Ueberblick erleichtert und hier oder anderwärts Mitgetheiltes erläutert oder erklärt, so ist es immer mit einem gewissen Dank entgegenzunehmen, mit dem an dieser Stelle dem Buche keineswegs gegeizt werden mag.

Zunächst sei in erkenntlichster Weise z. B. mitgetheilt, was der Verfasser über die weimarische Theaterschule anführt. Es ist sehr bezeichnend für dieselbe, wenn Karoline von Wolzogen's Worte darüber mittheilt, folgendermaßen lauten:

Was Goethe's und Schiller's vereintes Wirken in beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, ist unglaublich und zeigt, wie der Geist alles vermag und über Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen und Verstehen der Rollen; Goethe auf die Erscheinung im Ganzen. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleichsam Zauberstab versteinte Massen in anmuthige Bewegung.

Aus Leipzig schreibt Goethe an Schiller 180[illegible]

Der Naturalismus und ein loses, unüberdachtes Wesen im ganzen wie im einzelnen, kann nicht weiter gehen. Kunst und Anstand keine Spur. Bei der Recitation und Declamation der meisten bemerkte man nicht die geringste Spur verstanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Sprechens ist kein Ende. So geht's mit der sogenannten fort, bis sie bei bedeutenden Stellen gleich in die übertriebene Manier fallen.

Im Jahre 1802 läßt er sich von Pyrmont [illegible] vernehmen:

Die Gesellschaft ist im ganzen eher gut als schlecht; doch bringt
: eigentlich nichts Erfreuliches hervor, weil der Naturalismus,
e Pfuscherei, die falsche Richtung der Individualitäten ent-
eder zum Trocknen oder zum Manierirten, und wie das Un-
il alle heißen mag, hier so wie überall webt und wirkt und
s Zusammenbrennen des Ganzen verhindert.

Diese Auszüge sind insofern interessant, als sich dar-
is ungefähr erkennen läßt, was Goethe in der Darstel-
ng verwarf und wie er überall der mimischen Kunst
n rohen Naturalismus oder das zum Vorwurf macht,
is wir heutzutage etwa die realistische Richtung nennen,
d welche wiederum so in die Ausartung hineingeräth,
ß man einen Goethe- und Schiller sich auch dafür zurück-
mschen möchte, ihr in echt künstlerischer Weise gewehrt
sehen.

Beherzigenswerth ist es auch, daß man, namentlich
i Goethe aus, auf ein gutes Zusammenspiel hielt, wie
denn auch selbst rühmte: „Die weimarischen Schau-
:ler gelten am mehrsten, wenn sie miteinander wirken."
f dies „Miteinanderwirken" übte er sie in besondern
:= und Theaterproben ein. Im Jahre 1810 versichert
selber:

Die Didaskalien wurden fortgesetzt, mit den geübtesten
ausspielern nur, bei neuen Stücken, mit den jüngern bei
her Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist
ntlich der wichtigste Theil des Unterrichts; ganz allein durch
es Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungestörtes En-
le erhalten.

Man ersieht hieraus, wie wichtig Goethe die ganze
he nahm und wie er selbst nicht müde wurde, „sich
orzustudiren, klarer über sein dramatisches Kunst-
äft — wie er es selbst nannte — zu werden".
Mit gutem Grund widmet unser Autor Goethe's
itergesetzen und Schauspielerregeln, sowie dem Reper-
eigene Kapitel. Diese Dinge sollten heute in der
von den Theaterleuten mit Eifer wieder hervor-
ht und studirt werden. Von Ueberfluß sind sie jeden-
nicht, das beweist schon allein die Sorgsamkeit und
ssenheit, womit man heute auf diese ganze Goethe'sche
terzeit zurückgeht. Gibt es jetzt doch schon eine ganze
: von Schriften darüber, und die von Gotthardi, die
hier behandeln, bespricht darunter sehr genau auch
Menge jenes Details, auf das man sonst nur weniger
; wir meinen: Decorationen, Garderobe, Gagen,
erzettel, Gastspiele und anderes. Aus allen Mit-
ngen darüber springt die Kärglichkeit der Mittel, der
Etat und alles das in die Augen, was uns deutlich
ien läßt, mit wie Wenigem und Geringem hier Großes
Bedeutendes geleistet wurde, und wie der Geist überall
das wahrhaft schöpferische und gestaltende Element ist.
u einem sich gleichfalls viel mit dem weimarischen
:r beschäftigenden Werke:

s dem Tagebuche eines alten Schauspielers von Eduard
naft. Dritter Theil. Leipzig, Günther. 1865. 8.
Thlr. 15 Ngr.

:r Autor den dritten Theil erscheinen lassen, der
noch weit mehr, als schon die vorhergehenden zwei,
ptiges und Interesseloses enthält. Wir sind weit davon entfernt, diesen Aufzeichnungen im ganzen einen lebendigen und frischen Reiz abzustreiten oder zu verkennen, daß sie viel Anziehendes und Bedeutsames bringen; allein nur zu sehr hat der Verfasser sich die Zügel schießen lassen und Mittheilungen geboten, die im Grunde nur für ihn oder seine Familie einige Wichtigkeit haben können. Wen er besucht, wer ihn auf Reisen begleitet oder welches Lied irgendein Postillon bei der Einfahrt in eine Stadt geblasen, das sind Dinge, die man bei Schauspielerfahrten heutzutage dem großen Publikum doch nicht gut mehr bieten kann. Dazu hat es weder die Zeit noch die Lust, und am wenigsten, wenn es das alles noch mit seinem guten Gelde bezahlen soll. Nehmen wir in diesem dritten Bande einige Nachrichten über Goethe, den Componisten Hummel, die Schröder-Devrient, über Raupach und Immermann aus, so bleibt im übrigen wenig Beachtenswerthes zurück. Das meiste sind flüchtige Skizzen von Reisen, Begegnungen und ziemlich gewöhnlichen Erlebnissen. Ueber Raupach gibt Genast ein immerhin als schätzenswerth anzuerkennendes biographisches Material, und auch die Besprechungen über einige der Hauptrollen der Schröder-Devrient sind dankbar entgegenzunehmen, da sie Rollenauffassungen und Momente daraus festhalten, die für die Kunstgeschichte immer von Interesse bleiben werden.

5. Geschichte der Oper am Hofe zu München. Nach archivalischen Quellen bearbeitet von F. M. Rudhart. Erster Theil: Die italienische Oper von 1654—1787. Freising, Datterer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Dies Werk ist etwas trocken, aber für kunstgeschichtliches Forschen wohl zu beachten. In der Einleitung werden zunächst die Opernanfänge in München und sodann die Umrisse zu einer Schöpfungsgeschichte der Oper überhaupt gegeben, welche letztere natürlich in Italien spielt. Ziemlich eingehend wird an dieser die Betheiligung der Castraten behandelt, und erzählt, wie hoch einzelne von ihnen besoldet wurden. So erhielt Farinelli für ein Jahr in London z. B. beinahe 18000 Thlr., Sinesino 10000 Thlr. Majorano kaufte vom Ertrage seiner Stimme ein Herzogthum und hinterließ seinem Erben 12000 Dukaten jährlicher Revenuen.

In der eigentlichen Geschichte der münchener Oper werden nun die verschiedenen zur Aufführung gekommenen Opern, die daran betheiligten Kapellmeister und Sänger, sowie endlich die Texte besprochen, die den erstern zu Grunde lagen. Im Jahre 1678 sang man da z. B. folgende Strophe:

Ich möchte mich zu Tode lachen,
Wenn ich dich hier und da beschau';
Ei, seht nur doch die schönen Sachen,
Pfui, scher dich weg, du Sau!
Du räuchst nach Bisam wie die Apotheken,
Da man den Dreck pflegt hinzustecken.

Die Unkosten einer 1662 gegebenen Festoper betrugen 70000 Fl.

Sehr interessant ist, was der Verfasser über Alessandro Scarlatti (geb. 1659, gest. 1725) mittheilt. Ihm nämlich dankt die Oper jene Gestaltung des musikalischen Inhalts, welche in bestimmten Formen als normal und

mustergültig das 18. Jahrhundert hindurch beibehalten wurde. Auch die Angaben über Maria Antonie Walburga, Kurfürstin von Sachsen, die, eine Schülerin Hasse's und Porpora's, dichtete und componirte, sind beachtenswerth.

In diesem ganzen ersten Theile seiner Geschichte schildert der Verfasser die Oper in München unter dem italienischen Einflusse; der zweite wird die Entwickelung der scenischen Musik unter dem Genius von Gluck und Mozart bieten.

6. Karl Fichtner. Eine Skizze seines Lebens und künstlerischen Wirkens. Von G. C. Mit dem photographirten Porträt des Künstlers. Wien, Czermak. 1865. Lex.-8. 27 Ngr.

Ein kurze, leicht hingeworfene Künstlerbiographie, die den Verehrern und Freunden dieses jüngst von dem wiener Hofburgtheater ausgeschiedenen Schauspielers gewiß sehr erwünscht und willkommen sein wird; einen sonstigen literarischen oder artistischen Werth besitzt sie nicht.

Feodor Wehl.

Ueber das Seelenleben der Thiere.

Aus den verschütteten Palästen einer längst untergegangenen Herrscherwelt jenseit des Euphrat grub man seit 1840 wunderliche Steinbilder, halb Thier, halb Mensch, von assyrischen Künstlern vor drittehalbtausend Jahren geschaffen und an riesige Palasttreppen, vor kolossale Portale gestellt. Aus Aegypten kannte man bereits ähnliche thiermenschliche Gebilde, jene ruhende Riesensphynx bei den Pyramiden, jene bunten, in unsern ägyptischen Museen nachgebildeten Priester- und Göttergestalten auf Tempelwänden und Stelen, welche auf menschlichen Leibern Vogel-, Hunde- und Krokodilsköpfe trugen. In der Bibel wie in den Sagen anderer Völker lebten und wirkten als Engel und Weise Roß- und Stiermenschen, Menschen mit Schlangenhäuptern, Sirenen und männliche Fischmenschen, wie jene Annedoter Chaldäas, von denen die erste Cultur stammen sollte; und in dem Tempel des Belus zu Babylon waren nach den alten Berichten die Wände mit einem reichen Schmuck solcher thiermenschlichen Gebilde verziert.

Manche haben sie für bloße Ausgeburten einer rohen Phantasie gehalten, welche bemüht gewesen, durch sie ein noch nicht Bekanntes, recht Wunderbares, vielleicht Schreckenerregendes zu schaffen; andere haben in jener Verbindung des Menschen mit den Thieren einen tiefern Sinn gefunden. Sagt doch schon der alte Herodot Jahrhunderte vor Christo, wo er über den Thierdienst der Aegypter spricht: „Würde ich erklären, warum die heiligen Thiere geweiht sind, so würde mich das auf die göttlichen Dinge führen, welche auszusagen ich mich sehr scheue."

Etwas Göttliches also verbanden die Alten mit den Thieren, gewissen Thieren wenigstens, ja in den mystischen Vogelgesprächen Attar's erklärt der berühmte Orientalist von Hammer jenen heldenerziehenden Vogel Simurgh des alten Iran als „die wahre Erkenntniß des ewigen Wesens". Wahrlich eigenthümlich gegen die Mißachtung der Thiere, welche im Christenthum mehr und mehr sich griff, bis endlich die jüngsten Zeiten wieder [illegible] Thiere annahmen und das Seelenleben derselben zu Gegenstande eingehendster Beobachtungen und Untersuchungen machten. Maximilian Perty, dessen neuestes [illegible] wir mit diesem Hinblick in eine ferne Vergangenheit einleitend besprechen wollen, ist es auch hier wieder, der mit einer Belesenheit sondergleichen uns nicht nur die von ihm behandelten bekanntern Thierklassen in ihrem Seelenleben vorführt, sondern das ganze große Thierreich in seinem oft so wunderbaren räthselhaften Leben und Weben schildert.

1. Ueber das Seelenleben der Thiere. Thatsachen und Betrachtungen. Von Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

So lautet der Titel des Werks, das von vielfachem anregendem Interesse für jeden Leserkreis ist. Was die kritische Sichtung der Hunderte von mitgetheilten Thatsachen betrifft, so stellen wir dieses Werk über das gerühmte frühere des Verfassers: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur." Darum ist aber das vorliegende nicht minder reich an unbegreiflichen räthselhaften Erscheinungen, räthselhaft wie das innere Leben des Organismus überhaupt, das der Verfasser „Seelenleben" nennt und kurz so bestimmt: „In diesem Buche wird die Seele einfach als das fühlende, vorstellende, wollende Wesen in uns und den Thieren genommen."

Nach einer kurzen historischen Einleitung, wo Aristoteles' Ansicht beginnt, daß die Thiere sich nur weniger Seele von dem innerlichen Menschen unterscheiden, und mit den neuesten psychologischen Arbeiten von Waitz, Reclam und Wundt über Thier- und Menschenseele schließt, entwickelt der Verfasser zunächst in dem allgemeinen Theile die Geistesrüste der Thiere, ihr Gemüth und Willen derselben, dann ihre Sprache, Instincte und Kunsttriebe, ihre geselligen Verhältnisse, Wanderungen, endlich die Stufenfolge im ganzen Thierreiche, die aus dem Vorangegangenen schon [illegible] worden, und begründet dieselbe sodann durch [illegible] des psychologischen Charakters der einzelnen Thiere.

Aus der Gestalt und aus dem Benehmen und [illegible] Thiere dürfen wir auf die Natur ihrer Seele schließen. Misverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß die Seele deshalb vollkommener ist, weil Gehirn und Sinnesorgane höher entwickelt sind, sondern daß dieses letztere der Fall wird, wenn die Seele vollkommener ist. Die Thiere erhalten nicht Vorstellungen, weil sie Hirn und Sinnesorgane haben, sondern sie erhalten diese letztern, weil sie Vorstellungen sollen. Denn überall ist der schöpferische Wille und [illegible] das erste und die Organisation gestaltet sich nach ihm.

Es ist uns nicht gegeben, in die geheimen Gedanken Gottes zu schauen und zu erkunden, was die schöpferische Kraft gewollt hat, aber sicher ist aus allem, und nach des Verfassers Worten, daß die Vorstellungen nur wenn Hirn und Sinnesorgane möglich werden, und nicht umgekehrt, sicher, um wieder mit des Verfassers Worten zu reden, das Aeußere zum Abbild des Innern wird. Um nun in die Gedanken des Schöpfers zu vertiefen, gebricht uns, die Vollkommenheit des einen an der des

essen zu können; wo beides nicht zusammenstimmt, mögen rsachen zu Grunde liegen, die aufzusuchen sind, wir daß e Fische, viele Amphibien und Reptilien trotz ihrer vollmmenern Sinnesorgane gewissen Krebsen und Insekten ychisch weit nachstehen. Uebrigens wollen wir mit dem bigen dem Verfasser keinen Vorwurf machen, bleiben wir r lieber auf dem Gebiete der Erfahrung. Diese zeigt s, daß, wo Thiere Hirn und Sinneswerkzeuge haben, sich se bei den einen — Klassen wie Individuen — in herer Ausbildung zeigen als bei andern, sei es von tur oder durch Civilisation, d. h. Verkehr unter sich mit den Menschen, und daß mit dieser höhern Ausdung im allgemeinen auch eine vollkommenere Seele verden ist. Das sind Sätze, welche niemand bestreiten wird.

Gehen wir aber noch einen Schritt zurück in das einnißvolle Dunkel, das ebenso über der menschlichen vollkommnung ruht und nicht durch das Wort „Culturker" und „Culturgenies" zu lichten ist. Denn auch diese fragen wir wieder nach dem Wie des Entstehens r Cultur, ihrer höhern Seelenkräfte, und es bleibt tzt nichts anderes übrig als die Naturverhältnisse, auf in welchen der Mensch wie das Thier steht, jene aturerscheinung" Buckle's, die er sich selbst freilich nicht machen konnte, die aufzuklären der Gegenwart oder Zukunft überlassen bleibt. Natürlich wird niemand Einfluß leugnen, den — aber erst in zweiter Reihe — urvölker und Culturgenies auf die Weiterbildung der rschheit wie der Thiere ausüben; wir schließen uns n den Ausführungen des Verfassers in seinem Werke thropologische Vorträge" vollkommen an.

Wir knüpfen unsere weitern Bemerkungen an einen wichtigsten, noch kaum beachteten Punkte des Werks, en auch der Verfasser als bedeutend, wenn auch unAnsicht nach nicht genugsam erwähnt: an die Verg nämlich. Leroy, welcher Forstinspector in den lichen Gärten und Forsten von Marly und Ver war, sagte schon vor hundert Jahren, daß alles, wir bei den Thieren für blind mechanisch halten, cht eine Folge schon vor langer Zeit angenommener hnheiten sei, die sich von Generation zu Generation pflanzt haben. Leroy hatte Gelegenheit, besonders agdhunden solche Vererbung gewisser Fertigkeiten zu chten, die, setzen wir hinzu, mit der Rasse in engVerbindung stehen, wie er nicht minder auch den hlichen Verlust derselben zu bekunden wußte. Perty an einer andern Stelle, wo er vom Verstande der spricht, mehrere hierhergehörige Thatsachen, welche en, daß durch solche Vererbung irgendeiner den und Müttern angeeigneten Eigenthümlichkeit sogar Rassen entstehen, wie die paßgehenden Pferde Cos, die es schon von Geburt an thun, weil man orfahren früher zum Paßgehen dressirt hat. Anleispiele von Pferden und Hunden finden sich auf

hat noch niemand gewagt, diese Erfahrung einer gehenden Vererbung auf die Menschheit auszudehnen, ch ergibt sich dem Forscher auf dem Gebiete der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, daß nicht nur Krankheiten, sondern ebenso Tugenden und viele Fertigkeiten, selbst in Anwendung der Sprachwerkzeuge, wie andere Eigenthümlichkeiten auf Vererbung aus sehr alter Zeit zurückzuführen sind, gerade wie die Unterschiede in der äußern Bildung sich durch alle Geschlechter hindurch aus fernster Zeit bis heute fortgepflanzt haben, nachdem einmal die höhere Bildung einzelnen derselben ihren Stempel auch auf Stirn und Auge gedrückt hatte.

Welcher Einblick in die innere Werkstatt des Organismus eröffnet sich uns aber mit diesen Sätzen! Wir sehen Eindrücke von außen, gleichviel ob von der Natur oder von Menschen herrührend, so fest in Fleisch und Blut und also in Hirn und Nervensystem jener urkräftigen Naturen übergegangen, daß von dem ersten Lichtbilde, um so zu sagen, sich hinfort Millionen von Abdrücken gemacht haben, die sich im großen und ganzen vollkommen gleich sind und auch im Sprechen, Thun und Wollen sich gleich äußern, nicht erst später, nachdem die Nachahmung und Lehre zu ihnen getreten, sondern schon vorher. Aber auch bei den Menschen bemerken wir, wie bei den Hunden Leroy's, daß das alte Bild ebenso verloren gehen und damit auch das Aeußere, der Rassetypus, verschwinden kann. Wir erinnern nur an jene Irländer, die bei den Aufständen des 17. Jahrhunderts in die öden Gebirgsstriche flüchteten, deren Nachkommen nach zwei Jahrhunderten geistig wie körperlich so verkommen sind, daß man sie eher zur äthiopischen oder mongolischen Rasse stellen möchte.

Ist nun die Vererbung von Eigenthümlichkeiten, geistigen wie körperlichen, festgestellt, dann fallen manche sogenannte instinctive Acte unstreitig dieser Vererbung anheim, ob sie nun auf die eine oder andere Art an Menschen oder Thiere gekommen. Daß die meisten Instincte und Kunsttriebe schließlich mit dem großen Naturganzen in einer noch nicht aufgeklärten Verbindung stehen und, wie Perty sagt, nur im Zusammenhange mit dem Naturganzen, in das sie eingeflochten, zu verstehen sind, haben wir bei einer andern Gelegenheit in d. Bl. als unsere Ansicht bereits ausgesprochen.

Sie (die Instincte) — sagt Perty sehr richtig — sind um nichts unbegreiflicher als die bewußtlos nach Naturgesetzen erfolgenden, zweckmäßig ineinandergreifenden Thätigkeiten der unorganischen Natur, der Pflanzenwelt, und als die vegetativen Verrichtungen im thierischen Körper.

Was man Instinct nennt, ist keine einfache für sich bestehende Kraft, sondern ein ganzes System von Ursachen und Wirkungen, welche deshalb dunkler und schwerer zu begreifen sind, da sie im unbewußten Seelenleben ihre Wurzeln haben, wenn auch die durch sie hervorgerufenen Handlungen theilweise mit Bewußtsein vollzogen werden. Wir nennen eine Handlung nur dann instinctiv, wenn das Thier sie mit einem Antheil von Bewußtsein verrichtet, welches aber nicht die Kenntniß eines Zwecks zu umfassen braucht. Die ganz unbewußten Functionen kann Conchylienschalen, Korallenstöcke, Eischalen. Thierischer man nicht instinctive nennen, z. B. die Bildung der

Organismus und bestimmte Nahrung sind im Naturganzen zusammengeordnet.

Daß wir dieser Zusammenordnung beipflichten, erklärten wir bereits; ist aber dann die Annahme eines gewissen Bewußtseins nothwendig, wenn die bestimmte Nahrung schon im Organismus begründet ist, ganz so wie die Herausbildung der Schalen aus dem Organismus? Warum dem Bewußtsein einen nothwendigen Antheil, d. h. doch einen im Naturgesetz begründeten, zuschreiben, wo es nur auf Heranbildung, wie dort auf Herausbildung des Organismus ankommt? Um einer auf diesem dunkeln Gebiete zu erringenden nöthigen Klarheit willen machen wir den geehrten Verfasser auf eine andere Stelle seines Werks aufmerksam; er sagt: „Das Suchen der Infusorien nach Wasser ist ein instinctiver Act, eine Handlung der Naturseele in ihnen", und kurz vorher: „Eine Seele im eigentlichen Sinne dürfen wir nur da annehmen, wo Bewußtsein vorkommt; alle Geschöpfe, bei welchen dieses nicht der Fall ist, sind seelenlos oder wenn man will nur von der allgemeinen Naturseele belebt."

Zu diesen gehören nun die Infusorien, und wir haben hier also einen instinctiven Act — das Suchen nach Nahrung eben — ohne Bewußtsein, rein naturseelisch, „wenn man will"; oder man müßte allen Thierklassen, auch den „auf der tiefsten Stufe des Seelenlebens" stehenden Infusorien Bewußtsein zuschreiben, wie sie eine gar feine Empfindung zeigen. Wir werden indeß später sehen, worauf diese zurückzuführen ist. Vorläufig nehmen wir das instinctive Handeln als bewußtloses an. Kommt Bewußtsein hinzu — gut! aber nothwendig ist es nicht mit dem Instinct verbunden. Gibt der Verfasser doch selbst an einer andern Stelle ein eigenthümliches Beispiel von dem unbewußten Drange junger Schildkröten, also höher organisirter Thiere, nach ihrer Nahrungsquelle, dem Wasser. Er erzählt:

> Gumilla trug eben aus den Eiern gekrochene Schildkröten verdeckt wol eine halbe (spanische?) Meile weit von dem Loche fort, in welches die Mutter die Eier gelegt hatte, setzte sie dann nieder und drehte sie mehrmals um sich selbst. Aber sowie er sie freiließ, krochen sie in geradester Linie zum Meere.

Dasselbe von einem jungen Seehund, der eben geworfen war, als die Mutter auf dem Lande getödtet wurde; er flüchtete sofort in die See. Noch andere Beispiele vom Finden der richtigen Nahrungsmittel durch ganz junge Thiere, auch eine aus dem Mutterleibe geschnittene Ziege, die unter mehrern Flüssigkeiten, die sie beroch, nur Milch wählte, finden sich auf S. 92.

Ist hier Bewußtsein anzunehmen? Perty selbst spricht nur von einer Witterung des zuträglichen, wir sagen des verwandten, angeerbten Elements. Denn wir erkennen überall jene im Organismus begründete Zusammengehörigkeit, welcher auch die Witterung zuzulegen. Und die Vererbung bis ins tiefste Innere des Organismus hinein spielt auch hier ihre große Rolle, so dunkel sie uns noch ist.

Wenden wir uns zu andern räthselhaften Erscheinungen im Leben der Thiere. Wir heben zunächst das Zurückfinden aus oft sehr weiter Ferne in eine Heimat und die mit dieser Thatsache zusammenhängenden Erscheinungen bei den periodischen Wanderungen vieler Thiere in kleinerer oder größerer Zahl heraus.

Das Kriechen der jungen Schildkröten zum Meere ist auch schon ein solches Zurückfinden gleichsam zum Mutterschoß. Das merkwürdigste Beispiel vom Zurückfinden in die alte Heimat ist wieder von einer Schildkröte berichten, welche von der Insel Ascension mitgenommen in Kanal bei England ins Meer geworfen wurde, wo sie dem Tode nahe schien. Zwei Jahre darauf wurde sie wieder auf Ascension gefangen, man erkannte sie an auf der Schale eingebrannten Zeichen. Nicht weniger merkwürdig freilich ist die allgemein bekannte Thatsache, daß Katzen, denen eine scharfe Witterung eben nicht zuzuschreiben, und Tauben, wenn man sie auch in Körben mit fortgetragen, oft nach mehrern Wochen, wie man sie hinausgelassen, wieder nach Hause gelangen. Referent besaß einen ganz jungen Hund, der zum ersten mal mitgenommen wurde, und zwar nach dem eine Stunde weit entlegenen Vergnügungsort Vogelsang bei Elbing. Dort verschwand er von uns, war aber lange vor unserer Heimkunft zu Hause angekommen.

Auch hier ist die Witterung thätig, aber sie ist nur ein Stück der starken, im Organismus der Thiere in den Zusammengehörigkeit mit Luft und Wasser, die alles Fremde auf dem Wege ebenso wenig da zu sein als bei der jungen Ziege die andern Flüssigkeiten der Milch, als für die weidende Kuh die ihrem Organismus fremden Kräuter. Und dabei werden jene Thiere von einer innern Unruhe getrieben, die nur mal zuläßt, daß sie irgendeine Nahrung suchen. kommen sie vollständig ausgehungert an, erholen sich in kurzer Zeit.

Dieselbe Bemerkung macht man bei den Wanderern auch ihr Gewand, unscheinbar bei der Ankunft, wird ein anderes, glänzendes, wie das Fell der zurückgekehrten Katze. Der Organismus ist zur naturgesetzlichen nung vervollständigt, das gesträubte Haar — dieses ben ist wichtig! — hat sich wieder gelegt wie das

Die gleiche Unruhe, dasselbe rastlose Wandern, sich mit Einnehmen von Nahrung aufzuhalten, ist bei Menschen in gewissen Seelenzuständen, bei der Bewußtlosigkeit vorhanden, finden wir bei den Wanderungen der Thiere, z. B. der Lemminge den, welche in geradester Linie dem Bottnischen Meer zueilen über Hügel, selbst Häuser und Ströme gleich den Raupen, Ameisen, den Heuschrecken u. s. w. ungeheuere Gefräßigkeit, wenn sie endlich vor Erschöpfung anhalten, niedersinken, ist nur Folge der langen Wanderung, wie bei den zurückgekehrten Hausthieren.

Welche neue, gewaltig wirkende und demnach merkbar auftretende Macht gibt sich hierin kund? spricht von einer „magischen Gewalt", welche packt, von einem „Geiste der Zusammengehörigkeit", die einzelnen ergreift und unwiderstehlich in den hinein- und mit ihm forttreibt.

Es scheint bei diesen Wanderungen sogar eine äußerung vom sonstigen Wesen vorzugehen;

aufmerksam, wie mitten unter den Antilopen, Gnus u. s. w. Löwen und andere reißende Thiere wandern, ohne Scheu von der einen, ohne Gier von der andern Seite, gerade wie bei den Schreckniſſen großer Ueberſchwemmungen oder der Waldbrände Amerikas, wo auf den Zufluchtſtätten Jaguare, Schlangen neben und unter Rehen ſich angſtvoll drängen. Erfüllt vielleicht auch jene Maſſenwanderung, die an ihnen vorüberzieht, die Thiere mit einer Furcht vor irgendwelcher folgenden vernichtenden Naturerſcheinung? Aber aus der Geſchichte unſers Geſchlechts haben wir ganz die nämliche Thatſache zu regiſtriren. Die Kreuzzüge erfüllten Tauſende und aber Tauſende mit derſelben fieberiſchen Unruhe, die Proceſſionen thun es noch heute in kleinerm Maßſtabe. Beſonders merkwürdig ſind die Kinderkreuzzüge und Kinderwallfahrten, von denen aus Frankreich und Thüringen berichtet wird. Wie dem Rattenfänger von Hameln die Ratten und ſpäter die Kinder der Sage nach, ſo folgten dieſe einem ſingenden Knaben weiter und weiter, und immer neue Scharen ſchloſſen ſich in den Ortſchaften an. So ging es von Erfurt bis nach Arnſtadt — es war am 15. Juli 1237. Zuerſt ſangen und tanzten alle, bis ſie vor Ermattung umſanken; viele ſtarben, manche behielten ein Zittern zeitlebens bei.

Indem wir dieſes Factum den Perty'ſchen Mittheilungen über die Wanderung der Thiere hinzufügen, ſei uns eine Erfahrung des Referenten aus jüngſter Zeit geſtattet. Um eine Paßkarte zu löſen, trat Referent in ein großes Zimmer, in welchem vier Herren an einem langen Tiſche ſchrieben, ſämmtlich mit den Geſichtern dem Eintretenden zugekehrt. Da der Polizeidirector S.. noch nicht anweſend war, den Referent ſprechen mußte, ſo ging er langſam, unhörbar, aber ohne anzuhalten, vor dem Tiſche in einiger Entfernung auf und ab. Nach einiger Zeit bemerkte er wol eine eintretende Unruhe bei den Herren, aber er ahnte den Grund derſelben nicht, bis einer von ihnen bat, ſich zu ſetzen, weil dieſes Auf- und Abgehen ſtöre.

Iſt das Entſtehen innerer Unruhe ſchon aus ſo geringer Veranlaſſung möglich, um wieviel mehr können ſolche erregte Gemüther, wie Kinder und Thiere, von einer Maſſenbewegung ergriffen werden, die ſie an ſich vorüberziehen ſehen und gar mit Muſik, Geſang oder ähnlichen Lauten, welche das Innere aufregen, oder mit Idolen, die zur Nachahmung locken. Baſtian, wenn er nicht irren, macht auf das Harnen der Kinder in einer Geſellſchaft aufmerkſam, und weiſt auf das Gleiche bei den Völkern hin. Wir ſchreiten aber zu einem weitern Räthſel, der Vorahnung des Witterungswechſels und ſelbſt von Unglücksfällen, welche den Thieren oder befreundeten Perſonen drohen, ja ſogar dieſen fern von dem Orte, wo die Thiere weilen, ſchon zugeſtoßen ſind.

Witterungswechſeln gehen allmähliche, für uns unklare Veränderungen in den uns umgebenden Luftſchichten, und zwar von unten her, voran. Es ſchreitet langſam eine Luftkaravane vorüber, und dieſe hinter der raſtlos gedrängten und ſich drängenden Luftmaſſen ſind vielleicht dem Auge der Thiere ſogar ſichtbar, jedenfalls aber ihrem Gefühl merkbar, und ſie werden mindeſtens unruhig, oft vielleicht auch in dieſe Wanderung mit hineingezogen. Thiere wie Naturmenſchen hängen feſter an ihrer Umgebung, in die ſie ſich einmal eingelebt haben, alſo auch an der Luft; ſie macht, wie alles andere, ein Stück ihres Innern aus, und ebenſo kann das mit Menſchen ſein, welche ſie einmal liebgewonnen. Es beruht dieſe Eigenheit aber auf demſelben Geſetz uralter Zuſammengehörigkeit, ſie iſt ihnen vererbt und wendet ſich nun auch auf andere Dinge nicht minder feſt, als ſie einſt, und noch fort, das Band mit der Natur knüpfte. Dieſe der Urnatur näherſtehenden Weſen haben ſich noch nicht losgelebt; ein Losleben entſteht erſt mit dem vollkommenern Gehirn, das zur Vervollkommnung des Bewußtſeins und damit zu einer gewiſſen Unabhängigkeit von der Natur führt. Bei jenen iſt gleichſam noch ein Schwimmen im Mutterleibe, ſie nehmen nicht nur theil an den Schwankungen und Schwingungen ihres Mutterleibes, des ſie umgebenden Luftmeers, ſie fühlen ſogar auf weite Entfernungen den Fall und Stoß, welchen dieſer ihr Mutterkörper erleidet, und werden darüber unruhig, nicht anders wie ein Kind im Uterus. Man hat dieſes Fernfühlen „ſympathetiſche Verbindung“ genannt, ohne einen weitern Verſuch der Erklärung zu machen; wir haben deshalb unſere Anſicht hier ausgeſprochen. Was aber das Grundgeſetz der Zuſammengehörigkeit betrifft, ſo fehlen uns die Elemente, die Grundbedingungen, welche uns zu Urtheil und Einſicht führen könnten. Indeß gewinnen wir durch Zuſammenbetrachtung vieler Thatſachen überall Licht, und ſo auch auf dieſem dunkeln Gebiete, wenn es auch noch nicht das ganze Licht iſt.

Je weniger Bewußtſein in Weſen vorhanden, um ſo mehr ſehen wir ein Verſchwimmen im ganzen mit Aufgabe des Verhaltens im Einzelzuſtande, deſto mehr tritt ein mit dem Ganzen Fühlen ein. Man denke ſich Menſchen eingekeilt in eine große Maſſe; das Bewußtſein des einzelnen ſchwindet mehr und mehr in dem Wogen, zumal wenn noch, wie das ſtets vorhanden, Schreie aller Art in die Ohren tönen. Wohl fühlt jeder den Stoß, der die äußern Grenzen der Maſſe trifft, an dem Zurückwogen des Ganzen, aber er iſt ſich des Urſächlichen nicht bewußt, er merkt nur, daß etwas vorgegangen. Geradeſo iſt es mit der ſogenannten Vorahnung der Thiere, dem „Fühlen in die Ferne“, das auch bei gewiſſen Menſchen vorkommt. Es iſt kein Wiſſen der Urſache, ſondern nur ein Gefühl, daß etwas in den Luftſchichten vorgeht, bei den Waſſerthieren im Waſſer. Mit Luft und Waſſer in engerer Verbindung als der Menſch im allgemeinen verlieren ſie das geringe Bewußtſein ſchon bei den wandernden Luftſchichten, ſuchen ſich, wie jene Katzen vor dem Erdbeben von 1783, nicht etwa in die Erde zu graben, wie der Bericht ſagt, ſondern ſich an ihr feſtzukrallen, weil ſie von den vorüberziehenden Luftſchichten mit gleicher Wanderunruhe erfüllt, zuletzt mitgenommen zu werden fürchten und wirklich endlich mitgeriſſen werden; ſie können

nicht anders; mit gesträubten Haaren, ihren Fühlern, suchten die Katzen das Weite zur Stadt hinaus.

Die niedrigsten, also mit dem geringsten Bewußtsein ausgestatteten Thierklassen zeichnen sich durch die meisten Fühler aus; denn je weniger Bewußtsein, um so mehr drängt die Natur der Wesen zum Fühlen hinaus, um so enger ist die durch Vererbung seit Jahrtausenden immer wachsende Verbindung mit dem Elemente des Thiers. Noch weiter rückwärts schreitend, zu den Pflanzen, sehen wir die Fühler unzählbar wachsen. Selbst der Mensch hat noch viele Fühler, und der niedriger stehende, weniger bewußte Mensch betastet noch alles, während der höher gebildete mehr das Auge nützt und sich die Außenwelt durch die Gehirnthätigkeit vermittelt. Auch seine Erkenntniß ist Gefühl, aber das höhere Gefühl, das aus größerer Selbständigkeit, aus jenem Losleben von Natur- und Menschenunruhe hervorgeht, und zu diesem Gefühl streben wir, damit wir in Ruhe unsere Wege wandeln, mit Umsicht rechts und links, vor und hinter uns, nicht blind nur weiter jagend mit dem ganzen noch unruhigen Troß, oder gar gleich den Thieren mit den unruhigen Elementen, die auch auf Kinder und schwach constituirte große Menschen bekanntlich einwirken.

Fassen wir nun das Ganze zusammen, so sehen wir, daß die angeführten räthselhaften Vorgänge der Vorahnung, der Wanderungsunruhe, des Zurückfindens auf jener innigern Verbindung der leicht dem geringen Bewußtsein entrissenen Thiere und einem Mitschweben und Mitfühlen in Luft- und Meerströmungen, so unmerklich sie uns sind, ihren nächsten Grund haben; daß demnächst aber jene Verbindung uralt ist, ein Aufgehen gleichsam in eine allgemeinere Form, die noch nicht Thier ist, die kein anderes Verlangen hat als nur zu schwimmen, zu schweben: es ist fast, als ob in ihnen die noch formlose Materie oder gar ihre leicht hinfluteuden Elemente zu nochmaliger Geltung kommen.

Wir wissen nicht, was das Bewußtsein ist, aber es scheint beinahe, als mache es schwerer, als belaste die Gehirnthätigkeit den Körper. Je weniger bewußt ein Wesen bei noch vorhandener Bewegung ist, um so leichter verliere es sich in das Ganze der Natur wie in Thier- und Menschenmassen; je bewußter aber, um so mehr trete es aus dem zwingenden Drange heraus. Und somit scheiden wir von dem Werke Perty's mit der Mahnung an alle, die es vermögen, unermüdlich thätig zu wirken gleich ihm in Sammlung von Thatsachen, mit stets kritischem Blick oder wenigstens mit ungeschminkter Darstellung der Wahrheit, und möge sie noch so einfach sein; das Einfachste ist für die Forschung meist das Werthvollste.

Wir schließen hieran die kurze Erwähnung zweier anderer Werkchen:

2. Der fossile Mensch aus dem Neanderthal und sein Verhältniß zum Alter des Menschengeschlechts. Zwei Vorlesungen von C. Fuhlrott. Nebst einer Tafel mit Abbildungen. Duisburg, Falk und Bollmer. 1865. 8. 15 Ngr.

3. Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel. Von Adolf und Karl Müller. Mit elf Illustrationen, entworfen und auf Holz gezeichnet von A. Müller, und mit acht in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, C. L. Winter. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das letzte Werk ist in Wald und Heide geboren, ein schönes liebliches Kind der Natur mit all ihrem Duft und Klang. Wer die Natur liebt, wird an ihm eine Freude haben. Es war ein düsterer regnichter Tag, an welchem wir es durchlasen, aber je weiter wir in es kamen, desto lichter wurde es uns ums Herz, und wir saßen am Waldrand im hellen Sonnenschein und lauschten den Sängern über Wald und Feld.

In eine düstere Höhle im Thale der Düssel führt uns das Werkchen von Fuhlrott. Unter einer Schutzlage von mehrern Fuß fanden die Arbeiter, welche die Schlucht erweiterten, im Jahre 1856 eine Menge Menschengebeine, auch ein mächtiges Schädelstück, hineingeschwemmt mit dem Erdreich von anderswoher in alter alter Zeit. Wohl wissen wir schon, daß der Mensch über 10000 Jahre bereits auf Erden lebt, aus den seit 1854 durch die schweizer Seen entdeckten Pfahlbauten und jenen Steinresten an den Küsten der dänischen Inseln, in denen man außer rohen Geräthschaften Spuren alter Kiefernwälder entdeckt hat, die längst andern Baumarten Platz gemacht. Wenn aber Menschengebeine in der ältern Formation des Diluviums als sicher constatirt werden, so ist ein Alter von mehr als 100000 Jahren für die Menschheit erwiesen. Das vorliegende Werkchen bemüht sich darum.

E. Schmidt.

Tutti-frutti vom Büchertische.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

Der Weihnachten, der vor der Thür steht, hat den Büchermarkt seinen allbekannten, die frühere Bedeutung der Ostermesse ganz in Schatten stellenden Einfluß. Der Weihnachtsbaum ist ein Baum der Erkenntniß des Lebens für den Verlagsbuchhandel geworden — schöne Literatur, namentlich die Lyrik, soweit sie zu eleganter und Prachtausgaben gekommen ist, trachtet nach, in seinem Schatten zu ruhen. Auf die zahlreichen Jugendschriften, wie sie in meist geschmackvoller Ausstattung in den Verlagsbuchhandlungen von E. Trewendt, Spamer u. a. erscheinen, können wir nur in Feuilletonnotizen hinweisen, da sie nicht in das Gebiet der Nationalliteratur gehören oder nur zweiter Hand bieten, was ihm bereits angehört. Dagegen dürfen Anthologien, Albums und andere solche Sammelwerke wol auch an dieser Stelle Berücksichtigung finden, indem sie die Goldbarren der deutschen Literatur in schöngeprägten Münzen in Umlauf setzen:

11. Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Erzählungen. Mit Illustrationen von E. Ortlepp, Paul Thumann, W. Georgy u. a. und Titelbild von C. Scherres. Zweite bedeutend verschönerte Auflage. Leipzig, Amelang. Gr. Hoch 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dies „Album" hat sich bereits in weitesten Kreisen eingebürgert und mit Recht. Die Auswahl der Gedichte

sinnig und geschmackvoll und verliert nie den Zweck und das Publikum aus dem Auge, für das sie besonders bestimmt ist. Namentlich aber sind die Illustrationen, die zum Theil gegen die frühern Auflagen umgestaltet sind, ein sehr ansprechender Schmuck des Werks, die Vignetten sind sinnig, die weiter ausgeführten Bilder treffen in der Regel mit Glück die der zeichnenden Kunst sich darbietende Pointe des Gedichts. Es ist dies nicht zufällig, sondern, wie wir aus der Vorrede erfahren, die Frucht sinniger Erwägung. Der Verleger selbst spricht sich über das Verhältniß der dichtenden zur bildenden Kunst mit Recht dahin aus, es sei die Aufgabe des Künstlers, aus der fortschreitenden Erzählung des Dichters den Moment herauszufühlen, der die Action oder die poetischen Gefühle am klarsten zum Verständniß bringt. Zeichnungen wie: der gastfreie Wirth, Ritter Toggenburg, Das Grab in Busento, die schalkhaft charakteristischen Illustrationen zum Rückert'schen Gedicht: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", beweisen zur Genüge, daß der richtigen Theorie in diesem Album die angemessene Praxis zur Seite geht.

3. Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage für stille Morgen- und Abendstunden von Julius Sturm. Ausgewähltes und Eigenes. Mit Stahlstich von Paul Thumann. Leipzig, Amelang. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Man hat der neuen Poesie oft Unchristlichkeit zum Vorwurf gemacht — diese umfangreiche und elegant ausgestattete Sammlung aus den Werken neuerer Dichter zeigt, daß sich eine Fülle von Frömmigkeit sich noch in den Falten der Gewänder ihrer profanen Muse verbirgt. Doch haben die profanen Dichter: Geibel, Kinkel, Hammer, Arndt, Nikolaus Lenau, Rückert, Prutz, Vogl zu dieser „Hausandacht" eigentlich wenig beigesteuert. Die meisten Beiträge rühren von Spitta, Knapp, von Julius Sturm selbst her, also von Poeten, welche christliche Frömmigkeit als die eigentliche Domäne ihrer Lyrik in Anspruch nehmen dürfen. Der Herausgeber wollte christliche Stimmungslieder in der Sprache des 19. Jahrhunderts darbieten — eine Ergänzung zu den ältern Liederschätzen der Kirche, wie sie in den kirchlichen Gesangbüchern aufbewahrt und abgeschlossen sind; er gibt gleichsam ein modernes Gesangbuch für das Boudoir. Die Anordnung ist praktisch für die erbaulichen Zwecke; es ist ebenso für tägliche Andacht, für die 12 Monate des Jahres und die einzelnen Wochentage in denselben gesorgt, wie die kirchlichen Festzeiten und Freud und Leid des Lebens. Die Sammlung darf unter den frommgestimmten Lüthern auf ein großes Publikum rechnen — für Weltkinder ist sie freilich „Kaviar".

4. Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus deren Werken. Ein Führer durch das Leben und die sittliche Welt. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Mit acht Farbendruckbildern von Jules Vogel. Dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Amelang. 1866. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir erwähnen diese von dem Herausgeber d. Bl. veranlaßte Gedankenharmonie nur, um auf die glänzende Ausstattung hinzuweisen, mit welcher der neue Verleger die dritte Auflage derselben geschmückt hat. An die Stelle der frühern bunten Titelarabesken der einzelnen Abschnitte sind jetzt geschmackvoll ausgeführte, colorirte Vignetten getreten, welche in sinnigem Zusammenhange mit dem Inhalte derselben stehen. Die Sammlung selbst ist um 200 neue Sentenzen bereichert worden; ihre Tendenz ist dieselbe geblieben, wie sie der Herausgeber in der Vorrede ausspricht:

Sie soll eine durchgreifende Parallele zwischen Goethe und Schiller bieten, augenfälliger und beweiskräftiger, als umfangreiche Parallelen der kritischen Ausleger. Indem die Aussprüche beider Dichter über Gott und Natur, Liebe und Ehe, über die Fragen der sittlichen Welt und die Aufgaben des Lebensgenusses, über Vaterland und Freiheit, Kunst und Wissen nebeneinandergestellt werden, springt ja von selbst mit unwiderleglicher Klarheit die Verschiedenheit der Weltanschauung, des innersten Charakters und Strebens ins Auge. Soweit es irgend möglich war, ist diese Parallele nicht nur in den Hauptgruppen der Gedanken, sondern auch in der Reihenfolge der einzelnen Sentenzen durchgeführt worden. Bald geben die Aussprüche Goethe's und Schiller's einen vollen harmonischen Accord, bald eine auffällige Dissonanz, bald bewegen sie sich in einem ausweichenden Fugengang. Wo es sich um Vaterland und Freiheit, um die Fragen der sittlichen Welt handelt, da vertritt Schiller die erste Stimme, und Goethe accompagnirt nur; umgekehrt, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit gilt. In der Feier der Liebe aber und der Dichtkunst tönt die Lyra des einen vollkräftig mit der des andern zusammen. Gerade die Vergleichung der nebeneinanderstehenden Sentenzen wird außerordentlich anregend wirken und das Charakterbild der beiden großen Dioskuren unserer Poesie in scharfgesonderten Umrissen vor die Seele führen.

14. Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken gezeichnet von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. Erste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1865. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „Goethe-Galerie" und „Schiller-Galerie" läßt die Verlagsbuchhandlung eine in demselben Geiste entworfene und ausgeführte „Lessing-Galerie" mit erläuterndem Text folgen, die natürlich an Umfang nicht mit jener wird wetteifern können. Denn Lessing der Dichter war bei weitem nicht so productiv und gestaltenschöpferisch wie Schiller und Goethe, und Lessing der Kritiker kann wol nur aus seinem eigenen Porträt, das hier in trefflicher Ausführung und geistvoller Haltung, mit Anlehnung an die Büste von Rietschel, vor uns hintritt, zu uns sprechen, es müßten denn Götze und Klotz und alle die andern, über die er sein Richtschwert geschwungen, gleichsam als Negativbilder mit in die Sammlung aufgenommen werden. Außer dem Porträt Lessing's selbst finden wir in der ersten vorliegenden Lieferung der Galerie ein Porträt seiner Frau, der verwitweten König, die ihm bekanntlich schon nach einem Jahre glücklicher Ehe wieder entrissen wurde, deren sinnige Züge darauf hinweisen, daß sie dem schlaghaft regen Geiste des Gatten gewiß ein nicht minder reges Verständniß entgegenbrachte. Es folgen dann die Bilder von Nathan dem Weisen, Miß Sara Sampson und Sittah, die in Auffassung und Ausführung nichts zu wünschen übriglassen. So darf die „Lessing-Galerie" gewiß auf die gleiche Theilnahme rechnen, welche ihre Vorgänger gefunden; denn auch Lessing hat dauernde Gebilde

geschaffen, welche im Herzen der Nation leben, wenn auch mehr der Denker als der Dichter Lessing ihnen ihre Unsterblichkeit verbürgt. Der erläuternde Text ist sachgemäß und in der Charakteristik der Lessing'schen Charaktere oft von warmer Empfindung beseelt.

15. Düsseldorfer Künstleralbum. Herausgegeben von Wolfgang Müller von Königswinter. Sechzehnter Jahrgang. 1866. Düsseldorf, Breidenbach und Comp. 1865. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Dies Album, ein gerngesehener Gast auf allen Weihnachtstischen, erscheint in Bild und Lied wiederum in entsprechender Gestalt. Unter den Bildern gehört die große Mehrzahl dem Genre an, wie Das Verhör, Pagenstreiche, Der Geheimschreiber, Der Apfeldieb u. a., meist allerliebst gedachte und hübsch ausgeführte Situationen von volksthümlicher Keckheit. Einen etwas höhern Stil, wir möchten ihn ritterliches Genre nennen, athmet das Bild: Volker und Hagen auf der Wacht, und an die Robert'schen italienischen Genrebilder erinnert das Bild: Römische Hirten. Die Landschaft ist durch eine Ansicht des Monte-Pincio in der Abendbeleuchtung und durch eine Straße in Genzano vertreten.

So gelungen diese Bilder im einzelnen sind, so können wir doch unsere Bedenken über die in allen ähnlichen größern Albums vorherrschende Trennung von Bild und Wort nicht unterdrücken. Jede der beiden Künste, die Zeichen- und Dichtkunst erobert sich hier ihr selbständiges Terrain, auf welchem sie sich ausbreitet, unbekümmert um die andere. Und doch läßt sich bei dem gleichgültigen Nebeneinander dieser Künste der Zweck nicht absehen, warum sie überhaupt zusammengespannt werden und unter Einer Fahne dienen müssen. Eine der Künste muß herrschen; unsers Erachtens sollte dies die Dichtkunst sein, und die Zeichenkunst ihre Meisterschaft in Illustrationen der einzelnen Gedichte bewähren, wie dies früher auch mehr als in den neuesten Jahrgängen des düsseldorfer Albums der Fall war. Daß die Gedichte dagegen der Schwesterkunst auf halbem Wege entgegenkommen sollen, ist selbstverständlich; sie müssen derselben irgendeinen Anhaltspunkt zu lebendiger Gestaltung geben. So erscheint uns wenigstens das Ideal eines Albums, das Bild und Dichtung vereinigt.

Illustrirt ist nur die erste Prosaerzählung von Adalbert Stifter: „Der Waldbrunnen", deren Heldin, das wilde braune Mädchen, uns in den verschiedensten Situationen vorgeführt wird. Die Geschichte ist übrigens lebendiger und weniger quietistisch, als wir es von Stifter gewohnt sind. Den Reigen der Lyriker eröffnet Anastasius Grün mit zwei Gedichten, von denen das zweite: „Bildhauer", in seinen Schlußversen an Grün's frühere begeisterte Rhetorik erinnert. Ein Künstler verspricht einem Abt, aus einem Marmorblocke im Hofe einen prächtigen Christus gegen ein paar Zechinen zu meißeln. Der Abt will die Zechinen sparen, läßt, als der Künstler fortgegangen, durch vier stämmige Gesellen unter den Brüdern den Steinblock hauen und hämmern, um einen Christus herauszuklopfen; doch:

In Splittern liegt die Marmormasse
Verstreut als Bauschutt auf der Straße.

Der zurückkehrende Bildhauer hält nun den Frev folgende Philippika:

Mein Christ, ich seh's, ist auferstanden,
Hat selber sich befreit aus Banden,
Dabei doch Hals und Bein gebrochen,
Und ihr zerschlugt ihm Haupt und Knochen!
Weh über euch! Doch merkt euch das:
Weß Aug' nicht klar, gleichwie durch Glas,
Sein Werk schon fertig sieht im Stein,
Der lasse nur den Bildner sein!
Weß Hand nicht fest und zart zugleich
Sich weiß mit wucht'gem Hammerstreich
Um geist'gen Umriß weich zu schmiegen,
Der lass' den Schöpfermeißel liegen!
Nur Geist zeugt Geist! Die Höhn umkreist,
Zur Tiefe taucht der Sehergeist
Und bricht der Menschheit neue Bahnen
Und weckt zur That ihr träumend Ahnen.
Wer sein entbehrt, der sitz' am Reine
Und klopf' im Tagwerk ihm die Steine!
Zerfallen mußt' in plumper Hand
Der Heiland selbst zu Straßensand;
Der Bildner ward zum Hohn der Lacher
Ein leidlich guter Wegemacher.

Unter den Gedichten von Hermann Lingg erfreut uns „Herodias" als das bedeutendste, in düster-heroischer Stimmung und Färbung durchgeführt; in den übrigen ist vieles Matte, was an eine etwas stereotyp gewordene Schablone erinnert. Die Gedichte Robert Hamerling's: „Göttersöhne" und „Die Sonnenblume", sind schwunghaft und sprachgewaltig; doch auch dieser Dichter muß sich hüten vor der Manier und Manie der Hyperbel, wo sie nicht ganz am Platze ist. Auch laufen ihm unästhetische Wendungen mit unter, die allzu sehr gegen die poetische Kraftsprache abstechen:

Tiefsinnige Sonnenblume, du neigst
Das feurig brütende Haupt so gedankenschwer,
So sonnetrunken! Wenn unbestritten die Rose schön ist,
So spricht doch schon zum Herzen geheimnißvoller
Ein Lilienkelch —

„Wenn unbestritten die Rose schön ist" — das ist so nüchtern didaktische Wendung, daß sie uns aus den Himmeln der Hymne hinausstößt. Ebenso ergeht es Matzerath in seinem Gedicht „Im Gewitter":

Elementarkraft, Gewitterpracht,
Schauerlich schön — o es zieht mich mit Macht:
Tod oder Freiheit — die Elemente
Rufen's, sturmlaufend am Firmamente.

Das erste Wort gehört in ein Lehrbuch der Ästhetik und in kein Gedicht.

Unter den Gedichten von Karl Siebel, Emil Rittershaus, Hoffmann von Fallersleben findet sich manch stimmungsvolles Lied. Ihnen schließt sich Hermann Allmers mit seiner frischen „Liederlust" an. Karl Simrock schüttet zahlreiche Naturidyllchen von der bekannten Handspannlänge aus seinem Dichterfüllhorn; einige derselben Miniaturphotographien sind etwas blaß und würden der Retouche vertragen. Sehr sinnig ist das Gedicht H. Steinheuer:

Kirchhofsrosen.

Wenn ich oft Gestalten sehe,
Die den Keim des Todes tragen,
Möcht' ich immer grübelnd fragen:
Warum all dies bleiche Wehe?

Und warum dies lange Sterben,
Dieses Bangen, dieses Schweben,
Dieses Ringen um das Leben
Mit dem Tod, dem bittern, herben?

Immer muß im Geist aufs neue
Ich dies Ringen voller Grauen
Auf des Lebens Kampfplatz schauen —
Und der Tod ist hier der Leue.

Um die Opfer möcht' ich weinen,
Seh' ich in den todesbleichen
Zügen jene Schreckenszeichen:
Vor der Fem' mußt du erscheinen!

Bald, ja bald mußt du erliegen,
Denn der Krankheit Vampyr leise,
Unersättlich, tropfenweise
Saugt dein Blut mit gieren Zügen.

Nicht der Lenz hat diese Wangen
Angehaucht mit Liebeskosen;
Kirchhofsrosen, Kirchhofsrosen!
O wie bald seid ihr vergangen! —

Will der Tod die Seinen werben,
Sei's im Sturmschritt hast'ger Eile;
Nur nicht diese gift'gen Pfeile,
Dieses lange, bange Sterben!

Hisbert von Vincke gibt uns einige mittelalterliche anzen, die sich in ihrer schweren Turnierrüstung doch ohne Gelenkigkeit bewegen, während Wolfgang ler von Königswinter „Italische Blätter", Sozur Feier Neapels und seiner Umgegend, bringt. ne dieser Gedichte gemahnen etwas touristisch; es ihnen der Adel der Empfindung und Form, der n's venetianische Sonette charakterisirt. Wir ver- die Wärme und Frische der Müller'schen Gedichte Rhein. Der Dichter selbst scheint uns hierin recht ben in dem Gedicht:

Italiens Weine.

Jetzt hab' ich alle Weine durchgenossen:
Wol mochte goldner Vino santo munden,
Und Aliatico in guten Stunden
Ist zu Florenz mir in das Glas geflossen.

Ich trank zu Rom mit fröhlichen Genossen
Den Orvieto, wenn uns hold verbunden
Die frohe Lust; auch hat bei Tafelrunden
Belletri oft die Herzen aufgeschlossen.

Neapel bot den Capri unsern Zungen
Und Lacrimae in roth und goldnem Scheine,
Zumeist ward der Falernerkrug geschwungen.

Süß oder herb, es waren gute Weine,
Doch keinem ist von allen es gelungen,
Uns zu begeistern wie das Gold vom Rheine.

Auch unter den andern Gedichten findet sich manches Matte neben vielem Trefflichen. Friedrich Roeber's „Ausonius" ist vielleicht zu getragen für den Stoff, den es behandelt, zeichnet aber doch lebendig die Situationen, die es vorführt. Schlicht und tief empfunden ist das Gedicht von Adolf Bube:

Nächtlicher Rosenduft.

Verbirgt auch Dunkelheit
Im Gartenbeet die Blüte,
Ihr Hauch der Innigkeit
Spricht tief mir zum Gemüthe.
Das ist der Zauberduft,
Den doppeltsüß die Rose
Ausathmet in die Luft,
Ruht sie der Nacht im Schose.

So an der Stimme Laut,
Der mir das Herz erfüllte,
Erkannt' ich meine Braut,
Wenn Dunkel sie umhüllte.
Der Jugend Hochgefühl,
Das ich für todt gehalten,
Erhebt sich frisch vom Pfühl
In meines Herzens Falten.

16. Album der Malerei und Musik. Eine poetische Anthologie aus Altem und Neuem. Von Alice Salzbrunn. Zwei Theile. Leipzig, M. Schäfer. 1865—66. 8. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Eine Zusammenstellung von Sentenzen und Gedichten, die sich auf diese beiden Künste beziehen. Einzelnes ist glücklich ausgewählt, doch der Reichthum unserer Dichtung in dieser Hinsicht keineswegs erschöpft. Leider ist das Papier dieser Anthologie allzu vertrauensvoll auf die Anziehungskraft ihres Inhalts und harmonirt auch nicht mit dem eleganten Einband. Es ist dies bei derartigen Anthologien ein Fehler, der sich durch keine innern Vorzüge gut machen läßt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

s Trier wird von der „Kölnischen Zeitung" die Nachricht eilt, daß am 2. December der Regierungsrath Hutterus inen Pistolenschuß, dessen Kugel ihm das Herz durchseinem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe. Man fangs, daß eine Nervenaffection, an welcher er seit länreit litt und deren Schmerzen ihm unerträglich geworden hn zu dem schrecklichen Entschluß getrieben habe. Doch nach neuern Nachrichten ein organisches Gehirnleiden, bereits in Anfällen von Irrsinn aussprach, die bestimIrsache gewesen zu sein. Er war über funfzig Jahre seit einer langen Reihe von Jahren als Stempelfiscal

Hutterus gehörte zu jener stillen Gemeinde der Literatur, deren Vertreter es bei allem Fleiß und Talent zu keinem literarischen Renommée bringen können. Er fühlte dies selbst und beklagte sich einmal bitter hierüber und über unsere literarischen Zustände in einem Schreiben an den Herausgeber d. Bl. Inwieweit diese Verstimmung innerlich an ihm nagte und das Leiden zur Reife brachte, welches seinen Selbstmord zur Folge hatte, wissen wir nicht; ebenso wenig ob ihm, dem Beamten, seine literarische Thätigkeit von Vorgesetzten und Amtsgenossen verdacht oder bemäkelt wurde, wie dies in Preußen gegenwärtig Sitte ist, indem jedes literarische Schaffen sich verdächtig macht, den liberalen Zeittendenzen zu huldigen, oder doch mindestens Gefahr läuft, sich mehr oder weniger mit ihnen einlassen

zu müssen. Ueberdies hält man es für eine Verschwendung und Veruntreuung, wenn ein Beamter seinen dem Staatsdienst zur Disposition gestellten Geist noch außerdem zu Privatzwecken ausbeutet, und glaubt aus der Neigung zur Poesie auf eine geringere Neigung zum Verwaltungsfach schließen zu müssen, wie man überhaupt alle Poesie für eine müßige Spielerei hält, welche sich unter dem Niveau der Würde eines echten Beamten befinde. Das Recht, geistreich zu sein, bleibt nur den höchsten Spitzen der Verwaltung vorbehalten.

Hutterus hat sich als Lyriker, als Dramatiker, als Novellist versucht, mit dem meisten Beruf jedenfalls auf dem letzten Gebiete; doch auch diese Novellen, welche in seiner Anlage und sauberer Ausführung hinter den gepriesensten modernen Vorbildern wenig zurückstehen, haben bei weitem nicht die verdiente Anerkennung gefunden. Es ist dies, wie jeder Ruhm, Zufall und Glückssache. Auch das Genie kann zu ewigem Incognito verdammt sein, wenn nicht spätere Zeiten dasselbe durch einen Zufall lüften und den Stern unter seinem Rock entdecken. Auf unserm Literaturmarkt ist ein Gedränge, wo die Ellbogen am besten forthelfen und die seiner organisirten Talente zufrieden sein können, wenn sie mit heiler Haut davonkommen, ohne einen Standpunkt unter den Vordersten erreicht zu haben.

Seine „Gedichte" (Trier, Lintz, 1857) beginnt Hutterus mit folgendem Prolog, der für seine Bescheidenheit ebenso wie für das Bewußtsein, das er von diesen Zuständen hatte, das beste Zeugniß ablegt:

Am den Parnaß.

Weh! weh! Wie steigt die Flut empor
Hoch über aller Bäume Wipfel,
Es raget des Parnassus Gipfel
Kaum aus den Wellen noch hervor,

Und wenn der Sohn der Leto nicht
Gar bald ein ernstlich Veto spricht,
Wird ihn zusammt den Musen all
Fortschwemmen noch der Wogenschwall.

„Du weißt die Götter selbst bedroht
Von dieser Ihr'schen Wassernoth,
Und machst mit deines Liedes Wellen
Nur höher noch die Fluten schwellen."

Zu viel erweist ihr meinem Lied der Ehre,
Ein armer Tropfen ist es nur im Meere.

In diesen „Gedichten" herrscht stets die Weihe echter Empfindung vor; die Form ist meistens von großer Klarheit und Zartheit. Ein Cyklus trefflicher Lieder ist die „Heide", ein Cyklus, der eine an Nikolaus Lenau erinnernde landschaftliche Melancholie athmet. Bei dem so tragischen Ende des Dichters sucht man natürlich in seinen Gedichten nach Anklängen, welche als Ausdruck trostloser Stimmungen darauf hinzuweisen scheinen. Auch fehlt es keineswegs an schwermüthigen Weisen:

Ich war betrübt bis in den Tod,
Von aller Lust geschieden;
Mein Herz war still und sonder Wunsch
Und dennoch ohne Frieden.

Das Gedicht „Todesahnung" lautet:

Wie kommt es nur, daß ich vorübergehen
Auf stiller Flur an keiner Blume kann,
Ohn' in das helle Antlitz ihr zu sehen,
Als ziehe nieder mich ein Zauberbann?

Daß ich in stummer Andacht muß versenken
Mich also in ihr traumgewiegtes Leben,
Als ob an sie mit meinem Fühlen, Denken,
Mit meinem tiefsten Sinn ich hingegeben.

Fühlst du, mein Herz, die Keime schon sich regen,
Die einst empor aus deiner Asche sprießen,
Und drängen sie dem Lichte sich entgegen,
Auf Flur und Au die Schwestern zu begrüßen?

Am meisten charakteristisch ist die „Supplik", welche in einzelnen Anklängen an Heine's „Romanzero" erinnert:

Thanatos, viel edler Ritter,
Der du ohne Schwert und Speer
Bügellos auf fahlem Renner
Sprengest durch die Nacht einher;
Unnahbarer Allbesieger,
Der du, öffnend dein Visir,
Kühne Recken machst erblassen,
Strecken ihre Wehr vor dir;
Der du einmal schon vor Jahren
Leis gepochet an mein Thor,
Eine Bitte, Allgewalt'ger,
Trag' ich dir in Demuth vor:
Gönne mir für dies und jenes
Hier noch eine kurze Frist,
Und wenn du mich abzuholen
Ernstlich dann gewillet bist,
Sende deiner Boten keinen
Erst als Herold mir voraus,
Sondern tritt unangemeldet
Sonder Scheu in mein Haus;
Sprich: hier bin ich; von den Schultern
Streife mir das ird'sche Kleid,
Und ich segle frank und fröhlich
Mit dir in die Ewigkeit.

Außer den Gedichten hat Hutterus auch mehrere Dramen veröffentlicht: „David" (zweite Auflage, Trier, Lintz, 1865); „Jephtha und seine Tochter" (Trier, Lintz, 1865); „Der Renegriner", Trauerspiel (Trier, Troschel, 1853). „Jephtha und seine Tochter" behandelt den bekannten biblischen Stoff als ein dramatisches Gemälde in edler Haltung, aber ohne energischen Fortgang der Handlung. Dagegen ist „Der Renegriner" ein Zeitgemälde, welches den Kampf freierer Tendenzen innerhalb des Judenthums zum Thema hat und ganz entfernt an „Uriel Acosta" erinnert. Alle Dramen von Hutterus tragen den Stempel des guten Geschmacks und der Bildung, und sind auch einzelnen dichterischen Schönheiten nicht arm — wir erinnern an den Monolog der Mahela in der zweiten Abtheilung des Trauerspiels „Jephtha".

Am meisten freilich war Hutterus für die Novelle gethan. Dies hat er bereits in den „Harmlosen Geschichten" (Trier, Lintz, 1861) und „Novellen" (Iserlohn, Bädeker) bewiesen und neuerdings wieder durch die Erzählungen: „Auf Wege" (Münster, Brunn, 1865); „Aus einer Künstlerwelt" (Münster, Brunn, 1865) und „Der Stadtrichter" (Münster, Brunn, 1865) — Erzählungen, die kurz vor seinem Tode erschienen sind und als sein literarisches Vermächtniß betrachtet werden dürfen. Es ist zweierlei, was man namentlich an den Novellen nachrühmen muß, während die „Dunkelmänner" wol zum Theil pikant sind, aber im ganzen doch zu skizzirt erscheinen: eine feine psychologische Schattirung der Hauptcharakteren und ihrer Entwickelung und eine freie Auffassung der praktischen Lebensverhältnisse. Dies tritt besonders in dem „Stadtrichter" hervor und erinnert uns an einen andern preußischen Regierungsbeamten, der ebenfalls in seinen Romanen die solide Grundlage des realen Lebens zu verleihen weiß — an Gustav vom See. Der „Stadtrichter" von Hutterus ist ein durchaus anziehendes, feingehaltenes Lebensbild, das sich in graziösen Linien entrollt und das dabei so stimmungsvoll durchgeführt ist, daß den Lesern nothwendig wehmüthige Rührung hervorgerufen wird.

So ist wiederum ein deutscher Schriftsteller aus Verstimmung infolge körperlicher Leiden zum Selbstmord getrieben worden. Von Karl Gutzkow, der am Anfang des scheidenden Jahres in Friedberg Hand an sich selbst legte, lauten die Nachrichten jetzt günstig und erfreulich. Die Nebel seiner Seele schwinden mehr und mehr und es erwacht wieder in ihm die Lust und der Drang zur Produktion. Wir dürfen wir die Hoffnung hegen, daß er seinen [illegible] man aus der Reformationszeit noch zu Ende führen wird, vielleicht an den schönen Ufern des Genfersees, wo

für das Drama passe oder ob nicht vielmehr Prosa in demselben herrschen solle?

Jakob Engel, der Verfasser des „Philosophen für die Welt“ und des „Lorenz Stark“, eine Zeit lang mit der Leitung des berliner Theaters betraut und als Autor der berühmten „Mimik“ gewissermaßen Meister vom Stuhl in der Dramaturgie, hatte geradezu erklärt, daß es widersinnig sei, Schauspiele in Versen zu schreiben.

Diese Erklärung paßt zu der Epoche der platten, nüchternen Natürlichkeit, die damals in Deutschland im Schwange war und welche ihre Entstehung dem an sich sonst tüchtigen und braven Friedrich Nicolai, nach Schelling's Urtheil dem wahren Wasserstoff des Zeitalters, verdankt, der alles nach dem gewöhnlichen Hausverstande geordnet und geregelt wissen wollte. Ihm und seinen Anhängern war der Vers unbequem und lächerlich. Sie stellten Lessing als Muster auf, indem sie seine prosaischen Arbeiten für die Bühne als einzig nachahmenswerth rühmten und dessen „Nathan“ zugleich als undarstellbar und langweilig verwarfen.

Dennoch wagte man es in Weimar, am 28. Nov. 1801 eben diesen für die Darstellung verpönten „Nathan“ zu geben. Als Karl August davon hörte, schrieb er an Goethe:

Es ist eine fürchterliche Entrepriſe, das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsere Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist.

Und doch glückte das Wagniß, glückte so, wie Weber zuverlässigen Mittheilungen nach sagt: daß wenn nach der ersten Aufführung zwei einander auf der Straße sich begegneten, sie davon so redeten, als sei der Stadt ein Glück widerfahren. In Weimar also traf Lessing's Wort vollkommen ein, das er im Jahre 1780, als „Nathan“ eben vollendet war, aussprach, das Wort: er kenne keinen Ort in Deutschland, wo das Stück schon jetzt aufgeführt werden könne; daß er aber im voraus diejenige Stadt glücklich preise, in der es zuerst werde aufgeführt werden.

Er that diesen Ausspruch, weil in einer solchen Stadt kein starres Priesterthum sein könne, weil in ihr kein dogmatisches, sondern ein lebendiges und praktisches Christenthum und eine Toleranz edler Menschlichkeit und echter Frömmigkeit zu Hause sei.

Das alles war, dank Karl August, Goethe, Schiller, Herder, Wieland und den andern edeln Geistern, die in Weimar lebten und wirkten, in dieser Stadt der Fall, und darum konnte hier dieses glorreiche deutsche Drama auch zuerst gegeben werden. Auch darum, weil Weimar „die Wiege des idealen Dramas“ geworden, wie unser Gewährsmann mit Recht behauptet.

Während ringsumher in Deutschland die Stimmung gegen den Vers im Drama immer mächtiger wurde, Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg Schiller's „Don Carlos“ sich in Prosa auflösen ließen, auch „Die Mitschuldigen“ von Goethe aus dem Vers herausgeschält für Darstellung gelangten, Shakspeare's Stücke in ungebundener Rede erschienen, Wien, München, Stuttgart, Cassel der gebundenen fast oder geradezu den Zutritt verwehrten, währenddessen gingen Goethe und Schiller mit ihren wenigen Getreuen voll Muth und Zuversicht daran, der deutschen Bühne den Vers zu erkämpfen.

Dieser Kampf war in der That keine Kleinigkeit und hat viel Zeit und große Mühe gekostet. Um ein Stück wie den „Standhaften Prinzen“ von Calderon z. B. in Scene zu setzen, hielt Goethe monatelang vorher strenge Leseproben, wobei er sich ganz besonders angelegen sein ließ, „den Gang der trochäischen Recitation abwechselnd mit dem Vortrage der verschiedenen iambischen Formen in einen wahrhaft musikalischen Zusammenhang des Ganzen zu bringen, um damit die Auffassung des tiefern poetischen Inhalts auf das genußreichste zu unterstützen“. „Iphigenia“, „Die natürliche Tochter“, „Wallenstein's Lager“, „Die Piccolomini“, „Wallenstein's Tod“, „Maria Stuart“, „Die Braut von Messina“ wurden mit der äußersten Sorgsamkeit vorbereitet. „Welche Mühe gaben sich Goethe und Schiller mit dem Einstudiren von Versstücken!“ ruft Gries, der das aus nächster Nähe beobachtete, in seiner Lebenserzählung aus. Unser Weber aber wird nicht müde, das bis in die kleinsten Details hinab historisch nachzuweisen. Er bespricht die Darstellungen der einzelnen Stücke, die Leistungen der Schauspieler, die Wirkung auf das Publikum. Als man „Die Jungfrau von Orleans“ gab, konnte Schiller schreiben:

Ob wir gleich keine großen Talente bei unserm Theater haben, so störte doch nichts und das Ganze kam zum Vorschein, während anderwärts große Talente durch ihr Spiel in Erstaunen setzten, neben diesen aber geringe wirkten, sodaß es zu keinem Ensemble kam und eine Menge Dissonanzen entstanden.

Solche Dissonanzen zu vermeiden, verschmähte Goethe nicht, eine Art von Theaterschule zu gründen und Regeln dafür auszuarbeiten. Er hatte eine Zeit lang zwölf Schüler, mit denen er sich eifrigst beschäftigte. Pius Alexander Wolff und Unzelmann gehörten zu ihnen. Mit ihnen hauptsächlich führte er Shakspeare's „Julius Cäsar“ auf, nachdem er sie „dergestalt zugerichtet, um einklingend darin auftreten zu können“. Wolff übernahm drei Personen darin, Grüner zwei und Grimmer, Unzelmann, Oels, Spitzeder, Ehlers, Zimmermann, Eilenstein, Benda, Genaſt, Malcolmi ebenfalls. Wolff's erste bedeutende Rolle war der Itel Reding im „Tell“, den er mit so viel Anstand und Sicherheit gab, daß er sogleich mit diesem Nebenparte das Interesse der Kunstfreunde gewann.

Um von der Thätigkeit der weimarer Bühne eine Vorstellung zu geben, sei beispielsweise erwähnt, daß vom 15. Juni bis zum 1. Juli des Jahres 1805 acht neue Stücke zum ersten mal aufgeführt wurden, nämlich: „Othello“, „Fanchon“, „Lorenz Stark“, „Die Mitschuldigen“, „Frohsinn und Schwärmerei“, „Regulus“ von Collin, „Die Laune des Verliebten“ und „Die beschämte Eifersucht“.

Welche Thätigkeit! Wenn man sich auch dabei erinnern muß, daß nicht alle Tage gespielt wurde, so bleibt sie doch anstaunenswerth, um so mehr, als in allem vorzugsweise der wirklichen Kunst Rechnung getragen wurde.

Der wackere Stephan Schütze, der eine Zeit lang das Spiel der weimarischen Bühne beobachtet hatte, gibt im Jahre

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek ausländischer Autoren
in den Originalsprachen.

Diese im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende Sammlung ausländischer Autoren hat den Zweck, die Werke der gefeiertsten Schriftsteller der neuern Literaturen in

uniformen, schön ausgestatteten, correcten und wohlfeilen Ausgaben

in den Originalsprachen herauszugeben. Bei der Auswahl ist namentlich auf beliebte neuere Schriftsteller Rücksicht genommen, ohne indess die ältern classischen Werke auszuschliessen. Die Sammlung erscheint in ununterbrochener Folge. Jeder Band wird auch einzeln verkauft. Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus.

Ein vollständiges Verzeichniss der bisher erschienenen 70 Werke in englischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, polnischer und russischer Sprache ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

In Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Rechte
der
Israeliten, Athener und Römer,
mit Rücksicht auf die neuern Gesetzgebungen
für Juristen, Staatsmänner, Theologen, Philologen und Geschichtsforscher in Parallelen dargestellt.
Ein Beitrag
zu einem Systeme und zu einer Geschichte des Universalrechts
von
Dr. Samuel Mayer,
Rechtsanwalt in Hechingen.
II. Bd.: **Das Privatrecht.**
Gr. 8. Broschirt. Preis 2 Thlr. 22½ Sgr.

Der I. Band, welcher das öffentliche Recht behandelt, erschien 1861 und kostet 2 Thlr.

Im Verlage von Gustav Pönicke zu Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben Caesars von **Napoleon III.** und die historische Wahrheit. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Napoleonischen Geschichtswerkes. I. Heft. Characteristik des ersten Bandes. Gr. 8. Brosch. 15 Sgr.

Die vorliegende Broschüre ist der allgemeinen Beachtung um so mehr zu empfehlen, als sie, von einem der geistreichsten Publicisten ausgehend, das Napoleonische Werk erschöpfend und durchaus parteilos charakterisirt, sich also wesentlich von den Beurtheilungen unterscheidet, die mit politischen Tendenzen an das Werk traten und so das Gebiet der wahren Kritik verließen.

In der Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann in Heidelberg ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte der neueren Philosophie
von
Kuno Fischer.
Erster Band.
Descartes und seine Schule.
Erster Theil.
Allgemeine Einleitung. René Descartes.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Gr. 8. Broschirt. 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl.

Erster Band.
Descartes und seine Schule.
Zweiter Theil.
Descartes' Schule. Geulinx. Malebranche. Baruch Spinoza.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Gr. 8. Broschirt. 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl.

System
der
Logik und Metaphysik
von
Kuno Fischer.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Gr. 8. Broschirt. 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 fl.

Baruch Spinoza's
Leben und Charakter.
Ein Vortrag
von
Kuno Fischer.
Gr. 8. Broschirt. 12 Sgr. = 40 Kr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte des Jahres
1815
von
Dr. **Heinrich Beitzke,**
Major a. D.
2 Bde. Eleg. brosch. mit Uebersichtskarte vom Kriegstheater in Belgien.
Preis: 6 Thlr.
Berlin, Verlag von E. Kobligk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 28. December 1865.

Inhalt: Unterhaltungslektüre. — Shakspeare-Literatur. Von David Asher. — Neue naturwissenschaftliche Theorien. Von Heinrich Hirnbaum. — Tutti-frutti vom Büchertische. (Beschluß.) — Aus der Geschichte Tirols. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Unterhaltungslektüre.

Die Vestalin und der Gladiator. Ein römisches Sittengemälde zu Ende des 1. Jahrhunderts. Von Antoinette von Klitsche de la Grange. Aus dem italienischen Manuscript übersetzt vom Einsiedler von Ovindoli. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Doge und Papst. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert in vier Büchern von Franz von Nemmersdorf. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Tochter des Diplomaten. Roman von Philipp Galen. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1865. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Die drei Romane, über welche wir heute unsern Le- n berichten, haben viel Analoges, wenngleich sie in sehr schiedene Zeitperioden fallen, in das 1., in das 17. hrhundert und in die allerfrischeste Gegenwart. Alle i dürfen als Sittengemälde auf historischem Hinter- nde bezeichnet werden und alle drei sind fesselnd, jeder seiner Art; in jedem sehen wir eine Volksmacht dem ergange sich zuneigen, dort die immense römische Welt, zweiten das imposante Dogenreich, endlich im letzten übermüthige Dänemark, das unter eigentlicher Pöbel- schaft seine schönsten Landestheile verliert und zu einer ichtigen Duodezmacht herabsinkt, die durch die Eifer- t der Nachbarstaaten allein noch vor vollständigem schwinden von der Weltbühne gesichert wird.

Günstigere Perioden der Völkergeschichte können nicht ich als Grundlage und Hintergrund für historische anschriftstellerei gewählt werden, denn in solchen Zei- die immer an sich besonders interessant sind, zeichnen die hervorstechenden Charaktere meisthin leicht; ohne erliches Zuthun der Verfasser erhalten die Conflicte deutlich anschauliches Gepräge, und in den Schluß- eln, in denen das tragische oder juristisch verdiente einen Theil des Personals beiseitelegt, findet sich r Gelegenheit und Material genug, einige Lieblings- en glücklich zu machen und wenigstens eine Hochzeit genügende Jahreseinnahme für die Glücklichen aus- len oder in Aussicht zu stellen. Für den Roman, er ist und allerdings sein muß, um Unterhaltung und Befriedigung zu gewähren, gilt nun einmal das Gesetz oder, wenn das Wort allzu gravitätisch klingen sollte, das — Recept, schon in den ersten Kapiteln zwei für Lieben und Geliebtwerden wie geschaffene junge Leute verschiedenen Geschlechts vorzuführen, denen allerlei passirt, Schlimmes und Gutes, und — zweitens ein erkleckliches, noch nicht disponibles Vermögen nachzuweisen, das dann aber gerade disponibel wird, wenn in den letzten Kapiteln alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sind und die hymenäischen Fackeln angezündet werden. Der Leser identificirt sich dann sehr bald mit dem Helden, dem sein Glück, nämlich sein Mädchen und sein Geld vorenthalten werden, ebenso die liebenswürdige Leserin mit der Heldin, der neidische Umstände dasselbe Glück streitig machen, bis endlich die Romangerechtigkeit siegt, Held und Heldin unter Zujauchzen des Publikums sich in die Arme stürzen und der verächtliche Mammon von dem gerichtsvollziehenden Autor mit freundlichem Grinsen herbeigeschleppt wird. Männlich und weiblich im Parterre sind zufriedengestellt und

— so übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Die Verfasser von Romanen wollen uns nicht zürnen, wenn wir zu spotten scheinen und mit einem scheinbaren Spottverse die Charakteristik ihrer Werke schließen. Ist doch der idealistische Schiller der Verfasser der Verse und haben die Verfasser von Romanen, die ziehen sollen, doch ganz recht, wenn sie die Bedürfnisse ihrer Helden und Leser wie ihrer Heldinnen und Leserinnen zu befriedigen trachten. Es geht einmal nicht anders, wenn dieses Publikum das Buch mit einem dankbaren Seufzer soll aus der Hand legen können. Und da der Autor nicht dieses Publikum macht, sondern dieses Publikum die Autoren, so wollen wir das alles im Princip gutheißen, wie es ist, und kurz berichten, was die Herren Autoren uns übrigens in ihre Sittengemälde hineingemalt haben.

Ein gewisser „Einsiedler von Ovindoli", den wir nicht das Vergnügen haben zu kennen, der aber gegen Garibaldi und seine Tausend von Marsala gefochten zu haben erzählt, zwingt uns zu glauben, daß er das römische Sittengemälde: „Die Bestalin und der Gladiator" (Nr. 1), aus dem italienischen Manuscripte einer jungen Dame übersetzt habe, die Antoinette von Klitsche de la Grange heiße und deren Vater an seiner Seite gefochten habe; das „ekelhafte Treiben der heutigen italienischen Welt" habe ihn zum Einsiedler gemacht und statt Körbe in seiner Einsiedelei zu flechten, übersetze er, den Mönchen des Mittelalters nachahmend, die literarischen Arbeiten der Tochter seines alten Freundes und Waffengenossen. Chaqu'un a son goût! Vielleicht hätte der Einsiedler von Ovindoli besser gethan, Körbe zu flechten. Denn wenn man sich nur einigermaßen mit der römischen Archäologie vertraut gemacht hat, so braucht man weniger die Classiker, als Bücher gelesen zu haben, wie „Agathokles", „Die letzten Tage von Pompeji", „Fabiola" u. s. w., um auf das flotteste solche Bücher zu schreiben, wie dieses Sittengemälde. Gibt man dem Buche überdies eine crass katholische Tendenz, sodaß es an die Schriften des seligen Herrn von Redwitz und die Betschwester Ida erinnert, so ist man des Beifalls des betreffenden Publikums und der klerikalen Kritik sicher und hätte vier statt zwei Bände schreiben dürfen.

Domitian herrscht und triumphirt über die Darier, gegen die er selbst nicht einmal ausgezogen war. Er tödtet Fliegen, sein Privatvergnügen, mit derselben Gemüthsruhe wie die christlichen Märtyrer, die sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, von Domitian auf die eine oder die andere Weise in das bessere Jenseits befördert zu werden. Endlich wird Domitian ermordet und der bessere Nerva besteigt den Thron, um mit löblicher Toleranz zu sorgen, daß der Gladiator und die Bestalin, die beide Christen geworden sind, sich heirathen und ein schönes Landgut in Campanien beziehen können.

„Lange lebten Paris und Cornelia", so heißen die Glücklichen oder vielmehr die Unglücklichen, denn wenn sie Glück gehabt hätten, so wären sie — Märtyrer geworden, „glücklich vereint, und liebten sich in reifern Jahren und bis ins hohe Greisenalter noch ganz so zärtlich, wie sie sich jung geliebt hatten. Beide fühlten sich fortwährend namenlos glücklich." Ça suffit.

Uns hat an diesem Roman nichts gewundert, nur daß er bei Janke in Berlin und nicht bei Kirchheim und Schott in Mainz erschienen ist.

Von ungleich werthvollerm Gehalt und Gepräge und wirklich werthvoll ist „Doge und Papst" von Franz von Nemmersdorf (Nr. 2), das Werk eines gereiftern Schriftstellers, der zu studiren und selbständig zu denken versteht. Er gibt uns ein wahrheitsvolles Bild der Wirren und Kämpfe, der Sitten und Strebungen in Venedig und Rom zu der Zeit, als Dona dort und Paul V. hier regierte; er bemüht sich, die romantische Ausschmückung der venetianischen Geschichte, die mythischen Schrecken des Zehnerraths, die Schauer der Piombi und Pozzi, des [illegible] Orfano u. s. w., die Daru u. a. in die Geschichte [illegible] Dominante eingeschwärzt haben, beiseitezustellen und [illegible] das wirkliche und immerhin poetisch imposante Leben und Treiben in der Lagunenstadt in scharf und schön gezeichneten Skizzen vor die Seele zu zaubern.

Antonio Foscarini ist der Hauptheld des Romans, [illegible] sein tragisches Ende, seine schmähliche Hinrichtung durch den Strang, das Schweben seines Leichnams am 21. [illegible] 1623 zwischen den Säulen von San-Teodoro und [illegible] Marcuslöwen, ergreift uns um so mehr, als die [illegible] durch niedrige Verleumdung irregeleitet war und [illegible] Justizmord begangen hatte. Sein Neffe hatte eine [illegible] vision des Processes durchgesetzt, sie kam vor die [illegible] lichen Richter, die das Verdammungsurtheil gesprochen. Indessen waren diese hochherzig genug, das Eingeständniß menschlichen Irrthums der Wahrheit zum Siege zu bringen. Die Untersuchung hatte raschen Verlauf, der Bericht der Decemvirn ging an den Senat zur Beschlußfassung in der gegen Antonio Foscarini's Andenken und seine überlebenden Verwandten zu beobachtenden Haltung. Die Väter fanden eine gerechte Entscheidung. Und wäre ein Stück Papier von dem Fälscher vernichtet worden, dann gab es eine dunkle, ungelöste Sache weniger auf Erden.

Es mag den Vätern der Republik auch nicht [illegible] leicht geworden sein, ihr Verdict zurückzunehmen, [illegible] ohne Pomp und ohne Ehrenbezeigung war die Leiche [illegible] Verurtheilten in die Barke des Raths der Zehn [illegible] und durch stille Kanäle nach San-Giovanni e Paolo [illegible] bracht. Nur Foscarini's Geliebte, Venedigs gefeierte [illegible] täre, die schöne, geistreiche Angela, hatte, gebrochen [illegible] Schmerz, auf den Steinplatten gelegen und so den [illegible] rühmlichen Begängniß beigewohnt, und unfern der [illegible] zenden Frau hatte ein junger Mann gestanden, Foscarini's Neffe, die Arme über die Brust gekreuzt, in [illegible] peinliches Sinnen versunken. Und ihm, Nicolo Foscarini, gelingt es endlich, die Unschuld seines Onkels zu [illegible] sen. Mit fester Hand hatte er endlich das Packet [illegible] Gegendenunciationen in den berühmten Löwenrachen [illegible] Zehnerraths werfen können. Dann aber, als [illegible] der Ehrenrettung Antonio's war, fehlten auch [illegible] gegen 1400 Mitgliedern des corporativen Oberhaupt [illegible] Republik nur wenige. Die Patricier saßen [illegible] ihren Plätzen in dem herrlichsten Saale der Erde. [illegible] kühnem und edelm Anstande trat Nicolo vor, nahm [illegible] Stuhl des Dogen, die Purpurtoga, das Ehrenzeichen [illegible] Freude, umfloß heute die Gestalt des jungen Patricier. Der Doge erhob sich von seinem Thronsessel und [illegible] ihm zugleich verließen alle Patricier ihre Sitze, alle [illegible] ter entblößten sich, nur der herzogliche Greis behielt [illegible] phrygische Mütze auf.

Wir beriefen Euch, Ser Nicolo Foscarini — [illegible] dann seine historisch beglaubigten Worte —, die Erlaucht illustrissima Signoria zu vernehmen, daß der verstorbene [illegible] liere Antonio Foscarini, Euer Oheim, des ihm zur [illegible] legten Verbrechens des Hochverraths unschuldig sei. [illegible] ken gelang es, die Weisheit des Zehnerraths zu täuschen

Republik ordnet ihrem ungerecht gerichteten Patricier ehrenvolles Begräbniß an. In der Euerm Palaste nahegelegenen Kirche zu San-Stae soll sich eine Gedenktafel für Antonio Foscarini erheben. Alle auswärtigen diplomatischen Agenten unsers Staats erhalten Befehle, die eben gegebene Erklärung bei den Höfen, an welchen sie beglaubigt sind, zu wiederholen.

Nicolo dankte für geschehene Gerechtigkeit, aber Antonio blieb todt, gemordet in seinem schönsten Mannesalter, und sein vieljähriger Freund, der geistvollste und klarste Gelehrte seiner Zeit, der große Denker Paolo Sarpi, den niemand der Schwachheit oder Menschenfurcht zeihen konnte, hatte ein Legat Antonio's zu empfangen abgelehnt, weil zwischen ihm und dem Hochverräther keine Gemeinschaft bestehen könne. Er hatte an das Verbrechen eines Freundes geglaubt und war gestorben. Wer ruft die Todten wieder hervor, wer sühnt in der That und in Wahrheit die Verbrechen der Justiz?

Wir lassen die Frage offen, die auch uns so nahe berührt, wir rühmen es aber an den Tribunalen der Dominante, daß sie sich stark genug wußten und edel und muthig genug waren, selbst als es „zu spät" war, doch noch ihre Schuld zu bekennen und dem durch boshafte Frevel Entehrten wenigstens die Ehre im Tode wiedergeben. Diese Gerechtigkeit, eisern und starr, die selbst in im Irrthum befangen gewesenen Richter nicht schont, ist es gewesen, der die Republik ihr tausendjähriges Bestehen verdankte. Durch diese ward sie groß, und wie müssen wir sie verehren, wenn wir auf manche heutige, von politischer Raucune eingegebene Richtersprüche hinblicken, auf das Vertuschungssystem, das herrschend geworden ist, welches trotz jahrelangen Forderns es bisweilen dem Unschuldigen unmöglich macht, sein Recht durchzusetzen.

Wir haben zu Ehren des Nemmersdorf'schen Buchs genug seiner Tendenz gesprochen. Wir wollen noch bemerken, daß nicht Nicolo seine Braut heimführt. Nach der gewöhnlichen Gerechtigkeit der Romanschreiber hätte er endlich werden müssen, weil er die Ehre seines Onkels gerettet hat. Aber er hatte durch diese Bemühungen wissentlich seinen Ruin herbeigeführt, er konnte in dem gewöhnlichen Sinne nicht mehr glücklich werden, er wurde nur um so treuerer Beamter seines Vaterlandes. Ein Weib und führt die edle Patricierin heim, er bezieht mit der schönen, jungen Frau ein prächtiges Landhaus bei Padua und — entsagt dem Staatsdienste. „Das Paar lebt glücklich zusammen, in fürstlicher Gastlichkeit." Nicolo bekleidet Ehren und Würden im Dienste seines Vaterlandes und ringen, sich später auch vermählt, und aus seiner Nachkommenschaft entsprang der gelehrte Doge Marco Foscarini, der berühmte Literarhistoriker.

Wir schließen unser Referat mit der Bemerkung, daß der Leser, denen wie uns die „Vestalin" keine Freude macht, das sorgfältig gearbeitete Werk befriedigt aus der Hand legen werden.

Der neue Roman Philipp Galen's: „Die Tochter des Diplomaten" (Nr. 3), schließt sich würdig den bereits früher erschienenen Werken dieses entschiedenen Lieblings des Publikums an. Mit dem „Irren von St.-James" machte Galen ernstlich auf sich aufmerksam, in „Andreas Burns und seine Familie" zeigte er uns seine deutsch-patriotische Gesinnung gegenüber dem Dänenfeinde und den Halben, welche stets schlimmer sind als die Indolenten und Indifferenten. Wie dieses letzte Werk, das bereits drei Auflagen erlebt hat, dem ersten deutsch-dänischen Kriege (1848—50) zur poetischen Illustration dient, so macht uns diese neue Gabe des Verfassers mit Personen bekannt, die zu den spätern und gegenwärtigen Ereignissen in diesem unsern nordischen Grenzlande in inniger Beziehung stehen und uns die Wirkung der dänischen Gewaltherrschaft auf das Privatleben auf das deutlichste veranschaulichen. Es ist ohne Zweifel manches der Wirklichkeit entnommen, aber mit der Dichtung so geschickt verflochten, daß wir das ungeschminkte Leben der vorgeführten Personen zu beobachten wähnen. Wir wollen selbst durch kurze Darlegung des Ganges der Handlung das Interesse der Leser nicht abschwächen, und um so weniger, als der Verfasser beinahe zu oft selbst verräth, wie er die Knoten später aufzulösen beabsichtigt. Ueber einzelnes könnten wir mit dem Verfasser rechten, z. B. daß Edda das Gespräch zwischen Vater und Sohn Marsen belauscht und sich infolge der so erhaltenen Mittheilungen zu der diplomatischen Mission entschließt, welche den Hauptinhalt des Werks bildet: der Versöhnung der durch politische Differenzen getrennten Jugendfreunde. Lauschen ist niemals und unter keinen Umständen schön oder auch nur erlaubt, und wenn Diplomaten keine Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke scheuen, so durfte doch die Tochter des Diplomaten nicht zur Lauscherin werden, zumal auch der Verfasser sie gar leicht auf andere Weise zur Mitwisserin dieser Familiengeheimnisse hätte machen können.

Die Naturschilderungen aus der Alpenwelt sind vielfach von unübertrefflicher Schönheit und ebenso richtig als anschaulich, sodaß sie dem Buche zu besonderer Zierde gereichen. Dürfen wir eine Bitte an den Verfasser richten, so ist es die, seinen glattfließenden Stil nicht allzu alltäglich werden zu lassen, was mitunter geschieht. Er könnte sorgfältiger bei der Niederschrift sein, denn wenn wir auch z. B. oft genug hören müssen: „Ich will nicht hoffen", so ist das doch nicht sprachlich logisch und hätte heißen müssen: „Ich mag nicht fürchten, daß", oder: „Ich hoffe, daß nicht". Solche Kleinigkeiten sind leicht zu beseitigen und der Verfasser hätte das nicht für die zweite Auflage verschieben, sondern schon bei der Revision besorgen sollen.

Im großen und ganzen verdient aber dieser Roman dasselbe Lob, das den besten frühern Werken Philipp Galen's zutheil geworden ist, und so werden die Freunde derselben sicherlich über diese seine neue Gabe erfreut sein. Mit den politischen Ansichten des Verfassers erklären wir unsererseits uns durchaus einverstanden. 15.

Shakspeare-Literatur.

Shakspeare's Hamlet seinem Grundgedanken und Inhalt nach erläutert. Von August Döring. Hamm, Grote. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Nach der Ansicht des Verfassers der vorliegenden Schrift ist es noch keinem seiner zahlreichen Vorgänger gelungen, den „Hamlet" richtig zu erklären. Er ist der Ueberzeugung, nicht nur an vielen Stellen den Sinn in ein richtiges Licht gesetzt zu haben, sondern den das ganze Kunstwerk gestaltenden Grundgedanken zuerst richtig und klar erkannt und in einer alle einzelnen Züge berücksichtigenden Erklärung durchgeführt zu haben. Bei seiner Auffassung der Tragödie ist er auf Herder zurückgegangen, welcher der Wahrheit am nächsten gekommen oder, um mit den Worten des Verfassers es auszudrücken, „fast an die Erkenntniß einer innerlichen, freien Verirrung des Helden" gestreift hat. Hierauf nämlich kam es an. Denn gilt der Grundsatz, daß bei Shakspeare die tragische Wirkung auf dem Innewerden der durch freien Willen herbeigeführten, tief innerlichen Verfehlung, ihres Erstarkens in bösen Handlungen und ihrer mit innerer Nothwendigkeit, durch die Logik der Thatsachen herbeigeführten Selbstzerstörung beruhe, so muß man von vornherein annehmen, daß dies auch im „Hamlet" der Fall sei.

Indem der Verfasser bei seiner Erläuterung der Tragödie von diesem Grundsatze ausgeht, stützt er seine Ansicht vor allem auf die Reihenfolge der Scenen oder auf „den ersten und obersten Grundsatz, daß das Drama bestimmt ist, vom Zuschauer der Reihe nach aufgefaßt zu werden". Es dürfe daher das Frühere nicht des Spätern zur Erklärung bedürfen, sondern dieses ruhe auf jenem. Endlich drittens hat er durchgängig strenge Rücksicht auf den Bau des Dramas, mit Bezug auf die Freytag'sche Darstellung seiner Gesetze, genommen und nachzuweisen versucht, daß der seiner innern Bedeutung nach charakterisirte Verlauf der Handlung zugleich eine der Schablone der Technik entsprechende, vollkommen regelmäßige äußere Form zeigt. Nachdem der Verfasser dann eine sehr dankenswerthe, weil inhaltsvolle und gedrängte Uebersicht aller frühern Erklärungsversuche Hamlet's gegeben, beginnt er seine eigene Auslegung unter Handhabung der angeführten drei leitenden Grundsätze, und geht das ganze Stück, Aufzug nach Aufzug und Scene für Scene erläuternd durch.

So sehr ich nun auch diese „methodisch geführte Untersuchung", wie ich selbst eine solche bei meinem Faust-Erklärungsversuche angestellt habe, als die einzig richtige und der Intention des Dichters entsprechende billige, so kann ich der vorliegenden Schrift dennoch nicht nachrühmen, wesentlich Neues vorgebracht zu haben. Jeder, der, frei von allen Spitzfindigkeiten und über das Naheliegende hinausgehenden Grübeleien, das Stück liest, muß wie er zum Schluß gekommen sein, daß der Schmerz Hamlet's der Schmerz einer ideal gestimmten und dabei höchst sensibeln Natur um ein traurig zerstörtes Ideal sei. Während ich dieses schreibe, geht mir eben das neueste Heft des Herrig'schen „Archiv" zu, und ich finde darin einen [illegible] Dr. Hubert verfaßten Aufsatz: „Die Ideale und das [illegible]ben" überschrieben, der ebenfalls „Hamlet" zum Gegenstand hat. Es wird darin dem Professor Flathe das Verdienst zugeschrieben, in Deutschland zuerst den Hamlet'schen Charakter im allgemeinen richtig erklärt zu haben, doch [illegible] darauf hinzugefügt, daß zwei Frauen, eine Engländerin, Charlotte de Burg, geborene Stuart, und besonders die große Dichterin, George Sand, schon lange vor ihm [illegible] selben Ansichten ausgesprochen haben. Für wen [illegible], der mit offenem Sinn und ohne vorgefaßte Meinung den „Hamlet" liest, frage ich nochmals, läge es nicht [illegible] zu Tage, daß der ideale Jüngling dem Eindrucke der Zerstörung seiner Ideale durch die rauhe Wirklichkeit [illegible] ganz hingibt und nunmehr, mit der das Böse zu [illegible] den Weltordnung zerfallen, in der Wirklichkeit nur [illegible] hohle Nichtigkeit sieht, und, füge ich diesem von [illegible] herrührenden Worte hinzu, dadurch „in Verbitterung [illegible] leidenschaftlichen Pessimismus" — dies sind Döring's [illegible] drücke — verfällt und in dieser Stimmung zum Handeln unfähig wird? Das einzige Verdienst Döring's, das [illegible] ihm gern zugestehen will, liegt in der Betonung der Verschuldung Hamlet's, indem er sich dieser Stimmung hingibt. Bei Besprechung der Scene, wo der König in seinem Gewissen getroffen, aufbricht, und die er [illegible] Freytag für den Höhepunkt der Tragödie hält, sagt er S. 64:

Sein Pessimismus ist keine Ueberzeugung, sondern Stimmung, wie er ja auch nicht das Resultat einer [illegible]len Beobachtung, sondern einiger weniger lebhafter Ein[illegible] ist. Dennoch stellt ihn diese Stimmung feindselig der [illegible]ten Menschheit gegenüber; er theilt keines ihrer Interessen, [illegible]dern ist, worauf auch schon oben alles Gewicht gelegt [illegible] durch eine hohe Scheidewand von dem Leben und Streben Menschheit geschieden. Sein einziges Interesse ist, diesem [illegible]nischen Gefühl immer neue Nahrung zu geben und [illegible] noch in dieser verkehrten Welt auszuhalten, als er muß. Und in die Angelegenheiten dieser Welt, in [illegible] schlecht ist, könnte er sich mischen?... Er sollte sich [illegible] fühlen, da die gestörte sittliche Ordnung wiederherzu[illegible] wollen, wo er das Bestehen einer solchen gar nicht [illegible]

So beantwortet Döring die Frage, warum [illegible] jenen Moment nicht ergreift und handelt, und [illegible] die Ursache dieses Zögerns in der weltflüchtigen [illegible]mung sieht, die sich Hamlet's bemächtigt hat, stimmt eben mit Herder überein, der, wie er meint, ohne [illegible]fel das Richtige fühlend, aber nicht sehr glücklich [illegible] Wahl des Ausdrucks, diese Stimmung eine melancholische nennt. Ich halte diese Bezeichnung im Gegensatz eine ganz richtige und muß mich Schlegel anschließen, der, wie gewiß die meisten unbefangenen Leser, den Schlüssel zum Verständniß des Stücks in den Worten findet:

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt u. s. w.

Inwiefern aber diese dem Charakter entsprungene Hemmung als Verschuldung angesehen werden kann, [illegible] eine Frage, deren Untersuchung uns selbst auf das Gebiet der Metaphysik führen würde.

Es würde zu ermitteln sein, inwiefern wir [illegible]

ı, wie mitten unter den Antilopen, Gnus u. ſ. w.
ı andere reißende Thiere wandern, ohne Scheu
nen, ohne Gier von der andern Seite, gerade
n Schreckniſſen großer Ueberſchwemmungen oder
ɔründe Amerikas, wo auf den Zufluchtſtätten
Schlangen neben und unter Rehen ſich angſt-
en. Erfüllt vielleicht auch jene Maſſenwande-
an ihnen vorüberzieht, die Thiere mit einer
r irgendwelcher folgenden vernichtenden Natur-
? Aber aus der Geſchichte unſers Geſchlechts
ganz die nämliche Thatſache zu regiſtriren.
ɜüge erfüllten Tauſende und aber Tauſende mit
ieberiſchen Unruhe, die Proceſſionen thun es
in kleinerm Maßſtabe. Beſonders merkwürdig
nderkreuzzüge und Kinderwallfahrten, von denen
reich und Thüringen berichtet wird. Wie dem
er von Hameln die Ratten und ſpäter die Kin-
ıge nach, ſo folgten dieſe einem ſingenden Kna-
und weiter, und immer neue Scharen ſchloſſen
Ortſchaften an. So ging es von Erfurt bis
ladt — es war am 15. Juli 1237. Zuerſt
ınd tanzten alle, bis ſie vor Ermattung um-
ele ſtarben, manche behielten ein Zittern zeit-

wir dieſes Factum den Perty'ſchen Mittheı-
er die Wanderung der Thiere hinzufügen, ſei
Erfahrung des Referenten aus jüngſter Zeit
lm eine Paßkarte zu löſen, trat Referent in
Zimmer, in welchem vier Herren an einem
he ſchrieben, ſämmtlich mit den Geſichtern dem
n zugekehrt. Da der Polizeidirector S.. noch
ſend war, den Referent ſprechen mußte, ſo
ngſam, unhörbar, aber ohne anzuhalten, vor
: in einiger Entfernung auf und ab. Nach
t bemerkte er wol eine eintretende Unruhe bei
n, aber er ahnte den Grund derſelben nicht,
ɔon ihnen bat, ſich zu ſetzen, weil dieſes Auf-
en ſtöre.

s Entſtehen innerer Unruhe ſchon aus ſo ge-
:anlaſſung möglich, um wieviel mehr können
ɜte Gemüther, wie Kinder und Thiere, von
enbewegung ergriffen werden, die ſie an ſich
en ſehen und gar mit Muſik, Geſang oder
auten, welche das Innere aufregen, oder mit
die zur Nachahmung locken. Baſtian, wenn
irren, macht auf das Harnen der Kinder in
: aufmerkſam, und weiſt auf das Gleiche bei den
ı. Wir ſchreiten aber zu einem weitern Räthſel,
nung des Witterungswechſels und ſelbſt von
len, welche den Thieren oder befreundeten Per-
ɜen, ja ſogar dieſen fern von dem Orte, wo
weilen, ſchon zugeſtoßen ſind.
ungswechſeln gehen allmähliche, für uns un-
Veränderungen in den uns umgebenden Luft-
ınd zwar von unten her, voran. Es ſchreitet
eine Luftkaravane vorüber, und dieſe hinter-
aſtlos gedrängten und ſich drängenden Luft-
maſſen ſind vielleicht dem Auge der Thiere ſogar ſichtbar, jedenfalls aber ihrem Gefühl merkbar, und ſie werden mindeſtens unruhig, oft vielleicht auch in dieſe Wanderung mit hineingezogen. Thiere wie Naturmenſchen hängen feſter an ihrer Umgebung, in die ſie ſich einmal eingelebt haben, alſo auch an der Luft; ſie macht, wie alles andere, ein Stück ihres Innern aus, und ebenſo kann das mit Menſchen ſein, welche ſie einmal liebgewonnen. Es beruht dieſe Eigenheit aber auf demſelben Geſetz uralter Zuſammengehörigkeit, ſie iſt ihnen vererbt und wendet ſich nun auch auf andere Dinge nicht minder feſt, als ſie einſt, und noch fort, das Band mit der Natur knüpfte. Dieſe der Urnatur näherſtehenden Weſen haben ſich noch nicht losgelebt; ein Losleben entſteht erſt mit dem vollkommenern Gehirn, das zur Vervollkommnung des Bewußtſeins und damit zu einer gewiſſen Unabhängigkeit von der Natur führt. Bei jenen iſt gleichſam noch ein Schwimmen im Mutterleibe, ſie nehmen nicht nur theil an den Schwankungen und Schwingungen ihres Mutterleibes, des ſie umgebenden Luftmeers, ſie fühlen ſogar auf weite Entfernungen den Fall und Stoß, welchen dieſer ihr Mutterkörper erleidet, und werden darüber unruhig, nicht anders wie ein Kind im Uterus. Man hat dieſes Fernfühlen „ſympathetiſche Verbindung“ genannt, ohne einen weitern Verſuch der Erklärung zu machen; wir haben deshalb unſere Anſicht hier ausgeſprochen. Was aber das Grundgeſetz der Zuſammengehörigkeit betrifft, ſo fehlen uns die Elemente, die Grundbedingungen, welche uns zu Urtheil und Einſicht führen könnten. Indeß gewinnen wir durch Zuſammenbetrachtung vieler Thatſachen überall Licht, und ſo auch auf dieſem dunkeln Gebiete, wenn es auch noch nicht das ganze Licht iſt.

Je weniger Bewußtſein in Weſen vorhanden, um ſo mehr ſehen wir ein Verſchwimmen im ganzen mit Aufgabe des Verhaltens im Einzelzuſtande, deſto mehr tritt ein mit dem Ganzen Fühlen ein. Man denke ſich Menſchen eingekeilt in eine große Maſſe; das Bewußtſein des einzelnen ſchwindet mehr und mehr in dem Wogen, zumal wenn noch, wie das ſtets vorhanden, Schreie aller Art in die Ohren tönen. Wohl fühlt jeder den Stoß, der die äußern Grenzen der Maſſe trifft, an dem Zurückwogen des Ganzen, aber er iſt ſich des Urſächlichen nicht bewußt, er merkt nur, daß etwas vorgegangen. Geradeſo iſt es mit der ſogenannten Vorahnung der Thiere, dem „Fühlen in die Ferne“, das auch bei gewiſſen Menſchen vorkommt. Es iſt kein Wiſſen der Urſache, ſondern nur ein Gefühl, daß etwas in den Luftſchichten vorgeht, bei den Waſſerthieren im Waſſer. Mit Luft und Waſſer in engerer Verbindung als der Menſch im allgemeinen verlieren ſie das geringe Bewußtſein ſchon bei den wandernden Luftſchichten, ſuchen ſich, wie jene Katzen vor dem Erdbeben von 1783, nicht etwa in die Erde zu graben, wie der Bericht ſagt, ſondern ſich an ihr feſtzukrallen, weil ſie von den vorüberziehenden Luftſchichten mit gleicher Wanderunruhe erfüllt, zuletzt mitgenommen zu werden fürchten und wirklich endlich mitgeriſſen werden; ſie können

das Einsammeln von immer neuen Thatsachen gestützt, auch hat man es wahrlich nicht an einer Vereinigung des Ganzen durch Hypothesen fehlen lassen, und wenn sich hierin die Gelehrten auch vielfach in den Haaren gelegen haben, so liegt die Berechtigung zu ihrer Aufstellung doch in der Wissenschaft selbst, und es wäre nicht recht, darüber irgendeine Unzufriedenheit an den Tag legen zu wollen. Der geniale, wahrhaft große Laplace spricht gerade hierüber ein denkwürdiges Wort, das zu beherzigen ist. Er sagt:

Wenn die Menschen sich darauf beschränkten, Thatsachen zu sammeln, so wäre die Wissenschaft nichts als eine unfruchtbare Nomenclatur, und niemals hätte man die Gesetze der Natur erkannt. Durch Vergleichung der Facta miteinander, durch Auffindungen ihrer Beziehungen und endlich Hinaufsteigen zu immer ausgedehntern Phänomenen ist man dahin gelangt, diese Gesetze aufzufinden.

Wir wollen es daher um so weniger für etwas Ungehöriges ansehen, daß der Verfasser mit einer neuen Hypothese der Geschichte unserer Erde auftritt, als er durch ein ebenso umfangreiches als klares Wissen in den Thatsachen dazu wirklich innern Beruf an den Tag gelegt hat. Sollte also das Urtheil des Hofrath Haidinger über die Theorie des Verfassers wahr sein, worüber wir indeß gegründete Zweifel nicht unterdrücken können, so hat er gewiß auch triftige Gründe, welche von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus ganz entschieden dazu aufgefordert haben. Es versteht sich von selbst, daß eine solche durch Thatsachen begründete Gegenansicht zu respectiren ist, und daß es die höhere wissenschaftliche Freiheit sehr empfindlich verletzen und ihr Abbruch thun müßte, wenn die Regierungsgewalt einseitig Partei nehmen wollte, wie der Zeitungsartikel es andeutet.

Der Verfasser nimmt einen zwischen Werner und Hutton vermittelnden Standpunkt an, wie dies alle Geologen unserer Zeit, welche sich auf thatsächliche Studien und Erfahrungen stützen, thun. Er hält auch die von Kant zuerst aufgestellte und von Laplace weiter ausgebildete Schöpfungshypothese unsers Planetensystems für die richtige, und hat daher nichts einzuwenden gegen den feurig-flüssigen Zustand unsers Erdkerns. Worin besteht nun aber seine Abweichung? Er ist ein Feind der Erhebungstheorie, welche in unserm Jahrhundert von den großen deutschen Schülern Werner's, Leopold von Buch, Alexander von Humboldt und ihren Anhängern zuerst ins Leben gerufen worden ist und dann später durch Lyell, Elie de Beaumont und G. Bischof so meisterhaft zur Vollendung gebracht wurde. Er hält es für unmöglich, daß die Hochländer des Festlandes von Asien, Europa und Amerika in die Kategorie der Hebung gebracht werden können, auch scheint ihm aller wissenschaftliche Grund zu fehlen, daß die großen Sandwüsten Afrikas und Asiens aus dem Meeresgrunde emporgehoben seien; er zweifelt überhaupt daran, daß alle Festbildungen, an welchen die Spuren einstiger Meeresüberspülung zu erkennen sind, sich als Hebungen betrachten lassen; er weiß auch nicht, wohin die Wasser geflossen sein sollten, welche vor der angenommenen Hebung diese einstigen Meeresgründe überfluteten.

Wenn wir, um unsere Frage leichter zu beantworten, Annahme machen wollten, daß die Meeresgründe gar nur die jetzigen Festlande gehoben worden seien, so wäre dies doch schon an und für sich jeder Wahrscheinlichkeit wir nicht zu denken im Stande sind, daß es eine Kraft haben könnte, die den kleinen Theil der Erdoberfläche waltig und so großartig, als es wirklich der Fall ist, den bei weitem größern Theil aber gänzlich in Ruhe haben sollte. Eine solche Annahme widerspricht auf den vielen Erfahrungen, welche wir über die Niveauverhältnisse des Meeresgrundes besitzen, und welche uns die in Epochen der Bildung auf diesem weiten Gebiete stattgefundenen großartigen Bewegungen nachweisen.

In ähnlicher Weise begründet er seine Zweifel immer mehr, bis er zuletzt als eine nothwendige Annahme zu seiner Einsturzhypothese gelangt. Da ist er denn recht in seinem Elemente, und er bietet alles auf, seine Leser für diese Ansicht zu gewinnen. Er nimmt nämlich, daß alle Gebirge der Erde, die Hochebenen der Welttheile, daß die Sandwüsten Asiens und Afrikas überhaupt alle Festbildungen, an denen die Spuren einstiger Meeresüberspülungen sichtbar sind, im allgemeinen nicht durch Hebung, sondern durch Einsturz der Massen den Festbildungen entstanden sind, daß selbst den thätigen Vulkanen, sie mögen isolirte Berge oder zusammenhängende Bogenlinien zahlreicher oceanischer Inseln bilden, eine Hebungskraft zu Grunde zu legen sei, sondern daß sie Ergebnisse der Einsturzbewegung angesehen werden müssen. Damit steht er nun der heutigen, allgemein für wahr gehaltenen und bis in die kleinsten Verzweigungen mit Thatsachen und wissenschaftlichen Begründungen unterstützten Theorie der Hebung schroff entgegen. Man kann sich denken, welche Sensation diese Opposition hervorrufen wird. Und da der Verfasser nicht blos seine Zweifel an der herrschenden Hypothese, sondern auch seine Ansicht mit scheinbar sehr triftigen Gründen zu unterstützen weiß, so läßt sich leicht denken, daß er recht bald eine Partei von Gleichgesinnten hinter sich haben wird, die gegen werden sich aber auch die Angegriffenen rüsten, zum muthigsten Gegenkampf anschicken. Es wird ein neuer Hypothesenkampf über die Geschichte unserer Erde entstehen. Wir sind dies schon gewohnt, dürfen uns nicht beklagen, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die bisher schon dagewesenen Kämpfe die Veranlassung zur raschen Weiterbildung der Wissenschaft gewesen sind. Ein vornehme kurze Abfertigen oder Todtschweigen wird kaum möglich oder auch nur rathsam sein, da der Verfasser ein ebenso energischer als wissenschaftlich tüchtig gerichteter Mann zu sein scheint. Wir wollen nun zur Mittheilung bringen und wählen dazu den über Vulkane und Erdbeben. Er macht zunächst aufmerksam, daß wir noch nicht im Stande sind, großartigen interessanten Phänomene befriedigend zu erklären; dann beschreibt er die Art ihres Auftretens.

Daß beide Phänomene eine gemeinschaftliche Ursache dürften, wird jetzt ziemlich allgemein angenommen. Die Ursache selbst wird nur in unterirdischen Kräften von bestimmter Destination gesucht, und diese Kräfte genügen wegs, um alle die bei diesen Phänomenen vorkommenden Erscheinungen genügend zu erklären.

Nun versucht er es, mit seiner neuen Theorie Licht
r dies dunkle Gebiet der Geologie zu bringen, es ist
ber wahrscheinlich, daß er hierin nicht glücklicher ist als
in Ansichtsverwandter Otto Volger:

Einstürze einzelner Theile der obern Schichten auf die
ntern, an jenen Stellen, wo Klüfte oder Hohlräume sich
finden, müssen bei angemessener Größe jedenfalls Erschütte-
ungen und vernehmbares Getöse verursachen. Der durch die
rschütterung oder durch die Einstürze oberer Schichten bewirkte
ruck auf die warme Luft in den Höhlungen der Erde muß
nerseits Fortpflanzung von Schall und Bewegung erzeugen,
dererseits ein Ausströmen derselben durch die vorhandenen,
er durch die gewaltsam neu eröffneten Spalten der Erdober-
che herbeiführen. Reichen die Einstürze der obern Schicht
s bedeutender Höhe und mit bedeutenden Massen bis auf das
erflüssige Erdinnere, so müssen die Schwingungen, in welche
selbe versetzt wird, senkrechte Gegenstöße und Hebungen in
isser Entfernung vom Einsturzpunkte und an den Punkten
Widerstandes Brandungen erzeugen, wie wir sie im sieben-
Fragmente andeuteten, und wie die Beschreibung, welche
Hoffmann S. 229 seines Werks: „Die Wunder der Erd-
de", vom Erdbeben des Jahres 1783 in Calabrien macht,
e deutlich nachweist.

Das elfte und zwölfte Fragment bezieht sich auf die
anische Schöpfung. Der Verfasser ist der Meinung,
es dem Menschen nie möglich sein wird zu be-
isen, wie die organischen Wesen aus den unorganischen
stehen konnten. Es sei nur so viel gewiß, daß die
erwelt erst nach der Pflanzenschöpfung ihren Ursprung
ommen haben müsse, daß das Leben auf Hochebenen
Gebirgen und in seichten Meeren sich früher entfaltet
als in den Niederungen des trockenen Landes und
den tiefern Meeren.

Der Mensch endlich, das in seiner lang anhaltenden Kindheit
bedürftigste Geschöpf der Erde, kann wol nur zuletzt, als
zu seinem Schutze und zu seiner Pflege Erforderliche bereits
anden war, in sein Reich eingesetzt worden sein .... Die
war in frühern Zeitepochen, wie wir gesehen haben, um
s wärmer als jetzt, und selbst in dem letzten Abschnitte der
storischen Zeit dürfte die Polarzone ein gemäßigtes Klima,
emäßigte Zone aber ein heißes gehabt haben. Die Verbrei-
des organischen Lebens war daher eine von der jetzigen
verschiedene, und jede Gattung in höhern Breiten zu finden
etzt. Fossile Palmen in England, Mammuthe und Ele-
in Sibirien, Rhinocerosse an der Leitha, Antilopen in
italien, tropische Conchylien in Wien u. s. w., sowie der
und, daß noch nirgends in südlichen Orten Petrefacten ge-
n wurden, deren Repräsentanten jetzt in nördlichern leben,
igen diese Thatsache..... Wir haben jedoch schon gezeigt,
die auf der Erde in der Schöpfungszeit stattgefundenen
rzbewegungen niemals solche Ausdehnung und Gewalt
, um die ganze bestandene organische Schöpfung zu ver-
, und demnach wiederholte Schöpfungen zur Erklärung
genwärtig bestehenden zu erfordern.

r Verfasser sieht den Einsturzproceß jetzt so gut wie
hlossen an, in der vorhistorischen Zeit sei derselbe
ärksten gewesen. Die Petrefactenkunde sei noch nicht
it gediehen, um eine Altersеintheilung der Stein-
en zu erklären, in welchen die Versteinerungen ge-
n werden. Dagegen legt er auf das Studium der
n Formen der Erdoberfläche viel Gewicht, hierdurch
man die Frage der relativen Alter befriedigender
orten, die Freunde der Geologie thäten daher wohl,
ihr Nachdenken hauptsächlich zu richten.

Wir wollen jetzt noch etwas von dem Schlußworte des Werks anführen:

Wie die kleinste Feder der lebenden Bewohner unserer Lüfte der Kunstfertigkeit des Menschen die unübersteiglichsten Hindernisse der Nachbildung entgegensetzt, so widersetzen sich alle mit der organischen Schöpfung in Verbindung stehenden Fragen seinen unablässigen geistigen Anstrengungen und Forschungen. Das Geheimniß, welches die organischen Gebilde umschleiert, vermag der menschliche Geist nicht zu enthüllen, und so bleibt auch derselbe, aller wissenschaftlichen Fortschritte ungeachtet, gegenwärtig noch, sowie ehe und zuvor, für die Lösung dieser so hochinteressanten Fragen an die Offenbarungen jenes höhern Geistes gewiesen, dessen Blick durch alle Zeiten und durch alle Welten reicht.

Zum Schluß können wir dem Werke, welches wir mit lebhaftem Interesse gelesen haben, nur noch eine recht aufmerksame unparteiische Beachtung wünschen. Für das gebildete große Publikum ist das ganze Werk geschrieben, und bei diesem wird es dem Verfasser sicher nicht an Anerkennung fehlen. Für die Gelehrten von Fach gilt aber hauptsächlich nur die neue Einsturztheorie; sie werden es an Einrede nicht fehlen lassen, aber dennoch dem Verfasser zugestehen müssen, daß seine Ansicht der sorgfältigsten Prüfung werth sei.

2. Das Wesen der Sinne und der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Von K. Wilhelm Portius. Leipzig, Weber. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser hat auch eine „Deutsche Reichsverfassung, wie sie der Würde der Fürsten und den gerechten Anforderungen der Völker auf das ehrenvollste entspricht", geschrieben. Man sieht, er ist nicht unglücklich, was die Erfindung guter Titel zu seinen Werken betrifft. Ueber den Inhalt seiner neuen Schrift, deren volltönende Ankündigung nichts zu wünschen übrig läßt, spricht er sich selbst in folgender Weise aus:

In dem Werke: „Die Grundelemente des Weltalls", welches im vorigen Jahre erschien .... habe ich eine der interessantesten Entdeckungen bekannt gemacht. Ich habe nämlich in diesem Werke nachgewiesen, daß es gleich den Grundstoffen, aus welchen alle Körper zusammengesetzt sind, noch allgemeinere Grundstoffe, die ich die Grundelemente des Weltalls nenne, gibt, aus welchen alle Erscheinungen der Welt, sie seien Geist oder Körper, oder was es sonst noch außer diesen beiden für großartige Gattungen des Daseins geben mag, sowie auch alle diesen Erscheinungen entsprechende Vorstellungen und Begriffe zusammengesetzt sind. Diese Grundelemente bestehen in den Erscheinungen des Seins, der Ursache und der Einheit. Das Grundelement der Ursache ist nichts anderes als das Element der Bewegung, welches ich aber, weil jede Bewegung auf einer Ursache beruht, das Element der Ursache nenne. Diese drei Grundelemente sind zugleich die Grundgedanken, aus denen alle übrigen Gedanken, deren der Mensch fähig ist, entspringen.

Man sieht aus diesem Eingange zu dem Werke schon, welches Gewicht der Verfasser auf seine „Entdeckungen" legt; es kann auch möglich sein, daß er sich viele Anhänger seiner neuen Lehre verschaffen dürfte, aber jedenfalls werden dies doch nur solche sein, die ein Vergnügen finden an einem blinden Hypothesenspiele, an bunt durcheinandergewürfelten Ansichten, Annahmen, Behauptungen, die wenig oder gar keine Wahrscheinlichkeit für sich haben. Diesen wollen wir nun das interessante Werk über das

Wesen der Sinne und der Seele bestens empfohlen haben. Sie werden daraus viel lernen können. Für alle andern, die an ein rationelles Denken gewöhnt sind, besitzt das Buch wenig Empfehlenswerthes. Allerdings ist es nicht unmöglich, daß auch diese sich für den Inhalt desselben interessiren könnten, aber sicher würden sie aus dieser Lektüre nur negativen Gewinn der Belehrung ziehen. Darin liegt der Grund, daß wir diese literarische Unterhaltung nicht weiter ausdehnen. Es reicht für unsere Zwecke schon vollkommen aus, daß wir aus der Schrift das „Grundelement des Seins" mitgetheilt haben, zu dem näheren Eingehen auf die andern „Grundelemente der Ursache und der Einheit" fehlt uns jede innere Aufforderung. Heinrich Birnbaum.

Tutti-frutti vom Büchertische.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Einige Novellen in Miniaturformat liegen vor uns, die mehr oder weniger für den Weihnachtstisch bestimmt und geeignet sind. In elegantester Ausstattung erscheint die folgende:

17. Stilles Leben. Gezeichnet von Frauenhand. Herausgegeben von Julius Sturm. Leipzig, Amelang. 1865. 16. 22½ Ngr.

Die Liebe eines Malers zu einem schönen, kranken Mädchen, welches dahinstirbt, ehe sie dem Geliebten die Hand am Traualtare reichen kann. Die Zeichnung der Frauenhand ist an den weichen verschwimmenden Linien merkbar. Einzelne idyllische Arabesken und das Gemälde, an welches die Erzählung anknüpft, haben poetischen Reiz. Das Religiöse lehnt sich zu sehr an das hergebracht Erbauliche an.

In der Stimmung anklingend, wenn auch verschieden in der Behandlungsweise, ist:

18. Der Mann der Todten oder Ewige Liebe. Eine Erzählung für sinnige Gemüther von Feodor Wehl. Dresden, Wienecke. 1866. Gr. 16. 16 Ngr.

Der Gymnasiallehrer Volkmar liebt die reizende Veronika, die aber wie jene Cornelia im „Stillen Leben" an einem Brustleiden dahinsiecht. Volkmar läßt sich auf dem Todtenbette mit ihr trauen. Wie der Ehegatte den Cultus der Verstorbenen mit stiller Hingebung pflegt, wie er sie, als ob sie lebe, hineinzieht in die Kreise seines Wirkens und Schaffens, wie er in innerlicher Vertiefung bis zu visionärem Verkehr mit der Verstorbenen sich aufregt — das ist alles mit vieler psychologischer Feinheit geschildert, mit einer religiösen Empfindung, die aus sich selbst schöpft und dabei den geistigen Inhalt der Welt und des modernen Lebens nicht von sich abweist, sondern sich mit ihm zu vermitteln sucht. Solche Concentration des Gefühls ist freilich der Zeitrichtung entfremdet; auch hat ein gesundes Streben das Recht, sie in ihrer Einseitigkeit als krankhaft zu bezeichnen, ohne dadurch den Werth und die innere Wahrheit dieser psychologischen Studie zu gefährden.

Reicher an dramatischer Bewegung und Handlung als diese beiden Erzählungen, die uns wie von Gräbern gepflückte Blumen gemahnen, sind die folgenden:

19. Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco. Zwei Novellen von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von diesen Novellen verdient die zweite entschieden den Vorzug. Ihr Colorit ist lebendig-poetisch und dabei echt italienisch, die Erzählung selbst spannend bis zum Schluß. Die Gestalten des Fra Tedesco und der blonden Lucia sind ebenso lebenskräftig wie originell. Die Einsamkeit des alten Wunderbildermalers in dem verfallenen Hause in Trastevere ist in einer Fülle reizender Genrebilder ausgemalt. Wir haben blos auszusetzen, daß uns der Autor die entscheidende Katastrophe nur errathen läßt, während er sich doch eine psychologische Motivirung derselben zum Schluß nicht ersparen durfte. Die erste Novelle: „Mirandola, die Herrnhuterin", behandelt die Eifersucht einer Mutter auf ihre Tochter, eine Eifersucht, die uns etwas abnorm erscheint und welche zu motiviren der Autor psychologische Seitenwege einschlagen muß. Köstlich ist indeß die unerwartete Lösung durch die herrnhutische Gewissenconferenz zwischen der schönen Mirandola und ihrem Bruder Agathon Schefferlein, welche selbst die mit dem Schnupftuch bewehrte Hand eines Othello entwaffnen müßte. Waldmüller's Darstellungsweise, welche in „Fra Tedesco" in so leben- und geistsprühenden Fluß kommt, ist hier etwas spröde und oft durch gezwungene Participial- und Infinitivbildungen gehemmt.

Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer jüngsten Literaturepoche, daß auch die Naturwissenschaften in das elegante Gewande aufzutreten pflegen, welches sie die Toilettentische courfähig macht. Man kann ihnen nicht behaupten, daß die belletristische Färbung, mit der sie jetzt zum Theil geschminkt werden, ihnen beim vortheilhaft zu Gesicht steht. Dennoch ist gerade durch solche Einkleidung das Interesse für diese Wissenschaften in weitesten Kreisen verbreitet worden, zugleich mit einer beträchtlichen Menge von Kenntnissen, die in dieser Form Gemeingut der Gebildeten werden. Ebenso wenig wird man in Abrede stellen, daß einzelne dieser Werke auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen dürfen, namentlich einige selbst im Detail mit größter Treue ausgeführte Darstellungen aus dem Reiche der Thiere von Brehm und Roßmäßler.

Es liegen uns zwei Bücher vor, welche die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse durch gefällige heimliche Darstellung anstreben:

20. Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben. Von Karl Ruß. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten. Glogau, E. Trewendt. 1865. 8. 1 Thlr.

21. In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. Von Karl Ruß. Berlin, Böttcher. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Mehrzahl der in diesen Werken von Karl Ruß mitgetheilten Aufsätze ist bereits in den naturwissenschaftlichen deutschen Zeitschriften zum Abdruck gekommen. Trotzdem erscheinen diese Sammlungen keineswegs als überflüssig, indem sie ein Totalbild gewähren, und die Gesammtheit

ner solchen Sammlung doch weit höher anzuschlagen ist, s die Wirkung der einzelnen in den Zeitschriften zer- reuten Artikel. Von einer Einwirkung auf das praktische ben darf man indeß bei diesen Aufsätzen wol sprechen, mentlich was die erste Sammlung betrifft, die, vorzüg- h auf Leserinnen berechnet, über die einfachsten Vor- nge des täglichen Lebens und der Häuslichkeit eine ssenschaftlich begründende Auskunft gibt. Es ist zu nschen, daß die deutschen Hausfrauen sich mit diesen rstellungen befreunden mögen; denn sie enthalten sehr l Förderliches für die Hauswirthschaft. „Die Chemie der Küche" und „Die Physik in der Häuslichkeit" sind ei Abschnitte von lehrreichem Inhalt. Sie geben na- ntlich an die Hand, wie den verschiedenen Fälschun- nachzuspüren ist, denen unsere Nahrungsmittel heu- ntags ausgesetzt sind. Auch über die Küchengeschirre die unfreiwillige Giftmischerei, deren sich die Haus- ien bei Vernachlässigung derselben schuldig machen, en sich beachtenswerthe Mittheilungen. Der dritte chnitt: „Frauenbotanik", ist schon mehr mit jener weichen urlyrik versetzt, zu welcher der Verfasser hinneigt, t aber im ganzen in gefälliger Weise in das Pflanzen- und namentlich in die auf unsern Feldern heimische menwelt ein. Für die meisten Frauen, welche nur gemachten Blumen in ihren Hüten kennen und außer- etwa noch Rosen, Veilchen und Vergißmeinnicht, sich hier, bei aller dem Autor gebotenen Beschrän- , doch weitere Blicke in das Pflanzenleben auf, und e Streiflichter der wissenschaftlichen Botanik dienen , auch von dem innern Leben der Pflanze einen Be- zu geben. Von praktischer Wichtigkeit sind besonders Abschnitte, welche die Giftpflanzen behandeln. Der ng des Werkchens gibt eine Gesundheitslehre, aus wir besonders die Analyse fast sämmtlicher in den ngen figurirender Geheimmittel hervorheben, die nach Zusammensetzung, nach ihrem wahren Werthe und n gewürdigt werden, eine in hohem Grade verdienst- Darlegung, für welche dem Autor das Publikum wissen muß, während allerdings die Erfinder, Ver- r und Verkäufer dieser mit unermüdlichen Recla- angepriesenen Heilmittel über die Enthüllung ihrer mnisse Zeter schreien werden.

Das zweite Werk von demselben Verfasser enthält eine Zahl von Schilderungen aus der Pflanzen- und welt, die gerade dadurch interessant sind, daß sie schmähen, durch exotische Farbenpracht zu blen- nd unsere Theilnahme für das Nächste, oft Un- te in Anspruch nehmen. Da die lyrische Wärme Gemüthe des Autors eigen ist und noch besonders inem Eifer hervorgeht, für die Naturerscheinungen regen Antheil zu erwecken, da sie nicht eine schön- Einkleidung aus Speculation ist, der man den en Zuschnitt und die verstimmende Absicht anmerkt, man sich ein „zu viel" derselben, wie es in den ft wiederholten Frühlingsschilderungen vorliegt, eher , und kann nur für künftige Auflagen wünschen, r Verfasser die Redactionsschere häufiger in An- wendung bringen möge, um in der Sammlung die oft allzu verwandten Einleitungen zu beseitigen, welche den einzelnen Aufsätzen an die Stirn geschrieben waren.

Dagegen verdienen die durchaus selbständigen Beob- achtungen des Verfassers, der sich keineswegs auf Blumen- lesen und Compilationen aus größern Werken beschränkt, durchaus Anerkennung. Diese Beobachtungen sind sogar von Werth für die Naturwissenschaft selbst, insofern sie in Bezug auf das Leben der Thierwelt manches Neue an den Tag fördern. Ruß hat die Hochzeitsfeierlichkeiten der Sperlinge belauscht, die Quadrille à l'amour, die sie vor dem Beginn der neuen Brut regelmäßig aufführen; er hat sich aus eigener Erfahrung überzeugt, daß die Seeschwalben keineswegs die Barsche und Weißfische selbst verzehren, sondern sie nur dazu benutzen, die auf denselben sich einfindenden Schmeißfliegen anzulocken und fortzu- speisen — eine Beobachtung, welche Roßmäßler selbst als einen wichtigen Nachtrag zu Brehm's „Leben der Vögel" bezeichnet. Er studirt die Eigenthümlichkeiten des zahmen Kranichs, der als Hausfreund mit den Menschen ver- kehrt, wie die der rothen Kieferkreuzschnäbel, die an den winterlichen Kiefern wie Aepfel an einem Christbaume hängen; er beobachtet, wie die Kieferzweige über den Nestern frei von der Schneelast sind, welche die andern oft herunterbricht, indem die vorsichtigen Vögel selbst den fallenden Schnee alsbald von den Zweigen herunterschur- ren. Doch auch wo Ruß Bekanntes mittheilt, wo er uns Jagdbilder vorführt oder die Ringelthiere im Dienste des Menschen, die Seidenraupen, Bienen, Cochenillen, spanischen Fliegen und Ameisen schildert, folgen wir seiner Darstellung gern, denn sie ist stets anschaulich und leben- dig und haftet durch scharf hervorgehobene Hauptzüge im Gedächtniß. Auch den praktischen Nutzen faßt der Autor ins Auge, so z. B. wenn er bei der Schilderung unserer einheimischen Orchisarten, der Knollenkräuter, zum Anbau derselben räth, indem der Salep, den ihre Knollen ent- halten, bekanntlich einer der nahrhaftesten und für Ge- nesende stets empfohlenen Nährstoffe, diesen Anbau reich- lich verlohnen würde, zunächst als Apothekerwaare, bei größerm Maßstabe als ein reichhaltiges und leicht verdau- liches Nahrungsmittel für das ganze Volk.

Gewiß ist es anzuerkennen, daß Ruß mit einer an das Indische streifenden Thierfreundlichkeit den Schutz der nützlichen Thiere, namentlich der Vögel, auf das wärmste empfiehlt, wenn er Ehrenrettungen jener verkannten Thiere schreibt, die trotz ihrer Nützlichkeit verfolgt werden, einer langen Reihe, in der wir außer dem Uhu und dem Bussard auch die Spitzmaus und den Iltis bemerken. Dennoch geht er, wie es uns scheint, bei diesen Ehrenrettun- gen etwas zu teleologisch zu Werke, gleich als ob diese In- sektenfresser nur da wären, um uns von dem Ungeziefer zu befreien, das als vollständig rechtlos und verwerflich dar- gestellt wird! Gewiß mit Recht vom Standpunkte des Landwirths, des Gärtners, des Nationalökonomen — doch vom philosophischen Standpunkte aus hat auch der Mai- käfer und die Blattlaus und der Engerling das gleiche Recht der Existenz wie ihre Gegner. Ueberhaupt kann

man, wenn man diesen Krieg der Geschöpfe gegeneinander, diese Verwüstungen betrachtet, die eins immer in den Reihen des andern anrichtet, wol nur in die Stimmung versetzt werden, in welcher Werther in dem All der Natur nur ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer sieht.

22. Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft. Zwölf Briefe von Eugen Dühring. München, Fleischmann. 1865. Gr. 8. 25 Ngr.

Eugen Dühring hat sich in jüngster Zeit als Philosoph und Nationalökonom einen Namen gemacht. Die Schärfe und Feinheit seiner Auseinandersetzungen auf beiden Gebieten, die originelle Selbständigkeit seines Standpunkts haben sich rasch Geltung verschafft. Er ist ein exacter Denker, dem man auch in der Philosophie die Beschäftigung mit der Mathematik und Volkswirthschaftslehre anmerkt. In Beziehung auf die letztere tritt Dühring als ein begeisterter Apostel des Carey'schen Systems auf, dessen Grundsätze er in obenstehender Schrift auf das wärmste vertritt und vertheidigt. Er selbst sagt in der Vorrede:

Mein Zweck würde erreicht, wenn es mir gelänge, den Leser zu überzeugen, daß der Schwerpunkt eines gründlich volkswirthschaftlichen Studiums, welcher bisher noch immer in der Lektüre des Smith'schen „Völkerreichthums" zu suchen war, jetzt wirklich verlegt ist, und daß man an Carey's großem Werke (zu welchem jetzt eine kleinere Schulausgabe hinzukommt) die erste zeitgemäße und des Jahrhunderts würdige Formulirung einer im großen Stile gehaltenen Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft besitzt. Ich weiß recht wohl, daß ich in dem Umfange der vorliegenden kleinen Schrift der Originalität und Großartigkeit der Carey'schen Leistung auch nicht annähernd gerecht werden konnte. Doch weiß ich auch, daß meine Arbeit wol gerade genügend sein wird, den Secretirungsversuchen, von denen ich aus eigener journalistischer Erfahrung manches Pröbchen erzählen könnte, einen Damm entgegenzusetzen.

Der Satz Carey's, daß zuerst der weniger ergiebige Boden in Cultur genommen und dann allmählich und stufenweise mit den geschichtlichen Fortschritten der Civilisation zu den bessern Bodengattungen übergegangen werde, ist einer der Hauptangelpunkte des Systems und wird von Dühring von folgenden Worten begleitet:

Dieser Satz ist gegenwärtig für die Wirthschaftslehre das, was die Kopernicanische Behauptung für die Astronomie gewesen ist. Er ist ebenfalls eine Paradoxie; denn die gemeine Ansicht findet nichts selbstverständlicher, als daß der Mensch, so lange er überhaupt noch zwischen verschieden fruchtbaren Bodengattungen die Auswahl habe, offenbar die besten vorwegnehmen werde. Allein der Anschein von gesundem Verstand, der in der gewöhnlichen Meinung vertreten ist, muß der einfachen Beobachtung weichen. Carey hatte zunächst den Gang der amerikanischen Besiedelungen vor Augen; er bemerkte die Hindernisse, welche den Menschen in seinen ersten Bewirthschaftungsbemühungen gerade von der Beackerung des üppigsten Bodens abhielten. Mit dieser Bemerkung war das große Gesetz gefunden, welches für die Philosophie der Geschichte nicht minder als für die gegenwärtige Wirthschaftslehre bedeutsam ist.

Wie dieser Satz, so werden auch Carey's andere Lehren, wie die vom Schutzzoll als dem einzigen Mittel, die Handelsfreiheit anzubahnen — eine Lehre, durch die er sich von Bastiat, mit dessen Harmonien er sonst viel Verwandtes hat, unterscheidet —, die Lehren von der Localität der Wirthschaft u. s. w. gegen die Anhänger des [illegible] Systems mit Energie vertheidigt. Die Briefe sind [illegible]gens meist in populärer, auch dem Laien zugänglicher Fassung geschrieben — natürlich ohne seichte Verwässerung denn alle Untersuchungen bewegen sich auf den Höhen [illegible] nationalökonomischen Wissenschaft.

Aufgefallen sind uns die heftigen Angriffe gegen [illegible] in den Dühring'schen Briefen. Er nennt das Werk des Autors gegen Schulze-Delitzsch „die gemeine Schand- Schmutzschrift des bekannten unwissenden und in seiner [illegible] nannten Dialektik erzstolpelhaften Demagogen", der da [illegible] daß man nichts weiter nöthig habe, als den Hegel den Flegel zu vereinigen, um über seine Gegner zu [illegible] phiren. Sollte der Haß gegen den Hegeljargon und philosophischen Schulmob, den Dühring mit Schopenhauer theilt, ihn hier nicht zu einer vollständigen Verkennung der Lassalle'schen Leistungen verleitet haben? Stimmen nicht Dühring und Carey mit Lassalle vielfach in Resultaten überein? Wir erinnern nur an die Bekämpfung, welche Carey gegen den Satz richtet, daß die Capitalbildung, d. h. die Anhäufung der materiellen Mittel, zu denen alle die Production befördernden Anstalten gehören, auf dem Spartriebe, d. h. auf einer Entsagung von der Consumtion beruhe. Auch was im neunten Capitel Dühring's über die Staatsmacht des Kapitals und das Capitalbürgerthum gesagt ist, die Behauptung, daß die Macht des Kapitals müsse mit der Zeit auch zu einem [illegible]régime werden, die historische Stellung, die dem Staatsbegriff eingeräumt wird — das erinnert doch alles mehr an Lassalle als an Schulze-Delitzsch, und ist im vollsten Einklang mit den Entwickelungen, welche der Autor in seiner Polemik gegen den letztern gegeben hat.

23. Literarisches Bilderbuch. Populäre Darstellungen aus [illegible] Kreise. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart in literarischen Briefen und charakteristischen Proben. Von Otto Banck. Drei Bände. Leipzig, [illegible] 1866. Gr. 8. 5 Thlr.

Daß sich die Kritik aus journalistischer Zersplitterung zusammenrafft, um durch die geschlossene Masse [illegible]schez zu wirken, daß aus Journalartikeln Bücher [illegible] werden, ist, sobald dies nur mit den nöthigen Umarbeitungen geschieht, sobald auf die Verschiedenheit der literarischen Physiognomie, durch welche sich Journal und Journal unterscheiden, Rücksicht genommen wird, keineswegs zu misbilligen. Die in den Journalen zerstreute Kritik, wenn sie auch den Namen des Verfassers an der Stirn trägt, doch in der Regel nur als vox populi [illegible] der Autor selbst verschwindet wie der Gott der Juden, von welchem Marquis Posa spricht, hinter seinen Sternen. Und doch gibt es viele Kritiker, deren individuelle Physiognomie bedeutsam genug ist, daß sie an und für sich Interesse zu erregen vermag. Diese haben [illegible] das Fechten in aufgelöster Linie aufzugeben und [illegible] meln zu blasen, damit man auch einmal der [illegible] Truppen in voller Fronte vor sich sieht.

Auch Otto Banck, ein Kritiker von scharf [illegible]

Physiognomie, hat von diesem Rechte neuerdings durch Herausgabe des „Literarischen Bilderbuch“ Gebrauch gemacht, in welchem er seine in die Zeitschriften zerstreuten Recensionen zusammenstellt. Doch gibt er nicht blos eine Sammlung von Kritiken; er gibt, indem er dieselben mit charakteristischen Probestücken aus den besprochenen Büchern begleitet, dem Werke einen gänzlich neuen Charakter; er schafft ein Lesebuch für die gebildete Welt, indem er sie in den Productionen der jüngsten Zeit vollkommen orientirt. Hierzu kommt, daß seine Kritiken in der Regel nicht den Charakter gewöhnlicher Recensionen tragen, sondern mehr den des „Essay“, da Banck den Gedankengängen, welche der Hauptinhalt der Werke oder einzelne Stellen derselben in ihm hervorrufen, mit freier Hingebung folgt. Über Tendenz und Anordnung seines Werks spricht sich der Autor selbst in der Vorrede in folgender Weise aus:

Es wurde bei dieser Edition der Grundsatz festgehalten, vorzugsweise nur Werke zu berücksichtigen, die theils durch ihre Fassung, theils durch die Bedeutsamkeit ihres wissenswürdigen Inhalts von belebendem Interesse sind und bleiben mögen. Das letztere um so sicherer zu erzielen, ist ein in vorliegender Weise noch unbetretener neuer Weg eingeschlagen, der nämlich: aus dem durch einen davorstehenden „literarischen Brief“ besprochenen Producte zugleich auch einen geschlossenen und in sich selbst verständlich wirkenden Abschnitt als charakteristisches Probestück mitzutheilen. Wol mancher möchte gern einen Blick in die hier kritisch vorgeführten Bücher werfen; sie sind ihm jedoch für den Moment nicht bequem zugänglich. Indem sich nun hier Gelegenheit dazu bietet, findet die Theorie durch die Praxis eine unterstützende Stütze und es kann kaum fehlen, daß begabtere Kräfte angeregt werden, sich weiter mit den betreffenden Gegenständen zu beschäftigen und selbstthätig über deren Eigenschaften nachzudenken. Auch wird so vielleicht manches bessere Erzeugniß vor bewahrt, durch die Vielschreiberei unserer Tage zu schnell in den Hintergrund der Vergessenheit gedrängt zu werden. Da die Kritik durch diese Methode, welche abwechselnd den urtheilenden Verstand und die genießende Phantasie des Lesers beschäftigt und so beide Seelenkräfte elastisch erhält, von dem Angenden einer abstracten Trockenheit befreit wird; ja, da die Kritik hier Hand in Hand geht mit einer größtentheils reizenden Unterhaltungslektüre, und dieser in Summa beinahe den Raum von zwei Bänden überläßt, während sie selbst nur nicht mehr als einen Band füllt: so dringt sie auch wol allmälich in solche Kreise ein, für deren Intelligenz sie bisher ein sehr flüchtiges Bedürfniß war, das kaum von dem bedeutenden Reiz persönlicher Neigungen oder Abneigungen wachgerufen wurde.

Der Inhalt des „Literarischen Bilderbuch“ ist sehr mannichfaltig; er streift alle culturgeschichtlichen und literargeschichtlichen Gebiete. Namentlich ist die Reiseliteratur in großer Reichhaltigkeit vertreten. Außer dem Altmeister Alexander von Humboldt begegnen wir den Autoren Hettner: Maron, Werner u. a.; Möllhausen, Avé-Lallemant, Jégor von Sievers; den Schriftstellern über Spanien: Gregorovius, Franz Löher, Otto Speyer u. a. Ferner dürften die Werke, welche Biographisches über die großen Componisten enthalten, den meisten Raum beanspruchen. Mozart, Karl Maria von Weber, Louis Spohr, Beethoven, Zelter geben Otto Banck Veranlassung zu mancherlei kleinen Essays, während wir gleichzeitig aus der vollstimmigen Vertretung der berühmten Componisten ersehen, in wie ausgedehntem Maße die musikalische Literatur in neuer Zeit gerade das biographische Fach cultivirt. Mittheilungen aus Briefen und Memoiren, Culturgeschichtliches (Riehl, Friedländer u. a.), Naturwissenschaftliches bilden den ergänzenden Inhalt der Sammlung. Die dichterische Production selbst ist ausgeschlossen, insoweit mit Recht, als ihre Aufnahme den Charakter der ganzen Sammlung wesentlich verändert hätte. Mit einer andern Begründung, welche Banck in seiner „Widmung an die Leser“ mittheilt, können wir weniger einverstanden sein. Er sagt:

Immer mehr wendet sich die Nation von den Erzeugnissen rein poetischer Erfindung und Illusion, die auf keine Realität gegründet sind, ab, und neigt sich den geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, überhaupt den objectiven und instructiven Werken zu, selbst im Roman nur noch derjenigen Lektüre hold, welche ein historisches oder biographisches Element in sich trägt. Sogar Frauen verfolgen mit Vorliebe diese Richtung, und es wird nur noch wenig auf den Altären des Idealismus geopfert. Die Wirklichkeit und Gegenwart und alles, was einmal wirklich und gegenwärtig war, ist zur Parole der literarischen Darstellung geworden. Es scheint ein Verlust, eine Gefahr für die Dichtkunst darin zu liegen; aber doch nur auf den ersten Blick. Gerade dieses Hindrängen zur Thatsache ist zugleich ein Anlehnen an die gesunde Erscheinung des Lebens, an die Natur, im nicht blos äußerlichen Sinne, und hieraus kann nur Gesundheit, Wahrheit und Natürlichkeit der geistigen Production erwachsen. Wenn die Literatur durch diese vielleicht zu streng und exclusiv gestaltete Schule durchgegangen ist, wird ihre Auffassungsgabe und Compositionskraft für das echte Dichterwerk, für Epos, Roman und Drama um so gereifter sein.

Das „Hindrängen des Publikums zur Thatsache“ wird als thatsächliches Motiv angeführt, warum gleichsam die Fahnen der Poesie zu verlassen seien; ja man könnte in den Aeußerungen des Autors sogar eine Entschuldigung suchen für den Ungeschmack, der sich den Zwittergeburten des Memoirenromans und anderer in Mode stehender Thatsächlichkeiten zuwendet. Ein selbst poetisch schaffender Autor sollte dem Standpunkte eines Gervinus und Julian Schmidt nicht derartige Zugeständnisse machen. Nimmt der Geschmack des Publikums eine einseitige Richtung, wie jetzt auf das Reale hin, indem er die Poesie nur als eine Art von Sauce für die Realwissenschaften betrachtet, so genügt es nicht, diesen Zug der Zeit zu erklären, sondern es ist auch Pflicht, den Ungeschmack zurechtzuweisen. Die Production selbst als eine Nöthigung des Talents kann darunter nicht leiden — und die Talente selbst fortzudecretiren, ist das müßige Belieben kritischer Arroganz. Wir wissen, daß dies nicht die Anschauungen Otto Banck's sind. Doch machen wir darauf aufmerksam, daß unter all den Werken, die sein Bilderbuch uns vorführt, außer Humboldt's Reisen und wenigen andern, kein einziges ist, welches an Bedeutung mehrere namhafte schönwissenschaftliche Productionen der letzten Zeit überträfe. Ja auch in Bezug auf äußern Erfolg, also auf die bestrittene Theilnahme des Publikums haben z. B. die Gedichte von Geibel und die Romane von Freytag noch immer einen bedeutenden Vorsprung vor diesen culturgeschichtlichen, biographischen und sonstigen Schriften, die sich zum Theil nur an frühere Production auf dem Gebiete der Musik und Poesie anlehnen. Mit Benutzung des bekannten

Schiller'schen Spruchs könnte man ausrufen: „Immer noch besser ein kleiner König, als ein großer Kärrner!"

Im übrigen sind die Recensionen und Essays von Otto Banck gedankenreich und eröffnen nach allen Seiten hin viele und große Perspectiven, wie dies bei einem anerkannt geistvollen Autor auch nicht anders zu erwarten ist. 17.

Aus der Geschichte Tirols.

Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse von Alfons Huber. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Im Jahre 1864 wurde das fünfhundertjährige Jubiläum der Vereinigung Tirols mit Oesterreich gefeiert und infolge dessen erschienen mehrere, auf dies geschichtliche Ereigniß bezügliche Schriften, unter denen die vorliegende die Ansprüche an eine gründliche und wirklich historische in vollem Maße befriedigt. Sie gewährt sogar einige Perspectiven auf die gleichzeitigen, außerhalb Tirols spielenden Ereignisse, die allerdings etwas reicher und freier hätten geboten werden können. Ihre Bedeutung liegt aber vorzugsweise in der Objectivität der Darstellung und in dem Schatz von Originalurkunden, die sie theils aus schon gekannten Büchern reproducirt hat oder zum ersten mal mittheilt. Wesentlich Neues war am Ende in der bekannten Geschichte nicht zu bringen; dagegen mußte es Aufgabe sein, die vielfach verschlungenen Rechtsverhältnisse, Ansprüche und Besitztitel zu entwirren und einen klaren Ueberblick über eine Geschichte von Intriguen und Gewaltthätigkeiten zur Erwerbung eines Landes zu verschaffen, dessen politische Bedeutung durch Beherrschung der Pässe nach Italien eine höchst ansehnliche war. Das Haus Habsburg zeigt sich in dieser Jagd auf ein benachbartes Land nicht blos am glücklichsten, sondern auch am raffinirtesten, und wenn dies nach den heutigen Begriffen von politischer Sittlichkeit auch nicht zu besonderm Lobe gereicht, so bleibt doch in der Politik der Erfolg, und würde er mit den verwerflichsten Mitteln erreicht, das beste Lob für denjenigen selber, der Politik macht. Die Politik des Länderzusammenraffens durch Heirathen, Erbverschreibungen, Gewaltthätigkeiten und Intriguen, haben jedenfalls die Habsburger in Deutschland am besten verstanden, und in der Zeit, wo sie ihre Hausmacht gründeten, war ihre Politik auch in allen Stücken zu rechtfertigen. Der Stärkste oder der Reichste nahm damals, in der Zeit des Faustrechts, was er nehmen konnte, und er hatte recht; die Völker, wiewol sie ihre Verfassungen, ihr Landesrecht und ihre „privilegirten Freiheiten" eifersüchtig bewachten und erst dem Fürsten huldigten, wenn er diese Verfassung beschworen, galten doch nur als Sachen, in deren Besitz man sich setzen könne, ohne sie selbst zu fragen. Die Völker selbst waren auch so wohl erzogen, daß sie es als selbstverständlich ansahen, irgendeines Fürsten Beute zu werden, und sich neues Regiment ganz gern gefallen ließen, wenn nur ihre Sitten und Gerechtsame anfänglich geschont wurden. Die Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich, um dessen Besitz drei Geschlechter 30 Jahre stritten, und [illegible] letzten definitiven Abschluß erst am 29. September [illegible] durch den Frieden von Schärding fand, gewährt [illegible] Hinsichten eine seltene Mannichfaltigkeit.

Zuerst hatten die Herzoge von Oesterreich sich [illegible] tens, welches damals zu Tirol gehörte, sich gewa[illegible] bemächtigt und den Besitz desselben auch wirklich [illegible] haupten und später zu sanctioniren gewußt. Dann [illegible] gann die Jagd auf die Grafschaft Tirol, deren Herr[illegible] männlichen Nachkommen besaß. Mit Habsburg [illegible] men rivalisirte das damals mächtige Haus Luxem[illegible] welches auf dem Königsthron von Böhmen saß, [illegible] gelang ihm in der That, durch Geld und Verheira[illegible] seines Erben mit der Erbin von Tirol, der Marg[illegible] Maultasch, sich Tirols für die Folge scheinbar zu [illegible] Scheinbar; denn Margaretha, die Tochter des letzten [illegible] fen von Tirol, verlangte von einem Mann mehr, [illegible] der junge Luxemburger, der ihr vermählt war, [illegible] konnte. Sie war überdies kokett und schwach [illegible] rakter, launisch und leicht zu überreden: Eigens[illegible] welche sich die diplomatischen Habsburger wol [illegible] zu machen wußten. Infolge dessen jagte Margare[illegible] Gatten mit Hülfe tiroler Großen weg. Anstatt [illegible] aber die Habsburger Vortheil davon zogen, gelan[illegible] Wittelsbachern, die durch einen Kaiser aus ihrem [illegible] eben zu großer Macht gelangt waren, sich Marg[illegible] Gunst zu erwerben, die ihre Hand, trotz des Kirchen[illegible] einem Sohn des bairischen Kaisers gab, dem Mar[illegible] Ludwig von Brandenburg, der nun Herr von Tir[illegible] und längere Zeit blieb, und alle Versuche der rasch[illegible] den Luxemburger und der intriguirenden Habsbu[illegible] Tirol vereitelte.

Der Mangel an Nachkommenschaft ließ jedoch [illegible] ten, daß der Streit um Tirol nach des Markgra[illegible] mit erneuerter Heftigkeit ausbrechen werde, trotzdem die Grafschaft in eine politische Verbindung [illegible] setzte. Und für diesen Fall sah sich das Haus [illegible] vor; es rüstete, bestach einflußreiche tiroler Gro[illegible] suchte sich der Gunst von Margaretha Maultasch [illegible] sichern, deren Sohn Meinhard nach des Vaters [illegible] von München aus, und ganz einer bairischen Pa[illegible] liefert, das Land Tirol zu dessen großer Unzufri[illegible] regierte. Zwar kam er auf den Ruf der Tir[illegible] Land; aber er starb bald darauf im jugendlichen [illegible] und es wurde nun ein Regierungsrath aus [illegible] ßen des Landes bestellt, der mit Margaretha [illegible] so schlecht als möglich regierte. Jetzt spielten [illegible] burger ihre Karten aus. Ihre bestochenen Adelich[illegible] ten ihnen einen Theil des Landes; Margare[illegible] wurde von Herzog Rudolf bestimmt, am 26. Jan[illegible] durch eine Urkunde die Regierung Tirols an [illegible] zu übertragen, diesem das Land zu verschreiben [illegible] also überrumpelte Land fügte sich, und bald [illegible] die Habsburger auch die letzte Souveränetät, die [illegible] garetha Maultasch reservirt, indem sie sie zur [illegible] zwangen. In den mehrjährigen nun folgend[illegible] zwischen den Wittelsbachern und Habsburgern [illegible]

behaupteten die letztern den Sieg, und so war denn mit dem auch heute noch verführerischen Grundsatz: „Macht ist Recht!“ die Grafschaft Tirol ein Theil des Länder-gebiets geworden, welches die einst armen Grafen von Habsburg sich bereits durch allerhand Mittel erworben hatten.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Haupt- und Residenzstadt München steht gegenwärtig im Vordergrunde der sich um das Theater drehenden Conversation, weniger durch große Ereignisse auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, als durch denkwürdige Anekdoten, welche für den Klatsch und Skandal einen unerschöpflichen Stoff bieten. Während alle Bierfragen zur Zufriedenheit der Münchener erledigt sind, während die Dichter friedlich auf ihren Lorbern ruhen und ihre Pensionen fortgenießen, ohne sich um ihre Reise für den Maximiliansorden zu streiten, welchen weiland der Dichter der „Brunhild“ als poetischer Kapitelchef dem allzu leichtgeschürzten Mirza-Schaffy versagen zu müssen glaubte, bis der Weise von Tiflis“ endlich mit dem Schmuck der geistigen Ritter durch des Königs Huld geziert wurde, während von den Münchener Tänzerinnen nur die Localreferenten und Localberichterstatter sprechen, und keine Lola aus ihren jungfräulichen Reihen heraustritt, um mit der Reitgerte der Tendenz und Gedankenfreiheit um sich zu hauen, begab es sich in diesen Zeiten des Friedens, was wie ein „Märchen im Frack“ erklingt, daß eine an der Isar bisher wenig heimische Kunst, die Musik, auf einmal hervortrat aus dem Reigen der Schwestern, der Thalia und Melpomene und der einst so unbescheidenen Terpsichore und das große Wort gelassen aussprach: Meine Stunde ist geschlagen. Die Muse des Gesangs, so schwer es ihr auch gemacht wurde, die Musik der Zukunft hielt ihren Einzug in die Isarstadt.

In der That, Richard Wagner ist selbst der Held eines Opernextbuchs „jener Zukunft“ geworden, über welche weder die Muse noch seine Schule Gewalt hat, die, um den Ausdruck des alten Homer zu gebrauchen, „zwischen den Knien der Götter liegt“. Wer kann ihn hindern, den Scribe oder Wagner der Zukunft, des Günstlings rasches Emporsteigen und jenen Fall, des Tongebietigers Auf- und Niedergang zum Text einer Oper zu machen, in welcher es weder an kräftigen Chören der entrüsteten münchener Bürger noch an energischen Finales fehlen dürfte? Der erste Act, die grollende Erbitterung der Klerikalen und echten, durch die poetische Ueberriesenung aus Lübeck und Berlin noch unverwäfferten Bavaren, würde unfehlbar an den ersten Act der Meyerbeer'schen „Afrikanerin“ erinnern, während der Schiffbruch der Zukunftsmusik schwerlich nicht die Decorationsmalerei zu so großartigen Leistungen ermuthigen dürfte, wie das berühmte Schiff des dritten Acts der neuesten Modeoper bei seinem Untergang in den geographisch fragwürdigen Gewässern.

Wir schreiben hier kein musikalisches Blatt, wir brauchen nicht „Tristan und Isolde“ und die kühnen Dissonanzen der Zukunftsmusik zu besprechen, noch weniger die kühnere Dissonanz der ungebundenen Rede, welche aus dem Munde Hans von Bülow's als ein im Norden heimischer und harmlos gegohrter Kraftausdruck auf die empfindlichen Gemüther des Südens einen ohr- und herzzerreißenden Eindruck machte; wir wollen nicht zu untersuchen, wie viel die Isarstadt in Bezug auf ihre musikalische Entwickelung und Bedeutung an dem jedenfalls bedeutenden Talent Richard Wagner's verloren hat, wenn sein „Tristan und Isolde“ sich nicht einmal auf den Brettern des münchener Hoftheaters erhalten konnte, weil die wahrhaftigen Tenore zu den Naturspielen gehören und so selten sind wie die Albinos und sonstige Meßbudenbewohner.

Ebenso wenig schreiben wir ein politisches Blatt und brauchen auszurechnen, wie viel Richard Wagner der bairischen Civilliste gekostet hat, und, was zu den schwierigsten Problemen der Finanzwissenschaft gehört, gekostet haben würde; wir brauchen uns nicht um seine Teppiche, seine seidenen Schlafröcke und Schlafmützen zu bekümmern, obgleich er jedenfalls eine lebendige Illustration zu jenem Manteuffel'schen Ausspruch von der Revolution im Schlafrock war; wir haben ein Recht, uns selbst um jenen demokratischen Staat der Zukunft nicht zu bekümmern, welchen nach den Angaben seiner Gegner der Componist unter den Auspicien des Königs gründen wollte; ebenso wenig um den Bau des neuen großartigen Opernhauses und der demokratischen Straßentaufe in der Residenz, noch weniger aber um das Cabinetssecretariat, um Herrn von Pfistermeister, um das Vertrauensvotum der Münchener und das Mistrauensvotum der Nürnberger, um die ganze politische Bewegung, um den ganzen Lärm, auf den sich die Zukunftsmusik nach der Ansicht der Gegner versteht und der sich daher an ihre Fersen hängt, auch wo sie ihn selber nicht componirt hat. Wir constatiren nur die Thatsache, daß Richard Wagner auf mehrere Monate aus Baiern verwiesen ist — „Thoren nennen es auf ewig“; aber auch angesehene politische Zeitungen theilen diese Anschauung; wir constatiren diese Thatsache zunächst, weil Richard Wagner durch seine Werke über das Kunstwerk der Zukunft, sowie durch seine dramatischen Dichtungen, welche das ungebildete Theaterpublikum noch als „Operntexte“ zu bezeichnen pflegt, der Literatur angehört, dann aber, weil alle diese Vorgänge eine neue Illustration zu dem Schiller'schen Text bieten:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem vergänglichen Grunde —

weil sie uns lehren, welch ein vergänglicher Grund für neue künstlerische Richtungen die Protection eines noch so kunstsinnigen Fürsten ist. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß die Vertreter des Geistes und der geistigen Freiheit, die Männer der Poesie und Wissenschaft, am bairischen Thron stets eine stille Gemeinde gebildet haben, die zwar auch von den Nationalbaiern nicht recht assimilirt werden konnte und ihnen hin und wieder eine kleine Indigestion verursachte, aber doch niemals zu stürmischen Auftritten, zu Scenen Veranlassung gab, während eine Tänzerin und ein Musiker die elementarischen Gewalten des bairischen Volksgeistes entfesselten und politische Stürme heraufbeschworen.

Ein Vertreter jener stillen geistigen Gemeinde, Friedrich Bodenstedt, hat inzwischen eine dramaturgische Stellung am münchener Hoftheater angenommen, mit der Aufgabe, den Darstellern und Darstellerinnen die Rollen der classischen Dramen einzustudiren. Wir wünschen dem liebenswürdigen „Weisen von Tiflis“ alles Glück bei einer Mission, bei der er seine ganze Weisheit nöthig haben wird. Denn so wünschenswerth es ist, daß manchem Künstler und mancher Künstlerin ein geistiges Licht über ihre Rolle angezündet wird, so wenig theilen die betreffenden Künstler selbst den Glauben an diese Nothwendigkeit und begrüßen die dramaturgischen Commentare in der Regel nicht in aufmunternder Weise. Gibt es doch viele, die, wie das Goethe'sche Maulthier, am besten ihren Weg im Nebel finden und die durch ein plötzlich auftauchendes Licht scheu gemacht und aus ihrer instinctiven Sicherheit gebracht werden. Inzwischen gastiren namhafte Tragödinnen, wie Frau von Bulyovsky und Fräulein Janauschek auf der münchener Hofbühne, und Schiller's „Maria Stuart“ wurde ohne Regiestriche in aller Vollständigkeit zur Aufführung gebracht, wie früher „Don Carlos“, ohne wie dieser, bis zur Geisterstunde zu spielen, die gleichzeitig mit dem Escurial auch im münchener Hof-

theater eintrat. In der „Maria Stuart" ist es, von kleinern Regiestrichen abgesehen, nur die zweite Hälfte des fünften Actes, welche bei einer vollständigen Darstellung als wesentlich neu erscheinen muß. Wenn der Dichter auch der Königin Elisabeth in diesen Scenen die verdiente, obgleich nur psychologisch angedeutete Züchtigung zutheil werden läßt, so ist doch nicht zu verkennen, daß der theatralische Effect dieser letzten Auftritte, nach den Scenen vor und bei der Hinrichtung der Maria Stuart ein sehr matter und abgeblaßter sein muß.

Während dieser classischen Experimente auf der münchener Hofbühne entfaltet das münchener Actien-Volkstheater nach allen Seiten hin seine Kräfte. Bei der Prämiencöncurrenz ist kein Stück des ersten Preises von 500 Gulden würdig befunden worden. Um den zweiten Preis, der ebenso wie der erste nur nach dem glücklichen Erfolg von drei Aufführungen ausgetheilt wird, findet noch ein Wettrennen zwischen drei Stücken statt, bei welchem allem Anschein nach das soeben aufgeführte Schauspiel: „Ein Haberfeldtreiben", von Arthur Müller, seine Concurrenten um eine Nasenlänge schlagen dürfte. Jedenfalls hat der Autor die antiken Stoffe glücklich vermieden und den Münchenern keine allzu weiten Perspectiven zugemuthet. Die zweite Rubrik der Preisstücke: das Lustspiel, ist ganz leer ausgegangen. Dagegen werden in der dritten zwei Zaubermärchen: „Vineta" und „Dornröschen", das Wettrennen um die 300 Gulden antreten. Die eigentliche derb-komische Posse scheint wie das Lustspiel gar nicht oder ohne Glück vertreten gewesen zu sein. Es scheint, den Deutschen ist der Humor ganz ausgegangen oder sie geben nur noch Stoffe für die Humoristen und Satiriker der Zukunft: eine Bemerkung, durch welche diese Causerie ihr Ende mit ihrem Anfang in künstlerischer Weise verknüpft.

Bibliographie.

Andreae, H. B., Die Weltanschauung des Glaubens in einer praktischen Auslegung des Hebräerbriefes. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Apel, T., Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. Qu. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bett, A., Shakespeare und Homer. Ein Beitrag zur Literatur und Bühne des englischen Dichters. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. 1ster u. 2ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Budge, J., Ueber den Schmerz. Ein populärer Vortrag. Leipzig, Günther. 1866. 8. 7½ Ngr.

Bühren, H., Kleine Blüten. Gedichte. Troppau, Schüler. 1866. 8. 20 Ngr.

Bussy, C. de, Die Empörer gegen Kirche und gesellschaftliche Ordnung. Aus dem Französischen von C. A. Kallmus. 2 Bde. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Volks-Ausgabe. 1ster bis 4ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. à 12 Ngr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Davis, N., Wanderungen durch Ruinen-Städte auf numidischem und karthagischem Gebiete. Eine Fortsetzung von desselben Verfassers Werke: „Karthago und seine Ueberreste." Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Desor, E., Aus Sahara und Atlas. 4 Briefe an J. Liebig. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Dichtungen von C. (König Carl XV. von Schweden.) Aus dem Schwedischen von A. v. Winterfeld. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 20 Ngr.

Edwards, Amelia B., Barbara. Ein Lebensbild. Aus dem Englischen von Alma v. Metzsch. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das irdische und das himmlische Erbe. Eine Familiengeschichte erzählt von der Verfasserin von „Gott ist mein Heil", und „Durch Kreuz zur Krone." Halle, Fricke. 1866. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Faber, C., Vorlesungen über die Geschichte Preußens und dessen Beziehungen zu Deutschland. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 20 Ngr.

Gätschenberger, S., Die Cavalier- und Jakobitenlieder, oder die politische Poesie Schottlands. Uebersetzt und mit einer Einleitung und historischen Anmerkungen versehen. Würzburg, Stahel. 1866. 16. 15 Ngr.

Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. 6tes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 12 Ngr.

Girtler, Emma, geb. Nowotny, Maiglöckchen. Jugendträume, Brautgesang, Herzenstöne. Ein Liederkranz. Wien, Geitler. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Golz, B., Das Kneipen und die Kneip-Genies. Berlin, Guth. 1866. 16. 5 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zu [illegible] Unterhaltung für Stadt und Land. 10ter Jahrgang. Altona, Schlo Bureau. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. [illegible] und Weisheitssprüche aus deren Werken. Ein Führer durch [illegible] die sittliche Welt. 3te wesentlich vermehrte und verbesserte Aufl. [illegible] Amelang. 1866. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Graf, H. H., Die geschichtlichen Bücher des Alten Testa[illegible] 2 historisch-kritische Untersuchungen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grau, R., Ueber den Glauben als die höchste Bernunft. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grimm, P., Geheimnisse von St. Petersburg. (Letzte Ukase des Kaisers Nikolaus.) Deutsche Original-Ausgabe. 2 Thle. Saint-Julien. 1866. 8. 2 Thlr.

Hafis, Schems-eddin Muhammed, Der Diwan. Zum [illegible] übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Weidmann. [illegible] 10 Ngr.

Hallier, E., Darwin's Lehre und die Specification. Hamburg, Meissner. 8. 7½ Ngr.

Harrer, Marie, Gedichte. Hannover, Hahn. 1866. 12. [illegible]

Haßwehr, A., Die Thespiade oder die kleine Bretterwelt. [illegible] Wegener. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Haydn, Mozart, Beethoven, ihr Leben und ihre Werke. [illegible] Vorträge für Spieler und Hörer. Dresden, am Ende. 1866. [illegible] 10 Ngr.

Helle, F. W., Maria Antoinette. Eine episch-lyrische [illegible] Wien, Seidel u. Sohn. 1866. 2. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Neue Gedichte. Berlin, Langguth. 1866. [illegible] 20 Ngr.

Hobein, E., Byron-Anthologie. Auserwähltes aus [illegible] Dichtungen. Schwerin, Stiller. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, C., Fortschritt und Rückschritt in den zwei [illegible] hunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. [illegible] Die religiösen und politischen Reformen im Geist des Ideals [illegible] Umsturz der alten Zustände in der französischen Revolution. [illegible] J. F. Steinkopf. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Holtzmann, H., Ueber den gegenwärtigen Stand der Theo[illegible] ihr Verhältniß zum wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit. [illegible] Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Huxley, Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der [illegible] nungen in der organischen Natur. 6 Vorlesungen für Laien. [illegible] von C. Vogt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. [illegible] Ngr.

Jacoby, J., Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche [illegible] 2te wohlfeile Aufl. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch für Litteraturgeschichte herausgegeben von R. [illegible] 1ster Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Janet, P., Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland [illegible] fung des Dr. Büchnerischen Systems, übersetzt mit einer Einleitung, Anmerkungen von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg, [illegible] mit einem Vorwort von J. H. v. Fichte. Paris, Jung-Treuttel. 1 Thlr.

Jeaffreson, J. C., Durchs Leben überwunden. Roman. Englischen von Marie Scott. 4 Bde. Autorisirte Ausgabe. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Jobber der vornehmen Welt, oder das Verhängniß. Roman. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Scherl. Lex.-8. à 4 Ngr.

Irsa, F. W., Auf hoher See. Drama. Wien, Geitler.

Kiesheim, A. Freih. v., 's Schwarzblattl aus'n Birnenthal. Bildln in Holzrahmln. Gedichte in der österreichischen Sprachart. Wien, Gerold's Sohn. 1866. 8. 1 Thlr.

Körner, F., Geschichten aus der Geschichte. Belehrende Erzählungen. 1ster Thl. Dresden, Meinhold u. Söhne. Hoch 4. 1 Thlr.

Körner, H. J. A., Lebenskämpfe in der Alten und Neuen Welt. Eine Selbstbiographie. 1ster Bd. Leipzig, Keil. Br. 8. 1 Thlr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Im Auftrage der Familie [illegible] ters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Goedeke. Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in 1 Bd. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 1 Thlr.

Mangin, A., Der Ocean, seine Geheimnisse und Wunder. Schlingmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martin, H., Gedichte. Dresden, Wienecke. 1866. 16. [illegible]

Richter, H., Das weströmische Reich besonders unter [illegible] Gratian, Valentinian II. und Maximus (375—388). Berlin, [illegible] Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scheeben, M. J., Die Mysterien des Christenthums. [illegible] deutung und Zusammenhang derselben nach der in ihrem übernatürlichen Character gegebenen Perspective dargestellt. Freiburg im B. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scherrer, J., Die Gallier und ihre Verfassung. Eine [illegible] Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 15 Ngr.

Storm, T., Drei Märchen. Hamburg, Mauke Söhne. 1 Thlr.

Virchow, R., Ueber die nationale Entwickelung auf [illegible] Naturwissenschaften. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 8. [illegible]

Vom Ostseestrand. Belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg. [illegible] trägen von Henriette v. Bissing, John Brinckmann, Karl [illegible] ausgegeben von E. Hobein. Schwerin, Stiller. 1866. [illegible]

Wehl, F., Dramen. II. Lustspiele. Leipzig, Matthes.

Wood, Mrs. H., Oswald Cray. Eine Erzählung. [illegible] N. Heynrichs. 3 Thle. Autorisirte Ausgabe. Dresden, [illegible] 8. 3 Thlr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1866 beginnt ein neues Abonnement
if die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle
iswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) er-
cht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern
zugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung statt-
det.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonn-
gs und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des fol-
nden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach
scheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein las-
, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkomm-
n. Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt
verändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden libera-
s und nationales, nach allen Seiten unabhängiges
gan wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht,
iheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftre-
s nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.
serate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die
iteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr
trägt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Ein illustrirtes Prachtwerk für die Jugend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas
zur Länder- und Völkerkunde.

Im Verein mit **H. Leutemann**

herausgegeben von

E. Leeder und Th. Schade.

ss-Folio. 22 Blätter in Stahlstich und Farbendruck mit 243 Illustrationen.

Cartonnirt 6 Thlr. 20 Ngr.

Geographie und Naturkunde sind diejenigen
ige des Wissens, welche die Jugend am meisten an-
chen. Unter allen derselben zur Auswahl gebotenen
erwerken vereinigt aber keins beide Gebiete so miteinan-
r wie der „Illustrirte Handatlas", indem er sowol an-
uliche Karten (22) aller Welttheile und Hauptländer,
uch, und zwar in inniger Verbindung damit, charak-
ische Abbildungen in Stahlstich (243) aus dem
erleben, der Thierwelt und der landschaftlichen Natur
lt.

**Als Festgeschenk für die reifere Jugend, als be-
nden und dauernden Genuss gewahrenden Bil-
hatz für Familien gibt es kein passenderes
empfehlenswertheres Werk als den „Illustrirten
latlas".**

Eine Ausgabe desselben Werks mit ausführlichem Text
8 Thlr. 24 Ngr., cartonnirt 9 Thlr., gebunden 10 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke
von
Rudolf Gottschall.

8. Geh. In Bändchen zu je 15 Ngr.

Erstes Bändchen: Pitt und Fox. Lustspiel in fünf Aufzügen.
Zweites Bändchen: Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Drittes Bändchen. Die Diplomaten. Lustspiel in fünf Aufzügen.
Viertes Bändchen. Der Nabob. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil bereits beliebte Repertoirestücke der deutschen Theater geworden sind, waren bisher erst wenige im Druck erschienen. Der Dichter legt dieselben jetzt in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vor. Theaterdirectoren und Bühnenmitgliedern wie überhaupt allen Freunden der dramatischen Literatur wird diese Gesammtausgabe gewiß willkommen sein.

Den ersten beiden Bändchen ist soeben das dritte und vierte gefolgt. Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mirandola, die Herrnhuterin.
Fra Tedesco.

Zwei Novellen von

Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Lesewelt zwei neue werthvolle Gaben. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leisesten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit; die zweite ist von der südlichen Glut des italienischen Himmels durchleuchtet und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen bekunden auch in der Form die Meisterschaft des Verfassers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Märchenbuch für meine Kinder.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

Ich leg' euch auf den Weihnachtstisch,
Ihr Kinder, diese Mären.
Lest sie mir fleißig, froh und frisch
Und merkt euch, was sie lehren.

Ich nahm sie aus des Volkes Mund,
Der ist von Gold, wahr und gesund;
Aufs neue thu' ich hier sie kund
Im luft'gen Spiel der Reime.

Mit diesen Versen führt der bekannte rheinische Dichter ein Buch ein, in dem er zur Ergötzung für jung und alt einige der beliebtesten Volksmärchen der Deutschen (Der starke Hermel, Der schlaue Hick, Die sieben Schwaben, Aschenbrödel, Die sieben Raben) in Reime gebracht hat. In gebildeten Familienkreisen wird sich Müller's auch äußerlich elegant ausgestattetes „Märchenbuch" bald als eine liebe und werthe Gabe heimisch machen und namentlich eins der willkommensten Festgeschenke bilden.

theater eintrat. In der „Maria Stuart" ist es, von kleinern Regiestrichen abgesehen, nur die zweite Hälfte des fünften Actes, welche bei einer vollständigen Darstellung als wesentlich neu erscheinen muß. Wenn der Dichter auch der Königin Elisabeth in diesen Scenen die verdiente, obgleich nur psychologisch angedeutete Züchtigung zutheil werden läßt, so ist doch nicht zu verkennen, daß der theatralische Effect dieser letzten Auftritte, nach den Scenen vor und bei der Hinrichtung der Maria Stuart ein sehr matter und abgeblaßter sein muß.

Während dieser classischen Experimente auf der münchener Hofbühne entfaltet das münchener Actien-Volkstheater nach allen Seiten hin seine Kräfte. Bei der Prämienconcurrenz ist kein Stück des ersten Preises von 500 Gulden würdig befunden worden. Um den zweiten Preis, der ebenso wie der erste nur nach dem glücklichen Erfolg von drei Aufführungen ausgetheilt wird, findet noch ein Wettrennen zwischen drei Stücken statt, bei welchem allem Anschein nach das soeben aufgeführte Schauspiel: „Ein Haberfeldtreiben", von Arthur Müller, seine Concurrenten um eine Nasenlänge schlagen dürfte. Jedenfalls hat der Autor die antiken Stoffe glücklich vermieden und den Münchenern keine allzu weiten Perspectiven zugemuthet. Die zweite Rubrik der Preisstücke: das Lustspiel, ist ganz leer ausgegangen. Dagegen werden in der dritten zwei Zaubermärchen: „Vineta" und „Dornröschen", das Wettrennen um die 300 Gulden antreten. Die eigentliche derb-komische Posse scheint wie das Lustspiel gar nicht oder ohne Glück vertreten gewesen zu sein. Es scheint, den Deutschen ist der Humor ganz ausgegangen oder sie geben nur noch Stoffe für die Humoristen und Satiriker der Zukunft: eine Bemerkung, durch welche diese Causerie ihr Ende mit ihrem Anfang in künstlerischer Weise verknüpft.

Bibliographie.

Andreae, H. B., Die Weltanschauung des Glaubens in einer praktischen Auslegung des Hebräerbriefes. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Apel, T., Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. Qu. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bell, A., Shakespeare und Homer. Ein Beitrag zur Literatur und Bühne des englischen Dichters. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. 1ster u. 2ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Budge, J., Ueber den Schmerz. Ein populärer Vortrag. Leipzig, Günther. 1866. 8. 7½ Ngr.

Bühren, H., Kleine Blüten. Gedichte. Troppau, Schüler. 1866. 8. 20 Ngr.

Bussy, C. de, Die Empörer gegen Kirche und gesellschaftliche Ordnung. Aus dem Französischen von C. A. Kallmus. 2 Bde. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Volks-Ausgabe. 1ster bis 4ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. à 12 Ngr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Davis, N., Wanderungen durch Ruinen-Städte auf numidischem und karthagischem Gebiete. Eine Fortsetzung von desselben Verfassers Werke: „Karthago und seine Ueberreste." Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Desor, E., Aus Sahara und Atlas. 4 Briefe an J. Liebig. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Dichtungen von C. (König Carl XV. von Schweden.) Aus dem Schwedischen von A. v. Winterfeld. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 20 Ngr.

Edwards, Amelia B., Barbara. Ein Lebensbild. Aus dem Englischen von Alma v. Metzsch. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das irdische und das himmlische Erbe. Eine Familiengeschichte erzählt von der Verfasserin von „Gott ist mein Heil", und „Durch Kreuz zur Krone." Halle, Fricke. 1866. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Faber, E., Vorlesungen über die Geschichte Preußens und dessen Beziehungen zu Deutschland. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 20 Ngr.

Gätschenberger, S., Die Cavalier- und Jakobitenlieder, oder die politische Poesie Schottlands. Uebersetzt und mit einer Einleitung und historischen Anmerkungen versehen. Würzburg, Stahel. 1866. 16. 15 Ngr.

Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. 6tes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 12 Ngr.

Girtler, Emma, geb. Nowotny, Maiglöckchen. Jugendträume, Brautgesang, Herzenstöne. Ein Liederkranz. Wien, Geitler. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Golz, B., Das Kneipen und die Kneip-Genies. Berlin, 1866. 16. 5 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zu Unterhaltung für Stadt und Land. 10ter Jahrgang. Altona, Bureau. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. und Weisheitssprüche aus deren Werken. Ein Führer durch die sittliche Welt. 3te wesentlich vermehrte und verbesserte Aufl. Amelang. 1866. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Graf, H. H., Die geschichtlichen Bücher des Alten Test. 2 historisch-kritische Untersuchungen. Leipzig, T. O. Weig. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grau, R., Ueber den Glauben als die höchste Bernunft. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grimm, P., Geheimnisse von St. Petersburg. (Letzte Lebens des Kaisers Nikolaus.) Deutsche Original-Ausgabe. 2 Thle. Julien. 1866. 8. 2 Thlr.

Hafis, Schems-eddin Muhammed, Der Divan. Übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Weidmann. 8. 10 Ngr.

Hallier, E., Darwin's Lehre und die Specification. Meissner. 8. 7½ Ngr.

Harrer, Marie, Gedichte. Hannover, Hahn. 1866. 12.

Haßwehr, A., Die Thespiade oder die kleine Bretterwelt. Wegener. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Haydn, Mozart, Beethoven, ihr Leben und ihre Werke. Vorträge für Spieler und Hörer. Dresden, am Ende. 10 Ngr.

Helle, F. W., Maria Antoinette. Eine episch-lyrische Wien, Seidel u. Sohn. 1866. 8. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Neue Gedichte. Berlin, Langguth. 1866. 20 Ngr.

Hobein, C., Byron-Anthologie. Auserwähltes aus Dichtungen. Schwerin, Stiller. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, C., Fortschritt und Rückschritt in den zwei hunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Die religiösen und politischen Reformen im Geist des Umsturz der alten Zustände in der französischen Revolution. J. F. Steinkopf. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Holtzmann, H., Ueber den gegenwärtigen Stand der ihr Verhältniß zum wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Huxley, Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der nungen in der organischen Natur. 6 Vorlesungen für Laien. von C. Vogt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ng.

Jacoby, J., Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das 2te wohlfeile Aufl. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch für Litteraturgeschichte herausgegeben von 1ster Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Janet, P., Der Materialismus unserer Zeit in Deutsch fung des Dr. Büchnerschen Systems, übersetzt mit einer Anmerkungen von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg, mit einem Vorwort von J. H. v. Fichte. Paris, Jung-Treuttel. 1 Thlr.

Jeaffreson, J. C., Durchs Leben überwunden. Roman. Englischen von Marie Scott. 4 Bde. Autorisirte Ausgabe Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Jobber der vornehmen Welt, oder das Verhängniß Roman. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Scherl. Lex.-8. à 4 Ngr.

Irsa, F. W., Auf hoher See. Drama. Wien, Geitler.

Klesheim, A. Freih. v., 's Schwarzblatt aus'n Wien Thl. Bildln in Holzrahmln. Gedichte in der österreichischen art. Wien, Gerold's Sohn. 1866. 8. 1 Thlr.

Körner, F., Geschichten aus der Geschichte. Belehrung gen. 1ster Thl. Dresden, Meinhold u. Söhne. Hoch 4.

Körner, H. J. A., Lebenskämpfe in der Alten und Eine Selbstbiographie. 1ster Bd. Leipzig, Keil. Br. 8.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Im Auftrage der ters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in Nicolai. 1866. 8. 1 Thlr.

Mangin, A., Der Ocean, seine Schlingmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Martin, H., Gedichte. Dresden

Richter, H., Das weströmische Gratian, Valentinian II. und Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scheeben, M. J., Die deutung und Zusammenhang der Charakter gegebenen Perspectiven Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scherrer, J., Die Gallier Heidelberg, Weiss. Gr. 8.

Storm, T., Drei 1 Thlr.

Virchow, R., Ueber Naturwissenschaften.

Vom Ostseestrand trägen von Henriette ausgegeben von

Wehl,

Wood,

N. Heyn

8. 3 Thl

Herausgegeben von Rudolf

s eigenen Charakters seien, ob er, wie Scho-
will, uns angeboren ist oder, wie Goethe sagt,
ı dem Strom der Welt bildet, kurz, inwiefern
nsere Handlungen verantwortlich sind. Hierauf
, dürfte eine weit erschöpfendere Behandlung
ls es die enggesteckten Grenzen einer Recension
Schopenhauer hat bekanntlich die Frage der
tlichkeit auf eine sonderbare Weise gelöst oder
u lösen versucht, indem er sie ins „Sein" ver-
rare sequitur esse ist sein Grundsatz, und das
, meint er, haben wir selbst verschuldet. Mir
Lösung immer wie eine bloße Selbsttäuschung
ı wollen, und Schopenhauer darf sich gewiß
f dazu wünschen, wenn man diesem Versuche
nmere Deutung gibt. Diejenigen freilich, welche
Goethe's stehen, haben es leichter; diesen aber
zu bedenken geben, daß es allerdings keine
ohne Essentia geben könne, und auf dieses
ützt eben Schopenhauer seine Behauptung, daß
kter angeboren sei.
schließlich Döring das von mehreren Auslegern
jene Wort: „Hamlet ist Shakspeare", adoptirt,
) weiter und sage mit Hazlitt: „Hamlet, das
Ich meine damit nicht, wie Börne, Freilig-
Gervinus, die Deutschen, sondern wir alle, die
ı und Idealen nachstreben. Denn wer, der
n ins Leben tritt, müßte sie nicht früher oder
stört, müßte sich nicht enttäuscht sehen? Das
ıs Tragische und das macht unserm Dafürhal-
den „Hamlet" zur Tragödie aller Tragödien:
et durch seine eigene Schuld untergegangen sein
; daß die Welt in Wahrheit so ist, wie sie im
s geschildert wird, daß wir hier das Los alles
nd Edeln so klar vor Augen sehen, daß wir
müssen: De te fabula narratur, das ist das
an der Sache. Der Untergang aber, wenig-
moralische und intellectuelle, droht jedem, der es
ag, den aus diesen Betrachtungen hervorgehen-
nismus zu überwinden, jedem, der ihm gestattet,
kraft zu lähmen oder auch verzweifelnd einem
s sich hingibt, der auf alles verzichtet, allem
Hamlet geht so unter, und nur die glücklicher
Natur des Fortinbras tritt endlich auf, die ein-
estalt in einem düstern Gemälde, um den Be-
fern, daß der angeborenen, von der Blässe des
nicht angekränkelten Farbe der Entschließung
Welt gehört und über alles Elend, allen Jam-
Grübeleien hinweg die von Scrupeln freie That-
Sieg davonträgt, und sie ganz allein im
, die aus den Fugen gekommene Welt wieder
ı. Kann aber ein Hamlet je zum Fortinbras
Wer das glaubt, für den allerdings trägt Hamlet
) seines Untergangs; daß die Frage aber auch
e Antwort zulassen könnte, das glaube ich oben
angedeutet zu haben. Dann müssen freilich
über freiwillige Verschuldung oder „freie Ver-
ler tragischen Gestalten, die je die Bühne —
sei es die der wirklichen Welt oder die, welche die Welt
blos bedeuten soll — betreten haben, revidirt werden.

David Asher.

Neue naturwissenschaftliche Theorien.

Gegen das Ende des Jahres 1864 las ich in einem öffentlichen Blatte einen kleinen Artikel aus Wien, der mich sehr überraschte. Er führte das Datum des 27. December 1864 und lautete so:

Unter unsern Naturhistorikern herrscht große Aufregung, welche durch folgende Affaire hervorgerufen wurde. Feldmarschallieutenant Baron von Marenzi hatte zwei Bücher geschrieben unter den Titeln: „Zwölf Kapitel über Geologie" und „Der Karst", in welchen er darzuthun sucht, die Entstehung der Erde sei ein göttliches Geheimniß, in welches einzudringen dem Menschen versagt wäre. Mit großem Eifer bekämpft der Verfasser die heutigen Grundsätze der Geologie und ist nicht abgeneigt, dieser ganzen Wissenschaft den Krieg zu erklären. Die beiden Bücher wurden der geologischen Reichsanstalt, der Universität u. s. w. übermittelt. In der geologischen Reichsanstalt referirte Hofrath Haidinger selbst über dieselben und erklärte sie vom Standpunkte der Wissenschaft für absolut unannehmbar. Das Collegium war einstimmig derselben Ansicht und die Anwort an Feldmarschallieutenant Marenzi lautete abschläglich. Der Herr Baron wandte sich an die Statthalterei und diese schickte die Bücher abermals an die genannten Anstalten von einer officiellen Zuschrift begleitet, in der es heißt: „Die Lehren des Baron Marenzi seien geeignet, die bisherigen Irrthümer der Geologie aufzuklären und den Misbrauch zu beseitigen, welcher mit derselben getrieben wurde." Die Bücher liegen nun wieder bei der geologischen Reichsanstalt und man ist gespannt, wie sich dieses Institut der in der Zuschrift gelegenen, die freie Forschung berührenden Pointe gegenüber verhalten und ob sie bei ihrem frühern Votum beharren werde.

Zufällig hatte ich die erste der genannten Schriften zur Hand und es war natürlich, daß ich dieselbe sogleich einer nähern Prüfung unterwarf. Es stellte sich aber heraus, daß jener Zeitungsartikel etwas eilig zu Stande gebracht sein müsse und auf wenig mehr als flüchtigem Hörensagen beruhe. Der wirkliche Titel des Buchs ist:

1. Zwölf Fragmente über Geologie, oder Beleuchtung dieser Wissenschaft nach den Grundsätzen der Astronomie und der Physik, von Franz Grafen von Marenzi. Zweite vermehrte Auflage. Mit vier Figurentafeln. Triest, Direction des Oesterreichischen Lloyd. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Abgesehen von der neuen Hypothese, worauf der Verfasser seine Darstellung stützt, haben wir nun in dem Werke gar keine so unwissenschaftliche extreme Anschauung auffinden können, wie sie jener Zeitungsartikel der Welt glauben machen will. Es fehlt daher auch nicht an Grund, alles übrige, was er mittheilt, in Zweifel zu stellen. So viel ist aber gewiß, daß das Buch gerade durch diese oberflächliche Besprechung viel mehr Beachtung finden wird, als es sonst gefunden haben würde, und darüber werden sich Verfasser und Verleger nur freuen können, auch kann dies für die Wissenschaft selbst von Nutzen sein, weil sie dadurch Anregungen erhält, die zu Kampf und Gegenkampf treiben, wodurch sich das Alte entweder in seiner Vortrefflichkeit bewähren kann, oder dazu verstehen muß, dem Neuen die Anerkennung nicht zu versagen. Die Geologie ist schon seit langer Zeit auf

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel.

Nebst Briefen von Alexander von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie von Méris.

Herausgegeben von Alexander Büchner.

8. Geh. 24 Ngr.

Pauline Wiesel, geborene Cesar, war die Geliebte des geistreichen preußischen Prinzen Louis Ferdinand. Sie starb in Frankreich im Jahre 1848, und in ihrem Nachlaß wurden diese hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe aufgefunden. Es sind 13 Briefe des Prinzen, je einer von A. von Humboldt und Rahel, 22 von Gentz, 4 von Varnhagen, 4 von Marie von Méris, 3 von Pauline selbst, alle getreu von den Originalen abgedruckt und voll pikantester Beiträge zur Charakteristik der Personen und Zustände, welche jenem merkwürdigen Kreise angehörten. Eine biographisch-kritische Einleitung des Herausgebers ergänzt durch sorgfältig gesammelte Notizen die Lücken in den brieflichen Mittheilungen. Das kleine Buch dürfte nicht gewöhnliches Interesse erregen.

Bei Schmorl & von Seefeld in Hannover erschien soeben:

Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter.

Herausgegeben von

Dr. F. Seinecke.

In Sprüchen und Liedern unserer Dichter verschafft uns der Herausgeber tiefe Blicke in das Frauenleben; wir hören das erste verständliche Lallen des Kindes, das ganze ahnungsreiche Leben der Jungfrau zieht an uns vorüber, — wir verstehen den Jubel der Mutter, — kurz, das Frauenleben in allen seinen Freuden und Leiden, seinem Wünschen und Hoffen, von der Wiege bis zum Grabe, entrollt sich unsern Blicken. — Bei der vorzüglichen, des Inhalts würdigen Ausstattung, dem geschmackvollen Einbande und dem billigen Preise von 1 Thlr. 20 Gr. empfiehlt sich das Werk ganz besonders zu einem Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibelgeschichte.

Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu

von

Christian Carl Josias Bunsen.

Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein aus Bunsen's Nachlaß erscheinendes Werk, dessen Hauptbestandtheil ein Leben Jesu bildet, hätte wol jederzeit Beachtung gefunden, wird aber gegenwärtig, wo diese Frage durch die Werke von Renan, Strauß, Schenkel, Schleiermacher u. a. in den Vordergrund getreten ist, um so größeres Interesse erregen.

Es bildet den neunten Band von Bunsen's „Bibelwerk", ist aber gleichzeizeitig unter obigem Titel separat erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Sechster Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Venedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition. Von Karl Hopf. — II. Die politische Anlage und Thätigkeit der verschiedenen deutschen Stämme. Eine culturgeschichtliche Skizze. Von Friedrich Rückert. — III. Fürstenromantik im 15. Jahrhundert. Von Ludwig Löher. — IV. Pfalz-Baiern gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Skizze. Von L. H.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 36. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, den Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 45 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1½ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Begründet von Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. A. Volkert.

Sechsunddreißigster Theil. Dritte Folge. Zwölfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Eisenbahnmord in London. (1864.) — Dr. Palmer. (Strychninvergiftung. London. 1856.) — Dr. Müller, königlicher Hofprediger in London. (Betrug, Urkundenfälschung.) — Peter Zybach. (Brandstiftung auf der Grimsel. 1852.) — Eine Nacht in einem Abbau bei Sontop im Großherzogthum Posen. — Orrava Peter's Sohn Pebo, ein estnischer Knecht. (Kindermord. 1825.) — Eine Mörderin ihrer Kinder aus dem Großherzogthum Hessen-Darmstadt. (1846.) — Prinz Lieschen.

Wie aus vorstehendem, ebenso mannichfaltigem als gewähltem Inhalt ersichtlich ist, rechtfertigt der soeben erschienene neue Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit den bewährten Ruf und die Gunst, welche sich das Unternehmen seitens des deutschen Publikums seit einer langen Reihe von Jahren erfreut.

Die Erste und Zweite Folge des „Neuen Pitaval", jede 12 Bände umfassend, erschienen in neuer Ausgabe zu ermäßigten Preise von 1 Thlr. für jeden Theil. Die Dritte Folge erster bis elfter Theil kosten jeder 2 Thlr.

In der Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann in Mannheim ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Encyklopädie der Pädagogik im Grundriß.

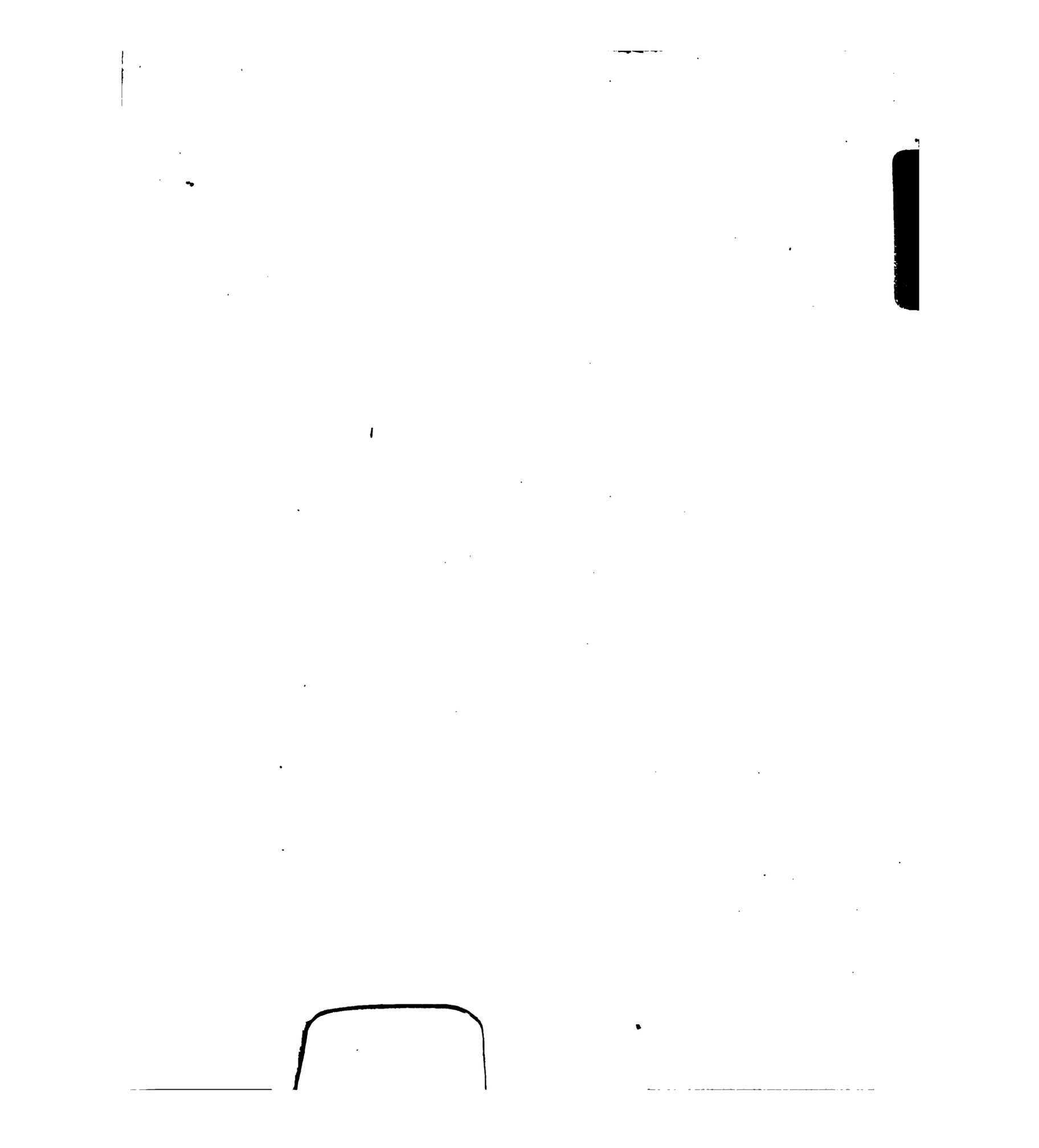
Zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbstunterricht

von

Dr. Alb. Wittstock.

Gr. 8. Broschirt 24 Sgr. = 1 Fl. 21 Kr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Schiller'schen Spruchs könnte man ausrufen: „Immer noch besser ein kleiner König, als ein großer Kärrner!"

Im übrigen sind die Recensionen und Essays von Otto Banck gedankenreich und eröffnen nach allen Seiten hin viele und große Perspectiven, wie dies bei einem anerkannt geistvollen Autor auch nicht anders zu erwarten ist. 17.

Aus der Geschichte Tirols.

Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse von Alfons Huber. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Im Jahre 1864 wurde das fünfhundertjährige Jubiläum der Vereinigung Tirols mit Oesterreich gefeiert und infolge dessen erschienen mehrere, auf dies geschichtliche Ereigniß bezügliche Schriften, unter denen die vorliegende die Ansprüche an eine gründliche und wirklich historische in vollem Maße befriedigt. Sie gewährt sogar einige Perspectiven auf die gleichzeitigen, außerhalb Tirols spielenden Ereignisse, die allerdings etwas reicher und freier hätten geboten werden können. Ihre Bedeutung liegt aber vorzugsweise in der Objectivität der Darstellung und in dem Schatz von Originalurkunden, die sie theils aus schon gekannten Büchern reproducirt hat oder zum ersten mal mittheilt. Wesentlich Neues war am Ende in der bekannten Geschichte nicht zu bringen; dagegen mußte es Aufgabe sein, die vielfach verschlungenen Rechtsverhältnisse, Ansprüche und Besitztitel zu entwirren und einen klaren Ueberblick über eine Geschichte von Intriguen und Gewaltthätigkeiten zur Erwerbung eines Landes zu verschaffen, dessen politische Bedeutung durch Beherrschung der Pässe nach Italien eine höchst ansehnliche war. Das Haus Habsburg zeigt sich in dieser Jagd auf ein benachbartes Land nicht blos am glücklichsten, sondern auch am raffinirtesten, und wenn dies nach den heutigen Begriffen von politischer Sittlichkeit auch nicht zu besonderm Lobe gereicht, so bleibt doch in der Politik der Erfolg, und würde er mit den verwerflichsten Mitteln erreicht, das beste Lob für denjenigen selber, der Politik macht. Die Politik des Länderzusammenraffens durch Heirathen, Erbverschreibungen, Gewaltthätigkeiten und Intriguen, haben jedenfalls die Habsburger in Deutschland am besten verstanden, und in der Zeit, wo sie ihre Hausmacht gründeten, war ihre Politik auch in allen Stücken zu rechtfertigen. Der Stärkste oder der Reichste nahm damals, in der Zeit des Faustrechts, was er nehmen konnte, und er hatte recht; die Völker, wiewol sie ihre Verfassungen, ihr Landesrecht und ihre „privilegirten Freiheiten" eifersüchtig bewachten und erst dem Fürsten huldigten, wenn er diese Verfassung beschworen, galten doch nur als Sachen, in deren Besitz man sich setzen könne, ohne sie selbst zu fragen. Die Völker selbst waren auch so wohl erzogen, daß sie es als selbstverständlich ansahen, irgendeines Fürsten Beute zu werden, und sich neues Regiment ganz gern gefallen ließen, wenn nur ihre Sitten und Gerechtsame anfänglich geschont wurden. Die Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich, um dessen Besitz drei Geschlechter 30 Jahre stritten, und die z letzten definitiven Abschluß erst am 29. September 1 durch den Frieden von Schärding fand, gewährt in d Hinsichten eine seltene Mannichfaltigkeit.

Zuerst hatten die Herzoge von Oesterreich sich d tens, welches damals zu Tirol gehörte, sich gewal bemächtigt und den Besitz desselben auch wirklich z haupten und später zu sanctioniren gewußt. Dann gann die Jagd auf die Grafschaft Tirol, deren Herr männlichen Nachkommen besaß. Mit Habsburg i men rivalisirte das damals mächtige Haus Luxem welches auf dem Königsthron von Böhmen saß, u gelang ihm in der That, durch Geld und Verheira seines Erben mit der Erbin von Tirol, der Marg Maultasch, sich Tirols für die Folge scheinbar zu Scheinbar; denn Margaretha, die Tochter des letzte fen von Tirol, verlangte von einem Mann mehr, a der junge Luxemburger, der ihr vermählt war, konnte. Sie war überdies kokett und schwach rakter, launisch und leicht zu überreden: Eigens welche sich die diplomatischen Habsburger wol zu machen wußten. Infolge dessen jagte Margarethe Gatten mit Hülfe tiroler Großen weg. Anstatt d aber die Habsburger Vortheil davon zogen, gelang Wittelsbachern, die durch einen Kaiser aus ihrem eben zu großer Macht gelangt waren, sich Marg Gunst zu erwerben, die ihre Hand, trotz des Kirchen einem Sohn des bairischen Kaisers gab, dem Mar Ludwig von Brandenburg, der nun Herr von Tirol und längere Zeit blieb, und alle Versuche der nach den Luxemburger und der intriguirenden Habsburg Tirol vereitelte.

Der Mangel an Nachkommenschaft ließ jedoch ten, daß der Streit um Tirol nach des Markgra mit erneuerter Heftigkeit ausbrechen werde, trotzde die Grafschaft in eine politische Verbindung ein setzte. Und für diesen Fall sah sich das Haus H vor; es rüstete, bestach einflußreiche tiroler Gr suchte sich der Gunst von Margaretha Maultasch sichern, deren Sohn Meinhard nach des Vaters von München aus, und ganz einer bairischen Pol liefert, das Land Tirol zu dessen großer Unzufri regierte. Zwar kam er auf den Ruf der Tir Land; aber er starb bald darauf im jugendlichen und es wurde nun ein Regierungsrath aus d ßen des Landes bestellt, der mit Margaretha sc so schlecht als möglich regierte. Jetzt spielten d burger ihre Karten aus. Ihre bestochenen Adelic ten ihnen einen Theil des Landes; Margaret wurde von Herzog Rudolf bestimmt, am 26. Janu durch eine Urkunde die Regierung Tirols an Ö zu übertragen, diesem das Land zu verschreib also überrumpelte Land fügte sich, und bald n die Habsburger auch die letzte Souveränetät, die garetha Maultasch reservirt, indem sie sie zur Z zwangen. In den mehrjährigen nun folgenden zwischen den Wittelsbachern und Habsburger

ehaupteten die letztern den Sieg, und so war denn mit em auch heute noch verführerischen Grundsatz: „Macht st Recht!" die Grafschaft Tirol ein Theil des Länder-

gebiets geworden, welches die einst armen Grafen von Habsburg sich bereits durch allerhand Mittel erworben hatten. Eduard Schmidt-Weißenfels.

Feuilleton.

Literarische Plaudereien.

Die Haupt- und Residenzstadt München steht gegenwärtig n Vordergrunde der sich um das Theater drehenden Conversa- on, weniger durch große Ereignisse auf dem Gebiete der Kunst nd Literatur, als durch denkwürdige Anekdoten, welche für den latsch und Skandal einen unerschöpflichen Stoff bieten. Während alle Bierfragen zur Zufriedenheit der Münchener edigt sind, während die Dichter friedlich auf ihren Lorbern hen und ihre Pensionen fortgenießen, ohne sich um ihre Reife r den Maximiliansorden zu streiten, welchen weiland der Dich- : der „Brunhild" als poetischer Kapitelchef dem allzu leicht- schürzten Mirza-Schaffy versagen zu müssen glaubte, bis der Weise von Tiflis" endlich mit dem Schmuck der geistigen Rit- : durch des Königs Huld geziert wurde, während von den ünchener Tänzerinnen nur die Localreferenten und Localbe- anderer sprechen, und keine Lola aus ihren jungfräulichen ihen heraustritt, um mit der Reitgerte der Tendenz und Ge- nkenfreiheit um sich zu hauen, begab es sich in diesen Zei- t des Friedens, was wie ein „Märchen im Frack" erklingt, ß eine an der Isar bisher wenig heimische Kunst, die Musik, f einmal hervortrat aus dem Reigen der Schwestern, der alia und Melpomene und der einst so unbescheidenen Terpsi- ore und das große Wort gelassen aussprach: Meine Stunde t geschlagen. Die Muse des Gesangs, so schwer es ihr auch macht wurde, die Musik der Zukunft hielt ihren Einzug in Isarstadt.

In der That, Richard Wagner ist selbst der Held eines erntextbuchs „jener Zukunft" geworden, über welche weder e Muse noch seine Schule Gewalt hat, die, um den Aus- ck des alten Homer zu gebrauchen, „zwischen den Knien Götter liegt". Wer kann ihn hindern, den Scribe oder gner der Zukunft, des Günstlings rasches Emporsteigen und en Fall, des Tongebietigers Auf- und Niedergang zum Text r Oper zu machen, in welcher es weder an kräftigen Chö- der entrüsteten münchener Bürger noch an energischen ales fehlen dürfte? Der erste Act, die grollende Erbitte- g der Klerikalen und echten, durch die poetische Ueberriese- z aus Lübeck und Berlin noch unverwässerten Bavaren, de unfehlbar an den ersten Act der Meyerbeer'schen „Afri- rin" erinnern, während der Schiffbruch der Zukunftsmusik dings nicht die Decorationsmalerei zu so großartigen Lei- gen ermuthigen dürfte, wie das berühmte Schiff des dritten s der neuesten Modeoper bei seinem Untergang in den raphisch fragwürdigen Gewässern.

Wir schreiben hier kein musikalisches Blatt, wir brauchen r „Tristan und Isolde" und die kühnen Dissonanzen der nftsmusik zu besprechen, noch weniger die kühnere Disso- der ungebundenen Rede, welche aus dem Munde Hans Bülow's als ein im Norden heimischer und harmlos ge- ter Kraftausdruck auf die empfindlichen Gemüther des Sü- einen ohr- und herzzerreißenden Eindruck machte; wir hen nicht zu untersuchen, wie viel die Isarstadt in Bezug hre musikalische Entwickelung und Bedeutung an dem jeden- bedeutenden Talent Richard Wagner's verloren hat, wenn sein „Tristan und Isolde" sich nicht einmal auf den Brettern münchener Hoftheaters erhalten konnte, weil die wahrhaft chen Tenore zu den Naturspielen gehören und so selten wie die Albinos und sonstige Meßbudenbewohner.

Ebenso wenig schreiben wir ein politisches Blatt und brau- auszurechnen, wie viel Richard Wagner der bairischen Civil- gekostet hat, und, was zu den schwierigsten Problemen der Finanzwissenschaft gehört, gekostet haben würde; wir brauchen uns nicht um seine Teppiche, seine seidenen Schlafröcke und Schlafmützen zu bekümmern, obgleich er jedenfalls eine lebendige Illustration zu jenem Manteuffel'schen Ausspruch von der Revolution im Schlafrock war; wir haben ein Recht, uns selbst um jenen demokratischen Staat der Zukunft nicht zu bekümmern, welchen nach den Angaben seiner Gegner der Componist unter den Auspicien des Königs gründen wollte; ebenso wenig um den Bau des neuen großartigen Opernhauses und der demokratischen Straßentaufe in der Residenz, noch weniger aber um das Cabinetssecretariat, um Herrn von Pfistermeister, um das Vertrauensvotum der Münchener und das Mistrauensvotum der Nürnberger, um die ganze politische Bewegung, um den ganzen Lärm, auf den sich die Zukunftsmusik nach der Ansicht der Gegner versteht und der sich daher an ihre Fersen hängt, auch wo sie ihn selber nicht componirt hat. Wir constatiren nur die Thatsache, daß Richard Wagner auf mehrere Monate aus Baiern verwiesen ist — „Thoren nennen es auf ewig"; aber auch angesehene politische Zeitungen theilen diese Anschauung; wir constatiren diese Thatsache zunächst, weil Richard Wagner durch seine Werke über das Kunstwerk der Zukunft, sowie durch seine dramatischen Dichtungen, welche das ungebildete Theaterpublikum noch als „Operntexte" zu bezeichnen pflegt, der Literatur angehört, dann aber, weil alle diese Vorgänge eine neue Illustration zu dem Schiller'schen Text bieten:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem vergänglichen Grunde —

weil sie uns lehren, welch ein vergänglicher Grund für neue künstlerische Richtungen die Protection eines noch so kunstsinnigen Fürsten ist. Immerhin bleibt es merkwürdig, daß die Vertreter des Geistes und der geistigen Freiheit, die Männer der Poesie und Wissenschaft, am bairischen Thron stets eine stille Gemeinde gebildet haben, die zwar auch von den Nationalbaiern nicht recht assimilirt werden konnte und ihnen hin und wieder eine kleine Indigestion verursachte, aber doch niemals zu stürmischen Auftritten, zu Scenen Veranlassung gab, während eine Tänzerin und ein Musiker die elementarischen Gewalten des bairischen Volksgeistes entfesselten und politische Stürme heraufbeschworen.

Ein Vertreter jener stillen geistigen Gemeinde, Friedrich Bodenstedt, hat inzwischen eine dramaturgische Stellung am münchener Hoftheater angenommen, mit der Aufgabe, den Darstellern und Darstellerinnen die Rollen der classischen Dramen einzustudiren. Wir wünschen dem liebenswürdigen „Weisen von Tiflis" alles Glück bei einer Mission, bei der er seine ganze Weisheit nöthig haben wird. Denn so wünschenswerth es ist, daß manchem Künstler und mancher Künstlerin ein geistiges Licht über ihre Rolle angezündet wird, so wenig theilen die betreffenden Künstler selbst den Glauben an diese Nothwendigkeit und begrüßen die dramaturgischen Commentare in der Regel nicht in aufmunternder Weise. Gibt es doch viele, die, wie das Goethe'sche Maulthier, am besten ihren Weg im Nebel finden und die durch ein plötzlich auftauchendes Licht scheu gemacht und aus ihrer instinctiven Sicherheit gebracht werden. Inzwischen gastiren namhafte Tragödinnen, wie Frau von Bulyovsky und Fräulein Janauschek auf der münchener Hofbühne, und Schiller's „Maria Stuart" wurde ohne Regiestriche in aller Vollständigkeit zur Aufführung gebracht, wie früher „Don Carlos", ohne wie dieser, bis zur Geisterstunde zu spielen, die gleichzeitig mit dem Escurial auch im münchener Hof-

theater eintrat. In der „Maria Stuart" ist es, von kleinern Regiestrichen abgesehen, nur die zweite Hälfte des fünften Actes, welche bei einer vollständigen Darstellung als wesentlich neu erscheinen muß. Wenn der Dichter auch der Königin Elisabeth in diesen Scenen die verdiente, obgleich nur psychologisch angedeutete Züchtigung zutheil werden läßt, so ist doch nicht zu verkennen, daß der theatralische Effect dieser letzten Auftritte, nach den Scenen vor und bei der Hinrichtung der Maria Stuart ein sehr matter und abgeblaßter sein muß.

Während dieser classischen Experimente auf der münchener Hofbühne entfaltet das münchener Actien-Volkstheater nach allen Seiten hin seine Kräfte. Bei der Prämienconcurrenz ist kein Stück des ersten Preises von 500 Gulden würdig befunden worden. Um den zweiten Preis, der ebenso wie der erste nur nach dem glücklichen Erfolg von drei Aufführungen ausgetheilt wird, findet noch ein Wettrennen zwischen drei Stücken statt, bei welchem allem Anschein nach das soeben aufgeführte Schauspiel: „Ein Haberfeldtreiben", von Arthur Müller, seine Concurrenten um eine Nasenlänge schlagen dürfte. Jedenfalls hat der Autor die antiken Stoffe glücklich vermieden und den Münchenern keine allzu weiten Perspectiven zugemuthet. Die zweite Rubrik der Preisstücke: das Lustspiel, ist ganz leer ausgegangen. Dagegen werden in der dritten zwei Zaubermärchen: „Vineta" und „Dornröschen", das Wettrennen um die 300 Gulden antreten. Die eigentliche derb-komische Posse scheint wie das Lustspiel gar nicht oder ohne Glück vertreten gewesen zu sein. Es scheint, den Deutschen ist der Humor ganz ausgegangen oder sie geben nur noch Stoffe für die Humoristen und Satiriker der Zukunft: eine Bemerkung, durch welche diese Causerie ihr Ende mit ihrem Anfang in künstlerischer Weise verknüpft.

Bibliographie.

Andreae, H. B., Die Weltanschauung des Glaubens in einer praktischen Auslegung des Hebräerbriefes. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Apel, T., Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. Qu. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bekk, A., Shakespeare und Homer. Ein Beitrag zur Literatur und Bühne des englischen Dichters. Wien, Hartleben. 8. 20 Ngr.

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. 1ster u. 2ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Budge, J., Ueber den Schmerz. Ein populärer Vortrag. Leipzig, Günther. 1866. 8. 7½ Ngr.

Bühren, H., Kleine Blüten. Gedichte. Troppau, Schüller. 1866. 8. 20 Ngr.

Bussy, C. de, Die Empörer gegen Kirche und gesellschaftliche Ordnung. Aus dem Französischen von C. A. Kallmus. 2 Bde. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Volks-Ausgabe. 1ster bis 4ter Bd. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. à 12 Ngr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. 1ster Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Davis, N., Wanderungen durch Ruinen-Städte auf numidischem und karthagischem Gebiete. Eine Fortsetzung von desselben Verfassers Werke: „Karthago und seine Ueberreste." Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Desor, E., Aus Sahara und Atlas. 4 Briefe an J. Liebig. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Dichtungen von C. (König Carl XV. von Schweden.) Aus dem Schwedischen von A. v. Winterfeld. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 20 Ngr.

Edwards, Amelia B., Barbara. Ein Lebensbild. Aus dem Englischen von Alma v. Metzsch. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das irdische und das himmlische Erbe. Eine Familiengeschichte erzählt von der Verfasserin von „Gott ist mein Heil", und „Durch Kreuz zur Krone." Halle, Fricke. 1866. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Faber, C., Vorlesungen über die Geschichte Preußens und dessen Beziehungen zu Deutschland. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 20 Ngr.

Gätschenberger, S., Die Cavalier- und Jakobitenlieder, oder die politische Poesie Schottlands. Uebersetzt und mit einer Einleitung und historischen Anmerkungen versehen. Würzburg, Stahel. 1866. 16. 15 Ngr.

Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Heften. Herausgegeben von M. H. Schmidt. 6tes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 12 Ngr.

Girtler, Emma, geb. Nowotny, Maiglöckchen. Jugendträume, Brautgesang, Herzenstöne. Ein Liederkranz. Wien, Geitler. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goltz, B., Das Kneipen und die Kneip-Genies. Berlin, Jeck. 1866. 16. 5 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zu [illegible] Unterhaltung für Stadt und Land. 10ter Jahrgang. Altona, Bur. Bureau. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. [illegible] und Weisheitssprüche aus deren Werken. Ein Führer durch [illegible] die sittliche Welt. 3te wesentlich vermehrte und verbesserte Aufl. [illegible] Amelang. 1866. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Graf, H. H., Die geschichtlichen Bücher des Alten Test. 2 historisch-kritische Untersuchungen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grau, R., Ueber den Glauben als die höchste Vernunft. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Grimm, P., Geheimnisse von St. Petersburg. (Letzte Lebensjahre des Kaisers Nikolaus.) Deutsche Original-Ausgabe. 2 Thle. Julien. 1866. 8. 2 Thlr.

Hafis, Schems-eddin Muhammed, Der Divan. [illegible] übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Weidmann. 10 Ngr.

Hallier, E., Darwin's Lehre und die Specification. Hamburg, Meissner. 8. 7½ Ngr.

Harrer, Marie, Gedichte. Hannover, Hahn. 1866. 12. [illegible]

Haßwehr, A., Die Thespiade oder die kleine Bretterwelt. [illegible] Wegener. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Haydn, Mozart, Beethoven, ihr Leben und ihre Werke. [illegible] Vorträge für Spieler und Hörer. Dresden, am Ende. 1866. 10 Ngr.

Helle, F. W., Maria Antoinette. Eine episch-lyrische [illegible] Wien, Seidel u. Sohn. 1866. 2. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Neue Gedichte. Berlin, Langguth. 1866. 8. 20 Ngr.

Hobein, E., Byron-Anthologie. Auserwähltes aus [illegible] Dichtungen. Schwerin, Stiller. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, C., Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. Die religiösen und politischen Reformen im Geist des Abfalls. Umsturz der alten Zustände in der französischen Revolution. [illegible] J. F. Steinkopf. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Holtzmann, H., Ueber den gegenwärtigen Stand der Theorie [illegible] ihr Verhältniß zum wissenschaftlichen Bewußtsein der Zeit. [illegible] Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Huxley, Ueber unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur. 6 Vorlesungen für Laien. [illegible] von C. Vogt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Jacoby, J., Heinrich Simon. Ein Gedenkbuch für das deutsche [illegible] 2te wohlfeile Aufl. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch für Litteraturgeschichte herausgegeben von R. [illegible] 1ster Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Janet, P., Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland [illegible] fung des Dr. Büchnerschen Systems, übersetzt mit einer Einl. [illegible] Anmerkungen von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. [illegible] mit einem Vorwort von J. H. v. Fichte. Paris, Jung-Treuttel. 1 Thlr.

Jeaffreson, J. C., Durchs Leben überwunden. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. 4 Bde. Autorisirte Ausgabe. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Jobber der vornehmen Welt, oder das Verhängniß. Ein Roman. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Scherl. Lex.-8. à 4 Ngr.

Irsa, F. W., Auf hoher See. Drama. Wien, Geitler. [illegible]

Klesheim, A. Freih. v., 's Schwarzblattl aus'n Bienenkorb. 1. Thl. Bildln in Holzrahmln. Gedichte in der österreichischen Mundart. Wien, Gerold's Sohn. 1866. 8. 1 Thlr.

Körner, F., Geschichten aus der Geschichte. Belehrende Erzählungen. 1ster Thl. Dresden, Meinhold u. Söhne. Hoch 4. 1 Thlr.

Körner, H. J. A., Lebenskämpfe in der Alten und Neuen Welt. Eine Selbstbiographie. 1ster Bd. Leipzig, Keil. Br. 8. 1 Thlr.

Körner's, T., sämmtliche Werke. Im Auftrage der Familie seines Vaters herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von K. Streckfuß. Einzig rechtmäßige und vollständige Gesammt-Ausgabe in 1 Bde. Nicolai. 1866. 8. 1 Thlr.

Mangin, A., Der Ocean, seine Geheimnisse und Wunder. [illegible] Schlingmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martin, H., Gedichte. Dresden, Wiemecke. 1866. 16. [illegible]

Richter, H., Das weström. Reich besonders unter den Gratian, Valentinian II. und Maximus (375—388). Berlin. [illegible] Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scheeben, M. J., Die Mysterien des Christenthums. Bedeutung und Zusammenhang derselben nach der in ihrem übernatürlichen Charakter gegebenen Perspective dargestellt. Freiburg im Br. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scherrer, J., Die Gallier und ihre Verfassung. Eine [illegible] Heidelberg, Weiss. Gr. 8. 15 Ngr.

Storm, T., Drei Märchen. Hamburg, Mauke Söhne. [illegible] 1 Thlr.

Virchow, R., Ueber die nationale Entwickelung und [illegible] Naturwissenschaften. Rede. Berlin, A. Hirschwald. 8. [illegible]

Vom Ostseestrand. Belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg. [illegible] trägen von Henriette v. Bissing, John Brinckmann, Karl [illegible] ausgegeben von E. Hobein. Schwerin, Stiller. 1866. [illegible]

Wehl, F., Dramen. II. Lustspiele. Leipzig, Matthes. [illegible]

Wood, Mrs. H., Oswald Cray. Eine Erzählung. A. Heynrichs. 3 Thle. Autorisirte Ausgabe. Dresden. [illegible] 8. 3 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1866 beginnt ein neues Abonnement f die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle swärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) er- ht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern zugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung statt- det.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonn- s und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des fol- den Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach scheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein las- , das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkomm- t. Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt eränderte dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberal- s und nationales, nach allen Seiten unabhängiges gan wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, iheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftre- s nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. serate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die teste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr ägt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Ein illustrirtes Prachtwerk für die Jugend.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

lustrirter Handatlas
zur Länder- und Völkerkunde.

Im Verein mit **H. Leutemann**
herausgegeben von
E. Leeder und Th. Schade.

s-Folio. 22 Blätter in Stahlstich und Farbendruck mit 243 Illustrationen.

Cartonnirt 6 Thlr. 20 Ngr.

Geographie und Naturkunde sind diejenigen ge des Wissens, welche die Jugend am meisten an- hen. Unter allen derselben zur Auswahl gebotenen rwerken vereinigt aber keins beide Gebiete so mitein- wie der „Illustrirte Handatlas", indem er sowol an- liche Karten (22) aller Welttheile und Hauptländer, ich, und zwar in inniger Verbindung damit, charak- sche Abbildungen in Stahlstich (243) aus dem rleben, der Thierwelt und der landschaftlichen Natur t.

ls Festgeschenk für die reifere Jugend, als be- aden und dauernden Genuss gewahrenden Bil- atz für Familien gibt es kein passenderes mpfehlenswertheres Werk als den „Illustrirten atlas".

ine Ausgabe desselben Werks mit ausführlichem Text 8 Thlr. 24 Ngr., cartonnirt 9 Thlr., gebunden 10 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke
von
Rudolf Gottschall.

8. Geh. In Bändchen zu je 15 Ngr.

Erstes Bändchen: Pitt und Fox. Lustspiel in fünf Aufzügen.
Zweites Bändchen: Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Drittes Bändchen. Die Diplomaten. Lustspiel in fünf Aufzügen.
Viertes Bändchen. Der Nabob. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil bereits beliebte Repertoirestücke der deutschen Theater geworden sind, waren bisher erst wenige im Druck erschienen. Der Dichter legt dieselben jetzt in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vor. Theaterdirectoren und Bühnenmitgliedern wie überhaupt allen Freunden der dramatischen Literatur wird diese Gesammtausgabe gewiß willkommen sein.

Den ersten beiden Bändchen ist soeben das dritte und vierte gefolgt. Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mirandola, die Herrnhuterin.
Fra Tedesco.

Zwei Novellen von
Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Lesewelt zwei neue werthvolle Gaben. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leisesten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit; die zweite ist von der südlichen Glut des italienischen Himmels durchleuchtet und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen bekunden auch in der Form die Meisterschaft des Verfassers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Märchenbuch für meine Kinder.

Von
Wolfgang Müller von Königswinter.

8. Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

Ich leg' euch auf den Weihnachtstisch,
Ihr Kinder, diese Mären.
Lest sie mir fleißig, froh und frisch
Und merkt euch, was sie lehren.

Ich nahm sie aus des Volkes Mund,
Der ist von Gold, wahr und gesund;
Aufs neue thu' ich hier sie kund
Im lust'gen Spiel der Reime.

Mit diesen Versen führt der bekannte rheinische Dichter ein Buch ein, in dem er zur Ergötzung für jung und alt einige der beliebtesten Volksmärchen der Deutschen (Der starke Hermel, Der schlaue Hick, Die sieben Schwaben, Aschenbrödel, Die sieben Raben) in Reime gebracht hat. In gebildeten Familienkreisen wird sich Müller's auch äußerlich elegant ausgestattetes „Märchenbuch" bald als eine liebe und werthe Gabe heimisch machen und namentlich eins der willkommensten Festgeschenke bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel.

Nebst Briefen von Alexander von Humboldt, Rahel, Varnhagen, Gentz und Marie von Méris.

Herausgegeben von Alexander Büchner.

8. Geh. 24 Ngr.

Pauline Wiesel, geborene Cesar, war die Geliebte des geistreichen preußischen Prinzen Louis Ferdinand. Sie starb in Frankreich im Jahre 1848, und in ihrem Nachlaß wurden diese hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe aufgefunden. Es sind 13 Briefe des Prinzen, je einer von A. von Humboldt und Rahel, 22 von Gentz, 4 von Varnhagen, 4 von Marie von Méris, 3 von Pauline selbst, alle getreu von den Originalen abgedruckt und voll pikantester Beiträge zur Charakteristik der Personen und Zustände, welche jenem merkwürdigen Kreise angehörten. Eine biographisch-kritische Einleitung des Herausgebers ergänzt durch sorgfältig gesammelte Notizen die Lücken in den brieflichen Mittheilungen. Das kleine Buch dürfte nicht gewöhnliches Interesse erregen.

Bei Schmorl & von Seefeld in Hannover erschien soeben:

Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter.

Herausgegeben von

Dr. F. Seinecke.

In Sprüchen und Liedern unserer Dichter verschafft uns der Herausgeber tiefe Blicke in das Frauenleben; wir hören das erste verständliche Lallen des Kindes, das ganze ahnungsreiche Leben der Jungfrau zieht an uns vorüber, — wir verstehen den Jubel der Mutter, — kurz, das Frauenleben in allen seinen Freuden und Leiden, seinem Wünschen und Hoffen, von der Wiege bis zum Grabe, entrollt sich unsern Blicken. — Bei der vorzüglichen, des Inhalts würdigen Ausstattung, dem geschmackvollen Einbande und dem billigen Preise von 1 Thlr. 20 Gr. empfiehlt sich das Werk ganz besonders zu einem Festgeschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibelgeschichte.

Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu

von

Christian Carl Josias Bunsen.

Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein aus Bunsen's Nachlaß erscheinendes Werk, dessen Hauptbestandtheil ein Leben Jesu bildet, hätte wol jederzeit Beachtung gefunden, wird aber gegenwärtig, wo diese Frage durch die Werke von Renan, Strauß, Schenkel, Schleiermacher u. a. in den Vordergrund getreten ist, um so größeres Interesse erregen.

Es bildet den neunten Band von Bunsen's „Bibelwerk", ist aber gleichzeizeitig unter obigem Titel separat erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von Friedrich von Raumer.

Vierte Folge. Sechster Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Benedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition. Von Karl Hopf. — II. Die politische Anlage und Thätigkeit der verschiedenen deutschen Stämme. Eine culturgeschichtliche Skizze. Von Friedrich Rückert. — III. Fürstenromantik im 15. Jahrhundert. Von L. Löher. — IV. Pfalz-Baiern gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Skizze. Von L. H.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 36. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, den Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 60 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Decaden (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1½ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Begründet von Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. A. Volkert.

Sechsunddreißigster Theil. Dritte Folge. Zwölfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Eisenbahnmord in London. (1864.) — Dr. William Palmer. (Strychninvergiftung. London. 1856.) — Dr. Dodd, königlicher Hofprediger in London. (Betrug, Urkundenfälschung.) — Peter Zybach. (Brandstiftung auf der Grimsel. 1852.) — Eine Nacht in einem Abhau bei Sontop im Großherzogthum Posen. — Ottava Peter's Sohn Pedo, ein esthnischer Knecht. (Kindermord. 1825.) — Eine Mörderin ihrer Kinder aus dem Großherzogthum Oldenburg. (1845.) — Prinz Lieschen.

Wie aus vorstehendem, ebenso mannichfaltigem als gewähltem Inhalt ersichtlich ist, rechtfertigt der soeben erschienene neue Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit den bewährten Ruf und die Gunst, welche sich das Unternehmen seitens des deutschen Publikums seit einer langen Reihe von Jahren erfreut.

Die Erste und Zweite Folge des „Neuen Pitaval", jede 12 Bände umfassend, erschienen in neuer Ausgabe zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. für jeden Theil. Der Dritten Folge erster bis elfter Theil kosten jeder 2 Thlr.

In der Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann in Heidelberg ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Encyklopädie der Pädagogik im Grundriß.

Zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Selbststudium

von

Dr. Alb. Wittstock.

Gr. 8. Broschirt 24 Sgr. = 1 Fl. 21 Kr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.